4° Per. 18 t 12

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36615268610013

<36615268610013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Unterhaltungs-Blätter

für

Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Uebersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

Jahrgang 1825.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

der

im ersten Quartal des zweiten Jahrgangs 1825

der

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde

enthaltenen Aufsätze.

Moralische und philosophische Abhandlungen.

Ueber die griechische Revolution, No. 1. Seite 1. No. 2. Seite 19. No. 4. S. 55. No. 7. Seite. 99. No. 8. Seite 119.

Der Missionär J. Smith auf Demerary, N. 1. S. 7. N. 2. S. 22.

Ueber die Trauer bei den Alten und Neuern, N. 3. S. 33.

Das Urtheil von Leibnitz über die Jesuiten, als Erzieher der Jugend, N. 3. S. 38.

Das chinesische Kollegium zu Neapel, N. 4. S. 63.

Gebräuche verschiedener Völker bei der Beerdigung ihrer Fürsten, N. 5. S. 75.

Einfluß der Frauen auf die Revolution in Südamerika, N. 6. S. 81. N. 7. S. 103.

Ueber die Dampfschiffahrt, N. 8. S. 113.

Britanniens ostindische Besitzungen, N. 8. S. 124.

Zustand der Schulen zu Bombay, N. 8. S. 127.

Von den Jesuiten. In Bezug auf geheime Gesellschaften, N. 9. S. 133.

Ein Wort über den gelehrten Unterricht in Spanien, N. 9. S. 140.

Das Reich der Birmanen, N. 10. S. 149.

Das große Drama der französischen Armee von 1812, N. 10. S. 162.

Von der Religion in ihrer Quelle, ihren Formen und ihrer Entwickelung. Von Benjamin Constant. N. 11. S. 169.

Geographische und historische Gegenstände.

Napoleon nach der Schlacht an der Moskau, N. 1. S. 5.

Der Uebergang des Niemen von der großen Armee unter Napoleons Befehl, N. 2. S. 29.

Nachrichten vom Freistaate Mexiko, N. 3. S. 40.

Neueste Nachricht über die englischen Reisenden im Innern Afrika's, N. 3. S. 41.

Die neuentdeckte Insel Macquarie, N. 3, S. 44.

Die schottischen Bergbewohner, N. 3. S. 45.

Fußreise des Kapitäns Cochrane durch das europäische und asiatische Rußland, N. 4. S. 49. N. 5. S. 68.

Chronologie des Jahres 1824, N. 4. S. 60.

Die Insel Lesbos oder Mitylena, N. 6. S. 90.

Reise A. und P. Gerards im Himalaya-Gebirge, N. 6. S. 93.

Unvermuthete Rückkehr des Kapitäns Lyon, N. 6. S. 95.

Die Entdeckungen im Innern Afrika's, N. 7. S. 97. N. 8. S. 115.

Unregelmäßigkeit der Gestalt des Erdballs, N. 7. S. 107.

Haiti, N. 7. S. 110.

Das heutige Rom, N. 8. S. 123.

Die Insel Chio oder Scio, N. 9. S. 136.

Geschichtliche Nachforschungen über die vorzüglichsten Begebenheiten der Regierung Napoleons, N. 9. S. 137.

Eine Szene aus der Pariser Bluthochzeit, N. 9. S. 138.

Notiz über Buchara und Samarkand, N. 9. S. 145.

Die Salzminen von Wieliczka, N. 9. S. 146.

Die Quelle der Themse, N. 9. S. 146.

Beschreibung der Stadt Konstantinopel. Nach dem Türkischen, N. 10. S. 152.

Hydra und die Hydrioten, N. 11. S. 171.

Reise durch England und Schottland, im Herbst 1823, N. 11. S. 180.

Ueber die Vortheile eines Versuchs zur Durchfahrt aus dem nordwestlichen in das nordöstliche Eismeer, N. 11. S. 182.

Sechsmonatlicher Aufenthalt und Reise in Mexiko, No. 13. S. 185. No. 13. S. 206.

Die Insel Kandia, N. 12. S. 187.

Die Handelsstadt Glasgow, N. 13. S. 209.

Die virginische Felsendrucke, N. 13. S. 212.

Geographische und Sittentafeln von Völkern und Städten.

Pariser Sittentafeln:

Das Lotteriebureau, N. 1. S. 9.

Der Pflanzengarten, N. 4. S. 58.

Das Innere eines Fiakers, N. 4. S. 59.

Das Zimmer des Polizeikommissärs, No. 6. S. 88.

Die unterirdischen Tänze, N. 8. S. 117.

Der öffentliche Schreibmeister, N. 8. S. 118.

Theaterrache, N. 9. S. 143.

Die Unterhaltung, N. 11. S. 174.

Die beiden Müßiggänger, N. 11. S. 175.

Das Innere eines Hauses, N. 13. S. 210.

Hunde-Reklamation, N. 13. S. 211.

Nordamerikanische Philanthropie, N. 1. S. 10.

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert, N. 2. S. 17. N. 3. S. 31. N. 4. S. 51.

Der schottländische Affenprofessor, N. 2. S. 28.

Digitized by Google

Der irländische Teufelaustreiber, N. 3. S. 42.
Eine Rathsversammlung der Neger, N. 3. S. 46.
Russische Sittentafeln, N. 5. S. 73. N. 6. S. 86.
Kairo. Aegyptische Sittentafel, N. 7. S. 104.
Nordamerikanische Volksfeste, N. 10. S. 155.
Auszüge aus den neuesten chinesischen Zeitungen, N. 10, S. 156.
Sitten und Gebräuche der Marokkaner, N. 11. S. 172.
Ueber die Sitten und Gebräuche der Nesseriehs, N. 12. S. 189.
Gebräuche einiger Völker bei der Benennung der Neugebornen, N. 11. S. 192.

Literarische und belletristische Aufsätze.

Ueber Kalender und Kalendermacher, N. 1. S. 3. N. 2. S. 21.
Neue Nachrichten über die Sündfluth, N. 1. S 6.
Unterhaltungen mit Sir Walter Scott, N. 3. S. 39.
Ueber einen neuen Zweig der englischen Literatur, N. 4. S. 63.
Von der Zehn, N. 4. S. 63.
Toilette einer römischen Dame, N. 5. S. 71.
Mnemonische Probestücke, N. 7. S. 108.
Einige merkwürdige Sprichwörter der Italiener und Spanier, N. 7. S. 111.
Sprachprobe der Eingebornen von Nordamerika, N. 8. S. 125.
Bemerkungen über die neueste englische Literatur, N. 8. S. 128.
Neugriechische Gesänge, N. 9. S. 142.
Apostroph an die Hoffnung, N. 9. S. 144.
Von der kleinen Zahl der Städte im ehemaligen Gebiet von Karthago, N. 12. S. 194.
Ueber die Lehrsätze des Mémorial catholique, N. 12. S. 195.
Inskriptionen, N. 12. S. 196.
Ueber Ostern 1825, N. 13. S. 205.
Elegie auf Don Josua Conde. Von Moratin, No. 13. S. 213.
Byrons Schwanengesang, N. 13. S. 216.
Ueber den geistigen Zustand der amerikanischen Bundesstaaten, N. 13. S. 216.

Lebensskizzen ausgezeichneter Männer.

André Thouin, N. 2. S. 24.
Lord Byron, N. 3. S. 35.
Karl Pictet, N. 4. S. 60.
Ludwig Reynier, N. 5. S. 72.
Ein Wort über Silvio Pellico, N. 6. S. 89.
Vittoria, N. 7. S. 107.
Ein Wort über Ahrendt, No. 11. S. 176.
J. J. Rousseau's Selbstmord, N. 12. S. 192.

Wissenschaftliche Darstellungen.

Notiz über die Tertiairdecken des Platzes St. Dominik zu Genua und von Sestri di Ponente, N. 3. S. 39.
Die pseudo-ägyptische Augenentzündung, N. 5. S. 65. N. 6. S. 83.
Abriß der moralischen, politischen und metaphysischen Wissenschaften, seit der Wiedergeburt der Literatur, N. 11. S. 178.
Experienzen Gregory's über die Schnelligkeit des Schalls, N. 12. S. 197.
Ein einfacher Goldblatt-Elektrometer, N. 13. S. 219.

Historische Kronik.

Uebersicht der Zeitereignisse des Jahres 1824, N. 1. S. 11. N. 2. S. 26.
Uebersicht der Zeitereignisse im Monat Januar, No. 5. S. 77.
Uebersicht der Zeitereignisse im Monat Februar, N. 10. S. 159.

Scherzhafte und komische Bruchstücke.

Nebensache, N. 3. S. 47.
Erinnerungen aus meinen Jugendiabren, N. 4. S. 53.
Der Elephant und die Esel, N. 5. S. 70.
Zollfreie Gedanken, N. 6. S. 91.
Das moralische Kaleidoskop, N. 6. S. 92.
Vom Ansehen, N. 7. S. 108.
Häckerling, N. 7. S. 109. N. 8. S. 127. N. 11. S. 177.
Ja und immer ja, N. 8. S. 126.
Was man nicht benennt, N. 8. S. 126.
Husten und Seufzen, N. 8. S. 131.
Wahlverlegenheit, N. 9. S. 139.
Der Treubruch, N. 9. S. 141.
Der kleine Mann, N. 9. S. 144.

Vermischte Aufsätze.

Statistische Uebersicht des Großherzogthums Baden, N. 3. S. 44.
Anzahl der Katholiken in England, N. 3. S. 44.
Dampfwaffe, N. 3. S. 44.
Spaniens Finanzen, N. 3. S. 46.
Irlands Bevölkerung, N. 3. S. 46.
Weinbau in Rußland, N. 7. S. 109.
Gesellschaft der Pächter auf St. Helena, N. 9. S. 144.
Chinesische Landmacht, N. 9. S. 145.
Die Schnelle des Sturms vom 18. und 19. November 1824, No. 9. S. 147.
Eine neue Theorie der alten Bildung der Erde, N. 11. S. 173.
Die Dampfschiffahrt in Amerika, N. 11. S. 183.
Bruchstück eines Briefes des gegenwärtigen Herzogs von Orleans an den Bischof von Landaff, No. 12. S. 193.
Eisendraht-Hängebrücken und Landstraßen in Rußland, N. 12. S. 194.
Einiges über den innern Zustand von Columbia, N. 12. S. 197.
Ein Wort über die erloschenen Vulkane Kataloniens, N. 12. S. 198.
Die englische Land- und Seemacht, N. 12. S. 199.
Erzählung einer durch den Honig der Wespe Lechequane verursachten Vergiftung, N. 13. S. 218.

Digitized by Google

Literatur und Beurtheilungen.

Französische Literatur.

Malerische und historische Reise durch Spanien; von Laborde. Beilage N. 1.
Denkschrift über die Mittel, aus Paris einen Seehafen zu machen; von Montgiv. Beilage N. 5.
Gedrängter Inhalt der Geschichte Polens; von Leon Thiesse. Beilage N. 7.
Mexiko im Jahr 1823; von Beulloch. Beilage N. 7.
Anekdoten-Journal der Frau Campan; von Maigne. N. 12. S. 200.
Manuskript von 1813; vom Baron Fain. N. 12. S. 201.
Ein Blick über Spanien; von Duvergier de Hauranne. N. 12. S. 201.
Reise des Generals Lafayette nach Nordamerika. N. 12. S. 201.

Englische Literatur.

Szenen und Eindrücke einiger Gegenden Aegyptens und Italiens. Beilage N. 1.
Eingebildete Unterhaltungen zwischen Schriftstellern und Staatsmännern; von Savage Landor. Beilage N. 3.
Die periodische Presse von Großbritannien und Irland. Beilage N. 3.
Reise durch Deutschland. Beilage N. 5.
Denkschrift über das Leben und den Karakter Edmund Burke's; von James Prior. Beilage N. 5.
Bemerkungen über die Organisation u. s. w. der Militärkolonien in Rußland; von Lyall. Beilage N. 5.
Reise im Innern von Südafrika; von Burchell. Beilage N. 5.
Englische Zeitschriften. Beilage N. 5.
Gesetzkodex der Republik Columbia. N. 10. S. 164.
Vom Adel und dem britischen Edelleutestande; von Lawrence. N. 10. S. 165.
Achtzehnter Bericht der Direktoren der afrikanischen Anstalt. N. 12. S. 199.
Der attische Sammler. N. 12. S. 200.

Holländische Literatur.

Holländische und niederländische Zeitschriften. Beilage N. 3.
Geschichte der französischen Herrschaft in Europa; von van Kampen. Beilage N. 5.
Notiz über den Entwurf, den Niederrhein und Lech in die Yssel zu leiten; von Kraijenhoff. Beilage N. 7.

Dänische Literatur.

Erster offizieller Bericht über die Fortschritte des gegenseitigen Unterrichts in Dänemark; von Abrahamson. Beilage N. 3.
Altnordische Sagen; von Rasn. N. 12. S. 203.

Italienische Literatur.

Die Krisen der Ehe; von Pellico. Beilage N. 3.
Von der besondern Anhänglichkeit des Hundegeschlechts; von Roselli. Beilage N. 5.
Der italienische Zuschauer; von Ferri di S. Costante. Beilage N. 7.
Rede über die vorzüglichsten Regeln der Kritik; von Napione de Cocconato. Beilage N. 7.
Der Merkur der Arzneiwissenschaften. Beilage N. 7.
Wissenschaftlich-literarische Geschichte von Padua; von Colle. N. 10. S. 166.
Vermuthungen über die etruskische Inschrift zu Perugia; von Vermiglioli. N. 10. S. 167.
Ueber das unterirdische Geräusch auf der Insel Meleda; von Stulli. N. 12. S. 202.
Lebensbeschreibung Anton Canova's; von Missirini. N. 12. S. 202.

Neulateinische Literatur.

Bücherkatalog der Offizin Daniel Elzevirs. Beilage N. 5.

Neugriechische Literatur.

Leichenrede über Markos Botzaris; von Schinas. N. 12. S. 202.

Nordamerikanische Literatur.

Handbuch des Staatsmannes. Beilage N. 5.
Notiz eines Ausfluges nach den weißen Bergen; von Pierce. N. 8. S. 130.
Rede, gehalten in der Akademie der schönen Künste. N. 10. S. 166.
Websters Rede über die griechische Revolution. N. 10. S. 166.

Russische Literatur.

Geschichte von Rußland; von Karamsin. N. 8. S. 129.

Norwegische Literatur.

Magazin für Naturwissenschaften; von Lundh, Hansten und Maschmann. N. 10. S. 165.

Korrespondenz.

Cairo, vom 27. Juli 1824. Schreiben Eduard Rüppels, N. 1. S. 15. N. 3. S. 32.
Paris, Dezember 1824. Preisertheilung der französischen Akademie, N. 1. S. 16.
Genf, Januar 1825. Schiffbarmachung des Rhonestroms, N. 4. S. 64.
Aix, 14. Dezember 1824. Schreiben des Ritters von Cheyllard an den Ritter von Gimbernat, N. 5. S. 80.
Genf, Februar 1825. Erbauung des Museums, N. 8. S. 132.
London, Februar. Dampfschiffahrt nach Ostindien, N. 8. S. 132.
Paris, Februar. Ueber die literarischen Parteien. N. 9. S. 148.
Philadelphia, Dezember 1824. Jahresfest zum Andenken William Penns, N. 10. S. 167.
London, Februar. Fahrweg unter der Themse, N. 10. S. 167.

Digitized by Google

Theater.

Paris. Der ausschweifende Ehemann, N. 1. S. 15.
Der Verspätete, N. 7. S. 111.
Die Hexe der Vogesen, N. 7. S. 111.
Die Sängerin Pasta, N. 7. S. 112.
Fiesco; von Ancelot, N. 8. S. 131.
Der Freischütz, Nro. 8. S. 131.
Petersburg. Ueber das große kaiserliche Theater, N. 3. S. 48.
Genf. Die Clayaredische Schauspielergesellschaft, N. 3. S. 48.
London. Iturbide's Tod, N. 3. S. 48.
Mistriß Mardyn, N. 4. S. 64.
Madrid. Cienfuegos und Comella, N. 4. S. 64.
Mayquez und die jetzige spanische Bühne, N. 6. S. 96.

Kunst.

Erste Kunstausstellung der englischen Künstler-Gesellschaft, N. 1. S. 14.
Preisbewerbung zu Genf, N. 3. S. 43.
Die Kuppel der St. Genofeva-Kirche zu Paris, N. 6. S. 93.
Die Gemäldesammlung der Herren von Nopp, N. 6. S. 95.
Byrons Tod von Pezzanes, N. 6. S. 96.
Das Nachtmahl von Giorgio, N. 6. S. 96.
Das Museum zu Neapel, N. 7. S. 104.

Alterthümer.

Die etruskischen Vasen, N. 2. S. 31.
Entdeckungen im russischen Gouvernement Rikzan, N. 2. S. 32.
Ausgrabungen zu Carbachio auf Korfu, N. 3. S. 47.
Die große etruskische Inschrift, N. 3. S. 47.
Felsengräber auf Antioco bei Sardinien, N. 4. S. 63.
Nachgrabungen am schwarzen Meere, N. 4. S. 64.
Beschreibung der Alterthümer zu Aosta, N. 5. S. 80.
Werk über Pompeji, N. 7. S. 112.
Bachusſäule zu Lillebonne, N. 7. S. 112.
Antike Schweinsfiguren zu Pulborough, N. 8. S. 132.
Zwei Briefe Champollions über die Papyrus zu Turin, N. 9. S. 147.
Römische Lampe zu Nyon, N. 11. S. 184.
Schreiben über Herkulanum u. Pompeji, N. 13. S. 220.

Andeutungen, Anekdoten und Notizen.

Aufklärung und Unterricht in Island, N. 2. S. 32.
Die jungen Griechen in England, N. 2. S. 32.
Favier und die Polizei Ludwigs XV, N. 3. S. 47.
Die Kapuzinerpredigt, N. 3. S. 48.
Meerhöhe einiger Punkte in Böhmen, N. 3. S. 48.
Ertrag des englischen Handels, N. 3. S. 48.
Napoleons Haus auf St. Helena, N. 3. S. 48.
Die Stadt Syouah in Aegypten, N. 4. S. 64.
Die Bewohner von Nootkasund, N. 4. S. 64.
Soulanges Blumengarten zu Fromont bei Paris, No. 5. S. 80.
Zinsengewinn der Bank zu Stockholm, N. 5. S. 80.
Phänomen zweier Vulkane auf Island, N. 6. S. 96.
Schottische Mission in der Krimm, N. 6. S. 96.
Einfachheit und Menschenfreundlichkeit des Königs der Niederlande, N. 7. S. 112.
Drei neue Städte in Sibirien, N. 7. S. 112.
Bevölkerung von Batavia, N. 9. S. 148.
Unterhaltung der französischen Galeerensklaven, N. 9. S. 148.
Versteinerungen, N. 10. S. 167.
Galitzins Geschenk für die Universität Kasan, } N. 11. S. 184.
Englische Zeitschriften, }
Pacho's Reise nach dem Innern von Afrika, }
Der Riese Rudoga zu Marseille, }
Die schwebenden Quais zu London, }
Militärischer Erziehungsplan in Spanien } N. 12. S. 203.
Großer Sykomore in Südkarolina, }
Bevölkerung von Palermo, }
Handel von Liverpool, }
Kanal von Bristol, }
Der melancholische See in Norwegen, }
Das diplomatische Korps Rußlands, }
Die Goldwäscherei im Ural, }

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 1. Zweiter Jahrgang 1825. 5. Januar.

Ueber die griechische Revolution.

Erster Artikel.

Was wußte man vor einigen Jahren anders von dem heutigen Griechenlande zu sagen, als daß sein Boden mit den Trümmern des Alterthums bedeckt, und von Barbaren und Sklaven bewohnt sei? — Selten ließ sich ein Reisender so weit herab, von jenem Gesindel zu sprechen, das, obgleich der Christuslehre zugewendet, dennoch dem Islamismus unterthänig war, das bewußt- und erinnerungslos die Straßen von Athen und Sparta durchirrte, und die Felder von Platea und Marathon wie das Vieh für seine Tyrannen bebaute. Man besuchte nicht des Volkes, sondern des Ruhmes vergangener Täge wegen, Hellas geheiligten Boden; man schwelgte in den Gedanken an jene Heroen und Halbgötter, die ihn früherhin betreten hatten, und vergaß darüber seine gegenwärtigen Bewohner, denen die Heldenthaten der Vorfahren, in der schmählichen Erniedrigung, in welcher sie sich befanden, zum beständigen Vorwurf gereichten. Man hatte keine Thränen für ihr Elend, keine Neigung, ihre Sitten und Gebräuche näher kennen zu lernen. Man stieg zu den Gräbern hinab, um sich durch den Nachklang der hehren Vergangenheit zu entzücken und zu begeistern, während man das über denselben lebende Geschlecht ganz ruhig von den blutdürstigen Sarazenen mißhandeln und erwürgen ließ. Hatte man endlich zur Genüge in seinen romantischen Fiktionen geschwelgt, so verfügte man sich bis ans Ende der Welt, um über den afrikanischen Sklavenhandel zu lamentiren, und die Wilden an der Hudsonsbai, oder die Neger des Senegal zu beobachten und ihr erstaunliches Fassungsvermögen der zivilisirten Erde zu verkündigen. An die Nachkommen des Aristides, Miltiades und Thucidides dachte kein Mensch.

Aber seitdem die Griechen für diese Schülerverachtung des aufgeblasenen Europäers durch neue Heldenthaten sich gerächt haben, seitdem sie durch erschütternde Beweggründe, durch die höchste Anstrengung, ihre Fesseln zerbrochen, und durch ruhmvolle Opfer, die das Herz des Bürgers der modernen Zivilisation erheben machen, die Tabakspfeifen der sie beherrschenden Paschas, und die Marmorreste des Parthenons in den Schlund der Vergessenheit gestürzt haben: seitdem weiß alle Welt etwas vom griechischen Volke, oder will doch wenigstens etwas davon wissen. Wir, die wir dieses schreiben, haben keine Ausnahme von dem großen Haufen gemacht. Auch in unsern Augen waren die Hellenen früher wenig oder nichts; sie sind jetzt zwar nicht Alles, doch sehr viel. Aber wir haben, Gott sei Dank! genug gefunden Verstand, um unser früheres Unrecht einzusehen. Wir gehören zu jenen verstockten Pharisäern und Schriftgelehrten nicht, die etwas an ihrer Würde zu verlieren glauben, wenn sie eingestehen sollen, daß ihre Meinung ein Gewebe von Irrungen und Albernheiten war. Um unsere Vernachläßigung gut zu machen, dürfen wir nur der Vernunft und der Wahrheit getreu bleiben, und das Be-

Digitized by Google

streben eines ganzen Volkes so anerkennen, wie es solches verdient, und wie es die Nachwelt anerkennen wird.

Aber nicht dem geschmeidigen Hofschranzen gleich, der vor dem neuerscheinenden Gestirn bis in den Staub sich beugt, indem er dem verschwindenden den Rücken kehrt, wollen wir die Begebenheiten betrachten, welche die „griechische Revolution" vorbereitet, befördert und ausgeführt haben. Wir wollen Niemand schmeicheln, Niemand verachten, und die hohe Pforte scheint uns, unter unserer niedrigen, eben so bewunderungswürdig im Ruhme Selims und Solimans, als das alte Griechenland unter dem Zepter des Bucephalusbändigers es war. Wir wollen weder dem Flackerfeuer der öffentlichen Theilnahme uns überlassen, noch in dem thierischen Stumpfsinne jener Egoisten hinabsinken, denen Alles gleich ist, wenn es nur sie nicht betrift. Folgen wir mit dem bessern Theile des Publikums jenem Bestreben, jenem Ringen, das allein unsere Beachtung verdient, und unsere Aufmerksamkeit zu fesseln im Stande ist. Folgen wir den Fortschritten der Zivilisation, der Verbesserung und Veredlung des Menschengeschlechts, welche durch die „griechische Revolution" bewirkt werden kann und wird.

Um seine Neugier und Theilnahme zu befriedigen, hat man seine Zuflucht zu den Werken genommen, die, vor der Insurrektion erschienen, auch wenig Befriedigendes darzubieten vermochten. Man hat sie bei Seite geworfen und sich in das Chaos der Zeitungen versenkt, aus denen man Alles entnehmen konnte, was man wollte, nur kein Licht über das Innere einer Nation, die der Hochthaten und der Unsterblichkeit ihrer Vorfahren sich so würdig zeigte. Der Schlachtendampf verbarg vor unsern Augen die Besieger der Ottomannen, die Kriegstrompete schmetterte von den Gebirgen Thessaliens und des Epirus herab, eine ganze Heldenschaar entwand sich den Felsklüften des Archipels, und wir wußten nicht, wer diese Sieger seien, noch woher sie stammen. In Ermangelung genügender Nachrichten über dies gleichsam neu auf der Erde erscheinende Volk, hat sich ein Jeder die Griechen nach seiner Art gedacht. Hier sah man die Spartaner des Leonidas, dort die Kreuzfahrer des Mittelalters. Den Einen schienen Räuberbanden à la Rinaldini sehr romantisch, den Andern zerlumpte Guerillas wahrscheinlicher. Die verschiedenen Meinungen haben das Ihrige dazu beigetragen, die Komposition dieser provisorischen Bildnisse noch seltsamer zu machen; man hatte bereits eine hundertfache Geschichte dieser Insurgenten geschmiedet, ehe man noch wußte, wer sie seien und was sie wollten. Jeder politische Kannengiesser hat das Horoskop der Urenkel des Alcibiades auf seine Weise gestellt, und voll hoher Zuversicht auf sich selbst, hat er bald mit dem Christenthume, bald mit der Lehre des Alkorans, ein Bündniß geschlossen auf Leben und Tod.

Endlich sind denn auch authentische Urkunden und Denkschriften über die Griechen erschienen. Nicht nur daß dieses Volk, welches fest entschlossen ist, einen Rang unter den europäischen Nationen sich zu erwerben und ihn zu behaupten, sich mit Riesenmacht mitten in den Zirkus der Zivilisation gestellt hat und zur Noth von sich selbst zeugen und erzählen kann, so haben auch einige Reisende, die im Vorübergehen ihre Blicke auf den Ruhm und das Unglück der Hellenen gewendet hatten, bereits eben sowohl die irrigen und ausschweifenden Bilder, welche man sich von denselben ausgemalt, als die willkührlichen Mißverständnisse und Anklagen, auf ihren wahren Gehalt festzustellen gesucht. Einige Andere, die ein edler Enthusiasmus den Vertheidigern der Thermopylen angereiht hatte, und die, von ihren idealischen Schwärmereien enttäuscht, mit Unmuth in ihre Heimath zurückgekehrt sind, haben die Ergießungen ihrer Leidenschaft dem Publikum mitgetheilt, ohne dadurch der gerechten Sache eines ganzen Volkes schaden zu wollen. Mehr als durch sie haben wir die Griechen durch jene Hetäristenschaaren kennen gelernt, die der bedauernswerthe und eines bessern Schicksals so würdige Alexander Ypsilanti auf die Grenzen des türkischen Reichs geführt, und mit denen er das erste Zeichen zum Zerbrechen der entehrenden Sklavenfesseln gegeben; die, von einem ungünstigen Geschicke verfolgt, ihres heroischen Anführers beraubt, nach allen Winden zerstreut, im Herzen des edlen Deutschlands und am Busen der freien Schweiz, Zuflucht, Hilfe und Rath gefunden haben. Endlich sind auch noch mehrere Personen aufgetreten, welche Griechenland selbst bewohnt, und während ihres Aufenthalts viele merkwürdige Züge über jenes Land, sowohl vor als zur Zeit der Revolution, zusammengetragen haben. Auf diese Weise, und mit solchen Hilfsmitteln wollen wir es nun versuchen, den dichterischen Enthusiasmus und die hochmüthige Verachtung der beiden Extremitäten der Gesellschaft, im Zentrum der Wahrheit zu vereinigen, und vor Allem der Geschichte einen Beitrag mehr zur Begründung ihrer Thatsachen darzubieten.

Vor Kurzem sind zwei ganz verschiedene Werke, über einen und denselben Gegenstand, in Frankreich erschienen. Das erste ist die „Geschichte der Wiedererweckung Griechenlands" von Pouqueville, und das andere die „Volksgesänge der Neu-Griechen" von Fauriel. Es gibt wohl kein Volk, das auf einer gewissen Stufe seiner Zivilisation angelangt, nicht das

Digitized by Google

Bedürfniß fühle, in gemessenen Gesängen die Begebenheiten seines häuslichen oder bürgerlichen Lebens fortzupflanzen, und überall, wo dieses Bedürfniß sich zeigt, finden sich auch Barden, ihm zu entsprechen. Dieses Phänomen hat sich eben so wohl unter den Nebelschleiern Schottlands, als unter dem glänzenden Himmel des Peloponnes offenbart, und die Reisenden haben es selbst bei den Wilden der vier Erdtheile entdeckt. Es ist leicht denkbar, daß jene Gesänge im Munde des Volkes ein Zeuge seiner Leidenschaften, seiner Meinungen und Sitten sein müssen. Wenn es wahr ist, daß die Literatur ein Dollmetscher des gesellschaftlichen Zustandes eines Volkes sei, so bewährt sich das am meisten bei dieser Gelegenheit.

In einem so philosophischen Zeitraume, wie der gegenwärtige, steht der Vernunft wenigstens das gleiche Recht wie der Einbildungskraft zu. Das Interesse der Begebenheiten ist nicht mehr genügend; das Bedürfniß, darüber vollkommen unterrichtet zu sein, ist dringender. Die griechische Revolution ist nicht allein groß und überraschend im Ganzen, sie ist es auch in ihren Einzelnheiten, und um diese zu entdecken, muß sich das große Geheimniß ihres Ursprunges und ihrer Fortschritte vor unsern Sinnen entwickeln. Diese Erklärung liegt ganz in dem Karakter der Menschen, von denen sie ausgegangen und geleitet worden ist. Folgen wir deshalb den Mittheilungen Pouqueville's, der ein Zeuge dieser Begebenheiten war, und der sie mit dem Feuer einer lebhaft angeregten Einbildungskraft erzählt. Vergleichen wir sie mit den Nachforschungen Fauriels und mit unsern eigenen Beobachtungen, wodurch die Physionomie jenes Volks und seines moralischen und politischen Karakters erst genauer bestimmt werden kann.

Wir hoffen, daß diese Zusammenstellungen unsern Lesern nur angenehm sein werden, um so mehr, weil wir dabei Alles sorgfältig vermeiden wollen, was irgend ein fremdes Interesse verletzen könnte. Es kann unsere Absicht nicht sein, über die literarischen Schranken dieses Blattes hinauszuschreiten, und in ihm dem Streite der Meinungen ein Kampffeld zu eröffnen. Wir berühren die große Frage „über die Legitimität der griechischen Revolution“ nur in so ferne, als sie rein-menschlich und vernunftgemäß bleibt; was übrigens alle politischen Zwistigkeiten darüber betrifft, damit können wir, ein- für allemal, nichts zu schaffen haben. Unsere Darstellungen werden ein „Sittengemälde des griechischen Volkes und eine getreue Uebersicht vergangener aber unvollständig bekannter Begebenheiten“ enthalten.

Ueber Kalender und Kalendermacher.

Infelix, habitum temporibus hujus habe.
OVID. TRIST.

Warum verzieht man den Mund zum Lachen, warum zuckt man mit den Achseln, wenn man von „Kalendermachern“ reden hört? Das kömmt daher, weil die Verfasser dieser eben so nothwendigen als nützlichen Hausbücher meistentheils ungebildete Menschen sind, die um eines kärglichen Gewinnstes willen das ungereimteste Zeug zusammentragen, welches nur dem Pöbel gefallen kann, der sich, in ihrer Gesellschaft, mit Wohlgefallen in dem Schmutze des Aberglaubens und der Gemeinheit herumwühlt, und dem es durchaus nicht darum zu thun ist, etwas Nützliches und Interessantes, sondern vielmehr etwas recht Albernes, und nach seinem Geschmacke Belustigendes, zu lesen. Daher kommt es, daß man bis jetzt noch nicht recht begriffen zu haben scheint, was ein Kalender eigentlich ist und sein soll, obgleich gelehrte Männer aller Art und Wissenschaft, Doktoren der Kirche, ja selbst Könige, Kaiser und Päpste sich die Mühe gegeben haben, ihn so viel als möglich zu verbessern. Aber das Volk kann durch kein Mandat zur Vernunft und Erkenntniß gezwungen werden; dazu gehört Unterricht, der von unten hinaufstreben muß, wenn er belohnende Früchte tragen soll.

Eine patriotische Gesellschaft im Kanton Aargau hat das Beispiel gegeben, welches man überall nachzuahmen sich bemühen sollte. Der „Schweizerboten-Kalender“, der so eben für das Jahr 1825 erscheint, kann als Muster dienen, wie solche Volksbücher eingerichtet sein müssen. Man wolle nur das Gute, so ist es auch schon halb geschehen. Es gibt überall Männer von Verdienst, die, von einem schönen Eifer für das Wohl ihrer Mitgeschöpfe belebt, das Bessere zu verbreiten wünschen, die indeß, aus einem gewissen Vorurtheil, welches ich hier nicht näher bezeichnen mag, die kleinen Mittel vernachlässigen oder verachten, welche doch auch zur Erlangung großer Zwecke führen können. Man fürchtet, sich lächerlich zu machen, indem man für das Volk schreibt — Kalender macht. Kümmerlicher Vorwand! Die Unvernunft findet Alles lächerlich, selbst das Höchste und Heiligste. Um nicht von unserm Zwecke uns zu entfernen, führen wir, über ihn allein, nur einige Beispiele an.

Als Julius Cäsar seine Kalenderreformation vornahm, ermangelte Cicero nicht, sich darüber lustig zu machen. Einer seiner Freunde sagte ihm nämlich: daß die Leier am nächsten Morgen untergehen werde, Cras Lyra occidit; worauf der Philosoph erwiederte,

Digitized by Google

nempe ex edicto; ja, nach der neuen Verordnung. Dieſer Spaß war wahrlich ſeines Urhebers nicht werth, und er erinnerte ſich wahrſcheinlich nicht mehr, daß er den Aratus überſetzt hatte, und daß er ſelbſt ein Anhänger von Ricetas Syſtem war. Man weiß überdem zur Genüge, daß Cicero manchmal nicht allein ein Spaß- ſondern vielmehr ein Spottvogel war, der einem Bonmot ſelbſt die geſunde Vernunft zum Opfer darzubringen im Stande war. Er wußte recht gut, daß nicht Cäſar, ſondern der berühmte Aſtronom Soſigenes von Alexandria, dieſe Kalenderverbeſſerung vorgenommen hatte. — Marcus Antonius, einer der Konſuln in demſelben Jahre, wo Cäſar ermordet wurde, brachte es beim Senat ſo weit, daß durch ein Defret der Name des Monats Quintilis in Julius verwandelt wurde. Späterhin ſtaltete die Unterwürfigkeit des römiſchen Volks den Namen des Monats Sextilis in Auguſtus [1]) um, welchen Octavianus, bei ſeiner Thronbeſteigung, ſich beigelegt hatte, und damit er dem Julius nicht nachſtehe, welcher 31 Tage zählte, raubte man dem Februar noch einen Tag, um ihn dem neuen Monat beizulegen, wodurch die unförmliche Berechnung von 28 und 29 Tagen für den Hornung entſtand, welche man längſt abgeſtellt haben ſollte. Aber wenn einmal irgend eine Gewohnheit Wurzel geſchlagen hat, ſie ſei auch noch ſo ungereimt, ſo wird es dem Menſchen ſchwer, ſich davon zu entwöhnen.

Caligula legte, zu Ehren ſeines Vaters Germanicus, dieſen Namen dem September bei. [2]) Indeß war dieſe Veränderung nur von ſehr kurzer Dauer. Eine Verordnung des Senats verwandelte gleichfalls den Namen des Monats April in Nero [3]); aber Niemand dachte nach dem Tode dieſes Ungeheuers mehr daran. Man verſuchte gleichfalls den Mai in Claudius und den Juni in Germanicus [4]) zu verwandeln, und Domitianus begehrte, daß man den September Germanicus und den Oktober Domitianus [5]) nennen ſolle; aber alle metamorphoſirten Monate nahmen, nach ſeinem Tode, wieder ihre frühern Namen an. Der Auguſt nannte ſich, während einiger Zeit, auch Commodus. [6])

1) Die Franzoſen nennen den Monat Auguſt: Août, ohne zu wiſſen warum. Voltaire bekriegte dieſe fehlerhafte Gewohnheit, und ſchrieb durchaus immer: Auguste. Man nannte den König Auguſt von Polen ſeiner Zeit nur den König Août.

2) Sveton, in Calig. cap. 15.

3) Tacit. Annal., lib. XV., cap. 74.

4) Ibid. lib. XVI., cap. 12.

5) Sveton. in Domit., cap. 13. Macrob. Saturn. I. Plutarch. in. num. 19., Martial. IX., 2., Stat. Silv. IV., 1. 49. Plin. Paneg. 54.

6) Lamprid. in Commod.

Was die Kalendermacher am meiſten lächerlich gemacht hat, das ſind ihre Vorherbeſtimmungen über Zeit und Witterung, welche ſie nach den Regeln der Aſtrologie zu berechnen vorgaben, und wodurch ſie doch allein nur ihre ganze Unwiſſenheit an den Tag legten. Daher kommt es auch, daß man faſt ſprichwörtlich ſagt: „er lügt wie ein Kalendermacher.“ Jakob Sylvius, einer der berühmteſten franzöſiſchen Aerzte des ſechszehnten Jahrhunderts (geboren 1478 zu Amiens und geſtorben 1555 zu Paris), war als gründlicher Aſtrolog dermaßen bei Hof und Stadt bekannt, daß man an ſeine Prophezeihungen faſt eben ſo feſt, als an die Lehren des Evangeliums glaubte. Aber Sylvius hatte zu viel Verſtand, um ſich nicht ſelbſt über ſeine Vorausſagungen luſtig zu machen, und er äuſſerte oft gegen ſeinen Freund Turnebus [7]) „daß er ſich dabei eben keine ſonderliche Mühe gebe, ſondern, nach Laune und Behagen, meiſtentheils immer das Gegentheil von dem zu ſagen pflege, was die gemeinen Kalendermacher für das ganze Jahr vorausbeſtimmt hatten.“

Aber jene unwiſſenden Menſchen begnügten ſich nicht allein damit, das Wetter vorherzubeſtimmen, ſondern ſie unterſtanden ſich daſſelbe auch für alle Begebenheiten des menſchlichen Lebens, alle Kriege, Verſchwörungen, Revolutionen, dem Tod der Könige, Fürſten und anderer angeſehenen Perſonen. Sie erfanden gute und böſe Tage, und eine Menge alberner und höchſt ſchädlicher Nichtswürdigkeiten, wodurch die Dummheit beim Volke erhalten, der Aberglaube genährt, und ſelbſt das Leben vieler Unglücklichen, welche blindlings den Rathſchlägen und Fingerzeigen jener Schwachköpfe folgten, zum Opfer gebracht wurde. Es wäre zu wünſchen, daß alle dieſe Verbreiter des Unſinns das Loos eines gewiſſen Noel Leo Morgard theilen müßten, der in ſeinem Kalender für 1614 den Tod des Königs von Frankreich vorausgeſagt hatte, und den man, zur Belohnung dafür, auf die Galeeren ſchickte. [8])

Wenn von ungefähr eine von jenen tauſend Vorherbeſtimmungen in Erfüllung ging, ſo ſchrie man Wunder, und der Pöbel, der es nicht beſſer verlangt, als daß man ihm recht viel in die Augen ſtreue, und ihn recht derb über's Ohr haue, fiel mit verdoppelter Gier über jene Erzeugniſſe der Beſchränktheit und des Betrugs her, deren Inhalt ihm ein thieriſches Erſtaunen abzugewinnen im Stande war. Eine der auffallendſten Prophezeihungen, welche wirklich eingetroffen iſt, befindet ſich in einem Londoner Kalender,

7) Turnebus, Epistola ad Cardinalem Lotharingum praefixa opuscul. Plutarchi de orac. defectu.

8) Mercure français. III. Band, Seite 304.

Digitized by Google

für das Jahr 1688, in welchem die Entthronung Jakobs II. vorausgesagt wurde [9]); aber dieser Umstand iſt mehr als eine Spekulation auf die Wahrſcheinlichkeit der Zeitereigniſſe, oder als eine Inſinuation von Seiten der Revolutionärs, welche das Volk auf dieſen Akt ihrer Politik vorbereiten, und ihm denſelben als eine unumgänglich ſtattfindenmüſſende Begebenheit darſtellen wollten, als auf aſtrologiſche Berechnungen beruhend, zu betrachten.

Auf jeden Fall waren dergleichen Vorherbeſtimmungen jederzeit ſehr gefährlich. Man erſieht aus den „Denkwürdigkeiten des Herzogs von Orleans“, welche 1683 erſchienen, daß ein gewiſſer Arzt, Namens du Val, zu den Galeeren verurtheilt wurde, weil er ſich unterfangen hatte, in dem Kabinete des Königs Ludwigs XII. ein Billet niederzulegen, in welchem er das Ableben dieſes Monarchen vor den Hundstagen des Jahres 1631 beſtimmte. Bei den Alten waren dergleichen Dummheiten bei Leibes- und Lebensſtrafe verboten. Mehrere jener Propheten büßten ihre Albernheiten auf ſolche Weiſe ab. „Valens Imperator sub uno prolequio jussit occidi omnes qui de suo successore spiritus consulserant, nec modo qui consulserant, sed omnes qui aliquid ea de re inaudierant, nec ad se detulerant.“ [10]) Der Kaiſer Julianus Didius ließ alle diejenigen lebendig verbrennen, welche bei den Wahrſagern ſich Raths über ihr und ſein Leben erholten: „Capitale est de salute Principis, vel de summa Reipublicae respondere aut consulere.“ Tertullian meint, nicht mit Unrecht, daß dieſe Art von Prophezeihungen meiſtentheils nur den Zweck habe, Unruhen und Verſchwörungen zu ſtiften, oder auf irgend eine Weiſe die öffentliche Ruhe zu ſtören: „Cui enim opus perscrutari super Caesaris salute nisi a quo aliquid adversus illum cogitatur vel optatur, aut post illum speratur? non enim ea mente de caris consulitur, qua de dominis.“ [11])

(Der Beſchluß folgt.)

9) Man ſehe die „Fortſetzung der vermiſchten geſchriebenen Gedanken eines Doktors der Sorbonne, bei Gelegenheit des Kometen, der im Monat Dezember des Jahres 1680 erſchien, oder die Antwort auf mehrere Schwierigkeiten, welche Herr *** dem Verfaſſer vorgelegt hat. Rotterdam bei Rainer Leers, 1705. II Bände in 12.“ Es iſt dies die Fortſetzung eines Werkes von Bayle, welches ſeiner Zeit großes Aufſehen erregt hat, nämlich die „vermiſchten Gedanken bei Gelegenheit des Kometen, der im Monat Dezember 1680 erſchienen iſt; mit den Kritiken Jurieus, und Bayles Antworten.“ Das ganze Werk iſt ſehr intereſſant, und der Artikel Aſtrologie ſtellt eine große Menge Thatſachen auf, welche nie veralten können.

10) Forstnerus in Tacit. Annal. secundum Ammian. Marcell. lib. XXIX.

11) Tertull. apud Lipsium in Tacit. Annal. lib. III.

Napoleon nach der Schlacht an der Moskau.

(Von dem Grafen Segur.)

.....Nachdem Napoleon in ſein Zelt ſich zurückgezogen hatte, ſchien ſeine phyſiſche Mattigkeit noch durch eine große Geiſtesniedergeſchlagenheit ſich zu vermehren. Er hatte das Schlachtfeld beſchtigt, und die Blutſtätte hatte ſtärker, als die Menſchen, zu ihm geredet. Dieſer ſo emſig verfolgte, ſo theuer erkaufte Sieg war nur unvollſtändig. War er es, der den Erfolg immer bis zum letztmöglichſten Reſultate trieb, er, den das Glück jetzt kalt und unthätig fand, nachdem es ihn mit ſeinen letzten Gunſtbezeugungen überhäuft hatte? — In der That, der Verluſt war ungeheuer, und das Reſultat durchaus in keinem Verhältniſſe damit. Jedermann in ſeiner Umgebung beweinte den Tod eines Freundes, eines Verwandten, eines Bruders; denn das grauſame Geſchick hatte viele der Beſten und Ausgezeichneteſten dahingerafft. Dreiundvierzig Generale waren getödtet oder ſchwer verwundet worden. Welche Trauer für Paris! welcher Triumph für ſeine Feinde! welcher gefahrvolle Gegenſtand des Nachdenkens für Deutſchland! In der ganzen Armee, ſelbſt in des Feldherrn Gezelt, iſt der Sieg ſtumm, traurig, einſam; nirgends findet ſich ein Schmeichler, ihn zu erheben. Damas und Daru, die ſich in der Nähe des Kaiſers befanden, hörten ſeine Tiraden mit einem dumpfen Schweigen an; aber ihre Stellung, ihre geſenkten Blicke und ihr unterdrücktes Seufzen waren nicht ſtumm.

Es war zehn Uhr. Murat, den ein zehnſtündiger Kampf noch nicht beſänftigt hatte, trat herein, um die kaiſerliche Gardereiterei zu begehren. „Die feindliche Armee“, rief er, „zieht ſich in Eil und Unordnung über die Moskau zurück. Man muß ſie verfolgen und vernichten.“ Napoleon lehnte dieſen Ausbruch eines unzumäßigenden Muthes ab; ſodann diktirte er das Bulletin des Tages. Er ſchien einen großen Werth darauf zu ſehen, Europa wiſſen zu laſſen, daß weder er noch ſeine Garde dem Feuer ausgeſetzt geweſen. Einige glaubten in dieſer Sorgfalt irgend eine Berechnung der Eigenliebe zu entdecken. Die Beſſerunterrichteten urtheilten anders darüber. Sie kannten keine zweckloſe und eitle Leidenſchaft in ihm, und ſie vermuthelen daher, daß er in dieſer großen Entfernung, und an der Spitze eines Heeres von Fremdlingen, die keine andere Feſſel als die des Sieges an ihn band, ſein auserwähltes Korps ſich ſo vollzählig als möglich zu erhalten ſtrebte.

Seine Feinde durften keine Hoffnungen weder auf die unzähligen Schlachtfelder begründen, die ſie ſeinem Vordringen entgegenſtellten, noch auf ſeinen Tod,

Digitized by Google

denn er hatte es nicht nöthig, ſich auszuſetzen, um zu ſiegen; noch auf ſeine Verluſte, denn ſein Genie kam ihnen ſchon von weitem zuvor, ohne daß er nöthig hatte, ſeine Reſerven in Bewegung zu ſetzen. So lange dieſe Garde ungeſchwächt blieb, war ſeine reelle Macht und die der öffentlichen Meinung in ſeinem Betrachte immer eine und dieſelbe. Es ſchien, als ſehe ſie ihm eben ſowohl für ſeine Verbündeten, als für ſeine Feinde gut; deshalb bemühte er ſich, Europa von der unveränderlichen Erhaltung dieſer doppelten Reſerve zu benachrichtigen, die doch kaum aus 20,000 Mann beſtand, von denen mehr als ein Drittel neue Rekruten waren.

Dieſe Beweggründe waren mächtig genug, aber ſie waren nicht befriedigend für diejenigen, welche wußten, daß man immer eine Menge vortrefflicher Scheingründe finden kann, um die größten Fehler zu begehen. Deshalb ſagten ſie auch Alle, „daß ſie das Treffen, welches auf dem rechten Flügel ſchon am Morgen gewonnen war, plötzlich dort von ihm innegehalten geſehen hätten, um es nach und nach auf der Front und mit unſäglicher Aufopferung fortzuſetzen, wie in der Kindheit der Kriegskunſt; daß es eine Schlacht ohne Ordnung, und mehr ein Soldatenſieg, als der eines gewandten Generals geweſen ſei. Warum dann dieſe Beſchleunigung, um den Feind mit einer ermüdeten, geſchwächten Armee auſſer Athem anzufallen? Warum, wenn der Feind endlich erreicht war, den Sieg vernachläſſigen, um mit Blut überdeckt und ganz verſtümmelt in der Mitte eines wüthenden Volkes, von ungeheuern Wüſten, und achthundert Stunden von ſeinen Hilfsquellen entfernt, zu verweilen?“

Man hörte Murat ausrufen: daß er an dieſem großen Tage das Genie Napoleons nicht wieder erkannt habe. Der Vizekönig geſtand: daß er die Unentſchloſſenheit ſeines Adoptivvaters nicht begreifen könne; und Ney, der am Ende wiederholt zu Rathe gezogen wurde, beſtand mit großer Hartnäckigkeit darauf, daß man ſogleich den Rückzug antreten müſſe. Die, welche den Kaiſer indeſſen nicht verlaſſen hatten, bemerkten nur zu bald, daß der Beſieger ſo vieler Nationen nun ſelbſt durch die Gluth eines Fiebers beſiegt worden war, und ſie wiederholten damals ſchon die Worte, die er ſelbſt fünfzehn Jahre vorher in Italien geſchrieben hatte: „Die Geſundheit iſt zum Kriege unumgänglich nothwendig, und kann durch nichts erſetzt werden.“ Und nach der Schlacht von Auſterlitz hatte er geſagt: Ordener iſt abgenutzt. Es gibt nur eine Zeit für den Krieg, und ich ſelbſt werde nur noch ſechs Jahre lang dazu tauglich ſein. Nachher iſt es Zeit, daß ich das Schwert in der Scheide laſſe.“

Neue Nachrichten über die Sündfluth.

Es gibt Menſchen, die mit aller Gewalt originell ſein wollen; aber die Mittel, welche ſie zur Erlangung ihrer Originalität erwählten, ſind höchſtens ſonderbar, um nicht weniger zu ſagen. Wir finden in einer Zeitſchrift von Montpellier vom Jahr 1823 ganz neue Nachrichten über die Sündfluth, von Hrn. Chabrier, korreſpondirendem Mitgliede der Geſellſchaft der Naturfreunde zum „Senkenberg“, zu Frankfurt am Main.

Zuerſt, großgünſtiger Leſer! wie iſt die Sündfluth entſtanden? — Hm! das läßt ſich ſo genau nicht beſtimmen, ſintemalen ..... Zerbrechen wir uns nicht umſonſt den Kopf, Herr Chabrier wird uns darüber aufs Genaueſte unterrichten. Man wiſſe alſo, daß, nach der Meinung des korreſpondirenden Mitgliedes, „ein anderer Planet, Namens N. N., irgendwo ein Loch bekommen hat, und daß ſeine Meere, Flüſſe und Seen in einem vierzigtägigen Regen auf unſere Erde herabgeſtrömt ſind.“ Aber das iſt noch lange nicht Alles. „Nachdem alſo bemeldtes Loch durch die beſtändige Auswaſchung ſich immer mehr vergrößert hatte, iſt endlich auch der ganze Planet durch ſelbiges auf uns herabgeſtürzt, und ſeine Trümmer haben unſere Himalaya, Kordilleren, Alpen, Pyrenäen und andere Hochgebirge und Hügelketten gebildet, nebſt den Gletſchern, die ſie bedecken, und den Mineralien, die in ihrem Schooße verborgen ſind.“ — Wie iſt das möglich? — Geduld! wir ſind noch nicht zu Ende. — „Auch die Menſchen und die Thiere ſind auf ſolche Weiſe lebendig angekommen, ohne auf ihrer langen Reiſe, indem man die Entfernung jenes Planeten von dem unſerigen doch auf wenigſtens 100,000 Meilen anſchlagen kann, einen beſondern Apparat verſpürt zu haben.“ — Was meinen unſere Leſer zu dieſer Behauptung! Nicht wahr, ſie iſt originell? Daß Meere, Berge und allerlei Trümmer aus einem andern Weltkörper auf den von uns bewohnten herabſtürzen können, iſt beinahe ſchon erwieſen, ſeitdem der berühmte Herr Baron von Münchhauſen ſo viel Spreu und Häckerling aus dem Mond auf die Erde herabgeſchüttet hat, daß man heut zu Tage faſt nirgends etwas anderes mehr als ausgedroſchenes und zermalmtes Stroh ſieht. Aber daß ein Mann mit Habot und Haarbeutel, und eine Frau mit Parafol und Ridikül geſund und friſch von einer ſo langen Reiſe ankomme, daß ein Ochs mit der Wieſe, auf welcher er weidete, ein Eſel ..... O, Herr Chabrier! das iſt ein wenig zu arg; ja, man möchte es faſt unbegreiflich nennen. Aber man überelle ſein Urtheil nicht. Wer einen Satz aufſtellt, der fühlt ſich auch geneigt und im Stande, ſeine Richtigkeit mit Gründen zu beweiſen. Audiatur et altera pars. Möge

Digitized by Google

es dem erfindungsreichen Neuerer gelingen, uns überzeugen zu können. Man höre — er ſpricht:

„Es iſt keineswegs unmöglich, daß, in Vorausſetzung, der zerſtörte planetariſche Körper ſei von menſchlichen Kreaturen bewohnt geweſen, einige Individuen von beiden Geſchlechtern, obgleich einigermaßen verletzt, dennoch dieſe Kataſtrophe überlebt haben. Die Vorſehung iſt ſo groß und ſo reich in ihren Conſervationsmitteln! Ich ſelbſt, der ich dieſes ſchreibe, habe ein auffallendes Beiſpiel davon erlebt. Ich bin nämlich in meinem dreiſehnten Jahre aus einem zweiten Stockwerke gefallen, und bin noch bin ich im achtundſechszigſten noch im Stande, dieſes Werk zu verfaſſen."

Der Verfaſſer legt ein großes Gewicht auf ſein zweites Stockwerk; es ſcheint alſo, er ſehe voraus, die Bewohner des andern Planeten ſeien auf den unſerigen nur wie aus dem erſten gefallen. Auf dieſe Weiſe könnte man vollkommen befriedigt ſein; denn was wäre überzeugender, als ein ſolcher Beweisgrund? Ueberdem ſcheint der Verfaſſer des neuen Sündfluthſyſtems bei ſeinem Sturze eben nicht auf den Kopf gefallen zu ſein, und es wird ihm ein Leichtes werden, uns zu unterrichten, ob er etwa ein Nachkomme jener anderswo verletzten Reiſenden iſt? — Aber man denke nicht, daß wir ſpaßen wollen. Wie vermöchten wir ſolches? Wir laſſen vielmehr dem Erfinder alle hochverdiente Gerechtigkeit widerfahren, um ſo mehr, da er ſich ſelbſt Einwendungen und Zweifel aufſtellt, die ſein Beſtreben zur Erlangung der Wahrheit bezeugen.

„Wenn es wahr iſt," ſagt er unter andern, „daß die Gebirge nur Trümmerhaufen, von den Ruinen eines andern Planeten entſtanden, ſind, warum erwähnt der Geſchichtenſchreiber Moſes dieſes merkwürdigen Umſtandes nicht, welcher der Tradition doch nicht ganz entgangen ſein könnte?" Die Antwort darauf iſt eben nicht ſchwer. Man höre. „Der Patriarchenkonig befand ſich ganz ruhig in der Arche mit ſeiner Familie, von welcher, wie man ſich leicht einbilden kann, ein jedes Mitglied Arbeit vollauf hatte, um Hühner, Enten, Gänſe, Ochſen, Eſel, Schafe und allerhand andere Thiere, vom größten bis zum kleinſten, zu füttern und zu pflegen, ſo daß es ſehr leicht denkbar iſt, wie wenig man ſich um dasjenige bekümmerte, was auſſer dem Kaſten vorging, und man wohl gar die Stein- und Erdtrümmer, welche denſelben berühren konnten, nur für ſtarken Hagelſchlag nahm; denn es mußte ein ganz abſcheuliches Wetter ſein, und ich hätte Niemandem rathen wollen, den Kopf zum Fenſter hinauszuſtecken. Seine unzeitige Neugier hätte dem menſchlichen Geſchlecht ſehr nachtheilig werden müſen, und wir können der göttlichen Vorſehung nicht genug danken, daß ſie alle Bewohner der Arche davon abgehalten, und in dieſer ſchauderhaft-ſchrecklichen Nacht mit ihrer Aegide beſchirmt hat."

Merke, Leſer! hier iſt zweierlei zu lernen, erſtens: daß es in der Sündfluth ein ganz abſcheuliches Wetter war, worüber Moſes kein Wort ſagt, obgleich nichts natürlicher und wahrer iſt, und zweitens: daß dieſe große Ueberſchwemmung in einer ſchauderhaft-ſchrecklichen Nacht ſtatt fand, woraus man erſieht, daß die Nacht keines Menſchen Freund iſt, und daß man immer im hellen Lichte des Tages wandeln muß, wenn man nicht von irgend einer Sündfluth verſchlungen ſein will.

Der Miſſionär J. Smith auf Demerary.

Die grauſame Verfolgung, welche der Miſſionär Smith auf Demerary in den letzten Jahren ſeines Lebens von den Gegnern der Neger-Miſſion in Weſtindien zu beſtehen hatte, ſeine ſchmachvolle Verurtheilung zum Tode durch ein Kriegsgericht, ſeine darauf folgende Begnadigung vom Könige, ſo wie die wichtigen Verhandlungen, welche über dieſen Vorfall im britiſchen Parlamente ſtatt fanden, haben jenem Miſſionär allgemeine Aufmerkſamkeit zugewandt, und wir entheben den über ſeine Schickſale durch Freunde bekannt gemachten Nachrichten folgende Angaben.

John Smith wurde am 27 Junius 1790 in einer Dorfgemeinde Englands geboren. Sein Vater war als Krieger in einem Treffen in Aegypten gefallen und ſeine dürftige Mutter konnte auf die Erziehung ihres Sohnes nichts verwenden, der indeſſen in einer Sonntagsſchule leſen und ſchreiben lernte. Im vierzehnten Jahr kam er bei einem Handelsmann in London in die Lehre, wo es ſich Zutrauen und Liebe durch Fleiß und gutes Betragen erwarb. Ueber ſein geiſtiges und ſittliches Verhältniß in jener Zeit aber gibt ſein Tagebuch folgende Aufſchlüſſe: „Es gefiel der hilfreichen Vorſehung Gottes, mich nach London zu verſetzen. Die Reize der Hauptſtadt, die Verführungen meiner Altersgenoſſen, und die verderbten Neigungen meines eigenen Herzens hatten in kurzer Zeit beinahe alle wohlthätigen Eindrücke ausgelöſcht, die ich in der Sonntagsſchule empfangen hatte. So gab ich mich ungeſcheut den verkehrten Neigungen meines Herzens hin, welche mich von einer Sünde in die andere verſtrickten. Im Frühling 1809 trieb mich einmal die Neugierde, einen viel beſprochenen Prediger, Herrn Jones, an einem Sonntag zu hören. Es machte einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth, als der ehrwürdige Mann die Bibel in die Hand nahm, und eine Stelle aus derſelben vorlas, die mein Innerſtes erſchütterte. Ich

Digitized by Google

hatte einen Stachel im Gemüthe, deſſen ich nicht los werden konnte. Ich beſuchte nun auch andere Prediger, die im Rufe der Gottſeligkeit ſtanden, und ſuchte Ruhe für meine arme Seele, ohne ſie zu finden. So kam ich endlich im Laufe des Jahrs 1810 in die Kirche des bekannten Predigers Leiſchild, und als dieſer ſeinen Text aus dem Prophet Jeſaias 55, 6. 7. vorlas: ſuchet den Herrn, dieweil er zu finden iſt u. ſ. w., ſo war mir's, wie wenn ein Todter zum Leben auferſteht; mein Herz brannte von der Liebe Chriſti, ich hatte die Gewißheit der Vergebung meiner Sünden durch ſein Blut gefunden, und ich war bereit, mich Ihm ganz zum Opfer hinzugeben."

Im November 1811 ward der junge Smith als Lehrer einer Sonntagsſchule angeſtellt; in ihrem Kinderkreiſe, von dem er herzlich geliebt war, entwickelte ſich ſeine Neigung zum Jugendunterrichte vollends, und da er gleichzeitig die Miſſionsnachrichten begierig las, ſo entſtand in ihm das Verlangen, ſeine Kräfte der Miſſionsſache zu widmen. Er wandte ſich an den Geſchäftsführer der Londner Miſſions-Geſellſchaft, und nachdem dieſe ihn als Kandidaten des Miſſionsberufes aufgenommen hatte, wurde er einem ausgezeichneten Landprediger, Herrn Samuel Newton, zum Unterricht übergeben, in deſſen Haus er ſich mehrere Jahre ſeinen Vorbereitungswiſſenſchaften widmete. Nach Vollendung derſelben fand das Miſſions-Comité für zweckmäßig, den gerade damals erledigten Miſſions-Poſten Le Resouvenir auf der Kolonie Demerara, in der ſüdamerikaniſchen Landſchaft Guiana, dem jungen Smith zu übertragen, um den Neger-Sklaven daſelbſt das Evangelium zu verkünden.

Am 23 Februar 1817 kam der Miſſionär in der Kolonie an, aber von Seite ſeiner Obern war die Aufnahme nicht freundlich. In einem Brief vom 2 April 1817 ſchreibt derſelbe an ſeinen Lehrer: Zwei Tage nach meiner Ankunft wurde ich bei dem Gouverneur eingeführt, der mich, ſehr finſter geſtimmt, fragte: woju ich hieher gekommen ſei und wie ich die Neger zu unterrichten gedenke? Ich antwortete ihm: Ich habe im Sinne, ſie leſen zu lehren und ſie mit den einfachen Wahrheiten des evangeliſchen Glaubens und Lebens bekannt zu machen. „Wenn ich jemals höre," verſetzte der Gouverneur, „daß Sie die Neger im Leſen unterrichten, ſo werde ich Sie augenblicklich von der Kolonie entfernen." Herr Smith hatte indeß bald darauf eine neue Gelegenheit, dem Gouverneur Aufwartung zu machen, und demſelben ſeine Inſtruktion, die von der Regierung genehmigt war, ſo wie ſeinen Ordinationsſchein einzuhändigen; worauf der Gouverneur erwiederte, daß er gegen ſeinen Aufenthalt und ſeinen Beruf nichts weiter einzuwenden wiſſe, und daß er unter ſeinem Schutz das Chriſtenthum verbreiten ſolle.

Das that er nun auch mit großem Eifer und Liebe. In einem Briefe an ſeinen Lehrer, der bald nach jener Audienz geſchrieben war, meldet er unter andern: „Am folgenden Sonntag kamen die Neger in mein Haus, um mir zu meiner Ankunft Glück zu wünſchen. Nun ging ich mit ihnen in die Kirche. Ob es gleich ununterbrochen regnete, ſo war doch der Raum in kurzer Zeit vollgefüllt. Dieſe Neger machen mit große Freude. Sie ſind aufmerkſamer, als ich es in manchen Kirchen Englands nicht wahrgenommen habe. Am Sonntag predige ich dreimal und halte eine Katechiſation mit den Negern; Montags Katechiſation, Dienſtags Predigt, Mittwochs Katechiſation, Donnerſtags Singſtunde, Freitags Predigt. Es ſind wohl bei einundſend Neger, welche wechſelsweiſe die Woche hindurch die Kirche beſuchen." Schon nach Abfluß des erſten Jahrs wurden 150 durch Herrn Smith unterrichtete Neger von ihm auch getauft. Sein Wirkungskreis dehnte ſich mit jedem Jahr weiter aus. Nach dem Jahresbericht der Miſſions-Geſellſchaft von 1823, hatte er in dieſem Jahr nicht weniger als 320 erwachſene Neger getauft. Die Geſammtzahl der Neger, welche auf Le Resouvenir und den benachbarten Pflanzungen öffentlich das Chriſtenthum angenommen hatten, betrug bei 2000. Damals ſchrieb Hr. Smith an einen ſeiner Freunde: „Wir haben jeden Sonntag eine überfließende Verſammlung vor uns, die ſich mit dem größten Anſtand beträgt; auch ſind Manche derſelben eifrig, das Chriſtenthum auszubreiten. Ihre Lebensverhältniſſe ſind viel beſſer geworden; beſonders iſt dies bei den regelmäßigen Ehen ſichtbar, die mit wenigen Ausnahmen unverletzlich gehalten werden. Ein großer Theil unſerer Neger ſind mit Bibeln, N. Teſtamenten, Katechismen und Geſangbüchern verſehen. Ungeachtet der Sonntag, zur Schmach des Chriſtenthums, zum allgemeinen Markttage auf der Kolonie beſtimmt, und dieſer einzige Tag den Sklaven zur Bearbeitung ihrer eigenen Felder eingeräumt iſt, ſo ziehen dennoch die meiſten derſelben den Beſuch der Kirche beiden vor. Deſſen ungeachtet ſind es gerade dieſe Leute, welche in der Regel den reinlichſten Anzug tragen, und auch mehr als viele ihrer Mitſklaven zu einem gewiſſen Wohlſtand gelangen, indem ſie, ſtatt den Sonntag zur Feldarbeit zu mißbrauchen, gewöhnlich Federvieh aufziehen, das ſie hernach verkaufen, und den Gelegenheiten ſich entziehen, ihr Stückchen Geld wie die Andern auf dem Markt zu verſchwenden."

Die Wirkſamkeit des Herrn Smith ward aber bald hierauf durch einen bedeutſamen Vorfall unterbrochen und vollends zerſtört. Das britiſche Parlament, wel-

Digitized by Google

ches mit weiser Menschenfreundlichkeit den Zustand der Negersklaven auf den westindischen Kolonien in der neuesten Zeit in's Auge faßt, kam durch Beschlüsse im J. 1823 in verschiedenen Maasregeln überein, die auf den großen Zweck heilsam berechnet sind, den Zustand der Sklaven zu verbessern, dieselben zu unterrichten, und sie nach und nach für den Zustand der bürgerlichen Freiheit vorzubereiten, welche bei weitem der größte Theil des britischen Volkes der armen Sklavenwelt gern angedeihen lassen möchte. Die über diesen wichtigen Gegenstand gefaßten allgemeinen Parlamentsbeschlüsse wurden nach allen britischen Kolonien und also auch nach Demerary versendet, wo sie der Gouverneur der Kolonie am 7 Julius (1823) in Empfang nahm. Bald verbreiteten sich, durch einen Hausgenossen des Gouverneurs veranlaßt, schwankende Gerüchte von der Wichtigkeit dieser Parlaments-Verordnungen, die, wie alle willkommenen Nachrichten, begierig verbreitet, gerne geglaubt und dann auch übertrieben wurden: so daß bald die Meinung unter den Sklaven herrschend ward, es hätten der König und das Parlament die Befreiung aller Sklaven genehmigt. Um so größer war der Schmerz der Neger, daß von den ihnen zugestandenen Vortheilen durch ihre Vorgesetzten keine Kunde gegeben und gegentheils ihnen tägliche schwerere Lasten aufgelegt wurden. Während der Parlamentsbeschluß den Sklaven am Sonntag freie Religionsübung und ungehinderte Theilnahme an christlichen Unterrichtsanstalten gestattete, wurde ihnen der Kirchenbesuch noch viel mehr als vorher beschränkt, indem sie jedesmal eine schriftliche Erlaubniß von ihrem Herrn haben sollten, wenn einer von ihnen die Kirche besuchen wollte, diese Erlaubniß aber ihnen nicht selten versagt wurde.

Einige Neger, welche bisweilen die Kirche des Missionärs besuchten, wendeten sich nun an ihn, um den Inhalt der neuen Verordnung (wie sie es nannten) zu erfahren und von ihm zu vernehmen, ob ihre Freilassung aus der Sklaverei vom Parlamente beschlossen worden sei? Herr Smith versicherte sie, daß von ihrer Loslassung in diesen Beschlüssen keine Rede sei, daß ihnen aber verschiedene Erleichterungen ihrer Lage zugestanden seien und sie geduldig warten sollen, bis der Gouverneur die Bekanntmachung für gut finde. Die Unruhe der Neger nahm mehr und mehr zu und ihre Ungeduld wurde immer sichtbarer. Missionär Smith machte daher den Vorschlag, daß von der Kanzel herab die neuen Verordnungen den Negern bekannt gemacht werden möchten, um ihnen jeden falschen Wahn zu benehmen, aber dieser Vorschlag wurde unglücklicherweise verworfen.

(Der Beschluß folgt.)

Pariser Sittentafel.

Das Lotterie-Bureau.

Ein nicht unbedeutender, indirekter Abgabezweig auf die Habgier und die Albernheit des Volks, ist der der Lotterien. Es ist fast unglaublich, wie weit die Verblendung, nicht nur des Pöbels allein, sondern auch der gebildetern Klasse, in solcher Hinsicht geht. Aber diese Leidenschaft zeigt sich am grellsten in den sogenannten niedrigen, oder vielmehr ununterrichteten Ständen, denen es an der nöthigen Ueberzeugung gebricht, um das Gute vom Schlechten unterscheiden zu können.

Ich befand mich letzthin in einer der volkreichsten Vorstädte von Paris. Eine barbarisch lärmende Janitscharenmusik schallte mir um eine Straßenecke entgegen, und zog die Menge zu sich an. Ich vermuthete nichts weniger als ein Bataillon der Nationalgarde, oder wohl gar ein Linien-Infanterie-Regiment erscheinen zu sehen; aber ich hatte mich geirrt. Eine Truppe wandernder Musikanten machte diesen Höllenlärm, vor einem Lotterie-Bureau, zu dem die Menge hinströmte und wo die Liste der Amben, Ternen, ja selbst der Quaternen, die gewonnen sein sollten, ausgehängt, und mit vielfarbigen Blumen umkränzt war.

„Ach, Frau Nachbarin!“ sagte eine Obsthändlerin, „sehe Sie doch mal die schöne Ziehung, die ganz nahe bei mir ist: 11, 20, 44, 19, 76. Ich wäre heute reich wie eine Königin. Seit länger als ein Jahr habe ich eine trockene Terne auf die drei ersten Nummern verfolgt, die herausgekommen sind. Aber der Schurke, der Thomas, hat mir heute Morgens, vor dem Schluß, so viel tolles Zeug vorgeschätzt, daß ich richtig eine Viertelstunde zu spät gekommen bin.“ — „Aetsch, da bin ich anders, und kein Mannsbild kann mir meine Einlagen verpfuschen. Seit bestimmt zehn Jahren bezahl' ich sie aber auch immer mit der 20. Diesmal ist sie ein wenig lange ausgeblieben, aber das verschlägt nichts, sie ist doch endlich gekommen. Ich hätte gewiß mein letztes Hemd verkauft, um sie nicht aufzugeben. Ich war schon auf Alles gefaßt. Rathe Sie, wer das große Loos gewonnen hat. Die Köchin des Gewürzhändlers auf dem Markt der Unschuldigen. Und noch dazu mit drei Nummern, die sie aufs Gerathewohl gezogen hat. Das heiß' ich Glück haben.“ —

Die Unterhaltung dieser Weiber flößte mir den Gedanken ein, das Innere des Bureau ein wenig näher zu beschauen und zu studiren. Es war kurz vor dem Schluß einer andern Ziehung: Wie ist es möglich, das zu beschreiben, was ich gesehen habe? Welche Farben gehören dazu, dieses Bild nur im hundertsten Theile so darzustellen, wie ich es erblickte? Warum haben unsere neuen Calots und Hogarths noch bis

Digitized by Google

jetzt keine Skizze davon entworfen? Der Waſſerträger, der Maurer, die Orangenverkäuferin, die Köchin, die Bettler ſelbſt, Alles was der letzte Stand der Geſellſchaft in der Hauptſtadt umſchließt, hat ſich hier verſammelt, um den kärglichen Erwerb, vielleicht das letzte Geld, für Träume und wenn auch oft getäuſchte, doch immer wieder neuerſtehende Hoffnungen hinzugeben. Einer theilt dem andern ſeine beſchränkten Gedanken über den einzigen Gegenſtand mit, der Alle gleich intereſſirt. Aber Niemand hört, was geſprochen wird, und alle Zungen und Kinnladen ſind in Bewegung. Ein Jeder ſpricht nur für ſeine eigene Ohren. Alle verfolgen denſelben Gegenſtand, Alle haben denſelben Wunſch, zu gewinnen; aber nicht Zwei glauben ihn auf einem und demſelben Wege erreichen zu können. Einer hofft auf des Andern Verluſt, ohne dadurch im Geringſten verſichert zu ſein, auch den ſeinigen vermeiden zu können. Ueber all dieſes Chaos der menſchlichen Vernunft, und dieſes verworrene Geräuſch der Zungen, erhebt ſich von Zeit zu Zeit, wie ein ſchmetternder Donnerkrach, über dem Geheul der Meereswellen, die Stimme des Lotterie-Einnehmers, Ruhe, Frieden, Schweigen gebietend. Aber Sigaleon behält hier zu Lande nicht lange den Finger auf dem Mund.

„Mein Herzchen!“ ſagt eine alte Sybille zu einer andern Unglücklichen ihres Gelichters, „ich habe heute Morgens eine dicke graue Spinne hinter meinem Strohlager geſehen.“ — „Das iſt was Rechts“, erwiedert die Andere, „dergleichen Beſtien ſehe ich alle Tage zu Hunderten bei uns.“ — „Mir gleich“, fügt die Erſte hinzu, „eine Spinne bringt immer Glück, vorzüglich wenn ſie grau iſt. Ich will einen Thaler auf 9, 30 und 41 ſetzen, und ich bin gewiß, daß die Terne herauskommen wird.“ Und die Elende, welche keine Strümpfe, und ſonſt kaum das Nothwendigſte hat, ihre häßliche Blöße zu bedecken, wickelt einen Thaler aus ihrem ſchmutzigen Unterrocke hervor, um ihn auf ihre Spinne zu ſetzen. Für Diejenigen, welche an Träume glauben, ſind die Nummern nicht mehr Nummern, ſondern allerlei Gegenſtände, die ſie im Traume geſehen haben, und welche mit gewiſſen Zahlen übereinſtimmend ſein müſſen, wiebies der kleine Cagliostro, die Bücher Menus, der aufrichtige und wahrhaftige Traumdeuter, und viele andere Werke von demſelben Kaliber beweiſen.

„Heda, Landsmann! ſchreibe Er mir meine Ochſen,“ ſagt eine Auſterhändlerin, und wirft 30 Sous auf den Tiſch. — „Herr! ſchreiben Sie mir 24 Sous auf meinen weißen Kater“, ſtrpt eine alte Jungfer, indem ſie ſich züchtig die Augen bedeckt. — „Jeſus Maria!“ ruft ein weiblicher Baß, „vergeſſen Sie das Kamiſol meiner Muhme nicht.“ — „Alter!“ kreiſcht eine Gärtnerin, „ſchreibe Er mir meine Artiſchocken, erſte Ziehung, 40 Sous.“ — „Machen Sie mir eine Terne mit meinen Mäuſen“, ſagt die Schuſterfrau. — „Und eine Ambe mit meinen Sardellen“, fügt die Häringskrämerin hinzu. — „Mein ſchönes Kind!“ ſagt ein Kohlenträger zu der Einnehmerin, „ich habe dieſe ganze Nacht in meiner Kammer Pferde trottiren hören, nicht mehr oder weniger als in einem Stall.“ — „Von welcher Farbe waren ſie?“ — „Ich glaube ſchwarz.“ — „Das iſt 24. Waren ſie angeſchirrt?“ — „Angeſchirrt, mein Herz!“ — „Das iſt 23. Tiefen ſie ſchnell?“ — „Wie im Zirkus.“ — „Das iſt 72.“ — Ein kleiner Knurrfuchs, der ſeit länger als einer Stunde die Liſte der Ziehungen ſeit 10 Jahren durchſtudirt hatte, entſchloß ſich endlich auch zum Reſultat ſeiner langen Betrachtungen. „Hm, hm, ſagte er mit weinerlicher Stimme, „die 6 iſt im Gefängniß, und wird bald herkommen. Die 2 iſt ſchon da, das bringt die 20. Die Nullen ſind ſeit Langem nicht erſchienen . . . . . das iſt gewiſſer Gewinn.

Die Unglücklichen! . . . . . ſie reden nur vom Glück, von Gold und Gewinn, ... und ihre Kinder, ihre Weiber oder Männer ſchreien um Brod und gehen in Lumpen einher, weil der Staat ihnen ein Mittel darbietet, den Ertrag ihres Schweißes hier an erbärmliche Hoffnungen zu vergeuden, und ihr Elend und ihre Verworfenheit zu vermehren.

Nordamerikaniſche Philanthropie.

Der „National Intelligencer“ widmet einige ſeiner Seiten den „Annalen der Wohlthätigkeit“, welche beſtimmt ſind, der Nachwelt das Andenken großmüthiger Menſchenfreunde aufzubewahren, die einen Theil ihres Vermögens einer aufgeklärten Wohlthätigkeit, und mancherlei Anſtalten zum allgemeinen Beſten angedeihen laſſen. Wir glauben, mit den Herausgebern der amerikaniſchen Zeitſchrift, es nicht minder, zur Beförderung des Guten, nützlich, jene ſchönen Handlungen bekannt zu machen, welche der ganzen Menſchheit Ehre machen; ſie mögen nun auch einer Nation angehören, welcher ſie wollen, ſie ſind unſere Freunde und wir achten ſie hoch. Des Philoſophen einzige Feinde ſind die Böſen. Wir entnehmen daher dem obengenannten Journal, was es in dieſer Hinſicht berichtet. — Der General van Renſſelaer, aus dem Staate von New-York, hatte eine Summe von 500 Dollars (2500 Franken) jährlich für die geodeſiſchen Arbeiten beſtimmt, welche während drei Jahren in der Provinz ausgeführt werden ſollten, die er bewohnte. Nach dem Verlaufe dieſes Zeitraumes hat

Digitized by Google

er ihn nun für drei andere Jahre noch verlängert. Dies ist jedoch nicht der einzige Zug von Unterstützung, welcher dieser Mann den Wissenschaften angedeihen läßt. — Samuel Elliot von Boston hat, vor einiger Zeit, die Wardensche Bibliothek gekauft, und sie der Universität Harward geschenkt. Sie besteht aus 1300 Bänden, von denen die meisten die Landesgeschichte betreffen, und 300 Karten. — Israel Thorndike von Boston hat vor mehreren Jahren die kostbare Bibliothek des Professors Ebeling zu Hamburg gekauft, und sie derselben Universität zum Geschenk gemacht. Zu dieser Sammlung befinden sich alle möglichen Materialien zu einer Geschichte von Amerika. — Gottfried Haga, ein Deutscher von Geburt und jetzt 77 Jahre alt, seit länger als 50 Jahren zu Philadelphia wohnhaft, hat letzthin sein Testament gemacht, durch welches er der Gesellschaft der mährischen Brüder, deren Mitglied er ist, 5000 Dollars aussetzt. Derselbe hat 5000 Dollars zur Ausbesserung des Bethauses der Gesellschaft hergegeben. Aber vor allen Männern, die Philadelphia mit Stolz seine Mitbürger nennen kann, hat Niemand mehr den Namen eines Beschützers alles Guten und Nützlichen, eines philanthropischen Mäcens verdient, als William Maclure, ein Schottländer von Geburt, der aber diese Stadt schon seit langer Zeit bewohnt. Er hat unter andern sehr viel zur Stiftung der Akademie der Naturwissenschaften beigetragen, deren Arbeiten sehr vortheilhaft in Europa bekannt sind. Er hat fast alle merkwürdigen Bücher der verschiedenen wissenschaftlichen Zweige in Europa angekauft und sie diesem Institute geschenkt. Die Menge derselben beläuft sich auf 10,000 Bände. Außerdem hat er auch noch viele physische Instrumente und mehrere mineralogische Sammlungen zu dem gleichen Zwecke bestimmt. Seine Gaben können auf den Werth von mehr als 12,000 Dollars angeschlagen werden. Derselbe hatte, als eifriger Bewunderer der Erziehungsmethode des ehrwürdigen Pestalozzi, vor mehreren Jahren den talentreichen Näf und einige andere junge Männer desselben Instituts auf seine Kosten nach den vereinigten Staaten gesandt, um dort pestalozzische Schulen zu errichten. Wir dürfen nächstdem auch des edeln Monthion nicht vergessen, der mit einer seinem Patriotismus gleichen Freigebigkeit mehrere Preise für nützliche Werke, Handlungen, Erfindungen u. s. w. ausgestellt hat, welche alle auf die Beförderung des Menschenwohls berechnet sind.

Dergleichen für die ganze Menschheit erfreuliche Thatsachen, welche ihre Fortschritte in der Zivilisation und ihre innere Veredlung bezeugen, allgemein bekannt zu machen, und als hohe Beispiele einer rühmlichen Nacheiferung aufzustellen, schien uns eine Pflicht, welche wir um so eifriger erfüllen, weil wir hoffen dürfen, daß sie vielleicht selbst Veranlassung zu mancher schönen Handlung geben kann, welche, wie alles Gute, schon dienieden sich durch sich selbst belohnt.

Historische Kronik.

Uebersicht der Zeitereignisse des verflossenen Jahres.

Suum cuique decus posteritas reppendit.*)

Tacitus.

Die große Frage über Griechenlands Unabhängigkeit ist noch immer nicht entschieden. Die Fügungen der europäischen Kabinetspolitik sind noch nicht bekannt, während die Politik der Staaten längst kein Geheimniß mehr ist. Der Gang der diplomatischen Verhandlungen, langsam und bedächtlich, hat die Begebenheiten ihrem Ziele kaum mehr genähert, als entfernt, und die zivilisirte Erde befindet sich über die Zukunft einer ganzen christlichen Nation noch in derselben Ungewißheit, als vor vier Jahren, wo diese es zuerst gewagt, ihre entehrende Fessel zu zerbrechen und ihrem Tirannen mit bewaffneter Faust sich entgegen zu stellen. Das Gerücht eines nahen Kongresses zu St. Petersburg, zur Verhandlung der griechischen Angelegenheiten, kann jetzt nicht mehr dieselbe Wirkung hervorbringen, und seine Entscheidungen können jetzt nicht mehr denselben Einfluß ausüben, den sie vor einem oder zwei Jahren mit so vollem Rechte zu begründen im Stande gewesen wären. Griechenland beruhet sich jetzt auf die Stütze der öffentlichen Meinung nicht mehr allein, es hat in den geheimen und öffentlichen politischen Maasregeln Englands einen Hebel gefunden, der es, in Vereinigung mit seiner Ausdauer und Kraft, auf einen Punkt gestellt hat, von dem es nicht mehr hinabgestürzt werden kann, ohne eine allgemeine Entzweiung nach sich zu ziehen.

Das griechische Volk hat in seinem vierten Feldzuge gegen die ottomannische Pforte, außer den ihm entgegengeschleuderten asiatischen Barbaren, auch noch die Horden des ägyptischen Satrapen zu bekämpfen gehabt. Der Menschenfreund vernahm mit Schmerz die Nachrichten von den ungeheuern Zurüstungen zu Konstantinopel und zu Alexandria. Er gedachte an Scio, und berechnete im Voraus mit Beben all' das Elend, das eine nothwendige und unausbleibliche Folge derselben werden mußte. Seine Vorahnungen wurden leider nur zu bald erfüllt. Wie ein wüthender Tiger stürzte der Kapitän-Pascha über Ypsara,

*) Die kommenden Geschlechter werden Jedem den ihm gebührenden Platz anweisen.

Digitized by Google

auf deſſen Geſtade der Verrath allein ihm den Zutritt hatte verſchern können, und zerriß es. Durch ganz Europa erſchallte nur ein Schrei des Entſetzens. Aber der Archipel und Morea erhoben ſich wie ein Mann zur legitimen Rache. Die Barbaren, noch in den Eingeweiden ihrer Schlachtopfer wühlend, wurden von Canaris und ſeinen Gefährten überfallen und niedergemacht, ein großer Theil der türkiſchen Flotte wurde zerſtört, und der Kapitän-Paſcha zog ſich nach Mitylena zurück. Dies alles geſchah in den erſten Tagen des Monats Juli.

Die Verwüſtung von Ypſara ſollte indeß, nach den Entwürfen des Divans, nur der Prolog des großen Trauerſpiels ſein. Die große Armada des Paſcha von Aegypten, mit einer bedeutenden Landungsarmee und der Peſt belaſtet, von ſeinem Sohne Ibrahim und dem Admiral Ismael Gibraltar befehligt, war gegen das griechiſche Feſtland beſtimmt, während der Kapitän-Paſcha im Meerbuſen von Smyrna und zu Scala nuova 20,000 Aſiaten aufnehmen und mit denſelben den Archipel zerſtören ſollte. Die Erſte, nachdem ſie lange unthätig bei Rhodos verweilt hatte, überfiel endlich die Inſel Caſſo am 10 Juli, und verwandelte ſie in einen Schutthaufen. Der Zweite wendete ſich gegen Samos, um dort ſeine Schauderſzenen zu wiederholen. Er landete am 19. Auguſt; aber hier erreichte ihn die Nemeſis. Sein Heer wurde geſchlagen und zerſtreute ſich; Miaulis, der Admiral der griechiſchen Flotte, und Canaris brachten ihm den Gnadenſtoß zur See bei. Er floh nach dem Hafen von Budrum (dem alten Halikarnaß), von wo er, nachdem auch die ägyptiſche Flotte durch die Brander der Griechen übel zugerichtet worden war, und nachdem beide zu Stanchio, Amorgos und im Kanal von Stanko-Cos noch mehrere Niederlagen erlitten hatten, ſich wieder nach St. Olivaro auf Mitylena zurückzog, während die Aegyptier, von Miaulis beſtändig verfolgt und zerſtreut, nur unter den Batterien von Canea auf Candia ihre Sicherheit ſuchen und finden konnten.

Canaris, der ſchon zwei türkiſche Admirale in die Luft geſprengt, und geſchworen hatte, auch den dritten ihnen nachzuſenden, etablirte ſich bei Mitylena, um die günſtige Gelegenheit zu erwarten. Zu Anfang Septembers kam der Paſcha, dem die Zeit lang werden mochte, hervor, um ſich ſchlagen zu laſſen, was ihm auch ſo wohl gelang, daß er endlich am 17. September ſeine letzten Kräfte erſchöpfte, und die wenigen Fregatten, die ihm noch geblieben waren, in Flammen aufgehen ſah. Er ſelbſt entkam nur mit großer Mühe nach den Dardanellen, bis wohin ihn Canaris verfolgte. Von der ganzen ungeheuren türkiſchen Flotte kehrte nur ein Linienſchiff und eine Fregatte im übelſten Zuſtande nach Stambul zurück.

Griechenland hat im verfloſſenen Jahre einen ſeiner größten Feinde und ſeinen eifrigſten Freund verloren. Sir Thomas Maitland, Lord-Ober-Kommiſſarius und General-Gouverneur der joniſchen Inſel-Republik, der ſich bei allen Gelegenheiten der Sache des griechiſchen Volks nicht nur abgeneigt, ſondern mit einer auffallenden Härte feindlichgeſinnt gezeigt hatte, ſtarb Anfangs Februar auf der Inſel Malta. Lord Byron, der größte und genialſte Dichter ſeines Volks und ſeiner Zeit, der in der Sache der Hellenen die der ganzen Menſchheit erkannt hatte, beſchloß ſeine rühmliche Laufbahn leider zu früh im ſiebenunddreißigſten Jahre ſeines Alters zu Miſſolunghi am 19. April.

Die Zuſammenſtellung der verſchiedenen Ereigniſſe eines Jahres kann oft wichtiger ſein, als man vielleicht, nach der Herzählung der vereinzelten Gegenſtände, vermuthen ſollte. Es iſt kein ganz unnützes Geſchäft des Staatsmannes, die im Laufe der Begebenheiten gemachten Bemerkungen nach einem gewiſſen Zeitpunkte mit dieſen wieder zu vergleichen, und daraus ſich ein Vor-Reſultat ſeines künftigen Verhaltens zu entnehmen. Was indeß der Staatsmann nur auf ſeine zu treffenden Maasregeln berechnet, das macht der philoſophiſche Geſchichtſchreiber auf das ganze Menſchengeſchlecht anwendbar, indem er ſeine Schlußfolgen auf das Wohl oder Weh derſelben daraus zieht. In dieſer zweifachen Hinſicht iſt Englands Betragen, im Laufe des verfloſſenen Jahres, auſſerordentlich bemerkenswerth. Wir ſehen es zuerſt eine bedeutende Flotte im mittelländiſchen Meere verſammeln, unter dem leicht aufgefundenen Vorwande, den Dey von Algier zur Vernunft zu bringen; aber eigentlich nur, um auf jeden denkbaren Fall, auf jede mögliche Wendung des Geſchicks gefaßt zu ſein. Indem dadurch auf der einen Seite die Größe der britiſchen Macht der Pforte ſo recht vor Augen geſtellt wurde, machte man auch zugleich den Hellenen recht bemerkbar, was ſie von ihr zu hoffen oder zu befürchten haben dürften. Griechenland wimmelte indeß von engliſchen Agenten, die ſich im Namen verſchiedener Geſellſchaften dort befanden. Durch ihr Organ erfuhr und vermittelte die Regierung Alles, was ſie zu wiſſen und zu begründen wünſchte. Während Stratford zu Konſtantinopel alles Mögliche anwendete, den Divan von der Reinheit der Geſinnungen Englands zu überzeugen, wurde zu London öffentlich eine bedeutende Anleihe für Griechenland abgeſchloſſen; und obſchon die ſogenannten Zwiſtigkeiten mit Algier durch den Friedensſchluß vom 26. Juli beſeitigt waren, hatte es die Barbaresken nichtsdeſtoweniger verhindert, Theil an den Zurüſtungen der Pforte und Aegyptens gegen den Archipel zu nehmen. Wenn die Pforte einen überzeu-

Digitized by Google

genden Beweis der thätig-freundschaftlichen Theilnahme des britischen Kabinets, in den rastlosen Verwendungen desselben zur Beseitigung der zwischen ihr und Persien statt findenden blutigen Uneinigkeiten und in deren Beendigung sehen mußte, wenn dasselbe Kabinet, im innigsten Verständnisse mit dem österreichischen, es endlich so weit gebracht hatte, daß Rußlands mächtiger Selbstherrscher, die Politik seiner Vorfahren und seines Ministeriums hintenansetzend, nicht nur allen seinen gerechten Forderungen entsagte, sondern auch der Anmaßlichkeit des Divans nachzugeben schien, und den ersten Schritt zur Ausgleichung des durch Capo d'Istria's zu philanthropisch-politische Plane und durch Stroganoffs, obgleich gerechtes, doch zu rasches Verfahren entstandene Mißverständnisses, durch Minczinky's Sendung, machte; wenn nach dem Allem klar bewiesen werden sollte, wie wohl es England mit der Pforte meine, so zeigte es sich auf der andern Seite gegen Griechenland nicht minder geneigt, dadurch, daß es die Hellenen mit Geld, mit Munition, mit Brandern und mit mancherlei wichtigen Mittheilungen und Rathschlägen versorgte. Ein noch offenbareres Zeugniß seiner Gesinnungen legte es dadurch an den Tag, daß es in der Person des General-Gouverneurs der ionischen Inseln, Sir Friedrich Adams, mit der griechischen Regierung, wegen des von derselben erlassenen Dekrets, die Behandlung der europäischen, im türkischen Solde befindlichen Schiffe betreffend, unterhandelte, und obschon es die Zurücknahme dieses Dekrets bewirkte, doch auch zugleich durch die Offenheit seines Verfahrens, und durch die bald darauf erfolgte Abreise Strangfords von Konstantinopel, bewies, zu wessen Gunsten seine politische Wage sich neige.

Wie die brittische Diplomatie früherhin in Hinsicht auf das spanische Amerika sich benommen hatte, auf eine ähnliche Weise hat sie auch ihre Berechnungen auf Griechenland anwendbar gemacht. Der Begründung einer neuen Macht im Orient zuerst aus Grundsatz und Interesse abgeneigt, hat sie die Fortschritte derselben mit ängstlicher Sorgfalt bewacht, und Oesterreich, dessen Besorgniß schon in einem hohen Grade angewachsen war, noch mehr für sich zu gewinnen gewußt. Sie hat die furchtbaren Heere Rußlands zwischen Bog und Dniester gebannt, und, auf den erhabenen Pakt des heiligen Bundes sich stützend, den Kampf des griechischen Volks, um Freiheit und Recht, unter dem Gesichtspunkte jener illegitimen Revolutionen der Halbinsel und Neapels, dargestellt. Den günstigen Erfolges ihrer politischen Sophismen gewiß, hat sie allmälig andere Mittel erwählt, und einen anderen Weg eingeschlagen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Sie hat Griechenland überzeugt, daß Alles, was sie bisher gethan, zur Begründung seiner Freiheit und Unabhängigkeit, und zur vollkommenen Emanzipation von allen fremden Anmaßungen durchaus nothwendig gewesen. So hat sie sich einen festen Punkt auch dort versichert, auch dort des ganzen Handels sich fast ausschließlich bemächtigt, und sich die erste Stimme bei allen Berathungen zur Entscheidung über das Geschick des neuerstandenen Volks erworben.

Was die übrigen Gegenstände anbetrifft, in denen England gleichfalls eine Rolle gespielt hat, wie z. B. seine Kriege gegen die Ashantis auf der Westküste Afrika's, und gegen die Birmannen auf der Halbinsel diesseits des Ganges, seine Expeditonen gegen den Nordpol, zur Entdeckung einer möglichen Durchfahrt nach dem nordwestlichen Meere, weshalb Parry am 8. Mai seine dritte Reise unternommen hat, und der Besuch und Tod des Königs der Sandwichsinseln und seiner Gemahlin zu London, so sind sie von einem so sekundären Interesse, daß wir nur im Vorübergehen sie zu bezeichnen für nöthig erachtet haben.

Eine andere politische Frage, wie die über Griechenlands Sein oder Nichtsein, oder vielmehr nur eine und dieselbe, unter einer andern Form, weil sie ebenfalls das Wohl der Menschheit betrifft, ist die über Beendigung der Anarchie in Spanien. Die Sache ist dort bei weitem zarter, und verlangt das non plus ultra diplomatischer Gewandtheit. Es handelt sich dort nicht allein über Menschheit und Gerechtigkeit, sondern über unendlich mehr, über das Prinzip der Legitimität, welches dort, wie überall, die Basis der Gesetzkraft und der Sicherheit des Staats sein soll. Was also Ferdinand VII. und seine Räthe immerhin thun und treiben mögen, das bedarf der Sanktion der Vernunft und Billigkeit nicht erst, um legitim genannt zu werden. Da es jedoch die Ruhe der Staaten erfordert, daß der Geist der Anarchie unterdrückt werde, nachdem der Dämon der Revolution unterdrückt worden ist, so besteht die große Aufgabe jetzt nur allein darin, der spanischen Regierung begreiflich zu machen, daß sie endlich das Symbol des Friedens und der Einigkeit aufpflanzen müsse, wenn sie nicht auch noch fernerhin gegen ihr eigenes Interesse handeln wolle. Diese Vorstellungen sind denn auch Alles, was den Maximen der heutigen Staatsklugheit zufolge, den Gehalt aller diplomatischen Noten zu begründen vermag. Alles, was diese Grenzen überschreitet, ist illegitim, und also auf keine Weise anwendbar.

Was läßt sich aber auf diesem Wege thun, wenn die Legitimität, alle Vorstellungen ablehnend und ihre Rechte geltend machend, auf ihre eigene Kraft, so wie auf ihrem eigenen Willen beruhen will? Dieser Fall ist im Gesetzbuch der heiligen Allianz nicht

Digitized by Google

bedacht worden, und es kann daher auch kein Mittel darauf anwendbar gemacht werden. Man kann der Legitimität wohl die ihr bisher dargeliehene Hilfe entziehen, und sie, so zu sagen, an den politischen Bettelstab bringen, ohne deßhalb im Geringsten ihre Würde zu verletzen; aber sie bleibt nichtsdestoweniger ihrer Majestät und ihres Entschlusses unveränderlich gewiß. Nichts ist in seiner Art merkwürdiger, als eine einen solchen Gegenstand betreffende diplomatische Note. Sie ist das überzeugendste Beweismittel, zu welcher Geschmeidigkeit der menschliche Verstand gelangen kann, wenn er durch die Umstände zur Umschreibung und Dissimulation genöthigt wird. Man könnte eine Geschichte der Ausbildung und Vervollkommnung des Geistes, nur bloß nach solchen Aktenstücken, schreiben.

Spanien, in seinem jetzigen Zustande, ist mit einem siechen und hinfälligen Körper zu vergleichen, der nur durch Radikalmittel und durch eine entscheidende Krisis vom gänzlichen Verderben gerettet werden kann. Die Anarchie, welche es jetzt zerrüttet, enthält fast denselben Ansteckungsstoff, als jene Revolutionswuth, die nur durch gewaltsame Mittel hat unterdrückt werden können. Der Mißbrauch der Gewalt ist immer ein und derselbe, unter welcher Form er sich auch zeigen mag, ob unter dem Deckmantel der Legitimität und der Religion, oder unter jener Gesetz und Ordnung verachtenden Ungebundenheit, welche leider nur zu oft unter der erhabenen Aegide der Freiheit sich zu verbergen sucht. Wie aber diese Krisis hervorgebracht und jene Radikalmittel anwendbar gemacht werden sollen, das ist die große Frage, die seit Langem von den Staatsmännern Europas in Anregung gebracht und in Erwägung gezogen worden ist, ohne bis jetzt genügend beantwortet worden zu sein.

Der Erscheinung der sogenannten Amnestie vom 1. Mai, die, ihrer unzähligen Ausnahmen wegen, vielmehr ein allgemeiner Verbannungs-, Verfolgungs- und Vertilgungsakt genannt werden kann, hat der Fanatismus und die Blutgier einer gewissen Kaste die unglückliche Halbinsel immer mehr und mehr einem gewissen Verderben zugeführt, von dem weder die Weisheit des erhabenen Verfassers des Vertrages von Andujar, noch die Staatsklugheit Zea's, noch das eifrigste Bestreben des französ. Ministeriums und die Vermittelung des heiligen Bundes sie hat abwenden können. Unter dem Vorwande der Reinigung begann eine Art von Vehm und Inquisition, die Tausende in den Schlund der Gefängnisse und zum Tode führte, oder sie zur Flucht und zur Verlassung des heimischen Bodens zwang. Einige Hundert dieser Unglücklichen, denen zwischen Tod und Verzweiflung nur die Wahl blieb, hatten sich Anfangs August der Festung Tarifa bemächtigt, welche am 19. desselben Monats von den Franzosen mit Sturm genommen wurde. Dieser Umstand kam der Camarilla und der apostolischen Junta sehr gelegen, indem es ihr nicht nur gelang, den König von der Nothwendigkeit der Anwendung strengerer Maßregeln zu überzeugen, sondern auch der Ausübung der inneren Verwaltung und Polizei sich zu bemächtigen, wodurch die Unordnung und das Elend des unglücklichen Landes bis auf seinen Gipfel gebracht wurde. Damit noch nicht zufrieden, suchte sie sogar in Nachahmung, oder vielmehr in Uebereinstimmung mit der in Portugall mißlungenen Thronveränderung (deren wir bald näher gedenken werden), ein ähnliches Stratagem auch auf Spanien anwendbar zu machen, welches jedoch ebenfalls fehlschlug, und nur dazu beitrug, den ganzen Fanatismus ihrer Absichten in das helle Licht zu stellen. Leider blieb dieser überzeugende Beweis unbeachtet, und das verrathene Iberien stürzte sich, mit verhülltem Gesicht, in den Abgrund des Verderbens hinab.

(Der Beschluß folgt.)

Erste Kunstausstellung der englischen Künstlergesellschaft.

Im Gegensatze der Akademie zu London hat sich eine neue Gesellschaft unter dem Namen der „Künstler" gegründet. Sie wird aus sechzig Mitgliedern bestehen, nämlich 35 Maler, 7 Bildhauer, 7 Baukünstler, und 12 Kupferstecher. Jedes Mitglied bezahlt beim Eintritt die Summe von zehn Pfund Sterling, und bei seiner Trennung von der Gesellschaft, unter welchem Vorwande es auch immerhin sein mag, eine Strafe von hundert Pfund Sterling. Derjenige, welcher durch die Mehrheit von 45 Stimmen ausgeschlossen werden sollte, ist ebenfalls dieser Strafe unterworfen. Der Ausstellungssaal bleibt am Sonntage uneröffnet u. s. w.

Diese Gesetze scheinen uns eben so streng und anmaßlich, als wenig mit dem Zwecke übereinstimmend, den die Gesellschaft zu erreichen sich bestrebt, nämlich die Kunst zu befördern und ihr eine vollkommene Unabhängigkeit zuzusichern. Die Ausstellung hat in diesem Jahre zum ersten Male statt gefunden. Die Säle waren sehr groß, wohl erhellt und auf Kosten der Gesellschaft erbaut und ausgeschmückt. Vor der Eröffnung hat man alle Gemälde einer strengen Prüfung unterworfen, und die Künstler haben alle mögliche Rügen zu vermeiden gesucht. Demungeachtet ist das Publikum damit weniger zufrieden gewesen, als mit der Ausstellung der Akademie. Die Landschaften verdienten vor den historischen Gemälden einen unzubestreitenden Vorzug.

Digitized by Google

Glover, Rasmith, Martin, Wilson, Hoffland, Starke und Linton sind die stärksten Stützen dieser neuen Anstalt. Eine hübsche Landschaft von Hoffland (unter der No 60) hat allgemein gefallen. Sie stellt einen See mit den ihn umgebenden Bergen dar. Der Himmel, die Frische der Gewässer und das glänzende Sonnenlicht bringen eine wunderbare Wirkung hervor. Eine Ansicht nahe bei Tunbridge (No. 135), von demselben Künstler, hat ein von dem ersern ganz verschiedenes Verdienst. Man findet weniger Dichtung, aber mehr natürlichen Reiz darin, so wie die ganze Wahrheit eines Landes, reich durch die Gaben der Natur und den Fleiß der Menschen.

„Der betrunkene Silen, auf einmal Moralist geworden, wirft dem Bacchus und der Ariane den Müßiggang und die Unregelmäßigkeit ihres Lebenswandels vor," von Haydon. Diese sonderbare Komposition (No. 129) ist mit einer Kühnheit gezeichnet und mit einem komischen Feuer ausgeführt, worüber man ihre Fehler vergißt. In jedem Pinselstriche erkennt man fast die Ungebundenheit und Unordnung der Einbildungskraft, welche die englische Schule vor allen andern auszeichnen. Man muß jedoch gestehen, daß eine große Wahrheit in dem Ausdruck der Köpfe vorherrschend ist. Derselbe Künstler hat, im „kritischen Institut" ein anderes Gemälde unter der No. 303 ausgestellt, welches einen Gedanken aus dem „Sommernachtstraum", dem sonderbarsten Lustspiel, welches Shakespeare's Genie je erzeugt hat, vorstellt. Man erblickt einen Lustgeist, der etwas von einem Faun und einem Schäfer hat, die Wolken mit einem Eselskopfe durchirren. Die Geschichte dieses Erzeugnisses ist interessant genug. Haydon blieb lange Zeit unbekannt. Er hatte zu seinem großen Gemälde, „der Einzug Jesu Christi zu Jerusalem", das Studium eines Eselskopfes auf einer ziemlich großen Leinwand gemacht. Seitdem befand er sich einigermaßen in beschränkten Umständen, und da die Zeit herannahte, wo er ein Gemälde zur Ausstellung des Instituts übersenden sollte, so gerieth er von ungefähr auf den Eselskopf; seine Einbildungskraft gab ihm den komischen Gedanken ein, daraus einen Sommernachtstraum zu bilden, und er führte sein Vorhaben mit Meisterhand aus.

Die Ausstellung der Künstlergesellschaft dauert vier Monate lang.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Neuestes Schreiben Eduard Rüppels.

Cairo, den 27. Juli 1824.

Seit meinem letzten Briefe von Annakol vom 3. Mai, haben viele große Begebenheiten im östlichen Afrika statt gefunden, die auch mir alle meine Pläne über den Haufen geßoßen haben. Ich will sie Ihnen in wenigen Worten erzählen. Sie werden wahrscheinlich bereits vernommen haben, daß die Bewohner von Ober-Aegypten, durch die Tyrannei, die Grausamkeit und viehische Wuth der Türken aufs Aeußerste gebracht, in Masse aufgestanden sind, und das unerträgliche Joch der Sklaverei abgeworfen haben. Von Girge bis Ibrim befindet sich das Land in einer allgemeinen Insurrection, die nun so drohender für Mehemet Ali Pascha ist, da selbst ein großer Theil seiner Armee zu den Insurgenten übergegangen ist. Ihr Haß und ihre Rachsucht ist vorzüglich gegen die europäischen, türkischen und koptischen Abenteurer gerichtet, die den Pascha umgeben, und seinen Ehrgeiz reizen. Sie haben geschworen, sie alle ohne Unterschied zu erwürgen. Sie haben indeß ihren Vorsatz bis jetzt nicht ausführen können, weil es den Türken gelungen ist, durch eine schauderhafte Massaker vieler tausend Menschen, für jetzt eine anscheinende Ruhe in Ober-Aegypten und in Nubien wiederherzustellen. Ich habe bei dieser Gelegenheit alle meine Sachen verloren, die sich in Esne befanden. Die Nachricht von dieser Katastrophe hat mich meine Reise nach Kordufan aufschieben lassen, und ich habe meine müßigen Augenblicke benutzt, um eine sehr beträchtliche Sammlung verschiedener naturhistorischer Gegenstände nach Cairo zu bringen, um sie von dort weiter nach Europa befördern zu können. Ein anderer Umstand hat mich fast dazu gezwungen. Der Sultan von Darfur hatte nämlich einen gewissen Seid Beran mit einer starken Armee nach Kordufan geschickt. Dieser marschirte mit so großer Schnelligkeit, daß er durch ein geschicktes Manöver 1200 Türken, die sich im Lager von Obeit befanden, von der Armee abschnitt und umschloß. Die Hilfe kann ihnen erst im September zugeschickt werden, weil sich die Armee bei Assuan befindet. Ich denke sodann mit ihr wieder vorwärts zu gehen, und in ihrem Gefolge Kordufan zu bereisen. Herr Heyn befindet sich nebst meinen Kameelen zu Dongola, wo er meine Rückkunft erwarten will. (Der Beschluß folgt.)

Theater.

Vor allen Schaubühnen zu Paris zeichnet sich am meisten das „erste französische Theater" durch Gediegenheit der Gegenstände aus. Darum auch, und nicht weil es das Erste genannt wird, glauben wir seiner vor allen andern erwähnen zu müssen. Wir gehören nicht zu jenen lichtscheuen Sittenrichtern, die da meinen, daß man in Finsterniß und unwissenheit am glücklichsten sei, und die eben deßhalb das Theater als einen öffentlichen Skandal verschreien. Wir finden nichts sträfliches darin, daß man Heuchelei und Fanatismus verächtlich zu machen suche, und Ehrlumth, Begeisterung und Vaterlandsliebe als Tugenden erhebe. Wir haben kein Interesse, uns der Entschleierung gewisser Laster und Gebrechen der Gesellschaft zu widersetzen, wenn sie zu Verbesserung derselben, oder zur angenehmen und zugleich belehrenden Zerstreuung dienen können. Wir forschen dem Besseren überall nach, und finden es überall: ein reiner Sinn neigt nur allein den Reinen sich an. Darum

Digitized by Google

schenen wie uns nicht, selbst einen Blick auf den „ausschweifenden Ehemann (le mari à bonnes fortunes)“ von Casimir Bonjour, fallen zu lassen, der auf obiger Bühne einen besonders günstigen Erfolg gehabt hat. Unser Zweck ist, der moralischen Tendenz des Schauspiels in allen Ländern nachzuforschen, und so viel als möglich daraus unsere Schlussfolgen auf den Charakter, die Sitten und den Geschmack der verschiedenen Völker Europa's zu ziehen. Aber keine Nation ist in der Kunst der Bühne weiter vorangeschritten, als die französische; bei keiner werden wir daher einen tiefern Blick in das innere Treiben der Leidenschaften thun können, als eben bei ihr. Möge der Leser den wahren Sinn unserer Moral nie verkennen wollen. — Schon in seiner „Mutter als Nebenbuhlerin“ (la mère rivale)“ und in seiner „Erziehung (l'éducation)“ hatte Casimir Bonjour bewiesen, daß er die Gebrechen, Laster und Lächerlichkeiten unserer Zeit vollkommen aufzufassen und mit vieler Genialität zu kopiren verstehe. Seine dritte Lektion ist an die Männer gerichtet, die in der Entbindung von allen den Pflichten, welche die Ehe ihnen auflegt, durchaus keinen Skrupel finden, und die, als kühne Jäger auf fremdem Gebiet, in ihrem eigenen den Wölfen einen sichern Eintritt verstatten. Mag man diese Art von Verpflanzen immerdin lächerlich finden, sie sind nichtsdestoweniger sehr immoralisch, und verlieren eine eben so ernste als wohlmeinende Rüge.

Der gedrängte Inhalt des Stücks ist folgender: Seit fünf Jahren mit Derville vermählt, sieht die tugendhafte Adele sich von ihrem Katzenhaften Gemahl beklagen. Er als ledige Mensch lebt, und sich durchaus kein Gewissen daraus macht, selbst seine Ausschweifungen sich zu rühmen. In ihrer Verlassenheit wird die schöne „Strohwitwe“ durch ihren Vetter, den jungen Karl, getröstet, der seit langem ihre Reize im Geheimen verehrt. Derville's Mutter kommt dieser Neigung auf die Spur und theilt sie ihrer Schwiegertochter mit. Die beiden Frauen fassen den Entschluß, den jungen Menschen mit guter Manier zu entfernen. Er verläßt auch wirklich das Haus, aber wird von Derville bald wieder zurückgeführt. Eine nähere Verständigung findet statt, und Karl, von der Tugend seiner Base besiegt, entschließt sich, sie auf immer zu vermeiden und nach den vereinigten Staaten zu gehen, um die Weite der Meere zwischen sein liebendes Herz und das ihrige zu stellen. Er verlangt jedoch und erhält, um das letzte, traurige Lebewohl ihr sagen zu können, ein Stelldichein im Gehölz von Boulogne. Derville, der seinen Vetter in Verkleidung dieser rührenden Szene überrascht, wird böse, daß er aus dieser „bonne fortune“ ihm ein Geheimniß gemacht, da er ihn doch in Kenntniß von allen den seinigen gesetzt habe. Karl nöthigt ihn, sich zu entfernen und Schildwache zu stehen. Adele erscheint, und kaum hat man sich einige Worte gesagt, so eilt Derville herbei, der Geräusch gehört hat, und die Liebenden zur Trennung zwingt. Er erkennt seine Frau nicht, sondern nimmt sie für eine Dame von Etablirt. Indem erscheint seine Mutter, die durch das Qui-pro-quo eines Briefs von dem wahren Zustande der Sache unterrichtet worden ist. Man trennt sich; aber kaum befindet sich Adele in ihrem Zimmer, so kömmt ihr Mann, um ihr sein Abenteuer zu erzählen. Die Mutter benutzt die Gelegenheit, dieselbe Geschichte mit der einzigen Veränderung zu erzählen, „daß der Mann, auf dem Pferde des Galant, bei dem Rendez-vous seiner eigenen Frau Schildwache gestanden.“ Derville begreift endlich Alles, und die Furcht, sich lächerlich zu machen, bringt bei ihm eine totale Veränderung hervor. Er läßt seinem Vetter eine glückliche Reise wünschen und neigt sich aufrichtig wieder seiner Gattin zu. –

Paris, Dezember 1824.

Die französische Akademie hatte, in ihrer letzten Sitzung, mehrere von dem verstorbenen Herrn von Montyon gestifteten Preise zu vertheilen. Dieser tugendhafte Bürger wußte einen eben so edeln als angemessenen Gebrauch von seinem großen Vermögen zu machen. Schon bei seinen Lebzeiten hatte er bei der Akademie jährliche Preise zur Belohnung der Tugend, und andere für das den Sitten nützlichste Werk, gestiftet. Nach seinem Testamente werden die ersten Preise beständig sein. Die Vertheilung war diesmal dem Grafen Orsèje, dem tugendhaften Vertheidiger Ludwigs XVI, übertragen worden. Ueber das für die Sitten nützlichste Werk ist kein Bericht erstattet worden. Die Gesellschaft hat nur vorgenommen, daß Hr. Droz den bestimmten Preis von 6000 Franken gewonnen habe. Ueber die Beweggründe zur Vertheilung der Tugendpreise ist nichts dasselbe Schweigen beobachtet worden. Durch eine besondere Klausel hatte Herr von Montyon bestimmt, daß diese Preise nur unter die ärmere Klasse vertheilt werden sollten, weil in derselben die Tugend schöner und unbelohnungsbedürftiger ist, und nicht der Prahlerei beschuldigt werden kann.

Vier Preise, zwei von 600, einer von 1000 und einer von 6000 Franken, wurden ausgetheilt. Die beiden ersten wurden, der eine der Jungfer Johanna Maria Balthazard, wohnhaft in der Straße Quincampoix No. 1, und der andere der Jungfer Maria Antonia Louis, wohnhaft in der Vermeuilstraße No. 14, zuerkannt. Die tugendhaften Handlungen dieser beiden Personen waren faß von derselben Natur. Muster der Erkenntlichkeit, haben sie mit Aufopferung ihres ganzen Lebens und des Ertrags ihrer Arbeiten eine kleine Wohlthat belohnt. Der dritte Preis wurde der Jungfer Johanne Margaretha Doucet zugestanden, die einer ihr faß ganz unbekannten Person zwei Jahre lang auf ihrem Krankenlager beigestanden und sie mit unerschütterlicher Sorgfalt gepflegt hat. Herr Orsèje bemerkte hierbei, daß die meisten schönen Handlungen, welche bisher von der Akademie belohnt worden, von Weibern ausgeführt seien. — Endlich der letzte und größte Preis war für Ludwig Victor Dadeux, aus Dieppe gebürtig, bestimmt. Dieser Mann wohnt nahe beim Hafen St. Nikiaus zu Paris, wo er mehr als hundert Menschen, die in Gefahr waren, zu ertrinken, das Leben gerettet hat. Er hat niemals irgend eine Belohnung für seine bewiesene Menschlichkeit annehmen wollen, und sich auch jetzt geweigert, den ihm von der Akademie zuerkannten Preis anzunehmen. Er schient nur zu leben, um das Leben Andrer zu erhalten, wozu er alle möglichen Mittel in Anwendung bringt. Man fühlt, daß eine so große Aufopferung nicht belohnt werden kann, weshalb auch die Akademie beschlossen hat, ihm jene 6000 Franken nur als eine geringe Entschädigung anzurechnen.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Literarische Beilage zu No. 1

der

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Französische Literatur.

Voyage pittoresque et historique d'Espagne. — Malerische und historische Reise durch Spanien. Vom Grafen de Laborde. Neue Auflage von 200 Exemplaren, 91 Hefte in gr. Fol., enthaltend 274 Kupfer und vier Bände Text in gr. Folio. Paris 1824. Bei C. L. F. Panckoucke.

Es gab eine Zeit in Europa, wo es, wenn man nicht selbst ein Straßenräuber war, eben nicht leicht war, sein Haus, viel weniger noch sein Land zu verlassen, ohne von jenen edeln Herren von und zu, die in dichten Wäldern und auf hohen Felszacken ihre Raubburgen hatten, angefallen, ausgeplündert oder ermordet zu werden. Daher kam es denn auch, daß man wenig oder gar nicht reisete, und wenn man dennoch dazu gezwungen war, so wendete man, ehe man sich auf den Weg machte, alle möglichen und nöthigen Vorsichtsmaasregeln an. Man machte sein Testament, man versah sich mit offensiven und defensiven Waffen, man sorgte für ein gutes Pferd und eine Eskorte, wenn man dazu die hinlänglichen Mittel besaß. Die Lebensmittel wurden ebenfalls nicht vergessen; denn die Wirthshäuser befanden sich nur in den Städten. Man empfahl seine Seele Gott, und reisete endlich, nicht ohne Zammern und eine lebhafte Besorgniß der Seinigen, ab. Eine solche Reise war dann auch eine recht eigentliche Expedition, oft gefahrvoll, immer sehr mühselig und gewöhnlich von langer Dauer. Die Wege, wenn man deren noch fand, waren nicht mit unsern allerelendesten Dorfstraßen zu vergleichen; aber selten konnte man sich darüber beschweren, selbst diese waren nur äußerst selten, und man ging oft querfeldein oder durch dichte Waldungen hin, ohne Weg und Steg und seine Richtung nach Sonne, Mond und Gestirnen bestimmend. Man schlug sein Lager im Freien auf, man verirrte sich und fand sich wieder zurecht; man hatte allerlei sonderbarliche Abentheuer; das Alles scheint sehr interessant und belustigend in den Ritterromanen, aber gefiel den Personen eben nicht außerordentlich, die die Helden all dieser wundersamseltsamlichen Begebenheiten waren. Deshalb datiren die Reisebeschreibungen auch nicht aus jener Zeit, und man war froh, wenn man das Ueberstandene mit heiler Haut wieder vergessen konnte. Die Polizei war damals noch nicht erfunden worden, und was Landjäger seien, davon hatte man noch keinen Begriff. Das hatte auch seine gute Seite; denn wenigstens wurde der Reisende nicht von Trunkenbolden angefallen, die vorgeben konnten, für des Landes Sicherheit zu wachen. Er wurde nicht, ungeachtet der besten und vollkommensten Ausweisungen, gleich dem Auswurfe der Gesellschaft behandelt, und dem Hohne jener Tartüffen und Paviane preis gegeben, deren thierische Beschränktheit nicht über die Gegenwart und ihre klägliche Aufgeblasenheit hinauszublicken vermag. Davon mit Mehrerem ein ernstes Wort zu seiner Zeit. Aber um einiger übeln Anwendungen und Exzesse willen vertieren die guten Einrichtungen deshalb doch nichts an ihrem Werth. Wollte man die Polizei abschaffen, weil es einige Spione und besoldete Aufwiegler darunter gibt? Wollte man die Obrigkeit verachten, weil einige Schwachköpfe, die freilich ihren Aemtern keine sonderliche Ehre machen, mehr den blinden Leidenschaften als der Vernunft gehorchen? Wollte man unsere großen Landwege vernichten, weil man, statt der früheren Straßenräuber, jetzt von betrunkenen Gensd'armen angefallen werden kann? Nein, denn die Verworfenheit ist nicht überall vorherrschend, Dummheit und Brutalität sind nicht mehr die Grundlagen der Gesetzgebung, und wenn sie noch die Apanage einiger Individuen sind, denen leider hier und da die Handhabung derselben noch obliegt, so ist das nur als eine Ausnahme, als ein hors-d'oeuvre der Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts zu betrachten.

Während seit länger als fünfzig Jahren Handel und Opulenz, Langeweile und Neugier die Landstraßen Deutschlands, Italiens, der Schweiz, Frankreichs und Englands mit Reisenden bevölkerten, und aus allen diesen Ländern eben so viele Provinzen eines und desselben Reiches machten, blieb Spanien, von den beiden Meeren bespült, von der italienischen Sonne erleuchtet und von den Nachkommen Ludwig XIV. beherrscht, wie von einem undurchdringlichen Schleier umhüllt. In seiner Vereinzelung wünschte es die entfernten Zeiträume zurück, wo die Höfe der Könige von Kordua und der Grafen von Barzellona die tapfersten Ritter der Erde zu ihren Turnieren einluden. Die Reisenden überschritten die Pyrenäen nie, und blickten auf die Halbinsel wie auf ein verbotenes Land hinab. Ihre Bewohner fürchteten oder vernachlässigten, sie zu bereisen, und man konnte vollkommen sagen, daß sie ihren eigenen Kindern eben so

Digitized by Google

fremd, als dem Uebertreffe Europa's, war. Die Ursache dieser Vernachlässigung ist eben nicht schwer zu finden. Spanien schlief, vor den letzten Unruhen, die es ein wenig erweckt haben, mit der größten Sorglosigkeit, sich auf seine Kolonien und die Erzeugnisse seines Bodens verlassend. Ohne Industrie gibt es keinen Handel, ohne Handel keine Reisenden; denn von den beiden Gattungen derselben, den Kaufleuten und den Neugierigen, finden sich die Ersteren da nicht ein, wo es nichts für sie zu thun gibt, und die Andern suchen vor Allem in einem Lande, was der Handel nur allein zu schaffen vermag, Sicherheit und eben so bequeme als rasche Kommunikationen. Man kann überall Berge und Seen anschauen, Menschen und Anstalten studiren, Erze und Pflanzen einsammelt. Spanien bot fast eben so viele alte Denkmäler und Gemälde einer Originalschule, als Italien, dem Gelehrten und Künstler dar. Aber die großen Straßen und Kanäle kann der Handel allein nur erbauen; die guten Wirthshäuser, die öffentlichen Kutschen und alle sicheren Verbindungsmittel sind sein Werk.

Wohl oder übel begründet, war die Meinung des zivilisirten Europa's in dieser Hinsicht Spanien nicht hold. Die kühnen Britten selbst zogen es vor, im Busen der Alpen auf neue Entdeckungen auszugehen, als die malerischen Schönheiten, die prachtvollen Landschaften Iberiens zu bewundern. Die Mannigfaltigkeit der Trachten, die Originalität der Sitten, der Reichthum und die Verschiedenheit der Erzeugnisse des Landes, blieben gänzlich unbekannt. Man kannte die Namen der großen Maler, ohne etwas Besonderes von ihren Werken zu wissen; man sprach vom Alhambra, wie von den egyptischen Pyramiden, und man begnügte sich klüglich, in der Geschichte die Harlekinsjacke der Institutionen und die Seltsamkeit der Privilegien der verschiedenen Provinzen zu studiren. Das Werk Laborde's war das erste und ist bis jetzt noch das einzige, welches ein gediegeneres Ganze von diesem eben so interessanten als schwierigen Gemälde aufstellt. Geschichte, Anstalten, Denkmäler, Sitten, Erzeugnisse, Alles ist darin behandelt, Alles dem Auge und dem Geiste dargestellt. Der Verfasser hat in ihm fast Alles, auf den ersten Blick, erschöpft; er hat die Scheidemand zerbrochen, die Spanien von Europa trennte, und es ihm ganz und lebendig dargestellt. Um ein solches Unternehmen zu beginnen, bedurfte es einer so großen Ergebenheit für Kunst und Wissenschaft, um es auszuführen; war ein großes Vermögen, ein Schatz von Talenten und der Zusammenfluß günstiger Umstände nothwendig. Seitdem haben die Beziehungen Spaniens mit Europa eine andere Gestalt angenommen. Unzählbare Armeen haben die Pyrenäen überstiegen und Tausende von Fremdlingen haben, sich gegenseitig bekämpfend, die Halbinsel in allen Richtungen durchkreist. Gewaltsam ihrem Schlummer entrissen, ist sie, wie eine schüchterne Klosterfrau, mitten in das Gewühl der Welt geschleudert worden. Alle diese großen Begebenheiten, statt neue Beschreibungen darzubieten, haben das reiche Werk Laborde's nur um so kostbarer gemacht.

Englische Literatur.

Scenes and impressions in Egypt and in Italy. — Szenen und Eindrücke einiger Gegenden Aegyptens und Italiens. Von dem Verfasser der „indischen Skizzen“ und den „Erinnerungen von der Halbinsel.“ London, 1824. Bei Limbirde. Ein Band in 8. von 452 Seiten.

Diese Beschreibung der ägyptischen Einöden ist sehr malerisch, und ist durchaus nicht mit dem zu vergleichen, was man und bisher über denselben Gegenstand berichtet hat. Der Reisende begegnete daselbst dem bekannten Alterthumsforscher Caviglia, der in einer kleinen Hütte mitten unter den Ruinen wohnt, deren Entdeckung seine Lebensbeschäftigung ausmacht. Seine Bibliothek bestand aus einem Exemplar von Denons Reise und von Pascals Werken. Er hatte auch ein kleines hieroglyphisches Wörterbuch, in der Handschrift, nebst einigen Auslegungen vom Doktor Young und von Champollion. Er wollte den Reisenden das Innere der von den Franzosen geöffneten Pyramide zeigen, deren Untersuchung ihn auf den Gedanken gebracht hat, daß diese ungeheuern Mauerwerke nicht, wie man es bisher geglaubt, als Grabmäler gedient haben. „Es ist ein vortrefflicher Mensch, und von hoher Begeisterung für die ägyptischen Alterthümer erfüllt. Er hat schon viele Proben seines Muths und seiner Ausdauer abgelegt. Er ist nicht besonders gelehrt, aber auch ohne Anmaßlichkeit. Von Zeit zu Zeit sollte man vermuthen, daß er Scemann gewesen sei, daß aber eine besondere Vorliebe für das Alterthum ihn seinen ersten Stand zu verlassen bewogen habe, um sich ganz einem Studium hinzugeben, das so unendliche Reize für ihn hat.“ — Es war ihm sehr unangenehm, den Eingang der Pyramide, welche er den Reisenden zeigen wollte, durch sehr große Steine gänzlich verschlossen zu finden. Der Tempel des großen Vulkans der Aegyptier, der früher in so hohem Rufe stand, ist der Zweck der Nachforschungen Cavigliaa, der selbst Theil an den Nachgrabungen der Arbeiter nimmt. Oft in seinen Erwartungen getäuscht, verliert er deshalb dennoch keineswegs den Muth, und fängt am nächsten Tage mit erneuertem Eifer wieder an. Seine Lieblingsleidenschaft hat ihm soviel Geduld und Geschmeidigkeit gegeben, daß er Mittel gefunden hat, sich das Wohlwollen der Araber zu erwerben. — Nach ihrer Ankunft zu Cairo wurden die Reisenden

Digitized by Google

dem Vizekönig Mohamed-Ali-Pascha vorgestellt, über den ihr Urtheil ganz verschieden von dem war, welches die meisten Europäer über ihn gefällt haben. Man findet in diesem Werke keinen besondern Unterricht, oder genaue und neue Nachrichten über Land und Volk, sondern nur die Eindrücke im Allgemeinen, welche die verschiedenen Gegenden und ihre Bewohner auf den Verfasser hervorgebracht haben.

Anzeigen.

Bei Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

Sollen und Wollen. Drei Vorlesungen vom Justiz-Commissionsrath Tietze. gr. 8. 16 Gr.

Da diese Schrift sich mit den heiligen Angelegenheiten des Menschen beschäftigt, und nach kurzen Vorbereitungsblicken auf die bisherigen Systeme der Philosophie neue Ansichten zur Entfaltung des innern geistigen Lebens wie zur Vereinigung der theoretischen und praktischen Philosophie in verständlicher Sprache enthält, so wird solche gewiß willkommen sein.

Donnerkeil in die Zeit geschmettert von Omikron. gr. 8. 16 Gr.

Inhalt: 1) Wetterleuchten. 2) Gewitter. 3) Geographische Rührungen. 4) Zeit-Antipode. 5) Humoristische Ode ohne Anfang und Ende, in Prosa.

In der P. G. Hilscherschen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meine Ausflucht in die Welt. Eine Erzählung von H. Clauren. 2 Bdchn. 1822. 2 Thlr.

Der Verfasser ist den gebildeten Ständen der heutigen Lesewelt längst als einer der beliebtesten Schriftsteller im belletristischen Fache bekannt; es bedarf daher bei der Anzeige obigen Werkes keiner weitläuftigen Empfehlung. Auch hier, wie in den mehrlen seiner literarischen Erzeugnisse, hat er seine tiefe Menschen- und Weltkenntniß, den Reichthum seines vielseitigen Wissens, und die Gediegenheit seiner Lebensansichten, gar mannichfaltig entwickelt, und das Gefällige seiner Sprache, die Eigenthümlichkeit seiner Vorstellungen, und die Gemüthlichkeit seiner unerschöpflichen Launen, geben auch diesem Buche das Anziehende, was seiner Mimili z. B. in allen Büchersammlungen das Bürgerrecht erworben hat.

Neue Bücher des Industrie-Comptoirs in Leipzig, welche so eben an alle Buchhandlungen versendet worden sind.

Der Bau der Hängebrücken aus Eisendrath; nach Stevenson Seguin, Dufour, Navier u. A. von C. F. W. Berg, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Mit sieben großen Kupfertafeln. 8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Handbuch der dynamischen Elektrizität, enthaltend die neuern Entdeckungen über den Wechselbezug der Elektrizität und des Magnetismus, die Darstellung von Ampères Theorie des letztern und Versuche über die Thermoelektrizität, als Folgewerk für alle Handbücher der Elementarphysik. Von J. F. Demanferrand. gr. 8. Mit 5 Kupfertaf. 1 Thlr. 12 Gr.

Medicina clerica, oder Winke für Geistliche zur gesunden und bequemen Verwaltung ihrer Amtsgeschäfte. In einer Reihe von Briefen. Nach dem Englischen bearbeitet. 8. broch. 10 Gr.

In der Wenganḋ'schen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und bei H. R. Sauerländer in Aarau zu bekommen:

Taschenausgabe wie Schiller's, Klopstock's und Wieland's Werke von: Die Leiden des jungen Werther von Göthe. Ausgabe auf Berliner Velinpapier, mit Göthe's wohlgetroffenem Bildniß, elegant cartonirt 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Ausgabe auf gutes Druckpapier, mit Göthe's wohlgetroffenem Bildniß, elegant brosch. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Das Bildniß von Göthe, apart. Erste Abdrücke, in 4. 6 Gr. oder 27 kr. rhein.

Wir feiern mit dieser neuen Auflage der Leiden des jungen Werther das fünfzigste Jubeljahr, und aenügen zugleich den fortwährenden Nachfragen des Publikums. Es bedarf wohl weder der Anpreisung eines Werkes, welches in der Reihe der Gebilde dieses Genius seine Stelle so lange behauptet, so vielfach das In- und Ausland angezogen und berührt hat; noch auch selbst nur einer namentlichen Erwähnung des Dichterfürsten, der geistigen Majestät, welche die Literatur ihres Landes schuf, und die europäische durchleuchtete, wie der edle Lord Byron von ihm sagte.

Wir machen nur darauf aufmerksam, daß es dem hehren Dichtergreise gefallen, dies, sein Jugendwerk, metrisch einzukleiden; daß wir es mit seinem wohlgetroffenen Bildniß geschmückt, und in dem beliebten Taschenformat, worin Klopstock, Schiller und Wieland erschienen, und Shakespeare erwartet wird, anständig ausgestattet, den Freunden der Literatur darbieten.

Brachmann, Louise, auserlesene Dichtungen, herausgegeben und mit einer Biographie und Karakteristik der Dichterin begleitet, vom Professor Schütz in Halle. gr. 8. broch. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl. rhein.

Desselben Werkes zweiter Band. gr. 8. broch. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 36 kr. rhein.

Leipzig im Nov. 1824.

Digitized by Google

Neue Bücher der Baumgärtner'schen Buchhandlung in Leipzig, welche so eben an alle Buchhandlungen versendet worden sind.

Katechismus der Homöopathie, oder kurze und faßliche Darstellung der Grundsätze des homöopathischen Heilverfahrens für Aerzte und Nichtärzte, von D. C. G. C. Hartland, ausübendem Arzte zu Leipzig. 1824. Preis 16 Gr.

Durch dieses Werk, welches von dem, mit der Homöopathie und Allopathie genau bekannten Verfasser mit aller Sorgfalt ausgearbeitet ist, wird ein wahres Bedürfniß befriedigt. Es macht, in gedrängter Kürze, uns auf eine, auch dem ununterrichtetsten Nichtarzt leicht verständliche Weise mit der viel besprochenen, von Nichtkennern oft verunglimpften, von dem unterrichteten Theile des Publikums aber geschätzten homöopathischen Heilkunst bekannt und verdient — namentlich von Layen — gelesen zu werden, damit ihnen die Grundsätze, die Verfahrungsart und der Werth der Homöopathie bekannt und sie dadurch in den Stand gesetzt werden, in Zukunft selbst ein der Sache angemessenes Urtheil zu fällen.

Handbuch der biblischen Alterthumskunde, von E. F. K. Rosenmüller, Dr. und Professor. Ersten Bandes zweiter Theil. Mit 2 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Thlr.

Magazin der Gartenbotanik, oder Abbildung und Beschreibung der für Gartenkultur empfehlungswerthen Gewächse, nebst Angabe ihrer Erziehung; von H. G. L. Reichenbach. 14s Heft. Mit 6 illum. Kupfern. 4. 1 Thlr.

Militärisches Taschenbuch. Fünfter Jahrgang. gr. 8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Katechismus der Musik, oder kurze und faßliche Erläuterung der wichtigsten die Tonkunst betreffenden Begriffe und Grundsätze. Nebst einer allgemeinen Einleitung in die Kunst, das Pianoforte zu spielen, von C. F. Michaelis. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. kl. 8. broch. 12 Gr.

Magazin der neuesten Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen u. s. w. Neue Folge. 2r Band. 8s Heft. Mit Kupf. 4. br. 16 Gr.

Der Gesundheitsfreund, oder allgemein faßliche Anweisung, die vorzüglichsten Krankheiten des menschlichen Körpers nach den neuesten Entdeckungen in der Arzneiwissenschaft selbst zu behandeln. Nach der eilften verbesserten Ausgabe des Dr. Richard Reece. Aus dem Englischen übersetzt. Herausgegeben von Dr. Carl Gottlob Kühn. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Von dem Verfasser des krystallenen Dolches und der Rose*) (Prof. Kruse in Wandsbeck) ist jetzt erschienen:

Eid und Gewissen und die Felsenbraut. 8. Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

Aus den bereits mitgetheilten Bruchstücken als höchst interessant zu empfehlen.

*) Wer dieses Buch nicht kennt, lese es noch!

(Ist bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.)

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Gemälde der physischen Welt, oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet von Johann Gottfried Sommer, Professor am Conservatorium der Tonkunst zu Prag. Fünfter Band. Geschichte der Erdoberfläche. Mit fünf Kupfertafeln, 1825. gr. 8. Stark 23 Bogen. Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

1. Bd. (das Weltgebäude.) Mit 11 Kupfertafeln. 1819. stark 29 Bogen. 2 Rthlr. 20 Gr.
2. Bd. (physikalische Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers.) Mit 14 Kupfertafeln. 1821. stark 32 ½ Bogen. 3 Rthlr. 6 Gr.
3. Bd. (physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers.) Mit 9 Kupfertaf. 1823. stark 35 Bogen. 3 Rthlr.
4. Bd. (physikalische Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel.) Mit 4 Kupfertafeln und 2 Steinabdrücken. 1823. stark 26 ½ Bogen. 1 Rthlr. 16 Gr.

Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten Akologie, zur Begründung eines Systems derselben; von Julius Vinzenz Krombholz, Doktor der Medizin und Chirurgie und kaiserl. königl. ordentl. öffentl. Professor der Staatsarzneikunde an der Universität zu Prag. Erster Theil. Mit 9 lithographirten Tafeln. 1825. gr. 4. stark 54 Bogen. 6 Rthlr.

So eben ist die Vierte verbesserte Auflage von folgender kleinen Schrift erschienen (in allen Buchhandlungen, in Aarau bei H. R. Sauerländer zu haben):

Die Bergpredigt unsers Herrn und Erlösers. Ein Neujahrsgeschenk für Freunde, von J. H. von Wessenberg. Mit Titelvignette und Musik. 32. Constanz 1825. Preis 36 kr.

Der große Beifall, mit welchem die vorhergehenden drei Auflagen aufgenommen wurden, ist für diese kleine Schrift wohl die beste Empfehlung. Diese vierte Auflage eignet sich durch ihre ganz vorzügliche typographische Eleganz zu einem sehr schönen Geschenke, das zu jeder Zeit und unter jedem Verhältnisse angenehm sein wird.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 2. Zweiter Jahrgang 1825. 12. Januar.

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert.

I.

Man ist endlich jener ewigen Reisebeschreibungen durch und in Italien, jener eben so matten als ungereimten Romane über dieses herrliche Land, satt und müde geworden, mit denen seit vielen Jahren einige sogenannte humoristische deutsche Professoren, einige französische Kleinmeister und Pedanten und einige englische Dandys und Spleenhelden, uns Gähnen und Ohrenbrausen verursacht haben. Mit Ausnahme der Promenade des genialen Seume, und der Werke der Frau von Stael und der Lady Morgan, ist seit zwanzig Jahren kaum etwas darüber erschienen, das verdiente zweimal gelesen und einmal überdacht zu werden. Wozu nützen die Bemerkungen aller jener Beobachter, die oft der Sprache des Landes kaum mächtig, mit ihrem Wegweiser in der Hand, durch einen elenden Vetturino und seine noch elendern Rosse, von Stadt zu Stadt sich schleppen lassen? Ausser der Langeweile, die dieses unzählbare wiedergekäuete Gewäsch natürlich verursachen muß, ist der Abscheu, den man gegen dergleichen Bücher hat, vorzüglich dadurch erklärlich, daß nach dem „Vesuv, dem südlich strahlenden Himmel, zwei oder drei päbstlichen Zeremonien und den schwarzen Gondeln Venedigs“ das heutige Italien und die heutigen Italiener, am Anfang und Ende der Geschichte, als nichts betrachtet werden. Man spaziert in diesem Lande, wie in einer großen öffentlichen Kunstausstellung umher, in welcher die Meisterwerke der talentvollsten Künstler, aus den Zeiten Leo X, und die Denkmäler des römischen Alterthums sich neben einander befinden. Was indeß das Volk anbetrifft, so denkt man kaum daran, und wenn es dennoch wie von ungefähr geschieht, so ist es nur um die scharfsinnige Bemerkung aufzustellen: daß es unter dem Wechsel der Zeit und der Verhältnisse immer ein und dasselbe bleibt. Was verschlägt es dem Künstler, dem Dichter, oder dem lebensatten Murrkopf, daß der Unglückliche, der ihn in den seinen religiösen Begriffen und seinen Gewohnheiten entsprechenden Ausdrücken um ein Allmosen anschreit, Witz, Genie und Kraft in sich vereinige, seiner Vorfahren sich würdig zu bezeugen? Er geht fühllos und mit abgewendetem Antlitz vorüber.

Nach jenen unzähligen Sammlungen voll fader Deklamationen, gereicht es uns zum wahren Vergnügen, ein Werk ankündigen zu können, welches so eben unter dem Titel „Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert“ zu London erschienen ist. Der Verfasser desselben ist ein geborner Florentiner, Namens Bieuffeux, der schon seit langer Zeit sein Vaterland verlassen hat, und sich im englischen Dienste befindet. Sein Werk hat daher das doppelte Verdienst, von einem Eingebornen geschrieben, und dennoch von allen nationellen Vorurtheilen entblößt zu sein. Es ist in englischer Sprache und in einem eben so großen als kraftvollen Style verfaßt. Es verbreitet ein helles Licht über viele

Digitized by Google

Gegenſtände, in welche ſich das Intereſſe dieſes Landes zerſtückelt und vereinigt, es zerſtört viele feſtgewurzelte Vorurtheile und willkührliche Irrungen unſers an Begebenheiten ſo reichen Zeitraums.

Der Verfaſſer beginnt ſeine Reiſe mit Neapel, und macht bei dieſer Gelegenheit die treffende Bemerkung, daß es viel zweckmäßiger ſei, den Stiefel hinauf- als hinabzureiſen, weil man ſich ſomit plötzlich unter den eigenthümlich italieniſchen Himmel verſetzt findet und von der Neuheit aller jener auffallenden Gegenſtände auch um ſo mehr betroffen wird. Das Gemälde der neapolitaniſchen Sitten ſcheint uns manchen neuen und wohlgelungenen Zug zu enthalten, darum theilen wir eine Skizze davon unſern Leſern mit.

„Die Fremden, welche Neapel beſuchen, haben gewöhnlich keinen andern Umgang, als mit der höheren Klaſſe der Geſellſchaft, die ſich in Europa faſt überall gleicht, oder mit Menſchen aus jener dienenden Volksklaſſe, die herkömmlich unterworfen und nachgiebig, ihren Vortheil darin findet, ihre gute Seite dem Lichte zuzuwenden, und ihre ſchlechte in den Schatten zu ſtellen, und die überdem das den Italienern ſo allgemeine Beſtreben theilt, den Ausländern zu gefallen. Es iſt unmöglich, daß dieſe beiden Klaſſen ihnen einen beſtimmten Begriff von der Nation geben können, weshalb ſie von ihnen für beſſer gehalten wird, als ſie im Grunde iſt. Andere Reiſende überlaſſen ſich dem entgegengeſetzten Extrem: ſie glauben ſelbſt nicht an die wenigen guten Eigenſchaften, die man den Neapolitanern, ohne ungerecht zu ſein, nicht abſtreiten kann. Ich dagegen, mit der Sprache und den Gebräuchen des Landes vertraut, habe mehr als eine Gelegenheit gehabt, mich in alle Klaſſen zu miſchen und alle zu beobachten. Ich will mich daher beſtreben, das Reſultat alles deſſen, was ich geſehen, gehört und beurtheilt habe, in gedrängter Ueberſicht mitzutheilen.

„Ein Zug, der mir im Karakter des Neapolitaners am ſonderbarſten erſchienen, iſt der jener Gleichgültigkeit über die Meinung, welche man von ihm und ſeinen Landsleuten haben kann. In einem jeden andern Lande, von den rohen Horden der Wilden bis zu den ziviliſirteſten Nationen, haben alle Menſchen das Beſtreben, das Verdienſt ihres Vaterlandes zu vertheidigen, da hingegen der Neapolitaner es am erſten verdammt, und Alles verſchreit, was in der Stadt oder im Lande geſchieht; wobei er niemals ermangelt, die Treue, die Redlichkeit, den Muth und die Ehre ſeiner Landsleute in ein mehr als zweifelhaftes Licht zu ſtellen. Dieſe Meinung hat denn auch ſo unzählige Echos in ganz Italien gefunden, und als eine ſo ausgemachte Wahrheit ſich begründet, daß jeder reiſende Neapolitaner es ſich ſehr angelegen ſein läßt, ſeinen Geburtsort zu verbergen, was ihm jedoch nur ſelten gelingt, weil ihn die Härte ſeiner Ausſprache bald verräth.

„Die Neapolitaner zeichnen ſich eben ſo wenig durch ihre Sittlichkeit, als durch ihr Zartgefühl aus. Alles iſt bei ihnen öffentlich. Die Unterhaltungen betreffen die auſſerordentlichſten Gegenſtände, die man nicht im Geringſten zu umſchleiern ſich bemüht. Die Kinder laufen und ſpielen faſt ganz nackt in den Straßen; die Thüren und Stiegen der Häuſer und Palläſte ſind mit Unrath aller Art überdeckt; die Fenſter ſind niemals verſchloſſen, ſo daß ein Jeder ſehen kann, was im Hauſe ſeines Nachbars geſchieht. Die Weiber kleiden ſich bei offenen Thüren, und in Gegenwart ihrer männlichen Bedienten, oder der erſten Perſon, die ſie beſucht, mit vieler Ungezwungenheit an. Dieſe große Sittenfreiheit wird jedoch in etwas durch die Hitze des Klima's entſchuldigt.

„Die größte Vertraulichkeit findet zwiſchen den Herren und ihren Bedienten ſtatt. Man ſieht ſie oft mit einander lachen und ſcherzen, oder ſich über ihre gegenſeitigen Geſchäfte und Intriguen unterhalten, ja ſelbſt Karten ſpielen und ſich ihr Geld abgewinnen. Daher findet man auch nicht die geringſte Achtung und Ergebenheit für ihre Herrſchaften bei der dienenden Klaſſe, weil dieſe die Schwächen und Laſter jener nur zu genau kennt. Es iſt das verworfenſte Geſindel, das man ſich denken kann, meiſtentheils ſchmutzig, faul, unverſchämt und ungetreu. Die Domeſtiken ſtehlen Alles, was ihnen unter die Hände fällt, und würden ſich für entehrt halten, wenn man von ihnen verlangen wollte, ein Paket über die Gaſſe zu tragen. Ihr ganzes Tagewerk beſteht darin, im Vorzimmer zu ſpielen, zu ſchnarchen, oder ihre Herrſchaften zu verleumden, und die Geheimniſſe derſelben aller Welt mitzutheilen. Die Reiſenden wählen gewöhnlich ihre Bedienten aus dem Norden Italiens.

„Die Neapolitaner haben einen unwiderſtehlichen Hang zur Faulheit, woraus eben alle ihre Laſter und ihr Elend entſteht: in otia nata Parthenope. Alle Arbeiten gehen langſam von ſtatten und gerathen ſchlecht. Man ſollte faſt vermuthen, daß die vorzügliche Beſchäftigung des Handwerkers darin beſtehe, den zu betrügen, für den er eine Sache verfertigen ſoll, und dem er ſo wenig für ſein ſchweres Geld gibt, als er nur immer kann.

„Eine andere Urſache der großen Armuth iſt die Unbedachtſamkeit, mit welcher das gemeine Volk ſich verheirathet, ohne zu wiſſen, wovon es leben ſoll. Das wenige Geld, das die beiden Verlobten mit großer Noth zuſammenbringen können, reicht kaum hin, die Koſten der Hochzeitfeier und des Mahls zu beſtreiten, und ein ſchlechtes Lager zu kaufen. Für den nächſten

Digitized by Google

Morgen ſorgen ſie nie. Die Weiber ſind ſehr fruchtbar, und ſehen ein Häufchen kleiner Unglücklichen in die Welt, die bald nackt die Straßen bewohnen und Hungers ſterben. Sind ſie dennoch dem Tode entronnen, ſo verheirathen ſie ſich ebenfalls ſo bald als möglich. So folgen ſich und dauern jene ganze Generationen Bettler fort, welche Neapel berühmt gemacht haben. Die Mütter tragen ihre Kinder auf den Armen von Haus zu Haus, um das Mitleiden zu erregen. Sie leben faſt nur allein von Almoſen. Ein Menſch, der täglich einen Tari (beinahe ſechtzehn franzöſiſche Sous) gewinnt, nimmt ſogleich eine Frau. Alle Weiber, jung oder alt, hübſch oder häßlich, Mädchen oder Wittwen, haben nichts als „heirathen“ im Kopfe. Die Heirath iſt der Zweck ihres ganzen Betragens, ſo wie aller ihrer Handlungen. Dies iſt der einzige Punkt, in welchem alle Hoffnungen und Wünſche ſich vereinigen.“

Ueber die griechiſche Revolution.

Zweiter Artikel.

Die Klephten und Armatolen.

Es gibt zwei Arten von Freiheit: die natürliche und die vernunftgemäße. Die erſte iſt die der Wilden. Sie erkennt weder Geſetz noch Zivilisation, ſie iſt unförmlich und roh, mehr eine thieriſche Unabhängigkeit, als eine geſellſchaftliche Uebereinkunft. Die andere iſt auf Unterricht und Erfahrung geſtützt. Sie gehorcht dem Geſetz, das ſie ſich ſelbſt gegeben, ſie ſtrebt nach Ausbildung und Vervollkommnung, ſie iſt ihrer ſelbſt gewiß. Der vernünftigfreie Menſch verabſcheut eben ſo ſehr den Umſturz der geſellſchaftlichen Ordnung, als den Mißbrauch der Gewalt, aber er kann unmöglich in den Feſſeln der Sklaverei leben, und über lang oder kurz zerbricht er ſie gewiß.

In dieſem letztern Falle befand und befindet ſich noch das griechiſche Volk. Sein plötzliches Erwachen, ſein Aufſtand, der Enthuſiasmus und die Kraft, welche es gleich vom Anfange bewieſen hat, würden uns weniger auffallend geſchienen haben, wenn die eigentliche Lage und die Hilfsquellen der Helenen uns etwas bekannter geweſen wären. Ad.: wir kannten von dieſer Nation nur die Knechtſchaft, in welcher ſie ſich befand, und der Name ihrer Beherrſcher hatte ſie unſerer Einbildungskraft mit den ſonderbarſten Farben gemalt. Wir wußten nicht, daß die Gebirge des Kontinents noch Griechen in ſich verbergen, die nie aufgehört hatten frei zu ſein, und wir hatten eben ſo wenig als die Türken bemerkt, daß, im Schuße ihrer Unfruchtbarkeit, drei Felſen des Archipels ſich mit Schiffen umgaben, und ſich mit reichen, muthigen und unabhängigen Menſchen bedeckten.

Dieſe drei Felſen, von aller Vegetation, wie von aller Erinnerung entblößt, und dieſe unbekannten, während einem großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Gebirge, waren dennoch die wahre Wiege der Freiheit. Dieſe aber, die mit jener der alten Spartaner und Athenienſer nichts gemein hat, iſt auch einer andern ganz neuen Quelle entſprungen. Will man nun ihre eigentliche Phyſionomie erkennen, ſich ihre Geburt erklären, ihre Zukunft vorausberechnen, und von ſeiner eigenen Einbildungskraft ſich nicht betrügen laſſen, ſo laſſe man die glänzenden Fehen Herodots bei Seite, und bemühe ſich vielmehr, die Bekanntſchaft der Bergbewohner von Epirus und der Seeleute von Hydra zu machen, damit die Geſchichte wenigſtens jenen fälſchlichen Nachahmungen des Alterthums entgehe, die unſere Trauerſpiele ſo unwahr und unſere Gemälde ſo einförmig machen. Man ſehe die neuen Griechen, wie ſie im neuen Griechenlande, wie ſie durch das Chriſtenthum, durch die Türken und die Unwiſſenheit geworden ſind. Freilich haben ſie ein rothes Kreuz im Schilde und Biſchöfe an ihrer Spitze, und obgleich ſie nicht wie unſere Theaterhelden gekleidet ſind, ſo ſind ſie doch nicht weniger brav als ihre Vorfahren: ſie wiſſen zu ſterben, wie ſie, für Freiheit und Vaterland und Recht, und Marcus Bozzaris von Suli iſt vielleicht nicht weniger bewunderungswürdig, als Leonidas von Sparta es war.

Beſchäftigen wir uns heute mit den Bergbewohnern Morea's, die im Jahre 1820 den erſten Schrei der Freiheit ausſtießen, und ihre Brüder in der Ebene und auf den Inſeln erweckten. Durch ſie wurde das erſte Zeichen des Aufſtandes, in den Umgebungen von Janina, gegeben. Höre längſt organiſierten Banden, ihre alte Gewohnheit des Krieges und der Freiheit, ihre ſich beſtändig mit den Klingen der Türken überkreuzten Schwerter, wurden die erſten Sproſſen der Kontinental-Inſurrektion, und die Bewohner der Ebene mußten bei ihnen in die Schule gehen. Auf ihr erſtes Siegesgeſchrei griff auch der Archipel zu den Waffen. Man darf ſie alſo als den Kern dieſer großen Volkkunternehmung betrachten, welche die ganze Macht der hohen Pforte, Rußlands Gleichgültigkeit, Oeſterreichs Haß und Englands Intriguen nicht haben unterdrücken können.

Zur Zeit der türkiſchen Invaſion hatten die Bewohner der großen Ebenen Theſſaliens ſich ohne Widerſtand den Siegern unterworfen. Aber die Berghirten des Olymp, des Pelion, der theſſaliſchen Pindus und des Agrapha unterwarfen ſich nicht. Sie kamen oft bewaffnet, wie furchtbare Ungewitter, von den Höhen herab, ſie überfielen Städte und Dörfer, in denen ſie die Sieger und oft ſelbſt die Beſiegten, ihre Brüder,

Digitized by Google

plünderten, denen ſie ihre feige Knechtſchaft beſtändig zum Vorwurf machten. Man gab ihnen deshalb den Namen der Klephten, welcher ſo viel als Räuber bedeutet. Ermüdet von ihren lebhaften und ununterbrochenen Angriffen, unterhandelten die Muſelmänner mit ihnen, und geſtanden ihnen ſehr vortheilhafte Bedingungen zu. Sie erhielten dadurch das Recht, ſich nach ihren eigenen Geſetzen zu regieren, unabhängig in den gebirgigen Theilen des Landes zu leben, Waffen zu ihrer eigenen Vertheidigung zu tragen, und für das Alles einen ſehr mäßigen Tribut zu bezahlen. Einige Stämme jedoch, die die wildeſten Schluchten des Gebirges bewohnten, welche für Andere, als für ſie ſelbſt, faſt unzugänglich waren, weigerten ſich durchaus, mit den Eroberern des Landes in irgend eine Unterhandlung zu treten, und ſo haben ſie immer in der unbeſchränkteſten Unabhängigkeit gelebt. Die übrigen Gebirgsbewohner unterhandelten, und es wurde ihnen erlaubt, eine Miliz zu ihrer eigenen Sicherheit, und zur Erhaltung ihrer Rechte zu errichten. Dieſe Miliz erhielt den Namen der Armatolen, oder Waffenmänner, welcher Name endlich einem Theil derſelben Volksſtämme beigelegt wurde, die man früher Klephten genannt hatte. Die Griechen hingegen, welche in den höheren Regionen der Gebirgswelt lebten, und durch ſteile Felsmauern und Abgründe von den Türken und ihren Landsleuten geſchieden waren, behielten ihren Namen bei, und nannten ihre Dörfer „Klephtenland“ (κλεφτοχώρια), wie es heute noch genannt wird.

Die geſetzlich anerkannte Miliz der Armatolen war nicht nur mit der Bewachung des Landes, ſondern auch mit Verwaltung der innern Polizei beauftragt. Sie wurde von den Griechen beſoldet, und beſtand allein und mit Recht aus Männern dieſer Nation. Kein Muſelmann oder irgend ein anderer Unterthan des Sultans konnte ſich darin befinden. Sie war in alle Provinzen Griechenlands, mit Ausnahme von Morea, vertheilt, und in eben ſo viele verſchiedene und von einander ganz unabhängige Korps abgetheilt. Man zählte deren ſiebenzehn, wovon zehn in Theſſalien oder Livadien, vier in Aetolien, Akarnanien und Epirus, und die drei andern in Mazedonien.

Ein jedes Korps hatte ſeinen Kapitän, deſſen Amt erblich war. Die Armatolen nannten ſich, oder wurden von ihren Befehlshabern Pallikaren (παλληκάρια) genannt, was ſo viel als Tapfere bedeutet. In ihrer Kleidung und Bewaffnung waren ſie durchaus den Albaneſen gleich. Ein Gewehr, ein Säbel, ein Meſſer oder Dolch waren ihre Waffen. Sie trugen am Knie, ebenſowohl zur Zierrath, als zur Abwehr gegen Flintenkugeln, ausgerundete Platten von Silber oder anderm polirten Metall. Der Adjutant des Kapitäns hatte außerdem noch ein ſilbernes Schreibzeug am Gürtel befeſtigt. In den Paſchalits waren die Paſchas die Oberbefehlshaber dieſer Truppe. Demungeachtet befanden ſich die Armatolen oft im Aufſtande gegen die Türken, und ſie machten ſodann gemeinſchaftliche Sache mit den Klephten, weshalb ſie auch mehr unter dieſem, als unter dem andern Namen bekannt waren.

Sobald ein Armatolen-Kapitän Wind von irgend einem vom Paſcha gegen ihn angeſponnenen Verrath hatte, zog er ſich mit ſeinen Pallikaren ins Gebirge zurück. Der Krieg begann, und die Verſtärkungen welche den Klephten täglich zuſtrömten, verdoppelten zugleich ihren Muth und ihre Kühnheit. Sie ſtreiften in Banden von fünfzig undhundert Mann in die Ebene hinaus, überfielen und erſchlugen die Türken, entführten dem Paſcha ſeine Heerden, plünderten die Dörfer der Ajas und Beys, oder ſchleppten ſie ſelbſt als Gefangene mit ſich fort, um nur gegen eine bedeutende Ranzion ſie wieder frei zu geben. Fühlten ſie ſich ſtark genug, ſo belagerten ſie Dörfer und Städte, und forderten ihnen Kontributionen ab, mit der Drohung, Alles mit Feuer und Schwert zu vernichten, wenn die geforderte Summe nicht zur beſtimmten Zeit bezahlt werde. Die armen Bewohner befanden ſich dann in einer ſehr ſchwierigen Lage, weil ſie gewiß waren, von den Türken für ihre Nachgiebigkeit hart beſtraft zu werden. Sie ſuchten deshalb ſo viel als möglich ihre Entſcheidung zu verzögern, bis eine zweite und oft eine dritte drohende Einladung ſie zur Unterwerfung zwang. Dieſe Aufforderungen waren gewöhnlich auf Papier geſchrieben, das an allen Ecken angebrannt war, um ihnen die Gefahr recht vor Augen zu ſtellen, in welcher ſie ſich befanden.

Die Streifzüge der Klephten geſchahen meiſtentheils zur Nachtzeit, wo die trägen Türken ſchliefen. Sie erwählten außerdem noch die finſterſten Gewitternächte, und marſchirten mit ſo großer Schnelligkeit, daß ſie ihre Feinde immer unvermuthet überfielen. Die eigentlichen Berg-Klephten zeichneten ſich von den Armatolen durch einen langen Wollenſtrick aus, den ihnen den Leib umſchlang und vorn zuſammengeknüpft war. Sie bedienten ſich deſſelben, um ihre Gefangenen damit zu binden. Die Klephten ſchlugen ſich niemals in Maſſe, ſondern immer zerſtreut, Mann gegen Mann und ſoviel als möglich im Rücken gedeckt, weshalb ſie ſich immer gegen einen Baum, einen Felſen, oder ſelbſt gegen die Leichen der von ihnen getödten Feinde zu ſtellen ſuchten. Sie machten ſich von dieſen Letztern ſelbſt eine Art von Wall und ſchoſſen dahinter, auf dem Knie liegend, hervor. Wollten ſie wieder laden, ſo ſtreckten ſie ſich auf den Bauch oder auf den Rücken aus. Waren ſie indeſſen von allen Seiten umſchloſſen, und ſahen ſie, daß eine Rettung nicht anders möglich

Digitized by Google

war, als daß sie mit dem Säbel in der Faust sich einen Ausweg bahnen mußten, so drängten sie sich fest in eine Masse zusammen und schlugen sich durch.

Ueber Kalender und Kalendermacher.

(Beschluß.)

Der erste und älteste christliche Kalender, den man kennt, ist der unterm Papst S. Julius (erwählt im Jahr 337) erschienene. Er ist in zwei Theile geschieden, von denen der erste „Depositio Episcoporum" und der zweite „Depositio Martyrum" betitelt ist. Der zweite Kalender vom Jahre 448 ist vom Polemäus Silvius, und dem Bischof S. Eucherius von Lyon gewidmet. Der dritte ist der der Kirche von Karthago, um das Jahr 483. Der vierte ist der der äthiopischen und koptischen Kirche. Der fünfte ist der syrische, der sechste der moskovitische und der siebente der der Kirche von Arras. Zu Ende des zehnten Jahrhunderts kam zu Augsburg ein Kalender heraus, den Beckius im Jahre 1687 unter dem Titel: „Martyrologium Ecclesiae germanicae" aufs neue hat abdrucken lassen. Des alten „mosarabischen Kalenders", der um dieselbe Zeit erschien, bedient man sich jetzt noch in einigen Kirchen zu Toledo. Der ambrosianische Kalender zu Mailand und diejenigen der englischen Kirchen, vor der Trennung, unterscheiden sich nicht besonders von denen der übrigen abendländischen Kirchen. — Nach den Kalendern folgten die „Martyrologen", die fast daselbe waren, ausgenommen, daß sie noch einen Auszug aus dem Leben der Heiligen enthielten. Die ersten dieser Art sind von Eusebius, S. Hieronimus, Theodoret, Sozomenes, Procop, Cassius, Victor de Vita, S. Gregorius M., S. Gregorius von Tours, Bede, S. Eulog von Kordua, Florus von Lyon u. A. — Alle diese Werke existirten natürlicherweise nur in Handschriften und wurden von den Mönchen mühsam kopirt; man bediente sich der Xilographie in Ermangelung der Typographie.

Nach dieser trockenen Abhandlung, die wir so viel als möglich abzukürzen gesucht haben, kehren wir wieder zu unserm eigentlichen Gegenstand zurück. Es ist zu verwundern, wie lange die Menschen an den ungereimtesten Vorurtheilen hangen können. Aber der Grund davon liegt vorzüglich in der Erziehung, welche nicht nur vernachlässigt, sondern oft ganz verkehrt angewendet wird. Erhebt sich auch hin und wieder einmal ein vernünftiger Mensch dagegen, will er das Bessere, und sucht er es auf seine Mitgeschöpfe anwendbar zu machen, so erhebt sich der Fanatismus und schreit über Ketzerei, Immoralität und Verderbniß. Aber das Vorurtheil und der Aberglaube allein, welche eben dieser Fanatismus zu erhalten sich bemüht, sind irreligiös, immoral und verderbend. Und man vermeine nicht, daß dieser unser Lehrsatz so gar neu ist. Alle alten und neuern Philosophen sind derselben Meinung gewesen und haben dieselbe Ueberzeugung gehabt. Plutarch [1]) hält den Aberglauben für abscheulicher noch, als den Atheismus. Seneka sagt fast dasselbe: „quid enim interest utrum Deos neges an infames?" [2]) „Eine Stadt", sagt Plutarch [3]), „könnte sich viel eher schwebend in der Luft erhalten, als eine Gesellschaft ohne Religion bestehen kann." — Die Athenienser unterdrückten den zweiten Juni, wegen dem Zwist der Minerva und Neptuns. [4]) Der römische Senat verbot jegliches Unternehmen am 18. Juli, wegen der Schlachten von Cremera und Allia. [5]) Numa bezeichnete, durch ein Dekret, die glücklichen und die unglücklichen Tage. Eben so wurde der 15. März ein unglücklicher Tag, weil Cäsar an demselben ermordet worden war. [6]) Die Ehen im Monat Mai wurden für unglücklich gehalten, und dieser Aberglaube dauert heutigen Tages noch bei der niedrigen Volksklasse in Languedoc fort. Die ägyptischen Könige hielten, nach Plutarchs Aeußerung im Isides und Osiriden, den dritten Tag in jeder Woche für sehr unheilbringend. — Im Gegensatze der unglücklichen hatte man auch mehrere ausgezeichnet glückliche Tage. Zu Rom waren als solche bekannt: der Gründungstag der Stadt, der der Belagerungsaufhebung Porcennas, der von Cäsars Adoption und andere. Karl V. hielt den 24. Februar für glücklich, Soliman II. den 29. August und Heinrich III. von Frankreich den Pfingsttag.

Leider ist der Aberglaube eine Art von Erbsünde des Menschengeschlechts. Die Großen wie die Kleinen hingen oft nur zu unbedingt an ihm und alle Fürsten gleichen nicht dem philosophischen Alexander, der zu den majedonischen Königen, welche sich weigerten, im unglücklichen Juni zu Felde zu ziehen, sagte: „nun denn, so soll der Juni der zweite Maimonat sein." Der Dummheit unumschränkter Beherrscher ist allezeit der Aberglaube gewesen. Auch die Politik hat sich oft desselben bedient, um zu ihren Zwecken zu gelangen, und wir haben, selbst in den neuern Zeiten, noch mancherlei Beispiele davon gesehen. Ein besonderer Stützpunkt dieses alternen Hilfsmittels bot in den Träumen und ihren Bedeutungen sich dar. Hippokrates meint [7]): „daß die Träume des Himmels

1) De superstitione, et Demosthenis oratio funebris in laudem atheniensium.
2) Epist. 123.
3) Plutarch. advers. Calot.
4) Plutarch. de fratr. concordia.
5) Titus Livius, lib. VI.
6) Sueton in Jul. cap. 88. und Dio. Cass. lib. 47.
7) De insomnis cap. 3. und 4.

Digitized by Google

und die Gestirne der Nacht, durch die Oneirologie ihre wahre Auslegung erhalten und auf verschiedene Umstände des Lebens anwendbar gemacht werden können.“ Galianus hat alle seine Träume aufgezeichnet. Er sagt darin, daß es ein unumßöhliches Todeszeichen ist, wenn man träumend einen fallenden Stern oder einen zerbrochenen Wagen sieht. Artemidorus und Achmetes glaubten steif und fest an die „weissagende Macht der Träume.“ Aufgeklärter in dieser Hinsicht waren Epikur, Metodorus, Zenophanes, Aristoteles und Cicero, welche sie als Chimären betrachten. Fortunius Licetus meint dasselbe. [8]) Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gab Johann Georg Kulm zu Breslau ein eben so interessantes als merkwürdiges Buch, über die Träume, unter dem Titel: „Oneirologia, sive tractatio physiologico-physico theretica, de somniis etc. 1703 in 4. von 132 Seiten“, heraus. Er meint darin, daß man den Gesundheitszustand der Menschen besser aus ihren Träumen beurtheilen könnte, als dadurch, daß man die Nase in ihren Harn steckt. Pascal sagt, im 31. Kapitel seiner Gedanken: daß ein beständiger Traum in Wirklichkeit vorhanden ist.

Die Träume spielen selbst im Alterthum eine bedeutende Rolle. Wir gedenken nur der Gesichte Abimelechs, Abrahams, Jakobs, Josephs, Nebukadnezars und S. Josephs. Indessen ist der Glaube an diese nächtliche Beschäftigungen des Geistes in den fünf Büchern Moses zur Gnüge gerügt und verboten. Wir würden so bald nicht endigen, wenn wir alle die Beispiele über Träume und Träumereien der Menschen anführen wollten, welche die Geschichte uns darbietet. Nur zwei der merkwürdigsten theilen wir hier mit, eben weil sie die kürzesten sind. Galilei träumte, daß der Dom zu Pisa in Flammen stehe, und er brannte, in derselben Nacht, wirklich ab. Petrarca träumte, daß Laura sterbe, und sie starb in derselben Nacht.

Und nun noch einen Kalender-Gegenstand zum Beschluß. In der Martyrologie der römischen Kirche befindet sich auch ein Heiliger, Namens Almachius, der, der frommen Sage nach, von den römischen Gladiatoren unter der Präfektur des Alypius getödtet wurde. Es findet sich jedoch darüber folgende historische Notiz, die man einer weitern Erörterung überläßt. Auf den alten Kalendern nämlich stand gewöhnlich das Wort S. Almanachum oder vielmehr nach der damals gewöhnlichen Abbreviatur: S. Almachum, oder an. Irgend ein unwissender Mönch des siebenten oder achten Jahrhunderts (an denen es gewiß nicht gebrach) hielt wohl die Ueberschrift für den Namen eines Heiligen, verwandelte, glaubend zu verbessern, das um in us, machte einen Märtyrer daraus und wies ihm den ersten Jahrestag zur Regentschaft an, in welcher er sich seit vierzehn Jahrhunderten erhalten hat. Der Jesuit Riccioli weiset ihm denselben Platz in seiner Chronologia reformata an, wo man (2. Bd., Seite 193) folgende Worte liefet: S. Almachius, Martyr. Romae, 1. januar. A. C. 365. Wir vermuthen, nicht ohne Grund, daß dieser S. Almachius vielmehr S. Telemachus heißen sollte. Wie dem auch sei, so sieht man aus diesem einzigen Beispiel, daß der Glaube in allen Dingen vonnöthen ist.

8) De intellecta agente, libri quinque. Padova 1697 in 4.

Der Missionär J. Smith auf Demerary.

(Beschluß.)

Sonntags den 17 August kamen nach dem Gottesdienste zwei oder drei Neger zu Herrn Smith in sein Haus, um ihn, wie sie stets zu thun pflegten, freundlich zu grüßen. Zwei derselben, Quamina und Seaton (Silton), sprachen leise mit einander und zufällig horchte ihnen Herr Smith die Worte „Verwalter“ und „neue Verordnung“ ab. Sogleich gab er ihnen einen Verweis, daß sie über solche Dinge mit einander sprachen. „Es ist nichts Besonderes“, sagte Quamina, „wir haben blos bemerkt, es wäre gut, wenn der Verwalter die neuen Verordnungen in der Stadt (Georg-Town, etwa 4 Stunden von Le Resouvenir) bei dem Gouverneur holte.“ Eine solche Rede zieme sich nicht in seinem Hause, versetzte der Missionär; ihnen stehe zu, ruhig zu warten, und wenn sie ihren Verwalter beleidigten, so verlieren sie ihren Christen-Karakter und würden den Gouverneur hier und die Regierung in England beleidigen. „Gut“, sagte der Neger, „so schweigen wir davon, denn den König und das Volk in England möchten wir nicht gerne betrüben.“

Noch hatte Herr Smith keine Ahnung von Empörung gefaßt, als die Unruhe wirklich am andern Morgen ausbrach. Kaum hatte er etwas von dem Lärmen in der Stadt vernommen, so eilte er hin und sah, daß des Verwalters Haus von den Negern angegriffen wurde. Augenblicklich drängte er sich unter die Schwarzen und bat sie dringend, von ihrem Vorhaben abzustehen und ruhig sich nach Hause zu begeben. Aber der erhitzte Haufe behandelte ihn gröblich und verlangte, daß er sich nach Hause begebe. Dennoch gelang ihm vor seinem Weggehen, den Verwalter, welchen sie in den Stock legen wollten, ihren Händen zu entreissen, der ihm auch für seine Hilfleistung herzlich dankbar war.

Digitized by Google

Nun aber nahm der aufrührerische Haufe mächtig zu, und schritt zu mehreren höchst beklagenswerthen Gewaltthaten, bei denen es jedoch nicht auf's Morden, sondern auf's Einsperren abgesehen war, und den friedlichen Grundsätzen des Evangeliums, welche Missionär Smith verkündigt hatte, muß ohne Zweifel zunächst diese, von den blutigen Auftritten der frühern Zeit abstechende Mäßigung zugeschrieben werden. Die Meuterer erklärten nämlich mitten in ihrer Wuth selbst, es sei ihnen nicht gestattet, irgend einem Menschen das Leben zu nehmen, weil sie es keinem gegeben hätten, und ihre Religion verbiete ihnen, dies zu thun. Weil Herr Smith den Negeraufstand nicht unterdrücken konnte, so kehrte er nach Hause zurück, wo er mit seiner Gattin ungestört lebte, bis Donnerstags Nachmittags beide von einem rohen Soldatenhaufen aus ihrer friedlichen Wohnung unter den schnödesten Mißhandlungen in's Gefängniß abgeholt wurden. Nur wenige Augenblicke waren ihnen gestattet, um sich zum Weggehen anzuschicken, und der Soldaten-Anführer erklärte, wenn der Missionär ein Wort spreche, so werde er ihn auf der Stelle niederhauen. Alle seine Papiere und Tagebücher wurden in Beschlag genommen und beide in einem schmutzigen und elenden Kerker behalten, bis Herr Smith nach sieben Wochen, am 27 November, vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, nachdem der Negeraufstand in wenigen Tagen längst vollkommen gestillt worden war. Vier Klagepunkte wurden gegen ihn vorgebracht und eine Anzahl von Zeugen darüber abgehört, unter denen sich sogar auch einige Glieder seiner Gemeinde befanden, die, in der Hoffnung, von ihrer Schuld losgesprochen zu werden, die schwärzesten Verleumdungen gegen ihn vorbrachten, welche sie jedoch, als sie sich gegen alle ihre Erwartung zum Tode verurtheilt sahen, schon im Gefängniß und öffentlich auf der Richtstätte auf's feierlichste als schändliche Lüge wieder zurücknahmen, und auch noch im letzten sterbenden Athemzug die vollkommene Unschuld ihres treuen Lehrers bestätigten.

Die gegen Missionär Smith vorgebrachten vier Klagpunkte waren, laut den Akten des Kriegsgerichtes, folgende: 1. Er habe schon längst Unzufriedenheit unter den Negern verbreitet, und möge dabei die Absicht gehabt haben, sie zum Aufruhr zu reizen; 2. er habe mit Quamina vor und nach der Empörung über die Sache gesprochen und korrespondirt; 3. er habe den Aufruhr zuvor gewußt und nicht angezeigt, und 4. er habe den Quamina nicht festgehalten, oder der Regierung angezeigt, wo man seiner habhaft werden könne. Alle diese Beschuldigungen konnte Missionär Smith in jeder Beziehung für durchaus falsch und lügenhaft erklären, und er that es auf's feierlichste.

Es ist hier nicht der Ort, aus den vielfachen gedruckten Wiederlegungen dieser Anklagen das gänzlich Unstatthafte derselben darzuthun. Mehr als fünfzig der angesehensten Missionsvereine Großbritanniens, denen alles daran gelegen war, aus sämmtlichen Aktenstücken der Schuld oder Unschuld ihres Missionärs gewiß zu werden, erklärten sich laut und öffentlich für seine gänzliche Unschuld, und boten sich an, für die umständlichste und gründlichste Untersuchung der Anklage durch eine rechtmäßige Behörde sämmtliche Kosten im Fall der Schuld ihres Missionärs auf sich zu nehmen. Und als die Sache von dem Comité der Gesellschaft in einer kräftigen Druckschrift dem Parlament unterlegt wurde, so machten es sich vier der angesehensten Parlamentsglieder, die Herren Brougham, Mackintosch, William und Lushington, zum besondern Geschäfte, in umständlichen Darstellungen die Unschuld des Herrn Smith darzuthun.

Bei dem ersten Anklagepunkt hatte das Kriegsgericht selbst die Behauptung zurückgenommen, daß er im Sinne gehabt haben möge, einen Aufstand unter den Negern zu erregen, und der Beweis, welcher dafür hätte dienen sollen, beruhte blos auf einigen Bibeltexten, über welche Herr Smith gepredigt hatte. Gegen die zweite und dritte Beschuldigung erklärte der Missionär, daß auch ihm, so wie allen Einwohnern und der Regierungsbehörde selbst, eine gewisse Unruhe unter den Negern, aber nicht das Geringste von einem Verschwörungsplane bekannt gewesen sei, und daß er als Mensch, Christ und Christenlehrer von jeder jeden Antheil an Empörung gegen die Verordnung der Obrigkeit selbst von Herzen verabscheut und diesen Grundsatz laut gepredigt habe; so wie ihm auch das Gegentheil keineswegs bewiesen werden konnte. Auf die vierte Anklage äußerte er im Verhöre blos: „Sehen Sie meinen entkräfteten Körper an und fragen Sie sich, ob ich im Stande gewesen wäre, einen Mann wie Quamina festzuhalten.“

Das Verhör des Missionärs dauerte 21 Tage, und endlich sprach am 24 November das Kriegsgericht das Urtheil, daß er zu jeder Zeit und an jedem Ort, wo es dem Gouverneur beliebe, an den Galgen gehängt werden solle. Indeß schien das Gericht selbst ein Bedenken zu tragen, das Todesurtheil vollziehen zu lassen, und fügte demselben die Schlußworte bei: „Indeß sieht sich das Gericht in Erwägung aller Umstände veranlaßt, den Gefangenen der Gnade des Königs zu empfehlen.“

Bald nachdem das Todesurtheil dem Ministerrath vorgelegt worden war, wurde der Gefangene sogleich von aller Strafe freigesprochen, jedoch mit dem Beisatze, daß er für immer West-Indien verlassen soll. Da diese Beschränkung von Seite des Ministeriums allzeit noch einen Verdacht zu begründen schien, als

Digitized by Google

ob der Gefangene mehr oder weniger Schuld an dem Aufſtande der Negerſklaven gehabt habe, ſo erfolgten hierauf alle jene kräftigen Schritte der Miſſionsgeſellſchaft vor der Regierung und dem Parlamente, welche durch umſtändliche, öffentliche Verhandlungen die lauteſten Erklärungen für die Unſchuld des Gefangenen und die Wirkſamkeit der Miſſion in Weſtindien zur Folge hatten.

Während ſeiner harten Gefangenſchaft war dem Herrn Smith nur einmal vergönnt geweſen, an das Miſſions-Comité in London zu ſchreiben. In dieſem Briefe vom 12 Januar 1824, dem letzten, den er überhaupt geſchrieben hat, drückt er ſich unter anderm alſo aus: „Unter meinen Verfolgungen und Leiden gewährt es mir keinen geringen Troſt, daß die Mitglieder des Comité die Ueberzeugung meiner ganzen Unſchuld feſtgehalten haben; daß ich frei bin von allen Verbrechen, welche mir zur Laſt gelegt werden, dafür habe ich nicht nur das Zeugniß meines Gewiſſens, ſondern auch die Zuſicherung aller meiner Freunde, welche mein dieſsfälliges Betragen aufs ſtrengſte unterſucht haben. Ich ließ mir ſtets angelegen ſein, die Inſtruktion genau zu befolgen, die ich von der Geſellſchaft erhalten habe. Nur eins ſchmerzt mich, daß ich jetzt eine unnütze Laſt der Geſellſchaft geworden bin. Es war mir von Anfang an ernſtlich darum zu thun geweſen, die Pflichten meines Berufes treu zu erfüllen; dabei hatte ich mit ununterbrochenem Widerſtand und Widerſpruch zu kämpfen, bis am Ende der Widerſacher eine Gelegenheit fand, die er lange geſucht, über mich zu ſiegen. Aber alle dieſe ſchweren Erfahrungen haben mein Vertrauen auf die gute Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, ſo gar nicht erſchüttert, daß ich, wenn ich dem Kerker entlaſſen werden ſollte, auch bei fortdauerndem Widerſtand die frohe Botſchaft des Heils zu verkündigen entſchloſſen bin. Aber dieſe habe ich keine Ausſicht. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf mir. Dennoch kann ich ſeinen Namen preiſen; denn wiewohl wir des Leidens Chriſti viel haben, ſo werden wir auch reichlich getröſtet durch Chriſtum, und ich kann glauben, daß Er Alles wohl machen wird."

Während auf die Entſcheidung aus London gewartet ward, unterlag der abgezehrte Körper des Gefangenen der ſchweren Prüfung. Er ſtarb am 6 Febr. 1824, in der ruhigſten Gemüthsſtimmung, wie ſeine traurige Wittwe, die von Anfang bis zu Ende das harte Gefängniß des leidenden Gatten getheilt hatte, dem Miſſions-Comité in London umſtändlich meldete.

Es wurde verordnet, daß die Leiche des Entſchlafenen in einer ganz ungewöhnlichen Stunde, Morgens vier Uhr, beerdigt werden, und daß ſeine Gattin dem Sarge nicht nachfolgen ſolle. Dieſelbe ging daher in der Finſterniß, in Begleit einer Freundin und mit einer Laterne an's Grab voraus, wo der Prediger der anglikaniſchen Kirche, Herr Auſtin, das Gebet verrichtete. Dieſer ehrwürdige Geiſtliche hatte ſich des bedrängten Miſſionärs mit edler Hingebung während ſeiner Gefangenſchaft angenommen und ſich den Haß der Sklavenhalter dadurch zugezogen, daß er den Muth beſaß, für die Unſchuld des Verfolgten öffentlich zu zeugen. Die anſehnliche Negergemeinde, welche Herr Smith auf Demerara geſammelt hatte, iſt jetzt aufgelöſt und zerſtreut.

André Thouin.

Im königlichen Garten zu Paris ſtarb am 27 Oktober 1824, nahe an achtzig Jahre alt, Herr André Thouin, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, einer der Adminiſtratoren und Profeſſoren des königlichen Muſeums der Naturgeſchichte. Seinem Leichenbegängniß am 29. folgten Abgeordnete der Akademie, die Verwalter und Bedienſteten des Muſeums, das vollſtändige Gärtnerperſonal des königlichen Pflanzengartens und zahlreiche Freunde. Auf dem Gottesacker des Pater Lachaiſe ſprach zu Ehren des Hingeſchiedenen der Baron Cuvier, beſtändiger Sekretär der Akademie, was folgt:

Es ſind die Beſcheidenheit und die Wiſſenſchaft mit der liebenswürdigſten Einfachheit vereint, um deren Verluſt wir heute trauern, verehrte Zuhörer, am offenen Grabe, das in wenig Augenblicken die Ueberreſte eines guten und ehrwürdigen Greiſes decken wird. Der Sarg, welchen gleichzeitig die Glieder eines erlauchten Vereines und die dienenden Werkleute eines weitläufigen Anſtalt, mit thränenden Augen umringen, iſt derjenige eines Mannes, der beiden Familien angehörte und von beiden gleichmäßig geliebt und hochgeſchätzt ward. Im königlichen Garten geboren, aus zweiter oder dritter Geſchlechtsfolge eines patriarchaliſchen Haushalts, der ſeit bald einem Jahrhundert zur Verſchönerung und Vervollkommnung dieſer prachtvollen Niederlage von Naturſchätzen mitwirkte, konnte Herr Thouin darin gleichſam ein Erbgut finden, das er als ſein Vaterland betrachtete und mit dem er ſein ganzes Daſein verſchmolzen hat. Während des mannigfachſten Wechſels der Dinge und Menſchen, wobei keine Art des Eibgeizes ohne Lockungen gebieben iſt und wo Verſuchungen für jegliche Schwäche vorhanden waren, vermochte nichts ihn jenem friedlichen Aufenthalte zu entrücken. Die glanzreiche Pflanzenwelt, welche durch unermüdete Sorgfalt gleichſam ſeine Schöpfung heißen konnte, blieb ihm allzeit ein genügender Erſatz für den Ruhm und den Reich-

Digitized by Google

thum. Wer mochte aber auch beſſer als er darthun, daß dem ächten Verdienſte gelingt, ſelbſt das untergeordneteſte Dienſtfach zum anſehnlichen Amte zu erheben? Er war als Gärtner erzogen worden, es geſchah dies aber unter den Augen der Buffon und der Juſſieu; alltäglich konnte er dieſe Männer ſehen und hören; er fühlte in ſich die Kraft, ihre Sprache zu ſprechen, und bald zeigte er ſich auch würdig, an ihren Geiſtesarbeiten Theil zu nehmen. Die berühmten Männer ſahen mit Vergnügen ihn neben ſich Platz nehmen, und das gelehrte Europa brachte ihnen gemeinſame Huldigungen. Von da an aber hat ſeine beſcheidene Bahn ſich erweitert, und nur wenige Menſchen haben nützlichere Dienſte geleiſtet. Zum Mittelpunkt eines über alle Welttheile ausgedehnten Briefwechſels geworden, hat er ein halbes Jahrhundert hindurch den Austauſch der Pflanzenſchätze zwiſchen den verſchiedenen Ländern geleitet. Die Erzeugniſſe der abgelegenſten Provinzen Oſtindiens, von ihm in Empfang genommen, gepflegt und vervielfältigt, wurden durch ihn hinwieder unſern amerikaniſchen Inſeln übermacht, und dieſe ſahen ſich durch die neuen Anſiedler bereichert, während Amerika umgekehrt unſern Kolonien Indiens ſeine koſtbarſten Zierden überſandte. Dieſe nutzbaren Geſchenke wurden von Herrn Thouin überallhin mit Anleitungen begleitet, und ſeinen Weiſungen gemäß arbeiteten die Pflanzer auf der Inſel Bourbon und auf Cayenne. Was aus fremden Landen kommend, dem franzöſiſchen Klima ſich anzugewöhnen fähig war, hatte ſehr bald unſern Boden bereichert und verſchönert. Kanada's Wälder und die der vereinten Staaten zahlten den unſern Tribut und lieferten unſern Künſtlern ihre Holzarten. Die Garten China's und Japan's ſandten uns ihre Blumen; Neu-Seeland ſeinen Hanf und Neu-Holland ſeine Sträucher. Wie mancher ſchöne Baum, in deſſen Schatten wir wandeln, wäre ohne ſeine unermüdliche Thätigkeit für uns unbekannt geblieben! Wo fände ſich, ich will nicht etwa ſagen in Frankreich nur, ſondern in Europa und in beiden Erdhälften, ein Park oder Garten, der ſich nicht ſolcher Pflanzen und Sträucher erfreuen ſollte, die er ſeinem Eifer und ſeiner Gefälligkeit verdankt? Wo ſind die Baumgarten, denen er nicht ſchmackhafte Obſtſorten zugetheilt hätte? Der Frühling findet ſich mit mannigfachern und lebhaftern Farben geſchmückt, und der Herbſt hat mittelſt der ſpät blühenden Gewächſe des Auslandes ſich den Frühlingsſchmuck angeeignet! Wenn Amerika uns vormals das unſchätzbare Geſchenk der Kartoffel gemacht hat, ſo haben wir dagegen ihm von den unzugänglichſten Inſeln der Südſee den Brodbaum geholt, und dieſe Wohlthat, welche vielleicht einſt die ſeinige aufwiegen mag, hat es zunächſt den einſichtigen Bemühungen und Anleitungen des Herrn Thouin zu danken. Ein Vorfahrer deſſelben hatte gleichmäßig jenen erſten Kaffeeſtrauch verpflanzt, von dem alle feitherigen auf unſern Inſeln abſtammen. In der erſten Jugendzeit der Völker würden ſolche Dienſtleiſtungen mit den höchſten Ehrenbezeugungen belohnt worden ſein; gewiß und jedergeit aber wird ihnen die Dankbarkeit der Menſchenfreunde zugeſichert bleiben, die wiſſen, daß die Vervielfältigung einer nutzbaren Pflanze eine vermehrte menſchliche Bevölkerung zur Folge hat, und daß ſie dem damit beſchenkten Lande eine zuverläſſigere und dauerhaftere Wohlthat iſt, als ſelbſt die mit der ſorgfältigſten Umſicht erlaſſenen Geſetze nicht ſein können: denn was menſchliche Weisheit erſchafft, iſt vergänglich, wie der Menſch es iſt; die Naturgeſchenke hingegen, deren ein Volk einmal Theil geworden, ſind anbauernd und unerſchöpflich.

Aber auch der Wiſſenſchaft als ſolcher, der unmittelbaren und der uneigennützigen Erforſchung der Wahrheit, hat Herr Thouin Dienſte geleiſtet, die lange unvergeſſen bleiben werden; im königlichen Pflanzengarten hat er ihr ein Denkmal errichtet, welches laut und allgemein ſeine Verdienſte verkündet. Schon im Jahr 1770 hat er gemeinſam mit Buffon die damals neuen Gartenanlagen entworfen; im Jahr 1780 hat er mit Juſſieu den Garten jenem Syſteme der natürlichen Familien angepaßt, das ſeither gleichſam die allgemein anerkannte Geſetzgebung der Pflanzenforſchung geworden iſt. Jene anſehnlichen Treibhäuſer, in denen der heiße Erdgürtel einen guten Theil ſeiner Schätze dem Pflanzenfreunde vor Augen legt; jene Wäldchen, die von Thieren aller Länder bewohnt und belebt werden; jene reichen Sammlungen von Obſtbäumen, welche wunderbar den dem Menſchen vergönnten Genuß bezeugen, auf die Natur einzuwirken und, man darf ſagen, dieſelbe auch zu vervollkommnen, wenigſtens hinſichtlich ihrer Nutzbarkeit und Annehmlichkeit für die menſchliche Geſellſchaft — dieſe alle ſind das Werk des Herrn Thouin: denn kein Strauch und keine Grasart findet ſich im Garten, die nicht von ihm wären beſorgt und gepflegt worden — aber auch die Menſchen, welche theils ſeine Mitarbeiter und Gehilfen waren, theils die Ergebniſſe ſeiner Verſuche und ſeine Erfahrungen in ſo viele Gegenden hin verpflanzten, hatten durch ihn ihre Bildung erhalten, und ſie waren, man kann ſagen, ſeine Kinder. So große Arbeiten nämlich mögen in der That nicht zu Stande gebracht werden, wenn ihren Unternehmern nicht gelingt, ſich treu ergebene Gehilfen zu gewinnen; dies zu thun indeß vermögen Wiſſenſchaft und Talent für ſich allein noch keineswegs. Herr Thouin aber hatte, wie kein Anderer, die Kunſt inne, auf Liebe und Hochachtung ſeine Herrſchaft

Digitized by Google

über die Gemüther zu gründen. Seine Winke galten als Befehle; keine Mühe war lästig, wenn Er sie beichte, und seine Untergebenen alle trafen in solch' eifriger und zärtlicher Zuneigung sie ihn zusammen; auch in dem gegenwärtigen traurigen Augenblick stehen sie in den Reihen der verwaiseten Familie; sie theilen den Schmerz und die Klage derer, die in ihm ihre Zierde und Stütze verloren haben.

So mögen sie denn, und wir mit ihnen, dem Abgeschiedenen jene Huldigungen herzlicher Achtung und Liebe bringen, die ihm im Leben die köstlichsten gewesen sind; mögen jene Blumen, welche sein Geschenk an Europa waren, nunmehr sein Grab schmücken, und durch die Hände sorgsam gepflegt, welche von ihm diese Kunst erlernt haben, unsern Kindern verkünden, was für reine Genüsse er ihnen verschafft hat und welchen Dank die Nachwelt ihm schuldig ist. Wohl dem Sterblichen, für dessen Andenken so beredsame Zeugen besorgt sind.

Historische Kronik.

(Beschluß.)

Jene portugiesische Thronveränderung aber war von langer Hand von der apostolischen Junta, die Veranlassung zu haben glaubte, mit dem Betragen des Königs Johann VI unzufrieden zu sein, durch die Königin selbst vorbereitet worden. Ihr Werkzeug war der Infant Don Michael, jüngerer Bruder des Kaisers von Brasilien, und durch die Rechte und Ansprüche desselben auf immer von der Thronfolge ausgeschlossen. Von jugendlicher Leichtgläubigkeit geleitet und vom Schimmer der Größe geblendet, machte er sich des entsetzlichsten Verbrechens schuldig, welches man in moralischer und politischer Hinsicht sich nur immer zu denken vermag, das, an die Spitze eines offenen Aufstandes sich zu stellen, um seinen König und Vater der Krone und vielleicht gar des Lebens zu berauben. Dieses Unternehmen, zu dessen Rechtfertigung in den Annalen der Geschichte nur sehr seltene Beispiele sich zeigen, fand am 30 Mai statt, und schlug glücklicherweise fehl. Der König, in seinem eigenen Pallaste von seinem leiblichen Sohne und seinen getreuen Soldaten belagert, war auf dem Punkte, in alle ihm vorgeschriebenen Bedingungen einzuwilligen, als die fremden Minister, den französischen Gesandten Hyde de Neuville an ihrer Spitze, durch ihre Gegenwart ihn wieder erhoben und den verirrten Infanten zu seiner Pflicht zurückführten, der mit der königlichen und väterlichen Absolution zugleich die Erlaubniß erhielt, Frankreich und die übrigen Länder Europa's besuchen zu dürfen. Ueber sein wahres Interesse belehrt, versprach der Monarch, seinem Volke eine Konstitution zu geben und die alten Cortes oder Stände des Reichs zur Berathung der öffentlichen Angelegenheiten zusammen zu berufen. Während den nothwendigen Vorbereitungen zu diesem großen Schritte war es der Königin abermals gelungen, eine neue Verschwörung gegen ihren Gemahl anzuzetteln, an deren Spitze sich der Erzbischof von Lissabon befand, und die am 26 September ausbrechen sollte. Sie wurde indeß noch zeitig genug entdeckt, um ohne viel Geräusch unterdrückt werden zu können. Seitdem befindet sich die Urheberin aller dieser innern Unruhen unter strenger Aufsicht im Pallaste von Queluz, ohne, wie man hofft, fernerhin weder den Unterhandlungen mit Brasilien, noch der Einführung des gegenseitigen Unterrichts und der öffentlichen Ordnung hinderlich sein zu können.

Das Unternehmen Iturbides gegen Mexiko hätte nur dann merkwürdig genannt werden können, wenn es durch andere als Privatabsichten geleitet worden und von wichtigen Folgen gewesen wäre. Sein plötzliches Ende hat der Menschheit ein Trauerspiel erspart, dessen sie kaum noch bedurfte, um die ganze Schwere des religiösen und politischen Fanatismus zu fühlen. Iturbide kam von Pisa, wo er nach der Niederlegung der von ihm usurpirten kaiserlichen Würde, mit Zustimmung der mexikanischen Regierung, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, am 1 Januar zu London an. Er schiffte sich zu Ende Mai auf einer englischen Brigg zu Southampton ein und landete am 15 Juli zu Sotola-Marina im Mexikanischen, wo er von dem General Garza, seinem frühern Waffengefährten, empfangen, als Staatsgefangener zu Padilla eingebracht, und wo er, nach der gegen ihn schon früherhin ausgesprochenen Sentenz, am 19 Juli erschossen wurde. Die Regierung hielt, wie billig, die Sache damit für abgethan, und gestand der Wittwe eine lebenslängliche Pension zu. Die Ruhe im Innern Mexiko's ist dadurch nicht einen Augenblick gestört worden. Die Republik hat sich, nach dem Beispiel der vereinigten Staaten von Nordamerika, konstituirt, und den General Victoria zum ersten Präsidenten ernannt.

Der Freiheitskampf der Republiken Südamerika's dauerte indeß im obern Peru ununterbrochen fort. Bis zu Ende Juli hatte weder ein wesentliches, noch vielweniger ein entscheidendes Gefecht statt gefunden. Der Befreier Bolivar, nach dem Verrath Torre-Tagles und der damit verbundenen Einnahme von Lima und Callao durch die Spanier, im März, zum Diktator ernannt, leitete die Angelegenheiten von Columbia und Peru zugleich, und zeigte sich, sowohl im offenen Felde, Canterac, Laserna und Valdez gegenüber, als guter General, wie im Kabinet, durch

Digitized by Google

die Einführung des Foderativsyſtems der ſüdamerikaniſchen Republiken, als vortrefflicher Staatsmann. Obgleich nun auch die Deſektion Olanceta's, welche nicht mehr bezweifelt werden kann, den Spaniern einen großen Abbruch thut, und ſie deswegen ihre Kräfte zertheilen müſſen, ſo iſt doch vorauszuſehen, daß dieſer Krieg, der indeß auf keinen Fall von langer Dauer ſein kann, da er mit zu ungleichen Kräften und Hilfsmitteln geführt wird, nicht vor Ablauf dieſes Jahres gänzlich beendigt ſein könne. Canterac war Mitte Auguſt's noch im Rückzuge gegen das Thal von Jauja begriffen, und Bolivar, mit beiläufig 16,000 Mann, ſuchte ihm vergebens eine entſcheidende Schlacht anzubieten. Lima war zu derſelben Zeit von den Unabhängenden genommen worden, und Callao wurde von ihnen hart bedrängt. Columbia und Chili befanden ſich im tiefſten Frieden, und beſtrebten ſich durch Verfaſſung neuer Geſetze und ſonſt nothwendiger Verbeſſerungen die innere Ruhe zu befeſtigen. — Die von Francia geſchaffene und ausgebildete Republik Paraguay hat, nach einem zehnjährigen, keineswegs unthätigen Schweigen, das erſte Lebenszeichen ſeines blühenden Zuſtandes, und ſeiner Fortſchritte in der Zivilisation gegeben. Der neue Staat von Zentral-Amerika (ehemals Guatimala) iſt von Mexiko als ſelbſtſtändig anerkannt worden.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika hat zuerſt der Empfang des Generals Lafayette, eines Waffengefährten des unſterblichen Waſhington, als Gaſt der Nation, und ſodann die neue Präſidentenwahl, die öffentliche Meinung beſchäftigt.

Das von den vereinigten Staaten unter ſeiner jetzigen Form anerkannte Kaiſerreich Braſilien hat noch manchen Sturm zu überſtehen gehabt, ehe es zu ſeiner gegenwärtigen Ruhe gelangt iſt. Der Kaiſer hatte die alte Konſtitution umgeſtoßen und eine neue gegeben, welche, nachdem ſie von den meiſten Provinzen angenommen worden war, am 25 März feierlich beſchworen wurde. Nur Fernambuk wollte ſich der neuen Ordnung eben ſo wenig als Bahia fügen, und in erſterer Stadt bildete ſich eine mächtige republikaniſche Partei, an deren Spitze Carvalho ſich befand. Die Stadt wurde durch ein kaiſerliches Dekret vom 26 April in Bloladezuſtand erklärt, zu Lande und zu Waſſer umſchloſſen und endlich am 27 Sept. durch Kapitulation eingenommen, nachdem Carvalho ſich auf ein engliſches Kriegsſchiff geflüchtet hatte.

Ein Ereigniß von hohem politiſchen Intereſſe war das Hinſcheiden Ludwigs XVIII, Königs von Frankreich. Dieſer tugendhafte Monarch, deſſen ſchönſtes Werk die konſtitutionelle Charte ſeines Landes allein ſchon ihm unſterblichen Ruhm zu verſichern im Stande iſt, beſchloß ſeine irdiſche Laufbahn am 16 September, im 69. Jahre ſeines Alters, in der Mitte ſeiner innig betrübten Familie, und eines ihn aufrichtig betrauernden Volkes, im tiefſten Frieden, den der Sieg der franzöſiſchen Waffen über die Partei der ſpaniſchen Kortes, Europa wiedergegeben hatte. Die Befeſtigung des Thrones des heiligen Ludwigs und Heinrichs IV, durch Karl X, Bruder des verſtorbenen Königs, iſt durch kein anderes Ereigniß, als durch den rührenden und begeiſternden Beweis der Anhänglichkeit und Liebe eines hochherzigen und aufgeklärten Volks gegen ſeinen legitimen Herrſcher, bezeichnet worden, das in den Geſinnungen und Handlungen des neuen Monarchen die Garantie ſeiner innern Ruhe und die Beförderung ſeiner äuſſern Achtung und ſeines Wohlſtandes erblickt. Glücklich, dreimal glücklich der Fürſt, der wie Karl X auf die Treue ſeines Volks ſich ſtützen, und ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Meinungen, gleich dem milden Sonnenlichte, ſeine Segnungen über Gute und Böſe verbreiten kann!

Eine der erſten Maasregeln des neuen Monarchen war, dem Staate die Freiheit der öffentlichen Meinung, durch Aufhebung des bedrückenden Preßzwanges, den das Miniſterium ſechs Wochen vorher eingeführt hatte, wiederzugeben. Die Tagesblätter und Zeitſchriften aller Farben benutzten dieſe Wohlthat nur, die edelmüthigen Eigenſchaften des Königs hoch zu erheben, und alle ihre Galle gegen ein Miniſterium auszuſchütten, von dem ſie behaupteten, daß es keine andere Freunde in Frankreich habe, als die, welche es beſolde und zu ſeinen geheimen Abſichten gebrauche. Alle Batterien waren gegen dies Miniſterium gerichtet, welches man der Felonie und des Jeſuitismus beſchuldigte, deſſen Verwaltung überall als impopulär und korruptiv ausgeſchrieen wurde, dem man allerlei konſtitutionswidrige Projekte und Handlungen lieh, und das den berühmten Verfaſſer des Genies des Chriſtenthums (Chateaubriand) von ſich ausgeſchloſſen hatte. Aller dieſer heftigen Angriffe und Ausfälle ungeachtet, hat ſich das Miniſterium Villele's bis jetzt immer behauptet, und indem wir dieſes ſchreiben, ſucht es, ſeit der am 22 Dezember ſtattgefundenen Eröffnung der Kammern, ſich denſelben ſich die Mehrheit zu verſchaffen, wie dieſelbe ihm bei der letzten Sitzung, wenigſtens in der Kammer der Deputirten geboten, wenn gleich auch ſein Geſetzvorſchlag, wegen Verminderung der Staatsrenten, in der Pairskammer verworfen worden war.

Zu den Verhandlungen von höherm politiſchen Intereſſe gehörten die, welche die franzöſiſche Regierung mit Haiti (ihrer frühern weſtindiſchen Kolonie S. Domingo) angeknüpft hatte, und weshalb, im

Digitized by Google

Namen des Präſidenten der Neger-Republik, Boyer, zwei Deputirte, Bayard und Roze, zu Paris angekommen waren. Dieſe Unterhandlungen, welche mit den günſtigſten Ausſichten begonnen hatten, zerſchlugen ſich indeß ſehr bald, durch Aufſtellung des Grundprinzips der heutigen Staatsklugheit, welche alle und jede Uebereinkunft mit Rebellen als illegitim verwirft. Die Geſandten kehrten alſo wieder nach Haiti zurück, wo Boyer, wegen dieſer Nichtanerkennung und Verwerfung ſeiner Anträge, ein kräftiges Manifeſt erließ, und wo die Engländer eben deshalb öffentliche Freudensbezeugungen anſtellten. — Nächſtdem war in Frankreich auch ein zweiter Mathurin Bruneau, ein gewiſſer Perſat, erſchienen, der ſich für den Sohn Ludwigs XVI und rechtmäßigen Thronerben deſſelben ausgab. Von ſeinem eigenen Bruder entlarvt und für wahnſinnig angegeben, wurde er ſogleich nach ſeiner Landung zu Havre-de-Grace, als er aus den vereinigten Staaten Amerika's kam, verhaftet.

Die Räumung Spaniens, durch die franzöſiſchen Truppen, hat am 21 November begonnen und ſollte mit Ablauf des Jahres beendet ſein. Zufolge eines neuen Vertrages bleiben auf Begehren des Königs Ferdinands VII noch 22,000 Mann in Spanien. Bedeutende Garniſonen werden in den vorzüglichſten Feſtungen des Landes, ſo wie zwei Schweizer-Regimenter, als Leibwache des Königs, zu Madrid bleiben. Es läßt ſich leicht vorausſehen, daß der Zuſtand der Halbinſel durch dieſe Maasregel eben nicht verbeſſert werden wird, obgleich die Politik Frankreichs gerne zur Ruhe Spaniens beitragen, einen Theil ſeiner Truppen zu dieſem Zweck verwenden, dieſen Schritt, als den allein zum Ziele führenden, betrachten, und der Zukunft die Erfüllung ſeines gerechten Erwartens anheimſtellen will. — Zu Paris iſt, Ende Junius, der dritte Konſul der Republik, Lebrun, im 86. Jahre ſeines Alters, geſtorben.

Der Pabſt Leo X, für deſſen Geſundheit man anfänglich ſehr beſorgt war, iſt ſeitdem völlig wiederhergeſtellt worden. Seine Heiligkeit hat eine neue Verfaſſung des öffentlichen Unterrichts im Kirchenſtaate herausgegeben, und für 1825 ein allgemeines Feſt- und Jubeljahr der ganzen katholiſchen Chriſtenheit verordnet. — Der Großherzog Franz von Toskana iſt Ende Juni geſtorben. Sein Sohn Leopold iſt ihm in der Regierung nachgefolgt. — Die Räumung Neapels, von den öſterreichiſchen Truppen, hat mit Anfang Novembers wieder zu einem Theil ſtatt gehabt. Die Kapitulation von Schweizer-Regimentern, welche in den neapolitaniſchen Dienſt treten ſollen, iſt bis jetzt immer nicht in Ausführung getreten.

Die Miniſter-Konferenz zu Johannisberg, im Laufe des Juni, iſt Einigen als ein politiſches Problem, Andern als ein ganz natürliches Ereigniß erſchienen. Es hat ſich wenigſtens ſo viel daraus ſchlieſſen laſſen, daß nur die Maasregeln einer allgemeinen und genau einverſtandenen Sicherheit der Staaten daſelbſt beſprochen worden ſind, wodurch man jene revolutionären Umtriebe im Keime zu erſticken gedenkt, die ſich unter dem Deckmantel der Studentenverbrüderungen, und anderer verbotenen Geſellſchaften gezeigt haben, und von denen man ein auffallendes Beiſpiel in der Verſchwörungsgeſchichte des Polizei-Inſpektors Manger zu Kaſſel entdeckt hatte. — Im Preußiſchen ſind indeß die Landſtände eingeführt worden, und der König hat ſich im November mit einer jungen Gräfin von Harrach vermählt, die den Titel und Rang einer Fürſtin von Liegnitz erhalten hat. — Oeſterreich, mit Sorgfalt die Begebenheiten im Orient bewachend, will an den türkiſchen Grenzen eine Obſervationsarmee aufſtellen, um auf jeden Fall gefaßt zu ſein.

Rußlands Kaiſer hat im verfloſſenen Jahre zwei bedeutende Reiſen im Innern ſeines ungeheuern Reichs unternommen, die erſte im Juli nach den Militärkolonien, und die andere im September und Oktober nach den ſüdöſtlichen Provinzen und den Goldminen des Ural Am 19 Nov. iſt die Reſidenzſtadt Petersburg, durch das von einem heftigen Sturm zurückgetriebene Waſſer der Newa, überſchwemmt und theilweis verwüſtet worden. — Der König von Schweden hat den muthmaßlichen Thronerben, Oskar, der Würde eines Vizekonigs von Norwegen entboben, und nach Stockholm zurückberufen, um Theil an den öffentlichen Staatsgeſchäften zu nehmen.

Was endlich die Schweiz anbetrift, ſo erfreute ſie ſich, unter dem Schutz der Geſetze und einer weiſen Einigkeit, jener glücklichen Ruhe, die kein anderes Gut der Erde zu erſetzen vermag. Mögen ſie auch ferner ihrer genieſſen, möge die Stürme der politiſchen Welt ſie verſchonen und ſie, im Bewußtſein ihrer ſelbſt, keinen Sturm befürchten dürfen.

Der Affen-Profeſſor.

Ein gewiſſer ſpaniſcher Geſandter am engliſchen Hofe, ein grundgelehrter aber verſchloſſener und originaller Mann, hatte ſich eine ganze eigene Idee über die Vervollkommnung der Affen gemacht. Er behauptete unter andern, daß es ſehr leicht möglich ſei, ſie auf eine Weiſe zu unterrichten, daß ſie, ſelbſt in Ermangelung der Sprache, eine fortgeſetzte Unterhaltung durch Zeichen auszuführen im Stande wären, und daß man deshalb auf allen Univerſitäten einen Affen-Profeſſor haben ſollte. Dieſer Gedanke beſchäftigte

Digitized by Google

ihn so sehr, daß er sich selbst eines Tages im Gespräch mit dem König darüber äußerte, der ihm lachend darauf erwiderte: „Wenn es weiter nichts ist, so kann es sicher daran nicht fehlen, und wir selbst haben einen solchen Professor auf unserer königlichen Universität zu Aberdeen, welche freilich 600 Meilen entfernt von hier, im höchsten Norden unsers Reichs gelegen ist.“ — „Und wäre sie in China gelegen,“ rief der Gesandte, „ich würde mich unversäumt dahin begeben.“

Er reisete in der That am andern Tage ab, und der König, der nicht eine Unwahrheit gesagt haben wollte, sandete einen Eilboten nach Aberdeen, um die Professoren von der nahen Ankunft des neugierigen Gelehrten zu benachrichtigen, ihn wohl zu empfangen und ihn, auf welche Weise es auch sei, zu befriedigen. Bald darauf kam der Gesandte an und wurde aufs Feierlichste empfangen. Man zeigte ihm alle Merkwürdigkeiten der Universität, aber er wollte nichts, als den Affen-Professor sehen. Man sagte, daß er eben abwesend und auf einer Wanderung durch das Hochland begriffen sei, um bei den Bergbewohnern seine Kunst in Ausführung zu bringen, und daß man nicht mit Bestimmtheit den Zeitpunkt seiner Rückkehr anzugeben vermöge. Aber dieser Vorwand verfehlte seinen Zweck, denn der Gesandte versicherte, daß er nicht eher die Stadt verlassen wolle, bis jener zurück sei, sollte er selbst ein ganzes Jahr in ihr verweilen. Man war also genöthigt, auf andere Mittel zu sinnen.

Es befand sich aber in der Stadt ein gewisser Geordi, ein Fleischhauer von Profession, der einäugig, aber sonst spaßhaft genug, und sehr geeignet war, allerlei Rollen zu spielen. Man kam mit ihm überein, für eine halbe Stunde den Doktor zu machen und er willigte gegen eine gute Belohnung ein, sich nur durch Zeichen mit dem hohen Gaste zu unterhalten. Man legte ihm darauf ein Doktorkleid und eine Perrücke an, und führte ihn aufs Katheder. Der Gesandte wurde von der Ankunft des Professors benachrichtigt, und bezeugte eine große Freude darüber. Man eröffnete die Flügelthüren des Saals, der Spanier verneigte sich und begann sein Gespräch damit, daß er einen Finger erhob. Geordi zeigte darauf zwei, der Gesandte drei und der Andere die Faust. Ersterer zog eine Orange aus seiner Tasche hervor, worauf Geordi ein Stück Haferbrod aufsackte und es ihm darbot. Der Gesandte schien dadurch sehr befriedigt, verneigte sich tief und zog sich zurück.

Die übrigen Professoren, welche ihn nicht ohne Besorgniß in einem Nebengemache erwarteten, sahen ihn freudestrahlend hereintreten. „Ha!“ rief er aus, „es ist ein bewunderungswürdiger Mann, den alle Schätze Indiens nicht zu bezahlen vermögen. Zuerst zeigte ich ihm einen Finger, um dadurch anzudeuten, es ist nur ein Gott. Er zeigte mir zwei, um zu sagen: der Vater und der Sohn. Ich erhob darauf drei, nämlich: der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Er verschloß die Hand, um mir zu beweisen, daß die drei nur Eins sind. Darauf holte ich eine Orange hervor, wodurch ich auf die Güte Gottes hinbeuten wollte, der uns nicht nur das Nothwendige, sondern selbst das Ueberflüssige gibt. Aber jener bewunderungswürdige Mann reichte mir ein Stück Brod dar, um zu sagen, daß das Nothwendige allem Luxus und aller Eitelkeit vorzuziehen sei.“

Die Professoren waren sehr zufrieden, so gut davon zu kommen, und nachdem der Spanier abgereiset war, wendeten sie sich an Geordi, um auch von ihm eine Erklärung zu haben. Sie fanden ihn noch ganz roth vor Zorn. „Euer Gesandte,“ sagte er, „ist ein Unverschämter. Er hat mir einen Finger gezeigt, wodurch er mir vorwerfen wollte, daß ich nur ein Auge habe. Ich habe zwei Finger erhoben, um zu sagen: mein ein Auge ist mehr werth, als deine beiden. Darauf hält er mir drei vor, um mir zu bedeuten, daß wir Beide nur drei Augen haben. Darüber aufgebracht, drohte ich ihm mit der Faust, und ich würde ihm gewiß eins versetzt haben, wenn ich nicht an eure Vorstellungen gedacht hätte. Aber damit noch nicht zufrieden, läßt er mir eine Orange sehen, um mir dadurch bemerkbar zu machen, daß unser Land dergleichen nicht hervorzubringen vermag. Um ihm zu beweisen, wie wenig wir uns daraus machen, habe ich ihm einen schottischen Kuchen gezeigt, der jedenmal besser ist, als alle seine Leckereien. Ich wollte ihm eben noch andere Gebehrden machen, die vielleicht etwas handgreiflich geworden wären, wenn er nicht bei Zeiten sich fortgepackt hätte.“

Der Uebergang des Niemen von der großen Armee unter Napoleons Befehl.

Vom Grafen Ségur.

Die große Armee marschirte in drei abgesonderten Massen gegen den Niemen. Der König von Westphalen richtete sich mit 80,000 Mann gegen Grodno, der Vizekönig von Italien mit 75,000 Mann gegen Pilony, und Napoleon mit 220,000 Mann gegen Nogaraisky, einen Pachthof, 3 Stunden oberhalb Kowno. Die kaiserliche Kolonne erreichte den Niemen am 23. Juni vor Tagesanbruch, ohne ihn zu sehen. Der dichte preußische Wald von Pilwisky, und eine niedrige Hügelreihe verbargen ihn.

Napoleon, der bis hierher in seiner Kutsche ge-

Digitized by Google

kommen war, ſtieg um 2 Uhr Morgens zu Pferde. Er begab ſich auf Rekognoszirung des ruſſiſchen Fluſſes, aber nicht verkleidet, wie man fälſchlich geſagt hat. Die Nacht verbarg ihn ſchon zur Genüge, und er konnte mit Muße dieſe Grenze erkennen, die er jetzt überſchreiten wollte, und über die er, fünf Monate ſpäter, mit Hilfe einer gleichen Dunkelheit zurückkehrte. In demſelben Augenblicke, wo er ſich dem Ufer des Stroms näherte, ſtürzte ſein Pferd und der Kaiſer rollte auf dem Sande. Eine Stimme ließ ſich vernehmen: „Das iſt ein übles Zeichen, und ein Römer würde unverrichteter Sache umkehren.“ Man hat nie wiſſen können, wer dieſe Worte ausgeſprochen hat, und ob er ſelbſt, oder ein Anderer.

Nach der Rekognoszirung befahl er, daß gegen Ende des nächſten Tages drei Brücken über den Fluß, nahe bei dem Dorfe Pontemen, geſchlagen werden ſollten. Sodann begab er ſich nach ſeinem Hauptquartier, wo er den ganzen Tag, bald in ſeinem Zelte, bald in einem polniſchen Hauſe zubrachte, unbeweglich und wie in großer Mattigkeit ausgeſtreckt. Die Hitze war drückend und er ſuchte die Ruhe umſonſt.

Mit der Dämmerung nahete er ſich dem Strom. Einige Zimmerleute (Sapeurs) überſchifften ihn zuerſt, in einem kleinen Nachen. Mit Verwunderung landeten ſie an und betraten, ohne den geringſten Widerſtand, den ruſſiſchen Boden. Sie ſahen den Frieden vor ſich, mit ihnen kam der Krieg. Alles war ſtill und ruhig in dieſem Lande, das man ihnen ſo drohend und furchtbar geſchildert hatte. Während dem nähert ſich ihnen ein Koſackenoffizier, der eine nahe ſtehende Patrouille befehligte. Er iſt allein, er glaubt ſich im tiefſten Frieden und vermuthet nicht, daß ganz Europa unter den Waffen ihm gegenüberſteht. Er fragt die Fremdlinge, wer ſie ſeien. — „Franzoſen!“ — Und was wollt Ihr hier? Was ſucht Ihr hier in Rußland? — „Den Krieg, die Eroberung Wilna's und Polens Befreiung.“ — Der Koſack eilt davon, er verſchwindet im Gehölz, und man ſendet ihm drei Flintenſchüſſe nach.

So wurde dieſer verhängnißvolle Feldzug eröffnet. Der Kaiſer war über dieſes erſte Kriegeszeichen ſehr aufgebracht, ſei es aus Klugheit, oder aus Vorgefühl. Alſobald wurden 300 Voltigeurs über den Fluß geſchickt, um die Erbauung der Brücken zu ſichern. Sodann drängten ſich aus den Thalſchlünden und aus der dichten Waldung die franzöſiſchen Kolonnen hervor. Sie gelangten in dichter Finſterniß bis an des Stromes Ufer. Man mußte ſich berühren, um ſich zu erkennen. Man verbot alles Feuer, ſelbſt bis auf die Funken der Tabakspfeifen. Die Waffen im Arm ruhete man, wie in Gegenwart des Feindes. Der grüne, von einem heftigen Thau genäßte Hafer diente den Menſchen zum Lager und den Roſſen zur Nahrung.

Vor uns war die ruſſiſche Grenze. Schon in den Schatten der Nacht bemühten ſich unſere Blicke, dieſes unſerm Ruhme und unſern Thaten gelobte Land zu durchforſchen. Wir glaubten ſchon das Freudengeſchrei der Littbauer zu vernehmen, die uns als ihre Befreier begrüßen ſollten. Hier fehlte uns Alles, dort ſollte Alles im Ueberfluß ſein. Sie würden ſich beſtreben, uns mit allem Nothwendigen zu verſorgen, und uns mit Liebe und Dankbarkeit umringen. Was verſchlug uns daher eine böſe Nacht? Der Tag würde bald wieder erſcheinen, und mit ihm die Wärme und das Gewebe aller ihrer Illuſionen. Der Tag erſchien endlich; aber er zeigte uns nur eine Sandwüſte, hier und da mit ſtummen Waldern beſetzt. Da wendeten wir traurig die Augen auf uns ſelbſt; doch das Gefühl des Stolzes, und die Hoffnung, durch das impoſante Schauſpiel unſerer Armee erweckt, erhob uns von neuem.

Dreifaches Schritt vom Ufer des Stromes ſah man, auf dem Gipfel des erhabenſten Sandhügels, des Kaiſers Zelt. Ringsum auf allen Höhen, ihren Abhängen, in den Thalgründen und in der Ebene, erblickte man das Gewimmel der Menſchen und Pferde. Sobald die Erde der Sonne alle dieſe beweglichen, mit blitzenden Mordinſtrumenten bewaffneten Maſſen zugewendet hatte, wurde das Zeichen gegeben, und Alles ſetzte ſich in drei großen Haufen gegen die Brücken in Bewegung. Man ſah ſie niederſteigend die kleine Ebene durchſchlängeln, die ſie vom Niemen trennte, ſich den Uebergängen nahen, ſich verlängern und verkürzen um ſie zu überſchreiten und den fremden Boden zu betreten, den ſie zu verwüſten gedachten, und den ſie bald mit ihren ungeheuern Trümmern bedecken ſollten.

Der Eifer war ſo groß, daß zwei Diviſionen der Avantgarde ſich die Ehre ſtreitig machten, welche zuerſt paſſiren ſolle. Man konnte ſie nur mit vieler Mühe zur Ordnung und zur Ruhe bringen. Napoleon eilte ebenfalls einer der erſten zu ſein. Er that, ohne Zögerung, den erſten Schritt zu ſeinem Verderben. Er blieb zuerſt nahe bei der Brücke, um die Soldaten durch ſeine Anweſenheit zu ermuthigen. Alle begrüßten ihn mit ihrem gewöhnlichen Ruf. Sie ſchieuen feuriger als er zu ſein, ſei es, daß dieſes große Unternehmen ihm auf der Seele lag, ſei es, daß ſein geſchwächter Körper die glühende Hitze nicht zu ertragen vermochte, oder ſelbſt daß er erſtaunt war, nichts zu beſiegen zu finden.

Die Ungeduld bemeiſterte ſich endlich ſeiner. Plötzlich eilte er vorwärts, in den Wald, der den Strom begrenzte. Er eilte, ſo ſchnell ſein Pferd nur immer

Digitized by Google

zu laufen vermochte, und es ſchien, als wolle er ganz allein den Feind erreichen und vernichten. Mehr als eine Stunde Weges hatte er ſich ſo von der Armee entfernt, immer raſtlos, immer allein. Endlich wandte er ſich wieder um, und kehrte zu den Brücken zurück, von wo er mit ſeiner Leibwache ſich nach Kowno verfügte.

Man glaubte Kanonendonner in der Ferne zu vernehmen. Wir lauſchten, und fragten auf unſerm Marſche, wo das Gefecht begonnen habe. Aber, mit Ausnahme einiger Pulks Koſacken, zeigte, an dieſem und den folgenden Tagen, ſich der Himmel allein als unſer Feind. In der That, kaum hatte der Kaiſer den Strom paſſiert, ſo bewegte ein dumpfes Getöſe die Luft, ſie verfinſterte ſich, es erhob ſich der Wind und führte das grauſe Krachen des Donners an unſerm Ohr vorüber. Der zürnende Himmel und dieſes ſchutzloſe Land betäubten uns. Einige, die kurz vorher noch mit Enthuſiasmus geſprochen hatten, wurden ganz ſtille, oder betrachteten dieſen Aufruhr der Natur als ein ungünſtiges Zeichen. Sie glaubten, daß dieſe flammenden Wolken, die über unſern Häuptern ſich auftürmten, bis zu uns niederſinken, und uns den Weg verſperren wollten.

Das Gewitter war groß, wie das Unternehmen. Mehrere Stunden lang lagen ſchwarze, dichte Wolken nicht nur allein über die langſam fortſchreitende Armee, ſondern auch über das ganze Land auf fünfzig Meilen in die Runde. Alles war Feuer und Waſſer und die Erde ſchien unter uns zu verſchwinden, wie der Himmel über uns verſchwunden war. Felder und Wege glichen einem offenen Meere, und die vorherige Hitze wurde durch einen ſchneidenden Froſt erſetzt. Zehntauſend Pferde kamen auf dieſem Marſche, und den darauf folgenden Bivouaks, um. Eine große Menge unſerer Bagagen blieben im tiefen Sande vergraben. Viele Soldaten wurden von den Fluthen verſchlungen.

Wohl recht hat Shakeſpeare geſagt: wenn das Unglück nahet, ſo kommt es nicht einzeln, wie Späher, ſondern in Schaaren. An demſelben Tage wurde die allgemeine Trauer noch durch ein neues Schrecken vermehrt. Jenſeits Kowno wollte Napoleon mit Gewalt die Milia paſſiren, deren Brücke von den Koſacken abgebrochen war. Er affektirte dieſes Hinderniß zu verachten, und befahl einer Schwadron polniſcher Lanzenreiter von ſeiner Garde, ſich in den Fluß zu ſtürzen und das jenſeitige Ufer zu gewinnen. Dieſe tapfere Schaar zögerte nicht einen Augenblick, und durchſchnitt wie ein ehrner Koloß die ſchäumenden Fluthen.

Anfänglich ging Alles gut, ſie marſchirten in gedrängter Ordnung. Aber bald wich der Grund unter den Hufen der Roſſe, ſie verdoppelten ihren Eifer und ihren Muth. Alles umſonſt! — Die ſchnelle Strömung durchbrach die gedrängten Reihen, die Pferde entſetzten ſich, wendeten ſich herum und wurden von den Fluthen fortgeriſſen. Sie ſchwammen nicht mehr, denn vereinzelte Kraft war hier zu ſchwach, und ihr Inſtinkt ſagte ihnen, daß keine Rettung mehr möglich ſei. Die Reiter machten ſich, nach langen und fruchtloſen Verſuchen, auf ein gleiches Schickſal gefaßt. Ihr Ende iſt gewiß; aber es iſt für ihr Vaterland, im Angeſicht ihres Befreiers, daß ſie ſterben, und ſchon den Tod auf den Lippen, wenden ſie ſich gegen Napleon und ſchreien mit ihrer letzten Kraft: „Es lebe der Kaiſer!“ Die ganze Armee war ſtumm vor Schauder und Bewunderung.

Napoleon ſeinerſeits gab mit der größten Lebhaftigkeit und Theilnahme die gemeſſenſten Befehle zu ihrer Rettung, ohne indeß von dieſem Schauſpiele beſonders bewegt zu ſcheinen. War es die Gewohnheit, ſeiner immer Herr zu bleiben, oder war es, daß im Kriege er die Bewegungen des Mitleids als Schwachheiten betrachtete, und daß er glaubte, durch ſein Beiſpiel beweiſen zu müſſen, daß man ſich immer gleich, immer unerſchütterlich bleiben müſſe; oder war es eine Vorahnung aller der Schrecken und all' des Unglücks, das dieſem Streiche des Schickſals folgen ſollte, und in deren Vergleichung er in Nichts verſchwand? —

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

Das Intereſſe, welches die Freunde des Alterthums an einem jeden Gegenſtande nehmen, der ihre Aufmerkſamkeit verdient, ſtehe uns hoffen, daß ſie mit Vergnügen die neuen Vermuthungen leſen werden, die ein italieniſcher Gelehrter in der Bibliotheca italiana bekannt gemacht hat, und zwar über die ſogenannten „etruſkiſchen Vaſen.“ Er bemerkt zuerſt, daß die meiſten Malereien, mit denen dieſe Gefäße geſchmückt ſind, Heirathen, Geburten, Spiele, Kämpfe, Siege, Figuren von Prieſterinnen, Bachanten, Opfer, Libationen, heilige Ceremonien und Heldenthaten vorſtellen. Unter den kleinen Inſchriften, die ſich ſehr oft unter jenen Vorſtellungen befinden, lieſet man häufig das Wort Kadoy, welches ſchön bedeutet. Dieſer Umſtand iſt der erſte Grundſatz der Vermuthungen des berühmten Lanzi, den er in ſeinem Werke: Dei Vasi dipinti detti volgarmenti Etruschi, auseinanderſetzt. Er glaubt, daß dieſe Vaſen Geſchenke waren, welche die Liebenden ſich gegenſeitig machten; aber da das Kadoy nicht allein angewendet wird,

Digitized by Google

die körperliche Schönheit zu bezeichnen, sondern öfter noch, um die Tapferkeit, den Heldenmuth, die Großmuth und alle andere hohe und gute Eigenschaften dadurch erkenntlich zu machen, so darf man mit Recht vermuthen, daß diese Gefäße auch den Siegern in den olympischen Spielen gegeben wurden. Es ist wahrscheinlich, daß das Wort Καδος den Anlaß der Zuschauer nach dem Siege anbieten sollte, wie man heutzutage noch bravo und bravissimo ruft. Diese Vasen konnten zugleich ein Preis sein, den man den Siegern zugestand; bei welcher Schlußfolge man sich auf Pindar berufen kann, der dies ausdrücklich versichert, und hinzufügt, daß man sie nicht allein bei den gymnastischen Spielen, sondern auch in der Musik und in den Tragödien ertheilte. Horaz, in seiner Ode an Censorinus, gedenkt dieses Gebrauchs: Donarem patera donarem tripodas præmia fortium, wo das Wort fortium durchaus daselbe ausdrucke, was wir über Καδος gesagt haben. Die mit andern Zeichnungen geschmückten Vasen dienten wahrscheinlich zu den Libationen in den Mysterien des Bachus. Die Geräthe waren mit den Emblemen dieser Gegenstände geschmückt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, weil man sie zu den Mysterien des Bachus gebrauchte, sie nachher ein vorzüglicher Schmuck, und nur für ansehnliche und große Gelegenheiten vorbehaltene Geschenke wurden. Diese Meinung wird durch eine Vase der Sammlung Santangioli's zu Neapel bestätigt, auf welcher man ein Gemälde sieht, das eine Vermählung vorstellt, nebst mehreren Figuren, die Theil an dieser Zeremonie zu nehmen scheinen. Es war ein allgemeiner Gebrauch bei den Alten, die Vasen mit den Todten zu beerdigen, deren sie sich zu ihren Libationen bedient, nebst denen, die der Verstorbene als Sie ger gewonnen hatte, wodurch es erklärlich wird, warum man so viele davon in Gräbern findet.

Einige Sachen aus dem Alterthum wurden 1 J. 1822 von einem russischen Bauer im Gouvernement von Rißan gefunden. Der gelehrte Archäolog Kalednowitsch verfügte sich selbst an Ort und Stelle, um größere Nachforschungen daselbst anzustellen. Bei seiner Ankunft waren jene Sachen, für die „Sammlung der Einheimischen" bestimmt, bereits nach St. Petersburg abgeschickt worden; aber er konnte sich noch ziemlich genaue Zeichnungen davon verschaffen, nach denen er eine Beschreibung gegeben hat. Sie bestehen größtentheils aus Schmuck und Zierrathen, zur Bekleidung der alten Fürsten von Rißan gehörig.

Neuestes Schreiben Eduard Rüppels.

(Beschluß.)

Seit Langem hatte ich schon den Gedanken, die Ruinen von Soleb zu besuchen, und ihre geographische Lage zu bestimmen. Ich habe also letzthin die günstige Gelegenheit benutzt, den Barckhardt irre geleiten, glaubte ich im Soleb das alte Napata zu erkennen. Diese Meinung ist falsch, denn hier findet man keine Spur einer so weitläufigen Niederlassung, wie man bei dem einst blühenden Napata wohl vermuthen dürfte. Man erblickt nur allein die Ueberreste eines beachtvollen Pallastes, die ich gleich näher beschreiben werde. Die Stadt Napata (nach Ptolomäus unterm 20. Grade nördlicher Breite) befand sich wahrscheinlich 3½ Stunde nördlich von Soleb, wo man jetzt die Trümmer von Scheik Selim sieht, welche die Barabra Sedegne nennen, was so viel als Trümmer bedeutet. Man bemerkt dort die Ruinen zweier Tempel und einen großen Haufen von Häuserüberresten. — Der Pallast von Soleb ist ein kolossales Gebäude. Der Eingang desselben ist östlich gegen den Nil, der in einer Entfernung von 220 Schritten vorüberströmt. Die Ringmauer ist von mäßigem Mauerwerk und umschließt mehrere Höfe, von denen der erste 192 Fuß lang und 107 Fuß breit ist. Nahe am Eingang sieht man zwei liegende Löwen von Granit. Dieser erste Hof wird westlich durch zwei prismatische Thürme begränzt, durch welche man in einen zweiten Hof gelangt, der 76 Fuß lang und 92 Fuß breit und rings von einer offenen Gallerie und einer kolossalen Kolonnade umschlossen ist. Westlich bildet ein doppelter Säulenrang eine Art von Portikul. Ein dritter Hof, 86 Fuß lang und 92 Fuß breit, ist ebenfalls von einer Kolonnade umgeben. Im Grunde des Pallastes sieht man einen Saal von 40 Fuß Länge und 54 Fuß Breite. Die ganz ohne Decke wird durch 12 große Säulen unterstützt. Ihre Kapitäler stellen Palmzweige vor. Die Säulen in den Höfen sind in Waffenbündel oder Palmbaumstämme, wie im großen Pallaste zu Luxor, ausgearbeitet. Man bemerkt auf denselben mehrere sehr gut ausgehauene Hieroglyphen, obgleich nur in geringer Zahl. Das ganze Gebäude hat durch den Rost der Jahrhunderte sehr gelitten. Von 70 Säulen, die es ehemals schmückten, stehen nur noch 9 aufrecht. Alles ist von Sandstein.

Von Assuan nach Cairo habe ich die Reise in Begleitung von fünf Barken gemacht, die Neger-Nekuans zur bewaffneten Armee enthielten. Sie waren von mehreren bewaffneten Soldaten begleitet. Ich habe mich mit einigen Negern unterhalten, die von Fatik herkamen. Zugleich habe ich ein kleines Wörterbuch ihrer Sprache verfaßt und mehrere sehr interessante Nachrichten über diese Völkerschaften eingesammelt. In vier Tagen reise ich von hier nach Dongola ab.

— Ein Reisender, der neuerdings Island besuchte, ertheilt folgendes Beispiel von der Unterrichtung der dortigen Landleute: „In einer meiner Unterhaltungen mit einem gewöhnlichen Bauer dieser Insel", sagt er, „bemerkte ich, mit wie vieler Theilnahme er den Fortschritten der Wissenschaften Großbritanniens und anderer Länder folgte. Ich gab ihm also alle möglichen Erklärungen darüber, und las ihm unter andern einen Brief des Königs von Persien, an Sir Gore Ouseley, im Bezug auf die Uebersetzung des neuen Testamentes in persischer Sprache, vor. Ein kleiner Knabe hatte unten am Blatte die Jahreszahl 1229 bemerkt, und äußerte: das dieser Brief schon ziemlich alt sein müsse. „Nein, mein Sohn, sagte der Bauer, so alt nicht, als du glaubst; denn die Jahreszahl dieses Briefs ist nach einer andern Berechnung, als der christlichen, deren wir uns bedienen; sie ist nach der der Muselmänner, und wird die Hegira genannt."

— Man weiß, daß mehrere junge Griechen letzthin in England ausgekommen sind, um, unter der Aufsicht des berühmten Bentham, erzogen zu werden. Die philanthropische Gesellschaft der „Freunde (Quäcker)" zu Philadelphia hat nun auch der griechischen Regierung einen ähnlichen Vorschlag gemacht, und dreiundzwanzig junge Griechen haben sich nach den vereinigten Staaten von Nordamerika verfügt.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 3. Zweiter Jahrgang 1825. 19. Januar.

Ueber die Trauer bei den Alten und Neuern.

Ein Jüngling beweint seine Aeltern, eine Gattin ihren Gemahl, den der unerbittliche Tod in der Blüthe der Jahre ihr entrissen hat. Was ist natürlicher, als daß die Trauernden durch äussere Zeichen den Schmerz auszudrücken suchen, der ihr Inneres erfüllt? Deshalb ist die „Trauer" bei allen Völkern und zu allen Zeiten gebräuchlich gewesen, aber sie war und ist nicht immer und überall dieselbe.

Die Aegyptier kleideten sich während der Trauerzeit gelb, und die Aethiopier grau. Zu Rom und Sparta war die Tracht der Männer schwarz, und die der Frauen weiß, welche letztere auch in Kastilien bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts beibehalten wurde. In China und Siam ist heut zu Tage noch Weiß die Trauerfarbe. In der Türkei trägt man Blau oder Violet, und in Deutschland, so wie fast in ganz Europa und dem größten Theile von Amerika, Schwarz.

Diese Verschiedenheit der Farben ist nicht die bloße Wirkung einer Laune. Jedes Volk, jedes Jahrhundert verbindet eine besondere Idee mit der Farbe, die es zum Zeugen seiner schmerzlichsten Empfindungen sich erwählte. Die Einen sahen im Gelb das fallende Laub und die Verwelkung des Körpers, die Andern im Blau ein Bildniß der himmlischen Wohnungen, in welche die Seele des Gerechten eingeführt werden soll. Das Grau erinnerte Diese an den Staub, aus dem der Mensch geformt ist, und zu dem er wieder zurückkehren muß. Das Violet, eine Zwischenfarbe von blau und schwarz, bezeichnete bei Jenen ihre Hoffnung und ihre Trauer. Das Weiß bei den Chinesen, die die Seelen der Verstorbenen in Schutzgeister der Lebenden verwandelt glauben, ist bei ihnen ein Zeichen der Reinheit und Unsterblichkeit; bei den Weibern Griechenlands und Roms war es das Zeichen der Verzweiflung, so wie bei den Männern das Schwarz ein Sinnbild ihres Glaubens: des Hinabsteigens in eine ewige Nacht, war. Der Anblick jeglicher Farbe kann eine traurige Erinnerung erregen, wenn sie damit zu verbinden gewohnt ist, aber das Schwarz scheint dazu ein gewisses Privilegium zu haben; das Schwarz ist die Trauer selbst.

Die Morgenländer schnitten sich, zur Bezeugung ihrer Trauer, die Haare ab. Derselbe Gebrauch fand auch bei den Griechen statt. Die erste Handlung der kindlichen Liebe Oreſt's, nach seiner Rückkehr zu Argos, war, sich die Haare auf dem Grabe Agamemnons abzuschneiden. Die Römer, im Gegentheil, ließen sich während der Trauerzeit ihr Haupt- und Barthaar wachsen. Die Verschiedenheit dieser Gebräuche beweiset, daß jedes Volk seinen tiefen Schmerz durch ein, seinen Gewohnheiten durchaus entgegengesetztes Betragen, zu bezeugen suchte. Denn die Griechen trugen gewöhnlich ihr Haar und ihren Bart sehr lang und die Römer kurz, die Meißen selbst schoren sich beständig den Bart.

Bei den Israeliten waren die Trauerbezeugungen

Digitized by Google

noch viel auffallender. Starb einer ihrer Verwandten, so rauften sie sich nicht allein das Haar aus, sie zerschlugen sich auch das Gesicht, sie zerrissen ihre Kleider von oben bis unten, und erschienen im Sack und in der Asche. Wenn sie sich gezwungen sahen, die bei dieser Gelegenheit gesetzmäßigen Fasten zu unterbrechen, so nahmen sie ihr Mahl auf der Erde ein und schliefen auf derselben. Sie gingen barfuß, vermieden das Feuer, vernachlässigten ihren Bart und ihr Haar, wuschen sich nicht und liessen ihre Nägel wachsen. Die Trauer war bei ihnen eine wirkliche Buße, und ihr Körper hätte dergleichen Kasteiungen nicht lange ertragen können, wenn das Gesetz nicht selbst ihre Dauer bestimmt und abgekürzt hätte. Die gewöhnliche Trauerzeit war sieben Tage lang: luctus mortui septem dies, sagt Jesus Sirach K. 22, V. 13. Er räth sogar an, sie auf zwei Tage zu beschränken, damit man nicht in Armuth gerathe: fac luctum secundum meritum ejus uno die vel duobus, propter detractionem. Er meint, das sei genug; denn, fügt er hinzu: die Traurigkeit beschleunigt den Tod, und die Betrübniß des Herzens erstickt die Kraft und schwächt die Vernunft (a tristitia enim festinat mors et cooperit virtutem, et tristitia cordis flectit cervicem). Beweint mäßig den Todten, sagt er, denn er ruht aus (modicum plora super mortuum quoniam requievit). — Das Volk betrauert den Tod Sauls, der Jubild und Herodes des Großen, sieben Tage lang. Moses und Aaron wurden dreißig Tage lang betrauert; aber dieser Fall hat sich nie mehr erneuert. Flavian Josyph, in seinen „jüdischen Antiquitäten" äußert, daß sieben Tage mehr als genügend seien, seine nächsten Verwandten und seine liebsten Freunde zu betrauern.

Die Römer waren dieser Meinung nicht. Ihre Trauer dauerte zehn Monate lang. Während dieser Zeit konnte sich eine Wittwe nicht wieder verheirathen, ohne für ihres gehalten zu werden. Ein unter drei Jahren verstorbenes Kind wurde nicht betrauert; aber von diesem Alter bis zum zehnten, wurde die Trauer so viele Monate getragen, als das Kind Jahre gelebt hatte. Manchmal wurde die Dauer der Trauerzeit durch ein Dekret des Senats abgekürzt und nach der Schlacht bei Cannä wurde sie auf dreißig Tage bestimmt. Die Republik wollte dadurch sowohl die Zeichen als die Erinnerungen ihrer Niederlage vernichten.

Bei den Neuern ist die Trauerzeit noch länger, als bei den Römern. In Frankreich betrauert die Frau den Mann dreizehn Monate lang; aber der Mann die Frau nur während sechs Monaten. Früher war die Trauer der Wittwen noch viel länger, und, obgleich zu kurz für eine Arthemisia, doch lang genug für gewisse Matronen, die, wie die von Ephesus, am Grabe des Verschiedenen selbst ihre Tröster finden. Die alten Germanier waren in dieser Hinsicht ein wenig ungalant, denn sie beweinten ihre Gattinnen nie, von denen sie verlangten beweint zu werden. Sie begnügten sich damit, sie niemals zu vergessen. Femiuis lugere honestum est, viris meminisse, sagt Tacitus (de moribus Germanorum.)

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert.

II.

Die Männer zu Neapel sind von schöner Race, aber bei den Weibern findet man viel weniger Schönheit, als im ganzen übrigen Italien. Das schöne Geschlecht verdient dort diesen Namen nicht, und sein ganzes Aeussere hat wenig Anziehendes. Die Gesichtszüge der Weiber sind nichts weniger als regelmäßig, ihr Blick ist kühn, oder wenn man lieber will, frech, ihre Stimme ist männlich und rauh, ihre Farbe bleich oder gelb. Die Korpulenz wird bei ihnen als ein Schönheitszeichen betrachtet. Die Mauren haben den gleichen Geschmack, und in diesem Punkte, wie in vielen andern bemerkt man eine gewisse Verwandtschaft mit Afrika. Der Mangel an Schönheit und besonders an Grazie, der bei den Neapolitanerinnen vorherrschend ist, kann, meiner Vermuthung nach, vorzüglich ihrer erbärmlichen Nahrung, der Heftigkeit ihrer Leidenschaften, der sitzenden Lebensweise und der wenigen Sorgfalt, die sie auf ihren Körper wenden, zugeschrieben werden.

Der Reisende, der von Florenz, Rom oder Genua, diesen „drei Säugammen der schönen Frauen", ankommt, wird unangenehm von diesem Gebrechen betroffen. Die Neapolitaner hingegen halten ihre Mitbürgerinnen für wahre Heben, und alt oder jung, erträglich oder häßlich, hat eine jede wenigstens einen Anbeter. In dieser Hinsicht darf Neapel das Paradies der Weiber genannt werden. Man muß gestehen, daß die Hitze des Klima's, die vulkanische, mit Schwefeldünsten geschwängerte Atmosphäre dieser Stadt, auch vieles zur Vernichtung der körperlichen Reize beitragen. Eine dreißigjährige Frau ist alt und ein vierzehnjähriges Mädchen ist Alles, was es sein kann. Aber was weder Klima noch Lebensweise ihnen rauben können, das ist der Glanz ihrer schwarzen Augen, und der liebliche Ausdruck ihres Mundes, wenn er nämlich verschlossen ist, und eine affektirte und schleppende Aussprache ihre Lippen nicht widerlich von einander zerrt; endlich die zarte Vollkommenheit

Digitized by Google

ihrer Hände und Füße, die mit denen der stolzen Schönheiten Spaniens wetteifern können.

Die Liebe ist zu Neapel nicht „wie vom Himmel herabgesenktes Licht, ein Funke jenes unsterblichen Feuers, aus dem das Leben der Engel besteht, und dem alles irdische Begehren fremd ist.“ Sie ist dort zu Lande weniger zart, und ein blindes Kind der Natur, durchaus körperlich, ohne Umschleierung, ohne Zurückhalt. Bei den Weibern ist der Mangel einer guten Erziehung, der beständige Müßiggang, die Beispiele der Ausschweifungen aller Art, welche sie beständig vor Augen haben, und die große Verworfenheit der Männer, mehr als genügend, die Ursachen dieser außerordentlichen Sittenverderbtheit zu erklären, selbst wenn man die Gluth des Klimas und den unmäßigen Genuß des Weins und der Gewürze dabei nicht in Anregung bringen wollte. Sie müßten wirkliche Engel sein, wenn sie der Ansteckung einer solchen Atmosphäre entgehen wollten.

Die Sizilianerinnen, die fast ihre Landsmänninnen sind, und die unter einem noch viel glühendern Klima leben, haben zwar dieselben Schwächen und dieselben Leidenschaften, aber ihre Gefühle sind inniger und enthusiastischer. Ihre Volksgesänge sind voller Zärtlichkeit und Pathos und ihre Hirtenlieder athmen jene wahrhafte Zuneigung, die von einer glühenden Einbildungskraft begeistert wird. Die Galanterie der Sizilianer erinnert an die der Athenienser, da hingegen die der Neapolitaner durchaus asiatisch ist. Die Sizilianerinnen sind eben so sehr verführerisch, gefährlich und empfindsam, als es ihre Nachbarinnen wenig sind. Ihre Herzen stehen einer fast romantischen Zärtlichkeit und der ganzen Hingebung und Wuth der Liebe geöffnet. Diese Leidenschaft läßt sie Alles erdulden und die größten Opfer, selbst das ihres Lebens, werden ihnen nicht schwer. Die Entfernung allein ist die Klippe, an welcher ihre Beständigkeit gewöhnlich Schiffbruch leidet: Lontano dagli occhi, lontano dal cuore.

Zu Neapel, wie überall, werden die Verbindungen in den höhern Ständen nach dem Interesse und der Convenienz berechnet und abgeschlossen. Aber der Ueberrest der Bevölkerung handelt grade im entgegengesetzten Sinne. Man faßt heute eine flüchtige Neigung für einander und verheirathet sich am folgenden Tage. Kaum ist jedoch der Bund geschlossen, so vergißt man Pflichten und Schwüre, man überhäuft sich mit gegenseitigen Vorwürfen und Verwünschungen, woraus natürlich ein gegenseitiger Abscheu entsteht, der durch Ausschweifungen und Laster aller Art zur Vollkommenheit gelangt.

Die Unempfindlichkeit und Sorglosigkeit sind die vorherrschenden Karakterzüge der Neapolitaner. Sie leben nur für die Gegenwart, und suchen auf alle Weise den Gedanken an die Zukunft, wie einen lästigen Rathgeber, zu verscheuchen. Alles, was sie treiben und thun, trägt den Stempel der Unbedachtsamkeit und der Unvorsichtigkeit. Wenn sie auf ihrem Wege einem Leichenzug begegnen, so sagen sie, selbst wenn der Verstorbene einer ihrer besten Freunde war, „Salute a noi,“ und verbeugen sich mit einem Egoismus, der ihr ganzes thierisches Gefühl bezeichnet. Alle ihre Wünsche, ihr heftigstes Verlangen, beruht in dem Genusse der Freuden des Augenblicks, und das carpe diem scheint ihr Universal-Prädjet zu sein. Deshalb lieben sie auch das Spiel mit Leidenschaft, bei ihm erwacht ihre schlummernde Kraft, und die betrügerische Hoffnung, in einer Nacht ihr Glück zu machen, zieht mit magnetischer Kraft die Menge zu dem grünen Tische an.

Sobald der Vesuv zürnt, oder ein Erdbeben sie bedroht, oder die glühende Lava ihre Felder verheert und die Luft von Rauchwolken oder Aschenregen verfinstert wird, stürzt das ganze Volk auf die Knie, betet, büßt, zerschlägt sich mit Fäusten und Steinen die Brust und folgt darauf den frommen Prozessionen, welche zur Beschwörung des Unglücks veranstaltet werden. Aber sobald der Vulkan nicht mehr braust, sobald seine Flammen erloschen sind, und der Himmel wieder seine frühere Heiterkeit angenommen hat, kehren sie auch eben so schnell zu ihrer frühern Lebensart und zu ihren Lastern zurück, welchen sie sich, den gestrigen Tag rein vergessend, wieder mit ganzer Seele und voller Wuth überlassen. Das Tamburrello ladet sie von neuem zu der schlüpfrigen und wollüstigen Tarantella ein.

Lord Byron.

(Nach dem Englischen.)

Der Verfasser des Charaktergemäldes, welches wir hier unsern Lesern vorlegen, hatte, wie er versichert, häufige Gelegenheit, seinen genialen Landsmann in der Nähe zu beobachten, und glaubte sich deshalb befähigt, eine Schilderung der Sitten, Gefühle und Meinungen desselben zu entwerfen, wodurch manches Räthselhafte im Leben des Dichters befriedigend erklärt werden würde.

Lord Byron's Benehmen war, wenn er mit Jemandem gut stehen wollte, einnehmend und bezaubernd und sehr anziehend durch Freimüthigkeit und Großmuth, Eigenschaften, die man ihm nicht absprechen darf. Die Offenherzigkeit war bei ihm, dem Unabhängigen und Furchtlosen, ein Fehler geworden

Digitized by Google

daß ſogar ſeine Freunde vor ihm auf der Hut ſein mußten, denn zum Bewahren eines Geheimniſſes taugte er nicht. Wenn man ihm etwas Nachtheiliges von einem Dritten erzählte, ſo erfuhr es dieſer gewiß durch ihn zuerſt. Argwohn war ihm unausſtehlich und tief verabſcheute er das Lügen. Von Natur ohnehin reizbar, brachte ihn eine Unwahrheit ganz auſſer ſich; ſein Unwillen dabei war grenzenlos. Ueberhaupt hatte er einen inſtinktartigen, feinen Takt, Unwahrheiten zu entdecken, weshalb er auch feige Prahler vermied und ſich zu Gefährten nur ſolche wählte, die Wahrheit und Aufrichtigkeit ſchätzten und übten. Gewöhnlich umgeht man nur die Wahrheit, wenn ſie Unannehmlichkeiten zur Folge haben kann. Lord Byron war eine ſolche Beſorgniß fremd. Er ſagte Jedem frei ins Geſicht, was er dachte. Seine Eitelkeit war überaus groß, wenn man ſie gleich mit gelinderm Namen und vielleicht richtiger Ruhmbegierde nennen möchte. Er fand seinen Ehrgeiz geſchmeichelt, der einzige Gegenſtand der Aufmerkſamkeit zu ſein; weder in dem engern Kreiſe, wo er lebte, noch in der weitern Sphäre des Ruhmes konnte er einen Nebenbuhler ertragen, der die Aufmerkſamkeit von ihm ablenkte. Die heftigſte Eiferſucht ergriff ihn dann. Selbſt auf Napoleon war er eiferſüchtig und ſeinem Haß gegen Wellington lag dieſelbe Urſache zu Grunde.

Man kann eben nicht ſagen, daß er ſich auf ein beſonderes Talent oder auf irgend einen Vorzug etwas zu gut gethan habe. Seine Eitelkeit war bloß ein Heißhunger nach Ruhm, Beifall und Bewunderung. In demſelben Verhältniſſe fürchtete er die öffentliche Kritik, und wenn es auch zuweilen ſchien, als liege ihm am Urtheil der Welt nichts, ſo war er doch in der That ſehr empfindlich dafür. War er auf ſeine Perſonlichkeit nicht auffallend eitel, ſo wußte er doch recht gut, wie ſehr ſein Aeuſſeres imponirte, und er trug deswegen ſtets Sorge, es immer im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Er blieb beſtändig ausgezeichnet. Bei ſeiner majeſtätiſchen hohen Stirne, dem ſchönen Ausdruck ſeiner Züge oder ſeiner fantaſtiſchen Kleidung mußte Jeder, der ihm auf der Straße begegnete, fühlen, daß es kein Menſch gewöhnlichen Schlages ſei, den er erblickte. Seine Lahmheit, eine kleine Mißbildung des Fußes, ſtörte ſeine Thätigkeit nicht im Geringſten. Vielleicht hatte ſie zur Leidenſchaftlichkeit, mit der er das Reiten, Schwimmen und Rudern trieb, beigetragen. Er verwendete ſeine Zeit meiſtens zu dieſen drei Leibesübungen. Wenn er nicht ruderte oder ſchwamm, ſo ritt er täglich vier bis acht Stunden. Jedesmal, ſo ſorgfältig war er für ſeine Hände, trug er ſogar beim Schwimmen Handſchuhe. Eine andere feiner Lieblingsgewohnheiten, die in England nicht für vornehm gilt, wenigſtens unter den höhern Ständen nicht üblich iſt, war das Tabakkauen. Zu Zeiten war er auch dem Trunke ergeben; dies fiel jedoch weniger auf. Während der Ueberfahrt von Genua nach Cephalonien vertrieb er ſich die Zeit meiſtens durch Zechen mit dem Schiffskapitän. Er konnte eine ziemliche Quantität geiſtiger Getränke ertragen, ohne berauſcht zu werden, und die Qualität derſelben war ihm ganz gleich. Für einen Trunkenbold von Profeſſion durfte man ihn demungeachtet nicht halten; er konnte ſo mäßig ſein, als irgend Jemand; wenn ihn aber die Luſt anwandelte, zu trinken, ſo that er's, wie Alles, im Uebermaas. Leidenſchaft, Täuſchung und Sättigung war überhaupt der Kreis, in welchem ſich ſein Leben bewegte. Jede Art ſinnlichen Genuſſes hatte er verſucht. Es pflegt in der Regel Niemand eifriger nach ſinnlichen Genüſſen zu jagen, als die Engländer, vorzüglich die Engländer auf dem feſten Lande; die Engländer, die, wenn man ſie ſprechen hört, das ſittlichſte Volk auf der Erde ſind, und die das Decorum nie fingerbreit zu verletzen ſcheinen. Lord Byron verging ſich in dieſer Hinſicht nicht ſchwerer, als jeder andere reiſende Lord oder Eſquire; nur mit dem Unterſchiede, daß er ein verſtändiger Menſch war und eine glühende Einbildungskraft beſaß, der aus ſeinen Erfahrungen Nutzen zu ſchöpfen wußte.

Es gibt beinahe keine Leidenſchaft, die ihn nicht ebenfalls ergriffen hätte. Selbſt die des Geizes. Vor ſeiner Abreiſe aus Italien wurde er auf einmal — bis zur Armſeligkeit eines Elwes und Konſorten, geizig. Man findet in einem der letzten Geſänge des Don Juan die Freuden eines Geizigen ſehr gelungen geſchildert, Freuden, die nicht bloß in der Einbildungskraft des Dichters exiſtirten. In ſeiner letzten Lebensperiode durchlüſtete ihn vorzugsweiſe der Ehrgeiz, die Schwäche großer Seelen. Er ſchien es überdrüſſig, bloß als Schriftſteller berühmt zu ſein; er wollte beweiſen, daß er eben ſo gut handeln als ſprechen könne. Noch andere Gründe beſtimmten ihn, den Griechen zu Hilfe zu ziehen. In Italien war man ihm allmälig abgeneigt, ſeiner nach italieniſcher Sitte erkorenen Herzensdame war er müde geworden, obgleich ſie ihm gern nach Griechenland gefolgt wäre. In Griechenland gibt es noch Kämpfe, Abenteuer und andere Reizmittel der Phantaſie; ſeine Einwohner haben ſchöne Formen, wohnen im maleriſchſten Lande der Welt und Sr. Herrl. hatte, wie er ſelbſt eingeſtand, einen orientaliſchen Schwung in der Einbildungskraft. Er wußte ſeener, daß die Griechen zu ihm, als einem ihrer erſten Regeneratoren aufblicken, daß ſie ihm unbegrenzten Einfluß, unbegrenzte Achtung und Gewalt verleihen würden, was alles Dinge waren, die er liebte. Auch glaubte er in England in Mißkredit gekommen zu ſein, und meinte, ſein

Digitized by Google

Name, mit der Sache der Griechen vereint, würde zu Hause besser klingen. Diese und andere untergeordnete Gründe führten ihn nach Griechenland, um Vermögen, Gesundheit und endlich das Leben zu opfern. Lord Byron in der Begeisterung und Lord Byron im Zustande der Ruhe waren zwei ganz verschiedene Menschen. Seine Freunde pflegten ihn dann inspirirt zu nennen, und wenn Männer, wie sie, von Inspiration sprechen, dann muß schon etwas Ungewöhnliches vorgegangen sein. In diesem Zustande waren seine Ideen großartig oder schön, seine Sprache reich und begeistert, seine Ansichten erhaben, und in seinen Gefühlen war das Gepräge großer Seelen, uneigennützige Hingebung zu erkennen. Im gewöhnlichen Leben dagegen waren seine Ideen unzart, seine Sprache oft gemein, und seine Gesinnungen wohl nicht alltäglich, aber an die niedrigste Sinnlichkeit streifend. Ein gewisses spöttisches, satyrisches Wesen schimmerte selbst durch seine natürliche Gutmüthigkeit hindurch. Dieß war Byron's, vielleicht etwas zu dunkel gehaltene, Schattenseite. Auch außer der Begeisterung war seine Unterhaltung häufig sehr angenehm, wenn auch immer mit Gemeinheiten, Gemeinheiten der gröbsten Art, besudelt, wie dies bei den Meisten seiner Klasse, die weder Gott noch Menschen scheuen, der Fall ist. Er ließ seine Phantasie gern im Schmutze wühlen; zuweilen fand er da wohl auch eine Perle, aber eine so schmutzige Perle, daß Niemand um Alles in der Welt sie gereinigt haben würde.

Seine Briefe sind entzückend, obschon er dieselben nicht in der Absicht schrieb, sie eines Tages gedruckt zu sehen. Sie könnten als Muster für eine Briefform gelten, die nach keinem Muster gemodelt ist. Sein Genius erwachte während des Schreibens; keinen Gegenstand berührte er auf alltägliche Weise.

Obgleich Lord Byron nicht bösartig oder zänkisch gewesen ist, so war doch nicht leicht mit ihm auszukommen; er war launenhaft, eigensinnig und schnell beleidigt. Während er mit Mr. Hobhouse in Griechenland reiste, waren sie gewöhnlich eine Meile Weges von einander entfernt, und wenn auch manche seiner Freunde, wie z. B. Trelawren, lange mit ihm lebten, so geschah es doch nicht ohne Zwist und von ihrer Seite mit manchem Opfer von Geduld. Er gerieth oft, um der geringfügigsten Sache willen, in die heftigste Wuth und konnte dann mit unbeschreiblichem Eigensinn auf seiner Meinung beharren. Unwürdig seines Genies waren solche Ereignungen allerdings, wie gesagt; er war aber auch nur, so lange er begeistert war, ein Genie. Gelegenheitsgedichte, Aufsätze in Stammbücher, um die er oft angesprochen wurde, glückten ihm selten. Wenn er inspirirt war, schrieb er dagegen mit vieler Leichtigkeit und feilte sehr wenig. Die Gleichgültigkeit, die er gegen seine Dichtungen heuchelte, war nur affektirt. Mit sichtlichem Vergnügen bemerkte er zwar oft, daß er sie nie gedruckt gesehen habe, und daß Jedermann mehr davon wisse, als er selbst. Sein Nachlaß ist nicht von Belang.

Bestimmte Religionsgrundsätze hatte Byron nicht. Gleich den Meisten seiner Klasse war er zu Zeiten ein Nichtsglaubender, zuweilen wieder ein Christ. Wie bei allen Menschen, deren Einbildungskraft den Verstand meistert, mußte man für ihn fürchten, daß er zuletzt noch ein Schwärmer werden würde, und Manche, die ihn genauer kannten, prophezeihten, er werde noch als Methodist sterben. Aus derselben Ursache, dem Uebergewicht der Phantasie, entsprang seine Furcht, verrückt zu werden.

So viele Gewalt die Einbildungskraft auch über Byrons Seele übte, so war sein Urtheilsvermögen doch nichts weniger, als unbedeutend; er hatte sich nur nie bestissen, es anzubauen. Er war schlau, seine Schlüsse waren oft sehr scharfsinnig, und obgleich er nicht streng logisch dachte, so traf er doch nicht selten das Rechte.

Als Politiker war Byron, sei es der Mode wegen, oder aus Vorurtheil, oder weil er den unbestimmten Begriff hatte (denn hier nicht, wie nirgends, war seine Ueberzeugung auf Grundsätze gebaut), das Liberalsein, gleichbedeutend mit edel sein, wäre ein Freund der Freiheit. Worin aber Freiheit eigentlich bestehe, wie sie zum Wohl des Menschengeschlechtes beitrage, wie sie geschert, geordnet werden könne, davon wußte er (da es ihm an der eigentlichen wissenschaftlichen Bildung gebrach) so wenig als ein Kind. Zur Zeit seines Aufenthaltes in Griechenland bewies er, daß er von den Grundbegriffen der Regierungskunst überhaupt sehr wenig verstehe. Die Presse z. B. und alles zur Publizität Gehörige sah er in durchaus schiefem Lichte. Freilich klingt es sonderbar, einen Lord Byron über Mißbrauch der Preßfreiheit klagen zu hören, aber dem ist so. Wider seinen Willen wurde, vorzüglich auf Leicester Stanhope's Betrieb, die Preßfreiheit in Griechenland eingeführt und seitdem aufrecht erhalten. Doch war Byron auch darin so wenig folgerecht, daß er später die griechische Chronik, welche an Liberalismus ihre Schwestern noch weit übertraf, mit fürstlicher Großmuth unterstützte. Allen Institutionen, welche die Zivilisation der Griechen bezweckten, als der Errichtung von Schulen u. dgl., zeigte er sich anfänglich ebenfalls feindselig, weil er meinte, für solche Dinge sei die Zeit noch nicht gekommen. Die Griechen müßten sich erst die Türken vom Halse schaffen und dann studiren; eine Meinung, welcher Niemand beipflichten konnte, der Griechenlands wirkliche Lage kennt.

Digitized by Google

Eine Zeit lang war Lord Byron in Griechenland ein vollkommener Soldatennarr, wo er von nichts als von Kanonen und Doppelhaken träumte; er hatte sich sogar Helm und anderes Rüstzeug verfertigen lassen, womit er die Sulioten zum Sturm von Lepanto anzuführen gedachte.

So groß, als man anfänglich ausposaunt hatte, waren Byrons Opfer für die Sache der Griechen nicht. Fünftausend Pfund Sterl. dürften die ganze Summe decken, und den größten Theil davon hatte er als Darleihen verabfolgen lassen, welche wieder zurückbezahlt worden sind.

Insgemein glaubt man, Byron sei ein gelbsüchtiger Misanthrop gewesen, was aber der Fall keineswegs war. Er war vielmehr gesellig, gutmüthig, wenn man ihn nicht reizte, und so wenig zur Schwermuth geneigt, daß man ihn eher einen Freund der Lust und des Scherzes nennen konnte. An den plumpsten Späßen konnte er sich ergötzen. Seine meisten Klagen über die Verderbtheit der Menschen entsprangen aus dem Undank, dem er hier und da begegnete, der ihn aber nicht vom fernern Wohlthun abwendig machte.

Für Naturschönheiten hatte Byron, was die herrlichen Gemälde, so manche tief gefühlte Stelle in seinem Ehilde Harold beweisen, vielen Sinn. Wenn er reisete, sprach er mit den Hügeln, mit den Thälern, mit dem Meere. Sicher reisete er nie der Mode wegen, so wenig er schon von Andern betretene Pfade einschlug. Obgleich er dem Vesuv und Aetna oft nahe war, hatte er sie doch nie besiegen, bloß, weil es alle Welt thut, und wenn ja einmal die Rede auf die Vulkane in Europa fiel, so rühmte er sogleich die Andes, und sprach von einer Reise, die er zu ihnen zu unternehmen Willens sei, mit großer Sehnsucht.

Beim Reisen war er launenhaft, bald träge, bald unstät; wenn er sich einmal irgendwo eingenistet hatte, hielt es schwer, ihn vor einem halben Jahre wegzubringen; wie er aber dann auch nicht länger festzuhalten war. So hielt er sich z. B. deshalb so lange in Zephalonien auf, zu träge, sich weiter zu begeben. So war er vorher nicht aus dem Schiffe zu locken gewesen, auf dem er überschiffte, bis er durch die Erlöschung der Frachtzeit, nach sechswöchentlicher unnützer Verzögerung, dazu gezwungen wurde. Er hatte sich darauf nach dem kleinen Dorfe Metazata begeben, und war lange nicht zu bewegen gewesen, nach Missolunghi aufzubrechen, obgleich ihm Maurokordato Boten auf Boten und Schiff auf Schiff zusendete.

Lord Byron sprach das Französische sehr unvollkommen und das Italienische unrichtig. Mit Mühe war er zu vermögen, in einer fremden Sprache Versuche zu machen; er bediente sich lieber eines Dolmetschers, verstand er auch die Sprache selbst besser als dieser. Leidenschaften und Schwächen, die man auch bei andern Menschen trifft, besaß Byron im höhern Grade; andere Eigenschaften, die sonst selten gefunden werden, waren bei ihm in reicher Fülle vorhanden.

Paul Emil.

Das Urtheil von Leibnitz über die Jesuiten, als Erzieher der Jugend.

Gelehrte und Staatsmänner, welche die Jesuiten als die vorzüglichsten Lehrer und Erzieher auch noch für unsere Tage empfehlen wollten, haben sich häufig auf einige große Namen, und unter diesen nächst Baco von Verulam vorzüglich auf Leibnitz berufen. Die Herren haben aber sammt und sonders nur einander abgeschrieben und nachgesprochen, und durch ihr Vorurtheil nichts anderes bewiesen, als daß sie niemals selbst Leibnitz gelesen. Leibnitz ist allerdings eine große Autorität in sittlicher wie in wissenschaftlicher Hinsicht, aber nicht eine Autorität für, sondern gegen die Jesuiten. Es ist wichtig, besonders da dieser Name auch schon in den Rathssälen von Freiburg, Solothurn und Luzern zu Gunsten der Jesuiten, und nicht ohne Erfolg, genannt worden ist, daß diese Stimme der Wahrheit vindicirt werde. Es ist wichtig, da Autorität bei Vielen entscheidender wirkt, als Vernunft und ihre Gründe; es ist wichtig, da in unserm Vaterlande noch immer der Kampf um die Erziehung, ihre Grundsätze und Organe heimlich und öffentlich fortgesetzt wird. Es kann auch als eine Art Ehrenrettung angesehen werden, daß ein Leibnitz nicht für, sondern gegen Jesuiten und Jesuitismus sich ausgesprochen, und ein Vorurtheil, das ein großer Vorgänger von ihm, die Jesuiten in einer frühern Periode, und wohl mehr dem Mechanismus ihrer Anstalten, als den Geist ihres Wirkens in's Auge fassend, gepflanzt hatte, auf's Unzweideutigste zu widerlegen sich berufen fand. Wir wollen hier zu allgemeiner Verständlichkeit in deutscher Sprache anführen, was Leibnitz in lateinischer (Opera omnia tom. 6 pag. 65 epistol. ad Placcium) gesagt hat:

Bei reifem Nachsinnen über die Weise, wie öffentliches allgemeines Wohl begründet werden könne, leuchtet von selbst ein, daß der Zustand des menschlichen Geschlechts nur durch Erziehung der Jugend verbessert werden könne. Aber eben so klar ist es auch, daß nur Diejenigen, welche sich durch ihr Ansehen, durch Wissenschaft und Sachkenntniß, und durch einen reinen Willen für's Gute auszeichnen, in der Erziehung was leisten können. Die Jesuiten hätten große Dinge leisten können, besonders da sie das Ansehen

Digitized by Google

der Religion für sich hatten. Allein wie weit die Jesuiten selbst unter der Mittelmäßigkeit stehen geblieben sind, das zeigt sich heut zu Tage, und ich halte dafür, daß Bako, der sich so sehr für ihre Erziehungskunst eingenommen äussert, sich sehr betrogen habe. *)

Unterhaltungen mit Sir Walter Scott.

Der eigentliche Titel dieses Werks ist: „Sechs Wochen zu Abbotsford." Man weiß, daß dies der Name eines Schlosses ist, welches Walter Scott sich an den Ufern der Tweed erbauet hat, und wo er das was die Italiener la villegiatura, die Zeit des Landlebens, nennen, zubringt. In dieser Wohnung, deren seltsame und abentheuerliche Bauart merkwürdig ist, in einem der materischsten Thäler des untern Schottlands, hat der Verfasser des obigen Werks mit dem Verfasser des Waverley sechs Wochen zugebracht. Er schrieb an jedem Abend seine Unterhaltungen mit dem Dichter nieder, bei dem sich oft die ausgezeichnetsten Männer Edinburgs einfanden. Diese schöne Stadt verdient ihren Namen des „nordischen Athens", eben so wohl ihrer großen Fortschritte in der Zivilisation, als der sonderbaren Näherung wegen, die sie durch ihre Lage und ihre ganzes Aeussere mit dem Athen des Alterthums hat. Man sieht in den Unterhaltungen nach und nach die Nachkommen alter Volksoberhäupter und die Zeitgenossen des schottischen Barden erscheinen, die in ihm, wie der Schäfer von Ethnick, ihren Herrn und Meister erkennen, so wie die mysteriöse Brüder- oder Burschenschaft des Edinburg Review, aus Literatoren, Ganz- und Halbgelehrten, Advokaten und andern Schnellköpfen bestehend, die seit Anno 1800, nach des Erlösers Geburt, eine so scharfe Geißel geschwungen, und einen so großen Kredit und Einfluß nicht allein auf die Literatur, sondern auch auf den Geschmack und selbst auf die Politik Großbritanniens ausgeübt hat. — Der Verfasser der Unterhaltungen hat mehrere kleine Reisen mit Walter Scott in Roxburghshire und die übrigen benachbarten Grafschaften gemacht. Er theilt uns die an Ort und Stelle entnommenen Beschreibungen dieser Gegenden mit, an welche sich oft die Erinnerung einer Legende, eines Abentheuers, oder einer Tradition knüpft. Die Legenden und Traditionen sind oft mit Walter Scotts eigenen Worten erzählt.

*) Die Stelle lautet wörtlich so: Jesuitae poterant res magnas gerere, praesertim cum consilia eorum a religione comendarentur. Sed quantum, hodie apparet, infra mediocritatem stetere, ut Verulamium valde falli putem, cum illoc tantum ablegat.

Notiz über die Tertiarbecken des Platzes S. Dominik zu Genua und von Sestri di Ponente.

Von Laurent Pareto.

Die weitausgedehnten Tertiar-Erdstriche des nördlichen Abhanges des Appenins zeigen sich, auf der südlichen Seite in Ligurien, nur auf wenigen Punkten und von geringem Gehalt. Sie bilden eine Folgereihe mehrerer kleiner Becken, längst der Küste von Ponent, und befinden sich gewöhnlich im Grunde kleiner Thäler, welche quer die Felswände durchschneiden, die ihren Fuß im Meere begraben. Man bemerkt deren zu Genua, zu Sestri di Ponente, zu Arenjano und vielleicht auch zu Savona und Albenga. Ich habe die ersten beiden am meisten und sorgfältigsten besucht, und bemerkt, daß sie durchaus nicht von einander verschieden sind. Das Becken von Genua dehnt sich von Südwest nach Nordost eine Viertelstunde lang vom S. Dominikplatze bis nahe an den Spaziergang von Aqua-sola und zu dem Kapuzinerkloster aus, und ruhet auf einem Lager von übergehendem Kalkfels (dem von Lanterne ähnlich), welcher das Vorgebirge von la Lava bildet, und, in seinem untern Theile, aus einer Masse blauem Muschelthon, die dem von Castel-Arcuato vergliechen werden kann. Sie hat bis vierzig Fuß im Durchmesser, und enthält die Ostrea pleuronectes, Br., die Pinna nobilis, die Ampullaren von Murex, Kegel, Austern, Cariophylliten, und im Allgemeinen dieselben Muscheln, welche man in den Sub-Appeninischen Thonhügeln zu Piazenza und Parma findet. Man findet nächstdem noch einige Bruchstücke erdharzigen Holzes, Früchte und zapfentragende Pflanzen in ihm. Dieser Thon ist ziemlich plastisch, ein wenig glimmerartig und aufbrausend bei der Vermischung mit vegetalischen Säuren. Ein gelber Sand bedeckt diese Formation; aber man vermag es nicht recht wohl, seinen Durchmesser zu bestimmen, oder zu beurtheilen, ob er im untern Theile sich mit dem blauen Thon vermischt, weil der ganze Hügel mit Häusern überdeckt ist. Dieser Fall findet jedoch nicht bei dem Becken von Sestri statt. Es befindet sich dort in dem kleinen Thale von Borzoli, und ist nach Nord, Ost und Süd von ophiolitischen Gebirgen umgeben, die an einigen Stellen Talkschiefer zeigen, während westlich durch den Gabbro der Kalkschiefer streicht, der den ophiolitischen Massen dieser Gebirge untergeordnet zu sein scheint. Das Becken dehnt sich eine halbe Stunde in der Länge und

Digitized by Google

der Richtung des Thales folgend, von S. W. nach N. O. und O. N. O. aus. Es besteht von unten aus: 1. Aus einer Lage blauem Muschelthon mit Austern, Venusschalen, Pecten, Pleuronecten, Buccinten u. s. w. mit einer kleinen Schicht gerollter ophiolitischer Kiesel, und Kalkfels- oder Alpinstücken vermischt, die von Pholaden durchbohrt sind. Diese Lage hat 30 bis 40 Fuß im Durchmesser. 2. Eine drei Fuß tiefe Schicht gelben Muschelsandes, mit Kämmen und theilweise denselben Muscheln, welche man in der darunter befindlichen Lage sieht, mit kleinen, gerollten, ophiolitischen Kieseln vermischt. 3. Eine neue Lage blauen Thon, ein wenig minder muschelreich, als die vorhergehende, weniger plastisch und mehr sandhaltend, von fünf bis sechs Fuß im Durchmesser. 4. Eine Folge von vier bis fünf Wechselschichten gelben Muschelsandes mit ophiolitischen Kieseln, in ziemlich dünnen Lagen von Eisenoxyd und blauem geringhaltigen Muschelthon gefärbt. Das Ganze mag zehn bis zwölf Fuß im Durchmesser haben. Endlich 5. aus einer Masse gelben ophiolitischen Sandes, mit einigen Kämmen und gerollten Kieseln. — Alle diese Lagen sind meistentheils horizontal, und erheben sich nur ein wenig gegen die Ufer des Beckens. In der No. 1. vorzüglich, so wie zu Genua, wird im untern Theile des blauen Thons häufig eine Gryphea gefunden, von welcher Bertrand Geslin einige Exemplare genommen hat. Das Becken von Arenzano ist nur ein kleiner Haufen blauen Thons mit einigen Austern. Ich habe durchaus keine andere Muscheln in ihm entdecken können.

Es ergibt sich aus diesem Examen der beiden Becken von Sestri und Genua, daß beide von demselben Zeitraum herrühren, und von denen, welche am nördlichen Abhange des Appenin sich befinden, nur dadurch verschieden sind, daß die Bruchstücke, welche sie enthalten, mehr mit denen sie umgebenden Gebirgen in Berührung zu stehen scheinen.

Note der organischen fossilen Körper, welche sich in den oben beschriebenen Becken befinden, nach der Klassifikation Brocchi's.

Univalven: Dentalium elephantinum, Nerita helicina, Voluta calcarata, Voluta striatula, Conus antediluvianus, Buccinum echinophorum, Strombus pes pelicani, Murex Toratus, M. Turricula, M. longiroster, M. doliaris, M. oblongus, ein Trochus und andere, aber in so schlechtem Zustande, daß man sie unmöglich genau bestimmen kann.

Bivalven: Solen strigilatus? Anomia orbiculata? Pinna nobilis, Ostrea pleuronectes, Ostrea edulis, Gryphea? mehrere Venus- und andere Muscheln, aber in äußerst schlechtem Zustande, so daß sich darüber mit Gewißheit nichts bestimmen läßt. Mehrere Kämme.

Diese Muscheln, welche alle sich auch auf der entgegengesetzten Seite des Appenin befinden, lassen keinen Zweifel mehr über die Analogie und Identität dieses Tertiabodens.

Nachrichten vom Freistaate Mexiko.

Der Oberst Poinsett in Charlestown hat in einem neuerlichst zu Philadelphia gedruckten Werke *) eine Menge bedeutsamer und anziehender, während seines Aufenthalts in Mexiko im Spätjahr 1822 gesammelter Nachrichten bekannt gemacht. Er habe dieselben, bemerkt die Vorrede, in der Hauptstadt von Mexiko während der Mußestunden, die ihm eine Geschäftskreise übrig ließ, zusammengetragen, und sie mögen als Vervollständigung und Fortsetzung der in den Werken von Lorenzana, Alzate, Clavigero, Boturini, Mier, Robinson und von Humboldt enthaltenen Angaben dienen, unter denen jedoch weitaus die wichtigsten und zuverlässigsten dem letztgenannten Reisender zu verdanken sind. „Man lese“ (sagt Herr Poinsett) „den Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne, und man wird, wo nicht zu ganz vollständiger Kenntniß des Landes, doch gewiß zu ungleich richtigern Begriffen davon gelangen, als kein anderer Reisenden Se zu geben vermocht hat.“

Herr Poinsett trat seine Reise am 28 August 1822 auf der Korvette John Adams an. Auf der Insel Puerto-Rico blieb er vom 26 bis zum 30 September. Die im Jahr 1822 aufgenommene Zählung ihrer Bevölkerung gab dieselbe auf 225,000 Einwohner an, worunter 25,000 Sklaven. Die Mehrzahl ihrer freien Bevölkerung bestand aus farbigen Menschen. Seit etlichen Jahren soll, wie versichert wird, eine jährliche Einwanderung aus Europa von 6000 bis 8000 Personen statt finden. Die Stadt San-Juan hat eine Bevölkerung von ungefähr 20,000 Seelen.

Nach der Abfahrt von Puerto-Rico begegnete die Korvette, am 1 Oktober, unfern von der Insel Mona, der nordamerikanischen Brigg, der Spark, an deren Bord Herr Poinsett überging und anfänglich nach Laguira, später nach Vera-Cruz gelangte, wo er am 18. des gleichen Monats eintraf. Er schlug alsdann den Weg nach Mexiko ein und kam durch Jalapa und Puebla. Die Bevölkerung dieser letztern

*) Notes on Mexico u. s. w. Nachrichten über Mexiko, gesammelt im Spätjahr 1822, begleitet von einem historischen Abriß der Staatsumwälzung, und den Urkunden über die gegenwärtigen Verhältnisse dieses Landes, nebst einer Karte. Von einem Bürger der vereinten Staaten. Philadelphia, 1824. 359 S. in 8.

Digitized by Google

Stadt, welche Herr von Humboldt im Jahr 1803 auf 67,800 Einwohner berechnet hatte, betrug einer Zählung vom Jahr 1820 zufolge nicht über 60,000. In der Hauptstadt von Neu-Spanien traf der Reisende am 27 Oktober ein. Nach allen glaubwürdigen Angaben, welche er sich über die Bevölkerung dieser Stadt verschaffen konnte, glaubte er solche auf 150,000 bis 160,000 Einwohner berechnen zu können. Herr von Humboldt hatte sie im Jahr 1801 zu 137,000 angegeben.

Nicht weniger merkwürdige Aenderungen und Wechsel hat die Bevölkerung verschiedener anderer Städte erlitten. Diejenige von Guanaxuato, welche im Jahr 1803 bei 70,000 Einwohner zählte, nämlich 41,000 in der Stadt selbst, und 29,000 in den Vorstädten und nächstgelegenen Minen, zählt jetzt nur noch 31,820, wovon 15,379 auf die Stadt und 16,441 auf die Umgebungen kommen. Dagegen ist die Bevölkerung von Guadalaxara, die im Jahr 1803 nur 19,500 Einwohner zählte, auf mindestens 70,000 angestiegen, so daß diese Stadt jetzt, hinsichtlich auf Bevölkerung, die zweite Stadt des Reiches ist. Queretaro zählt 30,000 Einwohner, worunter 11,000 Indianer; Salamanca und Irapuato jede 4000; Hacienda de Burras 4,854; Valenciana 4000, während vormals ihre Bevölkerung auf 22,000 anstieg.

Die Kriegsmacht von Mexiko befaßte im Jahr 1822, 40,764 Mann, nämlich: 10,764 Linientruppen, worunter 4,500 Reiterei und 30,000 Milizen.

Auf der Rückreise von Mexiko besuchte Hr. Poinsett die Insel Cuba. Zufolg der im Jahr 1817 veranstalteten Volkszählung dieser Insel, betrug dieselbe damals insgesammt 671,079 Personen, nach folgenden Bestandtheilen: Weiße Menschen 239,260. Freie farbige Menschen 99,682. Freie Neger 54,375. Farbige Sklaven 32,302. Neger-Sklaven 166,843. Im Jahr 1817 eingebrachte Sklaven 25,976. Ausländer 32,641. Insgesammt 671,079.

Der siebenjährige Durchschnittsertrag der Insel stieg auf 300,000 Kisten Zucker, jede zu 400 Pfund, und auf 25,000,000 Pfund Kaffee.

Neueste Nachricht über die englischen Reisenden im Innern Afrika's.

Der Kurrier von Glasgow enthält einen interessanten Brief des Lieutenants Clapperton, über den Tod des Doktors Oudney, seines Reisegefährten, der auf der westlichen Grenze von Bournou, im Innern des nördlichen Afrika's, gestorben ist. Die unmittelbare Ursache dieses Todes unterrichtet uns über einen neuen und erstaunungswürdigen Gegenstand der Geographie Afrika's. Wir erfahren nämlich, daß statt der glühenden Sandwüsten, und eines von der Hitze gedörrten Landes, die Reisenden einen so starken Frost gefunden haben, daß das Wasser in ihren Schläuchen in eine feste Masse zusammengefroren ist. Die Gegend, wo dieser merkwürdige Umstand sich zugetragen hat, befindet sich ungefähr unterm zwölften Breitegrade gegen Norden. Es ist daher überflüssig zu bemerken, daß ein so großer Frost auch nur unter dieser Parallele einer sehr hohen Lage des Landes zuzuschreiben sei, die, indem sie sich dem Laufe des Niger nach Osten, und seiner Verbindung mit dem ägyptischen Nil entgegenstellt, eine Menge bedeutender Flüsse erzeugen muß, die die Wassermasse des Niger in seinem Laufe von Ost nach Süd eher vermehren als vermindern dürften. Dieser Umstand erklärt denn auch auf eine befriedigende Weise den Ursprung jener fast unzähligen Ströme, die sich in den atlandischen Ocean, in der Bucht von Benin und Biafra, ergiessen. Leon der Afrikaner sagt, daß das Land Zegzeg, welches sich in diesem Theile Afrika's befindet, ausserordentlich kalt sei; aber man hat diese Nachricht bisher immer als ungereimt und lächerlich behandelt. Andere Reisende, die ihm nachgefolgt sind, haben fast ähnliche Berichte erstattet; aber man hat sie ebenfalls verlacht, und die Fabel von den niedrigen Morästen, in denen sich der Niger verlieren sollte, ist bis auf uns gekommen, und wir haben jene Niederungen immer unter den 12. nördlichen Breitegrad verlegt, wo das Land doch so hoch ist, daß man im Monat Dezember daselbst einen so starken Frost, wie unterm 50. Grade nördlicher Breite, erduldet. Wenn man nun bedenkt, daß auf den blauen Gebirgen Jamaika's, die sich unterm 18. Grade nördlicher Breite befinden, und wenigstens 8000 Fuß über die Meeresfläche emporragen, die Gefrierung gänzlich unbekannt sei, so kann man sich leicht einen Begriff von der großen Höhe dieses Theils von Afrika machen, in welchem der Doktor Oudney gestorben ist, und die man wenigstens auf 14,000 Fuß überm Meer berechnen müßte, um sich von der Möglichkeit einer solchen Kälte unterm 12. Breitegrade zu überzeugen. Der Hauptmann Laing hat sich überzeugt, daß die Quellen des Niger nicht mehr als 1500 Fuß über den atlandischen Ozean erhoben sind. Es ergibt sich also von selbst, daß die Verbindung dieses Flusses mit dem Nil durchaus unmöglich ist.

Wir theilen nachstehend einen Auszug aus dem Schreiben des Lieutenants Clapperton an den Konsul Warrington mit. Der Brief des Erstern ist von Lanola vom 2 Februar 1823 datirt.

„Ich habe die traurige Pflicht erfüllt, Ihnen den Tod meines Freundes, des Doktors Walter Oudney,

Digitized by Google

anzuzeigen. Wir hatten Kouka am 14 Dezember 1823 verlaſſen, und ſind in kleinen Tagereiſen zu Bedukarfea, der weſtlichen Stadt des Königreichs Bornou, angekommen. Während dieſer Reiſe erlangte der Doktor ſchnell ſeine Kräfte wieder; aber nachdem wir uns von Bedukarfea entfernten und das Gebiet von Ueber betraten, hatten wir in der Nacht vom 26 zum 27 Dezember einen ſo ſtarken Froſt, daß das Waſſer in den Schüſſeln und Schläuchen iſt eine Maſſe zuſammengefror und ſo hart als Steine wurde. Der arme Doktor trug einen ſo ſtarken Schnupfen davon, daß er von Tag zu Tag ſchwächer wurde. Er ſagte mir nun: „daß er bei unſerer Abreiſe von Kouka gehofft habe, daß ſeine Krankheit nur vorübergehend ſein, und ihm erlauben würde, Alles das auszuführen, was ſein Vaterland von ihm erwarte, aber daß er jetzt wohl den Tod am Herzen fühle und mich daher beauftrage, alle ſeine Papiere an Lord Bathurſt zu überſenden, der ſie Herrn Barrow zur Durchſicht übergeben möge.

„Am 2 Januar 1824 kamen wir in der Stadt Katagum an, wo wir bis zum 10 blieben, um zu ſehen, ob die Ruhe die Kräfte des Patienten nicht wiederherzuſtellen vermöge, damit er wenigſtens im Stande ſei, die Reiſe weiter fortzuſetzen. Aber noch bei unſerer Abreiſe von dieſem Orte war er ſo ſchwach, daß er ſich nicht mehr auf dem Pferde erhalten konnte, ſondern auf ein Kameel geſetzt werden mußte. Wir machten nur zehn (engliſche) Meilen an dieſem Tage und ſchlugen unſere Zelte auf. Am nächſten Morgen erreichten wir die Stadt Murmur, die fünf Meilen von unſerm Nachtlager entfernt war. Am 12 Morgens gebot der Doktor die Kameele ſo früh als möglich zu beladen. Er nahm ſodann eine Taſſe Kaffee und ich half ihm ſich ankleiden. Nachdem Alles zur Abreiſe bereit war, verließ er ſein Zelt, auf ſeinen Bedienten und auf mich geſtützt. Ich blickte ihm ins Geſicht, und ſah, daß der Tod ſchon in ſeinen Zügen lag, und daß er kaum noch eine Stunde zu leben habe. Darum bat ich ihn, wieder ins Zelt zurückzukehren und ſich niederzulegen. Er hatte kaum noch die Kraft dazu. Ich ließ mich ihm zur Seite nieder, und eine halbe Stunde nachher hatte er zu ſein aufgehört.

„Ich ſchickte auf der Stelle einen Boten an den Gouverneur der Stadt, um ihn von dieſem traurigen Vorfalle zu unterrichten, und ihn zu erſuchen, mir eine Stelle anzuweiſen, wo ich meinen Freund beerdigen könne; nächſtdem auch mir einige Perſonen zu ſenden, die den Körper waſchen und die Gruben graben ſollten. Er bewilligte mir Alles auf's ſchnellſte. Ich ließ ein Schweißtuch von einigen Turbans machen, die zu Geſchenken beſtimmt geweſen waren, und da wir als Engländer reiſeten, ſo hielt ich es für meine Pflicht, auf dem Grabe die Todtengebete zu halten, nach den Gebräuchen der engliſchen Kirche abzuleſen, was auch durchaus nicht den geringſten Widerſtand fand. Man bezeugte im Gegentheil viel Ehrfurcht für mein Betragen."

Engliſche Sittenkafel.

Der irländiſche Teufel-Austreiber.

Der engliſche Kurier (die Zeitung des Miniſteriums) erzählt, nach dem Wexford Herald, einen Zug von Fanatismus, der in Irland verübt worden iſt, und die Menſchheit ſchaudern macht. Wir theilen ihn in wörtlicher Ueberſetzung mit, indem wir uns aller anderweitigen Bemerkungen darüber enthalten. Die Thatſachen ſprechen zu laut und der Wahnſinn iſt zu klar. Ein jeder unſerer Leſer ziehe daraus ſeine Schlußfolgen von ſich ſelbſt.

„Seit mehreren Tagen wußte man, einer ergangenen Anzeige zufolge, auf mehrere Meilen in die Runde, daß der ehrwürdige John Caroll, Pfarrer zu Ballymore, am 9. Juli ein Wunder thun wolle. An dem bezeichneten Tage begab er ſich deshalb zu einem gewiſſen Heinrich Neale von Killnick, der, vom Schlage gerührt, gefährlich krank war. Bei ſeiner Ankunft erklärte er, daß der Patient vom Teufel beſeſſen ſei, und daß er ihn austreiben wolle. Er ſprang ihm deshalb zu verſchiedenen Malen auf den Leib, und rief den Zuſchauern zu, ihn mit ihren Gebeten beizuſtehen, um den Sterbenden vom böſen Geiſte zu befreien. Dieſe Szene brachte jedoch einen ſo üblen Eindruck auf mehrere der Anweſenden hervor, daß eine Frau zu Boden ſank. Kaum ſah dies der Pfarrer, ſo verließ er er den todten Körper Neales, ergriff das Weib mit gewaltiger Fauſt, und ſchrie, daß der Teufel in den Leib dieſer Unglücklichen gefahren ſei. Er rief den Namen Jeſu zu wiederholten Malen an, und beſchwor den Heiland, ihm bei ſeinem Unternehmen behilflich zu ſein. Sodann trat er ſie mit Füßen, zerbrach ihr mehrere Rippen und ließ ſie für todt auf der Stelle. Man ſolle nur den Teufel mit ihr vergraben, ſagte er, weil ſie ihm habe wollen zu Hilfe kommen. Ein Blutſtrom quoll der armen Frau aus dem Munde, und die elenden Fanatiker riefen bei dieſem Anblicke mit freudockender Stimme, daß der Satan ſich Luft zu machen ſuche.

Von dort begab ſich Caroll nach Aſſailly, das ungefähr vierhundert Ruthen von dem Schauplatze ſeines erſten Wunders entfernt war. Er fündigte daſelbſt an, daß es ihm gelungen ſei, das Höllengezücht unter die Erde zu bringen. Er betrat ſodann das Haus

Digitized by Google

Robert Morans, deſſen Frau er ſo fürchterlich zerſchlug, daß ſie ohne Bewußtſein niederſank und den Kopf ganz mit Wunden überdeckt hatte. Danach verfügte er ſich zum Nägelhändler Thomas Sinnot. Es verdient bemerkt zu werden, daß er bei allen dieſen Beſuchen von mehr als fünfzig Perſonen begleitet wurde. Er erkundigte ſich daſelbſt zuerſt bei der Magd nach der Hausfrau, und da ſie ausgegangen war, ſo ließ er ſie holen. Sie erſchien, er forderte einige Erfriſchungen, und erhielt ſie auf der Stelle. In demſelben Augenblicke erhob ein kleines Kind, ein dreioder vierjähriges Mädchen, das ſich im nächſten Zimmer befand, ein Geſchrei. Der ehrwürdige John Carroll zog zuerſt ſein Brevier zu Rathe und ſagte ſodann, daß dies Kind vom Teufel beſeſſen ſei. Darauf wiederholte er dieſelbe Szene, welche er bei Neale verübt hatte. Er ſprang dem Kinde auf den Leib und zertrat es jämmerlich. Der Vater dieſes unſchuldigen Geſchöpfs trat eben herein, als es aufs kläglichſte ſchrie: „rettet, rettet mich!“ Er wollte in der That den Pfarrer an der Ausführung ſeines Vorhabens verhindern, aber die fanatiſche Bande warf ſich ihm in den Weg, und ſtieß ihn mit Verwünſchung zurück. Man möchte vielleicht fragen, was die Mutter des Mädchens bei der ganzen Szene gethan?.... Nichts, durchaus nichts! — Sie ſchien ſich, gleich den Uebrigen, an dieſem Schauſpiele zu weiden, und ſie hatte wie jene die feſte Ueberzeugung, daß ihr Kind, wie es der Prieſter verſicherte, vom Teufel beſeſſen ſei, und daß er auf ſolche Weiſe ausgetrieben werden müſſe. Sie ſuchte deshalb den Beſchwörer nicht nur nicht an ſeinem Vorhaben zu verhindern, ſondern ſie war ihm vielmehr in Ausführung deſſelben auf alle Weiſe behilflich. Er verlangte z. B., daß ſie ihm Salz und Waſſer holen ſollte, und ſie bot ihm beides mit vielem Eifer dar. Er vermiſchte es ſodann und goß es über den Körper des ſterbenden Kindes aus, der mit dem Blute beſudelt war, welches dick aus den unzähligen Wunden emporquoll, welche er beſtändig mit Salz trieb. Er rief dabei, wie in Verzückung: „Wunder, Wunder! ich habe das Waſſer in Blut verwandelt.“ Er zerſchlug darauf die Bouteille und ſchnitt ſeinem Schlachtopfer mit dem Glasſcherben den Hals ab. Nach dieſer entſetzlichen Mordthat verbot er den Aeltern, weder den Leichnam zu berühren, noch ihn, bis zu ſeiner Wiederkehr, in ein anderes Zimmer zu bringen. Sodann reiſete er nach Wexford. Seine Vorſchriften wurden auf's Getreueſte erfüllt, und die Aeltern erwarteten ſeine Zurückkunft. Am nächſten Morgen ließ die Schweſter des Pfarrers die Glieder der Familie Sinnot zu ſich kommen, und ſagte zu ihnen, daß ſie ſehr zufrieden ſein ſollten, weil ihr Kind, nach der Rückkehr ihres Bruders, vollkommen wieder hergeſtellt ſein würde.

Preisbewerbung zu Genf.

Ein Freund der ſchönen Künſte, Herr de Sellon zu Genf, hat vor einiger Zeit einen Preis von hundert Louisd'or für das beſte Gemälde über irgend einen Gegenſtand der Landesgeſchichte ausgeſetzt, deſſen Wahl er der Geſellſchaft der Künſte überlaſſen, welche ſodann „die Befreiung Bonnivard's aus dem Gefängniſſe im Schloſſe Chillon durch die vereinigten Genfer- und Berner-Truppen“ dazu beſtimmt hatte. Franz Bonnivard nämlich war Probſt von St. Viktor zu Genf, und ein eifriger Freund und Anhänger der Reformation und der Republik geweſen. Als ſolcher wurde er, auf einer Reiſe durch das Waatland, welches damals noch den Herzogen von Savoien gehörte, von den Waffenknechten des Herzogs überfallen und in die unter den Wellen des Leman im Felſen ausgehauenen Gefängniſſe von Chillon, zwiſchen Vevay und Villeneuve, geworfen, in denen er ſechs Jahre lang, bis zur Eroberung des Landes im Jahre 1536 durch die Berner, zugebracht hat.

Zwei gleich verdienſtvolle Genfer Künſtler haben mit vielem Talent ſich um den Preis bewerben und den Blicken des Publikums zwei Meiſterſtücke verſchiedener Art dargeſtellt. Das erſte und größere iſt von Chaix, einem Zöglinge Davids, der ſich ſchon durch viele reiche Produktionen vortheilhaft ausgezeichnet hat. Die Kompoſition dieſes Gemäldes iſt groß gefühlt und ausgeführt. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo die Befreier Bonnivards ſein Gefängniß betreten. Seine erſte Bewegung iſt, ſo wie ſein erſter Gedanke, dem Allerhöchſten für ſeine Erlöſung zu danken. Augen und Hand ſind nach oben gerichtet. Einer ſeiner Jugendfreunde umarmt ihn mit Zärtlichkeit. Der Berner General winkt einem Soldaten, ihm die Feſſeln abzunehmen, mit denen er um Füße und Leib an einen Pfeiler geſchmiedet iſt. Links läßt ſich der Schildträger des Feldherrn die Leiden des Gefangenen erzählen. Dahinter erblickt man den mürriſchen Kerkermeiſter mit ſeinem großen Bullenbeißer. Zur Rechten zeigt ſich eine Gruppe von Soldaten und Bauern, in deren Geſichtszügen und Stellungen die verſchiedenen Gefühle lesbar ſind, welche ſie beim Anblick des Gefangenen empfinden. Das zweite und kleinere Gemälde iſt von Lugardon, einem jungen Manne, der ſich, auf einer Kunſtreiſe begriffen, eben jetzt zu Florenz befindet. Die Kompoſition iſt hier belebter, feuriger, aber minder edel, als im andern

Digitized by Google

Werke. Der Bonnivard hier denkt nur daran, mit großer Haſt ſein Gefängniß zu verlaſſen, in welcher Bewegung er von den Kriegsmännern noch fortgezogen oder unterſtützt wird. Dadurch geht ein großer Theil der Wirkung verloren, den ſonſt gewiß das Ganze hervorbringen würde. Man kann dem jungen Künſtler weder Einbildungskraft noch Wärme und Kraft des Pinſels abſprechen, doch dürfte man wünſchen, daß er ſeiner Manier einen größern Adel anzueignen ſich bemühe. Nach dem Ausſpruche des Jury iſt der Preis dem Gemälde Lugardon's zuerkannt worden.

Statiſtiſche Ueberſicht des Großherzogthums Baden.

Das Großherzogthum Baden wird in acht Kreiſe eingetheilt, welche ſind: 1. Pfinz- und Enzkreis, 144,669 Einwohner; 2. Seekreis, 98,564 Einw. 3. Donaukreis, 80,008 Einw. 4 Traiſamkreis, 276, 03 Einw. 5. Kinzingkreis, 129,404 Einw. 6. Murgkreis, 93,623 Einw. 7. Neckarkreis, 183,499 Einw. 8. Main- und Tauberkreis, 104,920 Einw. Die Hauptſumme der Bevölkerung auf 272,50 QM. iſt alſo 1,101,790 Seelen. Die Hauptſtadt des Landes und Reſidenz des Großherzogs, Carlsruhe, hat 17,396 Einw. Unter den Bewohnern befinden ſich bei 15,500 Juden, über 630,000 Katholiken, bei 310,000 Lutheraner, 63,000 Reformirte und 4350 Mennoniten. Die Zahl der weiblichen Individuen übertrifft die der männlichen um 35,000 Seelen. Die Staatseinkünfte belaufen ſich auf 6 Millionen Gulden und die Staatsſchuld auf 20 Millionen.

Die höchſten Berge ſind: der Feldberg 4580 Fuß über dem Meere, und der Bölchen 4370 Fuß.

Die neuentdeckte Inſel Macquarie.

Die Inſel Macquarie iſt vor Kurzem durch ein Schiff von Sidney, in Neu-Süd-Wallis, entdeckt, und zu Ehren des letzten Gouverneurs dieſer Kolonie alſo benannt worden. Sie liegt unter 159° 28′ der Länge (nach dem Meridian von Greenwich) und unter 54° 20′ ſüdlicher Breite, an ihrer nördlichſten Spitze. Sie mißt von Süd nach Nord ungefähr 30 engliſche Meilen in der Länge und 4 Meilen in der größten Breite. Der Boden iſt erhaben und gebirgigt und der höchſte Berg mißt 1750 Fuß überm Meere. Gegen Mitternacht trennt eine ſchmale Meerenge die Inſel von zwei Eilanden, welche die Engländer „die Felſen des Richters und Gerichtsſchreibers (Judje and Clerk rocks)“ genannt haben. Gegen Mittag befinden ſich, doch in einer Entfernung von 25 Meilen, zwei ähnliche Eilande, die man „den Biſchof und den Schreiber (Bishop and Clerk)“ genannt hat. Durch die Sonde hat man im Oſten der Inſel, von ¼ bis 2 Meilen von der Küſte, 9 bis 25 Klafter Tiefe gefunden; weiter hin iſt das Meer ſehr tief. Die Inſel hat weder Hafen noch Buchten, weshalb die Schiffe auch nur allein gegen die Weſtwinde bei ihr Schutz finden können. Es iſt überhaupt ſchwer, an ihr zu landen. Sie erzeugt kein Holz, und überhaupt nichts, das dem Seemann beſonders nützlich ſein könnte. In ihrem höhern Theile befinden ſich viele Seen, von denen der größte drei Meilen im Umfange hat, und ſehr klares Waſſer enthält. Man ſagt, daß er Forellen enthält; doch iſt das nicht als zuverläßig zu betrachten. Die Inſel iſt mit Gras überdeckt und enthält einige Gyplager. Es giebt keine vierfüßigen Thiere auf ihr; ſie wird aber häufig von Vögeln beſucht und enthält viele Waſſerhühner, wilde Enten und Tuſſocks (Vögel die nicht fliegen können). Alle Vögel haben, da es keine Bäume gibt, ihre Neſter unter der Erde. Alljährlich verfügen ſich die Bewohner der benachbarten Inſeln nach Macquarie, um dort zu fiſchen und Vögel zu fangen.

Anzahl der Katholiken in England.

Nach den vor ungefähr fünfunddreißig Jahren dem Parlament überreichten Berichten, belief ſich die Anzahl der Katholiken in England auf 69,376. Sie wird jetzt auf mehr als eine halbe Million angeſchlagen. Im Jahre 1781 gab es in England nur drei katholiſche Schulen, jetzt ſind deren mehr als fünfzig vorhanden. Der größte Theil der katholiſchen Kirchen, von denen man über neunhundert zählt, iſt in den letzten dreißig Jahren erbauet worden. Die katholiſche Univerſität zu Stonehurſt hat fünfhundert Zöglinge. Vor der Ankunft der Jeſuiten gab es in der Umgebung von Stonehurſt nur ungefähr zehn oder zwölf katholiſche Familien; man berechnet ihre Menge jetzt auf tauſend. Man hat neuerdings zwei ſchöne Kirchen erbaut, wovon jede zweitauſend Perſonen in ſich aufnehmen kann. Zu Mancheſter, Liverpool und Preſton haben im Jahre 1823 mehr als dreitauſend katholiſche Kinder die Firmelung erhalten.

Dampf-Waffen.

Der Morning-Herald gibt, unter der Ueberſchrift: „Mittel gegen den Ueberfluß der Bevölkerung“, eine ziemlich weitläuftige Beſchreibung des „Dampfgewehrs“, welches Perkins erfunden hat, dem man bereits die Vervollkommnung der Dampfmaſchinen,

Digitized by Google

und die Anwendung der Sicherheitsröhren, wodurch allen übeln Zufällen vorgebeugt wird, verdankt. Man weiß, daß dieses „Vernichtungs-Instrument“ vier- bis fünfhundert Kugeln in jeder Minute abschießen kann, und zwar mit einer solchen Kraft, daß sie, in einer Entfernung von hundert Fuß, gegen eine eiserne Platte sich breit schlagen, oder in tausend Stücken zerspringen, je nachdem der Druck des Dampfes im Behälter von siebenhundert oder achthundertvierzig Pfund für jeden Quadratzoll ist. Die Anwendung dieses Zerstörungs- oder vielmehr bis jetzt nur Vertheidigungsmittels ist außerordentlich ökonomisch, im Vergleich mit den Feuergewehren, weil ein Pfund Brennmaterialien dasselbe Resultat, als vier Pfund Pulver hervorbringt. Herr Perkins erbaut jetzt eben eine vierpfündige Dampfkanone. Man hat berechnet, daß ein Schiff, welches sechs solche Stücke an Bord hätte, mit Vortheil gegen ein anderes von vierundsiebenzig gewöhnlichen Feuerschlünden bestehen würde.

„Weit entfernt“, fügt der Verfasser des Aufsatzes im Morning-Herald hinzu, „daß die Menschheit über eine solche Erfindung seufzen sollte, darf sie vielmehr derselben sich erfreuen. Wenn der Gebrauch der Dampfwaffen allgemein würde, so müßten auch die Kriege nur von sehr kurzer Dauer sein, denn keine Bevölkerung würde für eine Verwüstung hinreichen, die ärger als Hungersnoth und Pest zusammengenommen wäre. Der Krieg würde alsdann aufhören ein Zeitvertreib zu sein, wo hübsche, schlanke Knaben, von guter Familie, Beförderung und Kreuze zu erhaschen suchen. Man dürfte sich in jeder Schlacht auf wenigstens zwanzig bis dreißig Kugeln Rechnung machen; mithin wäre der Tod so gut als gewiß. Was die Potentaten betrifft, so würden sie sich gewiß zweimal bedenken, ehe sie ihre Heere einem so großen Risiko aussetzen möchten.“

Aber lassen wir den Krieg und seine Resultate dahingestellt sein, um diese Erfindung nur als eine neue Probe der menschlichen Industrie und der Macht der Dämpfe zu betrachten. Was soll man nach dem Allen noch sagen, und welches wird das Ziel sein, an dem man endlich wird stille stehen müssen? Als man vor ungefähr dreißig Jahren die Dampfboote in Amerika erfand, spottete man in England darüber, wie über einen unzeitigen Scherz, und jetzt werden eben dort die meisten Schiffe dieser Art erbaut und man bedient sich eben dort des Dampfes zu mancherlei Maschinen, denen England seinen Reichthum und seine ungemeinen Fortschritte in Ausbildung aller Zweige der Industrie verdankt.

Es ist mit dem Dampf, wie mit dem Gas. Man hat beides lange Zeit aus Unwissenheit oder aus Vorurtheil und einem übelverstandenen Interesse bestritten. Die Lächerlichkeit hat sich auch damit befaßt, aber alle diese Hindernisse sind an den positiven und unzubestreitenden Resultaten gescheitert.

Herr Perkins glaubt, daß die Wissenschaft in Verwendung des Dampfes noch in ihrer Kindheit ist, und er zweifelt keineswegs, daß man es endlich so weit bringe, mit seiner Hilfe eine Kugel von zweitausend Pfund Schwere von Dovres nach Calais schleudern zu können.

Der Kaiser von Rußland, sagt man, habe einen Agenten nach England geschickt, um unter den vortheilhaftesten Bedingungen den Erfinder der Dampfwaffen zu bewegen, sich zu St. Petersburg niederzulassen, oder wenigstens ein Assortiment dieser Vernichtungsinstrumente dahin gelangen zu lassen; aber der Künstler hat Beides abzulehnen sich berufen geglaubt.

Die schottischen Bergbewohner.

Wir erfahren so eben, daß mehrere Eigenthümer schottischer Berge (highlands) sich auf das angelegentlichste bemühen, den Unterricht bei den Bewohnern ihres Grundeigenthums in „englischer Sprache“ einzuführen, und daß sie deshalb dem Parlament eine Adresse vorlegen wollen, damit ihnen die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks möglichst erleichtert werden. England kann sich rühmen, die auffallendsten Extreme in sich zu vereinigen, denn wenn es im Süden Großbritanniens Bauern gibt, die vielleicht die Unterrichtetsten auf der ganzen Erde sind, so gibt es im Norden desselben Landes auch Menschen, die man noch wahre Wilde nennen kann. Die schottischen Bergbewohner sind die zerstreuten Ueberreste eines Zivilisationssystems, welches die Gesetze Englands abgeschafft haben, und das, wenn sie es nicht gethan hätten, in sich selbst vor den Fortschritten der Vernunft zusammengestürzt sein würde. Einige Tugenden, die bei ihnen ein wahres Erbeigenthum geworden, sind leider keine gesellschaftlichen Tugenden. Ihre Sprache, und in natürlicher Folge, ihre Meinungen, Gewohnheiten, Neigungen, stehen außer dem Bereiche alles dessen, was Genie und Industrie dis jetzt zur Verbesserung des Inselstaats gethan haben. Wenn man will, daß sie endlich als Menschen, als theilnehmende Menschen in der Gesellschaft erscheinen, so mache man sie zuerst mit der Sprache, den Sitten und Gebräuchen derselben bekannt, so vernichte man ihren Aberglauben, ihre Vorurtheile, die ein ganz abgesondertes Volk daraus machen. Man eröffne ihnen eine neue Bahn, auf der sie von der Ehre und ihrem eigenen Interesse geleitet werden, und die über die Grenzen ihres armen und beschränkten Gebiets sich erstrecke. Alle diese Verbesserun-

Digitized by Google

gen können und werden mit der Umgestaltung der Sprache beginnen. Alle Plane, die man bis jetzt in Anwendung gebracht hat, sie in ihrer eigenen Sprache zu unterrichten, sind durchaus fruchtlos geblieben, und das konnte nicht anders sein. Es würde ein recht eigentlicher Wahnsinn sein, ein ganzes Volk feudalen Träumereien, oder der Liebe des Romantischen zum Opfer zu bringen. Ueberall, wo die schottischen Bergbewohner einige Fortschritte gemacht haben, ist es nur mit Hilfe der englischen Sprache geschehen. Ueberall, wo man nur Rohheit, Unwissenheit, Aberglauben, Industriemangel und tiefes Elend erblickt, ist man auch gewiß, die Laute der gaelischen Sprache zu vernehmen. Wenn sie manches Merkwürdige in literarischer und poetischer Beziehung darstellt, so vermag sie diesen Zweck uns eben so gut als todte, denn als lebendige Sprache darzubieten. Man höre auf, sie zu sprechen, und man wird bald bemerken können, daß der Genius, der Walt und Burns begeisterte, nicht allein auf die schottischen Ebenen seine Seegnungen beschränkt.

Eine Rathsversammlung der Neger.

Es gibt, nahe dem Zenteum von Congo, ein kleines Königreich, von dem Flusse Lao bewässert, der von Mitternacht nach Mittag strömt. Der schwarze König, der sich von seinen Unterthanen nur durch ein reicheres Schurzfell und einen kleinen Maulkorb unterscheidet, ist ein eben so verständiger als nüchterner Fürst, und darum auch von seinem Volke sehr geliebt.

Man kann sich ungefähr einen Begriff von der Sittencinfachheit jenes Landes durch die Art und Weise machen, auf welche daselbst die Sitzungen des königlichen Raths gehalten. In einer großen Ebene befindet sich ein rings von Palmbäumen umschlossener Platz, auf welchem zwölf große Krüge stehen, die zur Hälfte mit Wasser angefüllt sind. Dorthin verfügt sich der Rath, den König an der Spitze. Nach Verrichtung einiger Zeremonien wird der Herrscher von zwei Kammerherren in den königlichen Krug gesteckt und die Minister hocken sich in die übrigen, und zwar so, daß nur der Kopf allein überm Wasser befindlich ist, während der König nur bis an den Nabel sich darin befindet. Darauf beginnen die Berathungen, es lassen sich Redner für und wider den Gesetzvorschlag vernehmen, und Alles wird mit der größten Freimüthigkeit und Gewissenhaftigkeit verhandelt. Sind die Meinungen getheilt, und kann man sich nicht durch Beweisgründe verständigen, so wird ein leerer Krug aufgestellt, ein Kammerherr wirft einen rothen und einen weißen Stein hinein; der Regent, der seines Maulkorbes wegen zu der ganzen Geschichte kein Wort gesagt hat, greift mit verschlossenen Augen in den Krug, und der Stein erhält, auf solche Weise, die entscheidende Kraft des Gesetzes.

Spaniens Finanzen.

Die Finanzen der spanischen Regierung beliefen sich im Jahre 1808 auf 150 Millionen französische Franken, nämlich auf der Halbinsel 110 Millionen und aus Amerika, nach Abzug aller Besoldungen, 40 Millionen. Die Finanzen der Geistlichkeit befanden zu derselben Zeit, nach dem von dem Finanzminister Canga-Arguelles im Jahre 1821 abgelegten Bericht, aus dem Zehnten in 150 Millionen und dem Ertrag von Grundeigenthum und Häusern in 50 Millionen. In Summa: 200 Millionen. Nach dem offiziellen Bericht der Finanz-Kommission war der Bestand der Geistlichkeit im Jahr 1822 folgender: 16,344 Pfarrer, deren jährliches Gehalt 18,096,680 Franken beträgt. 5,771 Vikare: 2,106,415. 16,489 andere Geistliche: 6,091,485. 13,244 Priester auf Patrimonial-Renten: 4,834,060. 61,077 Mönche: 22,293,105. 32,500 Nonnen. In Summa 145,425, wozu noch 44,575 Personen gezählt werden müssen, welche sich im Dienste der Geistlichkeit befinden; folglich im Ganzen 190,000, welche 53,421,745 Franken kosten. Die gegenwärtigen Staatseinkünfte erstrecken sich nicht über 50 Millionen Franken und die Ausgaben auf wenigstens 150 Millionen, wodurch ein jährliches Defizit von 100 Millionen entsteht.

Irlands Bevölkerung.

Der offizielle Bericht über die Bevölkerung Irlands, welcher auf Befehl des Parlaments bekannt gemacht worden, gibt dieselbe auf 6,801,827 Seelen an. Davon sind männlichen Geschlechts: 3,341,926 und weiblichen: 3,459,901. Von dieser Zahl waren 349 Personen über hundert Jahr alt; 1963 von 90 bis 100; 13,779 von 80 zu 90; 65,000 von 70 bis 80 und 185,482 von 60 bis 70. Im Ganzen über 60: 266,573; 408,455 von 50 bis 60; 524,347 von 40 bis 50; 730,756 von 30 bis 40; 1,195,478 von 20 bis 30; 828,293 von 15 bis 20; 827,906 von 10 bis 15; 920,757 von 5 bis 10 und 1,040,665 unter 5 Jahr. — Die Zahl der Familien ist 1,312,032, die der bewohnten Häuser 1,142,602, die der unbewohnten 35,251 und die der in Erbauung begriffenen 1350. — 1,138,069 Individuen beschäftigen sich mit Ackerbau, 1,170,044 mit Handwerken, Fabriken u. s. f., 528,702 mit andern Geschäften. Die Summe der arbeitenden Klasse ist 2,836,215. In den verschiedenen Schulen befinden sich 374,813 Personen von beiden Geschlechtern.

Digitized by Google

Nebensache.

Alle Welt weiß, was eine Nebensache sei. Wer an ein einfaches, kräftiges Mahl seinen Magen gewöhnt hat, dem sind Lampreten und Schwalbennieren Nebensache. Wer nichts als Wasser trinkt, dem sind die starken Getränke Nebensache. Wer Arbeit und Ordnung liebt, dem sind Zerstreuung und Vergnügen Nebensachen. Aber auch in einem höhern Sinne gibt es Haupt- und Nebensachen. Wir handeln hier nur von den letztern allein. In der Geschichte wird oft die Wahrheit Nebensache genannt, in der Gerechtigkeitspflege die Kürze, im Kriege die Menschlichkeit, in der Politik die Offenheit, in der Metaphysik Klarheit und Vernunft. Die Liktoren und Spione waren für Marc Aurel und Titus Nebensache, so wie noch heut zu Tage für alle gerechten Fürsten und Obrigkeiten. Für Nero und Caligula war es Gerechtigkeit und Menschenliebe. Wo die Vernunft des Stärksten die beste ist, wie zu Konstantinopel und zu F. zum Beispiel, da sind gute Gründe, richtige Vorstellungen, und überhaupt Alles, was zur Bezeugung der Wahrheit dienen kann, Nebensache. Wo der Fanatismus seine eiserne Geißel schwingt, wo man Unwissenheit, Aberglauben, Verworfenheit unter dem Deckmantel einer heuchlerischen, satanischen Frömmelei zu verbreiten sucht, da sind Religion, Vervollkommung der unsterblichen Seele und wahre Gottesfurcht Nebensachen. Gute Lehren und schlechte Beispiele, Honig auf den Lippen und Galle im Herzen, den Freundschaftsbecher in der Linken und den Dolch in der Rechten, Worte der Einigkeit und Handlungen der Zwietracht, Hörner und Huf unterm Schafpelz, das Alles sind Nebensachen für Diejenigen, denen das Privilegium des Betrugs ausschließliche Hauptsache ist. Ueberhaupt der Wahrheit, der Vernunft, der Menschlichkeit, dem reinen Gefühle zu folgen, das ist nur Nebensache für alle Tartuffen und Seelenverkäufer, welche gewesen, welche sind und welche sein werden.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

Bei den Nachforschungen nach mehrern Quellen, die seit einiger Zeit versiegt waren, hat man zu Cardachio auf der Insel Corfu, an einem nicht weit vom Meere entfernten Orte, die Grundlagen eines Tempels von ionisch-byzantinischer Ordnung entdeckt. Die Säulen waren noch auf denselben Stellen, als ehedem. Die Halle bestand wahrscheinlich ursprünglich aus dreißig Säulen auf einem Stylobat, der von zwei Absatzungen gebildet wurde. Die andere Kolonnade ist dyastyl. Der Fries fehlt durchaus. Der Akabus ist einfach, der Grat ist eben, und das Hypotrachelion ist von 28 Auskehlungen gestreift. Dieser Tempel war, nach dem gewöhnlichen Gebrauch, mit Ziegeln gedeckt. Auf einem derselben liefet man die Namen mehrerer Personen, die entweder zur Obrigkeit, bei Erbauung oder Vollendung des Tempels, oder zu den Erbauern und Erhaltern desselben gehörten. Diese Namen sind folgende: Aristomenes, Thrasias, Damon, Aristes, Philonides, Aristokles, Eupolemos und Panes. Man bemerkt auf diesen Ziegeln noch besondere Zeichen, die wahrscheinlich die Oefen oder Fabriken anbeuten sollten, aus denen sie hervorgegangen waren. Sei es, daß man sich auf die paleographischen Zeichen berufen wolle, welche diese Buchstaben darbieten; sei es, daß man vermuthe, daß Aristomenes, dessen Name oben erwähnt worden ist, derselbe sein könne, der während des peloponnesischen Krieges erste Magistratsperson zu Corfu war; sei es endlich, daß man die in Rede stehenden Theile des betreffenden Tempels in seinen verschiedenen Verhältnissen vergleicht, welche in jeder Hinsicht mit denen des Parthenons und des Theseustempels zu Athen fast gleichförmig und übereinstimmend sind, so ist es auf jeden Fall klar, daß dieses Denkmal mehrere Jahrhunderte über die christliche Aera hinausragt. Was dieser Entdeckung einen noch größern Preis gibt, ist, daß man in der Nähe des Tempels Brunnen entdeckt, welche mit einer Wasserleitung in Verbindung stehen, die sich über einen Raum von 1400 Fuß erstreckt. Eine hierbei befindliche Quelle wird sonst pisia genannt. Bei den Nachgrabungen, welche zur Entdeckung geführt haben, hat man mehrere Frauenköpfe von gebrannter Erde, Vasen, Bronzen, Scarabäen, citerner Kronen, Brustbilder von Vasen, Elfenbein und Blei, Ringe, ein bronzenes Rad, zerbrochene Pfeile u. s. f. gefunden. Der Doktor Roe, Esq., englischer Wundarzt zu Corfu, hat eine Beschreibung dieses Tempels, in einem an Sir Mac Gregor gerichteten Schreiben, herausgegeben.

Obgleich unglücklicherweise alle geschriebene Bücher des alten Etruriens verloren gegangen sind, so bleiben uns doch noch Denkmäler genug, um uns mehrere genügende Einzelnheiten über seine Größe und die Kenntnisse seiner Bewohner in den Wissenschaften, der Literatur und Kunst zu geben. Man darf, ohne Widerspruch, der großen etruskischen aus 45 Versen bestehenden Inschrift, den ersten Rang zugestehen. Etrurien und Umbrien hatte, mit Ausnahme der berühmten eugubinischen Tafeln, noch kein Denkmal zur Paleographie des alten Etruriens geliefert. Die Vermuthungen über dies bisher unbekannt und berühmte Stück werden so bald als möglich bekannt gemacht werden.

Anekdoten.

Fayler gehörte mit Dumouriez zu dem Ausschuß einer geheimen Polizei, die Ludwig XV, König von Frankreich, unter die Oberaufsicht des Herzogs von Beegile gestellt hatte, und die ihre Agenten in allen Hauptstädten Europa's hatte, mit denen sie einen beständigen Briefwechsel unterhielt. Einer seiner vertrautesten Freunde war Sainte-Foix, mit dem er im Geist und Karakter viel Uebereinstimmendes hatte, das heißt,

Digitized by Google

Xavier war so zanksüchtig als dieser, und wußte viel Originalität und Feinheit in seine Perssiflagen zu legen. Die Gesellschafte in Frankreich bot zu jener Zeit einen ganz sonderbaren Anblick dar. Man bemerkte überall eine Art von Empfindlichkeit und Reizbarkeit, die dem Beobachter einen nahen Umsturz und heftige innere Streitigkeiten vorbeverkündeten. Die Lust zu kritisiren wurde so weit getrieben, daß sie nicht allein die öffentlichen Angelegenheiten angriff, sondern auch jeden Privat gegenstand, und eben dadurch ein offener Kampf von Individuum zu Individuum wurde. Ein Jeder betrittelte seinen Nachbar und wollte ihn zwingen, sich anders zu betragen. Daraus entstanden Prozesse und Zweikämpfe, und man war so weit gekommen, daß man sich beleidigt glaubte, wenn man von Jemandem zwei Sekunden lang betrachtet wurde. Es ver ging nicht ein Tag im Theater des Palais-Royal, ohne daß man sich zankte und schlug. Xavier befand sich auch einst daselbst, und bemerkte, daß ihn einer seiner Nachbarn mit vielem Interesse betrachtete. „Könnte ich wissen," sagte er zu diesem, „warum Sie mir eine so große Aufmerksamkeit schenken?" — Der Andere, der ein etwas platter Spaßvogel war, antwortete darauf: „Ei, wirder beklagen Sie sich? Hat doch ein jeder Hund das Recht, einen Bischof anzuschauen." — „Aber wer hat Ihnen gesagt, daß ich ein Bischof sei?" entgegnete Xavier auf der Stelle.

Ein Kapuziner predigte eines Tages über die Wohlthaten der göttlichen Vorsehung. — „Lasset uns ihr danken, meine Brüder!" rief er aus, „denn sie dringt unsere Felder mit Regen und Thau und Sonnenschein, sie hat die Thäler gesenket und die Berge aufgeführt und die großen Ströme an unsern Städten und Dörfern vorübergeleitet."

Theater.

— Das große kaiserliche Theater zu St. Petersburg befindet sich auf einem großen Platze, fast der Kaserne des Marcolon und dem Kanal von S. Mikkani gegenüber. An den vier Ecken des Gebäudes befindet sich ein eisserne Pavillon, von Säulen von demselben Metall unterstützt, und mit Granit gepflastert. In denselben werden im Winter große Feuer gemacht, um die Bedienten zu erwärmen. Eiserne Jalousien schützen gegen den Wind. Vor Erbauung dieser Pavillons kamen viele Bediente in der großen Kälte um. Der Eingang des Theaters wird von sehr schönen dorischen Säulen unterstützt. Der Saal gehört nicht zu den größern, denn er kann kaum 1200 Personen in sich einnehmen. Seine Gestalt ist oval, er ist sehr reich, aber ein wenig schwerfällig ausgeschmückt. Der erste Logenrang ist etwas hervorspringend und im Hintergrunde mit vergoldeten Pfeilern unterstützt. Darüber erheben sich drei andere Stockwerke von Logen, von korinthischen Säulen getragen. Die kaiserliche Loge befindet sich in der Mitte des ersten Ranges. Sie ist ein wenig vordringend, klein und sehr einfach verziert. Das Parterre hat acht Reihen Bänke und Rückenlehnen. Jeder Platz ist durch eine besondere Nummer bezeichnet und wird „Stuhl" genannt. Die größte Ordnung herrscht im Innern und Aeußern, obgleich der Zudrang manchmal sehr groß ist. Man kann leicht in der Mitte der Vorstellung ohne alle Schwierigkeit seinen Platz erreichen. An jedem Pfeiler befindet sich ein großer Armleuchter, der nur angezündet wird, wenn die kaiserliche Familie dem Schauspiel beiwohne. Bei dieser Gelegenheit wird der Saal noch durch einen prachtvollen Kron leuchter erhellt; der gewöhnliche verschreckt die Dunkelheit nicht ganz, weshalb die Frauen auch nur im Negligé erscheinen. Der Saal hat mehrere Ausgänge und ist mit Wasserbehältern und Feuerlöschgeräthen versehen. Er wird im Winter durch mehrere Oefen und unterirdische Röhren erwärmt. Die Polizei wacht auf die größte Ordnung, weshalb es auch fast keine Diebe, und äußerst selten einen unangenehmen Vorfall gibt.

— Ueber die Clavardesche Schauspielergesellschaft, welche gewöhnlich ihr Wintervaudeier zu Genf aufschlägt, läßt sich diesmal leider nicht viel sagen. Der Direktor hat die weise und schwache Kunst eben nicht studiert, mithin grenzen die Vorstellungen seiner Truppe nicht an Herrlich. Von den Individuen, welche in den vorigen Wintern sich auszeichneten, wir i. B. Frau Rousseau, durch ihre reine melodische Stimme, Damas, durch seine Gamboden und Possen, Dôme, durch sein schönes Organ, Juliette, durch ihr belebtes Spiel, Mariette, durch ihre Naivetät, und Fanny, durch ihre kleine Figürlichkeit, ist nicht eins wieder zurückgekehrt. Der einzige Komödiant, der jetzt noch diesen Namen unter Clavarde's Theaterzepter verdient, ist ein gewisser Charles Mangin, dem es an Talent nicht fehlt.

— Man hat letzthin auf dem Haymarket-Theater zu London ein Trauerspiel, der „Tod Itzubides", gegeben, welches nicht den geringsten Beifall gehabt hat.

— In den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, siebenter Band, befinden sich die merkwürdigen Resultate mehrjähriger Beobachtungen und Berechnungen über die Länge, Breite und Meerhöhe verschiedener Orte des Königreichs. Wir theilen, über den letzten Punkt, nur einige jener Resultate mit: Prag, am Observatorium 91½ Klafter über der Moldau; 94½ Wienerklafter, Horitz, 150⅓; Königinaratz, 119⅓; Rotenhaus, 201; Kommotau, 166⅓; die Kupferkapelle, 464½; der Meerhügel, 459½.

— In fünfundzwanzig Jahren hat sich der Ertrag des englischen Handels (Ein- und Ausfuhr zusammengenommen) auf die Summe von 3,963,434,079 Pfund Sterling belaufen. Die wichtigste Ausfuhr war, während dieser ganzen Zeit, nach Holland und Flandern. Sie beträgt 297,209,685 Pf. Sterl., während die nach Frankreich nur auf 51,267,705 Pf. St. angeschlagen wird. Von 1816 bis 1822 betrug die Ausfuhr nach Deutschland (Preußen mit inbegriffen) jährlich, ein Jahr ins andere gerechnet, 5,772,871 Pf. St., dahingegen die Totalsumme der Ausfuhr nach Frankreich sich nur auf 1,314,079 Pf. Sterl. belauft.

— Das Haus, welches Napoleon auf der Insel St. Helena bewohnte, ist, den neuesten Nachrichten zufolge, in eine Scheune verwandelt worden, und leeres Stroh wird jetzt auf derselben Stelle gedroschen, wo er seine große Seele ausgehaucht hat.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Literarische Beilage zu No. 3

der

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Holländische und niederländische Zeitschriften.

Unser Bestreben geht dahin, unsere Leser nach und nach von dem Zustande der Wissenschaften und der Literatur auf der zivilisirten Erde zu unterhalten. Wir glauben diesen Zweck am besten zu erreichen, wenn wir ihnen eine allgemeine und gedrängte Uebersicht der Zeitschriften in den verschiedenen Ländern mittheilen. Sie werden sodann selbst beurtheilen können, auf welcher Stufe der Ausbildung die betreffenden Nationen stehen. Holland und die Niederlande bieten uns den heutigen Stoff dar. Die Zeitschriften dieser Länder sind: 1. Vaterlandsche Letteroefeningen (vaterländische literarische Versuche), bei Leemann Van der Kroe und Dntema. Dieses Werk, von dem monatlich ein Heft von wenigstens 100 Seiten in 8 erscheint, ist eine der besten Zeitschriften für die National-Literatur. Die Kritik ist gesund, gedrängt und unparteiisch. 2. Magazin voor Wetenschappen, Kunsten en Letteren (Magazin für Wissenschaft, Kunst und Literatur), von van Kampen, zu Amsterdam bei Meyer Warnars. Ein vortreffliches Werk. Es wurde 1785 begonnen und bis 1812 fortgesetzt, wo es die Zeitumstände unterbrachen. Es behandelte vorzüglich bürgerliche und politische Geschichte, Natur- und schöne Wissenschaften u. s. w. Die aufgeklärtesten Köpfe des Landes machten sich eine Ehre daraus, Mitarbeiter desselben zu sein. Seit 1822 hat van Kampen, mit dem Eifer, den man von ihm zu erwarten berechtigt war, es wieder neu aufgenommen. Es erscheint alle drei oder vier Monate ein Heft von 150 Seiten in 8. davon. — 3. Algemeen letterlievend Maandschrift (allgemeine literarische Monatsschrift), bei Brouwer zu Amsterdam. Diese Schrift zeigt alle Werke an, welche in den Niederlanden erscheinen, enthält ausserdem noch mancherlei Aufsätze über literarische Gegenstände, und ist, ungeachtet seiner Oberflächlichkeit, dennoch immer beachtungswerth. — 4. Tydschrift voor binnen en buitenlandsche Letterkunde (Zeitschrift für in- und ausländische Literatur), bei Abdinck und Arens zu Amsterdam. Hat mit dem Oktober 1823 begonnen und enthält vorzüglich Aufsätze über Literatur im Allgemeinen. Es erscheint monatlich davon ein Heft von 5 oder 6 Druckbogen in 8. Die Herausgabe ist wohl verstanden und die Beurtheilungen der fremden Werke sowohl, als der einheimischen, sind gründlich und mit Unparteilichkeit geschrieben. Man liefet dies Blatt mit vielem Vergnügen, weil es eben so abwechselnd als unterrichtend ist, zwei Eigenschaften, die seinen Erfolg begründet haben. — 5. Gezondheidsblad (Gesundheitsblatt), bei van Es zu Amsterdam. Enthält manchmal recht interessante Aufsätze über die Erhaltung der Gesundheit und die Kunst, die verlorne wieder herzustellen. — 6. Geneeskundige Mengelingen, uitgegeven van wegen het genootschap ter bevordering der geneeskunst (medizinische Blätter von der Gesellschaft zur Beförderung der Arzneiwissenschaft, herausgegeben), bei van Es zu Amsterdam. Mehrere wichtige Bemerkungen im Fache der Arzneiwissenschaft, vorzüglich aber der praktischen, zeichnen dies Werk aus, welches gewöhnlich alle drei Monate in einem Heft von fünf oder sechs Druckbogen in 8. erscheint. — 7. Hippocrates Magazin (Hippokratisches Magazin), bei Hendriksen zu Rotterdam, herausgegeben von Sander und Wachter, M. D. Die beiden Herausgeber sind eben so gelehrte, als in der praktischen Heilkunde bewanderte Männer. Die meisten Aerzte legen ihre Beobachtungen in diesem Werke nieder, von dem jährlich drei oder vier Hefte von sechs oder sieben Druckbogen in 8. erscheinen. — 8. Roomsch-katholyke Bibliotheek voor het koningrijk der Nederlanden (römisch-katholische Bibliothek des Königreichs der Niederlande), bei den Gebrüdern Langenhuysen zu Herzogenbusch. Von diesem Werke erscheint alle zwei Monate ein Band von sechs oder sieben Druckbogen in 8., der zuweilen Aufsätze über Kirchengeschichte oder über Predigten enthält. Sein Zweck ist, die katholische Religion beliebt zu machen, und sie immer mehr zu verbreiten, hingegen vor gefährlichen oder antireligiosen Büchern zu warnen. Der Eifer in Beförderung jeder guten Sache ist lobenswerth, der Fanatismus verdammt sich von selbst. Die christliche Toleranz muß nicht in Parteiwuth ausarten, wenn man mit Vernunft schreiben will. Dies ist Alles, was wir über dieses Werk zu äussern, uns berufen fühlen. — 9. Annales littéraires des Pays-Bas (literarische Annalen der Niederlande), bei Weissenbruch zu Brüssel. Diese Zeitschrift ist vorzüglich der Literatur, den Künsten, dem Handel und der Industrie gewidmet. Der beliebte Schriftsteller Ricord ist der Herausgeber derselben. Man findet darin neben dem Nützlichen das Unterhaltende. Die Kritik dramatischer Werke ist ganz besonders interessant. — 10. Annales belgiques (belgische Jahrbücher), bei Houdin zu Gent. — 11. Messager des sciences et des arts (Bote der Künste und Wissenschaften), bei Goesin-Verhage zu Gent. — 12. Recensent (der Rezen-

Digitized by Google

sent), bei Van der Hey und Sohn zu Amsterdam. — 13. Algemeene Konst en Letterbode (der allgemeine Kunst- und Literatur-Bote), bei Wittwe Loosjes zu Harlem. — 14. Journal d'agriculture d'économie rurale et des manufactures (Zeitschrift für Ackerbau, Landwirthschaft und Manufakturen), bei Poublon zu Brüssel. — 15. Luxemburger Wochenblatt, bei Lamort zu Luxemburg. — 16. Maandblockje der stad Middelburg (Middelburger Monatsschrift), bei Jongkindt zu Middelburg. — 17. Scaramouche en zyne Vrinden (Scaramouche und seine Freunde), bei Wynhoven-Hendrikſen zu Rotterdam. Manchmal recht witzige Einfälle und Anekdoten enthaltend. — 18. Euphonia, bei Zimmermann zu Utrecht Erscheint monatlich einmal in fünf oder sechs Druckbogen in 8. und ist durch kleine Erzählungen, Anekdoten und Dichtungen oft nicht uninteressant. — 19. De Buitenmann (der Landmann), bei Allart zu Haag, von Serrurier herausgegeben, enthält mancherlei wichtige Aufsätze über Landwirthschaft. — 20. De Start (der Stern), wird auf Veranlassung der Wohlthätigkeitsgesellschaft in den nördlichen Provinzen des Königreichs herausgegeben bei Van der Hey zu Amsterdam. Monatlich erscheint davon ein Heft von fünf Druckbogen in 8. — 21. Le Philanthrope (der Menschenfreund), wird durch den Ausschuß der Wohlthätigkeitsgesellschaft in den südlichen Provinzen, bei Weissenbruch zu Brüssel herausgegeben. — 22. La Sentinelle (die Schildwacht), von Froment zu Brüssel herausgegeben, erscheint monatlich einmal, und zeichnet sich eben sowohl durch den guten Geschmack in Auswahl der Gegenstände, als durch reine Wahrheitsliebe und lustige, aber Niemand verwundende Einfalle aus.

Italienische Literatur.

Le crisi del matrimonio. — Die Krisen der Ehe. Komödie in Versen, von Luigi Pellico. Mit einer Abhandlung über die Nothwendigkeit des Versmaßes in der italienischen Komödie. Turin, 1824. Aus der königlichen Buchdruckerei.

Die Fabel dieses Lustspiels ist nicht ohne Interesse. Ein Mann, der vor der Hochzeit von den süßen Eigenschaften seiner Frau bezaubert war, geht nun plötzlich vom Enthusiasmus zur Gleichgültigkeit und selbst zum Ueberdruß über. Es gelingt seiner Frau, ihn durch die Eifersucht und die Eitelkeit wieder zu sich zurückzuführen, obgleich sie selbst gesteht, daß dieses Mittel eben so gefährlich als verführerisch sei. Der Verfasser hat alle mögliche Sorgfalt auf die Versifikation und den Styl seines Werks verwendet. Man hat oft genug über die Wahl des Versmaßes oder der Prosa, in Anwendung auf das Lustspiel, sich gestritten. Die ersten Versuche von Bibbiena, von Machiavell und von Ariosto, scheinen die Frage zu Gunsten der Prosa entschieden zu haben. Der Verfasser des gegenwärtigen Lustspiels ladet indeß das Publikum nochmals vor das Tribunal des Geschmacks und der Vernunft. Er stützt sich auf Theorie und Praktik, und bemüht sich, den Nutzen zu beweisen, den die Komödie aus dem Gebrauche des Rhythmus ziehen kann, den er auf seinen Gegenstand anwendbar gemacht hat. Er nähert sich durch seinen Versbau dem Ziele selbst, welches er sich vorgesteckt hat, und es scheint uns selbst, als habe er die Versuche des Marquis Maffei bei weitem übertroffen. Immer wird dieser neue Versuch Veranlassung zu mannigfachen Beurtheilungen und Federkämpfen geben; vielleicht kann er selbst eine neue Epoche in der italienischen Dichtkunst beginnen.

Englische Literatur.

Imaginary conversations of literary men and statesmen. — Eingebildete Unterhaltungen zwischen Schriftstellern und Staatsmännern. Von Walter Savage Landor. London, 1824. Bei Taylor und Hessey. Zwei Bände in 8. von 750 S.

Viel Verstand, viel Witz in diesen Unterhaltungen. Aber in dem Bestreben einer unbeschränkten Originalität hat der Verfasser die Grenzen der Vernunft überschritten, und ist in Faseleien verfallen. Jede Seite ist von seinen Sophismen überdeckt; denn um sich einen gewissen Ruf zu verschaffen, hat es unserm Autor geschienen, daß er von keines Menschen Meinung sein müsse. Ihm ist es genügend, daß ein Grundsatz, oder irgend eine Sache als allgemein gut, allgemein wahr anerkannt sei, um sie aus allen seinen Kräften zu bekämpfen. Nach ihm ist Nero der menschenfreundlichste, der sanftmüthigste und der populärste aller Fürsten gewesen, und er gibt das nicht etwa als eine Voraussetzung, sondern als eine bestimmte und unzubestreitende Thatsache. Er versichert: daß die Einäscherungen von Rom und London die Maasregeln einer weisen Politik waren, um diese Städte von den ansteckenden Krankheiten zu reinigen und die engen Straßen durch breitere zu ersetzen, in denen der Luftzug einen größern Spielraum haben könne. — Boileau hatte nicht ein Fünkchen Witz, Vernunft und Geschmack. Pitt war ein armseliger Mensch, der kaum über seine Nase hinaus sah, und Fox war ein elender Marktschreier, der das Volk mit seinen Pillen vergiftete. Um den Stempel auf alle diese Ungereimtheiten zu drücken, sagt er sehr bescheiden, indem er von irgend einer „Geschichte" spricht, die seiner Feder entfließen soll: „daß die Nachwelt sie nicht mit denen der Core und Fox des Jahrhunderts verwechseln wird." Er hat einen eben so großen Haß auf die Britten, als auf die Franzosen und alle andere civilisirte Nationen geworfen; die Türken und Irokesen sind seine Lieblingsvölker. Mit einem Worte,

Digitized by Google

dieses Werk ist ein Gemisch von Anmaßlichkeit und Wahnsinn, der glücklicherweise nur lächerlich ist. Da der Verfasser kein anderes Tribunal als das seinige anerkennt, so hat er sich auch eine ganz besondere Rechtschreibung geschaffen, die manchmal unverständlich genug ist, beinahe wie jene bekannte „Messiade Klopstocks," die, in der neuen Worteinrichtung, kein Mensch verstand. Seine sechshundertdreißig Dialogen dehnen sich aber mancherlei interessante Gegenstände aus. Einer der spaßhaftesten ist der Elisabeths mit Burleigh, über die Leidenschaft, welche die Königin dem Poeten Spenser einflößen wollte. Der pathetischste und merkwürdigste ist der Roger Aschams mit der Lady Johanna Gray, und der Heinrich VIII mit Anna von Boulcyn. Einige andere zwischen Kleber und seinen Offizieren, zwischen Bonaparte und dem Präsidenten des Senats, sind nicht nur äusserst fade, sondern verletzen auch das sittliche Gefühl. Uebrigens ist der Styl der verschiedenen Epochen ziemlich gut und ohne Ziererei nachgeahmt worden, und der Karakter der in Szene gestellten Personen ist oft treffend genug.

The periodical Press of Great-Britain and Ireland. — Die periodische Presse von Großbritannien und Irland, oder Examen der öffentlichen Zeitschriften. London 1824. Bei Hurst und Komp. Ein Band in 12. von 219 Seiten.

Es würde schwer halten, einen für England passendern und populairern Gegenstand zur Bearbeitung sich zu erwählen, als den, welchen der obige Titel ankündigt. Jedermann, dort zu Lande, liest, und die politischen sowohl, als die rein literarischen Zeitschriften, gehören zur Lieblingslektüre. Die Untersuchung ihres Einflusses und der Leitung, welche sie den Ideen geben, müßte eben so interessant, als belehrend sein; aber leider ist dies nicht der Zweck, den der Verfasser des vorliegenden Werkes zu erreichen sich bestrebt. Er hat die Sache nicht unter ihrem an neuen Bemerkungen fruchtbaren Gesichtspunkte aufgefaßt. Nach ihm ist die Presse „ein mächtiger Hebel der Revolutionen", da man im Gegentheil glauben sollte, da sie dieselben vermeiden hilft. Diese letzte Behauptung läßt sich auf eine sehr einfache Art erklären. Die Buchdruckerei ist ein Tribunal, welches aller Welt offen steht, und wo ein Jeder, ohne Unterschied, sich vertheidigen kann. Ist man in seinen Rechten, als Bürger und Mensch, gefährdet worden, so kann man das Publikum zum Richter erwählen. Es ist wahr, die Presse dient auch dem Ehrgeize, dem Neide, dem Fanatismus, der Dummheit und dem Betruge; aber die Vernunft und die Wahrheit machen bald diesen Auswürfen des Verstandes ein Ende, sobald sie nämlich ihre Stimme erheben können, und die Gesetze des Zwangs, der Furcht und der Finsterniß sie nicht beschränken.

Beseitigen wir indessen diese allgemeinen Betrachtungen, und entlehnen wir dem Werke selbst die Geschichte der periodischen Buchdruckerei Großbrittanniens. Die erste Zeitung, welche in England erschien, war betitelt: „The public Intelligencer (der öffentliche Unterrichter)." Sie bestand nur aus einem Blatte, das zum ersten Male von Sir Roger l'Estange, am 31 August 1661, herausgegeben wurde. Aber lange vorher waren schon ähnliche Bekanntmachungen erschienen, welche, unter andern Gestalten, denselben Zweck erreichten. Während der Regierung Elisabeths kam, im Jahre 1588, „The English Mercurie (der englische Merkur)" als eine einfache Flugschrift heraus, wovon sich die erste Nummer noch jetzt auf dem brittischen Museum befindet. Diese kleinen Schriften vermehrten sich, von da an, immer mehr, und sie waren kurz vor Elisabeths Tode schon sehr im Gange. Unter Jakob I. wurden sie seltener, und erschienen erst während des dreißigjährigen Krieges. Von denselben findet man im Jahre 1622 „die wöchentlichen Neuigkeiten (the News of the present Week)" von Nathaniel Butler; im Jahre 1626 den „Mercurius Brittannicus"; im Jahre 1630 den „deutschen Neuigkeitsanzeiger", und im Jahre 1631 den „schwedischen Anzeiger", der von dem gelehrten William Watts, vom Caius-Kollegium, herausgegeben wurde. Alle diese Zeitschriften waren ausschließlich bestimmt, die Neugier und Theilnahme zu befriedigen, welche das Schicksal des heldenmüthigen Gustav Adolph erregte. Die englische Rebellion im Jahr 1641 gab zur Erscheinung einer Menge von Schriften Veranlassung, die, während dem ganzen, langen Parlamente, nur mit Aufforderung an das Volk angefüllt waren, in denen sich der ganze Fanatismus der Gewalt und Heuchelei der Zeit zeigte. Man suchte darin vorzüglich die Maasregeln der gesetzgebenden Macht gegen das Volk und die Armee zu rechtfertigen. Mehrere dieser Flugschriften waren betitelt: „tägliche Verhandlungen des Parlements." Sie wurden alle durch den „öffentlichen Anzeiger" im Jahr 1661 ersetzt. Die Zeitung von London wurde im Jahr 1665 gegründet, und zuerst zu Oxford herausgegeben. Der „Orange Intelligencer" folgte derselben nach der Revolution im Jahr 1688. Im nächsten Jahre zählte man bereits acht Wochenblätter zu London, von denen jedoch die obengenannte Zeitung allein täglich erschien. Unter der Königin Anna, im Jahr 1709, hatte sich ihre Zahl verdoppelt, obgleich nur eins davon, „The London Courant", täglich heraus kam. Unter Georg I gab es drei Tages-, sechs Wochenblätter und zehn, die wöchentlich dreimal erschienen. Unter Georgs II Regierung belief sich die Exemplarmenge der Zeitungen in ganz England im

Digitized by Google

Jahr 1753 auf 7,411,757 und i. J. 1760 auf 9,461,790. — Wir beschliessen die Auszüge aus dem vorliegenden Werke mit der Bemerkung: daß es mehr Thatsachen als Ideen enthält, und daß man es mit vielem Nutzen würde gebrauchen können, wenn man ein Buch schreiben wollte, wie wir es weiter oben näher angedeutet haben.

Dänische Literatur.

Om den indbyrdes Undervisnings Fremgangi Danemark. — Erster offizieller Bericht über die Fortschritte des gegenseitigen Unterrichts in Dänemark. Von M. J. von Abrahamson. Kopenhagen.

Der Verfasser läßt der Weisheit der Regierung, bei den Maasregeln zur Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in Dänemark, die größte Gerechtigkeit widerfahren. Man weiß jedoch, daß er in diesem Königreich bis jetzt nicht allgemein verbreitet, sondern nur geduldet wird. Herr Abrahamson war der erste Menschenfreund, der diese vortreffliche Methode in seinem Vaterlande eingeführt, und er hat durch seine eben so kluge als zweckmäßige Einrichtung viel dazu beigetragen, ihren glücklichen Fortgang zu sichern. Er erkennt mit Dank und Lob den thätigen Antheil, den der gelehrte Bischof von Münter, und der erfahrungsreiche Vorsteher Monster, an diesem Unternehmen genommen haben. Vielleicht dürfte man sich verwundern, neben jenen achtungswerthen Namen, den eines eben so würdigen als aufgeklärten Bürgers, G. Sucks, nicht zu lesen, der doch alle seine Kräfte zur Beförderung eines so ehrenvollen Vorhabens aufgeboten hat. — Man vernimmt aus diesem Bericht, daß bereits 244 Schulen des gegenseitigen Unterrichts in Dänemark existiren, und daß man die Hoffnung hat, diese Methode in Kurzem noch in 263 andern Schulen eingeführt zu sehen. Die jährlichen Ersparungen, welche man auf diese Weise gemacht hat, belaufen sich bis jetzt auf 10,000 Thaler Banko, oder ungefähr 45,700 französische Franken.

Anzeigen.

In der B. G. Hilscherschen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen von H. Clauren. 1819—1824. Erstes bis sechstes Bändchen.

Erster Band. Enthält: Erste und letzte Liebe. Die Prüfung. Die graue Stube. Das Kriegs- und peinliche Recht. Der Wehrmann. Der Wurstball. 20 Gr.

Zweiter Band. Der Leibmedicus. 20 Gr.

Dritter Band. Die Launen der Liebe. Die graue Stube. (Fortsetzung.) Der Wanderer im Sande. 20 Gr.

Vierter Band. Der holländische Jude. Belohnte Treue. Die Kirche zu St. Barbara. Der Seelenverkauf. 20 Gr.

Fünfter Band. Mitleid, Liebe, Hochmuth und Verzweiflung. Der Mehlsonntag. Die Einquartirung. Die Fliederlaube. Der junge Arzt. Die Pistolenlehre. 20 Gr.

Sechster Band. Nordische Liebe. Der Schein trügt. Die Reise in das Lager. 20 Gr.

Das ist einmal ein Buch für unsere lesefustige Welt von feiner Bildung, die den Verfasser längst lieb gewonnen hat, weil er das seltene Talent besitzt, des Lesers Theilnahme auf das lebhafteste rege zu machen, so, daß dieser bald laut auflachen muß, und bald wieder ein wahres Bedürfniß fühlt, sich recht herzlich ausweinen zu können.

Ankündigung.

Deutsche Bücherkunde, oder Handlexikon aller seit 1750—1823 in Deutschland erschienenen Bücher, mit Angabe des Formats, der Verleger und der Preise; herausgegeben von E. G. Kayser und mit einem Vorworte von F. A. Ebert, Bibliothekar in Wolfenbüttel.

2 Bände in gr. 8. jeder 600 bis 700 Seiten stark.

Pränumerations-Preis 5 Thlr. 12 Gr. auf Druckpapier, 6 Thlr. 16 Gr. auf gros Schreib-Velinpapier. Diese Pränumerationspreise werden aber nur bis zum Januar 1825 gemacht. Ohne den bestimmten Betrag kann sich auf keine Bestellung zum Pränumerationspreis Rücksicht nehmen, worauf unwiderruflich gehalten wird. Sobald diejenige Anzahl Exemplare, welche bestimmt ist, zu dem billigen Präu.-Preise von 5 Thlr 12 Gr. abgelassen zu werden, vollzählig ist, wird keine Vorausbezahlung mehr angenommen. Die spätern Preise sind 7 Thlr. 12 Gr. Druckpapier, 8 Thlr. 16 Gr. Schreib-Velin.

Ausführliche Ankündigung mit Probedruck ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Leipzig, im November 1824.

Johann Friedrich Gleditsch.

In allen Buchhandlungen ist zu finden:

L'ami des enfans et des adolescens, p. Berquin. Accomp. de l'explication des mots et phrases, en faveur de la jeunesse allemande. Par. Dr. J. H. Meynier. 2 Tomes. Nouvelle édition in 8. à St. Gall 1824. 2 fl.

Ein leichteres, zweckmäßigeres und angenehmeres Hilfsmittel zur mündlichen Erlernung der französischen Sprache für die deutsche Jugend, als dieser längst überall bekannte und beliebte Berquin'sche Kinderfreund, dürfte wohl, ohne andern Lehrbüchern nahe treten zu wollen, nicht vorhanden sein. Der Gebrauch und die Einführung desselben in vielen Schulen Deutschlands haben diese vierte Auflage nothwendig gemacht, und auch sie ist von dem sachverständigen Herrn Herausgeber, Verfasser mehrerer franz. Lehrbücher, aufs Neue revidirt, verbessert und mit erläuternden Noten vermehrt worden. Huber und Komp. in St. Gallen.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 4. Zweiter Jahrgang 1825. 26. Januar.

Fußreise des Kapitän Cochrane durch das europäische und asiatische Rußland.

Der Kapitän Cochrane ist einer jener ausserordentlichen Menschen, die, wie Tom Corvate, der Läufer zubenannt, mit einer unwiderstehlichen Wanderungslust begabt zu sein scheinen. Kaum zehn Jahr alt, trat er in den Seedienst, und gewöhnte sich also frühzeitig schon an ein abenteuerliches und thätiges Leben. Bis zum Range eines Schiffskapitäns emporgestiegen, fand er im Jahre 1820 seine Amtsverrichtungen mit seinen Neigungen nicht mehr übereinstimmend, weshalb er Urlaub nahm, und, wie im Spaß, Frankreich, Spanien und Portugal zu Fuß durchwanderte. Damit noch lange nicht befriedigt, bot er der Admiralität an, das Innere von Afrika, dieses Grab der europäischen Reisenden, zu besuchen. Sein Vorschlag wurde abgelehnt, und, wie um sich dafür zu rächen, bildete er sich den riesenhaftesten Vorsatz aus, der je in eines Menschen Gehirn erzeugt worden ist, den, das ganze russische Reich zu Fuß zu durchwandern, und zwar bis zur Behringsstraße, von dort nach Nordamerika hinüberzugehen, es in seiner größten Breite und in den am meisten zivilisirten Theilen bis zum atlantischen Ozean zu durchschneiden und von dort nach England, von wo er abgereiset war, wieder zurückzukehren; mit einem Worte, eine Reise um den Erdball zu Fuß zu machen. — Er hat diesen Entwurf jedoch nur theilweis in Ausführung bringen können; aber selbst der Theil, den er bereiset hat, übertrift bei weitem alle ähnliche Unternehmungen, welche man bisher gewagt hat, und es ist vorauszusehen, daß er so bald nicht einen Nachahmer oder Wetteiferer finden wird.

Von England zu Dieppe anglangt, setzte er seine Reise nach St. Petersburg in einem Zuge fort, wo er von der Regierung die zu seiner Reise nöthigen Papiere und Dokumente erhielt, so wie die Mittel, sich im Nothfalle Geld verschaffen zu können. Nachdem er alle erforderlichen Vorbereitungen getroffen hatte, machte er sich am 24. Mai 1820 auf den Weg. Schon am nächsten Morgen hatte er das Unglück, von Räubern angefallen, mißhandelt und rein ausgeplündert zu werden, wodurch ein jeder Andere, als er, entmuthigt und in seinem Vorhaben schwankend gemacht worden wäre. Nicht so der Kapitän Cochrane. Die Räuber hatten ihm ausser einem Leibrock und zwei flanellenen Nachtjacken noch seinen leeren Tornister gelassen. Er machte sich eine Art von schottischem Rock, hing sein Ränzel über die Schultern und kehrte mit bloßem Kopf und barfuß, singend und wohlgemuth, wieder dahin zurück, von woher er gekommen war, um sich andere Kleidung und andere Papiere zu verschaffen. Nach einiger Zeit passierte er durch zwei lange Reihen Soldaten, die unter der Oberaufsicht des Generals Woronzoff eine Landstraße erbauten. Er theilte dem General seine Abenteuer mit, und dieser bot ihm Nahrung und Kleider an. Er verweigerte die letztern und nahm die erstere an. Eben so wenig wollte ihm die Reise in der Kutsche des Generals

Digitized by Google

behagen, und er verließ ſie bald wieder, um ſeine Wanderung zu Fuß fortzuſetzen.

Bis nach Moskau bietet die Reiſe eben nichts beſonders Merkwürdiges dar; aber von dort nimmt Alles eine andere Geſtalt an. Zu Twer werden, ſtatt des Zollgeldes, drei große Feldſteine entrichtet, um das Staatspflaſter zu unterhalten. Dieſe Taxe iſt nicht ohne Nutzen in einem Lande, wo es ſo wenig Steine giebt. Der Diſtrikt von Wladimir iſt von den Raskolnicks oder Schismatikern (polniſchen Auswanderern) bewohnt, die ſich von der griechiſchen Kirche getrennt haben, und die, nach den Lehrſätzen ihrer Religion, allen Andern, die nicht ihres Glaubens ſind, Nahrung, Feuer, Waſſer und jeden Beiſtand, welcher Art er auch immerhin ſein könne, verſagen müſſen. Sie ſollen ſelbſt nicht den geringſten Umgang mit ihnen haben. Zu Nischney-Nowgorod ſchiffte ſich unſer Reiſender auf der Wolga auf einem Schiffe ein, das nach Kaſan beſtimmt war. Ueberall auf dieſem Strom bieten ſich prachtvolle Anſichten der Ufer dar. Dem ungeachtet würde der Kapitän Cochrane es vorgezogen haben, zu Lande zu reiſen, wenn er nicht mit ungefähr ſechszig Pfund Kupfermünze belaſtet geweſen wäre, um derentwillen er ſchon Gedrängniß nehmen mußte. Die Lebensmittel ſind in dieſem Theile des ruſſiſchen Reichs zu ſehr niedrigen Preiſen. Das Brod koſtet nur einen Halbpenny das Pfund, das Bier einen Halbpenny die Flaſche und die Milch einen Heller die Flaſche. Kaſan hat weiter nichts Merkwürdiges, als ſeine Kirche, die den Plan zu dem prachtvollen Tempel dargeboten, den man zu Petersburg erbauet hat, und deſſen Architektur nur den einzigen Vorwurf verdient, daß ſie mehr der eines Theaters, als eines Gotteshauſes gleicht. Das Land von Kaſan bis zum Ural iſt ſehr bevölkert; aber der Volksſtamm iſt durch den unmäßigen Gebrauch des Branntweins, der von den Gouverneurs ſelbſt verkauft wird und den größten Theil ihrer Einkünfte bildet, durchaus entartet.

Von Krasnounfinsk, bis wohin noch kein Engländer vorgedrungen war, wendete er ſich gegen den Ural und verſtieg ſich ſehr hoch in dieſem Gebirge, welches nirgends die geringſten Spuren der Kultur zeigt, und wo die Luft ſehr kalt iſt. In Kirgishantsky-Kreyoſt, der letzten europäiſchen Station, boten ihm die Kinder nach der Sitte des Landes gegen alle Fremden, wilde Erdbeeren und Milchrahm dar. Er verſetzte beides, mit dem einen Fuße in Europa und dem andern in Aſien und rings von hohen, mit Geſträuch bedeckten Gebirgen umgeben. Grobowskoy iſt die erſte aſiatiſche Poſtſtation. Dort beginnt der ſibiriſche Theil des Ural, der gegen Belimbajefsky-Zavo, oder die Eiſenſchmelze, ſich hinzieht, die ſich am Ufer der Tſchuiowa befindet und mehrere ſehr ſchöne Häuſer hat. Von da bis Ekatherinenburg, der erſten Grenzſtadt Sibiriens, befindet man ſich, auf eine Strecke von zwanzig engliſchen Meilen, in einer ununterbrochenen Tannen-Waldung, die zu den kaiſerlichen Fabriken gehört. Es iſt merkwürdig genug, daß die Bewohner des aſiatiſchen Theils des Ural im Allgemeinen viel zivilſirter, gaſtfreundſchaftlicher und beſſer gelleidet ſind, als die auf der europäiſchen Seite. Sie wollten auf keine Weiſe das Geld für die Nahrung des Reiſenden annehmen, und er betrat nie eine Hütte, ohne daß der Schtſchee (Kohlſuppe) mit Fleiſch, nebſt Milch und Brod, ſogleich auf dem Tiſche erſchien. Alles was ſeine Wirthe von Zeit zu Zeit annehmen wollten, war eine Pfeife Tabak und ein Glas Wodke (Whisky oder ſtarker Branntewein). Ein Umſtand, nach dem man ſchlieſſen kann, in wie hohem Grade man in Rußland und Sibirien die Gaſtfreundſchaft ausübt, iſt, daß unſer Reiſende auf dem ganzen Wege von Moskau bis Irkutſchk, oder auf eine Strecke von nicht weniger als ſechstauſend engliſchen Meilen, nicht mehr als eine Guinee ausgegeben hat.

Ekatherinenburg, der Schlüſſel Sibiriens, iſt eine ſchöne, von Katherina II. gegründete Stadt. Sie liegt nahe an der Quelle des Iſet, und hat eine Bevölkerung von wenigſtens 15,000 Seelen. Es befindet ſich daſelbſt eine kaiſerliche Fabrike zur Poliruug der Vaſen, Urnen und anderer ähnlichen Gegenſtände, ſo wie eine bedeutende Mineralien- und Edelſteinſammlung. Die Stadt hat auch ein Münzhaus, in welchem jährlich für drei Millionen Kopeken (Kupfermünze) geſchlagen werden. Die Minen, aus denen man das Metall bezieht, ſind drethundert engliſche Meilen von der Stadt entfernt. In der Nähe derſelben ſteht man mehrere große Eiſen- und Kupferſchmelzen. Zu Berezofsky, zwölf Meilen von da, werden die Goldminen bearbeitet, obgleich ſie nur von ſehr geringem Ertrage ſind. Die Päſſe der fremden Reiſenden werden zu Ekatherinenburg aufs ſtrengſte unterſucht. Von hier begab ſich der Kapitän Cochrane nach Tobolsk und von dort nach Omsk. Unterwegs wurden ihm alle ſeine Papiere geſtohlen, unter denen ſich auch ſein Paß befand, den er jedoch in letzterer Stadt wieder erhielt.

Sibirien iſt für die Botanik und die Mineralogie ein ſehr reiches Land, in allem Uebrigen aber ſehr wenig intereſſant, und kann eigentlich nur eine große Wüſte genannt werden. Die Bevölkerung iſt ſo ſehr zerſtreut und ſo gering, daß man oft fünf- bis ſechs-

Digitized by Google

hundert engliſche Meilen zurücklegen kann, ohne die Spur eines Menſchen oder der Kultur zu erblicken. Ungeachtet alle dem iſt die Lankaſterſche Erziehungsmethode dort allgemein verbreitet. Die Stadt und Feſtung Omsk liegt an dem Zuſammenfluſſe des Irtiſch und Om. Am Ufer des letztern befand ſich einer der feſteſten Waffenplätze der Tartaren, welcher lange Zeit den Angriffen des großen Permack widerſtand. Die Ruſſen haben daſelbſt eine 4000 Mann ſtarke Garniſon, nebſt 40 Stück leichten Geſchützes. Die Einwohnerzahl der Stadt wird auf 7500 berechnet. Das Erdreich ringsum iſt fruchtbar, obgleich nur ſehr wenig bebaut. Oeſtlich befindet ſich das Land Kirgis, das durchaus keine Spur weder von Kultur noch von Menſchenwohnungen zeigt, und ſüdlich iſt das Land der Kalmucken. Die Stadt treibt mit dieſen wilden Horden einen ſehr beträchtlichen Tauſchhandel mit Vieh, Tabak und Branntewein. Zu Payanayarsk ſah der Reiſende die erſten Melonen in Rußland. Dieſe Frucht macht nebſt den Gurken und dem Brod, die vorzügliche Nahrung der Bewohner des Landes aus. Die Melonen ſind auſſerordentlich groß, und koſten doch nur eine Kopeke das Stück, dergeſtalt, daß man für einen Penny zehn Stück bekommt. Die Gurken ſind gleichfalls ſehr ſchön, und man hat hundert für einen Penny. Das Schwarzbrod koſtet fünf Pence der Pud (40 Pfund).

Von Omsk bis nach Ubinsk, einer kleinen übel gebauten Stadt, die nur eine Tagereiſe davon entfernt iſt, überſchreitet man eine hohe Ebene, mit welcher die Gebirgskette beginnt, welche Rußland von China trennt. Zwei Tage nachher kam der Kapitän Cochrane zu Buckthарma, einer elenden Feſtung, an, die am rechten Ufer des Irtiſch, in einer der romantiſchſten Gegenden der Erde, erbaut iſt. Ihr Geſichtskreis wird in der Ferne durch einen Kranz nackter Berge begrenzt, die von den impoſanteſten Formen und ſo von einander abgeſondert ſind, als hätte ſie die Hand der Menſchen auf einem durchaus ebenen Boden erbauet, ſo daß man ſie an ihrem Fuße bequem umkreiſen kann. Aber an dieſen ſteilen Abhängen befindet ſich kein Geſträuch; ſie ſind, ſo wie das ganze Thal ringsum, nur mit Gras bedeckt, worüber ſich die ſteilabgeriſſenen Felſen erheben. Die erſte chineſiſche Niederlaſſung iſt nur achtzig engliſche Meilen von Buckthарma entfernt. Man könnte einen beträchtlichen Handel zwiſchen dieſen beiden Punkten eröffnen. Dadurch würde man, im Intereſſe beider Mächte, die Koſten des Landtransports von dreitauſend Meilen erſparen, weil die Waaren von Buckthарma bis nach St. Petersburg zu Waſſer transportirt werden könnten. *) Aber die Chineſen, in Folge der hartnäckigen Anhänglichkeit an die Gebräuche ihrer Vorfahren, und vielleicht auch eben nicht beſonders einer zu großen Näherung mit Rußland geneigt, haben bisher jede Uebereinkunft in dieſer Hinſicht vermeidet, und der Handel wird deshalb immer noch auf dem Umwege über Kiachta und Tobolsk betrieben. Die chineſiſche Regierung hat ſelbſt ihre äuſſerſten Poſten zurückgezogen, um jede Berührung mit den Ruſſen zu vermeiden.

(Der Beſchluß folgt.)

Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert.

III.

Der Advokatenſtand iſt zu Neapel die einzige Profeſſion, in welcher ein Mann von Talent eine gewiſſe Erhebung erwarten kann. Es iſt möglich, auf dieſem Wege ſelbſt zu den ausgezeichnetſten Stellen zu gelangen. Die Advokaten haben in gewiſſer Hinſicht den beſten Theil des Eigenthums im ganzen Königreiche in ihren Händen, denn es giebt vielleicht nicht einen einzigen Eigenthümer, der nicht zwei oder drei Streitſachen an den Gerichtshöfen ſchwebend hat. Das iſt eine der größten Plagen des Landes; denn ein Prozeß iſt hier die nothwendige Folge des Beſitzthums. Einige der vorzüglichſten Familien haben Prozeſſe, die ſeit länger als hundert Jahren ununterbrochen fortgeführt werden, und für die ſie jährlich eine beſtimmte Summe von ihrem Einkommen ausſetzen. Indeß bleiben die Streitſachen immer auf demſelben Punkte, und die Koſten verſchlingen endlich das Kapital.

Die Predigten, welche man am Sonntage zu Neapel hört, geben im Allgemeinen keinen hohen Begriff von den Rednertalenten der Geiſtlichkeit. Sie beſtehen gewöhnlich aus unzuſammenhängenden und kläglichen Erklärungen der Myſterien unſerer Religion. Ich hörte eines Tages in der Kirche von lo Spirito-Santo einen Prediger, der, um der Verſammlung einen Begriff von der göttlichen Dreieinigkeit zu geben, ſie mit der heidniſchen Dreieinigkeit Jupiters, Neptuns und Plutos in der alten Mythologie verglich. Wollen ſie einen moraliſchen Gegenſtand behandeln, ſo verfallen ſie in ungeſittete und pöbelhafte Vergleichungen. Einer dieſer Demoſthene redete über die verderblichen Folgen der Liebe, vor einer ſehr großen

*) Um das in Ausführung zu bringen, müßte die Waigatz-Meerenge ſchiffbar ſeyn.

Digitized by Google

Hörerſchaar, die meiſtentheils aus Frauenzimmern beſtand. Er malte ihnen mit lebendigen Farben die Entſtehung und die Fortſchritte dieſer Leidenſchaft, die Macht der ſehnſüchtigen, ſchmachtenden, begehrenden, wollüſtigen Blicke, die Beredſamkeit der Liebesbriefe und die Wonnen der Stelldichein, aus. Ein Fremder, und ſelbſt ein Italiener aus einer andern Gegend dieſes Landes, iſt über das Unpaſſende und Anſtößige in dieſen Reden höchſt erſtaunt, aber zu Neapel fällt das Niemand auf. Ich habe ſelbſt von dortigen Geiſtlichen vernommen, daß dies die einzige Art ſei, ihre Predigten dem Volke angenehm zu machen. Die Miſſionaires, die in allen Straßen, auf einer Brücke oder auf einem Stuhle ſtehend, predigen, richten ſich vorzüglich an die Lazzaroni und bedienen ſich deshalb der allergemeinſten und allerverworfenſten Ausdrücke und Redensarten, die man ſich nur immer denken kann. Oft habe ich dieſe elenden Zuhörer am Ende der Predigt auf die Knie niederſtürzen, ſich die Bruſt zerſchlagen und Thränen der bitterſten Reue vergieſſen ſehen. Manchmal begleitet ſelbſt eine große Menge davon den Prieſter in ſeine Wohnung, um dort zu beichten, die geſtohlenen Sachen wieder zu erſtatten, ihren Feinden zu vergeben und das von ihnen Brücke angerichtete Unheil, ſo viel es in ihren Kräften ſteht, wieder gut zu machen.

Einige Zeit lang habe ich den Kurſen der Univerſität gefolgt, bei denen mehrere Profeſſoren vom ausgezeichnetſten Verdienſte angeſtellt ſind. Andere ſind deshalb nur merkwürdig, weil ſie ihren Vortrag mit den auserleſenſten Gemeinheiten und Poſſen zu würzen verſtehen, die mehr zur Unterhaltung als zum Unterricht dienen. Sie ſcheinen denſelben Zweck als die Prediger zu haben, und ſich dem Geſchmack ihres Auditoriums anneigen zu müſſen.

Die Neapolitaner und Sizilianer haben einen unerſchütterlichen Glauben an Hexerei, Geiſterſeherei, Beſchwörungen und an alle geheimen Wiſſenſchaften, wie ungläubig ſie auch in jeder andern Hinſicht ſein mögen. Die weiſe Magie iſt ihr Lieblingsſtudium. Es iſt eine Art von Verbindung oder Uebereinkunft mit unſichtbaren Geiſtern, und die Adepten erlangen dadurch eine genaue Kenntniß der geheimſten und verborgenſten Gegenſtände. Sie haben auſſerdem auch kabaliſtiſche Berechnungen, mit deren Hilfe man die Nummern errathen kann, die in der Lotterie gewinnen werden. Die Adepten ſind meiſtentheils Mönche oder Prieſter, die ſehr zurückgezogen leben, ſich nur ſelten zeigen und nur in Räthſeln ſprechen. Man erzählt ſo viele wunderbare Geſchichten von den Menſchen, die auf dieſe Weiſe ein groſſes Vermögen gewonnen haben, und alle Umſtände dieſer Begebenheiten ſind ſo ehrwürdig, daß man nicht wagen darf, einen Augenblick daran zu zweifeln. Indeſſen ſcheint die Regierung dieſen allgemeinen Schwindel und dieſe Ueberzeugung nicht theilen zu wollen, denn eine groſſe Zahl ſolcher Propheten ſind als gefährlich aus der Stadt verwieſen worden.

In der Literatur und in allen übrigen Wiſſenſchaften ſtehen die Neapolitaner den andern Italienern weit nach. Sie dürfen jedoch auch auf einige berühmte Namen ſich berufen, wie auf Cardan, Bruno, und im letzten Jahrhundert auf Vico und Genovesi, zwei gelehrte Logiker, auf Giannone, den Verfaſſer einer „Geſchichte beider Sizilien“; auf Filangieri, der durch ſeine Schriften über Geſetzgebung ſich ausgezeichnet hat; auf Cerlone, den Verfaſſer mehrerer Luſtſpiele; auf den geiſtreichen Abbé Galiani, den Ritter Filiomarino und den Pater della Torre, drei ausgezeichnete Naturaliſten; auf Mario Pagano, Ruſſo, die beiden bekannten Aerzte Cirillo und Cotugno und mehrere Andere. Auch gegenwärtig findet man noch mehrere ſehr verdienſtvolle Gelehrte und Literatoren, wie den berühmten Aſtronomen Piazzi, den Naturaliſten Lippi, Cuoco, den Verfaſſer der „Reiſen Platos in Italien“, und einer ſehr beredten „Ueberſicht der neapolitaniſchen Revolution im Jahre 1799“, den Fürſten von San Giorgio, der zugleich Antiquar und Dichter iſt, den Marquis Berio, einen vortrefflichen und in der ausländiſchen Literatur ſehr bewanderten Dichter, den Herzog von Bentignano, Verfaſſer mehrerer Trauerſpiele, den Marquis Montrono, den Marquis Canetto und Andere.

Man kann ſich eine genaue Idee von dem Zuſtand der Künſte und der Manufakturen durch die Ausſtellung der Induſtrie machen, die alljährlich im Palaſte de Studi ſtatt finden. Man ſieht dadurch, daß der Neapolitaner mehr Nachahmer als Erfinder iſt. Es gibt auch eine Gemäldeausſtellung der Erzeugniſſe lebender Künſtler. In der des letzten Jahres haben ſich vorzüglich einige hübſche Landſchaften von Cali und einige hiſtoriſche Gegenſtände und Bildniſſe von Falciani ausgezeichnet. Unter den Malern, die ſich zu Neapel befinden, muß man den Landſchaftsmaler Huber, einen gebornen Schweizer, aus dem Kanton Aargau, und Meyer, obenanſtellen. Letzterer malt die Anſichten und Landestrachten in Oel und Aquarell, mit einem Geſchmack und einer Treue, die vielleicht nirgends ihres Gleichen hat.

Die mechaniſchen Künſte haben ſehr wenige Fortſchritte gemacht; die Neapolitaner rühmen indeß ihre königliche Porzellan-Manufaktur, ihre Meſſerfabrik von Campo-Baſſo, ihre Tücher von Arpino, ihre Guitarren und ihre Equipagen ſehr. Aber im Allgemeinen ſind die Künſte noch in der Kindheit, und

Digitized by Google

alle Gegenſtände des Luxus kommen aus England oder Deutſchland. Die zu Neapel verfertigten Hausgeräthe ſind eben ſo ſchwerfällig als unbequem. Fenſter und Thüren können faſt nie verſchloſſen werden, oder wenn man ſie zumachen kann, ſo pfeift der Wind von allen Seiten durch. Die Juweliere, Goldſchmiede, Modehändler, Kleider- und Schuhmacher ſind durchaus Fremde. Die beſten Speiſewirthe ſind Mailänder. Das einzige Lefekabinet, welches ich gekannt habe, gehört einem Franzoſen. Der Architekt, der die dem königlichen Palaſte gegenüber befindliche Säule errichtet hat, iſt ein Lombard. Einem Deutſchen gehört die Kattunfabrik zu Piedmonte. Die vorzüglichſten Kaufleute und Banquiers ſind gleichfalls Fremde. Das Alles macht den Neapolitanern eben keine beſondere Ehre.

Man ſieht überhaupt, daß ich Neapel als eine der verdorbenſten Städte Europas betrachte; aber dieſe Verdorbenheit iſt von der anderer Hauptſtädte, wie z. B. Paris und London, durchaus verſchieden. Es iſt ein Gemiſch von Rohheit eines noch halb wilden Volks (denn das iſt der Zuſtand der untern Klaſſe) mit allen Laſtern, welche der Luxus in den höhern Ständen gebiert. Man möchte faſt ſagen, daß die Neapolitaner den verſchiedenen Nationen, die ſie nach und nach unterjocht, alle ihre böſen Neigungen und Gebrechen abgeborgt haben. Dieſe Bemerkung iſt vorzüglich auf ihren Umgang mit den Franzoſen, ihren vorletzten Beherrſchern, anwendbar. Und doch würde es ſo leicht ſein, ſie dem Beſſern zuzuführen, denn es gibt ſelbſt in dieſen ausſchweifenden Klaſſen Menſchen, deren Gemüther für das Gute und Wahre empfindlich ſind, und die große Maſſe des Volks, vorzüglich in den Provinzen, ſteht viel mehr in der Civiliſation zurück, als ſie in der Verderbtheit vorgeſchritten iſt.

Erinnerungen aus meinen Jugendjahren.

.... Mea virtute me involvo ....

O tempora! O mores!... Wie iſt die Jugend heut zu Tage ſo verderbt; wie war ſie zu meiner Zeit ſo fromm, ſo lämmchenfromm, daß Einem noch die Thränen in die Augen treten, wenn man daran denkt. Wir verrichteten alle Tage, die Gott werden ließ, unſer Morgen-, Frühſtück-, Mittag-, Veſper-, Abend- und Nachtgebet; wir gingen täglich zweimal zur Kirche, und blieben ſtundenlang auf den Knien. Es iſt wahr, wir ſuchten uns auch die Langeweile zu vertreiben, und laſen, ſelbſt während der Meſſe, ſtatt der Gebete, allerlei ſchnakiſche Geſchichten; wir ſpielten unſern Profeſſoren manchen luſtigen Streich, aber doch Alles in Ehren. Wir kannten die Sittenloſigkeit, Irreligioſität und Entartung der heutigen Jugend nicht. Wenn wir Jemandem etwas anhängen wollten, ſo geſchah es ſo heimlich als möglich, und wenn es nicht einzelne Verräther unter uns gegeben hätte, ſo würde man es gewiß an unſern Geſichtern nicht haben abſehen können, daß wir die Urheber aller der Verwirrungen geweſen, denen unſere Lehrer hin und wieder ſelbſt zum Opfer wurden. Unſere Meuterein trugen den Karakter der Größe an ſich, und es gab Einige unter uns, die zu ſchwören und zu lügen verſtanden, als ſei es gedruckt. Aber wenn die Schule den Grundſtein zum künftigen Lebensplan in mir gelegt hatte, ſo ſuchte ich auch die Prinzipien, welche ich dort eingeſammelt, nach meinem Eintritte in die offene Laufbahn der Welt, geltend zu machen.

Ich erinnere mich noch immer mit vielem Vergnügen der luſtigen Siebenziger Jahre, wo ich in der Marine angeſtellt wurde. Ich machte bald die Bekanntſchaft einiger Kameraden, deren Geſinnungen, durch das glücklichſte Ungefähr von der Welt, ganz mit den meinigen übereinſtimmend waren, und in deren Geſellſchaft ich die tollſten und luſtigſten Streiche ausführte. Wenn wir vom Haſen kamen, ſo waren die Krämer genöthigt, ihre Laden zu verſchließen; die Weibsbilder liefen ſchon, wenn ſie uns nur von ferne erblickten, und alles bürgerliche Geſindel wich uns auf zehn Schritte aus, um mit unſern Eidogen nicht in Kolliſion zu gerathen. Wir wußten uns aber auch den gehörigen Reſpekt zu verſchaffen; denn wenn irgend eine Kanaille es wagen wollte, uns ſeine Raiſons beizuleiern, ſo paukten wir ſie weich wie Brei, und ſchlugen rechts und links die Fenſter ein. Die Weiber hatten uns eben ſo gern, als ſie uns fürchteten, denn wir wußten ihnen allerlei kurzweilige und zweideutige Sächelchen zu ſagen, die wir von Crebillons Söhnen und ihren durchtriebenen Gefährten erlernt hatten.

Eines Tages, es war eben Sonntag, und das Bürgerpack hatte ſich, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, herausgeputzt, erblickte ich ein Mädchen (ſie war, meiner Treu! recht hübſch), das mit gewiſſermaßen ſehr wohl gefiel. Ich ließ ihr das durch meinen Bedienten ſagen; aber die dumme Gans, ſtatt ſich durch meine Vertraulichkeit beehrt zu fühlen, wurde böſe darüber, und ihr Vater, deſſen beſchränktes Gehirn auch nicht über ſein Pöbelvorurtheil erhaben war, und der nichts von unſerer ritterlichen Galanterie begriff, unterſtand ſich ſogar, zu mir zu kommen, und mich zu bitten, die Ehre ſeines Kindes, ſo wie ihren guten Ruf, durch meine Nachſtellungen zu verſchonen. Ich ließ den Schurken, ſtatt aller Antwort, tüchtig durch-

Digitized by Google

prügeln und zur Treppe hinunterwerfen. Kurz darauf entführte ich die Kleine, aus der ich nolens volens meine Maitresse machte. Der Kriminalrichter hatte die Impertinenz, sich mit dieser Bagatelle zu befassen; aber er war quitt für seinen Salm, denn ich ließ die Kleine ausquartieren, und transportirte sie in einer schönen Nacht wieder auf ihre alte Station zurück. Der Papa erhielt nochmals eine Bastonade, und damit war die Sache abgemacht. Ich war Edelmann, und das ganze Korps hielt mit mir.

Man lachte so lange über diesen Streich, bis wir Ordre erhielten, nach Amerika aufzubrechen. Die Fahrt ging ganz gut, bis ein gewisser Durand, der zwar ein Vorgesetzter, aber nur ein durch seine Bravour sich emporgeschwungener Offizier war, sich unterfing, mir einen wichtigen Befehl zukommen zu lassen. Ich war aber nicht bei Laune, ihm zu gehorchen; und das Schiff wäre bei einem Haar verunglückt, wenn nicht ein Anderer an meinen Posten getreten wäre. Ich erhielt Arrest; aber kaum befand ich mich wieder in Freiheit, so schoß ich dem Lieutenant Durand eine Kugel durch den Kopf, und lähmte meinem Stellvertreter den rechten Arm durch eine Finte, ein Fechterkunststückchen, welches ich von einem Normann von Adel gelernt, der sich einige Zeit zu Brest befunden, weil er falsche Wechsel ausgestellt hatte; der aber übrigens ein Ehrenmann war, und die Kniille nach Manier über den Löffel zu barbiren verstand.

Nach meiner Rückkehr nach Paris, wo ich durch die Verwendung meines Oheims das Ludwigskreuz erwartete, machte ich Schulden über Schulden, und Eroberungen mehr als Sand am Meer. Ich erinnere mich aller der possirlichen Streiche nicht mehr, bei denen ich der Erfinder und der Held zugleich war. Nur einer, obgleich keiner von den stärksten und merkwürdigsten, fällt mir ein, über den ich noch heute lachen muß. Der kleine von Luzeuil war nämlich ganz sterblich in eine Tänzerin, ein wahrhafter Königsbissen, verliebt. Es schien mir delizios, ihm seine Helena wegzublasen. Ich setzte meinen Kopf daran, und nichts war leichter von der Welt. Ich erhielt eine lettre de cachet, und ließ die Nymphe nach Bicêtre bringen, wo ich mir zugleich eine Einlaßkarte verschaffte, um ihr die Langeweile zu vertreiben und sie zu trösten. Eine andere Aventure ließ mich jedoch bald diese Dido vergessen, und ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Es müßte zum Todlachen sein, wenn sie sich jetzt noch im Gefängnisse befände, ohne recht zu wissen, warum?

Was das Spiel anbetrifft, so war ich Meister im Pharo und Schneidebank. Niemand verstand die Karten so geschickt zu mischen, so fein zu fühlen, und so leicht eine Volte zu schlagen, als ich. Es vergnügt mich immer noch, wenn ich an die dummen Schächer denke, die sich rein von uns (denn wir waren unserer Viee, die den Gewinn theilten) ausziehen ließen; aber auch ganz rein. Indeß hatte ich auch zuerst mein Lehrgeld bezahlen müssen; denn bei meinem Eintritte in des Königs Regiment verlor ich 2000 Thaler auf Parole, die ich heimlich meinem Oheim, dem Prior, entwenden mußte, wenn ich nicht entehrt sein wollte. Der alte Herr entdeckte die Lücke in seiner Kasse, und ich glaube fest, er hatte Verdacht auf mich, denn er fragte mich: „ob ich ihm irgendwo 2000 Thaler, ohne sein Vorwissen, abgeborgt habe?“ aber ich schwur Stein und Bein, daß ich nicht wisse, was er sagen wolle, und er mußte es schon dabei bewenden lassen, wenn er sich nicht selbst kompromittiren wollte.

Es ekelt mich immer an, wenn ich das heutige Betragen der Kinder gegen ihre Aeltern sehe. Kein Respekt, keine Decenz mehr! — Wir hätten es nicht wagen dürfen, die unsrigen zu duzen, wie zu meinen Zeiten nur die Bauerlümmel zu thun pflegten. Man traktirte seine Erzeuger nicht anders als per Sie und per Herr und Madame. Das war noch die wahre kindliche Ehrfurcht, und man hatte nie den Skandal zu befürchten, daß ein alter Papa sich durch seine naseweise Tochter belehren lasse. Ad vocem Papa, fällt mir auch der meinige bei, mit dem ich mich manchmal recht ordentlich herumzankte, und dem ich die Wahrheit sagte, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Unter andern hatte ich auch einen gewissen Streit mit ihm wegen des Direktors vom Kollegium zu Clermont, dem ich eine Falle gelegt hatte, in welcher er wie ein Fuchs gefangen wurde. Er brach sich ein Bein, und hatte ein Loch im Kopfe so groß als ein sechs Livrestücker. Es war zum Krankliachen! Mein Vater hatte die Sottise, meinen Spaß zu tadeln, und mir einen derben Verweis zu geben. Ich erwiederte ihm: daß ein solches Betragen unerhört sei, und daß ich nicht wisse, was ich von ihm denken solle. Er drohete mir, mich einsperren zu lassen, worüber ich ausser mir gerieth, und ihm unter andern sagte: er solle sich das nur unterstehen. Der Zorn hatte sich seiner so sehr bemeistert, daß er mich schlagen wollte, aber ich parirte mit einem Stuhl, stieß ihn von ungefähr über den Haufen, und lief davon. Es kostete ihm Mühe und gute Worte und Versprechungen genug, mich wieder ins väterliche Haus zurückzubringen, denn ich hatte mir vorgenommen, auch einmal auf meinem Kopf zu bestehen, und ihm zu zeigen, daß ich vielmehr seiner, als er meiner entbehren könne. Diese Stärke und Hartnäckigkeit ist immer einer der vorzüglichsten Hauptzüge meines Karakters gewesen.

Digitized by Google

„Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang, der bleibt ein Narr ſein Lebelang!“ hat einſt ein gewiſſer Keyer geſagt, ich glaube er hieß Hugenot. Der Keyer war eben ſo dumm nicht, und ich hatte ſeinen Vers zu meinem Wahlſpruch gemacht, ohne deshalb im Geringſten ſeine Verdammung theilen zu wollen. Nächſt den ſpaßhaften und verliebten Intriguen von meinem Kaliber gefiel mir das Wirthshausleben am meiſten. Man trank und ſang — ſang die alterpoſſierlichſten Dinge von der Welt, bei denen freilich ein ſogenannter Moraliſt ſich die Ohren verſtopft haben würde; aber ſie vergnügten uns über die Maßen. Wie viele, wie unzählige Male habe ich mich jener ſüßen Trunkenheit erfreuet, die dem Furchtſamſten Verwegenheit und dem allergrößten Miſanthropen Lebensluſt einzuflößen im Stande iſt.

Uebrigens war ich ein ganz hübſcher Knabe, von guten Sitten, honettem Betragen und der ausgeſuchteſten Kompagnie. Ich war offenherzig, freimüthig, ſcherzhaft und brav wie ein Löwe. Weder eine Legion Weinflaſchen, noch die Rechte eines Ehemannes, vermochten mich zurückzuſchrecken. Ich verdarb, was ich nicht zu verzehren vermochte, nahm die ſchwierigen Feſtungen mit Sturm, und war ſtets dabei, wenn es galt, die Vorrechte meines Ranges geltend zu machen. Das ſogenannte bürgerliche Verdienſt wurde aufs vollkommenſte von mir verachtet, und es mußte immer und überall hinter unſerer hohen Geburt zurückſtehen. Ich ſage es mit Stolz, alle meine Gefährten und Freunde glichen mir auf ein Haar.

Die alberne Philoſophie (wie man die Korruption der Geiſter nennt) hat ſeitdem Alles verwirrt. Statt der luſtigen, aber doch frommen und ſittlichen Jugend meiner Zeit, von welcher ich ſelbſt ein ſprechendes Beiſpiel war, ſieht man jetzt Knäblein und ſelbſt Jüngferchen über allerlei Kreimskrams ſchwatzen, aus ſchönen Worten und Sentenzen zuſammengeſetzt, die vor meinen Ohren wie arabiſch klingen. Sie unterſtehen ſich, ihre eigene Meinung zu haben, und ſie mit Beweisgründen behaupten zu wollen. Ihr ſogenannter Verſtand iſt ermüdend, ſchlaff und taktlos; der unſerige, den Niemand bezweifeln durfte, war regſam, treffend und ſcharf. Unſere Erziehung war in jedem Betrachte vortrefflich und der heutigen durchaus vorzuziehen. Unſere Lehrer waren ſtreng, und geiſſelten uns manchmal wacker durch; was ihnen jedoch nicht vergeſſen wurde, und wofür wir uns eben ſo heimlich als befriedigend zu rächen wußten. Unſere Grundſätze waren ohne Makel, ja, wir trugen ſie ſelbſt bis in unſere Ausſchweifungen über. Die Vernachläſſigung oder Hintanſetzung der religiöſen Pflichten, oder auch nur das leiſeſte Bedenken darüber, wäre uns ein Gräuel geweſen. Heut zu Tage will man über Alles raiſonniren, Alles ergründen. Das taugt nichts! —

Ueber die griechiſche Revolution.

Dritter Artikel.

Die Klephten und Armatolen.

Die Rubeſtunden, welche die Klephten in ihren Limeris zubrachten, wurden zu vielen mehr oder minder auf den Krieg Bezug habenden Uebungen benutzt, wovon das Scheibenſchieſſen als eine der wichtigſten betrachtet werden konnte. Ihre Gewehre waren ſehr lang und trugen ſehr weit, und ſie bedienten ſich derſelben mit eben ſo großer Gewandtheit als Genauigkeit. Es war kein ſeltenes Beiſpiel bei ihnen, auf eine Entfernung von 200 Schritten ein aufgehängtes Ei zu durchſchieſſen. Andere waren noch viel geſchickter und ſchoſſen, auf eine gleiche Entfernung, eine Kugel durch einen Ring, deſſen Durchmeſſer kaum größer, als der der Kugel war. Man nennte das „einen Ring einfädeln.“ Sie beſaßen auch noch eine andere Fähigkeit, durch welche es erklärlich wird, warum ſie ihre Gegner immer bei Nacht zu überraſchen ſuchten. Sie übten nämlich ſo genau auf das Licht, welches durch die Flintenſchüſſe der Türken entſtand, daß ſie nur ſelten denjenigen verfehlten, der ſo eben geſchoſſen hatte. Das wurde in ihrer Sprache „Feuer auf Feuer machen“ genannt.

Wie ihre Vorfahren waren die Klephten im Weſen, Laufen und Springen ſehr geübt. Man erzählt davon mancherlei, das faſt ans Wunderbare grenzt. Der Kapitän Niko-Tſaras überſprang ſieben Pferde, die man dicht neben einander geſtellt hatte. Andere überſprangen, von ebener Erde in einer Höhe von ſieben bis acht Fuß, drei eben ſo hoch mit Dornreiſig beladene Wagen. Ihre Schnelligkeit im Laufen war auſſerordentlich. Man macht mehrere Hauptleute namhaft, die mit ihrer ganzen Rüſtung und ihrem vollkommenen Anzuge ein im ſchnellſten Galopp enteilendes Pferd hinter ſich zurückließen. Der Kapitän Zacharis von Morea ſcheint es darin am weiteſten gebracht zu haben, und die Tradition ſagt von ihm: daß, wenn er lief, er mit den Ferſen ſeine Ohren berührte. Dieſer theils natürlichen, theils durch immerwährende Uebung errungenen, Gewandtheit und Leichtigkeit verdankten ſie es denn auch, daß ſie ſo auſſerordentliche Märſche ausführen, und ihren Feind, der ſie weit entfernt glaubte, überraſchen und vernichten konnten.

Unter ihren phyſiſchen Eigenſchaften darf man

Digitized by Google

auch ihre Beſtändigkeit in Ertragung des Hungers, des Durſtes und der Beſchwerden nicht vergeſſen. Sie unterhielten oft Gefechte drei Tage und Nächte lang, ohne zu ſchlafen, zu eſſen oder zu trinken, als das, was ſie eben bei ſich hatten. Man hat ſie oft, vom Feinde Tage lang umzingelt, und von aller Verbindung abgeſchnitten, ſtatt vom gänzlichen Mangel beſiegt, ſich ſiegreich durchſchlagen und mit Blitzesſchnelle in ihre Gebirge ſich zurückziehen ſehen. Eben ſo erſtaunlich war ihre Fühlloſigkeit gegen den Schmerz. Sie ließen ſich faſt nie lebendig gefangen nehmen, aber wenn dies Unglück ſie überraſchte, ſo war es ihr erſtes Ehrengeſetz, als Grieche und Klephte, durchaus kein Zeichen der Empfindung bei allen den ſchrecklichen Martern von ſich zu geben, unter denen man ſie langſam dem Tode operte. Eine der gewöhnlichſten Martern war, daß man ihnen die untern Glieder, vom großen Zehen bis zur Hüfte, nach und nach mit Schmiedehämmern zerſchlug. Aber die Klephten verzogen bei dieſer gräßlichen Zermalmung nicht eine Miene, vergoſſen nicht eine Thräne, und ließen nicht einen Seufzer oder Klagelaut aus. In der Erinnerung an dieſe fürchterliche Behandlung war vielleicht einer ihrer gebräuchlichſten Wünſche entſtanden, den ſie ſich gewöhnlich bei ihren Trinkgelagen ſich zuzubringen pflegten: „Auf eine gute Kugel (καλὸ μολύβι)."

Nach der Furcht, lebendig gefangen zu werden, waren die Klephten um nichts ſo ſehr beſorgt, als daß ihr Kopf von den Türken abgeſchnitten, und als Siegeszeichen aufgeſtellt werde. Darum galt es auch unter ihnen als eine heilige Pflicht, den Todten oder Sterbenden, die ſie auf dem Schlachtfelde zurücklaſſen mußten, das Haupt abzulöſen und mit ſich zu nehmen. „Freund!" ruft, in einem ihrer kriegeriſchen Geſänge, ein Klephte ſeinem Waffenbruder zu: „Eile und ſchlage mir den Kopf ab, damit der herandringende Feind ihn nicht finde, um ihn den Blicken der Vorübergehenden darzuſtellen. Meine Feinde würden ihn ſehen, und ihr Herz würde vor Freude lachen; aber auch meine Mutter würde ihn erblicken und ſterben vor Schmerz!"

Dieſe Begeiſterung des Muths, welche die Klephten karakteriſirt, gab ihnen zugleich eine ſeltſame Unterſcheidung des auf dem Schlachtfelde gefundenen, oder auf dem Krankenlager ſie überſchleichenden Todes ein. Sie nannten ein Opfer (θῦσκρι) den Leichnam eines Tapfern, der im Kriege gefallen war, und Aas (λάζιμι) den, welcher einer Krankheit unterlegen war. Sie hatten gegen dieſen letztern eine Art von Abſcheu und Verachtung, wie wenn ſie etwas Schändendes oder Naturwidriges darin fanden, durch eine Krankheit entſtellt, auf ſeinem Lager zu ſterben. Im Schlachtgewühl umzukommen, das war für ſie nicht nur ein ruhmvolles Ende, ſondern auch allem dem entgegen, was der Tod Schauderregendes und Abſchreckendes an ſich trägt.

Wer wollte nun nicht vermuthen, daß dergleichen Menſchen eben ſo wild, als roh waren, und gegen ihre Feinde die fürchterlichſte Rache ausübten? Dem iſt jedoch nicht alſo. Ein griechiſcher Pallikare verſchonte ſo leicht einen Türken nicht, wenn er ihn tödten konnte; aber wenigſtens verſetzte er ihm den Todesſtreich nur auf die allereinfachſte Weiſe und ſo ſchnell, als möglich. Keiner von ihnen ließ ſich zu jener kalt berechneten Grauſamkeit herab, in welcher die Paſchas und ihre Henkersknechte eine wahre Satansfreude fanden, und die oft die Marter ihrer Opfer mehrere Tage lang zu verzögern wußten. Dieſe nothwendigen Repreſſalien ausgenommen, waren die Klephten nichts weniger als blutdürſtig. Sie waren einfach und roh, aber nicht ohne Edelmuth, von einer bewunderungswürdigen Heiterkeit und eben ſo tiefer Gefühle, als des zarteſten Betragens fähig. Ihr Benehmen gegen die Frauen verdient vorzüglich bemerkt zu werden. Es geſchah ſehr häufig, daß ſie die Weiber oder Töchter der Agas und Beys als Gefangene entführten. Sehr oft hatten dieſelben Türken ihre Frauen und Töchter mißhandelt; aber dem ungeachtet erlaubten ſie ſich nie die geringſte Beleidigung gegen ihre Gefangene. Schön oder ungeſtaltet, jung oder alt, Muſelmännin oder Chriſtin, jede von ihnen war ein geheiligter Gegenſtand für die ganze Truppe, die ſie entführt hatte. Der Hauptmann, der ſich unterſtanden hätte, ihnen mit Unehrerbietigkeit zu begegnen, würde auf der Stelle von ſeinen Pallikaren verlaſſen worden ſein, die ihn als einen ehrloſen Menſchen betrachtet haben würden, der nicht werth ſei, den Oberbefehl über ſie zu führen. Man erzählt ſich ein Beiſpiel, daß ein ſolcher Befehlshaber von ſeinen eigenen Leuten getödtet worden ſei, weil er eine türkiſche Frau beleidigt hatte, die ſeine Gefangene war.

Was die Frömmigkeit der Klephten anbetrifft, ſo hatten ſie in den rauhen Gegenden, in welchen ſie ſich gewöhnlich aufhielten, weder Kirchen noch Prieſter. Eine verödete Kapelle oder irgend ein Betaltar, den ſie ſelbſt im Felſen ausgegraben hatten, das waren die Orte, an denen ſie von Zeit zu Zeit von einem Berg-Papa ſich die Meſſe leſen ließen, oder ihre Gebete mit denen eines Einſiedlers vereinigten, und eine fromme Gabe für die Heiligen und die Jungfrau niederlegen konnten. Aber, wo ſie ſich auch befinden mochten, im Walde oder in unterirdiſchen Höhlen, oder auf dem Gipfel eines hohen Berges, ſo unterließen ſie es nirgends und nie, nach ihrer Art und Weiſe die Feierlichkeiten der griechiſchen Kirche zu

Digitized by Google

begehen, wobei sie jedesmal sangen und hersagten, was sie von den bei diesen Feierlichkeiten gebräuchlichen Lobgesängen und Gebeten wußten. Keine Veranlassung, selbst die äußerste Noth nicht, kann einen Klephten je bewegen, das Geringste von dem sich zuzueignen, was die Frömmigkeit an irgend einem geheiligten Orte niedergelegt hat. Ein Befehlshaber, der aus einer Kapelle, nahe bei Monitza, einige ex voto genommen hatte, wurde von seinen Palikaren an Ali Pascha übergeben, und auf dessen Befehl gehängt. Die entfernten Wallfahrten waren ihnen gleichfalls nicht unbekannt. Man sah den berühmten Kapitän Blacharas, in einem Alter von 76 Jahren, zu Fuß nach Jerusalem, die Flinte auf dem Rücken, in Begleitung seines Protopallikaren, abreisen und, wie er es gewünscht zu haben schien, am heiligen Grabe sterben. Niemals hat ein Klephte sein Leben und seine Freiheit für seinen Glauben erkaufen wollen. Andrutso, Odysseus Vater, befand sich in dem Falle, zwischen der Ehre des Islamismus und dem Entsetzen der Sklaverei und der Pest zu wählen, und er entschied sich unbedingt für das Letztere. Andere Hauptleute wurden, wie er, auf eine ähnliche Probe gestellt; aber sie schwankten nicht einen Augenblick.

Man sollte glauben, daß die Klephten, inmitten der beständigen Gefahr und den Mühseligkeiten, denen sie ausgesetzt waren, von aller menschlichen Gesellschaft getrennt, und nur von Felsen und Wald umgeben, ein sehr elendes Leben führten. Man würde sich darin täuschen. Dieses abenteuerliche, freie und kriegerische Leben hatte einen unendlichen Reiz für sie. Manchmal sah man in den verschiedenen Hauptstädten der Paschaliks Griechenlands, vorzüglich aber zu Janina, jene unterworfenen Klephten, die, unter der Aufsicht der türkischen Polizei, ein eben so bequemes als ruhiges Leben führten, und die die Ausseite hatten, einst wieder an die Spitze ihrer Armatoliks gestellt zu werden. Man sah sie oft mit sehnsüchtigen Blicken am entfernten Gebirge hängen, und bald vernahm man, daß sie dorthin entflohen waren. Andere von ihnen brachten den Winter unter dem köstlichen Klima der jonischen Inseln zu, wo sie der vollkommensten Freiheit genossen; aber sie waren nichts desto weniger ungeduldig, in ihre Limeri zurückzukehren. Sie erhöhten begierig vom Ufer den Augenblick, wann die Gebirge von Epirus und Akarnanien wieder aus der Schneedecke hervorgrünen würden. Nur wenn sie ihre ganze wilde Unabhängigkeit wieder gewonnen hatten, wenn das Getöse des Krieges sie wieder umrauschte, dann erst befanden sie sich in ihrem Element, dann erst glaubten sie wahrhaft zu leben.

Was ihre Nahrung anbetrifft, so lebten sie ungefähr auf folgende Weise. Die Gebirge, in denen sie sich aufhielten, wurden auch von wandernden Hirten besucht, die im Sommer ihre zahlreichen Heerden dort weiden ließen, und mit ihnen in der rauhen Jahreszeit wieder in die Ebenen zurückkehrten. Die Nothwendigkeit, und ein gleicher Haß gegen die Türken, hatten eine Art von Bund zwischen den Hirten und den Klephten zuwege gebracht. Diese ließen nicht nur die Heerden unangetastet, sondern bewachten sie sogar, und die Andern bewahrten ihnen dafür das Geheimniß von alle dem, was sie von ihren Lagern, Märschen und sonstigen Planen wissen und erfahren mochten. Sie verkauften ihnen außerdem, so billig als möglich, die Ziegen und Hammel, welche sie zu ihrer Nahrung gebrauchten. Das gebratene Fleisch dieser Thiere war fast die alleinige Kost der Klephten, die sie, durch die Art ihrer Zubereitung, sehr wohlschmeckend zu machen wußten. Zu diesem gewöhnlichen Gerichte tranken sie oft guten Wein, den sie in großem Ueberfluß in ihren Limeris verbargen. Diese lauten, lustigen Feste, die durch die balsamische Gebirgsluft, durch das hohe Gefühl ihrer Unabhängigkeit und durch ihre Helden- und Kriegsgesänge noch verschönert würden, glichen denen der alten homerischen Krieger, und waren vielleicht noch malerischer und poetischer. Dort bot sich ihnen denn auch die Gelegenheit dar, die erstaunliche Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft zu zeigen, und jene Scherze, Epigrammen und Geistesfunken zu äußern, die sich von dort aus durch ganz Griechenland verbreitet haben, und ihrem Ursprunge Ehre machen.

Obgleich die von den Klephten bewohnten Gebirge an Höhe und Ausdehnung nicht den Alpen oder Pyrenäen gleichkommen, so sind sie doch in der rauhen Jahreszeit mit tiefem Schnee bedeckt, und durchaus unbewohnbar. Hirten und Krieger verließen sie sodann, und zerstreuten sich. Die Waffen wurden mit fester Wachsleinwand umwunden und auf's Sorgfältigste verborgen, und die, welche sie getragen hatten, verbargen sich auf dem Kontinent bei ihren Verwandten und Freunden, oder schifften nach den jonischen Inseln hinüber, wo sie bequemer und sicherer leben konnten, als sonst nirgends im ganzen Griechenlande.

Auf solche Weise, für eine kurze Zeit, mit der Masse des griechischen Volks vermischt, blieben sie doch immer von ihr durch ihren Stolz, durch ihr wildes Aeußeres, und durch die Frische ihrer Gesichtsfarbe verschieden, mit der sich oft die größte männliche Schönheit vereinigte. Ein Hauptmann, der viele albanesische Familien in Trauer versetzt hatte, erschien nie in einer Stadt, oder in einem Dorfe, ohne sogleich von einer neugierigen Menge verfolgt

Digitized by Google

zu werden, die ihn wie ein überirdisches Wesen anstaunte. Es war ein Gemisch von Furcht, Verwunderung und Nationalstolz, der sich in den Blicken aller dieser Menschen malte. Die Griechen sahen gern einen Tapfern ihres Glaubens und ihrer Sprache, vor dem die Türken gebebt waren. Einige von diesen, auf eine rohe Weise gezeichnet und ausgemalt, schmückten alle Hütten und alle Kaufläden in ganz Griechenland. Ihre Thaten waren in Aller Mund, und je mehr diese Thaten an's Wunderbare grenzten, um so mehr wurden sie auch übertrieben.

Die Spiele der Kinder selbst waren ein lebendiges Zeugniß von der Popularität der Kleyhten. Die Knaben theilten sich gewöhnlich in zwei Banden, von denen die eine die Türken und die andern die Kleyhten vorstellen sollte. Diese zogen sich sodann an einen entlegenen Ort zurück, der das Gebirge, den gewöhnlichen Aufenthaltsort derselben, andeutete, und von dort aus fielen sie mit Wuth über ihre Gegner, die sie auszuspüren und zu vertreiben suchten, und die von ihnen fast jedesmal in die Flucht geschlagen wurden.

Pariser Sittentafel.

Der Pflanzengarten.

Weg aus dem Gewirr und Geräusche der Stadt in die Einsamkeit der Natur sich flüchten will, der sucht die Hyrgänge des Pflanzengartens auf. Eine reine, balsamische Luft umweht den Wandelnden, und haucht die Seele mit süßen Schwärmereien an. Ein fast unnennbarer Pflanzenreichthum sproßt aus dieser Erde empor, der Luxus der Schöpfung prangt hier in seiner ganzen Fülle. Der Naturfreund und der Naturforscher bewundern die Menge von Pflanzen aus fremden und entgegengesetzten Zonen, die, nach Delille's Ausdruck, „erstaunt zu sein scheint, neben einander zu wachsen.“ Dieser Ort ist ein wahrhaftes Inhaltsverzeichniß der Wunder der Natur. Er enthält zugleich ein Muster von allen lebendigen Geschöpfen, und wenn Noa einen ähnlichen Garten gehabt hat, so muß es ihm ein Leichtes gewesen sein, seine Arche mit Passagieren zu versehen. Sollte man also jemals eine Sundflut zu Paris zu befürchten haben, was wohl einmal möglich werden könnte, und wäre in der ganzen großen Stadt noch irgend ein Noa aufzufinden, so dürfte er nur bei der Brücke von Austerlitz landen, und seine Einschiffung besorgen. Es ist leicht vorauszusehen, daß er sich zu seiner langen Schiffahrt eines Dampfbootes bedienen würde.

In solche Gedanken vertieft, hatte ich mich in das dichtere Laubgehäge verloren. Auf einmal erreichte ich einen freiern Platz, und vor mir stand der breitblättrige Paradies-Feigenbaum (Bananier). Eine Thräne der Rührung trat in mein Auge. Ich gedachte des jungen Otaheiten, den Bougainville mit nach Paris gebracht hatte. Man zeigte ihm alles Merkwürdige und Schöne, das die große Stadt enthielt; aber als er beim Besuche des Pflanzengartens diesen Baum erblickte, kürzte er darauf zu, umarmte ihn mit krampfhafter Zärtlichkeit, und rief mit von heißen Thränen halbunterdrückter Stimme: „o gebt, gebt mir mein Vaterland wieder!“ Er starb bald darauf.

Ein unangenehmes Gefühl ersetzte diese sanfte Bewegung, als ich dem Behälter mich näherte, in welchem die wilden Thiere eingeschlossen sind. Ein pestilenzialischer Gestank ersetzte den süßen Pflanzengeruch. Die Thiere bewegen sich mit wilder Ungeduld in ihren engen Zellen, und schiessen schräge, muthentbrannte und rachgierige Blicke auf den Luftwandelnden. Der Löwe allein bleibt ruhig und still. Er scheint von seinem harten Schicksale zwar gebeugt, aber nicht entmuthigt worden zu sein. Sein feuriges Auge verweilt mit Hoheit auf dem Beschauenden. Sein ernstes Gesicht wird nicht durch den Zorn, noch sonst durch irgend eine andere Leidenschaft verzogen. Und doch leidet er, doch ist der Kummer in diesen majestätischen Zügen lesbar. Er trauert um seine verlorne Freiheit, aber er verachtet zugleich Diejenigen, welche sie ihm geraubt haben. Wie viele Menschen würden in ähnlicher Lage eine gleiche Fassung behalten?

Ich ging von dem Könige des Thierreichs zu seinen Hofnarren und Schranzen über. Diese albernen, häßlichen Geschöpfe haben für mich etwas Widerliches, das noch mehr durch ihre Unverschämtheit und Ungezogenheit, neben ihren dummen Grimmassen und Sprüngen, vermehrt wird. Ihr Wächter versicherte mir, daß er seit einiger Zeit große Mühe habe, sie im Zaum zu halten. Sie schütteln die Stäbe ihres Gefängnisses mit aller Gewalt, und schneiden dabei die entsetzlichsten Gesichter von der Welt. Einem davon war es durch seine Geschmeidigkeit gelungen, ins Freie zu gelangen, und er hatte in Kurzem eine so entsetzliche Verheerung im Garten angerichtet, daß man genöthigt war, eine Art von Klapperjagd anzustellen, um sich seiner wieder zu bemächtigen. Ich verlangte ihn zu sehen, und war ganz erstaunt, ihn so scheinbar fromm und unterwürfig zu finden. Man bemerkt durch dieses Beispiel, daß auch die Affen den Schalk im Nacken haben.

Sollte man es glauben, daß es Menschen gibt, die den Affen göttliche Verehrung bezeugen? Leider ist ihre Zahl nicht gering, und es gibt ganze Gegenden

Digitized by Google

in Afrika und anderswo, wo dieser Gebrauch fast allgemein ist. Es gehört eine große Beschränktheit und selbst Verworfenheit dazu, ein Geschöpf anzubeten, das zu nichts zu gebrauchen ist, als zum ekelhaftesten Nachahmen, dessen Ungelehrigkeit und Hartnäckigkeit so groß ist, daß man ihm auch nicht das Geringste beibringen kann, wovon man einigen Nutzen zu ziehen im Stande wäre. Und doch findet man die Affen überall.

Ich verließ die Thiere, um zu den Menschen zurückzukehren, hoffend, dort weniger Anstoß und Anlaß zur Betrübniß zu finden. Aber ich fand nur zu bald, daß ich mich arg getäuscht hatte, und daß jene zwei-, vier- und mehrbeinigen Gefangenen sich für den Verlust ihrer Freiheit genügend gerächt glauben würden, wenn sie wüßten, unter welchen Fesseln des Vorurtheils und der Albernheit das Ebenbild Gottes, der Herr der Schöpfung, befangen ist. Noch einmal versenkte ich mich in das Labyrinth, um von der Höhe des Belvedere, wie ein Stylit *), in das Gewühl der Menschen hinabzublicken. Unter und vor mir lag die große, reiche Stadt, wie ein verworrener Steinhaufen, über den ein grauer Nebeldampf schwebte. Frohe und betrübende Gefühle regten sich an in meinem Gemüthe; aber sei es nun das Bedrückende dieser Aussicht, oder die Erinnerung an die Nacktheit des Lebens, durch meine Stellung und den damit verbundenen Vergleich aufs neue erregt; meine Seele versank in jenes dumpfe Hinbrüten, welches man gewöhnlich Schwermuth zu nennen pflegt. Wie viel Jammer und Elend unter jenen übereinandergeschichteten Steinmassen, wie viel Verworfenheit und wie wenig wahrhafter Edelmuth! Wer ist jener Unglückliche, dessen ganzes Dasein eine ununterbrochene Kette von Plagen und Martern ist? Wer jenes verworfene Geschöpf, das mit halb natürlichen, halb erborgten Reizen die Jugend zu vergiften sucht? Wer jene Mutter, die den Tod im Herzen trägt, weil ihr das Nothwendigste zur Erhaltung ihrer zahlreichen Familie gebricht? Wer jener neue Turkaret, der sich wie ein unvernünftiges Thier mäßet und in seinem Fette zerspringen will? Wer jener Beweinenswürdige, der im finstern Kerker auf halb vermodertem Stroh; eben seinen letzten Seufzer aushaucht? — — — Meine aufgeregte Einbildungskraft, von diesen wechselnden Bildern erschreckt, sucht sich einen andern Ruhepunkt auf. Was erblickt sie dort? Dieser Geizige, der mit magerer, krampfhaft gekrümmter Kralle Schätze zusammenrafft, die in seinem schweren Kasten unbrauchbar liegen, verfasst den Armen Arbeit und Brod, und wendet durch seine schmutzige Leidenschaft den Segen der Menschheit zum Fluch. Jenes Ehepaar, welches ein gewisses Interesse, oder die alleinige Habgier vereinigt hat, während die Verschiedenheit ihrer Karaktere sie auf immer von einander hätte entfernen sollen, hat nur einen gegenseitig übereinstimmenden Wunsch, den für den baldigen Tod des Andern. — — —

Fort, fort von hier! die erhabenen Punkte haben auch ihre Unannehmlichkeiten: man blickt zu tief in das menschliche Elend hinab.

*) Die Stylaten waren gewisse Einsiedler, in der ersten Zeit des Christenthums, die ihre Wohnung auf hohen, freistehenden Säulen aufschlugen, um sich um so besser ihren Betrachtungen überlassen zu können. Es sah dieser von barbaren Menschen im zweiten Jahrhunderte mehrere. Der berühmteste davon ist S. Simon Stylitus, der im fünften Jahrhunderte lebte, und eine 36 Ellen hohe Säule bewohnte, auf welcher er bis zu seinem Tode in einer beständigen Buße und Kasteiung blieb. Der obere Raum dieser Säulen hatte kaum mehr als drei Fuß im Durchmesser, und war von einem eisernen Geländer umgeben, das ihnen bis an den Gürtel reichte. Es war unmöglich, sich darin niederzulegen, und die Unglücklichen mußten, beständig dem Wechsel der Witterung ausgesetzt, in der unbequemsten Stellung den Schlummer suchen. Es gibt in Indien Monche oder Fakirs, welche noch heutiges Tages der Gottheit auf solche Weise zu gefallen glauben.

Das Innere eines Fiackers.

Ich habe die Fiacker, diese Equipagen der niedern Stände, gern. Sie sind in der That wenig glänzend, ausgenommen bei übelm Wetter, und die Pariser Spaßvögel nennen sie nur kurzweg: Sapin; aber sie sind bequem, und wer sich in der großen Stadt die Füße müde gelaufen hat, der erkennet dankbar ihren Nutzen, und läßt sich für seine 20 Sous, und ohne auf irgend eine Weise „ecorchirt“ oder gepreßt und verletzt zu werden, ganz sanft vom Marais nach der Chaussée d'Antin, und von der Magdalena nach dem Pflanzengarten transportiren. Ich kann diese philosophischen Rosse nicht genug bewundern, deren Allure immer so gleichförmig, immer so ruhig ist; die, Dank sei es ihrem gereiften Alter und ihrem stoischen Temperamente, sich nie erzürnen, nie Reißaus nehmen, und den Bewohner des ehrwürdigen Kastens, der oft eine Arche Noa's im Kleinen genannt werden kann, nie der Gefahr aussetzen, zu schnell zu einem unangenehmen Stelldichein zu kommen, und ihn nie in seinen Träumereien stören, die ihn in die Welt seiner Ideale versetzen, wenn er sich gleich mitten auf dem Maubertsplatze, oder auf dem Markt der Unschuldigen befindet.

Einer meiner Freunde, Herr Prissornet, ein epischer, lyrischer und dithyrambischer Dichter, der schon

Digitized by Google

manchmal gekrönt worden iſt, ohne ſich eben eine beſondere Ehre daraus zu machen: der, wie ich, die Fiacker liebt, und ihren heilſamen Einfluß auf das Gehirn kennt, hat faſt alle ſeine Werke im Innern eines Sapin verfaßt. Er miethet einen ſolchen Kutſcher ſtundenweis, und ſagt zu ihm: „wohin du willſt.“ Dieſer wartet gewöhnlich einige Minuten, und ſchaut ſich nach allen Seiten um, ehe er die Thür eröffnet, und dem Poeten beim Einſteigen hilft. Kaum befindet Triſſotinet ſich in ſeinem Heiligthume, kaum hat ſein mürriſcher Phaeton die Zügel ergriffen und ſeinen Wettläufern einen ungeheuern Peitſchenſchlag verſetzt, der ſie ein wenig in Bewegung ſetzt, kaum hört er den Donner der Räder auf dem Straßenpflaſter unter ſich raſſeln, ſo öffnet ſich vor ihm der ganze Olymp mit allen ſeinen glänzenden Fiktionen, ſo beginnen ſeine Inſpirationen, Invokationen, Exklamationen und Kompoſitionen. Er erhebt und ſetzt ſich wieder, er bewegt Arme und Füße, er ſpaziert auf und nieder, ſtößt mit der Naſe gegen die Thür rechts und mit dem Geſäßfleiſch gegen die Thür links, er wälzt ſich endlich, im Uebermaaße der Begeiſterung, zwiſchen den beiden Kutſchkaſten, und man hört nur die Worte: göttlichſchön, wunderſamkühn, ſeltſamlichergreifend, unübertrefflichklar! über ſeine Lippen ſtrömen. Er hat mir verſichert, daß jedesmal, wenn er auf die Naſe falle, ihm eben recht anſchaulich begreiflich werde, wie ſein höchſtes Dichtertalent nur in dieſer Bewegung beſtehe, und nur durch ſie allein erhalten werden könne. Er hat ſich jedoch vorgenommen, dieſes Vehikels ſich ferner zu bedienen, ſintemalen ein ungeſchliffener Rezenſent die Frechheit gehabt hat, ihm letzthin geradezu zu ſagen, daß ſeine Verſe nach Häckerling riechen.

Chronologie des Jahrs 1824.

Januar. 5. Tod des geweſenen Königs von Sardinien.
Februar. 3. Eröffnung des engliſchen Parlaments.
— 21. Tod des Fürſten von Leuchtenberg, ehemaligen Vizekönigs von Italien (Eugen Beauharnais).
— 22. Deputirten-Wahlen in Frankreich.
— 27. Das Recht der Zuflucht in den Kirchen, im Betracht der Verbrecher, wird zu Rom erneuert.
März. 20. Tod des Herzogs Cambacérès.
April. 19 Tod Lord Byrons.
— 30. Verſchwörung zu Liſſabon, von der Königin und dem Infanten Don Miguel gegen den König.
Mai. 4. Spaniſche Amneſtie, Anfang der Proſkriptionen, Verfolgungen und Juſtizmorde.
Mai. 29. Einführung der Landſtände im Preußiſchen.
Juni. 3. Geſetz wegen der Renten-Reduktion in Frankreich verworfen.
— 6. Verabſchiedung des Miniſters Chateaubriand.
— 8. Geſetz von der Siebenjährigkeit der Kammern in Frankreich angenommen.
— 17. Tod des ehemaligen dritten Konſuls der franzöſiſchen Republik, Lebrun.
— 18. Tod des Großherzogs von Toskana.
Juli. 5. Verwüſtung von Ypſara durch den Kapitän-Pascha, und Siege der Griechen.
— 19. Exekution Iturbide's zu Padilla im Mexikaniſchen.
Auguſt. 6. Sieg Bolivars in Ober-Peru.
— 9. Zerſchlagung der Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und Haiti (St. Domingo).
— 10. Lafayette's Ankunft in den vereinigten Staaten von Nordamerika.
— 15. Wiederherſtellung der Zenſur in Frankreich.
— 27. Entſcheidender Sieg Bolivars zu Juechaga in Ober-Peru.
September. 16. Tod des Königs von Frankreich Ludwig XVIII. und Thronbeſteigung ſeines Bruders Karl X.
— 29. Abſchaffung der Zenſur in Frankreich.
Oktober. 5. Amerikaniſcher Kongreß.
November. 18. Ueberſchwemmung von St. Petersburg.
Dezember. 1. Rückkehr eines Theils der franzöſiſchen Armee aus der Halbinſel nach Frankreich.
— 2. Verordnung der preußiſchen Regierung, die öffentliche Erziehung betreffend.
— 22. Eröffnung der franzöſiſchen Kammern.
— 31. Uebergebung der Adreſſen der franzöſiſchen Pairs und Deputirten an den König.

Karl Pictet.

Die Republik Genf hat am 29. Dezember 1824 einen ihrer größten und ausgezeichnetſten Bürger verloren. Karl Pictet, mit dem Beinamen von Rochemont, hatte länger als ein halbes Jahrhundert zum Ruhm und Nutzen ſeines Vaterlandes und dem der geſammten Schweiz beigetragen. Er hatte zuerſt mit der militairiſchen Laufbahn begonnen; aber eine Verbindung, die das Glück ſeines Lebens gemacht hat, ließ ihn derſelben entſagen und ſich aufs Land zurückziehen, wo er ſich ganz der Landwirthſchaft und literariſchen Beſchäftigungen widmete. Er gab in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder, dem Profeſſor Pictet,

Digitized by Google

die „britannische Bibliothek“ heraus, die später unter dem Namen der „allgemeinen Bibliothek“ fortgesetzt wurde. Unter den wesentlichen Diensten, die er dem Ackerbau leistete, zeichnet sich vorzüglich die Einführung des belgischen Pflugs aus, der jetzt sehr verbreitet ist, und dessen Nutzen man mit Dank anerkennt. Er sendete mehrere Kolonien von Merinoshammeln, die aus seinen eigenen Heerden ausgewählt wurden, nach Odessa ab, und nahm, nach der Herausgabe verschiedener Schriften, einen der ersten Plätze unter den europäischen Landwirthen ein.

Die Fortschritte der Erziehung in allen Klassen der Gesellschaft war en für ihn der Gegenstand einer wahren Leidenschaft. Als ein eifriger Bewunderer der schonen Anstalt Fellenbergs, schrieb er eine besondere Dissertation über die Verkettung der Lehrsätze des Instituts zu Hofwyl, welche dem Kaiser von Rußland durch den Grafen Capo d'Istria vorgelegt wurde, und wodurch die Schweiz das Wohlwollen dieses Monarchen nur um so mehr gewann.

Als im Jahre 1813 die Begebenheiten die große Revolution des Kontinents herbeigeführt hatten, vereinigte sich Pictet mit Denjenigen, die unter Frankreichs Herrschaft die Erinnerung an ihre alte Freiheit nicht verloren hatten. Aber man mußte, um an die Restauration der alten Republik Genf denken zu können, eines mächtigen Schutzes gewiß sein. Als Mitglied der Deputation, die sich nach Basel zu den alliirten Monarchen begab, wurde er, dessen Name dem Kaiser Alexander bereits vortheilhaft bekannt war, mit dem größten Wohlwollen aufgenommen, und seine Vorstellungen fanden ein sehr geneigtes Gehör. In den drei folgenden Jahren unterzog er sich noch vier diplomatischen Missionen, und befand sich zweimal als Deputirter von Genf zu Paris, auf dem Kongresse zu Wien und als Gesandter der Tagsatzung zu Turin. Man begreift sehr leicht, daß als Minister des schwächsten Staats, ein nicht geringes Talent dazu gehörte, inmitten der großen Angelegenheiten der mächtigsten Reiche, sich Gehör zu verschaffen und seine Absichten zu erreichen. Man kann auf den Mittler aus den Resultaten schließen. Diese waren so glücklich für Genf, daß es nicht nur seine alte Freiheit und Unabhängigkeit wieder errang, sondern auch noch einige Vergrößerungen erhielt und der schweizerischen Eidsgenossenschaft einverleibt wurde. Sie waren gleich wichtig für die ganze Schweiz, deren politische Bildung auf zweiundzwanzig Kantone begründet und durch die Anerkennung und Garantie ihrer beständigen Neutralität versichert wurde. Der Unterhändler erwarb sich dabei noch ausserdem die persönliche Freundschaft Capo d'Istria's und Richelieu's, die ihn Beide in seiner stillen Zurückgezogenheit später aufgesucht haben.

Mitten in dieser politischen Laufbahn, deren Glanz ihn nie verführt hatte, dachte er nur daran, so bald als möglich wieder in sein ruhiges Privatleben zurückzukehren. Er erfreute sich, wie eines neuen Daseins, an seinem Pflug, in seinen Schulen, und bei seinen philosophischen und litterarischen Beschäftigungen. In seinem Landhause von Lancy, in der Nähe von Genf, hatte er seine freie und glückliche Vaterstadt vor Augen, und um sich her ein Dorf, das er mit seinen Wohlthaten überhäufte, vorzüglich aber mit denen, die man der Arbeit und dem Unterrichte verdankt.

Die beiden Räthe von Genf hatten gemeinschaftlich beschlossen, diesem verdienstvollen Bürger ein Zeichen ihrer Dankbarkeit darzubieten; aber sie waren über die Wahl desselben unbestimmt. Da ließ er durch seine Freunde verkünden, daß die schönste Belohnung, die er ie annehmen könne und dürfe, darin bestehe, wenn man die zu seiner Disposition votirte Summe zur Einführung des gegenseitigen Unterrichts im ganzen Kanton verwenden wolle. Von einem so erhabenen Punkte betrachtete er das ganze, hohe Interesse der Schweiz. Um dieselbe Zeit gab er auch eine Schrift: „Die Schweiz im Interesse Europa's (de la Suisse dans l'intérêt de l'Europe)“ heraus, die großes Aufsehen erregt hat, obgleich sich sein Name nicht auf dem Titel befand.

Mit einer sehr zarten Gesundheit hatte er sein siebenzigstes Lebensjahr erreicht, und die Kräfte seines Geistes schienen an Energie und Thätigkeit immer zuzunehmen. Seine zu angestrengten, vielfeitigen Arbeiten haben vielleicht seine Auflösung beschleunigt. Die Hoffnungen der Religion zeigten ihm im Augenblicke des Hinscheidens vielmehr die Morgenröthe eines neuen Lebens, als das Ende des gegenwärtigen.

Nachschrift.

Als in der Sitzung des großen Raths zu Genf am 29. Dezember der erste Syndikus der Republik die Nachricht vom Tode des Ehren-Staatsraths Carl Pictet de Rochemont mitgetheilt hatte, erhob sich Herr Dumont und verlangte, daß auf dem Grabe dieses würdigen Bürgers ein Denkmal, auf Kosten des Staats, mit der einfachen Inschrift: „von der dankbaren Republik gewidmet (décerné par la république reconnaissante)“ errichtet werden solle. Sodann wurde die Sitzung, zum Zeichen des allgemeinen Schmerzes, aufgehoben.

Das chinesche Kollegium zu Neapel.

Während meinem letzten Aufenthalte zu Neapel habe ich eine dortige Anstalt besucht, die, in jeder Hinsicht, einzig in Europa ist, nämlich ein Kolle-

Digitized by Google

gium, wo junge Chineſen im geiſtlichen Stande erzogen werden, um nachher das Chriſtenthum in ihrem Vaterland zu verbreiten. Der Stifter dieſes Inſtituts iſt der Doktor Matteo Ripa, ein neapolitaniſcher Miſſionär und Begleiter des glückſeligen Alyhons von Liquori. Er begab ſich nach China, und verweilte mehrere Jahre zu Peking im Miſſionshauſe. Sein Talent in der Malerei verſchaffte ihm Zutritt beim Hofe, und er faßte alsbald den Entſchluß, in Europa ein Kollegium für junge Chineſen zu ſtiften. Nach mehrern mißlungenen Verſuchen gelang es ihm endlich damit zu Neapel, deſſen Klima am beſten den Kindern des Orients zuzuſagen ſchien.

Man entführt die jungen Leute ihrer Heimath, und ſendet ſie nach Macao, von wo ſie gewöhnlich auf portugieſiſchen Schiffen nach Europa befördert werden. Ein Theil der Auslagen wird von der Anſtalt, und der andere vom Kollegium der Propaganda zu Rom bezahlt. — Das chineſiſche Kollegium befindet ſich auf der hintern Seite des Hügels von Capo di Monte, in einer ſehr einſamen und ruhigen Stelle. Es beherrſcht den ganzen Meerbuſen, und hat eine entzückende Ausſicht. Das Haus und die dabei befindliche Kirche ſind von einfacher aber geſchmackvoller Bauart. Die Zimmer ſind wohl gelüftet und zierlich eingerichtet, eine große Ordnung und Reinlichkeit herrſcht überall, und zeichnet dies Gebäude ſehr vortheilhaft aus.

Der Rektor, der uns begleitete, zeigte uns mit vieler Höflichkeit Alles, was unſerer Aufmerkſamkeit werth war. Die Mauern der Vorhalle ſind mit den Bildniſſen aller der Chineſen geſchmückt, die das Kollegium ſeit ſeiner Begründung bewohnt haben. Ihre Zahl beläuft ſich beinahe auf vierzig. Das Bildniß Ripa's befindet ſich ebenfalls daſelbſt. Die Tracht der Zöglinge iſt durchaus gleichförmig. Sie beſteht aus einem ſchwarzen, ſchlotternden Rocke, mit einem rothen Gürtel um den Leib. Sie halten beſtändig ein Kruzifix in der Hand. Man bemerkt unter allen dieſen Geſichtern eine große National-Aehnlichkeit. Unter jedem Gemälde befindet ſich eine Aufſchrift, mit dem Namen der Perſon, ihrem Geburtsorte, nebſt der Provinz, das Jahr ihrer Ankunft zu Neapel, ſo wie ihrer Abreiſe nach China, die Zeit und die Art ihres Todes, wenn man nämlich genaue Nachrichten darüber hat. Diejenigen, welche den Märtyrertod geſtorben ſind, haben die Inſtrumente ihres Ruhmes neben ſich; die Andern, welche man nur in Gefängniſſe geworfen, tragen Ketten um den Hals. Dieſe Gemäldeſammlung, an einer ſolchen Stelle, iſt ganz geeignet, einen tiefen Eindruck auf den Geiſt des Beſchauenden zu machen, und eine Reihefolge neuer und feierlicher Gedanken anzuregen.

Zur Zeit meines Beſuches befanden ſich ſechs Chineſen im Kollegium. Der Eine davon war wahnſinnig, und ein Anderer war blind. Ich unterhielt mich mit dem Letztern ſehr lange in italieniſcher Sprache. Er ſchien mir aufgeklärter, verſtändiger und erfahrner, als ſeine übrigen Gefährten zu ſein. Sein Aeuſſeres war angenehm und nahm zu ſeinem Gunſten ein. Er beantwortete meine Fragen mit vieler Beſtimmtheit, und ſeine ganze Unterhaltung ließ mich ſchließen, daß er eine ziemlich genaue Idee über den Zuſtand der europäiſchen Angeleaenheiten habe. Ich erfuhr erſt ſpäterhin, daß er der Sohn eines ausgezeichneten Mandarins von Peking ſei. Er erzählte uns: daß ſeine Reiſe von Macao bis Liſſabon neun Monate gedauert, daß unterwegs ſein Geſicht vielfach gelitten, und daß er es endlich vollkommen verloren habe. Dieſes Unglück ſtellt ſich ſeiner Rückkehr nach China entgegen; er wird ſein Heimathland, ſeinen väterlichen Herd, ſeine Verwandten nicht mehr wiederſehen, und dem Allem ungeachtet war er luſtig und wohlgemuth und auf ſein Schickſal gefaßt. Er redete mit Ruhe, aber auch mit vieler Anhänglichkeit von den Seinigen, und betonte die Namen des großen Kang-Hi und Tſien-Longs immer mit beſonderer Ehrfurcht. Er ſprach gern über den jetzt regierenden Kaiſer und ſeinen Hof, an welchem er gelebt hatte. Ich befragte ihn über die verſchiedenen chineſiſchen Mundarten, und er ſagte mir, daß man in jeder Provinz, ja faſt in jedem Kanton, einen eigenen Dialekt rede, daß auf ſeiner Reiſe von Peking, je mehr er ſich von dieſer Stadt entfernte, er immer größere Mühe hatte, die Sprache des Volks zu verſtehen und ſich begreiflich zu machen, da hingegen die Sprache der Mandarins, in der ganzen Ausdehnung des Reichs, nur eine und dieſelbe iſt, und er fügte verſichernd hinzu, daß ſie durchaus nicht ſchwer ſei. Ihr der Erdkunde ſchien er mir genau unterrichtet zu ſein. Unter andern Fragen, die er an mich richtete, wiederholte er auch die: „ob die Streitigkeiten zwiſchen England und Amerika nun endlich ganz beſeitigt ſeien?“ — Ungeachtet einer gleichen Breite, ſagte er, iſt das Klima von Peking dennoch viel kälter, als das von Neapel, was er den weiten Ebenen rings um erſtere Stadt zuſchrieb.

Seine Unterhaltung hatte ein großes Intereſſe für mich. Er ſprach das Italieniſche ſehr rein und wohlklingend aus, und ich empfand eine gewiſſe Sympathie, die alle fühlenden Herzen umſchlingt, die Himmelsſtriche, unter denen ſie zuerſt geſchlagen haben, mögen nun auch noch ſo entfernt von einander ſein. —

Digitized by Google

Die Stunde des Thorschlosses des Kollegiums schlug zu früh, und ich trennte mich ungern von dem Pater Johann, diesem blinden Chinesen, dessen Andenken immer in meiner Seele bleiben wird.

Ueber einen neuen Zweig der englischen Literatur.

Frankreichs Bestreben, die Geschichte unter ihrem eigentlichen, wahren Gesichtspunkte darzustellen, hat sich nun auch England mitgetheilt, wo es in den Werken des berühmten schottischen Romantikers seinen Ursprung genommen hat. Die philosophische Schule Hume's hat viel von ihrem alten Rufe verloren, und man fängt bereits an, sie weit entfernt von der historischen Realität zu betrachten. Hume's Werke selbst sind mancherlei Angriffen ausgesetzt, und man hat neuerdings eine, in einem ganz entgegengesetzten Sinne geschriebene, Geschichte mit großem Beifalle aufgenommen. Man beginnt auch nach und nach in den alten Kronisen, und an den ursprünglichen Quellen, die Beschreibung der Thatsachen und die genaue Sittenschilderung der Vergangenheit aufzuspähen. In dieser Beziehung hat ein Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, Heinrich Ellis, der bereits durch eine große Zahl wichtiger Arbeiten bekannt war, der Wissenschaft, „durch einen Auszug der Original-Handschriften des brittischen Museums", deren Aufbewahrer er ist, und „durch eine Sammlung von Originalschreiben mehrerer berühmten Personen", einen besondern Dienst geleistet. Diese Herausgabe ist mit dem verdienten Beifall aufgenommen worden, und man hat die Umsicht sehr gelobt, mit welcher Herr Ellis seine Auswahl getroffen hat. — Dieses Heft enthält keine Briefe vor der Regierung Heinrich V, weil es sehr selten ist, vor diesem Zeitraum etwas Bemerkenswerthes aufzufinden. Bis zum fünfzehnten Jahrhundert findet man nichts, das man „vertraute Briefe" nennen könnte: aber seitdem, und jemehr man sich unserm Zeitalter nähert, wächst das Interesse, und ist manchmal von höchster Wichtigkeit. Der Leser gefällt sich in den Entdeckungen, die alle diese Großen der Erde, nach ihrem Tode, und wider ihren Willen, von ihren Schwachheiten, ihren Lastern, ihrer Unwissenheit, und manchmal auch von ihrer Seelengröße und ihren Gefühlen machen, die man, nach den gewöhnlichen Mittheilungen der Geschichte, bei ihnen nicht vermuthet hätte.

Die ersten Briefe dieser Sammlung enthalten nur einige unbedeutende Winke, mit wenigen wirklich kostbaren Nachrichten untermischt. Unter der Regierung Heinrich VIII findet man mehrere Schreiben vom berühmten Thomas Morus, die jedoch nicht von der Art sind, ein helles Licht auf den Karakter dieses tugendhaften Märtyrers seines Glaubens zu werfen. Die Korrespondenz der Regierung Elisabeths enthält viele merkwürdige Thatsachen und mehrere geheime Andeutungen über die Verurtheilung und Hinrichtung Maria Stuarts. Unter den Briefen der Regierung Jakobs I findet man einen interessanten Briefwechsel zwischen den jungen Gliedern der königlichen Familie. Aber der vorzüglichste und wichtigste Theil dieser Sammlung ist derjenige, welcher den Zeitraum der großen Empörung und der Wiederherstellung unter Karl II umschließt.

Von der Zehn,

Die Schüler des Pythagoras betrachteten die Zahl 10 als alle Vorrechte der vorhergehenden Zahlen in sich vereinigend. Um zu bezeichnen, daß eine Sache viel schöner, viel besser, viel vollkommener, als die andere sei, sagten sie: daß sie zehnmal bewundernswürdiger genannt werden könne. Um die Güte oder Schönheit eines Gegandes zu bezeichnen, sagten sie, daß sie 10 Grad Güte oder Schönheit habe. Ausserdem wurde diese Zahl auch als ein Zeichen des Friedens, der Freundschaft, des Wohlwollens betrachtet, und der Grund, den sie dafür angeben, war, daß zwei Personen, sobald sie sich sehr lieb haben, und sich aufs innigste verbinden wollen, die Hände dergestalt verschlingen, daß die Finger zwischen den Fingern sich befinden, wodurch nothwendig die Zahl 10 entsteht.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

— In den Phönizischen der kleinen Insel l'Antioco, nahe bei der Insel Sardinien, sind mehrere sehr alte Gräber aufgewühlt, in denen man in verschiedenen Zeiten mancherlei Alterthümer entdeckt hat. In einem der alten, welches im Jahr 1820 eröffnet wurde, fand man mehrere Rüstungs- und Waffenstücke von Bronze. Die damit angestellte chemische Scheidung gab 93,37 Kupfer und 6,63 Zinn, aber durchaus kein Zink. Die beiden vorzüglichsten Gegenstände waren ein Helm und eine Schienbedecke. Die Form des Helms ist die, welche man auf den ältesten griechischen Münzen sieht, ohne Kamm oder andere Verzierungen. Er ist von denen, die den Kopf ganz bedecken, und nur für die Augen und den Mund korrespondirende Oeffnungen liessen. Die Nase wurde von einer Art Zunge von Bronze bedeckt. Man sieht ähnliche Helme auf den griechischen Vasen. Die andern Gegenstände, welche man in demselben Grabe

Digitized by Google

fand, sind: Vasen von verschiedenen Formen, Amphoren und eine Lampe. Alberto della Marmora und Graiß haben darüber besondere Abhandlungen geschrieben. Die Letztere schrieb aus den Ruinonen, daß sie Völkern eigen gewesen sind, die Italien vor der Gründung Roms bewohnt, und wahrscheinlich Niederlassungen auf Sardinien und den andern Inseln gehabt haben.

— Die neuerdings am Ufer des schwarzen Meeres angestellten Nachforschungen haben endlich dieselbigen Resultate aufgestellt, und viel Licht über die Geschichte der griechischen Kolonien verbreitet, die sich in diesem Lande befanden. Man hat nun von neuem entdeckt, daß die Stadt Odessa auf den Ruinen einer alten griechischen Stadt erbaut ist. Ein Arbeiter, der im Hofe eines Privathauses nachgrub, fand nämlich auf eine Tiefe von ungefähr vier Fuß einige Menschenknochen, die sich zwischen rohen zusammengestellten Steinen befanden. Nahe dabei fand ein Gefäß von gebrannter Erde, das von sehr schöner Form und mit Malereien jener Art geschmückt war, die man gewöhnlich „etruskische“ nennt. Diese Malereien scheinen Bezug auf die religiösen Ceremonien zu haben, die, wie man weiß, bei den Griechen des Pont-Euxin gebräuchlich waren. Diese Verse und noch andere Alterthümer, welche man in der Nähe aufgefunden hat, lassen mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Hafen der Jährlichen, dessen im Periplus Arrianus erwähnt wird, sich auf derselben Stelle befand, wo jetzt Odessa erbaut ist.

Theater.

— Einer der besten spanischen Schauspieldichter war Tienfuegos. Er beklleidete eine Stelle im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Madrid, und war eins der ausgezeichnetsten Mitglieder der spanischen Akademie. Als lyrischer Dichter, aufgeklärter Schriftsteller, wohlwollender Philosoph und guter Bürger, war er gleich achtungswerth. Er schrieb zwei Trauerspiele: Homenea, Pittaeus, Zoraida und die Gräfin von Castilien. Die beiden ersten sind nie vorgestellt worden; die beiden letzten dinargen wenden oft gespielt.

— Calderon, Lopez de Vega und Castro starben, und der Genius der spanischen Bühne Riea mit ihnen ins Grab. Man erachtete es viel bequemer, ihre Fehler, als ihre Verdienste nachzuahmen, und eine Sündflut ganz entsetzlicher Schauspiele überschwemmte die Bühne. In diesem Zustande der Dinge erschien Don Luciano Francisco Comella. Erbe der Feuchtbarkeit eines Lopez und Calderon *), hat er hundert Theaterstücke hinterlassen, von denen das schlechteste, nach der Aussage der Schauspieler, mehr eingebracht hat, als das beste von denen des Lopez. Er ergriff ein Mittel zwischen dem neufranzösischen und dem altspanischen Genre. Er unterdrückte den Etwi cultu und den Gracioso, diese eben so seltsame als nothwendige Person der alten Trauerspiele; aber er brachte ein empfindelndes Raubermesen und einen gewissen Sentimentalismus, die Tirannen und Verbrecher der Melodramen und die Kanonenschüsse in die Mode. Seine Erfindungen sind oft komisch genug, aber es fehlt ihnen an Kraft und Geist.

— Mistriß Mardonn, ehemals die Lieblingsschauspielerin des englischen Publikums, aber seit dem Streite und der Ehescheidung Lord Byrons mit seiner Gemahlin, wozu sie unschuldigerweise die Ursache gewesen, von der Bühne entfernt, ist vor Kurzem, nach einem freiwilligen vierjährigen Exil, wieder nach England zurückgekehrt. Sie hat, während der Zeit ihrer Abwesenheit, Deutschland, Italien und die Schweiz besucht, um Sprache und Literatur dieser Länder zu studieren. Man glaubt nicht, daß sie je wieder in ihre frühere Laufbahn zurückkehren werde.

— Die längstbesprochene Schiffarmachung des Rhonestroms, von seinem Ausflusse aus dem Leman zu Genf bis nach dem Pare oder nach Genisiat, ist nun aufs Neue wieder aufgenommen worden. Man bringt in Vorschlag, von der Grenze der Schweiz (des Kantons Genf) an das Flußbett zu erweitern und zu reinigen, westhalb unterhalb dem Fort de l'Ecluse und bei der Brücke von Grésin die Kalkfelsen gesprengt werden müßten, sodann den Verlauf des Stroms bei Bellegarde zu verbessern, oder gleichfalls theilweis zu sprengen und von dort aus seinen achemmissoiten Lauf zwischen den Felsen von Malvertuis zu lichten, was wohl das größte und mühsamste Stück Arbeit des ganzen Unternehmens sein möchte. Nachdem man alle diese Hindernisse überwunden hätte, würde noch die Schwierigkeit entstehen, einen Fahrweg längs diesen steilen Ufern zu bahnen, welcher durchaus notwendig ist, und ohne den das Vorhaben so gut als unausgeführt betrachtet werden kann. Doch was ist der Industrie und dem Fleiß des Menschen unmöglich gebieten, wenn er es recht ernstlich gewollt?

— Die Stadt Syouah in Aegypten, in der Oaße gleiches Namens, ist auf einem hohen cyprischen Felsen erbaut, und gleicht auf's vollkommenste einem Bienenkorbe. Ihre Einwohner, ungefähr 2000 an der Zahl, wohnen durchaus abgesondert, nämlich die verheiratheten Leute, die Weiber und Kinder auf der östlichen Seite, ganz auf der Höhe, und die Wittwer und mannbaren Jünglinge westlich am Fuße der Felsen.

— Die Bewohner von Nootka-Sund steigen, sobald ein Gewitter heraufzieht, auf ihre Dächer, die aus Brettern bestehen und schlagen daraus, singen und rufen Onahoye (dies ist bei ihnen der Name Gottes) so lange an, sie nicht zu toben mit seinen Donnern, als das Gewitter dauert. Kaum ist es aber vorüber, so knechen sie wieder hinab und lachen so hart und so lange sie nur immer können. — Wenn ebenmäßig eine Frau nicht länger mit ihrem Manne Gemeinschaft haben will, so hat dieser das Recht, ihr die Nase abzureißen, und zwar in der Absicht, daß sie sich nicht mehr verheirathe. — Ein anderer seltsamer Gebrauch ist der, daß ein Mann, dem Zwillinge geboren werden sind, zwei Jahre lang keine Art Fleisch, noch frischen Fisch essen und durchaus nicht arbeiten darf. Während dieser ganzen Zeit muß er abwechselnd von seinem Weibe und seinen Kindern leben, und Alle werden auf Kosten des ganzen Stammes unterhalten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Sitte einen ritualen Ursprung hat.

*) Die Sammlung der „auserwählten Werke Calderons“ enthält hundert und zwanzig Schauspiele. Man berechnet, daß Lopez de Vega deren ungefähr tausend achthundert verfaßt habe, von denen viele verloren gegangen sind.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 5. Zweiter Jahrgang 1825. 2. Februar.

Die pseudo-ägyptische Augenentzündung.

Dem Nichtarzte wie dem Arzte ist die Lehre von den Wanderungen oder Migrationen der Krankheiten anziehend und wichtig zugleich; dieselbe liefert einen eigenen Abschnitt für die Geschichte menschlicher Gesellschaften, ihrer Kultur und Gesittung, und ihr Gebiet umfaßt wie diese, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Seit mehrern Jahren war, in Schriften deutscher Aerzte zumal, von einer neuen der Geschichte der Krankheitswanderungen angehörenden Erscheinung häufig die Rede gewesen. Es sollte die seuchenartig unter verschiedenen Truppenkorps, in den preußischen Staaten am meisten, wahrgenommene Augenentzündung, welche große Verwüstungen angerichtet und zahllose Erblindungen unter den Soldaten zurückließ, aus Aegypten abstammen und den Ergebnissen jener französischen Expedition angehören, welche die Zeitgenossen bewundert haben und in der auch die Nachkommen den großen Geist Napoleons zu würdigen, reichhaltigen Stoff finden werden. Der Behauptung der einen Aerzte widersprachen inzwischen andere, und die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Utrecht setzte einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage über Wahrheit oder Unwahrheit der angeblich ausländischen Herkunft und der übrigen Verhältnisse der neu geachteten Krankheit. Die von dem ruhmwürdigen Verein gekrönte Preisschrift des Doktors der Heilkunde und königlich preußischen Regimentsarztes, Hrn. Theodor Friedrich Balh, ist jüngsthin gedruckt erschienen (Over de Oog-Ontsteking door T. F. Balk. Eene Prijsverhandeling etc. uitgegeven door het Provincial Utrechtsche genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Te Utrecht, 1824. 296 S. 8), und wir entheben der gründlichen Arbeit des rationellen und erfahrnen Arztes die nachstehende Beleuchtung des vielfach beachtenswerthen Vorwurfs.

1.

Unter den Aerzten ist es gar keine seltene Erscheinung, daß derjenige, welcher für eine Sache einmal eine vorgefaßte Meinung hegt, nun auch, um derselben Eingang zu verschaffen und sie allgemein geltend zu machen, immer nur solche Angaben und Thatverhalte zu seinem Beweise aufführt, welche für die Meinung sprechen, und entweder sehr vorsichtig alles das unberührt läßt, was dawider sprechen könnte, oder aber, es wird solcher anders beweisender, entgegen zeugender Momente in einer Weise erwähnt, daß sie für die vorgefaßte Meinung nur noch mehr einnehmen müssen. Geschieht das nun aber bei einer Angelegenheit, wie die in Frage stehende Augenentzündung, welche in ihrer Gesammtheit als Erscheinung nicht bloß hier oder da ein Einzelner wahrzunehmen Gelegenheit hatte, sondern worüber allgemeine Thatsachen sprechen, und die daher aus dem großen Ueberblicke des ganzen Konflikts aller Umstände und Begebenheiten auch von der ganzen darüber nachdenkenden Gesellschaft in Hinsicht auf Grund und Folge, Ursache und Wirkung, leicht erkannt werden kann, insofern

Digitized by Google

ſie vor aller Welt Augen ſich zugetragen haben, und wobei jeder unbefangene Denker das richtige Kauſalverhältniß ſelbſt zu entwickeln und einzuſehen vermag, — wie ſehr muß man dann nicht genöthigt werden, ſolche Thatverhalte, welche der Einzelne nur kennt und für ſeine vorgefaßte Meinung zum Beweiſe aufſtellt, zu bezweifeln und der Berückſichtigung minder werth zu halten. Ueberhaupt war ein ſtrenger Skeptizismus in der Heilkunde wohl noch nie ſo nothwendig, als in unſern Tagen, wo der leichte Glaube an das Wunderbare, die Anpreiſung neuer Heilmethoden und Heilmittel, ſo ſehr groß iſt und die hyperboliſche Darſtellungsmanier der gewöhnlichſten und längſt bekannten Dinge beinahe an das Unglaubliche grenzt.

Daß ein großer Theil der franzöſiſchen Armee bald nach der Landung in Aegypten (den 2. Juli 1798) von der daſelbſt endemiſch herrſchenden Augenentzündung ergriffen wurde, hat ſeine völlige Gewißheit; und eben ſo auch, daß viele von den dort befindlichen brittiſchen Soldaten mit demſelben Uebel behaftet wurden. Das dortige Klima und eigenthümliche Lokalitäts-Verhältniſſe, Beſchaffenheit des ſalpeterſäuhaltigen Bodens, der Atmoſphäre, der Temperatur, die Gewerbe der dortigen Bewohner, ihre Lebensart, das Schlafen unter freiem Himmel zur Sommerzeit mit unbedecktem Geſicht — ſind es bekanntlich, welche in jenem Lande die Augenentzündung begründen und fortwährend unterhalten. Wir wiſſen auch, daß nur die ärmere und niedere Klaſſe der Aegypter am meiſten mit dieſer Krankheit behaftet wird, weil dieſelbe vor jenen ſchädlichen Einflüſſen am wenigſten ſich zu bewahren vermag: daß hingegen die Vornehmern und Bemitteltern, inſofern ſie vor den lokalſchädlichkeiten ſich mehr zu ſichern vermögen, weit ſeltener und nur in minderm Grade von dieſem Augenübel ergriffen werden.

Auſſer den vorgenannten ſchädlichen Momenten ſcheinen inzwiſchen noch drei beſondere Umſtände als mitwirkende Urſachen der Entſtehung und Unterhaltung der Augenentzündung in Aegypten, nicht unbeachtet bleiben zu dürfen, nämlich: 1) Der dortige Gebrauch eines eigenen Brennmaterials zur Feuerung; 2) die eigenthümliche Bauart und Beſchaffenheit der Wohnungen oder Hütten der Aermern, und 3) die ſehr verbreitete Beſchäftigung mit der Bereitung des Salmiaks.

Aus Niebuhr's Reiſebeſchreibung beſonders wiſſen wir, daß man wegen allgemeinen Mangels an Holz in Aegypten ein eigenes Feuerungsmaterial bereitet, wozu man hauptſächlich den Miſt von Kameelen und Eſeln, oder auch wohl von Pferden, Ochſen und Schafen nimmt, daraus mit ganz kurzem Stroh oder den Stengeln von Kräutern und mit Waſſer gemengt ſogenannte Kuchen macht, die, nachdem ſie an der Sonne getrocknet worden, zum Brennen beim Kochen und im Winter zum Heizen der Wohnungen gebraucht werden, welches in offenen ſteinernen Gefäßen geſchieht. Dieſe Miſtkuchen werden nun, auſſer zu jenem häuslichen Zweck, auch beſonders, weil ſie viel flüchtig-alkaliſche Salztheile beim Verbrennen entwickeln, welche mit dem Rauche in die Höhe ſteigen, noch dazu benutzt, daß man den bei einer fortwährend unterhaltenen Feuerung an die Wände und Decke der Wohnungen ſich anſetzenden Ruß ſorgfältig ſammelt und an die Salmiakfabriken verkauft. Es iſt dies ein ausgebreiteter Erwerbszweig, ſo wohl bei den Landleuten als auch bei den ärmern Städtebewohnern jenes Landes. Zu dieſem Behufe ſind auch die Wohnungen ganz eigenthümlich und zwar ſo eingerichtet, daß ſie gewölbt ſind und keinen Rauchfang oder Schornſtein haben, ſo daß der mit allen den flüchtigen Salztheilen ſehr gemiſchte und ſcharfe Rauch die ganze Wohnung durchzieht, und ihre Bewohner gänzlich umhüllt und einräuchert. Auſſerdem haben viele, die das Geſchäft des Rußſammelns ſtärker treiben, noch einige ſogenannte Salmiaköfen, in welchen fortwährend die Feuerung mit Miſt unterhalten wird.

Daß, auſſer der Anfüllung und beſtändigen Verunreinigung der Atmoſphäre mit Salztheilen im Freien, auch dieſe Erwerbsbeſchäftigung zur Salmiakfabrikation in den Gemächern ſehr vieler Menſchen der niedern Klaſſe, ſo wie in den genannten Fabriken ſelbſt, die ſie umgebende Luft mit ſcharfen ammoniakaliſchen Theilen ſehr verunreinigen, und durch anhaltende Berührung und Beizung die Augen heftig affiziren, ſo wie die Affektion derſelben fortwährend unterhalten und verſchlimmern müſſe, erleidet wohl gar keinen Zweifel.

2.

Drei Jahre und ſechs Monate, von der Einſchiffung der Armee nach Aegypten bis zur Ausſchiffung wieder in Frankreich, hatte dieſer Krieg gedauert, während welcher Zeit eine große Anzahl der Soldaten an Augenentzündungen gelitten hatte; unter den zurückgekehrten 13,000 Mann waren ſolcher mit der Krankheit behaftet geweſenen und noch damit behafteten gewiß mehrere; und dennoch hat man von Fortpflanzung und Verbreitung des Uebels in Frankreich nichts vernommen; ein Umſtand, der für den Ungrund des ägyptiſchen Urſprungs des Uebels bedeutſam ſpricht.

Wir ſehen hierauf die franzöſiſche Armee, ſowohl

Digitized by Google

theilweiſe als auch ganz, innerhalb zehn Jahren faſt ganz Europa durchziehen und durchkriegen, und werden durchaus nichts von dieſer Augenentzündung gewahr. Abermals ein wichtiger Umſtand, der das Ungegründete der Meinung von einem durch die franzöſiſche Armee aus Aegypten herübergebrachten und in derſelben noch haftenden Anſteckungskeim dieſer Krankheit deutlich genug beweiſet.

Der für Preußen denkwürdige Oktober des Jahres 1806 rückte heran. Die ganze franzöſiſche Armee betrat abermals den deutſchen Boden und kam mit einem großen Theile des preußiſchen Heeres und ſpäter mit allen Truppen, ſo wie auch mit einem ruſſiſchen Armeekorps in harte Berührung. Jedermann kennt die wichtigen und traurigen Ereigniſſe des gedachten Jahres, ſo wie auch des folgenden. „Ich wohnte (ſagt Herr Balz) jenem Feldzuge von Anfange an ſelbſt bei, ſtand dann ſpäter und bis zum Jahr 1808 bei den Lazarethen in Oſtpreußen, in Königsberg und Memel, welche mit einer ſehr großen Anzahl von Verwundeten und Kranken, ſowohl von den Preuſſen und Ruſſen, als anfänglich auch von gefangenen Franzoſen angefüllt waren; allein von Augenentzündungen habe ich nie etwas bemerkt.

Es iſt bekannt, daß die franzöſiſche Armee ſämmtliche Provinzen der preuſſiſchen Monarchie bis auf einen ganz kleinen Bezirk an der äuſſerſten Spitze des Landes, die an Rußland grenzt, daß dieſelbe eben ſo beinahe ganz Pohlen beſetzt hatte und dieſe Länder drei volle Jahre im Beſitze behielt; allein Niemand wird ſich erinnern können, daß in der preußiſchen noch in der ruſſiſchen Armee, noch in der franzöſiſchen und deren Verbündeten von wichtigen Augenentzündungen etwas zur Sprache gekommen ſei. — Wo ſollte denn nun damals der aus Aegypten herſtammende und fortzeugende Keim der Krankheit ſich wohl aufgehalten haben?

Es wurde Friede. Der Krieg aber in Spanien dauerte fort; allein in ganz Oeſterreich, Süd- und Weſtdeutſchland, in Frankreich, Spanien und Portugal, gab es in den folgenden beiden Kriegsjahren der Franzoſen keine contagiöſe oder ägyptiſche Augenentzündung. — Das Jahr 1812 kam heran. Ein ſo furchtbar großes Kriegsheer, wie ſeit Jahrhunderten kein ähnliches in das Feld gerückt war, zog von Frankreich, Weſt- und Süddeutſchland daher und durch Preuſſen und Polen nach dem ruſſiſchen Kaiſerreich; unter dieſer ungeheuern Menſchenmaſſe gab es dennoch keine Augenentzündung, die zur Sprache gekommen wäre. In Rußland wurden große und blutige Schlachten geliefert. Jedermann kennt die wichtigen Ereigniſſe, die ſchreckliche Niederlage jener großen Armee, das gräßliche Elend und die Noth des zurückeilenden Ueberbleibſels des furchtbaren Heeres; aber weder in Rußland, noch in Preuſſen oder ganz Deutſchland wurde eine anſteckende Augenentzündung, oder auch nur mehrfache Fälle einer Krankheit dieſer Organe überhaupt wahrgenommen.

Wo hielt ſich denn unter allen dieſen Umſtänden und Verhältniſſen, ſowohl des glänzendſten Kriegesglücks, als auch des größten Unglückes der franzöſiſchen Armee, der mit ihr aus Aegypten hergekommen und in ihr vorhanden ſein ſollende contagiöſe Keim dieſer Ophthalmie wohl auf?

Ueberblickt man die durchlaufenen zehn Jahre und berückſichtigt die öftern, furchtbar heftigen Reibungen und Kämpfe ſo großer Menſchenmaſſen, von denen diejenige, in welcher nach der Meinung Einiger die ägyptiſchen Anſteckungskeime haften und vorhanden ſein mußten, immer faſt die Hauptmaſſe ausmachte: ſo muß man gegründeter Weiſe auch ſchlieſſen, daß, wenn die franzöſiſche Armee die contagiöſe Augenentzündungsſtoffe Aegyptens ſo lange mit ſich herumgetragen hatte, und ſolche als Krankheitskeime unter den günſtigſten Umſtänden und in den glänzendſten Lagen der ſiegreichſten Krieger nicht angefacht wurden, ihre zeugende, fortpflanzende Kraft nicht geäuſſert hatten, — dies nothwendig doch zuletzt unter den unglücklichſten und jammervollſten Verhältniſſen jener endlich mehrmals beſiegten und zerſtreuten großen Armee hätte geſchehen müſſen. Allein in ganz Europa wußte man bis dahin nichts von einer ſolchen epidemiſchen und gefährlichen Augenentzündung.

Man muß daher nach allen dieſen faktiſchen Erfahrungsſätzen, die in dem Gedächtniſſe jedes denkenden Mannes feſtſtehend vorhanden ſind, auch mit Recht ſchlieſſen: daß keine anſteckenden Stoffe oder Keime einer Augenentzündung in der franzöſiſchen Armee vorhanden waren, ſondern daß die Entſtehung der Krankheit nach ſolcher Vorſtellungsart ein reines Produkt der Phantaſie iſt.

5.

Das Jahr 1813 mit ſeinen folgereichen Ereigniſſen hatte begonnen. Faſt alle Armeen Europa's ſtanden unter den Waffen und waren im Kriege begriffen. In der preuſſiſchen Monarchie hatte ein allgemeines Aufgebot alle fähigen Männer und Jünglinge zu den Waffen gerufen; enthuſiaſtiſch und jubelnd folgte Alt und Jung aus allen Ständen und Verhältniſſen dem Rufe des Königs, und ſtrömte den Sammelplätzen zu.

Nun erſt, — nachdem die franzöſiſchen Truppen ſchon im eilften Jahre von aller ägyptiſchen oder contagiöſen Ophthalmie gänzlich frei geblieben waren, und beinahe, bis auf einige Feſtungen, das ganze

Digitized by Google

preußische Land geräumt hatten, — nun erst beginnt die Entstehungsperiode der in Frage stehenden Augenentzündung in der preußischen Armee.

Die Völkerschlacht bei Leipzig ward geschlagen (Oktober, 1823). Hier standen die meisten und größten europäischen Heere bekanntlich an- und untereinander; die Augenentzündung aber fand sich beinahe ausschließlich nur in der preußischen Armee, und folgte mit dieser dem fliehenden Feinde nach dem Rheine zu und sofort auch nach Frankreich.

Mit der preußischen Armee kam demnach 1814 die Augenentzündung hauptsächlich nach jenem Lande, dessen Kriegesheere man die Uebertragung des Uebels aus Aegypten und die Fortpflanzung und Verbreitung in Europa so gern und so bestimmt Schuld geben möchte; in dem aber die Krankheit selbst seit 1802, wo und in welchem Lande dieses Heer sich aufhalten mochte, gänzlich verschwunden war, und auch nie wieder in demselben zum Vorschein gekommen ist.

Der Krieg hatte mit der Einnahme von Paris sein Ende erreicht und die Kriegsheere kehrten bald in ihre Heimath zurück. Auf dem Rückmarsch der preußischen Armee vermehrte sich die Zahl der Augenentzündungskranken sehr bedeutend; das Uebel dauerte daher in verschiedenen Friedensgarnisonen nach wie vor, am meißen aber da, wo die Leute in Kasernen lagen, noch fort; es verminderte sich indessen doch in Ausdehnung und Stärke mehr und mehr; und wiederum am ersten da, wo die Mannschaften in den Bürgerhäusern einzeln oder nur in geringer Zahl beisammen einquartiert waren.

Die Hoffnung eines baldigen völligen Verschwindens war indeß nur von kurzer Dauer. Der 1815 von neuem ausgebrochene Krieg setzte fast alle Armeen Europens wiederum in Bewegung. Die Augenentzündung stellte sich ebenfalls mit erneuerter Wuth ein, und die Zahl der damit behafteten Soldaten stand mit der Länge des Marsches, welcher diesmal gleich vorweg bis nach Belgien und nach der Grenze von Frankreich gerichtet war, so wie mit der Zunahme der Beschwerden des Krieges in progressivem Verhältnisse.

Nach der Schlacht bei Belle-Alliance war die Zahl der Augenentzündungskranken schon sehr bedeutend, und dieselbe vergrößerte sich ungemein mit dem weitern Vorrücken der Truppen in Frankreich. Die preußische Armee wurde auch jetzt, wie vor- und nachher, beinahe ausschließlich von diesem Uebel heimgesucht. Denn die einzelnen Fälle von Augenentzündung, welche hin und wieder bei andern Heeren wie zu allen Zeiten vorkamen, verdienen in dem Verhältnisse zu der Menge dieser Art Kranken in der preußischen Armee, kaum erwähnt zu werden. Am meißten verdient der Umstand wieder einer ernstern Berücksichtigung, daß diese Krankheit unter den französischen Truppen, welche nach dem südlichen Theile von Frankreich und hinter die Loire hin sich zurückgezogen hatten, gar nicht wahrgenommen wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Fußreise des Kapitäns Cochrane durch das europäische und asiatische Rußland.

(Beschluß.)

Nach einigen Tagen überschiffte der Reisende den majestätischen Lenastrom, der, nach einem Laufe von 4000 Meilen von seiner Quelle nahe bei Jakutschk, sich in das nördliche Eismeer ergießt. Zu Wittim sah er die ersten schwimmenden Eisschollen, und langte von dort, nach einer viertägigen Schiffahrt, zu Jerbat oder Djerbuisby an, welches 300 Meilen davon entfernt ist. In dieser letzten Gemeinde sieht man eine Grotte am Ufer des Stroms, die bei den Jakutschken der Gegenstand einer hohen Verehrung ist. Das Innere dieser Grotte wird durch den Widerschein einer großen Menge Eiszapfen erhellt, die von der Decke herabhangen. Jerbat ist der Grenzpunkt zwischen dem Lande der Jakutschken und der Tungusen.

Von dort ging der Kapitän Cochrane in drei Tagen nach Wiluinsk, und sodann nach Jakutschk, welches von letzterm Orte 400 Meilen entfernt ist. Obgleich Jakutschk einen beträchtlichen Handel treibt, so ist es doch sehr übel gebaut. Es liegt am linken Ufer der Lena, deren Breite an dieser Stelle im Sommer 5 englische Meilen und im Winter 2½ beträgt. Hier findet die große Ueberfahrt der Handelsartikel der amerikanisch-russischen Kompagnie statt, welche in Tabak, Thee, Zucker, Weingeist, Nankin, Kochgeschirr, Messer und Pelzwerk aller Art bestehen. Der Regierungsbezirk von Jakutschk enthält eine Bevölkerung von ungefähr 20,000 Familien und die reinen Einkünfte desselben belaufen sich auf eine halbe Million Rubel, oder 25,000 Pfund Sterling. Unser Reisende blieb drei Wochen zu Jakutschk, um sich zu seiner Reise nach dem Eismeer vorzubereiten. Der Thermometer stand auf 27 Grad Kälte nach Reaumur. Nördlich von dieser Stadt bleibt die Erde beständig gefroren, und ungeachtet dieser Temperatur spazierte Kapitän Cochrane, zum großen Erstaunen der Einwohner, in Nankinhosen, Strümpfen und Schuhen umher. Am 31 Oktober brach er nach Nischneo-Kolyma auf, welches ungefähr 1800 englische Meilen von Jakutschk entfernt ist. Er wurde von einem Kosaken und einigen Jakutschken begleitet. Ein Pferd trug

Digitized by Google

seine Bagage. Am vierten Tage kamen sie zu Aldan an, nachdem sie die übrigen drei Nächte auf den öden Schneefeldern biwouakirt hatten.

Zaschiwerfk, die erste bemerkenswerthe Station von Jakutschk, ist 900 bis 1000 Meilen von allen zivilisirten Wohnorten entfernt (Breite 670, Länge 136°) und dieser Ort, der ein Kommissariat enthält, und den man eine Stadt nennt, hat nicht weniger als sieben Einwohner, nämlich: zwei Geistliche, einen Unteroffizier, Platzkommandanten und seinen Stellvertreter, einen Postmeister, einen Kaufmann und ein altes Weib. Der Anblick der Häuser ist dem Klima ganz angemessen. Der Ort liegt am rechten Ufer der Indigirka, die hier sehr reissend ist. Die Berge auf der westlichen Seite sind von sehr kühner Form und erzeugen einige Krüppelfichten. Die Fische machen die vorzüglichste Nahrung der Einwohner aus. Das Auge vermag nirgends einen Grashalm zu entdecken, und die ganze Viehzucht der Stadt besteht aus zwei Kühen.

Nach einem Aufenthalt von drei Tagen an diesem Orte, verließ ihn der Reisende am 3 Dezember, um dem Laufe der Indigirka, die sich in das Eismeer ergießt, zu folgen. Nach einer Tagreise begegnete er einer Abtheilung der Expedition des Barons von Wrangel. Er fuhr von da bis Nischney-Kolyma in einem mit Hunden bespannten Schlitten. Aber der Frost war so stark, und der Thermometer stand 70 Grad unterm Gefrierpunkt, so daß er genöthigt war, alle halbe Stunden anzuhalten, um sich zu bewegen. Ungeachtet dieser Vorsicht, riß die Kälte doch sein ganzes Gesicht auf. Manchmal verfiel er in eine so große Schlafsucht, daß der Führer ihn nur mit größter Mühe munter erhalten konnte. Endlich nach Ueberstehung der fürchterlichsten Ungemächlichkeiten langte er am 31 Dezember 1820 zu Nischney-Kolyma an, wo er von dem Baron Wrangel auf das zuvorkommendste empfangen wurde. Diese Begegnung ließ ihn hoffen, Theil an der Expedition nach dem Nordpol zu nehmen; aber Wrangel erklärte ihm, daß er, ohne einen ausdrücklichen Befehl seiner Regierung, sich nicht unterfangen könne, seiner Expedition einen Fremden beizugesellen. Er ging also am 6 März mit einer Karavane zu einer Messe ab, die alljährlich zum Tauschhandel zwischen den Russen und Tschuktschen statt findet. Er wollte sodann, mit Hilfe dieses Volksstammes, seine Reise bis zur Behringsstraße fortsetzen; aber die Häupter desselben schrieben ihm Bedingungen vor, welche eben jetzt zu erfüllen ihm unmöglich waren. Er kehrte also nach Nischney-Kolyma zurück, von wo er sich bald darauf nach Ochotsk verfügte.

Unser Reisende kam in dieser Stadt nach einer dreimonatlichen sehr beschwerlichen Reise an, während welcher er viele Gefahren überstanden hatte, vorzüglich bei Ueberschiffung des Otkastroms, wo seine Geistesgegenwart und seine Geschicklichkeit als Seemann, ihn allein nur zu retten vermochte. Zu seinem größten Leidwesen erfuhr er auch dort, daß es durchaus unmöglich sei, nach Amerika hinüberzugelangen, welches er ebenfalls zu Fuß durchwandern wollte. Er entschloß sich also, nach Kamtschatka zu gehen, wohin er auch endlich, nach einem dreimonatlichen Harren auf den Abgang eines Schiffs, gelangte. Auf dieser Reise fand er Gelegenheit, die Wahrheit der geographischen Lage mehrerer Punkte zu berichtigen. Bei seiner Ankunft im Hafen S. Peter und Paul fand er den Kapitän Wasiliess, der so eben von einer unfruchtbaren Expedition nach dem Nordpol zurückgekehrt war. Er hatte bereits das Eis-Vorgebirge, ungefähr 30 Meilen weiterhin als der Kapitän Cook, umschifft, und sich überzeugt, daß eine starke Strömung nach Nord und Nordost vorhanden sei, welcher er nur mit großer Mühe zu entrinnen vermochte.

Zu S. Peter und Paul machte der Kapitän Cochrane die Bekanntschaft einer jungen Dame dieses Landes, und verheirathete sich einige Zeit nachher mit ihr. Er bereisete einen großen Theil der Halbinsel Kamtschatka. Die Hauptstadt derselben, der obengenannte Ort, besteht aus 42 Wohnungen und 14 Gebäuden, die der Regierung gehören, einer alten Kirche und einer neuen, die so eben erbaut wurde. Mit Ausnahme des Hospitals, der Kaserne für die Seeleute und des Kollegiums, ist der Anblick der Stadt höchst elend und traurig. Nach einem eilfmonatlichen Aufenthalte auf Kamtschatka, kehrte der Reisende wieder nach Ochotsk und von da nach Jakutschk und Irkutschk zurück. In dieser letztern Stadt ließ er seine Frau bei seinem Wirthe, und machte einige Exkursionen in die Distrikte von Nertschinsk und Selenginsk. Die Stadt Werschnei ist beträchtlich und ein Mittel-Handelsplatz zwischen Irkutschk und Kiachta. Zu Selenginsk befindet sich eine Niederlassung englischer Missionäre, von denen der Reisende sehr gut aufgenommen wurde. Ungeachtet ihres Eifers, war es diesen würdigen Männern bis dahin nur mit der Bekehrung eines einzigen Individuums gelungen. Kiachta ist die Grenzstadt, über welche aller Handel zwischen Rußland betrieben wird. Sie ist reinlich, regelmäßig und wohlgebaut, und ihre Bevölkerung mag 4000 Seelen betragen. Die Entfernung von dieser Stadt bis Peking beträgt ungefähr 1500 Meilen. Die Kaufleute gebrauchen einen Monat zur Reise; aber Kuriere machen sie in zehn Tagen.

Kurz nach seiner Rückkehr zu Irkutschk setzte der

Digitized by Google

Kapitän Cochrane ſeine Reiſe nach Europa fort, und zwar auf demſelben Wege, auf welchem er früher gekommen war. Diesmal bediente er ſich jedoch der Schlitten, wodurch er viele Mühe und viel Zeit erſparte. Zu Kaſan wurde er einige Wochen durch eine ernſtliche Krankheit ſeiner Gattin zurückgehalten, und langte endlich wohl und munter, nach einer faſt dreijährigen Abweſenheit, wieder zu St. Petersburg an.

Das große Intereſſe dieſer außerordentlichen Reiſe beſteht in dem kühnen und unerſchrockenen Karakter deſſen, der ſie unternommen und ausgeführt hat. Von keiner Schwierigkeit ermüdet, von keiner Gefahr zurückgeſchreckt, behält er ſeine Geiſtesgegenwart und ſeine muntere Laune in den größten Entbehrungen und Mühen. Niemals, ſagt er ſelbſt, ſei er glücklicher geweſen, als in den Einöden der Tartarei. Es würde ſchwer halten, ein Beiſpiel einer ſtärkern Konſtitution und einer leichtern Ueberwindung der furchtbarſten Kälte aufzufinden. Seine Reiſe vom Eismeer nach Ochotſk iſt gewiß eine der gefahrvollſten, die je ein Europäer ausgeführt hat. Fragt man nun, welches der eigentliche Zweck aller dieſer Unternehmungen war, und erfährt man, daß der Kapitän Cochrane weder durch den mächtigen Trieb, das Gebiet der Wiſſenſchaften zu erweitern, noch ſelbſt durch das Verlangen, neue Entdeckungen zu machen, dazu angefeuert wurde, ſo weiß man in Wahrheit nicht, was man von ihm denken ſoll. Sein einziger, beſtändiger Zweck war der, ſeine unwiderſtehliche Reiſeluſt zu befriedigen. Sein Unternehmen erinnert, in mancher Hinſicht, an die Verſuche Lednards, und er verdient ohne Zweifel mehr den Namen Moncacht-Ape (Mühetödter), als der Kanadier, deſſen La Hontan gedenkt. Indeſſen iſt ſeine Reiſe durch bisher ganz unbekannte Gegenden, und die Beſchreibungen, welche er davon gibt, für die Geographie dennoch von einigem Nutzen geweſen.

Der Elephant und die Eſel.

Eine Fabel.

Einſt ſchien Aufklärung unter die Eſel zu kommen. Einige ihrer beſten Köpfe, die in der Nähe eine Nachtigall ſingen gehört hatten, wurden des herkömmlichen Iha überdrüſſig, und ſuchten dies widerliche Geſchrei erſt ſich ſelber abzugewöhnen, und ſodann auch bei der ganzen Gemeine abzuſchaffen; mit einem Wort: eine humanere Melodie zu ihren Geſängen anzunehmen. Das Reformationsgeſchäft ging anfänglich ziemlich gut von ſtatten, bis ein alter Grautopf ſich auf ſeine zwei Hinterbeine ſtellte, ſich ſchneuzte, eine Priſe Spaniol nahm, die Perücke ſchüttelte und folgendermaßen anhob: „Meine geliebten Mitbürger! was bedünket euch denn, daß ihr ſo toll und blind in euer eigenes Verderben rennt? Höret mich und merket auf meine Stimme. Es iſt ein himmelſchreiendes, verruchtes, gottesläſterliches Unternehmen, Neuerungen, welcher Art ſie auch immerhin ſeien, in Gang zu bringen, vorzüglich aber einen ſo alten, ſo ehrwürdigen, ſo wohlklingenden und ſo rührenden Choral, der von uns und unſern Vätern, Großvätern, Urgroßvätern und Aeltervätern, zu allen Zeiten und von allen Eſeln geſungen worden iſt, abzuändern, und dafür eine neumodiſche Normal einzuführen, aus der kein Menſch, geſchweige denn ein Eſel, klug werden kann.“

Alſo ſprach der Senior, und ſetzte ſich wieder auf ſeine Viere, wie vor ſeiner Rede. Und alſobald entſtand eine gewaltige Fehde zwiſchen dem jungen und dem alten Volk. Der Staat theilte ſich in zwei Partheien. Alt- und Neudeutſcher ſtampften gegen einander. Man hörte bald ein furchtbares Ihageſchrei, bald einige halbverſtimmte melodiſche Stimmen. Man fuchte und todte gegen einander, und es würde unausbleiblicherweiſe ein Bürgerkrieg, blutiger noch als Roms innere Streitigkeiten, ausgebrochen ſein, wenn nicht, eben zur rechten Zeit, der Elephant erſchienen wäre, den das fürchterliche Geheul aus ſeinem Verdammungsſchlummer erweckt hatte.

Einmüthig zum Schiedsrichter erwählt, ſprach der Salomo des Thierreichs folgendes merkwürdige Urtheil aus: „Laßt ſingen und pfeifen unter euch, wer immer will; ihr werdet deshalb eure edle Natur doch nie ablegen, und beſtändig Eſel bleiben. Es iſt ſehr weiſe dafür geſorgt, daß, wenn ihr auch eure Stimme ablegen wolltet und könntet, man euch dennoch an den Ohren erkennen würde. Sintemalen es nun ein Hauptſatz eurer Reichs-Organiſation iſt, daß wenigſtens zwei Drittheile eures Staats unmaßgeblich aus dem Geſchlechte der Ureſel genommen werden müſſen, ſo habe ich allein nur nöthig, auch auf die ſtrengſte und ſorgfältigſte Beobachtung eures Kodex zu verweiſen. Zu ewigen Zeiten wird ſodann weder die leidige Aufklärung, noch irgend ein anderer Vernunftfunken, den ruhigen Dämmerſchein eurer Exiſtenz durchleuchten und eure alte und wohlherkömmliche Lebensweiſe ſtören. Ihr ſeid Eſel geweſen, und könnet euch beruhigen, denn ihr ſeid es noch, und wollt und ſollt und werdet es immer bleiben. Wohlan! ſo ſchwört auf meinen kurzen Schweif, daß ihr den alten Sitten, den alten Zeiten, den alten Gebräuchen und der alten Dummheit ewig getreu bleiben wollt!“ So ſprach der Richter. Und Alle ſchwuren. Auf weithin erſchallte das jauchzende, entzückte Iha!

Pater H....

Digitized by Google

Toilette einer römiſchen Dame.

Man hört alle Tage die geſtrengen Eheherren ſich beklagen, daß ihre Frauen zu lange Zeit bei der Toilette verweilen und zu viel Geld damit verſchwenden. Bekanntlich beſtehet das Glück nur in der Vergleichung eines leidlichen Zuſtandes mit einem viel ſchlimmern. Ich will ihnen daher beweiſen, daß ſie ſich noch glücklich zu ſchätzen haben; denn wenn ſie und ihre geliebten Ehehälften zu den Zeiten Agrippinens und Poppeja's gelebt hätten, ſo würden ſie noch viel mehr Urſache gehabt haben, ſich zu beklagen und über Zeit- und Geldverſchwendung zu ſeufzen. Möge es mir daher gelingen, ſie zu tröſten, indem ich ihnen die Beſchreibung der Toilette einer römiſchen Dame mittheilen will, aus welcher ſie ſelbſt werden ſchlieſſen können, daß der heutige Frauenputz und Aufwand gegen den frühern die Einfachheit und Sparſamkeit ſelbſt genannt werden kann.

Sobald eine Frau von Stande das Bett verlaſſen hatte, was gewöhnlich zwiſchen zehn und eilf Uhr Morgens geſchah, wurde ſie ſogleich in's Bad getragen, wo ſie ſich mit Bimſtein reiben ließ. Sie begab ſich ſodann unter die Hände der Kosmeten. Dieſe Kosmeten waren Sklaven, welche mehrere Geheimniſſe zur Erhaltung der Friſche der Haut beſaſſen, und die ihren Namen von dem griechiſchen Worte Kosmos herleiteten, welches Schönheit bedeutet. Ihre Verrichtungen wurden ſo hoch gehalten, daß man ſie ſelbſt als einen Zweig der Heilkunde betrachtete.*) — Kurz nachdem die Dame das Bad verlaſſen hatte, wurde ihr eine Art von erweichendem Umſchlag auf's Geſicht gelegt, den die Kaiſerin Poppeja erfunden hatte. Dieſer Umſchlag blieb ſo lange, bis ſie ausgehen oder einen Fremden empfangen wollte, dergeſtalt, daß der arme Gemahl ſeine Frau allein nie anders, als unter einer häßlichen Maske ſehen konnte, welche oft des Abends wieder angelegt und die ganze Nacht über behalten wurde, um das Geſicht vor der Berührung der Luft zu bewahren. In dem Augenblick, wo die Toilette begann, nahm eine Sklavin es ihr ab, und wuſch ihr alſobald das Geſicht mit einem in Eſelsmilch getauchten Schwamm, während eine andere die Haut ſanft rieb, um ihr alle mögliche Friſche zu geben. Nach Plinius Ausſage bediente man ſich dazu der Aſche von Schnecken, oder von großen Ameiſen, die man in Salz zerquetſchte, oder des Honigs, in welchem man Bienen erſtickte, oder des Hühnerfettes mit Zwiebeln vermiſcht, oder endlich des Schwanenfettes, dem man die beſondere Eigenſchaft zuſchrieb, die Runzeln zu vertreiben. Sodann wurden die röthlichen Flecken bearbeitet, die mit einem in Roſenöl getauchten Stück Wollentuch verwiſcht werden mußten. Man vertrieb die Sommerſproſſen und Ueberflecken mit dem Abſchabſel von Hammelhaut, mit karfiſchem Honig vermiſcht, wozu man manchmal noch Weihrauchpulver mengte, um die Röthe des Geſichts zu vermindern. Nach dieſer Operation kam eine dritte Sklavin, mit einer kleinen Zange bewaffnet, welche unbeſtraft das Geſicht der Herrin berühren, und ihr die am unrechten Orte emporſproſſenden Härchen ausrupfen durfte.

Man ging ſodann zu den Zähnen über, und da das friſche Waſſer nicht mehr genügend war, ſo rieb man ſie mit zermalmtem Bimſtein, oder mit Marmorſtaub, ein Mittel, deſſen ſich noch heut zu Tage die engliſchen Frauenzimmer bedienen. Der Gebrauch der Zahnbürſten war auch damals ſchon bekannt, und die Koketten lieſſen ſich damals wie heute die verlorenen Zähne durch künſtliche in Gold gefaßte erſetzen. Eine der Dienerinnen reinigte ſie überdem noch mit einem goldenen oder ſilbernen Federzahnſtocher; man gab jedoch denen aus Stachelſchweinsborſten bereiteten vor allen andern den Vorzug, denn ſie verletzten das Zahnfleiſch nicht. Um das Aufſpringen der Haut an den Lippen zu vermeiden oder zu heilen, rieb man dieſelben mit einem umgekehrten Stück Schafshaut, welches man zuvor in engliſches Nußöl, oder in Seife, oder in Aſche, die aus verbrannten Mäuſen bereitet und mit Fenchelwurzel vermiſcht worden war, getaucht hatte. Darauf erſchien eine dritte Gattung von Sklaven, welche die Augenbraunen, Augenwimpern und Haare färbten, je nach dem Alter oder dem Geſchmack der Perſon. In den erſten Familien gehörte es zum guten Ton, dieſe Frauenzimmer aus Griechenland zu beziehen, aber wenn man ſie von dort nicht erhalten konnte, ſo nahm man ſie aus andern Ländern und verwandelte nur ihre Namen in griechiſche; ſie machten dann ihren Herrſchaften dieſelbe Ehre, wie die Schweizer zu Paris, welche man aus Amiens kommen läßt. — Sodann wurden die Lippen mit einer Roſenpomade belegt, um ihnen mehr Friſche und Lebhaftigkeit zu geben, während eine Sklavin der Dame einen runden Spiegel vorhielt, der mit edeln Steinen eingefaßt war und einen Griff von Perlmutter hatte. Dieſe Spiegel waren größtentheils von edeln Metallen, oder von einer Zuſammenſetzung derſelben, welche man auf's vollkommenſte zu poliren verſtand. Man darf vermuthen, daß die meiſten von Gold waren, denn Plinius berichtet, daß man die ſilbernen nur auf den Putztiſchen der Sklaven erblickte. Sie waren oft groß genug, um ſich ganz darin zu erblicken, und es iſt

*) Zwei Aerzte, Archigenes, am Hofe Cleopatra's, und Criton, am Hofe Plantinas, ſchrieben jeder eine beſondere kosmetiſche Abhandlung, die ſie ihren Herrſcherinnen widmeten.

Digitized by Google

leicht, den ungeheuern Preis derſelben zu berechnen, weil Seneka ſagt, daß er bei weitem die Summe überſtieg, welche der römiſche Senat der Tochter Scipio's zur Ausſteuer gab.

Ludwig Reynier.

Biographiſche Skizze.

Der Kanton Waadt und die Schweiz hat einen ihrer würdigſten Mitbürger, in der Perſon Ludwig Reyniers, Poſt-Intendanten zu Lauſanne, Mitglied der helvetiſchen Geſellſchaft der Naturwiſſenſchaften u. ſ. f., verloren. Sohn eines ausgezeichneten Arztes zu Lauſanne, erhielt er eine vortreffliche Erziehung, und entwickelte bei Zeiten die Talente und die auſſerordentliche Lebendigkeit, die er der Natur verdankte. Die ſchöne Literatur wurde der erſte Gegenſtand ſeiner Studien, er zeigte ſelbſt große Anlagen zur Dichtkunſt; aber die genauern Wiſſenſchaften, deren Zweck die Naturkunde iſt, beſchäftigten ihn bald ausſchlieſslich nur. Die Botanik vorzüglich wurde der Gegenſtand ſeiner Vorliebe, und obgleich ihn die Amtsverrichtungen in den Stellen, die er nach und nach bekleidete, oft davon abzogen, ſo kehrte er doch immer mit neuem Vergnügen zu dieſer angenehmen Wiſſenſchaft zurück, in welcher er einen reinen Genuß fand, über den er manche betrübenden Umſtände und Begebenheiten vergaß.

Die phyſikaliſche Geſellſchaft zu Lauſanne, von der allein nur die Erinnerung noch übrig geblieben iſt, Dank ſei es den Denkſchriften, die ſie herausgeben hat, nahm den jungen Reynier in ſich auf, nachdem er durch eine Diſſertation über das Feuer, und durch einige andere Arbeiten bereits ſeinen Namen bekannt gemacht hatte. Bald darauf zogen ihn die Begebenheiten nach Frankreich. Die Gelegenheit bot ſich ihm von ſelbſt dar, ſich in ſeinem wahren Lichte zeigen, und er wurde beauftragt, für die Encyclopédie méthodique mehrere Artikel über Botanik und Landwirthſchaft zu ſchreiben. Er wurde zum Mitglied der landwirthſchaftlichen Geſellſchaft des Seine-Departements ernannt, und er war einer der Gründer der Linneiſchen Geſellſchaft. Auſſerdem wurden ſeine literariſchen Beiträge in die beſten Zeitſchriften ſeiner Epoche aufgenommen.

Der Ankauf eines Beſitzthums im Nieure-Departement nöthigte ihn, Paris zu verlaſſen, um ſich ganz der praktiſchen Landwirthſchaft zu überlaſſen; aber alle Augenblicke, die er davon erübrigen konnte, waren der Botanik und den Nachforſchungen für das große Werk der „Staatswirthſchaft und der Moral der alten Völker“ geweiht, wovon er damals den Plan entwarf, und welches ſomit die Aufgabe ſeines ganzen Lebens wurde.

Er wurde den Studien und der Zurückgezogenheit durch die Einladung entnommen, ſich nach Aegypten zu begeben, wo der General Reynier, ſein Bruder, eine Abtheilung der franzöſiſchen Armee befehligte. Napoleon, als ſcharfſichtiger Würdiger des Verdienſtes, vertraute ihm den Poſten eines General-Direktors der Domainen, der eben ſo wohl einen unterrichteten, als einen thätigen und vorzüglich unerſchütterlichen Mann erforderte. Reynier ſtand dieſer groſſen Stelle in der Zentralverwaltung Aegyptens bis zu dem Zeitraum vor, wo dies Land von den franzöſiſchen Truppen geräumt wurde. Als eben ſo verſtändiger denn aufgeklärter Beobachter, verdankte er derſelben die Materialien, welche den beiden Bänden, die er nachher über Aegypten herausgab, einen ſo großen Werth verleihen.

Er lebte nun wieder, wie früher, auf ſeinem Landgute den Muſen und ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen allein. Aber nicht lange konnte er dieſer Ruhe genieſſen; denn er wurde von der neuen Regierung nach Neapel berufen. Zuerſt zum königlichen Kommiſſarius ernannt, erhielt er den eben ſo verwickelten als gefahrvollen Auftrag der Reorganiſation Kalabriens, und führte dieſes Geſchäft mit einer ſo bewunderungswürdigen Umſicht und Genauigkeit aus, daß er, nach Beendigung deſſelben, zum Staatsrath und General-Poſtdirektor des Königreichs ernannt wurde. Da die Forſtverwaltung ebenfalls einer Umgeſtaltung von Grund aus erforderlich war, ſo wurde Reynier auch damit beauftragt und zum General-Forſtdirektor ernannt. Durch ſeine neue Einrichtung wurden alle frühern Mißbräuche abgeſtellt, und die Hauptgrundſätze ſeiner Arbeit wurden ſelbſt von dem gegenwärtigen Monarchen nach ſeiner Reſtauration unverändert beibehalten. Die allgemeine Achtung, welche er ſich durch ſein unermüdliches Beſtreben zur Verbeſſerung der innern Einrichtung des Staats erworben hatte, das Intereſſe, welches er dadurch einem jeden Unparteiiſchen einflöſſen muſſte, und vorzüglich ſeine groſſe Ordnungsliebe und Pünktlichkeit in Verwaltung ſeiner verſchiedenartigen Aemter waren die Haupturſachen, daß er zur Zeit der Reſtauration Ferdinands, Königs beider Sizilien, auf keine Weiſe behelligt oder verfolgt wurde.

Nach ſo vielen Mühen und Arbeiten zog er ſich endlich mit einem ſehr geringen Vermögen auf ein Landgut zurück, welches er in der Nähe von Vevay (im Kanton Waadt) erkauft hatte, und wo er, nach wie vor, mit einem unzuermüdenden Eifer ſeine literariſchen und botaniſchen Arbeiten fortſetzte.

Der Staatsrath des Kantons Waadt faßte endlich den glücklichen Gedanken, die Verdienſte und die Er-

Digitized by Google

fahrungen dieſes würdigen Bürgers geltend zu machen. Es wurde ihm die Verwaltung der Poſten anvertraut, in der er eben ſo ſehr die getroffene Wahl zu rechtfertigen, als die Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Untergebenen ſich zu erwerben wußte. An eine unermüdliche Beſchäftigung gewöhnt, ſetzte er, ungeachtet der mannigfachen neuen Einrichtungen und Arbeiten ſeines Amts, in welchem die kleinſten Gegenſtände, wie die größten, mit derſelben Sorgfalt und Genauigkeit behandelt wurden, ungeachtet der wichtigen Unterhandlungen, mit denen er bei der öſtreichiſchen und ſardiniſchen Regierung und denen verſchiedener Stände der Eidsgenoſſenſchaft beauftragt wurde, dennoch ſein großes Werk fort, und gab nach und nach vier Bände davon über „Staats- und Landwirthſchaft der alten Völker“ *) heraus. Der Druck des fünften Bandes hatte, im Augenblicke ſeines Hinſcheidens, bereits begonnen, und wird unmaßgeblich fortgeſetzt werden.

Alle Unternehmungen Reynters waren darauf berechnet, den Unterricht, die Aufklärung und die Wahrheit unter ſeinen Mitbürgern zu verbreiten, oder ſeinem Vaterlande Ehre und Ruhm zuzuwenden. Er war ein eifriger und unermüdlicher Theilnehmer und Beförderer alles deſſen, was darauf hinſtrebte und mit dieſen Zwecken nur in die entfernteſte Berührung trat. Er ſtarb am 17 Dezember 1824, im zweiundſechzigſten Jahre ſeines Alters.

Ruſſiſche Sittentafel.

I.

Es iſt immer ſehr ſchwierig, die karakteriſtiſchen Züge eines Volks recht aufzufaſſen, und eben das in ein helles Licht zu ſtellen, was ihm ganz eigen iſt, und wodurch es von allen andern ſich unterſcheidet. Aber dieſe Schwierigkeit wird unermeßlich, ſobald es ſich über ein Land, wie Rußland, handelt, wo alle Extreme ſich vereinigen, von jenen ungeheuern, noch ganz barbariſchen Provinzen bis zu den Einzelnheiten einer überraſchenden Ausbildung, die man, ihrem ganzen innern Gehalte nach, faſt eine Treibhaus-Zivilſation nennen möchte, und die jenen Ausdruck eines ſcharfſinnigen Schriftſtellers veranlaßt hat: daß die Sitten dort ſchon verfaulen, ehe ſie ganz zur Reife gelangen. Was läßt ſich auferdem von einer erborgten Literatur ſagen, die nur das Daſein eines Tages hat, und von einer Originalliteratur, die ſo eben erſteht? Was von jenen Dichtern und Geſchichtſchreibern, die unter ſo vielen Millionen nur für einige Hunderte ſchreiben, die im Stande ſind zu fühlen und zu begreifen? Was von jenen geſtrengen Herren, die ganze Heerden Sklaven unter ſich haben und die ihren Reichthum nach Menſchenköpfen berechnen, wie die Erzväter des alten Teſtaments ihn nach Rindern und Schafen zählten? Was endlich von jenen Sklaven, die nichts beſitzen, oder die ſelbſt durch erworbene Güter ſich nicht befreien können?

Was erblicken wir zu Moskau? Eine veraltete Ariſtokratie der Sitten, die ſich auf ihren nichtsſagenden Stolz lehnt, wie der Pilz auf ſeinen zerbrechlichen Stengel. Was ſehen wir zu Petersburg? Eine Autokratie in der möglichſt regelmäßigſten Form, der es auf keinem Punkte an Kraft und Dauer gebricht. Ueberall, wohin wir unſere Augen wenden, ſehen wir Soldaten, oder doch alles in militäriſcher Form, ſelbſt bis zu den Studenten, die einſt dem Volke die Wahrheiten der Religion verkündigen ſollen. Auferdem wird unſer Ohr von dem Geſchrei der Feldlager betroffen, die mitten im tiefſten Frieden fortbeſtehen, in denen das Daſein der römiſchen Legionen ſich erneuert und wo eine Million Soldaten, mit ſieben Millionen Sklaven vermiſcht, ein ganzes Kriegervolk bildet, welches von der Ziviliſation der übrigen Erde durch ſeine Geſetze und Inſtitutionen durchaus abgeſondert wird. Der Beobachter, ſtatt an dieſem Anblick ſich zu erfreuen, erzittert darüber in tiefſter Seele, denn er iſt ein Menſch, und dieſes ganze Chaos der Macht und Gewalt erſchreckt ihn, und macht ihn für das Wohl ſeiner Mitgeſchöpfe beſorgt.

Wie ſoll man ſich alſo benehmen, um ein treues Sittengemälde von Rußland darzuſtellen, ein Gemälde, in dem weder die Leidenſchaft noch das Vorurtheil eine Stimme haben, und wo weder der Einfluß der Geſellſchaft noch der des Verhältniſſes geltend gemacht wird? Geſtehen wir es offen: eine ſolche Aufgabe iſt ſehr ſchwer; aber je ſchwerer ſie iſt, um ſo verdienſtlicher wird es auch, ſie mit einigem Erfolge auszufüllen. Wir behaupten daher nicht, hier Alles zu erſchöpfen, wir werden uns vielmehr begnügen, nur anzudeuten; und um ſo beſſer und unangefochtener zu unſerm Ziele zu gelangen, wollen wir die Berichte zweier engliſchen Reiſenden zum Grundſtein unſerer Betrachtungen legen, und denſelben unſere eigenen Erfahrungen nur dann beigeſellen, wo die Berichtigung einer Thatſache erfordert, oder wodurch ſie in ein helleres und vollkommneres Licht geſtellt werden kann.

Die beiden Reiſenden, deren wir ſo eben gedacht haben, und deren Mittheilungen über Rußland im

*) De l'Égypte sous la domination des Romains. — De l'Économie publique et rurale des Égyptiens; — des Celtes; — des Perses et Phéniciens; — des Arabes et des Juifs; — des Égyptiens et des Carthaginois.

auffallendſten Widerſpruche ſtehen, ſind der Doktor Clarke und Sir. Robert Wilſon. Der Erſte redet den Ruſſen alles nur erdenkliche Uebel nach, und der Andere bezeugt ſich ihnen in jeder Hinſicht viel zu günſtig. Weder der Eine noch der Andere verſtand und redete die Landesſprache, und ſie hatten auſſerdem eben keine beſondere Gelegenheit, die Nation, deren Sitten ſie geſchildert haben, gründlich kennen zu lernen. Während der Doktor Clarke das Unglück hatte, ſeine Reiſe unter der Regierung Pauls zu machen, wo er faſt auf jedem Schritte den ausgeſuchteſten und ermüdendſten Scherereien ausgeſetzt war, befand ſich Wilſon nur in den glänzendſten Geſellſchaften, die auf jenem unwirthbaren Boden wie eine ausländiſche Blume prangen. Ueberall obenangeſtellt und geſchmeichelt, worin man ſich dort mehr als wo es auch ſei verſteht, wenn es gilt, irgend einen perſönlichen oder nationellen Vortheil dadurch zu gewinnen, wurde er ſo ſehr von dieſer zuvorkommenden Höflichkeit beſtochen, daß er alles Uebrige überſah, oder doch nur flüchtig darauf zu verweilen im Stande war.

Statt ſeiner tritt nun ein dritter Engländer auf, der Doktor Lyall, der lange Zeit in Rußland gewohnt hat, und ſonſt alle Eigenſchaften beſitzt, jenes Reich und ſeine Bewohner, mit denen er neun Jahre lang gelebt hat, und deren Sprache er aufs vollkommenſte kennt, mit einiger Sicherheit beurtheilen zu können. Ueberdem iſt ſeine Darſtellung ſo einfach als unparteiiſch, und verdient ſchon deshalb ein größeres Vertrauen. Der Verfaſſer hat mehrmals die verſchiedenen Provinzen des europäiſchen Rußlands bereiſet, und in genauer Bekanntſchaft mit Perſonen aller Stände gelebt. Er hat zwei Jahre lang zu Petersburg und länger als ſechs Jahre zu Moskau gewohnt. Als Arzt iſt er in Berührung mit den mächtigſten Familien geweſen, und hat auf ihren Landgütern gelebt, oder iſt mit ihnen gereiſet. Mit einem Worte, er hat die beſte Gelegenheit gehabt, Alles kennen zu lernen, was nur von einigem Intereſſe ſein kann, und er hat das Wichtigſte davon in ſeinem Werke zuſammengetragen, welches er, freilich ohne Erlaubniß, aber in den ehrfurchtvollſten Worten, dem Kaiſer Alexander gewidmet hat. Der arme Doktor war weit entfernt, zu erwarten, was eingetroffen iſt. Sein Buch iſt nicht nur nicht angenommen, ſondern dieſer Schritt auch höchſt mißbilligt worden. Er mag ſich dafür durch den ungeheuern Abſatz und den Ruf, welchen ſein Werk durch die kaiſerliche Ukaſe erhalten hat, tröſten, wenn er kann.

Was nun zuerſt die allgemeine Lebensart der Ruſſen anbetrift, ſo geſteht der Doktor Clarke zu, daß ihr Betragen in der Geſellſchaft eben ſo anſtändig als höflich iſt; aber, fügt er hinzu, ſie verfallen, ſelbſt die ihrem Range und Vermögen nach am höchſten Stehenden, wieder in wahres Hottentottenleben, ſobald ſie allein ſind und ſich ganz ihren Neigungen und Gelüſten überlaſſen können, und man findet ſie ſodann mit langem Bart, bloßem Kopfe, mit ſchmutzigen Hammelpelzen bekleidet, beſtändig rohe Waſſerrüben ſpeiſend, Quaß verſchlingend, den halben Tag ſchlafen und die andere Hälfte mit ihren Leuten zanken und ſie wohl gar prügelnd. Er behauptet ebenfalls, weil denn doch Alles geſagt werden muß, daß ſie mit einem ſchmutzigen Ungeziefer bedeckt ſind, und daß man angeſehene Frauen finde, welche an den Fenſtern ihrer Paläſte den gegenſeitigen Dienſt erweiſen, daſelbe ſich abzulieſen; daß die Nahrung der ganzen Nation in Fett und Branntewein, und die der Bauern auſſerdem noch in Stroh, Baumrinde und Fiſchthran beſtehe; daß es im ganzen Lande nicht ein Bett gebe, in welchem ein Engländer ſchlafen möchte, und daß der Meiſter Stock ſeinen Dienſt vom Morgen bis zum Abend, in allen Klaſſen der Bevölkerung, zu verrichten habe.

Man ſieht es allen dieſen Angaben auf den erſten Blick an, daß ſie übertrieben ſind. Auch hat der Doktor Lyall ein zu zartes Gewiſſen, als daß er die Aufſchneiderei ſeines Landsmannes als reine Wahrheit ſollte gelten laſſen. Er widerlegt mehrere davon gradezu, und betrachtet ſie als eine eben ſo unpaſſende als unſtatthige Uebertreibung. Der hohe Adel, ſagt er, iſt gewöhnlich mäßig im Gebrauch der ſtarken Getränke, und auf jeden Fall viel mäßiger als der engliſche Adel. Er läßt ſich bei Tiſche mit vielem Luxus und vieler Eleganz bedienen, und es befinden ſich oft fünf bis ſechs deutſche oder franzöſiſche Köche in einem großen Hauſe. Die rohen Waſſerrüben ſind nach ihm nur ganz gewöhnliche Radieschen, welche in Streifen geſchnitten und zum Frühſtück, oder kurz vor dem Eſſen aufgetragen werden, um den Appetit zu ſchärfen, und was den Quaß anbelangt, von dem der Andere nur mit wahrem Schauder ſpricht, ſo iſt es ein leichtes ſüßſaures Bier, das für den Geſchmack ſehr angenehm und ſehr geſund iſt. Es läßt ſich nicht ganz verneinen, daß die Ruſſen einigermaßen ſchmutzig ſind, wovon der Fürſt Potemkin ſelbſt das ſprechendſte Beiſpiel aufſtellt, indem er ſich von ſeiner Nichte jenen Dienſt erweiſen ließ, deſſen Clarke erwähnt, und zwar ohne alle Zeremonie, während er des Morgens Beſuche annahm.

Die Bauern leben auſſerdem ziemlich gut, mit ihrem ſchwarzen Brod, Kohl, Zwiebeln, Pilzen und geſalzenem Fleiſch, welches ſie gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen ſpeiſen, und wozu ſie eine ungeheure Menge Quaß und Hanf- oder Leinöl trinken. Es er-

Digitized by Google

gibt sich also von selbst, daß sie bei dem Ueberfluß dieser Lebensmittel, welche zu unglaublich niedrigen Preisen zu haben sind, nicht erst zu Stroh, Baumrinde und Fischtran ihre Zuflucht nehmen müssen. Es ist indeß leider nur zu wahr, daß fast die ganze Nation, und so oft sie es zu thun im Stande ist, einer großen Gefräßigkeit sich hingibt, und daß die Bauern und die Geistlichkeit fast einer beständigen Trunkenheit sich überlassen. Die Weiber selbst sind davon nicht ausgenommen. Sie verzehren, so viel sie nur hineinzubringen vermögen, und schlafen oft zwölf bis sechszehn Stunden in einem Strich. Die reichen Kaufmannsfrauen trinken oft so viel, daß sie kaum mehr lallen können, und sie geben sich unter einander häufige Pickenicks, in denen die gebrannten Wasser die erste Rolle spielen. Kommt nun der Mann nach Hause und findet seine geliebte Ehehälfte mit einem wahren Vollmondsgesichte, fragt er wohl manchmal mit großer Zärtlichkeit: „Was fehlt dir, mein Schatz?“ so antwortet sie darauf, wenn sie es anders noch im Stande ist: „Eine Migraine, mein Engel!“ denn man weiß auch schon dort zu Lande, was eine Migraine ist. Der ungeschliffene Gemahl lacht darüber aus vollem Halse und sagt: „Nun, nun, es wird schon besser werden über Nacht.“

Während Clarke von den Frauen nur mit Bewunderung spricht, und sie durchaus schön und wohlgestalt findet, und sie beschreibt, als wenn sie zu einer andern Menschengattung wie die Männer gehörten, sagt der Doktor Lyall, der eben deshalb nicht besonders galant zu sein scheint, daß er, den Gesichtszügen nach, die beiden Geschlechter in jenem Lande nie recht habe unterscheiden können, und daß, wenn er bei beiden recht hübsche Züge gefunden, er manchmal auch wahre Karrikaturen gesehen habe. Seine Mittheilungen über den Artikel der Schönheit sind komisch genug. „Das Hauptstudium des schönen Geschlechts, sagt er, bestehe darin, soviel zu essen und zu schlafen, daß es bei Zeiten eine gewisse Wohlbeleibtheit gewinnt, die oft selbst die Schranken der sogenannten Korpulenz überschreitet, und eben dann als ein großer Reiz betrachtet wird. Bei dem Anblicke eines solchen Frauenzimmers, das in ihrem eigenen Fette fast erstickt und sich mit Mühe nur fortbewegen kann, flößt das gemeine Volk gewöhnlich diesen Schrei der Bewunderung aus: Ei, wie feist und schön sie ist! Gott sei mit ihr! — Fast Alle beschmieren und beschmutzen sich das Gesicht mit Schminke, ja selbst die Bauerweiber malen sich rothe Wangen und die schwarzen Zähne werden, bei den Frauen der höhern Stände, für eine große Schönheit gehalten. Was die Galanterie anbetrifft, so sind sie darüber eben nicht besonders delikat, und halten es kaum der Mühe werth, sie zu verbergen.“ Lyall stellt davon mehrere Beispiele auf, und zitirt mehrere Unterredungen mit russischen Großen, über die eheliche Treue, bei welcher ihn die geäußerten Grundsätze ganz besonders skandalisirt zu haben scheinen. Wir wollen unsere Leser nicht damit behelligen. Eben so wenig können wir gesonnen sein, uns mit den Einzelnheiten über jenen „physischen Klubb“ zu Moskau zu befassen, dessen Institutionen sich mehr denen der otahaitischen Gesellschaften, als den europäischen anzuneigen scheinen. Wir erlauben uns, wenn auch nicht gradezu seine Existenz, doch wenigstens seine Verbreitung und ihnere Einrichtung in der Art, wie sie der Doktor Lyall beschreibt, zu bezweifeln. Es scheint uns gleichfalls überflüssig, verschiedene Anekdoten hier anzuführen, durch welche die geringe Zartheit bewiesen werden soll, die gewöhnlich in den Unterhaltungen herrscht. Das Alles kann besser in einer Skandalkronik, als in einem Sittengemälde, seinen Platz finden. Ein einigermaßen bosshafter Beobachter kann in einem jeden Lande dergleichen Züge einsammeln, und sie mit einer gewissen Laune und Gewandtheit zustutzen, wie es ihm beliebt, ohne daß der unbefangene Leser danach auf den wahren sittlichen Zustand desselben seine Schlussfolgen zu berechnen im Stande ist.

Gebräuche verschiedener Völker bei der Beerdigung ihrer Fürsten.

Die Aegyptier unterbrachen ihre gewöhnlichen Arbeiten zwei Monate lang. Zwei- oder dreihundert weinende Personen, die Häupter mit Koth bedeckt, stimmten zweimal täglich auf den öffentlichen Plätzen ein fürchterliches Klagegeschrei an. Während dieser ganzen Zeit durfte man weder Fleisch noch Weizenbrod essen, noch Wein trinken, noch sich baden oder schmücken, und alle Vergnügungen, selbst bis zu denen der Ehe, waren aufs Strengste untersagt.

Der Leichnam der sythischen Könige wurde von Provinz zu Provinz getragen, und die Bewohner derselben schnitten sich bei diesem Anblicke ein Stück von ihren Ohren ab, sie verletzten sich an der Stirn, an der Nase, am Arm, und durchbohrten sich den linken Arm mit einem Pfeil. Wenn einer der Könige dieses Volks krank war, so wurden die Weisen und Zauberer zusammengerufen, um ihr Urtheil darüber zu sagen. Sie deuteten sodann gewöhnlich auf irgend einen Großen des Reichs, der den Namen des königlichen Throns durch einen falschen Schwur mißbraucht haben sollte. Man ergriff sodann den Schuldigen, und schlug ihm den Kopf ab. Die Scythen erwürgten ausserdem noch 50 junge Offiziere der königlichen Leibwache, nebst

Digitized by Google

eben ſo vielen Pferden, die man ausnahm und ſodann mit Stroh ausſtopfte. Sodann ſtellte man ſie wieder aufrecht, ſchmückte ſie mit den todten Reitern, und zog damit einen Kreis um den Leichnam des Fürſten.

Einige afrikaniſche Völker, die ihre Fürſten als Gottheiten betrachten, ſtellen Freudenfeſte beim Hinſcheiden derſelben an, weil ſie glauben, daß ſie nun zum Himmel, ihrer eigentlichen Wohnung, emporſteigen. Bei den Negern von Congo iſt es aufs Strengſte verboten, den Tod der Könige zu beweinen, und wer Thränen vergießt, wird hart beſtraft. Sie bringen acht Tage und Nächte in beſtändigen Schmauſereien und Beluſtigungen zu.

Andere Nationen glauben, daß es auf der Erde nicht einen Ort gebe, der würdig genug ſei, die Aſche ihrer Könige in ſich aufzunehmen. Die Bewohner von Pegu tragen ſie weit aufs Meer hinaus. Der Leichnam, wohlriechendes Holz und mehrere Talapoins *) werden auf zwei zuſammengebundene Barken eingeſchifft, welche man ſodann dem Winde und den Wellen überläßt. In einer gewiſſen Entfernung vom Ufer zünden die Prieſter den Scheiterhaufen an, und ſuchen ſich durch Schwimmen zu retten. Es iſt merkwürdig genug, daß dieſelbe Sitte auch bei den alten Skandinaviern gebräuchlich war. Bei dieſen Letztern war er auf einen Zug ihrer mythiſchen Geſchichte begründet.

Die Nationen der Inſelgruppen des ſtillen Meers haben faſt dieſelben Gebräuche, wie die Chineſen. Die Inſelbewohner von Savu treiben jedoch die Trauer um ihre Fürſten noch viel weiter. Kaum iſt ein Rajah geſtorben, ſo verſammeln ſich ſeine Unterthanen und tödten alle Thiere, die ihnen unter die Hände gerathen, und je nachdem ſich eben mehr oder weniger Thiere vorfinden, um ſo kürzer oder länger dauert auch dieſe Orgie. Sobald der erſte Anfall der Trauerwuth vorüber iſt, verwundert man ſich, daß die Natur ihren Gang nicht unterbrochen habe, ſondern daß Alles in ihr noch eben ſo ſei, als während der Regierung des Fürſten. Sodann beginnt ein großes und allgemeines Faſten, während welchem, wenn es eben mit der trockenen Jahreszeit zuſammentrifft, in welcher es ihnen an Feld- und Gartenfrüchten gebricht, ſie allein nur von Syrop und Waſſer leben.

Der Kaiſer von Mexiko trug Schuhe von Rehhaut und goldene Ringe und Armbänder. Man bedeckte ſeine Lippen mit Edelſteinen, man pflanzte große Federbüſche auf ſeine Schultern, und warf einen lebendigen Hund ins Feuer, um die Ankunft des Fürſten an den Orten zu verkündigen, welche er beſuchen wollte. Man ſtellte neben den entfleiſchten Körper einen Sklaven, der mit den Zeichen der königlichen Würde geſchmückt, und dem, während einigen Stunden, die Ehrenbezeugungen eines Souverains erwieſen wurden. Sodann beerdigte man ihn lebendig an der Seite des Monarchen, mit einem Zeichen im Geſicht. Der neue Kaiſer bezeichnete noch andere Opfer, denen ein gleiches Schickſal vorbehalten war. Andere böten ſich freiwillig dazu her. Man gab ihnen Allen jedoch betäubende Getränke ein, damit man nichts von ihrem Widerſtehen zu befürchten habe.

Der Gebrauch, Menſchen auf den Gräbern der Könige zu opfern, iſt vorzüglich in Afrika noch ſehr im Gange. Die Inſel Biſſao wird durch neun Oberhäupter beherrſcht, und ſobald einer von ihnen ſtirbt, nimmt man 30 von ſeinen Weibern und eben ſo viele ſeiner getreueſten Sklaven, um ſie zu erwürgen. Die Biſſayas bewahrten mehrere Tage lang ein tiefes Stillſchweigen. Es war bei Lebensſtrafe verboten, es auf irgend eine Weiſe zu ſtören, irgend ein Inſtrument zu berühren, oder die Ströme des Landes zu beſchiffen.

Die Großen auf der Goldküſte ſchenken dem verſtorbenen Fürſten einen ihrer Sklaven, mehrere davon geben ihm eine ihrer Frauen, um ſeine Küche zu beſorgen, Andere bringen ihm ihre Kinder. Am Begräbnißtage werden alle dieſe Opfer, unter gewiſſen Vorwänden, an einen entlegenen Ort geſchickt, wo man ſie mit Zagayen *) und Pfeilen tödtet. Man ſtellt die Leichname im Pallaſte aus, und beſchmiert ſie ſodann mit Blut. Sie werden der Hülle des Königs nachgeſchleppt und mit ihr in derſelben Grube verſcharrt. Wenn die Weiber des Fürſten begehren, ihrem Gebieter zu folgen, ſo werden ihre Köpfe auf zugeſpitzten Pfählen rings um das Grab aufgeſtellt, und man betrachtet dies als den höchſten Pomp des königlichen Leichenbegängniſſes. An der Seite der Gruft des Fürſten von Congo wird eine andere mit Sklaven angefüllt, die man erwürgt, um in der andern Welt ihm als Zeugen ſeiner Handlungen auf der Erde dienen zu können.

Sobald ein König von Benin den letzten Seufzer ausgehaucht hat, wird nahe beim Pallaſte eine Grube gegraben, die in der Tiefe ſehr breit, aber oben nur ſo enge iſt, daß man ſie mit einem Stein verſchließen kann. Man wirft zuerſt den Körper des Fürſten hinab, und bald darauf eine große Menge ſeiner Bedienten, wonach man die Gruft verſchließt. Am nächſten Morgen erhebt man den Stein, die erſten Staatsbeamten ſchauen hinab, und fragen die in der Tiefe

*) Heidniſche Prieſter zu Siam und Pegu, eine Art von Bettelmönche.

*) Lanzen der Neger.

Digitized by Google

Geschlechten: ob sie schon beim Könige seien. Sobald man noch einen Laut vernimmt, verschließt man die Oeffnung aufs Eiligste, bis alle Opfer vor Hunger oder Schmerz umgekommen sind. Der Nachfolger des Verstorbenen ladet sodann das ganze Volk zu einem großen Gastmahle ein, während dem sich die betrunkenen Neger unter einander todtschlagen. Man schneidet den Getödteten die Köpfe ab, und wirft sie ebenfalls in die Gruft.

Beim Tode des Königs von Juida verdammt das Gesetz seinen Liebling oder seinen ersten Minister und einige seiner Frauen zum Tode. Mehrere seiner Unterthanen werden außerdem noch geopfert. Dieser Gebrauch, die Minister mit dem Könige zu beerdigen, dem sie gedient haben, ist bei den Völkern auf der Küste von Guinea sehr häufig.

Sobald der große Lama die Schwäche des Alters verspürt, versammelt er seinen Rath und erklärt, daß seine Seele in den Körper dieses oder jenes neugebornen Kindes übergehen wird. Das bezeichnete Kind wird, bis zu dem Alter von sechs oder sieben Jahren, mit der größten Sorgfalt erzogen. Sodann bringt man die Geräthe des Verstorbenen, die man mit seinen eigenen Geräthen vermischt. Vermag er sie sodann zu unterscheiden, so wird dies als ein sicheres Zeichen der Transmigration betrachtet.

Historische Kronik.

II.

Magus venenis, quis poterit Deus?
Hor. od. xxvii. lib. i.

Wenn das Schicksal der Völker manchmal auch vom Kriegesglück abhängt, so ist es fester und unerschütterlicher doch auf die innere Einrichtung der Staaten begründet. Das Dasein eines Individuums läßt sich auch hierin mit dem der größern Masse vergleichen. Sein inneres Wohlsein ist nicht immer eine Folge des äussern Glanzes. Die Stärke des Karakters, die Heiterkeit der Seele, die Unschuld des Herzens, wird nicht durch Geld und Rang und Ehrenstellen erlangt.

Welches auch der Ausgang des griechischen Freiheitskampfes sein mag, das Volk, das ihn gestritten hat, wird nicht ungenannt, unbeweint, ungerächt bleiben. Die unbestechliche Richterin der Vergangenheit, die Geschichte, wird strenge Gerechtigkeit üben, und einem Jeden ertheilen, was ihm gebührt. Während Mavros seine blutigen Waffen uns reicht, und das Gerausch des entsetzlichen Krieges für einen Augenblick verstummt ist, vergißt Griechenland die Pflichten einer sorgsamen Mutter nicht, ihren Kindern den nothwendigen Unterricht zuzuwenden. Besonders sind die Schulen der Elementar-Unterweisung im Peloponnes eingeführt worden, und die höhern Anstalten nehmen nach und nach eine vollkommenere Entwickelung. So reiht sich ein Volk der Zivilisation des übrigen Europa's an, das ihm allein seine gegenwärtige Ausbildung verdankt.

Aber nicht im Innern allein sind die Fortschritte Hellas bemerkenswerth, sondern auch im Aeußern ist sein Bestreben durch einen entschiedenen Erfolg gekrönt worden. Der Sohn des ägyptischen Satrapen ist am 13. November vorigen Jahrs, in der Nähe von Kandia, aufs Haupt geschlagen worden, und hat sich mit den Trümmern seiner Flotte nach dem Hafen von Makri (dem alten Marmorissa) auf die Küste von Caramanien, Rhodos gegenüber, geflüchtet. Dort von seinem Besieger, dem Admiral Miaulis blokirt, hat er endlich am 24. November den Entschluß gefaßt, es koste was es wolle, sich Luft zu machen. Am 25. hat also ein neues Seetreffen statt gefunden, in welchem die Aegyptier noch siebenzehn Schiffe verloren haben. Der Ueberrest hat sich in der größten Unordnung gegen Alexandria gewendet.

Somit ist denn der Feldzug von 1824 als vollkommen beendet zu betrachten; denn was das Gerücht anbelangt, daß der Kapitän Pascha wieder von Konstantinopel nach dem Archipel aufgebrochen sei, so ist das nur eine von jenen tausend Erfindungen, womit die Neuigkeitsfabrikanten ihr glaubiges Publikum zu regaliren pflegen. Griechenland ist ruhig, und hat weder von der Pforte, noch von den Aegyptiern und Barbaresken das Mindeste zu befürchten. Sein innerer Feind, der meineidige Colocotroni, hat seinen wohlverdienten Lohn erhalten, und man bemerkt und überzeugt sich immer mehr, daß man von einer unerschütterlichen Einigkeit Alles zu hoffen, und vom Gegentheil Alles zu besorgen habe. Die Wahlen, die im November in Morea statt gefunden, haben nicht ganz den allgemeinen Wünschen entsprochen, weshalb zu diesem Zwecke eine große Volksversammlung statt finden soll. Einstimmig ist indeß der frühere Präsident der ausübenden Gewalt, George Conduriotti, wieder erwählt worden, der sich durch seine klugen Maasregeln, vorzüglich bei Erstickung der Gährungen und innern Zwiste, vortheilhaft ausgezeichnet hat. Indeß ist der Vizepräsident Panajotti Bottassi am 13. November zu Spezzia gestorben, und der Lord-Oberkommissarius der jonischen Inseln hat, durch seine Proklamation vom 17. November, die griechische Blokade von Patras, Lepante und im ganzen Archipel, aufs vollkommenste anerkannt. Der Finanzzustand Griechenlands ist sehr blü-

Digitized by Google

bend, wozu der Beſitz der ehemaligen türkiſchen Domainen nicht wenig beigetragen hat, die über ſechstauſend Millionen an Werth betragen. Die Belagerung von Coron, Modon, Negropont, Patras und Lepante wird mit Eifer betrieben, und die nach Kandia beſtimmte Expedition wird gegen Ende des vergangenen Jahres dahin aufgebrochen ſein.

In der Türkei ſtehen die Sachen natürlicherweiſe nicht eben ſo gut. Der Sultan, an ſeinen irdiſchen Kräften verzweifelnd, verſucht es nun die rebelliſchen Rajahs mit Hilfe ſeiner Gebete zu unterjochen, und ladet das ganze Volk der Osmanlis zur Nachahmung ſeines Beiſpiels ein, das heißt: er befiehlt, daß ein jeder Türk beten ſolle, er mag nun wollen oder nicht. So denkt man, unter dem Beiſtand des Propheten, noch einen fünften Feldzug eröffnen zu können, der alle frühern an Muth übertreffen ſollweil man an die Spitze der nach Mazedonien beſtimmten Armee den entſetzlichen Abullobub Paſcha ſtellen will. Auſſerdem wird von Seiten des Divans alles Mögliche aufgeboten, den Vizekönig von Aegypten im Intereſſe der Pforte feſtzuhalten, der indeß nicht mehr beſonders dazu geneigt ſcheint, und, wie man vermuthet, nichts weniger im Schilde führt, als den Thron der Pharaonen wieder herzuſtellen. Was die Barbaresken anbelangt, ſo ſcheinen ſie eben auch nicht Willens zu ſein, ihre Flotten den gefährlichen griechiſchen Brandern darzuſtellen.

Nichts iſt nach all dieſem Geſchick und in dieſer nicht mehr zu verbergenden Noth komiſcher, als der Stolz des Divans, der mit Verachtung die Vermittelung der europäiſchen Mächte verwirft. Es iſt nicht abzuläugnen, daß dies Betragen Griechenland mehr günſtig als nachtheilig iſt.

Der Paſcha Derwiſch hat Beotien geräumt, und ſeine Armee hat ſich nach allen Winden zerſtreut. Eben ſo iſt es dem Paſcha Omar ergangen, der mit einer kleinen Truppe Janitſcharen zu Caravaſſari ſteht. Eine neue türkiſche Reſervearmee ſoll in der Nähe von Konſtantinopel gebildet werden; nur iſt die einzige Schwierigkeit vorhanden, Soldaten zu finden, aus denen dies Heer gebildet werden ſoll. Indeſſen hat doch ein Sonnenſtrahl die Nacht der türkiſchen Politik durchbrochen, ſeitdem der ruſſiſche Staatsrath Minziaky endlich am 11. Dezember einen öffentlichen Karakter angenommen und dem Reis-Effendi ſein Beglaubigungsſchreiben als Geſchäftsträger ſeines Hofes übergeben hat, obgleich die Fürſtenthümer noch nicht ganz geräumt waren. Um jedoch dieſe Freude einigermaßen zu mäßigen, iſt faſt zu gleicher Zeit die Peſt in der Hauptſtadt ausgebrochen.

Immer war man noch ungewiß, ob das ſchreckliche Ereigniß der Zerſtörung von Schiras in Perſien, durch ein Erdbeben, ſtatt gefunden habe oder nicht. Dieſe Ungewißheit hört leider durch die beſtimmte Nachricht über die am 20. Juni erfolgte faſt gänzliche Verwüſtung dieſer Stadt und der Umgebung, auf. Zugleich haben ſich auch die Erdſtöße zu Aleppo in Syrien wieder erneuert.

Zu St. Petersburg ſind die Gewäſſer der Newa, obgleich bereits mit Eis bedeckt, plötzlich am 21. Dezember, bei ganz ruhiger Luft, um ſechs Fuß geſtiegen. Eine unbeſchreibliche Beſtürzung hat ſich des Volks bemächtigt, das in dieſem Phänomen eine Strafe des Himmels erblickt. Die Kirchen ſind beſtändig angefüllt, und in die Seufzer des Schmerzes und der Klage miſchen ſich die inbrünſtigſten Gebete für die in Morea kämpfenden Glaubensbrüder. Niemals hat ſich der Hauptkarakter der ruſſiſchen Nation recht eigentlicher gezeigt, als bei dieſer Gelegenheit, wo die allgemeine Noth auch eine allgemeine Gleichheit der Geſinnungen und des Gefühls hervorgebracht zu haben ſcheint. Der Kaiſer iſt das erſte Mobil dieſes edeln Beſtrebens, dem alle Klaſſen mit einem unermüdlichen Eifer nachſtreben. Man hat zugleich bemerkt, daß die Berathungen, über die griechiſchen Angelegenheiten, nie häufiger geweſen ſind, als eben jetzt. — Der König von Schweden hat mit eigener Hand an den Kaiſer Alexander geſchrieben, um dieſem Monarchen ſeinen Schmerz und ſeine Theilnahme über die Unfälle von Petersburg zu bezeugen. Zugleich ſind mehrere Schiffe mit allem Nothwendigen, zur Unterſtützung der Bewohner dieſer Stadt, von Stockholm abgeſegelt.

England hat es endlich für nöthig erachtet, ſich etwas näher zu erklären. Der Miniſter Canning hat am 1. Januar den Geſandten aller fremden Mächte zu London erklärt: „daß unter den gegenwärtigen Umſtänden England ſich verpflichtet glaube, die Unabhängigkeit der Republiken von Mexiko, Columbia und Buenos-Ayres anzuerkennen, und Geſandte dorthin zu ſenden, um über die verſchiedenen Punkte dieſer Anerkennung noch näher zu unterhandeln.“ Was die Anerkennung von Peru und Chili anbetrift, ſo wird ſie erſt ſtatt finden, wenn dieſe Länder ganz beruhigt ſein werden. Ueberhaupt ſcheint die brittiſche Politik ſeit einiger Zeit nicht nur allein im Betrachte Amerika's und Griechenlands, ſondern auch gegen Irland einen andern Karakter angenommen zu haben, und es ſteht zu erwarten, daß in der nächſten Sitzung des Parlaments die Emanzipation dieſes Landes endlich durchgeſetzt werde. Ein Dekret des Königs von England beſtimmt in Hinſicht auf Hannover, daß in dieſem Königreiche keine dominirende und keine tole-

Digitized by Google

tirte Religion exiſtiren könne und ſolle, ſondern daß alle Glaubensbekenntniſſe ohne Unterſchied dieſelben Rechte zu genieſſen haben.

Im Königreich Preuſſen iſt hinfort der Unterricht auf ſolche Weiſe beſtimmt worden, daß nur vermögende Jünglinge zu den höhern Studien zugelaſſen werden, da hingegen die ärmern Klaſſen davon ausgeſchloſſen bleiben müſſen.

In Baiern ſind, gleich nach der Rückkunft des Königs, von Wien, die Kammern für den Monat März zuſammenberufen worden.

In Frankreich hat der König Karl X. am 23. Dezember vorigen Jahres die Sitzung der Kammern mit einer Rede eröffnet, in welchem der Geiſt des Friedens und der Einigkeit herrſcht. Se. Majeſtät ſprach von den Bedürfniſſen ſeines Herzens, von der Trauer und dem Vertrauen des Volks, von den Pflichten des Regenten, von der Hilfe des Höchſten, von der äuſſern und innern Ruhe, von der Verlängerung des Aufenthalts der franzöſiſchen Truppen in Spanien, von Heilung der Wunden der Revolution und von ſeiner nahen Krönung, die nach dem Schluſſe der Kammern zu Rheims ſtatt finden ſoll. — Navez wurde abermals zum Präſidenten der Deputirtenkammer ernannt, die ſich ſeitdem mit den Geſetzvorſchlägen über die Zivilliſte und über die Entſchädigung der Emigrirten, ſo wie über die Reduktion der Renten beſchäftigt hat. Der Jugendfreund des Königs, Polignac, von dem man glaubte, daß er ins Miniſterium treten werde, iſt am 31. Dezember auf ſeinen Geſandſchaftsposten nach London zurückgekehrt, während der franzöſiſche Geſandte zu Liſſabon, Hyde de Neuville, und der Obergeneral der Armee in Spanien, Digeon, zu Paris angekommen ſind.

In Spanien geben die Angelegenheiten ſeit einiger Zeit etwas ruhiger, ſeit der Schrecken über Einführung der Inquiſition ſich vermindert hat. Dafür ſind geiſtliche Gerichte in jeder Provinz errichtet worden, die über alle Verbrechen gegen die Religion, und was damit in Verbindung ſteht, zu entſcheiden haben. Es ſoll ein neues Miniſterium geſchaffen werden, an deſſen Spitze man Zea ſtellen will, der von der heiligen Allianz unterſtützt, feſter ſteht als je, und den Einfluß Colomardes und der Camarilla einigermaßen beſchränkt. Die franzöſiſche Armee wird ſich zwiſchen Burgos und Vittoria konzentriren, in welcher Stellung ſie bis zum 1. April bleiben ſoll. Der König Ferdinand VII. iſt noch immer feſt entſchloſſen, Amerika wieder zu erobern, weshalb bedeutende Truppenaushebungen in Galizien und überhaupt im ganzen Königreiche ſtatt finden. Die zukünftige Expedition iſt nach Lima beſtimmt. Indeß befindet ſich das Land in einem ſehr traurigen Zuſtande, und es iſt keine Ausſicht vorhanden, daß er ſich je verbeſſern könne. Es ſoll eine neue Amneſtie erſcheinen, von der man im Voraus viel Gutes ſagt. Spanien hat gegen Frankreich eine Schuld von ſechszig Millionen Franken anerkannt. Die Unterhaltung der franzöſiſchen Armee in dieſem Lande wird ebenfalls von ihm beſtritten. Der König befindet ſich, nebſt der ganzen königlichen Familie und dem ſächſiſchen Prinzen Maximilian, dem Vater der Königin, zu Madrid, und man vermuthet, daß der Aufenthalt des Letztern einen politiſchen Zweck habe. Seitdem in der Corogna und in andern Provinzen die Franzoſen die Verwaltung der Polizei übernommen haben, hat ſich auch die Zahl der Guerillas vermindert, und man befürchtet die Landung der konſtitutionellen Flüchtlinge nicht mehr, die ſich jedoch noch immer nahe an den Küſten zeigen. Die letzte zwiſchen Frankreich und Spanien abgeſchloſſene Konvention iſt am 10. Dezember im Eskurial unterzeichnet worden. Ferdinand VII. will die Abtretung von Florida wiederrufen, wenn die vereinigten Staaten von Amerika nicht die Anerkennung der ſüdamerikaniſchen Republiken zurücknehmen. Es iſt leicht vorauszuſehen, welches der Erfolg dieſes Begehrens ſein werde.

Ein neuer Aufſtand zu Gunſten der Königin und des Prinzen Miguel, iſt zu Liſſabon in ſeiner Entſtehung unterdrückt worden, und die Kortes ſollen nun unverweilt zuſammenberufen werden. Der engliſche Geſandte Wolkir hat darauf angetragen, daß Pamplona aus dem Miniſterium trete, weil man ihn allgemein als den Urheber dieſer beſtändigen Unruhen betrachtet. Man vermuthet ebenfalls, daß Portugal in Kurzem nicht nur die Unabhängigkeit Braſiliens, ſondern auch die der ſüdamerikaniſchen Republiken anerkennen werde.

Der König von Neapel, Ferdinand der Erſte (geboren am 12. Januar 1751) iſt am 4. Januar um 8 Uhr Morgens geſtorben. Sein älteſter Sohn, der bisherige Herzog von Kalabrien (geboren im Jahre 1777) iſt ihm unter dem Namen Franz I. in der Regierung nachgefolgt. Das Volk ſpricht viel von dieſem neuen Monarchen.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika hatte ſich bis gegen Ende des Jahres, über die Wahl des neuen Präſidenten, noch nichts Entſchiedenes gezeigt. Die meiſten Stimmen waren zwiſchen Adams, dem bisherigen Staatsſekretär, und Jackſon getheilt. — Bolivars Siege über Canterac haben ſich beſtätigt, und man ſagt als beſtimmt, daß die ſpaniſchen Generale ihre Sache als verzweifelt aufgegeben und den Entſchluß gefaßt haben, ſich nach Europa

Digitized by Google

oder wenigſtens doch nach Cuba einzuſchiffen. Bolivar hat öffentlich bekannt gemacht, daß der Krieg von Peru als beendet zu betrachten ſei. Die jüngſthin durch engliſche Blätter verbreiteten Gerüchte über Bolivars Niederlage durch Canterac fanden ſich alſobald als völlig unbegründet.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

— Die meiſten römiſchen Alterthümer der alten Stadt Aoſta, am ſüdlichen Fuße des großen Bernhardsberges, im Piemont, waren bisher entweder durchaus unbekannt, oder doch nur ſehr unvollſtändig beſchrieben worden. Der General Graf von Lache hat deßhalb eine „Denkſchrift über das Thal von Aoſta, und vorzüglich über die Cité,“ herausgegeben, in welcher er mit Klugheit und Umſicht alles Merkwürdige derſelben beſchreibt. Strabo ſagt: daß, nachdem das Volk der Salaſſen gänzlich unterjocht, in Sklaverei geführt oder vernichtet worden, Auguſtus dreitauſend Römer in die Alpen geſchickt habe, wo ſie die Stadt Auguſta auf derſelben Stelle gründeten, wo früher Varros Lager geſtanden. Daß ſie die Anlage eines Zeitgenoſſen. Die Kolonie ließ ſich im Grunde des Thals, bei der Vereinigung der Bergſtröme Buthier und Dorire, nieder. Die alte Ringmauer der Stadt, die Zahl und die Lage der Thore beweiſen, daß man die alte Form von Varros Lager bei Erbauung der Stadt beibehalten hatte. Man führt ſelbſt eine römiſche Inſchrift von Aoſta an, in welcher ſich das Wort Varrus befindet. Die übrigen Alterthümer der Stadt ſind: eine faſt gänzlich verſchüttete Brücke über den Buthier, der Triumphbogen Auguſts, der noch jetzt das Stadtthor bildet, und die ganze Breite der römiſchen Straße überwölbt. Eine große Menge römiſcher Grabſchriften, die ſich nahe dabei befanden, erinnern an die Sitte der Alten, die Todtengewölbe nahe an den Landſtraßen anzulegen. Die Porta praetoriana exiſtirt noch ganz. Die Porta decumana wird jetzt Savoier-Thor (porte de Savoie) genannt. Man ſieht nur noch die Grundveſter davon. Das Amphitheatre iſt ſehr erkennbar. Der davon noch ſtehende Theil, und ein anderes Gebäude von elliptiſcher Form, ſcheinen mehrere Stockwerke hoch geweſen zu ſein, die durch Treppen und Gallerien von Holz, welche auſſerhalb angebracht waren, in Verbindung ſtanden. Kloake und Waſſerleitungen, welche die ganze Stadt durchſchneiden, beweiſen auſſerdem die Sorgfalt der Römer, der Stadt Auguſta alle mögliche Bequemlichkeiten zu verſchaffen und ſie anzuſchmücken. Die gegenwärtige Kathedralkirche hat die Stelle eines römiſchen Tempels eingenommen.

Herr von Gimbernat, der ſich ſeit langer Zeit in Baden im Aargau aufhielt, und mit unermüdlichem Eifer und beiſpielloſer Unverdroſſenheit bemüht war, daſelbſt ſeinen wichtigen Entdeckungen in Bezug auf die ſo wirkſamen und heilkräftigen Dampfbäder Eingang und Anwendung zu verſchaffen, wird nun von ſeinem Werke, das er ungeachtet ſeiner raſtloſen Thätigkeit noch nicht vollends zu Stande gebracht, was gewiß zu bedauern iſt, zu einer andern Beſtimmung abgereiſet. In Aix (Aachen) in Savoien hat man ſich von der unvergleichlichen Wohlthätigkeit der Dampfbäder, und von der Vortrefflichkeit der Anſtalten, welche Herr von Gimbernat in Vorſchlag und auch ſchon hier und da in Anwendung gebracht hat, ſo überzeugt, daß man von Seite der Behörden den edeln, weiſen Menſchenfreund dringend erſucht hat, ſich in den Bädern von Aix perſönlich einzufinden, um die Unterſuchung und Leitung der neuen Einrichtungen zu übernehmen. Man verſpricht ſich daſelbſt von den bekannten Einſichten und von dem aufopfernungsvollen Eifer des Herrn v. Gimbernat die größten Erfolge für das Wohl der Menſchheit, ſo wie für die Aufnahme und den Wohlſtand des Orts. Die Einladung, welche Hr. v. Gimbernat erhielt, ehret eben ſo ſehr den in Aix herrſchenden Geiſt, als Hrn. v. Gimbernat ſelbſt. Wir können daher nicht umhin, das Schreiben hier in treuer Ueberſetzung zu geben:

„Mit Genehmigung und Bevollmächtigung von Sr. Exzellenz dem Gouvernour des Herzogthums Savoien gibt ſich Unterzeichneter die Ehre, den Herrn Ritter von Gimbernat, Legationsrath Sr. Maj. des Königs von Baiern, einzuladen und zu bitten, daß es ihm nun gefallen möge, daher zu kommen, um die Hoffnungen, welche er uns zu ſchöpfen erlaubte, zu erfüllen, und die trefflichen Einrichtungen, welche wir demſelben ſchon vom Jahr 1822 her zu verdanken haben, in vervollſtändigen, ſo wie durch Mittheilung ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe uns in Stand zu ſetzen, daß wir auch den Nutzen und die Wirkſamkeit der übrigen in der Nähe unſerer Stadt gelegenen Heilquellen erhöhen, und überhaupt unſere Bade-Anſtalten ſo viel als möglich vervollkommnen können.

„Durch Erfüllung unſerer Wünſche und Bitten werden der Herr Ritter von Gimbernat uns einen neuen Beweis von Ihrer bekannten philanthropiſchen, nur aufs Beſte der Menſchheit gerichteten Geſinnung geben, und ſich neue Anſprüche auf unſere Hochachtung und die öffentliche Erkenntlichkeit, ſo wie beſonders auf den Dank ſämmtlicher Bewohner dieſer Gegenden.

Aix in Savoien, am 14 Dez. 1824.

Der Syndic der Stadt Aix,
Ritter v. Chevillard.“

— Ein gewiſſer Herr von Sonlange hat zu Fromont, nahe bei Paris, ſich einen Blumengarten geſchaffen, der Alles enthält, was man ſich in dieſer Hinſicht nur Schönes und Merkwürdiges denken kann. Die Vegetabilien aller Zonen und aller Gattungen finden ſich dort vereinigt. Nichts kann angenehmer und zugleich unterrichtender ſein, als ein Spaziergang in dieſem Garten, in welchem man eine Reiſe um die Erde auf von Blumen umbluteten Pfaden machen kann.

— Nach einer proviſoriſchen Berechnung des Zinsgewinns der Bank zu Stockholm, während dem Jahre 1824, beläuft ſich derſelbe auf 703,822 Thaler. Die Verwaltungskoſten der Bank haben in demſelben Jahre 232,395 Thaler betragen.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Literarische Beilage zu No. 5

der

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Gedrängte Beurtheilungen.

1. Catalogus librorum officinae Danielis Elzevirii, etc., Amstelodami, 1681. Paris, 1824. Bei Firmin Didot, kl. 12. — Der Herausgeber dieses fac simile hat nur 80 Exemplare auf holländischem und 20 auf Velinpapier abziehen lassen, und es sind nur noch wenige davon vorhanden. Dieses typographische Wunder ist mit Blumen, Vignetten und grauen Karakteren geschmückt, die man dem Talente Thompsons verdankt. Es enthält eine Vorrede des Herausgebers Motteley, der sich viel mit der Bibliographie der Elzivire beschäftigt hat. Auf den ersten Blick dürfte man diesen Katalog für einen wirklichen Elzivir halten.

2. A tour in Germany, and some of the southern provinces of the Austrian empire, in the years 1820, 1821, 1822. — Reise durch Deutschland u. s. w. Zwei Bände in 8. London, 1824. — Dieses Werk ist eins der besten, in Hinsicht der Reisen, welche seit langer Zeit in England erschienen sind. Es hat einen so großen Eindruck gemacht, daß einige Kritiker versichert haben, es werde in den Reisebeschreibungen eine eben so große Revolution bewirken, als die historischen Dichtungen Walter Scotts in den Romanen und in der Geschichte hervorgebracht haben. Unter vielen andern merkwürdigen Gegenständen, enthält es eine interessante Karakteristik Göthe's und Blumenbachs, eine Uebersicht des Sittenzustandes der deutschen Universitäten u s w. Alle diese Skizzen sind von Meisterhand gezeichnet.

3. Geschiedenisz van de fransch Heerschappij in Europa. — Geschichte der französischen Herrschaft in Europa. Von R. G. van Kampen. Achter Band. Haag, 1824 Bei Wittwe Allard und Komp. In 8. — Der Gegenstand, den der Verfasser behandelt hat, betrift fast die ganze Geschichte unserer Zeit. Er sagt zum Voraus, daß er Alles bei seinem eigentlichen Namen benennen will, und er hält Wort. Die Wahrheit zeigt sich hier ohne Schleier und ihre Sprache ist überzeugend. Wir sind nicht im Stande, beurtheilen zu können, in wie fern mehrere Personen dadurch betroffen werden können, um so mehr, da Vieles davon nur die innern Angelegenheiten Hollands betrift. Uebrigens ist dieser Stoff interessant genug und wird durch einen fliessenden und korrekten Styl noch interessanter Die holländischen Zeitschriften loben den patriotischen Eifer, der in diesem Buche herrscht, sehr.

4. Memoir of the life and character of the right hon. Edmund Burke. — Denkschrift über das Leben und den Karakter Edmund Burke's. Von James Prior. London, 1824. Bei Baldwin, Cradock und Joy. Ein Band in 8. — Nähere Nachrichten über das Leben eines berühmten Mannes können niemals uninteressant sein. Niemand hat Burke jenes entschiedene Talent abgesprochen, das seinen Namen der Nachwelt aufbewahren wird. Aber man hat über den Zweck und die Mittel seiner Absichten sehr entgegengesetzte Urtheile gefällt. Der Verfasser dieses Werks scheint nicht ganz einer gewissen Partheilichkeit sich haben erwehren können, und er bestrebt sich, mit vielem Nachdrucke zu beweisen, daß alle Handlungen Burke's nur einen und denselben Zweck hatten, das Wohl der Menschheit zu befördern, und daß, indem er mit der ganzen Wärme der Ueberzeugung, in zwei gleich merkwürdigen Zeiträumen, dem der amerikanischen, und dem der französischen Revolution, zwei ganz entgegengesetzte Grundsätze in seiner Handlungsweise aufgestellt, er dennoch nur immer ein Resultat, das Beste der Gesellschaft, vor Augen gehabt habe.

5. A Manual of Statesman. — Handbuch des Staatsmanns, oder Sammlung der öffentlichen, dem Kongreß mitgetheilten Urkunden u. s. w. Washington, 1824. Ein Band in 8. — Vor der Bekanntmachung dieses Werks waren alle Urkunden und Staatspapiere der vereinigten Staaten in 16 Bänden in 8. (die mittlere Zahl für jedes Jahr) zerstreut. Alles befand sich ohne Ordnung durcheinander, und es war also sehr schwer, daraus irgend eine bestimmte Nachricht auffinden zu können, ohne sich in diesem Chaos zu verlieren. Der Nutzen dieses, ungefähr 300 Seiten starken Buchs, in dem nur das Wichtigste, und in der besten Ordnung sich befindet, zeigt sich also von selbst. Man übersieht in ihm mit einem Blicke die politische Geschichte der vereinigten Staaten, und alle Begebenheiten, welche direkt oder indirekt die Regierung derselben betreffen.

6. Della particolare affezione che la specie dei cani verso l'uomo conserva. — Von der besondern Anhänglichkeit des Hundegeschlechts an den Menschen. Von G. B. Roselli. Venedig, 1823. Ein Band in 8. — Man kann mit mehr Wärme nicht von seinem Nächsten reden, wäre er selbst ein Grieche oder ein Neger, als der Verfasser des vorliegenden

Digitized by Google

Büchleins von den Hunden spricht. Er übertreibt seine Meynen zu Gunsten dieses vierbeinigen Geschlechts, das oft glücklicher ist, und besser behandelt wird, als die armen zweibeinigen Geschöpfe, Menschen genannt. Es freut uns zu erfahren, daß Ulysses, Demokrates, Karl I und andere hohe Herren treue Hunde gehabt. Man hat darum nicht nöthig, ihnen den Vorzug vor unsers Gleichen zu geben. Er hält, selbst bei Vermuthungen der Hydrophobie, die Vernichtung eines Hundes für ein barbarisches Verfahren. Wir sind keine Bekenner der Religion des Pythagoras, aber wir stimmen mit dem Verfasser darin vollkommen überein, daß der Grundsatz des Mitleidens überall anwendbar gemacht werden könne und müsse.

7. Mémoire sur les moyens de rendre Paris port de mer. — Denkschrift über die Mittel, aus Paris einen Seehafen zu machen. Von de Montgéry, Fregatten-Kapitän, Paris, 1824. Bei Bachelier. Ein Band in 8. — Es ist kein neuer Gedanke, aus Paris einen Seehafen zu machen. Mehrere ähnliche Plane haben bereits die Zustimmung des Instituts erhalten. Die Schwierigkeiten, welche die vielen Wendungen der Seine der Schiffahrt entgegenstellen, können durch verkürzende Kanäle gehoben werden. Ein mittlerer Wasserstand von 12 bis 13 Fuß könnte leicht erreicht werden. Spanzin und Forfait riethen, fünf Kanäle zu eröffnen. Die Ausführung des Plans wird durch die Schiffahrt mit Dampfbooten noch erleichtert, und selbst große Gefäße von 200 bis 300 Tonnen Ladung könnten bis Paris ansteigen. Aehnliche Beispiele bieten der kaledonische und der Helderkanal dar. Es steht keineswegs zu befürchten, daß Paris allen Handel Frankreichs zu sich allein anziehen werde. London ist zugleich die größte Stadt und der größte Hafen Europa's, und doch wird den übrigen Seehafen Englands dadurch kein Abbruch gethan. Mit der Zeit ließen sich selbst aus Orleans und Lyon noch innere Seehafen bilden.

8. An account of the organisation, administration, and present state of the military colonies in Russia. — Bemerkungen über die Organisation, die Verwaltung und den gegenwärtigen Zustand der Militärkolonien in Rußland. Von Robert Lyall London, 1824. Bei Cadelle. — Das System der Militärkolonisation Rußlands war bisher nur wenig bekannt, und doch kann es kaum einen für ganz Europa wichtigern Gegenstand geben, als eben diesen. Zu Ende des letzten Krieges gegen Frankreich entstand die Frage: was die russische Regierung mit ihrer ungeheuern Armee machen solle? Der Graf Araktschejef, General der Artillerie, sagt man, war der erste, der die Idee gehabt habe, die Soldaten bei den Kronbauern in Kantonirungen zu stellen, ihnen nach einem rechtmäßigen Plane Dörfer zu bauen, ihnen Land zu ertheilen, und einen besondern Kodex für sie zu verfassen. Dadurch wurde die Ausgabe für das Heer beträchtlich vermindert werden, weil der Soldat selbst für seinen Unterhalt sorgen müßte. Es scheint, daß dieses System anfänglich einen nicht unzubeachtenden Widerstand beim Volke und beim Adel gefunden habe, demungeachtet es von der Regierung in Ausführung gebracht worden ist, und man vermuthet, daß es, mit Ausnahme der kaiserlichen Garde, auf die ganze Armee ausgedehnt werden solle. Je mehr man über diesen Plan nachdenkt, je mehr wird man von seinen unausbleiblichen Folgen betroffen. Eine Million Soldaten ist mit sechs Millionen Kronbauern vermischt, die nach und nach, entweder durch Gewohnheit und Nachahmungssucht, oder durch eine kaiserliche Ukase, in Soldaten verwandelt werden können. Und dieses ganze Militärvolk von sieben Millionen streitbaren Männer lebt unter einem besondern Gesetze und von der Zivilisation Europa's durch seine Sitten und Gebräuche geschieden. Wehe ihr, wenn ein neuer Attila sich an die Spitze dieser ungeheuern Masse stellen und seinen Willen entscheidend machen wollte. Nicht Europa allein, der ganze Erdball müßte unter seinen Streichen erliegen.

9. Travels in the interior of southern Africa. — Reise im Innern von Südafrika. Von W. J. Burchell. London, 1824. Ein Band in 8. — Der Verfasser hat während vier Jahren die Länder bereiset, welche er in obigem Werke beschreibt. Er ist bis auf 500 Stunden von der Küste, in das Innere Afrika's vorgedrungen. Er hat 63,000 unbekannte Pflanzen und Thiere mit nach England übergebracht; aber unglücklicherweise befand sich seine seltene Sammlung in einem so übeln Zustande, daß die Professoren des Museums wenig Acht darauf genommen haben. Seine Reise ist äußerdem auf eine so langweilige und schleppende Weise geschrieben, daß sie bisher nur sehr wenige Leser gefunden hat, obgleich eine große Menge neuer und merkwürdiger Thatsachen darin enthalten sind, die kein anderer Reisender bisher zu beschreiben im Stande gewesen ist.

10. The mirror of literature, amusement and instruction. — Der Spiegel der Literatur, der Belustigung und des Unterrichts. London, 1824. Bei Limbird.

11. Saturday night. — Der Samstag Abend. London, 1824. Bei Hodgson.

12. Sunday morning. — Der Sonntag Morgen. London, 1824. Bei Hodgson.

13. The Nic Nac, literary Cabinet. — Der Nick Nack, oder das literarische Kabinet. London, 1825. Bei Wallis.

14. The Pulpit. — Die Kanzel. London, 1824. Bei Knight und Lacey.

Digitized by Google

15. The Gleaner. — Der Sammler, oder wöchentliche Mittheilung der neuesten Reisen, historischen Thatsachen, sonderbaren Begebenheiten, Anekdoten, Poesien u. s. w. London, 1824. Bei Crawford.

16. The Vehikel. — Das Vehikel oder der Genius, eine literarische und wissenschaftliche Zeitschrift. London, 1824. Bei Brimmer.

Die hier benannten wöchentlichen Zeitschriften sind die interessantesten von allen denen, die zu London erscheinen, und die man fast unzählbar nennen dürfte, denn täglich werden neue erzeugt. Sie haben das Gute an und in sich, daß sie für die arbeitenden Klassen geschrieben sind, und bei denselben die Neigung zum Lesen und zum Unterricht verbreiten. Da ihre Preise sehr mäßig sind, so muß davon ein ungeheurer Absatz statt finden, weil die Unternehmer sonst nicht bestehen könnten. Ein großer Theil davon wird nach den englischen Besitzungen übers Meer und nach den vereinigten Staaten von Nordamerika ausgeführt. In England hat man wenigens die Anfechtungen jenes satanischen Fanatismus nicht zu befürchten, der in einigen andern Ländern alles das zu unterdrücken sucht, was zur Aufklärung und Unterrichtung des Volks hinzielt. — Der Spiegel ist manchmal etwas getrübt, und würde es weniger sein, wenn er sich ganz dem Lichte zuwenden wollte. Der Samstag Abend ist ein moralisches Werk, dessen Ernst oft mit froher Laune verweht ist. Zu den spaßhaftesten Aufsätzen gehören, die Vorzüge der Häßlichkeit, die philosophischen Betrachtungen über den Plumpudding, von einem armen Gentleman u. s. w. Der Sonntag Morgen ist ernsthafter und seinem Zwecke entsprechend, nämlich zur Erbauung am Tage des Herrn zu dienen. Manchmal sind einige Anekdoten über die Geistlichkeit und anständige Scherze, unter der Ueberschrift: Sonntagsgeschwätz, dazwischen gewoben. Der Nick-Nack hat ein gelebtes Ansehen und befaßt sich sogar mit der Metaphysik. Die Kanzel gibt gedrängte Auszüge von mehreren Predigten. Der Sammler und das Vehikel haben zwar auch ihren besondern Zweck, den, zu unterrichten und zu zerstreuen, aber sie sind allen andern sogenannten literarischen Zeitschriften so vollkommen ähnlich, daß, wenn man eine derselben betrachtet hat, man sie alle kennt.

17. The Artisan; or Mechanic's instructor. — Der Handwercker, oder der Lehrmeister des Handwerkers für mehrere Gegenstände. London, 1824. Bei Hodgson.

18. The Chemist. — Der Chemist. London, 1824. Bei Knight und Lacey.

Während es in Frankreich und in andern Ländern Menschen gibt, die den untern Klassen der Gesellschaft allen Unterricht versagen und sie zu bloßen Maschinen machen möchten, die nur arbeiten und nicht auch denken sollen, finden sich in England immer mehr wohlwollende und die Bestimmung des Menschengeschlechts wahrhaft erkennende Männer, die es sich eifrig angelegen sein lassen, den Schatz neuer Kenntnisse und Erfahrungen im Handwerksstande zu verbreiten, um ihn dadurch nicht nur zur Verbesserung seines eigenen Zustandes, sondern selbst zu neuen Erfindungen in seinem Fache zu leiten. Die in solcher Hinsicht erscheinenden Werke können deshalb nicht als eine bloße typographische Spekulation betrachtet werden; denn ihr Preis ist so gering, daß kaum die Druckkosten dadurch gedeckt sind. Die Handwerker haben ihre besondern Vereinigungen, in denen öffentliche Vorlesungen gehalten werden, und in denen man sich über die verschiedenen vorgetragenen Gegenstände bespricht und sich dieselben gegenseitig erklärt. Alle diese Versammlungen stoßen der Regierung nicht die geringste Unruhe ein, und sie beschützt und befördert sie vielmehr. Man hat von denkenden Bürgern viel weniger zu befürchten, als von jenem rohen, ununterrichteten Haufen, den man gewöhnlich den Pöbel nennt, und der sich eben deshalb mit Wuth allen seinen Leidenschaften überläßt, weil man ihm nicht gelehrt hat, dieselben zu mäßigen, und weil, wenn er gehorcht und ruhig ist, es nur aus Furcht vor der Strafe geschieht.

Literarischer Bericht.

Der Endesunterzeichnete will nicht ermangeln, den verehrten Literaturfreunden zu bemerken, daß die Subscription auf H. Zschokke's sämmtliche ausgewählte Schriften noch offen ist, wem es gefallen mag, die Wohlfeilheit des Preises dafür noch zu benutzen.

In einer Reihe von fünfzehn bis sechszehn Bändchen erscheinen zuvörderst die historischen, politischen und philosophischen Schriften, und dann folgen die ganz vorzüglichen belletristischen Schriften. Es wird folglich die ganze Sammlung von einem bleibenden Werth, die auch von den spätern Nachkommen geschätzt werden, und stets eine lehrreiche und geistvolle Unterhaltung gewähren wird. Es ist demnach eine solche Erscheinung nicht unter die täglichen ephemeren Produkte in der Literatur zu setzen, die heute gelesen und morgen vergessen sind; die Geschichte bleibt ewig die große Lehrerin des menschlichen Geschlechts, und die Werke eines ausgezeichneten Geschichtschreibers werden von Geschlecht zu Geschlecht gelesen und geschätzt.

Bei solchen Unternehmungen hat das Publikum auch schon die gewisse Ueberzeugung im Voraus, daß man für etwas Gutes und Gediegenes sein Geld ausgibt, und dies zu so wohlfeilem Preise, als bisher nur wenige und seltene Beispiele von solcher Billigkeit bei ähnlichen Unternehmungen im Buchhandel sich dargegeben. Auch selbst für diejenigen, welche einzelne Schriften von diesem Autor schon besitzen, hat doch diese ganze Sammlung durch solche Wohlfeilheit den besondern Werth, daß sie sich die ihnen fehlenden übrigen Schriften nicht um diesen Preis anschaffen

Digitized by Google

könnten, und hier Alles in einem gleichförmigen Format, Druck und Papier, und verbessert und vollständig erhalten.

Dies glaubte ich im Allgemeinen zur Berichtigung der Urtheile über dieses Unternehmen noch bemerken zu müssen. Es ist der Preis für 24 Bände auf halbweißem Papier à 12 fl. oder 8 Thlr. und auf weißem Papier à 16 fl. oder 10 Thlr. 16 Gr. festgesetzt, in zwei Terminen, zu Ostern und im Herbstmonat, zahlbar.

Die ersten zwei Bändchen sind bereits im Druck vollendet; das dritte befindet sich unter der Presse; das vierte wird noch vor Ostern erscheinen. Die erste Versendung geschieht mit den ersten vier Bändchen, dann folgen wieder acht Bändchen zusammen, welche im Juni fertig sein sollen; die dritte Lieferung wird abermals in acht Bändchen bestehen, und die vierte Lieferung dann noch aus den übrigen vier Bändchen, so daß das ganze Werk in vier Lieferungen abgesendet werden wird. — Eine Uebersicht des vollständigen Inhalts über alle 24 Theile wird bei der zweiten Lieferung mitgetheilt werden können. Bis dahin soll auch die Wohlfeilheit der Preise noch beibehalten, diese dann aber um wenigstens 20 Prozent erhöhet werden.

In allen Buch- und Kunsthandlungen ist zu haben:

Heinrich Zschokke's Portrait.

Gestochen von F. Fleischmann. gr. 4. 40 kr.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Farnkräuter. Drei Erzählungen in zwei Bänden von Dr. Christian Müller. 1824. Preis: 3 Thlr. 8 Gr.

I. Theil: Das Riegelhäubchen.
II. Theil: Die Sicilianer in Deutschland. Die Löwengrube.

Der schon durch die treffliche romantische Erzählung: „Das Mädchen von Ithaka oder Odysseus Krone" rühmlichst bekannte und geistreiche Verfasser hat seinen Ruf in der literarischen Welt bereits begründet, und es bedarf nur, seinen Namen zu nennen, um den **Farnkräutern** eine günstige und freundliche Aufnahme zu verschaffen. Das Riegelhäubchen, eine Erzählung von Geist und Leben, Witz und Laune, muß jedem Leser und besonders demjenigen, welcher in Baierns Residenz bekannt ist, Genuß und Unterhaltung gewähren. In den Sicilianern in Deutschland finden wir treue geographische und geschichtliche Schilderungen des herrlichen Benedig und anderer Städte des obern und des südlichen Deutschlands, und die blühende Sprache, so wie der ernste Ton der Erzählung wird gewiß keinen der Lesenden unbefriedigt lassen. Die Löwengrube, eine höchst interessante Erzählung aus den ältern Zeiten Baierns, unterhält durch Neuheit der Erfindung, und läßt nichts zu wünschen übrig, als daß der geniale Verfasser auf dem glücklich betretenen Pfade fortwandeln möge.

Walter Scotts sämmtliche Werke.

Vollständige Ausgabe der prosaischen Schriften in 42 Bändchen, 8. Leipzig, bei J. F. Gleditsch.

Neu und vollständig übersetzt und mit historischen Anmerkungen versehen von B. H. F. von Halem, L. A. M. Müller, Sophie May, A. Wagner u. a. m. 1823—1825.

	Einzelner Pr.	in d. Sammt.
* 1r 2r Thl. enthält Waverley.	2 thlr.	1 thlr. 12 gr.
* 3r 4r Rigels Schicksale.	2 "	1 " 12 "
* 5r 6r 7r Peveril.	3 " 12 gr.	2 " 6 "
* 8r 9r Kenilworth.	2 "	1 " 12 "
* 10r 11r 12r Quentin Durward.	2 " 12 "	2 " 6 "
* 13r Der schwarze Zwerg.	1 "	18 "
* 14r 15r 16r Die Presbyterianer.	3 "	2 " 6 "
* 17r 18r 19r Ivanhoe.	3 "	2 " 6 "
* 20r 21r 22r St. Ronans Brunnen.	3 "	2 " 6 "
23r 24r Red Gauntlet.	2 "	1 " 12 "
25r 26r Guy Mannering.	2 "	1 " 12 "
27r 28r Der Alterthümler.	2 "	1 " 12 "
29r 30r Erzählungen eines Kreuzfahrers.	2 "	1 " 12 "
31r 32r Der Abt.	2 "	1 " 12 "
33r 34 Das Kloster.	2 "	1 " 12 "
35r 36r Der Pirat.	2 "	1 " 12 "
37r bis 42r Rob Roy, das Herz von Midlothian, Braut von Lammermoor u. Montrose.	6 "	4 " 12 "
	42 "	31 thlr. 12 gr.

Diese Ausgabe zeichnet sich durch Vollständigkeit und Uebertragung im Geiste des Originals, so wie durch die, den dunkeln Stellen beigefügten erläuternden Anmerkungen, vor vielen der seitherigen Uebersetzungen rühmlich aus. Vortheilhafte Aufzahlung (die bereits ausgegebenen sind mit einem * bezeichnet) gibt eine Uebersicht des Inhaltes der Theile, so wie der Preise, einzeln oder zusammen genommen.

Die ganze Sammlung zusammen genommen wird demnach einige dreißig Thaler kosten, und eine kleine Bibliothek bilden, welche jedem Alter und Geschlecht unbedenklich in die Hände gegeben werden darf, und eine eben so geistreiche als anziehende und belehrende Unterhaltung gewährt. Die Herausgabe wird ununterbrochen betrieben. Hierzu erschien in demselben Verlage eine Gallerie zu Walter Scotts Werken in Heft mit Darstellungen zu Waverley, Ivanhoe, Guy Mannering, Alterthümler, Kenilworth, Schwarze Zwerg; welche durch alle Buchhandlungen in zwei Ausgaben zu erlangen sind, zwar zunächst für obige Ausgabe bestimmt, jedoch um auch allen andern Ausgaben in deutscher, französischer, englischer und dänischer Sprache beigefügt werden zu können. Der Stich ist von den besten Meistern, meistens nach den vorzüglichsten englischen Originalen, und werden die folgenden Hefte auch Porträts der in Walter Scotts Werken vorkommenden Individuen liefern.

Die Ausgabe in gr. 8. erste Abdrücke kostet 2 thlr. 12 gr.
— in kl. 8. — — 1 " 16

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 6. Zweiter Jahrgang 1825. 9. Februar.

Einfluß der Frauen auf die Revolution in Südamerika.

Zwei Erdstriche ziehen seit einiger Zeit die Blicke der kultivirten Welt auf sich, durch die Ausdauer, mit welcher die Völker, so sie bewohnen, für die Erhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit kämpfen. In Griechenland und in Südamerika erblicken wir denselben Eifer, dieselbe Religionsschwärmerei, denselben Enthusiasmus, dieselbe Lebensverachtung, denselben Erfolg. Die Amerikaner haben freilich die glänzenden und poetischen Erinnerungen nicht für sich, welche die Bewohner des alten Hellas so hoch begeistern und unser Gefühl so mächtig zu ihren Gunsten stimmen. Ihre Revolution ist so zu sagen bürgerlich; aber durch wie viele Opfer und Heldenthaten haben sie dieselbe nicht seit fünfzehn Jahren geadelt! Was unsere Zusammenstellung dieser beiden Volksangelegenheiten noch treffender macht, das ist das edle Bestreben der Frauen, zur Erhaltung der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes auch das Ihrige beizutragen. Die Heldenweiber des neuen Griechenlands, eine Moscho, eine Deppo, eine Bobelina, haben bei uns die Verkündiger ihres Ruhms gefunden; aber die glorreiche Theilnahme der Frauen von Mexiko, Peru, Buenos-Ayres, Columbia und Chili, an dem Kampfe der Freiheit, ist in Europa fast Niemand bekannt. Alles was aus der weiten Entfernung zu uns gelangt, das sind die Namen einiger Generale und die Resultate einiger Schlachten. Was jedoch am meisten unsere Neugier interessiren und zugleich am meisten befriedigen könnte, die Karakterzüge der verschiedenen handelnden Personen, darüber hat es uns bisher gänzlich an befriedigenden Nachrichten gefehlt.

Ein amerikanischer Patriot, der Doktor Funes, hat das sehr wohl gefühlt, und sich deshalb bemüht, eine große Menge von Karakterzügen zu sammeln, durch welche sich vorzüglich die amerikanischen Frauen, seit dem Anfange des Unabhängigkeitskrieges, ehrenvoll ausgezeichnet haben. Man sieht sie beständig über ihr Geschlecht sich erheben, die Schwachen unterstützen, den Starken nacheifern, und standhaft allen Gefahren und allem Elend sich beigesellen. Wir vermuthen, daß es unsern Lesern nicht unangenehm sein werde, wenn wir einige der ausgezeichnetsten Thatsachen darüber ihnen mittheilen. Es kann jedoch nicht an uns sein, dieselben mit unsern Bemerkungen zu begleiten. Sie dringen sich ausserdem einem Jeden von selbst auf.

Selbst vor dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges fehlte es den Amerikanerinnen an Gelegenheit nicht, ihre glühende Vaterlandsliebe zu beweisen. Die Invasion der Provinz Rio de la Plata durch die Engländer, im Jahre 1806 und 1807, entwickelte bei ihnen die Keime dieser Tugend. Eine Frau sagte unter andern ihrem Manne folgendes Lebewohl: „Ich fürchte nicht, daß Du feig sein wirst, denn ich kenne Dich; aber wenn Du dennoch fliehen solltest, so wähle, um Deine Schande zu verbergen, ein anderes Haus als das, welches Du jetzt verläßt.“ Aber nicht allein damit zufrieden, ihre Männer zum hartnäckigen Widerstand angefeuert zu haben, stürzten sie sich selbst mitten

Digitized by Google

auf das Schlachtfeld. Eine vorzüglich zeichnete ſich unter Allen aus. Manuela Pedroza wurde zur Belohnung ihrer Tapferkeit zum Lieutenant ernannt. Nach errungenem Siege kehrten ſie wieder ganz zu ihrer Weiblichkeit zurück, das heißt, ſie waren mitleidig und ſanft.

Beim Ausbruche der Revolution zu Buenos-Ayres gaben die Frauen ein ſchönes Beiſpiel der höchſten Uneigennützigkeit. Die Reichen boten ihren Schmuck und ihre Juwelen dar, die Armen arbeiteten übermäßig, nur um auch ihr Schärflein auf dem Altare des Vaterlandes niederlegen zu können. Einige boten der Regierung Gewehre zu Vertheilung an die Vaterlandsvertheidiger dar. Sie verlangten, daß man ihre Namen darauf eingrabe, damit die Krieger durch dieſes Zeichen der Achtung und des Vertrauens ihrer Mitbürgerinnen beſtändig an ihre Pflicht erinnert würden, und den Tod einer feigen Flucht oder dem Verluſt ihrer Waffen vorzögen. Schmach und Schande ſollte Diejenigen treffen, welche ohne ihr Gewehr aus dem Kampfe heimkehren würden.

Nachdem der ſpaniſche General Nieto der erſten Volksbewegung zu Chuquiſaca im Jahre 1809 Meiſter geworden war, verbannte er viele Bürger aus der Stadt. Damit noch nicht befriedigt, wollte er ſeine Rache auch dem ſchönen Geſchlechte fühlbar machen, das, wie er wußte, thätigen Antheil an dem neuen Syſtem genommen hatte. Er konfiszirte nicht allein ſämmtliche Güter und Beſitzungen der Dona Thereſa Lemoina, einer der erſten Frauen der Stadt, ſondern verdammte ſie noch zum Exil nach Laquillas, einer entſetzlichen Einöde, fünfzig Stunden von Chuquiſaca entfernt, wohin er ſie zwang zu Fuß, und mit neun Kindern im zarteſten Alter, auf ſteilen Wegen durch eine lange Wüſte, und ohne die geringſten Mittel zu ihrer Unterhaltung während der Reiſe, ſich zu begeben. Ihre Faſſung und ihre Feſtigkeit bei dieſer Gelegenheit würden einer Römerin zur Zeit der Republik Ehre gemacht haben. Sie zeigte nicht die geringſte Beſtürzung und veränderte ihre Geſichtsfarbe nicht, als ihr dieſe harte Sentenz verkündigt wurde, ſie erniedrigte ſich vor dem Tirannen nicht, und ſtatt Verzeihung zu erflehen, die ſie zu erhalten hoffen durfte, begnügte ſie ſich, zu denen, die ihr Schickſal beklagten, zu ſagen: „Die Morgenröthe der Freiheit hat ſich gezeigt, ein leichtes Gewölk verdunkelt ſie, aber verbirgt ſie nicht ganz. Um es zu verſcheuchen, müſſen wir ſtandhaft und ausdauernd ſein; denn ohne Ausdauer beſteht der Patriotismus nicht.“ Sie wanderte in ihr ſchreckliches Exil und erheilt ſich durch ihren Muth in demſelben, bis die Patrioten ſie wieder im Triumph nach der Stadt zurückführten.

Der Sieg von Suipacha, den der Hilfsgeneral Balcarce am 5. November 1810 über Nieto errang, öffnete den Patrioten die Thore von Chuquiſaca aufs neue. Caſelli, der ſich bei dem Einzuge derſelben an ihrer Spitze befand, wurde durch die Deputationen aller Autoritäten der Stadt bewillkommt. Auch die Frauen hatten die ihrige geſendet, deren Sprecherin Dona Mercedes Tapia war. Dieſe intereſſante junge Frau war ganz weiß gekleidet, und ihr glänzend ſchwarzes Haar umſchwamm losgewickelt ihren Nacken und ihre Schultern. In ihren Geſichtszügen malten ſich die verſchiedenen Gefühle, die ihre Seele bewegten. Ihre eben ſo einfache als rührende Rede an Caſelli entlockte den Augen aller Anweſenden Thränen der Vaterlandsliebe und der Begeiſterung. Sie ſchloß mit folgenden Worten: „Wir bringen Euch hier unſern Schmuck und unſere Juwelen dar, dieſe Zeichen Eurer Liebe. Können wir einen beſſern Gebrauch davon machen, als ſie auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen? Kehret Ihr als Sieger wieder heim, ſo werden unſere ſtillen Tugenden Euch genügen; werdet Ihr beſiegt, ſo wird keine Amerikanerin das Herz haben, ſich ſchmücken zu wollen.“

Nach dem unglücklichen Treffen von Guaqui nahmen die Spanier Chuquiſaca wieder ein, und natürlicherweiſe war die ſchöne Rednerin eine von den Frauen, die den meiſten Verfolgungen und Demüthigungen ausgeſetzt wurden. Sie lebte indeß noch lange genug, um getröſtet ſterben zu können, und als ſie die Nachricht des bei Salta durch die Patrioten neu errungenen Sieges erhielt, hauchte ſie im Uebermaas der Freude ihre Seele aus.

In Ober-Peru, zu Potoſi, la Paz und Cochabamba verübte der fürchterliche Goyeneche, ein würdiger Nacheiferer Pizzarro's, die ausgezeichnetſten Grauſamkeiten. Alle Exekutionen wurden vor ſeiner Wohnung vollzogen, und er überhäufte vom Balkon herab ſeine Schlachtopfer mit Schmähungen und Spöttereien. Der gelehrte Mineralog Matos war einer von denen, die haufenweis auf den Platz zum Tode geſchleppt wurden, weil er früher einem öffentlichen Amte vorgeſtanden hatte. Die Gattin dieſes allgemein geachteten Bürgers wurde verurtheilt, der Hinrichtung beizuwohnen. Von Soldaten umringt, die ſie auf alle erdenkliche Weiſe mißhandelten, wurde ſie ihrem Gemahl gegenübergeſtellt. „Kopf in die Höhe, ſtolzes Weib!“ ſchrie ihr Goyeneche zu, „weide Dich an dem Todeszucken Deines rebelliſchen Mannes. Siehe, wie mein König die Revolutionairs beſtraft wiſſen will.“ Und die Soldaten ſtießen ihr unters Kinn und zwangen ſie, ihre Augen auf die entſetzliche Szene zu wenden. Aber ſie verläugnete die Feſtigkeit ihres Karakters

Digitized by Google

nicht, und ſagte zu ihrem ſterbenden Manne: „Mein Vielgeliebter! Du haſt von mir das Opfer verlangt, mein Leben zu erhalten. Ach, ich fühle, daß ich Dir nicht lange werde gehorchen können. Du ſteigſt als Märtirer des Vaterlandes zum Himmel empor; wie kann ich noch länger auf dieſer jammervollen Erde verweilen, welche thieriſche Wuth und feige Verbrechen befudeln!“

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, ſo riß man ſie zurück, und da Matos noch athmete, ſo verſuchten die ungeſchickten Henker ihm mit Aexten den Kopf vom Rumpfe zu trennen, was ihnen jedoch erſt nach manchen Fehlhieben gelang. Sodann pflanzte man das blutige Haupt auf eine Pike und trug es nach dem Hauſe des Hingerichteten, wohin man die Halbohnmächtige Wittwe gleichfalls ſchleppte. Dort angekommen, befeſtigten ſie es mit einem langen Nagel an der Thür, zwangen die Unglückliche, es in dieſem Zuſtande nochmals zu betrachten und zu berühren, und ſtießen ſie dann unter Verwünſchungen und Spottreden, mit Fußtritten zur Thür hinein. Sie ſtürzte auf den Boden nieder, und hauchte einige Minuten darauf ihren Geiſt aus.

Keine Stadt hat ſo viel gelitten, und ſo furchtbare Szenen geſehen, als Cochabamba. Der kriegeriſche Muth ihrer Bewohner hat ſich dem Vordringen der Spanier im obern Peru immer entgegengeſtellt. Sechsmal erhoben ſie ſich in Maſſe beim Herannahen der feindlichen Armee. Ihre Stadt wurde genommen und wiedergenommen, aber der Feind vermochte es nie, ſich dieſelbe ganz zu unterwerfen, und ſeit 1809, mitten in den Gefahren und den Verwüſtungen eines furchtbaren Krieges, haben ſie ſich, obgleich gänzlich vereinzelt, und faſt im Zentrum von Peru, dennoch gegen eine zehnfach überlegene Macht zu erhalten gewußt. Die Frauen haben den thätigſten Antheil an allen dieſen Kämpfen und Siegen genommen. Ein einziger Zug iſt genügend, um ihren hohen Muth, ihren Enthuſiasmus und ihre Ausdauer zu beweiſen.

Der ſpaniſche General Pezuela war im Jahre 1815 genöthigt, eine rückgängige Bewegung zu machen, um den lebhaften Operationen des republikaniſchen Generals Rondeau ſich zu entziehen. Um ſich deſto beſſer konzentriren zu können, ließ er zu Cochabamba nur eine ſchwache Garniſon alter Soldaten zurück. Die Stadt war zu derſelben Zeit nur von Greiſen, Frauen und Kindern bewohnt; denn alle Männer, die im Stande waren die Waffen zu tragen, waren entweder gezwungen worden, in der ſpaniſchen Armee zu dienen, oder ſie waren in die Wüſte entflohen und hatten Guerillasbanden gebildet. Die Weiber benutzten dieſe Gelegenheit, um ihren Patriotismus zu beweiſen. Sie beſchloſſen die Garniſon zu überfallen, ſie zu entwaffnen und ſodann einzuſperren. Wie geſagt, ſo gethan. Sie bewaffneten ſich ſo gut ſie konnten, und in der Nacht umringten ſie die Wachthäuſer, forderten die Soldaten auf, ſich zu ergeben und erhielten ſtatt aller Antwort nur ein ſpöttiſches Gelächter, von einem Kugelregen begleitet. Darauf griffen ſie den Feind in gedrängten Maſſen an, wurden dreimal zurückgeſchlagen, und ſtürmten dreimal aufs neue. Endlich gewannen ſie einen feſten Punkt und mit ihm zugleich den entſcheidenden Sieg. Sie behandelten ihre Gefangenen mit Schonung, und da es ihnen nach einiger Berathung nicht gerathen ſchien, ſie in der Stadt zu behalten, ſo transportirten ſie dieſelben ins Hauptquartier der Indevendenten. Mehrere von dieſen Heldenweibern ſtarben an den Wunden, die ſie im Kampfe erhalten hatten. — Aber bald kehrten die Spanier, nachdem ſie das Treffen bei Wiluma gewonnen hatten, wieder nach Cochabamba zurück. Zwölf von jenen Frauen wurden ergriffen und zum Tode verdammt. Sie wurden gehängt, ihre Leichname in vier Theile zerhauen und in eiſernen Käfichten in den Straßen der Stadt und in den Umgebungen derſelben ausgeſtellt. Alle bewahrten bis zum letzten Augenblicke ihre herumderungswürdige Seelenſtärke, und ſchon den Strick um den Hals, wiederholten ſie noch immer den Schrei: „Es lebe das Vaterland!“

(Der Beſchluß folgt.)

Die pſeudo-ägyptiſche Augenentzündung.

(Beſchluß.)

4.

Aus einer rationell medizinischen Betrachtung des ganzen Thatverhalts (von welchem dieſe ſummariſche Darſtellung freilich nur Einzelnes angeben könnte) ergibt ſich, daß es eigentlich gar keine Augenentzündung gibt, welche man, eines eigenthümlichen und ihr ausſchließlich zukommenden Karakters wegen, mit dem Namen der ägyptiſchen belegen darf; in ſo fern dieſelbe Krankheit, obgleich ſie dort in Aegypten unter ſo vielfachen und für die Augen höchſt ſchädlichen Einflüſſen viel häufiger und aus beſondern, nicht in dem Lande und deſſen Beſchaffenheit allein, ſondern vorzüglich in der Lebensart ſeiner Bewohner liegenden Umſtänden auch bösartiger erſcheint, — doch ebenfalls in vielen andern Ländern und Weltgegenden endemiſch iſt, aus gleichen und ähnlichen Urſachen zu Lande und zu Waſſer entſteht, und unter denſelben Verhältniſſen überall auch dieſelbe bösartige Beſchaffenheit erhält und erhalten muß.

Es iſt ein unumſtößlicher phyſikaliſcher Grundſatz:

Digitized by Google

„gleiche Urſachen haben unter gleichen Verhältniſſen gleiche Wirkungen", und demnach ſind wir berechtigt, der Analogie nach zu ſchlieſſen, daß ähnliche Urſachen unter ähnlichen Verhältniſſen auch ähnliche Wirkungen haben müſſen. Etwas Aehnlicheres aber gibt es kaum, als diejenigen Urſachen zu einander ſind, welche der in Aegypten endemiſchen und der in den europäiſchen Kriegsheeren epidemiſchen Augenentzündung zum Grunde liegen. Dort in Aegypten ſind es: große Hitze am Tage, brennende Sonnenſtrahlen auf dem Scheitel und auf weißen blendenden Erdflächen; ſehr kühle Früchte, wohl naßkalte Abende und Nächte; eine mit ſcharfen, flüchtig-alkaliſchen ſalzigten Stoffen fortwährend und ſtark verunreinigten Atmoſphäre; Unreinigkeit in und auſſer den Häuſern und Wohnungen; Vernachläſſigung und Nichtbeachtung kleinerer Uebel dieſer Art, wodurch ihre Stärke zunehmen muß, und endlich — Mangel an gründlicher und zweckmäßiger ärztlicher Hilfe. Es finden ſich aber dort alle mögliche Krankheitsurſachen, mechaniſche, chemiſche, dynamiſche und ſogar moraliſche. Wie vielen von dieſen genannten ſchädlichen Einflüſſen und ſowohl krankmachenden als auch verſchlimmernden Urſachen ſind Soldaten im Kriege, und beſonders in einem ſolchen, wie jener deutſche Befreiungskrieg von 1813 bis 1815 war, nicht ausgeſetzt! und wie vielerlei nachtheilige und zum Erkranken ſehr leicht beitragende Verhältniſſe kommen auſſerdem noch hinzu, welche man ſelbſt in Aegypten vergebens ſuchen würde!

Für die wahre Entſtehungsgeſchichte dieſer Ophthalmie in den europäiſchen Armeen gibt die in urſächlicher und urſprünglicher Hinſicht durch Thatſachen und Belege genau und gründlich nachzuweiſende Entwicklung dieſer Krankheit in der preuſſiſchen Armee gleichſam die Norm an, nach welcher die eigentliche Erzeugungsart derſelben überall, wo ſie nur vorgekommen iſt und je vorkommen wird, beurtheilt und bergeleitet werden muß. Auch in Hinſicht der Menge möchte wohl keine Armee eine ſo enorme Anzahl von Kranken dieſer Art aufzuweiſen haben. Man gibt die Zahl derſelben in der preuſſiſchen Armee ſeit 1813 bis 1821 auf 30,000 und die der Erblindeten auf 1100 an. Die erſte Zahl dürfte etwas zu hoch ſein, wofern nicht, wie oft geſchieht, die unbedeutendſten Kleinigkeiten von Röthung der Augen und von geringen Augenleiden verſchiedenartiger Formen, alſogleich für die contagioſe Augenentzündung genommen wurden. Die letztere Zahl ſcheint hingegen zu niedrig angenommen; oder es müſten hier nur die auf beiden Augen vollkommen Erblindeten, nicht aber die, welche auf einem Auge blind geworden, oder diejenigen zurückgebliebenen mehr oder minder wichtigen Augenfehler, wobei das Geſicht nur zum Theil mangelhaft ward, gezählt worden ſein.

5.

Bei der Aufzählung und Betrachtung der einzelnen Momente als mitwirkender Schädlichkeiten und Krankheitsurſachen darf man nie vergeſſen, von welcher Beſchaffenheit die vorherigen Lebensverhältniſſe, Beſchäftigungen und Gewerbe dieſer nunmehrigen Krieger waren, und ferner: daß nicht die Einwirkung irgend eines einzelnen der vielen ſchädlichen Momente die Erzeugung der Augenentzündung zur Folge hatte, ſondern daß dieſe Krankheit das Produkt war von der Summe aller hier zuſammenwirkenden Urſachen, von welchen die eine oder die andere vielleicht nur einen gröſſern Antheil an der Entſtehung des Uebels hat.

Ein großer Theil der neuern Krieger, beſonders der Landwehr, wurde zu den Belagerungen der von dem Feinde noch beſetzt gehaltenen Feſtungen gebraucht, und hier unter dieſen belagernden Truppentheilen war es, wo nach und nach nun die meiſten und heftigſten Augenentzündungen vorkamen. Danzig, Glogau, Stettin, Küſtrin, Torgau, Wittenberg, Magdeburg u. ſ. w. liefern davon die ſprechendſten Belege. In den Feſtungen ſelbſt, unter den Belagerten, welche aus Franzoſen und Rheinländern beſtanden, wußte man nichts von dieſer Augenentzündung: dieſer Umſtand iſt ſehr wichtig.

Gemeinhin liegen die Belagerungstruppen vor den Feſtungen, wenn ſie nicht bivouaquiren, in den nächſten Ortſchaften ſehr enge beiſammen. Die Gegenden um die meiſten Feſtungen ſind tief gelegen, feucht und ſumpfig. Die an ſich faſt immer kleinen Wohnungen der Landleute ſind alsdann übermäßig mit Menſchen angefüllt; man glaubt ſich wohlzuthun, wenn man in kalten Wintertagen, beſonders für die Abend- und Nachtzeit, wo faſt Jedermann beiſammen iſt, die Quartiere, Wachtſtuben u. ſ. w. recht erwärmt, wodurch dann die Temperatur gewöhnlich einen unmäßig hohen Grad erreicht, und der Dunſtkreis in dieſen Wohnungen eine ganz eigenthümliche, ſchädliche Miſchung und Beſchaffenheit erhält. Dieſes Verhältniß fand auch auf den Märſchen der Truppen im Winter täglich ſtatt.

Zu dieſer, in mit Menſchen überfüllten und übermäßig geheizten Quartieren, verunreinigten Stubenluft kommt nun noch das häufige Trocknen der oft von Regen und Schweiß durchnäßten Kleidungsſtücke und ferner eine leicht gedenkbare große Menge anderer Verunreinigungsarten der Atmoſphäre, die folglich in Betreff ihrer höchſt übeln Beſchaffenheit den ägyptiſchen Dunſtkreis gewiß bei weitem übertrifft.

Ferner gehört hieher die ungleiche Koſt, überhaupt

Digitized by Google

die gröſste Ungleichheit zu Speisen und Getränken, Unregelmäſsigkeit der ganzen Lebensweise; Mangel an Reinlichkeit; körperliche Ermüdung, übermäſsiges Wachen, Unordnung im Schlafen, öfteres Liegen auf bloſser Erde und Schlafen unter freiem Himmel, bei rauher, naſser, kalter Witterung; das Liegen bei den Bivouacfeuern, das beſtändige Hinſehen in die Flamme, ſtarke Erhitzung der Augen hierbei und Einäscherung des ganzen Geſichts. Im Sommer groſse Hitze am Tage und brennende Sonne, groſse Trockenheit, heiſse, blendende Flächen; Staub von verſchiedener Art, oft in einem unbeſchreiblichen Maſse; oftmaliges kaltes Waſchen des Kopfes und der Augen; Erkältung durch Entblöſsung des erhitzten vom Schweiſse bedeckten Körpers und bei kühlen Nächten, welcher Schädlichkeit der Soldat häufig auch in Friedenszeiten ſich ausſetzt. Im Winter oft anhaltende und ſtarke Blendung von den durch die Sonne ſtark beleuchteten Schneeflächen, z. B. auf Märſchen, Poſten, Feldwachen u. ſ. w.

Unter ganz ähnlichen Umſtänden, Ueberfüllung mit Menſchen und Unreinlichkeit, vielleicht noch unter dem Hinzukommen gewiſſer Witterungseinflüſſe, oder einer eigenthümlichen Miſchung der Atmoſphäre, entſteht bekanntlich bei neugebornen Kindern, ſowohl ſporadiſch in einzelnen ärmern oder unreinlichen Familien, als auch beſonders epidemiſch in Gebäranſtalten und in Findelhäuſern die entzündliche Augenlied-Blenorrhoe (ophthalmia neonatorum), eine Krankheit, die in Hinſicht auf ihren Sitz, ihre Beſchaffenheit, auf Verlauf und Folgen, der in Frage ſtehenden Augenentzündung unter den Soldaten ſo ähnlich ſieht, wie ein Tropfen Waſſer dem andern; und das aus dem natürlichen Grunde, weil ſie aus ſo ähnlichen, faſt ganz gleichen Urſachen und in denſelben organiſchen Theilen erzeugt wird.

Ein ganz beſonderer, meiſt unbeachtet gebliebener Umſtand, der ſowohl zur Entſtehung als vielmehr noch zur Verſchlimmerung und Mittheilung einer ſehr bösartigen Komplikation dieſer Augenentzündung eine wichtige Miturſache zu ſein ſcheint, iſt die üble Sitte bei Leuten der niedern Klaſſe, ja man findet ſie nicht ſelten von gebildeten Perſonen nachgeahmt, bei kleinern ſowohl, als auch bei gröſsern örtlichen Uebeln, Verwundungen, Quetſchungen und beſonders bei Augenleiden, den eigenen Harn in die Hand zu laſſen und die leidende Stätte, ſo wie auch die Augen oft damit zu befeuchten oder, wie ſie ſich ausdrücken, zu waſchen. Unter den Soldaten iſt dieſes ſchmutzige Verfahren etwas ſehr Gewöhnliches und ſeine, bei den vielen ſiphylitiſch Angeſteckten, doppelte Schädlichkeit ſpringt in die Augen.

Ein anderer gleichfalls nicht zu überſehender Umſtand, welcher zwar keineswegs unmittelbar zur Entſtehung dieſer Augenentzündung, als einer ſolchen, gewirkt hat, der jedoch zu Verſchlimmerung mancher Fälle, zu ihrer längern Dauer, zur gröſsern Anſammlung der Kranken dieſer Art, zur Vermehrung ihrer Zahl in einer beſtimmten Zeit und folglich zur Verwirklichung einer Epidemie, beſonders aber zu der Meinung von einer groſsen Bösartigkeit dieſer Krankheit und zur Verbreitung des übeln Rufes derſelben hauptſächlich viel beigetragen zu haben ſcheint, iſt der — daſs nicht alle Heilkünſtler gute Aerzte ſind.

Dieſer Umſtand iſt nirgend ganz deutlich angegeben worden, und iſt als miturſächlicher Moment doch ſo wahr und faktiſch, daſs Niemand es wagen wird, denſelben zu bezweifeln. Wenn man bedenkt, daſs Augenkrankheiten überhaupt ſchon ſehr unterrichtete Aerzte mit beſonderer Erfahrung erfordern; und wie dagegen die Behandlung ſolcher Kranken, beſonders bei Armeen und in Kriegeszeiten ſo häufig ganz ungebildeten und unerfahrnen Leuten anvertraut werden muſste: ſo wird ſchon dadurch die Wahrheit dieſes Satzes erweiſen. Wenn auch, nach dem Sprüchworte, die Welt betrogen ſein will: die Wiſſenſchaft will es nicht und darf es nicht; und deshalb darf auch hierin die Wahrheit nicht verhehlt werden.

6.

Von der Krankheit ſelbſt, um die ſich's hier handelt, bemerken wir annoch einzig nur folgende Momente: 1) daſs dieſe Augenentzündung in der Mehrzahl der Fälle ein ſehr komplizirtes Uebel iſt, welches aus der Verbindung einer örtlich entzündlichen Baſis, die durch vielfache äuſsere Schädlichkeiten bewirkt wird, und aus mehrfachen, durch innere und äuſsere Urſachen gegebenen, beigemiſchten Formen von Augenübeln beſteht; 2) daſs dieſe komplizirte Augenentzündung in gewiſſen Fällen contagiös iſt, keineswegs aber in Entfernung (durch die Luft), ſondern einzig und allein nur durch Berührung; daſs dieſe Anſteckungsart aber auch nur unter ſehr eingeſchränkten Bedingungen, bloſs im höhern Grade der Krankheit oder alsdann nur ſtatt finden kann, wenn die Abſonderung einer eigenthümlichen eiterähnlichen Materie dabei gegeben iſt, an und in welcher das contagiöſe Prinzip als ſeinem Behikel und Träger feſt und unzertrennlich gebunden, und durch deren unvorſichtige Verbreitung und unmittelbare Berührung die Contagion und Infektion geſunder Augen nur möglich iſt; 4) daſs dem zu Folge die Gefahr der Anſteckung bei dieſer Augenentzündung gar ſo groſs nicht iſt, weil durch Vorſicht und Reinlichkeit die Verbreitung der Materie ſehr leicht verhütet wird; wodurch alſo die Entſtehung die Ophthalmie wenigſtens aus dieſer Urſache der Infektion oder aus Verunreinigung und Schmutzerei

Digitized by Google

eben ſo leicht vermieden werden kann und muß; 5) daß überhaupt zur Verminderung und Vertilgung dieſer Ophthalmie ſehr viel ſchon dadurch geſchehen könne, wenn die leicht vermeidlichen Urſachen vorſichtig vermieden werden, wozu beſonders das überhäufte Zuſammenwohnen vieler Menſchen, beſonders Soldaten, in engen Räumen und die dadurch bewirkte ſtarke Verunreinigung der Atmoſphäre und der geſammten Umgebung zu rechnen, und wenn jeder Fall von Ophthalmie immer ſogleich beim Entſtehen und im niedrigſten Grade ſo zweckmäßig behandelt wird, als nur die Nothwendigkeit es erfordert; 6) daß endlich dieſe Augenentzündung ihrer Natur und entzündlichen Grundkrankheit gemäß am zweckmäßigſten, wofern ſie auch nur von einigem höhern Grade iſt, durch ſtarke und wiederholte Lokal-Blutentziehungen behandelt werden muß, wozu die öftere und nahe Anlegung einer hinreichenden Menge Blutegel das erſte und durch kein anderes zu erſetzendes Heilmittel iſt.

Das iſt das Schöne und Erfreuliche bei der auf wiſſenſchaftliche Grundſätze geſtützten Ausübung der Kunſt des Arztes, daß keine, aus bloßer geſellſchaftlicher Einrichtung hervorgehende, oder durch Amtsverhältniſſe gegebene Autorität willkührlich den Arzt hindern kann in dem freien Handeln am Krankenbette nach jenen ſcientifiſchen Geſetzen, welche auf uralte Erfahrung gegründet ſind und durch ſtets erneuerte Beobachtung und Erfahrung täglich ſich erweiſen laſſen; und daß der Arzt dieſes großen Gutes — der unſtörbaren Freiheit im geſetzmäßigen, rationell-praktiſchen Handeln — ſich bewußt, jede Bemühung, jene ehrwürdigen Heilgeſetze verdächtig oder aus Rückſichten zweifelhaft zu machen, in die Schranken ihrer Ohnmächtigkeit zurückweiſen darf.

Ruſſiſche Sittentafel.

II.

Der hohe Adel iſt in Rußland gemeiniglich ſehr wohlthätig, und, was noch ſeltener iſt, ſo findet er nicht das geringſte Verdienſt, oder die geringſte Veranlaſſung zum Lobe darin. Man findet nur allein in dieſem Lande jene Art von Hoſpitalität, die darin beſteht, eine zahlreiche Dienerſchaft, in menſchenfreundlicher Abſicht und wie eine Pflicht des Reichthums, zu unterhalten. Die Gräfin Orloff-Eheſmenſkaya zum Beiſpiel, bei deren Familie der Doktor Lyall faſt ein Jahr zubrachte, hatte im Jahre 1816 in dem einen ihrer beiden Häuſer nicht weniger als ſechshundert Bedienten, und in beiden zuſammengenommen über achthundert. Die größte von dieſen Wohnungen, welche ſich in der Stadt befand, war auf der Vorderſeite tauſend Fuß lang, und hatte eine Menge von Nebengebäuden und Gärten in demſelben Verhältniſſe. Eine Bande von dreißig oder vierzig Muſikanten ſpielte alle Tage während dem Mittageſſen, und im Fall nicht außerordentlich viel Perſonen ſich bei Tiſche befanden, hatte ein jeder Gaſt drei oder vier Lakeien zu ſeiner Bedienung. Ungeachtet dieſer Pracht und dieſer anſcheinenden Verſchwendung finden doch viele Verſtöße gegen alle Konvenienz und Schicklichkeiten ſtatt. Die Geſellſchaft iſt oft übel genug zuſammengeſetzt, und es geſchieht manchmal, daß mehrere Perſonen, welche ſich doch an derſelben Tafel befinden, von Herren und Dienern ganz hintangeſetzt und vernachläſſigt werden. Ueberdem werden die Meſſern und Gabeln während der ganzen Mahlzeit nie gewechſelt, und es iſt eben nichts Seltenes, daß die Lakaien in einen Teller ſpeien, ihn mit einem ſchmutzigen Handtuche abwiſchen und ſodann wieder darreichen.

So ſehr auch die Edelleute den Schlaf lieben mögen, ſo fehlt es ihnen doch gewöhnlich an der Bequemlichkeit eines wohleingerichteten Lagers. In den Palaſten ſieht man wohl prachtvolle Schlafzimmer, aber Niemand ſchläft darin, und ſobald ſich die Adelichen unter einander beſuchen, haben ſie die Gewohnheit, ihre Betten mit ſich zu nehmen. Frau von Poltaratſka gab eines Tages ein großes Feſt im Dorfe Gruſino, nahe bei Dorjok. Am Tage vorher ſah man die Gäſte haufenweiſe herbeiſtrömen, und große „Nachtſäcke“, das heißt Säcke mit Betten angefüllt, mit ſich bringen, denen noch die „Telegas“, mit Matratzen und Kopfkiſſen beladen, nachfolgten. Ungeachtet der Größe des Hauſes, konnte ich nicht begreifen, wie dieſe große Geſellſchaft, die ſich über fünfzig Perſonen belief, genug Schlafzimmer finden würde. Zwiſchen den Karten und der Unterhaltung ging der Abend dahin, um elf Uhr wurde ein elegantes Abendeſſen aufgetragen und gleich darauf trat eine Szene ein, die meine Aufmerkſamkeit aufs höchſte ſpannte. Der Speiſeſaal, der Vorſaal, und alle andern Gemächer, in denen ſich die Geſellſchaft ſo eben vertheilt befand, wurden in Schlafzimmer verwandelt. Mehrere Dutzend kleiner hölzernen Bettſtellen, eine jede für eine Perſon, wurden herbeigeſchafft und längs den Wänden aufgeſtellt, und das ganze Haus glich bald auf's Vollkommenſte einem Hoſpital. Ein Regiment Bedienten, ſowohl die der Wirthin, als die der Gäſte, liefen nach allen Seiten mit Matratzen, Betten, Kopfkiſſen, Tüchern, Schaafs und Kleidungsſtücken. Mehrere dieſer Matratzen und Betten hatten eben kein ſehr erfreuliches Anſehen, und da einige von den Gäſten ihre Betten vergeſſen hatten, ſo mußten die Bedienten

Digitized by Google

der Frau Polizeratska die übrigen hergeben. Es fehlte gleichfalls an Bettstellen und man schlug nun die Lager auf dem Boden oder auf Stühlen und Lejankas (Oefen) auf.

Diese Einrichtung ist, vorzüglich bei dem ärmern Adel, sehr unangenehm, weil man dort nur sehr wenig Raum findet, und kaum ansprechender in den Landhäusern der Reichern. „Ich besuchte eines Tages", sagt der Doktor Lyall, „gegen eilf Uhr Morgens einige Personen, die ich in der Kur gehabt hatte. Der Anblick, welcher sich mir darbot, war mir, selbst nach vielen Reisen und einem mehrjährigen Aufenthalte in Rußland, sehr auffallend. Der untere Saal und der Salon glichen auf's Vollkommenste einem Bauernwirthshause. Sopha's, Divans, Stühle, Alles war übereinandergeworfen, während man eine Menge von Betten aufgestellt hatte, in denen sich allerlei Gestalten jähnend, sich reckend und in den mannigfaltigsten Lagen, von denen keine zu den sittsamsten gehörte, bewegten. In einem andern Gemache befand sich das Lager auf dem Boden, und die Edelleute, in glänzende seidene Schlafröcke gehüllt, unterhielten sich so vertraut, als man sich nur immer unterhalten kann, während sie Kaffee oder Thee tranken, Tabak schnupften oder rauchten, wobei sie sich mitten in dieser Verwirrung und in diesen mephitischen Dünsten sehr wohl zu befinden schienen."

Wenn die Herren sich auf solche Weise begnügen, so kann man sich leicht einbilden, daß die armen Bedienten sich noch viel mehr bequemen müssen. Man sieht sie gewöhnlich wie die Hunde auf dem nackten Boden in den Vorzimmern, auf den Treppen und überall, wo sie noch ein wenig Platz finden können, liegen.

„Ich sah ein Beispiel davon", sagt der Doktor Lyall, „zuerst in dem Hause eines großen Herrn. Meiner Gewohnheit nach, stand ich sehr früh auf, und rief aus allen Kräften einem Bedienten; denn die Schellen sind in Rußland noch nicht allgemein im Gebrauch. Endlich ermüdet, länger umsonst zu schreien, beschloß ich selbst zu suchen, und sah sogleich in den hintern Gemächern eine lange Reihe von Lagerstellen, auf denen eine Menge menschlicher Kreaturen, ohne Unterschied des Geschlechts, ausgestreckt waren, die sich mit schmutzigen Schoobs von Hammelfellen, Kleidungsstücken und Allem, was ihnen unter die Hände gerathen war, bedeckt hatten. Während also die Zimmer auf der Vorderseite schon bemalt waren und den ausgesuchtesten Luxus und Ueberfluß verkündeten, stellten die hintern das auffallendste Bild des menschlichen Elends dar. — Einige Zeit nachher wurde ich zu einer adelichen Person gerufen, bei der ich die Nacht über zuzubringen beschloß. Ich legte mich schon bei guter Zeit schlafen, weil ich die Dame um zwei Uhr Morgens wieder beobachten wollte. Der Bediente, der mir Licht bringen sollte, kam nicht, und die bezeichnete Stunde war schon vorüber. Ich wurde unruhig, und beschloß selbst in der Finsterniß mir den Weg zu suchen. Mein Bett befand sich auf einem Sopha, ich rutschte hinab und tappte in dem Gange fort, der zur Treppe führte. Plötzlich trat ich auf Etwas, strauchelte und fiel mitten unter einen Haufen Bedienten, die in Morpheus Armen ruhten."

Eben so reich, wie an dergleichen Begebenheiten, ist die Erzählung des Doktor Lyall auch an Beispielen des Betrugs, der Verfälschung und ähnlicher Gegenstände. Sehr oft verlangte man in seiner Eigenschaft als Arzt, falsche Gesundheits- und Krankheits-Zeugnisse von ihm, und seine abgeschmackten Skrupel, sie zu ertheilen, haben ihn oft sehr lächerlich gemacht. Die Kunstgriffe, deren man sich dort täglich und stündlich bedient, um seine Zwecke zu erreichen, sind fast unglaublich und zeugen von einem gewissen sehr geschärften Genie. Dies Bestreben nach dem äussern Schein hat sich selbst bei dem großen Werke der Wiedererbauung Moskaus, nach dem Brande von 1812, offenbart. Mehrere der zerstörten Häuser wurden nur nach Außen zu aufgeführt, mit neuen Fenstern versehen und sehr schön bemalt, während das Innere nur eine Wüste und ein Aschenhaufen war. Einer der lustigen Züge dieser National-Marktschreierei ist folgender, den uns gleichfalls der Doktor Lyall mittheilt. Es scheint, daß man jetzt in Rußland auch Dienenigen mit Ehren und Privilegien belohnt, die sich nicht allein durch militärische Thaten, sondern auch durch Begründung von Schulen, Krankenhäusern und andern nützlichen Anstalten, ein wahres Verdienst um ihr Vaterland erwerben. Hierauf nun begründet sich die Geschichte des Doktors.

„Ein gewisser General N. N., der ein großes Gelüsten nach dem S. Wladimirorden hatte, beschloß, aber nur zum Schein, ein großes Hospital auf seinen Gütern zu erbauen. Zu diesem Zwecke hatte er bald ein großes Haus aus hünnen Holz und Lehmerde errichtet, welches äußerlich auf's Schönste bemalt und von einem leichten hölzernen Dom gekrönt wurde, über den sich eine große vergoldete Kugel erhob. Im Innern wurden einige Säle zu Krankenzimmern eingerichtet, mit Lagerstellen versehen und mit Heu oder Stroh, statt der Betten, ausgefüllt. So wurde Alles auf's Beste für den Besuch des Generals Arakticheff eingerichtet, der die Inspektion unternehmen und seinen Bericht an den Kaiser über die Art und Weise erstatten sollte, auf welche der General N. N. zur Verminderung des öffentlichen Elends beigetragen habe. Am Morgen des Tages, wo derselbe ankommen sollte,

Digitized by Google

waren ein Dutzend Männer und Weiber damit beſchäftigt, das Hoſpital zu waſchen und zu reinigen, der Ofen in der Küche glühte, die Küche ſelbſt wurde mit überflüſſigem Vorrath verſorgt und ihre Beſorgung einem vortrefflichen Koch übertragen. Man richtete die Betten ein, und hing darüber an der Mauer ſchwarze Tafeln auf, an denen mit Kreide der Name und das Alter des Kranken, die techniſche Benennung der Krankheit, der Tag ſeiner Ankunft, und die Regel, welche man mit ihm befolgte, angeſchrieben waren, wie dies in allen ruſſiſchen Hoſpitälern gebräuchlich iſt. Nachdem Alles ſo in Stand geſetzt worden war, ſah man ſich nach den Kranken ſelbſt um, und da nur im Ganzen drei oder vier Invaliden oder arme Schächer aufzutreiben waren, die einigermaßen anpäßlich ſein mochten, dieſe Zahl jedoch nicht genügend war, um den Anblick impoſant zu machen, ſo erging der Befehl an ein paar Dutzend Bauern, Männer, Weiber und Kinder, ſich auszukleiden, die für die Patienten beſtimmten Hemden und Nachtkamiſöler anzulegen, und die Kranken zu ſpielen. Die Sklaven gehorchten ihrem Herrn auf's beſte.

„Nach einem glänzenden Mittageſſen führte der Wirth den General Araktſcheff, und eine große Menge fremder Beſucher, ins Hoſpital, wo ſie an der Thür durch einen Geiſtlichen empfangen wurden, der Sr. Excellenz die Regiſter zur Einſicht vorlegte. Da es nicht möglich geweſen war, für dieſe Komödie einen Arzt zu gewinnen, ſo ſpielte der Dorfapotheker und Bartſcherer die Rolle deſſelben, und während die Geſellſchaft langſam die Säle durchwanderte, gab er alle nöthigen Erklärungen über den Zuſtand der Kranken. Sein Gehilfe brachte ihm ſodann einen Korb mit Arzneien, Phiolen, Pulvern, Pflaſtern und andern Teufeleien, die er nach und nach vertheilte, indem er dabei zu einem Jeden ſagte: Nimm das für dein Fieber, oder für dein Huſten, oder für dein Rückenweh u. ſ. w. Man reichte dem General nach und nach eine vortreffliche Suppe und ein ſehr gutes Stück Rindfleiſch, viel Kaſha und Butter, weißes und ſchwarzes Brod und eine Flaſche Quaß dar, damit er ſich ſelbſt überzeugen könne, auf welche Weiſe die Kranken behandelt ſeien. Er ſchien mit dem Allen ſehr zufrieden und verſprach für den General N. N. darüber den günſtigſten Bericht zu erſtatten.

„Kaum war er indeß abgereiſet, ſo ſprangen alle Patienten auf, warfen ihre Nachtkamiſöler und Hemden von ſich, und zogen wieder ihre gewöhnliche Kleidung an, wobei ſie über ihre Komödie ſich luſtig machten und zum Bucklichtwerden lachten. Sie kehrten ſodann mit dem Wunſche an ihre Arbeit zurück, daß es ihrem Herrn oft gefallen möchte, ſie zu ähnlichen Rollen zu gebrauchen und ſie auf gleiche Weiſe zu beköſtigen. Dieſer Tag wurde alſo als ein wahres Feſt betrachtet und Niemand dachte etwas Böſes davon. Was das Hoſpital anbelangt, ſo ſtand es von nun an leer, weil ſich kein zweiter General zur Inſpektion einfinden wollte."

Pariſer Sittentafel.

Das Zimmer des Polizeikommiſſärs.

Wer eine treffende Skizze zu dem Sittengemälde eines Volks entwerfen will, der beſuche das Zimmer eines Polizeikommiſſärs, an den ſich Jedermann wendet, der nur irgend eine Beſchwerde anzubringen hat. Klagen, das iſt das wahre Evangelium der Menſchen. Man beklagt ſich über Alles, ſelbſt über ſein — Glück. Man iſt nie mit ſeinem Schickſal zufrieden, man wünſcht und verlangt immer mehr, und hat nie genug, bis man endlich im Ueberkluſſe erſtickt. In ſolcher Hinſicht iſt vorzüglich am Morgen das Zimmer eines Polizeikommiſſärs zu Paris ſehr merkwürdig. Es bietet eine wahrhafte Muſterkarte von allen Karaktern und von allen Neigungen und Gefühlen, nur nicht von den guten, dar. Jedermann hat dort Recht, oder will doch wenigſtens Recht haben. Ein altes Weib beklagt ſich über die Köchin ihrer Nachbarin, weil ſie ihr Seifenwaſſer in eine Röhre wirft, die ihr nicht gehört. Eine andere Megäre ſchreit über den Hund ihres Nachbars, der immer auf ihrer Strohdecke ſchläft, und ihr Flöhe in die Haushaltung bringt. Ein Kutſcher Nr. 39 wird verklagt, weil er nicht hat fahren wollen, obgleich nur acht Perſonen eingeſtiegen waren, und nur noch vier oder fünf Kinder auf die Knie ihrer Erzeuger geſetzt werden ſollten. Ein junges Mädchen hat einen Blumentopf vor ihr Fenſter geſtellt, und die alten Frauen ſchreien Ach und Weh darüber. „Es iſt verboten!" ſagt der Kommiſſär, und macht der hübſchen Dirne ein finſteres Geſicht. — Ach, Herr Kommiſſär, ſagt ſie zitternd und mit bebender Stimme, es iſt nur ein kleiner, ganz kleiner weißer Roſenſtock, den mir Jemand an meinem Namenstage geſchenkt hat. Ein ſo winziges Roſenſtöckchen wird gewiß keine Seele todtſchlagen. — „Nun, nun, ſagt der Kommiſſär, und lächelt ein wenig, er ſollte doch wenigſtens mit irgend etwas angebunden ſein." — Ich will ihn mit meinem Strumpfband anbinden, entgegnet ſie, und eilt tanzend davon.

Eine lange, hagere Frau, mit einem ſehr verdrießlichen Geſichte, beklagt ſich über die Kinder der Familie, die über ihr wohnt, und „auf ihrem Kopfe einen Lärm machen, daß einem Hören und Sehen vergeht." Sie ſind um acht Uhr noch nicht im Bette, und ſpringen

Digitized by Google

wie die Heiducken. — „Mein Mann hat mich geſchlagen!“ ſagt ein kleines Weibchen, indem ſie ſich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen reibt. — Vielleicht hat er ſeine Urſachen dazu gehabt. — „Da hört man's; als wenn ein Mann jemals Urſache dazu haben könnte ....“ — Nein, nein! rufen alle Gevatterinnen des Quartiers, wie aus einem Munde, ein Mann kann niemals Urſach dazu haben. Und mehrere von ihnen ſehen die Lithographie in Aktion, und ſagen mit pathetiſchem Ton: Ha! wenn mich nur Einer ſchlagen wollte! — „Es iſt ein Halunke, Herr Kommiſſär!“ führt die Ermuthigte fort, „ein Schuft, ein Schubiak, ein Raſſelfell! Er beſäuft ſich in jeder Woche ſechsmal und am Sonntag, am lieben Sonntag! wälzt er ſich unterm Tiſch. Und nachher will er mir noch allerhand dummes Zeug vorſchwatzen und mir ſeine Liebkoſungen erweiſen. Sie können ſich leicht einbilden, wie ich ihn abführe. Tapp! von hinten und von vorne, und wenn er nicht gehen will, noch einen Tritt zu guter Lehe. Herr Grandſtandrin, der Stiefelputzer, der ein ganz anderer Menſch iſt, hilft mir manchmal ihn nüchtern prügeln. Sie würden einen Gotteslohn verdienen, Herr Kommiſſär! wenn Sie ihn hängen laſſen wollten. — Herr Kommiſſär! man hat mir eine Scheibe zerſchmiſſen — ein Schnupftuch geſtohlen — unreines Waſſer auf den Kopf gegoſſen — Spitzbube geſcholten. — Man hat mir meinen Hund abgelockt — Koth an die Thür geworfen — einen Eſelskopf an die Fenſterladen gemalt. — Mein Portirer hat mich auf der Gaſſe ſchlafen laſſen. — Meine Frau hat mir nicht aufmachen wollen. — —

Von allen Seiten wird geredet, geſchrien, geheult und geklagt. Es iſt nichts Kleines, alle dieſe Stimmen zum Schweigen, alle dieſe kleinen Leidenſchaften zur Ruhe zu bringen, und ein Polizeikommiſſär muß oft ein wahrer Philoſoph, oder doch etwas Aehnliches ſein. Gäbe es Beamte, die nur allein beauftragt wären, die Erklärungen der mit ihrem Schickſale zufriedenen Menſchen anzuhören, oder Anderer, die über ihren Nächſten etwas Gutes zu hinterbringen hätten, ſo dürfte man verſichert ſein, daß es immer ſehr ruhig und ſtill in ihrem Sprachzimmer ſein würde.

Ein Wort über Silvio Pellico.

Die Theilnahme des gebildeten und gefühlvollen Menſchen erſtreckt ſich nicht allein über die Glieder ſeiner Familie oder ſeiner Nation, ſie umſchlingt alle Geſchöpfe, die wie er nach Gottes Vorbilde geſchaffen, wie er mit einer unſterblichen Seele und mit Vernunft ausgeſtattet ſind. Er empfindet ihr Leiden, er erfreut ſich mit ihnen, er befolgt, aus einem unwiderſtehlichen, natürlichen Drange, die einfachſte und ſchönſte Lehre des Weltheilandes: „Liebet euch unter einander! Was könnte unſer irdiſches Daſein werden, wenn wir Alle ſo denken und handeln wollten! Der Neid, der Fanatismus, die Unduldſamkeit wären von der Erde verbannt, alle Völker würden nur eine und dieſelbe große Familie bilden, und alle Meinungen würden allmälig in Eins verſchmelzen. Warum iſt es nicht ſo, warum kann es nicht ſo ſein? Weil einige eigennützige Geſchöpfe, des Menſchennamens unwürdig und ihre Kräfte mißbrauchend, die Uneinigkeit, Irreligioſität, den Fanatismus und die Unwiſſenheit zu erhalten ſich bemühen, um beſſer zu ihren abſcheulichen Zwecken zu gelangen und ganze Generationen in den Abgrund des Verderbens zu ſtoßen.

Wer hat nicht Silvio Pellico, ohne allen Zweifel den erſten gegenwärtigen tragiſchen Dichter Italiens, vor der unglückſeligen Epoche gekannt, welche in der adriatiſchen Halbinſel einen allgemeinen Aufſtand gegen die beſtehende Ordnung der Dinge bezeichnet hat! Es iſt nicht an uns, dieſen Gegenſtand näher beurtheilen zu wollen. Allem fremd, was auf Störung der öffentlichen Ruhe hinzielt, würden wir darüber nur ein ſehr unvollſtändiges Urtheil zu fällen im Stande ſein. Möge dieſe Aufgabe Beſſerunterrichteten aufbehalten bleiben. Wir beſchränken uns auf das Schickſal des berühmten Literatoren allein, deſſen Erzeugniſſen die Mit- und Nachwelt ihre Bewunderung nicht verſagen kann.

Silvio Pellico wurde, nach Unterdrückung der piemonteſiſchen Revolution, durch die eben ſo kraftvollen als wohlangewandten Maasregeln der öſtreichiſchen Regierung, nebſt mehrern andern ſeiner Unglücksgefährten, nach der Feſte Spielberg in Mähren abgeführt, welche er vor Kurzem verlaſſen hat. Er war im Jahre 1793 in Piemont geboren. Dort zu Lande redet man in der Geſellſchaft keine andere Sprache als Piemonteſiſch. Wer zu Turin das toskaniſche Italieniſch reden wollte, würde für einen unerträglichen Pedanten gehalten werden, und man darf mit Gewißheit ſagen, daß die Piemonteſen beſſer das Franzöſiſche, als die Mundart von Rom und Florenz verſtehen. Ein piemonteſiſcher Dichter, der in der Sprache Taſſo's und Metaſtaſio's ſchreiben will, betrachtet ſie als eine ganz fremde, die er erſt ſtudiren muß, was um ſo ſchwerer wird, da in der Sprache, deren er ſich alltäglich bedient, dieſelben Worte faſt einen entgegengeſetzten Sinn bezeichnen. Florenz, Siena und Rom ſind in der That die einzigen Städte, in denen man rein Italieniſch ſpricht. Die meiſten lombardiſchen Literatoren, die Italieniſch ſchreiben, können ſich einer gewiſſen Affektation nicht erwehren, die überall hervorſticht. Man bemerkt auf jeder Seite, daß ſie ihr Wörterbuch zu Rathe gezogen haben.

Digitized by Google

Das große Verdienst Silvio Pellico's besteht also darin, das Italienische mit dem ganzen zarten und tiefen Gefühl eines Lombarden und mit der ganzen Reinheit und Natürlichkeit eines Bewohners von Rom und Siena zu schreiben. Die „Francesca da Rimini“ ist, glaube ich, das einzige Werk dieses großen Poeten, welches bis jetzt in's Französische übersetzt worden ist. Vor einigen Monaten haben wir dieses Trauerspiel zu Bologna fünfmal hinter einander vorstellen sehen, eine Ehre, die selbst den Trauerspielen Alfieri's nicht zu Theil geworden ist. Pellico malt die italienische Liebe auf die wahrste und rührendste Weise, und in Versen, die einem Petrarka und Ariosto Ehre gemacht haben würden. Wir haben niemals sein anderes Trauerspiel, „Eufemio di Messina“, sehen können. Vor seiner Abführung nach Oestreich zeigte er mir die Handschriften von zehn neuen Trauerspielen. Während seines Aufenthalts auf dem Spielberg hat er mehrere kleine Gedichte, in der Art der „Parisina“ Byrons, über mehrere tragische Anekdoten der Geschichte des italienischen Mittelalters gedichtet.

Wir vermuthen, daß Pellico sehr arm sei, und daß ihn sein langwieriger Prozeß vollends zu Grunde gerichtet habe. Man will zu London seine Trauerspiele auf Subscription herausgeben. Silvio Pellico ist von der sanftesten und ruhigsten Gemüthsart, und die Thätigkeit seiner Seele beschränkt sich auf die Dichtkunst allein. Vor seiner Gefangenschaft befand er sich bei einer adelichen Familie, als Erzieher der Kinder derselben. Seine eben so anziehende als schwärmerisch melancholische Unterhaltung hatte dergestalt seinen Patron eingenommen, daß er ihm kaum täglich eine Stunde frei ließ, die er sodann den Musen weihete. Seine Gesundheit war immer sehr schwächlich, und ich habe ihn einst, lange vor seinem Prozesse, sagen hören: „daß der schönste Tag seines Daseins der seines Todes sein werde.“

Die Insel Lesbos oder Mitylena.

In dem Grade, wie die griechische Revolution einen größern Raum gewinnt und die Türken aus Europa stößt, erheben sich die seit Jahrhunderten verlorenen Namen aus der Vergessenheit, die veralteten Erinnerungen erscheinen wieder auf der Bühne der Gegenwart, und jeder neue Sieg der Hellenen ruft einen neuen Zeugen alten Ruhms aus der Nacht der Barbarei hervor. Schon beschränkt sich der Kreis der Thaten des griechischen Volks nicht mehr auf die Inseln allein, welche Attika und Morea umgeben, und der Kampf der Zivilisation gegen die viehische Wuth der Nachkommen Mahomets erstreckt sich bis an die Küsten von Asien. Chio und Samos haben in der neuesten Zeit ihren Antheil an den Verwüstungen und an den Siegen gehabt. Jetzt stellt sich Mitylena uns dar. Man hat diesen Namen so oft gehört, so oft ausgesprochen, ohne recht zu wissen, was Mitylena sei. — Ein wahrhafter Grenzstein des Archivels gegen den Orient, befindet sich Mitylena, das alte Lesbos, nördlich von Chio, südlich von Troja, und den Gegenden gegenüber, die ehemals das Königreich Attala bildeten. Diese Insel ist von Asien nur durch einen schmalen Kanal getrennt, der halbrund, wie ihr Gestade, ist. Asien berührt, oder vielmehr dominirt sie von allen Seiten, und ihre beiden Städte sind gegen diesen Erdtheil gewendet. Durch diese Oertlichkeit und diese Abhängigkeit der Lage wird größtentheils auch das Schicksal von Lesbos erklärt.

Es hat niemals einen besondern Einfluß auf Griechenland gehabt, selbst in den Tagen seines größten Wohlstandes nicht. Eine zu große Freundin des Vergnügens und der Weichlichkeit, um nach politischer Bedeutsamkeit zu streben, hat es vielleicht große Menschen, aber nie ein großes Volk hervorzubringen vermocht. Ausserdem fehlt ihm nichts, das im Stande sein konnte, es berühmt zu machen. Es war das Vaterland der Sappho, Alkäus, des Dreyander und Arions. Die Bewohner von Lesbos liebten den Gesang über Alles. Sie erzählten unter andern, daß das Haupt des Orpheus, nachdem dieser in Thrazien von den Bacchanten ermordet worden, zu ihnen herübergeschwommen sei. Arion war ein so vortrefflicher Tonkünstler, daß er in einem heftigen Sturm die Seeungeheuer für sich zu gewinnen wußte. Dreyander fügte der Leier drei neue Saiten hinzu, und Alcäus und Sappho hielten sich zu Mitylena, der Hauptstadt der Insel, auf. Der Erste war ein eben so vortrefflicher Dichter, als feiger Soldat und schlechter Bürger. Er befang die Gefechte, aus denen er entflohen war, und den Frieden seines Vaterlandes, den er unaufhörlich zu stören suchte. Eine Fülle der edelsten und erhabensten Gedanken strömte aus einem verdorbenen Herzen, wie oft ein klarer Quell einem morastigen Grunde entspringt. Er war in Sappho mit rasender Leidenschaft verliebt, und durfte sich nur ihrer Verachtung und ihrer Spöttereien rühmen.

Dieses in verschiedener Hinsicht berühmte Weib ist dagegen auch nicht ganz von Vorwurf frei. Sie wurde, wie die meisten berühmten Frauen, vielleicht mehr verleumdet, als sie schuldig war, aber sie konnte nie den Vorwurf von sich ablehnen, die Mysterien der Scham öffentlich verletzt zu haben. Sie liebte Phaon und brauchte ihre Leidenschaft in glühende Oden aus, von denen nur eine einzige bis auf uns gekommen ist. — Von allen Menschen, die Lesbos er-

Digitized by Google

zeugt hat, iſt indeß keiner mit Pittacus zu vergleichen, weil er die Tugend und das Genie in ſich vereinigt. In ſeiner Jugend hatte er Mitylena, ſein Vaterland, von der Oberherrſchaft der Athenienſer befreit und von ſeinen Mitbürgern die oberſte Leitung der Staatsangelegenheiten erhalten. Er benutzte ſie nur dazu, um gerechte und moraliſche Geſetze einzuführen, weshalb er den Weiſen zugezählt wurde. Nachdem er alle ſeine Pflichten genau erfüllt zu haben glaubte, entſagte er der Herrſcherwürde, und kehrte wieder in den Stand eines Bürgers zurück. Aber ſein Beiſpiel und ſeine Geſetze blieben gleich fruchtlos in ſeinem Vaterlande, welches dem Einfluſſe Aſiens ganz ſich dahingab.

Da indeß der Zuſtand von Lesbos weder auf Herrſchſucht, noch auf Waffenglück begründet war, ſo blieb er zur Zeit des alten Griechenlandes immer einer und derſelbe. Selbſt unter den Römern noch war dieſe Inſel die Schule des Vergnügens und der Schauplatz galanter Abenteuer. Der Verfaſſer des Daphnis und der Chloe verſetzt die Intrigue ſeines Romans nach Mitylena. Dieſe Stadt war im Südoſten der Inſel zwiſchen zwei Hafen gelegen. Ein Meerarm, Euripes genannt, durchſchnitt ſie, und mehrere Marmorbrücken erleichterten die Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Theilen. Das Ganze war, in Hinſicht des Anblicks und der Sitten, mit Venedig zu vergleichen.

Seitdem nahm Lesbos an allen Revolutionen Theil, die Aſien oder die Abendländer betrafen. Sie gehörte lange Zeit den Kreuzfahrern und war ein chriſtliches Leben des lateiniſchen Kaiſerreichs. Zu gleicher Zeit ſtrömten ihm die Wallfahrer haufenweis zu, die Ritter ſangen den Schloßfräulein ihr Balladen vor, und Shakespeare, der irgendwo Theſeus einen Herzog von Athen nennt, hätte eben ſowohl den Pittacus auch zum Baron von Mitylena machen können. Dieſe ſeltſame Vermiſchung des Alten und Neuen dauerte indeß nur kurze Zeit. Lesbos fiel in die Hände der Türken, und ſeitdem iſt Alles zu Grunde gegangen. Mitylena und Mithymna, die beiden Hauptſtädte der Inſel, ſind gegenwärtig, unter den Namen Caſtro und Molivo, die Hauptorte zweier Diöieſen und zugleich die elendeſten Dörfer geworden, die man ſich nur denken kann. Einzelne Ruinen, welche ſie umgeben, erinnern allein nur an ihren verſchollenen Glanz. Die Felder ſind unbebaut, und eine ganz eigene Sitte, die den Ackerbau nicht zu begünſtigen vermag, geſteht der älteſten Tochter das Erbe der Familie, mit Ausſchließung der männlichen Glieder, derſelben zu. Das Klima ſelbſt ſcheint ſich mit dem Genie der Bewohner verändert zu haben. Die Faulheit und das Elend haben unaufhörliche Krankheiten hervorgebracht, und es gibt ganze Dörfer, die nur von Ausſätzigen bevölkert ſind. Uebrigens ſind die Beſchreibungen über das Innere dieſer Inſel und die Einwohner derſelben wenig zuverläſſig, weil ſie den Reiſenden eben nichts beſonderes Anziehendes darzubieten vermögen. Von allen Inſeln Griechenlands kann Lesbos am meiſten durch die gegenwärtige Revolution gewinnen, der ſie bis jetzt nur als Zeuge beigeſtanden hat, und an welcher ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in der Folge ſelbſt thätigen Antheil nehmen wird. Sie hat an ihren Geſtaden die letzte Zerſtörung der türkiſchen Flotte, wie ein Zeichen ihrer baldigen Befreiung, geſehen.

Zollfreie Gedanken.

In der großen Welt und in großen Städten iſt Alles eine Mode der Reihe nach, Tugend, Liebe, Ehre, Schmuck; aber leider iſt die Mode nirgends beſtändiger, als eben dort.

Wenn hoffen leben iſt, ſo iſt das Daſein der Armen beneidenswürdiger, als das der Reichen.

Eine unrechtmäßige Begierde, die ſich befriedigt fühlt, iſt ein Licht, das man ſo eben ausgelöſcht hat: es verbreitet einen unausſtehlichen Geruch.

Der Menſch, der glücklich zu werden wünſcht, gebraucht die Hoffnung wie ein Fernrohr. Er betrachtet das Glück von der Seite, welche die Gegenſtände vergrößert, und das Unglück von der, welche ſie verkleinert und entfernt.

Der Heuchler wird eben ſo wohl von den Böſen, als von den Guten verachtet. Er iſt ein Zwitter, der keinem Geſchlechte angehört.

Ein altes gefallſüchtiges Frauenzimmer iſt mit einer Bildſäule zu vergleichen, der nichts als ein Pygmalion fehlt, um belebt zu werden.

Sich ein langes Leben wünſchen, iſt zugleich verlangen, den Tod lange fürchten zu müſſen.

Ein geiſtvoller Menſch, der furchtſam und zurückhaltend im Umgange mit Andern iſt, kann ſich mit einer Uhr ohne Zeiger vergleichen.

Der Stoiker iſt wie ein Ambos, die Leidenſchaften werden auf ihm geſchmiedet, aber ſie erweichen ihn nicht.

Es koſtet Mühe, in die Welt zu treten, und Mühe, aus ihr fortzugehen. Die Kinder ſtehen nicht gern auf und legen ſich nicht gern ſchlafen.

Es fiel einmal dem Geiſte bei, daß er ſchon ziemlich alt geworden ſei, und wohl gar ohne Nachkommenſchaft ſterben könne. Er verheirathete ſich alſo mit der Jungfer Narrheit und erzeugte mit ihr die Sophiſterei.

Die Furchtſamkeit iſt ein natürliches Kind der Unwiſſenheit, und ein Adoptivkind großer Geiſter.

Digitized by Google

Von allen Tugenden und Anlagen ſind vielleicht eben diejenigen die vorzüglichſten, welche nicht Gelegenheit ſich zu entwickeln finden.

Der Eine beſitzt Haufen Goldes, er kärbt und wird vergeſſen. Der Andere hat nur einige Kupfermünzen; er kauft Feder, Dinte und Papier, und macht ſich unſterblich.

Der Freigebige kann die Leidenſchaft des Geitzigen nicht begreifen, der Geitzige kann ſich keinen Begriff von der Freigebigkeit machen. Wie kann ein Moraliſt, der nur das Eine oder das Andere ſein kann, oder oft keins von Beiden iſt, ſie alle Beide beſſern wollen?

Ein König von Perſien befragte einen Philoſophen ſeines Hofſtaats über das Wappen am Rath, welches er ſo eben erwählen wollte. Er wünſchte, daß es alſo beſchaffen ſei, um ihn zugleich an ſeine Größe und an ſein Nichts zu erinnern. „Nimm“, ſagte der Weiſe, „eine mit Luft angefüllte Blaſe, die eine Nadel immerwährend mit ihrer Spitze bedroht.“

Der eitle Menſch kann es nicht ausſtehen, wenn alle Welt ihn lobt. Denn alle Welt verſteht ſich nicht darauf. Er behält das Lob nur einigen Auserwählten, und am liebſten ſich ſelbſt vor.

Die Ungeduld iſt ſo geſchmeidig, daß ſie nie vom Erfolge erreicht werden kann.

Die Jahrhunderte ſind wie die Zeitſchriften, die Einen kopiren die Andern. Wer eins davon kennt, kennt ſie alle. Die Verſchiedenheit unter ihnen beſteht nur in einigen Räthſeln oder Charaden, die oft nicht der Mühe werth ſind, errathen zu werden.

Der Weiſe vermeidet das Laſter, der Tugendhafte bietet ihm Trotz und triumphirt darüber.

Die Gegenwart iſt zu beſchränkt, um den Gedanken des Menſchen umfaſſen zu können, darum ſchleudert er ihn in die Unendlichkeit der Vergangenheit und Zukunft hinaus. Eine große Freude, oder ein großer Kummer, das iſt die einzige Uhr, die ſtark genug ſchlägt, um uns auch die Gegenwart hörbar zu machen.

Das moraliſche Kaleidoskop.

Cette fière raison, dont on fait tant de bruit,
Un peu de vin la trouble, un enfant la séduit. *)

Lebhin hatte ich ein wenig über den Durſt getrunken. Ein ſolcher Zufall kann dem Weiſeſten begegnen, zumal wenn der Wein gut und die Geſellſchaft unterhaltend iſt. In meinen vier Pfählen angelangt, lehnte ich mich in meinen Sorgenſtuhl, am flackernden Kamin, und dachte über die ſeltſame Kompoſition des Menſchen, über ſeine Beſtimmung, und den buntſcheckigen Wirrwarr ſeiner Schickſale nach. Trübe Gedanken liegen in meiner Seele auf, und formten ſich zu Bildern, vor denen mein Inneres erbebte. Ich ſah den Fanatismus die Oberhand über die Religion gewinnen, den Unſinn die Vernunft unterdrücken, die Verworfenheit über die Tugend triumphiren und das Laſter überall belohnt und geehrt. Wahrſcheinlich würde ich dieſen Grübeleien mich noch länger überlaſſen haben, wenn nicht von ungefähr das Kaleidoskop meines vierjährigen Buben mir unter die Hand gerathen wäre, der es wahrſcheinlich am Morgen in meinem Studirzimmer vergeſſen hatte. Ich nahm's und ſchaute hinein. Hilf Himmel! was erblickte ich, oder vielmehr, was glaubte ich zu erblicken? denn die Glut vor und in mir allein konnte im Stande ſein, mir alle dieſe Gegenſtände vorzuzaubern. Ich ſah meine Frau und ihren Beichtiger, meine Schweſter und den langen Vetter, mit einem Worte, alle meine Verwandten und Freunde vor mir, die ſich bunt durcheinander bewegten. Ich hielt ſo ſtill als möglich, um das Gemälde in allen ſeinen Einzelnheiten durchforſchen zu können. Es gelang mir ſo ziemlich und ich ſah, was ich ſah. Nämlich zuerſt meine Frau in einer Bergère und den Beichtvater, unſern Herrn Pfarrheliger, der ſich mir immer ſehr freidenkend zeigt, ihr zur Seite auf dem Kanapee. Sie ſchien über etwas ſehr tief nachzudenken, und er warf ſeine Augen, die mir ſehr blödend ſchienen, nach allen Seiten herum, als ſuche auch er etwas. In einem andern Rahmen erſchien mir mein Knabe ohne Kopf, weil er denſelben in einen großen Weinbeerenmuskatopf geſteckt hatte, und, wie ich vermuthete, wacker mit den Lippen und der Zunge arbeitete. Seitwärts davon ſtand der lange Vetter hinter ſeiner Muhme, und hielt ihr die Augen zu. Mein Bedienter fand etwas Geld in einer Taſche meines Kleides, und ſteckte es in die ſeinige. Mein Schneider machte für mich, aus einem alten Ueberrocke, ein Paar Kamaſchen, und für ſich ein Paar Beinkleider und eine Weſte. Mein Banquier ritt auf einem Beſenſtiel. Mein Kutſcher tanzte mit der Köchin ein Menuet. Das Alles war närriſch und belebt genug. Aber ich wollte wieder ſehen, was meine Frau mache. Von ungefähr ſtieß ich an den Sorgenſtuhl und das Gemälde war verſchwunden.

Es dauerte lange, bis ich, immerwährend in das Kaleidoskop blickend, aus dem Gewirr aller der Figuren klug werden konnte, die vor meinem Auge ſchwebten. Endlich gelang es mir, die verſchiedenen Szenen wieder zu unterſcheiden. Ich erblickte zuerſt den Vetter, der die Kuſine küſſen wollte, und von ihr eine Ohrfeige erhielt. Sodann den Kutſcher, der ſich die Finger

*) Dieſe ſtolze Vernunft, die ſo viel Lärmen macht,
Wird leicht vom Wein getrübt, von Kindern leicht verlacht.

Digitized by Google

beleckte, wahrscheinlich weil ihm die Köchin das Heiligthum der Speisekammer geöffnet und mit dem Besten regalirt hatte. Endlich meinen Kleinen, der dem ehrwürdigen Herrn einen papiernen Zopf machte, und meine Frau, die mit offenem Munde und wogendem Busen dastand, als wollte sie sagen: ist es möglich?

Diese Stellung war mir auffallend, und ich bewegte mich unruhig im Sorgenstuhl. Dadurch wurde das Kaleidoskop erschüttert, und das Gemälde verschwand. Aller guten Dinge sind drei, sagte ich zu mir selbst, und blickte nochmals hinein. Hu! stockfinstre Nacht! Ich bieit es recht gegen das Feuer. Derselbe Effekt. Am Ende schien es mir doch, als könne ich etwas unterscheiden. Ei, ist das nicht der lange Vetter, der eine Leiter trägt, die noch zweimal länger ist, als er selbst? Ja, wahrhaftig! Und wohin damit? Doch wer kommt da angeschlichen? Herr Cyprian! Alle Hagel! was will auch der? Er trägt eine Blendlaterne und ein Buch unterm Arm. Hm, Hm! es scheint daß er seine Haushälterin sucht. Paff! da rennen die beiden Herren gegen einander und erheben ein Zetergeschrei. Plötzlich wird die Szene hell und man eilt von allen Seiten herbei; der Kutscher mit dem Bratspieß, die Köchin mit der Peitsche, meine Schwester mit einem Schnurrbart, mein Büchen mit einer Jesuitenkappe und meine Frau mit dem papiernen Zopf. — Potz Blitz! was soll das heißen, und seid ihr denn Alle verrückt! Ich schreie und lärme und stampfe mit den Füßen. Mein alter Kater, davon erschreckt, springt mit auf den Leib, das Kaleidoskop entfällt meiner Hand, und — Alles ist vorüber.

Reise A. und P. Gerards im Hymalaya-Gebirge.

Die Reisenden verliessen Subathú, unterm 30° 55′ Breite und 77° 2′ Länge, 4200 Fuß überm Meere, am 21. September 1822. Sie passirten über den Fluß Gumbur und kamen nach Numheg, von wo sie nach Semta gingen. Die erste Hügelreihe, welche sie überwanderten, war 7000 Fuß überm Meere und mit schönen Eichen- und Fichtenwäldern bedeckt. Am 23. kamen sie nach Buni, während sie beständig durch Fichtenwälder auf einer Höhe von acht- bis neuntausend Fuß gewandert waren. Am 24. erreichten sie Pulana, am 25. Kothkac, wo der Rana Kotgoun wohnt, der unter englischem Schutze regiert. Am 26. gingen sie durch Derwiß und kamen nach Gujyndi, dessen Bewohner sämmtlich Bergleute sind und Eisenhandel treiben. Am 27. berührten sie Ruru, das stark bevölkert ist. Nach zwei Tagen gelangten sie nach Jangling, dem höchsten Dorfe im Thale Pubur, welches 9200 Fuß überm Meere ist. Den 30. September und 1. Oktober blieben sie im Thale Mundar, 13,000 Fuß ü. M., wo die Vegetation noch sehr reich war. Am 2. stiegen sie mit ihren Zelten bis 15,000 Fuß Höhe, von wo sie die Gipfel der umschenden Berge maßen, die alle über 20,000 Fuß hatten, und Sutluj genannt werden. Etwas ferner erhebt sich eine zweite Gebirgskette, von derselben Höhe und mit beständigem Schnee bedeckt, welche das Choara von Ludack trennt. Die Bewohner derselben sind sehr braun und sehr schmutzig, obgleich ihre Dörfer und Häuser groß und weitläuftig und aus Stein oder Holz erbauet sind. Die Tempel der Deotas (Gottheiten) sind prachtvoll und mit köstlichen Zierrathen überladen. Es gibt viele fleischfressende Bären in diesen Gegenden, in welchen man auch eine große Menge ungeheurer Hunde findet, die lange Wolle tragen und die Reisenden anfallen. Die Sprache von Kunawur ist von der der Indus durchaus verschieden. — Den 3. Oktober verfügten sich die Reisenden nach Burany, den 4. nach Puari, zwischen Klippen und Abgründen, und den 5. nach Rispe. Am folgenden Tage überschifften sie den Tidungfluß, und gelangten nach Murung, einer Stadt, die groß und stark bevölkert ist, Weinberge und schöne Gärten, überhaupt eine sehr malerische Lage hat, und dem Lama gehört. Am 7. kamen sie nach Nisung, einem kleinen Dorfe am Taglatbaristrom, der sehr groß und reissend ist und in der chinesischen Tartarei entspringt. Den 8. setzten sie über den Strom und erstiegen einen hohen Felsen, wo sie über Nacht blieben. Am 9. und 10. überstiegen sie steile und gefährliche Gebirge und kamen nach Badling, von wo sie die hölzerne Brücke Nuptu-Sango, über den Setledjefluß, besuchten, dessen Bette 8200 Fuß ü. M. erhaben ist. Den 11. erreichten sie Rumgia, wo sie durch eine üppige Vegetation erfreuet wurden. Von da kamen sie durch Shipke nach Chubrung, einer großen Stadt, an den Ufern Sutluj, im Distrikt Nongzhung. Shipke ist ein großes, schönes Dorf, dessen Häuser aus Stein erbaut und mit hübschen Gärten umgeben sind. Die Einwohner desselben bedecken sich nie den Kopf, weil sie viele und dicke Haare haben. Sie flechten einen Theil davon, und lassen ihn über den Rücken hinabhängen. Sie sind im Aeußern den Chinesen sehr ähnlich, und tragen Halsbänder und eiserne mit Silber geschmückte Tabakspfeifen.

Die Kuppel der S. Genofeva-Kirche zu Paris.

Seit ungefähr acht Jahren schien das Genie des Malers Groß zu schlummern. Seine Erzeugnisse, während dieser ganzen Zeit, trugen nichts Auser-

Digitized by Google

ordentliches an ſich, und ſeine „Abreiſe des Königs“, und „die Herzogin von Angouleme zu Pauillac“, lieſſen kaum noch den Maler der „Schlacht von Eylau“, und der „Peſtkranken zu Jaffa“ erkennen. „Saul“ und „Ariadne und Bacchus“ kamen ſpäter, und waren noch mehr von jenem ſchönen Ziele entfernt, nach welchem er Anfangs allein hinzuſtreben ſchien. Aber endlich iſt der große Meiſter wieder erſtanden. Sein Schlummer war der Homers, und er erwachte größer und auſſerordentlicher, als er je war. Nach einer langen Ueberlegung gereift, hat ſeine Arbeit, ſtatt die Zeichen der Ermüdung an ſich zu tragen, vielmehr den Karakter einer plötzlichen Begeiſterung. Ueberall erblickt man Leben und Kraft und Gefühl, Alles iſt erſtaunlich und bewundrungswürdig. Dieſelbe Feinheit und Grazie zieht alle Blicke an und bezaubert ſie, und die Größe und Majeſtät des Styls reizt den Enthuſiasmus und gebietet Ehrfurcht.

Der Maler hatte unendlich viele Schwierigkeiten zu beſiegen, die ſeinen Nebenbuhlern Stoff zu mancherlei Wheleien gegeben hatten. Er hatte eine ſphäriſche Oberfläche von 1256 Fuß zu überdecken. Er mußte aus vier vorgeſchriebenen Gruppen eine Kompoſition bilden, in welcher alle Theile durch glückliche Uebergänge verbunden ſein ſollten. Er mußte darauf bedacht ſein, von den Beſchauern verſtanden zu werden, die ſich in einer Entfernung von ungefähr 300 Fuß von der Kuppel befanden, auf der er die vier Geſänge ſeiner glänzenden Epopee zeichnete. Er mußte die Verhältniſſe ſeiner Perſonen, die Verſchmelzung des Schatten und Lichts und die Abſtufungen ſeines Kolorits berechnen. Er wußte, daß ſeine Arbeit nur durch ein Loch von beſchränktem Umfange geſehen werden konnte, was der Illuſion nur ſchädlich ſein konnte, die er hervorzubringen hoffte. Er hatte endlich einen Verſuch zu machen, der nicht gelingend, eine ſchwierige und ermüdende zehnjährige Arbeit ganz unnütz gemacht haben würde. Alles das hat ihn nicht entmuthigen können. Er hat eine erſtaunliche Beharrlichkeit gezeigt, die man auf keine Weiſe anders, als mit dem Talente vergleichen kann, von dem er bei dieſer Gelegenheit die ſchönſte Probe abgelegt hat.

Sechsunddreißig große und kleine Figuren bilden das Ganze der Kompoſition. Die koloſſalſten davon ſind vierzehn Fuß hoch. Die Einrichtung des Gemäldes iſt folgende: S. Genofeva, ein Lamm und einen Hirtenſtab zu ihren Füßen, ſitzt auf einem Heiligenſchein. Sie empfängt die Huldigungen der drei Dynaſtien, welche Frankreich beherrſcht haben, und ſcheint ſie unter ihren Schutz zu nehmen. Zu ihrer Rechten benzt Klowis, den Klotilde der Heiligen vorſtellt, ſeine Stirn unter der Taufe. Darunter befinden ſich Waffen und Zeichen des Heidenthums. Unter dieſen Denkmälern der Größe des Herrn der römiſchen Welten bemerkt man auch einen umgeſtürzten, mit Blut überdeckten Altar der falſchen Götter. Dieſer Theil des Gemäldes teilt ſich an eine Gruppe anderer Figuren, die zur zweiten Abtheilung deſſelben gehören, und die aus einigen von Karl dem Großen zu ſeinem Glauben bekehrten Sachſen beſteht. Dieſe Darſtellung der nordiſchen Opfer iſt nicht die glücklichſte. Ihre Gegenwart erinnert mit Schmerz an das Unglück dieſes tapfern Volks, welches Karl für ſeine Hartnäckigkeit, ſich einem fremden Joch zu entziehen, durch eine barbariſche Eroberung und durch die Knechtſchaft beſtrafte. Mit dem Stahl in der Fauſt wurde Wittekind und ſeine Schaar der Lehre des Erlöſers unterworfen. Dieſe Seite der chriſtlichen Geſchichte iſt mit Blut geſchrieben, und entehrt das Andenken Karls des Großen zu ſehr, als daß ſie als ein religiöſes Denkmal noch mehr verewigt werden dürfe. Eben ſo gut könnte man ja auch die heilige Wuth der Liga, die Schauderthaten der Inquiſition, die Maſſacre der Blutshochzeit und der Cevennen in den chriſtlichen Tempeln darſtellen. Warum noch heute unſerm erſchrecktem Auge das zeigen, was man, mit dem gräßlichſten Spotte, den man ſich nur denken kann, „Bekehrung“ nennt? Ich begreife nicht, was man in jenem dreiundbreißigjährigen Gemehel Bewunderungswürdiges finden mag. Dieſe drei Figuren würden alſo ſehr anſtößig ſein, wenn der Meiſter ihnen nicht einen auſſerordentlich karakteriſtiſchen Stempel eingeprägt hätte.

Karl der Große, in der einen ſeiner mächtigen Hände die kaiſerliche Kugel haltend, befindet ſich neben den ſächſiſchen Oberhäuptern, und hat die Reichsbürger der unterjochten Völker zu ſeinen Füßen. Neben ihm kniet ſeine Gemahlin vor der Heiligen, und die Namen der Stifter, ſo wie der Univerſität, die von ihr begründet wurden, ſind auf Steinen eingegraben, denen der Maler den Karakter der Dauer gegeben hat. St. Ludwig und Margaretha erſcheinen ſodann. Sie ruhen auf Waffen und Siegeszeichen, die den Ungläubigen abgerungen worden ſind.

Zur Linken der Heiligen und ihr ganz nahe erblickt man Ludwig XVIII, die Frau Herzogin von Angouleme und den jungen Herzog von Bordeaux. Der Heiligenſchein, auf dem ſie ruhen, erhebt ſich über den Lorbeern, welche die königliche Armee ſich in Spanien erworben hat, und die ſich mit den ältern vermiſchen, welche die frühern Heerſcharen auf dem Altar des Vaterlands niedergelegt haben. Dicht dabei zeigt ſich der Abgrund der Revolutionen, aus dem noch ein dichter Rauch aufſteigt, und den ein Schutzgeiſt mit

Digitized by Google

einem langen, ſchwarzen Schleier überdeckt. Hoch ragt daneben das konſtitutionelle Denkmal auf, welches der Monarch der Reſtauration der Heiligen darreicht, und worauf das Wort „Charte“ mit großen Zügen geſchrieben iſt. Die Kompoſition wird durch die Apotheoſe Ludwigs XVI, der Königin Maria Antoinette, des Dauphins Ludwig XVII und der Prinzeſſin Eliſabeth gekrönt. Dieſe Gruppe iſt von Engeln umringt und bringt einen großen Effekt hervor.

Was die Einzelnheiten dieſes prachtvollen Gemäldes belangt, ſo kann ich ſie nur ſehr flüchtig übergeben, wenn ich nicht eine vollſtändige Diſſertation darüber ſchreiben will, die es allerdings verdient. Die heilige Genofeva ſcheint jener Jungfrauen-Familie anzugehören, die einen Raphael berühmt gemacht haben würden; ſelbſt wenn er nicht ſeine Verklärung gezeichnet, und die erhabenen Szenen ausgeführt hätte, die den Ruhm und die Zierde des Vatikans bilden. Die Zeichnung dieſer Geſtalt iſt von einer bezaubernden Feinheit, das Kolorit iſt voller Grazie und die Einrichtung des Faltenwurfs iſt von entzückender Einfachheit. Die Gruppe von Klowis und Klotilde iſt von ſtarkem, entſcheidendem Ton; die des heiligen Ludwigs von einem großen, wohlverſtandenen Studium der Draperie und des Effekts. Der Kopf der Margaretha iſt ſchön, obgleich minder, als das Haupt der Gemahlin Karls des Großen. Dieſe iſt wie mitten in einem Syſteme von Grazie und Erhabenheit, das durch ſeine ungekünſtelte Form eben ſo wohl, als durch ſeine Größe die Verwunderung erregt. Die Gruppe, zu welcher dieſe Figur gehört, iſt, nach der allgemeinen Aeuſſerung, die erkauntlichſte von allen, und ihre Anlegung, ſo wie ihre Ausführung haben etwas Sonderbarſchönes, wovon Jedermann betroffen wird. Der Kopf Karls des Großen zeigt eben ſo viel Kühnheit und Stärke und jenes Gemiſch von Barbarei und Genie, welches die Einbildungskraft anzieht und feſthält. Der Farbenton dieſes Stücks iſt unbeſchreiblich reich. Die Gruppe um die Charte iſt ebenfalls ſehr merkwürdig. Das Haupt Ludwigs XVIII trägt den Stempel des Geſichts des heiligen Ludwigs, ohne jedoch die Aehnlichkeit zu vernachläſſigen. Obgleich es ſehr ausdrucksvoll iſt, wird es dennoch von dem der Herzogin von Angouleme übertroffen. Es iſt dies das ſchönſte Bild, welches man bis jetzt von dieſer Prinzeſſin geſehen hat, und der Adel vermiſcht ſich in den Zügen deſſelben mit dem Gefühl. Die ganze Geſtalt ſcheint zu athmen. Die Arme der Tochter Ludwigs XVI ſind von einer Zeichnung und einem Kolorit, das man über alle Maaße loben müßte, wenn in den vierzehn nackten Figuren, mit denen der Maler ſeine Kompoſition bereichert hat, man nicht noch erſtaunlichere Studien, als dieſe, entdeckte.

Wenn man dieſe große Malerei auf dem Gerüſte geprüft, auf welchem Herr Gros ſie ausgebreitet hat, und ſie nun von der Mitte des Kirchenſchiffs aus betrachtet, ſo verwundert man ſich, wie ein ſo ſauber und ſorgfältig beendetes Werk einen ſo großen majeſtätiſchen Eindruck hervorzubringen im Stande ſei. Ich weiß nicht, durch welches Wunder ein Schatten, der mir auf der oberen Gallerie durchſichtig erſchien, vom Chor der Kirche einen Kraftausdruck hat, den man in allen bekannten Modulationen des Kolorits faſt für unmöglich halten ſollte.

Unvermuthete Rückkehr des Kapitäns Lyon.

Der Kapitän **Lyon**, Kommandant des Entdeckungsſchiffes der Griper, iſt am 11 November Morgens auf der Admiralität zu London angekommen, wo man ihn keineswegs erwartete. Er iſt durch die Unmöglichkeit, die Repulſebay betreten zu können, obgleich er ſich an der Mündung des Wagersſtroms befand, zur Rückkehr gezwungen worden. Der Griper hat eine eben ſo auſſerordentliche als immerwährend ungünſtige Witterung auszuſtehen gehabt. Während der ganzen Reiſe hat er nur fünf Tage lang gutes Wetter gehabt. Er hat alle ſeine Anker verloren, alle Schaluppen ſind durchlöchert; es iſt jedoch nur ein Matroſe verunglückt.

Der Wallfiſchfang iſt in dieſem Jahre ſehr unbefriedigend ausgefallen. Der Griper hat ſechs Wochen zur Rückkehr gebraucht. Der Kapitain Lyon hat, obgleich er ſich in einer großen Entfernung vom Kapitän Parry befand, doch einige Nachrichten von demſelben gehabt. Der Griper war vorzüglich dazu beſtimmt, in der Repulſebay zu überwintern, und die Bemannung ſollte im nächſten Frühjahr eine Landexpedition unternehmen, um, wo möglich, mit Parry ſich wieder zu begegnen. Nun ſoll der Kapitän Franklin zur Ausführung dieſes Unternehmens beſtimmt ſein.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Kunſt.

— Die aus vierundachtzig Gemälden und zwölf Bildhauerwerken beſtehende Gallerie der Herren von Kopp in Kurland wird zum Verkauf ausgeboten. Sie enthält mehrere Meiſterſtücke der italieniſchen und niederländiſchen Schule, unter andern die berühmte „Magdalena von Schidone,“ welche früher in der königlichen Gallerie von Capo di Monte zu Neapel prangte, und die Artaria zu Rom hat ſtechen laſſen. Auſſer dieſer ſind

Digitized by Google

die vorzüglichsten Gemälde: eine „Madonna mit dem Kind und dem Vogel, von Fra Bartolomeo“, aus der Villa Aldobrandini; eine „heilige Familie, von Andrea del Sarto“, aus dem Palaß Pitti; eine „Madonna mit dem Kinde und dem Lamm, von Leonardo da Vinci“ aus der Gallerie Borghese; die „Vanbox, von Luini“, aus der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand; drei Albanos, zwei Parmeggianino, ein Garofalo, eine „Madonna, von Guido Reni“, eine „Verkündung der heiligen Katharina, von Correggio“, worin drei verschiedene Kupferstiche vorhanden sind, eine „Madonna, S. Franz und S. Joseph, von Raphael“, aus der Gallerie Borghese, ein Sasso Ferrato, Caravago und Andere. Sodann ein „Bildniß Philipps II, von Holbein“, der „Tod des Regulus, von Rubens“, mehrere Ruysdaels, ein Poussin, ein Vernet, mehrere Teniers u. s. w. Unter den neuern Gemälden zeichnet sich eine „Entführung der Rhegana von der Venus, von Camuccini“, vortheilhaft aus.

— Der griechische Maler Perzanes hat zu Rom ein Gemälde, den Tod Burons, ausgestellt. Der Künstler war fast bei der Szene gegenwärtig, und er hat den Dichter kurz nach seinem hinscheiden gezeichnet. Der übrige Theil des Gemäldes ist aus der von diesem Ereignisse noch ganz durchdrungenen Einbildungskraft gemalt. Es soll nach Paris ins Museum gesendet werden, man glaubt jedoch, daß es eigentlich nach London bestimmt sei.

— Man hat letzthin zu Paris ein Gemälde von Giorgio, Titians Meister, entdeckt, der sich unter den großen italienischen Malern vorzüglich ausgezeichnet hat. Er starb im drei und dreißigsten Jahre seines Alters. Das Gemälde stellt das Nachtmahl des Herrn mit seinen Jüngern vor. Die Einfachheit und Sommerie sind die Hauptzüge desselben, die sich auf's Herrlichste mit dem Ernste des Gegenstandes verschmelzen. Der Christuskopf ist idealisch und drückt eine himmlische Güte und Hoheit aus. Der Regent und Spion der Pharisäer und Schriftgelehrten, der verworfene Judas, scheint nach der Regelerung Leonardo da Vinci's gemalt. Zwei Kerzen erhellen das Mahl, dessen Feierlichkeit hinreissend genannt worden kann.

Theater.

— Der Schauspieler Mayeux ist gegenwärtig der erste der spanischen Bühne. Vor ihm glichen die Vorstellungen derselben vollkommenen Karrikaturen, und die Komödianten glaubten aufs Vortrefflichste gespielt zu haben, wenn sie so viel Lärm als möglich gemacht. Die Dekorationen und Kostüme waren in demselben Maase komisch und unpassend. Der Acteur Robles spielte in dem „Lehrer Alexanders“ die Rolle des Aristoteles in einem mit breiten goldenen Tressen besetzten Rocke, blauseidener Weste und gelben Hosen, nebst einer weiß gepuderten Perüke mit Haarbeutel, einen Rohrstock mit goldnem Knopfe und Büschel in der Hand. Dieser Robles wurde als der Roscius der spanischen Bühne betrachtet, obgleich er nie den Mund öffnete, ohne vorher fünf- oder sechsmal gehustet, sich geschneuzt und ausgespuzen zu haben. Sodann spielte er beständig mit seinem Schnupftuche, seinen Handschuhen und seinem Stock, die er von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten gehen ließ. Das Alles fand das Publikum sehr wohlanständig und beklatschte ihn unmäßig bei jeder Erscheinung. Man kann demnach schließen, ob die neuern dramatischen Dichtungen den Beifall der Schauspieler und der Zuschauer hatten. Moratin hatte die größte Mühe, sie zur Annahme seiner Meisterwerke zu bewegen; aber die Sache ging dennoch immer im alten Schlendrian fort. Da erschien Mayeux, Sohn eines sehr mittelmäßigen Komödianten. Er hatte natürlichen Verstand, und fand die schreienden Deklamationen und weitausholenden Gesten eben so unpassend als widerlich. Er versuchte es gemäßigt, natürlich zu deklamiren; aber man pfiff ihn aus, man schalt ihn einen Stümper und wollte ihn zwingen, anders zu spielen. Er zog es vor, sich auf einige Zeit von der Bühne zu entfernen, um nach Paris zu gehen und dort Talma und andere berühmte Schauspieler zu beobachten und zu studiren. Dieser öffentlich anerkündigte Entschluß brachte eine außerordentliche Wirkung hervor. Man interessirte sich nun eben so eifrig für ihn, als man ihn vorher verfolgt hatte. Er verstand indeß kein Wort Französisch, es gebrach ihm an Vermögen und an Beschützern zu Paris; aber das Alles schreckte ihn nicht ab. — Talma nahm ihn mit Zuvorkommenheit auf. Er erlernte ihn, etwas zu deklamiren, um sich einen Begriff von seinem Talent machen zu können. Mayeux rezitirte einige Verse aus einem Trauerspiele Ayalas, und Talma wurde dergestalt von dem Ausdrucke seines Zugs, dem beweglichen Spiel seiner Physiognomie, der Beredsamkeit seiner Blicke und der Natürlichkeit seiner Bewegungen betroffen, daß er ihn gern zu seinem Schüler aufnahm, und ihm somit einen der ersten Plätze in Melpomenens Tempel zusicherte. Kaum war er nach einer zehnmonatlichen Abwesenheit, wieder zu Madrid angelangt; so erhielten seine Vorstellungen den rauschendsten Beifall. Er erlangte in Kurzem eine große Popularität, die weder die seidnen, reizsüchteren Lujans und Nelakarez, noch der Schutz eines Ministers, noch selbst die Meisterhände Moratins ihm hatten zuwenden können. Von diesem Augenblicke an legte die spanische Bühne ihre Possen und Albernheiten ab, und wurde klassisch, wie die deutsche und französische.

— Die beiden Vulkane Kotinchan und Orsildsjokelen auf der Insel Island, welche bisher beständig Feuer ausgeworfen hatten, sind seit einiger Zeit ganz ruhig geblieben. Dagegen hat ersterer eine so ungeheure Menge Wasser und mit so großer Gewalt ausgestoßen, daß er dadurch die ganze umgegend überschwemmt und verwüstet hat. Drei Menschen sind dabei umgekommen.

— Es befindet sich eben gegenwärtig ein schottischer Missionair, Namens Cornuthers, in der Krimm, der einen außerordentlichen Eifer in Anwendung bringt, die Tartaren zum Christenthum zu bekehren. Seine Thätigkeit ist bereits durch einigen Erfolg gekrönt worden, und eine große Menge Heiden haben sich taufen lassen. Man will nun eine beträchtliche Kolonie für diese Neubekehrten errichten. Ein gelehrter türkischer Schrift hat sich ebenfalls dem Christenthum zugewendet, und studirt eben jetzt, um die Weihe zu erhalten und als christlicher Priester den Missionair in seinen frommen Bemühungen unterstützen zu können.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 7. Zweiter Jahrgang 1825. 16. Februar.

Die Entdeckungen im Innern Afrika's.

Ein halbes Jahrhundert fast unfruchtbarer Unternehmungen, das Innere des mystischen Afrika's näher kennen zu lernen, hat den Eifer der Nachforschungen noch nicht erkaltet. Je mehr das Ziel sich zu entfernen scheint, um so größer wird das Bestreben der europäischen Reisenden, es endlich zu erreichen; und jetzt eben, da die geographische Wissenschaft so viele Verluste zu bedauern hat, ist diese Neugier noch lebendiger geworden, als sie je war. Umsonst haben die schnell auf einander gefolgten Entdeckungen der Reisenden die fast unübersteiglichen Hindernisse jener Zonen, jener brennenden Einöden, jener undurchdringlichen Gebirge, jener von reissenden Thieren bevölkerten Waldungen und jener barbarischen Völker und Sprachen dargestellt; nichts hält die Nachfolger so vieler edeln Opfer der Wissenschaft zurück. Lenoir du Roule, Browne, Hornemann, Houghton, Mungo-Park, Tuckey, Peddie, Burkhardt, Ritchie, Röntgen, Belzoni, Bowdich u. s. w., endlich der junge Tool und der Doktor Oudney, sind bei diesem Unternehmen umgekommen, und bereits sind Andere in ihre Fußstapfen getreten.

Es scheint, als wolle der nachforschende Genius Europa's nicht eher ruhen, bis er den geheimnißvollen Schleier ganz zerrissen hat, der das Innere Afrika's ihm verbirgt, bis er alle die unbekannten Nationen, welche jene ungeheuern Erdstriche bewohnen, zur Theilnahme an den Früchten seines Unterrichts und an den Wohlthaten und Leiden der Zivilisation eingeladen habe. Man will, und nicht ohne Grund, daß Afrika, wie die übrigen Theile der Erde, unserer Industrie ihren Tribut entrichte, und daß es über unsere Städte seine Erzeugnisse und seinen Goldstaub ausschütte. Amerika ist uns bald gänzlich geraubt, und entnimmt uns jetzt schon mehr, als es uns gibt. Ostindien verschlingt unsere Schätze, statt uns die seinigen zu spenden, und die Insular-Regionen ziehen bereits den Handel der Nationen zu sich an. Sei es also die reine Liebe der Menschheit, oder der Durst nach neuen Reichthümern, das Interesse der Moral, oder das der Politik, welches den Geist zu neuen Entdeckungen treibt, so ist man doch darin völlig einverstanden, daß das Innere Afrika's sich endlich auch unserer Zivilisation unterwerfen müsse.

Deßhalb sehen wir so viele Reisende sich bestreben, die Vortheile der zu machenden neuen Entdeckungen, in welcher Hinsicht es nun auch sei, ihrem Vaterlande zuzuwenden. Daher rührt das Bestreben eines zu übertriebenen Eifers, dem bis jetzt noch nicht genug Opfer gebracht zu sein scheinen. Kaum ist der Kapitän Tuckey mit seinen siebenzehn Gefährten am Congo angekommen, als schon der Major Gray den Fußstapfen Mungo-Parks folgt, und gegen den Niger vordringt. Bald von bewaffneten Volksstämmen zurückgedrängt, sucht und findet er ein Asyl in den französischen Besitzungen im obern Senegal, an demselben Orte, und in demselben Augenblicke, wo der junge Prosper Rouzée seinen Leiden, den Folgen seiner Nachforschungen, unterlag. Ein anderer Reisen-

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

der, den seine Reisen in Nubien und Aegypten berühmt gemacht haben, Belzoni, versucht es, in die Wüste Sahra vorzudringen. Sein Plan schlägt zu Marokko fehl, und er eilt nach Benin, um dort dem Niger näher zu sein. Aber die Gebirge der Zentralkette, und die wilden Völker, welche sie bewohnen, würden wahrscheinlich sein weiteres Vordringen verhindert haben, wenn er nicht dem Einflusse eines tödtlichen Klima's unterlegen wäre. Fast zu derselben Zeit fällt auch der gelehrte Bowdich, ein Opfer seiner Liebe für die Wissenschaften, am Ufer der Gambia, und Beaufort, der mit ihm zusammenzutreffen hoffte, erhält nur die Nachricht seines Todes, und die physischen und astronomischen Instrumente dessen, mit dem er gemeinschaftlich die gefahrvolle Reise fortsetzen wollte. Aber dieser Letztere hat sich, durch diese furchtbaren Fingerzeige eben so wenig als der Kapitän Campbell zurückhalten lassen. Nach so vielen Mühen, die, von Browne an, nun bereits zweiundvierzig Jahre umschliessen, muß die Wissenschaft endlich ihre Eroberungen zählen. Vereinigen wir daher auf einem Herd all' dies neuerworbene Licht, das vielleicht zu neuen Schlußfolgen und Entdeckungen führen kann.

Entfernen wir zuerst von unserm Plane jenen Rand des afrikanischen Kontinents, der, vorzüglich auf der nordöstlichen und nördlichen Seite, zur Genüge bekannt ist. Sodann nehmen wir die Erzählungen der Araber für das, was sie eigentlich sind. Unser Zweck ist, die einzigen Spuren der europäischen Schritte zu erkennen, insofern dieselben von der Fackel der Wissenschaft erleuchtet waren. Wenn man daher jenen schmalen, eben erwähnten Rand überschreitet, so erblickt man nur einzelne Linien und zerstreute Punkte auf dieser ungeheuern Oberfläche, die bereitet und beschrieben worden sind. Aegypten, Abyssinien und Nubien sind bereits ziemlich genau bekannt, vorzüglich seitdem alle die Oasis und der ganze Zwischenraum, der sich zwischen der von Browne bereiteten Linie und dem blauen Nil befand, von dem französischen Reisenden Caillaud besucht und durchforscht worden sind. Aber welch ein großer leerer Raum dehnt sich noch zwischen Darfur und dem weißen Nil, sowohl gegen Osten als gegen Süden aus, und welche Ungewißheit herrscht nicht über den Lauf dieses Stromes selbst, der so wichtig für die physische Geographie ist, ohne daß wir hier, weder des Innern der Insel Meroe, noch einer genauern Beschreibung der abyssinischen Alpen, noch selbst der westlichen Küste des arabischen Meerbusens erwähnen wollen? Wenn dieser Theil Afrika's minder unvollständig bekannt ist, als alle übrigen, so verdankt man das den Bemühungen Poncets, Brevedents, Bruces, Salts, Burkhardts und ihrer Vorgänger.

Die englische Nation hat den Ruhm, auf allen Punkten Versuche angestellt zu haben, die, wenn sie auf der einen Seite mißlangen, sogleich gegen eine andere gerichtet wurden, und seit 1792 hat sie ihre Unternehmungen nie aufgegeben. Vom Nil hat sie sich gegen die Gambia, von dort nach Gariep, nach Zayr und gegen den Niger gewendet. Wenig glücklich in ihrer Expedition des Congo, hat sie den Kontinent vom mittelländischen Meere angegriffen, und so ist es ihr endlich gelungen, ihn in grader Linie von Nord nach Süd zu durchschneiden.

Holland, im Besitze der mittelländischen Spitze Afrika's, hat sich dort ganz ruhig verhalten, ohne sich selbst viel um den Lauf der vorzüglichsten Ströme zu bekümmern. Aber seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hat sich die Gesalt der Sache verändert, und einige englische Missionairs sind in das Innere des Landes bis zum vierundzwanzigsten Grade südlicher Breite vorgedrungen. Durch sie kennen wir den Lauf des Orange- oder Gariepstroms, und der beiden Flüsse, des gelben und schwarzen Gariep, die ihn bilden. Der Fackstrom, der sich auf der linken Seite desselben Beckens befindet, und die Zuflüsse des Elephantenstroms, mehr gegen Mittag, sind gleichfalls besucht und beschrieben worden, eben so, wie auf der rechten Seite der Gebirgskette von Kambanni, die Ströme, welche sich im Sande verlieren, ohne daß man bis jetzt hat entdecken können, ob der Fischfluß von ihnen herrührt oder nicht. Was also auf der südlichen Seite des Aequators geschieht, nämlich daß sich die Ströme verlieren, sollte das auf der nordlichen Seite unmöglich sein? Indessen ist die Ungewißheit über den Marawisee, östlich vom Lupatasgebirge, immer noch dieselbe geblieben.

Gegen die Mitte des Austral-Afrika's, zwischen den Mündungen des Coango und Coanza auf der einen Seite, und denen des Zambezi und des Kanals von Mozambik auf der andern, sind unerdings bisher unbekannte Gegenden entschleiert worden. Ihre Richtung ist von Westnordwest nach Südost, vom vierten bis zum neunzehnten Grade südlicher Breite. Diese interessanten Entdeckungen hat man den Portugiesen zu verdanken, die ihre Expeditionen in das Innere des Landes bereits im Jahre 1785 begonnen, und sie bis jetzt geheim gehalten haben. Gregorio Mendes, der Kapitän Lacerda-Pereira und Andere, haben verschiedene wichtige Entdeckungen gemacht, wodurch die Geographie nicht wenig bereichert wird. Die Berichte der Portugiesen bestimmen ausserdem auch die Oder, welche die Expedition Tuckey's uns über den Lauf des Coango gab, und diese Bestimmung ist von großer

Digitized by Google

Wichtigkeit für die phyſiſche Erdbeſchreibung Zentral-Afrika's. Die Reiſe Pereira's im Jahre 1796 wirft gleichfalls ein helles Licht auf den öſtlichen Theil. Auſſer dem Zambeziſtrom, deutet er uns noch einen andern an, deſſen Quelle ſich viel weſtlicher, als die des Coanza befindet, und der ſich dennoch in den Kanal von Mozambik ergießt; woraus ſich ſchlieſſen läßt, daß unter dieſer Breite die große Gebirgskette ſich nach Weſten wendet, und dem atlantiſchen Ozean ſich viel mehr nähert, als man bisher geglaubt hat.

Die Geographie hat alſo auf dieſer Seite reiche Entdeckungen gemacht, und verdankt ſie allein den Nachforſchungen Bowdichs nur. Er wollte nämlich für ſeine zweite Reiſe durch ein genaues Studium Auſtral-Afrika's ſich vorbereiten, und nach unendlichen Bemühungen gelang es ihm endlich, ſich die über die portugieſiſchen Entdeckungen ſprechenden Handſchriften zu verſchaffen, die für die Wiſſenſchaft wie verloren waren, und die er allein aus der Vergeſſenheit gezogen hat.

Das vorzüglichſte Reſultat der Expedition Tuckey's war, in der Richtung der weſtlichen Küſte Afrika's eine Irrung der Länge berichtigt zu haben, die bis auf einen Grad zu weit nach Weſten vorſpringt. Dieſe Thatſache wird noch durch die portugieſiſchen Karten unterſtützt. Auf der öſtlichen Küſte findet der Irrthum im umgekehrten Sinne ſtatt. Der afrikaniſche Kontinent nimmt mithin um zwei Grade unter der ſüdlichen Parallele und um einen unterm ſechsten, bei der Mündung des Zair ab. Dieſer Fluß iſt, neunzig Stunden oberhalb ſeiner Mündung, noch anderthalb Stunden breit, und wie der Niger, der obere Nil und alle übrigen Ströme im Innern des Landes, von einer großen Menge von Krokodillen und Flußpferden bevölkert.

Auf ſolche Weiſe ſind von der fünften Parallele ſüdlicher Breite bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung alle Punkte, ausgenommen vom neunzehnten bis ſechsundzwanzigſten Grade der Auſtralbreite bekannt, und allein das Innere des Landes bliebe noch auszufüllen. Weiterhin iſt die ganze Aequatorzone von der fünften bis zur zehnten Borealzone unbekannt. Man würde über dieſe ganze Region zwiſchen dem zweiten und einunddreißigſten öſtlichen Meridian, ohne die eben ſo kühne als glückliche Unternehmung der Engländer im Jahre 1823, durchaus keine nähere Nachricht haben. Aber ehe wir dabei verweilen, vollenden wir den Kreislauf um Afrika, vorzüglich auf der weſtlichen und nordweſtlichen Seite dieſes Erdtheils.

Die Reſultate der beiden Reiſen Mungo-Parks ſind zu bekannt, als daß wir noch länger dabei verweilen ſollten. Wer weiß es nicht, daß ſein erſter Ausflug uns nach Silla, über Sego hinaus, bis unter den zweiten weſtlichen Meridian führt, und daß die unvollſtändigen Nachrichten über ſeine zweite und letzte Reiſe bis Buſſa, unterm dritten Grade öſtlicher Länge, reichen? Von dort bis zum Nil, welche ungeheure Entfernung noch! Zwiſchen dem Senegal und dem Gebirge Kong haben die Reiſen Adanſons, Watts und Winterbottoms, Mollens und des Majors Laings, ſo wie mehrere andere Ausflüge, die Natur des Landes und die Lage der Flußquellen ziemlich genau angedeutet; aber über die Grenze Marokko's hinaus kennen die Europäer nur einen ſchmalen Landſtrich, auf dem die Hadgier und die Treuloſigkeit der Mauren ihnen ſelbſt den Zutritt verboten hat. Man hat weder das elende Ende des Major Houghtons, noch das Röntgens, noch die grauſame Behandlung vergeſſen, der Cochelet und ſeine Gefährten ausgeſetzt waren, während ſie ſich in der Gefangenſchaft der blutdürſtigen Wächter des Sudans befanden. Welcher Europäer, der von Marokko aus weiter vordringen wollte, dürfte ſich ſchmeicheln, ihren Nachſtellungen entgehen zu können? Was die Reiſen des Matroſen Adams, Alexander Scotts und einiger Andern anbelangt, ſo kann man ihnen eben nichts Beſonderes entnehmen, noch ihnen großen Glauben beimeſſen. Von dieſer Seite Afrika's ſind daher Compagnon, der bis Bambuck gelangt war, und Mungo-Park, der den Niger begrüßt hatte, allein am weiteſten vorgedrungen.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die griechiſche Revolution.

Vierter Artikel.

Der Gang der Begebenheiten im Allgemeinen.

Man ſollte meinen, daß unter den chriſtlichen Nationen Europa's, die alle mehr oder minder zivilisirt ſind, die alle ſich eines gewiſſen Freiheitsgrades und weiſer, aufgeklärter Regierungen zu erfreuen haben, die alle den Fanatismus und die viehiſche Wildheit der Anhänger der Lehre Mahomets verabſcheuen, man nicht zwei verſchiedene Meinungen über den zwiſchen den Griechen und Türken jetzt ſtattfindenden Kampf entdecken könne. Leider iſt dem nicht ganz alſo. Einige Individuen, die mit Schrecken die Fortſchritte der Zivilisation und der Freiheit ſehen, andere, die Handlungseiferſucht die Konkurrenz der Griechen, im Betreff ihrer Induſtrie, fürchten läßt, begnügen ſich kaum noch mit heimlichen Wünſchen für die barbariſchen Unterdrücker der Nachkommen der alten Heroen Griechenlands. Sie ſuchen in den Berichten einiger übelgelaunten Reiſenden, in einigen Nationalgebrechen eines Volks, das ſein Unglück

Digitized by Google

allein zu erheben und zu rechtfertigen im Stande wäre, die Beweggründe ihrer Ansichten, durch welche die Uebermacht der Barbarei über die Zivilisation, die Gewalt über Gesetzkraft und die Lehre Mahomets über die Jesu Christi, des Erlösers des Menschengeschlechts, triumphirt. Aber was man auch den Griechen zum Vorwurf gereichen lassen mag und kann, so ist in dem Allen doch kein Grund enthalten, die heiligsten Rechte der Menschheit gegen sie zu verletzen; weil alle diese Gebrechen nur eine natürliche Folge der Sklaverei sind, in welcher sie bisher gelebt haben, und aus der sie sich endlich zu befreien suchen. Wie dem auch sei, so ist die Zahl der Menschen, die sich für die Sache der Griechen interessiren, und ihnen einen glücklichen Erfolg anwünschen, diesmal bedeutender, als die der übelwollenden. Dazu gehört Alles, was man in Europa aufgeklärt und das Beste der Menschheit wünschend nennen kann. Mit Sorge und Freude folgt man dem Gange der Begebenheiten und erhofft mit Sehnsucht einen glücklichen Ausgang dieses verhängnißvollen Kampfes.

Die europäische Türkei, die seit vier Jahren die Blicke der zivilisirten Erde auf sich gezogen hat, wird durch mehrere Völker verschiedenen Ursprungs und verschiedener Religion bewohnt. Der Großherr beherrscht sie nach dem Rechte der Eroberung; aber da seine Macht nur auf die rohe Gewalt begründet ist, so wird ihm auch nur da gehorcht, wo er der Stärkere ist. Der südliche Theil von Griechenland, der das Joch abgeworfen hat, ist das Land der „alten Hellenen", die es schon mehr als 1500 Jahre vor Christi Geburt bewohnten, als mehrere Kolonien, die aus Aegypten, Phönizien und Phrygien gekommen waren, sich mit den Eingebornen vermischten und bei ihnen die Künste einführten, die sich in der That noch in der Kindheit befanden, die aber, da sie einen nährenden Boden fanden, sich mit Leichtigkeit fortpflanzten, und endlich die höchste Zivilisation herbeiführten.

Das war der Ursprung der griechischen Nation, die sich in mehrere Staaten vertheilte, welche bald in einen gemeinschaftlichen Bund vereinigt, bald durch innere Kriege getheilt waren. In der Geschichte bemerkt man noch den Nachschimmer des Glanzes, in welchem dieses Volk in Kriegs- und Friedenszeiten glänzte. Sein Verfall begann, als es eine Provinz des römischen Reichs geworden war, als es unter Konstantin sich der Christuslehre zuneigte, und Byzanz, den Namen des Kaisers annehmend, die Hauptstadt des morgenländischen Kaiserthums wurde, bis es endlich durch den Einfall der Türken in Europa ganz unter das Joch dieser Barbaren fiel.

Man verwechselt in Europa die Türken gewöhnlich mit dem Reste der Muselmänner, oder Anhänger Mahomets, die mehrere große Nationen bilden, und in großer Menge in Asien und in Afrika, von dem Ufer des Ganges, bis zu der Küste von Guinea verbreitet sind. — Die Türken waren ein tartarischer, oder um richtiger sich auszudrücken, ein tatarischer Volksstamm, den die Kalifen von Bagdad, die Nachfolger Mahomets, in ihren Sold nahmen, und die dem Islamismus sich zuwendeten. Die Türken beunruhigten und zerstückelten das Reich der Kalifen, das sich in mehrere Fürstenthümer zertheilte, von denen das eine, das der Mauren, zuerst die fruchtbaren Gestade Afrika's am mittelländischen Meere eroberten, und sodann nach Spanien hinübergingen, während andere in Aegypten und Syrien mit den Kreuzzügen im Kampfe begriffen waren. Die spanischen Araber bewahrten lange Zeit eine hohe Zivilisation; aber der Ueberrest des Kalifenreichs wurde von den Türken geplündert und verwüstet, die ihre noch übrigen Landsleute zu Hilfe riefen, und mit ihnen das Land zu einer wahren Einöde machten. An der Spitze einer dieser Banden befand sich der berüchtigte Osmann, den der Hof von Iconium in Kappadozien in Sold genommen hatte, und der sich bald zum Beherrscher dieses Landes aufwarf. Der Osmann, welcher ihm nachfolgte, regierte mit vieler Weisheit und eroberte den noch übrigen Theil von Kleinasien. Er maßte sich, den Titel eines rechtmäßigen Nachfolgers der Kalifen, und als solcher zugleich den eines „Bewahrers des muselmännischen Glaubens" an. Da die Familie der alten Kalifen längst ausgestorben ist, so kann Niemand mehr den beutigen Sultanen, den Nachkommen Osmanns, ihren Titel streitig machen, durch den sie die geistliche und zeitliche Gewalt in sich vereinigen. Es ist demnach auch von jenem Osmann, oder vielmehr Othmann, daß die Türken den Namen der Osmanlis oder Ottomannen erborgt haben, und der alleinige, unter dem sie sich bezeichnen; da sie hingegen den Namen der Türken verwerfen. Ihr Stolz und ihre Aufgeblasenheit läßt sich nur mit ihrer Unwissenheit vergleichen. Sie sind überzeugt, daß der ganze Erdball Mohammed (den wir Mahomet nennen) versprochen worden ist, und daß sie die erwählten Jünger des Propheten sind, daß folglich Alles, was sich auf der Erde befindet, ihnen von Rechtswegen gehört. Alles, wo sich nicht zum Islamismus bekennt, ist ihr geschworner Feind, und das Volk der Christen ist nur provisorisch in dem Besitz der Länder, welche es jetzt bewohnt, und aus denen man es, bei Zeit und Gelegenheit vertreiben, oder zur Lehre des Propheten zwingen kann, um die Zahl der „Gläubigen" so viel als möglich zu vermehren. Dieser Zweck rechtfertigt, ihrer Meinung nach, alle Gewaltthätigkeiten, so wie den Bruch aller Bedingungen, Versprechungen

Digitized by Google

und Friedensschlüsse, weil man nicht verpflichtet ist, den Ungläubigen Wort zu halten.

Dieser Ursache wegen sind die Christen von allen Glaubensbekenntnissen, welche die Türkei bewohnen, nicht nur von allen politischen Rechten ausgeschlossen, sondern auch aller für das Dasein der Gesellschaft am nothwendigsten Garantien beraubt. Diese gewaltthätige und brutale Herrschaft hat denn auch in Griechenland die nothwendige Wirkung, das heißt: das allgemeine Elend des Volks, hervorgebracht. Ein geistreicher Schriftsteller, der sich Philalethes nennt, sagt: „Ich habe Griechenland zweimal, in den Jahren 1800 und 1817, bereist, und da ich Gelegenheit hatte, dieselben Provinzen fünfzehn Jahre nach meinem ersten Besuche wieder zu sehen, so bin ich durch den Verfall dieser traurigen Gegenden betroffen worden, und ich habe mich oft selbst gefragt, was aus ihnen werden würde, wenn die Lage der Dinge bis an das Ende dieses Jahrhunderts dauern sollte."

Der vorzüglichste Herd der Osmanlis befindet sich im Zentrum von Kleinasien. Dort war ihre erste Niederlassung, und dort allein ist ihre Zahl bedeutender, als die der übrigen Einwohner. Die fast gänzliche Vernichtung der Christen, welche diese Gegenden während der Dauer des romisch-morgenländischen Reichs bewohnten, hat die Türken gezwungen, selbst die Erde zu bebauen, und einige unvollkommene Künste zu betreiben. Deshalb sind sie auch viel friedfertiger, als die übrigen Osmanlis, von denen sie verachtet werden. Unter ihnen befinden sich auch die Turkomannen, das heißt, jene Stämme der nomadischen Tataren, die der eigentliche Kern der Türken sind, und die noch ganz die Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren haben. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit ihren Heerden, und bekümmern sich wenig um das Sein oder Nichtsein des ottomanischen Reichs. Sie sind darin von denen verschieden, die auf den Küsten wohnen, und die, weil sie dort handeltreibende Städte gefunden haben, auf demselben Fuße, wie die Turken in Europa sich befinden. Sie sind bewaffnet, Herren der festen Plätze, und leben von den Kontributionen, die sie sich von den Christen bezahlen lassen.

Was die Muselmänner von Mesopotamien und Syrien, so wie die auf der Küste der Barbarei anbelangt, so sind sie arabischen Ursprungs, und von den Osmanlis unterscheidet worden, die sie eben deshalb nichts weniger als lieben; aber sie sind mit ihnen durch einen gemeinschaftlichen Glauben verbunden, und verehren in dem Sultan zu Konstantinopel den Nachfolger des Propheten. Ihr öffentliches Recht beruhet durchaus auf dem Alkoran, und da die Verdollmetscher eines heiligen Buches Theologen sind, so sind die Theologen bei den Türken die einzigen Juristen oder Rechtsgelehrten. Sie bilden die Kaste der Ulemas, aus welcher die Kadis, oder Richter des Reichs, genommen werden. Die ersten dieser Kaste werden Muftis und ihre Dekrete werden Fetfas genannt. Sie wissen sich oft einen so großen Anhang zu verschaffen, daß sie dem Sultan selbst furchtbar werden. Die untern Richter werden von dem Groß-Mufti ernannt, und da sie gewöhnlich ihre Stellen erkaufen müssen, so lassen sie sich ihre Ausgaben durch die unglücklichen Kläger und Beklagten, nach Laune und Willkühr, wieder bezahlen.

Die Provinzen des alten Griechenlands, in denen die Zusurrektion jetzt allgemein verbreitet ist, sind der alte Peloponnes, das in der neuern Geographie unter dem Namen Livadien bekannte Land, welches das alte Phozien, Beotien und Attika in sich begreift, und der größte Theil der Inseln des Archipels. Es befinden sich selbst im Peloponnes noch einige feste Plätze, wie Patras und Coron, die von den Türken noch besetzt sind; aber sie werden unfehlbar bald fallen, zudem seit die Hellenen sie fester umschlossen haben. Dieser Landstrich scheint nur sehr klein, wenn man ihn mit Albanien, oder dem alten Epirus, mit Thessalien und Thrazien vergleicht, das sich noch unter der türkischen Oberherrschaft befindet. Aber die Zusukzession verliert ihren Anschein der Schwäche, wenn man die entschiedene Obergewalt der griechischen Seemacht über die Pforte beachtet, und ausserdem nicht aus den Augen verliert, daß selbst in den nichtinsurgirten Theilen die griechische Bevölkerung zwei- oder dreimal stärker ist, als die der Osmanlis, die somit auf keine Weise ihrem Untergange entgehen können.

Mehrere scharfe Beobachter und geistreiche Reisende haben sich bereits über die Ursachen des Verfalls des türkischen Reichs ausgelassen, den man vorzüglich dem Unvermögen der Sultane, seidem sie die Härte der Feldlager mit dem wollüstigen Leben des Serails vertauscht haben, zuschreiben muß; nächstdem auch der Unwissenheit und dem Religionsfolge des Volks, weshalb sie mitten in den Fortschritten der europäischen Zivilisation immer auf ihrem alten Punkte stehen geblieben sind, und endlich der ungereimten Bildung des Gouvernements, dessen Hauptgrundsatz der ist, Alles zu mißbrauchen und bei allen Winkelzügen nichts als Treulosigkeit und Blutdurst zu offenbaren. Diese Regierung ist ausserdem noch den beständigen Angriffen von Seiten der Perser ausgesetzt, die zur Sekte Alis gehören, während die Osmanlis die Sekte Omars bilden. Sie wird unaufhörlich von ihren eigenen Paschas oder Provinz-Statthaltern beunruhigt, die sich, sobald sie sich nur einigermaßen stark fühlen, von der Pforte unabhängig zu machen suchen.

Die Griechen, welche die nördlichen Provinzen

Digitized by Google

bewohnen, haben bis jetzt noch nicht gewagt, ſich zu bewegen. Sie ſind dem Regierungsſitze näher, das Land iſt entwaffnet und immer mit türkiſchen Soldaten angefüllt. In den Städten ſind ſie, im Vergleich mit den Türken, die Schwächern, und in der Hauptſtadt ſelbſt iſt die Zahl der Letztern bedeutend ſtärker, als die der Erſtern, welche den Phanar *), ein Stadtviertel Konſtantinopels, bewohnen, das ihnen beſonders angewieſen worden iſt. Sie befinden ſich unter der unmittelbaren Gewalt des Sultans und der Janitſcharen, und ſind manchmal genöthigt, zu Gunſten ihrer Tirannen, ſich wörtlich und thätlich gegen ihre Landsleute zu erklären. Man beſchuldigt ſie, Höflinge zu ſein, und unter ihnen wählt gewöhnlich der Sultan die Hospodars oder Fürſten der Moldau und Wallachei, ſo wie die Patriarchen und übrigen Beamten, aus, die, nach den Verträgen mit den chriſtlichen Mächten, den Griechen entnommen werden müſſen. Aber die grauſame Weiſe, auf welche die letzten Patriarchen, und überhaupt die vornehmſten „Fanarioten" behandelt worden ſind, zeigt, daß die Pforte Urſache zu haben glaubt, ihre Treue und Anhänglichkeit zu bezweifeln.

Man kann nicht einen Augenblick an der Uebereinſtimmung, oder vielmehr an der Sympathie, zweifeln, die zwiſchen den dem türkiſchen Schwerte noch unterworfenen Griechen und ihren unabhängigen Landsleuten ſtatt findet. Es iſt alſo keineswegs zweifelhaft, daß ſie die erſte günſtige Gelegenheit benutzen werden, um ſich mit ihnen zu vereinigen. Das Elend, welches die Griechen von den Türken lange vor dem Ausbruche der Inſurrektion zu erdulden hatten, iſt ſeitdem auf ſeinen höchſten Gipfel geſtiegen. Die noch unterworfenen Rajahs haben für die rebelliſchen Rajahs mitbezahlen müſſen, die undisziplinirten türkiſchen Armeen haben die Provinzen überſchwemmt und ſie verwüſtet, wie wenn ſie alle Vegetation und alles Leben von der Erde vertilgen wollten.

Auſſer alle dem, was ſie täglich zu erdulden haben, ſind die Griechen noch von einem lebendigen Nationalgefühl beſeligt, deſſen Urſache man ſehr leicht entdecken kann. Die Osmanlis haben Griechenland weder in kurzer Zeit, noch mit großer Leichtigkeit ſich unterworfen. Ueberall wo der Ort nur irgend dazu geeignet war, hat man dem blinden und fanatiſchen Muthe der Muſelmänner einen tapfern Widerſtand entgegengeſtellt. Die Eroberung des Peloponnes wurde erſt zu Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts beendet, und die Mainotten oder Gebirgsbewohner der Halbinſel, die Sfakioten auf der Inſel Kandia, und mehrere Volksſtämme in Epirus, andere die den Pindus und die Gebirge Theſſaliens, und Mazedoniens bewohnen, haben nie ganz unterjocht werden können. Wenn die Osmanlis den Uebrigen anfänglich nicht erträgliche Bedingungen gemacht hätten, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie ſich nie würden in Europa haben feſtſetzen können. Sie wußten aber in der erſten Zeit geſchickt die Mäſſigung ihrem natürlichen Blutdurſte beizugeſellen. Sie erlaubten den Griechen die freie Ausübung ihrer Religion, und da in einem Lande, welches in das Soldatenloch ſich ſchmiegt, und das folglich ungeheure Summen zur Unterhaltung einer großen Menge unnützer Menſchen bezahlen muß, die Mitglieder des Volks am beſten wiſſen, wo noch Geld aufzutreiben ſei, ſo wurde auch hier den Griechen die Wahl ihrer Magiſtratsperſonen, wie eine Art von Privilegium, überlaſſen. Man ließ ihnen ſelbſt ihre bürgerliche Geſetzgebung; aber dieſe Bewilligung wurde verletzt, und ſie mußten ſich den Geſetzen Mahomets unterwerfen. Um aber das Unglück zu vermeiden, von den Türken gerichtet zu werden, erklärten die Griechen, daß ſie den Urtheilsſprüchen ihrer Biſchöfe, und ihrer Domherren, ſo wie den Vorſtehern der Gemeinden ſich unterziehen wollten. Die Sentenzen dieſer Art Gerichtshöfe ſind denn auch immer ziemlich gerecht, und der, welcher nach ihrem Ausſpruch appelliren wollte, würde für verflucht erklärt und exkommunizirt werden. Dieſe Munizipal-Regierung und der glückliche Einfluß der geiſtlichen Dikaſterien hat denn auch theilweis gemildert, was die türkiſche Herrſchaft Entſetzliches an ſich hatte, und ſie hat nicht wenig dazu beigetragen, unter den Griechen jene Nationalität zu erhalten, die ſie auf eine beſſere Ordnung der Dinge vorbereitet hat. Der Verfall der Türken, und der immer mehr wachſende Einfluß der andern europäiſchen Völker, haben ihrerſeits auch die Hoffnungen der Griechen erhalten.

Die Griechen ſind immer getreu der chriſtlichen Religion zugewandt geblieben, eben der beſtändigen Verfolgungen wegen, die ſie auszuſtehen gehabt haben. Die morgenländiſche chriſtliche Kirche erlaubt den Prieſtern die Ehe, woraus folgt, daß alle Pfarrer auch Bürger ſind. Dieſelbe Kirche läßt nur zwei Arten Mönche zu, die noch dazu wacker arbeiten müſſen,

*) Der Phanar befindet ſich an der dem Serail entgegengeſetzten Extremität der Stadt. Unter den Griechen, die ihn bewohnen, gibt es mehrere ſehr reiche Familien, aber da ſie in beſtändiger Furcht vor Plünderung und Feuersgefahr leben, ſo verbergen ſie ihren innern Luxus unter dem Ausſehen des Elends. Seit dem Beginn der Inſurrektion iſt ihre Lage ſehr kritiſch geworden. Sie wünſchen den Sieg der Hellenen; aber ſie ſind gezwungen, darüber betrübt zu ſcheinen, und ſie ſind immer die Opfer der Wuth, welche das Glück ihrer Landsleute bei der Regierung und bei dem Volke erregt.

Digitized by Google

und die folglich ihren Mitbürgern niemals zur Laſt fallen. Es gibt wenig Heuchler unter den Geiſtlichen, weil weder die Kirche noch die Nation intolerant iſt, und weil man die Frömmler und Phariſäer verachtet und dem Gelächter preis gibt.

So hat das griechiſche Volk, ungeachtet ſeiner dreihundertjährigen Sklaverei, dennoch ſeinen Nationalkarakter bewahrt. Die türkiſche Politik hat, obgleich ſie manch Hundert Köpfe hat abſchlagen laſſen, obgleich ſie das Vermögen aller der Familien konfiszirt hat, die, in ihren Augen, durch ihre Reichthümer eine zu große Wichtigkeit erlangt hatten, dennoch die Entwickelung nicht verhindern können, nach welcher dies Volk unaufhörlich hinſtrebte. Es war urſprünglich für die Segnungen der Zivilisation, und nicht für die Verdammung der Barbarei beſtimmt; darum hat es endlich auch ſeine Feſſel zerbrochen und iſt wieder frei erſtanden, wie es früher war.

In unſerm nächſten Artikel wollen wir die Ueberſicht der Provinzen der europäiſchen Türkei, in denen die Inſurrektion, wo nicht vollkommen, dennoch theilweis ausgebrochen iſt, beendigen.

Einfluß der Frauen auf die Revolution in Südamerika.

(Beſchluß.)

Während Bogata in der Gewalt der Spanier ſich befand, unterhielt ein junges Mädchen, Namens Policarpa Salavarieta, einen geheimen Briefwechſel mit den von Morillo zerſtreuten Patrioten. Ihr Bräutigam, den man gezwungen hatte, im Generalſtabe der ſpaniſchen Armee zu dienen, unterrichtete ſie von Allem, was in demſelben geſchah, und ſie ließ es ſogleich dem General Santander wiſſen, der, an der Spitze einiger Braven, in der Provinz Caſanare, auf den Grenzen von Venezuela und Cundimarca, unermüdet den Krieg fortſetzte. Schon mehrmals hatten ſich drohende Vermuthungen gegen ſie erhoben, und der Vizekönig Samano ließ zu verſchiedenen Zeiten ihre Wohnung aufs Genaueſte durchſuchen, ohne jedoch das Geringſte entdecken zu können. Endlich aber wurde ihr Verlobter, als er eines Tages den Patrioten ſelbſt eine Mittheilung und Briefe von hoher Wichtigkeit überbringen wollte, in der Wüſte von Toquilla von den Spaniern angehalten, und nebſt allen ſeinen Papieren nach Bogata gebracht. Sobald Policarpa davon benachrichtigt wurde, eilte ſie zum Vizekönig, dem ſie erklärte, daß der junge Menſch unſchuldig ſei, und daß ſie allein beſtraft zu werden verdiene, weil ſie ihm die Briefe zur Beſorgung übergeben habe, ohne ihn von dem Inhalt derſelben zu unterrichten.

Man befragte darauf den Jüngling, der behauptete, daß er allein der Schuldige ſei, und daß Policarpa nicht das Geringſte von ſeinem Vorhaben gewußt; weil ſie ſich demſelben ſodann aus Zärtlichkeit und Beſorgniß widerſetzt haben würde. Man konfrontirte ſie mit einander, und ſie beharrten immer in ihrer Ausſage, weil Einer den Andern dadurch zu retten glaubte. Aber ſie kürzten ſich beide. Der unglückliche Jüngling wurde nach einigen Tagen zum Tode verdammt, und nachdem man ihn bis zum Gerichtsplatze geſchleift hatte, führte man ſeine Braut zu ihm. Beiden wurde Pardon verſprochen, wenn ſie ihre Mitſchuldigen nennen wollten. Aber Alles, was die Spanier von ihnen erhalten konnten, war eine Erneuerung des rührenden Streits zur gegenſeitigen Rettung und zum gegenſeitigen Opfer. Sie waren unfähig, ihr Vaterland zu verrathen. Nachdem man ſich auf ſolche Weiſe überzeugt hatte, daß es unmöglich ſei, ſie zum Geſtändniß zu bringen, wurde das Zeichen zur Hinrichtung gegeben, und der Jüngling wurde vor den Augen ſeiner Geliebten erſchoſſen. Sie ſelbſt wurde ins Gefängniß zurückgebracht, und auf jede denkbare Art mit Fragen und Vorſtellungen und Martern gequält; aber ſie blieb ſtandhaft und man erfuhr nicht ein Wort von ihr, das der Sache ihres Vaterlandes und ſeiner Freiheit hätte ſchädlich werden können. Man ſah ſich alſo genöthigt, ſie allein des Hochverraths zu beſchuldigen und das Todesurtheil über ſie auszuſprechen.

Bis zum letzten Augenblicke bewahrte ſie ihre ganze Energie, und zeigte eben dadurch, welcher Ausdauer auch ein Weib fähig ſein kann. Während ſie zum Richtplatze ſchritt, tröſtete ſie das weinende Volk und rief ihm zu verſchiedenen Malen zu: „Warum weinet ihr? Weinet nicht über mich, meine Freunde; weinet über Euch ſelbſt. Möge mein Tod Euch zum Beiſpiel dienen!“ Als ſie auf dem Schafotte angelangt war, verlangte ſie ein Glas Waſſer. Ein ſpaniſcher Soldat reichte es ihr. „Nein,“ ſagte ſie und ſtieß es zurück, „ich mag ſelbſt ein Glas Waſſer nicht einem Feinde meines Vaterlandes verdanken.“ Der Befehlshaber des Detaſchements, welches ſie bewachte, drang darauf in ſie, Jemand zu nennen, von dem ſie dieſe letzte Gabe anzunehmen wünſche. Sie lächelte bitter und antwortete ihm: „Tauſend Dank für ein Erbieten, das ich nicht annehmen kann, weil, wenn ich dieſes letzte Bedürfniß befriedigen wollte, ich die Perſon kompromittiren könnte, die mir dieſen letzten Freundſchaftsdienſt erweiſen wollte, und damit hätte ich mein Gelüſt viel zu theuer erkauft..... Zeht, Henker!

Digitized by Google

ſchlage zu.“ — Einen Augenblick vorher, ehe das Zeichen zur Hinrichtung gegeben wurde, wendete ſie ſich noch einmal gegen die Spanier und rief ihnen mit ſtarker aber ruhiger Stimme zu: „Seid deſſen gewiß, mein Tod wird einſt gerächt!“

Das Muſeum zu Neapel.

Mit vielem Recht bedauerte man bisher allgemein, daß die neapolitaniſche Regierung die Schätze von Herculanum und Pompeii immer vor den Augen des Publikums verſteckt halte. Das Gefühl der Billigkeit hat endlich die Oberhand gewonnen, und man darf hoffen, daß die Künſtler endlich alle den Vortheil davon werden ziehen können, den eine ſo reiche und koſtbare Sammlung ihnen darbieten wird. Das Muſeum wird endlich, unter dem Schutze des Königs, bekannt gemacht werden. Selbſt die ſeltenſten Gegenſtände, von denen es bisher ausdrücklich verboten war, Zeichnungen aufzunehmen, werden von der Publikation nicht ausgeſchloſſen ſein. Wir haben das erſte Heft davon vor Augen liegen. In einer dabei befindlichen Einleitung, vom Direktor des königlichen Inſtituts der ſchönen Künſte, Ritter Niccolini, iſt der allgemeine Plan geſchickt dargeſtellt. Er iſt in der Art eingerichtet, daß er ein großes Gemälde der „drei Künſte“, bei den Alten, im Mittelalter, zur Zeit ihrer Wiedergeburt und in der ihrer Vervollkommnung, vor den Blicken entrollt.

In Hinſicht der Architektur ſollen auſſer den Denkmälern, die das Muſeum beſitzt, und die, welche man aus den Nachgrabungen von Herculanum und Pompeii gewonnen, auch noch einige öffentliche Gebäude im gothiſchen Styl aufgenommen werden; aber man wird nur diejenigen dazu wählen, die, in Bezug auf den Gegenſtand, die Ausarbeitung oder den Zeitraum, einen beſonders merkwürdigen Karakter haben, und eine Lücke in der Geſchichte der Kunſt auszufüllen vermögen. Für Malerei und Bildhauerei ſtellt das Muſeum eine Reihe von Werken dar, die, ohne alle Unterbrechung, mehr als zwanzig Jahrhunderte umfaſſen, und die vier großen Epochen, zwei der Vollkommenheit, eine der Abnahme und eine der Wiedergeburt, darſtellen. In der Malerei bieten die griechiſchen Gefäſſe von Pompeii die Zeichnungen der erſten Epoche dar. Die chriſtlichen Malereien des dritten und vierten Jahrhunderts und die der Griechen des orientaliſchen Kaiſerreichs, beſcheinigen ihren Verfall, bis zur Schule Giottos, wo die Aera der Wiedergeburt beginnt, die ſich durch das vierzehnte Jahrhundert erſtreckt, und ſich an den zweiten Zeitraum der Vollkommenheit, im reichen Jahrhunderte Leo X, ſchließt.

Endlich für Alles, was ſich auf das häusliche Leben der Alten bezieht und über ihre Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten Aufſchluß zu geben vermag, iſt das neapolitaniſche Muſeum in jedem Betrachte das reichſte auf der ganzen Erde. Pompeii, das als das vorzüglichſte Denkmal betrachtet werden kann, wird die erſten Gegenſtände der Bekanntmachung darbieten. „Es iſt,“ ſagt Niccolini, „als ſehe man da, in einem von der Zeit wohl getrübten aber nicht zerſtörten Spiegel, noch die Freude der Feſte, die Arbeiten der Sklaven in den Mühlen, an den Oefen, in den Küchen, den Patron im Kabinete von ſeinen Klienten umringt, den Bürger, in ſeinem Geſprächſaal ausruhend, oder unter den Säulengängen ſich erqehend, oder in den Tempeln opfernd, oder in den Theatern ſich erluſtigend, oder in den Hallen feine Händel abſchlieſſend. Der erſtaunte Beobachter erfreut ſich im Anblick der noch friſchen Malereien, er lieſet die auf die Mauern geſchriebenen Anzeigen, er erkennt den Schmuck der Frauen, die gebrechlichſten Sachen von Glas, ſelbſt die auf dem Marmor eingeprägten Zeichen überfüllter Taſſen. Der Künſtler ſeinerſeits vervollkommne ſich durch das Studium der zierlichen Formen Es iſt eine Art gemeinſchaftlichen Schatzes, aus dem alle Künſte Schönheit und Eleganz entnehmen können, um ſie nicht nur in den Werken eines erhabenern Styls, ſondern auch in die Ausſchmückung der Paläſte, und bis auf die einfachſten Möbeln und Geräthe zu verbreiten.“

Das neapolitaniſche Muſeum wird achtzehn Bände in Quarto ausmachen, welche beſtweiſe, ein jedes zu ſechszehn Kupfern und fünfzig Seiten Text, herausgegeben werden ſollen. Der Text wird von der königlich bourboniſchen Geſellſchaft beſorgt werden. Eine franzöſiſche Ueberſetzung davon wird in derſelben Zeit, wie das Werk zu Neapel, auch zu Paris erſcheinen.

Kairo.

Aegyptiſche Sittentafel.

..... Nachdem wir Siut verlaſſen hatten, gelangten wir in eine Sandwüſte, und erreichten nach einigen Stunden eine Karavane, die ſich eben zur Raſt gelagert hatte. Sie beſtand aus Arabern, die aus den entfernten Gegenden Aegyptens ein Truppe ſchwarzer Sklaven nach Kairo führte, um ſie dort zu verkaufen. Ein Stück blauer Leinwand, das am obern Theile eines Zeltes wehte, zeichnete das des Befehlshabers von allen übrigen aus, die es, unordentlich aufgeſtellt, umgaben. Die Kameele wälzten ſich im Sande und die Araber, in mehrere Gruppen vertheilt, ſchmauchten und ſchwatzten ganz gemächlich, während

Digitized by Google

die unglücklichen Neger ein ärmliches Mahl bereiteten. Das Haupt der Bande glaubte wahrscheinlich, daß ich ihm Einiges von seiner Waare abkaufen wolle, er führte mich deshalb in ein Zelt, wo sich eine große Menge junger, halbnackter Negerinnen befand, die man gleichfalls zum Verkauf ausstellen wollte. — Wir verließen bald die Karavane, und trafen nach Sonnenuntergang zu Montafiut ein. Von dort besuchten wir die Ruinen des Tempels von Hermopolis, von dem allein nur die Säulenhalle noch besteht, die aus Steinen erbaut ist, welche alle übrigen in ganz Aegypten an Umfang und Größe übertreffen. Ringsum gemessen haben sie nämlich 33 Fuß und 60 in der Höhe. Die von Karnak sind indeß noch höher. Wir brachten daselbst einen sehr angenehmen Tag zu, und schifften sodann zum andern Ufer des Nils hinüber, wo wir die Trümmer von Antinoe besuchten, eines Orts, der vom Kaiser Adrian erbaut worden ist. Einige vereinzelte Säulen stehen noch. Sie sind von Granit und von schlanker Form, ungefähr 40 Fuß hoch und mit korinthischen Kapitälern versehen. Endlich besuchten wir die Pyramiden von Saccara.

Die Ueberschwemmung des Nils war vorüber, und das niedrige Land Aegyptens, vorher von der Sonne ausgetrocknet und verbrannt, war nun mit einem reichen, grünen Rasenteppich überdeckt, und die Höhe hatte nach und nach abgenommen. Auf der Rückkehr von den Pyramiden litten wir, mitten in einer großen Wüste, die nur allein mit seinem Sande überdeckt war, einen fürchterlichen Durst, und wir würden alles, was wir besaßen, für ein Glas Wasser gegeben haben, als plötzlich und wie aus der Erde erstanden, ein Dermisch vor uns erschien und uns eine große Wassermelone anbot, die wir wie die Manna des Himmels aufnahmen. Dieser Derwisch war einer der schönsten Männer, die ich je gesehen habe, und er hätte einem Bildhauer zum Muster dienen können. Seine einsame Wohnung und ein kleiner Garten befanden sich ganz in der Nähe, und eben weil er uns aus der Ferne erblickt, hatte er den Entschluß gefaßt, uns das Erzeugniß des letztern anzubieten, wofür wir ihn denn auch sehr gut bezahlten.

Nach unserer Zurückkunft zu Kairo nahmen wir unsere Wohnung bei dem Franzosen Asselin, dem Begleiter Chateaubriands. Er hat sich seitdem in dieser Stadt niedergelassen, die er sehr genau kennt, obgleich er fast nie sein Zimmer verläßt, und sich immer noch auf europäische Art kleidet. Er trägt dazu einen langen, dicken Bart, was ihm ein gar seltsames Ansehen gibt.

Hin und wieder begegnet man in den Straßen von Kairo französischen Mamelucken. Fünfzig von ihnen haben ihre Religion verändert und sind in die Dienste Mehemet-Ali-Pascha's getreten. Sie stehen bei ihm in großer Gunst und erhalten einen beträchtlichen Sold, weil sie vor ungefähr vierzehn Jahren, beim Ausbruche der Rebellion unter den Truppen des Vicekönigs, die nicht mehr dienen wollten, weil sie keinen Sold erhielten, ihn, der eines Tages in einer engen Gasse von den Verschworenen angefallen wurde, mit ihren Leibern bedeckten, die Aufrührer zurückschlugen und ihm auf solche Weise das Leben retteten.

Burkhardts Grab befindet sich außerhalb der Stadt, auf dem türkischen Begräbnißplatze. Dieser unvergleichbare Reisende war ein sehr liebenswürdiger Mann. Sein langer Aufenthalt unter den arabischen Volksstämmen hatte ihm vollkommen das Aeußere und die Sitten eines Beduinen gegeben. Die Araber selbst haben ihren guten Scheik Ibrahim noch nicht vergessen und unterhalten sich noch oft von ihm. Man begegnete ihm oft in der Wüste auf einem arabischen Pferde, schlecht gekleidet, mit seiner Lanze und einem Sack mit Mehl zu seiner Nahrung auf dem Rücken. Niemals hat irgend ein Europäer, selbst wenn er zu Kairo ansäßig war, gewußt, in welchem Theile der Stadt er wohnte, obschon er selbst manchmal zu ihnen kam, um mit ihnen Wein zu trinken und Schinken zu essen; aber er verbat sich alle Besuche von seinen Landsleuten, um den Muselmännern nicht verdächtig zu werden. Der Pascha hatte ihn sehr gern und ließ ihn oft zu sich kommen, um sich mit ihm zu unterhalten.

Die einzigen Vergnügungsorte zu Kairo sind die Kaffeehäuser, die eben deshalb auch gewöhnlich nie leer sind. Aber so zahlreich auch die Gesellschaft sein mag, so entsteht doch ein tiefes Stillschweigen, sobald irgend ein Erzähler eine Geschichte beginnt. Mehrere Araber sind darin sehr glücklich, nicht nur, weil ihre Einbildungskraft ihnen immer und überall zu Hülfe kommt, sondern auch, weil sie außerdem noch ein gutes Gedächtniß und eine außerordentliche Erfindungsgabe haben, und ihre Mährchen sehr geschickt der Beschränktheit und Leichtgläubigkeit der Türken anzupassen wissen. Mit der einen Hand seine lange Pfeife haltend, ist ein Türk im Stande, stundenlang alle jene wunderbaren Geschichten anzuhören, von denen wir in der bekannten „Tausend und einer Nacht“ eine bezeichnete Probe finden, ohne sie je durch etwas anderes, als durch den Ausruf seines Erstaunens: Allah! zu unterbrechen. Dieser im Orient allgemeine Gebrauch ist eben so nützlich als unterhaltend, denn die Moral der Erzähler ist manchmal vortrefflich. Wollte man sie jedoch in Europa auf dieselbe Weise und mit denselben Wendungen mittheilen, so würden sie lange nicht so interessant erscheinen, als sie dort am Urquell sind. Unser kaltes Klima kann die reiche und ausschweifende Einbildungskraft des Morgenlandes sich nicht aneignen, und würde sie höchst lächerlich finden, eben so wie die oft leidenschaftliche und enthusiastische Erzählungsweise,

Digitized by Google

in welcher Alles vorgetragen wird. Mehrere dieſer Menſchen führen ein irrendes Leben, von Berg zu Berg und von Thal zu Thal eilend, und in Städten und Dörfern ihre Mährchen erzählend. Sie erfunden oft neue Geſchichten, aber öfter noch bedienen ſie ſich der in Tauſend und einer Nacht enthaltenen, mit einigen ihnen nothwendig ſcheinenden Veränderungen. Ein neues und gutes Mährchen macht hier daſſelbe Aufſehen, wie ein vortreffliches Buch in Europa, gibt dem Verfaſſer einen gewiſſen Ruf und läuft von Mund zu Mund, von Stadt zu Stadt. Wenn eine Karavane am Abend Halt macht und die Gruppen ſich um das Feuer gelagert haben, ſo beginnt die Erzählung der Mährchen, die oft bis tief in die Nacht ſich erſtreckt und keinem der Hörenden das Bedürfniß des Schlummers fühlen läßt. Die Frauen dürfen keinen Theil an dieſem Vergnügen nehmen; aber es gibt zu Kairo gewiſſe aufgezeichnete Bajaderen, die man zu ihnen eintreten läßt, und die ſie mit Tanz, Geſang und Muſik zu beluſtigen ſuchen.

Man bemerkt manchmal in den Straßen von Kairo ein ganz ſonderbares Schauſpiel. Zwei leichtbekleidete Männer drehen ſich mit lachendem Geſichte beſtändig einer um den andern und verſehen ſich einen derben Schlag auf die Naſe, ſobald ſie ſich begegnen. Sie ſingen dabei irgend ein komiſches Lied und machen allerlei Grimaſſen, wobei ſich das Volk auſſerordentlich vergnügt.

Ich brachte einen Abend bei dem ſchwediſchen Geſchäftsträger Botky zu. Seine Tochter wurde vor einigen Jahren auf einem Spaziergang in der Stadt zwiſchen ihrer Mutter und ihrer Schweſter von einem betrunkenen türkiſchen Soldaten ermordet. Ein grüner Schleier, mit dem ſie bekleidet war, wurde allgemein als die Urſache dieſes Wuthanfalls eines ſeiner Sinne beraubten Menſchen betrachtet; denn die geheiligte Farbe des Propheten iſt den Chriſten auf's ſtrengſte unterſagt, und es iſt, wie man aus dieſem Beiſpiel erſieht, ſehr gefährlich, ſich derſelben hier zu bedienen.

Der Durchzug der Karavanen, die aus Nubien und Ober-Aegypten kommen, um ſich nach Mekka zu begeben, iſt zu Kairo ſehr intereſſant. Täglich erblickt man neue, von der Sonne mehr oder minder verbrannte Geſichter, die oft den verſchiedenſten Nationen angehören und ihre Fahnen und Feldzeichen von allen möglichen Farben wehen laſſen.

In einer Stadt, wo man umſonſt Bücher ſuchen würde, um der Langeweile ſich zu entziehen, hatte ich das Glück, ein Exemplar der „Plaisirs de l'espérance“ zu finden. Auf welche Weiſe das geſchah, und wie es mir zugekommen war, das weiß ich ſelbſt heute noch nicht; aber ſo viel iſt gewiß, daß es mir am Ufer des Nils ſehr angenehm war und mir das größte Vergnügen gewährte. Es hat mich ſpäterhin auch auf meinen Ausflügen nach Syrien und Paläſtina begleitet. Dies kleine Buch hat nachher noch große Reiſen gemacht. Ich ließ es endlich der Tochter des Generalkonſuls Beirut, am Fuße des Libanons, und ich weiß, daß ſie es mit Sorgfalt aufbewahren wird.

Eines Tages beſuchten wir den Pallaſt Mehemet-Ali's zu Shubra. Er liegt ſehr angenehm am Ufer des Nils, und man findet in ein oder zwei Gemächern alle Bequemlichkeit und allen Glanz des Orients. Der erſte Anblick des Saals iſt wirklich verführeriſch. Die reichen Ottomannen, die prächtigen Kiſſen und die reinen Perlen des Springbrunnens, Alles in dieſen halbdunkeln und kühlen Aſylen ladet zur Ruhe und zur Wolluſt ein. Der Garten iſt ſchön und auf europäiſche Weiſe eingerichtet. In ſeiner Mitte erhebt ſich ein von Bäumen beſchatteter Kioſk. Wir bemerkten einige Weiber des Harem, die im Garten ſpazierten. Es waren ihrer acht; aber ſie waren alle ſo dicht verſchleiert und ſo vollkommen in ihre Mäntel eingewickelt, daß es uns unmöglich war, ihr Geſicht oder ihren Wuchs beurtheilen zu können. Wer als Arzt im Morgenlande reiſet, hat allein das Vorrecht, den Serail betreten und dieſe ſchönen Odaliſken betrachten zu dürfen; ja es iſt ihm ſogar vergönnt, ſich mit ihnen zu unterhalten. Die Neugier der Weiber, den Hakim oder fränkiſchen Arzt zu ſehen, iſt denn auch auſſerordentlich. Er wird immer auf eine feierliche Art eingeführt, und die Verſchnittenen ſelbſt betrachten ihn mit gefälligem Auge. Jede Schöne reicht ihm ihre hübſche Hand, nimmt ein leidendes Anſehen an, läßt ſich ihre Augen und ihre Zunge examiniren und redet ihm ohne Vorenthalt. Eine ſelbſt nur oberflächliche Kenntniß der Arzneikunde kann nicht anders, als von großem Nutzen ſein, und ihr allein verdanken wir unſere Befreiung aus der Gefangenſchaft bei den Arabern. Manchmal, wenn ich mit Osmin, einem ſchottiſchen Renegaten, durch Kairo ging, wurde er, weil er im Rufe eines Doktors ſtand, von den Vorübergehenden angehalten und über ihre eigene und ihrer Familien Geſundheit um Rath befragt.

Die Umgebungen der Stadt hatten ſeit dem Zurücktritt der Gewäſſer einen neuen Reiz gewonnen; obgleich Alt-Kairo allein zum Bewohnen angenehm genannt werden kann, weil es nahe am Ufer des Nils ſich befindet. Leider fällt es in Trümmer, aber man findet nahe am Waſſer, unterm Gebüſch verborgen, einige Kaufmannshäuſer, von denen man eine angenehme Ausſicht auf die Inſel Rhoda und auf das Dorf Ghize, am andern Ufer, hat.

Man ſieht beſtändig zu Kairo eine große Menge Hadjis oder Wallfahrer von Mekka, und man kann von ihnen mit vielem Recht ſagen, daß ſie die Privi-

Digitized by Google

legten eben nicht stehlen, die sie durch ihre Reise erlangen. Die Wallfahrt der Christen nach Jerusalem ist nur ein Spaß gegen die der Muselmänner, die oft aus den entferntesten Gegenden Afrika's kommen, um sich zum Grabe ihres Propheten zu verfügen. Sie müssen ungeheure Wüsten durchreisen, und ihre physischen und moralischen Kräfte können allein durch diesen religiösen Enthusiasmus erhalten werden, der nahe an den Fanatismus grenzt. Die Kaufleute, die diese Reise zu ihrem Vortheil machen, nehmen beständig ihre Bedienten, ihre Kameele und alle zur Bequemlichkeit und zum Luxus nothwendigen Gegenstände mit sich; aber die armen Wichte, die zu Fuß wandern müssen, um die Geburtsstadt des Propheten zu sehen, sind sehr zu beklagen. Mehrere, die schon ein hohes Alter erreicht haben, schleppen sich nur bis dorthin, um auf dem geheiligten Boden zu sterben, und die Rückkehr einer Karavane bietet oft denselben Anblick dar, als eine Armee nach einer gewonnenen oder verlorenen Schlacht.

Vittoria.

Die Ernennung des General Vittoria zum Präsidenten der Republik Mexiko, gibt in diesem Augenblicke den nachfolgenden Mittheilungen ein um so größeres Interesse.

Vittoria wurde zu Durango in Neu Spanien geboren. Er stammt von einer angesehenen und achtungswerthen Familie ab. Als im Jahre 1810 die Revolution ausbrach, befand er sich noch auf der Universität, und faßte den Entschluß, zur Befreiung seines Vaterlandes, so viel in seinen Kräften stehe, beizutragen. Niemand hat in dem blutigen Kampfe, der sich mit der Befreiung von Mexiko beendigt hat, einen höhern Muth und eine größere Ausdauer gezeigt. Niemand hat sich aber auch mehr die Liebe und das Vertrauen des Volks zu erwerben gewußt. Eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit, eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart in den größten Gefahren, ein heißes Verlangen, einen Bund zwischen Frankreich und seinem Vaterlande zu stiften, das sind die Züge, unter denen er sich überall dargestellt hat. Sobald er in Iturbides Betragen die den Rechten des Volks zuwiderstrebenden Plane entdeckte, klagte er ihn öffentlich an, worauf er angehalten und in ein Staatsgefängniß eingesperrt wurde, dem er jedoch mit Hülfe seiner Freunde bald wieder entfloh. Er suchte eine Zufluchtsstätte im Gehölz zwischen Xalapa und Vera-Cruz, und hatte bereits dreißig Monate in demselben von aller Gemeinschaft mit Menschen zugebracht, als auch der spanische Vizekönig ihn für vogelfrei erklärte und einen Preis auf seinen Kopf setzte.

Seine Leiden während dieser Verbannungszeit übertreffen Alles, was man sich nur Schreckliches denken kann. Er nährte sich allein von Wurzeln und Insekten, und beständig unstät und herumirrend, hatte er kein anderes Schirmdach als den Wald, kein anderes Lager als den oft feuchten, oft glühenden Boden. Unter diesen Umständen wurde er von einem heftigen Fieber überfallen, und blieb elf Tage am Eingange einer Höhle ausgestreckt liegen, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen, von dem Thau des Himmels bedeckt und in jedem Augenblicke seine Auflösung erwartend. Schon umkreisten ihn die Geier und drohetten ihn bei lebendigem Leibe zu zerreissen. Einer davon ließ sich auf ihm nieder und begann mit scharfem Schnabel und spitzigen Krallen sein Werk. Vittoria hatte noch so viel Kraft, ihn zu umspannen und zu erdrücken. Von nun an ernährte er sich mit dem Blute desselben, und gelangte nach und nach wieder zu Kräften. Das Schicksal Mexiko's scheint bildlich in diesem Kampfe eines Sterbenden mit einem Raubvogel vorhergedeutet worden zu sein. Nach der Vertreibung der Spanier entdeckte ein alter und treuer Indianer seinen Aufenthaltsort. Aber er erkannte ihn nur mit vieler Mühe, so sehr hatte das Elend und das Vollmaas seiner Leiden seine Züge entstellt.

Unregelmäßigkeit der Gestalt des Erdballs.

Die Insel Madera ist ein sehr wichtiger Punkt für den Seefahrer; es ist also durchaus nothwendig, daß man ihre „Länge“ auf's Genauste kenne. Zu diesem Zwecke hat das Länge-Bureau zu London im Sommer 1822 den Doktor Clarks dorthin gesendet, um sie mit Hülfe von sechszehn Chronometern auf's Entschiedenste zu bestimmen. Aber schon unterwegs beobachtete er eine merkwürdige Sonderbarkeit. Auf dem Wege von Greenwich nach Falmouth, fand er auf ihre Verschiedenheit der Länge 20′ 11″, 49 Zeit, und auf dem Rückwege 20′ 11″, 13. Dieselbe Verschiedenheit hingegen ist im Abzuge der Triangulation, wie man sie in der dritten Ausgabe der deshalb bekannt gemachten Tabellen findet: 20′ 6″, 9. Der Doktor Clarks glaubte sich dieser Verschiedenheit wegen verpflichtet, seine Beobachtungen auch auf mehrere Punkte im Kanal (dem Meeraum zwischen England und Frankreich) auszudehnen. Er hatte neunundzwanzig Chronometer bei sich, und schiffte von Ende Juli bis Mitte September 1823 zwischen Dovre und Falmouth umher.

Digitized by Google

Folgendes waren die erzielten Resultate:

Länge der Station von Dovre, 0h. 5′ 17″, 55 östl.
— der Sternwarte v. Portsmuth, 0 4 24, 77 westl.
— des Schlosses von Pendennis, 0 20 10, 85 westl.
— von Madera, 1 7 39, 08 westl.

Es ist also erwiesen, daß die Gestalt der Erde ein wenig von der verschieden ist, die man angenommen hat, um die Längen der Triangulation zu deduiren, und daß man ungefähr 5″ Zeit zu jedem 20′ der Länge hinzufügen muß.

Mnemonische Probestücke.

I.

Vor Christi Geburt.	Jahre	Nach Christi Geburt.
Joseph in Aegypten.	1799	Bonaparte in Aegypten.
Sidon Handelsstaat.	1701	Preußen zum Königreich erhoben.
Moses.	1517	Luther.
Orakel von Delphos.	1446	Buchdruckerei.
Dedalus.	1308	Wilhelm Tell.
Argonauten.	1282	Sizilianische Vesper.
Thesens.	1273	Rudolph von Habsburg.
Heraklíden.	1096	Kreuzzüge.
Salomo.	987	Hugo Capet.
Lykurg.	880	Alfred der Große.
Solon.	593	Gregor I.
Mithridat.	161	Marc Aurel.
Drusus an der Elbe.	9	Hermann (Arminius) im Teutoburger Walde.

II.

Corus, 555 Jahre vor Christi Geburt.
Herodot, 444.
Alexander, 333.
Hannibal, 222.
Marius, 111.
Augustus, 11 vor und 11 nach Christi Geburt.
Trajan, 111 nach Ch. G.
Heliogabalus, 222.
Constantin, 331.
Attila, 444.
Justinian, 555.
Moawiah, erster Kalif einer fremden Dynastie nach der Mahomets, 666.
Karl der Große, 777.
Karl der Dicke, 888.
Otto, Kaiser von Deutschland, 999.
Heinrich IV Kaisers Buße vor dem Pabst, 1100.
Baldwin von Flandern, Kaiser von Konstantinopel, 1200.
Dante, 1300.
Christoph Columbus, 1500.
Elisabeth von England, 1600.
Peter I von Rußland, 1700.
Napoleon Bonaparte, 1800.

Vom Ansehen.

„Das Ansehen haben", ist einer jener gewöhnlichen Ausdrücke, eine jener Redeformeln, deren man sich täglich und stündlich, und fast bei jeder Veranlassung bedient. Er ist ein Kind der Verstellung, eben so wie sein Stiefbruder und Antipode: „nicht das Ansehen haben". Fast alle unsere Handlungen und unser ganzes Bestreben zielt in der That nur darauf hin, unsere wahre, eigentliche Persönlichkeit, und den Gehalt unserer Gedanken zu verbergen, oder unsern Nächsten über unsere Gefühle, Absichten und Entwürfe irre zu leiten.

Man will das Ansehen haben, von einem gegen uns gerichteten Epigramme nicht betroffen werden zu können, und man schneidet eine lächelnde Fratze, um den Andern glauben zu machen, daß man keineswegs erzürnet sei. Man sokulirt auf den Sturz eines heimlichen Feindes, und man begegnet ihm mit großen Freundschaftsbezeugungen, um nicht das Ansehen zu haben, als wolle man ihm bald den Gnadenstoß beibringen. Man beträgt sich wie ein Pascha von drei Roßschweifen, und man will das Ansehen haben, die Magistratsperson eines freien Staats zu sein. Man ist ein Heuchler, und man nimmt ein sittsames und ernsthaftes Aeußere an, um nicht das Ansehen zu haben, als sei man nach fremden Gütern begierig. Man ist ein Esel, und man will sich das Ansehen geben, auf der Flöte blasen zu können. Man ist ein Bock, und man verbirgt seine Hörner, um nicht das Ansehen zu haben, zum Thiergeschlechte zu gehören.

Man ist geizig wie ein polnischer Trödeljude und man will das Ansehen haben, freigebig wie ein englischer Lord zu sein. Man verfügt sich häufig zur Kirche, um nicht das Ansehen zu haben, wie ein Heide oder Türke zu leben. Man nennt sich Herr von W. oder Herr von C., um das Ansehen zu haben, von gutem Adel zu sein, obgleich man eben so adelig und edel ist, wie die Schuhputzer zu Wien, und man trägt falsches Haar, um nicht das Ansehen zu haben, Besitzer eines erfrornen Gehirns zu sein.

Man ist jung und spröde, und schlägt die Augen nieder, um das Ansehen zu haben, die Huldigungen einer Anbeterschaar mit Gleichgültigkeit aufzunehmen. Man ist alt und kokett, und man bläht sich auf wie ein Frosch, um nicht das Ansehen zu haben, von der Jugend übersehen oder verspottet zu werden. Man ist ein junger Hansnarr, und man trägt Brillen, schnupft Tabak und redet mit einer Stentorstimme, um das An-

Digitized by Google

ſehen zu haben, ein Mann zu ſein. Man iſt ein alter Adonis und man parfümirt ſich und kleidet ſich nach der neueſten Mode, um nicht das Anſehen zu haben, ſechzig Winter auf dem Nacken zu tragen.

Man bezeigt ſeinem Gemahl öffentlich tauſend Liebkoſungen, um das Anſehen zu haben, ihn von ganzem Herzen zu lieben, und man gibt ſeiner Frau manchmal den Arm, um nicht das Anſehen zu haben, ihrer ſatt und müde zu ſein. Man wirft mit lateiniſchen Floskeln um ſich, um das Anſehen zu haben, ein Gelehrter zu ſein, und man huſtet beim Leſen derſelben, um nicht das Anſehen zu haben, ſie nicht zu verſtehen. Man ſagt ſeinem Nächſten Uebels nach, um das Anſehen zu haben, beſſer als er zu ſein, und man redet mit anſcheinender Achtung von der Tugend, um nicht das Anſehen zu haben, den Zöllnern und Sündern beigezählt werden zu müſſen.

Man geht auf den Fußſpitzen, um das Anſehen zu haben, in einer Kutſche angekommen zu ſein, und man verläßt ſeinen Palaſt zu Fuß, um ſich nicht das Anſehen zu geben, Heu in ſeine Stiefeln geſteckt zu haben. Man zitirt Homer, Virgil, Horaz, Shakeſpeare, Voltaire und Schiller, um das Anſehen zu haben, beleſen zu ſein, und man lieſet die Unterhaltungsblätter, um nicht das Anſehen zu haben, mit der Beſchränktheit im Bunde zu ſtehen. Man begegnet einem Schriftſteller mit Verachtung und Stolz, um ſich das Anſehen eines großen Herrn zu geben, und man hat eine zahlreiche Bibliothek, um nicht das Anſehen zu haben, ein Midas zu ſein.

Mit einem Worte, die Falſchheit und Verſtellung der menſchlichen Race wird ſo weit getrieben, daß Alles, was man thut und treibt, keinen andern Zweck hat, als den, „das Anſehen zu haben, oder nicht zu haben“; und ich ſelbſt muß offenherzig geſtehen, daß ich dieſe Zeilen nur ſchreibe, um mir das Anſehen zu geben, einen Artikel verfaßt zu haben.

Häckerling.

Ein altes Weib (wir halten das keineswegs für ein Schmähwort, denn nicht ein Jeder wird alt, der es gern werden möchte) zu Rom brachte Tarquin dem Aeltern die neun Bücher der alten Sybille von Cumea. Da er zu viel markte, ſo nahm ſie die ſechs erſten Bücher, warf ſie ins Feuer, und begehrte nun für die drei übrigen noch eben ſo viel, als ſie für alle neun gefordert hatte. Man zahlte ihr die verlangte Summe aus, und die Skarteken wurden von nun an als ein großes Heiligthum betrachtet, und mit der größten Sorgfalt aufbewahrt, bis ſie, unter Sylla, bei der Brunſt des Kapitols, auch mit verbrannten. Auguſtus, der da fürchtete, daß man in den griechiſchen Verſen der alten Hexe einige ausſpähen könnte, welche das Volk zum Aufſtand gegen ihn bewegen möchten, verbot bei Todesſtrafe jedem Römer, ſybilliniſche Reime zu leſen. Auf eine gleiche Weiſe hat lebthin der Großtürk die Leſung der heiligen Schrift verboten.

Die größte Gewandtheit eines guten politiſchen Kopfs beſteht darin, lügen zu können, daß die Balken brechen möchten, wie man im gemeinen Leben ſagt. Als der Geſandte Ludwigs XI ſich bei ſeinem Herrn beklagte, daß die Miniſter des Herzogs von Burgund wahre Meiſter in der edeln Kunſt der Umſchreibung und der Lüge ſeien, fuhr ihn dieſer barſch und unwillig an, ſprechend: „Ei du langgeohrtes Thier! warum lügſt du nicht noch ärger und beſſer als ſie?“ (Man ſehe Froſſards franzöſiſche Kronik.)

Ein gewiſſer Kaufmann hatte für 300,000 Franken die unter dem Namen der „Pelegrina“ berühmte Perle erfunden, und ließ ſich mit derſelben Philipp IV vorſtellen. Der Monarch fragte ihn: wie er ſich habe unterſtehen können, ſo viel Geld für eine einzige Perle auszugeben? — Ich dachte, erwiederte Jener, daß es einen König von Spanien auf der Welt gebe, der ſie mir wieder abkaufen werde. Dieſe Antwort ſchien dem Könige ſo ſchmeichelhaft, daß er ihm auf der Stelle 400,000 Franken dafür bezahlen ließ. Nota: Solches iſt zu Philipps IV Zeiten geſchehen.

Johannes Ziska, der Huſſiten-General, ſagte ſterbend zu denen, die um ihn ſtanden: „Ich will, daß man mich auf freiem Felde ausſtelle, denn ich will lieber den Vögeln des Himmels, als dem Ungeziefer der Erde zur Speiſe dienen. Ich will, daß man meine Haut gerbe, und ein Trommelfell daraus mache, damit ſelbſt der Feind vor dem Lärm fliehe, den ich mit meiner Hülle noch zu machen im Stande bin.“ Es iſt uns unbekannt, ob ſein Wille vollſtreckt worden iſt, oder nicht.

Weinbau in Rußland.

Die Kultur des Weinſtocks und die Kunſt der Oenologie machen täglich neue Fortſchritte im ungeheuern ruſſiſchen Reiche. Die Moldau, welche einen leichten weißen Wein erzeugt, der viel Kohlenſäure enthält, iſt jetzt zwiſchen der Türkei und Rußland getheilt. Die beſten Rebhügel befinden ſich auch auf ottomaniſcher Seite, aber die ruſſiſche Regierung zieht allmälig die moldauiſchen Winzer auf das linke Ufer des Pruth. Die Thalgelände der Krimm, vorzüglich die von Sudak, ſind an Trauben von ungeheurer Größe reich, ſo daß die einzelnen Beeren die

Digitized by Google

Größe einer mäßigen Birne erreichen; aber dieſe Beeren ſind ſehr fleiſchig und ſüß, und geben nur ſehr wenig Weiſe. Ein Franzoſe bebauet zu Carpi, nahe bei Balaclawa Reben aus Spanien und Languedoc mit vielem Erfolg. Die Ufer der Molotſchna, eines Fluſſes der ſich in den Don ergießt, bringen ſchwache weiße Weine in großer Menge hervor. Die Rebe Tſchigir zu Aſtrakan iſt eine Dokoverrebe, die aber leider ausgeartet zu ſein ſcheint. Ein öſterreichiſcher Mönch pflanzte im Jahre 1613 die erſte davon und ein ungariſcher Major ſuchte ihre Bebauung zu vervollkommnen. Aber der Ertrag des großen kaiſerlichen Weinberges zu Aſtrakan wird allein für den Hof behalten, und man kann ſich alſo keinen beſtimmten Begriff davon machen, wenn man ihn nicht etwa zu Petersburg getrunken hat. Mit großem Koſtenaufwand iſt es dem Senator Becketoff gelungen, eine große Menge ſehr guten Weins zu gewinnen, der nach ſeinem Tode noch theurer als die beſten franzöſiſchen Weine verkauft wurde; aber dieſes patriotiſche Beiſpiel hat bis jetzt noch keine Nachahmer gefunden. Alle Rebhügel nördlich vom Kaukaſus verſprachen nur ein mittelmäßiges Gewächs, obgleich der Ertrag derſelben jetzt ſchon mehr als genügend zum Verbrauche der Bewohner dieſer Provinzen iſt. Aber die Erwerbung Georgiens und vorzüglich Mingreliens (des alten Kolchis) vergönnt Rußland, ſich Weinberge zu ſchaffen, welche denen von Frankreich und Ungarn gewiß nicht an Güte nachſtehen werden. Die Traube gedeiht in Georgien im Ueberfluſſe und iſt ſehr gerſtreich. Schon bei der jetzigen Bebauung der vorhandenen wird der Wein vortrefflich, was müßte es erſt ſein, wenn ſie mit Sorgfalt bebauet würden. Um den Transport zu erleichtern, wird man längs dem Fluſſe Rhion oder Phaſis in Mingrelien Weinberge anlegen, und man hofft, daß man noch vor 20 Jahren ganz Rußland genügend mit inländiſchem Gewächs werde verſehen können. Es würde rathſam ſein, aus den Umgebungen des Kaukaſus die Rebe zu beziehen, welche Trauben ohne Kerne hat, die man in Perſien Kiſchmosh nennt, und welche vorzüglich im Ghilan und in einigen Theilen von Schyzwan einheimiſch iſt. Dieſe Traube deren Größe die von Korinth übertrifft, können leicht im Stande ſein, das Gewächs der joniſchen Inſeln zu erſetzen.

Haiti.

Ein Reiſender, der letzthin dieſe Inſel beſucht hat, ſchlägt die Zahl ihrer Bewohner auf 500,000 Neger und 20,000 Kreolen an, worin jedoch die Bewohner des ſpaniſchen Theils nicht mit begriffen ſind. Die Kreolen bilden, durch ihre Thätigkeit und Kenntniſſe, eine Art von Ariſtokratie: ſie haben ſolchergeſtalt der vorzüglichſten Aemter und Stellen ſich bemächtigt. Die Neger haſſen ſie, aber ſie fühlen zugleich auch, daß ſie ihnen nützlich ſind, und daß ſie deshalb ſie nicht entbehren können. Die Sitten der Kreolen haben die größte Aehnlichkeit mit denen der Franzoſen. Ihre Weiber unterziehen ſich meiſtentheils allen Geſchäften; ſie ſchreiben die Rechnungen und leiſten die Zahlungen ihres Hauſes. Die Bürgerinnen von Haiti haben eine außerordentliche Vorliebe für den Putz, und eine einzige Dame hat oft mehr als hundert Schals von Madras, dreißig bis vierzig Feierkleider u. ſ. f.

Die Neger, welche die Städte bewohnen, ſind meiſtentheils Handwerker oder Arbeitsleute. Man bezahlt ſie gut und behandelt ſie mit Sanftmuth. Der größte Theil davon beſchäftigt ſich mit dem Ackerbau, und Mehrere haben ziemlich bedeutende Kaffee-Pflanzungen, wodurch ſie ſich einiges Vermögen erworben haben. Beide Geſchlechter tragen ſich einfach und in europäiſchen Stoffen. Das Koſtüm der Männer beſteht aus einer wollenen Weſte, einem langen Kamiſol und weiten Beinkleidern von weißem Schinz. Die ſchwarzen Weiber tragen kattunene Hemden und Röcke nach engliſchem Schnitt. Die Inſel bezieht Reis, Mehl und geſalzenen Fiſch aus Amerika, ſo wie die nöthigen Weine und Liköre aus Frankreich. Faſt alle Leute können leſen und die franzöſiſchen Romane und Komödien ſind allgemein verbreitet und ſehr beliebt. Nachſt der Landesſprache, dem Franzöſiſchen, findet man hin und wieder auch einige Männer und Frauen, die Engliſch verſtehen.

Wir fügen den obigen Mittheilungen noch einige Nachrichten über einen beſondern Volksſtamm bei, den der Agent der Republik Haiti bei den vereinigten Staaten von Nordamerika, Granville, „die Bergbewohner“ nennt.

Von allen übrigen Bewohnern der Inſel freiwillig geſchieden, ſcheinen ſie nur einem freien und ruhigen Daſein allein angehören zu wollen. Zur Friedenszeit verlaſſen ſie das Hochgebirge, bebauen einige kleine Erdſchollen, oder leben im Dickigt der Wälder von der Jagd. Manchmal auch, doch ſelten nur, und beſtändig nur in kleinen Abtheilungen, laſſen ſie ſich in den großen Handelsſtädten im Innern des Landes ſehen. Sie bauen Kaffee, Baumwolle und einige andere Pflanzen an. Auſſerdem bereiten ſie ein grobes Tuch, zu ihrem eigenen Gebrauch. Aber ſie treiben weder Handel noch Induſtrie, und verkaufen nicht das Geringſte von dem, was ſie durch ihren Fleiß gewinnen. Das Geld iſt ihnen unbekannt. Sobald ſich irgend ein Anſchein eines nahen Krieges zeigt, ſo ziehen ſie ſich aufs ſchleunigſte in ihre Höhen und auf

Digitized by Google

ihre Gebirgsgipfel zurück, die sie nicht früher verlassen, als bis sie die festeste Ueberzeugung haben, daß der Friede wieder hergestellt und dauerhaft ist. Man kennt nicht ihre Zahl, aber man hält sie für ziemlich bedeutend. Sie reden eine eigene Sprache, die jedoch von französischem Ursprunge zu sein scheint. Ihre Farbe ist weiß, ihr Haar gleichfalls weiß, aber wolligt, wie das der Afrikaner. Das ist Alles, was man über diesen sonderbaren Volksstamm sagen kann, der durchaus keinen Theil an den Angelegenheiten und der Regierung des Landes nimmt, und dessen einziger Wunsch darin zu bestehen scheint, unbekannt, ruhig und getrennt von der übrigen Welt zu leben.

Einige merkwürdige Sprüchwörter.

Italienische.

La vita al fin. il di loda la sera: Das Leben eines Menschen nach seinem Tode loben, und den Tag während der Nacht.

Vuoi far vendetta del tuo nemico, governati bene: Willst du dich an deinem Feinde rächen, so führe ein untadelhaftes Leben.

È meglio esser amici da lontano, che nemici d'appresso: Besser ist es in der Ferne Freund, als in der Nähe Feind zu sein.

Cento ore di fastidio, non pagano un quatrino di debito: Hundert kummervolle Stunden bezahlen nicht einen Heller deiner Schuld.

È meglio un buon amico che cento parenti: Ein Freund ist mehr werth, als hundert Verwandte.

La peggior ruota del carro fa maggior strepito: Das schlechteste Rad am Wagen macht immer den meisten Lärm.

Che ti fa più carezze, che non suole, ot' a ingannato, e ingannarti vuole: Wer dir mehr Liebkosungen als gewöhnlich erweiset, der hat dich betrogen, oder will dich betrügen.

Bandiera vecchia honor di capitano: Die alte Fahne ist die Ehre des Kapitäns.

Ne di tempo, ne di signoria, ti pigliar malinconia: Bekümmere dich weder um Zeit, noch um Herrschaft.

Spanische.

Im Rath haben die Wände Ohren.

Jagd, Krieg und Liebe: für ein Vergnügen tausend Mühen.

Handle gut und du hast Neider, handle besser und du vernichtest sie.

Ein Fuchs weiß mancherlei, aber ein verliebtes Weib weiß noch viel mehr.

Es gibt keinen getreuern Spiegel, als einen alten Freund.

Die Zunge ist der Zeuge eines falschen Herzens.

Die Hoffnung ist der Zehrpfenning des Lebens.

Die Handlungen des Menschen sind der Pinsel seines Karakters.

Der, dem man gibt, schreibt es auf Sand; der, dem man nimmt, schreibt es auf Stahl.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Paris, Januar 1825.

Seit einiger Zeit hat ein Vaudeville, auf der Schaubühne der Frau Herzogin von Berry, „der Verspätete (le Tardif)" betitelt, die Menge zu sich angezogen. Die Hauptperson, deren Karakter durch ihren Namen angedeutet wird, ist ein Bürger von Melun, der zehntausend Franken Renten von einem seiner Oheime ererbt hat, mit der Bedingung, sich in den zehn, dem Hinscheiden des Testators folgenden Jahren zu verheirathen. Sechs Jahre sind vergangen, und er hat beständig zu sich gesagt: ich habe noch Zeit genug; und in den vier darauf folgenden hat er sich wiederholt: jetzt wird es bald Zeit sein, daran zu denken. Auf solche Weise ist er bis in den letzten Monat des zehnten Jahres gelangt, ohne eine Frau gefunden zu haben. Endlich verzweifelnd, allein seine Absicht zu erreichen, entdeckt er sich seiner Pathe Magdalena, einer jungen Waise, die er erzogen hat. Um sie noch mehr zu ihren Nachforschungen anzufeuern, verspricht er ihr, sie selbst mit ihrem Anbeter Julius zu vermählen, und zwar an demselben Tage, wo er seine Verlobte zum Altar führen würde. Magdalena forscht überall nach; aber zwei Verlobungen, die sie kurz hinter einander entworfen hat, kommen nicht zur Ausführung, weil sie bei Zeiten bemerkt, daß die eine der Bräute zornhaftigen, und die andere heuchlerischen Wesens ist. Sie entdeckt zu gleicher Zeit, daß ihr Verlobter selbst begierig und interessirt ist, und nur ihrer Morgengabe wegen sich um sie bewirbt, ohne sie sonst zu lieben. Sie gibt ihm also den Abschied, und ist nun ohne Bräutigam, wie Herr Tardif ohne Braut. Aber eben diese Stellung nähert sie, und nachdem sie sich betrachtet und verständigt haben, wird die Heirath zwischen ihnen abgeschlossen, wodurch Tardif eine gute Frau erhält und sein Vermögen bewahrt.

Das Theater des Vaudeville, in der rue de Chartre, zwischen den Tuilerien und dem Palais-Royal, scheint nicht mehr den Muth zu haben, sich mit dem Teufel zu messen, wie dies das Odéon, oder zweite französische Theater, gethan hat, auf welchem der deutsche „Freischütz" von Weber und Kind, in „Robin des bois" (den man wieder in den „hölzernen Robin" verdeutschen könnte), von Castil Blaze metamorphosirt, gegeben worden ist; sondern sich für jetzt mit einer nüchternen Hexe, der „Hexe der Vogesen (la Sorcière des Vosges)" begnügen zu wollen. Der Inhalt des Stücks ist folgender: Ein gewisser

Digitized by Google

lord Barton, der, man weiß nicht woher, gekommen ist, und sich, man weiß nicht mit wem, verheirathet hat; lebt wie ein Halbwilder in einem alten Schlosse in den Vogesen. Dieser edle Veste hat seine Nichte Miß Fanny, seinen Neffen Arthur und eine zahlreiche Dienerschaft bei sich. Nicht weit von ihm wohnt Frau Grimm und ihre Tochter Betsy (Elisabeth). Eines Tages ergibt sich Fanny ganz allein im Walde; sie gleitet aus, fällt und stürzt — nicht etwa auf den Rasen, sondern in einen Abgrund, weil das romantischer ist. Ein schöner Jüngling zieht sie daraus hervor, ohne daß sie sich auch nur den Fuß verrenkt hat; und wie dies sehr natürlich ist, so entbrennt ihr Herz in recht wundersamer Liebe, und ihre ganze Seele wird der Preis der heroischen Ergebenheit dieses Decius der Zärtlichkeit. Aber sich zu lieben ist nicht mehr genügend; man muß sich das auch „handgreiflich" beweisen können, und der bildschöne Jüngling vernachlässigt nichts, was seine Verbindung mit derjenigen beschleunigen kann, die er vergöttert, quasi anbetet. Zu diesem Ende vertraut er sich der ehrsamen Frau Grimm, welche die eigentliche Hexe ist, borgt ihr ihre Kleider ab, erhält das Geständniß Fanny's, in Gegenwart seines Nebenbuhlers, von dem man nicht weiß, wer, noch was er ist, verhöhnt denselben, und erhält endlich, mit Hilfe eines Geheimnisses, daß ein Bedienter ihm verrathen hat, ohne daß man weiß, wie er zu dessen Erfahrung gekommen ist, die Hand der schönen Nichte des Lords. Damit ist die Geschichte indeß noch nicht aus, denn nun erscheint die wahre Herr, die als solche auf zehn Stunden in die Runde bekannt und niemand anderes ist, als die rechtmäßige Gattin Bartons, die er auf Jamaika verlassen hat; und die nun ihren ungetreuen, flatterhaften Gentleman wiederfindet.

Die vorzügliche Sängerin des italienischen Theaters zu Paris, Frau Pasta, ist letzthin wieder im Tancred aufgetreten. Sie gedenkt dieser Oper mit Recht einen besondern Vorzug zu. Nach Orsolo dürfte sich auch schwerlich ein Stück darstellen, in dem sie mehr Gelegenheit finden könnte, ihr schönes Talent in seiner ganzen Fülle zu zeigen. Wo fände sich eine rührendere Melodie, als die des di tanti palpiti, das sie mit dem Ausdrucke einer so melancholischen Freude singt? Wo wären an Ausdruck und Glanz vorzüglichere Duos zu finden, als die Tancreds und Amenaides, im ersten Akte: Dimmi che o te son caro? und im zweiten Tancreds und Argire's: Ah! se de mali miei? — Die „Dona del Lago" ist jetzt günstiger, als im Anfange, aufgenommen worden. Sie hat dadurch gewonnen, daß sie sich etwas sicherer in ihrem Rachen befindet, und mie weniger Aengstlichkeit sinkt. Die schottische Musik ist vom Theater ins Orchester gewandert, und hat dort einen viel besseren Effekt hervorgebracht. Sie scheint jetzt mehr mehr originell als seltsam; ferner fand das Gegentheil statt. Nach der Frau Pasta verdienen die Damen Lewasseur, Mombelli und Schiaffetti, vom italienischen Theater, noch besondere Auszeichnung.

Alterthümer.

— In der königlichen Buchdruckerei zu Neapel ist letzthin ein Werk in Folio, nebst 107 Kupfern, unter folgendem Titel erschienen: Gli ornati delle pareti e dei pavimenti delle stanze dell' antica Pompeia, oder die Verzierungen der Mauren und Fußboden in den Zimmern des alten Pompeji. Diese Verzierungen bestehen aus Arabesken, Mosaiken und andern Gegenständen, die man in den Häusern dieser Stadt aufgefunden hat. Die meisten dieser Kompositionen sind sehr interessant für den Künstler und Alterthumsforscher. Sechs Kupfer stellen das jetzt in Trümmern liegende Amphitheater dar.

— Der kleine Flecken Villebonne, zwischen Rouen und Havre-de-Grace, war unter der römischen Herrschaft und den Herzogen der Normandie eine ihr blühendsten Städte des Landes der Caleten, und wurde Caletus oder Juliobona genannt. Mehrere römische Geographen, unter andern Ptolomäus, und einige Geschichtschreiber des Mittelalters, wie Ordezic Vital, ein gelehrter Mönch des elften Jahrhunderts, beziehnen sie als eine der größten und wichtigsten Städte Galliens. Mehrere neuere Entdeckungen haben diese Aussagen bestätigt. Man hat die Spuren einer römischen Heerstraße zwischen Agnps und Caudebec wiedergefunden, so wie in Villebonne eine Wasserleitung, eine Begräbnißstelle, mit vielen Urnen und Medaillen; endlich ein großes Theater, das 300 Fuß lang ist, und sich am Eingang des heutigen Fleckens befindet, und das man ausgegraben beschäftigt ist. Mehrere Theile davon sind noch wohl erhalten, aber andere sind von den Mönchen von S. Wandrille zerstört worden, die mit den hier genommenen Steinen ihre Michaelskirche erbaut haben. Die von Hollop entdeckte Bildsäule ist von großer Wichtigkeit. Sie besteht aus mehrern Stücken Bronze, die besonders gegossen und dann mit vieler Kunst zusammengefügt sind. Das Ganze ist im schönsten Verhältnisse und zeigt einen guten Typus. Sie ist mit einem dicken Goldblatte überdeckt, welches an vielen Theilen noch wohl erhalten ist. Dadurch wird bewiesen, daß man einen großen Werth auf diese Statue legte. Sie ist durchaus nackt, und man weiß nicht, welche Gottheit sie vorstellen soll; doch vermuthet man, daß es entweder ein Apoll oder ein junger Bacchus sei. Revet und ein Pikardiner haben eine gelehrte Beschreibung und chemische Analyse davon gegeben.

— In einem vor Kurzem erschienenen Werke „über den niederländischen Hof" befindet sich über den Monarchen, der Holland und Belgien beherrschte, folgende karakteristische Stelle: „Der Zutritt des Thrones steht Jedermann geöffnet, und man kann sich dem Könige an bestimmten Tagen nähern, um ihm persönlich seine Bitten und Klagen vorzutragen. Er höre und antwortete auf Alles. Der Fremdling, welchen man in den Palast einführt, hat Mühe, sich zu überzeugen, daß er sich in der Wohnung des Monarchen, und nicht vielmehr in der eines wohlhabenden Bürgers befinde. Da endlich man keinen Luxus, keinen königlichen Pomp, kein militärisches Gepränge; nur außerhalb befanden sich einige Soldaten. Aller Prunk ist vom Hofe verbannt, und wenn er sich durch irgend etwas noch auszeichnet, so ist es nur allein durch die tugendhafte Einfachheit der Sitten, die an demselben herrschen.

— Drei neue Städte sind kürzlich, wie durch Zauberei, in Sibirien entstanden (in der Provinz Omsk). Sie haben die Namen Koliwan, Barnaul und Tschrim erhalten.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Literarische Beilage zu No. 7
der
Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Italienische Literatur.

Lo Spettatore italiano. — Die italienische Zuschauer. Vom Grafen Giovanni Ferri di S. Costante. Vierter Band. Mailand, 1824. Aus der Buchdruckerei der italienischen Klassiker. In 8.

Wir glauben dieses Werk nicht besser und würdiger zur Kenntniß des Publikums zu bringen, als wenn wir einen Auszug von dem mittheilen, was die „Anthologie von Florenz" darüber gesagt hat. Es ist dies einer jener Artikel, die man leider zu selten nur in den literarischen Zeitschriften findet und die den Leser nicht nur angenehm unterhalten, sondern auch über den Gegenstand, den sie behandeln, genügend unterrichten. Er ist in Form einer Unterredung, über moralische und literarische Thatsachen, die zwischen mehrern Reisenden auf dem Lario (Comersee) statt findet. Diese Dialoge werden von Wahrheit und einem reinen Interesse belebt. — Die Freundschaft der Frauen gibt Veranlassung zur ersten Diskussion. Es wird die Behauptung aufgestellt, daß sie von Weibern zu Weibern, wo nicht unmöglich, doch höchst selten sei, und daß sie von Weibern zu Männern gar leicht in Liebe ausarte. Eine Beobachtung scheint uns hierbei nicht unpassend, nämlich, daß sich der Zuschauer hierbei mehr mit den Sitten fremder Nationen, als denen der seinigen beschäftigt, die sich doch seit ungefähr dreißig Jahren sehr verbessert haben. Torquato Tasso ist oft für abergläubig und wenig freisinnig gehalten worden. Um diese Angabe widerlegt zu sehen, darf man nur einen seiner an das Hospital von S. Anna gerichteten Dialoge lesen, in denen der Dichter-Philosoph, nach dem Beispiele seines Vaters, die Rechte des neapolitanischen Volks gegen die Einführung der Inquisition unterstützt, und die Grundsätze der Intoleranz und des Despotismus verwirft. Die Gerechtigkeit, welche man den Gesinnungen J. J. Rousseau's angedeihen läßt, ehren diejenigen, von denen sie ausgehen. Der Uebergang vom Grabe des Genfer Philosophen, zu dem Sternes, ist von dem Wunsche, dem Gedanken geleitet, daß seine menschenfreundliche und erhebende Doktrine sich immer mehr und mehr über alle Länder verbreiten möge. Eines der Kapitel, die dem italienischen Zuschauer die meiste Ehre machen, ist das über den „Ehrgeiz". Er behandelt diesen Gegenstand, ohne davon geblendet zu werden. Die großen Namen der Vergangenheit und Gegenwart beschränken die Kraft der von ihm geäusserten Wahrheit nicht. Er gibt die Sache wie sie ist. Nichts ist trostreicher, als hier, nach dem Gemälde jener Despoten, die im Uebermuthe der Gewalt die sich in ihren Händen befindliche Macht zum Verderben der Menschheit mißbraucht haben, die Geschichte edler Menschen vor den Blicken sich entrollen zu sehen, deren ganzes Bestreben darin bestand, den Unglücklichen beizustehen, das Loos der Gefangenen zu verbessern, den abscheulichen Sklavenhandel und die Sklaverei abzuschaffen, und überhaupt das irdische Dasein der Gesellschaft zu verbessern, die weder durch das Gewisch von Lügen und Ungereimtheiten, noch durch die Anmaßlichkeit und Tirannei gewisser privilegirten Kasten wahrhaft beglückt und verbessert werden kann. Von diesen edeln Gefühlen beseelt, die er gern allen seinen Lesern einflößen möchte, ruft er aus: „Warum treffen die Fürsten Europa's nicht einmal auch eine allgemeine Uebereinkunft zu Gunsten der wahren Frömmigkeit, der, welche darin besteht, der Menschheit so viel Gutes angedeihen zu lassen, als man nur immer vermag? Und vereinter fester Wille vermag viel". Es ist zu wünschen, daß der „italienische Zuschauer", der nicht allein mit nichtssagenden Blicken um sich schaut, sondern mit scharfen Blicken das Gebiet der Wahrheit durchforscht, nicht nur viele Leser, sondern auch häufige Nachahmer in den herrlichen, erinnerungsreichen Gauen Italiens finden möge.

Discorso, etc. — Rede über die vorzüglichsten Regeln der Kritik, im Bezug auf zwei Dissertationen über das „Vaterland des Christoph Columbus", gelesen am 12 Februar 1824 in der Akademie der Wissenschaften zu Turin, vom Grafen Napione de Cocconato, Direktor der königlichen Archive, gewesener Staatsminister. Turin, 1824. Eine Broschüre in 8. von 60 Seiten.

Um den Gegenstand dieser Rede verständlich zu machen, ist es unumgänglich nothwendig, einige literarische und bibliographische Thatsachen in Erinnerung zu stellen. Die lange bestrittene Frage über Columbus Vaterland und Familie ist ziemlich verworren, man muß sie zertheilen, um sie besser beurtheilen zu können: 1. Wird er Genuese genannt, weil er Schiffer von Genua war, oder weil er in der Stadt selbst, oder in der Nähe derselben, wie zu Cuccaro in

Digitized by Google

Pfahlferro, oder zu Cogoleto, oder zu Piazenza u. s. f. geboren worden ist? 2. Ist er der Sohn eines Dominik Columbo, eines armen Ehelmannes, oder eines Dominik Colombo, eines armen Plebejers und Wollenkämmers? Man schrieb den Namen verschiedentlich, und stritt sich seit länger als zwei Jahrhunderten darüber, als Navione mehrere gedruckte Urkunden auffand, die den Prozeß um das Majorat Columbs betrafen, der vor dem königlich indischen Rathe zu Madrid geführt, und von demselben entschieden worden war. Er fand darin, daß Balthasar Colombo, Edelmann und Herr von Cuccaro, als nächster Sprößling und Nachkomme Christoph Colombo's erschienen sei, daß er seine rechtmäßige Abstammung bewiesen habe, welches Alles, nach fünfundzwanzigjährigen gerichtlichen Debatten, durch den Ausspruch vom Jahre 1608 bescheinigt wird. Von nun an schien wenigstens diese Frage entschieden, und die adeliche Abstammung konnte nicht mehr der Gegenstand einer literarischen Streitsache sein, da sie von einem souverainen Gerichtshofe als bewiesen anerkannt war. Daraus ließ sich denn auch zugleich schließen, daß der berühmte Entdecker Amerika's nicht zu Genua, sondern vielmehr in seinem väterlichen Hause zu Cuccaro geboren sei. Diese beiden Punkte wurden i. J. 1804 von Navione aufs Klarste entwickelt. Die Genueser antworteten erst zehn Jahre nachher i. J. 1814 „daß Christoph Colomb zu Genua geboren sei.“ In gleicher Zeit erschien zu Rom, unter dem Titel: La vera patria di Christopho Colombo, ein anderes Werk, von einem ungenannten Verfasser, der für Genua entschied. In demselben Sinne schrieb 1818 Bossi zu Mailand das „Leben Columbus“. Bianchi und der Pater Spotorno Barzaloito zu Genua behaupteten dasselbe. Die Municipalität von Genua erhielt i. J. 1814 mehrere unvollständige Kopien von den für Christoph Columbus in Spanien erhaltenen Privilegien, nebst einigen andern ihn betreffenden Papieren, welche Navione vorher sorgfältig geprüft und verworfen hatte. Sie legte sie i. J. 1824 in ihrem öffentlichen Versammlungssaal nieder, und ließ dabei ein marmornes Denkmal, mit Basreliefs und Bronzen geschmückt, errichten, welches folgende Inschrift trägt:

Quas hic aunt membranas
Hyalolachie ertendit.
Has patriciis nempe auath
Colombus sperit.
Ea quid mihi creditum thesauri siet.
Dec. Decurionum Genuensium.

Darauf antwortete Navione i. J. 1822: „daß jene Papiere durchaus nichts über das Vaterland Christoph Columbus enthielten“. Zur Unterstützung seiner frühern Behauptung bringt er noch ein Aktenstück von 1585, Balthaser Columbus betreffend, bei. Der Pater Spotorno gab 1823 unter dem Titel: Codice diplomatico Colombo americano, eine neue Abhandlung zu Gunsten Genua's, in Form einer Vorrede, heraus. Gegen diese Vorrede nun ist die Rede Navione's gerichtet, die mit eben so vieler Gründlichkeit und Höflichkeit, als sich selbst und seines Rechts bewußter Mäßigung, geschrieben ist.

Mercurio delle scienze mediche. — Der Merkur der Arzneiwissenschaft. Eine Zeitschrift. Livorno, 1824 und 1825.

Der ausschließliche Zweck der Herausgabe dieser Zeitschrift ist der, alles das zusammenzutragen, was die Journale Europa's, sowohl in medizinischer als chirurgischer Hinsicht, Merkwürdiges und Neues enthalten. Sie verpflichten sich zugleich, keine neue Thatsachen, oder keine Dentschrift bekannt zu machen, die ihnen ausschließlich gehört. Die meisten Artikel sind bis jetzt den französischen, englischen, und italienischen und deutschen Zeitschriften entnommen worden.

Französische Literatur.

Résumé de l'histoire de Pologne. — Gedrängter Inhalt der Geschichte Polens. Von Leon Thiesse. Paris, 1824. Bei Lecomte und Durey. Ein Band in 18, von 360 Seiten.

Dergleichen Bücher, wie das vorliegende, haben ihr eigenthümliches Verdienst. Sie bieten dem Leser einen raschen Ueberblick der merkwürdigsten Geschichtsepochen eines Landes dar, sie erheben die Moral der Begebenheiten und stellen sie unter einen mehr philosophischen, als chronologischen Gesichtspunkt. Man verlangt mehr die Hauptzüge, als die Einzelnheiten eines Gemäldes, mehr die vollständige Physionomie eines ganzen Volks, als die Karakteristik dieses oder jenes, mehr oder minder ausgezeichneten, einzelnen Menschen. Der Verfasser obigen Werks scheint auf diese Weise seinen Gegenstand aufgefaßt zu haben, und er hat dadurch vollkommen den Bedürfnissen seines Zeitalters entsprochen. In seinem Motto: Malo periculosam libertatem quam tutum servitium, ist der ganze Geist seines Buches enthalten; es ist, so zu sagen, die Devise des Volks, dessen Ursprung, Ausbildung und Erniedrigung er mit großen Zügen gezeichnet hat. Wir sehen auf dem ersten Blatte der Einleitung eine Stelle, die einen Begriff von dem Ganzen zu geben vermag. „Noch ist es kein Jahrhundert, da existirte in Europa ein Volk, das die Traditionen der alten Republiken Griechenlands und Roms auf sich übergetragen zu haben schien. Seine Physionomie erinnerte an die jener Völker, deren ganzes Dasein nur ein Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit gewesen war. Alte Sitten, einfache Gewohnheiten, Mäßigkeit im Glück, Gelassenheit im Unglück, Verschmelzung kriegerischen Muths und friedlicher Gesinnungen, das waren die Tugenden, welche diese Nation mitten im

Digitized by Google

zwilisirten und verdorbenen Europa ausschließlich in sich vereinigte. Sie hätte, wie der größte Theil der neuern Gesellschaft, Ruhe und Sicherheit durch den Despotismus erkaufen können; aber sie glaubte nicht, ihre Freiheit durch bürgerliche Zwistigkeiten und politische Ungewitter zu theuer zu erkaufen. Eifersüchtig auf ihre Rechte, eifersüchtig selbst auf den Mißbrauch derselben, wollte sie sich lieber den Gefahren einer unvollkommenen Verfassung, als dem Ungefähr einer Verbesserung aussetzen, deren Obermacht herrschend zu werden drohte. Ein so gefährlicher Muth, ein so edler Irrthum (wenn man es wagen darf, ihm diesen Namen beizulegen) dürften freilich zur Nachahmung nicht anempfohlen werden; aber man muß sie ehren, wenn man nicht ungerecht sein will. Sie sind leider Polen theuer zu stehen gekommen. Die Politik der benachbarten Fürsten fürchtete die Nähe eines stolzen, unabhängigen Volks und die Ansteckung seiner lärmenden Freiheit. Der Verrath bot der Intrigue die Hand, und Polen fiel, ein Opfer seiner eigenen Stärke; Polen ist nicht mehr! Aber obgleich aus der Liste der Nationen gestrichen, lebt doch ein heiliges Andenken davon in den Herzen der Menschen noch, denen Freiheit und Ehre mehr als Worte sind. Die Nation ist nicht mehr; aber ihr Ruhm ist unvergänglich, er hat sich immer bewährt, er kann nie ganz untergehen!" — Das ist der Styl, in welchem das ganze Werk geschrieben ist. Um auch der Kritik ihren Tribut abzustatten, hatte ich mehrere Stellen aufgezeichnet, die mir bei der ersten Ueberlesung aufgefallen waren; aber ich finde sie jetzt zu unbedeutend, als daß ich sie hier noch anführen sollte. Nur eine Bemerkung sei mir vergönnt. Seite 20 sagt der Verfasser, indem er die Abstammung des Namens der Stadt Gnesen (Gnesna) erklärt, daß Lech, ein slavischer Fürst, der Stifter des Herzogthums Polen, i. J. 550, nachdem er bis an die Ufer der Weichsel vorgedrungen war, daselbst ein Nest mit Adlern an derselben Stelle fand, wo er seine Wohnung aufschlagen wollte, weshalb er dort eine Stadt unter dem Namen Gnesna gründete, nach dem Worte gniadso, welches auf Polnisch Adler bedeutet, was jedoch unrichtig ist, da gniadso Nest und nicht Adler bezeichnet.

Le Mexique en 1823, ou relation d'un voyage dans la nouvelle Espagne. — Mexiko im Jahre 1823, oder Beschreibung einer Reise in Neuspanien, einen genauen Bericht über die physische Lage des Landes und seinen moralischen und politischen Zustand enthaltend. Von Beulloch. Aus dem Englischen übersetzt von M***. Nebst einer Einleitung und mehrern Aktenstücken und Noten, von Sir John Beverley. Zwei Bände in 8. und ein Atlas von 20 Tafeln in 4. Paris, 1824. Bei Alexander Eymery. LXXII. und 724 Seiten.

Seitdem Humboldts Werk über Mexiko erschienen ist, haben die letzten Zeitereignisse so wohl die äussere Gestalt von Neu-Spanien, als auch die Geistesrichtung der Bewohner dieses Landes, auf eine eben so vortheilhafte als erfreuliche Weise verändert; aber ungeachtet dem Interesse, welches die Darstellung der verschiedenen politischen Begebenheiten in sich trägt, ist sie in vorliegendem Werke doch nur als Nebensache behandelt worden, und folglich unvollkommener und unbefriedigender, als man hätte erwarten sollen. Die Bewohner von Mexiko sind, nach des Verfassers Aeusserung, wahre Muster der Höflichkeit, und die grössten Komplimentemacher, die man sich nur denken kann. „Ihr Haus ist ganz zum Dienste der Fremden;" aber es geschieht sehr selten nur, daß sie ihn einladen, über die Schwelle desselben zu treten. Die Unterhaltung, der Tanz, die Musik, sind der gewöhnliche Zeitvertreib aller Abendgesellschaften, bei denen sich die Frauen einem Vergnügen überlassen, das in Europa, wenigstens bis jetzt noch, als sehr unschicklich betrachtet werden dürfte: sie rauchen nämlich eben so wohlgemuth, und manchmal noch stärker, als die Männer. Eines Tages befand sich der Verfasser in einer sehr angenehmen Gesellschaft, und war nicht wenig erstaunt, über dem Haupte einer jungen Dame, die auf dem Flügel spielte, eine dicke Rauchwolke sich erheben zu sehen. Um die Ursache dieses Phänomens zu entdecken, näherte er sich ihr und bemerkte, daß während sie dem Instrumente die harmonischsten Töne entlockte, sie ganz gemächlich ihre Zigarre rauchte, und ein eben nicht sehr ossianisches Gewölk dem Munde und den Nasenlöchern entströmen ließ.

Die Umgebungen von Mexiko verkünden nicht die Nähe einer großen prächtigen Stadt. Alles ist schweigend, einsam und elend. Aber sobald man die Hauptstadt von Neu-Spanien betritt, nimmt Alles eine andere Gestalt an. Die Strassen sind breit, lang und regelmäßig, die öffentlichen Gebäude sehr groß und die Privathäuser fast alle von gleicher Höhe. Sie sind äusserlich mit vieler Sorgfalt verziert und haben eiserne, bübsch bemalte oder vergoldete Balkons. Aber das Innere der Gemächer steht mit dieser Magnifizenz nicht in Uebereinstimmung. Die Mexikaner halten überhaupt mehr auf den Schein, als auf den wahren Gehalt. Ihre Equipagen sind sehr reich, während ihre Möbeln und ihre Mahlzeiten ausserordentlich einfach und oft selbst kläglich sind. Man möchte fast vermuthen, daß die meisten Bewohner den Wahlspruch: Luxus und Elend, vor allen andern sich auserkoren haben.

Die Weiber sind fast durchgängig schön; aber sie lieben das Spiel zu sehr, und Tag und Nacht scheinen ihnen zu kurz, wenn sie eine Primepartie gewinnen haben. Fehlt es ihnen an Spielern, so laden sie

Digitized by Google

den ersten besten Unbekannten, den sie in der Straße erblicken, ein, mit ihnen eine Partie zu machen. Man sieht also, daß die Damen dort nicht immer rauchen und doch noch etwas anderes zu treiben verstehen. Es gibt nur ein einziges Schauspielhaus in der Stadt. Es ist im guten Styl erbaut und von beträchtlichem Umfange. Das Innere besteht aus dem Parterre und vier Logenreihen, von denen man eine ganze Loge für einen Monat oder mehrere miethen kann. Der vordere Theil der Logen ist nur einen Fuß hoch, so daß man die Zuschauer vollkommen erblickt, was aber für die am münschenswerthesten ist, die weniger das Schauspiel besuchen, um zu sehen, als um gesehen zu werden. Das Parterre ist in drei besondere Theile geschieden, in denen die Preise der Plätze verschieden sind. Ein jeder Sitz hat außerdem seine eigene Nummer. Der Saal wird durch große Armleuchter erhellt, an dem viele Glaslampen aufgehängt sind, die eine recht angenehme Wirkung hervorbringen. Man spielt alltäglich und am Sonntage zweimal, obgleich die Mexikaner eben so gottesfürchtig als abergläubig sind. In den Modeladen erblickt man die zarten Gesichter der Frauen nicht, und nur von der Sonne braun gebrannte Männer, mit großen Knäbelbärten, versehen allein diesen delikaten Handelszweig. Es ist ein komischer Anblick, diese kriegerischen Gestalten mit der Bearbeitung musselinener Röcke, Blumenguirlanden, Hauben, Bändern und allem andern Modetand der weiblichen Koketterie, beschäftigt zu sehen. Man sollte faß glauben, einen Achilles zu Scyros oder einen Herkules, als Sklave von Omphales Schönheit, vor sich zu erblicken. Nichts ist den Beobachtungen des Verfassers entgangen, und man bemerkt sehr leicht, daß er Alles wirklich gesehen hat, was er beschreibt, und man kennt, nach der Lesung seines Werks, Neu-Spanien, als wenn man es selbst bewohnt hätte.

Holländische Literatur.

Proeve van een Ontwerp tot sluiting van de rivier den Neder-Rhijn en Lock. — Notiz über den Entwurf, den Niederrhein und den Lech zu verschließen, und ihre Gewässer in die Yssel zu leiten. Vom General-Lieutenant Baron v. Kratzenhoff.

Der Verfasser einer „Sammlung hydrographischer und topographischer Beobachtungen“ und eines „historischen Auszuges der in Holland stattgefundenen geodesischen und astronomischen Operationen“, schlägt durch obige Schrift vor, den Kanal von Pannerden, den Niederrhein und den Lech zu verschließen, und nur die Wahl offen zu lassen, so daß alle Gewässer gegen diesen Arm und die Yssel zusammenströmen würden, wodurch die Wahl schiffbar und der Lech ein Kanal werden müßte, den man sehr leicht gegen den Rheinsand schützen, und der sodann ebenfalls zur Schiffahrt gebraucht werden könnte. Der Verfasser berechnet, daß der Kostenbetrag für diese Arbeiten sich auf vierunddreißig Millionen holländische Gulden belaufen würde.

Anzeigen.

Die wohlfeilste neunte Auflage von den Stunden der Andacht in zwei Bänden in Bibelformat ist nun vollständig erschienen, und in allen Buchhandlungen à 4 fl. oder 60 Batzen zu haben; man kann auch Exemplare auf schönem weißen Papier à 5 fl. 30 kr. oder 80 Batzen haben, aber der Vorrath von den Papiersorten ist nicht mehr beträchtlich, da diese so äußerst wohlfeile Ausgabe einen ungemein starken Absatz findet. — Bei dem Verleger werden 5 Exemplare auf ordinärem Papier im Partheipreis à 16 fl. oder 6 Bthlr., und auf weißem Papier à 22 fl. oder 8 Bthlr. gegen baare Bezahlung erlassen, und ein Exemplar noch gratis beigefügt, um solches an Unbemittelte unentgeldlich abzugeben. Auch sind bei mir sauber eingebundene Exemplare auf weißem Papier in 2 Bänden à 6 fl. oder 9 Fr. und auf ordinärem Papier in Karton eingebunden à 4 fl. 30 kr. oder 67 ½ Bz. vorräthig zu haben.

H. R. Sauerländer.

In der P. G. Hilscherschen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Mädchen von Ithaka oder Odysseus Krone. Ein Roman in zwei Theilen von Dr. Christian Müller. 1824. 2 Thlr. 8 Gr.

Eine Reise des Verfassers durch die ionischen Inseln und sein längerer Aufenthalt in Italien und Sicilien, zunächst aber die in der neuesten Zeit geschehene Auffindung einer altgriechischen goldenen Krone in den Ruinen der alten Odysseusburg zu Ithaka sind die Veranlassung zu diesem Romane. Gewiß war es ein glücklicher Gedanke des Verfassers, sich des Romans zu bedienen, um das vielfach Interessante auszusprechen, was er über jene Inseln, über Italien und Sicilien mitzutheilen hatte; auch war es nur durch das Gewand des Romans möglich, die schöne Welt Homers auf den ionischen Inseln an die Gegenwart zu knüpfen, durch Vergleichungen mit dem Heute wieder interessant zu machen, und im vielfachen Farbenglanz erscheinen zu lassen; Aufgaben, die ihm so trefflich gelungen sind. Das übrigens darein verwebte gegenwärtige schöne Interesse an Griechenland, worauf die ganze Fabel des Romans berechnet ist, macht endlich das Ganze nur noch um so anziehender.

In unterzeichneter Leih-Bibliothek ist für 2 Batzen zu haben:

Ein neues Lesebücher-Verzeichniß von den interessantesten Romanen, Schauspielen, Gedichten, Lebens- und Reisebeschreibungen, nebst andern lustigen Unterhaltungsbüchern ꝛc., welche seit 1815 bis dato erschienen sind, und ausgeliehen werden in der

Holdenecker'schen Leihbibliothek in Basel.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

Nº. 8. Zweiter Jahrgang 1825. 23. Februar.

Ueber die Dampf-Schiffahrt.

Die Engländer maßen sich die Erfindung der Dampf-Schiffahrt an, weil ein gewisser Jonathan Hulls im Jahr 1736 ein Patent für die Erbauung einer Dampfmaschine erhielt, die er auf die stromaufwärtsgehenden Schiffe anwendbar machen wollte. Es scheint, daß die Ausführung dieses Vorhabens unterblieb, weshalb der Erfinder und die Erfindung in Vergessenheit gerathen sind. Die Franzosen behaupten gleichfalls, zahlreiche und authentische Rechte auf diese neue Kunst zu haben, wobei sie sich auf mehrere gedruckte Werke, und auf mehrere unfruchtbar gebliebene Versuche berufen. Die eigentliche Ehre gebört aber Amerika, das bei weitem mehr als Europa interessirt war, die Schiffahrt auf den Flüssen zu vervollkommnen, und vorzüglich die Wege am Ufer der Ströme, zum Aufwärtsziehen der Gefäße, zu vermeiden, die zu erbauen eben kein kleines Unternehmen gewesen sein würde.

Im Jahr 1787 brachte es Fitch so weit, auf der Delaware mit ziemlicher Schnelligkeit zu schiffen; jedoch war sein Mechanismus für eine größere Reise zu schwach. Endlich erbaute Fulton im Jahr 1803, während seines Aufenthalts zu Paris, ein Boot auf der Seine, mit welchem er, mit einer Schnelligkeit von fünf Viertelstunden Weges in einer Stunde Zeit, stromaufwärts fuhr. Das war schon genügend für die Schiffahrt auf den amerikanischen Flüssen, alle Schwierigkeiten waren gehoben, und der Erfolg konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Fulton machte sich also auf den Weg, um seinem Vaterlande die ersten Früchte dieser nützlichen Erfindung genießen zu lassen. Das erste Dampfboot, welches er in Amerika erbaute, legte i. J. 1807 die Strecke von New-York nach Albany (57 Poststunden), in 32 Stunden zurück, und gebrauchte zur Rückkehr nur 30 Stunden. Seit jener Zeit haben sich die Dampfschiffe in alle Staaten der Union verbreitet, und es befinden sich gegenwärtig nicht weniger als siebenzig auf dem Mississipi, und dreißig bis vierzig auf dem Kanal von Long-Island, auf dem Hudson, der Delaware und der Chesepeake, ohne die zu berechnen, welche den St. Lorenzstrom und die großen Seen, im Norden der vereinigten Staaten, beschiffen.

In England sind von 1812 bis 1821 hundert und siebenundvierzig Dampfschiffe erbaut worden, unter denen man nur ein einziges von vierhundert Tonnen Last bemerkt, das nach Südamerika bestimmt war; alle übrigen sind nur von geringer Größe, und werden als Paketboote gebraucht. Rußland ist in Europa der einzige Staat, der, wie Amerika, das System der Dampfschiffahrt ins Große entwickeln kann, weil es zugleich das einzige Land ist, das den ganzen Lauf einiger Ströme umfaßt, die mit den amerikanischen verglichen werden können; was um so mehr geschehen wird, da bei zunehmender Vermehrung des Handels, und da die Flüsse nur die Hälfte des Jahres vom Eise befreit sind, die Nothwendigkeit sich immer fühlbarer machen muß, die Schiffahrt, mit Hilfe der Dampfboote, immer mehr zu beschleunigen.

Es wird ohne Zweifel eine Zeit kommen, wo die

Amerikaner ihre wilden Ströme gebändigt, ihre Ebenen den Ueberschwemmungen entzogen und ihnen starke Dämme entgegengestellt haben werden. Während alle diese großen Arbeiten die Kraft der zivilisirten Gesellschaft bezeugen, wird die Natur selbst, von der menschlichen Vernunft geleitet, die Flüsse von den Hindernissen befreien, die sie jetzt noch erfüllen, von jenen fortgerissenen Baumstämmen, die der Schiffahrt oft so gefährlich sind, und von jenem Schlamme, der auf weite Strecken hin die Ufer bedeckt, und sie unzugänglich macht. Die Moräste werden verschwunden, und das Erdreich fest geworden sein. Man vergleiche nun, wenn man es noch wagen darf, das erhebende Schauspiel der menschlichen Gesellschaft, durch die ihr gegebenen Geisteskräfte die Hindernisse der Natur besiegend, mit jenem betrübenden Gemälde derselben Gesellschaft, die, in gegenseitiger Befeindung und Vertilgung, in einem glorreich genannten Kriegen, deren eigentliche Resultate nur Blut und Thränen und Trümmer sind, sich noch unter die unvernünftigen Thiere erniedrigt. — In dem Zustande, in welchem sich jetzt Amerika, von den Eisfeldern des Nordpols bis zu den magellanischen Sandsteppen, befindet, bedarf es der Hilfe der Maschinen mehr, als jedes andere Land. Ueberall, mit Ausnahme einiger Theile der vereinigten Staaten, ist ihm diese Hilfe durchaus nothwendig, um dadurch den Nachtheil einer zu geringen, zu unwissenden und folglich zu unthätigen Bevölkerung zu ersetzen. Die Schiffahrt, die Metallarbeiten und die Ausbeutung der reichen Minen, erheischen zuerst die Anwendung des Dampfs, der nach und nach auch auf die Reinigung der Hafen, die Erbauung der Kanäle, die Erhebung der Gewässer und die Kultivirung des Bodens anwendbar gemacht werden kann. Auf solche Weise kann und muß die europäische Industrie all' das Unheil verbessern, das die Barbarei und Habgier der europäischen Eroberer über den neuen Erdtheil verbreitet hat.

Bis jetzt sind die Erbauer der Dampfboote noch nicht so weit gekommen, mit Gewißheit das vortheilhafteste Verhältniß zwischen der Ausmessung der Gefäße, und den Verhältnissen der Größe derselben zur Stärke der Maschine und der verschiedenen Theile des Mechanismus zu bestimmen, um eine vortheilhafteste Schnelle zu erzielen. Fulton bezann mit Booten, deren Boden flach war, und der Gebrauch derselben, auf den Flüssen, erhielt sich lange Zeit. Jetzt nimmt man die Gestalt der gewöhnlichen Schiffe nach, deren Boden sehr flach, und die Extremitäten mehr oder minder zugespitzt sind. Seit Parkins neuesten Verbesserungen der Maschine, können die Dampfboote auf eine Weise erbaut werden, die ihrer Bestimmung die entsprechendste ist. Eins dieser Fahrzeuge von Baltimore (der Maryland), welches 1818 erbaut wurde, und das sieben Seemeilen (3½ Poststunden) in einer Stunde Zeit zurücklegt, ist viel länger, als der Savannah von New-York, der in demselben Jahre erbaut wurde, und dessen Schnelligkeit nur fünf Seemeilen auf die Stunde beträgt. *)

Beendigen wir diesen Artikel durch einen Ueberblick der Wunderwerke, welche die Dampfschiffahrt bereits in Amerika ausgeführt hat, und über die Dienste, die sie den neuen Republiken dieses Kontinents noch leisten wird.

Das Becken des Mississippi ist wenigstens sechsmal ausgedehnter, als das ganze heutige Frankreich, und im Ganzen mehr zur Kultur geeignet. Dies ungeheure Land hat keine andere unmittelbare Verbindung mit dem Meere, als die Ausmündung des Stromes in dasselbe. Es war unmöglich, irgend eine europäische Niederlassung in einer großen Entfernung von dieser Mündung anzulegen, ohne mit ihr in Verbindung zu stehen, und auf solche Weise mit dem mehr bevölkerten Lande korrespondiren zu können. Aber die Erde stellte diesen Verbindungen große Moräste, undurchdringliche Wälder, Legionen gefährlicher und wilder Thiere, und Horden von Menschen entgegen, die noch schrecklicher waren, als alles Uebrige zusammengenommen. Die Ströme blieben also die einzigen Verbindungswege. Aber die Hilfe, die man auf diese Weise erlangen konnte, wurde bedeutend durch die Langsamkeit der Schiffahrt vermindert. Ehemals gebrauchte man, um die Strecke von New-Orleans nach Louisville am Ohio, die dem Laufe der Flüsse nach 570 Poststunden beträgt, zurückzulegen, nicht weniger als drei Monate, indeß jetzt mehrere Dampfschiffe von New-Orleans die Cincinnati, das noch 54 Stunden höher als Louisville liegt, in vierzehn Tagen gehen. Mit Hilfe dieser Transport-, Handlungs- und gesellschaftlicher Verbindungsmittel, haben sich große Wüsteneien bevölkert, Städte und Staaten haben sich gebildet, der Unterricht hat sich verbreitet, die Zeitschriften sind bis in die entferntesten Winkel vorge-

*) Dies Dampfschiff war für Rußland bestimmt, und hat die Reise bis nach Petersburg gemacht. Es begab sich zuerst, bei sehr übeim Wetter, bei welchem man sogar die Räder herausheben mußte, von New-York nach Savannah. Von dort kam es in sechsundzwanzig Tagen nach Liverpool, wovon achtzehn mit Hilfe des Dampfs und acht mit Hilfe der Segel zurückgelegt wurden. Man weiß nicht, wie viel Zeit es von Liverpool bis Petersburg gebrauchte. Die Rückreise von dort nach Savannah wurde in fünfzig Tagen bewerkstelligt, bei der, wie es scheint, man sich der Maschine nicht bediente. Da dies Gefäß für lange Reisen erbaut worden war, so hatte man wahrscheinlich mehr auf seine Haltbarkeit, als auf seine Schnelligkeit Rücksicht genommen.

Digitized by Google

drungen, und die barbarischen Horden sind in jene unbekannten Regionen zurückgedrängt worden, bis zu denen die Zivilisation sich noch niemals ausgedehnt hat. Sobald nur die Kanäle auch eine Verbindung zwischen den großen Seen Canada's und dem Ohio, so wie mit einigen andern Zuströmungen des Mississippi, bewerkstelligt haben, wird ein lebendiger Handel gewiß bald eine große Bevölkerung, Kunst und Wohlstand über den ungeheuren Flächenraum der alten Luisiana verbreiten, und wenn die europäische Politik nicht die Erbauung der Kanäle verhindert, die, indem sie die Beschiffung des Missuri verlängern, die Grenzen seines Beckens überschreiten, und die Verbindung der beiden Meere zuwege bringen werden, so dürfte bald ein Theil des Handels von China und Ostindien diese neue Richtung nehmen, was gewiß nicht ohne einflußreiche Folgen sein würde.

In Südamerika nehmen zwei Ströme vom ersten Range die Gewäßer eines und desselben Flußes in sich auf, wobei also die Natur allein die Kosten dieser innern Schiffahrt bestritten hat. Wenn die Dampfboote erst zwischen dem Oronoko und dem Maragnon zirkuliren werden, und aus dem einen in den andern gehen können, ohne die europäische Seemacht befürchten zu müssen, werden sie für Columbia nicht allein ein mächtiges Vertheidigungsmittel sein, sondern auch zur schnellen Vermehrung der Bevölkerung und des Wohlstandes dieser neuen Republik das Ihrige beitragen.

Die Argentina-Republik (Buenos-Ayres) fühlt das Bedürfniß der Dampfschiffahrt noch mehr als Columbia. Ihr Schicksal ist von dem Peru's und Chili's nicht unabhängig, und da zu den Kriegs-Operationen, auf eine Linie von mehr als tausend Stunden in der Ausdehnung, eine große Schnelle der Verbindung und Korrespondenz erforderlich ist, so können die Dampfboote allein diesem dringenden Bedürfnisse entsprechen.

Die Entdeckungen im Innern Afrika's.

(Beschluß.)

Der ganze nördliche Rand ist so ziemlich genau bekannt und beschrieben. Auf einer geringen Entfernung von dort befindet sich die bekannte Linie, die von Aegypten nach Syuah, im Lande Ammon führt. Browne und Hornemann haben Syuah zuerst besucht. Cailliaud, Drovetti u. A. sind ihnen auf demselben Wege gefolgt; aber Hornemann ist der Einzige, der bis Fezzan und weiterhin vorgedrungen ist, wo er endlich den Tod gefunden hat. Aber sein Unglück ist für die nachfolgenden Entdeckungen nicht unfruchtbar geblieben, und Murzuk, das man aus seinen Mittheilungen besser kennen gelernt hat, ist der Zielpunkt der spätern Reisenden, und die eigentliche Thür von Zentral-Afrika geworden. Der junge Ritchie hat sich mit dem ganzen Eifer dahin gewendet, der ihm das Leben gekostet hat. Sein Reisegefährte, der Kapitän Lyon, war glücklicher. Er ist weiter vorgedrungen, und hat der englischen Expedition den Weg gebahnt. Hornemann hatte Murzuk genannt, Ritchie und Lyon hatten den kürzesten Weg dorthin angedeutet, und die ihnen nachfolgenden drei englischen Reisenden langten ohne alle Schwierigkeit dort an.

Es ist Niemandem unbewußt, daß die drei Reisenden, deren wir so eben erwähnt haben (der Major Denham, der Lieutenant Clapperton und der Doktor Oudney) zu Ende 1822 Fezzan verließen, und daß sie in einer Strecke die große Wüste überreiseten, die sich nördlich von Sudan befindet. Auf der vierzehnten nördlich Parallele berührten sie die Grenzen des Reiches Bornu, und bald darauf die Hauptstadt desselben, die von den Geographen sechshundert englische Meilen mehr nordwestlich angegeben worden war, als sie sich der Wahrheit nach befand. Einer von ihnen, der Major Denham, dringt noch dreihundert Meilen weiter nach Süden vor, und läßt sich in einen Feldzug gegen die schwarzen Gebirgsbewohner ein. Um das Feld seiner Entdeckungen zu erweitern, mischt er sich in eine Angelegenheit, die nicht die seinige ist; Alles um ihn her wird erschlagen und die ganze Armee wird vernichtet. Er selbst entkommt mit Mühe aus allen diesen drohenden Gefahren, und gelangt wieder zu seinen Gefährten, die sich zu Bornu befinden, und denen er die Nachricht über die Existenz einer großen Gebirgskette zwischen der neunten und zehnten nördlichen Parallele mittheilt, die sich in derselben Richtung, wie die von Kong befindet, und der auf der nördlichen Seite ein sehr breiter Strom enteilt. Auf dem äußersten Punkte seines Ausflusses war er nur noch 450 englische Meilen vom atlantischen Ozeane entfernt. *)

Auf solche Weise haben sich unsere Kenntnisse, auf der nördlichen Seite des Aequators bis zum zehnten Grade, auf drei verschiedenen Punkten ausgedehnt; nämlich östlich zwischen den beiden Nils, von Cailliaud; westlich gegen die Quellen des Senegal und des Niger, von Mollien und Laing, und im Zentrum, vom Major Denham, und überall ist das weitere Vordringen durch steile, undurchdringliche Gebirge unmöglich geworden, die von barbarischen, dem

*) und nicht dreihundert Meilen, wie man anfänglich nach einer falschen Längenangabe von Murzuk gesagt hatte.

Digitized by Google

Epoche des Islamismus nicht unterworfenen Völkern bewohnt waren. Diese Berge scheinen also ein eben so unübersteigbarer Damm für die europäische Zivilisation, als für den muselmännischen Glauben zu sein.

Man weiß, von welchem Schauspiel hier die Augen der englischen Reisenden betroffen wurden. Eine durchaus kriegerische Stadt, auf der Grenze eines großen Landes, eine ungeheure Reiterei, in der Menschen und Pferde mit Panzerhemden bedeckt waren, ein Ueberfluß bearbeiteten Goldes und Eisens und eine unbekannte Industrie; blühende und volkreiche Städte, nur wenige Meilen von einander entfernt, ein unermeßlicher Handel, von dem man kaum eine Ahnung hatte, und periodische Märkte, zu denen sich Hunderttausende von Menschen allwöchentlich begeben! — Welche Aernte für den Geographen, welche Belohnung für die Mühen und Gefahren, welche die drei Reisenden bis dahin überstanden hatten! Sie hatten jenen ungeheuern Zentralsee vor Augen, dessen die Eingebornen schon Erwähnung gethan hatten, aber an den fast Niemand mehr glaubte, und sie konnten sich überzeugen, daß die Gewässer, die von Mitternacht und Abend und Mittag kommen, sich in ihn ergiessen. Der Niger, oder wenigstens ein Fluß, der aus der Richtung von Tombuktu und Haussa herströmt, mündet in ihn im Monat Juli als ein mäßiges Gewässer aus. Der See selbst mißt, in seiner bekannten Länge, 220 Meilen. Ueber seine Breite hat man keine bestimmten Nachrichten; auch weiß man nicht, ob er einen Ausfluß hat, oder ob seine Gewässer, wie die des kaspischen Meeres, verdunsten. Eben so wenig weiß man, ob dieser Ausfluß, wenn er wirklich vorhanden ist, in den Nil strömt, oder nicht.

Mit der größten Neugier und Ungeduld erwartet man nun die nähern Nachrichten über diese Expedition. Eine glückliche Gelegenheit wird sich kaum wieder finden, die Probleme aufzulösen, welche dieser Theil Zentral-Afrens in so großer Menge darstellt, der bisher fast ganz unbekannt war, und dessen physische Geographie uns nun plötzlich kund gethan wird. Aber während das unterrichtete Europa die Früchte der englischen Expedition erwartet, erfährt es, daß seine Erwartungen und Hoffnungen ihm schon zur Hälfte, durch den Tod des Doktors Oudney, geraubt worden sind. Der junge Tool, der später von Tripolis abgereist war, starb, als er kaum die Expedition erreicht hatte, und alle Hoffnungen beruhen also jetzt auf dem kühnen, unerschrockenen Denham, dem Marine-Lieutenant Clapperton und Dr. Dickwitt.

Die seltene Ergebenheit des Doktors Oudney, und die unerwarteten Umstände seines tragischen Endes verdienen, daß man einen Augenblick dabei verweile. Er reiste im Dezember 1823 von Bornu ab, und richtete sich westlich gegen Kano, in Begleitung Clappertons. Als sie auf der Grenze dieses Königreichs angekommen waren, wurden sie von einem heftigen Froste eben so plötzlich als unvorbereitet überfallen. Alles ringsum war gefroren; selbst das Wasser in den Schläuchen, womit die Kameele beladen waren, gefror. Darüber wurde der Doktor gefährlich krank. Demungeachtet setzte er noch siebenzehn Tage lang seine unermüdeten Arbeiten und Nachforschungen fort, bis er endlich am 12. Januar seine Laufbahn beschloß.

Man hat aus diesen Umständen schließen wollen, daß unter der zwölften nördlichen Parallele, wo sich eben damals die Engländer befanden, das Wasser nur auf einer Erhöhung von 13,000 bis 16,000 Fuß über der Meeresfläche gefrieren könne. Diese Berechnung ist übertrieben, und die, welche sie aufgestellt haben, wissen ohne Zweifel nicht, daß der Frost in der lybischen Wüste, die kaum 800 bis 1000 Fuß überm Ocean erhaben ist, oft sehr stark ist. Obgleich sich nun auch dieser Landstrich einige Grade mehr gegen Norden befinden mag, so befindet er sich doch nichts desto weniger unter der heißen Zone. *) Wahrscheinlich haben also auch hier besondere Umstände die Temperatur plötzlich erkältet, und es ist auf jeden Fall vernünftiger, erst zu erwarten, bis man die Höhe jener Gegenden genauer kenne, ehe man sich darüber eine genauere Meinung bilden kann. Wenn übrigens die Gebirge, welche sich hundert Stunden westlich von Bornu befinden, in der That ziemlich hoch sind (was wir keineswegs bestreiten wollen), und auf der andern Seite die Quelle des Niger, nach dem Major Laing, nur 1600 Fuß überm Meere erhaben ist, so wird die gelehrte Schlußfolge Malckenaers dadurch aufs Beste bestätigt, daß die Höhe des Hauptgebirges von West nach Ost allmälig bis zu dem höchsten Mittelpunkte zunimmt, der sich ungefähr unterm zweiundzwanzigsten Meridian und unter der achten nördlichen Parallele befindet. Derselbe Gelehrte hat Tombuktu um drittehalb Grad mehr nach Osten verlegt, als es der Major Rennell nach Mungo-Parks Beobachtungen angegeben hatte. **)

*) Caillaud hat in der Wüste von Syuah Eis gesehen, und die ägyptische Kommission hat, im Januar 1799, in Unter-Aegypten den Thermometer auf dem Gefrierpunkte beobachtet. Die Bedingungen der Temperatur müssen notwendigerweise in den großen Wüstenein Afrika's von denen verschieden sein, die man unter den andern Breitegen der Wendekreise bemerkt. Es würde zu weitläuftig sein, hier die Beweggründe dieses Phänomens auseinanderzusetzen zu wollen.

**) Nach Rennell unter 2° 28′ östlich von Greenwich (Karte von 1802) und nach Walckenaer 2° 38′ 50 westlich von

Wenn wir uns nicht eine Art von Geſetz gemacht hätten, die Ausſagen der Eingebornen Afrika's zu übergehen, weil ſie nur zu oft unrichtig ſind, ſo würde es hier an der rechten Stelle ſein, die zweier Neger anzuführen, die der Gouvernenr von Senegal, Baron Roger, beſonders befragt hat, und die darin vollkommen übereinſtimmen, daß Djenné ſich auf dem rechten Ufer des Dialliba oder Niger befindet, der mit dem Sego ein und derſelbe Fluß iſt, und daß dieſe königliche Reſidenz aus vier beſonderen und getrennten Städten beſteht. Mungo-Park kannte dieſe vier Städte; aber es ſcheint, daß er am linken Ufer geblieben ſei, ohne ſie betreten zu haben. Nahe am Dialliba, ſagen dieſelben Männer, ſei die große Stadt Tombuktu erbauet, und zwar zwei Stunden vom linken Ufer, oder nach Adrian Partarrieu, noch viel näher an demſelben. Kabra iſt ihr Hafen, wie Bulack der Hafen von Cairo iſt, und die Fuhrleute, welche die Waaren transportiren, machen die Reiſe hin und zurück täglich zwei- bis dreimal. Endlich erwähnt man hier nur eines Stroms, des Diallida, und keineswegs des Gambarn, wo nicht, daß es viel weiter nach Nordoſten einen Fluß dieſes Namens gibt. Andere Beobachter Partarrieu's ſtimmen mit denen der franzöſiſchen Offiziere und mit denen Beaufort's überein, um danach die von Mungo-Park angegebenen Längen als zu weit öſtlich beurtheilen zu können, und man vermuthet ſelbſt, daß eine bedeutende Irrung in ſeiner Breitenangabe, von ſeinem Abreiſepunkte von der Gambia an gerechnet, ſtatt finde.

Dies iſt nun der letzte Zuſtand der europäiſchen Entdeckungen im Innern Afrika's, den Augenzeugen zufolge. Welche unermeßliche Leere erblickt man dagegen noch auf den Karten, und wann und wie wird man es vermögen, den Raum auszufüllen, der ſich zwiſchen den zwanzig oder fünfundzwanzig Hauptlinien befindet, welche die Reiſenden bis jetzt berührt haben? Wir haben die ganze Ausdehnung aller dieſer Linien, die ſeit vierzig Jahren bereiſet worden ſind, zuſammengerechnet, und ſie auf 22,000 geographiſche Meilen angeſchlagen, indem wir dabei ſelbſt die Reiſen Poneets im Jahre 1698, und Bruce's von 1768 bis 1773 mit inbegriffen haben. Nehmen wir nun an, daß jeder Beobachter mit dem Auge einen Horizont von drei Stunden im Durchmeſſer (was noch bedeutend iſt) umfaßt habe, ſo gibt das eine Oberfläche von 28,000 Quadratſtunden. Aber was iſt das gegen die wirkliche Ausdehnung Afrika's, die auf 1,400,000 Quadratſtunden angegeben wird? Alſo kennt man in Europa kaum den funfzigſten Theil des Innern Afrika's, und alles Uebrige iſt Ungewißheit und Verwirrung. Im Süden nähern ſich die obgedachten Linien am meiſten. Von dem Punkte, auf welchem Mungo-Park umgekommen iſt, bis zu dem, wo Oudney ſtarb, rechnet man nur noch zwölf Grad; aber von Bornu bis zum Ufer des indiſchen Oceans zählt man deren über dreißig. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß auf dieſer weiten Strecke ſich eine hohe Gebirgskette befindet, die eine Fortſetzung der von Burchell, unterm ſechsundzwanzigſten Grade ſüdlicher Breite, berührten iſt, und daß dies Gebirge die Quellen aller der Ströme in ſich enthält, die nach allen Gegenden ihm entfließen, und die weiter entfernt vom Ocean ſind, als man bisher vermuthet hat.

Indem wir dieſen flüchtigen Ueberblick beendigen, bedauern wir zugleich, daß es uns nicht möglich geweſen iſt, die große Unfruchtbarkeit des Gegenſtandes durch ein Gemälde des moraliſchen und phyſiſchen Zuſtandes des Innern dieſes merkwürdigen Landes zu bedecken, um ſo mehr, da es an und für ſich vom höchſten Intereſſe geweſen ſein würde. Wir hoffen aber, daß auch dieſes Beſtreben, durch die bald zu erwartenden Nachrichten, uns erleichtert werden dürfte, denn das iſt ja eben das Ziel, wonach alle Bemühungen des chriſtlichen, gelehrten und Handlung treibenden Europa's hinſtreben, und das iſt es, was man mit Fug und Recht von den geographiſchen Entdeckungen erwarten darf.

Paris. Mehrere Schlußfolgen des gelehrten Naturaliſten Latreille werden auch durch dieſe letztere Beobachtung beſtätigt.

Pariſer Sittentafel.

Die unterirdiſchen Tänze.

Die Tanzluſt iſt ein beſonderes Vergnügen, eine Art von Raſerei, in welcher ſich die Leidenſchaften und Neigungen der Menſchen mit ganzer Stärke zeigen. Jede Nation hat ihre eigenen karakteriſtiſchen Tänze, ſo auch die franzöſiſche. Aber man muß dieſen Stempel der Originalität nicht in den höhern Klaſſen der Geſellſchaft aufſuchen wollen, ſondern vielmehr bei den niedrigen, welche man gewöhnlich das Volk zu nennen pflegt. Da findet man die Tanzwuth noch frei und ungebunden, da gibt ſich der Menſch ganz wie er iſt. Man begnügt ſich heutzutage nicht mehr, auf der Erde zu tanzen; man tanzt auch zur Hölle hinab, das heißt, man tanzt in unterirdiſchen Gewölben und Katakomben, welche unter den neueſten öffentlichen Bauten überall angebracht werden. Zu dieſer Zahl darf man vorzüglich den Saal der Idalia rechnen, der ſich unter dem neuen Durchgange des Opernhauſes befindet. Dort verſammelt ſich, auf- und nie-

Digitized by Google

verwogend, Alles, was Paris an verworfenen Weibsbildern umſchließt, und es wäre zu wünſchen, daß eine Verordnung der Polizei aus dieſem Neuigkeitshange ein Geſetz machte, damit dies unverſchämte Geſindel ſein ſchändliches Gewerbe allein nur an jenen das Tageslicht ſcheuenden Orten betreiben und die ſittige Jungfrau oder Hausmutter nicht länger der Unannehmlichkeit ausgeſetzt ſein dürfte, von dieſen feilen Dirnen, die täglich frecher, täglich trotziger werden, weil ſie Abgaben von ihrem Gewerbe bezahlen, und die Polizei ſie beſchützt, nicht überall berührt, geſtoßen und ſelbſt beleidigt zu werden.

Der denkende Mann, welcher gewiß iſt, ſich immer gleich zu bleiben, kann es leicht wagen, in dieſe Vorhölle hinabzuſteigen, in welcher das Laſter in ſeiner ganzen Blöße ſich zeigt, und durch ſich ſelbſt, oder durch fremde Berührung genährt, Fortſchritte macht, vor denen der Menſchenfreund zurückſchaudert, und mit Beben die Verworfenheit ſeiner Mitgeſchöpfe ermißt. Schrecklicher Fanatismus! ſiehe da dein Werk. Du willſt, daß das Volk ununterrichtet bleibe, um beſſer zum Gehorſam genigt zu ſein; du machſt es zum Sklaven ſeiner Leidenſchaften und erſtickſt die Vernunft in ihrem Keime, damit du durch Finſterniß und Schrecken regieren könneſt. Paris zählt mehr als vierzigtauſend feile Dirnen, die, wenn ſie einen beſſern moraliſchen Unterricht erhalten hätten, gute Bürgerinnen und Mütter hätten werden können, und die nun die Peſt des ganzen Landes und das Verderben der emporblühenden Jugend ſind.

Die Fortſchritte dieſer Weibsbilder im Tanze ſind auſſerordentlich, vorzüglich in jenem kreisförmigen Tanze, den man Walzer nennt, aber dort ſinnvoller Wälzer nennen ſollte, weil die Tanzenden ſich wie im wilden Rauſche herumwälzen. Alles athmet eine thieriſche Freude und jenes rohe, ſinnliche Vergnügen, welches man Wolluſt zu nennen pflegt. Aber der Walzer iſt der eigentliche Nationaltanz der Franzoſen nicht. Sie haben einen andern, den man Contretanz nennt, was auch ſo viel, als dem Tanze entgegengeſetzt, bedeuten kann; denn es iſt weder Sinn noch Vergnügen in dieſem Wirrwarr, wo die Männer nach den Frauen und die Frauen nach den Männern wie unſinnig laufen, bald vorwärts, bald zurück, in die Kreuz und Quer, und wo man nach einem Chassé, Chaine anglaise, einem Balancé und Katzenſchwanz wieder von vorne anfängt, ſich ſtößt und tritt, ſich den Rücken wendet und faſt mit den Naſen berührt, ohne Grazie, ohne Harmonie und ohne zu wiſſen warum.

Der Tanz ſoll der Ausdruck der Gefühle ſein. Alle dieſe Verflechtungen der Männer und Frauen ſind nichts Anderes, als eine Nachahmung der Gefühle, welche beide Geſchlechter vereinigen und verſchmelzen. Thersichore iſt die blutsverwandte Schweſter der Venus, und Amor iſt ihr Neffe. Alle Umriſſe der Schritte im Tanze müſſen, in hieroglyphiſchen Zügen, die Bewegungen des Herzens und die Sehnſucht der Sinne vorſtellen. Wenn der Tanz dieſen Zweck nicht erreicht, ſo iſt er nichts mehr, als eine Reihe von Sprüngen und Kreisſchwüngen, welche nur zu bald die Blicke ermüden. Ein Tänzer, Namens Mauphin, der auſſerdem noch pythagoräiſcher Philoſoph war, drückte in ſeinem Tanze, nach dem Zeugniſſe des Athenäums, die ganze Vortrefflichkeit der pythagoräiſchen Philoſophie mit mehr Zierlichkeit, Kraft und Nachdruck aus, als es irgend ein Profeſſor der Philoſophie zu thun im Stande geweſen wäre. Man wird jedoch den franzöſiſchen Tänzen niemals zumuthen, das Geringſte auszudrücken, und ſie müßten noch auſſerordentlich vervollkommnet werden, bis ſie auf den Punkt gelangen könnten, uns die Philoſophie Decarte's, Newtons, Locke's und Condillacs darzuſtellen.

Der öffentliche Schreibmeiſter.

Bemerken Sie dieſes kleine, hölzerne Haus, welches auf niedrigen Rädern fortgeſchoben wird, und deſſen Bewohner am Morgen die Chauſſee d'Antin bewohnt, und am Abend ſich im Marais befindet? — Niemand weniger iſt es, als der Verenger der Vorſtädte, der Sevigné der Näherinnen, der Cicero der Köchinnen, der Plutarch der Kinderwärterinnen und der Vade der Griſetten, mit einem Worte, ein neuer Abbé Pelegrin, Eigenthümer einer Versmanufaktur, von dem man zu ſagen pflegte:

Rein katholiſch ſein am Morgen und heidniſch am Abend,
Rührt der Altar ihn zu Mittag und das Theater am Abend.

Meiſter oder Herr Plumé, der Beſitzer jenes Räderhauſes, iſt zu Mittag mit einer Bittſchrift und frühſtückt mit einem Rendezvous. Manchmal erlauben ihm die Mittheilungen eines jungen Soldaten an ſeine Aeltern, ſich mit einem Gläschen etwas zu Gute zu thun, und die Vorwürfe einer Dido an ihren Ungetreuen verſchaffen ihm Ratafia und Leberwurſt. Der Ruf dieſes öffentlichen Schreibmeiſters iſt längſt auf's Beſte begründet, und wenn er auch nicht in Verſen ſchreibt, ſo führt er doch in Proſa eine gute Feder. Man drängt ſich oft vor ſeiner Wohnung, die nicht mehr als zwei Perſonen in ſich aufnehmen kann, wovon die eine immer ſtehen muß, obgleich der Eigenthümer höflich genug iſt, beſtändig zum Sitzen einzuladen.

Ein junges, hübſches Mädchen tritt leiſe herein und flüſtert dem ſchreibenden Nomaden zu: „Geſchwind, mein Herr! geſchwind ein Billet. Sagen Sie ihm, daß ich heut Abend um acht Uhr beim Brunnen der

Digitized by Google

Unſchuldigen ſein werde." — „Sehr wohl," erwiedert er mit einem maliziöſen Lächeln, „ich weiß, was Sie verlangen ..... etwas Zärtliches, nicht ſo? etwas Empfindſames?" — „Das verſteht ſich; aber hübſch gedreht; im Uebrigen, wie Sie wollen." — „Wie viel wenden Sie daran?" — „O, es iſt mir eben nicht um den Preis zu thun, ich zahle gern, wenn nur das Billet im guten Styl abgefaßt iſt; es wird mir ſelbſt um ſechs Sous nicht zu thun ſein." — „Sechs Sous! dafür ſollen Sie etwas recht Zärtliches und gut Stoliſirtes haben. Können Sie Ihren Namen zeichnen?" — „Nein!" — Der Schreibmeiſter reibt ſich vor Vergnügen die Hände, lächelt, blickt ſie von der Seite an und murmelt zwiſchen den Zähnen: „à la bonne heure! das iſt ein Goldkind, das keine Feder zu halten verſteht. Ein wahrer Engel, meiner Treu! Dieſer verdammte gegenſeitige Unterricht wird mich noch um Brod und Leben bringen. Nein, da lobe ich mir doch die alte Methode: ſie lebe hoch!" — Er legt den Brief zuſammen und fragt: welche Adreſſe er darauf ſetzen ſoll? — „Schreiben Sie nur an Herrn Julius, weiter nichts." — „Was, er heißt Julius Weiternichts?" — „Ach, welche Bosheit! Ich ſage Ihnen: Julius, und weiter nichts. Ich will den Brief ſelbſt an ſeinen Portier abgeben." — Sie nimmt endlich das mit Mundlack verſchloſſene Blättchen, wirft die ſechs Sous auf den Tiſch und lauft — lauft, wie wenn ſie das Glück erhaſchen wollte.

Nach ihr kommt ein junger Burſch vom Lande, der ſeit zwei Monaten Paris bewohnt und Lakai bei einer Operntänzerin iſt. „Heda, Landswann!" ſagt er, „ich muß einen Brief an meine Mutter ſchreiben, wegen Hemden und Strümpfe. Sodann um zwanzig Franken, die mein Vater mir heimlich ſchicken ſoll, ohne daß meine Mutter etwas davon erfährt .... und viele Grüße über ihre Geſundheit .... ſie ſollen mir auch Schnupftücher ſchicken .... und ich empfehle mich dem Oheim und der Muhme auf's ſchönſte .... Die Kamaſchen ſollen ſie auch nicht vergeſſen, denn die ich habe ſind ſchon ganz abgenutzt .... und wie es um den Keucht-Nüen der Frau Baſe ſteht .... Schreiben Sie mir das Alles für zehn Sous." — Herr Plumé nimmt zuerſt das Geld, ergreift ſodann die Feder und beginnt endlich ſeine Maceboine. Aber in demſelben Augenblicke unterbricht ihn auch ſchon wieder ſein Klient „Aha! ich muß auch noch eine Lacke haben, und ich ſtehe in einem guten Hauſe, ausgenommen, daß ich noch keinen Lohn erhalten habe .... und ich laſſe den Nachbar Riflard grüßen. Meine Herrſchaft hat auch geſagt, daß noch etwas aus mir werden kann .... und ich bin ihr gehorſamer Sohn." — Der Schreibmeiſter folgt gewiſſenhaft den Einfällen des jungen Menſchen mit flüchtiger Feder nach. Er lieſt ihm endlich das Ganze vor, und Jener iſt ſehr damit zufrieden. Er bewundert die Reinheit des Styls, den Reichthum der Phraſen, und trägt ſeinen Brief auf die große Poſt.

Kaum hat er das Häuschen verlaſſen, ſo ſtürzt eine Köchin mit wüthender Geberde herein. Sie hat eine ſchwarze Schmarre über die rechte Wange und die Hälfte der Naſe. In der Hand hält ſie eine halbgerupfte Taube und in ihren Augen flammen Schmerz und Zorn. Sie wirft dreißig Sous auf den Tiſch, denn es iſt ihr nun nicht mehr um's Geld zu thun. Ihre Lippen beben, ihre Zunge verſagt den gewohnten Dienſt. Endlich öffnen ſich die Schleuſen des Sprachorgans, und die Fluth der Rede ſtrömt hervor. „Der Treuloſe! der Verräther! der Meineidige!" ruft ſie und ſchlägt mit der geballten Fauſt auf den Pult des weiſen Cicero, der ſie lange und ſchweigend betrachtet. Vor Allem nimmt er das Geld, und fragt ſodann: was beliebt? — „Mit der ſchwärzeſten Dinte", ſagt ſie, „mit der allerſchwärzeſten, burtig ein Billet an den Ungetreuen, den Nichtswürdigen! Ich habe ihn ſo eben mit der blonden Joſephine vorübergehen ſehen; und er that nicht einmal, als kenne er mich; das Ungeheuer! — Schreiben Sie ihm, daß es aus iſt mit uns; mit den Fleiſchbrühen, dem Eingemachten, den Nierenſtückchen, nach denen er ſo lecker war, rein aus. Schreiben Sie ihm das. Er wird ſich ſchon die Finger darnach beiſſen; aber es geſchieht ihm recht, ganz recht! Er ſoll ſehen, daß er mir nicht auf der Naſe tanzen kann — ſchreiben Sie ihm das."

Herr Plumé hat gendet, die dreißig Sous haben ihn begeiſtert, und er hat ſich ſelbſt übertroffen. Er verbirgt dieſe kleine Eigenliebe nicht, und die Köchin iſt damit zufrieden. „Möchte er Blut weinen!" ſagt ſie. „Es iſt gut, mein Schatz! für ein andermal." — Sie ſtürzt hinaus, wie ſie hereingeſtürzt war. Der Schreibmeiſter iſt mit ſeinem Morgen ſehr zufrieden. Er reibt ſich die Hände einmal über das andere, verſchließt ſein Bureau und ſagt, indem er ſich zum Garkoch verfügt: „Das geht gut. Vivant die Leidenſchaften! und es wird den Menſchen nie daran fehlen, ergo wird man auch immer beſchäftigt ſein. Holla! ein Gläschen auf's Wohlſein gefühlvoller Herzen und auf die Abſchaffung des gegenſeitigen Unterrichts!"

Ueber die griechiſche Revolution.

Fünfter Artikel.

Der Gang der Begebenheiten im Allgemeinen.

Die Albaneſen bilden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung Griechenlands, und obgleich ſie ſich in der Nachbarſchaft Italiens und der gegenwärtig engliſchen Beſitzungen befinden, ſo ſind ſie doch ſehr

Digitized by Google

wenig bekannt. Man iſt über ihren Urſprung nicht einig, und ihr Karakter iſt noch unbeſtimmter. Es iſt indeſſen eben ſo nothwendig als intereſſant, über dies Volk ſich näher zu verſtändigen, das nicht ermangeln kann, in der griechiſchen Revolution eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Die Albaneſen bewohnen mehrere Theile des alten Epirus, das von dem übrigen Griechenlande durch die Bergkette des Pindus getrennt war und ſich längs dem joniſchen Meere erſtreckte. Als das Reich von Konſtantinopel im fünfzehnten Jahrhundert in Trümmer zerfiel, wurde Albanien ein Fürſtenthum, unter Herrſchaft der Familie der Caſtrioten. Nachdem nun ganz Griechenland von den Türken überſchwemmt war und die kleinen Fürſten der Macht Amuraths nicht mehr widerſtehen konnten, unterwarf ſich Caſtriot ebenfalls, mit der Bedingung, einen Tribut zu bezahlen, weshalb er ſeine vier Söhne dem Sultan als Geiſeln übergeben mußte. Drei davon ſtarben während ihrer Gefangenſchaft, und der letzte, der neunjährige Georg, wurde von den Türken in der Lehre Mahomets erzogen und erhielt den Namen Seander-Bey (Herr Alexander), woraus man in Europa Scanderbeg gemacht hat. Er zeichnete ſich in den Kriegen Amuraths in Ungarn aus, wonach er jedoch aus dem türkiſchen Lager entwich, in ſein väterliches Erbe zurückkehrte, ſich dort zum Vertheidiger der Chriſten aufwarf und den Triumphen Mahomet II einen ſtarken Abbruch that.

Die Geſchichte dieſes Oberhaupts, ſein Muth, ſein Kriegstalent, die mahomedaniſche Religion, zu welcher er ſich zuerſt bekannte, die Ehre, die er ſich dadurch erwarb, und ſeine Abſchwörung zu Gunſten des Chriſtenthums erklären bis auf einen gewiſſen Punkt das, was man zweifelhaft in den Meinungen und im Betragen ſeiner Landsleute nennen kann. Obgleich der größte Theil der Albaneſen ſich dem Islamismus zugeneigt hat, ſo ſind ſie nichts deſto weniger doch ſchlechte Muſelmänner; aber wie alle Völker, die in den Gebirgen natürliche Feſtungen finden, ſo ſind ſie ſehr unabhängig und ſehr kriegeriſch. Sie verachten die Türken, die ſie haſſen und ihnen nicht mehr als den Griechen trauen, von denen ſie „Arvaniten“ genannt wurden, woraus die Türken und Europäer „Arnauten“ gemacht haben

Die chriſtlichen Albaneſen, die verdienen würden, ihren alten Namen der Epiroten wieder zu erhalten, haben ſich nicht weniger entſchieden für die Freiheit gezeigt. Man darf ſich in dieſer Hinſicht nur an Parga erinnern. Der fürchterliche Ali Paſcha hat ſie nie ganz unterjochen können, und die Sulioten, die Bewohner eines kleinen Landſtrichs an den Thoren ſeiner Hauptſtadt, haben ihm mehrere Jahre lang mit einer heldenmüthigen Ausdauer widerſtanden, und ſie haben es vorgezogen, vielmehr Alle umzukommen, ſelbſt die Weiber und Kinder nicht ausgenommen, als dem Tyrannen zu gehorchen. So begierig aber auch dieſer Paſcha nach Obergewalt und Schätzen war, und ſo wenig er auch die entſetzlichſten Mittel ſcheute, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, ſo begünſtigte er dennoch den Handel und die Verbindungen ſeiner Unterthanen mit den Europäern. Janina war eine der reichſten und zivilitirteſten Städte Griechenlands geworden, und die Epiroten fühlten bei wachſendem Wohlſtande immer mehr und mehr das Bedürfniß, ſich zu unterrichten und auszubilden. Es gab faſt kein Dorf im ganzen Epirus, das nicht ſeine Schule hatte, in der man im Leſen und Schreiben unterrichtete. Die Schulen, die Bibliotheken und die übrigen öffentlichen Anſtalten von Janina waren in ganz Griechenland berühmt und die Söhne der angeſehenſten Familien, ſo wie einige Männer von Verdienſt, befanden ſich auf Koſten ihrer Mitbürger auf den Univerſitäten Italiens und zu Paris. Mehrere Familien, die der blutdürſtige Ali vertrieben hatte, lieſſen ſich in Beotien, Attika und in den Umgebungen von Korinth und Argos nieder; die Inſeln Hydra und Spezzia wurden vorzüglich von ihnen bevölkert.

Der Fall Ali Paſcha's war indeß für die Epiroten noch unheilbringender, als alle ſeine Exzeſſe. Die Osmanlis wendeten alle ihre Kräfte daran, ihn zu unterwerfen, und ihre Gegenwart hatte natürlicherweiſe die Verheerung im Gefolge. Obgleich ſie nun auch bei dieſer Gelegenheit von den Epiroten aufs Kräftigſte unterſtützt wurden, ſo war dennoch kaum der Tirann gefallen, als die Türken die Stadt Janina und das ganze umliegende Land mit Feuer und Schwert verwüſteten. Ohne die muſelmänniſchen Albaneſer, die ſich mit ihnen befanden, würden ſie alle chriſtlichen Familien maſſakrirt haben, und diejenigen von dieſen Unglücklichen, die in den übrigen Theilen Griechenlands einen Zufluchtsort ſuchten, wurden von den Osmanlis, als Unterthanen Ali's, für vogelfrei erklärt, und ohne Barmherzigkeit erwürgt. Einige davon hatten ſich nach den joniſchen Inſeln geflüchtet, aus denen der barbariſche Maitland, ein würdiger Bundesgenoſſe Ali Paſcha's, ſie mit Gewalt vertreiben ließ. Endlich, um ihr Elend bis auf den höchſten Gipfel zu ſteigern, beraubte ihnen der Bankerott der Bank von Venedig die letzte Hilfsquelle, da ſie eben dort alle die Kapitalien niedergelegt hatten, welche ſie dem Geize ihres Dirannen zu entziehen im Stande geweſen waren.

Es ſcheint eben gelegen, hier ein Wort von den „Schypetars“ zu ſagen, von jenem chriſtlichen Volksſtamme, der, nach der Eroberung von Albanien durch die Türken, ſich dem Islamismus zuwendete,

Digitized by Google

und zu dem der berüchtigte Ali Pascha gehörte. Sie wurden im Jahr 1717 zur Miliz gestaltet, und unter den Befehlen der Pascha's mit der Verwaltung der Polizei beauftragt. Nachdem sie auf solche Weise ihren Kultus und ihr Vaterland verläugnet hatten, verkauften sie ihre Dienste an diejenigen, von denen sie am besten bezahlt wurden, und es war nichts Seltenes, sie ihre Fahnen verlassen, und zum Feinde übergehen zu sehen, wenn sie durch die Versprechungen desselben angelockt worden waren. Während der Tirannei Ali's haben sie den Epirus verwüstet, und begierig auf die blutige Beute, haben sie oft sich gegenseitig erwürgt. Als im Jahr 1770 die Griechen, durch die Agenten Katharinens II aufgeregt, versuchten sich ihres Jochs zu entledigen, sendete die Pforte ein Korps Schypetars nach Morea, das die Russen schlug und die unglücklichen Griechen der Rache ihrer Tirannen überlieferte. Nachdem sie dies Geschäft vollbracht hatten, forderten sie den ihnen verheißenen Lohn, und da der Pascha nicht im Stand war sie zu bezahlen, so zerstreuten sie sich, zerstörten die Dörfer, verheerten die Felder und Heerden und schleppten ohne Unterschied Türken und Griechen mit sich, um sie als Sklaven zu verkaufen. Diese offene Rebellion gegen die Pforte dauerte neun Jahre, nach denen sie endlich zu Tripolizza belagert, und durch den fürchterlichen Hassan Pascha sämmtlich massakrirt wurden, der vor einem der Stadtthore eine Pyramide von mehr als vierzigtausend Köpfen errichten ließ. — Das waren die Helfer, welche die Vertheidiger von Sysara sich beigestellt hatten, und von denen sie an den Kapitän-Pascha verkauft worden waren.

Die ursprünglich slavischen Provinzen, die jenseits der Gebirgsleite des Hämus gelegen sind, waren zwar dem alten Griechenlande fremd, doch stehen sie mit dem heutigen in mannigfacher Berührung. Sie bildeten, wie dieses, einen Theil des römisch-morgenländischen Reichs, sie bekennen sich zu derselben Religion, und mehrere griechische Kolonien, die sich nach und nach in ihnen niederließen, haben die Künste und die Literatur ihres Vaterlandes dort einheimisch gemacht; sie sind endlich mit in dieselbe Unterdrückung begriffen, welche die Türken über den ganzen Theil Europa's ausüben, dessen sie sich bemeistert haben. Sie erstrecken sich vom adriatischen bis zum schwarzen Meere, und bilden, am südlichen Ufer der Sau und der Donau, die Provinzen von Bosnien, Servien und Bulgarien, und auf der nördlichen Seite des letzten Stroms, die beiden Fürstenthümer der Moldau und Wallachei. Seit dem Verfall der ottomannischen Macht, hat Oesterreich auf der einen und Rußland auf der andern Seite, durch Kriege und Friedensschlüsse, einige Theile dieser Provinzen gewonnen und auf die politische Lage der übrigen einen großen Einfluß erlangt. Die Pforte hatte sich z. B. verpflichtet, die Hospodars oder Statthalter der Moldau und Wallachei nur unter den griechischen Christen zu erwählen, und kein türkisches Militär in denselben zu lassen, woher der lange Zwist entstanden ist, der zwischen Rußland und der Türkei statt gefunden hat, und der nun endlich vollkommen beigelegt zu sein scheint.

Man hat immer die Länder, welche die untere Donau umgeben, hinsichtlich des Klima's und der Fruchtbarkeit, mit der Lombardei und den Ufern des Po verglichen, und unter einer vernünftigen Regierung würden sie zu den blühendsten Gegenden Europa's gehören; aber das ist so lange nicht zu erwarten, als die Bauern noch die Sklaven der Bojaren oder adelichen Gutsbesitzer sind, die, nebst Allem was ihnen gehört, wieder der Laune und Willkühr der türkischen Soldateska gehorchen müssen. Ein Hospodar, von der Familie der Maurocordato, hat in diesen Provinzen den Maisbau eingeführt, dessen Ertrag jetzt das Hauptnahrungsmittel der Einwohner ausmacht. Die wohlhabenden Familien der Moldau und Wallachei, und selbst die aus Servien und der Bulgarei, senden ihre Söhne nach dem mittäglichen Griechenlande, um sich dort in den Wissenschaften zu unterrichten. Das waren die Bezjehungen, welche diese verschiedenen Volksstämme verbanden.

Die Juden befinden sich überall, obgleich man sich ihrer nirgends beloben kann. Sie sind eben so wohl geschworne Feinde des muselmännischen, als des christlichen Glaubens, und durch ihre natürliche Gewandtheit sind sie die besten Agenten, deren sich die Türken bedienen können, wenn ihre träge Habgier sie antreibt, auf das Vermögen oder auf das Leben eines Christen zu spekuliren.

Es ist ziemlich schwer, die Bewohnerzahl dieser verschiedenen Länder genau anzugeben. Bei den Türken kennt man den Gebrauch der Geburts- und Sterbe-Register nicht, und da sie die Ueberzeugung haben, daß eine Volkszählung ein Gott mißfälliges Begehen sei, so haben sie durchaus keine Kontrollen, selbst nicht einmal von ihren Armeen. Nach den wahrscheinlichsten Annahmen ist die Bevölkerung der noch unter dem ottomannischen Joche sich befindlichen Landestheile in Europa folgende:

in Thessalien, Mazedonien, Thrazien und Epirus	4,000,000 Seelen
albanesische Gebirgsbewohner .	500,000
ursprünglich slavische Volksstämme	3,200,000
Juden, Armenier u. a. . .	300,000
welche zusammen eine Hauptsumme von	8,000,000 Seelen

bilden, unter denen sich schwerlich mehr als drei Millio-

nen Osmanlis befinden dürften. Die übrigen fünf Millionen begreifen die Bewohnerzahl der insurgirten Theile Griechenlands nicht in sich, über die man noch keine nähere Nachrichten hat.

Die Folgen dieser Revolution sind noch von den unabsehbringlichen Schleiern der Zukunft umfangen. Die Hellenen haben bis jetzt eine Energie und Talente entwickelt, die des schönsten Zeitraums des alten Griechenlandes würdig sind. Sie können nicht mehr in ihr altes Joch zurückkehren, und selbst wenn sie sich freiwillig darin schmiegen wollten, so ist das jetzt unmöglich; denn sie wissen, daß die Türken ihnen niemals ihren Abfall vergeben, und daß eine allgemeine Ausrottung die unvermeidliche Folge ihrer Unterwerfung sein würde. Es ist kein gewöhnlicher Krieg, bei dem es sich um die Erhaltung und Wiedereroberung eines Erdstrichs handelt, der in jenen Gegenden geführt wird: es ist ein Vertilgungskrieg auf Leben und Tod. Wer in diesem Kampfe nicht für die Griechen sich erklärt, der hält es mit den Türken, und wer sich mit diesen verbindet, der billigt zugleich die gänzliche Vertilgung der Hellenen, eines christlichen Volks und Nachkommen der berühmtesten Nation der Vorzeit, der wir allein unsere gegenwärtige Zivilisation verdanken, und das sich seiner Vorfahren so würdig bewiesen hat. Und zu wessen Gunsten wird das Todesurtheil dieses, seit vier Jahrhunderten unterdrückten Volks, unterzeichnet? Zu Gunsten der ewigen Feinde des christlichen Namens und aller Zivilisation, zu Gunsten einer barbarischen Horde, die uns verachtet, und denen es eben jetzt allein an Energie und Glück gebricht, uns Alle in den Zustand jener elenden Sklaven zu versetzen, deren Freiheit wir jetzt für schweres Geld auf der Küste von Algier wieder erkaufen müssen.

Aber ist es nothwendig, alle Osmanlis zu vertilgen, weil sie mit den Griechen unmöglich fernerhin dieselbe Luft einathmen können? Wollte man die Hellenen von ihren Herden verdrängen, wohin sollten sie sich wenden? Die Türken hingegen können, wenn Europa es will, wieder nach den Gegenden verwiesen werden, aus denen sie gekommen sind, oder wenn man es nicht für gerathen erachtet, sie bis zu den Gestaden des kaspischen Meeres zu verfolgen, die sie mit der von ihnen immer und überall geäußerten Absicht verlassen haben, uns Alle zu erwürgen, wenn wir uns weigern, den Turban zu nehmen, so kann man sie doch wenigstens und füglich nach Asien zurückstoßen. Das alleinige Natolien enthielt ehemals über zwanzig Millionen Menschen, und hat jetzt deren kaum zwei Millionen: es wird also leicht noch drei Millionen Türken ernähren können, die die Schande und der Fluch Europa's sind.

Der Handelsstand fürchtet vielleicht die Konkurrenz der Hellenen, eines neuen sehr thätigen Volks, das bereits jetzt seine Handelsschiffe bis in die Themse sendet. Bald, meint man, werden alle europäischen Häfen von ihnen wimmeln, wodurch die Schiffahrt der übrigen Nationen einen bedeutenden Stoß erhalten würde. Arme Menschlein! Haben denn die zahlreichen Handelsflotten der vereinigten Staaten von Nordamerika die der europäischen Mächte zerstört? Hat sich der Handel vermindert, seitdem sich die Häfen von New-York, von Baltimore und von Boston eröffnet haben? — Aber wenn die Griechen ihre eigenen Manufakturen haben, werden sie nicht mehr unsere Erzeugnisse kaufen wollen .... — Wenn die Griechen so weit gekommen sein werden, wird auch die Masse des Volks an Zahl und Wohlstand, unter dem Schutze einer regelmäßigen Regierung, zugenommen haben. Statt acht Millionen armer Verbraucher, wird man zwanzig Millionen reicher Menschen haben, deren Bedürfnisse einen größern Vortheil zuschecken können, als die einiger rohen Pascha's und ihrer Kreaturen, die noch die Hälfte des Erhandelten mit Gewalt sich zuzueignen gewohnt sind.

Von Andern werden mehrere diplomatische Schwierigkeiten aufgeworfen. Werden die europäischen Mächte den Einfluß dulden können, den die eine oder die andere von ihnen, auf dieses neuerstandene Volk ausüben, nicht ermangeln wird? Aber wie hat man bis jetzt den Einfluß verhindern können, den die eine oder die andere dieser Mächte auf das barbarische Kabinet zu Stambul ausgeübt hat, das sie alle mit Verachtung und Hohn behandelt, und das sich doch nicht ohne die gegenseitige Eifersucht der christlichen Fürsten erhalten kann? Die Türkei ist eine Art von Zankapfel, für dessen Besitz die Europäer ihr Blut vergiessen und ihre Schätze verschwenden. England möchte die Dardanellen haben, um des Handels von Konstantinopel versichert zu sein. Rußland hingegen kann nicht dulden, daß der Verkehr des schwarzen Meeres von Englands Willkühr beschränkt werden dürfe. Wenn die beiden Bosphore, unter dem Schutze der einen oder der andern dieser Mächte, oder von beiden zugleich, aller Welt offen ständen, so würden sie nicht länger ein Gegenstand des Zwists für Europa sein.

Ausserdem bedürfen die Griechen der jenseits dem Hämus gelegenen Länder nicht. Seit Langem wünscht Rußland schon den Besitz der Moldau und Wallachei, und Oesterreich betrachtet die Provinzen, am südlichen Ufer der Sau und Donau, nicht mit ganz gleichgültigem Auge. — Welches Hinderniß stellt sich ihnen entgegen, diese Landstriche sich jetzt, und fast ohne Schwertstreich, zuzueignen? Oder wenn die übrigen Mächte gegen diese Vergrößerung etwas einzuwenden

Digitized by Google

hätten, ſo könnte man ja eben ſo leicht aus dem Ganzen einen unabhängigen Staat bilden, der unter Rußlands und Oeſterreichs Schutz geſtellt werden müßte.

Was die Hellenen anbelangt, ſo haben ſie ihre Freiheit errungen, und werden ſie ſich zu erhalten wiſſen. Kein Uſurpator könnte ſtrenger für ſie ſein, als der blutdürſtige Türk, der ſie drei Jahrhunderte lang mit eiſernem Scepter beherrſcht hat, ohne ſie je ganz zähmen, und ganz ſich unterwerfen zu können.

Das heutige Rom.

Wie viele große Gedanken werden nicht durch den einzigen Namen des Kapitols erweckt! Der ſinnende Fremdling iſt bis an den Fuß des neuen Gebäudes gelangt, das dieſen Namen trägt, und der bunte Schleier ſeiner Träumereien iſt zerriſſen. An der Stelle eines Tempels des Jupiter Capitolin, erhebt ſich eine Art von „Herrenhaus“, welches durch einen Thurm von zwei Stockwerken gekrönt wird. Dieſer Thurm zieht einen gewaltigen Strich durch die Rechnung der Einbildungskraft, und wenn ſeine Glocken in Bewegung gerathen, ſo vernrſachen ſie die allerunangenehmſte Ideen-Diſſonanz. Die Bildſäule eines Marc-Aurel zu Pferde, die ſich neben denen der Apoſtel befindet, trägt noch mehr zur Verwirrung bei. Endlich erreicht man einen Altan vor dem Palaſte. Von hier aus ſieht man die Hügel des alten Roms vor ſich, und das Gewirr der Häuſermaſſen, die ſie bedecken. Sodann beſchaut man die Grundlagen des alten von Romulus erbaueten Kapitols, auf denen theilweis auch das gegenwärtige ſich erhebt. Endlich verfügt man ſich auf den Gipfel des tarpeiſchen Felſens. Mehrere Reiſende haben behauptet, daß man von dort ganz gemächlich hinabſpringen könne, ohne befürchten zu müſſen, ſich ein Bein zu verrenken. Dieſe Angabe iſt falſch; denn nichts iſt bequemer und geeigneter, den Hals zu brechen, als dieſe Höhe, welche beſtimmt ſo erhaben iſt, als ein gewöhnliches zweiſtöckiges Haus.

Die Kirche Ara-Coeli befindet ſich auf dem rechten Flügel des Kapitols. Man erzählt, daß Auguſtus, neugierig zu erfahren, wer nach ihm regieren würde, ſich an das Delphiſche Orakel wendete, welches lange taubſtumm blieb, bis man ihm endlich die Antwort entlockte: „daß das hebräiſche Kind, ein Sohn Gottes und ſelbſt ein wahrer Gott, allein das Wort zu verkünden, und daß das heidniſche Orakel nichts mehr zu ſagen habe.“ Auguſtus fand dieſe Rede ſo übereinſtimmend mit den Prophezeihungen der Sybillen, daß er in demſelben Augenblicke beſchloß, zu Ehren des hebräiſchen Kindes, einen Altar im Kapitol zu erbauen, welcher Altar Ara primogeniti Dei genannt wurde. Seitdem nun iſt eine Kirche über dem Altar entſtanden, der noch nahe am Chor vorhanden iſt, und die Kirche wird jetzt Ara-Coeli genannt.

Das Muſeum des Kapitols enthält mehrere koſtbare Ueberreſte des Alterthums, unter denen ſich vorzüglich die bronzene Wölfin mit den beiden Zwillingen auszeichnet, auf der man noch die Spuren des Blitzſtrahls bemerkt, deſſen auch Cicero in ſeiner dritten Catilinaria gedenkt. Die vier großen Bas-Reliefs, einige Züge aus der Geſchichte Marc-Aurels darſtellend, die Säule Roſtrata des Konſuls Duillius, der zuerſt die Ehre eines Seetriumphs hatte, und die Statue des Läufers, der ſich einen Dorn aus dem Fuße zog, nachdem er eine erfreuliche Neuigkeit dem Senat überbracht hatte, ſo wie mehrere alte Maaße, nebſt Nero's Amme, der Göttin des Schweigens, eine Büſte Virgils, ein Pan, die drei Furien, ein Cäſar mit dem Küraß, Kaſtor und Pollux, Trümmer des koloſſalen Apoll, Domitians und Commodus, der Löwe, der ein Pferd verſchlingt, und mehrere Trophäen, bilden auſſerdem das Merkwürdigſte deſſen, das ſich noch jetzt im Muſeum befindet. Man bewundert in dieſen antiken Marmorn vorzüglich eine energiſche Auffaſſung des Gegenſtandes, tiefe männliche Gedanken, einen durchaus republikaniſchen Styl, mit einem Worte, einen Heroismus des Meiſſels, den die neuere Bildhauerei ſich noch nicht zu erwerben gewußt hat.

Steigt man nun vom Kapitol in den Schoos der Wittwe des Königsvolks hinab, und wirft man im Fortſchreiten die Blicke um ſich, ſo werden ſie faſt auf jedem Schritte von dem grellen Kontraſte belebigt, der die Gegenwart im Gedanken der Vergangenheit darſtellt. Was den Umfang Roms anbelangt, ſo iſt er von mehreren Schriftſtellern auf eine lächerliche Weiſe übertrieben worden. Vopiſcus, der zu Dioeletians Zeiten lebte, ſagt auf's Beſtimmteſte, daß die aurelianiſche Mauer mehr als fünfzig Meilen im Umfange hatte. Aber es iſt ſehr leicht auf eine demonſtrative Weiſe darzuthun, daß der Umfang der alten Stadt nie ausgedehnter geweſen iſt, als der der gegenwärtigen, welche man, allen ihren Krümmungen folgend, nur auf dreizehn italieniſche Meilen berechnen kann.

Anfänglich, und zwar lange Zeit, umſchloſſen die Mauern von Rom nur ſieben Hügel, weshalb man ihm auch den Beinamen Septicollis gab. Die Kaiſer vergrößerten es zu verſchiedenen Zeiten, und heute noch beſteht es aus zwölf Hügeln. Aber kaum das Drittheil dieſes Raums iſt bewohnt, und die beiden andern Drittheile, gegen Oſten und Süden, ſind von Trümmern und Gärten überdeckt. Die Tiber, die von Nord nach Süd ſtrömt, ſondert die Stadt in zwei

Digitized by Google

Theile, von denen der am rechten Ufer Transtevere genannt wird, und kaum das Fünftheil oder Sechstheil ſo groß iſt, als der andere Theil. Mehrere Brücken verbinden die beiden Ufer, und eine kleine Inſel ſchmückt die Mitte des Stroms.

Alles im Innern und in den Umgebungen Roms zeugt von ſeiner ehemaligen Größe und Pracht. Dieſe ſtolze Herrin der Erde bereicherte ſich mit dem Raube der unterjochten Provinzen. Der Porphyr, der Granit und die feinſten Marmorgattungen des Orients waren in ihr ſo gemein geworden, wie die gewöhnlichſten Steine aus den benachbarten Steinbrüchen. Man bewundert eine große Menge Tempel, Theater, Triumphbogen, Bäder, Zirkus, Waſſerleitungen, Brunnen, Obelisken, Mauſoleen und andere Baukunſtwerke in ihr. Bildſäulen von der ſchönſten Arbeit bildeten ein großes unbeweigliches Volk, zwiſchen dem das Gewühl der Römer auf- und niederwogte. Von alle dem iſt größtentheils nur noch die Erinnerung vorhanden, und das Wenige, das noch vorhanden iſt, bringt nur ſchmerzliche Eindrücke hervor.

Britanniens oſtindiſche Beſitzungen.

Ein gehaltreicher Umriß der Geſchichte von Englands Beſitzungen in Oſtindien, welchen der franzöſiſche Staatswirthſchaftslehrer, Hr. Jean Baptiſte Say, kürzlich geliefert hat, ſchließt mit folgenden Betrachtungen:

Man hat öfters ſchon und verſchiedentlich ausgeſprochen, die oſtindiſchen Beſitzungen würden etwas früher oder ſpäter, gleich andern Kolonien, ihre Unabhängigkeit erklären, und dieſelbe geltend zu machen wiſſen. Es ſind jedoch dieſe Beſitzungen den eigentlichen Kolonien darum nicht gleich zu ſtellen, weil die Eingebornen von den Britten weder verjagt noch ausgetilgt wurden. Die Hindus ſind gegenwärtig noch, was ſie einſt unter Aurengzeb (im ſiebenzehnten Jahrhundert) waren, oder vielleicht noch arbeitſamer und zahlreicher als damals, ſie könnten alſo Herren ihres Landes ſein, ſobald ſie dafür den Willen hätten; denn was möchten alsdann fünfundvierzigtauſend Beherrſcher gegen eine Bevölkerung von ſiebenzig Millionen Einwohner ausrichten? Dieſe Bevölkerung aber beſteht aus ſanftmüthigen und arbeitsfleißigen Menſchen, denen kein Sinn daran kömmt, daß durch National-Unabhängigkeit und wohlberechnete Staatseinrichtungen das Glück und Wohl der einzelnen Familien befördert und vermehrt werden könnte. Die aſiatiſchen Völkerſchaften gleichen ihren Heerden, die nicht ohne Herren leben können; ſie genieſſen was ihnen zu gut kömmt, ohne danach zu forſchen, woher es kömmt, und ſie dulden hinwieder das Schlimme, ohne für Mittel, die dagegen ſchützen möchten, bekümmert zu ſein.

Sollte ein fremder Fürſt oder Emporkömmling an der Spitze freiwilliger oder gezwungener Anhänger auftreten, ſo würden dieſe den brittiſchen Waffen und Ränken zu widerſtehen weniger im Stande ſein, als jene Fürſten, welche vor der Ankunft der Engländer das Land beherrſchten, aber dem Uebergewicht europäiſcher Taktik und brittiſcher Staatsklugheit weichen mußten.

Eine europäiſche Macht ſogar könnte in Hindoſtan nur mit großem Nachtheil auftreten. Sie würde nicht etwa, wie man glauben möchte, in einem gegen ſeine Unterdrücker erbitterten Volke Bundesgenoſſen finden. Die Fürſten vielmehr denn die Völker waren Feinde der Britten; unabhängige Fürſten gibt es dort aber nun keine mehr. Europäiſche Heere könnten nur über Land geſandt werden, und man überlege die Langſamkeit, die Koſten, die Verluſte, welche für ein Kriegsheer bei einer ſolchen Reiſe unvermeidlich wären! ohne des bewaffneten Widerſtandes, der unterweges zu beſiegen wäre, auch nur zu gedenken; wie viele Menſchen, Pferde und Geſchütz müßten im brennenden Sande, in pfadloſen Sümpfen, durch Flüſſe ohne Brücken zu Grunde gehen, bevor man ſich einer wohl beſtellten Macht gegenüber befände, die ein Heer von 160,000 europäiſch bewaffneten Kriegern beſitzt, und die über Meer jede erforderliche Verſtärkung und Kriegsbedarf erhalten kann.

Geſetzt aber die, oſtindiſchen Britten wollten ſich vom Mutterſtaate unabhängig machen, um das Land ſelbſtherrlich zu regieren, welche Mittel beſäßen ſie hiefür? Die Britten in Indien beſtehen aus ungefähr zwanzigtauſend Kriegsleuten; aus ungefähr eben ſo viel Bedienſteten der Kompagnie oder (was das nämliche iſt) der Regierung, endlich aus vier- bis fünftauſend unabhängigen Perſonen, die weit von einander zerſtreut leben und mit ihren Privatangelegenheiten beſchäftigt ſind. Die meiſten dieſer Europäer wünſchen in ihre Heimath zurückzukehren und daſelbſt ihre gut oder übel erworbenen Reichthümer zu genieſſen; ſie werden nichts thun, was die Heimkehr ihnen unmöglich machen würde. Die Zuſurgenten könnten nur auf eine Minderzahl von Kriegern und Bedienſteten rechnen, die, auf ihr Vaterland verzichtend, zu bleibender Anſiedlung in Oſtindien geneigt wären. Die Treue der Topaien oder Landestruppen, welche unter europäiſcher Disziln und Kommando ſtehen, würde zwiſchen den europäiſchen Britten und den aſiatiſchen Britten ſchwanken, und die aus ſolcher Spaltung hervorgehende Schwächung könnte

Digitized by Google

allenfalls ihre gemeinſame Vertreibung zur Folge haben, wofern nicht Verſtärkungen vom Mutterlande her bei ſo gefährlicher Trennung für dieſes den Ausſchlag gäben.

In jedem Falle ſcheint Oſtindiens Freiwerdung unmöglich. Sollte es aber auch dem Wohl der Menſchheit anſprechend ſein, daß die Europäer ihren Einfluß in Aſien verlieren, oder iſt nicht vielmehr zu wünſchen, daß dieſer Einfluß ſich auch weiter verſtärke? Die Verhältniſſe von Europa ſind nicht mehr was ſie zur Zeit des Vasco de Gama und Albuquerque waren. Ihr gegenwärtiger Zuſtand iſt von der Art, daß die europäiſche Herrſchaft für Aſien nichts Schreckhaftes darbietet. Unter dem Joche ſeines Despotismus und Aberglaubens hat Aſien an guten Inſtitutionen nichts zu verlieren, wohl aber deren viele von den Europäern zu empfangen.

Dieſe letztern ſind dann auch wohl, vermöge ihres unternehmenden Geiſtes und ihrer bewunderungswerthen Fortſchritte in allen Zweigen menſchlichen Wiſſens, zur Welteroberung beſtimmt, wie ſie bereits ſchon beide Amerika erobert haben. Ich will damit nicht ſagen, daß die Eroberung durch Waffengewalt geſchehen werde; die Uebermacht der Waffen iſt bereits ſchon und ſie wird mehr und mehr zufällig und vorübergehend ſein; die Europäer werden die Welt durch das unvermeidlich und fortdauernd wirkſame Uebergewicht der Kenntniſſe und Inſtitutionen erobern. Jetzt ſchon bedürfen ſie der Waffengewalt nicht mehr gegen die eingebornen amerikaniſchen Völkerſchaften. Aſien wird dafür mehr Zeit erheiſchen, im Verhältniß ſeiner ungeheuern Bevölkerung und jener Kraft der Trägheit, welche die angeſtammte und unbewegliche Sitte jeder Neuerung entgegenſtellt. Am Ende jedoch gewinnt die ſtärkere Macht allezeit das Uebergewicht. Die Religion der Magier hat dem Islamism Platz gemacht; diejenige des Brama hat die Hälfte ihres Reiches eingebüßt; der Islamism wird gleichfalls ſein Ziel erreichen, wie Alles ſein Ende findet. Die Seeverbindungen vervollkommnen ſich mit jedem Tage. Die Reiſen um's Vorgebirge der guten Hoffnung nach Bengalen ſind gegenwärtig um die Hälfte leichter und ſchneller geworden, als ſie vor 1789 waren. Die übrigen Wege, welche nach dem Orient führen, müſſen nicht minder bequemer und kürzer werden. Griechenlands Befreiung wird diejenige Aegyptens zur Folge haben, und die vorſchreitende Kultur wird die Hinderniſſe der Mittheilung überwinden; denn mit der Geſittung der Völker lernen ſie auch mehr und mehr die Vortheile gegenſeitiger Mittheilung kennen. So läßt ſich dann, was die Welt einſt ſein wird, vorausſehen. Die Zeit aber iſt für alle großen Umwälzungen ein unentbehrliches Erforderniß.

Sprachprobe der Eingebornen von Nordamerika.

Es iſt nicht nur unterrichtend allein, es iſt auch vom höchſten Intereſſe, den Menſchen ſelbſt in ſeiner natürlichſroben Eigenthümlichkeit zu beobachten, und zu bemerken, wie der göttliche Funken in ihm, die Kraft der Seele, ihn zur Ausbildung und Vervollkommnung drängt. Wir finden ein merkwürdiges Beiſpiel davon in einer Sprachprobe, welche Heckewelder zur Unterſtützung ſeiner Behauptung anführt, daß die amerikaniſchen Sprachen durchaus keine Aehnlichkeit mit denen der alten Welt haben. Er hat dazu, aus der Mundart der Delawaren, das Zeitwort ahoalan, lieben, erwählt, von dem wir den Indicativ in allen ſeinen perſönlichen Geſtaltungen mittheilen wollen.

N'dahoala, ich liebe.
K'dahoala, du liebſt.
W'dahoala, oder Ahoalen, } er liebt.
N'dahoalaneew, wir lieben.
K'dahoalohhimo, ihr liebet.
Ahoalewak, ſie lieben.

Erſte perſönliche Form.

K'dahoatell, ich liebe dich.
N'dahoala, ich liebe ihn.
K'dahoalohhumo, ich liebe euch.
N'dahoalawak, ich liebe ſie.

Zweite perſönliche Form.

K'dahoali, du liebſt mich.
K'dahoala, du liebſt ihn.
K'dahoalhoeen, du liebſt uns.
K'dahoalawak, du liebſt ſie.

Dritte perſönliche Form.

N'dahoaluk, er oder ſie liebt mich.
K'dahoaluk, er liebt dich.
W'dahoalawall, er liebt ihn.
W'dahoalguna, er liebt uns.
W'dahoalgawa, er liebt euch.
W'dahoalawak, er liebt ſie.

Vierte perſönliche Form.

K'dahoaleneen, wir lieben dich.
N'dahoalawana, wir lieben ihn.
K'dahoalohummena, wir lieben euch.
N'dahoalowawuna, wir lieben ſie.

Fünfte perſönliche Form.

K'dahoalihhimo, ihr liebt mich.
K'dahoalanewo, ihr liebt ihn.
K'dahoalihhena, ihr liebt uns.
K'dahoalawawak, ihr liebt ſie.

Sechste perſönliche Form.

N'dahoalgenewo, ſie lieben mich.
K'dahoalgenewo, ſie lieben dich.

Digitized by Google

W'dahoalanewo, ſie lieben ihn.
N'dahoalgehhma, ſie lieben uns.
K'dahoalgehhimo, ſie lieben euch.
W'dahoahswawak, ſie lieben ſie.

Man bemerkt ſehr bald, wie ſehr zuſammengeſetzt, aber dennoch wie regelmäßig und philoſophiſch dieſe Sprache iſt. Fügen wir noch hinzu, daß oft ein Wort, durch eine verſchiedenartige Wendung oder Beendigung mit einem andern Laute, einen andern Gedanken auszudrücken im Stande iſt, wodurch erwieſen wird, daß dieſe Mundart einer großen Ausbildung und Vervollkommnung fähig ſein kann. Wer weiß, ob in tauſend Jahren die Bücher in delawarischer Sprache nicht eben ſo intereſſant und verbreitet ſein werden, als die in der deutſchen und in allen übrigen Zungen Europa's.

Ja, und immer ja.

Es gibt kein widerlicheres Wort für den, der gerne widerſprochen ſein möchte, als das einförmige Ja, wie es auf der andern Seite auch kein bequemeres gibt, als ebendieſes. Räthe, die gern wenig denken mögen, ſind gelehrt genug, wenn ſie nur dieſes eine Wort recht feſt im Sinne haben und ſich deſſelben bei aller Gelegenheit zu bedienen wiſſen; aber Menſchen, die an mehr denken, als an ihr thieriſches Daſein allein, fühlen auch das Bedürfniß, hin und wieder anderer Meinung zu ſein, und dieſelbe auf dieſe oder jene Weiſe zu äuſſern. Ihnen iſt denn auch nichts unangenehmer, als wenn man ihnen immer Recht gibt, und alle ihre Einwürfe mit Ja beantwortet. Man bemerke die Unterredung, die ich letzthin mit dem ſogenannten Schönggeiſt Mittenentzwei hatte. „Das Wetter hat ſich geändert; es wird dieſen Abend regnen.“ — Ja, es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es dieſen Abend regnen wird. — „Indeſſen ſcheint es mir, daß der Barometer ſchönes Wetter verkündet.“ — Ja, ſehr ſchönes Wetter. — „Sie kennen Herrn Dreiſpeck: nicht wahr, es iſt ein gar ſeichter Kopf?“ — Ja, man kann leicht keinen ſeichtern Menſchen ſehen. — Es gibt Menſchen, die ihm jedoch nachſagen, daß er einen ſcharfen und durchdringenden Verſtand habe, und ſelbſt mein Bruder verſichert....“ — Ja, er beſitzt in vieler Hinſicht einen ausgezeichneten Geiſt. — „Es kann wohl leicht keine gerechtere Sache geben, als die, welche das griechiſche Volk mit ſeinem Herzblute vertheidigt.“ — Ja, es iſt bewundernswürdig, dieſen hohen Enthuſiasmus der Freiheitshelden zu ſehen, und ich ſelbſt habe einige Gedichte darüber vor....— „Aber ſie bleiben doch nur Rebellen, weil ſie ſich gegen ihren legitimen Beherrſcher empört haben.“ — Ja, in der That, man kann ſie nicht anders als Rebellen nennen. — „Aber was meinen Sie denn nun ſo recht eigentlich vom ganzen Trauerſpiel?“ — Erſtaunt, dieſe Frage an ſich gerichtet zu ſehen, weiß mein Schöngeiſt nicht mehr, was er antworten ſoll, weil ſich hier ſein beſtändiges Ja nicht füglich anbringen läßt. Er ſtottert einige unzuſammenhängende Worte hervor und verbeugt ſich einmal über das andere. Ich verfolge ihn unaufhörlich, und erneuere beſtändig meine Frage: „Aber was meinen Sie denn nun zu dem groſſen Trauerſpiel?“ — bis er endlich ſeinen Hut ergriff, und lief, was er laufen konnte. Man darf mit Gewißheit annehmen, daß der, welcher zu allen Dingen Ja ſagt, ein Narr ſei. Das Wörtchen Ja kann oft vom gröſten Einfluſſe für das ganze Leben ſein, und manche tugendhafte Frau, ja ſelbſt mancher ehrliche Mann, hat dadurch ſein Glück und ſeine Ruhe auf immer verſcherzt und ſein Gewiſſen mit Reuterlaſt beſchwert. Wer darüber etwas Näheres wiſſen will, der ſchlage im Plutarch nach.

Was man nicht benennt....

iſt eben das, was man am wenigſten Mühe hat zu begreifen. Die Welt bewegt ſich durch eine Menge von Gegenſtänden, die man nicht benennt. Durch ſie wird das groſſe Rad der Politik geſchwungen und die Spindel der Intrigue bewegt.

In allen Friedensſchlüſſen und Kriegserklärungen iſt eben der Artikel der wichtigſte, den man nicht benennt.

In den Geſchäften iſt zweierlei zu bemerken, erſtlich: was man nach Auſſen gibt, nämlich, anſcheinende Verſicherungen, öffentliche Verſprechungen, ſtrahlende Offenheit; zweitens: was man nach Innen verwendet, nämlich, der Vorbehalt, die geheimen Gedanken und Bedingungen, die unterdrücken Hilfsquellen, und Alles, was man nicht benennt. Das iſt der wahre Punkt, das Ende vom Ende.

Was man nicht benennt hat in der Liebe einen gröſſern Reiz, als was man benennt. Die Leidenſchaft, die für die Laute der Zunge zu übermächtig iſt, zeigt in tauſend ſtummen Merkmalen jene Heftigkeit, die ſie nicht zu unterdrücken vermag. O, glückliche Zeit! wo man nicht mehr nach Worten haſcht, wo man umſonſt ſie ſuchen würde, und wo man zu tief fühlt, um das zu benennen, was verſtanden wird, ohne daß man es zu benennen braucht.

Welch' dickes Buch ließe ſich nicht von alle dem ſchreiben, was man nicht benennt! Welcher Kommentar über den Erfolg unſerer berühmteſten Schriftſteller! Welche intereſſanten Bemerkungen über dieſen oder jenen Menſchen, der einen Platz bekleidet, dem

Digitized by Google

er nicht gewachsen ist! Wenn es einmal einem bösen Geiste beifallen sollte, er würde die merkwürdigste aller Geschichten von dem schreiben, — was man nicht benennt.

Häckerling.

Man hat geglaubt, daß Moliere und Andere, in ihren Lust- oder Schauspielen über den „Geiz“, alle Züge dieser schmutzigen Leidenschaft erschöpft haben; aber wir erfahren so eben ein neues Beispiel davon, auf welches bisher noch Niemand verfallen war. Herr P....., ein reicher Privatmann zu Chaumont-en-Bassigny (im obern Marne-Departement), besuchte immer den Wochenmarkt, und nahm aus jedem Sack eine Handvoll Getreide, das er unter dem Vorwande, es näher zu betrachten, in seinen Aermel gleiten ließ, von wo es in eine Tasche fiel, die er geschickt am Ende desselben angebracht hatte. Der Gerichtshof, vor welchen er geführt wurde, fand nicht, daß diese Art von Industrie ein Erfindungspatent verdiene, und hat ihn zu einer fünftägigen Gefängnißstrafe und zur Bezahlung des Entwendeten, so wie zu allen Kosten verurtheilt. Derselbe Geizbals wußte die vor seinem Fenster in der Straße aufgehängte Laterne mit einer langen Stange so geschickt herumzuwenden, daß er dadurch, den ganzen Winter über, in seinem Zimmer das Licht ersparte.

Ein Arzt, der eine vortreffliche Küchin und einen guten Keller hatte, wurde alltäglich von einem Dutzend hungriger Speichellecker besucht, die, unter dem Vorwande, ihn über irgend eine leichte Unpäßlichkeit zu Rath zu fragen, sich ohne alle Umstände bei ihm zum Mittagsessen einluden. Eines Tages, da sich der löblichen Gewohnheit nach mehrere dieser Herren bei ihm eingefunden hatten, sagte der Doktor, obgleich innerlich entrüstet, dennoch mit lachendem Gesichte: „Sein Sie willkommen, meine Herren! setzen Sie sich nur zur Tafel, und versuchen Sie den Wein. Ich muß indeß noch einen Augenblick ausgehen.“ Die Gäste, obgleich sie über seine Entfernung ganz erfreut waren, thaten doch, als seien sie darüber betrübt, und fragten ihn mit vieler Theilnahme: wohin er sich denn verfügen wolle. „Es verlohnt sich kaum der Mühe,“ sagte der Doktor, „ich werde in einem Augenblick wieder zurück sein. Ich muß nur einen armen Pestkranken besuchen, der in den letzten Zügen liegt.“ — Man kann sich leicht denken, daß die Parasiten nicht seine Zurückkunft abwarteten, und lange Zeit sein Haus nicht betraten.

Zustand der Schulen zu Bombay.

Auszug aus dem Bericht der amerikanischen Missionäre.

Die Zahl unserer Schulen beläuft sich im gegenwärtigen Augenblicke auf sechsunddreißig, die von 1454 Kindern besucht werden. Aber die Vorurtheile der Aeltern, und der geringe Werth, den sie auf den Unterricht legen, ist schuld, daß die Zöglinge eben nicht sehr eifrig sind, und daß kaum mehr als 1200 sich täglich zum Unterricht einfinden. Das ist ein großes Hinderniß zur Einführung des Lancasterschen Systems, weshalb wir uns auch genöthigt gesehen haben, mehrere Veränderungen damit vorzunehmen.

Wir unterrichten, jedoch nur allein in marattischer Sprache, im Lesen, Schreiben, der Arithmetik, Geographie und den ersten Elementen der Mathematik und Physik. Die jungen Indus verlassen uns zu früh, und zu unserm größten Bedauern. Wir möchten gern eine gewisse Zahl davon in den höhern Wissenschaften einweihen, damit sie in der Folge den Schatz der Kenntnisse ihren Landsleuten mittheilen, und die Jugend unter ihnen verbreiten könnten. Die heilige Schrift ist das Buch, welches am meisten in unsern Schulen im Gebrauch ist. Wir benutzen ausserdem noch einige andere moralische Werke.

Wir haben uns ein Gesetz daraus gemacht, in der englischen Sprache nicht zu unterrichten, weil wir die Ueberzeugung haben, daß die Kenntniß derselben, die vielleicht für einige unserer Zöglinge vortheilhaft sein könnte, der größern Zahl nur schädlich sein würde. Die Mehrzahl der jungen Indus vernachlässigt durchaus allen Unterricht, und verschwendet Zeit und Geld, ein wenig Englisch zu lernen, in der Hoffnung, deshalb irgend ein Amt bei den Europäern zu erhalten. Aber da alle Stellen schon besetzt sind, so werden sie gewöhnlich abgewiesen, und wissen nun nicht, wovon sie leben sollen. Ungeachtet der traurigen Erfahrung, greift dieses Uebel doch immer mehr um sich, und würde bald allgemein werden, wenn wir den Gebrauch der englischen Sprache noch mehr verbreiten wollten.

Die Grundlehre der Offenbarung werden in unsern Schulen auf die einfachste und klarste Weise mitgetheilt; aber wir verlangen von den Kindern nicht, daß sie dieselben sich anneigen sollen. Wir legen ein reiches Samenkorn in ihren Geist nieder; Zeit und Wahrheit mögen das Uebrige thun. — Es kann Ihnen vielleicht interessant scheinen, zu wissen, daß unsere Schulen 158 Juden und 29 Jüdinnen enthalten. Es ist uns erst ganz neuerdings gelungen, eine Mädchenschule zu stiften, deren Erfolg alle unsere Erwartungen übertroffen hat. Aber wir wollen mehr

Digitized by Google

nach; denn ungeachtet ihrer Vorurtheile, beginnen die Eingebornen doch die Wohlthaten des Unterrichts zu fühlen. Wir haben das Begehren geäussert, an mehreren Orten Schulen zu stiften, wozu uns jedoch die Reichen ihren Beistand versagen, und, mit Ausnahme einiger Geschenke, die im Ganzen sich auf ungefähr 1500 Rupien belaufen, werden alle Kosten der Anstalt von uns und unsern amerikanischen Freunden bestritten.

Bemerkungen über die neueste englische Literatur.

London, Februar 1825.

Unsere literarische Jahresfeyer hat schon begonnen, und dennoch ist noch kein Werk von besonderer Wichtigkeit erschienen. Lord John Ruffel hat ein dickes Buch, unter dem Titel: „Memoirs of the affairs of Europe from the peace of Utrecht (Denkwürdigkeiten über die Angelegenheiten Europa's, seit dem Frieden von Utrecht)" herausgegeben. Aber ich vermuthe, daß Lord John, so eifersüchtig er auch immerhin auf seinen literarischen Ruhm sein mag, dadurch doch seinem edeln Hause keine besondere Ehre zuwenden wird. Man hat sich von diesem jungen Staatsmanne vielleicht bisher eine zu übertriebene Idee gemacht, vorzüglich seit der Rolle, die er im Unterhause des Parlaments spielte, wo er sich zum „Champion" der Parlaments-Reform aufwarf. Leider haben die gegenwärtigen „Denkwürdigkeiten" einen großen Theil dieses Zaubers vernichtet, so überlegen sie auch seinem Werke „über die englische Konstitution" sein mögen. Was mich betrifft, so habe ich weder in dem Einen noch in dem Andern neue Thatsachen und durchdringende Gedanken entdeckt.

Die Diskussion über die wichtige Frage, zu wissen, ob die Sklaven-Bevölkerung in Westindien plötzlich oder allmälig frei erklärt werden soll, erfüllt seit Langem alle unsere öffentlichen Blätter. Die „Heiligen" rufen, mit den Rednern der gewesenen französischen Revolution: „Laßt die Kolonien viel lieber, als einen Grundsatz untergehen!" So viel ist gewiß, daß die „Heiligen" nicht zum Besten mit den „Torys" stehen, die sie auf alle und jede Weise mit der größten Wuth angreifen, und ich erblicke für sie keine andere Ausflucht, als die, sich zu „Whigs" zu machen. Irland beschäftigt immerwährend unsere Aufmerksamkeit, und Cobbett, der sich von Partheі zu Partheі geschlichen hat, ruht nun endlich im Schooße der römisch-apostolisch-katholischen Kirche aus. Er hat eine „Geschichte der protestantischen Reformation" herausgegeben, die mit Gier gelesen wird. Aber ich glaube, daß diese Art von Polemik, die bei uns eben nichts Seltenes ist, für das Ausland eben kein besonderes Interesse haben kann.

Die „Christmas pantomimes (Weihnachts-Pantomimen)" haben das Publikum sehr vergnügt. Der „Freischütz" ist das einzige Drama, das mit ihnen gleichen Schritt zu halten vermag. Keine „respektable Tragödie" kann mehr auf unserm Theater erscheinen. Auf Drury-Lane ist die „unglückliche Wittwen-Erbschaft (fatal Dowry)" von Maſſinger, wieder aufs Repertorium gebracht worden. Nach diesem Stücke hat denn auch Rowe seine „schöne Büßende (fair Penitent)" gedrechselt.

Die zweite Folge der „Sayngs and Doings (was man sagt und was man macht)" wird in Kurzem erscheinen. Das erste Heft dieser Novellen ist sehr günstig aufgenommen worden. Die vorzüglichste von allen war die, „Danvers" betitelt, in welcher der Verfasser auf die Geschichte eines Mitgliedes unsers Parlaments, Watson Taylor, Anspielung zu machen scheint. Wenigstens wird darin am besten der Ton der hohen Gesellschaft Londons abgezeichnet. Der Verfasser, sagt man, ist Theodor Hook, den man zugleich beschuldigt, der Herausgeber eines „ultra-torys Journals des John Bull" zu sein. Man kündigt uns auch eine Uebersetzung der „Geschichte der französischen Revolution, von Mignet" an. Malladmor, dieser Roman, den man in Deutschland und in der Schweiz Walter Scottt Feder entflossen geglaubt hat, ist endlich auch ins Englische übersetzt worden. Man findet einige hübsche Schilderungen darin, aber die gesunde Vernunft ist nicht der Hauptheld des Romans. Sie werden von der Herausgabe einiger Briefe der Königin Maria von Schottland reden gehört haben. Sie werden allgemein als apokryphisch betrachtet. Es ist indessen manches sehr Interessante darin, und sie machen auf jeden Fall dem Talente Hugh Campbells Ehre.

Nachgelassene Werke des Doktors Maturin.

Der manchmal faselnde, manchmal erhabene Doktor Maturin hat, sagt man, einige Handschriften nachgelassen, die seine Erben herausgeben wollen. Man weiß, daß das Trauerspiel „Bertram" und die ersten Erzeugnisse des Verfassers des „Melmoth" nie erschienen wären, wenn Walter Scott nicht seine hilfreiche Hand dabei geliehen hätte, und man ist also keineswegs erstaunt gewesen, daß der schottische Barde an Maturins Wittwe geschrieben habe, um ihr auch bei dieser Gelegenheit seine Mitwirkung, zur Herausgabe der Werke ihres Mannes, anzubieten. Er will ausserdem auch eine Biographie des Verstorbenen herausgeben, die eine wahre literarische Kuriosität werden

Digitized by Google

dürfte. — Die literarischen Notizen Fieldings, Lesage's, Smollets u. s. w. dienen zur Vorrede und Einleitung einer vollkommenen Sammlung der englischen und französischen Romane, die bei Baunantyne zu Edinburg erscheinen werden.

Das neue Athen.

Die gute Stadt Edinburg ist so eben von einer neuen Seuche befallen worden, nämlich von einem Pasquill von dreibundert Seiten, das „neue Athen" betitelt, worin alle politischen Honoratioren Schottlands, mit Inbegriff Walter Scotts, durchgehechelt und oft gewaltig mißhandelt werden. Man hatte geschickt das Gerücht zu verbreiten gewußt, daß das „neue Athen" und die „sechs Wochen zu Abbotsford" ein und dasselbe Werk seien; aber man hat sich bei der Lesung bald vom Gegentheil überzeugt. Uebrigens ist es vorauszusehen, daß der gelehrte edinburgische Aeropag es nicht der Mühe werth halten wird, auf dies boshafte Machwerk zu antworten.

Zeitgenössische Bilder, oder der Geist des Jahrhunderts. Von W. Hazzlit.

Der romantische Aristarch, W. Hazzlit, hat so eben sein jährliches Beobachtungs-, Betrachtungs- und Erbauungsbuch herausgegeben. Sein „runder Tisch" und seine „Tischunterhaltungen" haben den „zeitgenössischen Bildern" das Feld räumen müssen. Dies Buch enthält, wie die vorhergehenden, ein seltsames Gemisch von feinen, scharfsinnigen Bemerkungen und schwülstigen, nichtssagenden Deklamationen. In Wahrheit, Hazzlit ist der metaphorischste aller neuern Schriftsteller, und er findet die Gelegenheit, auf derselben Seite denselben Menschen mit der Sonne, dem Monde, dem Uranus, dem Sirius, mit Bonaparte, dem Confuzius, Zoroaster u. s. w. zu vergleichen. Er hat ein ungeheures Gedächtniß, und wenn er es darauf anlegte, seine Zusammenstellungen passend einzurichten, so dürfte leicht nichts angenehmer und belehrender sein, als die Lesung seiner Werke. In seinen persönlichen Bildern sind einige nur geradezu Phantasiestücke, weil er sie zu schön machen will, und also die Farbe nicht spart. Er ist im Stande, das Verdienst eines Schriftstellers, eines Dichters, oder eines Rezensenten auf eine negative Manier darzustellen, indem er sich mehr auf das beruft, und das um so mehr erhebt, was jenem an Verdienst und Talent gebricht.

Die Königin Hynde. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Von James Hogg.

Wer kennt nicht James Hogg, den berühmten Schäfer von Ettrick, den ungelehrten Dichter, den zweiten Hiller, auf den Schottland mit Recht stolz ist? Sein neues Gedicht hat, wie die frühern, manche überraschende Schönheiten und manche große Fehler. Der Inhalt ist einfach, obschon ziemlich seltsam. „Die Jungfrau und Königin von Kaledonien, Hynde, beherrscht das Land von den Ufern der Clyde, bis zu den orkadischen Inseln, und eine Menge schottischer Großer bewarben sich um ihre Hand und um ihren Thron. Ihr Vater hat ihr auf seinem Todbette versprochen, ihr durch prophetische Offenbarungen beizustehen. Dies Versprechen geht bald in Erfüllung, und Hynde sieht im Traum einen schwarzen Stier, der sich auf sie zustürzt. Sie will dieser Gefahr entrinnen, und fällt ins Meer, das heißt, sie fällt aus ihrem Bette auf den Fußboden, wo sie allvölklich erwacht. Dieser Verkündigung des Himmels folgt in Kurzem ein Einfall der Norweger, und Hynde eilt alsobald zum heiligen Columban, um seinen Rath zu erbitten. Der Heilige hatte seinerseits ebenfalls einen gar wunderſamen Traum gehabt, und in einem derselben wird es ihm so recht klar, anschaulich und begreiflich, daß der legitime Erbe des Throns der Vetter der Königin, Namens Eiden, ein wackerer und gar edler Rittersmann, sei. Er reiset alsobald nach Erin ab, wo der glückliche Eiden, am Hofe seines mütterlichen Aelteravaters, des Königs Colmar, lebt, und ladet diesen Helden, der bis dahin noch keine Heldenthat verrichtet hat, ein, sich nach Schottland zu verfügen, um dieses Land von den Feinden der Königin, seiner vielgeliebten Muhme, die er niemals gesehen hat, zu befreien. Dieser eilt auf den Flügeln des Muthes und der Liebe dahin, wohin ihn Ehre, Ruhm und Seligkeit rufen. Aber unterdessen werden die Schottländer von Erich und seinen Skandinaviern geschlagen, und ihre Königin wird von diesen gefangen genommen. Alsobald finden kriegerische Belustigungen, Kampfspiele und Scheingefechte statt, bei denen nur höchstens einige Hundert das Leben verlieren und andere Hundert verstümmelt werden. Mitten in dieser Freude und diesem Jubel langt Eiden solo an, tödtet den riesigen Erich im Faustkampfe, befreit seine Muhme, die ihm dankbarlich Hand, Herz und Thron anbietet, welches Alles er nicht verschmäht, und damit ist die Geschichte aus."

Russische Literatur.

Geschichte von Rußland. Von N. Karamsin. Zehnter und eilfter Band von 166 und 153 Seiten. St. Petersburg, 1824. Aus Gretchs Buchdruckerei.

Der Verfasser, dessen ausgezeichnetes Talent als Geschichtschreiber die frühern Bände des vorliegenden Werkes schon zur Genüge beurkundet haben, zeichnet

Digitized by Google

jetzt die Thronbeſtigung Boris Godunoffs, des ruſſiſchen Cromwells, mit Meiſterhand. Die Ermordung des Prinzen Dmitri, Sohn des Zaar Iwan oder Johann Waſſiljewitſch, der Schreckliche zubenannt, kann, obgleich ſie von mehreren Geſchichtſchreibern durchaus verneint wird, dennoch künftighin nicht mehr bezweifelt werden. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß der Hauptmann Margeret, der zu jener Zeit in ruſſiſchen Dienſten ſtand, immer behauptet, und ſelbſt durch ſeine zurückgelaſſenen Papiere beſcheinigt hat, daß der ſogenannte falſche, von den Bojaren entthronte und ermordete Dimitri der wirkliche ſei. Margeret hat dieſe Ausſage nicht nur vor Heinrich IV., König von Frankreich, wiederholt, ſondern ſie auch dem berühmten Geſchichtſchreiber de Thou als die reinſte Wahrheit gegeben. Dieſe Meinung wird auſſerdem noch durch mehrere Urkunden unterſtützt, die ſich in den Archiven zu Kiow, Lemberg, Warſchau und Marienwerder befinden, ſo wie durch die Werke mehrerer zeitgleichen polniſchen, deutſchen und ſchwediſchen Schriftſteller. Aber Karamſin ſtößt alle dieſe Anſpiegelungen mit einem Worte über den Haufen, und dieſes Wort, wen ſollte es nicht zum wahren und alleinſeligmachenden Glauben zwingen? „Es ſind die Freigeiſter der Liberalen der Geſchichte allein,“ ſagt er, „welche nicht glauben wollen.“ Fix! wir glauben, und zwar um ſo mehr, da Dmitri jetzt ſeine Rolle unter den Heiligen der griechiſchen Kirche ſpielt. — Seit undenklichen Zeiten erfreuten ſich die ruſſiſchen Bauern des Vorrechts, ihre Herren, wenn ſie von denſelben übel behandelt wurden, verlaſſen zu können, und andern ihre Dienſte anzubieten, wodurch natürlicher Weiſe die Sklaverei der Erſtern und die Tirannei der Letztern etwas gemildert wurde. Kurz nach ſeiner Thronbeſtigung machte der Uſurpator Boris ein Edikt bekannt, nach deſſen Verordnungen ſie dieſes Rechtes beraubt wurden. Später gab der Zaar Baſil Chuyſky ihnen das Privilegium wieder, welches ſie jedoch unter den folgenden Regierungen auf immer verloren. Der aufgeklärte und gelehrte Verfaſſer der Geſchichte von Rußland ſcheint dieſes Verfahren nicht nur ſehr zu billigen, ſondern es ſogar zu loben. Er äuſſert, daß dieſe Verordnung eine der weiſeſten Maasregeln war, weil dadurch vielen Unordnungen abgeholfen, und der Zuſtand der Bauern auſſerordentlich verbeſſert wurde. Man ſieht leider alle Tage bis zum Ekel, zu welchen Erbärmlichkeiten der menſchliche Verſtand hinabſinken kann, wenn er von gewiſſen Vorurtheilen befangen iſt. Es würde überflüſſig ſein, dergleichen Meinungen zu beſtreiten, die zu weit von den unſerigen entfernt, und der geſunden Vernunft, ſo wie dem Geiſte unſers Jahrhunderts zu ſehr zuwider ſind, als daß man darin eine Verſchmelzung der Ideen erhoffen dürfte. Wozu nützt es überhaupt, einen Autor des vierzehnten Jahrhunderts widerlegen zu wollen? So viel iſt gewiß, daß von jenem Zeitpunkte an die Sklaverei der Bauern datirt, deren ſich Rußland, mit den Zivilisation Europa's im Widerſpruche, bis jetzt immer noch nicht hat entledigen können, und ſo bald auch noch nicht entledigen wird.

Nordamerikaniſche Literatur.

Notice of an excursion among the White mountains of New-Hampshire, and to the summit of mount Washington. — Notiz eines Ausfluges nach den weißen Bergen von New-Hampſhire, und auf den Gipfel des Washington-Berges, im Juni 1823, mit Bemerkungen über verſchiedene Gegenſtände. Von James Pierce. New-Haven, 1824.

Die von dem Verfaſſer bereiſete Gebirgskette iſt die höchſte der vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Einer ihrer Zweige erſtreckt ſich durch New-Hampſhire und wendet ſich nach Südweſt. Die großen Straßen von Portland und von Lancaſter führen in den intereſſanteſten Regionen darüber hin. Sobald man die großen Fichtenwälder verläßt, erblickt man weſtlich das wilde Gebirg, von majeſtätiſchen Felszacken gekrönt, über denen allen ſich der Washingtonberg hoch in den Wolken verliert. Am Fuße des Gebirges ſieht man öſtlich einen bedeutenden See, an deſſen Ufer das ſchöne Dorf Freiburg erbaut iſt. Wind und Feuer richten in den erhabenen Waldungen oft große Verheerungen an; aber man findet oft auch Stellen, die von dichten, immer grünen Wäldern umſchloſſen ſind, und den Urſachen der Verwüſtung entgehen, denen die Pflanzungen auf ganz unbeſchützten Orten ausgeſetzt ſind. Ueber 1300 Meter (4000 Fuß) Höhe erreicht das harzige Holz kaum noch einen Meter über der Erde. Die horizontal ausgebreiteten Zweige unterſtützen den Reiſenden und bieten ihm ein Mittel dar, die Gipfel zu erklimmen. Aber je mehr man ſich erhebt, deſto ſeltener werden die Bäume, bis ſie endlich ganz verſchwinden und dem Gras- und Mooswuchs Platz machen. Der Gipfel des Washingtonberges, der nicht über 2000 Meter (6150 Fuß) Höhe hat, befindet ſich ſchon hoch über der Region, wo alle Vegetation aufhört. In Europa würde man, unter einer gleichen Breite und Höhe, eine viel mildere Temperatur finden, ſo wie die Pflanzen, welche unter ſolcher Temperatur noch fortkommen können. Von dem höchſten Punkte Nord-Amerika's bietet ſich eine weite Ausſicht über alle niedrigere Gebirgsketten, über die Ebenen,

Digitized by Google

welche ſie durchſchneiden, und die Städte und Dörfer, welche ſie bevölkern, aus. Die Beſchreibungen des Verfaſſers ſind die eines glühenden Enthuſiaſten, den der erſte Anblick des Gebirges berauſcht. Er hätte ganz anders ſeine Reiſe beſchrieben, wenn er vorher ſchon die Anden, die Alpen oder die Pyrenäen beſucht hätte.

Huſten und Seufzen.

Der Großpapa huſtet, wenn der Enkel ſeufzt. Der Seufzer und der Huſten ſind zwei unvereinbare Mächte, die auf das menſchliche Leben einen großen Einfluß ausüben. Mit einem Seufzer beginnt die Liebe und wird die gegenſeitige Gluth erweckt. Ein Seufzer iſt der Begleiter der ſüßeſten Trunkenheit. In einem Seufzer entflieht des Daſeins letzter Hauch. — Der Huſten, an und für ſich eine heftige Erſchütterung, verdient nicht minder unſere ganze Aufmerkſamkeit. Verdruß, Haß, Eiferſucht, Langeweile, Engbrüſtigkeit, Neid, Auszehrung, Verachtung und Wuth bedienen ſich des Huſtens wie eines Milderungsmittels. Man huſtet, wenn man einen aufgeblaſenen Wicht erblickt, der ſich das Anſehen eines Mannes von Welt und Bildung geben will, oder einen Dummkopf, der Verſe macht, oder eine liebenswerthe Nachbarin, die — uns hinters Licht führt. Sobald der Huſten als ein verabredetes Zeichen gilt, iſt er klar, leicht, ſchnell und bedeutungsvoll. Gewöhnlich folgt im menſchlichen Leben das Regiment des Huſtens auf das des Seufzers. Man ſeufzt bis zum erſten Huſten, und huſtet bis zum letzten Seufzer.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Theater.

Unter den neueſten Erzeugniſſen der franzöſiſchen Schaubühne zeichnet ſich vorzüglich das Trauerſpiel „Fiesque (Fieske)“ von Ancelot aus. Der Verfaſſer hat unſerm Schiller nicht nur ſeinen Plan, ſondern auch die vorzüglichſten Karaktere und Wendungen ſeines Werks abgeborgt. Das Verdienſt des franzöſiſchen Bearbeiters beſteht alſo nur allein darin, das Ganze dem Geſchmack des franzöſiſchen Publikums angepaßt, es in reine, ſteifende Verſe eingekleidet, einige Längen und Trivialitäten, welche das ſonſt reiche Schillerſche Stück entſtellen, vermieden, und ſonſt einige Veränderungen damit vorgenommen zu haben, die manchmal glücklich genug ausgefallen ſind, durch welche aber doch meiſtentheils das Ganze ſehr geſchwächt worden iſt. Einige franzöſiſche Schriftſteller, welche mit der deutſchen Litteratur vertraut ſind, haben, obgleich ſie eine gewiſſe Vorliebe gegen ihre heimiſchen Muſen nicht verbergen können, doch faſt ein ähnliches Urtheil darüber ausgeſprochen.

Unſere Leſer kennen den Inhalt des ganzen Stücks; wir können uns alſo der Mühe überheben, es hier näher auseinander zu ſetzen. Sie wiſſen, welche Karaktere ſich in demſelben entwickeln und wie ſie von der Meiſterhand des deutſchen Dichters durchgearbeitet werden. Was das franzöſiſche Werk anbetrifft, ſo ſind in ihm auch in dieſer Hinſicht manche Veränderungen vorgenommen worden; die, unſerm Urtheil nach, eben nicht beſonders auf den Effekt wirken, und noch viel weniger mit der Wahrſcheinlichkeit und der Einfachheit der Erfindung im deutſchen Trauerſpiele ringen können. So iſt dort der Mohr nicht mehr der gemeine Verbrecher, den man vom erſten Augenblick an in ihm erblickt, ſondern ein verbrecheriſcher Enthuſiaſt, der ſich an den Genueſern für die Schmach ſeiner Sklaverei und aller von ihnen erlittenen Beſchimpfungen rächen will; und der mit großer Scharfſinnigkeit ſeine Nachrepläne eben ſo geſchickt anlegt, als er ſie ungeſchickt ausführt. Freilich hat man das Abſcheuliche und nur den edeln Beweggrund beibehalten, der nach feſten Grundſätzen zu handeln ſcheint und von ſeinem eiſernen Vorſatze nicht einen Finger breit nachläßt; denn Grundſätze und Beharrlichkeit, zu welchem Zweck und auf welche Weiſe es auch ſei, ſind heut zu Tage die großen Modewörter in Paris, und es kann alſo dem nicht erſtaunlich ſcheinen, daß man dort mit ſo großer Leichtigkeit ſein Publikum finde. Mehrere Kritiker haben es nicht anders als recht und billig gefunden, daß Ancelot nicht hat eingeſtehen wollen, auf welche Weiſe er den Stoff zu ſeinem Trauerſpiele entlehnte. „Dies gehört ihm,“ rufen ſie aus, „denn das Erzeugniß des deutſchen Dichters iſt ſo gering, daß man es kaum dem franzöſiſchen Schöpfer als eine Hilfsquelle anrechnen kann. Sein Werk iſt eine neue Eroberung im Reiche der Tragödie, und was er zu entlehnen für gut befunden hat, iſt von demſelben Werthe, wie das, was Corneille von de Caldre, Racine von Euripides, Voltaire von Sophokles und Ducis von Shakeſpeare nachgeahmt haben. Der erſte Gedanke eines Werks und die Entwürfe einiger Karaktere können freilich einem genialen Verfaſſer in ſeiner allgemeinen Komposition von einiger Hilfe ſein; aber durch wie viele Hinderniſſe wird er dagegen nicht auch zurückgehalten! Nichts dingegen hält die engliſch-deutſchen Schriftſteller zurück; denn bei ihnen iſt die Natur manchmal ſo unnatürlich, und wie Voltaire einen Karre einen Karrer, und Rollet einen Schurken nannte, ſo iſt ihre Oſſenheit in ihren Dialogen oft nicht weniger bewundrungswürdig.“

Der Karakter Verrinas iſt ſehr gut behalten und faſt aufs Genaueſte nach Schillers kopirt. Vielleicht iſt hier weniger hochherabend, und eben deshalb edler und anſprechender. Die übrigen Perſonen, mit Ausnahme des Mohren, gleichen den Schillerſchen auf ein Haar, und es kann alſo den Manen des unſterblichen Dichters nicht verwehrt ſein, das Recht der Erfindung ihm allein zuzuſchreiben.

Die deutſche Oper „der Freiſchütz“ iſt, unter dem Titel „Robin des bois“, im Monat Dezember v. J. auf dem italienſchen Theater oder Odéon zu Paris gegeben worden. Wie ihnen unſern Leſern buchſtäblich mit, was uns unſer Korreſpondent darüber ſchreibt.

„Die Musik dieſer Oper iſt ſeit Langem in Deutſchland ſehr berühmt und in der Mode. Es iſt zu bezweifeln, daß ſie

Digitized by Google

in Frankreich je ein gleiches Glück haben werde und haben könne. Aber verweilen wir zuerst beim Gedichte; obgleich bei einem solchen Werke die Worte nur der Musik wegen da sind, und nicht umgekehrt. Eine alte Volkssage hat dem deutschen Verfasser den Stoff zu seinem Stücke gegeben. Es war also, um dem Styl getreu zu bleiben, es war einmal ein Jäger, der hatte große Lust, Forster in einem großen Walde zu werden. Aber er fand Mitbewerber, die geschickter waren, als er. Beschämt, schlagschossen zu haben, und bewegt, seinen Bekannten zum Gelächter zu werden, war er schon auf dem Punkte, sich dem Teufel (Wort ist bei uns!) zu verschreiben, als ein alter Soldat vor ihm erschien, der ihn tröstete und ihm sieben Kugeln gab, die nie das Ziel verfehlen würden. Er machte dabei die alleinige Bedingung, daß die siebente und letzte Kugel für seine (des Soldaten) Rechnung sein solle. Der Jäger willigt darein und triumphirt über seine Mitbewerber mit den sechs Kugeln; aber in dem siebenten Augenblick, wo die siebente Kugel ihm die Stelle, mit welcher zugleich die Hand seiner Geliebten verbunden ist, zuschicken soll, nimmt die abgeschossene Kugel eine andere Richtung und tödtet seine Verlobte. Alsobald erscheint der alte Soldat, der niemand anders, als der leibhaftige Satan ist, und führt den Jäger mit sich durch die Lüfte dahin.

„Man fühlt, daß eine solche Entwickelung einiger Abänderung bedürftig war. Zu dem französischen Stück unterhandelt ein gewisser Richard direkt mit Robin des bois, der krieg und gut Verhehmt ist; aber da er bemerkt, daß sein Vertrag sich seinem Ende nahet, so kommt er mit dem Jäger Toni überein, sein Stellvertreter zu werden, wofhalb er ihm drei Kugeln übergibt, deren magische Gewalt ihm die Försterstelle und die Hand seiner geliebten Anna zusichern soll. Glücklicherweise trifft das Unheil dennoch allein den, der es von sich abwenden wollte, und die dritte Kugel tödtet Richard und ergänzt Toni, sich mit der zu vereinigen, die er liebt. — Es ist nicht an mir, die Abgeschmacktheit eines solchen Machwerks näher zu beleuchten, welches so offenbar gegen die gesunde Vernunft und allen theatralischen Effekt sündigt: das Publikum hat es zur Genüge gerichtet. Was die Musik anbetrifft, so muß ich aufrichtig gestehen, daß es mir unmöglich gewesen ist, sie beim ersten Male vollkommen zu begreifen; doch hat mir die Ouverture, eine Simphonie, mehrere einzelne Stücke, und vorzüglich ein Jägerchor im dritten Akt, sehr gefallen. Auch ist das Alles nach seinem ganzen Werthe beklatscht worden. Wenn nun auch Robin des bois bei seinem ersten Erscheinen sich keiner besonders schmeichelhaften Aufnahme zu erfreuen hat, so kann man doch voraussetzen, daß er mit einigen Veränderungen nicht immer der „böserne Robin“ bleiben wird.

— Das Geschenk der Jungfern Rath (Schwestern des verstorbenen Generals dieses Namens) von 50,000 Franken, zur Erbauung eines Museums zu Genf, hat viele Hände in Bewegung gesetzt. Der Plan zu diesem Nationaldenkmal ist von dem geschickten Architekten Rauchet entworfen und von Beiguet darnach ein Modell gebildet worden, welches im ersten Pavillon der Kaserne aufgestellt ist. Das Gebäude, zu dem im verflossenen Jahre bereits die Fundamente gelegt worden sind, wird auf dem Platz beim neuen Thor (porte-neuve) und am Trottoir der Corratrie entlang, dem Schauspielhause gegenüber, errichtet. Es wird nur ein Stockwerk höher, aber bedeutende Souterrains haben. Man glaubt, daß zu Ende dieses Jahrs die äußern Werke beinahe vollendet werden dürften. An das Museum sollen sich sodann, der Corratrie entlang, bis zum Platze Bel-air (wo sich die beiden Brücken über die Rhone befinden), neue Häuser erheben, deren Erdgeschoß zu Kaufläden, mit Bogenhäusern versehen, eingerichtet werden soll. Man hofft dadurch die lahm, ungefälligen, hölzernen Gerüste in den rues-basses, die ofe bis zum fünften und sechsten Stockwerk hinaufragen, die Ecken sehr verunstalten und Dömes genannt werden, so wie die kleinen hölzernen Häuschen, die jetzt zu Laden und Werkstätten gebraucht werden, die aber die Straßen sehr verengen, und die man hauts-bancs nennt, abschaffen zu können, was in jeder Hinsicht sehr wünschenswerth sein würde. — In einer Stadt, wo, wie zu Genf, die Industrie auf einem hohen Punkte steht, werden alle Unternehmungen leicht. Schon seit Langem beschwert sich der Kanton Waadt über die verderblichen Überschwemmungen des Leman, wodurch die Grundstücke der obern Gemeinden im Sommer ganz unter Wasser gesetzt werden, und was man der Verengung des Rhonedurchflusses in Genf zuschreibt. Um diesen Beschwerden zu beseitigen, will man nun zu Genf Mühlen auf Eisenbahn-Hängebrücken erbauen, und mit der Zeit vielleicht, statt der beiden Pacatlebrücken, die auf hölzernen Pfählen stehen, eine große steinerne Brücke in einem Bogen über den Fluß wölben.

— Die Projekte wegen Einführung der Dampfschiffahrt zwischen Ostindien und England beschäftigen die Bewohner der beiden Länder außerordentlich. Letzthin hat deshalb eine große Versammlung auf dem Stadthause zu Calcutta statt gefunden, um die Vorschläge Johnsons in Erwägung zu ziehen, der das in Rede stehende Unternehmen anführen will, und zwar entweder auf dem gewöhnlichen Wege, um das Vorgebirg der guten Hoffnung, oder durch das rothe Meer und die Wüste nach Kairo. Eine Prämie von zehntausend Pfund Sterling ist durch Subskribenten bei Zivil-, Militär- und Handelsständen in Indien gestiftet worden. Sie soll demjenigen zuerkannt werden, der die erste Reise von England nach Ostindien, und zurück, mit einem Gefäße von wenigstens zweihundert Tonnen Ladung, unternimmt. Die Hälfte der Summe wird denjenigen zugethan werden, der nur die Hälfte der Reise in Ausführung bringen kann. Lord Amherst, als Generalgouverneur, hat für zwanzigtausend Rupien unterschrieben. Der Rest ist von andern Personen aufgestellt worden. Man kann jetzt nicht mehr an der Ausführung dieses Unternehmens zweifeln, dessen Schnelle vielleicht mehrere Bewohner Indiens bequemlassen könnte, England zu besuchen, wodurch nicht nur für den Handel allein, sondern auch für die Bildung des Menschengeschlechts im Allgemeinen unübersehbare Vortheile entstehen können.

— Zu Puldorough, in der Grafschaft Sussex in England, hat man unlängst vier Schwimmfüßigkeiten von Blei und von römischer Arbeit entdeckt. Ihre Länge beträgt 22 Zoll. Man lieset auf allen vieren folgende Inschrift: IMP. VESP. AUG. IMP. TIT. BREARG. Die Alterthumsforscher sind ersucht, eine Verdolmetschung oder Erklärung dieser Worte zu geben.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 9. Zweiter Jahrgang 1825. 2. März.

Von den Jesuiten. In Bezug auf geheime Gesellschaften.

Nach dem Mémorial catholique, 1824. *)

„Obgleich es scheinen mag, als habe man über die Jesuiten Alles gesagt, was sich darüber sagen läßt, so glaube ich dennoch, daß man diese religiöse Korporation noch nicht genügend in einer politischen Beziehung beachtet habe, die sie unwiderstreitbar an die Spitze der nützlichsten Institutionen stellt, welche die Regierungen zur Hilfe und Unterstützung der Gesellschaft gebrauchen können.

„Als die ottomannische Barbarei ganz Europa zu überschwemmen drohte, war es das Ritterthum, dem man die Rettung des christlichen Glaubens verdankt. Heut zu Tage wird die christliche Gesellschaft von andern Barbaren befeindet, die um so gefährlicher sind, da sie sich im eigenen Schooße derselben verbergen. Ihr Prophet ist die Gottheit Vernunft, ihr Alkoran die Erklärung der Menschenrechte; die Freiheitsmütze hat den Halbmond ersetzt und die geheimen Gesellschaften sind die Feldlager dieser Barbaren des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Ihre Invasionen, die immer kühner, immer drohender werden, können nur durch einen Kreuzzug der Aufklärung und der Tugend aufgehalten werden. Eine Ritterschaft von neuer Art muß sie unermüdet bewachen, ihre Schliche entschleiern, sie in ihren Verschanzungen verfolgen und sie Faust gegen Faust angreifen. Die Vorsehung hält sie bereit für alle die Regierungen, welche sich ihrer bedienen wollen; denn die Jesuiten sind ein wahres Gift für alle Bewager der Legitimität, und dasselbe für die geheimen Gesellschaften der Gottlosigkeit und Anarchie, was die alten Spießhelden den Legionen Mahomets waren.

„Um Europa gegen die Verheerungen des Muhamedismus zu bewahren, war man ungeachtet der Verschiedenheit des Interesses, das die christlichen Königreiche zertheilte, dennoch genöthigt, eine gemeinsame Institution zu errichten, welche man dem allgemeinen Feind entgegenstellen konnte. Das war das politische Problem jenes Zeitraums; denn dieses Institut sollte zugleich religiös und politisch sein, weil der Feind, der von ihm bekämpft werden mußte, zugleich die Religion und den Staat mit seinen Angriffen bedrohte. Sie mußte unter der unmittelbaren Leitung des Oberhaupts der Kirche, des großen, gemeinschaftlichen Familienvaters stehen, sonst hätte man nur Lokal-Institute gehabt, die jedem Volke angemessen, den besondern Vortheilen jedes Fürsten untergeordnet, und keineswegs eine allgemeine, den gemeinsamen Interessen ergebene Gesellschaft gewesen wären. Sie mußten vom christlichen Enthusiasmus durchglüht sein, wie ihr Gegner vom muselmännischen Fanatismus es war. Das Ritterthum, welches alle diese Bedingungen in sich vereinigte, löste dieses Problem mit der möglichsten Vollkommenheit.

„Das politische Problem hat sich jetzt verändert.

*) Wir theilen diesen merkwürdigen Aufsatz in wörtlicher Uebersetzung mit.

Digitized by Google

Man muß in der öffentlichen Gesellschaft, die von den geheimen Gesellschaften wie vom kalten Brande angefallen wird, ein Institut entdecken, welches lebendig genug sei, um den Fortschritten des Uebels entgegengestellt werden zu können, ohne selbst der Ansteckung ausgesetzt zu sein. Dieses Institut muß ebenfalls religiös und politisch sein, religiös zuerst deswegen, weil es nur der Religion zustehen kann, irgend ein dauerhaftes Unternehmen zu begründen, sodann, weil es sich hier über Bestreitung der Irreligiosität handelt, welche die erste Ursache der gegenwärtigen Verwirrung in der Gesellschaft ist; endlich, weil alle Institutionen, welche nicht fest auf dieser Basis ruhen, nur zu bald dem Drange der gehemen Gesellschaften nachgeben, und von ihnen mit fortgezogen werden würden. Sie muß auch politisch sein, das will nicht etwa sagen, sie müsse ein bürgerlicher oder militärischer Orden, sondern nur auf solche Weise eingerichtet sein, daß sie eine mächtige Wirkung auf die Gesellschaft haben könne. Betrachten wir, ob nach den ersten Bedingungen unsers politischen Problems, das Institut der Jesuiten uns die Lösung darzubieten im Stande ist.

„Ich will nicht beweisen, daß dieser Orden die stärkste religiöse Stiftung ist, die jemals existirt hat: von Ludwig XIV. bis Friedrich II., von Bossuet bis Voltaire ist darüber nur eine Stimme gewesen. Ich will ihn allein in seiner politischen Beziehung betrachten. Alle Beobachter haben in dieser Gesellschaft einen einzigen Karakter bemerkt, der sie, auf eine auffallende Weise, von allen andern religiösen Orden ausgezeichnet, welche nur tugendhafte Gelehrte, oder fromme Zenobiten enthielten, die um so achtungswerther waren, als sie auf den Kreis ihrer besondern Regeln sich beschränkten. Das Institut der Jesuiten hingegen ist durch seine Grundsätze bestimmt, Menschen zu bilden, die einen großen Einfluß auf die gesellschaftliche Verfassung auszuüben im Stande sein können. Sie können ohne Zweifel über sich selbst äußern, was Tertullian von den ersten Christen sagte: „Wir sind keine geborene, sondern gemachte Jesuiten. Non nascitur, sed fimus.“ Indeß kann man auch in der That von jedem Jesuiten sagen, daß er geboren worden ist, um in einem größern oder beschränktern Kreise auf die Gesellschaft zu wirken. Dieses Institut hat immer einen besondern und bewunderungswürdigen Instinkt gehabt, keine andere, als nützliche Menschen zu wählen und in sich aufzunehmen. Sobald ein Individuum darin empfangen wird, es mag auch noch so dumm aussehen, so kann man gewiß sein, daß es in kurzer Zeit umgestaltet sein werde. Es wird in die Form dieser frommen Stiftung geworfen, daselbst geknetet und gestoßen, bis es gänzlich von ihrem Geiste durchdrungen ist, und bald sieht man ein neues Wesen daraus hervorgehen, welches bestimmt ist, die andern Menschen zu leiten.

„Das eben ist die Ursache des Schreckens, welche dieses Institut den geheimen Gesellschaften einflößt, die auch die Gemüther beherrschen wollen. Man wolle nur einen andern religiösen Orden wiederherstellen, so achtungswerth er auch immer sein mag, die Benediktiner zum Beispiel, so werden sie darüber scherzen; aber man nenne die Jesuiten, und sie werden Konvulsionen bekommen. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß sie von Zeit zu Zeit die Hoffnung genährt haben, mehrere andere religiöse Orden zu beherrschen. Die Jesuiten im gehemen Gesellschaften waren immer die Zielscheibe ihres Abscheues, nie waren ihre Erwartungen darauf gerichtet; man möchte fast sagen, daß der bloße Schatten des Mantels des heiligen Ignazius ihnen todtlich ist. Sie sind nur beruhigt, wenn sie sich in einer großen Entfernung davon befinden. Wie zwei elektrische Körper sich zurückstoßen, eben so nähern die Jesuiten und die geheimen Gesellschaften sich nur, um sich mit dem Ungestüm des Blitzstrahls gegenseitig zurückzustoßen. Wenn man eine mächtigere Gesellschaft kennt, um sie der Freimaurerei und den Illuminaten entgegenzustellen, so nenne man sie; wo nicht, so versuche man eine neue zu schaffen. In Ermartung derselben bediene man sich derjenigen, die die Vorsehung selbst geschaffen hat.

„Die Allmacht der geheimen Gesellschaften besteht in ihrer Einigkeit. Man kann sie mit Erfolg bekämpfen, wenn man ihnen eine Gesellschaft entgegenstellt, in welcher das Einigkeitsprinzip noch stärker, als bei ihnen ist. Was mag man, in dieser Beziehung, mit den Jesuiten vergleichen? Unter der Herrschaft ihrer bewunderungswürdigen Verfassung verlieren sich alle vereinzelnden Gedanken, alle persönlichen Ansichten des höchsten Genies, so wie des geringsten Neophyten, in dem allgemeinen Geiste des Instituts, wie die Ströme und Bäche sich im Weltmeer vereinigen. Deshalb hat es auch einen großen Vortheil über alle die geheimen Gesellschaften, die auf den verschiedenen Punkten des Erdballs existiren; denn obgleich sie in gewisser Berührung mit einander stehen, so sind sie doch nicht einem und demselben Oberhaupte untergeben, und bilden vielmehr eine Art von Föderativ-Republik. Die Jesuiten hingegen bilden eine Monarchie und sie sind nicht nur einig, sie sind Eins: unum sint. Man lasse diese Armee nur vorwärts marschiren, deren Glieder durch eine göttliche Kette gegen die Kohorten der Anarchie so dicht zusammengedrängt sind; aber so lange man diesen nur zerstreute Plänkler entgegenstellt, so mache man sich auch darauf gefaßt, geschlagen zu werden.

Digitized by Google

„Obgleich die geheimen Gesellschaften in jeder Nation anders organisirt sind, so sind sie doch allgemein; man muß ihnen daher ein Institut entgegenstellen, das, seiner Natur nach, ebenfalls allgemein zu werden strebt. Und dies ist der eigenthümliche Karakter des Jesuitismus. Er existirte kaum seit einigen Jahren, und schon war er über die ganze Erde verbreitet. Er glänzte in Europa, zivilisirte Amerika und starb in Japan. Vor Kurzem glaubte man ihn noch im Grabe und schon sieht man ihn wieder überall; selbst die Einöden der neuen Welt haben ihn schon wieder erkannt. Es ist unmöglich, daß diese wunderbare Gesellschaft nicht bestimmt sei, eine große Rolle in der Wiederherstellung der gesellschaftlichen Ordnung zu spielen. Wenn einige blinde Vorurtheile nicht ihr Umsichgreifen beschränkten, so würde man sie bald, allgemein wie die Unordnung, sehen und den Verschwörungen nicht einen Platz lassen, den sie nicht mit offenem Auge bewachte, um sie zu erkennen, und mit ausgestrecktem Arm, um sie zu verhindern. Die geheimen Gesellschaften erkennen in ihr so wohl ihren Hauptfeind, daß sie mehrmals das Gerücht verbreitet haben, als seien sie von den Jesuiten beherrscht. Das haben sie in England, das haben sie in Frankreich gesagt, wo Bonneville ein besonderes Werk darüber schrieb, um es zu beweisen, und man weiß, daß auf dem Maurer-Kongreß zu Wilhelmsstadt die deutschen Illuminaten, welche die übrigen Maurerlogen in ihr Garn ziehen wollten, sich bestrebten, ihre Deputirten zu überreden, daß sie, ohne es zu wissen, von den Jesuiten geleitet würden, und daß sie, um den Schülern Loyola's zu entgehen, sich in die Arme Weishaupts werfen müßten.“

„Es ist unmöglich, daß die Regierungen, die die Freimaurerei und den Illuminismus bekämpfen wollen, nicht früh oder spät die prächtige Hilfe annehmen, welche sie unter ihren Händen haben. Man hat ihnen die Jesuiten, aus politischen Gründen, furchtbar machen wollen, und bald vielleicht, denn es ist die höchste Zeit, werden sie, aus politischen Gründen, aufhören sie zu fürchten, um sie zu lieben.“ — — —

Es ist freilich überflüssig, über einen Artikel, wie der vorstehende, noch irgend eine Bemerkung beizufügen. Er erklärt und richtet sich durch sich selbst. Aber wir wollen es hier nicht mit den Worten der Sache, sondern mit ihrem wahren Gehalt zu thun haben, und in dieser Hinsicht dürfen wir uns schon einige Betrachtungen darüber vergönnen.

Nichts ist dem Jesuitismus mehr zuwider, als die Vernunft, nichts wird von ihm mehr gehaßt und verfolgt, als das arme Menschenrecht, dieses Ungeheuer, das nach seiner Meinung alle Revolutionen in die Gesellschaft gespien hat. Darum auch tritt er, bei jeder Veranlassung, als sein eifrigster Feind und Widersacher auf, und es liegt wahrlich nicht an ihm, daß die unglückliche Menschheit noch einen Funken Vernunft und Recht auf Erden hat. Merkwürdiger noch, als diese längst bekannte Tendenz, ist das neuerwählte Stratagem des Jesuitismus, auf seine himmlische oder Seelen-Vokation einigermaßen Verzicht zu leisten, um, seiner eigenen Aeußerung nach, die irdische Solution politischer Probleme um so besser handhaben zu können. Er nennt sich selber ein „Gift“ (woran so leicht niemand zweifeln wird), und verspricht die Unsterblichkeit denen, die den Muth haben, es zu verschlingen. Er predigt einen Vertilgungskrieg, und bietet sich zur Ausrottung dar; denn Niemand, fügt er hinzu, versteht das besser als ich, und ich habe meine Proben in Amerika und in Spanien abgelegt.

Es ist schon seit langer Zeit die Frage aufgestellt und in Erwägung genommen worden: was man thun müsse, um die Gährungen im Innern der Gesellschaft zu unterdrücken, und welcher Mittel man sich zur Begründung eines allgemeinen Welt-Friedens bedienen könne? — Die Beantwortung dieser Frage ist wahrlich nicht so schwer, als sie es scheint. Man muß sie nur nicht absichtlich verwirren, und allein kurz und einfach beantworten wollen. Die Ruhe der Staaten begründet sich auf eine genaue und strenge Befolgung der Gesetze. Aber diese Gesetze müssen in der Wirklichkeit bestehen, und Jedermann bekannt sein. Sie müssen einen Theil des Jugendunterrichts ausmachen, und mit der Vernunft und Gerechtigkeit in Uebereinstimmung stehen. Die Großen müssen ihnen, wie die Kleinen, gehorchen, und von Ausnahmen und Mißbräuchen muß keine Ahnung im Volke sein. Man suche daselbe über sein eigenes Interesse zu erleuchten, und gewähre ihm den Unterricht, dessen es bedarf, um die Vortheile der Ruhe, des Gehorsams und der Religion zu erkennen. Man behandle den Menschen nicht länger wie ein unvernünftiges Geschöpf, das nur für den thierischen Zustand geschaffen ist, sondern wie ein Wesen, das nach dem Willen der Gottheit immer besser, reiner und vollkommener werden soll. Man stoße es nicht mit Fleiß und Vorbedacht in jene Brutalität zurück, der es sich nur mühsam zu enthoben vermag, oder man verwundere sich nicht mehr, wenn es in ihr handelt, wie ein Thier. Man erhebe das Menschengeschlecht, und es wird, es muß sich veredeln; denn die Kraft des Guten liegt in ihm und bricht hervor mit Gewalt, wenn man mit Gewalt sie unterdrücken will.

Wo die Thatsachen so laut und unwidersprechlich reden, da bedarf es der Widerlegung eines unnützen und schädlichen Geschwätzes nicht erst.

Digitized by Google

Die Inſel Chio oder Scio.

The uncertain glory of an april day.

Mit ſchwellenden Segeln, von leichten Weſtwinden fortgezogen, ſchwimmt der Seefahrer, der ſeine Richtung vom Archipel nach dem Orient nimmt, den öden Geſtaden von Chio zu, wo ein barbariſcher Paſcha die kläglichen Reſte eines vernichteten Volks beherrſcht. Wer vor dem April 1822 dieſe Gegend bereiſet hatte, der erkennt ſie jetzt nicht mehr wieder. Damals, nachdem man die kleine Inſel Ikarnia hinter ſich gelaſſen und einen ſchmalen, kaum vier Stunden breiten Kanal betreten hatte, der Chio von Aſien ſcheidet, bemerkte man zu ſeiner Linken eine Stadt, deren hohe und engzuſammengedrängte Häuſer ſtatt der Dächer von grünen Terraſſen überlaubt wurden, auf denen der Lorbeer und die Orange blühten. Das war Chio, im Angeſichte Aſiens; und Italien, Jonien und Griechenland ſchienen ſich auf dieſem glückſeligen Ufer vereinigt zu haben.

Die Stadt Chio war venezianiſchen Urſprungs, und ſelbſt unter den Roßſchweifen der Paſcha's hatte ſie den Stempel ihrer Abkunft nicht verloren. Bis zu den letzten Zeiten der orientaliſchen Barbarei entgangen, blühte ſie durch den Handel, durch das Studium und durch ihre Urbanität. Ein berühmtes Kollegium, ſelbſt von den Bürgern der entlegenen Freiſtaaten Nordamerika's beſucht, erhielt die Sprache der Alten in ihrer ganzen Reinheit und Stärke: Homer war immer noch der Greis von Chio. Die Stadt enthielt auſſerdem noch eine große Bibliothek, und, was unter der türkiſchen Herrſchaft nicht weniger merkwürdig war, ſogar eine Buchdruckerei. Das weibliche Geſchlecht war liebenswürdig und frei, und was ein Harem oder Verſchnittene ſeien, davon wußte man nichts. Die Schönen arbeiteten, koſeten, ſcherzten und ſangen vor ihren Hausthüren; ſie boten den Vorübergehenden Zuckerwaaren und Schmuck, von ihren zarten Händen gefertigt, an, wozu ſie noch der ſüßen Lippen und der feurigen Augen Sprache beimiſchten. Es waren jedoch nicht die Weiber Joniens; denn wenn ihre Kleidung lange nicht die Grazie derſelben hatte, ſo kannten ſie auch jener Leichtfertigkeit nicht, und wehe dem Fremdling, der, von zauberiſchen Illuſionen gewonnen, durch Kühnheit einen leichten Triumph ſich zu verſchaffen glaubte: er wurde unbarmherzig verſpottet und dem Gelächter der ganzen Stadt preisgegeben. Dieſe ſtrenge Tugend war indeß keine Scheinheiligkeit, ſie beruhete auf den unerſchütterlichen Grundſätzen der Erziehung und der Religion. Der ernſte Plutarch ſelbſt, in ſeiner „Abhandlung über die Tugend der Frauen", gedenkt ihrer ſchon mit gebührendem Lobe.

Rings um die Stadt glich die ganze Inſel nur einem Garten. Auf den Hügeln reiften jene von Horaz beſungenen Beeren, deren ſüßes Blut den Dichter ſo oft begeiſterte. An ihren Füßen entwickelten ſich edle Maulbeerpflanzungen, mit unzähligen Seidenwürmern beladen, und Felder mit Baumwollengeſträuchern, deren Aernten den Fabriken der Inſel und der Induſtrie ihrer Bewohner ſtets neue Materialien darboten. Darum hin ſchlangen ſich die immer blühenden Roſenbeckens, denen ein unermüdlicher Fleiß jenes wohlriechende Oel abgewann, deſſen Düfte der Handel unter alle Zonen verbreitete. Nichts, auf dem ganzen Eilande, gehörte ausſchließlich dem unfruchtbaren Luxus an. Ganze Dörfer, von hohen Mauern umſchloſſen und von ſtarken Schlöſſern gegen die Angriffe der Seeräuber vertheidigt, bebaueten den fünfzehn bis zwanzig Fuß hohen Maſtixbaum, dem tropfenweis jener Gummi entquillt, welcher von den morgenländiſchen Weibern ſo hoch geachtet wird. Der Boden ſelbſt, der ihn empfing, wurde mit vieler Sorgfalt gereinigt, damit er ſeine Durchſichtigkeit nicht beflecke, und ein Aga oder Generalpächter hatte die Oberaufſicht dieſer Pflanzungen, die ein nur auf einige Dörfer beſchränktes Monopol geworden waren. Die Eigenthümer bezahlten davon einen Tribut, und trugen, zur Auszeichnung vor allen übrigen Bewohnern der Inſel, einen weißen Turban. Sie allein hatten auch das Recht, mit Glocken zu läuten. Man vermundert ſich nicht umſonſt über dieſen Wohlſtand, der mit der bekannten Habgier der Aſiaten, unter deren Herrſchaft auch dieſes Land ſeufzte, nicht recht vereinbar ſcheint. Aber dieſe Verwunderung wird ſich noch vermehren, wenn man vernimmt, daß es Mönche auf dieſer Inſel gab, deren Kloſter zweiundbreißig Dörfer als Eigenthum beſaß.

Schon in den frühern Jahrhunderten hat es Chio nicht an Ruhm gefehlt, und ohne die zweifelhafte Seite der Geburt Homers berühren zu wollen, von deſſen Wohnung ſie indeß dem Fremden noch die Ueberreſte zeigte, hat ſie lange Zeit die Herrſchaft der Meere den Perſern und Athenienſern ſtreitig gemacht. Während der Kreuzzüge nach und nach den Venezianern, den Genueſen und den Sarazenen gehörig, erſcheint ſie oft in den Kroniken von Byzanz. Sie war im Jahr 1770 Zeuge jenes berühmten Seetreffens zwiſchen den Ruſſen und den Türken in der Bucht von Tſchesme, ihrer öſtlichen Küſte gegenüber, welches ſich zum Vortheil der Erſtern entſchied. Auf derſelben Stelle eingeſchloſſen, wo Rom früher über Antiochus triumphirt hatte, wurde die ottomaniſche Flotte in der Nacht von den Brandern geſtört, und damals wie in neuern Zeiten flog der Kapudan-Paſcha mit ſeinem Schiffe in die Luft. Die Bewohner dieſes Eilandes hatten ſich auf der Küſte verſammelt, und die Väter hatten

Digitized by Google

ihre Söhne mitgenommen, um ſich an der Niederlage des Feindes der Chriſtenheit zu erfreuen.

Bei dem allgemeinen Aufſtande Griechenlands, im Jahre 1821, blieb Chio lange unthätig und wie von einer traurigen Vorahnung ſeines nahen Unglücks zurückgehalten. Endlich im März 1822 landeten 2000 Krieger von Samos auf der Inſel, die in demſelben Augenblick zu den Waffen griff, und ſich mit ihnen vereinigte. Einen Monat ſpäter lag die Stadt in Trümmern, die Dörfer in Aſche, und eine Bevölkerung von 50,000 Seelen war vertilgt. Die rachedurſtenden Türken hatten geſchworen: nicht einen Stein auf den andern und keine lebende Seele auf der ganzen Inſel zu laſſen, und ſie hielten ihren Schwur. Alles wurde verwüſtet und der Erde gleich gemacht, ſelbſt das Kind an der Mutterbruſt wurde nicht verſchont. Recht liegt das öde Chio wie ein Grenzſtein zwiſchen Griechenland und der Türkei da, wie das Zeichen eines ewigen Haſſes, einer ewigen Trennung und eines unverſöhnlichen Kampfs.

Geſchichtliche Nachforſchungen über die vorzüglichſten Begebenheiten der Regierung Napoleons.

Von Barclay Mountcney.

Unter dieſem Titel (An historical inquiry into the principal circumstances and events relative to the late Emperor Napoleon) iſt ſo eben zu London ein Werk erſchienen, das mit großem Beifall aufgenommen worden iſt. Es iſt eine Art von Apologie Napoleons, in welcher der Verfaſſer alle die Verleumdungen und albernen Fabeln widerlegt, die ſeit dem Sturze dieſes großen Mannes mehr als je vorher in Kurs geſetzt worden ſind. „Es iſt mir immer lieb geweſen," ſagt Mountcney, „von den Handlungen der Menſchen mit Offenheit und Unparteilichkeit reden zu hören, und in ſolchem Geiſte habe ich dies Buch verfaßt. Ich wünſche Napoleon auf ſeiner eigentlichen Stufe zu erblicken, weder zu hoch, noch zu niedrig. Ueberdem habe ich wahrlich keine Urſache, zu ſeinem Bewunderer mich aufzuwerfen. Während meinen ſchönſten Jahren in Frankreich zurückgehalten, habe ich England nur erſt in dem Alter wieder betreten, wo das Leben für mich ſchon erbleicht, und die Zeit des Handels verloren war, und man kann mich folglich nicht anklagen, eine beſondere Vorliebe für die Helden jeglichen Landes zu haben."

Die Engländer haben ſich ſchon ſeit Langem überzeugt, daß es ihnen nur zur Ehre gereichen könne, Napoleon mit Unparteilichkeit zu beurtheilen. Bei ſeinem Sturze waren ſie gewiſſermaßen für ihn enthuſiaſmirt, ſo ſeltſam das auch klingen mag. Auf keinen Fall zeichnet ſich indeß das gegenwärtige Werk auf dieſe Weiſe aus. Aber es iſt in anderweitiger Hinſicht ſehr merkwürdig, weil es ein halbes Licht auf die Urſachen einiger Begebenheiten, und auf den Urſprung einiger gegen Napoleon gerichteten Verleumdungen wirft. Man ſieht hier z. B. woher die Fabel von der Vergiftung der Kranken zu Jaffa rührt, die ſo vielen Kredit gefunden hat, und die hier und da noch einige Gläubige zählt. Dieſe Lüge wurde zuerſt auf ein „man ſagt" von Marier, dem Geſandten der engliſchen Regierung zu Konſtantinopel, debitirt, ſodann Wort für Wort von Wilſon kopirt, und endlich in das Werk Wittmanns, aber ohne Vorwiſſen des Verfaſſers, von dem Herausgeber Skinner aufgenommen, und erhielt auf ſolche Art einiges Gewicht.

„Der Traktat von Amiens", ſagt der Verfaſſer, „wurde 1802 abgeſchloſſen; doch kaum hatten die Unterhändler die Feder niedergelegt, ſo begann auch ſchon ein neuer Streit zwiſchen England und Frankreich. In demſelben Augenblick, wo er ausbrach, fing Frankreich die Feindſeligkeiten damit an, daß es alle Engländer arretiren ließ, die ſich auf dem Boden der Republik befanden, und wozu es ein vollkommenes Recht hatte. Alle Nationen, ſagt Vatel, ſind gleich. Was bei der einen legitim iſt, kann bei der andern nicht unlegitim genannt werden. Sobald ein Fürſt nicht mit der Art zufrieden iſt, auf welche ſeine Unterthanen durch die Geſetze und Gebräuche eines andern Volks behandelt werden, ſo ſteht es ihm frei, zu erklären, daß er die Unterthanen dieſer Nation eben ſo behandeln will, wie die ſeinigen behandelt werden. Man nennt das „Repreſſalien ausüben", und nichts iſt darin der Gerechtigkeit und einer geſunden Politik zuwiderhandelnd. Frankreich übte alſo nur Repreſſalien aus, und die Veranlaſſung ſeines Betragens liegt in dem vorhergegangenen ſeines Gegners ſelbſt.

„Das Kabinet von Saint-James ließ, mitten im tiefſten Frieden, die franzöſiſchen Kauffahrteiſchiffe auffangen, und die Mannſchaft derſelben in die Gefangenſchaft ſchleppen. Das Kabinet der Tuilerien ließ darauf alle Unterthanen Georgs III arretiren. Im erſten Falle befanden ſich die franzöſiſchen Schiffe, im Vertrauen auf die abgeſchloſſenen Traktate, auf dem Ozean, und im zweiten reiſeten die Engländer mit demſelben Vertrauen in Frankreich. Der erſte dieſer Fälle iſt lange beſtritten worden, und verdient eine nähere Erläuterung. Der engliſche Geſandte, Lord Whitworth, verließ Paris am 13 Mai 1803, blieb am 16 zu Boulogne über Nacht, und langte am 17 zu Dovres an. Der franzöſiſche Geſandte, General Andreoſſy, verließ London am 16 Mai, kam am Abend deſſelben Tages zu Dovres an, und ſchiffte ſich am 18

dort ein. Am 15 Mai waren bereits die Befehle zu Portsmouth angekommen, das Embargo auf alle franzöſiſche Schiffe zu legen, und wurden auch ſogleich in Ausführung gebracht. Den 16 ſegelte der Admiral Cornwallis mit ſeiner Flotte von Torbay ab. An demſelben Tage wohnte der König einer Verſammlung des geheimen Raths bei, und unterzeichnete die Kriegserklärung gegen Frankreich. Dieſe Erklärung erſchien am 17 in den öffentlichen Blättern zu London. Am 19 traf die erſte franzöſiſche Priſe zu Dovres ein; an demſelben Tage wurde auch ein franzöſiſches Schiff nach Plymouth geführt, und zwei andere wurden in der Bucht von Andierne gekapert. Da jedoch dieſe Bucht faſt 300 Meilen von dem weſtlichſten Punkte Großbritanniens entfernt iſt, und die Kaper von Plymouth erſt am 18 den Anfang der Feindſeligkeiten erfuhren, ſo kann man nicht mehr einen Augenblick daran zweifeln, daß die geheimen Befehle bereits im Voraus gegeben worden waren. Auf jeden Fall iſt es als erwieſen zu betrachten, daß das Embargo, das am 15 Mai auf die franzöſiſchen Schiffe gelegt wurde, und alſo zwei Tage vor Unterzeichnung der Kriegserklärung verfügt worden war, ſo daß achtundvierzig Stunden früher, als das Publikum die geringſte Kenntniß von dieſer letztern hatte, die Zerſtörung bereits, wie ein Gewitterſtrahl aus heiterm Himmel, auf den Handel gefallen war, und eine große Menge von Kaufleuten ruinirte, die überzeugt waren, nichts befürchten zu dürfen.

„In den franzöſiſchen Hafen befanden ſich nur ſehr wenig engliſche Schiffe, aber dagegen waren noch ſehr viele engliſche Reiſende im Lande, deren man ſich ſogleich verſicherte. Der Befehl zu ihrer Arretirung iſt vom 22 Mai. Der Moniteur vom 24 ſagt, daß England den Krieg ohne irgend eine vorhergehende Erklärung begonnen habe, und daß ſich folglich die Konſuln genöthigt geſehen haben, ein Dekret in ſolchem Sinne zu erlaſſen. Kaum war die Nachricht davon nach London gelangt, ſo wurde Alles aufgeboten, das Volk darüber zu erzürnen. Einige bezahlte Tagblattſchreiber ſtellten dieſe gerechte Anwendung der Repreſſalien als einen wahrhaften politiſchen Schurkenſtreich dar, und man wendete Alles an, zu verbergen, daß dies Betragen durch die engliſche Regierung ſelbſt veranlaßt worden war. Auf der einen Seite des Kanals behauptete man, daß man wenigſtens den Engländern eine gewiſſe Zeit zur Räumung Frankreichs hätte vergönnen ſollen, und auf der andern befand man darauf, daß es nicht nur nothwendig, ſondern ſelbſt gerecht geweſen wäre, den franzöſiſchen Schiffen einen gleichen Zeitraum zuzugeſtehen, um wenigſtens mit ihren Ladungen die engliſchen Häfen verlaſſen zu können.“

Die Vergleichung zwiſchen der Art und Weiſe, auf welche die beiderſeitigen Gefangenen behandelt wurden, iſt ebenfalls ſehr intereſſant. Man weiß längſt, wie die Britten gewöhnlich ihre Gefangenen zu verſorgen pflegen. Nichts läßt ſich mit den Martern vergleichen, denen ſie auf den Pontons unterworfen ſind, und dieſe entſetzliche Barbarei wird für die hohe Civiliſation Englands ein beſtändiger Schandfleck bleiben. Was die Gefangenſchaft der Engländer betrift, ſo drückt ſich der Verfaſſer, der ſich ſelbſt die ganze Zeit über in derſelben befand, darüber alſo aus: „Das Dekret der Konſuln war kaum öffentlich bekannt gemacht worden, ſo wurden Diejenigen, die davon betroffen waren, nach Valenciennes, Fontainebleau und Rismes expedirt. Der General, der in der erſten Stadt kommandirte, hatte bereits unter der alten Regierung gedient, und that ſich auf ſeine ausgeſuchte Höflichkeit und auf ſeine ſchönen Manieren etwas zu gute. Er behandelte die Verhafteten mit vielem Wohlwollen und vieler Zuvorkommenheit. Zu Fontainebleau brachten die Engländer ihre Zeit in Luſtpartien zu. Die reizenden Punkte im Walde, die Beluſtigungen des Landlebens, und die häufigen Beſuche, die ſie in Paris machten, Alles ließ ihnen ihre Gefangenſchaft faſt vergeſſen. Rismes war für die neuen Bewohner nicht weniger anziehend, und alle Perſonen, die der Aufſicht des General Fléchevile anvertraut waren, der ſich dort befand, gedachten ſeiner nur mit vielem Lobe. Aber der Verhaftete, wird man ſagen, war nichts deſto weniger ruinirt. Ohne Zweifel, wenn er ſeine Ranzion bezahlen wollte. Aber die Veranlaſſung, durch die er an dieſen fremden Boden geſchmiedet wurde, rührte von ſeinem Vaterlande her, von England, dieſer Königin der moraliſchen Welt, wie es ſich ſelbſt nennt, von jenem Lande, gegen das alle Blicke gewendet ſind, und das, um ein wenig mehr Beute zu gewinnen, ſich nicht ſchente, ſeine eigenen Kinder als ein Unterpfand ſeiner Habgier, und zur Bezahlung der unrechtmäßig genommenen Kaufmannswaaren, in der Fremde zu laſſen.“

Eine Szene aus der Pariſer Bluthochzeit.

Grau dämmerte der Morgen herauf, und ein junger Mann katholiſchen Glaubens, Auguſt de Thou ſeines Namens, verließ die heimiſche Freiſtätte der Muſen, um ſich an den Fuß der Altäre des einzigen, alliebenden Gottes zu begeben. Er durchſchreitet das ſchlummernde Paris, und das Rauſchen ſeiner Schritte ballte an den ſchroffen Häuſermaſſen wieder. Noch breitete eine melancholiſche Stille ringsum ihre Fit-

Digitized by Google

tige aus. Aber mitten in dieser anscheinenden Ruhe berührte ein dumpfes Geräusch sein Ohr, und wie ein aufgeregtes Meer brausend an Klippen sich bricht, so trägt das Echo das Geschrei einer wogenden Volksmasse ihm zu. Horch! es nähert sich und das Geheul der Glocken mischt sich ihm bei. Was ist das? — Welche ausserordentliche Begebenheit hat die Menge und das Erz bewegt? — Das Gewühl reißt ihn mit sich dahin und er betritt den Platz vor der Kirche S. Sulpice. Entsetzlicher Anblick! Ein blutiger Leichnam liegt mitten auf der Straße, über zerbrochene Waffen ausgestreckt. Er stürzt über ihn, und indem er sich wieder emporrafft, erkennt er seinen und seiner Familie vertrautesten Freund, den edeln Calliſt, den die neue Lehre Luthers zu dem ersten und eifrigsten Proselyten sich gewonnen hatte. Der Jüngling entflieht, vom Schauder ergriffen, aber alle Ausgänge sind gesperrt. Ueberall zeigen sich die weißen Kreuze der Mörder, überall ertönen Litaneien und Gotteslästerungen und das Aechzen der Sterbenden, von Flintenschüssen unterbrochen. Der Volksstrom riß ihn mit sich dahin. „Tödtet, tödtet! geht den verfluchten Ketzern auf den Leib!“ ertönt das Geschrei einer fanatischen Mörderschaar, und die von Blut berauschte Menge wiederholt heulend diesen Todesruf.

Ein anderes Opfer wird herbeigeschleppt. De Thou erkennt die entstellten Ueberreste des ehrwürdigen und gelehrten Grollot, Amtmann von Orleans, der, wie Calliſt, dem neuen Glauben zugewendet war. Beide Leichname wurden in die Seine geworfen, und schwammen bis an den Fuß des Louvre, wo sich ein hoher Damme aus Leichen gebildet hatte, der den Lauf der Wellen hemmte. Mit viehischer Freude stürzte der Pöbel auf die Ueberreste aller jener Unglücklichen hinab, die hin- und hergestoßen und über einander gewälzt, die erstarrten Hände fest über ihre Wunden zusammengeklammert hielten, und mit noch weit geöffneten Augen und selbst im Tode noch erbebenden Lippen, die himmlische Gerechtigkeit um Rache und Vergeltung über diesen Palast anzurufen schienen, der von tausendfarbigen Blumengewinden umsponnen im Schalle der Freude und hocheitlichen Lust ertönte, und in dem weiblich gekleidete Hofschranzen den Ertrag dieses Mordtages berechneten, den sie lange vorherbereitet hatten, und ihren jungen König anfeuerten, auf das Herz seines eigenen Volkes zu zielen.

Der nachmalige berühmte Geschichtschreiber August de Thou war damals kaum zwanzig Jahr alt, und diese entsetzliche Szene ist seitdem nie mehr aus seinem Gedächtnisse entschwunden. Welche Lehre, welche Erinnerung für ein jugendlich reines Herz! Diese Stunde des Entsetzens hatte ihm die Bestimmung eines ganzen Jahrhunderts enthüllt.

Wahl-Verlegenheit.

„Lieber Ibrahim!“ sagte eines Tages ein Kalif zu seinem Vezier, „ich bin sehr unglücklich.“

„Unglücklich? Du! während Du in unendlicher Wonne schwimmst und Alles, was Du wünschest und willst, nie den Ozean deiner Freuden zu leeren vermag? Erhabener Beherrscher der Gläubigen! vergib Deinem Knechte, daß seine Seele sich darob zu verwundern erkühnt.“

„Urtheile Du selbst, ob ich nicht sehr zu beklagen sei. Du kennst Fatime und Zulima. Dein Auge hat einst ihre Stirnen berühren dürfen. Ich habe sie von Deiner Hand. Sie sind die beiden Königinnen meines Serails und meines Herzens, gleich an Schönheit, an Jugend, an Grazie. Welcher von beiden soll mein Herz den Vorzug geben? Keine neigt die Wage ganz auf ihre Seite hinab. Wenn die Blicke der Einen nur Feuer und Flammen sprühen, so ist das Auge der Andern von unnennbarer Sehnsucht feucht. Fatime triumphirt durch ihre Leichtigkeit im Tanz; aber Niemand vermag Zulima den Preis des Gesanges streitig zu machen. Jeder Tag erneuert meine Qual. Bin ich bei Zulima, so sehne ich mich nach Fatime, schließe ich diese in die Arme, so wünsche ich mich wieder zur Andern. So schwebe ich in einer beständigen Unentschiedenheit und Wahl-Verlegenheit, und in diesem Augenblicke selbst, wo mein Herz mich zu Beiden zeigt, weiß ich nicht, welcher ich für heute den Vorzug geben soll. Du siehst, mein lieber Ibrahim! wie sehr ich zu beklagen sei.“

„Ich bin also glücklicher, als Deine Hoheit,“ sagte der Vezier, „denn ich kenne diese Qual der Wahl-Verlegenheit nicht. Zoraide hat in meinem Harem, in ganz Bagdad, und vielleicht auf der ganzen Erde, Ihresgleichen nicht. Die Gazelle ist minder flüchtig, denn sie, der Weihrauchbaum ist weniger wohlriechend, als der Athem ihres Mundes, die Rosen des Feldes müssen vor denen ihrer Wangen erbleichen und die Hurid des Propheten selbst müssen ihr den Preis der Schönheit reichen.“

Der Kalif antwortete nichts, aber am Abend desselben Tages sandte er einen seiner Diener zum Vezier, mit einem Billet, auf welchem folgende Worte geschrieben waren: „Ibrahim! Du wirst auf der Stelle die unvergleichliche Zoraide in die Hände meines Sklaven überantworten. Du wirst sodann die seidene Schnur ergreifen und sie um Deinen Hals legen. Du kannst jedoch, wenn Du es vorziehen solltest, Dir

Digitized by Google

von dem Ueberbringer dieses mit seinem Schwerte den Kopf abschlagen lassen. Ich stelle diese Entscheidung Dir vollkommen anheim, denn ich will, daß Du auch einmal in Deinem Leben wissest, was „Wahl-Verlegenheit“ sei.“

Glücklicherweise ist nicht alle Wahl-Verlegenheit so traurig, als die des armen Vezirs Ibrahim. Sie erscheint überall und unter tausend verschiedenen Formen. Will man mancherlei treffende Beispiele davon sehen, so stelle man einen Fanatiker zwischen die Vernunft und sein eigenes Interesse, einen Heuchler zwischen Tugend und Laster, einen Dichter zwischen Sinn und Reim, einen Heirathslustigen zwischen Schönheit und Morgengabe, einen Esel zwischen zwei Bündel Heu und einen Spekulanten zwischen Redlichkeit und Gewinn. Will man weniger verwickelte Fälle aufstellen, so setze man einen Ehrenmann zwischen seine Pflicht und seinen Vortheil, einen Schurken zwischen sein Gewissen und seine Habgier, einen braven Krieger zwischen die Flucht und den Tod, einen Hungrigen zwischen seine Ohren und seinen Magen und eine Kokette zwischen Ehre und Gold — die Wahl-Verlegenheit wird auf keiner Seite von langer Dauer sein.

Ein Wort über den gelehrten Unterricht in Spanien.

Vor Kurzem ist ein Dekret über den Unterricht auf allen Universitäten Spaniens bekannt gemacht worden. Es ist zu bedauern, daß der Entwurf desselben einer Kommission übertragen worden ist, die theils aus den ältesten Mitgliedern des Raths von Kastilien, theils aus etlichen Mönchen bestand, die für gelehrt gehalten werden; denn statt einer mit dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften übereinstimmenden Unterrichtsmethode, scheint sie vielmehr sich die größte Mühe gegeben zu haben, die Bewohner der Halbinsel noch lange Zeit in einer großen Entfernung von den übrigen zivilisirten Völkern der Erde zu halten. Man darf fast vermuthen, daß ihr alleiniger Zweck gewesen sei, die Unwissenheit recht geflissentlich zu organisiren und recht artige Schildknappen der scholastischen Theologie, recht geschickte Prokuratoren und Vertheidiger der Chikane und recht systematische Aerzte zu bilden.

Von den Schulwissenschaften und der Sprachkunde ist durchaus nicht die Rede. Man glaubt Zeit genug zu haben, vielleicht einmal in der Folge daran zu denken. Bis dahin bleibt der Unterricht den Privatanstalten, den Klöstern und Dorfmagistern überlassen. Was die Katheder der griechischen, hebräischen und arabischen Sprachen anbetrifft, so wird man sich erst dann damit beschäftigen, wenn sie genugsam dotirt sein werden. Es gibt also durchaus keinen literarischen Unterricht in Spanien. Man geht plötzlich von einer finstenden Unwissenheit zu den philosophischen, theologischen, juristischen und medizinischen Kursen über. Aber welches sind die Bücher, die man, im neunzehnten Jahrhunderte, der spanischen Jugend in die Hände gibt, um die Philosophie zu erlernen? Es sind: die in lateinischer Sprache geschriebenen „Institutionen des Pater Guevara“, eines amerikanischen Priesters, der sie vor ungefähr 200 Jahren verfaßt hat, und die „Traktaten des Pater Jacquier“; eines französischen Mathematikers, der, zu seiner Zeit, sich eine gewisse Celebrität erworben hatte.

Was das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften betrifft, so sollen die Universitäten, auf denen sie noch nicht bestehen, die Mittel angeben, sie einzurichten und sie zu dotiren. Bis jetzt wird ein kärglicher Unterricht darin, nur zu Salamanka und zu Valenzia, ertheilt. Es ist daher zu bald nicht zu besorgen, daß die spanischen Physiker und Chemisten die der übrigen Völker Europa's verdunkeln werden.

Um den Grad eines Doktors der Theologie zu erhalten, schreibt der „neue Plan“ ein siebenjähriges Studium, oder sieben akademische Lehrjahre vor, von denen die vier ersten ganz auf die Erlernung der „theologischen Institutionen des Dominikaners Cerboni“ verwendet werden müssen. Auf das Studium des bürgerlichen Rechts (aber nicht der bürgerlichen Rechte) müssen überhaupt sieben Jahre verwendet werden. Während den vier ersten wird der „Kommentar des Arnold Winnius“ erklärt werden, der vor zweihundert Jahren zu Leyden lehrte, eben so wie die „Institutionen des bürgerlichen Rechts, von Juan Sala“. Im fünften Jahre werden die Zöglinge dem Kurs der „wahren Religion“ folgen. Sodann wird man ihnen eine gedrängte Idee von der „Novisima Recopilacion“ oder der Recapitulation der spanischen Gesetze, beibringen. Darauf müssen sie sich auf eine Akademie der „praktischen Jurisprudenz“ verfügen, die man in einiger Zeit zu bilden gedenkt. Das Studium des kanonischen Rechts wird gleichfalls eine siebenjährige Angelegenheit sein, bei der man sich einer großen Zahl alter Juristen bedienen wird, deren Namen längst vergessen sind, und die, auf die sonderbarste Weise von der Welt, die Schulen wieder mit ihrem Zopfer beherrschen werden.

Die Lehrzeit der Arzneiwissenschaft ist nur auf sechs Jahre festgesetzt; wahrscheinlich, weil man eben nicht viel zu wissen braucht, um seinen Nächsten zu expediren. Es ist jedoch bei diesem Studium erforderlich, daß man bereits drei Jahre lang Philosophie,

Digitized by Google

und ein Jahr lang Experimental-Phyſik und Chemie gebört haben. Die Profeſſoren ſind beauftragt, die zum Unterricht am meiſten ſich eignenden Bücher, über die verſchiedenen Zweige der Arzneiwiſſenſchaft, im gutes Latein zu überſetzen. Bis ſolches geſchehen ſein mag, wird man ſich folgender Autoren bedienen: Caldagni, für die Anatomie: Gregori, für die Phyſiologie und Pathologie; Swediaur, für die eigentliche Wiſſenſchaft; Plenck, für die legale Medizin; Selle, für die innern Krankheiten, und Blumenbach, für die Geſchichte der Arzneiwiſſenſchaft und die mediziniſche Bibliographie. Die Studenten der Arzneikunde, ſo wie die der übrigen Fakultäten, ſind genöthigt, ein Jahr lang dem Unterricht der wahren Religion beizuwohnen.

Das iſt die allgemeine Unterrichtsmethode, welche man künftighin auf den ſpaniſchen Univerſitäten befolgen wird. *) Sie gehört nicht zu den vorzüglichſten, aber ſie kann dies unglückliche Land doch wenigſtens einigermaßen aus der gänzlichen Nichtigkeit erheben, in welcher es ſich jetzt befindet. Unglücklicherweiſe dürfte nur zu bald der Fall eintreten, daß die meiſten Katheder, der großen Geldnoth wegen, nicht dotirt werden können, und die Sachen bleiben ſodann auf dem alten Punkte ſtehen. Die Bücher, welche man zum Unterricht bedarf, ſind noch nicht überſetzt, und man dürfte vielleicht nie damit zu Stande kommen; wenigſtens iſt bis jetzt noch Niemand mit dieſer Arbeit beauftragt worden, und Niemand wird ſie freiwillig, und ohne eine ſtarke Ausſicht auf eine beſtimmte Vergütung, übernehmen. Aber wie kann man die Verſicherung darüber in einem Lande zugeſtehen, deſſen Schatz erſchöpft iſt, und in welchem Niemand das Bedürfniß fühlt, für die allgemeine Sache etwas zu thun? Ueberdem ſind die Männer, welche vielleicht allein noch im Stande ſein möchten, einem ſolchen Geſchäfte mit den nöthigen Kenntniſſen und mit Luſt und Liebe ſich zu unterziehen, unter den leidigen Namen der Afrancesados, der Liberales und der Negros entweder verbannt, oder im Gefängniſſe, oder beſtändigen Verfolgungen ausgeſetzt.

Umſonſt verkündet daſſelbe Dekret, daß man mehrere Akademien der Beredſamkeit, der Philoſophie, der Theologie, der Jurisprudenz, der Arzneikunde und der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften errichten wird; alles das beweiſet nur, was noch fehlt, und was man ſo lange nicht wird zu Stande bringen können, als der öffentliche Unterricht von der Innung oder dem Tribunal abhängig iſt, welches man den Rath von Kaſtilien nennt. Dieſe Geſellſchaft gleicht in einiger Hinſicht dem alten franzöſiſchen Parlamente, und wird für die Fortſchritte der Bildung immer ein unüberſteigliches Hinderniß ſein, nicht nur, weil nichts ſich mit ihrem Feſthalten an den alten Schlendrian vergleichen läßt, ſondern auch, weil ſie allein den Profeſſoren ihre Gehalte und Belohnungen anſtabit, wodurch ihr Eifer und ihr guter Wille angefeuert werden kann.

*) Von den dreizehn Univerſitäten, die man bisher im Königreiche zählte, ſind drei aufgehoben worden. Die jetzt noch beſtehenden ſind die von Salamanka, Valladolid, Alcala de Henares, Valenzia, San Jago, Sarragoſſa, Sevilla, Huesca, Granada und Oviedo. Die von Toledo darf auch fernerhin noch in der Philoſophie, der Theologie und der Jurisprudenz Unterricht ertheilen; aber es iſt ihr ausdrücklich verboten worden, mit den übrigen Wiſſenſchaften ſich zu befaſſen.

Der Zerſtreute.

Der Zerſtreute iſt einer jener Menſchen, die mehr oder weniger denken und thun, als ſie ſollten, und die darüber ſich ſo ſehr vergeſſen, daß ſie dadurch ſich nicht nur lächerlich machen, ſondern ſelbſt Andern zur Laſt fallen. Ich habe ein ſolches Individuum gekannt, deſſen Zerſtreuungen ſo komiſch und ſo häufig waren, daß man ein dickes Buch darüber ſchreiben könnte. Hier nur einige davon, welche mir ſo eben beifallen.

Er badete ſich eines Tages im Strom, den er mit der Tabakspfeife im Munde betreten hatte. Das Waſſer ging ihm nur bis an die Hüften und er ſpatierte ganz gemächlich darin umher. Nachdem er genug geraucht hatte, nahm er ſeine Pfeife und legte ſie neben ſich auf's Waſſer. Er war nicht wenig erſtaunt, ſie nach ungefähr einer Viertelſtunde nicht mehr zu erblicken, und behauptete, daß man ſie ihm entwendet habe, bis er endlich an das Sprichwort: das Waſſer hat keine Balken, erinnert wurde.

Er befand ſich einſt, in einer zahlreichen Geſellſchaft, neben einem ſehr gelehrten, aber auſſerordentlich ſchüchternen Mann, mit dem er lange Zeit ſprach, und deſſen Rede er ſehr aufmerkſam anzuhören ſchien. Auf einmal juckte ihm etwas am Fuß. Er ergriff darauf das Bein des Andern und kratzte es aus Leibeskräften. Der Gelehrte verzog zuerſt keine Miene, endlich aber, da ihm der Spaß doch zu fühlbar wurde, ſtand er auf und entfernte ſich. Auf die Frage, was er denn eigentlich dabei gedacht, ſagte er, daß es ihn nun nicht mehr wundere, nur ſo wenig Erleichterung an ſeinem Fuße verſpürt zu haben, obgleich er derb genug gerieben.

Vor Kurzem war er genöthigt, eine Geſchäftsreiſe nach Paris zu unternehmen. Sein Vater empfahl ihm auf's Dringendſte, ſo kurze Zeit als nur immer möglich, abweſend zu bleiben, und die erſte Gelegen-

Digitized by Google

heit zu benuhen, um wieder nach Hauſe zurückzukehren. Er verſprachs, und hielt pünktlich Wort; denn während die Diligence, in welcher er ſich befand, an der Barriere von Paris angehalten wurde, langte zugleich eine andere Kutſche an, die nach ſeiner Heimath ging. Er packte deshalb ſchnell ſeine Siebenſachen in dieſelbe und kehrte mit ihr in aller Eil zurück.

Einige Tage nach ſeiner Hochzeit fragte ihn einer ſeiner Bekannten: ob er ſich mit einer Jungfer verheirathet habe? — Nein. — Oder mit einer Wittwe? — Nein. — Nun, womit denn? — Mit einer Ausländerin.

Bei einer Fußwanderung, auf welcher er eine ihm bekannte Familie beſuchen wollte, wurde er von der Nacht überraſcht. Um nicht in der Finſterniß zu fallen, borgte er eine Laterne. Er hatte faſt die Hälfte des Weges zurück gelegt, als ſich ein groſſer Wind erhob. Um ſein Licht vor dem Verlöſchen zu ſichern, wendete er ſich um, vergaß aber ſogleich dieſe Bewegung und ſchritt in der neuen Richtung vorwärts. Er war nicht wenig erſtaunt, ſich nach einer guten Stunde wieder an demſelben Orte zu befinden, von wo er lange vorher abgereiſet war.

Neugriechiſche Geſänge.

1. Das Mädchen und Charon. *)

Ein junges Mädchen rühmte ſich, den Charon nicht zu fürchten, weil ſie neun Brüder und Konſtantin zu ihrem Verlobten hatte, dem viele Häuſer und vier Schlöſſer gehörten.

Charon verwandelte ſich in einen Vogel, in eine Schwalbe. So ſchoß er herab und ſchleuderte einen Pfeil in des jungen Mädchens Herz. Und ihre Mutter beweinte ſie.

O Charon! welchen Schmerz haſt du mir verurſacht. O Charon, du haſt meine ſchöne, meine einzige Tochter mir geraubt!

Aber Konſtantin erſchien plötzlich, herabſchreitend aus einem hohen Thale, mit vierhundert Männern und zweiundſechzig Inſtrumenten. Stellet ein die Hochzeit, ſtellet ein der Inſtrumente Spiel.

Ein Kreuz iſt an der Thür meiner Schwiegermutter aufgepflanzt. Entweder iſt meine Schwiegermutter, oder mein Schwiegervater, oder einer meiner Schwäger geſtorben.

Er berührt ſein Roß mit der Ferſe und eilt zur Kirche, wo er den Maurer findet, der ein Grab erbauet. — Bei deinem Leben, Maurer! ſage mir, für wen iſt das Grab? — Es iſt für das blonde Mädchen, für die Blonde mit den ſchwarzen Augen, die neun Brüder und Konſtantin, den Beſitzer vieler Häuſer und vier Schlöſſer, zum Verlobten gehabt.

Maurer! ich beſchwöre dich, erweitere dies Grab, erweitere es für zwei Leichen. — Er zieht ſeinen goldenen Dolch und durchbohrt ſich das Herz. Man hat ſie Beide in dieſelbe Gruft gelegt.

2. Des Gaſtes Scheiden. *)

Jetzt iſt die Zeit des Maien, jetzt die kühle, jetzt die ſüße Jahreszeit; und der Fremdling will heimkehren in ſein heimiſches Land.

Er ſattelt ſein Roß bei Nacht, er ſchlägt ihm neue Eiſen auf bei Nacht. Er ſchlägt ihm ſilbern Eiſen mit goldenen Nägeln auf, und legt ihm einen mit Perlen geſchmückten Zaum um.

Die Jungfrau, die ihn liebt, die ihn wünſcht, hält ein Licht in der Hand, ihm zu leuchten, und einen Becher, ihn zu tränken. Und ſo oft ſie einſchenkt, ſo oft ſagt ſie zu ihm:

Nimm mich mit, nimm mich mit, mein Herr! Laß uns Beide verreiſen. Ich will dein Mittagsmahl bereiten, und dein Nachtlager, und das meinige dir zur Seite.

Dahin, Mädchen! wohin ich gehe, dahin gehen die Weiber nicht. Die Männer allein, die jungen Männer und die Tapfern gehen dahin.

So kleide mich denn fränkiſch, gib mir Männerkleidung und ein raſches Pferd mit einem vergoldeten Sattel. Und ich werde deſſelben Weges gehen wie du, und eilen wie ein junger Mann.

Nimm mich nur mit, nimm mich nur mit, mein Herr! und laß uns Beide verreiſen.

*) Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Geſang auf irgend einen geſchichtlichen Gegenſtand beruht. Wie dem auch ſei, ſo zeichnet er ſich durch die Lebhaftigkeit der Erzählung, durch ſein inneres Intereſſe und durch ſeine Moral aus, und ſchon in dieſer Hinſicht hat er uns ſehr merkwürdig geſchienen, wenn wir auch nicht mit Gewißheit zu ſagen wiſſen, auf welche Legende oder Volksſage er ſich begründen mag.

*) Dieſer Geſang iſt durch ganz Griechenland verbreitet und in Jedermanns Munde. Er wird ſehr häufig geſungen, vorzüglich beim Abſchied von Verwandten oder fremden Gäſten. Der Dialekt hat durchaus nichts, woraus man ſchlieſſen könnte, welchem Theile des Landes er ſeinen Urſprung verdanke. Doch läßt ſich aus ſeiner Melodie, aus dem Karakter des Gegenſtandes und aus der leichten und künſtigen Verſifikation ſchlieſſen, daß er mehr dem Meeresgeſtade, oder den Inſeln, als dem Gebirge angehört.

Digitized by Google

3. Charons Weigerung. *)

Warum ſind die Berge ſo ſchwarz, warum ſo traurig?
Iſt es, weil der Wind ſie erzürnt, oder weil der Regen ſie ſchlägt?
Es iſt nicht, weil der Wind ſie erzürnt, nicht weil der Regen ſie ſchlägt,
Sondern weil Charon mit den Verſtorbenen ſie überſchreitet.
Er läßt die jungen Leute vorangehen, und die Greiſe hinter ihnen,
Und die zarten kleinen Kinder auf dem Sattel gereiht.
Die Greiſe bitten ihn, und die Jünglinge beſchwören ihn:
„O Charon! verweile ein wenig bei irgend einem Dorfe,
„Bei irgend einer friſchen Waſſerquelle;
„Damit die Greiſe trinken und die Jünglinge nach der Scheibe ſchieſſen,
„Und die ganz kleinen Kinder Blumen pflücken können.“ —
„Ich verweile bei keinem Dorfe, bei keinem friſchen Waſſerquell.
„Die Mütter würden kommen, um Waſſer zu ſchöpfen,
„Und ſie würden ihre Kinder wieder erkennen,
„Und Männer und Frauen würden ſich wieder erkennen,
„Und es würde unmöglich ſein, ſie von einander zu trennen.“

*) Der Gegenſtand und der Beweggrund des obigen Geſanges kann nicht mit Gewißheit beſtimmt werden. So viel iſt gewiß, daß er, auf eine allgemeine Weiſe, die Klage der Zurückbleibenden, in der Stunde einer ewigen Trennung, ausdrücken ſoll, wobei zugleich der allmächtige Reiz des Daſeins für den Menſchen in ſeiner ganzen Stärke ſich zeigt. Wenn nun auch der Dichter dieſen Gedanken eigentlich nicht ganz ſo hat ausdrücken wollen, ſo hat er es doch ohne Abſicht gethan. Nichts iſt einfacher und zugleich rührender, als die Darſtellungen des Ganzen; und die Originalität ſelbſt, mit der es gegeben wird, erhöhet ſeinen Reiz. Es thut uns ſehr leid, daß wir mit Dichtungen, wie die obige, weder einen perſönlichen Namen, noch einen individuellen Ruhm vereinigen können; aber dieſe Bedauerung weicht bald einer gerechtern und erhabenern Bewunderung. Man überzeugt ſich nämlich, daß Griechenland täglich ſo ſchöne Geſänge erzeugt und — vergißt, und daß die Menſchen, denen man ſie verdankt, zu den ungebildetſten und niedrigſten Volksklaſſen gehören. Was wird man alſo erſt von ihnen erwarten dürfen, wenn ſie unterrichtet und gebildet in der Zivilisation weiter fortgeſchritten ſein werden?

Pariſer Sittentafel.

Theaterracht.

Zwei „Zierbengel“, wie Campe ſagt, oder zwei „Incroyables“, wie man zu Paris ſie nennt, eine eben ſo unverſchämte als ungeſittete Menſchengattung, zu welcher ſie jedoch allein nur durch ihre Naſe in der Länge und ihren Mund in die Quer gezählt werden kann, befanden ſich in einer Loge des erſten Ranges der Opera-Buffa. Vor ihnen lehnten ſich zwei junge Damen, mit ſprühenden Augen und lebhafter Geſichtsfarbe, dazu mit einem mehr glänzenden als anſtändigen Feder- und Kleiderſchmuck, gegen das Geländer, mit den jungen Leuten im lebhafteſten Geſpräch begriffen. Zwei Plätze waren noch leer. Ein geweſener Krieger, auf eine eben ſo einfache als anſtändige Weiſe gekleidet, tritt ein und nimmt Platz. Durch ſeine Erſcheinung wird das Geſpräch für einen Augenblick unterbrochen, man muſtert ihn von oben bis unten, und läßt ihm dadurch merken, daß man eben ſo gern ſeiner Geſellſchaft ſich enthoben ſehen würde, als man ungern ſich in derſelben befindet. Er ſcheint darauf nicht zu merken, und bleibt ruhig an ſeinem Platze. Man glaubt nun zu andern und fühlbarern Mitteln ſchreiten zu müſſen, und ſtößt ihn mit Rohheit zurück. Er mißt ſeine Gegner mit zornglühenden Augen, und — wie wird er für dieſe öffentliche, unerwartete Beleidigung ſich rächen? Er hat im Gewühl der Schlachten ſeinen Muth bewieſen, er trägt das Zeichen der Tapfern auf ſeiner Bruſt, er kann ſich nicht ſo weit herablaſſen, mit dieſen markloſen Wichten ſich herumzuſchlagen. Er erhebt ſich und verſchließt die Loge mit Anſtand und Höflichkeit, ſodann verfügt er ſich vor das Theater, wo eine Menge von Arbeitern und Laſtträgern ſich befindet, die manchmal den Billethandel treiben, um in ihren Mußeſtunden noch einige Sous zu gewinnen, und die ſich damit begnügen, das Schauſpiel auferhalb zu betrachten, ohne je bis in das Innere des Heiligthums Terpichore's vorzudringen. Er wählt von ihnen Allen eben den aus, der die breiteſten Schultern und die gröbſte und bäuriſchſte Bekleidung hat. Er läßt ihn eintreten, deutet ihm die Loge an, die er ſo eben verlaſſen hat, und in welcher ſich ſeine Beleidiger befinden. Der Normann empfängt ſein Trinkgeld nebſt der Weiſung, dafür allein nur das Schauſpiel geduldig bis zum Ende anzuſehen, und den ihm angewieſenen Platz auf keine Weiſe zu verlaſſen. Er verſpricht und gehorcht aufs Pünktlichſte. Kaum hat er die Loge betreten, und ſich gemächlich niedergelaſſen, ſo tritt er mit ſeinen ungeheuern Eiſenſchuhen auf die mit Seide bekleideten Füßchen der Schönen, zerdrückt mit einem Rieſenknie die neben ihm befindlichen Mode-

Digitized by Google

herren, die ſich umſonſt zurückziehen, oder Platz zu gewinnen ſuchen, zieht ſein ſchmutziges Taſchentuch hervor und ſchneuzt ſich mit einem Geräuſch, daß die Damen ſich hinter ihre Fächer verbergen und die jungen Leute vor Zorn erblaſſen; kurz er thut in der größten Unſchuld und Unbewußtheit Alles, was die Andern auſſer ſich ſehen kann und ſie endlich ſelbſt zur Flucht bewegt; wonach der geſchickte Feldherr die mit Liſt gewonnene Feſtung einnimmt und ſeinen Alliirten mit Dank und Lohn verabſchiedet.

Apoſtroph an die Hoffnung.

Du haſt mich beſtändig getäuſcht, verführeriſche Syrene! Die Menſchheit iſt gut genug, immer an deine Verſprechungen zu glauben, und du führſt und verſpottest die Welt, wie du willſt. Du ſchwöſt uns ein ewiges Vergnügen zu, und wir finden den Kummer an ſeiner Stelle. Haben wir unter deinem Schutze uns irgend einen Plan entworfen, der unſern Wünſchen ſchmeichelhaft erſcheint, ſo verſchwindet er, wie ein leichtes Nebelbild. Auf der langen Reiſe unſers irdiſchen Daſeins glauben wir unaufhörlich die Grenzen eines Horizonts zu berühren, die dein Finger uns zeigt, und der ſich doch immer weiter und weiter von uns entfernt. Welche wahrhafte Freude haben wir deiner Macht zu verdanken? Die Einbildungskraft ſchwelgt in den Bildern, welche du ihr gezeigt, aber, um uns doppelt dafür zu beſtrafen, machſt du unſer Gefühl gleichgültig für den Genuß der Gegenwart. Wenn wir je einmal ein Vergnügen erreichen, ſo iſt es der Zufall allein, der es herbeigeführt hat, und je weniger wir es erhofft haben, um ſo mehr wird es uns. Um ſeinen Reiz weniger zu fühlen, hätten wir allein es erhoffen müſſen. — Immer hoffen, iſt — verzweifeln, wie der Pedant Molières ſagt. Was bleibt uns nun zu thun übrig? Die Hoffnung iſt immer noch ein Glück, ſelbſt wenn man davon betrogen wird. Eine gänzlich verſchwundene Hoffnung iſt ſchrecklicher, als eine, die tauſendmal getäuſcht worden iſt.

Der kleine Mann.

Nichts iſt klein in den Augen des Herrn von Mikros, nicht weil er korperlich, ſondern weil er geiſtig ſo klein und winzig iſt, als man nur immer ſein kann. Sein Verſtand läßt ſich am beſten mit einem Gazſiebe vergleichen, dem die gehaltreichen und kraftvollen Sachen entſchlüpfen, oder es zerbrechen, und in dem allein nur Staub und Fliegen zurückbleiben. Für unſern Mikros beſteht das Jahr nicht aus Monaten, ſondern aus Minuten. Kaum beginnt er zu ſprechen, ſo weiß man auch ſchon Alles, was er geſehen, gehört und gethan hat. Er hat den unſterblichen Kosciusko gekannt, und er wird es gewiſſlich nie vergeſſen, daß dieſer große Mann Spaniol geſchnupft und ein ſtarker Tabakrauscher war. Das iſt aber auch Alles, was er von ihm weiß, und über ſeinen Karakter, oder ſeine Denk- und Handlungsweiſe weiß er kein Wort. Ehe man ſich's verſieht, beginnt er einen hartnäckigen Streit über die Rockknöpfe des großen Friederich und über den Schnitt ſeiner Reithoſen. Er bewahrt wie ein Heiligthum eine unendliche Menge von Bagatellen auf, die Niemand, als er, irgend einer Beachtung werth halten würde. Er lebt und webt in ſeinen Kleinigkeiten mit einer Gemächlichkeit und einer Grazie, daß man ihn beneiden möchte, wenn man ihn nicht verachten müßte. Die kleinen Begebenheiten laſſen ihm große Erinnerungen, und das kleinſte Unglück kann ihn in die größte Wuth und Traurigkeit verſetzen.

Er hat in ſeinem Leben drei Fürſten, acht Prinzeſſinnen, fünfzig Grafen, einige hundert Barons (deren es überall gibt), und eine Menge anderer Standesperſonen gekannt. Man möchte verzweifeln, wenn man genöthigt iſt, ihn anzuhören. Er hat nicht vergeſſen, daß der Graf von Günſerich beſtändig Knackmandeln und Roſinen in den Ficken hatte, und daß der Freiherr von Blauſpieß ſich alle Tage raſieren ließ, damit man ihn nicht von ungefähr für einen Juden halte, mit dem er in Mienen, Geberden und Thaten eine große Aehnlichkeit hatte.

Mikros hätte nie etwas anderes treiben, als Lepidopteren ſtechen, oder ganze Bataillone Nadeln auf Papier reihen ſollen. Die Natur hatte ihn einzig und allein dafür beſtimmt und er hat leider ſeinen Beruf verfehlt. Wenn ich einſt eine Naturgeſchichte der Menſchen ſchreibe (was vielleicht bald geſchehen kann) ſo will ich ihn mit dem Mikroskop beobachten, und ihn zu den Inſekten zählen.

Geſellſchaft der Pächter auf S. Helena.

Auf der Inſel S Helena hat ſich im Jahr 1823 unter dem Schutze der Regierung eine Geſellſchaft von Pächtern gebildet, die ſich durchaus nach dem Muſter der in England und Schottland beſtehenden ähnlichen Geſellſchaften konſtituirt hat. Der Boden und das Klima der Inſel ſcheint eben ſo wohl für die europäiſchen als aſiatiſchen Pflanzen geeignet. Die Eiche und der Bananier, die Fichte und der

Digitized by Google

Hopfen gedeihen gleich gut. Man kann von dort aus sehr leicht mit den verschiedenen Erdtheilen sich in Verbindung setzen, und die Erzeugnisse Afrika's sich schnell verschaffen. Mehrere Pflanzen von Neu-Süd-Wallis, die daselbst gesäet worden, sind sehr gut gelungen. Der Gouverneur hat der Gesellschaft den Namen einer „Acker- und Gartenbau-Gesellschaft" vorgeschlagen. Da die Insel zur Erziehung der guten Viehgattungen sehr geeignet ist, so hat man einen Preis für den jährlichen Bewerb des schönsten Viehs vorgeschlagen. Er soll den Pächtern zugestanden werden, die die besten Stücke aufweisen können. Auch will man den Seidenbau einführen und der Gouverneur hat deswegen die Seidenwürmer aus Bengalen und China kommen lassen.

Notiz über Buchara und Samarkand.

Diese so berühmten und so wenig bekannten Gegenden werden in unserer Kenntniß bald nicht mehr hinter den übrigen Ländern Asiens zurückstehen. Die Mittheilungen mehrerer aufgeklärten russischen Reisenden versprechen uns darüber ein genügendes Licht.

Die Bucharei ist ein großes Königreich Zentral-Asiens. Es wird nördlich von der Wüste oder Steppe von Kirgis, Kokan und Aderkand, östlich von Naimatschin und Badachan, südlich von Anderab, Balck und Anksa und westlich von den Steppen von Chiwa und Kirgis begrenzt. Die größte Länge von Westen nach Saresku beträgt 1800 Werst (ungefähr 360 Stunden) und die größte Breite von Buchara bis Alt-Balck 1600 Werst (320 Stunden.) Die Einwohnerzahl wird auf drei Millionen angeschlagen. Die Residenz des Souverains ist zu Buchara, der Hauptstadt des Konigreichs, am Samarkand. Die Stadt ist übel gebaut und fast alle Häuser sind von Thon. Der Palast des Khans ist eine große unförmliche Masse. Die Bevölkerung beläuft sich auf 200,000 Seelen. Man zählt 400 Moscheen, 30 Kollegien und 10 Karavanserais in der Stadt. Samarkand liegt an der Kuan-Daria, die dem Bandykandsee entstromt und sich in den Karackulsee ergießt. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut und hat mehrere steinerne Häuser. Ihre Einwohnerzahl übersteigt nicht 150,000. Sie hat 250 Moscheen, 40 Schulen und drei Karavanserais. Ein Zivil- und Militär-Gouverneur leitet die Geschäfte. Er hat eine Wache von 3000 Reitern.

Der Khan ist unabhängig und seine Gewalt erblich. Der jetzt regierende heißt Mir-Haider, ein Nachkomme Tschinghiz-Khans. Er ist über funfzig Jahre alt und sein ältester Sohn ungefähr dreißig. Er ist der rechtmäßige Nachfolger seines Vaters. Die vorzüglichsten Agenten der öffentlichen Gewalt sind: der Kisun-begi oder Großvezier, der Nigas-beck-begi oder Generalissimus, der Rassbeck-da-ascha oder Unterbefehlshaber, der Mukultan-divan ssarschar oder Generalmarschall (der erste Hofbeamte), der Mirza-sadick oder Staatssekretär, und der Mirza-gaafur-mu-schraf oder Groß-Schatzmeister. Sie bilden, mit zwanzig Räthen, den Staatsrath, dem der Kisun-begi vorsteht. Das Königreich ist in sieben Zwangs oder Regierungsbezirke abgetheilt. Die Macht der Geistlichkeit ist ausserordentlich. Ihr Oberhaupt hat den Titel Kasu-kalam. Er ist zugleich oberster Richter, und kann selbst Todesurtheile aussprechen. Er wird, so bald er ungerecht richtet, abgesetzt, und muß dem Khan einen täglichen Bericht von allen seinen Handlungen abstatten. Der Groß-Muftt folgt nach ihm, sodann der Kasuurdas, eine Art Bischof. Die Armee besteht aus 150,000 Mann regulärer Reiterei. Das Fußvolk und die Artillerei ist unbedeutend.

Die vorzüglichste Volksklasse des Landes ist die der Priester und Kaufleute. Alle Zivil- und Militärbeamten treiben Handel. Die Juden, Usbecks und Turkomannen sind allein den Tagen unterworfen. Die vorzüglichsten Revenuen des Staates bestehen in dem Einkommen der Kronengüter. Die Turkomannen wohnen in 30,000 Kibitken oder Zelten, zwischen Serassa, Marwa und Dgardga, am Flusse Amudaria. Man schlägt sie auf 900,000 Seelen an. Sie stellen 50,000 Mann Reiterei dem Khan. Seit zwanzig Jahren haben sie angefangen Dörfer zu erbauen. Sie haben sehr zahlreiche Heerden, vorzuglich Pferde. Sie waren früher unabhängig. Die Juden wohnen zu Buchara und Sarmarkand. Man zählt ihrer 40,000. Sie sind sehr verachtet. Die Temperatur des Landes ist warm und der Winter bringt sehr wenig Schnee und dauert kaum drei Monate. Der Boden ist sehr fruchtbar.

Die chinesische Landmacht.

In dem Werke Timkowsky's, über seine „Reise nach China", befinden sich einige Angaben, über den Zustand der chinesischen Landmacht, die wir hier im Auszuge mittheilen wollen. Es versteht sich von selbst, daß diese Schätzungen nicht aufs Genaueste bestimmt werden können, aber man darf so viel doch voraussehen, daß sie der Wahrheit, oder vielmehr der Wirklichkeit sehr nahe kommen. Man kann als erwiesen annehmen, daß die Angabe gewisser Statistiker, von einer Million Infanterie und 800,000 Mann Kavallerie übertrieben sei. Die regelmäßigen Truppen werden in vier große Korps, nach der Verschiedenheit der

Digitized by Google

Nationen, abgetheilt. Das erſte, 67,000 Mann ſtark, beſteht aus Mandſuren und bildet den Kern der Armee, weshalb es auch große Vorrechte genießt. Das zweite, 21,000 Mann ſtark, beſteht aus Mongolen. Das dritte, 27,000 Mann ſtark, iſt aus Chineſen gebildet, deren Vorfahren zu den Mandſuren übergegangen waren, und mit ihnen die Monarchie erobert hatten. Das vierte und am wenigſten geachtete beſteht aus eigentlichen Chineſen. Man berechnet es auf 500,000 Mann, die in den Städten, im Innern des Reichs, ſich in Garniſon befinden. Fügt man nun noch 125,000 Mann chineſiſcher Milizen hinzu, ſo erhält man eine Hauptmaſſe von 740,000 Mann, worunter 175,000 Reiter mit inbegriffen ſind. Auſſerdem gibt es noch eine mongoliſche Kavallerie, die ihrer Organiſation, und der Natur ihres Dienſtes nach, den unregelmäßigen ruſſiſchen Truppen vom Don und Ural an die Seite geſtellt werden könnte. Ihre Zahl kann nicht genau beſtimmt werden, und man ſchätzt ſie manchmal auf 300,000, manchmal auch viel geringer an.

Alle chineſiſchen Soldaten ſind verheirathet, und ihre Kinder werden, von ihrer Geburt an, in die Regiſter der Armee eingeſchrieben, die ſich auf ſolche Weiſe in ſich ſelbſt rekrutirt. Auſſer ſeinen Waffen, einem Pferde, einem Hauſe und einer gewiſſen Menge Reis, erhält der Soldat der erſten, zweiten und dritten Diviſion einen monatlichen Sold von drei bis vier Lanen (vierundzwanzig bis zweiunddreißig Franken); aber er iſt genöthigt, ſich auf eigene Koſten zu kleiden, wodurch der Anblick der Armee ſo bunt und verworren als nur möglich wird; weil ſich ein Jeder kleidet, wie es ihm gefällt. Den Soldaten der vierten Abtheilung werden Ländereien angewieſen, die ſie bebauen, und von denen ſie ſich und die Übrigen ernähren müſſen. Dieſer Theil der Armee rekrutirt ſich auch von auſſen mit großer Leichtigkeit, und es finden ſich oft mehrere Tauſende ein, die begehren darin aufgenommen zu werden, um einen Zufluchtsort gegen das Elend und den Hunger zu finden. Ungeachtet der ungeheuern Ausgabe, welche die Unterhaltung dieſer Armeen verurſacht, und die man auf 87,400,000 Lanen weiſſen Silbergeldes (wenigſtens ſechshundert Millionen Franken) anſchlägt, iſt es unmöglich, ſich einen Begriff von dem gänzlichen Verfall der Ordnung und Disziplin bei den Chineſen zu machen. Dieſer Verfall war ſo groß, daß der verſtorbene Kaiſer Djiaqzin *) im Jahre 1800 eine Proklamation erſcheinen ließ, in welcher er die Mandſuren an ihre alten Thaten erinnerte, und ihnen vorwarf, ſchwächer und ungeſchickter im Waffenhandwerke geworden zu ſein, als die Chineſen ſelbſt, von denen doch einige Hunderte ihrer Vorfahren viele Tauſende in die Flucht geſchlagen hatten.

*) So wird in der Hauptſtadt von China der Name Kia-King ausgeſprochen. Der Name Peking ſelbſt wird Bedjon betont.

Die Salzminen von Wieliczka.

Nichts iſt erſtaunlicher als der Anblick dieſer unterirdiſchen Säulenhallen, in denen ſich eine ganz eigene Republik befindet, die ihre beſonderen Geſetze und ihre eigene Polizei hat. Man glaubt ſich in eine Stadt tief unter der Erde verſetzt, über die das matte Licht der Lampen einen Dämmerſchein verbreitet, aus dem hier und da die Salzkryſtalle wie Sterne hervorſpähen. Man ſieht große Straſſen und Wagen und Pferde, die das Salz nach den verſchiedenen Oeffnungen bringen, wo es durch die Maſchinen ans Tageslicht befördert wird. Die armen Thiere betreten, wenn ſie einmal in die Eingeweide der Erde verſenkt worden ſind, die Oberfläche derſelben nicht mehr. Selbſt die Menſchen ſcheinen in dieſem Tartarus lebendig begraben zu ſein, und es gibt viele von ihnen, die daſelbſt geboren worden ſind, und die ihre unterirdiſche Heimath niemals verlaſſen haben. Die unterirdiſchen Gallerien ſind ſehr groß und weitläuftig. Eine große Menge Kirchen und Kapellen ſind im Salzſtein ausgehauen, und die Kruzifixe, Heiligenbilder, Altäre, Bänke, Kanzeln, Chöre, Orgeln u. ſ. w. Alles iſt von Salz. Viele ſilberne oder verſilberte Salzſtein-Lampen brennen beſtändig darin. In den Höhlen, wohin ſich das Waſſer gezogen hat, ſind die Wände und der Boden mit einer dicken Rinde Salzkryſtalle überdeckt, welche die einen über die andern hängen. Nahet man ſich dieſen Orten mit einer Fackel, ſo wird man von den tauſendfarbigen Lichtſtrahlen, die ihnen entſtrömen, geblendet. Pfeiler von mehr oder weniger ſeltſamer Form tragen dieſes ungeheure Gewölbe, auf welchem die ganze Laſt des Berges ruht. Einer der merkwürdigſten Gegenſtände dieſer unterirdiſchen Stadt iſt eine Bildſäule, welche die Einwohner als eine Nachbildung von Lothe Frau betrachten. Sie deutet ihnen, je nachdem ſie trocken oder feucht iſt, die Witterung der Erdoberfläche in ihrer Nähe an. Die Zahl der Wege iſt ſo groß und ſo verworren, daß ſie ein wahres Labyrinth bilden, in dem ſich die Arbeiter oft ſelbſt verirren, und in dem ſchon mehrere umgekommen ſind; denen ihr Licht ausgegangen war, und die ſich nicht mehr haben zurecht finden können.

Die Quelle der Themſe.

Die Themſe, auf engliſch Thames, entſpringt in einer kleinen, von einem gothiſchen Gebäude überwölbten Quelle, beinahe zwei Stunden von

Digitized by Google

Cirencester, in der Grafschaft Gloucester. Diese Quelle wird „Thames Head“ genannt. Sie strömt bald darauf bei Thames vorüber, von welchem Orte sie, der allgemeinen Meinung nach, den Namen erhalten hat; obgleich Andere behaupten, daß dieser Name von dem sächsischen Worte Temese oder Tamys herkommt, welches einen ruhigen Fluß bedeutet. Die Themse wird zuerst durch mehrere Bäche vergrößert, die von den Hügeln von Gloucestershire herabströmen. Ungefähr eine Meile von ihrer Quelle wird sie beträchtlich durch verschiedene Quellen verstärkt, die vom östlichen Abhange des Landes herkommen. Sie wendet sich von da nach Osten, wird bei Lechlade schiffbar, fließt sodann nordöstlich gegen Oxford, wo sich der Cherwell in sie ergießt, betritt Berkshire, strömt an Reading, Windsor und Eton vorüber, durchschneidet die Grafschaft Kent, vereinigt sich mit der Medway und mündet mit dieser gemeinschaftlich, in der Nähe von Nore, in den Ozean aus. Die Engländer nennen die Themse: den König der Flüsse, und finden diesen Ausspruch sehr gerecht, was hinsichtlich der Handelswichtigkeit schon sein mag; denn kein anderer Strom nimmt wohl so viele und so reichbeladene Schiffe in sich auf, als dieser. Aber wenn man sie allein in physischer Hinsicht betrachten will, so ist sie höchstens ein Fluß der vierten Größe, dessen Lauf nicht bedeutend und merkwürdig ist, und der erst bei London eine ankündige Breite hat.

Die Schnelle des Sturms vom 18. und 19. November 1824.

Der Sturm, der die Gewässer des finnländischen Meerbusens nach Petersburg hingetrieben, hat sich zuerst am 18. November Mittag auf den Küsten von Jütland und Norwegen fühlbar gemacht, und daselbst eine große Menge Schiffe ans Ufer geschleudert; er hat das Wasser im Golf von Christiania hinaufgetrieben, und ungeheure Fluthen in die Bucht von Uddevalla gewälzt, die sich in grader Richtung nach Südwest öffnet. Die Trümmer der gescheiterten Schiffe sind bis auf 4000 Fuß vom Meeresufer entfernt, ins Land geschleudert worden, und der untere Theil der Stadt ist gänzlich zerstört. In der Nacht vom 18. zum 19. ist der Sturm mitten über Schweden dahingebraust, hat die Gewässer des Wenersees tief aufgeregt und einige Verwüstungen zu Stockholm angerichtet. Endlich am Morgen des 19. hat er Kronstadt berührt, und die Fluthen des finnländischen Meerbusens daselbst hoch aufgethürmt. Seine Wuth hat zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags, an demselben Tage, nachgelassen, und er hat also in Zeit von vierundzwanzig Stunden (einer täglichen Revolution des Erdballs) eine grade Linie von vierhundert Stunden durchlaufen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

In seinem ersten Schreiben aus Turin, vom 30. Oktober 1824, berichtet Herr Champollion der Jüngere, daß, von dem Examen der großen Menge des gerollten Papyrus ermüdet, der sehr wohl erhalten, in Hieroglyphen geschrieben sei, und drei mehr oder minder ausgedruckte Auszüge der Begräbnißgebräuche der alten Aegyptier enthalte, er den Entschluß gefaßt habe, andere zu besichtigen, die man als unbrauchbar bei Seite geworfen hatte, weil sie durch die Zeit geschwärzt und verstümmelt worden waren. Sie waren in große Päcke zusammengeschlagen, ohne Malereien und mit alter Leinwand umwickelt. Das erste Paket enthielt eine Handschrift über ein historisches Bruchstück oder einen öffentlichen Regierungsakt des großen Sesostris (1491 Jahre vor Christi Geburt). Ein anderer, nicht minder interessanter Papyrus, zeigte einen Plan von der Gruft des Königs Ramses-Meiamun, desselben, der den maiestätischen Pallast von Medinet-Abu erbauete, und der acht das Jahr 1537 vor Christi Geburt lebte. Was diese Entdeckung um so wichtiger macht, ist, daß die in Rede stehende Katakombe einer von denen ist, welche die ägyptische Kommission mit der größten Sorgfalt an Ort und Stelle examinirt hat, derzestalt, daß die Näherung, welche man zwischen diesen beiden Plänen aufstellen kann, ein großes Interesse darzubieten im Stande ist, vorzüglich um den eigentlichen Werth der ägyptischen Maaße zu bestimmen; denn der Papyrus deutet die Ausdehnung jedes Theils der königlichen Höhle im antiken Maaße an, und da die Kommission ihrerseits denselben Raum sehr genau vermessen hat, so ist nichts leichter, als hier eine bestimmende Vergleichung aufzustellen.

Ein zweiter Brief, von demselben Gelehrten, vom 6 November v. J., verkündigt noch viel merkwürdigere Entdeckungen. Dieser Brief zeichnet sich durch eine sehr natürliche Begeisterung aus. Nach dem summarischen Examen der historischen Papyrus, deren wir so eben erwähnt haben, erfuhr er durch Ungefähr, daß noch mehrere solcher Fragmente sich in den Pol, terkammern befänden, wohin man sie vielzist hatte, weil man sie für zu unbedeutend hielt, und weil sie vom Zahn der Zeit bereits zu scharf benagt worden waren. Demungeachtet bestand er darauf, sie zu sehen. Wir theilen hier die darüber sprechende Stelle seines Briefes mit: „Bei meinem Eintritte in das Gemach, welches ich künftighin nur das „Columbarium der Geschichte“ nennen werde, wurde ich von dem Anblicke eines zehn Fuß langen Tischs betroffen, der gänzlich, und wenigstens auf einen halben Fuß Höhe, mit Papyrus überdeckt war. Ich vermuthete anfänglich nur, die Reste der vier- oder fünfhundert Begräbniß-Ritus vor mir zu sehen; aber das reste

Digitized by Google

Stück, auf welches ich die Augen warf, bot mir das Fragment eines Aktenstücks vom XXIV. Jahre des Pharao Amenophis Memnon dar. Ich faßte sogleich den Entschluß, das Ganze, welches diese Tafel der Zerstörung bedeckte, Stück vor Stück zu durchsehen. Meine Kalkirspitze wurde nun das vorzüglichste Instrument meiner Operation, und ich konnte auf diese Weise eines nach dem andern, das Interesse dieser Million Blätter, die verunstalteten Ueberbleibsel der vor mehr als dreißig Jahrhunderten geschriebenen Bücher beurtheilen. Es würde schwer halten, das beschreiben zu wollen, was ich bei der Zerlegung aller Lagen dieses großen historischen Leichnams empfand. Man hätte darüber in eine Philosophie der Philosophie verfallen können, wenn das anders möglich wäre. Ich befand mich, so zu sagen, in jene Zeit versetzt, von der die Geschichte kaum noch eine Erinnerung aufbewahrt hat, bei jenen Göttern, die seit fünfzehn Jahrhunderten keine Altäre mehr haben, und ich habe manches kleine Stück Papyrus gerettet, das der letzte und einzige Stützpunkt des Andenkens eines Königs war, dem bei seinen Lebzeiten vielleicht die ungeheuren Pallaste von Karnak und Theben zu enge sein mochten, gegen welche die Wohnungen unserer heutigen Fürsten nur wahre Kartenhäuser sind. O ihr Mächtigen der Erde! lernt aus der Geschichte, welches euerer eigentliche Bestimmung hienieden sei, und ob sie im Bluvergießen und in Unterdrückung, oder in Verbreitung von Wohlthaten und Aufklärung der Weisheit bestehe."

Alles das beweist, nach Champollions Meinung, daß die Masse dieses Papyrus die vollständigen Archive eines Tempels, oder irgend einer andern öffentlichen Sammlung enthielt. Er hat ein Aktenstück vom König Moeris darin gefunden, der so berühmt in der Geschichte ist, und dem Neapyrem die Erbauung des berühmten See's verdankt, der seinen Namen erhielt. Dies Dokument ist wahrscheinlich das älteste, das auf der Erde existirt, denn die Geschichte setzt die Existenz dieses Fürsten bis auf 2,100 Jahre vor Christi Geburt, oder 3,900 Jahr vor dem Zeitraum, in welchem wir leben, hinaus, und also ungefähr zehn oder zwölf Jahrhunderte (zufolge der allgemeinen Tradition) nach der großen Sündfluth. Ein einziger Papyrus überreicht unsern alle andere. Er enthält eine „chronologische Tabelle der ägyptischen Könige." Durch Zusammensetzung der zerbrochten Stücke hat der gelehrte Nachforscher eine Liste von mehr als hundert Königen entdeckt. Der Verlust dieses, was noch fehlt, kann nicht genug bedauert werden. Es würde ein unschätzbarer Gewinn für die Geschichte gewesen sein. Der gelehrte Nachforscher äußert sich darüber folgendermaßen: „Inmitten dieser interessanten und schmerzlichen Ausbeutung haben mich die sonderbarsten und lächerlichsten Hieroglyphen manchmal erheitert. Diese Papyrus enthalten nämlich bloße Zeichnungen, die man wahrhaft groteske Karrikaturen nennen möchte. Eine Katze hütet Enten und hält in ihrer Pfote den Schäfer-stab. Ein Hyneocephalus bläst auf einer doppelten Flöte. Bei den Namen und Benennen des kriegerischen Moeris schießt eine kriegerisch bewaffnete Ratze ihre Pfeile gegen einen armen Schäfer ihres Geschlechts ab. Ein Kater lenkt einen Kriegswagen u. s. w. Andere Malereien haben mich durch ihre leichtfertigen und schmutzigen Gegenstände noch mehr in Erstaunen gesetzt, und die hohe Meinung erschüttert, die ich bisher von der ägyptischen Weisheit hatte, wenn man anders nicht voraussetzen will, daß diese Malereien auf Befehl der Obrigkeit konstzirt worden sind."

Paris, Februar 1825.

Seit einiger Zeit hat sich unsere „litterarisch-liberale Parcel" in mehrere Sektion geschieden, die man gewöhnlich nur die Journisten, Etiennisten, Merkuristen, Constitutionnels, Globisten u. s. w. nennt, und von denen, als Organe ihrer Meinungen und Herzensergüssungen, die Pandora (ehemals der Spiegel: le miroir), der hinkende Teufel (le Diable boiteux), der Merkur des neunzehnten Jahrhunderts, die europäische Revue, der Globe, das Panorama der Pariser Neuigkeiten und andere Tages-, Wochen- und Monatsblätter und Hefte herausgegeben werden. Der litterarische Plan der drei ersten Nüancen scheint darin zu bestehen, die Galanterie der Ritter des Zeitraums Karls II nachzuahmen, da hingegen der der letztern ernster und umfassender ist. Sie können fast Schüler der geistigen Philosophie Plato's genannt werden, da man die Andern nur „Voltairisten" nennen dürfte, um in einem einzigen Worte ihre ganze Tendenz anzudeuten. Was nachdem die „litterarische Aristocratie" anbelangt, so scheint die Gesellschaft der Bonnes-lettres, die man gewöhnlich nur Bonshommes de lettres nennt, sich seit Kurzem mehr der wahren Wissenschaft und Litteratur, als den politischen Systemen und lächerlichen Darstellungen eines sentimentalen Royalismus anneigen zu wollen, wovon jedoch Lacretelle und Pariset noch immer eine Ausnahme machen. Um endlich auch der Romaneiker, der Kriticonrtisten, Saumetisten u. s. w. zu gedenken, so kann man von ihnen mit allem Rechte sagen, daß bei ihnen Hopsen und Maly verloren sei.

— Die Bevölkerung von Batavia wird auf 300,000 Seelen berechnet, wovon 10,000 Europäer oder weiße Kreolen, 100,000 Chinesen, und der Ueberrest aus Mestis-Portugiesen, Malayen, Javanesen und Sklaven aus Bali, Timor, Banka u. s. f. besteht. Fast alle Weißen wohnen in Neu-Batavia, dessen vorzüglichste Quartiere Nys-Wyk, Molen-Vliet, Weit-Vroden und Jakatra sind. Die Altstadt ist fast gänzlich verlassen, ihrer Ungesundheit wegen, welche in den übel angelegten Kanälen ihren Grund hat. Die ungeheure östliche Vorstadt wird von den Portugiesen bewohnt, und die westliche (Kampong-Tschina) von den Chinesen. Man glaubt sich dort in einem Ameisenhaufen zu befinden, so wimmelt und regt sich Alles, denn die Chinesen sind außerordentlich arbeitsam.

— Nach dem französischen Marine-Budjet für 1825 beträgt die ganze Ausgabe zur Unterhaltung der Galeerensträflingen und ihrer Wächter (Chiourmes) 2,903,745 Franken, welche auf 9377 Verurtheilte und 1362 Aufsichtsbeamte berechnet sind. Im Jahr 1824 war die Zahl der Verurtheilten bedeutender, und wurde auf 10,472 angegeben, nämlich: 3190 zu Brest, 1762 zu Lorient, 1401 zu Rochefort und 4119 zu Toulon. Von diesen 10,472 Individuen waren 3573 für einen gewissen Zeitraum und 1899 auf Lebenszeit verurtheilt. 5331 davon hatten Gewerbe und die Uebrigen nicht. 9727 wurden zu allerlei Arbeiten gebraucht und leisteten 3,347,949 Tagwerke.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 10. Zweiter Jahrgang 1825. 9. März.

Das Reich der Birmanen.

Seit dem Kriege, der in Ostindien zwischen den Engländern und den Birmanen begonnen hat, und mit großer Hartnäckigkeit fortgesetzt wird, wünscht man auch einige Nachrichten über ein Volk zu haben, das bis jetzt kaum dem Namen nach bekannt war, und auch jetzt noch nicht viel mehr bekannt ist. Bei einer solchen Lage der Sache benutzt man gern Alles, was auf den Gegenstand selbst nur ein entferntes Licht zu werfen vermag, und in Ermangelung genauer und bestimmter Umstände, begnügt man sich mit denen, die wenigstens den Schleier um etwas zu lüften vermögen. In diesem Bestreben ist es uns denn auch gelungen, ein Werk uns zu verschaffen, das die Gattin eines amerikanischen Anabaptisten vor ungefähr einem Jahre herausgegeben hat, und welches die Erzählung der Mission ihres Gemahls im „Reiche der Birmanen" enthält. So unvollständig nun auch das Buch in Hinsicht auf das ist, was den Hauptpunkt unserer Nachforschungen ausmachen dürfte, so hat es doch einige nicht unbedeutende Beziehungen darauf, und ist schon in dieser Hinsicht interessant genug. Wir halten es, der bessern Verständigung wegen, für nothwendig, einige Worte über den Missionär selbst vorauszusenden.

Es war im Jahre 1812, als der Anabaptist Judson mit seiner Gattin Amerika verließ, um sich, im Auftrag seiner Gemeinde, in Mission nach dem Reiche der Birmanen zu verfügen. In der Mitte des folgenden Jahres erst langten sie zu Rangoon, dem Schauplatze ihrer künftigen Arbeiten, an. Sie bemerkten auf der Stelle, daß sie im Anfange genug mit sich selbst würden zu schaffen haben, denn sie verstanden kein Wort von der Landessprache, und da sich nicht ein Europäer im Hafen befand, so waren sie genöthigt, sich so gut als möglich durch Zeichen zu verständigen. Ihr erstes Unternehmen mußte also darin bestehen, eine an und für sich sehr schwierige Sprache zu erlernen, und Judson widmete sich diesem Studium mit großem Fleiß, wobei ihm ein birmannischer Sprachmeister einigermaßen behilflich war. Aber ungeachtet seines emsigsten Bemühens, und obgleich er den Vortheil hatte, nie in einer andern Sprache sich verständlich machen zu können, waren bereits drei Jahre verflossen, ehe er es wagen konnte, die Uebersetzung irgend einer Bibelstelle herauszugeben, oder über die Lehrsätze und Vorschriften des Christenthums etwas bekannt zu machen, geschweige den sich zu unterfangen, öffentliche Vorträge zu halten.

Außerdem waren die Schwierigkeiten, die man ihm in der Ausübung seines Ministeriums entgegenstellte, auch sehr groß; denn obgleich man die Fremden ihrer Religionsmeinungen wegen nicht verfolgt, so dürfen die Eingebornen doch zu keiner andern Religion, als zu der des Landes, sich bekennen. Die Birmannen sind außerdem ein sehr stolzes Volk, das der Buddismus zur Aufstellung metaphysischer Spitzfindigkeit ausgebildet hat. Dessen ungeachtet gelang es dem Missionär nach und nach, eine kleine Schaar von Proselyten und Neugierigen um sich zu versam-

Digitized by Google

meln. Die letztern vorzüglich wurden durch seine religiösen Abhandlungen angezogen, die er seit einiger Zeit vertheilen ließ. Einige ausgezeichnete Personen aus der Nähe und Ferne besuchten ihn, um sich das Vergnügen zu geben, mit dem neuen Doktor zu disputiren, dessen Talente, die eben nicht außerordentlich zu sein schienen, oft auf harte Proben gesetzt wurden. Indessen wurden seine Bemühungen doch endlich gekrönt, und er hatte das Glück, einen Gelehrten oder Priester, der in großem Rufe stand, zur Christuslehre zu bekehren.

Durch diesen Erfolg ermuthigt, und um den Verfolgungen und Chikanen, denen er beständig von den Uebelwollenden ausgesetzt war, ein Ende zu machen, faßte der Missionär im Jahre 1820 den eben so unvorsichtigen als übel ausgefallenen Entschluß, sich nach Ava zu begeben, um vom Könige selbst die Gutheißung seiner bisherigen Arbeiten, und den öffentlichen Schutz dieses Monarchen zu erhalten. Da er jedoch nicht abzulängnen vermochte, daß die Tendenz seines Ministeriums im Widerspruch mit der Religion des Staats stehe, so wurde sein Gesuch verworfen und er selbst aus dem Palaste und der Stadt vertrieben. Nach seiner Rückkehr zu Rangoon bemerkte er alsobald, worauf er nicht anders als gefaßt sein konnte, daß die Zahl seiner Zuhörer sich bedeutend vermindert habe. Zugleich genoß er aber auch die wirklichen Früchte seiner Bemühungen, denn einige der Neubekehrten blieben fest in ihrem Glauben, und schienen geneigt und vorbereitet zu sein, alle Proben mit Muth und Ausdauer zu bestehen.

Gegen Ende 1821 nöthigte der üble Gesundheitszustand der Gattin Judsons dieselbe, in ihre Heimath zurückzukehren, und sie war genöthigt, diesen seine Arbeiten allein fortsetzen zu lassen, die bis im Herbst 1822 glücklich waren, wo das erwähnte Werk mit dem letzten Auszuge seines Tagebuchs endet. Indessen hat man von ihm noch neuere Nachrichten vom Anfang 1823, wo er in Begleitung eines gewissen Price, den man seiner medizinischen Kenntniße wegen an den Hof berufen, zum zweiten Male sich nach Ava verfügt hatte. Seitdem hat man nichts mehr von ihm erfahren, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er bei der Erstürmung von Rangoon, durch die englischen Truppen, umgekommen sei.

Während seiner Mußestunden war er unausgesetzt mit der Uebersetzung des „neuen Testaments" in die Sprache der Birmannen beschäftigt, und die verschiedenen Theile wurden, in dem Maaße wie er sie beendet hatte, nach Serampur geschickt, wo sie mit birmannischen Karakteren auf der Presse der anabaptistischen Mission abgedruckt wurden. Dies ist denn wohl auch unstreitig das vorzüglichste Resultat seiner Arbeiten, und wenn diese Uebersetzung gleich mangelhaft sein sollte, so ist doch jetzt der Grundstein dazu gelegt und die Fehler oder Irrthümer können in den künftigen Editionen leicht verbessert werden.

Kommen wir nun zu den Bemerkungen über die Birmannen, die den eigentlichen Zweck unserer Nachforschungen ausmachen. „Das Volk der Birmannen ist bei weitem nicht so unwissend, als man es bisher geglaubt hat. Sie verstehen Alle sehr gut zu lesen und zu schreiben, und es wird bei ihnen als eine große Schande betrachtet, diese beiden Grundpfeiler der Wissenschaft nicht zu kennen. Es gibt eine geringere Priesterklasse, die man „Doktoren" nennt, und die sich allein nur mit dem Unterrichte der männlichen Jugend, in allem, was Literatur, Geschichte und die übrigen Wissenschaften, so wie die Grundsätze der Religion des Landes betrift, beschäftigen. Hingegen wird die Erziehung des weiblichen Geschlechts noch mannigfach vernachläßigt." — Der Buddismus ist die allgemeine Religion der Birmannen. Er zertheilt sich indeß in mehrere Sekten von Atheisten und Halbatheisten. Bei den letztern schlugen die Missionsarbeiten gut an, da hingegen die ersteren sie mit Verachtung ablehnten. Eine der religiösen Unterredungen Judsons ist merkwürdig genug, und wir theilen sie nach seinem Tagebuche mit.

„Sonntag, den 20. Mai. — Ich bin heute mit einem Manne, Namens Mung-Long, zusammengetroffen, der aus der Nähe von Swan-Dung, und ein Schüler des großen Meisters Tung-Dwen, des Oberhaupts der Halbatheisten des Landes, ist. Mung-Long ist, wie alle Philosophen seiner Sekte, ein allgemeiner Zweifler (Skeptiker), der kaum an sein eigenes Dasein glaubt. Man sagt, daß er mit seiner Frau beständig über irgend einen metaphysischen Gegenstand disputirt. Wenn sie z. B. sagt: „Mein Schatz! der Reis ist fertig," so antwortet er auf der Stelle: „Der Reis! Aber was ist der Reis? Ist er materiell oder geistig, ist er eine Idee oder nichts?" Antwortet sie nun darauf: „Er ist materiell," so ruft er sogleich: „Gut, meine Taube! sehr gut; aber was ist materiell? Bist Du gewiß, daß etwas da sei, das man so recht eigentlich materiell nennen darf, oder wirst Du nur allein von Deinen Sinnen bethört?" — Bei unserer ersten Zusammenkunft hielt ich ihn für einen ganz gewöhnlichen Menschen. Er hatte nur ein taugliches Auge; aber ich bemerkte bald, daß dieses eine Auge so viel werth sei, als ein halbes Dutzend anderer. In seinem Betragen ist er grade das Gegentheil von Mung-Thah-ee. Er ist die Sanftmuth, die Bescheidenheit und die Ehrfurcht selbst. Er kündigte sich mir als ein Forscher der Wahrheit an, und alsobald

Digitized by Google

eröffnete ich vor ihm die Bibel und las ihm einige Stellen der Evangelien. Er merkte mit großem Ernste darauf, und nachdem ich aufgehört hatte zu lesen, blieb er so nachdenkend, und schien mir so ganz von der Wahrheit des Gehörten durchdrungen, daß ich seine wahre Bekehrung hoffte, und ihn einlud, mich über verschiedene Gegenstände zu fragen. „Euer Diener", sagte er, „hat Eure Größe nur über sehr Weniges zu befragen. Indessen befinden sich in der geheiligten Sprache Eurer Größe einige Worte, die Euer Diener nicht zu begreifen vermag. Eure Größe sagt, daß im Anfang Gott nur einen Mann, und ein Weib schuf. Ich begreife nun nicht (weshalb ich Eure Größe inständigst um Verzeihung bitte), was ein Mann sei, und warum man ihn grade einen Mann nenne?" — Diese Worte klärten mir sogleich die Augen über den Karakter seiner Philosophie auf, und ich hatte das Glück, zwanzig Minuten lang, Schlag auf Schlag seinen Skeptizismus mit so vieler Gewalt zu bestürmen, daß ich ihn endlich schwanken sah, und ungeachtet seines verzweifelnden Bestrebens, sich wieder zu erheben, blieb er doch endlich ganz niedergeschlagen und außer Stand, sich noch ferner zu bewegen. Mung-Shway-gnong, der unsere Diskussion mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte, war entzückt, seinen Gegner so wohl abgestraft zu sehen; denn Mung-Long hatte ihn einige Zeit vorher mit Vorwürfen und Spöttereien überhäuft. Er wurde über sein Mißgeschick jedoch keineswegs böse, und in dem wahren Geiste seiner Schule sagte er zu mir, daß ungeachtet alles dessen, was er bereits auf meine Rechnung gehört habe, die Wirklichkeit dennoch Alles übertreffe. Er folgte uns sodann zur Predigt, und hörte, eben so wohl als seine Frau, Alles mit der größten Aufmerksamkeit an."

Die halbatheistischen Sekten scheinen in den letzten Jahren sich viele Anhänger erworben zu haben; aber die große Volksmasse ist noch immer dem reinen Buddismus zugethan, und glaubt, daß die Seele des Menschen, nachdem sie durch eine fast unendliche Menge von Körpern gewandert ist, endlich vollkommen vernichtet werde. Der Einfluß, den die verschiedenen Glaubensmeinungen auf den Geist der Landesbewohner ausgeübt haben, ist sehr bemerklich. Sie haben ihm eine Art von metaphysischer Richtung gegeben, die der Schule Hume's nicht unwürdig genannt werden dürfte. Unsere europäischen Philosophen würden nicht wenig beschämt sein, ihre stolze Weisheit von den spitzfindigen Skeptikern des birmannischen Reichs noch übertroffen zu sehen. Indessen scheint es nicht, daß diese metaphysischen Spitzfindigkeiten bis in die Reden der Landesdoktoren übergehen, wenn man das nämlich aus einem Vortrage schliessen darf, dessen Judson folgendermaßen erwähnt:

„Das Volk war versammelt und der bezeichnete Prediger hat zu drei verschiedenen Malen um Stillschweigen und Aufmerksamkeit. Ein Jeder der Anwesenden nahm nun die Blätter und Blumen, die man ausgetheilt hatte, zwischen seine Finger, erhob sie über seinen Kopf, und blieb in dieser ehrfurchtsvollen Stellung bis ans Ende des Vortrages. Die Zeremonie, an und für sich selbst, war bald vorüber. Nachdem Alles bereit war, verschloß der Prediger seine Augen, und begann den Dienst, der darin bestand, einige Stellen aus den geheiligten Büchern der Birmannen herzusagen. Er wählte sodann zum Gegenstande seines Vortrages die Unterhaltung der beiden ersten Schüler Gandama's, und die ruhmvolle Erhebung, die derselben folgte. Ich fand seine Beredsamkeit ganz von dem verschieden, was man in Europa unter diesem Namen zu bezeichnen pflegt. Zuerst schien er mir einförmig und langweilig; aber bald wurden die Laute seiner Stimme sanfter und harmonischer, drangen bis auf den tiefsten Grund des Herzens, und versenkte die Seelen in eine Art von Erstase und hoher Frömmigkeit, die bei den Birmannen für erhaben und heilig gehalten wird. Seine Rede dauerte ungefähr eine und eine halbe Stunde, und am Ende derselben verrichtete die ganze Versammlung ein kurzes aber inbrünstiges Gebet, nach dem ein Jeder sich mit Ruhe und Ordnung in seine Wohnung begab. Derselbe Mann predigte zweimal jeden Abend, an verschiedenen Orten, und er ist der einzige Lay, der das Volk zu sich anzuziehen versteht. Was die eigentlichen Priester anbetrifft, so predigen sie nur bei feierlichen Gelegenheiten, wo sie durch ihre Anhänger, die gewöhnlich eine große Verehrung für sie haben, aus ihrer Unthätigkeit und aus ihrem Schlummer gezogen werden."

Es wird schwer sein, bei irgend einem Volke einen seltsamern und albernern Aberglauben zu finden, als den Kultus, den die Birmannen ihrem „weißen Elephanten" erweisen, der in der That als die erste Person des Staats betrachtet wird. Der Kapitän Canning, der im Jahre 1810 durch die englische Regierung an den Hof von Amarapura abgesendet wurde, hatte die hohe Ehre, ihm vorgestellt zu werden. Die Erzählung dieses Offiziers ist interessant genug, und wir theilen sie hier mit.

„Die Residenz des weißen Elephanten befindet sich dicht neben dem Palaste des Königs, mit dem sie durch eine lange Gallerie, die durch zwei Säulenreihen unterstützt wird, verbunden ist. Am Ende dieser Gallerie verbirgt ein großer, schwarzer Sammetvorhang

Digitized by Google

der mit einer prachtvollen goldenen Stickerei geſchmückt iſt, das Thier vor den Augen des Volks. Vor dem Vorhange ſind mehrere koſtbare Tapeten ausgebreitet, auf denen die von der Verehrung dargebrachten Geſchenke hingelegt werden. Sie beſtanden in Muſſelinen mit goldenen und ſilbernen Blumen, in feinen Tüchern und Häuten, in Roſenwaſſer, Zeuge von Benares, Thee u. ſ. w. Nach einigem Verweilen im Vorzimmer, wo ſich gewöhnlich auch die birmannischen Fürſten einige Zeit lang aufhalten, wurde der Vorhang zurückgezogen, und wir bemerkten einen Elephanten, von kleiner Geſtalt und von Sandfarbe, der ganz unſchuldig mit ſeinem Rüſſel ſpielte, und es ſich nicht träumen ließ, daß er der Gegenſtand einer allgemeinen Anbetung ſei. Die Birmannen, die uns begleiteten, beugten vor ihm ihre Häupter bis in den Staub.

„Das erlauchte Thier hat zu ſeiner Wohnung einen großen Saal, der aufs Reichſte ausgeſchmückt iſt, und von vierundſechzig Säulen unterſtützt wird, von denen ſechsunddreißig gleichfalls vergoldet ſind. Seine Vorderfüße waren an einen dieſer Pfeiler mit einer dicken ſilbernen Kette befeſtigt, und die Hinterfüße waren mit Stricken umwunden. Sein Bett beſtand aus einem hohen Strohlager, das mit einem prächtigen Blumentuche überdeckt war, worüber man noch einen andern weichern Stoff, mit Karmoiſinſeiden bedeckt, ausgebreitet hatte. Das Thier hat eine vollkommene Hauseinrichtung, die aus einem Wunghi, oder erſten Miniſter, einem Munduck, oder Staatsſekretär, einem Serighi, oder zweiten Schreiber, einem Nakaun, oder Einführer, und vielen andern niedrigern Bedienten beſteht, die ſich alle dort befanden, um uns zu empfangen. Auſſer ſeinem Miniſterium hat er auch noch andere Beamte, die mit der Verwaltung der Landgüter und Ritterſchlöſſer beauftragt ſind, die ihm in den verſchiedenen Theilen des Landes gehören, ſo wie noch einen Hofſtaat von tauſend Perſonen, worin ſeine Leibgarde, ſeine Kammerherren, ſeine Livreen und ſein ganzes Gefolge begriffen iſt. Sein Geſchirr iſt ganz von Gold und ſehr prächtig. Seine Schabracke iſt gleichfalls von Gold und mit einer faſt unzählbaren Menge großer Diamanten, Perlen, Saphire, Rubine und andern Edelſteinen beſetzt. Seine Räucherpfanne, ſein Spuckнapf, ſeine Ohrgehänge, und alle Gefäße, aus denen er ſäuft und frißt, ſind gleichfalls von Gold und mit reichen Steinen verziert. Als der Vorhang aufgezogen wurde, ſchien man zu wünſchen, daß wir die Birmannen in ihrer Anbetung nachahmen möchten; indeſſen beſtand man, nach unſerer erſten Weigerung, nicht länger darauf. Der weiße Elephant ſchien mir krank zu ſein, und ich vermuthete, daß eine Art von Ausſatz die Farbe ſeiner Haut umgeſtaltet habe.

„Man ſagt, daß eine ſo hohe Ehre dieſem Thiere erwieſen werde, weil es eben nach mehreren Millionen Transmigrationen in ihm ſei, wohin ſich im letzten Grade eine Seele begebe, ehe ſie den Neibaun, oder das Paradies, betreten kann, wo ſie, nach der Lehre des Buddismus, wieder in den göttlichen Geiſt übergeht. Einer der erſten Titel des Königs iſt der eines Königs der weißen, rothen und ſcheckigen Elephanten, und man hat mir verſichert, daß die Birmannen alle dieſe drei Gattungen verehren. Der König bringt gewöhnlich alle Morgen dem weißen Elephanten ſeine Huldigungen dar, und begleitet ihn ſodann oft zum Fluſſe, um ihn zu baden, wobei er dieſem Thiere dieſelbe Ehrerbietung beweiſt, die ihm gewöhnlich von ſeinen Unterthanen erwieſen wird.

Beſchreibung der Stadt Konſtantinopel.

Nach dem „Tadj-ut-tevarick", einer türkiſchen Handſchrift von Saad-Uddin.

Die nachfolgende Beſchreibung gibt uns eben keinen günſtigen Begriff von der Wiſſenſchaft der türkiſchen Geſchichtſchreiber. Aber es iſt intereſſant genug zu ſehen, was die unterrichteten Ottomannen von den frühern Beſitzern von Konſtantinopel denken, und wie ſie dieſelben beurtheilen. Saad-Uddin iſt der einzige türkiſche Schriftſteller, der mit einigem Zuſammenhange von der alten Hauptſtadt des griechiſchen Reichs redet; alle übrigen haben darüber nur ein Gemiſch von Fabeln und Ungereimtheiten zuſammengeſtoppelt, die eben ſo ekelhaft als lächerlich ſind, wie das Saad-Uddin ſelbſt am Ende ſeiner Erzählung ſagt, die er wahrſcheinlich der Kronik von Edris *) entnommen hat.

Wir theilen hier eine abgekürzte Ueberſetzung der Erzählung mit, in welcher der Verfaſſer ſelbſt ſpricht.

„Konſtantinopel enthält hohe Berge und weite Ebenen, angenehme Spaziergänge und ſehr bequeme Hafen. In Vergleichung mit ihr, verdienen alle übrigen, mit Mauern umgebenen Orte, den Namen der Städte nicht. Gibt es wohl eine Stadt auf der ganzen Erde, wo, wie zu Konſtantinopel, das Gold ſo gemein als der Koth iſt? .... Dieſe maieſtätiſche Hauptſtadt, die viele prachtvolle Denkmäler ſchmücken, kann mit der Graziengeſtalt einer jungen

*) Mewla Mohammed-en-Nechri el Modarres, Verfaſſer eines Tarick-i-al-i-Othman, oder einer ottomanniſchen Geſchichte.

Digitized by Google

Schönheit verglichen werden, und ihr Umfang mit dem unendlichen Gebiete des Genies. Man würde sie beschimpfen, wenn man sie Stadt nennen wollte, weil viele Städte inner ihren Ringmauern Platz finden könnten. Mehr als hundert Kirchen, die Konstantinopel bereits zierten, ehe es von den Ottomannen erobert wurde, sind in Moscheen verwandelt worden. Eine große Menge christlicher Klöster haben sich in Kollegien für die Studenten, oder in Wohnungen für die Sophis verwandelt. Das allermerkwürdigste griechische Denkmal ist der Tempel der heiligen Sophia, der 15,000 Menschen in sich aufnehmen kann, und dessen Gewölbe von blauen, grünen, gelben und weißen Säulen unterstützt ist, die überall schwarze und weiße Flecken haben.

„Man lieset in den alten Geschichtschreibern, daß im Jahr 5052 nach Adams Fall ein Fürst, dessen Reich sich vom Franken- bis nach dem Griechenlande erstreckte, und der Wezendu genannt wurde, am Zusammenflusse des schwarzen mit dem mittelländischen Meere, die Stadt Konstantinopel erbaute, und sieben hohe Berge mit den Ringmauern umschloß. Zwölf Nachfolger Wezendu's regierten nach und nach über diese Stadt, bis zum Jahr 5750, wo ein König, Namens Konstantin, aus den Umgebungen der großen Stadt Rom kam, dieser Hauptstadt der Franken, welche die Päpste berühmt gemacht haben, Majedonien, welches wir jetzt Rumelien nennen, eroberte, sich Konstantinopels bemächtigte, und daraus die Hauptstadt seines Reichs machte. Dieser Monarch beschützte die Religion der Christen, er erbaute mehrere Klöster und unter andern das des Engels Azrael *), das nach der Eroberung zerstört wurde, und das S. Johanniskloster, von dem man noch einige Ueberbleibsel sieht. Nach einer dreißigjährigen Regierung wurde der Thron des Schmucks seines Daseins beraubt, und sein Sohn Julian folgte ihm nach. Dieser starb auch nach einigen Jahren, und wurde von Justinian ersetzt.

„Unter diesem Kaiser versammelten sich die vorzüglichsten Vorsteher der verschiedenen Religionen eines Tages in der Rennbahn (Hippodrom), und stritten sich daselbst über ihre Lehrsätze. Der Streit verlängerte sich und man kam vom Disputiren zum Schlagen, so daß mehrere Menschen todt auf der Stelle blieben. Nachdem Justinian das unwürdige Betragen dieser Feueranbeter erfahren hatte, löschte er die Flammen ihres Aufruhrs mit dem Wasser (dem Wohr) seines Schwerts aus, und ließ ein Kloster abbrechen, auf derselben Stelle, wo jetzt S. Sophia steht. Zugleich faßte er den Entschluß, dort einen Christentempel zu erbauen. Mit solchem Vorsatze beschäftigt, sah er im Traum eine junge Schönheit, die ihn mit folgenden Worte anredete: „Dein Bestreben, die christliche Religion blühend zu erhalten, wird nur erst dann von einem vollkommenen Erfolge gekrönt werden, wenn das heilige Gebäude, das du erbauen willst, vollendet sein wird.“ Dieses Traumgesicht bestimmte Justinian, die Erbauung des Tempels sogleich zu bewerkstelligen. Er ließ, um dieses große Werk auszuführen, die geschicktesten Baukünstler, Bildhauer, Maler und Geometer seines Reichs, und selbst die der übrigen Königreiche, nämlich Arabiens, Persiens, Indiens und China's, versammeln, und die Materialien herbeischaffen. Auf dieses erschien dem Monarchen, wiederum im Traum, ein grüner Greis *), dessen Gesicht wie der Mond glänzte, und er erhielt aus seiner Hand den Plan von S. Sophia. Der Oberbaukünstler hatte denselben Traum, und nachdem er dem Fürsten einen Abriß von dem Plan vorgelegt, den er des Nachts gesehen hatte, so erkannte ihn Justinian alsobald als vollkommen übereinstimmend mit dem ihm mitgetheilten, und den Willen des Höchsten verehrend, ließ er den Bau von S. Sophia nach diesem wunderbaren Modell beginnen.

„An dem von den Astrologen bestimmten Tage wurde der Grund des Tempels gelegt, und nachdem man auf dem Rücken des Stiers der Erde **) Steine, Bergen gleich, aufgehäuft hatte, wurde die Arbeit beständig ohn' Ermüden fortgesetzt. Man versichert, daß die acht Säulen, die den Dom des Hochheiligen und des Altars unterstützen, aus den Trümmern eines Tempels hervorgezogen worden sind, den ein Kaiser, Namens Olialo, ein Zeitgenosse des Propheten Abraham, in der Stadt Athen, der Wohnung der Philosophen, erbaut hatte. Fünftausend Maurer und zehntausend Taglöhner arbeiteten an diesem prachtvollen Haupttempel, und hundert Baukünstler, die die Geometrie verstanden, leiteten diese Arbeiten. An ihrer Spitze befand sich ein Mann, Namens Agnadius:

„Man war auf dem Punkte, dies schöne Denkmal zu beendigen, als der Schatz des Kaisers plötzlich ganz erschöpft war. Von dieser Verdrießlichkeit sehr betrübt, brachte Justinian eine ganze Woche in seiner Kapelle zu, und verlangte inständigst vom ewigen Herrscher, ihm die Thore seiner verborgenen Schätze zu eröffnen. Der Höchste, der von aller Ewigkeit an

*) Der Todesengel bei den Muselmännern.

*) Wahrscheinlich ist hier von Mahomet die Rede.

**) Man weiß, daß bei verschiedenen Völkern der Stier das Sinnbild der Erde ist. Entweder ist die obige Phrase eine Beziehung auf diese Allegorie, oder sie soll vielleicht hier nur bedeuten: „daß die Erde einem Stiere ähnlich sei.“

Digitized by Google

diesen Tempel den wahren Gläubigen bestimmt hatte, vergönnte, daß der Monarch nochmals im Traum den grünen Mann erblickte, der ihm schon einmal erschienen war. Der ehrwürdige Greis benachrichtigte ihn, daß er unter einem blauen Marmorblock, nahe am Thore des Schlosses von Selivrea, einen eines Königs würdigen Schatz finden würde. Nach seinem Erwachen ging Justinian mit den Großen seines Hofes zur bezeichneten Stelle, und fand in der That unter dem Blocke sieben große Gefäße, also mit Gold und Silber angefüllt, als von der Münze der Habsucht die Herzen der Weltkinder erfüllt sind.

„Der Tempelbau wurde also fortgesetzt. Man stellte mitten auf den Altar, auf einem silbernen Thron, eine Bildsäule des Herrn Jesu Christi (auf dem der Friede Gottes ruhen möge). An den beiden Seiten wurden die silbernen Statuen der zwölf Apostel des Messias angebracht, und auf zwölf vergoldeten Stühlen wurden zwölf auf's beste eingebundene Evangelienbücher niedergelegt. Man hängte an der Wölbung von S. Sophia sechstausend goldene und silberne Lampen auf, die mit vielen kostbaren Steinen besetzt waren, welche verschiedene Fürsten zum Geschenk eingesendet hatten. Ueber der großen Hauptthür befand sich ein Brett von der Arche Noa's (über dem der Friede Gottes sei), das ganz mit Gold eingefaßt war.

„Es wird berichtet, daß man sieben Jahre und drei Monate damit zubrachte, um die Materialien zu diesem Tempel zusammenzutragen, und acht Jahre und zwei Monate, um ihn zu erbauen. Man versichert noch, daß man außer den Geschenken der Könige 300,400 Stangen Goldes, eine jede Stange zu tausend Dukaten Werth gerechnet, zu seiner Erbauung verwendete. Justinian verstheilte, um dem Höchsten seinen Dank für die Vollendung dieses prachtvollen Bauwerks zu beweisen, sehr reiche Almosen unter die Armen. Mehrere Könige kamen nach Konstantinopel, um bei der Einweihung von S. Sophia gegenwärtig zu sein, und dreitausend Priester oder Mönche, ein Licht von Kampher (das heißt: ein weißes Licht) in der Hand, befanden sich auch daselbst.

„Sechs Monate nachher wurde die Säule der Existenz Justinians erschüttert, und da dieser große Monarch keine Kinder männlichen Geschlechts hatte, denen er sein Reich hinterlassen konnte, so bezeichnete er, bei seinem herannahenden Ende, seinen Neffen Justinius zu seinem Nachfolger. Sterbend wendete er sich noch gegen Diejenigen, die um ihn her standen, und sagte zu ihnen: „Ich wünsche, daß ihr nach meinem Hinscheiden neben S. Sophia eine Säule von weißem Marmor errichten möget, auf welcher ihr meine Statüe zu Pferde in Bronze zu stellen habt. Ihr werdet in die eine meiner Hände einen goldenen Apfel legen, und die andere leer und offen lassen, damit die, welche diese Bildsäule mit beobachtendem Auge betrachten, lernen, daß während einiger Zeit die Herrschaft der Welt, wie ein Apfel von glänzender Farbe, sich in meiner Hand befunden, aber daß der Herbst des Todes bald das Blumenbeet meines Daseins verwüstet, und daß die Sichel der Zeit diesen Apfel meinen Händen entnommen hat. Ja, das grausame Geschick, dem Hagel gleich, der die Blätter von den Bäumen abschlägt, zerstört in jedem Augenblicke das Lebensgebäude der Sterblichen; dies alte Weib zerreißt mit dem Messer des Hasses die Rath der Vereinigung, welche zwischen Freunden besteht. Der Palast der Welt ist die Wohnung des Unglücks. Er ist auf den wilden Strom der Zerstörung erbaut. Wir sind gleich den Schatten .... habet ihr jemals gehört, daß sie nicht verschwinden? *)"

„Justinius vollstreckte das Verlangen seines Oheims, und ließ auf der Säule die Statüe des Gründers von S. Sophia stellen. Mahomet II ließ sie in der Folge, so wie alle übrigen Denkmäler dieser Art, welche sich zu Konstantinopel befanden, bei Seite schaffen; aber er ließ die Säule, die noch heutigen Tages besteht.

„Zwei Jahre nach dem Regierungsantritte dieses Kaisers stürzte der Dom von S. Sophia ein, und mehr als 400 Menschen (unter denen sich auch der Patriarch und viele Mönche befanden) traten die Reise auf dem Wege des Todes an. Bei dieser Nachricht ließ Justinius den Baumeister Agnadius kommen (welcher der Erbauung von S. Sophia vorgestanden hatte), schmähte ihn wacker aus, und befragte ihn um die Ursache des Einsturzes. Der Baumeister entgegnete: daß die Schuld an Justinian liege, der darauf bestanden habe, daß der Dom vollendet werden solle, obgleich das übrige Bauwerk noch nicht fest und getrocknet war, und daß er ihm eine fünf Fuß größere Höhe vorgeschrieben habe, als man gewöhnlich aufführe. Diese Beweggründe bewahrten augenblicklich das Lebensbauwerk des Agnadius vor seiner gänzlichen Zerstörung. Justinius ließ den Dom wieder erbauen; aber da sein Schatz zu dieser Ausgabe nicht hinreichend war, so verwendete er dazu alles Gold und Silber, womit die Mauern und Thüren des Tempels verziert waren, so wie auch allen übrigen Schmuck, dessen wir erwähnt haben.

*) Man gibt auf die Schönheit dieses Vergleichs wenig Acht, weil er sich auch in der Bibel, und bei den Poeten der verschiedenen Nationen begegnet; aber man findet etwas Wahres und Schreckliches in diesem hindostanischen Vers: „Nach welcher Seite du auch dein Auge wenden magst, du wirst überall nur sehen, daß ganze Geschlechter wie Wasserblasen verschwunden sind."

Digitized by Google

„Solches geſchah zu derſelben Zeit, wo man die Statüe Juſtinians auf die Säule ſtellen wollte, die zu dieſem Zweck errichtet worden war. Der Kaiſer benutzte dieſe Gelegenheit, um dem Baumeiſter ſeine Rache fühlbar zu machen. Er verordnete alſo dem Agnadius, in eigener Perſon das Denkmal zu beſteigen, um die Bildſäule darauf zu ſtellen, wonach man alſobald die Leiter entfernte, damit er nicht mehr hinabſteigen konne, und dort oben vor Hunger und Durſt umkommen müſſe. Der Befehl wurde auf's Genaueſte vollſtreckt und Agnadius hatte ſchon auf ſein Leben verzichtet, als ſeine Frau ſich am Fuße der Säule einfand, und aus dem Rauch ihrer Seufzer eine Kolonne bildete, die noch höher ſtieg, als die, auf welcher ſich ihr Mann befand. Nachdem dieſer ſie bemerkt hatte, warf er ihr ein Billet zu, auf dem geſchrieben ſtand, daß ſie mit Naphta und Pech einen Strick überdecken, und denſelben in der Nacht an den Fuß der Säule bringen ſolle. Kaum hatte die Finſterniß ſich über die Erde verbreitet, ſo begab ſich die Frau des Baumeiſters, das Herz mit frohen Hoffnungen erfüllt, mit dem verlangten Stricke, an die bezeichnete Stelle. Agnadius machte nun aus den Faden ſeines Kleides ein leichtes Band, das er hinunter ließ, und an welches ſeine Frau den Strick befeſtigte. Er zog ihn zu ſich herauf, befeſtigte ihn um die Säule, zog ſeine Kleider und ſeinen Turban ab, und richtete ſie alſo ein, daß man glauben könne, er befände ſich noch immer auf dem Gipfel des Denkmals. Sodann, einer Spinne gleich, rutſchte er an dem Stricke hinab, zündete ihn an, nahm die Tracht eines Mönchs, und verließ die Stadt. Neun Jahre nachher kehrte er wieder dahin zurück, und zog ſich in das Kloſter Azael zurück. Eines Tages beſuchte Juſtinius die Väter dieſes Kloſters, und da er dieſen Mönch bemerkte, den er nicht kannte, ſo redete er ihn an, und befragte ihn um ſeinen Namen und ſein Vaterland. Agnadius flüchtete ſich in den Schatten der kaiſerlichen Gnade, und gab ſich zu erkennen. Juſtinius erkannte ihn auch ſogleich, und wünſchte zu wiſſen, wie er dem Tod entronnen ſei. Der berühmte Baumeiſter wußte geſchickte die Perlen der Erzählung dieſer Begebenheit einzufädeln, und der Kaiſer nahm ihn wieder zu Gnaden an und auf.

„Bei der Geburt Mahomets ſtürzte die öſtliche Hälfte des Doms von S. Sophia ein *); aber Nuſchirwan (Chosroes der Große), König von Perſien, der die griechiſchen Kaiſer ſich unterworfen hatte, ſendete bedeutende Summen Goldes nach Konſtantinopel, um ihn wieder herzuſtellen."

*) Zu derſelben Zeit, ſagen die muſelmänniſchen Kroniken, trocknete das Salzmeer der Stadt Saba in Medien aus, das Gewölbe des Palaſtes der Könige von Perſien ſtürzte ein, und es geſchahen allerlei ähnliche Wunderdinge.

Nordamerikaniſche Volksfeſte.

Unter den glänzenden Feſten, welche die Erkenntlichkeit eines großen, freien, unabhängigen Volks dem General La Fayette gegeben hat, zeichnet ſich eins durch ſeine Originalität und einen unausſprechlichen Zauber aus. Zu Wilmington wurde der Freund und Waffengefährte des unſterblichen Washington, nach der Vorſtellung und den öffentlichen Reden, in einen prachtvollen Saal geführt, in dem ſich die Elite der Damen der Stadt befand, die ihm nach und nach vorgeſtellt wurden. In dem Augenblicke, wo er nun den Saal verlaſſen wollte, um dem Bankett beizuwohnen, welches ihm der Stadtrath gab, ließ ſich ein Stimmenkonzert vernehmen und die Damen ſangen im Chorus folgende Verſe, die wir leider nur ſchwach zu übertragen vermögen. Es iſt das Lebewohl der Dankbarkeit und kindlichen Ergebenheit.

Tune. — Tamworth.

Hear us! hear us! e'er thou leave us,
Take our lingering, long farewell!
Thou who erst did's aid to give us,
All the joys we now can tell.
Veteran Hero! Friend of freedom!
In our hearts, thou' lt ever dwell.

May the richest boon of heaven,
Pay thee for the good thou 'st done;
And to us may it be given
To behold thy setting sun.
Veteran Hero! Friend of freedom!
Taste the fruits thy valor won.

Leave no more these peerless mountains,
Every hearth's a home for thee;
All these plains, these chrystal fountains,
All are fraught with liberty.
Veteran Hero! Friend of freedom!
Rest the with the brave and free.

But if thou hast left behind thee,
Ties boo tender thus to tear;
Let these grateful tears remind the,
That our prayers are with there,
Veteran Hero! Friend of freedom!
May thy dowaward path be fair.

„Höre uns, höre uns! ehe du uns verläßt. Laß uns ein trauriges, langes Lebewohl dir ſagen. Du, der unſern Vätern geholfen hat, uns alle die Wohlthaten zuzuwenden, die uns jetzt ſo hoch beglücken.

Digitized by Google

Veteran-Held! Freund der Freiheit! du wirst beſtändig in unſern Herzen leben.

„Möge die reichſte Gunſt des Himmels dich belohnen, für all' das Gute, das du gethan haſt. Aber warum ſollte es uns nicht vergönnt ſein, deine untergehende Sonne zu betrachten? Veteran-Held! Freund der Freiheit! genieße ſie hier, die Früchte deines Ruhms.

„Verlaſſe dieſe Gebirge nicht mehr, die ihres Gleichen nicht auf Erden haben: jeder Herd wird der deinige ſein. Dieſe Ebenen, dieſe klaren Quellen, Alles athmet Freiheit hier. Veteran-Held! Freund der Freiheit! ruhe aus in der Mitte der Tapfern und freier Menſchen.

„Aber du haſt in deinem Vaterlande jene Neigungen gelaſſen, die dich dorthin zurückrufen, dein Herz iſt in Frankreich: lebe wohl! Aber laß unſere Thränen ein Zeichen ſein, daß unſere Gebete dich begleiten werden. Veteran-Held! Freund der Freiheit! dein Gehen ſei geſegnet, wie auch dein Kommen."

Während dieſes Geſanges war die Rührung des Generals ſo groß, daß man ſie in einem jeden Zuge ſeines Geſichts leſen konnte, und als nach ſeiner Beendigung die jungen Damen ſich ihm näherten, um jede beſonders von ihm Abſchied zu nehmen, konnte er ſich der Thränen nicht mehr erwehren.

Auszüge aus den neueſten chineſiſchen Zeitungen.

Wir glauben unſern Leſern Vergnügen zu machen, wenn wir ihnen über die Sitten und die allgemeine Verwaltung eines Landes wie China, das ſo intereſſant und doch ſo wenig bekannt iſt, einige nähere Nachrichten mittheilen, die wir den Zeitungen dieſes Kaiſerreichs ſelbſt zu entnehmen Gelegenheit gehabt haben. Wir wollen zuerſt mit der „Kriminal-Gerechtigkeitspflege" beginnen.

Die Anwendung der Tortur ſcheint in den Kriminalſachen unbeſchränkt zu ſein. Zu Ende 1822 erließ der Kaiſer ein Dekret, in welchem er erklärt, erfahren zu haben, daß in einem Zeitraum von drei Monaten ſieben Zeugen, worunter zwei Frauen, auf der Tortur geſtorben ſind, oder ſich getödtet haben, um den Martern derſelben zu entgehen. Seine Majeſtät begehrt, daß hinfort dieſe Probe nicht mehr ſo weit getrieben werde, um den Tod zu verurſachen, und daß man, auf der andern Seite, die Gefangenen ſtrenger bewachen ſolle, damit ſie ſich nicht mehr ſelbſt entleiben können. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß durch dies Dekret keine Neuerung eingeführt, oder die Gerechtigkeitspflege auf keine Weiſe gemildert werden ſoll, was nur von übeln Folgen ſein könnte und würde.

Im zweifelhaften Falle befiehlt der Kaiſer, daß der Verbrecher manchmal neuen Proben unterworfen werden ſolle. Ein Dekret, welches ſich in der No. 125 der Zeitung von Peking befindet, erklärt, daß Se. Majeſtät bei Uebergehung der Liſte der Verbrechen, die ſeiner Unterſchrift zur Exekution bedurften, einen gewiſſen Mord bemerkt habe, der in der Provinz Szechun geſchehen, und der noch nicht vollkommen erwieſen zu ſein ſcheint. Folglich wird der Gouverneur angewieſen, beide Parteien nochmals einer ſtrengen Tortur und den angeklagten Verbrecher einer neuen Probe zu unterziehen. Der in Rede ſtehende Fall war folgender: Ein Bauer hatte dem Herrn, von dem er ſein Land gepachtet, ein Kleid geſtohlen. Eines Tages hatte er es ausgebreitet, um es an der Sonne trocknen zu laſſen, wo es von dem Eigenthümer wiedererkannt wurde; da es jedoch abgenutzt war, ſo wollte dieſer es nicht mehr zurücknehmen, ſondern verlangte den Preis in Geld dafür. Der Bauer verweigerte das, und damit begann ein hartnäckiger Streit zwiſchen ihnen. Der Bauer bildete nun (nach dem dem Kaiſer erſtatteten Berichte) den teufliſchen Plan, ſein eigenes Weib zu ermorden und ſeinen Herrn dieſes Verbrechens zu beſchuldigen. Um ſeinen Vorſatz auszuführen, nahm er ſie mit ſich bis auf die Grenze des Herrenguts, unter dem Vorwand, dort Holz aufzuleſen, und während ſie dies Geſchäft verrichtete, benutzte er die Gelegenheit, ihr den Kopf mit einem Hackmeſſer zu ſpalten; wonach er ſie auf derſelben Stelle ließ. Die Bemerkung des Kaiſers über dieſe Anklage iſt merkwürdig genug. Hier iſt ſie Wort für Wort: „Weil es nicht ſcheint, daß dieſer Menſch vorher im Unfrieden mit ſeinem Weibe gelebt, noch daß dies Weib den Diebſtahl ihres Mannes entdeckt habe, ſo iſt es nicht glaublich, daß er ſie nur bloß deshalb getödtet habe, um die Schwere der Anklage eines ſolchen Verbrechens auf einen Andern zu übertragen."

Canton, 22 Dezember 1822. — Der Fo-yuen hat eine ſehr lange Proklamation bekannt gemacht, in welcher er das Volk, das ſich in ſeinem Regierungsbezirke befindet, zur Induſtrie und zur Ausübung aller geſellſchaftlichen Tugenden ermahnt. Dieſe Proklamation handelt über vier vorzügliche Gegenſtände: die Unterſtützung der Induſtrie, die Verbreitung des Unterrichts, die Verehrung der Tugend und die Beſtrafung des Laſters. „Die alten Weiſen", heißt es darin, „vermeinten, daß wenn es irgend einen unverbeſſerlichen Menſchen gebe, die Schuld nicht an ihm, ſondern an den Geſetzen des Landes liege. Ich habe meine Laufbahn als Chee-tsein (Magiſtratsperſon) begonnen und in dieſer Eigenſchaft zwanzig Jahre lang in der Provinz Canton gedient. Von da wurde ich nach Shan-Tung und nach Honan geſendet, und

Digitized by Google

jetzt bekleide ich die Stelle eines General-Zenſors (das heißt eines Raths ſeiner kaiſerlichen Majeſtät) und eines Kapitäns-Beamten, zur Ausbehung der Truppen zu Canton. Weiber und Muſik, Gewinn und Reichthum, Feſte und Feierlichkeiten, das Alles hat nichts Anziehendes mehr für mich. Mein einziger, heißer, beſtändiger Wunſch iſt der, die Sache der Nation und des armen Volks zu bewachen, wie wenn es für mein eigenes und perſönliches Intereſſe wäre.

„Ich muß dem Dank erweiſen, der allein wahrhaft weiſe und wahrhaft heilig iſt, daß er mich zum Erlöſer des Volks hat erwählen wollen; denn ich bin überzeugt, daß in allen Diſtrikten, die meinem Regierungsbereiche zugehören, Raub und Diebſtahl an der Tagesordnung ſind, daß die Prozeſſe und Verhaftungen ſich vermehren, daß das gute Betragen, die Höflichkeit und der Unterricht aufgehört haben zu blühen, und daß die öffentliche Sitte nicht mehr gut iſt. Ohne ein großes und dauerndes Beſtreben, dies Uebel zu verbeſſern, bin ich nicht im Stande, das Volk zu erleichtern und zu tröſten. Auſſer der ſtrengen Aufmerkſamkeit, die ich auf die Prüfung der mir gegenwärtig vorgelegten Gegenſtände verwenden will, und meinen beſtändigen Berathungen für das allgemeine Beſte, glaube ich, daß es nothwendig iſt, im Augenblicke meiner Ankunft eine Liſte all' der wichtigen Sachen zu verfaſſen, die ich beobachten und als Proklamationen herausgeben will, indem ich zugleich den Beamten der Regierung, den Gelehrten, den Erſten des Landes, den Soldaten und dem armen Volke, als Mitgliedern eines und desſelben Körpers, einen vollkommenen und unbedingten Gehorſam über dieſen Punkt anempfehle. Alſo Gnade dem, der Widerſtand leiſten wollte!"

Beſonderes Edikt.

Erſter Hauptartikel. Aufmunterung zur Erzeugung der Nahrungsmittel.

1. Der Ueberfluß des Waſſers iſt zur Exiſtenz des Volks durchaus nothwendig. Beim Ackerbau iſt das Waſſer für die Felder, was das Blut, das in den Adern fließt, für das Leben des Menſchen iſt. Canton iſt den Hügeln und Bergen nahe, und das Land iſt unfruchtbar, ſo daß man, wenn es etwa in zehn Tagen nicht geregnet hat, ſich ſchon über Trockenheit beſchwert. (Es werden ſodann hier alle möglichen Vorſchläge gemacht, das Land hinlänglich zu bewäſſern.)

2. Bäume zu pflanzen. Von allen Geſchenken der Natur iſt keines wichtiger, als das Wachsthum der Bäume, die weder unſerer Kleider noch unſerer Nahrungsmittel bedürfen.

3. Die Hausthiere zu ernähren.

4. Die Wohlthätigkeit und das Mitleiden zu ermuntern. Die Natur kann nicht alle ihre Geſchenke gleich vertheilen, und nicht Allen das Nothwendige darreichen. Aber ſie vertraut auf die Reichen, daß ſie die Armen unterſtützen werden, und ſie wird ſie reichlich in ihren Kindern und Kindeskindern dafür belohnen.

5. Die Sparſamkeit zu ehren. Es herrſcht ein ausſchweifender Luxus in der Provinz Canton, und vorzüglich in den Diſtrikten Kwang-Schu und Schau-Schu. Das Laſter beginnt bei den zurückgezogenen Mandarins, von wo es über die Honoratioren oder Erſten des Landes ſich verbreitet, um ſodann zum reichen Handelsſtande und zum großen Haufen überzugehen. Man will ſchöne und glänzende Kleider tragen, ſeine Frau und ſeine Kinder mit Gold und Edelſteinen ſchmücken, die köſtlichſten Speiſen und Getränke des Gebirgs und des Meeres haben u. ſ. w. Der Kaiſer, der gewiß der Erſte des Staats iſt, und deſſen Ländereien den ganzen Raum einnehmen, der von den vier Meeren beſpült wird, gibt euch ſelbſt das Beiſpiel der Einfachheit.

Zweiter Hauptartikel. Verbreitung des Unterrichts.

1. Die kindliche Frömmigkeit und Treue anempfehlen. Die Natur gibt Allen, Landleuten, Handwerkern oder Kaufleuten, das innigſte, urſprüngliche Gefühl der vier Tugenden, die in den Worten: Pflichten eines Bruders, eines Sohns, der Treue und Wahrheit enthalten ſind.

2. Ausbildung der Talente. Die Schulen ſind die Orte, in denen ſich das Talent erhebt, und ich ſchreibe ihnen deshalb die größte Wichtigkeit zu. Warum iſt man ſo langſam und nachläſſig, da zu helfen, wo die Hülfe am nothwendigſten iſt? Ich will mein ganzes Einkommen dazu verwenden, um in den armen Diſtrikten öffentliche Schulen zu ſtiften.

3. Ehrerbietung gegen das Alter.

4. Die Unterrichteten ſind die Hoffnung der Armen; deshalb ſollen ſie den Schatz ihrer Kenntniſſe ihnen mittheilen.

5. Die Reichen, die ihr Vermögen ihren Vorfahren verdanken, ſollen ihre armen Verwandten unterſtützen.

6. Die Armen mögen ſich erinnern, daß Reichthum und Armuth vom Willen des Himmels abhängen.

7. Die Kauf- und Handelsleute ſollen ehrlich ſein.

8. Die Mütter ſollen lernen, ihre Kinder zu unterrichten; denn der erſte Unterricht iſt eine zweite Natur.

9. Da die Frauen nicht leſen lernen, ſo ſollen die Väter und Gatten ihre Töchter und Frauen durch ihre Rede unterrichten, weil eben von ihnen der Wohlſtand oder der Ruin einer ganzen Familie abhängt. Die erſten Pflichten der Weiber ſind, ihren Männern und ihren Verwandten zu gehorchen und ſie zu achten, mit ihren Schweſtern in Eintracht zu leben, ihre Kinder im Weben und Spinnen zu unterrichten und

Digitized by Google

die Mahlzeiten zu bereiten. Wenn die Grundsätze der Tugend auf solche Weise in die Herzen der Mädchen gegraben sind, so können sie hoffen, gute Gattinnen und gute Mütter zu werden, welche die Keuschheit lieben und ihrer Familie durch ihr Betragen Ehre machen. Wenn sie dieselben im Gegentheil vernachlässigen, wenn sie ohne Unterricht bleiben, so werden sie den Übrigen Schande machen.

Dritter Hauptartikel. (Zur Beachtung der Magistratspersonen.)

1. Die Tugend des Armen loben und ihn unterstützen.
2. Die kindliche Frömmigkeit ehren.
3. Das Alter hochachten.
4. Die großen Tugenden öffentlich bekannt machen.
5. Die guten und wohlthätigen Menschen nennen.
6. Das weise und wohlwollende Betragen der Greise und der Land-Polizeibedienten loben und anfeuern.
7. Ehrenfahnen den Familien ertheilen, die sich durch Ausübung häuslicher Tugenden auszeichnen.

Vierter Hauptartikel. (Zur Beachtung der Magistratspersonen.)

1. Verbietung des Spiels.
2. Gesetz gegen die Selbstmorde. Es besteht in der Provinz Canton ein entsetzlicher Wahnsinn, nämlich: sich der erbärmlichsten Ursache wegen den Tod zu geben, und die Verwandten des Verstorbenen benutzen diese Gelegenheit, sich zu bereichern. Sie behaupten mit großer Kühnheit, daß irgend ein reicher Nachbar den Selbstmörder übel behandelt und ihn zu seinem verzweifelten Schritte gezwungen habe. Jener, um einen Prozeß zu vermeiden, gibt ihnen gewöhnlich eine bedeutende Summe Geldes. Weigert er sich dessen, so verständigen sie sich mit der Polizei und beginnen die Verfolgung. Während ich im Amte zu Nawdeung stand, trugen sich in jedem Monate fünf oder sechs solcher Selbstmorde zu.

3. Die Provinz Canton ist sehr gebirgig. Berge und Thäler sind von Dieben und Räubern bewohnt, die täglich ihre Schelmereien verüben. Man muß sie nachdrücklich verfolgen.

4. Die herumziehenden Prokuratoren heben die Leute gegen einander auf, und erzeugen überall Chikanen und Prozesse, die ohne Ende sind. Die Unschuldigen werden von den Bösen angeklagt, die Magistratspersonen sind geizig und grausam, die Polizei ist treulos, dumm, tyrannisch und oft betrunken. Die Richter betrachten oft die ihnen vorgelegten Gegenstände als ihrer Aufmerksamkeit unwürdig, und überlassen sie ihren Dienern, wodurch ganze Familien zu Grunde gerichtet und die Menschen auf tausend entsetzliche Arten unterdrückt und ermordet werden.

5. Bestrafung des Lasterhaften, der sich gegen seine Obrigkeit auflehnt, oder seine Verwandten und Greise beleidigt.

6. Verfolgung der Banditen, die sich unter mancherlei Formen zu verstecken wissen und sich gegenseitig unterstützen.

7. Verfolgung und Verhaftung der Diebe und Landstreicher, die das Schrecken der Gegend sind, und die sich bewaffnet in jeden Streit mischen, um den Unterdrückten zu verletzen und den Schwachen zu beschimpfen.

Wenn nun auch alle diese Vorschriften nur theilweis beobachtet würden, so könnten sie doch nicht ermangeln, die Ruhe unter dem Volke wieder herzustellen; aber wenn sie auf's Strengste befolgt werden, so wird eine allgemeine Regeneration den Sitten statt finden. Ich wünsche, daß alle meine Untergebene, alle Vernünftigen und die Masse des Volks diese Proklamation nicht allein als eine allgemeine Ermahnung, oder als ein öffentliches Schreiben, das man der Form wegen herausgibt, betrachten, sondern daß sie dieselbe mit Ehrfurcht aufnehmen und sich in Allem danach richten mögen.

Tau-Kwang.

Im zweiten Jahre, im eilften Monde, am achten Tage.

Canton, 11 Januar 1823. — Im Jahr 1818 schrieb der Vuen (Gouverneur, und der Foo-vuen oder Vize-Gouverneur) an den letzten Kaiser, um die Erlaubniß zu begehren, eine Statistik der Provinz Canton verfassen zu dürfen, wobei sie als Ursache ihres Begehrens angaben, daß die alleinige sich im Gebrauch befindliche Statistik vor neunzig Jahren angefertigt worden wäre, und folglich sehr unvollständig sei, und daß eine neuere der großen Statistik des Reichs, welche Taitsing-tung-cho genannt wird, nicht anders als nützlich werden könne. Der Kaiser billigte den Entwurf, und die Arbeiten wurden unter siebenundbreißig Personen vertheilt. Vier Jahre wurden zur Zusammentragung aller Materialien verwendet, und das Buch sollte nun in hundert Abtheilungen, unter dem Titel: Kwang-Tung-Tung-che, oder vollkommene Topographie der Provinz Canton, herausgegeben werden.

Auf seiner Reise nach den östlichen Provinzen wollte der Gouverneur ein Exemplar dieses Werks mit sich nehmen; aber der Buchdrucker wollte es zu theuer verkaufen, weshalb der Gouverneur einen Offizier zu ihm sendete und ihm zwanzig Peitschenhiebe, in's Kaisers Namen, verabreichen ließ, wie dies in China Mode ist, worauf das Exemplar sogleich, nach einer beliebigen Taxe, zu seiner Disposition stand.

Der Plan, den man bei diesem Werke befolgt hat, erinnert an ein anderes, die Provinz Kwang-see betreffendes, das unter der vorigen Regierung verfaßt

Digitized by Google

wurde. Die neue Statiſtik von Canton enthält auſſer der Geſchichte und den Alterthümern dieſer Provinz auch eine biographiſche Notiz der berühmteſten Männer derſelben. Die Karten ſind viel beſſer und vollſtändiger, als alle diejenigen, welche bisher herausgegeben worden ſind, und jeder Heen oder Diſtrikt iſt beſonders gezeichnet. Die Namen der vorzüglichſten Berge befinden ſich darauf eben ſo wohl, als die Breite und Länge nach dem Meridian von Peking. Dieſe Karten ſind das Werk eines Prieſters von der Sekte Tabu, den die europäiſchen Miſſionairs unterrichtet haben. Es ſcheint jedoch, daß ſeine aſtronomiſchen Kenntniſſe eben nicht beſonders ſind, denn er folgt dem alten Syſteme, nach welchem die Erde ſich im Mittelpunkte des Weltalls befindet.

Na-Yen-Sching, Gouverneur von Eben-See und Kein-Chub, hat die in dieſen beiden Provinzen befindlichen Truppen vor ſich die Revue paſſiren laſſen, und dem Kaiſer einen ſehr erfreulichen Bericht über ihre gute Disziplin zugeſendet. Er wünſcht jedoch, daß die Soldaten fleiſſiger exerziren mögen; auch ſollen drei Offiziere abgeſetzt werden, die eben ſo ungeſchickte Reiter, als üble Schützen ſind.

Peking, 25 Juli 1823. — Heute iſt von Seiner kaiſerlichen Majeſtät folgende Verordnung erlaſſen worden: „In Folge des auſſerordentlichen Regens, der ſeit dem 16. dieſes ohne Unterbrechung herabgeſtrömt iſt, fühlt ſich der Kaiſer über das Schickſal des armen Volks ſehr betrübt, und fürchtet Tag und Nacht, daß dieſe Regengüſſe eine allgemeine Ueberſchwemmung veranlaſſen möchten, weshalb er es für nothwendig erachtet, einen glücklichen Tag zu benutzen, um ſchönes Wetter vom Himmel zu erflehen. Ich verordne alſo durch Gegenwärtiges, daß die Geſellſchaft der Prieſter der Sekte Tabu auserwählt ſei, um einen Altar im großen Pallaſte zu errichten und die Gebete zu beginnen. Ich bezeichne meinen älteſten Sohn, um in Perſon Weihrauch darzubieten, und ich befehle dem King-Shing-tſün-wang, ſich in die Tempel des Windgottes und des Wolkengottes zu begeben, und Weihrauch zu ſtreuen. Er ſoll ſich ſodann auch in die Tempel des Gottes der Jahreszeiten und des Donnergottes begeben, um dort gleichfalls Weihrauch zu verbreiten. Ich gebiete überdem dem Twan-Gain, die ganze Zeremonie zu bewachen, dem Fuh-Sing, Tag und Nacht dabei zu bleiben, und dem Hang-Hea, zwei Chöre zu bilden, die wechſelweiſe, während der Nacht, Weihrauch ſtreuen ſollen. Befolgt und achtet meine Befehle!“

Hiſtoriſche Kronik.

III.

Quinam igitur liber? sapiens ..... Horaz.

Griechenlands letzter Bürgerkrieg — wenn man anders eine Gährung alſo benennen kann, die von einigen Verräthern und Verführten veranlaßt, faſt ohne Blutvergieſſen beſeitigt worden — iſt Europa ein Beweis mehr, wie feſte Wurzel dort bereits die Geſetzkraft gefaßt habe. Die Weisheit und Energie der Maaßregeln, welche die Regierung bei dieſer Gelegenheit in Anwendung gebracht hat, ſind die ſicherſten Zeugen ihrer Stärke, und in dieſer Hinſicht iſt die Rebellion Colocotronis und ſeiner Genoſſen ihr mehr nützlich als nachtheilig geweſen. Der Herd des Aufruhrs, von türkiſch-ägyptiſchem Gelde erbauet, befand ſich in Arkadien, und ſprühete von dort ſeine Flammen über den Peloponnes hin. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß der alte Verräther Colocotroni dieſen vatermörderiſchen Plan angelegt und geleitet habe, aber er hat ſich dabei ſo klug zu benehmen gewußt, daß man ihn bis jetzt noch nicht auf eine beſtimmte Weiſe deſſen hat überführen können, obgleich ſein Sohn zu Tripolizza an der Spitze der Rebellen gefallen war. In ſeinem Korps befand ſich auch die bekannte Amazone Bobelina, die von den Patrioten gefangen worden iſt. Siſſinis, der den Blokus von Patras befehligte, verließ ihn, um ſich mit Colocotroni zu vereinigen. Nach vielem unſteten Umherirren iſt er endlich zu Zante angekommen, wo ihn das Volk mit Steinen begrüßt hat, und wahrſcheinlich zerriſſen haben würde, wenn die Behörde ihn nicht in Schutz genommen hätte. Londos, Deliyanni, Zaimos und einige andere Verräther ſind von Maurokordato angehalten und der Regierung überliefert worden. Der Oberſt Staikos, der 1823 zuerſt die Wälle von Napoli erſtieg, iſt der Theilnahme an der letzten Gährung wegen zu Tripolizza hingerichtet worden. Dieſes Beiſpiel einer ſtrengen Gerechtigkeit hat eine auſſerordentliche Wirkung hervorgebracht. Mauromichali hingegen, auf dem früher mancher Vorwurf haftete, hat ſich ſeht ganz ruhig verhalten. Von Warwaky ſagt man, daß er ſich aufs Eifrigſte bemüht habe, die politiſche Wage Griechenlands einem fremden Intereſſe zuzuneigen, und daß er, da alle dieſe Verſuche ihm mißlungen waren, ſich aus Morea auf die joniſchen Inſeln zurückgezogen habe. Colocotroni ſelbſt iſt unter ſtrenge Aufſicht geſtellt worden.

Alle Soldaten, die, durch Beſtechungen und Verſprechungen von den Aufrührern gewonnen, ihre Plane einige Zeit lang unterſtützt hatten, ſind bald von ihrem Irrthum zurückgekommen und

Digitized by Google

haben sich der Regierung zugewendet. Es ist nicht mehr dem geringsten Zweifel unterworfen, daß auch diese *letzte* Gährung von Seiten der Pforte veranlaßt, und durch europäische Agenten betrieben worden ist. Der Sohn des ägyptischen Satrapen sollte, während im Peloponnes der Bürgerkrieg wüthete, eine Landung unternehmen, und den Barbaren dort einen festen Punkt zu gewinnen suchen. Dies Unternehmen ist *nicht nur nicht* gelungen, sondern Ibrahim Pascha ist vielmehr, kurz nachdem er den Hafen von Makri verlassen und bei Suda, in der Nähe von Kandia, seine Flotte versammelt hatte, dort am 5. oder 6. Dezember von Mianlis angegriffen und geschlagen worden. Seitdem scheint er sich mit dem größten Theile seiner Macht nach Kandia zurückgezogen zu haben, wo er überwintern will. Um jedoch auf jeden möglichen Fall gefaßt zu sein, werden im südlichen Morea mehrere Truppenkorps zusammengezogen, die indeß eben sowohl zur längst entworfenen Expedition nach Kandia, als zur Vertheidigung der Küsten bestimmt sein dürften.

Die zu London und Paris zu Gunsten Griechenlands eröffneten Anleihen sind über alle Erwartung günstig ausgefallen, und man behauptet, daß der alte Warwaky, den man jetzt allgemein als den Agenten Rußlands betrachtet, sein hohes Mißfallen darüber auf keine andere Weise zu erkennen zu geben gewußt, als daß er plötzlich Griechenland verlassen hat. Man fügt hinzu, daß durch diesen Schritt die Unabhängigkeit dieses neuen Staats eine Garantie mehr erhalten dürfte. Seit Ende Dezembers herrscht nun im Peloponnes wieder die vollkommenste Ruhe; der Blokus von Patras, der vom meineidigen Sissinis aufgehoben worden war, hat wieder mit ganzer Strenge begonnen, Coron und Modon sind eng umschlossen und in Kurzem soll eine Landung auf Negroponi unternommen werden. Den neuesten Nachrichten zufolge hat Patras zu kapitulieren verlangt, man hat bereits die Geißeln ausgewechselt, und die günstige Abschließung dieser Angelegenheit steht nun zu erwarten. Vom ägyptischen Pascha sagt man zwar, daß er im nächsten Feldzuge der Pforte gegen Griechenland neutral bleiben, und für sich selbst arbeiten wolle; aber es ist vorauszusehen, daß er, da er sich einmal für die Pforte erklärt hat, nun auch sein Unternehmen wird durchsetzen wollen. Er hat deshalb beschlossen, in der Nähe von Kairo eine neue Armee zu bilden, sie ganz auf europäische Weise einzurichten und durch ehemalige französische Offiziere dressiren zu lassen, weshalb er bereits zwei napoleonische Generale und zwölf Offiziere in seinen Dienst genommen hat. Seinem Sohne hat er ganz neuerlich noch drei Millionen Piaster, zu Besoldungen und Bestechungen, zukommen lassen.

Die hohe Pforte befindet sich bei alle dem in keiner sehr beneidenswerthen Lage. Der Divan selbst beginnt endlich den kritischen Zustand zu durchschauen, und wenn er irgend eines festen Entschlusses fähig wäre, so würde es jetzt hohe Zeit sein, ihn in Anwendung zu bringen. Die Gefahr, welche das Reich der Osmanlis in Europa von allen Seiten umringt, wird noch durch die Volksbewegung in Serbien vermehrt, die von Tag zu Tag einen ernsthaftern Karakter annimmt. Dazu kommt noch, daß Omer Vrione sich immer mehr den Griechen zuneigt, und mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen dürfte. Er hat sich sogar erboten, ihnen zum Zeichen seiner guten Absicht Prevesa zu räumen. Maurokordats hat diese verwickelte Angelegenheit bisher mit einem großen Eifer und vieler Weisheit geleitet, so daß der günstige Erfolg allein nur ihm zugeschrieben werden muß. Um die Vesten Coron und Modon mit Lebensmitteln und Munition aufs neue zu versehen, sind von Constantinopel zwanzig Schiffe abgegangen, welche der Divan vom dortigen englischen Handlungshause Blanck und Komp. gemiethet hat. Die Hellenen erwarteten diese Sendung bereits bei den Dardanellen, und es ist nicht abzusehen, wie sie ihnen entgehen könnte. — Der Kaiser von Marokko hat Sardinien den Krieg erklärt, und will die Insel dieses Namens angreifen.

Die furchterlichen Ueberschwemmungen, durch Windstöße verursacht, welche im November vorigen Jahres S. Petersburg verwüsteteten, haben sich am 4. und 5. Februar in Holland erneuert. Sowohl Amsterdam als ganz Nordholland, vorzüglich Geldern, Friesland, Ober-Yssel und Gekland, haben außerordentlich dadurch gelitten. Viele Menschen sind umgekommen, und der verursachte Schaden ist noch nicht zu berechnen. Mehr denn dreißig Flecken und Dörfer stehen noch unter Wasser und die Insel Schokland ist gänzlich verschwunden.

In *Deutschland* sind im Großherzogthum Baden die Stände auf den 21. Februar zusammengetreten. Die Sitzungen derselben sollen zwei Monate lang dauern. Im Großherzogthum Sachsen-Weimar hat man eine vollkommene Gleichheit der Religionen eingeführt. Der Herzog von Sachsen-Gotha ist am 11. Februar gestorben. Dieser gute Fürst wird allgemein von seinen Unterthanen betrauert. Zu Berlin ist der Professor Cousin in Freiheit gesetzt worden. Stratford-Canning ist zu S. Petersburg angekommen; aber man erwartet kaum, daß er dort mit seiner Mission glücklicher sein werde, als er zu Wien gewesen ist. Bei dieser Gelegenheit hat sich denn auch

Digitized by Google

wieder das Gerücht verbreitet, daß der Fürst Metternich sich nach Paris verfügen werde, und daß dort ein Minister-Kongreß, wegen der amerikanischen Angelegenheiten, gehalten werden solle. Die Verwerfung der Unabhängigkeits-Anerkennung könne zwar als Grundprinzip aufgestellt werden, ohne daß dadurch jedoch ein Bruch herbeigeführt werden dürfte. Rußland will nicht Krieg. Es fühlt die Vortheile der Stabilität des gegenwärtigen Status quo zu wohl, als daß es sie auf ein neues und ungewisses Spiel sehen wollte. Preußen hingegen hat bereits einen Konsul für Buenos-Ayres ernannt, und ihm mit den nöthigen Vollmachten versehen. — Der neue König von Neapel hat allen seinen Gesandten an den fremden Höfen den Befehl zukommen lassen, den wegen Theilnahme an der letzten Revolution Verfolgten Päße zur Rückkehr in ihr Vaterland zu ertheilen.

Der zur Krönungsfeierlichkeit zu Paris angekommene außerordentliche russische Gesandte, Wolchonsky, soll außerdem noch mit einer besondern Mission, in Hinsicht Spaniens, beauftragt gewesen sein. Die von Martinique nach dem Senegal Deportirten sind, auf Befehl des Königs, sämmtlich in Freiheit gesetzt worden. Zu gleicher Zeit wird das Gerücht von einer Expedition nach Haiti, unterm General Desfourneaux, von den ministeriellen Blättern widersprochen. Vielmehr, sagen sie, ist die Zeit nahe, wo man beiden Theilen vortheilhafte Handelsverbindungen mit S. Domingo anknüpfen dürfte. In ähnlicher Hinsicht ist auch die Sprachveränderung gegen Amerika merkwürdig, und der Pariser Stern sagt wörtlich: „Wenn man nicht bessere Vorsichtsmaasregeln ergreift, so muß Europa in jedem Falle von England abhängig werden, und ihm Tribut entrichten. Frankreich sieht zugleich seine Macht, seinen Wohlstand und seine Achtung vermindern, und Spanien stürzt sich, von Unglück zu Unglück, einer vollkommenen Vernichtung entgegen. Während dem werden Oesterreich und Rußland sich über die Theilung der Türkei verständigen, und die Annahme an Land wird sie für die Fehler entschädigen, die Frankreich und Spanien *nie* auszugleichen vermögen."

Die Entschädigung der Emigrirten beschäftigt seit dem 17 Februar die Deputirtenkammer auf's Lebhafteste. Dreißig Redner haben sich dafür und dreiundzwanzig dagegen einschreiben lassen, und das Resultat, das heißt: die Annahme des Gesetzes (doch mit bedeutenden Amendements) ist auch erfolgt. Nunmehr soll das wegen der Reduktion der Renten auf's neu vorgenommen werden. In der Pairskammer ist das Gesetz wegen der Frauenklöster, mit einigen wesentlichen Veränderungen, mit 174 Stimmen gegen 34 angenommen worden. Sodann hat man sich mit dem Gesetze wegen Entweihung des Heiligthums beschäftigt und es mit Veränderungen beschlossen.

In Spanien befinden sich die Angelegenheiten immer noch auf demselben Punkte, nämlich in dem allertraurigsten Zustande, den man sich nur zu denken vermag. Die Unabhängigkeits-Anerkennung der amerikanischen Freistaaten, von Seiten Englands, hat das spanische Ministerium in eine große Verwirrung gestürzt; und Zea hat seinen Bruder, mit wichtigen Depeschen, nach Petersburg abgesendet. Der König, von allen diesen Schlag auf Schlag fallenden Unfällen betroffen, leidet an sehr heftigen Gichtanfällen, und ist eben so wenig, wie seine Umgebung, eines festen Entschlusses fähig. Die längst besprochene Amnestie ist auf's neu verworfen worden, und der Einfluß der apostolischen Zunta ist größer, als er kaum je vorher gewesen ist. Spanien kann, wie das jetzt selbst die französischen Ministerialblätter sagen, seinem gänzlichen Ruin nicht mehr entgehen. Das unsinnigste Verfahren, von dem die Geschichte bisher kein Beispiel aufzuweisen vermochte, sichert ihm sein Verderben zu. Der Zustand der Finanzen ist so kläglich, daß man oft selbst zu den zweifelhaftesten Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen muß, um zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse wenigstens einiges Geld zu erhalten. Das allgemeine Elend ist unbeschreiblich, und wird noch durch den Mangel an Lebensmitteln, durch die große Trockenheit des vergangenen Sommers verursacht, so wie durch die zahlreichen Räuber- und Guerillasbanden, die bis unter die Mauern der Hauptstadt kommen, vermehrt. Es fehlt zwar an Anleihe-Projekten nicht; aber es findet sich Niemand, der einem Lande etwas borgen will, welches keine Sicherheit, selbst nicht einmal die eines königlichen Versprechens, darzubieten vermag.

Während also im Innern Hungersnoth, Verfolgung und Verderben wüthen, steht es um die äußern Verhältnisse Spaniens nicht besser. In Amerika sind ihm die letzten Hoffnungen geraubt, und seine eigenen Küsten werden von zahlreichen Seeräubern beunruhigt und angefallen. Die Korsaren sind so kühn, daß sie sogar in der Meerenge von Gibraltar Ich weiß nicht haben, und kein spanisches Schiff durchlassen. Die Engländer, vor deren Augen dies geschieht, fühlen sich keineswegs berufen, ihre Vermittlung hier anzuwenden zu machen. Was die Franzosen anbelangt, so geben sie ihre Absicht jetzt immer unverholener, aus Cadix ein zweites Gibraltar zu machen. Sie haben die ganze innere Administration übernommen, alle Beamten werden von ihnen ernannt, und die Uebergabe der Archive hat bereits statt gefunden.

In Portugal hat die durch Englands Einfluß herbeigeführte Ministerveränderung großes Aufsehen

Digitized by Google

erregt. Kurz vorher hatte ein neuer Soldatenaufstand zu Lissabon statt gefunden, der, wie man vermuthete, abermals von der Königin veranlaßt wurde, welche seitdem mit der größten Strenge zu Queluz bewacht wird. Der König blieb einige Zeit schwankend, bis ihm endlich der englische Gesandte die Alternative stellte, entweder an England einen Freund und Bundesgenossen zu haben, und deshalb in seine Forderungen einzutreten, oder der Zurückziehung der britischen Hilfe gewärtig zu sein. Der König entschloß sich also für den ersten Fall, und somit war dem englischen Einflusse dort eine offene Bahn gebrochen. Es handelte sich hier nicht allein um die Veränderung eines Ministeriums, sondern um die eines Systems, was nicht anders, als von unendlich wichtigen Folgen sein kann und sein muß. Einer der ersten Punkte betraf die Unabhängigkeit des brasilianischen Kaiserreichs, und man zweifelt nicht mehr, daß sie in Kurzem anerkannt werden dürfte, wogegen dieses eine Entschädigung von 72 Millionen Franken zu zahlen haben würde. Pinheiro, der das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten abgelehnt hat, soll nun mit Karl Stuart nach Rio-Janeiro gehen, um dort die Punkte der Uebereinkunft zu besprechen. — Eine Folge dieser Veränderungen in Portugal war auch die, daß den spanischen Auswanderen dort ein Asyl angeboten wurde, weshalb schon Viele sich dahin verfügt haben, und Mehrere ihnen noch nachfolgen dürften.

In England ist die Armee um 10,000 bis 15,000 Mann vermehrt worden. Die Eröffnung der beiden Kammern des Parlaments hat am 3 Februar statt gefunden. Die Eröffnungsrede, welche im Namen des Königs gehalten wurde, enthielt nichts besonders Merkwürdiges. Man wollte nur allein darin bemerken, daß der Unabhängigkeits-Anerkennung Amerika's darin mit keinem Worte Erwähnung gethan wird. Eben so wenig wurde darin auch der Griechen gedacht. Dieses Benehmen Englands ist keineswegs auffallend und wurde nur durch die Vorschriften einer weisen Politik bestimmt. Canning ist unstreitig einer der ersten Staatsmänner unsers Jahrhunderts, und ein erhabenes Beispiel für die kommenden Geschlechter. Man spricht von der Ernennung englischer Konsuln in Griechenland. Der spanische ausserordentliche Gesandte Los Rios ist mit Vorstellungen wegen der Unabhängigkeits-Anerkennung Amerika's zu London angekommen, und hat eine lange Audienz bei Canning gehabt.

In Amerika ist der Triumph der Freiheit nicht mehr zu bezweifeln. Die Siege Bolivars und die Niederlagen Canterac's haben zwischen beiden eine Uebereinkunft zuwege gebracht, nach welchen die Feindseligkeiten eingestellt worden sind. Die näheren Bestimmungen dieser Uebereinkunft sind noch nicht bekannt; aber so viel ist als gewiß anzunehmen, daß sie für die Unabhängigkeit Amerika's nur ersprießlich sein können. Bolivar befand sich zu Cusko und wollte nach Potosi aufbrechen. Canterac hatte nach seiner Niederlage am Apurimac die Wahl, sich einzuschiffen, oder in den Wüsten umzukommen. Er scheint den Mittelweg gefunden und ergriffen zu haben, sich den Republikanern anzuschließen, und mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Dies wird durch Briefe von Carthagena vom 29 November bestätigt. Der Uebergang Olanetas zu den Patrioten war seit Langem keinem Zweifel mehr unterworfen. — In den vereinigten Staaten von Nordamerika ist der General Jackson zum Präsidenten erwählt worden.

Das große Drama der französischen Armee von 1812.

Man kann das interessante Werk des Grafen von Ségur „Histoire de Napoléon et de la grande-armée pendant l'année 1812. (Geschichte Napoleons und der großen Armee, während dem Jahr 1812. Paris, 1824. Zwei Bände in 8., nebst einer Karte der Kriegsbegebenheiten von 1812)“ unter drei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten: unter dem der Politik, der Kriegskunst und des Drama's. Wir wollen aber die beiden ersten bei Seite gestellt sein lassen, und hier das letzte allein in Erwägung stellen. Wer könnte auch davon nicht angezogen werden? — Die französische Armee hat den Niemen überschritten, sie sucht den Feind auf, um ihn, ihrer alten Gewohnheit nach, anzugreifen und zu besiegen: das ganze Heer in vom Muth und Hoffnung beseelt. Man weiß recht wohl, daß die Russen zahlreich und kriegerisch sind, und verwundert sich eben deshalb um so mehr, nur einigen Kosakenpulks zu begegnen, die beim ersten Angriffe wie Spreu auseinanderstäuben und sich über die ganze Ebene hin zerstreuen, oder sich in den Waldungen verbergen. Die Dörfer, welche man betritt, sind zerstört, die Felder verwüstet, das ganze Land ist einer Einöde gleich. Das Alles beschäftigt die Soldaten sehr und beunruhigt den Feldherrn nicht minder, der ein neues System bemerkt, auf welches er keineswegs vorbereitet war. Er hatte darauf gerechnet, daß man ihn erwarten würde, und er sah im Gegentheil, daß Volk und Armee sich vor ihm zurückziehe, und daß man ihn kommen lassen wolle. Dieser Plan setzt ihn in Erstaunen, ohne ihn ausser Fassung zu bringen; er durchschaut ihn ganz, und um zu verhindern, daß er nicht ganz in Ausführung gebracht werde, beschleunigt er den Marsch der Armee und führt sie wie im

Digitized by Google

Flugs auf die Spur des Feindes, den man erreichen will und muß. Aber er hatte nicht mehr jene Kolonnen der italieniſchen Armee, die gering an Zahl, leicht und flüchtig, mit einer Wendung der Hand in Bewegung geſetzt werden konnten. Er befand ſich jetzt an der Spitze langer und ſchwerfälliger Phalangen, die den lebhaften Entwürfen ihres Anführers nicht mehr mit derſelben Lebhaftigkeit entſprechen konnten, die ſich zerbrachen, ſich verwickelten und Menſchen und Bagage zurücklaſſen mußten, die endlich von der Ermüdung und dem Hunger übertroffen, dem erſten Feinde großer Maſſen, der Undisziplin, zur Beute wurden. Man konnte die Ruſſen nicht erreichen, um ſie zu ſchlagen, weil ſie beſtändig mit der größten Beharrlichkeit und mit bewunderungswürdiger Ordnung ſich zurückzogen. Der Kaiſer quälte ſich Tag und Nacht, ſie endlich zu erreichen; immer vergeblich, immer umſonſt. Deshalb rief er auch, als er Barclay und Bagration mit 120,000 Mann ſich um Smolensk aufſtellen ſah, und vermeinte, daß ſie die Stadt vertheidigen wollten, mit Freude aus: „Endlich habe ich ſie!“ und in dieſem Ausrufe lag etwas, das bereits wie Siegesgeſchrei klang. Er hatte ſich aber dennoch getäuſcht; denn dieſe 120,000 Mann hatten ſich allein der Stadt genähert, um die Beſatzung derſelben ſich anſchließen zu laſſen, und kaum war dies geſchehen, ſo zogen ſie ſich in Eil und Ordnung zurück. Umſonſt gab man ſich alle erdenkliche Mühe, ihnen zu folgen; ſie vertheidigten ſich gegen alle Angriffe, aber ſie ließen ſich durchaus in kein allgemeines Gefecht ein. Man konnte ſie nur zu einer unvollſtändigen Schlacht zwingen, und ihnen alſo auch einen noch viel unvollſtändigern Sieg abgewinnen. Man erreichte endlich den Moskauſtrom, und er koſtete der franzöſiſchen Armee mehr denn 20,000 Mann, und obgleich der Verluſt auf der ruſſiſchen Seite noch bei weitem ſtärker war, ſo beſtand doch der ganze Vortheil des Sieges, den Napoleon mit ſo ungeheuern Opfern errungen hatte, nur allein in der Behauptung des Schlachtfeldes und in 800 Gefangenen. War das der Erfolg, den man ſich verſprochen hatte? Man ſagt: daß Napoleon an demſelben Tage von einem ermüdenden Fieber befallen worden war, das ſein Genie gefangen hielt und durchaus unthätig machte; wenigſtens behaupten mehrere ſeiner Generale, daß er einen großen und entſcheidenden Sieg durch den Mangel an Energie und Entſchloſſenheit habe entſchlüpfen laſſen. Sei es nun, daß ſein Gewiſſen ihn dieſe Sache als einen Fehler oder als ein Unglück betrachten ließ, er war ſehr unzufrieden damit und äußerte ſeine üble Laune durch ſein beharrliches Schweigen; vorzüglich als er das Schlachtfeld beſichtigte, und von Zeit zu Zeit um ſeine Adler nur eine geringe Zahl von Kriegern erblickte, die ſie noch zu bewachen vermochten; als er die Tauſende von Todten und Verwundeten zählte, welche die Schluchten ausfüllten und die Redouten, ſo wie alle die Stellen, auf denen man am Tage vorher mit ſo furchtbarer Wuth ſich geſchlagen hatte; als er endlich zu mehrern Malen, wie wenn er ſich ſelbſt täuſchen wollte, die 800 Gefangenen vor ſich vorüberführen ließ, die der einzige Preis dieſes blutig errungenen Sieges waren. — Indeſſen gründete er noch ſeine letzten Hoffnungen auf Moskau, wo er ſeiner Armee, mit einer neuen Organiſation und Disziplin, auch den Ueberfluß und die ſo ſehr bedürftige Ruhe wieder zu geben gedachte. Er vermeinte damit ſeinen letzten Schlag zu thun, und den Kaiſer Alexander auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen.

Aber kaum hatte er Moskau gewonnen, ſo ging es in Flammen auf, und die Sieger ſelbſt mußten der Wuth des verzehrenden Elements weichen. Die Stunde des Rückzugs hatte jetzt geſchlagen. Kutuſoff hatte noch nicht die Bewegung unternommen, durch welche er im Rücken der franzöſiſchen Armee zu ſtehen kam, die Lebensmittel mangelten noch nicht, alle Maaßregeln konnten aufs beſte genommen und der Rückmarſch mit Regelmäßigkeit angeordnet werden. Aber ſich jetzt zurückziehen, und eben dadurch die Nothwendigkeit zugeſtehen, die hier zum Geſetz wurde, nicht erſt den Ausgang der angeknüpften Unterhandlungen abzuwarten, ſchien ein eben ſo großer Fehler, als eine öffentliche Schande zu ſein. Auf ſolche Weiſe blieb Napoleon eine lange, koſtbare Zeit unthätig mitten unter den rauchenden Trümmern von Moskau. Aber er blieb nur ungern, und wie gezwungen dort, und wie von ſeinem guten Genius gewarnt, ſah man ihn alle Tage, von Ungeduld und Langeweile geplagt, die wichtigſten Geſchäfte bei Seite legen und mit Entwürfen ohne Zweck und ohne Erfolg die Stunden verſchwenden, die die Unſtetigkeit ſeines Geiſtes ihm nicht vergönnte, mit Ruhe und Vernunft zu nützlichen Geſchäften zu verwenden. Endlich erfährt er, daß alle ſeine Erwartungen und Anerbietungen verworfen worden ſind, und umſonſt ſagt er zu ſeinem Abgeſandten: „Ich verlange und will den Frieden, ich will und muß den Frieden haben, darum ſuchet allein nur die Ehre zu erhalten!“ — Der Krieg beginnt mit erneuter Wuth.

Als man die Fahnen zum Rückzuge zuſammenlegen, und den alten Kriegern von Auſterlitz und Eylau zu verſtehen geben mußte, daß man ſich rückwärts wenden wolle, äußerte Napoleon einen leidenden Stolz und eine Abneigung, zu befehlen, von dem alle die betroffen wurden, die ſich in ſeiner Nähe befanden. Er hätte nicht da ſein mögen, um nicht ſolche Be-

Digitized by Google

fehle ertheilen zu müſſen, er, deſſen Stimme im Angeſichte ſeiner Armee bis jetzt nur das Wort „vorwärts!“ ausgeſprochen hatte. Es war jetzt nicht mehr die Zeit jener ſprühenden Proklamationen, die vom Rauſche des Glücks eingegeben worden und mit Verſprechungen und Siegesverheißungen erfüllt waren. Kaum deuteten ſeine gegenwärtigen den Gehalt ſeiner Abſichten an, und er hätte faſt gewünſcht, daß man ſie errathen möge. Dieſer Schmerz löſete endlich in einen Ausbruch des Zorns ſich auf und er rief mit Unmuth: „Marſch nach Kaluga! aber wehe dem, der ſich auf meinem Wege befinden ſollte!“ Mit dieſem Ausſpruche ſchien er, wo nicht ſein altes Glück, doch die Thätigkeit und Energie ſeiner ſchönſten Jahre, und auſſerdem noch die Beſtändigkeit und Geduld in Leiden, wiedergefunden zu haben.

Der Feldzug von 1812 näherte ſich ſeinem Ende. Man ſchlug ſich zu Malo-Jaroslawetz, zu Mosaisk und an hundert andern Orten. Aber man bemerkte dieſe Gefechte nicht mehr, ſo ruhmvoll ſie auch immerhin ſein mochten. Man bekümmerte ſich, oder erfreute ſich über den Sieg nicht mehr. Der Froſt, der Hunger und die Krankheiten rafften tauſend tapfere Krieger dahin. Die Bataillone zerſtreuen ſich, die Kavallerie fällt, die Artillerie bleibt zurück, und jedes Nachtlager gleicht einem großen Schlachtfelde. Die alte Garde marſchirt noch; aber es gebricht ihr an Allem, und die ganze groſſe Armee beſteht in Kurzem nur noch aus einigen Hunderten, die unordentlich durcheinander marſchiren, und auf ihrem Wege tauſend Gefahren und tauſend Beſchwerden zu bekämpfen und zu überwinden haben. Bei allen dieſen Szenen des Elends und Entſetzens bleibt der General ſich immer gleich, und in ſeinen Zügen lieſt man neben der Trauer, welche der beſtändige Anblick des Todes und der Verzweiflung natürlicherweiſe erzeugen mußte, dennoch eine gewiſſe Heiterkeit und Reſignation, welche die Seinigen wieder erhebt. Er iſt noch die Seele dieſer Trümmer, die, wie von einem wilden Sturme auf dem offenen Meere umhergetrieben, ihn rings umgeben, er iſt noch der Genius, der beherrſcht und lenkt. Er iſt Allen immer noch derſelbe, immer noch der große Kaiſer. Noch ihm bewundert man Mortier, Davouſt, Murat, den Vizekönig und vorzüglich den „Tapfern der Tapfern“ Ney, der ſchon an der Moskau ſich mit Ruhm bedeckt hatte, und wo möglich noch gröſſer ſich bei Wiazma und Smolensk und erhaben am Dnieper zeigte, wo ihm nichts fehlte, um ſich der Unſterblichkeit zu verſichern, weder Unglück noch Genie, weder Ergebenheit noch einfache Würde. Die Soldaten ſtrebten wie immer in Allem ihrem Befehlshaber nach. Sie waren tapfer, geduldig und ausdauernd, und man ſah mehrere von ihnen, die auf den langen Märſchen ihre kranken und verwundeten Offiziere trugen, und mehrere von ihnen bezahlten dieſe Aufopferung mit ihrem Leben. Nach einem ſolchen Zuge möchte man gern den Schleier über alle die Schandenſzenen ziehen, in denen ſich die Brutalität und der Egoismus Einzelner zeigt! Aber ſo geht es im Kriege, wo die Seite des Entſetzens gröſſer iſt, als die der ſchönen Handlungen und der Menſchlichkeit. Der Krieg iſt ein gefährlicher Probeſtein für die Fleiſſen, und das, was man bisher als reines Gold betrachtet hat, verwandelt ſich oft in ein viel minder edles Metall. Aber wer einen ſolchen Verſuch rein und ohne Verbrechen überſtanden hat, den kann man mit Fug und Recht eine „Heldenſeele“ nennen.

Engliſche Literatur.

Code of laws of the republic of Colombia; translated from an official copy. — Geſetzkodex der Republik Columbia, nach einer offiziellen Abſchrift überſetzt. London, 1823, Bei Ridgway. Ein Band in 8. von V. und 450 Seiten.

Dieſe Sammlung der Geſetze Columbia's verdient die Aufmerkſamkeit des Staatsmannes, des Publiziſten und des Rechtsgelehrten. Man findet zuerſt den Text der Konſtitution vom 30. Auguſt 1821, ſodann die übrigen Geſetze, die während 1821 gegeben worden ſind, und unter denen man das Geſetz vom 14. September über „die Preſſefreiheit“ bemerkt. Nach demſelben kann die Preſſe auf vier Arten mißbraucht werden: 1) durch Werke, die der katholiſchen Religion nachtheilig ſind; 2) durch aufrühreriſche oder Unruhe verbreitende Schriften: 3) durch ſolche, die der öffentlichen Moralität und Schicklichkeit zuwider ſind, und 4) durch verleumderiſche oder beſchimpfende Libellen, in denen die Ehre oder der gute Name eines Bürgers, in ſeinem Privatleben, angegriffen wird. — Ein jeder dieſer vier Karaktere der Schuld wird in drei Grade abgetheilt, die ihrem Urheber eine mehr oder weniger ſtrenge Strafe zuziehen. Die beiden erſten Punkte werden auf gleiche Weiſe beſtraft, nämlich durch eine ſechsmonatliche Gefangenſchaft, und eine Strafe von dreihundert Dollars, wenn das Verbrechen im erſten Grade erkannt wird. Im zweiten Grade werden vier Monate Gefangenſchaft und zweihundert Dollars Strafe, und im dritten, zweimonatliche Einſperrung und hundert Dollars Strafe, zuerkannt. Die Verfaſſer oder Herausgeber unſittlicher Bücher werden zu fünfhundert, zu hundert und fünfzig, oder zu hundert Dollars Strafe verurtheilt, je nach dem Grade, in den ihre Beleidigung der öffentlichen Moralität geſtellt wird.

Digitized by Google

Können sie diese Strafe nicht bezahlen, so werden sie einer achtzehn-, zwölf- oder sechsmonatlichen Haft übergeben. Im vierten Punkte wird der Schuldige im ersten Grade zu zweihundert Dollars Strafe und drei Monate Gefangenschaft verurtheilt, im zweiten Grade zu hundert Dollars Strafe und zweimonatlicher Haft, und im dritten zu fünfzig Dollars Strafe und einmonatlicher Einsperrung. Alle diese Angelegenheiten werden von einer speziellen Jury gerichtet:

On the nobility of the british gentry. — Vom Adel und dem brittischen Edelleutstande (gentilhommerie), oder dem Range und den politischen Würden des brittischen Reichs, im Vergleiche mit dem Range und den anerkannten Würden auf dem Kontinent. Zum Gebrauche der Fremden in England, und der Engländer in fremden Ländern, vorzüglich derjenigen, die fremde Höfe besuchen, in fremde Kriegsdienste treten, fremde Titel und Orden annehmen und in fremden Landen Besitzungen kaufen oder sich dort verheirathen wollen. Von Sir James Lawrence, Maltheserritter, u. s. w. London, 1824. Bei Hookham und Paris bei Bossange, Vater. Ein Band von fünfzig Seiten.

Das vorliegende Werk von L. oder XXXXX. Seiten, ist kein Spaß. Der Verfasser hat es ernsthaft, sehr ernsthaft, mehr als ernsthaft gemeint. So behandeln wir die Sache auch auf solche Weise. Man muß gestehen, daß sie es auch verdient, und mehr als verdient, vorzüglich wenn man sich mit dem Verfasser überzeugt hat, wie überwiegend die Eigenschaft eines gentleman (zu deutsch: eines ehrlichen Mannes) über die eines gewöhnlichen Adelichen sei. Man kann durch die Gunst eines Fürsten geadelt werden; aber man kann edel von Geburt sein. Bonaparte hat, im Vollmonde seiner Macht, Herzoge, Großherzoge und selbst Könige gemacht; aber er war nicht im Stande, einen einzigen Edelmann zu machen" Man muß gestehen, daß sich Sir James Lawrence ziemlich rund ausdrückt. Er bestrebt sich gleichfalls, die falsche Idee derjenigen zu berichtigen, die da glauben, daß die Pairs der alleinige Adel Englands sind. Es ist nach ihm ein „sämmerlicher Adel", der erst von der Zulassung der Pairie sich herschreibt. „Die adelichsten Familien Englands sind die, welche vor der Eroberung im Lande etablirt waren, die, welche den Eroberer begleiteten, die, welche in den Kreuzzügen sich namhaft gemacht haben, und die, welche zu den Tempelherren oder den Rittern von Rhodos gehören, nebst allen denen, die bei den Turnieren anwesend und turnierfähig gewesen. Mehrere Nachkommen dieser Familien sind Mitglieder der beiden Kammern des Parlaments. Wenn aber diejenigen, die in der Pairskammer ihren Adel nur von ihrer Erhebung zur Pairie herschreiben, sich für Edelleute halten, so mögen sie die Schatten ihrer Vorfahren, vom Scheitel bis zur Ferse beharnischt, im Traum verfolgen!" Man bemerkt, daß Sir. James kein Blatt vor den Mund nimmt, wenn er seinen Unwillen aussprechen will. Seine hohe Ehrfurcht für die alte Eigenschaft eines Edelmannes vergönnt ihm nicht, mit kaltem Blute alle die „Prostitutionen" anzusehen, denen der Name eines gentleman's beständig ausgesetzt ist. „Bei uns", sagt er, „nennen die Kandidaten (zu den Plätzen im Parlamente) ihre Schmeichler, Unterhändler und den Pöbel, der die hustings umringt: gentlemen! Der Pöbel kehrt in seine Kneipen zurück, und traktirt sich gegenseitig per gentlemen. Das Wort gentleman erschallt in tausendfältigen Echo's, von einem Ende des Königreichs zum andern. Gentleman der Peitsche, gentleman der Feder, gentleman der Scheere, gentleman des Kamms, gentleman hier, gentleman dort, gentlemen von allen Arten, und gentlemen immerfort. Doktoren, Wundärzte und Apotheker werden gentlemen der Medizin genannt. Die männlichen Hebammen heißen gentlemen-accoucheurs, und die Oberleibmagenmundköche: gentlemen-Köche. Ein deutscher Baron, der sich zu London befand, schickte nach einem Bartscheerer. Statt des Meisters kam der Lehrknabe und sagte, daß der alte gentleman krank sei, und er (der junge gentleman) daher die Ehre haben werde, dem Herrn Baron das Gesicht einzuseifen. Seitdem erzählt der Letztere diese Anekdote jedesmal, wenn ein Engländer am Hofe seines Fürsten vorgestellt wurde, um dadurch anzudeuten, daß in Großbritannien alle Adelichen Barbierbader seien."

Norwegische Literatur.

Magazin für Naturwissenskaberne. — Magazin für Naturwissenschaften. Eine Zeitschrift, herausgegeben von Lundh, Hansten und Maschmann. Drittes Heft für 1824. Christiania. 148 Seiten in 8.

Von dieser Zeitschrift erscheint trimesterweis ein Heft. Das vorliegende ist nicht weniger lobenswerth, als die früheren. Ausser einigen Auszügen der besten deutschen und englischen Werke in diesem Fache, und der Auseinandersetzung der Arbeiten einiger der ersten Gelehrten, wie Sir Humphry Davys und Anderer, finden wir auch mehrere Original-Aufsätze von Hansten und seinen Mitarbeitern, und unter andern eine sehr merkwürdige Abhandlung „über den Schlaf." Der Verfasser derselben hat sich zwar nicht genannt: aber wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir den Professor der Arzneikunde Schielderup, zu Christiania, als solchen bezeichnen. Die Herausgeber haben Zirkularschreiben und Einladungen an alle Natura-

Digitized by Google

listen, Aerzte, Wundärzte und andere Gelehrte des Königreichs gerichtet, wodurch sie zur Theilnahme und Bereicherung dieses nützlichen Unternehmens aufgefordert werden. Wir zweifeln nicht, daß das Resultat ihren Erwartungen entsprechend sein, und das Interesse noch vermehren werde, welches diese Zeitschrift schon bisher allen denen eingeflößt hat, die mit Theilnahme und Vergnügen die Fortschritte Norwegens in allen Zweigen der menschlichen Wissenschaften bemerken.

Amerikanische Literatur.

Adress delivered before the american Academy. — Rede, gehalten in der amerikanischen Akademie der schönen Künste. New-York, 1824. Bei Ch. Wiley.

Es besteht zu New-York eine freie Gesellschaft, die den Namen der „amerikanischen Akademie der schönen Künste“ angenommen, und seit zehn Jahren alljährlich eine öffentliche Versammlung hat, in der eine dem Zwecke der Gesellschaft entsprechende Rede gehalten wird. Der Verfasser der im Jahre 1824 vorgetragenen hat sich nicht genannt. Er lobt die schönen Künste, die Baukunst, Malerei, Bildhauerei und Kupferstecherei, als ein unterrichteter Liebhaber dieser Künste, als freier Mann, als aufrichtiger Freund der höheren Wissenschaften, der Religion und der guten Sitten. Er setzt gegen das Ende seiner Rede voraus, daß ein strenger Moralist ihn frage, ob die Pflege der schönen Künste der Gesellschaft wirkliche Vortheile gewähre, und er antwortet darauf: „Man frage wenigstens, ob die Zeit, die man einer solchen Beschäftigung weiht, nicht als ein Gewinn über die gröberen Neigungen, über den Spott und die Verleumdung der Thätheit, über die bösbafte Albernheit, über die kleinliche Ausbreitung des Luxus, über die unsinnige Verkettung nichtswürdiger Vergnügungen, und die ausländen Martern des Ehrgeizes, betrachtet werden dürfte? Es gab ohne Zweifel eine Zeit, wo die schönen Künste leider nichts als die nothwendigen Zugaben despotischer und verdorbener Höfe waren, und wo man sie als die Schmeichler der Tirannei und die Unterhändler der Verworfenheit betrachtete. Aber diese Allianz ist keine Nothwendigkeit, sie ist, in mehr als einem Betrachte, sogar naturwidrig. Wenn einige geschickte Meister der alten französischen Schule ihre schönen Talente in speichelleckerischen Allegorien verbunzten, wenn das hohe Genie der italienischen Künstler bis zu den pöbelhaftesten Prostitutionen sich erniedrigte, so erinnere man sich, daß das nur Abweichung und nicht Bedingung der Regel war. Man kann Alles mißbrauchen, und alle Talente entwürdigen; aber die Dichtkunst, die Wissenschaft, die Geschichte sind nicht immer die Dollmetscher der Verworfenheit gewesen. Horaz und Boileau waren niedrige Schmeichler, Orden machte sich zum Herold der Ausschweifungen eines liederlichen Hofes und zum Advokaten eines blinden und mechanischen Atheismus. Hume mißbrauchte die Stärke, Freiheit und Grazie seines bezaubernden Styls, um einen betäubenden Skeptizismus zu predigen, und die Anhänger religiöser und bürgerlicher Freiheit zu beschimpfen. Muß man also unwissend bleiben, um tugendhaft und frei zu sein? Wäre die Pflege der Einbildungskraft, des Geschmacks, der Vernunft, und alles dessen, was den Menschen von den Thieren unterscheidet, eine Feindin der Moral? Nein! der Patriot, der Moralist, der Christ, haben nicht einen so niedrigen Begriff über ihr heiligstes Interesse.“

M. Webster's speech on the greek revolution. — Herr Webster's Rede über die griechische Revolution. Washington, 1824.

Am 8. Dezember 1823 machte Herr Webster in der nordamerikanischen Repräsentanten-Kammer folgende Motion: „Ein Gesetz wird die Ausgabe bestimmen, welche die Sendung eines Agenten oder Kommissionärs nach Griechenland erheischen sollte, jedesmal wenn der Präsident eine solche Mission für nöthig erachten sollte.“ Die Rede, welche er bei dieser Gelegenheit gehalten hat, ist von den edelsten und reinmenschlichsten Gesinnungen belebt, und beweist, daß die Griechen auch jenseits des atlantischen Ozeans Freunde und Helfer gefunden haben.

Italienische Literatur.

Storia scientifico-litteraria delle universitate di Padova. — Wissenschaftlich-literarische Geschichte der Universität Padua Von Ritter Francesco Maria Colle. Erster Band. Padua, 1824; Minerva. In 4.

Die Geschichte der Universität Padua war bereits durch einige mehr oder minder vorzügliche Schriftsteller, wie z. B. Riccoboni, Tomasini, Carlo Patino, Papadopoli, Facciolati u. A. geschrieben worden. Der Verfasser des vorliegenden Werks wurde von der Regierung beauftragt, den Gegenstand ganz neu zu bearbeiten, der von seinen Vorgängern nicht die nöthige Vollkommenheit erhalten hatte. Aber er ist vor der Beendigung desselben mit Tode abgegangen, und der Akademiker Joseph Vedova hat nun seine fernerweitige Ausführung übernommen. Der erste Band enthält eine Biographie des Ritters Colle. Die Geschichte der Universität erstreckt sich in ihm, von ihrem Ursprunge bis 1405. Der Verfasser behandelt ihre Gründung und ihre Unfälle, die Fortschritte der Wissenschaften, die verschiedenen Arten des Unterrichts, und die Bücher, die in den Klassen gebraucht werden.

Digitized by Google

Er gibt die Biographien der Profeſſoren, und vorzüglich einen Abriß von ihren Werken, ihren Talenten, ihren Erfindungen und Entdeckungen.

Saggio di congetture sulla grande inscrizione etrusca. — Vermuthungen über die große etruskiſche Inſchrift, die im Jahre 1822 entdeckt und im Kabinette der alten Denkmäler der Univerſität Peruggia aufgeſtellt worden iſt. Von G. B. Vermiglioli. Peruggia, 1824. Bei Baduel. In 4. mit einer Kupfertafel.

Der Verfaſſer der vorliegenden „Abhandlung", der bereits mehrere Werke dem literariſchen Ruhme und den Alterthümern ſeines Vaterlandes gewidmet, hat auch bei Gelegenheit der Entdeckung einer etruskiſchen Inſchrift zu Peruggia, ſeine Vermuthungen mit denen der übrigen Gelehrten vereinigen wollen. Es iſt ihm angenehm, daß ſeine Meinung oft mit der des berühmten Profeſſors Orioli übereinſtimmt, obgleich er nicht alle ſeine Meinungen annimmt, und ſelbſt einige davon verwirft. Er beurtheilt auf dieſelbe Weiſe den Abbé Lanzi, den er, ſeiner Nachforſchungen wegen, ſehr hochachtet. Der Verfaſſer glaubt, daß die Inſchrift zu denen gehört, mit welchen man die Marken oder Grenzen bezeichnet. Auſſer einigen Worten, die man auch in andern Inſchriften, vorgeblich derſelben Art, bemerkt, deutet ſchon die Geſtalt des Steins ſeine Beſtimmung an.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

— Man hat zu Philadelphia am 4 Nov. 1824 das 142. Jahrestfeſt der Ausſchiffung William Penns an den Ufern der Delaware gefeiert. Die Feremonie hat in demſelben Hauſe Statt gefunden, welches dieſer große Mann früherhin bewohnt hatte. Seine Lobrede iſt vom Herrn Duponceau gehalten worden, der alle die Veränderungen dargeſtellt hat, welche ſich in der Lage des Landes zugetragen haben, ſeit W. Penn zu Newcaſtle (jetzt Cheſter) anlandete. Das Feſt iſt durch ein Bankett beendet worden. Der Präſident hat Platz auf einem Armſeſſel genommen, deſſen ſich ehemals W. Penn und James Logan bedient hatten. Auf der Rückenlehne befindet ſich eine kupferne Tafel, mit der Inſchrift: „Das Herz von Erinnerungen erfüllt, ſetzet euch und denket nach." Dieſer Seſſel, der W. Penn und J. Logan gehörte, iſt von Deborah Logan i. J. 1824 Watſon zum Geſchenk gemacht worden. Er iſt von engliſchem Nußbaumholz, mit geſchnitzten Armen und einem Sitz von Rohr. Zwei andere Armſtühle, die aus dem Holz der Ulme gemacht worden ſind, unter welcher W. Penn i. J. 1684 den Frieden mit den Indianern abſchloß, ſind von John Bacon zu dieſer Feierlichkeit geliehen worden. Der Vizepräſident nahm einen derſelben ein. Auf dem Tiſche befand ſich, gleichfalls aus dem Holze jenes Ulmbaums, das Modell eines in dieſer Hinſicht zu errichtenden Denkmals. Das Feſt war des berühmten Philantropen und ſeines Andenkens würdig.

— Die Arbeiten des Fahrwegs, der unter der Themſe zu London von einem Ufer zum andern führen ſoll, ſind bereits begonnen worden. Kaum hatte man die Subſkription zu dieſem Unternehmen begonnen, ſo war ſie auch ſchon aufgefüllt, und das in einem Lande, wo man das Geld eben nicht wegzuwerfen pflegt. Aber die Urſache davon beruht auf einem ganz andern Umſtand, der intereſſant genug iſt, um hier näher erwähnt zu werden. Man hat nämlich bei der Berechnung der Unkoſten, die dies Unternehmen nach ſich ziehen dürfte, gefunden, daß dieſelben durchaus in keinen Vergleich mit denen geſtellt werden können, die zur Erbauung einer Brücke über den Fluß erforderlich wären. Der bevorzte Weg, der unter dem Fluße hin von der Weſtſeite von London nach Rotherhithe führen ſoll, wird faſt ganz aus Backſteinen, mit römiſchem Kitt verbunden, erbaut werden. Die engliſche Ruthe (15½ Fuß) dieſes Mauerwerks wird, den Arbeitslohn nicht mit begriffen, nicht mehr als ungefähr 360 Franken koſten. Man hat nun berechnet, daß um dieſen unterirdiſchen Weg vollkommen zu wölben und zu befeſtigen, 1280 Ruthen Mauerwerk nothwendig wären, deren Preis 460,000 Franken betragen würde; eine Summe, mit der man kaum einen Brückendogen an dieſer Stelle zu erbauen im Stande ſein dürfte. Alſo nicht nur in Hinſicht der Schifffahrt, ſondern auch der Oekonomie, iſt der Vortheil bedeutend, den man durch die unter den Flüſſen dahinführenden Wege gewinnen kann. Obgleich dieſer Gedanke den Menſchen erſt nach dem Verlauf von fünfundzwanzig oder dreißig Jahrhunderten gekommen iſt, ſo könnte es doch ſehr leicht ſein, daß er nicht viel älter wäre, als der, ſich des Gaſes zu Beleuchtung, und des Dampfes zur Schifffahrt und zu den Manufakturarbeiten zu bedienen.

— Von allen natürlichen Kurioſitäten iſt keine ſo intereſſant, als die verſteinerten Gebeine. Dieſe Ueberbleibſel einer viel ältern Ordnung der Dinge, als die iſt, welche die gegenwärtige Natur uns darbietet, ſind die unwiderlegbarſten Merkmale und Zeugniſſe der Kataklismen (Ueberſchwemmungen), die in verſchiedenen Zeiträumen die Geſtalt unſers Erdballs verändert haben. Dank ſei es den gelehrten Nachforſchungen der neuern Naturaliſten, und vorzüglich des berühmten Cuvier, daß wir ſchon ſehr bedeutende Fortſchritte in der Naturgeſchichte der alten Welt, oder vielmehr der alten Welten, gemacht haben, um uns eine Idee von der Art machen zu können, auf welcher ſich das Leben in den verſchiedenen Epochen dargeſtellt hat, die der Geburt des Menſchengeſchlechts vorangeſchritten ſind. *) Eine allgemein anerkannte Wahrheit, in dieſer Hinſicht, iſt es, daß die antidiluvialiſchen Geſchöpfe einen viel größern Umfang hatten, als die jetzt noch vorhandenen. Ein Zeuge davon iſt die „Eidechſe", von der Gattung proteus, die ein deutſcher Thrzlog für einen Menſchen gehalten hat. Man hat in einer unlängſt eröffneten Höhle in England Gebeine entdeckt, die derſelben Gattung angehören, und die einige noch viel größere Maſſen dargeboten haben. Sie bilden faſt das ganze Skelett einer rieſigen Eidechſe, von ſechzig Fuß Länge, und deren Rücken noch viel höher als der eines Elephanten war.

*) Man leſe darüber „Beiträge zur Gegnoſie" von A. Rengger.

Digitized by Google

Literarische Anzeigen.

Für Freunde einer ernsten Lektüre.

Die fünf Bücher tuskulanischer Untersuchungen des M. T. Cicero, oder die philosophischen Abhandlungen desselben; übersetzt von H. D. A. Sonne. Altona, bei J. F. Hammerich. 1824. 25 ½ Bogen. gr. 8. Preis 4 Mk, 8 Schill.

Schon die gehaltreiche Vorrede zu diesem Werke, in welcher der gelehrte Herr Direktor Sonne sich nicht nur über die Schwierigkeit und Nützlichkeit guter Uebersetzungen aus dem klassischen Alterthum für Lehrer und Schüler, wie über die gerechten Forderungen an Arbeiten dieser Art sondern auch über die Gründe, warum? und über die Ordnung, in welcher Cicero's philosophische Schriften in gelehrten Schulen zu lesen sind, auf eine beachtungswürdige Weise ausspricht, nimmt sehr für den Verfasser ein. Liest man vollends die Uebersetzung dieser Abhandlungen: vom Tode und von der Unsterblichkeit, von der Ertragung körperlicher Schmerzen, von der Beherrschung der Leidenschaften und von dem Glück, welches die Tugend gewährt, selbst, mit dem Original nach der zweiten Wolfischen Ausgabe in der Hand: so wird man bald überzeugt, wie wahr und treu jene diesem, sowohl in Absicht auf Form als auf Inhalt, nachgebildet sei.

Referent nimmt daher keinen Anstand, die vorliegende Schrift der allgemeinen Aufmerksamkeit, besonders jedoch der studirenden Jugend, vorzüglich auch darum zu empfehlen, weil jedem Buche eine genaue Inhaltsanzeige vorgesetzt ist, welche das Verständniß des Einzelnen, wie die Uebersicht des Ganzen ausnehmend erleichtert. Aber nicht bloß der studirenden Jugend, auch jedem, wenn auch nicht klassisch gebildeten, Manne kann die Lektüre dieser Uebersetzung von einem Werke der grauen Vorzeit, welches Einige der theuersten Interessen der Menschheit behandelt, im hohen Grade lehrreich werden. Denkt er nämlich von der Philosophie der Griechen und Römer allzugeringfügig: so wird ihm die Lesung dieser Schrift Achtung gegen dieselben einflößen. Ueberschätzt er aber ihre Leistungen auf Kosten des Christenthums: so wird diese Lektüre ihm bei unparteiischer Vergleichung den Vorzug des Letztern im hellen Lichte darstellen. Möchte es dahe dem Herrn Verfasser gefallen, das Publikum bald mit Gaben ähnlicher Art zu erfreuen.

Neue Bücher des Industrie-Comptoirs zu Leipzig, welche so eben an alle Buchhandlungen versendet worden sind:

Zanina, oder Amerika's goldenes Leben. Von Julie Baronin von Richthofen. 8. br. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir überreichen hier dem Publikum ein romantisches Gemälde, welches sich durch den blühendsten Styl, und durch die sich in lieblichen Bildern bewegende zarte Dichtung berechtigt, kühn unter die besten Erzeugnisse der neuern unterhaltenden Literatur rechnen darf. Chateaubriants Athala wurde von ganz Frankreich bewundert, und sie erhielt auch in Deutschland einen ungetheilten Beifall. Zanina, das liebliche Naturkind, tritt jetzt neben Athala, um mit ihr um den Preis zu ringen. Mit glühenden Farben hat die geschätzte Herausgeberin von Hellas und Helianor Amerika's üppige Natur geschildert: Gerade jetzt, wo die amerikanische Literatur so sehr an der Tagesordnung ist, wird ein deutsches Original-Werk, welches die Leser nach Brasiliens üppigen Gefilden versetzt, auch dem Modegeschmack, den es jedoch weit überleben wird, ganz willkommen sein.

Oeuvres inédites de Florian, recueillies par R. C. G. de Pixérécourt. 8. br. 1 Thlr. 8 Gr.

Herr von Pixérécourt hat sich um die französische Literatur, durch das Aufsuchen und die Zusammenstellung der im obigen Band befindlichen, bis jetzt noch unbekannten Schriften von Florians unsterblichem Genie, ein hohes Verdienst erworben. Lehrern und Erziehern empfehlen wir denselben als Lesebuch für ihre Zöglinge; wie in allen Werken Florians, findet man hier seine Leichtigkeit und Eleganz im Styl wieder. Druck und Format reihet sich ganz an den bei Herrn Gerhardt Fleischer alhier erschienenen Oeuvres complettes de Florian an, was wir den Besitzern dieser Ausgabe bemerken.

In der P. G. Hilscherschen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mimili, von Clauren. Neueste Auflage, in Taschenformat, mit einem Kupfer von Stöber in Wien. 1824. Preis: 18 Gr., auf Velinpapier 1 Thlr., auf Velinpapier und elegantem Einband 1 Thlr. 4 Gr.

Mimili, das holdseligste der Alpenkinder, führt den Beweis, daß auch in der literarischen Welt vox populi, vox dei ist.

Bei Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Natter's, J. J. (Verf. des Andachtsbuches für die gebildeten des weiblichen Geschlechts) Predigten über die heilige Geschichte der Leiden, des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt Jesu. gr. 8. Zweite Aufl. 1 Thlr. 16 Gr.
Velinpapier 2 „ 12 „

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 11. Zweiter Jahrgang 1825. 16. März.

Von der Religion in ihrer Quelle, ihren Formen und ihrer Entwickelung.

Von Benjamin Constant.

*Mea mihi conscientia pluris est quam omnium sermo.**)
Cicero.

„Es gibt im Menschen, und im Menschen allein unter allen organisirten und empfindenden Geschöpfen unsers Erdballs, ein religiöses Gefühl, das sich verschiedenartig äussert, aber das immer und überall, beim wilden und beim zivilisirten Menschen, bei dem Unwissendsten und bei dem Aufgeklärtesten, gleich existirt. Identität und Verschiedenheit, deren Ursache und nothwendige Maasregel die fast gänzliche Uebereinstimmung der Organisation, und die große Verschiedenheit aller Stufen der Zivilisation ist. Das ist die Quelle.

„Diese Quelle ist im Herzen verborgen, weil sie ein Gefühl ist. Sie macht sich äusserlich durch Furcht und Hoffnung, durch Meinungen und Lehrsätze, durch Feierlichkeiten, wo der Gesang Gesetze erhält, um Formen und Bewegungen zu geben, wo die Rede mit gewöhnlichen Worten die geheiligten Formeln schafft, bemerkbar. Das sind die Formen.

„Die Formen, oder die verschiedenen Arten des Kultus, das heißt, die Art, auf welche sich das religiöse Gefühl offenbart, bleiben manchmal mehrere Jahrhunderte lang dieselben; aber da sie in der tiefsten Unwissenheit eines wilden Daseins beginnen, und die Zivilisation und die Künste durch häufige und regelmäßige Versammlungen begünstigen, so hören sie endlich auf, mit den Fortschritten der Kenntnisse übereinzustimmen. Sie verändern sich mehrmals in dem Uebergange aus den Wäldern in die Heiligthümer der Baukunst, und wenn der Kultus das religiöse Gefühl verletzt, so gestaltet das religiöse Gefühl den Kultus um. Das ist die Entwickelung."

Der Verfasser spricht sich auf diese Weise selbst über den Inhalt des Werks aus, das drei Bände umfassen soll, van denen bis jetzt nur der erste erschienen ist. Er handelt von dem religiösen Gefühl, das von der Natur des Menschen unzertrennlich, der Moral durchaus nothwendig und erforderlich ist, um unserer Bestimmung eine wahre Größe zu geben, damit die gesellschaftliche Ordnung, der Inspiration desselben beraubt, durch die Berechnungen des Egoismus, der alsdann sein alleiniger Grundpfeiler wäre, nicht in sich selbst zerfalle. Die Tugend soll mehr ihrer Schönheit, als ihrer Güte wegen verehrt werden, und man kann kaum glauben, daß es noch etwas Schönes auf Erden gebe, wenn die Abwesenheit des religiösen Gefühls Leben und Tod so nahe beisammen erblicken läßt, wenn das Grab eine ewige Wohnung, und nicht ein Uebergang zu einem unsterblichen Dasein ist.

Im zweiten Bande wird ohne Zweifel die Rede

*) Das Zeugniß meines Gewissens gilt mir mehr, als Alles, was man gegen mich auch sagen mag.

Digitized by Google

von allen den Formen sein, unter welchen und durch welche das religiöse Gefühl im menschlichen Geschlechte sich gezeigt hat, so wie von den Orten und Zeiträumen, in denen man es hat beobachten können. Das wird eine Geschichte aller Glaubensmeinungen und aller Sagenbojen werden. Da werden sich, wie jetzt noch in verschiedenen Gegenden der Erde, die Fetische zeigen, oder der Kultus, den man Felsen, Bäumen, Thieren und Bildsäulen erwies. Da werden die mythologischen Allegorien, die Götter des alten Griechenlandes und des alten Roms erscheinen, die nur die Elemente, die Phänomene, die glänzendsten Theile des sichtbaren Weltalls waren. Da wird man die Eigenheiten, Leidenschaften, Talente, Tugenden und Laster der moralischen Welt erblicken. Die Traditionen der Begebenheiten, die den meisten Raum in der Erinnerung und Unterhaltung der Völker einnehmen, werden sich da verkündigen. Da werden die Offenbarungen, vorzüglich die der Juden und Christen, ihren Platz finden.

Der dritte Band wird, in den schon entworfenen Gemälden des Unheils und der Wohlthaten, die die verschiedenen Religionsmeinungen über die Menschheit verbreitet haben, zu erschöpfen suchen, welcher Quelle eigentlich dieses Unheil und diese Wohlthaten entsprungen sind, und durch welche religiöse, legale und moralische Kraft es möglich gewesen wäre, die ersten abzuwenden, und die letzten zu vermehren. Unter all' den Parallelen, die man zwischen so vielen Religionen aufstellen kann, mit allen Betrachtungen der Menschen, und einiger Hilfe von oben, kann man nicht ohne Hoffnung bleiben, daß sich endlich eine Form darbieten wird, in der sich die Züge, die Karaktere und die Inspirationen verbinden dürften, die der menschlichen, und, wenn das anders möglich ist, auch der göttlichen Natur am angemessensten und würdigsten sein können; wodurch ein allgemeiner und ewiger Kultus nicht mehr als leeres Hirngespinst erscheint.

Die Definition des religiösen Gefühls ist „das Bedürfniß, welches der Mensch verspürt, mit der ihn umgebenden Natur, und den unbekannten Kräften, die ihm die Natur zu beleben scheinen, sich in Berührung zu setzen." Diese Definition scheint auf den ersten Blick sich mehr für die Naturwissenschaften, als für das religiöse Gefühl zu eignen. Der Physiker und der Chemist bemüht sich, die unbekannten Kräfte zu erforschen, die sich in den Phänomenen des Weltalls entwickeln und verbergen, um sie den Händen des Menschen zu übergeben. Das religiöse Gefühl, ganz davon verschieden, wird plötzlich und tief bei dem Schauspiel der Pracht und der Ordnung erregt, das sich in den Bildern und in der Berührung zwischen Himmel und Erde zeigt. In demselben Augenblicke, wo der Mensch diese Bewegung verspürt, erwachen die ungewissen, aber beherrschenden Ideen eines unsichtbaren und vollkommenen Meisters und Lenkers des Weltalls, eines Richters der menschlichen Handlungen, in seiner Seele. Verwirft man, oder verwechselt man einen einzigen dieser Züge, so ist das religiöse Gefühl nicht mehr da. Sie sind alle zu seiner Bildung nothwendig, und bei allen Religionsmeinungen der Erde, wo ist die, in der sie nicht alle vereinigt waren? Die vermeinten Anbeter der Fetische und der mythologischen Gottheiten, hatten sie jemals etwas von dem, was wir Anbetung und Religion nennen? Glaubte man etwa auch die Herren und Lenker des Weltalls, die Väter und Richter des Menschengeschlechts, in jenen Krokodillen des Nil zu verehren, die man mit Ambraduften beräucherte? Nein! für die Horden selbst, die sich am meisten den Thieren näherten, war die ehrene oder lebendige Schlange, eine Gottheit nicht; und der Fels, oder der große Stein, vor dem sich der Lappländer beugt, ist höchstens eine Ruhestelle, wo durch Nebel und Finsterniß er oft den zu sehen glaubt, den er fürchtet, und den er in seiner Einbildungskraft vergöttert. So haben die Uneingeweihten den Altar für den Gott gehalten. Was die Allegorien der griechischen und römischen Dichtungen und Tempel betrift, so sind alle diese, dem Gehirn der Poeten entsprossenen Gottheiten, nicht als die Meister der Natur, sondern vielmehr als die Vorstellungen und Sinnbilder derselben betrachtet worden.

Der erste Kultus, der Pantheismus, richtet sich nicht an den Gott des Weltalls, sondern an das Weltall selbst, an das große All, betrachtet, wie in eine gemeinsame und mitewige Existenz, die körperliche und geistige Substanz, die Bewegung und den Gedanken in sich vereinigend. Dieser Kultus ist fast dem Atheismus so ähnlich, als der Religion; aber er ist doch in zwei wesentlichen Punkten von ihr verschieden, nach denen man glauben kann, daß er dennoch den Samenkorn des religiösen Gefühls in sich trage. In diesem Kultus dürfen die Anhänger desselben bei jeder Veranlaßung sich sagen: „Er betrachtet uns, er ist kein Richter, aber ein Zeuge." Hieran knüpft sich der Gedanke eines ewigen Richterstuhls, und das religiöse Gefühl wird geboren.

Der zweite ist der Deismus, oder vielmehr Theismus. Bei dem Anblick desselben Weltalls, sieht und berührt der Pantheist und der Theist die Materie, fühlt und erkennt die Vernunft. Aber der Erste schreibt sie derselben Substanz zu, während der Zweite zwei von Natur entgegengesetzte, obgleich in ihrer Wirkung übereinstimmende Substanzen hat,

Digitized by Google

nämlich: die Materie, die unthätig, unfruchtbar und fühllos durch sich selbst, und der Gedanke, der thätig durch sich selbst, fruchtbar und befruchtend ist. Die Eine beherrscht und die Andere geborcht, und selbst wenn sie zusammen handeln, so sind sie doch immer unter sich verschieden. In diesem Kultus ist derjenige, der angebetet wird, ein Geist, so wie die Anbetenden Geister sind; aber der Erste existirt durch sich selbst, während die Andern ihm ihr Dasein verdanken.

Der dritte Kultus ist der Christianismus, worin für einen Augenblick der Judaismus mit inbegriffen werden muß, weil er in der That darin enthalten ist; denn der jüdische Glaube ist nur die Vorrede des christlichen. Der Pantheismus und der Theismus, die beide den Anstrengungen des Verstandes ihre Geburt verdanken, sind vielmehr ein philosophisches System, als eine Religion. Der Judaismus und der Christianismus, die gleichfalls einer aus dem andern entsprossen sind, aber durch einen Progreß der Offenbarung, sind vielmehr ein Glaube, als ein philosophisches System; und selbst, um reinmenschlich wahr zu sein, so ist von Allem, was man auf Erden je Kultus genannt hat, der Christianismus der einzige, dem man, in seiner ganzen Ausdehnung und in seiner ganzen Heiligkeit, mit Recht den geheiligten Namen der Religion geben kann und darf.

Hydra und die Hydrioten.

Wunder der Ausdauer und der Industrie, bietet Hydra allein dem kämpfenden Griechenlande den größten Theil seiner Seemacht dar. Die Zahl der bewaffneten Schiffe dieser Insel übertrifft die aller andern zusammengenommen. Sie sind ausserdem noch größer und besser ausgerüstet. Bei unserer Ankunft war die ganze Flotte im Hafen, der eine Art von Bucht bildet, um welche sich die Häuser der Stadt erheben, die der ganzen Gewalt des Nordwindes ausgesetzt ist. Eine unbeschreibliche Thätigkeit herrschte in derselben. Schon lange vor Sonnenaufgang hörte man das Geräusch des Hammers und der Axt. Alles war mit Vorbereitungen zum Kriege beschäftigt.

Die Insel Hydra kann von Ost bis West ungefähr fünf Stunden in der Länge haben; ihre größte Breite mißt nicht über zwei Stunden. Der westliche Punkt ist gegen das alte Hermione, das heutige Castri, gewendet. Dieses ganze Eiland ist, im eigentlichen Sinne, ein nackter Fels und nur an einigen Stellen von so weniger Erde bedeckt, daß man in der Umgebung der Stadt kaum die Todten damit zu bedecken vermag. Es gibt im ganzen mittelländischen Meere kaum einen öbern, zum Bewohnen unangenehmern, und von allen, dem Dasein unumgänglich nothwendigen Hilfsmitteln zugleich entblößtern Punkt, als diesen, der ausserdem auch so wenige Handelsvortheile darzubieten im Stande wäre. Aber diese Wüste ist durch den unermüdlichen Fleiß ihrer Bewohner bereichert und ausgeschmückt worden. Sie haben alle Vortheile des Handels und der Industrie an diesen nackten Fels geschmiedet. Das wilde Meer, welches sie rings umspannt, ist das Feld gewesen, auf welches sie ihre Saat ausgestreut und von dem sie die reichliche Aernte gewonnen haben.

Die Hydrioten treiben durchaus keinen Ackerbau. Der frische und getrocknete Fisch ist ihr Hauptnahrungsmittel. Sie kaufen auf dem Kontinent, zu Lerna und zu Pirea, die Erzeugnisse der Gebietstheile von Athen und Argos auf. Sie trinken kein anderes Wasser, als das des Himmels, welches sie geschickt in Zisternen aufzufangen und zu bewahren verstehen. Ihre Wäsche wird im Meere gewaschen, und die Küste des Peloponnes liefert ihnen das nothwendige Holz. Ungeachtet aller Hindernisse und Entbehrungen auf dieser von der Natur vergessenen Klippe, wimmelt eine wohlhabende und glückliche Bevölkerung auf derselben, welche die größte und blühendste Stadt Griechenlands schmückt. Vor ungefähr dreißig Jahren war sie noch gänzlich unbekannt; aber seit der französischen Revolution ist sie mit Riesenschritten ihrem heutigen Wohlstande zugeeilt. Während Napoleon mit seinem Heere Spanien überschwemmt hatte, versorgten die Hydrioten beide gegeneinander kämpfenden Theile mit Lebensmitteln, und während der Hungersnoth im Jahre 1816 brachten sie große Ladungen Getreide aus der Krimm auf den Markt zu Marseille.

Solche und ähnliche Unternehmungen haben ihnen große Reichthümer zugewendet, und die Insel Hydra, mit der Aurora der griechischen Revolution, auf den ersten Rang gestellt. Die Stadt dieses Namens befindet sich beinahe in der Mitte der mitternächtlichen Küste. Bei Erbauung ihrer Häuser hat meistentheils der europäische Geschmack den Vorzug erhalten. Der Boden, auf dem man ihre Grundpfeiler gelegt, hat oft mehr Kostenaufwand verursacht, als die Gebäude selbst. Sehr oft mußte man mit Meißel und Schießpulver den Platz sich ebnen. Die meisten Häuser sind geräumig und ausserordentlich solid. Ihr Aeußeres schon zeugt von dem Reichthum ihrer Eigenthümer. Am meisten zeichnen sich die der Condurioti und der Tombazi aus. Eine Bevölkerung von 30,000 Seelen drängt sich auf den schmalen Stiegen, die als Straßen dienen, und die ausser ihrer Finsterniß und Steilheit für den Fremden noch das Unangenehme haben, von der hydriotischen Jugend, der ausgelassensten, die

Digitized by Google

man ſich nur denken kann, von allen Seiten mit Steinen geworfen und mit unreinem Waſſer beſpritzt zu werden, ſo daß man es kaum wagen darf, ſie allein zu betreten.

Die Hydrioten ſind, wie ihre Nachbaren die Spezzioten, von albaneſiſchem Stamme, und Alles, was man von den Sitten und Gewohnheiten, den guten Eigenſchaften und Gebrechen der erſtern weiß, kann auch auf die andern anwenddar gemacht werden. Sie ſprechen griechiſch und albaniſch mit derſelben Geläufigkeit, ſind meiſtentheils gut geſtaltet und von hohem Wuchs; ihre Formen ſind kräftig und ausdrucksvoll, ihre Bewegungen ſtolz, ihr Anſehen kriegeriſch und verwegen. Sie ſind eben ſo tapfer, als eitel, und haben eine gewiſſe Nichtachtung gegen die Griechen von Morea. Es iſt nicht abzuläugnen, daß ſie Gründe genug haben, etwas auf ſich zu halten, denn ihre Erfindungskraft und ihre Fähigkeiten ſind ſo groß, daß ſie die zierlichſten Fahrzeuge wie ſpielend verfertigen, und ohne den geringſten Begriff von den zu ſolchen Arbeiten allernothwendigſten Wiſſenſchaften zu haben. Sie ſind allen Neuerungen auf das entſchiedenſte abgeneigt, und halten an ihren alten, einmal als gut erkannten Gebräuchen mit unerſchütterlicher Hartnäckigkeit.

Alle Bewohner dieſes Eilandes ſind Seeleute von der Wiege an, und die Knaben werden faſt, ſo bald ſie laufen können, mit an Bord genommen. Ihre Erziehung iſt ſehr ſtreng und durchaus praktiſch. Zeigt ſich ein Vorgebirge, eine Inſel, ein Meerbuſen in der Ferne, ſo verſammelt man die Kinder auf dem Verdeck, der Kapitän oder ſein Lieutenant zeigt ihnen die verſchiedenen Punkte, deutet ihre Lage aufs Genaueſte an, und benennt ſie mit ihrem Namen. Er befragt ſie ſodann Alle, der Reihe nach, über denſelben Gegenſtand, und ruht nicht eher, als bis ein Jeder verſichert, ihn genau behalten zu haben. Erblickt man nun dieſelben Punkte auf einer andern Reiſe, ſo beginnt das Examen, und wehe dem, deſſen Gedächtniß ihm treulos iſt; er wird mit unbarmherziger Strenge beſtraft. Auf dieſelbe Weiſe werden die Knaben über die verſchiedenen Theile des Schiffs unterrichtet, und überhaupt in Allem, was ihren künftigen Stand, das Seeweſen, betrift.

Die Kleidung der Bewohner von Hydra, obgleich von eleganter Einfachheit, ſcheint wie doch, der Form nach, nicht ganz den Bewegungen auf dem Meere anpaſſend zu ſein. Die Farbe derſelben iſt gewöhnlich ſehr leuchtend. Uebrigens haben dieſe Inſulaner alle Gold- und Silbertreſſen bei ſich verboten, mit welchen die griechiſchen Seeleute ihre gewöhnlich ſehr ſchmuzige Kleidung beſetzen. Die hydrioteſchen Frauen ſchmücken ſich noch vor einigen Jahren mit großem Luxus. Seitdem hat ein Geſetz denſelben beſchränkt und eine gewiſſe Kleidung aufgeſtellt. Ihre heutige Tracht iſt einförmig und ſehr einfach. Ein ſchwarzes Tuch, unterm Kinn zuſammengebunden, verhüllt ihr Haar; ſie haben, gegen die Gewohnheit der griechiſchen Frauen, den Buſen ſorgſam bedeckt, und tragen einen dunkelgrünen Rock, deſſen mehr oder minderer Faltenwurf allein die Verſchiedenheit der Glücksumſtände anzudeuten im Stande iſt.

Sitten und Gebräuche der Marokkaner.

Obſchon die Marokkaner eifrige Muſelmänner, ſo haben ſie doch einige dem Islamismus fremde Religionsübungen. Sie bringen z. B. den Verſtorbenen Lebensmittel, und verſammeln ſich jeden Freitag (der ihr Sonntag iſt) mit großer Feierlichkeit bei den Gräbern. Die Weiber ſelbſt werden zu dieſen Verſammlungen zugelaſſen, und betrachten ſie deshalb als eine Erholung oder ein Vergnügen. Die Prieſter, deren Wohnungen ſich in der Nähe befinden, gehen ebenfalls mit langſamen Schritten, mit einer tiefen Zerknirſchung in den Zügen und mit zwiſchen den Zähnen vor ſich hinmurmelnden Gebeten dorthin. Die Marokkoner erziehen ihre Kinder in einem unverſöhnlichen Haſſe des chriſtlichen Namens, den ſie nie anders, als mit Beifügung eines Fluchs und entſetzlicher Verwünſchungen ausſprechen. Die Geſandten und Konſuln der fremden Mächte ſelbſt ſind nicht immer vor den handgreiflichen Beſchimpfungen des Pöbels geſichert.

Man hat in dieſem Lande eine große Ehrfurcht für die von Mekka zurückkehrenden Pilger, die man heilig (hadyr) nennt. Dieſe Verehrung dehnt ſich bis auf die Thiere aus, welche die Wallfahrer gewöhnlich mit ſich bringen. Die religiöſen Geſetze ſind ſehr ſtreng. Wer überwieſen wird, acht Tage lang nicht die Moſchee beſucht zu haben, wird, beim erſten Male, für unfähig erklärt, vor Gericht zu zeugen; beim zweiten Male wird er zu einer ſtarken Strafe verurtheilt; endlich beim dritten Male wird er lebendig verbrannt. Die Weiber dürfen die Moſchee nie betreten, weil ihre Gegenwart in dem Herzen, oder in dem Sinne der guten Muſelmänner einige Zerſtreuung erregen könnte. Man glaubt ſie zu nichts anderm, als zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts beſtimmt, wozu ſie weder unterrichtet noch gelehrt zu ſein brauchen. Es ſcheint, daß man dort nicht viel von dem zukünftigen Leben verſteht, oder vielleicht gar nicht einmal daran glaubt.

Wenn ein Jude oder ein Chriſt eine Moſchee betritt, ſo ſtellt man ihm die Alternative, entweder ſich lebendig braten zu laſſen, oder ſich zum marokkaniſchen Muſelmann zu machen. Niemandem in dieſem

Digitized by Google

Lande fällt es nur im Geringſten bei, daß es ein Verbrechen ſei, einen Ungläubigen zu belügen, zu betrügen, zu beſtehlen, und ihn auf alle nur erdenkliche Weiſe zu mißhandeln. Vom Kaiſer und ſeinen Miniſtern an, iſt jeder Marokkaner auf Geſchenke, und überhaupt auf fremdes Gut äußerſt begierig. Eins ihrer Sprichwörter ſagt: „geſchenkter Weineſſig iſt ſüßer, als gekaufter Honig.“ Sie beobachten ihr Ramadan oder Faſten ſehr ſtreng, und ihre Korſaren ſelbſt erlauben ſich nicht die kleinſte Ausnahme von der vorgeſchriebenen Regel, wie die von Algier wohl manchmal zu thun pflegen. Ihre Strafen ſind ſchaudererregend, und die gebräuchlichſten ſind, die Verbrecher entweder bei gelindem Feuer zu verbrennen, oder ihnen lebendig die Haut abzuziehen.

Sie haben eine große Ehrfurcht vor dem Namen Gottes, und es gibt in ihrer Sprache kein Wort, welches „Gotteslästerung“ bedeutet. Nächſt dem haben ſie eine entſchiedene Abneigung gegen den Schwur, deſſen Mißbrauch ſie beſtändig den Chriſten zum Vorwurf machen. Die Zweikämpfe ſind ihnen unbekannt, weil jeder Todſchlag, auf welche Weiſe er auch immerhin veranlaßt ſein mag, unausbleiblich den Tod des Mörders nach ſich zieht. Die Verbrecher werden nie von neugierigen Zuſchauern zur Richtſtatt begleitet; die Vorübergehenden betrachten ſie vielmehr mit großem Mitleiden und verbergen ſich das Geſicht. Alle Hazardſpiele ſind auf's ſtrengſte verboten. Man hat von den geſellſchaftlichen Vereinigungen keinen Begriff, und wenn man ſich gegenſeitig beſucht, ſo iſt es nur der Geſchäfte wegen. Man unterhält ſich nie über die Unternehmungen und den Stand eines Andern, und wenn man ſich recht vergnügen will, ſo nimmt man Sorbet und Kaffee und raucht Tabak ſolo und im tiefſten Schweigen. Ein guter Marokkaner raucht nie zwei Pfeifen nach einander, weil er die Ueberzeugung hat, daß das der Geſundheit ſchädlich iſt. Der Gebrauch des Weins und der ſtarken Liköre iſt ihnen durch Mahomets Geſetz verboten; aber die Reichen und Großen leeren heimlicherweiſe manch Gläschen davon.

Die ganze Politik des Kaiſers von Marokko beſteht darin, die Konſuln der chriſtlichen Mächte, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, zu beſchützen, und mit den Republiken von Tunis, Algier und Tripolis in gutem Einverſtändniſſe zu leben, um mit ihnen gemeinſchaftlich das edle Handwerk der Seeräuberei betreiben zu können. Es gibt wohl kein Land auf der ganzen Erde, wo der Zuſtand der Sklaven ſo entſetzlich ſein kann, als er zu Marokko iſt. Sie gehören ſämmtlich dem Kaiſer, und es wird ihnen nicht die geringſte Erholung bei der Arbeit vergönnt. Sie erhalten keine andere Nahrung, als Haferbrod, in Oel getaucht; und ſelbſt während ſie damit, wie das Vieh, gefüttert werden, müſſen ſie unabläßlich fortarbeiten. Ein unbarmherziger Zuchtmeiſter bewacht ſie mit Argusaugen; und wenn Einer nur auf einen Augenblick die Hand ſinken läßt, ſo verſetzt er ihm ſchon einen fürchterlichen Schlag. Bei ſolcher Behandlung iſt es nichts Seltenes, daß man dieſe Unglücklichen von der übeln Behandlung und unter den Streichen oft erliegen ſieht. Ueber Nacht müſſen ſie auf Strickleitern in ſtinkende Gefängniſſe hinabklettern, die durch eiſerne Fallthüren verſchloſſen werden. Ihre ganze Bekleidung beſteht aus einem Kittel von roher Wolle, mit einer Kapuze, um ſich gegen den Regen und die Sonne zu ſchützen. Obgleich die verheiratheten Sklaven weder beſſer ernährt, noch beſſer logirt und bekleidet werden, ſo ſind ſie doch von den härteſten Arbeiten befreit, um nicht der Fortpflanzung hinderlich zu werden; denn ihre Kinder ſind geborne Sklaven, und ergänzen die Erliegenden. Man bekümmert ſich eben nicht ſonderlich darum, ſie zu bekehren, weil ſie, wenn ſie ſich dem Islamismus zuwenden, zugleich von ihrer Sklaverei befreit werden.

Man findet zu Marokko eine beſondere Race Mauren, die ſich auf den erſten Blick zu erhalten wiſſen, die vorzüglichſten Stellen einnehmen, und im Lande in hoher Achtung ſtehen, was ſie oft theuer genug bezahlen müſſen, weil ſie um ſo mehr der Habſucht und Grauſamkeit des Despoten ausgeſetzt ſind. Endlich ſieht man hin und wieder im Lande, und vorzüglich in der Nähe des Atlasgebirges, eine Art Wilder, die in Höhlen leben, und ſich von Früchten und Wildpret ernähren.

Eine neue Theorie der alten Bildung der Erde.

Vom Amerikaner Ira Hill.

Die Ideen dieſes neuen Theoriſten ſtehen mit denen der Ältern und neuern Geogeniſten zwar in einiger Berührung, aber ſie zeichnen ſich vor allen durch ihre Sonderbarkeit aus. Es iſt ein Vulkaniſt, der außerdem dem Waſſer dennoch einige Wirkung zugeſteht. Am Anfang war Alles wüſte und leer — das Feuer war elektriſch und ohne Hitze; die Aneinanderreibung der verſchiedenen Theile der Materie hat ſodann die Hitze entwickelt, und dieſe Wirkung iſt alſo im Verhältniß mit der Stärke der Urſache geweſen, die ſie hervorgebracht hat. Die chaotiſchen Elemente haben ſich auf eine ſolche Weiſe geordnet, daß die feurigen Maſſen genöthigt waren, furchterliche Exploſionen hervorzubringen, um ſich Luft zu machen. Die Gebirge haben ſich auf ſolche Weiſe erhoben, die großen Höhlen haben ſich gebildet, und der Kontinent

Digitized by Google

ist endlich geboren worden. Eine dauernde Folge von Erderschütterungen haben sodann die Inseln, die Meere, die Seen, die Flüsse und die Thäler hervorgebracht. Die Anden, die „Felsgebirge“ Amerika's und die Alleghanys haben sich zur Zeit der allgemeinen großen Sündfluth erhoben, und die Gewässer des Oceans sind durch diesen gewaltsamen Ausbruch mit Gewalt gegen die orientalische Hemisphäre geschleudert worden, und haben die Bewohner derselben ersäuft, wie die heilige Schrift solches berichtet. Der nordöstliche Theil Amerika's ist indeß von viel neuerm Ursprunge. Die großen Landstrecken von Grönland und Labrador erhoben sich gemeinschaftlich, und zwar mit Hilfe einer „Strömung“ von Nordost nach Südwest, die zugleich den Meerbusen von Fundoy ausspülte, und die Staaten von Neu-England überschwemmte. Lang-Island entstand durch die Vereinigung dieser Strömung mit dem Ocean. — Der Verfasser stellt sodann seine Gedanken über „Ebbe und Fluth“ und die Wirkungen derselben auseinander. Er verwirft die Theorien Newtons und Laplaces, und schreibt sie den „Sonnenstrahlen zu, indem sie den Luftkreis durchdringen.“

Pariser Sittentafel.

Die Unterhaltung.

Niemand kannte den dicken Herrn, der sich mit so vieler Gravität auf seinem Stuhl schaukelte. Man unterhielt sich so eben über die Erziehung der Jugend, und stritt sich lange über den Punkt: ob die Aeltern für ihre Söhne den Stand wählen dürften, der sich für diese am besten zu eignen schien? Man redete viel durcheinander, ohne sich recht zu verstehen, bis auf einmal der dicke Herr seine Stimme erhob: „Ja, wenn mein Vater mir die Freiheit gelassen hätte, zu thun, was ich gewollt, so würde ich entfernter sein, als ich jetzt bin. Zuerst wäre ich nämlich nach Rom gegangen....“ Die wichtige Miene, mit welcher er das sagte, brachte einen gewissen Eindruck auf die Gesellschaft hervor und man näherte sich ihm: die Spieltische selbst schienen Antheil an diesem Stoffe zu nehmen. Das einzige Wort Rom hatte ein ganzes Chaos von Ideen erweckt. Eine junge Dame unterbrach den dicken Herrn durch eine Phrase über die schönen Künste und über die Nothwendigkeit, Rom zu besuchen, um ein Maler genannt werden zu dürfen. Ohne der Dame Zeit zu geben, ihren Gedanken zu entwickeln, bemächtigte sich ein junger Mann der Worte „antikes Studium“, die die Rednerin so eben ausgesprochen hatte, und bediente sich derselben, wie eines Textes: „A propos Antike, so glaube ich, daß man den Umfang der Kolonne Trojans zu übertrieben angegeben hat, und wenn Winckelmann....“ Jemand an einem der Spieltische: „Winckelmann erwähnt ihrer in dieser Beziehung nicht.... (ich passe)... nämlich in Bezug der Architektur.... (ich rede ab).... man muß deßhalb Fabrizius zu Rathe ziehen...“ — „Was man zu Rathe ziehen muß,“ fuhr ein kleiner Greis fort, „das ist der vortrefflichste Kupferstich von Piranesi. Die Kolonne, von welcher Sie sprechen, ist den Gekehrten bereits sehr nützlich gewesen, und zwar durch die klaren Andeutungen, welche sie ihnen über die Schlachtordnung und die Art und Weise der Alten, sich zu schlagen, gegeben hat.“ — „Kariatiri!“ rief ein alter General, der seine Lorbeeren auf einem welchen Sopha ausruhete, „man rede mir nicht von der Taktik der Alten. Die verstanden des Henkers viel davon, und wußten nicht einmal, was der große Krieg, der Krieg in Masse sei...., und überdem ohne Kanonen.....“ — Ein Musikus, der bis dahin sehr aufmerksam auf sein Spiel gewesen war, wurde plötzlich von dem Worte Canon betroffen. Er hatte von Rom sprechen hören, und in der Beziehung des Worts sich betrügend, sagte er: „Es ist nicht nöthig, nach Rom zu gehen, um Modelle von Canons zu finden. Man darf nur die von Cherubini konsultiren; das sind wahre Wunderwerke. Rom ist das Land der angenehmen Musik, der sioriture, der appogiature... aber....“ — Bei dem Worte appogiature erhob sich eine junge Dilettantin und lobte die Signora Mombelli. Darüber gerieth man auf die Opera-bufa, auf Rossini u. s. f. Man erzählte sich bei dieser Veranlassung allerlei pikante Anekdoten, von denen die eine ungereimter als die andere war. Sodann kehrte man wieder nach Rom zurück, zum Abbé Angelo Maio, zum Kardinal Gonsalvi, zu Canova und Vigano. Jedermann blickte auf den dicken Herrn und schien ihn zur Unterstützung seiner Behauptungen anzurufen; obgleich man noch nicht wußte, was er eigentlich sei, und ob man einen großen Maler, oder einen tiefen Mathematiker, einen Diplomaten, einen Virtuosen oder einen Dichter in ihm verehren müsse.

„Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen,“ hob endlich der dicke Herr wieder an, nachdem die Redewuth der Gesellschaft nachgelassen hatte, „ich wollte mit aller Gewalt nach Rom gehen, und zwar deswegen, weil in der Boutique meines Vaters, der einer der ersten Fleischhacker zu Lyon war, sich ein Gesell befand, der mir den Kopf total verdreht hatte. Ich beschloß also, mich anwerben zu lassen und mit der Armee nach Italien zu gehen. Mein Herr Vater nahm den Spaß übel und prügelte mich wacker durch. Der brave Mann! Ich verdanke es seiner Vorsicht und seiner Karakterstärke, daß ich nicht todtgeschossen bin und seinen Handel habe ererben können; obgleich es

Digitized by Google

mir unendlich leid thut, die Bekanntſchaft aller dieſer römiſchen Herren und Damen, von denen Sie ſo eben geſprochen, nicht gemacht zu haben. Es würde mir gewiß zur Ehre gereicht ſein, der Frau Colonne, dem Herrn Trajan und den Damen Pirani und Rebuffine, die, wie ich vermuthe, alle ſehr achtungswürdige Perſonen ſind, meine ergebenſte Schuldigkeit bezeugen zu können. Aber es iſt mir doch noch lieber, meinen Sperling in der Hand, als zehn auf dem Dache zu haben, und, ich darf das ſchon ohne Eigenliebe ſagen, meine Reputation iſt gewiß ſo groß, als die all' jener ſchönen Herren und Frauen, wofür ich meinem Vater Robann Kaſpar Michel Dandoulet ſelig noch heute inſtändigſt danke."

Der dicke Herr hatte geredet, und man ſchwieg — weil er ein Vetter des Hausherrn war. Er hatte ein anſtändiges Vermögen mit ſeinen Schinken und Leberwürſten gewonnen, und kam alljährlich einmal nach Paris. Es fehlte ihm weder an der Manier, noch am Ton, und die Lyoner Schneider hatten ſeine Korpulenz mit ihren eleganteſten Formen umgeben. — Man verwunderte ſich endlich über den raſchen Gang, den die vom dicken Herrn begonnene Unterredung genommen hatte, und ſchwieg beinahe eine ganze Minute.

Die beiden Müßiggänger.

Glücklich in ſeinem Unglück der Müßiggänger, den dreißigtauſend Franken jährlicher Einkünfte in den Stand ſetzen, ſich um ſeine Zeit und ſeine Langeweile zu betrügen. Er kann ſein träges Daſein in einem Landau herumpazieren, auf einem muntern Roſſe die langen Schattengänge der Boulevards und des Gehölzes von Boulogne meſſen, einen Tag zu Paris ſchlafen und den andern auf dem Lande ſich, ſeiner großen Beweglichkeit wegen, beſchäftigt glauben, und auf ſolche Weiſe ſich über ſich ſelbſt täuſchen. Er kann für ſeine Kleider das ſeltenſte Tuch, ſowohl für den Stoff, als für die Farbe, auswählen, ſein Verdienſt noch durch einen originellen Schnitt erhöhen, und ſich alſo den Blicken erleuchteter Richter darſtellen, auf deren Gutheißung er zählen darf. Ungeachtet ſeines beſtändigen Müßigganges, können die Tage ihm noch zu kurz ſcheinen. Glaubt man nicht, daß eine anſtändige Zeit dazu gehöre, ſeinem Morgenanzuge Geſchmack und Eleganz zu geben? Kann er weniger als eine Stunde darauf verwenden, um bei Tortoni zu frühſtücken? Kennt man nicht den Maler B***, dem man auf eine Viertelſtunde beſchwerlich fallen muß, den Dichter B***, dem man eine Ehrarade, oder einige Strophen für irgend ein Feſt abborgen will? Hat man nicht mehreren liebenswürdigen Frauen, die uns ungemein hochſchätzen, ſeine Schuldigkeit zu bezeugen? Bleibt uns nun noch Zeit für das Schießenſchießen bei le Page, für das Diorama, für die Kuppel der S. Genofevakirche, oder für's Muſeum, wenn es eben ein Sonnabend iſt? Kaum vermag man allen dieſen nothwendigen Beſchäftigungen noch die Zeit abzugewinnen, ſich für das Mittagseſſen mit aller gehörigen Sorgfalt anzukleiden. Und die Abende, mit welcher Schnelligkeit entfliehen ſie nicht in jenen angenehmen Verſammlungen, wo man wie der Held der Säle empfangen wird, wie der Stempel des guten Tons und des guten Geſchmacks, wie ein Mann, der der auserwählten Zartheit ſeiner Sprache und der beſtändig ausgezeichneten Form ſeines Huts die allerrechtmäßigſte Hochachtung verdankt? Roſſini, Madame Paſta, der Punſch, der Tanz und das Spiel machen aus ſeiner Abendgeſellſchaft eine ununterbrochene Folge von Vergnügungen. Er legt ſich ſpät zu Bette, erſtaunt, im Laufe des Tages noch ſo viele Arbeiten beſeitigt zu haben, und oft beſchäftigt ihn noch der Ankauf einer Jagdflinte, oder irgend eines Luxusartikels, ein ernſtes Nachſinnen über die Farbe eines neuen Kleides, oder über die Form eines Lavabos bis in die Arme des Schlafs.

Unglücklich hingegen, dreimal unglücklich der Müßiggänger, der, um ſeiner Nothdurft und ſeinem Vergnügen zu entſprechen, nur ein mäßiges Einkommen von 1200 oder 1800 Franken hat. Er fühlt die ganze Schwere des Müßigganges, und ſchleppt ſein Leben, wie der Galeerenſklave ſeine Kugel ſchleppt.

„Wollen Sie, daß ich Ihnen erzähle, wie ich meine Tage, einen wie den andern, verbringe?" fragte mich Herr Jacquemard, einer der ehrbarſten Rentiers dieſer Gattung. Es würde faſt unmöglich ſein, einen ſchlichtern und ſanftern Menſchen zu finden, als ihn, aber er iſt zugleich von einer Trägheit und einer Unwiſſenheit, die in ſeiner Familie erblich zu ſein ſcheint. — „Ich ſtehe Morgens um zehn Uhr auf und öffne alsdann mein Fenſter, wo ich lange Zeit verweile. Die Bewegung in den Straßen gefällt mir, erweckt mich; dieſe große Thätigkeit belebt auch mich, und ich fühle mich von ihr angezogen. Sofort ergreife ich meinen Stock und .... verfüge mich nach meinem gewöhnlichen Kaffeehauſe, wo ich frühſtücke. Ich habe das Mittel erfunden, eine Stunde auf die einfache Konſumation meiner halben Taſſe Milchkaffee zu verwenden, zu welcher ich einige kleine Brödchen geſelle. Eine zweite Stunde verwende ich auf die Leſung der Zeitungen, in denen ich die beſtändig wachſenden Fortſchritte der Induſtrie bewundere. Alle dieſe großen Entdeckungen, dieſe erſtaunlichen Erzeugniſſe des menſchlichen Verſtandes, erheben meine Seele, und ich fühle mich ſtolz, ein Menſch zu ſein. So verbringe ich alltäglich mein Kaffeehaus wie berauſcht, das heißt, in einer wahrhaften Exaltation. Ich verfüge mich

Digitized by Google

von da nach dem Palaſt der Gerechtigkeit, und ich ermangele niemals, beim Winkel des Pont-Neuf zu verweilen, wo ich ſeit fünfzehn Jahren alltäglich die Theater-Anſchlagzettel leſe. Ich beſuche zwar das Schauſpiel nie; aber es iſt mir doch immer angenehm zu wiſſen, was man ſpielt, und welche Neuigkeiten erſchienen ſind. Ich verwende auf dies Geſchäft ungefähr zwanzig Minuten, und da man hier beſtändig kommt und geht, ſo bemerkt man meine lange Station nicht, und ein Jeder glaubt, daß ich erſt unlängſt ſtehen geblieben bin. Es iſt ſehr ſelten, daß ich nicht eine oder zwei Stunden im Gerechtigkeitspalaſte bleibe. Ich bin ſo genau mit den Gerichtsdienern bekannt, und ſo vertraut mit ihnen, daß ſie mir niemals meinen Gruß erwiedern, wenn ich den Hut vor ihnen abziehe. Sie glauben vielleicht, daß ich mich nun genug beſchäftigt habe? O, noch lange nicht! Ich gehe gewöhnlich von da ohne Unterſchied nach der Sorbonne, oder dem franzöſiſchen Kollegium. Da finde ich ein gutes Feuer, wenn es im Winter iſt, und mache auſſerdem noch mehr als einem Profeſſor Vergnügen, weil ich gewöhnlich ſein ganzes Auditorium ausmache. Mir iſt es vollkommen gleich, ob ich einem Kurſus der chineſiſchen Sprache oder des Samſkrit beiwohne; denn ich ſchlafe in dem einen ſo gut als in dem andern. Aber der Kurſus der lateiniſchen Poeſie iſt mir von jeher immer der intereſſanteſte geweſen; obgleich ich vermuthe, daß er mir noch viel mehr gefallen würde, wenn ich nur einige Worte Lateiniſch verſtände. Ich fehle nie bei den Vorträgen Villemains, und poſtire mich immer dieſem geſchickten und berühmten Profeſſor gegenüber; aber ſeit einem Jahre ſuche ich umſonſt eine Phraſe, die ihn ihm gerne, wie einige andere ſeiner Zuhörer, am Ende ſeines Vortrags ſagen möchte. Nach all' dieſen vielſeitigen Beſchäftigungen kehre ich langſam in meine Behauſung zurück, wo ich zu Mittag ſpeiſe; ſodann verſüge ich mich nochmals in mein Kaffeehaus. Wenn ich daſelbſt einige Partien Domino geſpielt habe, ſo gehe ich ſchlafen, um am nächſten Morgen wieder auf dieſelbe Weiſe anzufangen .... Sollten Sie es nun glauben, daß, ungeachtet eines ſo wechſelnden und thätigen Lebens, ich nicht recht glücklich bin und .... Langeweile habe?"

Ich glaube es unbezweifelt, Herr Jacquemard; denn der Müſſiggänger iſt daſſelbe in der Geſellſchaft, was der Verſchnittene im Harem iſt. Er bleibt der großen Bewegung der Produktion fremd, welche das Menſchengeſchlecht anregt und belebt, und da er nichts aus eigenen Kräften zum allgemeinen Wohlſein beiträgt, ſo gibt es auch keine wahre Lebensfreude für ihn.

Ein Wort über Ahrendt.

In mannigfacher Hinſicht merkwürdig und intereſſant iſt das Leben dieſes ſonderbaren, wandernden Antiquars, der wie Diogenes lebte und ſtarb, wie er weder Eigenthum, noch Vaterland, noch Familie hatte, und der keiner andern Leidenſchaft gehorchte, als ſeiner Vorliebe für die runiſchen Inſchriften, mit der er, oder die mit ihm auf die Welt gekommen zu ſein ſchien, um durch ganz Europa die Ueberreſte längſt verſchollener Zeiten aufzuſuchen. Ahrendt wurde im Holſteiniſchen geboren, und als Mann und Botaniſt von der däniſchen Regierung nach Norwegen geſchickt. Dort zeigte ſich plötzlich ſein großer Hang für die ſkandinaviſchen Alterthümer, und von nun an wurde jedes Denkmal, jeder Grabſtein, der mit runiſchen Schriftzügen bedeckt war, der Gegenſtand eines ernſten und unabläſſigen Studiums für ihn. Er durchreiſete ganz Schweden, mehrere Jahre lang, in derſelben Abſicht. Eine tiefe und gründliche Kenntniß der verſchiedenen runiſchen Alphabete des neunten, zehnten und eilften Jahrhunderts, war das Reſultat ſeiner Nachforſchungen. Er nahm ſelbſt noch ältere Schriftzüge an, und betrachtete die angelſächſiſchen und keltiſchen Runen, wie aus den nordiſchen entſprungen.

Um die Geſammtmaſſe aller Denkmäler in dieſem Betrachte genauer zu ſtudieren, ſetzte er ſich vor, ganz Europa zu durchreiſen, und führte theilweis, immer zu Fuß wandernd, immer ſehr übel gekleidet, oft faſt in Lumpen gehüllt, allen Einflüſſen der Witterung ausgeſetzt, und auf die frugalſte, oft elendeſte Weiſe lebend, dieſen Entſchluß aus; wobei er keineswegs ermangelte, ſich um die Bekanntſchaft aller Gelehrten zu bewerben, und ſich ihnen als einen in der Paleographie, Numismatik und Linguiſtik ſehr bewanderten Kollegen anzukündigen. Seine Odyſſee könnte den Gegenſtand einer ſehr intereſſanten Darſtellung ausmachen. Zuerſt glaubte er ſich in Dänemark unterdrückt und beſchimpft, weshalb er dies Land auch nur immer „das flache Dänemark" nannte.

Die norwegiſchen Bauern hielten ihn dagegen in hohen Ehren, weil ſie ihn beſtändig mit ihren Denkmälern beſchäftigt ſahen. In Schweden nahm ihn der Adel in ſeine Schlöſſer auf, und wenn auch einige Gelehrte ſein Syſtem beſtritten, ſo fanden ſich doch auch wieder andere, die es vertheidigten. Aber im ſeinen Koppendagen betrachtete man ihn, mit ſeinem lange Barte und ſeinen gekrümmten Nägeln, vielmehr als einen Menſchen, der des Mitleidens, denn der Bewunderung würdig ſei. Man ſchien ſeine Gelehrſamkeit zu bezweifeln, und ſich manchmal ſogar über ihn luſtig machen zu wollen. Auſſerdem verſagte man ihm einen Theil der Hilfe, welcher er bedürftig war

Digitized by Google

In einigen andern Ländern fand er noch viel weniger Kenner seiner Wiſſenſchaft, und man behauptet ſelbſt, daß er in einem Anfalle übler Laune ſich mit einem deutſchen Antiquar herumgeſchlagen, und in dieſem Fauſtkampfe ein Auge eingebüßt habe. Er ſelbſt ſagte: „daß es ihm ſehr angenehm ſei, nur ein Auge zu haben, weil er dadurch einer großen Aehnlichkeit mit Odin ſich rühmen könne.“ Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Verluſt ſeines zweiten Auges ſeiner Gewohnheit zuzuſchreiben iſt, faſt immer unter freiem Himmel, hinter einem Strauch oder Felſen zu ſchlafen.

Während ſeiner erſten Reiſe durch Italien wollte er ohne alle weitere Umſtände die Säule auf dem Markusplatze in Venedig erſteigen, um die am Löwen befindliche Runenſchrift zu leſen, die, nach ihm, ſehr übel kopirt worden war. Sein Zank mit den öſterreichiſchen Schildwachen und die Rede, welche er bei dieſer Gelegenheit hielt, war einer jener Gegenſtände, die er am liebſten und luſtigſten erzählte. Zu Paris erinnert man ſich noch, ihn manchmal bei dem verſtorbenen Millin geſehen zu haben. An einem ſchönen Morgen verließ er die Hauptſtadt, ohne Gruß oder Dank, nachdem er eine Sammlung keltiberiſcher Münzen durcheinander geworfen, die man ihm zur Ordnung übergeben hatte. Man vernahm kurz darauf, daß er ſich mitten in Spanien befinde, wo er den keltiberiſchen Runen nachforſchte. Seitdem erſchien er noch mehrmals zu Paris, wo er jedoch alle die wohlwollenden Anerbietungen ablehnte, die ihm von den dortigen Gelehrten gemacht wurden.

Als er ſeine neue Wanderung durch Schweden unternahm, wurde er dem jetzt regierenden Könige auf folgende Weiſe vorgeſtellt. In der Nähe eines Uebungslagers befand ſich ein Runenſtein auf einem Tumulus. Er ſetzte ſich auf denſelben und erwartete dort den Monarchen, der ihn, wie Alexander den Diogenes, aufſuchte. Seine letzte Ausflucht nach Italien war nicht günſtig. Die Unordnung ſeines Aeuſſern, ſein Umherirren zwiſchen den einſamen Ruinen, ſeine Manuſkripte in isländiſcher Sprache und ſeine runiſchen Alphabete, die er beſtändig bei ſich trug, und ſeine oft eben ſo heftigen als treffenden Ausfälle und Deklamationen, lieſen ihn als einen gefährlichen Carbonaro betrachten. Er wurde verhaftet und in ein feuchtes Gefängniß geworfen, wo er an Allem Mangel litt und den Keim einer verzehrenden Krankheit fand. Endlich, und da man ſich überzeugt hatte, daß er durchaus ſchuldlos ſei, wurde er wieder in Freiheit geſetzt, und kehrte nach Deutſchland zurück. Aber ſchon in der Nähe von Venedig machte der Tod im Februar 1824 ſeinem Daſein ein Ende.

Häckerling.

In der Gegenwart des Philoſophen von Ferney (Voltaire) weigerte ſich ein Frauenzimmer, zur Nachtzeit an einem Kirchhofe vorüberzugehen, und gab als Grund an, daß ſie mehrmals ihren verſtorbenen Mann erblickt habe, und jetzt noch ihm zu begegnen fürchte. Voltaire, der eben nicht an Geſpenſter glaubte, ſagte zu ihr: „Wenn ein Todter wieder fleiſchlich erſcheinen ſollte, ſo müßten alle getrennten Theile ſeines Körpers, die entweder in der Luft verdünnet, und von den Winden entführt, oder auf irgend eine andere Weiſe aufgezehrt worden ſind, ſich wieder an derſelben Stelle vereinigen können. Das Gewürm und die Vögel, oder alle andern Thiere, die ſich mit den Subſtanzen des Kadavers ernährt haben, müſſen das wieder zurückgeben, was ſie genommen haben. Der Wurm, der ſich von dem Herzen oder der Leber des Verſtorbenen genährt hat, iſt von der Schwalbe verzehrt worden, die Schwalbe vom Specht, der Specht vom Falken und der Falk vom Geier. Folglich muß ein jeder eben das wieder erſtatten, was dem Todten angehörte, ſonſt kann es nicht mehr dieſelbe Perſon ſein, und es iſt unmöglich, daß ſie auferſtehe und von Neuem den Blicken ſich darſtelle.“ Beinahe etwas Aehnliches hat Shakeſpeare auch in ſeinem Hamlet geſagt.

Der mittelmäßige Menſch wird von aller Welt geliebt. „Mein Sohn!“ ſagte ein Vater zu ſeinem achtzehnjährigen Knaben, der eben die Hochſchule beſuchen wollte, und der in ſeinem Gymnaſiaſtenſtolze und mit ſeiner Primanerweisheit, wenigſtens ſchon ein Cicero oder ein Horaz zu ſein glaubte: „mein Sohn! bringe deine Stirne, denn dein einziges Verdienſt beſteht in deiner Mittelmäßigkeit. Du glaubſt ein großes Genie zu ſein, und du biſt nur ein aufgeblaſener Narr; du bildeſt dir etwas auf deine Kenntniſſe ein, und dein ganzes Wiſſen iſt ein Gewebe von Unſinn und Albernheit; du haſt bisher einigen Erfolg gehabt und einige Preiſe errungen, aber du verdankſt ſie mehr den Eigenſchaften eines Papagayen, als denen eines durchdringenden Geiſtes. Vernimm, mein Sohn! daß du ohne Laſter, ohne Tugend, ohne Karakter geboren biſt, daß deine Einſicht gering und dein Verſtand beſchränkt iſt. Was iſt überhaupt Verſtand? Antworte mir. Du zögerſt, du weißt nicht, was du antworten ſollſt. Sie wiſſe denn, daß das, was man gewöhnlich Verſtand zu nennen pflegt, nur allein das Produkt des Unterrichts und der Erfahrung iſt. Du haſt des Erſten nur wenig noch und des Andern kaum mehr genoſſen, und du glaubſt dennoch ein Menſch zu ſein! Ziehe hin, mein Sohn! denn du haſt ein unerſchöpfliches Recht auf das Wohlwollen deiner Mitgeſchöpfe, das dir Niemand ſo bald ſtreitig machen wird.“

Digitized by Google

Ein Landmann lag in den letzten Zügen. Sein Sohn, der lange Gottfried, eilte geſchwind zum Pfarrer, und da es eben in der Nacht war, ſo klopfte er drei Stunden lang ganz leiſe an der Thür. Endlich erwachte der Geiſtliche und fragte ihn: warum er nicht ſtärker geklopft habe? — Ich fürchtete, Sie zu erwecken, ehrwürdiger Herr! — Und was wollt Ihr nun? — Ich möcht Ihr Ehrwürden bitten, zu meinem Vater zu kommen, der in den letzten Zügen lag, als ich ihn verlaſſen habe. — So wird er jetzt ſchon längſt geſtorben ſein. — O ne doch, Ihr Ehrwürden, der Gevatter Steffen hat mir verſprochen, daß er ihm ſchon die Zeit vertreiben wolle, bis ich wieder zurück ſei.

Zenſur-Lücke.

Ein Kaiſer von China hatte einen großen Hang zu den geheimen Wiſſenſchaften. Eines Tages bot ihm ein Betrüger ein Elixir an, welches die Eigenſchaft haben ſollte, unſterblich zu machen. Einer ſeiner Miniſter widerſetzte ſich lange der Leichtgläubigkeit des Monarchen; da er aber endlich ſah, daß alle ſeine Vorſtellungen nichts fruchteten, ſo ergriff er den Becher und leerte ihn. Der Kaiſer geriet in großen Zorn und verdammte ihn zum Tode. Aber der Miniſter ſagte mit Ruhe: Wenn dies Getränk unſterblich macht, ſo wirſt du dich umſonſt bemühen, mich zu tödten; wo nicht, ſo kannſt du mich nicht beſtrafen wollen, daß ich dich vor einem Irthum bewahrt habe.

Abriß der moraliſchen, politiſchen und metaphyſiſchen Wiſſenſchaften, ſeit der Wiedergeburt der Literatur.

Von Dugald Stewart.

Seit einiger Zeit bemerkt man eine Art von Rückkehr gegen gewiſſe Meinungen, die man längſt hatte fallen laſſen, weil ſie dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Kenntniſſe und unſerer Nachforſchungen nicht mehr anſtändig ſein konnten. Ich erinnere mich deren noch ſehr wohl, die in meiner Jugend in den Schulen herrſchend waren. Man behandelte faſt dieſelben Fragen und mit demſelben Intereſſe, als man jetzt wieder aufs neue begonnen hat. Man hat ſelbſt vorausgeſetzt, daß der Geiſt der Sorbonne auf die Univerſität Edinburg übergegangen ſei. Wenn man nun auch nicht die Obergewalt der Talente und der Methoden verkennen will, die dieſe Univerſität der Achtung und des Vertrauens des Publikums ſo würdig machen, ſo iſt es demungeachtet doch nicht minder wahr, daß man auch dort einige verjährte Streitfragen wieder aufgenommen und ſie mit derſelben Wärme, mit der man ſie früher verworfen hatte, jetzt wieder vertheidigt.

Einer der größten Metaphyſiker des vergangenen Jahrhunderts war unbezweifelt der Abbé Genovesi. In Wolfs und Leibnitzens Schule erzogen, und Bacons und Locke's Methode ſich aneignend, hat er eine lange und tiefforſchende Zergliederung alles deſſen vorgenommen, was die Metaphyſiker ſeiner Zeit als von hoher Wichtigkeit betrachteten. Nachdem er den größten

Digitized by Google

Theil ſeines Daſeins den Nachforſchungen dieſer Art gewidmet hatte, gab er fünf Bände, über die „Elemente der Metaphyſik“, heraus. Merkwürdig iſt nun das Urtheil, daß er in ſeinem höhern Alter ſelbſt über dieſes ſein Werk ausſprach. Er befand ſich einſt bei einem Buchhändler, wo er mitten unter mehrern andern Büchern einige mit vielem Luxus eingebundene Bücher bemerkte. Er öffnete eins davon, und las auf dem Titel: „Elemente der Metaphyſik.“ Großer Gott, rief er, und warf es bei Seite, wenn ſchon nichtsſagende Elemente ſo viel Bände anfüllen, welche Menge wird man dann erſt auf die vollſtändige Abhandlung dieſes Stoffes verwenden müſſen? Arme Metaphyſik! du warſt die kleinſte und geiſtreichſte Tochter Jupiters, und man hat dich mit der ſchwerſten und häßlichſten Maske bedeckt. *) — Aber er blieb dabei nicht ſtehen, er gab vielmehr eine „kleine Abhandlung über die metaphyſiſchen Wiſſenſchaften“ heraus, und, merkwürdig genug, ließ er darin faſt keine von jenen erhabenen Fragen erſcheinen, die früher das bildeten, was man gewöhnlich Metaphyſik zu nennen pflegt. Das iſt gewöhnlich das Schickſal gewiſſer Nachforſchungen und Meinungen, ſo wie aller der Bücher, die ihnen zu entſpringen pflegen. Nach einer langen Erfahrung ſollte doch endlich der Menſch ſich auf eine kleine Zahl von Wahrheiten beſchränken, die ihm nützlich ſind, und alle andere Meinungen wie ein Schauſpiel betrachten, mit dem man ſich höchſtens die Zeit vertreiben kann. Unglücklicherweiſe läßt ſich der Weiſeſte oft von dem Wirbelwind fortreiſſen.

Dugald Stewart gehört ohne Zweifel zur kleinen Zahl jener Metaphyſiker, die die Wirkungen der Illuſion von den Charakteren der Wahrheit zu unterſcheiden wiſſen, und die ſich weder durch die Autorität der Schulen und der Schriftſteller, noch durch den augenblicklichen Einfluß, der ſehr oft die Einen und die Andern beherrſcht, leiten laſſen. Er ſtellt die größten Syſteme, oder vielmehr die größten Hypotheſen, mit einem Gefühle der Unabhängigkeit und Unparteilichkeit dar, die eben ſo ehrenvoll für die Schule, als für das Jahrhundert, dem ſie gehören, ſind. Er ergreift die Berührungen und folgt ihren Fortſchritten. Er beſtimmt die Grundſätze und die Schlußfolgen. Sein Plan iſt ausgedreitetet und dennoch gedrungener als der Degérandos, und oft läßt er bei ſeinen vergleichenden Zergliederungen nichts zu wünſchen übrig. Er erinnert zuerſt an das, was vor Bacon der Aufmerkſamkeit würdig ſcheint. Sodann geht er zu den Werken dieſes Metaphyſikers und zu dem Verſuche „über den menſchlichen Verſtand“ von Locke, über, und führt uns auf ſolche Weiſe von der knechtiſchen Schule Hobbes zu der ſeiner Gegner, die, obgleich manchmal vernünftiger, doch nicht immer ſo methodiſch und ſo tiefnachforſchend ſind, als dieſer Advokat der abſoluten Gewalt. Von England geht er nach Frankreich über, verweilt dort einige Zeit bei jener angeblich-leichten Philoſophie, die im ſechszehnten Jahrhundert Montaigne, Charron und La Rochefoucauld gegründet hatten, und bleibt etwas länger bei der Descarte's, Gaſſendi's und Malebranche's ſtehen, die man als tiefer betrachtet.

Im achtzehnten Jahrhundert beginnt er mit der Prüfung der Grundſätze und Werke Leibnitzens und Locke's, und läßt ſodann die Anmaßungen ihrer Anhänger die Revüe paſſiren. Mitten in dieſen metaphyſiſchen Streitigkeiten ſieht man nach und nach Newton, Clarke, Collins, Jonathan Edwards, Bayle, Berkeley, Hartley, Hume u. ſ. f., Condillac, Kant und einige ihrer ausgezeichnetſten Schüler erſcheinen. Machiavel iſt nicht mit derſelben Billigkeit behandelt worden. Man wirft ihm ſeine Abhandlung „vom Fürſten“ vor, obgleich er ſelbſt erklärt, nur das zuſammengetragen zu haben, was die Alten bereits über dieſen Gegenſtand geſchrieben hatten. Er gab alſo den Medicis keine neue Verfahrungsregeln, ſondern dem Volke vielmehr einen Ueberblick der geheimnißvollen Lehren, die der Despotismus zur Erreichung ſeiner Abſichten gewöhnlich in Ausübung zu ſtellen pflegt. Um Machiavel noch beſſer beurtheilen zu können, muß man ſeine Lehre „vom Fürſten“ mit ſeiner Rede „über Livius“ vergleichen. Ueberdem erhielt Erſtere durch die Schriften Alberigo Gentili's, Giannotti's, Contarini's, Paruta's, Botero's und Anderer ein genügendes Gegengewicht. Was Campanella anbelangt, ſo verdient er alles das Lob nicht, das ihm Leibnitz ertheilt.

Im ſiebenzehnten Jahrhundert ließ der philoſophiſche Geiſt, der in England und Frankreich erzeugt worden war, in den übrigen Theilen Europa's wenig Spuren hinter ſich zurück. Die Italiener vorzüglich vermieden dieſe Wiſſenſchaft aus Furcht vor der römiſchen Inquiſition. Indeſſen iſt Galilei's Schule doch nicht ſo ganz unfruchtbar geblieben. Das achtzehnte Jahrhundert war reich an Metaphyſikern. Vico ſchrieb ſeine „idealiſche Geſchichte“, und half den Unvollkommenheiten Seldens, Grotius und Puffendorffs ab. Er entwickelte das, was man in der Folge Inſtinkt, oder moraliſcher Sinn benennt, und das er unter dem Namen der Vernunft bezeichnet hatte. Unglücklicherweiſe war die Natur ſeiner Ideen zu hoch über ſein Jahrhundert erhoben. Am meiſten wurde die Lehre Vico's durch Genoveſi im Süden Italiens, und durch

*) Man ſehe ſeine Lettere Accademiche.

Digitized by Google

Stellini im Norden deſſelben Landes verbreitet. Die philoſophiſchen Betrachtungen Zanotti's, Spinelli's und Doria's ſind weniger bekannt geworden, obgleich ſie eine gänzliche Vergeſſenheit nicht verdienen, und denen des Kalabreſen Piro ſchon angereihet zu werden verdienen. Noch wichtigere Gegenſtände wurden von Carli und Grimaldi behandelt. Sie prüften beide zu gleicher Zeit, der eine zu Mantua, der andere zu Neapel, die Ideen Rouſſeau's über die Natur und die Ungleichheit unter den Menſchen. Der Sizilianer Spedalieri folgte derſelben Laufbahn, nach den Grundſätzen Grovina's, und ging weiter, als alle ſeine Vorgänger. Er war Theolog wie Valſecchi, Moniglia, Torre und Palmieri, die Alle die natürliche und offenbarte Religion zu vertheidigen ſuchten, und beſſerer Logiker als ſie, griff er auch mit großerem Erfolge die Meinungen Gibbons und Fréret's an. Sein Werk „über die Rechte der Menſchen", welches er 1791 herausgab, verdient die größte Aufmerkſamkeit. Gennaro Teſtari, ein neapolitaniſcher Metaphyſiker, muß gleichfalls bemerkt werden. Von den noch lebenden Gelehrten in dieſem Fache, zeichnen ſich Delfico, Romagnoſi, Gioja und Galluppi am meiſten aus.

Reiſe durch England und Schottland, im Herbſt 1823.

Von Adolph Blanqui.

Das Merkwürdigſte, was man ohne Zweifel in England ſehen kann, ſind jene Vereinigungen von Männern aus allen Ständen, die ſich in der alleinigen Abſicht verſammeln, ſich zu unterrichten und ihrem Gebrtsorte eine eben ſo intereſſante als nützliche Annehmlichkeit zu verſchaffen. Sie kommen einſtimmig über die Bildung einer Bibliothek überein, und in kurzer Zeit (wie z. B. in Liverpool) bieten ſie ihren Mitbürgern und den Fremden einen Katalog von 20,000 Bänden dar. Die Freiheit unterſtützt alle nützlichen Unternehmungen, vermehrt das Vermögen des Staatsbürgers, und eben dadurch auch die Einkünfte des Staats. Wenn der Wille eines Scheriffs oder eines Maire ein genügender Beweggrund wäre, dieſe Zirkel zu verſchlieſſen, und nach Willkühr dieſe friedlichen Vereinigungen aufzulöſen, ſo würde man gewiß in England nicht einen ſo allgemein verbreiteten Unterricht finden, den man dem Nationalgeiſte verdankt, der allein und unbeſchränkt ſeinem edeln Schwunge überlaſſen iſt; da hingegen die Bürger, die durch Furcht und Mißtrauen vereinzelt werden, nie im Stande ſein können, weder ihre Verſtandeskräfte, noch ihr geſammtes Intereſſe zu vereinigen.

Im Weſtmoreland habe ich eine Dekoration der Trauer-Komödie „Makbeth" zu ſehen geglaubt. Carliſle, auf der Grenze von England und Schottland, iſt eine Garniſonſtadt, das heißt: ein Aſyl des Müßiggangs und der Liederlichkeit. Ich behaupte aber nicht, daß die Soldaten ſich dem Wein ergeben, weil ſie dieſes Getränk kaum dem Namen nach kennen: aber ſie finden leider genug Mittel, ſich auch ohne Wein zu berauſchen. Sie verroſten in den Garniſonen, wie ihre Waffen in den Arſenälen. — Das erſte ſchottiſche Dorf, das ich betrat, war Gretna-Green, ein Ort, der in der Geſchichte der „Liebeleien" bekannt genug geworden iſt. Wenn man gegen ſich die Geſetze der Kirche, und für ſich die Geſetze Cotherens hat, ſo findet man dort eine bequemere Liturgie, als die alltägliche. Ein weißes Haus, das ſich nur allein durch ſeine Farbe von den übrigen unterſcheidet, nimmt die gegenſeitigen Schwüre in ſich auf, und gibt der Verbindung der Liebenden die erforderliche Legitimität. Dort werden jährlich mehr als achtzig Heirathen abgeſchloſſen, die eben ſo legal und unauflöslich als alle andern ſind, wenn es nur erwieſen werden kann, daß — die Geliebte den Bräutigam entführt hat.

Von hier an eröffnet ſich das Theater der Romane Walter Scotts. Auf einem ſteilen Felſen, am Ufer der Clyde, ragt das Schloß von Dundarton auf. Man hatte einige Zeit lang den Entſchluß gefaßt, den hier gefangen zu halten, dem Europa ein zu enger Thatenſchauplatz geweſen war. Er würde ſich dort eben nicht beſſer, als zu S. Helena, befunden haben. Das Klima allein hat ihn nicht getödtet, denn es gibt nirgends ein erträgliches Klima für denjenigen, der den Thron mit der Gefangenſchaft vertauſcht, vorzüglich wenn man auf dem erſtern ſeinen Namen nicht geſegnet hat. Aber es iſt nicht abzuläugnen, daß man, durch die Verzichtleiſtung des erwähnten Projekts, dieſem, durch ſeine maleriſche Lage, und durch die Rolle, die es in den bürgerlichen Kriegen Schottlands geſpielt hat, ſo wichtigen Schloſſe, ein großes hiſtoriſches Relief geraubt habe.

Edinburg iſt indeß noch merkwürdiger. Es iſt unſtreitig eine der ſeltſamſten Städte der Erde. Sie iſt in vier oder fünf verſchiedenen Zeiträumen erbauet worden, und an einem Orte, der keineswegs für eine Stadt geeignet war. Man denke ſich nur einen ſchmalen Hügel, der allmählig aus einer feuchten Wieſe, bis zu einem Felſen von dreihundert Fuß Höhe emporſteigt, der ſodann auf der andern Seite ſteil abgeriſſen iſt. Auf dem Gipfel dieſes Felſens befindet ſich das feſte Schloß. Die Altſtadt bedeckt den Rücken des Hügels, und ihre Hauptſtraße ſenkt ſich unregelmäßig daran herab, bis zum Palaſte von Holyrood, der alten Wohnung der ſchottiſchen Könige. Beim Anwachſen der Stadt, und da die Einwohner

Digitized by Google

ſich nicht dem Schutze der Zitadelle entziehen wollten, wurden die Häuſer alſo in einer ſchmalen Schlucht erbaut, die ſich ſüdlich am Hügel befand, von wo ſie wieder nach der entgegengeſetzten Seite hinanklimmten. Aber da es unmöglich war, die Straßen ſo ſteil hinab- und hinaufzuführen, ſo erbaute man Brücken, die hoch über die untere Stadt dahinführten. Bald aber konnten ſo alte und ſo unregelmäßige Bauten der Opulenz und der Maſſe der Bevölkerung nicht mehr entſprechen. Man mußte von Neuem ein Stück an die Stadt anſticken, aber nach welcher Seite ſollte ſich dieſe Vergrößerung erſtrecken? Nördlich vom Hauptthügel befand ſich ein Thal, das zu tief war, um Häuſer darin erbauen zu können. Man faßte alſo den Entſchluß, eine ganz neue Stadt auf einer Ebene aufzuführen, die ſich jenſeits der Thalſchlucht befand. Es wurde ein prachtvoller Plan entworfen, alle Häuſer, und vorzüglich alle öffentlichen Gebäude, wurden aus behauenen Steinen erbaut, die Straßen waren ſehr breit, und durchſchnitten ſich in graden Winkeln, ſo daß man an ihren Ausgängen die herrlichſten Anſichten bemerkte. Von hier aus ſenkte ſich ein ſanfter Abhang bis zum Meerbuſen von Forth hinab, und jenſeits deſſelben ſah man in der Ferne die hohen Gebirge Schottlands.

Nachdem dies Alles ausgeführt worden war, bemerkte man erſt, daß dieſe große Hauptſtadt ſich nicht am Meeresufer befinde. Man beſchloß alſo, ſie bis zum kleinen Hafen von Leith auszudehnen, der jetzt mit zur Stadt gehört. Aber man mußte nun das alles noch mit dem Hügel verbinden, auf dem die Altſtadt lag, von der man durch ein Thal getrennt war. Um dieſem Mißſtand abzuhelfen, wurde eine hohe Bogenbrücke aufgeführt, die einer römiſchen Waſſerleitung nicht unähnlich iſt, und weiter oben wurde ein breiter Erddamm angelegt. Dieſe beiden Verbindungswege ſind, wie man ſich leicht einbilden kann, beſtändig mit Fußgängern und Fuhrwerken aller Art bedeckt. Obgleich nun die Stadt auch unzuſammenhängend ſein mag, ſo hat ſie doch mehrere ſchöne Theile, und das Ganze iſt ungemein maleriſch, und von Hügeln umgeben, deren Formen groß und ſeltſam, und die theils mit Gebäude und Denkmälern bedeckt, theils wild und unbewohnt ſind.

In der Grafſchaft Durham ſind die Dörfer ſo arm und elend, als man ſie nur immer in der Mark Brandenburg und in Polen finden kann; dagegen hat der Biſchof, unter dem dieſer Landſtrich ſteht, ein jährliches Einkommen von 600,000 Franken. Zu London iſt Manches zu ſehen, und Manches zu beſchreiben; aber man hat darüber ſchon ſo viel geſchrieben und geſagt, daß mir alle Luſt vergeht, die ewige Drehorgel aufs neue abzuleiern. Was die Geſellſchaften und den Geſellſchaftston anbelangt, ſo muß man geſtehen, daß die Vereinigungen in dieſem Lande einen weniger leichtfertigen Zweck haben, als die meiſten franzöſiſchen, obgleich es in ihnen nie an Fröhlichkeit und munterer Laune gebricht. Der Thee kann als eine Art von Intermezzo der verſchiedenen Gegenſtände betrachtet werden, aus denen die Abendunterhaltung beſteht. Einer ſpricht und die Uebrigen hören, und wenn der Erſte ſchweigt, ſo nimmt der Andere das Wort. Niemals hört man mehrere Stimmen durcheinanderſprechend, und man würde es für ſehr ungezogen halten, wenn man Jemand in der Mitte ſeiner Rede unterbrechen wollte. Man ſpricht über Alles, was die Geſellſchaft intereſſiren kann, und die Politik, Literatur, Künſte, Reiſen, Induſtrie, Wiſſenſchaften, Schauſpiele u. ſ. w., kommen nach und nach an die Reihe. Man beurtheilt den Monarchen, unter deſſen Zepter der Wohlſtand des Landes immer ſchöner erblüht, ohne Leidenſchaft, aber nicht ohne eine gewiſſe ehrfurchtsvolle Strenge, die etwas ſehr Ergreifendes hat. Die entgegengeſetzten Meinungen werden mit Ruhe geäußert, beſtritten und vertheidigt, und ohne daß man ſich deshalb berufen glaubt, ſich Schlußfolgen erlauben zu dürfen, die den betreffenden Perſonen nachtheilig werden könnten; eben darum, weil hier das eigentliche Intereſſe des Landes als erſtes Geſetz gilt, und weil ein jeder es nach ſeiner Weiſe betrachten kann, ohne fürchten zu müſſen, ſeine Gegner dadurch zu beleidigen.

Indeſſen verdienen die Britten nicht in Allem gleiches Lob, und ihr unerträglicher Nationalſtolz würde eine ernſte Rüge verdienen, wenn mich das nicht zu weit führen müßte. Nachſtehem verdient auch noch die Wichtigkeit bemerkt zu werden, mit der ſie die allerabgeſchmackteſten Gegenſtände behandeln. Die häuslichen Zänkereien und die Boxkämpfe füllen oft mehrere Seiten der öffentlichen Blätter an. In einer Zeitung las ich neulich die Beſchreibung eines ſolchen Boxing, die in verſchiedene Sektionen eingetheilt war. Die erſte davon war für die Augenſchläge, die zweite für die Kontuſionen auf der Kinnlade, die dritte für die Schmarren auf der Naſe u. ſ. w. beſtimmt. Zu Edinburg iſt ein Werk herausgekommen, das eine detaillirte Erzählung der Reiſe des Königs Georg VI. durch Schottland, zu Ende 1824, enthält. Zu demſelben gehört eine ungeheure Karte von der Tafel, auf welcher der Magiſtrat von Edinburg *) ſeine gnädigſte Majeſtät (his gracious majesty) traktirte. Der Platz des Monarchen, der einer jeden Schüſſel,

*) Die Munizipalrath von Edinburg wird nicht durch die Bürger ernannt. Es iſt eine Art von Ariſtokratie, die ſich in ſich ſelbſt rekrutirt.

Digitized by Google

nebſt der Speiſe, die ſie enthielt, und der eines jeden Gaſtes, iſt aufs Genaueſte auf dieſer gaſtronomiſchen Karte angedeutet. Nach dem Mittagseſſen folgte der Ball und die Vorſtellung. Vierzig Seiten ſind darauf verwendet worden, den Putz der Frauen aufs Sorgfältigſte zu beſchreiben. Die Nachwelt kann darin unſere Moden ſtudiren, und erfahren, daß Lady Margaret Grant eine Fräſe und Manſchetten von den ſchönſten Brabanter Spitzen, ein Kleid von wieſengrünem Taffent, mit weißem Taffent gefüttert, einen mit Goldblättchen beſetzten Rock mit Rollen von weißem Taffent und mit goldenen Franſen und Flittern überdeckt, trug, ohne hierbei der Geſchmeide, der Ohr- und Halsgehänge und anderer Baumeleien, eines Nähern zu gedenken. Der Buchhändler hatte eine gute Spekulation gemacht; denn er hat mehr als zehntauſend Exemplare von dieſen Albernheiten verkauft

Ueber die Vortheile eines Verſuches zur Durchfahrt aus dem nordweſtlichen in das nordöſtliche Eismeer.

In Gegenſatze der bisher mißlungenen Verſuche von der entgegengeſetzten Seite.

Drei Expeditionen ſind bereits unternommen worden, um eine mögliche Durchfahrt durch das Polarmeer, im Norden Amerika's, auszuforſchen; aber keine davon hat auf der weſtlichen Seite begonnen. Der einzige Vorwand, den man immer angegeben hat, um denſelben Weg zu verfolgen, iſt, daß man minder den Veränderungen des Klima's ausgeſetzt ſei, und daß man ſchneller die Stelle erreiche, welche man ausforſchen will, wenn man ſich in gerader Richtung gegen die Baffinsbay wendet. Es kann indeß der Fall eintreten, daß man noch manche Expedition zu unternehmen genöthigt ſein wird, ohne deßhalb dennoch den beabſichtigten Zweck zu erreichen.

Die Reſultate könnten indeß ſehr verſchieden ſein, wenn man von der Behringsſtraße aus eine ähnliche Nachforſchungsreiſe gegen Oſten unternehmen wollte. Es verdient zuvörderſt, als eine unzubezweifelnde Thatſache, bemerkt zu werden, daß das Prinz Wallis-Vorgebirge einen Theil des amerikaniſchen Kontinents ausmache, eben ſo wohl, als das Lisburn- und Eis-Vorgebirge, ungeachtet der Meerenge Kotzebue's (über welche dieſer Weltumſegler minder richtige Nachrichten geliefert hat, als die ſeit faſt einem Jahrhundert vorhandenen ruſſiſchen Landkarten). Dieſer Gegenſtand iſt wichtig genug, um für ein Unternehmen in dieſer Richtung einen glücklichen Erfolg zu verbürgen. Man würde beſtändig wiſſen, daß man den Kontinent zur Rechten habe, von dem man Hilfe jeder Art gewinnen und wo man im Nothfall ſelbſt überwintern könnte.

Wenn man hingegen von Oſten nach Weſten vordringen will, ſo weiß man nie, weder wo man iſt, noch wohin man ſich richten ſoll, weil man ſich in immerwährenden Zweifeln und in beſtändiger Verwirrung durch die große Menge von Meerbuſen, Buchten, Meerengen, Inſeln und Strömungen befindet. Alle Expeditionen, welche von England nach der Baffins- und Hudſonbay und nach der Davisſtraße geſandt worden ſind, haben beſtändig Strömungen begegnet, welche aus dem Polarmeere in die erſte jener Bayen vordrangen. Die Kapitäne Roß und Parry haben gefunden, daß ihre Schnelle drei oder vier engliſche Meilen auf jede Stunde betrug. Die Meerbuſen, welche man von der Hudſonbay bis zum Lankaſterſund findet, müſſen zahlreiche, und um ſo ſchwierigere Strömungen bilden, weil ſie ſehr nahe an einander und ſehr enge ſind. Es iſt faſt eben ſo ſehr zu verwundern, daß die Schiffe immer glücklich genug geweſen ſind, den ſchwimmenden Eisbergen zu entgehen, deren Einſturz nicht weniger gefährlich, als die Gewalt der Strömungen iſt.

Von der andern Seite Amerika's ſtellen ſich durchaus nicht dieſelben Schwierigkeiten dar. Drei Seefahrer, Cook (oder vielmehr Clerke), Kotzebue und der Kapitän Waſſilief ſtimmen darin vollkommen überein, daß die dortigen Strömungen nach Nord, Nordoſt und Oſtnord gehen. Der Letztere verſicherte dem Kapitän Dundas Cochrane (derſelbe, der die Fußwanderung durch das aſiatiſche Rußland gemacht hat), daß, nachdem er das Eis-Vorgebirge umſchifft, er dort eine ſtarke Strömung nach O.N.O. gefunden habe, welcher er nur mit Mühe entgangen ſei, um wieder zu ſeinem Begleiter zurückzukommen, der die nordöſtliche Küſte von Aſien unterſuchte. Jeder nur irgend Unterrichtete weiß, daß es eine Strömung gibt, die aus dem ſtillen in das Polarmeer durch die Behringsſtraße geht, und daß eine andere Strömung aus dem Polarmeere nach dem atlantiſchen Ozean durch die Baffinsbay vordringt. Iſt es nun ſchwerer, dieſen Strömungen zu folgen, oder ihnen entgegen zu ſteuern?

Man weiß jetzt ausſerdem, daß die Inſel Melville auf dem halben Wege vom atlantiſchen nach dem Südmeere ſich befindet. Wenn alſo eine Expedition von der Behringsſtraße aus auch nur bis zur Inſel Melville vordringen könnte und von dort wieder zurückkehren müßte, ſo wäre der Seezweck des ganzen Unternehmens erreicht, ſelbſt wenn die beſtändigen Eisfelder im Weſten der Inſel die Expedition verhinderten, ſich ihr zu nähern, in welchem Fall man doch zu Lande ein Detachement dorthin abſenden könnte.

Der Kapitän Cochrane meint, daß bei den Ent-

Digitized by Google

deckungsreisen im Allgemeinen, man die Schiffe nicht zu sehr mit Matrosen und Gelehrten und physikalischen Instrumenten anfüllen müsse. Eine kleine Zahl abgehärteter Menschen, mit einem Quartranten, guten Seeuhren, Gewehren, Pulver und Blei versehen, würde dazu viel nützlicher sein. Man mache nur erst die Entdeckungen; die Gelehrten können sich sodann schon hinbegeben, um sie näher zu untersuchen. So machen es die Russen, darum sind auch alle ihre bisherigen Unternehmungen vom Erfolge gekrönt gewesen.

Man weiß, daß die englische Regierung vor Kurzem zwei Land-Expeditionen abgesendet hat, um den Nordosten Amerika's zu bereisen. Die Leitung derselben ist den Kapitänen Lyon und Franklin anvertraut. Bei Gelegenheit dieses Projekts hat der Kapitän Cochrane folgende Voraussetzungen gemacht, die uns eben so vernunftgemäß als beachtungswerth scheinen. „Lyon müßte von der Repulsebay nach Westen, bis zur Höhe des Turnagain-Vorgebirges, sich wenden, und allein von der Direktion der Küste sich unterrichten, ohne sich um die Meerbusen und Buchten zu bekümmern. Vielleicht könnte er, auf solche Weise, den Coppermineſtrom erreichen, und er würde somit ein Drittel der Küste zwischen der Repulsebay und dem Eisvorgebirge berichtigt haben. Das zweite Drittel der Küste würde sich sodann vom Coppermineſtrom bis zum Fluß Mackenzie erstrecken. Es scheint nicht, daß die Regierung eine besondere Expedition für diesen Theil bestimmt habe. Man versichert, daß im Fall Lyon bis zur Coppermine kommen kann, er den Befehl habe, noch weiter, in westlicher Richtung, vorzudringen. Es wird ihm indeß schwer genug werden, in derselben Jahreszeit sein Schiff wieder zu erreichen, weshalb es besser wäre, wenn ein Detaschement den Mackenzieſtrom hinabschiffte, um sich von da nach Osten, gegen die Coppermine, zu wenden, wo Lyon die nothwendigen Lebensmittel zurücklassen müßte. Es würde sodann nur noch die Küste zwischen der Mündung des Mackenzie und dem Eisvorgebirge, oder bis zur Kotzebuestraße, zu berichtigen sein. Das ist der Zweck der Reise Franklins. Aber man will zugleich, daß er auch das Land zwischen dieser Straße und den Quellen des Mackenzie durchforsche, und das ist zu viel verlangt, denn er würde schon genug geleistet haben, wenn er nur die 500 (englische) Meilen lange Küste zwischen dem genannten Strom und dem Eisvorgebirge recht genug bereiset hätte. Die erste und die dritte Expedition können sich der Hunde oder der Rennthiere, oder der einen und der andern, zu ihrer Reise bedienen. Sechszig Hunde ziehen beinahe sechszig Zentner und machen mit einer solchen Ladung täglich 20 (englische) Meilen. Man müßte also nicht nur die benöthigten Lebensmittel genau berechnen, und sie gehörig zu vertheilen wissen, sondern auch deren noch von Ort zu Ort vergraben, um sie auf dem Rückwege wieder aufzufinden."

Die Erfahrung ist die beste Lehrerin, und Cochrane hat die seinige auf seiner Reise durch Siberien und Kamschatka gesammelt. Um so größere Beachtung verdienen also seine Vorschläge, wenn die englische Regierung nicht die ganze Frucht aller ihrer bisherigen Bemühungen verloren gehen will. Wie leicht könnte es z. B. möglich sein, daß die Russen die „längstgesuchte und bestimmt vorhandene Durchfahrt" fänden, ehe es den Engländern gelungen wäre, über die Insel Melville hinaus, oder durch den Prinz-Regent-Kanal, ins offene Meer vorzudringen? Schon haben die beiden letzten Polar-Expeditionen der Russen die wichtigsten Resultate über die nordwestliche Küste von Amerika geliefert, und der Kapitän Wasilief ist mehr nach Osten und Norden vorgedrungen, als Cook; während der Kapitän Bellingshausen, auf seinen Nachforschungen gegen den Südpol, viel schneller die Erde umsegelt hat, und viel weiter vorgedrungen ist, als jener unsterbliche Weltumschiffer.

Die Dampfschiffahrt in Amerika.

Die ungeheure Dampfbatterie, der „Fulton", (also nach ihrem Erfinder benannt), die sich auf dem Hudsonflusse befindet, ist hundert und fünfzig Fuß lang und fünfzig Fuß breit. Sie kann, mit Hilfe der Räder der Dampfmaschine, nach allen Seiten manövriren. Im Innern befinden sich, sechs Fuß über der Wasserfläche, dreißig eiserne Kanonen, die zweiundzwanzigpfündige Kugeln abschießen. Man kann noch mehrere Feuerschlünde auf dem Verdeck aufstellen, und das Ganze kann achthundert Mann in sich aufnehmen, die alle im Innern Platz finden, wenn die Batterie von dem Feinde erstiegen worden ist. In diesem Falle wird die Dampfmaschine zur Vertheidigung gebraucht, und schleudert von allen Seiten kochendes Wasser auf die Feinde, indem sie zugleich scharfe, sichelartige Klingen in Bewegung setzt, die Arme und Beine abhauen. Diese Maschine kann indeß nicht im offenen Meere gebraucht werden, und ist nur dazu bestimmt, die Küsten zu vertheidigen, und den Feind von einem belagerten Orte zu verdrängen.

Eins der schönsten Dampfboote, das die Reise von New-York nach Perth-Amboy macht, ist der „Rautilus." Es gehört dem Vize-Präsidenten Tompkins, und legt acht bis zehn englische Meilen in einer Stunde zurück. Es ist auf dem Verdeck hundert und sechsundzwanzig Fuß lang und achtundzwanzig Fuß breit. Auf dem vordern Theile befindet sich ein Zim-

Digitized by Google

mer für die Männer, das vierunddreißig Fuß lang ist, und achtundzwanzig Hängematten auf beiden Seiten hat. Auf dem hintern Theile ist das der Frauenzimmer, in welchem sich sechszehn Hängematten befinden. Daneben hat man zwei Garderoben angebracht, in denen man nicht nur für alle zur Toilette gehörige Gegenstände gesorgt, sondern selbst eine Badewanne angebracht hat. Zwischen diesen beiden Zimmern befindet sich der gemeinschaftliche Saal, der bequem eine Gesellschaft von hundert und zwanzig Personen in sich aufnehmen kann. Er wird von achtzehn Fenstern erhellt, und ist im besten Geschmacke verziert. Die Möbeln, Thüren und überhaupt alles Holzwerk ist von Mahagoniholz, schöne Tapeten bedecken den Boden, und überall sind Spiegel angebracht.

Das Dampfschiff, der „Kanzler Livingston“, das von New-York nach Albany geht, hat die ungeheure Größe eines Linienschiffs von hundert und zwanzig Kanonen. Es legt gewöhnlich die Strecke von hundert und sechzig Meilen in zwanzig Stunden zurück, ungeachtet der starken Strömung des Hudsonflusses, den es hinaufsteigen muß. In der schönen Jahreszeit ist es nichts Seltenes, eine Gesellschaft von achthundert Personen darauf zu sehen, die nicht nur eine sehr gute Tafel, sondern wovon die Hälfte sogar bequeme Betten findet.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

— Der Fürst Galitzin hat kurz vorher, ehe er seine Entlassung von der Leitung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts in Rußland eingereicht hatte, auf welchen Posten er durch den Admiral Schischkof ersetzt worden ist, der Universität Kasan eine Summe von ungefähr 15,000 Franken zum Geschenk gemacht, um damit sich die zum Studium der morgenländischen Sprachen erforderlichen Mittel verschaffen zu können.

— In England kommen gegenwärtig 279 öffentlicher Zeitschriften heraus, für welche die Ausgabe sich jährlich auf 19,305,000 Franken beläuft.

— Am 4 November 1824 hat Herr Jeannin Pacho, ein Franzose von Geburt, Alexandria verlassen, um seine Reise in das Innere Afrika's anzutreten. Der Bizekönig von Aegypten hat ihm einen Empfehlungsbrief für den Dey von Tripolis mitgegeben. Er ist gleichfalls mit Briefen für den französischen Generalkonsul Drovetti zu Tripolis versehen. Zwei vortreffliche Führer sind ihm von Mrhemet-el-Gabri, einem angesehenen Manne zu Alexandria, gegeben worden. Mit solchen Mitteln, und mit einer genauen Kenntniß der Sprache der Beduinen, kann man nicht zweifeln, daß dieses Unternehmen gelingen und für die Wissenschaft von erfreulichen Folgen sein werde.

— Unter den Kuriositäten, die auf der letzten Lazarusmesse in Marseille zu sehen waren, zeichnete sich vorzüglich die Reise Martin Ruboga aus. Er maß 7 Fuß 2 Zoll französisches Maas. Brust, Hände und Füße standen mit seiner ganzen Statur im besten Verhältnisse. Er ist sehr stark und das Erstaunlichste wird ihm leicht. So zerschlägt er z. B. mit der flachen Hand eine Marmortafel in mehrere Stücke und rollt zinnerne Teller wie Papier zusammen. Er ist ein Italiener von Geburt, und ein Nachkomme des berühmten Gigli, dem Buffon einen eben so interessanten als merkwürdigen Artikel in seiner Naturgeschichte gewidmet hat.

— Ein Mitglied des Parlaments, der Oberst Trench, hat dem Lordmajor und der Munizipalität von London den Vorschlag gemacht, an der Themse entlang eine gewölbte Straße (Quai) zu erbauen, und zwar zuerst von der Londonbrücke nach der von Blackfriars, von wo man in der Folge weiter nach der Westminsterbrücke und nach Scotland-Yard hat unter nehmen fortsetzen können. Die Breite dieser Straße soll achtzig Fuß und ihre Höhe 60 Fuß betragen. Sie soll auf Pfeilern ruhen, zwischen denen die Schiffe ziehen und ein Obdach gegen die üble Witterung finden können. Ueber diesen Pfeilern werden sich gewölbte Galerien befinden, die zur Niederlage der Kaufmannswaaren bestimmt sind. Der Gipfel des Gebäudes soll eine mit Bäumen bepflanzte Terrasse bilden, auf der man das Schauspiel eines Stroms vor Augen haben würde, den jährlich 14,000 große Schiffe auf- und niedersteigen. Man hat berechnet, daß die Miethe der Magazine und der Verkauf der Billete, um diesen Terrassen-Spaziergang besuchen zu können, nicht nur hinlänglich wäre, die Auslagen dieses kolossalen Bauwerks zu decken, sondern daß man auch noch einen bedeutenden Gewinn davon ziehen würde.

— Der Stadtrath der Stadt Nyon, im Kanton Waadt in der Schweiz, ließ vor Kurzem einen Theil des Erdreichs bei der öffentlichen Promenade, stürwärts von dem St. Martinsthor, abtragen. Spielende Kinder bemerkten etwas Glänzendes im Boden, suchten nach, und zogen eine Lampe hervor, die sie auf der Stelle verkauften. Sie wendeten sich an einen Kaufmann, Namens Roch, der auf der Stelle das ihm dargebotene Geräth als auf dem hohen Alterthum herrührend erkannte, und ihnen dafür drauhte, was sie begehrten. Er benachrichtigte sodann den Professor Reynier davon, und nachdem auch dieser die Lampe, welche einen Fuß lang und von Bronze war, als ein sehr ist, treues Stück des Alterthums erkannte, hat er dem Museum zu Lausanne damit ein Geschenk gemacht. — Man weiß, daß Nyon ein sehr alter Ort ist, der schon vor und zur Römerzeit erwähnt, und unter diesen Letztern unter dem Namen Colonia equestris bekannt war. — In Monnaing, nahe bei Yverdon, ebenfalls im Kanton Waadt, hat Herr Alexander Jeannin unter einem kleinen Hügel ein Skelett gefunden, welches um Hals und Arme Schmuck von Bronze, nebst einigen Körnern Perlenstein hatte. Dies Skelett ist für das eines Frauenzimmers erkannt worden. Die aufgefundenen Gegenstände sind ebenfalls im Museum niedergelegt worden.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 12. Zweiter Jahrgang 1825. 23. März.

Sechsmonatlicher Aufenthalt und Reise in Mexiko im Jahre 1823.

Von Beulloch.

Bei seiner Ankunft zu Vera-Cruz hatte der Reisende Gelegenheit, sich über den gänzlichen Mangel an Gastfreundschaft zu beklagen, obgleich er mit sehr guten Empfehlungsschreiben versehen war. Eben so wenig war er mit den Posadas oder Wirthshäusern zufrieden, die ihm dort nicht besser, als in Alt-Spanien zu sein schienen. Alexander von Humboldt gab im Jahre 1802 der Stadt Vera-Cruz eine Bevölkerung von 16,000 Seelen, da hingegen Beulloch, nach den genauesten Mittheilungen, sie nur auf 7000 Seelen anschlägt. Derselbe Fall findet bei Xalapa oder Jalapa statt, wo ehemals der größte Marktplatz für die europäischen Waaren sich befand. Er setzt ihre Einwohnerzahl nur auf 13,000. Man kann auf den Grad des Unterrichts, den man dort genießt, aus folgendem Beispiele schliessen. Die Mexikaner glauben nämlich steif und fest, daß der ganze europäische Kontinent Spanien unterworfen ist, und sie betrachten Frankreich, England, Italien und Deutschland nur als geringe Provinzen, die von spanischen Gouverneurs verwaltet werden, um die königlichen Manufakturen und Fabriken in diesen Ländern zu bewachen. Man würde übel ankommen, wenn man diese ihre Meinung bestreiten, oder wohl gar widersprechen wollte.

Zu Puebla (de los Angeles) sieht man die prachtvolle Kirche U. L. F. von Guadaloupe, der Schutzheiligen Mexiko's. Diese Stadt, eine der reichsten und schönsten des Landes, enthält eine Bevölkerung von von ungefähr 90,000 Seelen. *) Der Glanz der Kirchen und der religiösen Gebäude übersteigt allen Glauben. Man bewundert ausserdem noch die Zierlichkeit der Häuser und die Regelmäßigkeit und Schönheit der Straßen. Von Puebla bemerkt man den größten Theil der feuerspeienden Berge dieser Region, und vorzüglich den Popocatepetl. Man sieht auch die Pyramiden von Cholula, die nur sechs Meilen von der Stadt entfernt ist. Ihre Basis übertrifft im Umfange die große ägyptische Pyramide. Puebla enthält sechzig Kirchen, zweiundzwanzig Klöster, wovon dreizehn weibliche, und dreinndzwanzig Kollegien. Ueberall im Aeussern herrscht ein großer Luxus; aber man sieht die Frauen von einem gewissen Range nur bei den religiösen Zeremonien, oder in den Kirchen.

Nichts, in der Nähe von Mexiko, verkündet eine große und volkreiche Stadt. Die Umgebung derselben gleicht aufs Vollkommenste einer Wüste. Der Anblick der Vorstädte, und des Volks, welches sie bewohnt, trägt die vollkommensten Zeichen des Elends an sich. „Aber als ich die eigentliche Stadt betrat,“

*) Herr v. Humboldt schätzte im Jahre 1803 die Bevölkerung dieser Stadt auf 67,500 Seelen, und nach den „Bemerkungen über Mexiko im Jahre 1822“ vom Oberst Poinsett von Charlestown (in den vereinigten Staaten) enthielt sie nach der Zählung vom Jahre 1820 nur noch 60,000 Seelen. Also statt zuzunehmen, hat sie in 17 Jahren vielmehr um 7800 Seelen sich vermindert.

Digitized by Google

sagt der Reisende, „schienen mir die Straßen und Häuser und Kirchen an Regelmäßigkeit, Größe und Schönheit alles zu übertreffen, was ich bis dahin gesehen hatte, und ich fühlte mich reichlich für die Unannehmlichkeiten und Gefahren belohnt, denen ich auf meiner Reise ausgesetzt gewesen war. Mehrere Straßen sind faſt zwei englische Meilen lang. Sie ſind ſchnurgrade und man erblickt an ihrem Ende das Gebirge, welches das Thal umſchließt. Die meiſten Häuſer ſind drei Stockwerk hoch und ſich faſt durchaus gleich. Sie haben einen doppelten Balkontang, der aus vergoldetem Eiſen oder bemalter Bronze beſteht. Die Höfe ſind mit Bäumen und Blumen geſchmückt, und ſehr reizend. Eine große Menge der öffentlichen Gebäude iſt mit glänzenden Porzellantafeln verziert, die eine Art von Moſaik bilden, mit welcher ſich nichts in Europa vergleichen läßt; andere ſind mit Malereien überdeckt, welche die Trockenheit der Atmoſphäre lange Zeit vollkommen friſch erhält. Die Treppen ſind gewöhnlich ſehr breit, mit Porzellantafeln bedeckt und mit ſtark vergoldeten Geländern verſehen.“

Keine Stadt bietet einen ſchönern Gegenſtand zu einem Panorama dar, als Mexiko. Ihre Lage in einem großen Thale, und an den Seen, die eben ſo vielen Meeren gleichen, das Gebirge, das ſie umgibt und von vulkaniſchen Gipfeln gekrönt wird, auf denen ewige Schnee- und Eisklaſſen liegen, das Alles bildet ein eben ſo neues, als intereſſantes und maleriſches Schauſpiel. Indeſſen iſt das Innere der maieſtätiſchen Paläſte Mexiko's dem Aeuſſern nicht entſprechend. Die Vertreibung der reichen ſpaniſchen Familien, eine ſechszehnjährige Revolution und immerwährende innere Kriege, mit alle dem Unheil, das gewöhnlich im Gefolge ſolcher Begebenheiten ſich befindet, haben den Vermögenszuſtand der Privatperſonen ſowohl, als den öffentlichen Reichthum bedeutend vermindert. Mexiko iſt kaum noch der Schatten ſeines alten Glanzes, deſſen vorzüglichſte Periode in das Jahrhundert fällt, welches der Eroberung des Landes von Ferdinand Cortez folgte. Demungeachtet iſt ſie immer die einzige Stadt auf der ganzen Erde geweſen, wo die Zeremonien der Religion mit dem größten Prunk und der ausſchweifendſten Verſchwendung gefeiert werden. Rom ſelbſt iſt nicht im Stande, ſich in eine Parallele mit ihr, in Hinſicht der Ordnung und Regelmäßigkeit der Prozeſſionen und der Pracht der prieſterlichen Kleidung, ſo wie aller zum Kultus erforderlichen Gegenſtände, zu ſtellen. Die Augen werden beim Sonnenſchein von den Strahlen der Edelſteine, des Goldes und Silbers, im eigentlichen Sinne des Worts, geblendet.

Die gegenwärtig in der Hauptſtadt beſtehenden literariſchen Anſtalten ſind nur ſehr gering und ſehr ärmlich verſorgt. Bis jetzt iſt noch keine Bibliothek, die dieſen Namen verdiente, zum Nutzen und Gebrauch des Publikums, angelegt worden. Die Buchdruckerei iſt eben nicht beſonders thätig, und man findet keine Zeitſchrift, die mit irgend einer europäiſchen in Vergleich geſtellt werden konnte. Es erſcheinen zwar täglich drei oder vier Zeitungen, aber ſie ſind nur von ſehr geringem Intereſſe, und faſt nur allein mit Anzeigen und Verkündigungen angefüllt, für welche nichts bezahlt wird, weil die Herausgeber auf ſolche Weiſe allein nur ihre Blätter anzufüllen und ſich Leſer zu verſchaffen im Stande ſind. Ehrdide hatte zu Mexiko mehrere Schulen des gegenſeitigen Unterrichts begründet, und beſchloſſen, dieſe nützlichen Anſtalten auch über die Provinzen auszudehnen. Die gegenwärtige Regierung ſchreitet nun mit vielem Eifer zur Ausführung dieſes Entwurfs.

Es gibt nur ein Theater in der Stadt, und das Orcheſter iſt als nicht beſtehend zu betrachten. Die Dekorationen, Anzüge, Maſchinen und Schauſpieler ſind noch weniger als mittelmäßig. Die Truppe, welche bei der Ankunft des Reiſenden ſpielte, war auf dem Punkte ſich aufzulöſen. — Die Edelleute und die Reichen laſſen gewöhnlich die Kinder unter ihren Augen erziehen. Die öffentliche Erziehungsanſtalt, die auſſerdem im beſten Rufe ſteht, iſt die des Seminariums von S. Ildefonſo.

Humboldt ſchlug im Jahre 1801 die Bevölkerung von Mexiko auf 137,000 Seelen an. Poinſett ſchätzte ſie im Jahre 1822 auf 150,000 bis 160,000 Seelen. Sie würde ſich alſo in einundzwanzig Jahren um 13,000 bis 23,000 Seelen vermehrt haben.

Nach der Hauptſtadt war Tezcuco die größte und berühmteſte Stadt des alten Königreichs Mexiko. Ihre äuſſere Geſtalt verkündet einen Ort, deſſen Alter ſich leicht im Dunkel der Jahrhunderte verlieren möchte. Man folgt einer langen Waſſerleitung, die ihn noch jetzt mit Waſſer verſorgt, und man bemerkt zuerſt die Trümmerhaufen mehrerer großen ſteinernen Gebäude. Hat man endlich die Thore der Stadt erreicht, ſo ſieht man auf der rechten Seite jene Arten von Bauwerk aus getrockneten Ziegeln, die ſo häufig in den von den Landeseingebornen erbauten Städten ſind. Man nennt ſie Teocalli, und vermuthet, daß ſie entweder Tempel, oder Grabmäler, oder befeſtigte Orte geweſen ſind, und vielleicht zu allen dieſen Zwecken vereinigt gebraucht wurden. Der Anblick der Grundlagen und der Ruinen der Tempel, der Feſtungen und der Paläſte von Tezcuco, iſt allein genügend, die ehemalige Größe und Pracht dieſer Stadt zu bezeugen, die das Athen Amerika's, und der Aufenthaltsort der Geſchichtſchreiber, Redner, Dichter, Künſtler und überhaupt aller der Männer war, die ihren Namen

Digitized by Google

in den verſchiedenen Zweigen der ehemals im Schwung geweſenen Wiſſenſchaften berühmt gemacht haben.

„Nachdem wir", ſagt der Reiſende, „die ſchöne Waſſerleitung überſchritten hatten, der wir immer gefolgt waren, und uns hinter den aus trockenen Ziegeln aufgeführten Pyramiden befanden, führte uns unſer Führer auf die Stelle, wo ſich der Palaſt der alten Kaziken oder Tributairkönige von Tezcuco erhob. Er war ohne allen Zweifel ein prachtvolles Gebäude, und übertraf weitaus Alles, was ich bis dahin von der Geſchicklichkeit der alten Amerikaner in der Baukunſt mir vorgeſtellt hatte. Er bildete ein großes Viereck von 1200 Fuß Länge auf jeder Seite, und erhob ſich in Teraſſenform oder in Abſätzen, die durch große und ſchöne Stiegen mit einander verbunden waren. Einige dieſer Terraſſen waren noch vollkommen wohl erhalten und mit einem Kitt überdeckt, der an Dauer und Schönheit dem gleichkommt, den man an den alten römiſchen Bauwerken bemerkt. Der Palaſt ſelbſt war aus Baſaltſteinen von vier bis fünf Fuß Länge und drittehalb bis drei Fuß Dicke, die aufs Schönſte behauen und polirt waren, erbauet."

Herr Beullock beſchreibt ſodann den Ort, der unter dem Namen Montezuma's Bad bekannt, und zwei Stunden von Tezcuco entfernt iſt, und deſſen ſich dieſer Monarch wirklich zum Baden bediente. Der Ort ſowohl als ſeine Lage ſind auſſerordentlich. Das Bad beſteht aus einem ſchönen Becken, von ungefähr zwölf Fuß Länge und acht Fuß Breite. In der Mitte deſſelben befindet ſich die Quelle, die es vier bis fünf Fuß hoch mit Waſſer anfüllt. Das Becken wird von einem Rand umgeben, der ungefähr drittehalb Fuß hoch iſt, und in dem ſich ein Thron oder Geſäß befindet. Auf ſolche Weiſe iſt es auch in den alten Malereien dargeſtellt. Mehrere Stufen führen in die Tiefe des Beckens, und das Ganze iſt in ein einziges Porphyr-Felsſtück mit einer vollkommenen mathematiſchen Präziſion ausgehauen und aufs Herrlichſte polirt. Vom Bade aus überblickt man eins der reizendſten Thalgelände Mexiko's. Man ſieht den größten Theil des ſchönen Sees von Tezcuco und die Hauptſtadt von Mexiko, die ungefähr dreißig engliſche Meilen vom Standpunkte entfernt iſt.

„Im Hinabwege", fährt der Reiſende fort, „zeigte uns unſer Führer den großen Behälter, der den königlichen Palaſt, von dem die acht Fuß dicken Mauern noch zu ſehen ſind, mit Waſſer verſorgte. So viel wir in der Entfernung zu unterſcheiden vermochten, erkannten wir, daß der ganze Berg mit Palaſten, Tempeln, Gärten und andern Bauwerken überdeckt war. Indeß hat dis jetzt noch Niemand derſelben erwähnt."

— Es iſt zu vermuthen, daß dieſe Alterthümer ſchon lange vor der Entdeckung Amerika's vorhanden waren, und vielleicht von einem Volke herrühren, deſſen Namen die Geſchichte längſt vergeſſen hat, und die dieſes Land vor der Gründung Mexiko's bewohnten. Der Reiſende las einige Brocken Stuk auf, mit denen der Boden bedeckt war, und er fand ihn ſo hart und ſchön, wie den, welchen man zu Portici und Herculanum findet. Don T. Roſalia, der ihn begleitete, ſagte zu ihm, daß er hier nur den Anfang der Wunder des Orts ſehe, daß man den Spuren der alten Bauten bis auf den Gipfel des Berges folgen könne, daß man mehrere mit vieler Kunſt ausgehauene Höhlen darin bemerke, daß eine gewiſſe Anzahl Stufen zu einer dieſer köſtlichen Grotten, nahe am Gipfel, führe, und daß er ſie ſelbſt beſucht, aber daß dis jetzt es noch Niemand unternommen habe, dieſe Höhle näher zu unterſuchen, obgleich man im Lande allgemein überzeugt ſei, daß große Reichthümer darin verborgen wären. Dieſe ungeheuern Trümmerhaufen beweiſen wenigſtens das Daſein eines erleuchteten Volks, deſſen Zivilisation bereits auf einer hohen Stufe ſtand, bevor noch der amerikaniſche Kontinent in Europa bekannt war, und deſſen Sitten, Religion, Bekleidung und Bauart ein auffallende Uebereinſtimmung mit den Künſten und den Gewohnheiten des alten Aegyptens hatte.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Inſel Kandia.

Von der Seite des Feſtlandes bedrängt, nur Schritt vor Schritt den Peloponnes verlaſſend, und auſſer demſelben mit dem Schwert in der Fauſt den blutigen Weg zum Herzen des türkiſchen Reiches in Europa ſich bahnend, haben die Griechen längſt ſich überzeugt, daß es nicht auf dieſer Seite ſei, wo ſie ihrem unverſöhnlichen Feinde den Todesſtreich beibringen können. Deshalb haben ſie ſich gegen das Meer gewendet, und ihrer Flotte, wie zu den Zeiten des großen Königs, ihr Heil und ihre Hoffnung anvertraut. Darum iſt auch die gegenwärtige Inſurrection, ſowohl in ihrem Urſprunge als in ihren Folgen, gänzlich inſular, der Krieg beſchränkt ſich faſt allein auf die See, und die Politik des Themiſtokles iſt auch die ſeiner Nachkommen geworden.

Kandia, als die größte Inſel des Archipels, konnte nicht länger den Blicken der Politik und den Unternehmungen der Griechen ſich entziehen. Wir wiſſen, daß die Drohung ſich endlich realiſiren wird, und daß die Vernichter der türkiſchen Flotte ihre ſiegreichen Waffen auch auf dieſe Küſte tragen werden.

Digitized by Google

Diese Insel befindet sich unterm 31. Grade der nördlichen Breite, zwischen Griechenland, Asien und Afrika, und dehnt sich, von Morgen nach Abend, auf eine Länge von hundert Stunden aus, während ihre Breite nur höchstens fünfzehn Stunden beträgt. Sie wird von einer kahlen Gebirgskette durchschnitten, deren nackte und kahle Gipfel sich von ferne dem Seefahrer ankündigen. Ihre Abhänge sind auf der einen Seite gegen Aegypten, und auf der andern gegen den Archipel gewendet. Von ihnen steigen eine große Menge Quellen, Bäche und Waldströme herab, die die Ebenen durchschneiden und befruchten. Mehrere stark bevölkerte Städte und bequeme Hafen in allen Richtungen zeichnen ausserdem diese Insel vortheilhaft aus, deren fruherer Name Kreta war. Ihr grösster Ruhm und Flor verliert sich in die Zeit der Fabel; seitdem ist sie nach und nach immer mehr herabgekommen. Sie hatte im Jahrhundert Homers hundert Städte, und sandte vierundachtzig Schiffe zur Belagerung Troja's, unter dem Oberbefehl des Idomeneus und Merions. Sie war damals sehr mächtig, die Beherrscherin des ägäischen Meeres, und ihr König Minos triumphirte über Athen. Man kennt den entsetzlichen Tribut, den er dieser Stadt auferlegte. Ein besseres Unternehmen von ihm war das, nach Rhadamant die Gesetze zu verbessern, wodurch sie sich beide die wichtigen Posten der Höllenrichter erwarben. Luxurg folgte ihrem Beispiele nach. Aber Kreta hatte Sparta's Ausdauer nicht. Schon als Xerxes Griechenland bedrohte, wußte es sich vom Orakel Dikpens zu verschaffen, und unterstützte seine Landsleute nicht. Später gab es Athen einige Regimenter in Sold, und brach damit der Seelenverkäuferei die Bahn. Während ihre Bewohner alle Achtung ihrer Landsleute und ihrer Nachbarn, so wie ihre ganze Macht und Energie verloren hatten, unterhielten sie sich von den Thaten ihrer Vorfahren, denen sie allerlei Denkfeine setzten, ohne an ihre eigene Erbärmlichkeit sich zu erinneren. Sie bläheten sich und rühmten sich der Fabeln und Mährchen der Vergangenheit, des Daseins großer Männer, der Kindheit Jupiters, während welcher er auf dem Ida gewohnt hatte, der Siege des Minos, und selbst der Liebeleien Pasiphaes. Da nun natürlicherweise die Eitelkeit eine Quelle aller Lügen ist, so wurde die kretische Wahrhaftigkeit im Alterthum ein Sprich- und Spottwort, wie es die punische Treue war.

Rom verachtete Kreta jedoch nicht so sehr, daß es diese Insel nicht der Eroberung würdig gehalten hätte. Umsonst erniedrigte sie sich auf alle mögliche Weise und erflehete die Allianz des Mächtigern; man nahm nicht die geringste Rücksicht darauf, die Eroberung fand in aller Form statt, und der Sieger, Metellus, der Kretenser zubenannt, schleppte bei seinem Triumphe eine große Schaar dieses feigen Gesindels mit sich durch Rom. Das war das Resultat, das sich aus eigener, freiwilliger Erniedrigung und Entartung ergab. Später, im neunten Jahrhundert, bemächtigten sich die Sarazenen dieser Insel, und erbaueten im Norden, der kleinen Insel Stan Dia gegenüber, und nahe an den Ruinen des alten Herakleas, die Stadt Kandia, die ihren Namen sodann dem ganzen Eilande gab. Sie befestigten diese Stadt sehr und wurden darin, achtzig Jahre nach der Eroberung, von Nikephorus Phokas belagert, der sich endlich derselben, so wie der ganzen Insel, im Namen des griechischen Kaiserreichs, bemächtigte. Zur Zeit der Kreuzzüge kam sie unter den Zepter der lateinischen Fürsten zu Konstantinopel und wurde ein Lehn des Bonifaz von Mont-Ferrat, der sie an die Venezianer verkaufte, denen sie in der größten Ruhe bis 1647 gehörte, wo die Türken sie angriffen. Sie wurde bis 1667, also zwanzig Jahre lang, mit großer Ausdauer und Tapferkeit von der venezianischen Besatzung vertheidigt. Endlich wurde der Großvezier Kuprogli dieser Zögerung überdrüssig, und beschloß, die Insel zu nehmen, es koste was es wolle. Im Innern der Stadt Kandia kommandirte der berühmte Morosini, fest entschlossen, den Ort so lange zu vertheidigen, als es nur immer möglich sei. Von diesem Augenblicke an begann eine der merkwürdigsten Belagerungen, deren die Geschichte zu Erwähnung gethan hat. Ganz Europa war davon erfüllt. Der Herzog von la Feuillade schiffte sich mit vier Brigaden Franzosen ein, die er auf seine Kosten angeworben hatte, und warf sich in den Platz. Ludwig XIV selbst hielt es nicht unter der Würde eines Königs, einer christlichen Republik beizustehen, und sendete den Herzog von Beaufort, nebst vielen Personen vom Adel dahin ab. Beaufort wurde getödtet, die Uneinigkeit und Undisziplin riß bei den Belagerten ein, und nach Wundern der Tapferkeit sah sich Morosini endlich genöthigt, zu kapituliren. Die Türken hatten mehr als 200,000 Menschen in diesem langen Kriege verloren, und glaubten sich daher berechtigt, an den armen Bewohnern der Insel sich rächen zu dürfen, was sie denn auch so wohl auszuführen verstanden, daß in Kurzem ein allgemeines Elend und eine allgemeine Noth verbreitet waren, so daß die Aeltern aus Verzweiflung ihre Kinder opferten, um ihr eigenes Leben erhalten zu können.

Dieser unbarmherzige Despotismus hat sich seitdem fast nicht einen Augenblick verläugnet, und so ist es ihm auf's Vollständigste gelungen, Alles herabzuwürdigen und Alles zu zerstören. Mitten unter seinen Oelbäumen und seinen reichen Traubenhügeln befindet sich der Kandier, für den das Dasein so leicht und so glücklich sein könnte, in einem unbeschreiblichen Elende,

Digitized by Google

und in einer Erniedrigung, die faſt noch ärger, als die der Thiere iſt. Allen möglichen Mißhandlungen von Seiten der Türken ausgeſetzt und von einem ekelhaften Ausſatze verzehrt, hat er ſelbſt die griechiſche Leibesgeſtalt und den edeln Karakter der Geſichtsbildung verloren, der, wie jeder erhabene Zug im Innern und Aeuſſern des Menſchen, in der Sklaverei gänzlich verſchwindet. Es gibt jedoch eine kleine Ausnahme von dieſem traurigen Gemälde. Kreta iſt gebirgig und hat folglich auch ſeine Klephten und Manioten. Südlich von Kanea und von Rhetymo, auf den Felſen von Sphakia, wohnt ein griechiſcher Volksſtamm, der ſich immer frei und unabhängig erhalten, und weder den Römern, noch den Sarazenen, noch den Venezianern gehorcht hat. Er bezahlte den Türken anfänglich einen geringen Tribut, fand ihn aber bald zu beſchwerlich, und ſtand i. J. 1770, von den Verſprechungen Katharina's II angelockt, in Maſſe auf. Seitdem verbleibt er ſich ruhig, aber kaum war 1821 der erſte Freiheitsruf im Archipel erſchollen, ſo hielt auch ſie kein Paſcha und keine Furcht mehr zurück, und ſie warfen das türkiſche Joch gänzlich ab. Die Sphakioten ſind wild, hart und unermüdlich, und werden den Befreiern Kandiens gewiß eine nicht zu verachtende Hilfe darbieten.

Ueber die Sitten und Gebräuche der Neſſeriehs.

Das Volk der Neſſeriehs, das man in Europa unter dem Namen der Anſaris *) kennt, bewohnt die Gebirgskette, die öſtlich das Land Lattakieh begrenzt. Es zertheilt ſich in vier Sekten, bei denen man ein Gemiſch der heidniſchen, jüdiſchen, mahomedaniſchen und chriſtlichen Religionsgebräuche findet. Man unterſcheidet ſie durch die Namen Chemſiehs oder Sonnenverehrer, Cliſſiehs oder Mondanbeter, Ghaybiehs oder Erkenner eines ſchaffenden, abweſenden und unbekannten Gottes, und Chemeliehs, oder Atheiſten, das heißt, die durchaus keine Gottheit, ſie mag nun auch einen Namen haben, wie ſie wolle, anerkennen. Man verwechſelt die letzten oft mit den vorlehten, weil viele ihrer Gebräuche dieſelben ſind. Die Neſſerieh haben ſieben große Feſte, nämlich: Weihnachten, Neujahr, heilige drei Könige *), den 17. März, den 4. und 15. April und den 15. Oktober. Die beiden erſten Feſte ſind unter dem Namen „Kuzeli“ bekannt.

Die jungen Leute werden in die Geheimniſſe der Religion erſt nach dem vollendeten fünfzehnten Jahre eingeweihet, und ſobald man in ihnen ein genügendes Faſſungsvermögen erkennt. Einer der Vorſteher des Orts bemächtigt ſich ſodann des Neophyten, führt ihn mit ſich ins Hochgebirge und unterrichtet ihn vierzig Tage lang, wonach der Jüngling zu ſeinen Aeltern zurückkehrt und ſodann das Recht erwirbt, einen Turban zu tragen, was er vorher nicht durfte. Er gibt der Perſon, die ihn unterwieſen hat, von nun an nur den Meiſter-Namen. Die Weiber werden als zum Hausvieh gehörig betrachtet, und wie Sklaven behandelt. Sie haben keinen Begriff von irgend einer Religion, und ſobald ſie dennoch einmal die Kühnheit haben, ihre Herren und Meiſter darum zu befragen, ſo erhalten ſie zur Antwort, daß es für ſie keine Religion gäbe, und daß ſie allein nur zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts und zum Gehorſam geſchaffen ſeien.

Beim erſten oder zweiten Feſte des Kuzeli verſammeln ſich die Männer geheimnißvoll, während der Nacht, in dem Hauſe des Scheik oder Dorfvorſtehers. Kein Fremder und kein Weib darf dieſen Verſammlungen beiwohnen. Sie ſetzen ſich, mit übers Kreuz geſchlagenen Beinen, um einen großen irdenen mit Wein angefüllten Topf, in den ſie mehrere kleine Oelbaumzweige werfen, und um den ſie, immer in ungrader Zahl, eine große Menge Lichter aufſtellen. Nachdem nun der Scheik ſein Gebet verrichtet und den Wein geſegnet hat, gibt er allen Anweſenden, der Reihe nach, davon zu trinken, und man verſichert, daß ſie, um dieſe Feierlichkeit zu beendigen, alle Lichter auslöſchen, und die verheiratheten Weiber, ohne Unterſchied des Standes und Alters, einführen, und daß ein Jeder eine davon ergreift, gleichviel, ob ſie ſeine Mutter, ſeine Schweſter oder ſeine Tochter ſei.

Die Neſſeriehs haben keine geheiligten Bücher, und es iſt ihnen verboten, über irgend einen Fundamentalpunkt ihrer Religion zu ſchreiben oder zu

*) Auch Noſayris genannt. Man gebraucht das Wort Neſſery, wenn man nur von einem Individuum ſpricht, und Neſſeriehs in der Mehrzahl, oder von der ganzen Sekte. Man kann darüber nachſchlagen: Niebuhrs Reiſe 2. Band Seite 357 und f. Ausgabe von 1780, und eine „Denkſchrift von Rouſſeau, über die Ismaeliten und Noſayris von Syrien“, die ſich im XLII. Heft der Reiſen von Malte-Brun befindet. Volney ſpricht gleichfalls von den Noſayris, in ſeiner Reiſe durch Aegypten und Syrien. Bei den arabiſchen Schriftſtellern bedeutet Anſari einen Nachkommen der Bewohner Medina's, von denen Mahomet nach ſeiner Flucht aus Mekka aufgenommen wurde, und die ſich für ihn erklärte.

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſagen will, daß dieſe Feſte mit den chriſtlichen auf den gleichen Tag fallen, ohne daß ſie deswegen dieſelben ſind. Es würde intereſſant ſein, die Gelegenheiten und den Gegenſtand aller dieſer Feſte näher zu kennen.

Digitized by Google

sprechen, ausgenommen bei der Einweihung, deren wir weiter oben erwähnt haben. Sie erkennen sich durch Zeichen, wie die Freimaurer, und schwören, niemals die Geheimnisse ihres Kultus zu verrathen. Man hat sie manchmal den fürchterlichsten Martern unterworfen, und ihnen die verführerischsten Versprechungen gemacht, ohne ihnen je irgend ein Geständniß abgewinnen zu können, oder sie zur Abschwörung ihrer Irrlehren zu vermögen. Sie nehmen wohl auch Männer eines andern Glaubens unter sich auf, aber sie theilen denselben ihre Geheimnisse erst nach langen und schweren Proben mit, die oft drei Jahre lang dauern, und sie bewachen dieselben nachher noch immerfort, um sie bei der mindesten Unvorsichtigkeit sogleich tödten zu können. Was man danach noch außerordentlicher und bemerkenswerther findet, ist, daß diese Fremdlinge immer viel fanatischer sind, als die Nesseriehs selbst.

Man führt bei dieser Gelegenheit ein Beispiel an, daß sich zu Lattakieh zugetragen hat. Ein Gouverneur dieser Stadt, der sehr begierig war, die Geheimnisse dieser Sekte zu durchdringen, hatte bereits mehrere Nesseriehs auf eine fürchterliche Weise zu Tode martern lassen, ohne ihnen ein Geständniß abgewinnen zu können. Er faßte also den Entschluß, einen seiner treußten Diener, einen Türken, dem es eben so wenig an Muth als an Klugheit gebrach, ins Gebirge zu den Nesseriehs zu schicken, mit dem Auftrage, alles Mögliche anzuwenden, um in ihre Geheimnisse eingeweiht zu werden, wonach er wieder zu ihm zurückkehren, und ihm dieselben gegen eine bedeutende Summe Geldes verrathen sollte. Der Türk versprach es und reisete ab. Nach einer fünfjährigen, außerordentlich strengen Probezeit wurde er endlich in die Religion der Nesseriehs aufgenommen, wonach er nach Lattakieh zurückkehrete, um sein Vermögen und seine Familie mit sich ins Gebirge zu nehmen. Der Gouverneur hatte kaum seine Ankunft erfahren, so ließ er ihn vor sich kommen und befragte ihn mit vieler Hast über alles, was er zu wissen wünschte. Aber wie groß ist sein Erstaunen, da ihm der Andere erwiedert, daß seine neue Religion ihm verbiete, irgend ein Geheimniß derselben zu verrathen, und daß er fest entschlossen sei, lieber zu sterben, als seinen Schwur zu brechen. Umsonst erschöpfte sich der Gouverneur in Bitten und Drohungen, umsonst unterwarf er den Anhänger der neuen Lehre allen erdenkbaren Martern, er erhielt auf alle seine Fragen nur immer eine und dieselbe ruhige Antwort, daß er nichts sagen könne. Schäumend vor Wuth, stieß er ihm endlich den Dolch ins Herz.

Die Nesseriehs haben die Beschneidung und Abwaschung wie die Türken; sie beten um Mitternacht und bei Sonnenaufgang. Sie können ihre Gebete kniend oder stehend oder gehend verrichten, aber sie sind genöthigt, sie wieder anzufangen und eine neue Abwaschung vorzunehmen, so bald sie mit Jemand gesprochen haben, der ihrer Religion fremd ist, oder sobald sie in der Ferne ein Kameel, ein Schwein, einen Hasen oder einen Neger bemerken. In ihren Gebeten verfluchen sie alle Diejenigen, die sich unterm Kinn scheeren, oder zur Fortpflanzung untauglich sind, eben so wie die beiden Kalifen Omar und Abubekr, obgleich sie vor den Türken sich das Ansehen geben, Mahomedaner zu sein. Sie trinken Wein und Branntewein, aber nur heimlich, und da sie ihre Feste nie ohne Wein begehen können, so bereiten sie, wenn es ihnen daran gebricht, ein Getränk von trockenen Rosinen, dem sie wenigstens die Farbe des Weins geben, wenn sie ihm auch nicht ganz den Geschmack desselben mittheilen können. Sie haben gleichfalls einen Propheten, den sie Heumdan el Gheuffanbi nennen, und sie machen den Türken weiß, daß er und Mahomet nur eine und dieselbe Person sei. Ihre Namen sind ohne Unterschied christlichen und türkischen Ursprungs, wie z. B. Gabriel, Georg, Elias, Mahmud, Hassan, Mustapha, Ibrahim u. s. w. Sie glauben die Erscheinung Jesu Christi und das Dasein der Apostel und Evangelisten, sie lesen selbst die Evangelien und Psalmen. Ihr Jahr beginnt wie das der Griechen, und ihre Monate haben griechische Namen.

Die Chemelieh*), die Abergläubigsten von Allen, essen nie das Fleisch weiblicher, verstümmelter oder kranker Thiere, und einige von ihnen rauchen niemals Tabak. Die übrigen Nesseriehs beobachten indeß nur als Gesetz, niemals Hasen-, Schweine-, Gazellen-, Kameel- und das Fleisch einiger andern Thiere, so wie das der Aale und das aller Fische ohne Schuppen und das der Muscheln zu essen. **) — Die Scheits oder Ulmas oder Gelehrten, sind von den Uebrigen durch ihren Kopfputz und ihre Tracht unterschieden. Sie essen niemals etwas ausser ihrem Hause, aus Furcht, Theil an einem unrecht erworbenen Gute zu nehmen, was von ihnen für eine große Sünde gehalten wird. Dieser Skrupel befleckt indeß nur für Diejenigen, die zugleich den Kultus verwalten; denn das Volk ist weit entfernt sie nachzuahmen, und lebt oft nur allein vom Raub. Die Nesseriehs verachten

*) Dieser Name scheint arabischen Ursprungs, ohne daß man wissen kann, warum ihn diese Sekte angenommen habe.

**) Es verdient bemerkt zu werden, daß die Fische ohne Schuppen, und mehrere Muscheln gleichfalls von Hakem-biamr-allah, dem Stifter der Religion der Druzen, verboten worden sind.

Digitized by Google

die Türken, deren geschworene Feinde sie sind. Hingegen haben sie die Christen gern, und sie sind meistentheils Philogenen oder Freunde der Fremden, die sie mit Zuvorkommenheit aufnehmen und die sie selbst mit Gefahr ihres eigenen Lebens vertheidigen, so lange sie ihnen nämlich die Pflichten der Gaßfreundschaft erweisen.

Die Ghayibehs *) verehren einen abwesenden und unbekannten Gott. Sie behaupten, daß das höchste Wesen, nachdem es den Menschen und die Thiere geschaffen und alle Dinge aufs Beße eingerichtet habe, durch die Läfte davongeflagen sei, wo seine Seele und sein Geiß sich zerstreut habe und gänzlich verschwunden, so daß das Weltall sich nun ganz selbst überlassen sei.

Die Cilissehs oder Monbanbeter bilden die zahlreichste aller Sekten, die zugleich unter allen die angesehenste ist. Demungeachtet findet bei den Verheirathungen unter den verschiedenen Sekten nicht der geringste Unterschied statt. Ihre Heirathen können nur nach dem Gutbeißen des Scheiks abgeschlossen werden, und sobald man über den Preis des Mädchens mit den Aeltern übereingekommen ist (denn man kauft eine Frau mit derselben Vorsicht und mit denselben Formalitäten, wie ein Pferd oder eine Kuh), so ist die Sache abgethan. Die Belustigungen beginnen am Montag, und Muslk und Tanz dauern ununterbrochen bis zum Donnerstag, wo man die Neuvermählten auf ein Pferd sehr, und sie rings ums Dorf führt. Voran schreitet ein Trupp junger Burschen, die auf einem langen Rohre ein weißes Tuch wehen lassen. Ihnen folgen alle Einwohner des Orts, Männer, Weiber und Kinder nach, die auf die Art der Araber singen, schreien und allerlei Freudenbezeugungen äussern. Sodann sammelt eine Person die Gaben der Anwesenden ein, die gewöhnlich aus einem oder mehreren Stücken Geldes bestehen, die dem künftigen Gemahl übergeben werden, die er dazu benuht, ein anständiges Mahl auftragen zu lassen, nach dem man sich zerstreut. Die Eheleute ziehen sich auch in eine Hütte zurück, die ihnen zur Wohnung dienen soll, und die nächsten Verwandten kündigen den endlichen Abschluß der Heirath durch eine Flintensalve an. Bei den Mittwen finden, sobald sie sich wieder verheirathen wollen, nicht so viele Zeremonien statt, und der Bräutigam ist nicht gehalten, den Verwandten seiner Verlobten irgend etwas für ihre Einwilligung zu bezahlen.

Der Ehebruch wird eben nicht besonders strenge bestraft. Der Mann kann ohne alle Umstände seine Frau verstoßen, sobald er darzuthun im Stande ist, daß sie ihm ungetreu gewesen, wonach er den Preis wieder von den Verwandten begehrt und erhält, den er für sie bezahlt hat. Es steht ihm sodann frei, sich einige Tage nachher mit einer Andern zu verheirathen. Der Galan aber ist genöthigt, sich mit der Verstoßenen zu vermählen, oder auf ein Jahr und einen Tag sich zu entfernen. War der Verführer indeß ein Fremder, so wird das Weib mit dem Tode bestraft.

Die Nesseriehs waschen ihre Todten, wie die Türken. Ihre tiefste Trauer besteht darin, sich das Gesicht zu schwärzen, ohne Turban einherzugehen, den sie nachlässig über die Schultern herabhängen lassen, und ihre Kleidung vierzig Tage lang nicht zu wechseln. Ihr Glaube an die Metempsychose ist unerschütterlich. Sie verehren das Andenken einiger Scheiks oder Santons, die im Geruche der Heiligkeit gestorben sind. Sie halten nichts auf die Schwüre im Namen Gottes, den sie bei jeder Veranlassung mißbrauchen, weshalb sie auch von den Türken noch unter die Juden gestellt, und als Menschen ohne Glauben und Gesetz betrachtet werden, die man ungestraft ihrer Güter berauben kann. Die Osmanlis glauben selbst, daß es ein verdienstliches Werk für einen ächten Muselmann sei, das unreine Blut eines Nesseriy zu vergiessen.

Dies kriegerische Gebirgsvolk würde stark genug sein, sich dem türkischen Joche zu entziehen, wenn es nicht durch innere Zwiste und Streitigkeiten getheilt wäre, die fast beständig einem kleinlichen Interesse oder dem gegenseitigen Hasse der Familien entspringen. Die Nesseriehs sind jähzornig und heimtückisch zu gleicher Zeit. Sie wissen ihre Rache lange Zeit zu verbergen, bis sie plötzlich hervorbricht; aber weit entfernt sich mit dem Tode des Beleidigers zu begnügen, scheint sie nur dadurch mehr erregt worden zu sein, und dehnt sich auch über die Glieder der Familie des geopferten Feindes aus.

Ihr Land erstreckt sich von Antiochia bis nahe an Tripolis. Sie bewohnen fast das ganze Gebirg östlich von Lattakieh und einen großen Theil der daranstoßenden Ebene. Ihr Gebiet wird in sechszehn Mukataas, oder verpachtete Distrikte, ein jeder von zwanzig bis fünfundzwanzig Dörfern, eingetheilt, die von Mukahems oder Statthaltern vorgestanden werden, welche alljährlich von dem Mutselim von Lattakieh aufs neu damit belehnt werden, wofür sie denn auch jährlich 400 Beutel Miry bezahlen müssen. Von diesen sechszehn Mukataas wird eins von den Türken und Curisten, drei von den Turkmanen und eins von den Kudamesen, einer Art Gohendiener, bewohnt. Die übrigen neun sind von den Nesseriehs und einigen

*) Dies Wort kommt vom arabischen Gayb, das so viel als eine verborgene Sache bedeutet.

Digitized by Google

Christen bewohnt. Die Gesammtbevölkerung beläuft sich, die Umgebungen von Antiochia, Aleppo und die Küste von Caramanien nicht mitgerechnet, wo sich viele Nesseriehs befinden, auf ungefähr 40,000 Seelen, die in 132 Dörfern wohnen, wovon allein 32 in der Ebene sind.

Der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung dieses Volks, das dabei nichts weniger als wohlhabend ist. Beständig durch alle nur erfinnlichen Lasten gedrückt und erdrückt, empören sich oft die Gebirgs-Makataas gegen ihre Tyrannen, und verwüsten sodann gewöhnlich das ganze flache Land, das ihren Angriffen preisgegeben wird, weil sich die Türken kläglich zurückziehen, sobald sie merken, daß sich auf den Höhen ein Gewitter zusammenzieht. Aber sobald die Nesseriehs das Land verlassen haben, erscheinen auch die Osmanlis wieder und vollenden die Zerstörung, die von den Andern begonnen worden war. Alle Bauern oder Hirten, die in ihre Hände fallen, sie mögen nun zu den insurgirten Distrikten gehören oder nicht, werden angehalten, mißhandelt und in finstende Gefängnisse geworfen, oder zur Hautabziehung verurtheilt, eine fürchterliche Todesstrafe, welche die grausamen Türken den Nesseriehs besonders vorbehalten.

Auf den Bergen, die das Gebiet von Tripolis begrenzen, gibt es noch eine andere Sekte, welche von jener der Nesseriehs verschieden ist, und die man die „Kadamesen" nennt. Sie bewohnen eine Mukataa von zwanzig Dörfern. Man behauptet, daß ihr alleiniger Kultus darin besteht, die weiblichen Geschlechtstheile anzubeten. Alles Uebrige, was man von dieser Sekte berichtet, grenzt an's Fabelhafte und gehört folglich nicht hierher.

Gebräuche einiger Völker bei der Benennung der Neugebornen.

Im Königreich Kambogo wurde gewöhnlich der Name des Geburtstages dem Kinde beigelegt. Bei den Schangallas wurde ihm ein Name gegeben, der an irgend einen besondern Umstand bei der Geburt erinnerte, wie z. B. „in der Nacht geboren", oder „auf dem Staube geboren", oder „geboren während man den Buza bereitete" u. s. w. Moses ersteborne Schwester wurde Maxia oder Bitterkeit genannt, weil sich die Israeliten, zur Zeit ihrer Geburt, unter dem Joche der Aegyptier befanden. Wenn, bei einigen andern Völkern, ein Weib auf der Reise gebar, und vielleicht am Ufer eines Baches niederkam, so legte man dem Kinde den Namen „Bachkind" oder Rantilde bei, den auch die zweite Gattin Dagoberts trug. Bei den Koriacken bestimmt das Loos unter den Namen aller Verwandten, welcher davon dem Neugebornen beigelegt werden solle; wobei man noch allerlei abergläubische Beschwörungen anstellt. Die scheremissischen Tataren geben ihren Kindern den Namen der ersten Person, der sie bestimmt sechs Monate nach der Geburt derselben begegnen; wobei sie überzeugt sind, daß der Zufall eine glücklichere Wahl als ihre Klugheit zu treffen im Stande sei. Einige Völker von Guinea machen den ersten Laut, den der Neugeborne ausgestoßen hat, und der irgend eine Aehnlichkeit mit einem Worte ihrer Sprache hat, zu seinem Namen. Bei den Hebräern hingegen wurde der Name oft nach dem ersten Worte bestimmt, welches der Vater, oder irgend eine andere Person, im Augenblicke der Geburt des Kindes, ausgesprochen hatte. Bei den Persern wird die Ertheilung des Namens als eine religiöse Zeremonie betrachtet, bei der ein Mollah oder Priester gegenwärtig sein muß. Der Vater schreibt fünf Namen, auf eben so viele Stücken Papier, und legt sie auf einen Alkoran, oder auf einen Teppich. Sodann nimmt man aufs ungefähr einen davon, welcher der des Kindes wird.

Der alte Gebrauch der Parsis, der Tibetaner und anderer orientalischen Völker, die Zeremonie der Namensertheilung noch durch die Taufe oder religiöse Abwaschung zu erhöhen, existirte allgemein in Skandinavien lange vor der Einführung des Christenthums. Suhm, der Barro des Norden, hat in dieser Hinsicht zahlreiche Beweise des „Saga's" aufgestellt *); aber der merkwürdigste von allen ist der des „Kapitels der Runen" **), worin es heißt, daß diese Ansprengung mit Wasser den Zweck hatte, die Kinder unverwundbar zu machen. Die skandinavischen Geschichtschreiber und Dichter unterschieden die heidnische von der christlichen Taufe sehr wohl. Sie nannten die erste: vatni ausin, oder verpa vatni a, und die letzte immer Skira.

J. J. Rousseau's Selbstmord,

Pour qui connait les misères humaines
Mourir n'est pas le plus grand des malheurs. †)

Ist Rousseau's Tod natürlich gewesen, oder hat dieser große Schriftsteller seinem Dasein freiwillig ein Ziel gesetzt? Das ist der Gegenstand eines Briefwechsels gewesen, der zwischen dem Herrn von Girardin und Herrn Musset-Pathay statt gefunden hat. Der Erste behauptet, daß der unsterbliche Verfasser

*) Suhm, Holm, Seite 367 bis 369.

**) Runa-Kapitel, S. 21.

†) Wer auf den Grund des Menschen Elend kennt.
Für den ist Sterben nicht das größte Uebel.

Digitized by Google

des „Emils“, ſich nicht bis zum Selbſtmorde habe herablaſſen können; der Zweite beſtreitet ſich im Gegentheil zu beweiſen, daß er ſich freiwillig von dem Kummer befreit habe, der an der beſten Kraft ſeines Daſeins nagte. Von der einen Seite führt Herr Girardin die vorhandenen Aktenſtücke an, welche die letzten Augenblicke des Genfer Philoſophen betreffen, und in denen nirgends eines Selbſtmords Erwähnung gethan wird; von der andern findet ſein Antagoniſt in denſelben Aktenſtücken die Beweisgründe zur Unterſtützung ſeiner Meinung. Aus allen dieſen Für- und Gegenreden ergibt ſich nun endlich auf's Klarſte, „daß J. J. Rouſſeau ſich freiwillig den Tod gegeben hat.“

Die achtungswerthen Beweggründe, die den Vater des Herrn von Girardin bewogen, dieſem Tode einen Karakter zu geben, der Brief der Frau von Baſſo an Frau von Staël, die Ungewißheit und die Widerſprüche, die man in den Aktenſtücken bemerkt, die Meinung des Doktor Petroz über die Apoplexie, von der Rouſſeau befallen ſein ſollte, die eigenen Erzählungen Thereſens, der Brief des Herrn von Corancez, der ſich im Journal de Paris befindet, und die Gedanken der Frau von Staël, die doch unmöglich die Sache der Philoſophie hätte verächtlich machen können, endlich eine große Menge anderweitiger Andeutungen, welche alle nur einen und denſelben Gegenſtand betreffen, bilden eine ſolche Maſſe unumſtößlicher Proben, daß man die Wahrheit der Thatſache künftighin nicht mehr bezweifeln kann.

Aber wenn der Selbſtmord erwieſen iſt, ſo iſt man über die Gründe, welche ihn verurſacht haben, weit entfernt, einverſtanden zu ſein. In dieſer Hinſicht kann man unbedenklich die Meinung der Frau von Staël verwerfen, daß Rouſſeau die Untreue Thereſens nicht habe überleben wollen oder können. Ein Weib ohne Erziehung, ohne beſondere Fähigkeiten, und die bereits über die Sechszig hinaus war, kann die Heldin eines ſolchen Romans nicht ſein. Auſſerdem iſt Herr von Girardin, über dieſen Punkt, mit ſeinem Gegner ſelbſt einverſtanden. Eben ſo wenig wahrſcheinlich, als dieſer Anfall von Eiferſucht, iſt der dem Philoſophen angedichtete Wahnſinn. Von beſtändigen Unglücksfällen verfolgt, hat der große Mann wohl manchmal den Muth, aber niemals den Verſtand verlieren können. Seine Einbildungskraft iſt von der Furcht des Elends und ſeinem ſcheußlichen Gefolge betroffen worden, ohne davon verwirrt zu werden. Nein, der Mann, der ein Jahr vor ſeinem Tode noch Muſik kopirte, um ſein notdürftiges, tägliches Brod zu gewinnen, und der, ſeines geſchwächten Geſundheitszuſtandes wegen, ſelbſt dieſe Arbeit unterbrechen mußte; der vom öffentlichen Mitleiden ein Aſyl, ſelbſt in einem Spital, verlangte, dieſer Mann war nicht verrückt. Es war ein erhabener Unglücklicher, deſſen Stimme von dem edeln Eigenthumer von Ermenonville vernommen wurde. Da wenigſtens, wird man ſich ſagen, konnte Rouſſeau in Ruhe und in Frieden ſeine Laufbahn beendigen. Ohne Zweifel; aber der Schickſalsſchlag hatte ihn zu hart betroffen. Seine freie, unabhängige Seele, der die Zeit nichts von ihrer Kraft beraubt hatte, beugte ſich nur mit Bitterkeit unter das Joch der Wohlthat, und das iſt es wahrſcheinlich, was ihn zu dem Entſchluſſe führte, ſeinem Leben ein Ziel zu ſehen.

Kaum war der Tod Rouſſeau's bekannt geworden, ſo wendete ganz Frankreich ſeine Blicke gegen Ermenonville, und eine allgemeine Bewunderung brachte das Opfer der Huldigung auf dem Grabe eines der größten und ſchönſten Genies des achtzehnten Jahrhunderts dar. So erblickt Taſſo, von ſeinen Zeitgenoſſen mißkannt und verachtet, nur erſt auf ſeinem Sterbelager die Ehre der Apotheoſe.

Bruchſtück eines Briefes des gegenwärtigen Herzogs von Orleans, an den Biſchof von Landaff, bei Gelegenheit der Ermordung des Herzogs von Enghien.

Twickenham, den 28 Juli 1804.

..... Der Sturz der franzöſiſchen Monarchie, die Verhaftungen, Konfiskationen, Proſkriptionen, Meuchelmorde und Meheleien, welche dieſen Sturz begleitet haben, ſo wie die entſetzliche Tirannei, die darauf gefolgt iſt, ſind eine Reihefolge von Begebenheiten, die der Beachtung der Fürſten eben ſo würdig, als der ihrer Unterthanen ſind. Sie lehren den Fürſten, ihre unumſchränkte Gewalt mit Mäßigung gebrauchen, und ſelbſt darüber nachzudenken, ob der Despotismus den aufgeklärten Volkern, die gegenwärtig Europa bewohnen, noch zuſtändig ſei, oder nicht. Sie lehren ihnen, ſich zu hüten, ihre Unterthanen unter der Laſt der Abgaben zu erdrücken, um unnütze Kriege zu unternehmen, oder den Luxus und die Verſchwendung ihrer Höfe zu erhalten. Dieſe Begebenheiten lehren dagegen ihren Unterthanen auch, ſich ſage nicht, ſich fühllos einer ausſchweifenden Unterdrückung zu unterwerfen; aber mit Geduld die leichten Uebel zu ertragen, damit ſie nicht, in der Abſicht davon ſich zu befreien, in noch größere verfallen. Alle Verbeſſerungen, die zur rechten Zeit und mit Maas und Ziel geſchehen, ſind ohne Gefahr, und können nur gute Früchte bringen; aber ein hartnäckiges Widerſtehen gegen jede Verbeſſerung kann ſich nicht anders als durch Revolution, folglich durch Blut und Thränen und Verwirrung beendigen.

Digitized by Google

Eiſendrath-Hängebrücken und Landſtraßen in Rußland.

Nach einem vor Kurzem entworfenen und vom Kaiſer entworfenen Plane ſollen mehrere Eiſendrath-Hängebrücken über die verſchiedenen Kanäle im Innern von St. Petersburg erbaut werden. Man hat bereits über die Fontaſſa, nahe bei dem neuen Palaſte des Großfürſten Michael, eine ſolche Brücke angelegt, wozu die Regierung eine Summe von 80,000 Rubeln vorgeſtreckt hatte. Die Brücke hängt an zehn Ketten, und ſie iſt ſo breit, daß zwei Wagen ſich bequem darauf ausweichen können. Die Schiffe gehen darunter ohne die geringſte Gefahr hinweg. Die meiſten der noch zu erbauenden Brücken dieſer Art werden nur allein für Fußgänger beſtimmt ſein, und die Ueberfahrten ſollen dadurch künftighin unterbrückt werden. Man hat bereits bei der Moika den Anfang gemacht und wird dies Vorhaben ſo ſchnell als möglich ausführen ſuchen. — Die neue große Straße von Petersburg nach Moskau iſt auf eine Strecke von 200 Werſt bis Nowgorod, der Hauptſtadt des Gouvernements dieſes Namens, vollendet, und man arbeitet ohne Unterlaß an ihrer Fortſetzung. Die neuerbauten und noch zu erbauenden Brücken auf der ganzen Länge dieſes Weges ſind eines der Hauptmittel der Erleichterung und der Vortheile, welche dem Handel und den Reiſenden dadurch zugeſichert werden. Die Werthshäuſer, welche ſowohl auf dieſer Straße, als auf der von Riga erbauet worden, ſind aus Stein und ſehr ſchön. Sie ſind immer mit allem Nothwendigen zum Bedarf und Gebrauch der Reiſenden verſehen. Die Regierung hat auch ähnliche Gebäude auf den Wegen in Weiß-Rußland errichten laſſen. Zu Warſchau, welches ſich in den letzten Zeiten ſehr vergrößert und verſchönert hat, iſt der Pallaſt der Finanz- und Schatzkommiſſion erweitert und nach den Entwürfen des Architekten Corazzi ausgeſchmückt worden. Die Gegend, die unter dem Namen Sandplatz bekannt iſt, wird ſo eben in einen großen Exerzierplatz verwandelt.

Von der kleinen Zahl der Städte im ehemaligen Gebiet von Karthago und im Maghreb, oder der öſtlichen Barbarei.*)

Der Umſtand, daß eben das nördliche Küſtenland von Afrika, welches das ehemalige Gebiet von Karthago einnimmt, faſt ganz von Städten entblößt iſt, rührt davon her, daß dieſer Theil einige tauſend Jahre lang von den Berbern, noch vor Stiftung und Verbreitung des Islamismus, bewohnt wurde, mit dem zugleich die Beduinen ſich dort niederließen, unter denen der Gebrauch der feſten Wohnplätze nicht herrſchend war. Die Dynaſtien, fränkiſchen (oder europäiſchen) und arabiſchen Urſprungs, welche nachher dieſe Völker unterjochten, beherrſchten ſie nicht lange genug, um ihnen die Gewohnheit an beſtändigen Aufenthalt in den Städten beizubringen, ſo daß ſie faſt ununterbrochen ihr umherirrendes Leben fortſetzten und eben keine beſondern Denkmäler erbauten.

In der That, ſie mehr die Berber alles das ſehr wohl kannten, was mit dem Nomadenleben in irgend einer Beziehung ſtand, um ſo weniger waren ſie den induſtriellen Künſten geneigt, die eine Folge des Aufenthalts in den Städten ſind, und mit deren Hilfe man allein Gebäude und Denkmäler zu errichten vermag. Das Studium dieſer Künſte macht unumgänglich eine beſondere Anneigung nothwendig, und da die Berber in dieſer Hinſicht eben keine beſondere Vorliebe hatten, ſo unterließen ſie es natürlicherweiſe, Städte zu erbauen. Ueberdem war es ein Volk, das faſt ausſchließlich nur dem Parteigeiſte gehorchte und von der Genealogie ſeiner Stämme ſehr eingenommen war. Es gibt nicht eine von dieſen Horden, die nicht von ſolchen Gefühlen belebt iſt, welche ſie allein nur für das Nomadenleben geeignet macht.

Nur allein die Sanftheit des Karakters und die Liebe zur Ruhe, wodurch den Menſchen der Aufenthalt in den Städten angenehm gemacht wird, vermag auch zur Vergrößerung und Ausſchmückung derſelben beizutragen. Daraus entſteht denn auch der Stolz der Städter, der ſich urſprünglich auf die Sicherheit ihrer Wohnungen und ihres Eigenthums begründet. Es iſt merkwürdig, daß es eben dieſer Umſtand iſt, welcher den Bewohnern der Wüſte den Aufenthalt in den Städten eben ſo unangenehm macht. Sie laſſen ſich höchſtens nur dann in denſelben nieder, wenn ſie etwas erworben haben, was ſie in Ruhe verzehren wollen; aber dieſer Fall tritt nur äuſſerſt ſelten ein.

Aus allen dieſen Gründen ſind die Bewohner dieſes Theils des afrikaniſchen Feſtlandes entweder in der Geſammtzahl, oder doch in der Mehrheit, ein Beduinenvolk geweſen, das gewohnt iſt, von Ort zu Ort herumzuirren, Frauen und Kinder auf Kameelen mitzuſchleppen und in den Gebirgen ſich zu verbergen, während die Bewohner der Gegenden, die von nichtarabiſchen Völkern bewohnt werden, Alle, oder doch größtentheils in Städten, Flecken und Dorfern ſich angeſiedelt haben. Das ſieht man in Spanien, Syrien, Aegypten, Perſien u. ſ. w. Bei dieſen Völkern bemerkt man denn auch, daß ſie ſehr wenig darauf bal-

*) Dieſer Artikel iſt ein Auszug aus den „hiſtoriſchen Protegomenen Ibn Khaldun's", die, wie man bemerkt, neben vielem Schaalen und Sinnleeren, auch manches Intereſſante und Sinnvolle enthalten.

Digitized by Google

ten, auf's Genaueste ihren Ursprung zu kennen, und faſt nichts von der Reinheit oder der Vermiſchung ihrer Race wiſſen, da hingegen die Bewohner der Wüſte ſich ſehr viel auf ihren Urſprung einbilden, weil bei ihnen die Bande der Verwandtſchaft ſich viel genäherter und viel ſtärker ſind. Dieſer Stolz eines gemeinſamen Urſprungs flößt ihnen denn auch den Parteigeiſt ein und gibt ihnen eine ſo große Neigung und Leidenſchaft für ein umherirrendes Leben, daß ſie es als die größte Strafe und Schmach betrachten würden, wenn man ſie zwingen wollte, in den Städten zu wohnen.

Ueber die Lehrſätze des „Mémorial Catholique.“

Nil credo auguribus qui aures verbis divitant Alienas, suas ut auro locupletent domos *).

Wir haben unſern Leſern ſchon Auszüge aus dem „Mémorial Catholique“ mitgetheilt, und ſie ſind im Stande geweſen, den Geiſt und die Tendenz dieſer politiſch-religiöſen Zeitſchrift zu würdigen. Sie wiſſen, daß der von den Herausgebern derſelben unverhehlte Zweck darin beſteht, die geſellſchaftliche Ordnung wieder auf ihre alte Baſis zu ſtellen, den Geiſt der Freiheit und Prüfung, als neu und ſakrilegiſch, zu verbannen, und dafür durch eine theokratiſche Gewalt uns zu beglücken, die uns nicht weiter als bis ins dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert zurückführen ſoll. An dem ſtolzen Ton und dem hochtrabenden, drohenden Eifer, der in dieſem gegen die gesunde Vernunft gerichteten Paſquill vorherrſchend iſt, erkennt man ſogleich den Styl und die Abſicht einer Kaſte, die ſich berufen glaubt, die ganze Erde zu beherrſchen, und der kein Mittel zu ernſt, kein Winkelzug zu entehrend erſcheint, wenn ſie nur hoffen kann, ihren Zweck zu erreichen. Man erkennt hier den ganzen barbariſchen Geiſt jener Menſchen, die da glauben ſich der Mühe entheben zu können, auch durch ihre Handlungen zu belehren, und die gewöhnlich immer das Gegentheil von dem thun, was ſie Andern als Pflicht gebieten.

Die Doktrine des Mémorials iſt einfach und leicht begreiflich. Es iſt der Haß aller und jeder bürgerlichen und geiſtigen Freiheit, der es belebt, und weshalb es den Freunden und Beförderern des Menſchenwohls einen unaufhörlichen Krieg erklärt hat. Die Geſellſchaft, in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, ſcheint unſern heutigen Theokraten ein Gemiſch von Betrügern und Betrogenen zu ſein, das man von einander ſcheiden muß, wenn man nicht größerm Unheil noch, als dem bisher ſtattgefundenen, ſich ausſetzen will. Allerdings findet dieſes Gemiſch ſtatt, obgleich freilich nicht in dem Maaße und auf der Seite, auf welcher man es uns glauben machen will. Es gibt Diebe, die ſich nicht anders retten zu können glauben, als wenn ſie ſelbſt ein gewaltiges Geſchrei über Raub und Gewaltthätigkeit erheben. Dadurch konnte man wohl vor fünfzig oder ſechzig Jahren noch die Aufmerkſamkeit von ſich abwenden, und auf andere beliebige Gegenſtände lenken; aber heut zu Tage iſt die Welt nicht mehr ſo beſchränkt, daß ſie auf eine ſo unbehilfliche Weiſe ſich ſollte Staub in die Augen ſtreuen laſſen. Hätte man alſo nichts als dieſen Punkt des Mémorials zu erleuchten, ſo würde es kaum der Mühe verlohnt haben, die Feder zu ergreifen und ſich im Breitern darüber auszulaſſen.

Wir können eine ſolche Abſicht keineswegs haben, nicht nur, weil ſie an und für ſich ſelbſt uns zu geringfügig erſcheint, ſondern auch, weil wir keineswegs geſonnen ſind, uns den Herausgebern dieſer Zeitſchrift gleichzuſtellen, und durch nichtsſagenden Wortkram uns ſelbſt herabzuwürdigen. Was uns wichtiger erſcheint, iſt das Beſtreben der Theokratie, nicht nur der Völker, ſondern ſelbſt der Regierungen Meiſter zu werden, die einen und die andern ſich zu unterwerfen, und durch die Holokauſte zu Ehren ihrer Gottheit, der Unvernunft, allen Gährungen im Innern der Geſellſchaft ein Ende zu machen. Die Revolutionen ſind bis jetzt auf eine verkehrte Weiſe behandelt worden. Man hat nur die Geſetze und manchmal ſelbſt die bewaffnete Macht dagegen in Anwendung gebracht, je nachdem das Bedürfniß des Augenblicks dieſe Mittel erforderte; aber ſie wurden ohne Syſtem und ohne Einigkeit geleitet. Um dieſem Mißbeſtande vorzubeugen, greift das Mémorial ſie auf einer höhern Stufe an. Woraus entſtehen die Revolutionen in der materiellen Ordnung der Geſellſchaft? Sind ſie nicht den Revolutionen in der moraliſchen Ordnung ähnlich? Die reellen Urſachen der Begebenheiten ſind in den Ideen, die zufälligen Urſachen ſind nur Zeichen und ſo zu ſagen, Werkzeuge derſelben. Damit alſo der Sieg vollſtändig ſein könne, muß man den Kampf in die „Ideenwelt“ übertragen. Hier erblickt man nur zwei durchaus von einander unterſchiedene Parteien: denn in Beziehung der Doktrinen gibt es nur zwei Grundſätze, alles Uebrige iſt Konſequenz und Widerſpruch. Auf der einen Seite ſteht das Prinzip der Autorität, oder die Unterwerfung gegen die Obergewalt, die freilich dem Glauben, als Titel und Beweggrund, nur den Namen und die Eigenſchaft desjenigen gibt, der da ſpricht oder ſchreibt. Auf der

*) Ich glaube den Augurern nicht, welche die Ohren Anderer mit Worten bereichern, um mit Gold ihre eigenen Häuſer anzufüllen.

Digitized by Google

andern befündet ſich die Philoſophie, oder das Prinzip der Freiheit, welches die individuelle Vernunft zum letzten Richter ernennt, und ohne den legitimen Einfluß der ſtärkern Geiſter auf die ſchwächern abſtreiten zu wollen, dennoch alle Meinungen der Zuſtimmung des Verſtandes unterzieht. Der Gehorſam des Gewiſſens iſt ſein Geſetz, und nicht Alles glauben, was glaubhaft ſcheint, das iſt ſein Sinnbild und ſein Wohlſpruch. Das Mémorial hält nur allein dieſe beiden Syſteme der Beachtung werth und ſchließt alle andern gemiſchten Meinungen aus, die ſich bald auf die Vernunft, bald auf die Autorität berufen, und die, wie Boſſuet ſagt, bald zu viel und bald nicht genug leiſten.

Man kann das Mémorial, über ſeine Offenheit in dieſem Punkte, nicht anders als loben. Es hat ſich einmal zum Vertheidiger der Autorität erklärt, und glaubt nun auch Wort halten zu müſſen. Das iſt nicht anders als recht und billig, und wir finden nichts daran auszuſetzen. Seinem Grundſatze getreu, wird es durch keine Konſequenz oder Zukonſequenz zurückgehalten. Es kennt weder Nachgiebigkeit noch Schwäche, und verdammt alle Veränderungen, welcher Art ſie auch immerhin ſein mögen, verbannt den Geiſt der Prüfung, und hat überhaupt Allem, was nach Ausbildung und Verbeſſerung hinſtrebt, einen offenen Krieg erklärt. Es wünſchte und will nur eine überall gleiche Knechtſchaft, ſowohl in der Politik, als in der Religion und in der Literatur. Es müßte ſchwierig ſein, ein vollkommeneres theokratiſches Ideal aufzufinden, als das Mémorial uns darſtellt, in dem jedoch die logiſche Strenge noch nicht den höchſten Gipfel erreicht zu haben ſcheint. Die Widerſprüche gehoren hier vielmehr an der Tagesordnung, was einigermaßen der faſt gewaltſamen Allianz der Mitarbeiter zuzuſchreiben iſt, die den eigentlichen Takt noch nicht recht ergriffen, und der Feile ihres Herrn und Meiſters noch nicht ganz unterworfen haben. Man ſollte daraus ſchlieſſen, daß ſie ſelbſt oft von dem Geiſte und dem Schwindel des Jahrhunderts angefochten werden.

Der ruhige Beobachter findet es keineswegs erſtaunenswürdig, daß ſolche Lehrſätze, wie die des Mémorials, in unſern Tagen noch Anhänger und Verbreiter finden. Jene längſt verſchollenen Maximen und Sophismen ſind eine Aftergabe aller Zeiten geweſen, und wir leben gegenwärtig in einer Epoche, die durch die Unbeſtimmtheit und Ermüdung der Gemüther nicht leicht günſtiger für jene falſchen Propheten ſein kann. die gewohnt ſind, im Trüben zu fiſchen. Das Bedürfniß eines poſitiven Glaubens, der dem Leben ſeinen eigentlichen Zweck und den wahren Karakter ſeines Wirkens wiederzugeben vermag, iſt jetzt mehr als jemals fühlbar geworden. Es iſt möglich, daß Menſchen, die wirklich das Gute wollen, nur den Glauben um jeden Preis zu erlangen, einen reinunterwürfigen allein deshalb vorziehen, weil es ihnen gefährlich ſcheint, ihn dem Unterricht und der Aufklärung verdanken zu müſſen. Aber das kann in keinem Falle die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts ſein. Ungeachtet den Einwendungen einiger ſyſtematiſchen Geiſter, und dem Triumphe ihrer Beredſamkeit über eine gewiſſe Zahl ſchwacher Seelen, verfolgt die Ziviliſation nichts deſto weniger ihre unvermeidliche, und nach den Geſetzen der Natur der Dinge ihr vorgeſchriebene Bahn. Die erſten Reformationen, die man uns als überzeugende Beiſpiele von dem Hange der Verderblichkeit aufſtellen will, waren nichts anderes, als die Anwendung dieſer Geſetze. Des Menſchen erſtes Gut, die Freiheit, kann nicht ungeſtraft ihm geraubt und in Knechtſchaft umgeſtaltet werden; ſein erſtes Geſetz, die Vernunft, kann ihn nicht zu ſchändenden Verbrechen gegen ſich ſelbſt verleiten. Er fühlt das Bedürfniß des Strebens nach dem Hohern und Vollkommenern in ſich, er iſt geſchaffen, um zu glauben; aber er muß auch begreifen, was er glauben ſoll, denn ein Glaube, den Niemand begreift, iſt nur eine leere Formel in fremder Sprache.

Die Herausgeber des Mémorials, hatten dem Publikum „raiſonnirte Diskuſſionen" verſprochen; aber es ſcheint, daß ſie bald ſelbſt begriffen haben, wie übel ihnen das Raiſonnement ſtehen würde, ſelbſt wenn ſie im Stande wären, ſich darin einzulaſſen. Statt überzeugende Beweisgründe aufzuſtellen, ziehen ſie es daher vor, ſich in wenig ſchickliche Perſönlichkeiten einzulaſſen, und die Seiten ihrer Zeitſchrift, die nur den erhabenen Angelegenheiten der Religion vorbehalten ſein ſollten, mit ſchmutzigen Anzüglichkeiten, Drohungen und Schimpfreden zu beſudeln, ohne Scheu die geachtetſten Namen anzugreifen, die menſchenfreundlichſten Abſichten zu verleumden, mit dem Heiligſten und Höchſten ein Spiel oder einen Handel zu treiben und dem Fanatismus, der Verworfenheit und der Tirannei einen Stützpunkt mehr darzubieten; das iſt leider das Memorial Catholique.

Inſkriptionen.*)

Bei einer alten Mühle an der älteſten Heerſtraße gen Paris war im vorigen Jahrhundert unter den Trümmern einer verſchutteten Mauer ein behauener Stein hervorgegraben worden, mit der Inſchrift: PARICIVALECHEMINDESANES. Eine namhafte Akademie der Inſchriften u. ſ. w. verſchafte ſich dies

*) Aus der Vorrede zu den Forſchungen über Geſchlechtsnatur, von Ens.

Digitized by Google

muthmaßlich römische Monument — ein Lichtfunken vielleicht in das ältere Geschichtsdunkel der PARIsiorum CIVitas — mit dem einer solchen Antiquität angemessen gehaltenen Kostenaufwand. Ungesäumt schreitet das Fach zur Entzifferung der Inschrift. Alle einschlagende note und sigla des Valerius Probus werden ihr anprobirt, der ganze Vorrath alter Inskriptionen in Analogie gezogen, der Quellenwust altgallischer Geschichte umgewühlt. Conjektur auf Conjektur, keine wollte genügen. Jahre waren so verstrichen, fruchtbar an Schweiß und Brennöl. Vergebens. Die Inskriptions-Akademiker gaben endlich die Hoffnung auf, der gelehrten Welt in der Ehre der Entzifferung das Präveniez zu spielen; jetzt stellen sie die räthselhafte Antiquität im Sitzungssaale mit freiem Zutritt zur öffentlichen Beschauung aus. Mit den Ersten, welche die Kunde von einer Sehenswürdigkeit in die geöffnete Thüre lockt, findet sich von der Straße ein schlichter Bauer ein. Wie der vor den Stein tritt, lieset er ohne Anstand trocken vor sich hermurmelnd die Inschrift nach seiner Muttersprache ab:

„Par ici va le chemin des ânes."

Verdruß. Sachte wird hinter dem entlassenen Publikum die Thüre beigelegt. Bald ergibt sich: ein vormaliger Besitzer der Mühle hatte den Einfall gehabt, den Pfad für seine langohrigen Sackträger mit diesem Wegweiser zu beleuchten. So wird erzählt. Die historische Wahrheit kann ich nicht verbürgen. Aus Ueberlieferung hab' ich sie. Die Selbstbiographie der Akademie schweigt. Es wird nur eine Fabel sein. Desto besser. Aber hæc fabula docet ..... daß man unwissend sein müße, um desto sicherer der Wahrheit auf die Spur zu treten? Das sei ferne. Der Bauer der Fabel, lesenskundig der Sprache seines Landes, hatte ja vollständig, was er zur Entzifferung just dieser Inschrift brauchte.

Aber Eins doch, denke ich, läßt diese Fabel merken?

Einiges über den innern Zustand von Columbia.

Es erscheinen gegenwärtig 18 Zeitungen in der Republik Columbia, nämlich: 3 zu Bogata, die Zeitung und der Currier, in spanischer Sprache, und der Konstitutionel, in spanischer und englischer Sprache; der früher eben daselbst erschienene „öffentliche Verkündiger" ist durch den Letztern ersetzt worden; 3 zu Carracas, der Colombiano, der Venezuolano und die Iris; 2 zu Panama, die Regierungszeitung und der Komet; 2 zu Carthagena, die Zeitung und die Handlungszeitung; 2 zu Guayaquil, der Patriot und die Zeitung; 1 zu Guyana, der Currier; 1 zu Popayan, der Phosphor; 4 unter den Namen der Zeitungen zu Antiochia, Cumana, Maracaibo und Quito. Die Zeitung von Santa Martha hat sich nicht lange erhalten können.

Außer den ältern „Elementarschulen" sind 40 Schulen des gegenseitigen Unterrichts errichtet worden, wovon 2 sich zu Bogata befinden. Nachdem hat man 10 Kollegien gestiftet, von denen in jedem Hauptorte der 10 Departements der Republik sich eins befindet, so wie drei Universitäten zu Bogata, Carracas und Quito. Der zu ertheilende Unterricht besteht: 1) in der griechischen und lateinischen Sprache; 2) in der Theologie; 3) in der Philosophie, worin die Metaphysik und Logik, die Mathematik, Astronomie und Geographie, die Experimentalphysik und die Chemie mit inbegriffen sind; 4) in der Jurisprudenz; 5) in der Arzneikunde. Es ist zu bedauern, daß die Staatswissenschaft, die Mechanik und die industriellen Künste, so wie die Geschichte, nicht auch ein Hauptgegenstand des Unterrichts in diesem Lande scheinen. Die herrliche Vegetation und die unendlichen Erzeugnisse, die dem Boden und dem Klima dieses Landes eigen sind, verlangen auch ein tieferes Studium und Professoren, denen die verschiedenen Zweige der Naturgeschichte übertragen werden dürften. Privatlehrer unterrichten in den englischen und französischen Sprachen, von denen vorzüglich die letztere sehr beliebt und verbreitet ist.

Die öffentliche Bibliothek von Bogata besteht aus ungefähr 14,000 ausgesuchten Bänden, worunter sich alle klassischen Werke der englischen und französischen Literatur befinden.

Experienzen Gregory's über die Schnelligkeit des Schalls.

Der Doktor Gregory zu Woolwich hat einige neue Versuche über die Schnelligkeit des Schalls angestellt. Wir theilen davon die vorzüglichsten Resultate mit.

	Therm. von Fahrenh.	Ans.
Schnelle des Schalls,	27°	1,094 1/5
	33	1,099 1/6
	35	1,102
	45	1,107 2/3
	59	1,109 3/4
	60	1,112
	64	1,113 2/7
		1,116
	66	1,116
		1,117

Wenn man nun die obigen Resultate mit den früher von Derham und andern Gelehrten erhaltenen vergleicht, sagt er, so können wir daraus ohne Anstand schließen:

Digitized by Google

1. Daß der Schall ſich gleichförmig bewegt, wenigſtens in einer horizontalen Richtung, oder in einer andern, die doch nicht bedeutend davon abweicht.

2. Daß die Verſchiedenheit der Intenſität des Schalls keine große Verſchiedenheit in ſeiner Schnelligkeit hervorzubringen vermag.

3. Daß folglich derſelbe Fall bei den Inſtrumenten ſtatt findet, von denen der Schall ausgeht.

4. Daß der Wind den Schall, in Bezug auf ſeine Intenſität und Schnelle, bedeutend ſchwächt.

5. Daß, ſobald die Richtung des Windes mit der des Schalls dieſelbe iſt, die Summe ihrer reſpektiven Schnelligkeit die Summe der ſcheinbaren Schnelligkeit des Schalls angibt, und daß, wenn die Richtung des Windes der des Schalls entgegengeſetzt iſt, man die Verſchiedenheit ihrer Schnelligkeit annehmen müſſe.

6. Daß da, wo Echos vorhanden ſind, die Schnelligkeit des zurückprallenden Schalls dieſelbe iſt, wie der direkte Schall.

7. Daß daraus ſich ergibt, daß man häufig die Diſtanzen vermittelſt der Echos meſſen könne.

8. Daß eine Vermehrung der Intenſität der Temperatur auch die der Schnelligkeit des Schalls verurſache und umgekehrt.

Die Nachforſchungen, welche in Betreff der Uebergehung des Schalls in die Atmoſphäre noch zu veranſtalten wären, um befriedigende Beſtimmungen über dieſen Gegenſtand zu erhalten, müſſen, nach Gregory, ſich auf folgende Punkte richten, nämlich:

1. Wenn die hygrometriſchen Veränderungen, die ſich in der Atmoſphäre erzeugen, viel oder wenig Einfluß auf die Schnelligkeit des Schalls haben.

2. Wenn die barometriſchen Veränderungen viel oder wenig Einfluß ausüben.

3. Wenn, wie Muſchenbroek es vermuthet, der Schall, bei gleicher Temperatur, nicht die verſchiedenen Grade der Schnelligkeit in den verſchiedenen Regionen der Erde hat, und wenn, ſelbſt unabhängig von der Temperatur, der ſtarke Druck des Barometers nicht im Stande iſt, eine größere Schnelligkeit des Lauts zu verurſachen.

4. Wenn, dieſer Urſach wegen, der Schall nicht langſamer zwiſchen den Gipfeln zweier Berge, als an ihrem Fuße ſei.

5. Wenn der Schall, unabhängig von den Veränderungen in der Elaſtizität der Luft, ſich ſchneller oder langſamer nahe an der Oberfläche der Erde, als in einer gewiſſen Diſtanz über derſelben fortbewegt.

6. Wenn der Schall nicht einen längern Zeitraum gebrauchte, um über einen gegebenen Raum, wie eine (engliſche) Meile, in einer vertikalen, wie in einer horizontalen Richtung ſich fortzubewegen, und wenn, in dieſem Fall, die Formeln, welche die Uebereinſtimmung des Raums unter ſich ausdrücken, mehr als thermometriſche und barometriſche Mitwirkungen begriffen.

7. Wenn der Grundſatz des Parallelogramms der Stärke, bei der Wirkung des Windes auf den Schall, und ſobald ihre reſpektive Schnelligkeit ſich nicht behilflich oder entgegengeſetzt iſt, in Anſchlag gebracht werden kann, oder nicht.

8. Wenn überhaupt die eudiometriſchen Eigenſchaften, Entdeckungen oder Richtentdeckungen bis auf den heutigen Tag, welche die Elektrizität der Luft ſchwächen, nicht auch, im gleichen Verhältniſſe, die Schnelligkeit des Schalls zu ſchwächen im Stande ſind, und, ſobald dieſes ſtatt findet, wie dieſe Beſchränkungen in Anwendung gebracht werden könnten.

Ein Wort über die erloſchenen Vulkane Kataloniens.

Die vulkaniſchen Spuren erſtrecken ſich in Katalonien von Figueres bis jenſeits Girona. In der Nähe von Olot findet man Lava und Bimſtein, und gewiſſe Ausbrüche ſteigen nicht über 1422 hinauf. 1427 wurde dieſe Stadt durch ein Erdbeben zerſtört. *) Das Dorf Amer, vier Stunden von Girona, wurde 1420 durch einen vulkaniſchen Ausbruch verwüſtet, der dort der letzte geweſen zu ſein ſcheint. Zu derſelben Zeit entſtand wahrſcheinlich jener unfruchtbare mit Lava und mit Schlacken überdeckte Landſtrich, den man Bosc de Tosca nennt. Demungeachtet hat dieſer Ausbruch nur ſehr oberflächlich ſein können, und es ſcheint, daß er in keiner Verbindung mit den erloſchenen Vulkanen geſtanden habe.

Olot iſt am Fuße eines zugeſpitzten Hügels erbauet, der einen Krater hat. Dieſer Hügel wird Monte Socopa genannt und ſeine Höhe beträgt 480 Fuß auf 1500 im Umfange. Von ſeinem Gipfel kann man alle übrigen vulkaniſchen Hügel zählen, die ſich in einem Umfange von acht bis neun Stunden befinden. Jener Krater wird alltäglich durch die Wirkung des Regens auf die Schlacken immer mehr ausgefüllt. Nördlich vom benannten Hügel erhebt ſich der Puig Sa Corona, der S. Michelsberg, der ſich nach Weſten erſtreckt, der Puig de la Garinada, der ſich öſtlich feſt an den Batetberg lehnt. Dieſer letzte iſt der beträchtlichſte aller erloſchenen Vulkane, und der älteſte in den Umgebungen von Olot. Seine baſaltiſche Lava erſtreckt ſich bis unter das Bett der Fluvia. Südlich vom Monte Socopa bemerkt man zwei Ketten von Muſchel-

*) Die größten Erdbeben in Spanien waren im Januar 1293 und im Dezember 1395.

Digitized by Google

kalt, am Fuße derſelben die feurigen Erhöhungen von la Costa de Pujou, der Puig und der Olivetberg ſich befinden, denen man noch den Truscat, den Collet de Argua-Negra und den Collet de Forigola zuzählen darf.

Die engliſche Land- und Seemacht.

Es befinden ſich in der engliſchen Armee: ſieben Feldmarſchälle, 92 Generale, 222 Generallieutenants und 266 Generalmajors, wobei jedoch die nicht mit inbegriffen ſind, die in den Kolonien nur einen Lokalrang haben. Dieſer zahlreiche Militärſtand kann allein nur nach folgendem ökonomiſchen Syſtem beſtehen. Kein Offizier, überm Grade eines Oberſtlieutenants, darf Anſpruch auf den halben Sold machen. Wenn er ſich als General in Aktivität befindet, ſo erhält er den für ſeinen Grad beſtimmten Sold, ſo daß die meiſten Generallieutenants als Regimentsobriſten angeſtellt ſind, welche Plätze ihnen jährlich ungefähr tauſend Pfund Sterling einbringen.

Die engliſche Armee beſteht aus folgenden Regimentern: Leibgarde, 2; Garde zu Pferde, 1; Gardedragoner, 7; Dragoner, 17; Fußgarde, 3; Linien-Infanterie, 93; im Ganzen 123 Regimenter, wobei weder die Artillerie, noch die leichte Infanterie, der Train, die Armee der engliſchen-oſtindiſchen Kompagnie, die Milizen u. ſ. w. mit inbegriffen ſind. Die meiſten der 123 Regimenter werden von Offizieren befehligt, die einen höhern Grad, als den der Generalmajors haben, und keind davon hat nur einen gewöhnlichen Oberſten. Oft werden mehrere Generalmajors als Oberſtlieutenants angeſtellt, und erhalten den Sold dieſes letztern Grades, ohne zu gleicher Zeit auch den Dienſt zu verrichten. Es gibt 733 Oberſten, 849 Oberſtlieutenants und 941 Majors, was eine Geſammtſumme von 2610 Staabsoffizieren der Linienarmee ergibt, die alle mehr oder minder von der Regierung beſoldet werden.

In der Marine befinden ſich 56 Admirale und 64 Vize-Admirale, auſſer den 30 Admiralen der gelben, oder auſſer Aktivität befindlichen Flotte, die Rang und Sold behalten, aber niemals kommandiren können. Von den erſtern haben nur neun den Oberbefehl, die Uebrigen erhalten den halben Sold, und mehrere davon haben Gouvernements oder politiſche Poſten, die ſie in den Stand ſetzen, ihrem Range durch gehörigen Aufwand zu entſprechen.

Nur ſehr wenige Perſonen vom engliſchen Adel widmen ſich dem beſchwerlichen Seedienſt. Wenn ein jüngerer Sohn dieſe Laufbahn verfolgt, ſo wird er oft, durch den Tod des ältern, derſelben wieder entnommen und zum Range und den Ehrenſtellen ſeiner Familie berufen. Der Landdienſt hingegen iſt derjenige, für welchen die Adelichen die meiſte Zuneigung haben. In der Marine befinden ſich nur ſehr wenige ſchottiſche Lords, die meiſtentheils wenig vermögend ſind, obgleich die meiſten Lords der Admiralität dieſer Nation angehören. Es gibt 823 Schifflieutäne, 819 Kommandanten, 3078 Lieutenants und 553 Patrone. Großbritannien hat wenigſtens 500 Schiffe auf dem Meere, und 100 davon beſtändig im aktiven Dienſt.

Engliſche Literatur.

Eighteenth Report of the directors of the African Institution. — Achtzehnter Bericht der Direktoren der afrikaniſchen Anſtalt. Auf der jährlichen, allgemeinen Verſammlung, am 11. Mai 1824 geleſen. London, 1824. Bei Hatchard Vater und Sohn. Ein Band in 8. von 270 Seiten.

Ehe wir von dem vorliegenden Berichte reden, ſagen wir ein Wort über das, was man darin ſucht, ohne es indeß zu finden. Ohne Zweifel iſt es der Zweck der afrikaniſchen Anſtalt, den Sklavenhandel in den europäiſchen Kolonien der beiden Kontinente abzuſchaffen, und ſie begnügt ſich deshalb nicht allein, die darauf Bezug habenden Thatſachen zu ſammeln und der Geſchichte neue Materialien zuzuwenden. Man iſt daher berechtigt, zu fragen: was ſie bisher zum Beſten der Afrikaner gethan hat? Der achtzehnte Jahresbericht enthält nichts, das man nicht ſchon auf andere Weiſe gewußt hätte. Aber was man nicht weiß und auch durch dieſen Bericht nicht wiſſen kann, das iſt die Art, auf welche die afrikaniſche Anſtalt ihrem Zwecke entſprochen hat. Ihre Berechnungen enthalten nur Verwaltungs-, Korreſpondenz- und Druckkoſten, ſonſt nichts. Es ſcheint daher, daß man ſie nur als ein gelehrtes Inſtitut betrachten dürfe, deſſen äuſſere Macht im Verhältniſſe des innern Verdienſtes ihrer Mitglieder beſteht, und das ſonſt durchaus keinen anderweitigen Einfluß hat. Wo nicht, ſo müßte es durch die That beweiſen, daß es ihm um mehr als bloße Wortverſchwendung zu thun iſt. Es iſt nicht allein genügend, daß man ſtrenge Geſetze gegen den Sklavenhandel bekannt mache und ihn mit der Seeräuberei auf eine und dieſelbe Stufe ſtelle, man muß ſie auch in Ausführung zu bringen wiſſen. Und auſſerdem, iſt die Seeräuberei denn ein ſo abſcheuliches Handwerk, wenn man alle Tage die europäiſchen Mächte mit den verſluchten Barbareſten unterhandeln ſieht, ihnen diplomatiſche Agenten zuſchickt und ihnen ſelbſt ſchimpfliche Tribute bezahlt? So lange man dieſe Schande nicht vertilgt, iſt es lächerlich, ſie als Geſichtspunkt aufſtellen zu wollen. Und ſelbſt unabgeſehen davon, wer wollte die Ausführung dieſes Geſetzes bewachen? Verwirft man es in Portugal nicht

Digitized by Google

gradezu, wo die höhern Stände auf diesen verruchten Handel spekuliren, widersetzen die Spanier sich nicht mit Kartätschen- und Musketenfeuer, daß man die geringsten Nachsuchungen auf ihren Schiffen mache? Ausserdem werden die Sklaven, die ihren Fesseln zu entschlüpfen suchen, mit dem Tode bestraft, und die Mütter sind genöthigt, bei der Hinrichtung ihrer Söhne gegenwärtig zu sein, wonach man sie auf die Galeeren schickt. Was darf man von einer Gerechtigkeit erwarten, die so verfährt? — Es ist freilich traurig, daß die Menschheit immer noch auf eine so schauderhafte Weise entwürdigt wird, und daß sich, in dieser Hinsicht, eine Radikal-Verbesserung erst in der entferntern Zukunft erwarten läßt. Die kleinen Kriege, welche gegenwärtig zwischen den Sklavenhändlern und ihren Verfolgern statt finden, beweisen, zu welchen Ausschweifungen dergleichen vereinzelte Maasregeln Veranlassung geben können. Seitdem dieser Traft gewissermaßen verboten ist, wird er als Schleichhandel betrieben, und die Menschen, welche sich damit befassen, erfinden alle möglichen Mittel, ihren Wächtern zu entgehen. Eins der gewöhnlichsten ist, einen Theil ihrer Ladung ins Meer zu werfen, um die Verfolger zu beschäftigen, und mit dem Ueberreste das Weite zu gewinnen. Und dergleichen Ungeheuer will man nur als Seeräuber behandeln? Welcher Straßenräuber würde sich nicht ein Gewissen daraus machen, mit ihnen Kameradschaft zu schliessen, welcher Galerensklave möchte mit ihnen an eine und dieselbe Kugel geschmiedet sein? — So lange die Gesetze gegen den Sklavenhandel nicht vollständig und konsequent sind, so lange darf man sich keinen Erfolg davon versprechen. Wenn der Verkäufer schuldig ist, so muß der Käufer es gleichfalls sein, und doch ist darüber kein Wort gesagt. Aber es ist vielleicht noch nicht an der Zeit, das wahre und einzige Mittel anzudeuten, durch welches dieser abscheuliche Mißbrauch der Uebermacht gänzlich abgeschafft werden kann.

The attic miscellany. — Der attische Sammler. Zeitschrift. London, 1824. Erstes Heft (Oktober). 154 Seiten in 8.

Der vorzüglichste Zweck dieser Zeitschrift ist, den Fortschritten des neuen Griechenlandes zu folgen, und die Geschichte seiner neu erblühenden Literatur, seiner Civilisation und seiner Unabhängigkeit zu geben. Man hätte so leicht keinen edlern, und die Entwicklung aller grossen Gedanken begünstigenden Gegenstand erwählen können. Aber die Herausgeber beschränken ihre Arbeiten nicht allein darauf, sie geben auch von Zeit zu Zeit ein Gemälde der englischen, französischen, deutschen und spanischen Literatur, so wie ein Examen der in diesen Sprachen erschienenen Werke. Wenn alle übrigen Hefte dem ersten gleichen, so darf man diesem Unternehmen einen großen Erfolg versprechen. Der Artikel über Griechenland und seine Poesie, ist von hohem Interesse. In dem Artikel über die in- und ausländische Literatur entdeckt man etwas Bosheit, neben vielem Geiste; doch ist die erstere beständig ohne Bitterkeit. Vorzüglich zeichnet sich eine feine Kritik des Parteigeistes aus, durch welchen die Redaktion der beiden ersten literarischen Zeitschriften Englands, der Revüe von Edinburg, und des Quarterly Review's, geleitet werden. Der Verfasser setzt den Fall, daß die Werke Shakespeare's zum ersten Male erscheinen, und sogleich von dem schottländischen Orakel angezeigt werden, während das verlorne Paradies Miltons der ministeriellen Zeitschrift zu Theil wird. Er ahmt mit vieler Wahrheit und muntern Laune den Styl der beiden Aeropage der englischen Kritik nach. — Auszüge aus dem Tagebuche des Kapitäns Medwin sind im dritten Artikel enthalten. Das Examen der ausländischen, vorzüglich der französischen Literatur, zeugt von dem Nationalvorurtheil, von dem die Engländer noch befangen sind, und so lange befangen bleiben dürften, als sie sich einbilden, daß es nichts Vollkommneres auf Erden, in welcher Hinsicht es auch sei, ausser England gäbe und geben könne.

Französische Literatur.

Journal anecdotique de Madame Campan, ou Souvenirs récueillis dans les entretiens. — Anekdoten-Journal der Frau Campan oder aus den Unterhaltungen mit ihr gesammelte Erinnerungen. Von Naigne, Arzt der Krankenhäuser von Mantes. Nebst einer bisher noch ungedruckten Korrespondenz der Frau Campan mit ihrem Sohne. Paris, 1824. Gebrüder Baudoin. Ein Band in 8.

Die „Denkwürdigkeiten der Frau Campan" sind ihres doppelten Verdienstes, der Treue und eines anziehenden Styles wegen, sehr günstig aufgenommen worden. Ihr Anekdoten-Journal ergänzt die Lücken, die man hin und wieder in ihren frühern Werken bemerkt. Sie enthalten: erstlich, eine sehr gemischte Auswahl historischer und Privat-Erinnerungen, Portraits, Bemerkungen, Beurtheilungen über Menschen und Gegenstände, aus den Unterhaltungen mit dieser Frau gesammelt, die viel und wohl gesehen hatte; zweitens, Mittheilungen über die Krankheit, der sie unterlegen hat, über ihre letzten Augenblicke und letzten Gedanken; drittens, einige ihrer Briefe an mehrere Freunde, und an ihren Sohn, der ihr ins Grab vorangegangen ist. Diese letztern sind eben so

Digitized by Google

rührend als bewunderungswürdig durch die Einfachheit und Stärke der Gefühle, die in ihnen vorherrschend sind.

Manuscrit de 1813, contenant le précis des événemens de cette année, pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon. — Manuskript von 1813, enthaltend ein gedrungenes Ganze von den Begebenheiten dieses Jahres. Ein Beitrag zur Geschichte des Kaisers Napoleon. Vom Baron Fain. Mit dem Motto: „Die Franzosen haben sich selbst der Leidenschaft überlassen, ihren eigenen Ruhm herabzuwürdigen“ (Aeußerung Napoleons auf S. Helena). Paris, 1824. Bei Delaunay. Zwei Bände in 8. von VI. 489 und 566 Seiten. Mit vier Karten und dem fac simile eines Briefes der Kaiserin Maria Luise an den Verfasser.

Man kann diesem Werke einen großen Erfolg voraussagen, eben weil der Zeitraum, den es ausschließlich umfaßt, so sehr wichtig und interessant ist, daß kaum ein anderer ihn übertreffen, oder vergessen machen dürfte. Das Ganze ist in fünf Abtheilungen gesondert, von denen die erste sich bis zum April erstreckt und eine Uebersicht aller Unfälle Napoleons, seit seiner Rückkehr nach Paris am 18. Dezember 1812, bis zu seiner Abdankung, gibt. Die übrigen haben folgende Ueberschriften: Feldzug von Lützen und Bautzen; Periode des Waffenstillstandes; Feldzug von Dresden; Feldzug von Leipzig. Sodann folgt der Kampf in den Umgebungen von Paris. Einige Schlachtbeschreibungen, die vom Tode Duroc's und Moreau's, die des Einzugs Bonaparte's in Dresden, vorzüglich aber die seiner Konferenzen mit dem Grafen Metternich (2 Bde. S. 34), sind wahre Meisterstücke in ihrer Art.

Coup d'oeil sur l'Espagne. — Ein Blick über Spanien. Von Duvergier de Hauranne. Neue Ausgabe. Paris, 1824. Bei den Gebrüdern Baudouin. Ein Band in 8. von 44 Seiten.

Dies gedrängte Werk ist nicht allein eine Gelegenheitsschrift, es bietet vielmehr ein historisches, bestimmtes und überraschendes Gemälde von dem gegenwärtigen Zustande Spaniens dar, eines Landes, das auf alle nur denkbare Weise von der Natur begünstigt, von den blinden Leidenschaften, dem Fanatismus, dem Parteigeiste und einer von Gebrechen und Mißbräuchen wimmelnden Administration, in den Abgrund des Verderbens gezogen wird. Die spanische Revolution ist dadurch von der französischen verschieden, daß ihre vorzüglichsten Urheber nicht zum Mittelstande, sondern zur höchsten Klasse gehörten, und daß die große Mehrheit des Adels und aller unterrichteten Menschen dafür gestimmt war; dahingegen nur die Geistlichkeit und der Pöbel sich dagegen erklärten. Die Fehler der Verwaltung, der „Favoritismus“ und die Entartung der Sitten, waren ihre ersten Ursachen, und der Ausbruch im Jahre 1820 war nur eine natürliche Folge der Knechtschaft, in welcher dieses Volk schmachtete, das, wie um sich selbst zu verspotten, sich den Namen des „heroischen“ beigelegt hatte. Die darauf folgenden Unruhen und bürgerlichen Zwiste machten Frankreichs Dazwischentritt nothwendig, und die Expedition des Herzogs von Angoulême entsprach allen Erwartungen des heiligen Bundes. Nach der Wiederherstellung der königlichen Gewalt, in ihrer unumschränkten Vollmacht, begannen diese Szenen des Entsetzens, die noch jetzt Spanien verheeren und ganz Europa mit Schrecken erfüllen. Es bleibt dem Leser überlassen, aus dem Allen seine Schlußfolgen zu ziehen, für die es an Stoff eben nicht gebricht.

Voyage du général Lafayette aux Etats-Unis d'Amérique, en 1824. — Reise des Generals Lafayette nach den vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1824. Paris, 1824. Bei Lhuillier. Ein Band in 8. von 69 Seiten.

Die Reise eines alten Kriegers auf die Schlachtfelder, die Zeugen seiner ersten Waffenthaten, und der Empfang, den ein ganzes großes Volk dem bereitet, der für seine Freiheit und Unabhängigkeit gestritten und geblutet hat, ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten unsers Zeitraums. Es ist uns nicht möglich, den Reisenden durch alle jene Nationalfeste zu begleiten, welche der Enthusiasmus freier Menschen ihm überall bereitet hat, und deren Beschreibung man größtentheils schon in den öffentlichen Blättern gelesen hat. Es scheint uns wichtiger, unsere Leser auf den eigentlichen Zweck dieser Reise und alle die Hauptzüge und karakteristischen Thatsachen aufmerksam zu machen, die in den Annalen der Zivilisation aufbewahrt zu werden verdienen.

Digitized by Google

Italienische Literatur.

Sulle detonazioni dell' isola di Meleda. — Ueber das unterirdische Geräusch auf der Insel Meleda. Vom Doktor Stulli. Ragusa, 1823. Ein Band in 8.

Man hat schon viel über dieses ausserordentliche Phänomen gesprochen und geschrieben, das, seit ungefähr zwei Jahren, die Bewohner von Meleda in Furcht und in Erstaunen gesetzt hat. Indessen ist der Doktor Stulli doch bis jetzt nur der einzige Physiker, der es zur nähern Kenntniß gebracht hat. Er hat seine Betrachtungen darüber in vier Briefen niedergelegt, die mit eben so vieler Klarheit als Umsicht geschrieben, und an einen seiner Freunde gerichtet sind. Im ersten erzählt er, daß man am 20. März 1822 zu Babinopoglie, einem Dorfe der Insel, welches sich mitten in einem Thale befindet, ein starkes, unterirdisches Geräusch vernahm, das man zuerst für Kanonendonner hielt, und das die Thüren und Fenster im ganzen Dorfe erschütterte. Zwei Monate lang dauerte dies Geräusch ununterbrochen fort, und man zählte täglich zwischen zwanzig und dreißig Schüsse. Sodann waren sie seltener und schwächer geworden, und schienen sich vom Babinopoglie-Theile gegen den Umfang der Insel hinzuziehen. Dies Phänomen darf nicht vulkanischen Ausbrüchen zugeschrieben werden, weil diese immer von Erdbeben begleitet sind, sondern vielmehr einem unterirdischen Gas, das dem Meere entströmt, und bei seiner Berührung mit einigen Elementen der Atmosphäre, dieses Geräusch bewirkt haben kann. — Im dritten Briefe ist eine Beschreibung des Erdbebens vom 7. August 1823 enthalten, das zwanzig Minuten und einige Sekunden lang gedauert hat, und wobei sich mehrere besondere Umstände ereigneten.

Della vita di Antonio Canova. — Lebensbeschreibung Anton Canova's. In vier Bücher getheilt. Von Missirini. Prato, 1824. Bei den Gebrüdern Giachetti. Ein Band in 8. von 523 Seiten und einigen Kupfern.

Nach allen den flüchtigen Notizen und Lobeserhebungen, die man dem Andenken des berühmtesten Bildhauers unsers Jahrzehends dargebracht hat, erscheint nun endlich eine wirkliche Lebensbeschreibung desselben, die so vollständig ist, als sie nur immer sein kann, und wie sie die Freunde der schönen Künste seit Langem erwarteten. Die dazu erforderlichen Materialien sind dem Verfasser von dem Bruder des Verstorbenen, und vom Künstler Anton Este, der sie fünfzig Jahren der vertraute Freund des letztern war, geliefert worden. Das Ganze ist in vier Bücher und jedes derselben in zehn Kapitel abgetheilt. Es scheint darin nichts vergessen worden zu sein, was das Andenken Canova's ehren, oder den Fortschritten der Kunst beförderlich sein, oder das Interesse der Leser befriedigen könne. Man erblickt darin die ersten Studien des Künstlers, folgt seinen Versuchen und seinen Reisen, vorzüglich denen, die er nach Paris und London unternahm. Man wohnt seinen Unterhaltungen mit Napoleon, seinen archäologischen Uebungen bei, vernimmt seine Gedanken über die Kunst und die Ehrenbezeugungen, die ihm erwiesen wurden. Man übersieht die Liste aller seiner Meisterstücke, und erfährt die genauesten und merkwürdigsten Umstände seines Lebens, bis zu seinem Tode. Der erste Gegenstand des Biographen ist die Wahrheit und Bestimmtheit der Thatsachen gewesen. Er beweist alle seine Voraussetzungen durch Thatsachen, ohne sich jedoch zu breit über die Beweisgründe auszulassen. Was dies Werk noch mehr auszeichnet, das ist die Gedrängtheit und Korrektheit des Styls, der manchmal vielleicht ein wenig zu gesucht genannt werden dürfte. Am Ende des Buchs befindet sich ein chronologischer Katalog von allen Werken Canova's.

Neugriechische Literatur.

Επιτάφιος εἰς Μάρκον τὸν Μπότσαρη παρὰ Μ. Σ. — Leichenrede über Markos Botsaris. Von M. S. (Michael Schinas.) Paris, 1824. Bei Firmin Didot. 31 Seiten in 8.

Botsaris hat für die Freiheit seines Vaterlandes gestritten, er ist auf dem Schlachtfelde den Tod eines Codrus und Leonidas gestorben. Er hat es verdient, daß die sich neuerhebende Muse ihm die ersten Laute ihrer Leier weiht. Der Redner stellt eine gedrängte Uebersicht der Unterdrückungen der Ottomannen über Griechenland dar. Er verweilt sodann bei den ersten Strahlen der Freiheit auf den Felsen von Suli, den Anfällen Ali's von Tebelen, und dem Bestreben Ebriskos Botsaris, des Vaters des Helden. Er schildert sodann, von der Geburt desselben an, alle die verschiedenen Lebensstufen, welche er betreten, und die Thaten, die er verrichtet hat. Endlich gelangt er zum entscheidenden Augenblicke. „Der Held", ruft er aus, „ist tödtlich verwundet, und auf dem Punkte, seine große Seele auszuhauchen, läßt er noch diese Worte vernehmen: O meine Freunde! o mein Bruder! ich bin zufrieden, denn ich sterbe für das Vaterland. Beendet das Werk, das ich begonnen habe. Ich lasse euch meine Kinder; ich empfehle sie dem Wohlwollen Griechenlands! — Vaterland! Tugend! bewahre von Botsaris ein ewiges Andenken." — Wir erfahren aus sicherer Quelle, daß man in Deutschland zu Ehren dieses

Digitized by Google

großen patriotischen Kriegers ein prachtvolles Denkmal von weißem Marmor hat verfertigen lassen. Der Held ist in mehrern Basreliefs in den Gefechten dargestellt, denen er beigewohnt hat. Das Ganze ist schon so weit vollendet, daß es nach Griechenland abgesendet werden kann, und vielleicht jetzt schon dahin geschickt worden ist.

Dänische Literatur.

Oldnordiske Sagaer. — Altnordische Sagen. Kroniken der Krieger von Jomsburg. Herausgegeben von Karl Christian Rafn. Koppenhagen, 1824. 52 Seiten in 8.

In der königlichen Bibliothek und in einigen andern Sammlungen zu Koppenhagen befinden sich eine große Menge von Sagen oder Kroniken in isländischer Sprache, im Manuskript, deren Bekanntmachung um so mehr wünschenswerth ist, da sie ein großes Licht über die alte Geschichte des Norden verbreiten würden, und man jetzt beständig befürchten muß, daß sie endlich vor Alter zerfallen, wenn man sie nicht aus dem Staub der Bibliotheken hervorzieht. Diese Gründe haben drei isländische Gelehrte veranlaßt, sich mit Herrn Rafn zu vereinigen, um die Bekanntmachung dieser kostbaren Alterthümer zu besorgen. Die Herausgabe wird in drei Sprachen, aber nicht zusammen, sondern abgesondert geschehen, nämlich: in der isländischen Originalsprache und in dänischer und lateinischer Uebersetzung. Die „Kronik der Krieger von Jomsburg", ist nach einer Handschrift vom XII Jahrhundert kopirt, und mit zwei andern vom XIV Jahrhundert verglichen werden. Sie ist einzig nur in dänischer Sprache erschienen, wie ein specimen, um dem Publikum eine Idee von dem Nutzen und dem Plane des Ganzen zu geben. Ein lateinischer Prospektus ist für die Fremden bestimmt, die weder die isländische noch die dänische Sprache verstehen, und doch eine Sammlung zu besitzen wünschen, die ein so großes geschichtliches Interesse haben wird. Vielleicht wird mit der Zeit in einem der skandinavischen Königreiche ein Schriftsteller sich erheben, der, wie Walter Scott, diese zahlreichen und kostbaren Materialien benutzen, und historische Dichtungen daraus schaffen kann, die nicht weniger reich und interessant sein dürften, als die des schottischen Romantikers, der die Sitten und Gebräuche seines Vaterlandes, im Mittelalter, mit einem so meisterhaften Pinsel ausgemalt hat.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

— Der militärische Erziehungsplan in Spanien ist von dem König genehmigt worden. Ein Militär-Kollegium soll nun zu Ciudad-Real und ein anderes zu Segovia gestiftet werden. Das Letztere ist ausschließlich für das Studium des Artilleriedienstes bestimmt. Die Zöglinge aller übrigen Waffen müssen ihre Studien in dem ersten machen. Die Studenten müssen den Vorlesungen im Ueberrock, einer schwarzen Weste, schwarzen kurzen Hosen, schwarzen Strümpfen und Schuhen, Alles von inländischem Erzeugnissen bereitet, beiwohnen. Mit langen weiten Hosen wird Niemand zugelassen. Also lauter das Reglement.

— Nahe am Howellsee, in Süd-Karolina, am Ufer des Broad-River, gegen York, in den vereinigten Staaten von Nordamerika, befindet sich ein so merkwürdiger „Sykomore", daß er an Größe und Dicke alle übrigen Bäume dieser Gegenden übertrifft. Er mißt 72 Fuß im Umfange; aber er ist hohl, und sein Innerers hat 18 Fuß im Durchmesser, so daß sieben Männer in Perode darin bequem Platz finden können.

— Die Bevölkerung von Palermo, die am 1 Januar 1823 auf 161,735 Seelen berechnet wurde, belief sich am 1 Januar 1824 auf 163,266 Individuen.

— Die Zahl der Kauffarthei-Schiffe des Hafens von Liverpool belief sich i. J. 1800 auf 4,724. Vierzehn Jahre nachher zählte man deren 5706 und 1824 nicht weniger als 10,001, die eine Gesammtsumme von 1,150,914 Tonnen hielten.

— Zur Anlegung einer Verbindung zwischen dem Kanal von England und dem von Bristol ist ein Kapital von 1 Million Pfund Sterling ausgesetzt worden.

— In der Nähe von Bergen in Norwegen befindet sich ein See, den man den „melancholischen" nennt. In einem sehr tiefen Becken, rings von steilen Felsen umgeben, erblickt man die ruhigen finstern Gewässer, welche nie ein Sonnenstrahl berührt, dergestalt, daß man am hohen Mittage den geflirnten Himmel über sich erblickt. Kein Vogel wagt ihn zu überfliegen, und die Reisenden empfinden, nachdem sie mit unsäglicher Mühe die ihn umgebenden Felsen erklommt haben, einen eben so sonderbaren als mächtigen Zauber, sich in diesen umgekehrten Himmel zu stürzen. Es ist dasselbe Gefühl, welches sich der Seele bemeistert, wenn man in einem kleinen Nachen auf dem ruhigen Meere schwimmt und den Grund desselben erblickt, und zu dem man wie von unnennbarer Sehnsucht hinabgezogen wird. Die ernsthaften Norweger schreiben dies Gefühl der magischen Gewalt der Nymphen oder Wassernixen bei, die, nach ihnen, noch die Gewässer des romantischen Skandinaviens bewohnen.

— Das diplomatische Korps Rußlands im Auslande besteht aus 3 Gesandten; 12 bevollmächtigten Ministern, 2 Minister-Residenten, 7 Geschäftsträgern, 25 Generalkonsuln, 20 gewöhnlichen Konsuln, 15 Vizekonsuln und drei Handelsagenten.

— Aus den Uralischen Goldwäschereien werden, als Ertrag dieses Jahres, 200 Pud oder 8000 Pfund Gold erwartet, welches theils der Krone, theils Privatpersonen gehört. Mehrere der letztern haben bereits die Bearbeitung ihrer reichhaltigen Eisen- und Kupferbergwerke aufgegeben, weil ihnen die Goldwäscherei ergiebiger scheint.

Digitized by Google

Literarische Anzeigen.

Im Verlage des Endesunterzeichneten ist nun erschienen, und an sämmtliche Buchhandlungen und resp. Subscribenten abgesandt worden:

H. Zschokke's
ausgewählte Schriften.
Erstes bis viertes Bändchen.

Das fünfte bis zwölfte Bändchen wird bis Sommer-Johanni nachfolgen, und die ganze Sammlung laut erster Ankündigung aus 24 Theilen bestehen, wofür der Subscriptionspreis noch offen ist, der auf weißem Papier à 16 fl. oder 10 Thlr. 16 Gr., und auf halbweißem Papier à 12 fl. oder 8 Thlr. einstweilen noch festgesetzt bleibt. Der Vorrath von dieser Ausgabe ist jedoch nach den beträchtlichen Bestellungen nur noch gering; aber immer wird bei dem kleinen Unterschied des Preises von 2 Thlr. 16 Gr. bei einem so bändereichen Werke die Ausgabe auf weißem Papier vorzüglich empfehlenswerth, indem dabei eine ungewöhnliche Wohlfeilheit des Preises in Vergleich anderer Preise von ähnlichen Unternehmungen statt gefunden. Folgendes ist der Inhalt dieser vier ersten Bändchen:

Erster Theil: Lebensgeschichtliche Umrisse, als Vorrede. — Erinnerungen aus Rhätien während der Staatsumwälzung in den Jahren 1797 bis 1799. — Der Bürgerkrieg in der italienischen Schweiz.

Zweiter Theil: Der Aufruhr von Stans und der Urkantone im Sommer 1799. — Biographische Nachrichten über Friedrich Cäsar Laharpe. Nikolaus Friedrich von Steiger, Schwarz von Sonnenburg, Ludwig Burkhard von Basel.

Dritter Theil: Klos Pinkle. Die Jugend der Großen. — Warnung für Geschichtschreiber. — Die Grabschrift. — Der Plato am alten französischen Hofe. — Don Pedro, König von Portugal. — Historische Wahrheit. — Die Königin Elisabeth und ihr Kanzler. — Alexanders Entwürfe. — Der unadelische Feldherr. — Reisende Schriftstellerinnen. — Der Gang der menschlichen Kultur nach weltdistorischen Thatsachen. — Thronentsagungen. — Merkwürdiger Fund. — Das Jahr 1709 und 1809. — Die Eroberer von China. — Ein Seufzer des großen Sully. — Die theuern Heiligen. — Die erste Bücher-Censur im alten Rom. — Orientalische Gerechtigkeitspflege. — Die Schwäche Germaniens. — Homer in Gefahr. — Krönungsprozession. — Einige Gedanken vom Vater Ludwig XVI. — Mittel gegen Revolutionen. — Die Kaiser-Probe. — Lord North und Admiral Rodney. — Friedrich der Große und Napoleon. — Volksverarmung. — Deutsche Volkstreue. — Mittelalterischer Jakobinismus. — Die Erziehung der Prinzen. — Die heutigen Jahrhunderte. — Rahal der Weise. — Die ewigen Parteien. — Die Lampe des Anagagoras und die russische Fürstin. — Der König von Ava. — Die Dunkers. — Spanien im Jahr 1520 und 1820. —

Vierter Theil: Die Sorge der edlern Menschheit für ihre Würde in unsern Tagen; ein Beitrag zur Geschichte gefeierter Vereine in verschiedenen Ländern. — Ueber Größe und Untergang des Freistaats Venedig. — Hollands Schicksal.

Der fünfte Theil ist bereits auch im Druck beendigt, der sechste befindet sich unter der Presse, und es wird ununterbrochen mit dem Druck fortgefahren. Der Inhalt eines jeden Bändchens, so wie von jeder einzelnen Abhandlung, wird nochmals von der Hand des Hrn. Verf. sorgfältig bearbeitet und verbessert, und die historischen, philosophischen, wissenschaftlichen und Volksschriften werden bis zum fünfzehnten oder sechszehnten Theil reichen, und es soll dann eine vollständige Uebersicht des Gesammt-Inhalts aller 24 Theile erscheinen, welche für jeden Literaturfreund eben so mannigfaltig als interessant sein werden. — Um die Anschaffung dieser gesammelten Schriften, deren vorzüglicher Werth erst in der Folge ganz anerkannt werden wird, ferner möglichst zu erleichtern, soll der Subscriptions-Termin auf unbestimmte Zeit noch offen bleiben, und man kann sich daher desfalls noch an sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz wenden, so wie an den Verleger

H. R. Sauerländer in Aarau.

Es ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ariost's fünf Gesänge, übersetzt von K. Streckfuß. Anhang zum rasenden Roland, und als dessen sechster Band. 8. Halle bei Schwetschke. Preis: 20 Gr., Schreibpap. 1 Rthlr. 4 Gr. Die ersten fünf Bände kosten 5 Rthlr. 20 Gr., auf Schreibp. 6 Rthlr. 20 Gr.

In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben:

Prof. K. H. L. Pölitz, Grundriß für encyklopädische Vorträge über die gesammten Staatswissenschaften. gr. 8. 1825. (20½ Bogen.) 1 Rthlr. 4 Gr.

Dies Compendium verhält sich zu dem größern Systeme (die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. 5 Thle. gr. 8. 1823 und 1824.), wie die kleine Weltgeschichte zu der größern in 4 Theilen, so daß man nach erhaltener Uebersicht über das Gesammtgebiet der St. W. zu der nähern Bekanntschaft mit dem größern Werke übergehen, oder nach dem Durchlesen des Letztern die wesentlichsten Theile und Gegenstände des Systems in einem kurzen Umrisse wiederholen kann. Die Literatur ist auch hierin sehr vollständig aufgenommen.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 13. Zweiter Jahrgang 1825. 30. März.

Ueber Ostern 1825.

Das Osterfest des Jahres 1825, das nach allen christlichen Kalendern auf Sonntag den dritten April festgesetzt ist, hat bereits zu mehreren Fragen und Zweifeln über die Rechtmäßigkeit dieses Tages, als den Bestimmungen des Konziliums von Nicea zuwider, Veranlassung gegeben. Auf dem erwähnten Konzilium wurde nämlich festgesetzt, „daß der Ostertag immer am ersten Sonntage nach dem Vollmond gefeiert werden solle, der der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche folge, und daß, wenn der Mond gerade an einem Sonntage voll werde, er auf den ersten Sonntag nachher verlegt werden müsse.“ Nun trägt es sich zu, daß eben in diesem laufenden Jahre 1825 der erste Vollmond nach der Aequinoxialzeit des Frühlings, gerade auf Sonntag den dritten April fällt; daß also, nach den Dekreten des Konziliums, das Osterfest nicht an diesem Tage, sondern an dem darauf folgenden Sonntage, den zehnten April, gefeiert werden sollte.

Diese seltsame Streitfrage ist in den öffentlichen Blättern schon auf alle mögliche Weise in Betrachtung gestellt worden. Die englischen Zeitungen haben sich vorzüglich damit beschäftigt. Sie haben sich, bei ihren Beurtheilungen und Aussprüchen, am meisten auf die Offizbücher (common prayer book) und auf die vom Lord Macclesfield bekannt gemachte Parlamentsakte berufen. Es hat auch nicht an Antworten und Berichtigungen gefehlt; aber wir haben in allen denen, die zu unserer Kenntniß gelangt sind, nichts bemerkt, wodurch die eigentliche und wahre Seite berührt worden wäre. Wir halten uns deshalb berechtigt, auch ein Wort darüber verlieren zu dürfen.

Es ist nicht abzuläugnen, daß alle die, welche die schwebende Streitfrage beantwortet, eine ganz gute und annehmbare Entgegnung für den gegenwärtigen Fall gegeben haben; aber da auch künftighin ein anderer ähnlicher Fall eintreten kann, so würden natürlicherweise dieselben Zweifel, dieselben Fragen auf's neu aufgeworfen werden. Wir wollen deshalb alle dergleichen Fälle ein für alle Male hierdurch zu beantworten uns bemühen.

Die englischen Astronomen haben die Frage auf folgende Weise beantwortet:

„Die Zweifler an der Richtigkeit der Bestimmung des Ostertages wußten nicht, oder hatten nicht darauf geachtet, daß man bei dieser Berechnungsweise den Tag astronomisch und nicht bürgerlich nehme, das heißt: daß man nicht den Tag mit Mitternacht, sondern vielmehr mit Mittag beginnt, und ihn folglich erst am Mittag des nächstfolgenden Tages beendigt, so daß, wie im gegenwärtigen Falle, der ganze Sonntagmorgen noch zum Sonnabend, dem 2 April, gehört, dahingegen der Montagmorgen noch zum Sonntag, dem 3 April, gerechnet wird. Da also nun der erste Vollmond nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, den mailändischen Ephemeriden zufolge, um 18 Uhr 59 Minuten, am 2 April, wirklich eintritt, so ist der auf dieses Ereigniß folgende Sonntag, oder der 3 April, mit Recht derjenige, der als

Oſtertag gefeiert werden muß, und als ſolcher auch in den chriſtlichen Kalendern angegeben wird.“

Da die geiſtliche Berechnung, „nach den Epakten“, niemals genau die Neu- und Vollmonde angibt, ſo iſt man übereingekommen, ſich hier des ſtrengen aſtronomiſchen Kalkuls, nach den Lunartabellen, zu bedienen; aber es iſt daraus der üble Umſtand entſprungen, daß der Oſtertag der Proteſtanten, der auf dieſe Weiſe berechnet wurde, nicht immer mit dem Oſterfeſte der Katholiken genau übereintraf, weil dieſes nach den Epakten kalkulirt war, wodurch viele Mißverſtändniſſe, Verwirrungen und Unordnungen entſtanden. Um nun dieſe unangenehmen Folgen zu vermeiden, entſchloſſen ſich die Proteſtanten, die Berechnung des Oſtertages, wie die Katholiken, nach den Epakten und nicht nach den aſtronomiſchen Tabellen, anzunehmen.

Daraus ergibt ſich, wie leicht es geſchehen kann, daß der wahre Tag des Vollmonds, allein nur nach den aſtronomiſchen Ephemeriden berechnet, und für einen gewiſſen Tag angegeben, nicht derſelbe ſei, der für die Epakten beſtimmt iſt, ſo daß ſich derſelbe Fall und dieſelbe Streitfrage erneuern kann und wird, die 1825 ſtatt gefunden hat. Nehmen wir z. B. an, daß für ein gewiſſes Jahr der Kalkul nach den Epakten, den paſkaliſchen Vollmond auf den dritten eines Monats um ein Uhr vor dem Mittag feſtgeſtellt, und daß die Berechnung nach den Mondstafeln dieſen Vollmond auf denſelben Tag um 11 Uhr Vormittags angeſetzt habe, ſo müßte der Oſtertag in dieſem Fall auf den zehnten des Monats verlegt werden. Wenn man nun aber bemerkt, daß der Vollmond in allen aſtronomiſchen Ephemeriden, auf den zweiten des Monats, um 23 Uhr angegeben iſt, ſo wird man, wie jetzt, die Frage aufwerfen, warum das Oſterfeſt nicht am dritten des Monats gefeiert werden ſoll? Die Antwort darauf macht ſich jetzt von ſelbſt, und man kennt nun die beiden Fälle, die zweifelhaft ſcheinen, die es aber im Grunde keineswegs ſind.

Man muß indeſſen geſtehen, daß ein kleiner Widerſpruch bei alledem ſtatt findet, den bisher noch Niemand näher beachtet zu haben ſcheint, und der doch der Mühe ſchon werth iſt. Wir glauben ſeiner hier kürzlich erwähnen zu können. Will man den wahren aſtronomiſchen Kalkul, oder will man ihn nicht? — Unſere Leſer haben ſo eben bemerkt: „daß man ihn nicht will.“ Daraus folgt denn vernünftiger- und natürlicherweiſe, daß, weil man den aſtronomiſchen Kalkul verwirft, man auch, um konſequent zu bleiben, den aſtronomiſchen Tag verwerfen, und ſich an den bürgerlichen Tag halten ſollte, der mit Mitternacht, und nicht mit dem Mittag beginnt, um ſo mehr, da der bürgerliche Tag zugleich auch der eigentliche und wahre kanoniſche Tag iſt.

Alle Offizen, Vorſchriften und Verordnungen der römiſch-katholiſchen Kirche werden, wie Jedermann weiß, nach dem kanoniſchen und nicht nach dem aſtronomiſchen Tage befolgt. So iſt es z. B. nach den Verordnungen dieſer Kirche erlaubt, nach Mitternacht oder nach Verlauf eines Faſttages, wie die Juden nach der ſogenannten „langen Nacht“, ein fettes Mahl zu halten, was man in Frankreich nur gewöhnlich Médianoche nennt.“ Auf ſolche Weiſe beendet ſich in der Nacht vom Sonnabend zum Oſterſonntag die Faſtenzeit um Mitternacht, und der Sonntag, oder der Oſtertag, beginnt in demſelben Augenblicke, und wird in allen Offizen des Kultus auf dieſe Art gefeiert. Der Vormittag des dritten Aprils 1825 gehört alſo kanoniſch zum Sonntage und nicht zum Sonnabende, den zweiten April, wie die Aſtronomen rechnen, deren Kalkul man verwirft, ohne deshalb weder den Verordnungen des Konzils noch den überzeugenden Beweiſen der Wahrheit zu gehorchen.

Es iſt kein Grund vorhanden, weshalb man viel lieber in dem empiriſchen Kalkul des paſkaliſchen Mondes dem kanoniſchen als dem aſtronomiſchen Tage ſich zuneigt, und man vermag hier nur dieſe alleinige Ausnahme darzuſtellen, die weder nothwendig, noch motivirt wird. Wollte man nun in ſeinen Grundſätzen wenigſtens konſequent ſein, ſo müßte der Oſtertag dieſes laufenden Jahres, nicht am dritten, ſondern vielmehr am zehnten April gefeiert werden.

Sechsmonatlicher Aufenthalt und Reiſe in Mexiko im Jahre 1823.

(Beſchluß.)

Einer der intereſſanteſten Abſchnitte der Reiſe Beullochs iſt der, welcher die Erzählung ſeines Ausfluges nach den Pyramiden von Cholluſa und Otumba enthält. Man verſichert, daß die letzte Stadt, die jetzt beinahe ganz öde iſt, ehemals innerhalb ſeiner Ringmauern 50,000 Einwohner enthielt. Anderthalb Stunden von Otumba entfernt, befinden ſich die beiden Pyramiden, die der Verfaſſer beſchreibt, und über welche die Bewohner des Landes, die ſie nur mit gleichgültigen Augen betrachten, ihm keinen Aufſchluß zu geben im Stande waren. Die niedrigſte von beiden iſt auch am meiſten beſchädigt. Von ihrem Gipfel erblickt man die Ruinen eines Gebäudes, das ſechsundvierzig Fuß in der Länge und vierzehn Fuß in der Breite mißt. Die Mauern ſind aus unbehauenen Steinen erbauet und haben drei Fuß Dicke auf acht Fuß Höhe. An den Pyramiden befinden ſich

Digitized by Google

von Zeit zu Zeit Terrassen oder Plattformen, zu denen man auf mehrern Stufen emporsteigt, die von den Royals, welche dort Wurzel gefaßt haben, verschoben worden sind, ohne indeß dadurch die viereckig regelmäßige Form des Denkmals zu unterbrechen, die eben so vollkommen ist, als die der großen ägyptischen Pyramide. Die zweite Plattform, die man auf der größten Pyramide von Otumba findet, ist achtundvierßig Fuß breit. Sie ist mit einer Lage rothen Kitts, mit Feldsteinen und Kalk vermischt, bedeckt, deren Dicke acht bis zehn Zoll beträgt. Der Doktor Otenza berechnet die Baßs dieses Monuments auf 645 Fuß in der Länge, und seine perpendikuläre Höhe auf 170 Fuß. Herr Beulloch glaubt, daß die reelle Höhe viel bedeutender sei, und faßt die Hälfte ihrer Breite ausmache. Man muß sich durchaus auf Vermuthungen über die Zeit der Erbauung dieser Riesenwerke, und über das Volk, von dem sie herrühren mögen, beschränken. Beim Anblick der Trümmer dieser mexikanischen Alterthümer kann man nur den blinden Eifer und Fanatismus des ersten Bischofs von Mexiko bedauern, der auf dem öffentlichen Platze alle Denkmäler der Geschichte, der Literatur und der Wissenschaften des alten Mexiko, alle Handschriften, alle Gemälde, alle hieroglyphischen Rollen der Aztekes zusammentragen, und daraus eine große Pyramide erbauen ließ, die ungeachtet der Bitten und Vorstellungen eines Volks, das vernünftiger und unterrichteter war, als dieser Jesuit, unerrettbar ein Raub der Flammen wurde.

Die flüchtige Exkursion des Verfassers nach Otumba ist ein Beweisgrund mehr von der Glaubwürdigkeit der ältern spanischen Geschichtschreiber, deren Aeußerungen über den Glanz der Städte des alten Mexiko's, über seine große Bevölkerung, seinen Reichthum und seine Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften, man lange als eine Fabel betrachtet hat. Man muß das Land nicht gesehen haben, um noch länger daran zweifeln zu können. „Ich wette", sagt unser Reisende, „allen Nachrichten, welche der geschickte und unermüdliche Abbé Clavigero uns über seine Landsleute gegeben hat, einen unumschränkten Glauben bei. Wenn de Pauw oder Robertson, obgleich mehr unterrichtet, nur eine Stunde zu Tezeuco, zu Tezcozingo oder zu Huexotla zugebracht hätten, würden sie sich gewiß nie so lächerlich gemacht haben, zu behaupten, daß der Palast des großen Montezuma zu Mexiko nur ein elender Stall gewesen, und daß das, was man von der ungeheuern Bevölkerung des mexikanischen Reichs erzähle, nur eine bloße Erdichtung sei."

Nach dem Gemälde, welches Beulloch von den berühmten Silberminen von Mexiko, und vorzüglich von denen der Valenziana und von Themaskaltepek aufstellt, die jetzt den englischen Kapitalisten gehören, scheint es, daß diese Werke sehr gelitten hatten; aber daß die Industrie, die Thätigkeit und die englischen und amerikanischen Maschinen ihnen bald ihren ehemaligen Ueberfluß wieder verschaffen werden. Neuerdings ist Erz aus den Minen von Themaskaltepek nach der Grafschaft Cornwallis gesendet worden, und man hat sich überzeugt, daß das Verfahren, welches man bei der Schmelzung des Zinns in der Grafschaft in Anwendung bringt, oder doch eine sehr ähnliche Prozedur, mit Vortheil auch auf die des kostbaren Metalls von Mexiko angewendet werden könnte. Man schätzt den Werth des bis jetzt aus diesen unerschöpflichen Minen gewonnenen Erzes über 1600 Millionen Pfund Sterling.

Die große amerikanische Aloe (Agava americana), die man im Lande selbst Maguey nennt, ist von hoher Wichtigkeit für Mexiko. Sie wird im Ueberfluß von Perote bis Tolucca und weiterhin gebaut. Aus dieser Pflanze gewinnt man das erfrischende Getränk „Pulca" genannt, dessen man sich dort allgemein bedient. Die Eingangsgebühren, welche dafür von Mexiko, Puebla und Tolucca, im Jahr 1793 bezahlt wurden, beliefen sich, nach Humboldt, auf 817,739 Dollars. Die Landschaft zwischen Chollula und S. Martino ist mit den Pflanzungen der Agava überdeckt, die von der großen Straße durchschnitten werden. Man destillirt aus diesem Getränk einen sehr starken Liför, den man Pulcadranntwein nennt. Die Blätter der Aloe dienen den Indianern statt der Dachziegel. Man macht auch Hecken, Stricke, Zwirn, Kleider und Papier daraus. Einige Substanzen dieser Pflanze werden zur Bereitung der Arzneien verwendet, und man speiset die Wurzel in Zucker eingemacht, als einen großen Leckerbissen.

Die Beschreibung, welche der Reisende von dem gegenwärtigen Zustande der Indianer macht, zeigt uns den Zustand, in dem sich diese alten Herren von Mexiko befinden. Die Bekleidung der ärmern Klassen und der Indianer ist nach den Provinzen verschieden. Diese Menschengattung, die sich mit spanischem Blute vermischt hat, trägt in der Hauptstadt, zu Tolucca, und überhaupt in allen Städten, nur eine lange Decke, mit der sie sich auf dieselbe Art bekleiden, wie die Römer mit ihrer Toga. Die ganze Garderobe eines Indianers besteht aus einem Strohhut, einem Kamisol mit kurzen Aermeln, von Tuch oder rohen Häuten und beständig von dunkler Farbe, einem Paar Beinkleider von demselben Stoff und derselben Farbe, und offen am Knie. Sie tragen ausserdem Hemden von Kaliko, die ihnen bis auf die Lenden reichen, und ledrene Sandalen, die denen der Römer sehr ähnlich

Digitized by Google

und Die Weiber sind beständig mit einem Kamisol und einem Unterrock bekleidet. Ihre langen schwarzen Haarflechten sind mit einem Band umwunden, zertheilen sich und hängen an beiden Seiten vom Kopf herab. Man sieht mehrere von ihnen stundenlang auf den Märkten auf der Erde, der geflickenden Sonnenglut ausgesetzt, knien, und eines Palmblatts, oder sonst irgend eines andern, das breit genug ist, sich als Schirm bedienen, um damit ihren Kopf zu bedecken. Sie halten sich gewöhnlich in ihrem Aeussern eben so reinlich als anständig. Man sieht die Indianer selten nur zu Pferde, oder ruhig auf den Landstrassen und in den Städten gehend. Ihr gewöhnlicher Schritt ist eine Art von Trott, bei dem sie nie ermüden. So gehen sie mit schweren Lasten zur Stadt; aber auf dem Rückwege vom Markt eilen sie viel weniger, weil die Pulca, die sie in grosser Menge genossen haben, sie bald trunken macht. Sie sind demungeachtet immer höflich, und selbst ehrerbietig gegen die Fremden, und wenn sie sie vorübergehen sehen, so bleiben sie stehen, nehmen ihren Hut ab, und grüssen sie aufs freundlichste. Sie haben es sehr gern, wenn man sie bemerkt, und sich mit ihnen unterhält.

Die Gestalt und die Einrichtung der indianischen Hütten ist nach der Lage des Landes verschieden. In den warmen Regionen bilden sie eine Art von Käfich, aus Rohr oder Zweigen erbaut und mit Blättern bedeckt. In den Bergen und nahe am Schnee, wie zu las Vegas, gleichen die Wohnungen denen in Norwegen, oder in den Hochalpen der Schweiz, und sie sind, wie diese, aus unbehauenen Baumstämmen erbaut; doch giebt es auch einige, die man aus bezimmertem Holz, und selbst aus Brettern zusammengefügt hat. Mehrere der übrigen Häuser sind aus trockenen Ziegeln aufgeführt und haben flache Dächer. In der Nähe von Mexiko und Toluca findet man diese steinerne Häuser. Durchaus alle haben einen kleinen, zierlichen Garten. Die Dörfer sind in diesen fruchtbaren Gegenden dergestalt von Bäumen und Gesträuchen umschlossen und überdeckt, daß man an ihnen vorübergehen kann, ohne sie zu bemerken. Man betrachtet diese einfachen und reinlichen Wohnungen immer mit Vergnügen Das Bett des Indianers besteht aus einer Matratze, die auf der nackten Erde liegt, oder aus einem Netz, das an der Decke aufgehängt ist Einige irdene Geschirre, einige Kürbisflaschen, ein Stein, um ihre Tortillos oder Maisbrode darauf zu bereiten, machen ihr ganzes Hausgeräth aus. Die unförmliche Gestalt, oder das Bild eines Heiligen, so wie einige kleine Töpfe, bilden den Schmuck ihrer Wohnungen. „Bei alle dem habe ich", saat der Reisende, „nie ein zufriedeneres und folglich glücklicheres Volk gesehen, als diese Alt-Mexikaner."

Der Zustand der Manufakturen bietet eben noch kein sehr erfreuliches Schauspiel dar. Das System, nach welchem sie verwaltet werden, würde den fühllosesten und entartetsten Menschen empören. Statt Arbeit und Industrie zu ermuthigen, wie Mittel, durch welche man zum Wohlstand, zum Reichthum und zu einem glücklichen, möglichst sorgenfreien Leben gelangen konne, sind sie hier die schweren Fesseln der Sklaverei, der Armuth und des Elends. Eine jede Fabrik, die viel Arme erfordert, ist durchsäblich ein Gefängniß, welches die unglücklichen Bewohner nicht verlassen können, und worin sie mit ausserordentlicher Strenge behandelt werden. Mehrere davon sind in der That, ihrer Verbrechen wegen, für einige Jahre zur Haft verdammt, die andern haben sich freiwillig dazu hergegeben, weil sie fast beständig die Schuldner der Reichern sind, und ihre Schuld nicht abzutragen vermögen. Statt sie nun für ihre Arbeiten mit baarem Gelde zu bezahlen, gibt ihnen der Unternehmer so viel Tabak und starke Getränke, als sie begehren, so daß die Schuld, statt allmälig abzunehmen, sich nur immer mehr vermehrt.

Die Messe wird diesen Elenden im Hause selbst gelesen. Aber die hohen Mauern, die doppelten, starken Thüren, die vergitterten Fenster und die körperlichen Züchtigungen, die noch hier im Gebrauch sind, machen den Aufenthalt in einem solchen Hause eben so bedrückend, als den in den schlechtesten Gefängnissen in Europa. Daher kommt es denn auch, daß sich das Volk in Mexiko seine eigenen Gedanken macht, über das, was es sieht, und die übelste Meinung von der europäischen Industrie hat, deren Erzeugnisse allein im Stande sind, an das gehässige System seiner eigenen Fabriken zu erinnern. Man darf indeß hoffen, daß die Fortschritte der Civilisation auch hierin, so wie in allen Mißbräuchen der Gewalt, eine vortheilhafte Abänderung zuwege bringen werden.

Es ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß ein so grosses Reich, das einen so unerschöpflichen Schatz von eigenen Kapitalien besitzt, und eine Industrie umschließt, die sich mit grosser Schnelligkeit entwickeln wird, ein grosser Marktplatz für den Absatz der englischen Manufakturwaaren werde. Der Musselin und der einfarbige oder gedruckte Kalikot stehen in grosser Gunst; aber die deutsche Leinwand ist immer viel beliebter, als die irländische. Die englische blaue und weiße Töpferwaare wird sehr gesucht, und ist bis jetzt diesem irländischen Industriezweige schädlich. Man gibt den wohlfeilen französischen Tüchern den Vorzug vor den englischen; denn es ist eine Art von Ehrenpunkt für einen mexikanischen „Kleidermeister", sich beständig in neuen glänzenden Röcken zu zeigen. Die Kattune werden sehr gesucht. Man findet noch

Digitized by Google

keine optischen Instrumente in Mexiko, und das Gußeisen ist noch fast ganz unbekannt. Man ist auf dem Punkte, mehrere Brauereien anzulegen. Der Unterricht in der Arzneikunde und Chirurgie ist sehr mittelmäßig. Einige junge Doktoren, die aus den vereinigten Staaten von Nordamerika gekommen sind, haben vollauf Geschäfte. Die Geschicklichkeit der englischen Arbeiter und der Ueberfluß der englischen Kapitalien, so wie die Menge und Vollkommenheit der englischen Maschinen, das alles wird und muß in diesem Lande die Industrie und den Handel erheben und Mexiko bald auf eine hohe Stufe der Zivilisation stellen.

Die Handelsstadt Glasgow.

Nach Ch. Dupin's Voyage dans la Grande-Bretagne. Tom. VI. Paris, 1824. 4.

Durch Handel, Gewerbfleiß, Regsamkeit, Reichthum und Bevölkerung erhebt Glasgow sich zur ersten Stadt Schottlands. Im Zeitpunkt der Vereinbarung dieses Königreichs mit England (im Jahr 1707) zeichnete sich Glasgow unter den dieser großen Staatshandlung widerstrebenden Städten aus; seine Bewohner empörten sich, und es ward die Anwendung des harten Kriegsgesetzes erforderlich, um sie zur Ordnung zurückzuführen. Sie fürchteten nicht nur, die fernere Entwickelung ihres Wohlstandes würde durch die Vereinigung unmöglich gemacht, sondern sie hielten vollends ihren Untergang für so unvermeidlich als nahe bevorstehend. Wie groß ihr Irrthum gewesen ist, mag eine einfache vergleichende Angabe darthun: die Bevölkerung von Glasgow stieg

im Jahr . .	1707	1807	1821
auf . . .	14,000	114,000	147,000 Seelen an.

Man will hier eine Uebersicht der seit der Vereinbarung in dieser Stadt ausgeführten großen Arbeiten und zu Stande gebrachten Einrichtungen geben. Das bloße Verzeichniß mit den Jahrzahlen wird ungleich besser, als umständliche Erörterungen thun könnten, die Fortschritte des Wohlstandes und des Gewerbfleißes darthun.

1718: Die Stadt erhält nächtliche Beleuchtung (im Jahr 1818 wird die Gasbeleuchtung eingeführt). 1727: Gründung der Gesellschaft für die Vervollkommnung und Zivilisirung der schottischen Hochlande. 1730: Errichtung der ersten Glashütte. 1743: Eröffnung der ersten Wechselbank. 1753: Eröffnung des ersten Theaters und die erste von einem Einwohner der Stadt besessene Kutsche. 1756: Erbauung der steinernen Brücke über den Clydefluß, von 153 Meter Länge und 9 Meter Breite zwischen den Brustlehnen. 1777: Empfangene Parlaments-Bewilligung für die Erbauung einer Börse. 1783: Errichtung einer Handelskammer und der kön. schottischen Hilfswechselbank in Glasgow 1787: Anfang des Baues der Neustadt; es werden Sonntagsschulen für arme Handwerker, die an Wochentagen keinen Unterricht nehmen können, eröffnet. 1788: Es werden neue Humanitätsschulen (Grammar schools) errichtet. 1790: Erbauung eines Gesellschaftshauses der Kaufleute und eines solchen der Wundärzte. 1795: Anderson'sche Stiftung, für wissenschaftlichen auf den Gewerbfleiß angewandten Unterricht. 1799: Der rechtseitige Uferdamm des Clydestroms wird um 110 Meter verlängert. 1804: Neue Brücke über diesen Strom; Gründung der ersten Feuerversicherungs-Gesellschaft. 1804, 1806 und 1808: Drei nach einander gebildete Vereine für Lieferung des Wasserbedarfs der Stadt. 1808: Errichtung der Glasgower Wechselbank. 1810: Erbauung des Gefängnißhauses, der Gerichtshäuser, des Asyls für die Irren, des Postbaues, des Lyzeums und der Sternwarte; der nördliche Uferdamm des Clydestroms wird um 275 Meters verlängert, des steigenden Bedarfs der Schiffahrt willen. 1812: Das erste Dampfboot auf dem Clydestrom. 1812: Errichtung der Vorsichtbank.

Durch alte sowohl als neue merkwürdige und schöne Gebäude steht Glasgow nicht hinter Edinburg zurück. Unter den für öffentlichen Bedarf bestimmten Bauten sind um ihrer verständigen Einrichtung, Regelmäßigkeit und ausnehmenden Reinlichkeit willen besonderer Aufmerksamkeit werth, die Kasernen, die Märkte und die Schlachthäuser. Vor Erbauung der neuen Märkte von Newcastle wurden die von Glasgow für die vorzüglichsten in Großbritannien gehalten.

Unter die bedeutsamsten öffentlichen Anstalten gehört unstreitig die seit 1817 nach einem ausgedachten Plan eingerichtete Gasbeleuchtung von Glasgow. Sie kann großen Städten anderer Länder zum Vorbilde dienen, wofern man nicht lieber Sophismen Gehör gibt, die diese Beleuchtung, weil sie neu ist, verschreien, oder auch, woran Blinde freilich Anstoß nehmen müssen, das allzuviele Licht ihr zum Vorwurf machen. Nicht minder bewundernswerth sind die Einrichtungen, wodurch die Stadt mit gereinigtem und gesundem Clydewasser versehen wird. Nachahmenswürdig ist hinwieder ein großes auf Kosten der Stadt am Clyduser errichtetes öffentliches Gebäude, worin Jedermann, gegen sehr mäßige Gebühren, sein Weißzeug rein waschen und unter Aufsicht lassen kann.

Wir wollen noch etwas näher bei einigen, die Beförderung des Kunstfleißes und seine wissenschaftliche Leitung betreffenden Anstalten verweilen.

Im Jahr 1788 ward von Hr. Couter, einem Kaufmann von Glasgow, neben andern Vermächtnissen zu Gunsten seiner Vaterstadt ein Grundstock von

Digitized by Google

125,000 Fr. ausgesetzt, zu Stiftung einer jährlichen Preisbelohnung für den, welcher die nützlichste Erfindung oder Verbesserung einer Maschine darreichen würde.

Im Jahr 1795 ward von dem Professor an der Universität Glasgow, Hr. Anderson, die Andersonsche Stiftung zu Beförderung des Gewerbsfleißes errichtet, mit Einkünften ausgestattet und ihr auch des Schenkgebers Bibliothek, Instrumentensammlung u. s. w. vermacht. In jener erhalten junge Künstler Unterricht in der Mathematik, Erddeschreibung, Physik, Chemie, Heilkunst und Pharmacie: der Doktor Ure ist Lehrer der auf die Künste angewandten Chemie.

Ausgezeichneten Beifall verdienen die verschiedenen in Glasgow für den Unterricht der Kinder aus den armen Volksklassen errichteten Schulen. Zwölf Sonntagsschulen und sechs sogenannte Sabbathschulen befassen bei zweitausend Zöglinge. Jede Schule hat ihre kleine Büchersammlung, die hinsichtlich auf sittlichen sowohl als literarischen Werth ihrer Bestandtheile gleich sorgfältig gewählt ist. Für die Vermehrung dieser Sammlung zahlen diejenigen Aeltern der Schulkinder, welche nicht ganz unvermögend sind, zehn Centimen monatlich. Die Aufseher, Lehrer und Unterlehrer dieser Schulen leisten ihre Dienste völlig unentgeldlich. Fünfunddreißig Samstagabendschulen, in der Stadt sowohl als der Umgegend, befassen 1400 Knaben und eben so viel Mädchen. In einer sogenannten Haushaltschule für Mädchen werden 120 derselben in allerlei Handarbeiten und in den Geschäften des Haushalts, an drei Wochenabenden, nach Vollendung der gewohnten Tagesarbeit, für zehn Centimen wöchentlich unterrichtet.

Schüler der unentgeldlichen Schulen . .	6,516.
Schüler in den zahlenden Schulen . . .	10,283.

Also 16,799 Kinder von beiden Geschlechtern besuchen gleichzeitig die Schulen der Stadt. Dies merkwürdige Verhältniß reich' gutentheils hin, um die Fortschritte der Gewerbskünste in Glasgow zu erklären. In allen Werkstätten, welche ich zu besuchen im Fall war, traf ich solche wohlunterrichtete Arbeiter, die mit Einsicht und Scharfsinn über ihre Geschäfte zu sprechen und die Kraft ihrer Werkzeuge sowohl als das Spiel ihrer Maschinen richtig zu beurtheilen im Stande waren; bei gar vielen Handwerken habe ich überlegte Verbesserungen wahrgenommen, die aus dieser unter der arbeitenden Klasse allgemein verbreiteten verständigen Einsicht hervorgingen. Möge dieser Thatverhalt das Nachdenken der Bewohner der Städte Lyon, Rouen, Lille, Marseille, Nantes, Bordeaux und anderer mehr noch beschäftigen, die durch Beförderung der Industrie einzig nur Zunahme ihres Wohlstandes und ihres Ruhmes hoffen dürfen.

Glasgow besitzt drei wissenschaftliche oder akademische Gesellschaften: die erste ist ein gelehrter Verein für Literatur, Wissenschaften und Künste; die zweite ist den Naturwissenschaften und ihrer Anwendung auf die nutzbaren Künste gewidmet; die dritte beschäftigt sich unter dem Namen der literarischen und kommerziellen Gesellschaft, vorzugsweise mit Gegenständen des Gewerbsfleißes. Eine solche sollte auch Frankreich in jeder seiner größern Handels- und Seestädte besitzen. Ihre Mitglieder würden über Ein- und Ausfuhr statistische Angaben sammeln, auf die Eröffnung neuer und die Belebung älterer Handelszweige Bedacht nehmen, auch der Fabrikation mit Rath und Belehrung zur Seite stehen, für die Verfertigung solcher Erzeugnisse, die durch Vollkommenheit, Eleganz, Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit den Bedürfnissen und Wünschen der in- oder ausländischen Absatzorte jedesmal am besten zusprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Pariser Sittentafel.

Das Innere eines Hauses.

Um das Innere eines Hauses, die Namen, den Stand, die Professionen und den Vermögenszustand aller der Personen zu kennen, die darin wohnen, hat man keineswegs nothwendig, den ehrsamen Asmodeus in Sold zu nehmen; man braucht sich nur herabzulassen, einige Minuten lang mit dem Thürhüter zu schwatzen. Vor einiger Zeit wünschte ich ein ziemlich hübsches und wohlgelegenes Haus zu miethen, und glaubte deshalb nothwendig, die nähern Erkundigungen darüber bei dem Portier desselben einzuziehen.

„Unser Haus", entgegnete er auf meine Anfrage, „ist vollkommen von oben bis unten belegt. Zuerst diese Boutique, welche die ganze Façade einnimmt, gehört einem Krämer, der einen Handel mit Lebensmitteln en gros und en détail treibt. Aber, bot mich dieser und jener! er versteht den Nummel so gut, als der beste Banquier, der auf den öffentlichen Kredit spekulirt. Jahraus jahrein sieht man an seiner Thür hängen, liegen und stehen, Alles was Gaumen und Magen an Rehkeulen, Hasenköpfen, Fasanen und Trüffelpasteten interessiren kann. Das ist eine wahre Lust anzuschauen, und der Eigenthümer von allen diesen Kehlen- und Magenbedürfnissen wird gewiß nicht ermangeln, sich ein recht geschecktes Vermögen zu erwerben, wozu ihm der Himmel seinen Segen mag angedeihen lassen.

„Im Zwischenstock wohnt eine Künstlerin, eine sehr ausgezeichnete Person, bei der die Besuche nur in ganzen Kutschen und niemals in demi-fortunes ankommen. Sie spricht mit keinem Menschen, und

Digitized by Google

hat nur allein mit engliſchen Lords, jüdiſchen Banquiers, ruſſiſchen Fürſten und italieniſchen Muſikanten Umgang. Ich weiß in der That nicht, ob es eine Sängerin oder eine Tänzerin iſt; aber ſo viel iſt gewiß, daß ſie den ganzen lieben Tag nichts anderes thut, als ſingen und ſpringen. Sie iſt auſſerdem in ihrem Aeuſſern ſehr ſittſam, immer nach der neueſten Mode gekleidet, mit Kaſchemiren und Diamanten behängt, und bezahlt ihre Termine aufs Pünktlichſte.

„Im erſten Stockwerk wohnt ein Kauf- oder Geſchäftsmann — ich weiß nicht recht was. Es kommt immer entſetzlich viel Volk zu ihm, und Skandal und Lärm wird da gemacht, daß Einem Hören und Sehen vergeht. Der Herr hat reiche Tapeten, ſchöne Möbel, ſchmucke Zierrathen gekauft; aber er hat ſich bis jetzt immer die Mühe erſpart, ſie zu bezahlen. Faſt alle Abend iſt dort Fete, Bankett, Punſch, Ball, Biſchof und dergleichen Teufeleien. Ueberdem ſpielen ſie noch ein wahres Höllenſpiel, wobei das Gold wie Hechſel ausgeſtreut wird. Bei alledem würde man ſich noch gern um ſeine Ruhe bringen laſſen, wenn man nur noch irgend etwas davon hätte; aber ſo haben ſie niemals die geringſte Achtung für den Portier.

„In der zweiten Etage wohnt ein Schneider, oder Kleiderkaufmann, wie er verlangt, daß man ihn nennen ſoll. Er hat ſein eigenes Kabriolet, und wenigſtens das Kabriolenſchneiden noch nicht verlernt. Er hat ſich nur erſt ſeit drei Jahren etablirt, und ſchon hat er ſoviel gewonnen, daß er im Stande geweſen iſt, ein hübſches Landgut in der Nähe von Paris zu kaufen. Es ſcheint mir, daß der Mann ins Große zu ſchneiden verſteht, und daß ſein Schnitt mit zu den glücklichſten gehört; denn er hat mir verſichert, daß wenn er nur noch fünf Jahre ſo fort ſchneiden könne, wie er bis jetzt geſchnitten hat, er ſich mit 15,000 Franken jährlicher Renten von den Geſchäften zurückziehen werde.

„Im Dritten haben wir eine Wirthſchaft, nebſt zwei Kindern. Der Mann iſt ein Büralift, oder ſo etwas dergleichen. Er ſcheint mir ungefähr vierzig Jahr alt zu ſein, obgleich er letzthin meiner Nichte, einem hübſchen jungen Mädchen, hat weiß machen wollen, daß er noch nicht aus den Zwanzigen hinaus ſei. Noch niemals habe ich ihn mit ſeiner Frau ausgehen ſehen; obgleich ſie noch ganz appetitlich iſt, wie man zu ſagen pflegt. Er geht am Morgen aus, kommt zum Mittageſſen wieder ins Haus; aber kaum hat er ſeinen Kaffee hinuntergeſchlürft, ſo laufft er auch ſchon wieder auf und davon, und kehrt niemals vor Mitternacht zurück. So geht es einen Tag und alle Tage, die der liebe Himmel werden läßt. Die gute, verlaſſene Madam erhält in der That auch ihre Beſuche, und ein gewiſſer junger, blonder Menſch, ein ſogenannter Vetter, kommt am allerhäufigſten. Ich habe ſehr genau bemerkt, daß er allemal eine Stunde früher fortgeht, ehe ſein Herr Vetter mir das Zeichen zum Oeffnen gibt.

„Im vierten Stock befindet ſich die Akademie eines Tanzmeiſters, der allwöchentlich in ſeiner Wohnung kleine ländliche Bälle gibt, zu welchen alle ſeine Zöglinge eingeladen werden, die dagegen wieder ihre Freunde einführen können, welche das Recht haben, ihre Bekannten mitzubringen. Indeſſen geht dabei Alles aufs Ehrbarſte zu, ſo lange nähmlich die Lichtſtumpen brennen, die man gegen die Wände klebt. Meine Frau wacht auf Zucht und Ordnung, was eben kein kleines Geſchäft iſt, und nebenbei bedient ſie die Erfriſchungen, die aus Halbbier und Semmel beſtehen, und folglich eben keine Bruſtwaſſerſucht veranlaſſen können. Das Orcheſter wird von dem Tanzmeiſter ſelbſt aufs beſte bedient, und er ſtampft dabei mehr mit den Füßen, und macht allein bei weitem mehr Lärmen, als zehn Muſikanten zuſammengenommen. Die Mamſells dürfen nur walzen, wenn die Mamas es erlauben.

„Der fünfte endlich, iſt nicht viel mehr und viel weniger als eine Bodenkammer, oder eine Art von Verſchlag, in dem ein altes Weib und ihre zwei Töchter wohnen. Die Alte iſt krank und bettlägerig, und die Jungen arbeiten Tag und Nacht allerhand Näthereien, um ihre Mutter zu beſorgen und zu pflegen. Aber was kümmert uns das, die müſſen hinaus, denn ſie haben bereits zwei Termine gefehlt, und beim dritten gibts keine Gnade. Alſo marſch mit euch, und davon. Was ſollen wir mit ſolchem Pack anfangen? Das iſt eine wahre Schande für ein Haus, in dem nur Leute comme il faut wohnen dürfen.“

Ich wendete dem Schwätzer den Rücken, deſſen letzte Bemerkung mich unwillig gemacht hatte. Mein getrübter Blick wendete ſich gegen die Manſarden, wo meiner Meinung nach die einzigen Menſchen in dieſem Hauſe wohnten, von denen ich ſagen zu können vermeinte: „ſie ſind comme il faut, oder wie ſie ſein ſollen.“

Hunde-Reklamation.

Wenn ſelbſt die Eſel und das liebe Hornvieh Bittſchriften und Gnadengeſuche einzureichen im Stande ſind, warum ſollte den armen Hunden, die doch nicht zu den allervernünftigſten Geſchöpfen gehören, das Reklamationsrecht verſagt ſein? Geſetzt man ihnen nun einmal dieſen Punkt zu, ſo wird man es auch keineswegs unmöglich finden, „daß Hunde reklamiren können.“ Da es aber Menſchen gibt, die von Natur ungläubig ſind, ſo theilen wir denſelben folgende Reklamation, die vor Kurzem, unter obiger

Digitized by Google

Ueberschrift an den Straßenecken öffentlich angeschlagen war, in wörtlicher Ueberſetzung mit.

„Hochverehrliches, achtbarwürdiges, hellerleuchtetes Publikum! Sintemalen und alldieweilen dir bekannt und wiſſentlich geworden iſt, daß es Hunde gibt, die von ihren Herren auf gut — — — oder gut — — — behandelt werden, das heißt: daß man ihnen ſo viel Schläge aufzählt, als ſie nur immer ertragen können und nicht ertragen möchten, wenn ſie anders noch knurren dürften; alſo wird Dir auch nicht unbekannt geblieben ſein, daß man uns noch ſogar einer Kopfſteuer unterwerfen will, als welches unerhört und himmelſchreiend iſt. Selbiges aber iſt nicht allein arg, ſondern auch ärgerlich; denn zum Beiſpiel geſetzt den Fall, wir hätten auch noch Geld in unſern Ficken, ſo wiſſen wir doch einen beſſern Gebrauch davon zu machen, als es für unſern Kopf auszugeben. Wir ſind hungrige Hunde, und ſchnüffeln lieber beim Garkoch und Paſtetenbäcker, als in den Schulen des gegenſeitigen Unterrichts herum. Wir ſind nicht toll, was man auch von unſerer Wuth ſagen mag, und unſere Biſſe ſind im Gegentheil eitel Liebkoſungen — auf Hundemanier. Man hat ſehr Unrecht, uns „dumme Hunde“ zu nennen; denn wir haben viele natürliche Anlage und einen großen Schatz von Mutterwitz. — — — Ueberdem hole der Bock die Gelehrſamkeit, mit der man doch endlich nur ſo weit gelangt, daß man den Mond mit gelehrter Frage anzubellen im Stande iſt.

„Wir bitten Dich, liebes, liebwerthes Publikum! wir bitten Dich, uns zu ſagen, welcher Unterſchied zwiſchen einem hohen Beamtenhund und einem Bauernköter ſeyt findet? Was uns betrifft, ſo kennen wir keinen andern als den, daß der Erſtere manchmal die Ruthe höher trägt als der Andere, dahingegen dieſer auch nicht vor jedem Stein Reißaus nimmt, den man nach ihm wirft, wenn jener ſchon längſt, mit dem Schwanze zwiſchen den Beinen, davongelaufen iſt. Alle Welt weiß überdem, daß ein Hund, der da klafft, ſelten oder niemals beißt.

Aber es hat auch, ohne die Hunde von edler Race in Anſchlag zu bringen, jederzeit berühmte, und ich möchte faſt, wenn ich nicht mit den frommen Vätern zu Mont-Rouge einen ſo großen Abſcheu gegen das Wort gefaßt hätte, ſagen: „aufgeklärte Hunde“ gegeben — — — — — Man gedenkt noch der Canicke eines gewiſſen Sabinus, der Tambourmaior unter Napoleon dem Großen geweſen ſein ſoll, und der eines gewiſſen Leibnitz, der ein berühmter Romer zur Zeit des Königs Nebukadnezar war. Selbiger, nämlich der Hund, verſtand auf deutſch zu reden, wie heut die franzöſiſchen Romantiker in ihrer Mutterſprache ſchwatzen.

Zenſur-Lücke.

Mit einem Worte erklären wir hiermit ſamme und ſonders, oder wie man zu ſagen pflegt in corpore, auf's Förmlichſte und Feierlichſte, daß wir niemals leiden werden, daß man eine Steuer auf unſere Köpfe lege, nicht nur weil ſie ſehr leer ſind, ſondern auch weil wir dadurch in unſerm Kommerz ganz beſonders geniert werden dürften. Wir verlangen Freiheit und gute Biſſen, Gleichheit und keine Prügel, Unabhängigkeit und keine Steuern.

Die virginiſche Felſenbrücke.

Nach der Beſchreibung des geweſenen Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika, Herrn Jefferſon, iſt dieſe Brücke ein wirkliches Naturwunder. Sie befindet ſich auf dem Gipfel eines Berges, der in ſeiner ganzen Länge, durch irgend eine Konvulſion des Erdballs, von einander geſpalten zu ſein ſcheint. Sie iſt 230 Fuß hoch, 90 Fuß lang, 60 Fuß breit und die Dicke, in der Mitte des Bogens, iſt 40 Fuß. Die beiden Extremitäten ſind mit einer Erdkruſte überdeckt, auf welcher die üppige Vegetation große Bäume emporgetrieben hat. Der übrige Theil, ſo wie die ganze Felſenwand, beſteht aus einem ſehr harten Kalkfels. Obgleich die beiden Seiten der Brücke mit kleinernen Abwehren verſehen ſind, ſo vermag der Wanderer doch nicht in den Abgrund zu blicken, ohne vom Schwindel ergriffen zu werden. So unangenehm aber der Blick von oben nach unten iſt, ſo erhaben und entzückend iſt er von unten nach oben. Der Anſchauende bleibt erſtaunt vor dieſem hohen Bogen ſtehen, der ſich in die Wolken zu verlieren ſcheint. — Dieſe Felſenbrücke befindet ſich in Virginien, in der Grafſchaft Rockbridge.

Digitized by Google

Elegie auf Don Josua Antonio Conde,

von Moratin. *)

1.

¡ Te vas, mi dulce amigo,
la lux hugendo al dia! . . .
¿ te vas, y no, conmigo! . . .
¡ y de la tumba fria
en el estrecho limite
mundo tu cuerpo está!

2.

Y a mi, que debil siento
el peso de los años,
y al cielo me lamento
de ingratitud y engaños,
para llorarte, ¡ misero!
largo vivir me da.

3.

O fueramos unidos
al seno deleytoso,
que en sus bosques floridos
guarda eterno reposo
á aquellas almas ínclitas
del mundo admiracion:

4.

O solo á mi llevára
la muerte presurosa,
y tu virtud gozára
modesta, ruborosa,
y tan ilustres méritos
ufana tu nacion.

5.

Al estudio ofreciste
los años fugitivos;
y joven conociste
cuanto le son nocivos
al generoso espiritu
el ocio y el placer.

1.

Du fliehst, mein süßer Freund! des Tages Licht
auf immer! . . . Du fliehst, und ich bin dein Begleiter
nicht! . . . In kalter Grabesnacht, und im beschränkten Raume, ruht deine unbelebte Hülle aus.

2.

Und ich, in dieser schwächlichen Gestalt, erliegend unter dem Gewicht der Jahre, zum Himmel meine Klagelieder seufzend, Betrug und Ungerechtigkeit verwünschend; — ich bin noch da! — O Unglückseligster! ich hab' ein langes Dasein zu verweinen.

3.

O, wären wir vereint, in jenen Luftgefilden, im Schatten jener heil'gen Blüthenhaine, die eine ewige stille Ruhe bieten den auserwählten Seelen, die hienieden der Welt Bewunderung gewesen sind.

4.

O, warum hat der unbarmherz'ge Tod nicht mich allein, mich nicht allein genommen! Noch würde deiner stillbescheidnen Tugend und deiner reich erhabenen Verdienste, stolz, die das Lebenslicht geschenkt zu haben, sich eine ganze Nation erfreu'n.

5.

Die schnell entteilenden Jahre hast du den Studien geweiht, und jung erkannt, wie nachtheilig einem edeln Geiste der Müßiggang und das Vergnügen sind.

*) Man kennt das traurige Ende des edeln Conde. Der verdienstvolle Verfasser der „Geschichte Spaniens, unter der Herrschaft der Mauren", starb im schmählichen Asyl. Es ist nicht an uns, zu entscheiden, in wie fern er die Strenge des gegen ihn gerichteten Ausspruches verdient, oder unverschuldet gelitten habe. So viel ist gewiß, daß er der innigsten Bedauerung nie unwerth war. Die spanischen Musen schienen ihn vergessen zu haben, und seine Blume des Andenkens sinkte sich auf sein einsames Grab. Da erhob sich der Virgil Iberiens und schaute mit trüben Blicken in die Runde herum. Aber der Blitz seiner Augen traf überall nur auf gesenkten Muth und gieterte kalt daran hinab. Sodann wendete er ihre flammenden Strahlen nach oben, und eine laute Begeisterung floß über die bebenden Lippen. So entstand die obige Elegie, ein Meisterstück in ihrer Art und des großen Namens Moratin würdig. Wir theilen sie in der Ursprache mit, weil wir wohl fühlen, daß unsere Uebersetzung nur Pfuscherei ist, und die ganze Schönheit des Originals nicht wiedergeben vermag.

Digitized by Google

6.

Velox en la carrera,
al templo te adelantas
donde moral severa
dicta sus leyes santas;
y en ellas, digno interprete;
llegas á florecer.

7.

Ciñéronte corona
de lauros inmortales
las nueve de Helicona:
sus diáfanos cristales
te dieron, y benévolas
su lira de marfil.

8.

Con ella, renovando
la voz de Anacreonte,
eco amoroso y blando
sonó de Pindo el monte.
Y te cedió Teócrito
la canna pastoril.

9.

Febo te dió la ciencia
de idiomas diferentes:
y el ritmo y afluencia
que usaron elocuentes
Arabia, Roma y Atica,
supiste declarar.

10.

Y el cantico festivo,
que en bélica armonia
el pueblo fugitivo
al número dirigia
cuando al feroz egército
hundió en su centro el mar.

11.

La historia alzando el velo
que lo pasado oculta,
entrego á tu desvelo
bronces que el arte abulta;
y codices y mármoles
amiga te esplicó.

12.

Y allí, de las que han sido
ciudades poderosas
de cuantas dió al olvido
acciones generosas
la edad que vuela rápida,
memerias te dictó.

13.

Desde que el cielo airado
mostró en Jerez su saña,
y al suelo derribado

6.

Eiland auf ſchwieriger Bahn, haſt du zuerſt den Tempel betreten, wo die Moral ihre heiligen Geſetze verkündet, und du biſt einer ihrer würdigſten Dollmetſcher geworden.

7.

Die neun Schweſtern des Helikon haben dich mit einer unſterblichen Lorbeerkrone bekränzt, ſie ſtillten deinen Durſt an ihren klaren Quellen, und vertrauten dir wohlwollend ihre elfenbeinerne Leier an.

8.

Mit ihr fandeſt du Anakreons ſüße Simme wieder, und die Gipfel des Pindus wurden das Echo der Liebe und Wolluſt auf's neu. Theokrit gab dir ſein Hirtenrohr.

9.

Phöbus gab dir die Wiſſenſchaft verſchiedener Sprachen, und du haſt den Rhytmus und den Ueberfluß dir anzueignen gewußt, deſſen Athen, Rom und Arabien in ihren beredten Sprachen ſich bedienten.

10.

Auch jenen Geſang der Freude und kriegeriſcher Harmonie haſt du begriffen, den der flüchtige Hebräer an den Herrn gerichtet, als das Meer in ſeinen Wellen die Heerſchaar ſeines grauſamen Verfolgers verſchlang.

11.

Den Schleier erhebend, der die Vergangenheit verbirgt, hat die Geſchichte dir jene bronzenen Geheimniſſe, welche die Kunſt erhöhet hat, entdeckt. Sie gefiel ſich, dir ihre Marmor und ihre Handſchriften zu erklären.

12.

Sie diktirte dir die Erinnerungen ſo vieler ehemals mächtigen Städte, ſo vieler edeln Handlungen, welche die Zeit, in ihrem ſchnellen Laufe, der Vergeſſenheit dahin gegeben hatte.

13.

Seit dem Tage, wo der erzürnte Himmel ſeine Schrecken zu Xeres ausbrechen ließ, wo die Macht

Digitized by Google

cayó el poder de España;
subiendo al trono gotico
la prole de Ismel:

14.

Hasta que rotas fueron
las ultimas cadenas,
y tremoladas vieron
de Alhambra en las almenas
los ya vencidos árabes
las cruces de Isabel.

15.

A tí fue concedido
eternizar la gloria
de los que ha distinguido
la paz ó la victoria,
en dilatadas épocas
que el mundo vió pasar.

16.

Y á tí de dos naciones,
ilustres enemigas,
referir los blasones,
hazañas y fatigas;
y de candor histórico
dignos egemplos dar.

17.

Europa que anhelaba
de tu saber el fruto;
y ofrecerle esperaba
en aplausus tributo
la nueva de tu pérdida
debe primero oir.

18.

La parca inexorable
té arrebató á la tumba;
en eco lamentable
la bóveda retumba,
y alla en su centro lóbrego
sonó ronco gemir,

19.

¡ Ay! perdona, ofendido
espíritu, perdona....
si en la region de olvido
ciñes áurea corona,
y tus virtudes sólidas
tienen ya gelardon,

20.

No de una madre ingrata
el duro ceño acuerdes;
que nunca se dilata
la existencia que pierdes,
sin que la túrben pérfidas
envidia y ambicion.

Spaniens, von Grund aus zerstört, fiel, wo der Stamm Ismaels den Thron der Gothen besties:

14.

Bis zu dem Augenblicke, wo die letzten Ketten zerbrochen wurden, wo die besiegten Araber die Kreuze Isabellens auf den Zinnen von Alhambra sich erheben sahen.

15.

Dir war es gegeben, den Ruhm Derjenigen zu verewigen, die der Friede oder der Sieg in den entfernten Zeiten, welche die Welt vorübereilen gesehen, berühmt gemacht hat.

16.

Du verdollmetschtest die alten Wappenschilde und die Thaten und Mühen der beiden erlauchten, feindlichen Nationen. Du hast ein würdiges Beispiel geschichtlicher Redlichkeit dargestellt.

17.

Europa seufzte nach den Früchten deiner Mühen, und hoffte seinen Beifall als Tribut dir darbieten zu können. Ach, da muß es die Schreckensnachricht deines Hinscheidens vernehmen.

18.

Die unerbittliche Parze hat dich ins Grab gestürzt. Das Gewölbe erzittert im kläglichen Echo, und ein dumpfes Aechzen schleicht durch die Gruft.

19.

Ach, vergib, zu tief beleidigte Seele! vergib.... Wenn in den Regionen der Vergessenheit du schon die goldene Krone aufgesetzt hast, wenn deine wahren Tugenden schon ihren Lohn empfangen haben,

20.

Erinnere dich der Härte einer undankbaren Mutter nicht mehr; denn das Dasein, dem du entnommen bist, dauert nie, ohne daß es durch des Neides und der Ehrsucht Treulosigkeit getrübt worden ist.

Digitized by Google

Byrons Schwanengesang.

Missolunghi, den 22. Januar 1824.

Ich vollende heut mein sechsunddreißigstes Lebensjahr.

1. Es ist Zeit, daß mein Herz gefühllos werde; denn es hat aufgehört, andere Herzen schlagen zu machen. Und dennoch, obgleich ich nicht mehr geliebt werden kann ..... liebe ich immer noch.

2. Mein Leben ist in seinem Herbst — die Blumen und Früchte der Liebe sind dahin ..... der nagende Wurm der Reue, der bittere Schmerz; das ist Alles, was mir übrig bleibt.

3. Das Feuer, welches meinen Busen verheert, gleicht einer vulkanischen Felsen mächtiger Flamme. Niemand entlehnt die Strahlen seines Lichts. Einem Scheiterhaufen gleich, betrübt er das Auge.

4. Hoffnung, Furcht, eifersüchtige Sorge, übertriebener Liebesschmerz, Macht der Leidenschaft, ich erkenne euch nicht mehr; und doch trage ich noch die liebeschwere Kette.

5. Aber es ist nicht hier, nicht hier, daß solcher Gedanke meine Seele bewegen soll! Jetzt nicht, wo der Ruhm die Zeichen des Siegs über das Grab der Helden erhebt, oder ihre erhabene Stirne krönt!

6. Siehe! da ist mein Schwert, mein Panier, mein Ehrenfeld und Griechenland! Der auf seinem Schilde getragene Spartaner war freier nicht.

7. Erwache! Dieser Schrei gilt Griechenland nicht mehr. Es ist erwacht. Erwache du, o meine Seele! erinn're dich, aus welcher edeln Quelle das Blut entsprungen ist, das in diesen Adern rollt. Schlage, schlage muthig drein!

8. Mit Füßen trete ich sie, die neuerwachende Leidenschaft. Schlummere, meines reifen Alters unwürdige Leidenschaft! Künftighin muß ich gegen das Lächeln oder gegen die Verachtung der Schönheit gleichgültig sein.

9. Bedauerst du die verlorne Jugend: warum lebst du noch länger? Hier ist das Land, wo ein ehrenvoller Tod deiner harrt. Auf zum Kampfe, Byron! und sage Lebewohl dem Leben.

10. Suche, was der Sterbliche nicht immer findet, suche das Grab des Kriegers. Es ist deiner werth. Blicke um dich, erwähle den Ort, wo du sterben willst, und erfreue dich der Ruhe der Tapferkeit.

Ueber den geistigen Zustand der amerikanischen Bundesstaaten.

Ein Bürger der vereinigten Staaten von Nordamerika, Herr Ingersoll, hat in der Versammlung der philosophischen Gesellschaft, im Namen des Ausschusses des historisch-moralisch-literarischen Vereins, eine Rede gehalten, in welcher er die Fortschritte seines Vaterlandes, in geistiger Hinsicht, dargestellt hat. Er beginnt mit der Erziehung. „Die Konstitution der vereinigten Staaten", sagt er, „verpflichtet die Regierung, die Ausbreitung der Wissenschaften und der nützlichen Kenntnisse zu begünstigen. In den eilf neuen Staaten sind zur Unterhaltung der Schulen, Akademien, Kollegien und Universitäten bedeutende Summen festgestellt worden. In den meisten der älteren Staaten findet dasselbe statt. In einem einzigen Staate, der nur 275,000 Einwohner hat, erhalten mehr als 40,000 Zöglinge einen freien Unterricht in den Schulen. Die Gesammtmasse aller Zöglinge im ganzen Bundesstaat kann über eine halbe Million angeschlagen werden. In der Stadt Philadelphia werden 3000 Kinder auf Kosten der Republik unterrichtet, wobei jedoch diejenigen, welche sich in den Privat- und Wohlthätigkeitsschulen befinden, nicht eingegriffen sind. Die Kosten belaufen sich im Ganzen auf fünf Dollars für jedes Kind. Ungefähr 3000 Zöglinge beendigen ihre Studien auf den Kollegien und Universitäten. 1200 besuchen die Medizinalschulen, einige Hunderte die theologischen Seminarien, und wenigstens Eintausend studiren die Jurisprudenz.

„Der Buchhandel ist aufs innigste mit den Fortschritten der Erziehung verbunden. Die Länder, in denen die Pressen ruhen, sind gewöhnlich auch eben die, in denen es um die Erziehung am übelsten bestellt ist. In den vereinigten Staaten ist man noch nicht so weit gekommen, selbst Bücher zu schreiben; aber dessen ungeachtet wird dort eine ungeheure Menge fabrizirt, das heißt, man druckt die nach welche bereits ganz fertig aus England kommen. Auf solche Weise sind von der „Philosophie von Dugald Stewart" acht Ausgaben, oder 7500 Exemplare erschienen. Ein Kapital von 500,000 Dollars ist zum Nachdruck der „Encyclopedie von Rees" verwendet worden. Nahe an 20,000 Exemplare, oder 500,000 Bände der Romane Walter Scotts, haben seit neun Jahren die amerikanischen Pressen verlassen. Die hohen Abgaben, welche auf der Einfuhr fremder Bücher haften, machen diesen Nachdruck fast nothwendig, ohne ihn jedoch ganz entschuldigen zu können. Es erscheinen mehr als tausend öffentliche Blätter in den vereinigten Staaten.

„Dreitausend erwählte Bürger vertreten den Bundesstaat in fünfundzwanzig gesetzgebenden Klassen. Außerdem gibt es noch mehrere freie Vereinigungen, deren Verhandlungen nach den Gesetzen statt finden, und alle diese Gesellschaften, die in andern Gegenden so viele Besorgnisse und so viele Unruhen verursachen, sind hier nicht nur sehr unschuldig, sondern sie stiften in philosophischer Hinsicht, auch außerordentlich viel Gutes. Sie schärfen und berichtigen den Verstand

Digitized by Google

ihrer Mitglieder, mäßigen alle Arten von Ausschweifung und Zügellosigkeit und bilden oft recht mackere Redner. Wie in dergleichen Gesellschaften, vom methodistischen Klubb bis zum Kongreß auf dem Kapitol, der Gang der Angelegenheiten immer ein und derselbe ist, so verbreitet sich die Gewohnheit der gesetzgebenden Verhandlungen allmälig über alle Klassen, was eben deshalb bemerkt zu werden verdient, weil der gesetzgebende Vorstand der vereinigten Staaten sich bei weitem mit größerm Anstand und Ruhe und auf eine viel weniger willkührliche Weise beträgt, als in Europa. Das Haus der Gemeinen in England besteht aus beinahe siebenhundert Mitgliedern, wovon jedoch selten mehr als sechzig bis siebenzig Theil an den öffentlichen Verhandlungen nehmen. Die meisten Gesetzentwürfe werden daselbst von deshalb besonders besoldeten Beamten entworfen, und ungeachtet der Allmacht des Parlaments, ist es den Mitgliedern desselben nicht erlaubt, seine im Innern geäusserte Meinung auch außerhalb bekannt zu machen. Alle diese Hindernisse finden auf dem amerikanischen Kongresse nicht statt.

„Zehntausend Aerzte praktiziren in der Heilkunde. Die Staaten von Massachusets, Rhode-Island, Connecticut, New-York, Pensilvanien, Virginien und Ohio, haben zum Studium derselben besondere Kollegien, weshalb im Staate von New-York auch noch zwei Universitäten bestehen, so wie gleichfalls eine in Pensilvanien, eine in Maryland, eine in Massachusetts und eine in Kentucky. Eine Probe von den Fortschritten dieser Kunst in Nordamerika, ist die allgemein angenommene Meinung: daß das gelbe Fieber nicht ansteckend sei, eine Meinung, die sich von dort aus weiter verbreitet hat, und die endlich durch den Ausspruch von fünfhundert und siebenundsechszig berühmten Aerzten, gegen achtundzwanzig, als erwiesen entschieden worden ist.

„Man berechnet ungefähr siebenhundert Kongregationskirchen in den allgemeinen Staaten von Neu-England, und fast eben so viele Geistliche oder Prediger dieses Kultus. Die presbyterianische Kirche zählt in den vereinigten Staaten ungefähr 700 Pastoren, 185 Lizenziaten, 147 Kandidaten und über 1400 Kirchen, in denen im Jahre 1822 mehr als 100,000 Anhänger zum Abendmahl gegangen waren. Sie hat ihre Seminarien in den Staaten von New-Jersey, New-York und Tenessee. Die methodistische Kirche besteht aus drei Distrikten, 1100 reisenden Geistlichen und ungefähr 3000 angestellten, die, ausser dem geistlichen Stande, noch irgend ein bürgerliches Gewerbe treiben. Sie hat zwölf Konferenzplätze und mehr als 2300 Bethäuser. Die Täufer haben mehr als 2300 Bethäuser und sehr viele Vorsteher; ausserdem noch drei theologische Seminarien in Neu-England, New-York und in der Stadt Washington. Die Universalisten unterhalten 120 Prediger, und theilen sich in 200 Gemeinden. Sie geben acht Zeitschriften heraus. Die Lutheraner, die holländischen und verbundenen Reformirten, die mährischen Brüder, die Freunde, und eine Unzahl anderer Kirchen, haben alle ihre besondern Seminarien, eine sehr zahlreiche Geistlichkeit und eine große Menge öffentlicher Tempel und Bethäuser. Die englische Kirche ist in den vereinigten Staaten bis auf zehn Bisthümer und dreihundert Tempel angewachsen. Sie hat ein Seminarium und den ganzen Anschein eines sehr blühenden Zustandes. Im Ganzen kann die Zahl der Kirchen und Bethäuser auf 8000, die der Geistlichen auf 6000, die der Seminare auf 12 und die der Gemeinden auf 500 berechnet werden.

„Eine einfache katholische Mission, die im Jahre 1790 bestand, hat sich seitdem in eine ausgebreitete Hierarchie verwandelt, die eine erzbischöfliche Kirche, zehn Bisthümer und bei hundert Kirchen enthält, von denen einige sehr prachtvoll sind, und ungefähr von hundert und sechzig Priestern bedient werden. *) Man findet gegenwärtig katholische Niederlassungen in allen Theilen des Bundesstaats, von den Kapellen von Damascotti in der Maine, und von Boston, bis zu denen von S. Augustin in Florida und von S. Louis in Missuri. Die Seminarien dieser Religion befinden sich zu Barbstown und zu Frankfurt in Kentucky, so wie im Staate von Missuri. Ein katholisches Kollegium befindet sich zu S. Louis und ein anderes zu New-Orleans, womit zugleich eine Schule des gegenseitigen Unterrichts verbunden ist. Andere sind zu Baltimore, im Distrikt von Columbia, zu Emmitsburg in Maryland und zu Philadelphia errichtet worden, in welcher letztern Stadt man auch eine katholisches Waisenhaus gestiftet hat. Merkwürdig ist der Umstand, daß der Orden der Jesuiten, nachdem er in Europa unterdrückt worden war, in Amerika wieder neue Wurzel geschlagen hat. Ein Noviziat wurde im Jahre 1807 zu Georgetown, im Distrikt von Columbia, eröffnet. Die Kongregation war im Jahre 1814 schon so beträchtlich, daß sie durch eine päbstliche Bulle besonders organisirt zu werden verdiente, und gegenwärtig 26 Väter, 27 Studenten, 14 Novizen und 26 Laienbrüder enthält. Mehrere dieser Geistlichen befinden sich auf Missionsreisen in den verschiedenen Theilen des Bundesstaats. Das erste in Maryland gestiftete katholische Kollegium steht seit 1805 gleichfalls unter der Leitung der Jesui-

*) Um diesen schnellen Anwachs weniger wunderbar zu finden, erinnere man sich, daß im Jahre 1790 Kanada und Louisiane, zwei durchaus katholische Provinzen, noch nicht zu den vereinigten Staaten gehörten.

Digitized by Google

ten. Es iſt ſo eingerichtet, daß es zweihundert Zöglinge in ſich aufnehmen kann, zu deren Gebrauch eine große Bibliothek, ein phyſikaliſches Kabinet, ein chemiſches Laboratorium und griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche, engliſche, mathematiſche, philoſophiſche, phyſiſche und andere Lehrſtühle vorhanden ſind. Der Kongreß hat dieſes Kollegium zum Rang einer Univerſität erhoben. Außerdem beſtehen noch mehrere weibliche Klöſter in den vereinigten Staaten, von denen das nahe am Hafen von Tobacco in Maryland das älteſte iſt.

Erzählung einer durch den Honig der Weſpe Lechequana verurſachten Vergiftung. Von Auguſt von Saint-Hilaire.

Ariſtoteles, Plinius und Dioscorides haben verſichert, daß in einer gewiſſen Jahreszeit der Honig der Gegenden nahe am Kaukaſus Diejenigen raſend mache, welche ihn genieſſen, und Xenophon erzählt, daß in der Nähe von Trebiſund einige Soldaten der Armee der Zehntauſende krank wurden, weil ſie von dem im Felde aufgefundenen Honig gegeſſen hatten. Dieſe Angaben werden durch die mehrerer neuern Schriftſteller beſcheinigt, wie z. B. durch den Pater Lambert, durch Tournefort und vorzüglich durch Guldenſtädt, Pallas Reiſegefährten. Alle dieſe Reiſenden haben erkannt, daß es die Blumen der Azalea pontica, und vielleicht auch die des Rhododendrum ponticum ſeien, die dem Honig von Mingrelien dieſe betäubende Eigenſchaft geben.

Aber nicht allein in Kleinaſien hat man dies bemerkt. Seringe erzählt die Geſchichte zweier Alpenhirten der Schweiz, die ebenfalls mit dem Honig ſich vergifteten; den die gewöhnliche Hummel aus dem Aconitum napellus und dem Leocotonum ſaugt. Denienigen, welchen die Bienen Penſylvaniens, der Süd-Karolina, Georgiens und der beiden Floridas aus der Kalmia angustifolia, latifolia und hirsuta, ſo wie aus der Andromeda mariana ziehen, verurſacht oft, nach Benjamin, Smith und Barton, Magenkrämpfe, Schwindel und Wahnſinn. Azzara berichtet endlich, daß der Honig der beiden gewöhnlichen Bienengattungen zu Paraguay die vollkommenſte Trunkenheit, Konvulſionen und heftige Schmerzen verurſacht.

Ungeachtet aller dieſer vereinten Ausſagen gibt es heut zu Tage noch Schriftſteller, welche die Erzählung des Geſchichtſchreibers der Zehntauſend ein Mährchen nennen. Aber ſelbſt, wenn wir alle jene obigen Thatſachen nicht kennten, ſo würden wir in dem, was Auguſt Saint-Hilaire auf ſeinen Reiſen ſelbſt erfahren hat, die vollkommenſte Beſtätigung von der Wahrheit jenes Zufalls finden.

Nachdem er lange Zeit den Ufern des Rio de la Plata und des Uraquay gefolgt war, gelangte er in eine große Wüſte, die nur von Jaguars und großen Heerden wilder Pferde, Hirſche und Struße bevölkert war. In der Erwartung eines Führers, der ihm aus der Ferne zugeſendet werden ſollte, verweilte er einige Tage am S. Annenſtrom und machte mehrere botaniſche Ausflüge in der Umgegend. Auf einer dieſer Exkurſionen erblickte er ein Weſpenneſt, das ungefähr einen Fuß über der Erde an den Zweigen eines kleinen Baumes hing. Es war beinahe von ganz ovaler Form, von der Größe eines Kopfs, von grauer Farbe und faſt von derſelben Maſſe, wie die europäiſchen Weſpennester. Zwei Männer aus ſeinem Gefolge, ein Soldat und ein Jäger, zerſtörten es und zogen den Honig daraus hervor. Saint-Hilaire genoß ungefähr zwei Eßlöffel davon, eben ſo die beiden Finder, und Alle fanden ihn von einer angenehmen Süße und durchaus von jenem apothekerhaften Nachgeſchmack befreit, den man ſo oft bei dem unſerigen findet. Bald darauf verſpürte Saint-Hilaire einen Magenſchmerz, der mehr beläſtigend als ſtechend war. Er ſtreckte ſich unter ſeinem Wagen aus und verfiel in einen tiefen Schlaf. Bei ſeinem Erwachen fühlte er ſich ſo ſehr geſchwächt, daß es ihm unmöglich war, fünfzig Schritte zu thun. Er kehrte unter ſeinen Wagen zurück und fühlte ſein Geſicht von Thränen übergoſſen, denen plötzlich ein konvulſiviſches Lachen folgte.

Während dem kam ſein Jäger und ſagte mit verſtörtem Geſicht zu ihm, daß er ſeit einer halben Stunde umherirre, ohne zu wiſſen, wo er ſich befinde. Er ſetzte ſich unter den Wagen neben ſeinen Herrn, der von demſelben Augenblicke an von der fürchterlichſten Agonie befallen wurde. Er verſpürte zwar keine großen Schmerzen, aber er verfiel in eine ſo große Schwäche, daß ſie einer vollkommenen Auflöſung glich, während welcher er in beſtändiger Todesangſt ſchwebte. Seine Augen verdunkelten ſich, und es war ihm unmöglich, die Geſichtszüge ſeiner Leute und das Blau des Himmels zu unterſcheiden. Er verſpürte lauwarmes Waſſer, und da er bemerkte, daß bei jedem Schluck, den er davon hinunterbrachte, der Schleier vor ſeinen Augen ſich einigermaßen erhob, ſo trank er faſt unaufhörlich. Endeſſen ſprang der Jäger plötzlich auf, zerriß ſeine Kleider und warf ſie von ſich, ergriff eine Flinte, ſchoß ſie ab und lief mit dem Geſchrei davon, daß Alles rings um ihn her in Feuer und Flammen ſtehe. Der Soldat, der ebenfalls von dem giftigen Honig gegeſſen hatte, war Anfangs ſehr krank geweſen; aber da er kurz hernach ſich erbrochen hatte, ſo gelangte er bald wieder zu Kräften, obgleich er ſich noch immer leidend fühlte. Nachdem auch er einige Zeit unter dem Wagen verweilt hatte, ſtieg er zu Pferde, gallop-

Digitized by Google

pirte umher, ſtürzte, und man fand ihn einige Stunden nachher im tiefſten Schlaf auf derſelben Stelle und in derſelben Lage, in welcher er gefallen war.

Das warme Waſſer, welches Saint-Hilaire in großer Menge getrunken hatte, brachte endlich die gehoffte Wirkung hervor, und er brach, mit vieler Flüſſigkeit, auch einen Theil des genoſſenen Honigs wieder aus. Er fühlte ſich bedeutend erleichtert und konnte den Magen, das Feld und die nächſten Bäume unterſcheiden. Er deutete ſeinen Leuten an, wo ſie ein Brechmittel finden würden, und nahm es zu drei verſchiedenen Malen. Nach der dritten Erbrechung befand er ſich wieder in ſeinem frühern natürlichen Zuſtande. Faſt zu gleicher Zeit kehrte auch beim Jäger die Vernunft wieder zurück, und er zog ſeine Kleider an. Am nächſten Morgen fühlte ſich Saint-Hilaire noch ein wenig ſchwach, der Soldat war auf einem Ohre taub und der Jäger verſicherte, daß ſein ganzer Körper ihm wie mit einer klebrigten Materie überſtrichen ſcheine.

Saint-Hilaire ſetzte am nächſten Morgen ſeine Reiſe fort und äuſſerte gegen ſeine Leute den Wunſch, einige Weſpen von der Gattung zu erhalten, deren Honig eine ſo ſchreckliche Wirkung hervorzubringen im Stande ſei. Man bemerkte bald ein dem geſtrigen durchaus vollkommen ähnliches Weſpennеſt, welches von den Perſonen ſeines Gefolges der im Lande unter dem Namen Lechequana bekannten Weſpe gehörig erkannt wurde. Des traurigen Beiſpiels ungeachtet, welches ſie erſt am Tage vorher vor Augen gehabt hatten, aßen die Indianer, welche ſich mit den Reiſenden befanden, doch von dieſem Honig, und, ſonderbar genug, ſie fühlten ſich nicht im geringſten davon beläſtigt.

Sobald Saint-Hilaire die Wüſte verlaſſen und die Miſſions-Provinz betreten hatte, befragte er viele Perſonen über den Honig der Lechequana. Alle, Portugieſen, Guaranis und Spanier, ſtimmten darin überein, daß dieſer Honig nicht immer gleich gefährlich ſei, aber daß er zu gewiſſen Zeiten eine Art von Trunkenheit und Wahnſinn verurſache, von dem man ſich nur durch Brechmittel zu befreien im Stande ſei, und der oft den Tod geben könne. Man verſicherte ihm auch, daß man ſehr gut die Pflanze kenne, aus welcher die Lechequana-Weſpe ihren vergifteten Honig ſauge; aber da man ſie ihm nicht zeigen konnte, ſo mußte er ſich leider mit den gegebenen Beſchreibungen und ſeinen Vermuthungen begnügen, nach welchen er die paullinia australis als die betreffende benennen zu können glaubt.

Neue Verſuche über den Magnetismus.

Herr Scoresby hat ehemals bewieſen, daß man Stahlſtangen einen hohen Grad von Magnetismus geben könne, wenn man ſie in einer vertikalen Stellung und den untern Theil gegen eine Eiſenrutde geführt, ſchlage. Er hat dieſes Verfahren dadurch vervollkommnet, daß er die Stahlſtangen zwiſchen zwei Eiſenſtangen von drei Fuß*) Breite und einem Fuß Länge ſchlug. Die Stahlſtangen hatten den achten Theil eines Zolls im Durchmeſſer. Wenn man ſich einer einzigen Eiſenſtange bediente, ſo trug ein Stahldrath von ſechs Zoll Länge einen Nagel von 186 Gran Schwere; aber wenn man, bei dem neuen Verſuche, zwei Stangen gebrauchte, ſo trug der Drath 326 Gran. Wenn man ſich, bei dem neuen Verfahren, einer Stange von acht Fuß Länge bediente, ſo trug der Stahldrath von ſechs Zoll Länge 669 Gran, oder viermal ſeine eigene Schwere.

Die Theorie dieſes Verfahrens iſt nach Scoresby, daß die Schläge auf die ſich berührenden magnetiſchen Subſtanzen eine gleiche Theilung zwiſchen ihnen bewirken, eben ſo wie die Körper bei der Verſchiedenheit der Temperatur im Gleichgewichte mit der Temperatur zu ſehen ſich beſtreben, wenn ſie in Berührung ſind. Sobald die beiden großen Eiſenſtangen durch ihre Lage magnetiſch geworden waren, mußte die dazwiſchen befindliche Stahlſtange einen Theil ihres Magnetismus annehmen, weil die Schläge ihr eine gewiſſe Schwingung beibrachten. Eben ſo verliert ein Magnet, den man gegen einen Feldſtein, oder einen andern minder magnetiſchen Körper reibt, einen Theil ſeiner magnetiſchen Kraft.

*) Das iſt wahrſcheinlich ein Druckfehler im Original, und ſollte drei Zoll Breite heißen.

Ein einfacher Goldblatt-Elektrometer.

Dieſer Elektrometer beſteht aus einem einfachen Goldblatt, das an einer Scheibe von Zink, von dreizehn Zoll im Durchmeſſer, die den Knauf des Inſtruments bildet, aufgehängt wird. Dem Goldblatte gegenüber befindet ſich eine kleine, an einem metalliſchen Faden aufgehängte Kugel, die man mit Hilfe einer Schraube dem Blatte nähern, oder davon entfernen kann. Um dieſe Zubereitung zu vervollkommnen, bedient man ſich einer kupfernen Scheibe mit einem gläſernen oder metallenen Stiel. Die Elektrizität, welche durch die Berührung des Kupfers und des Zinks hervorgebracht wird, macht ſich auf folgende Weiſe fühlbar: Man ſtellt die kupferne Scheibe auf die von Zink, man ergreift die mikrometriſche Schraube mit

Digitized by Google

der einen Hand, man berührt das Kupfer mit der andern und trennt es vom Zink. Sogleich nach der Trennung schlägt das Goldblatt gegen die Kugel, wenn die Distanz zwischen beiden nicht über 0,05 Zoll ist. Zehn Berührungen derselben Scheiben würden erforderlich sein, um eine fühlbare Bewegung zwischen den Blättern eines verdichtenden Elektrometers hervorzubringen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

Die Arbeiten von Pompeji werden ununterbrochen fortgesetzt, und fast bei jedem Schritte ermuthige eine neue Entdeckung zu neuen Nachforschungen. Man hat vor Kurzem in einer Straße, nördlich vom Forum, die ersten öffentlichen Bäder entdeckt. Das Ganze besteht aus drei großen, neben einander befindlichen Zimmern. Im ersten befinden sich längs den Wänd, den kleinerne Becken. Am schmalsten Ende ist ein viereckigtes, in der Erde ausgegrabenes Becken, das nur für eine Person bestimmt gewesen zu sein scheint, und zu dem man auf Stufen hinabsteigt. Im Nebenzimmer sieht man ein sehr schönes Marmorbecken, das größer, aber nicht so tief als das erste ist. Am Rande sieht man eine Inschrift, die den Preis der Erbauung angibt. Das dritte Gemach ist noch nicht gänzlich ausgegraben. Es ist mit Geräthen verziert, dessen Grund roth und blau und mit andern Gegenständen überdeckt ist. Auf dem Mittelstücke erblickt man Kupido mit zwei Meerrossen, einem Delphin hinter und einem Anker und zwei Delphinen auch vorne. Am Eingang sieht man einen Jüngling, der sich auf einen Panther stützt und eine Krone nebst einem Köcher in der Hand hält. Es soll wahrscheinlich ein Bachus mit den Waffen Amors und des Herkules sein.

Schreiben Taylors über Herkulanum und Pompeji.

Herkulanum und Pompeji sind so wichtige Gegenstände für die Geschichte des Alterthums, daß, um sie wohl zu studieren, man unter ihnen leben und weben muß. Um einige sehr interessanten Nachgrabung zu folgen, habe ich mich im Hause des Diomedes etablirt, das sich hart am Stadtthore, nahe am Wege zu den Gräbern befindet und so bequem ist, daß ich es dem Pallast vorgezogen habe, der nahe am Forum ist. Nebenan befindet sich das Haus Sallusts. — Man hat schon sehr viel über Pompeji geschrieben, und man hat sich oft irre leiten lassen. So beschäftigte sich z. B. ein Geistlicher, Namens Martorelli, zwei Jahre lang damit, in einer dicken Denkschrift zu beweisen, „daß die Alten das Fensterglas nicht gekannt haben," und vierzehn Tage nach der Herausgabe seiner mühseligen Arbeit entdeckte man ein Haus, in welchem noch alle Fensterscheiben auf's Beste erhalten waren. Man kann indessen kühn behaupten, daß die Alten die Glasfenster eben nicht besonders liebten, und daß bei ihnen das Tageslicht gewöhnlich zur Thür hereinkam. Aber bei den Reichen fand man schöne Fensterscheiben, die eben so klar und durchsichtig waren, als die böhmischen, und die man mit Einfassungen von Bronze umgab, was unstreitig prächtiger und dauerhafter war, als unsere hölzernen Fenstergestelle.

Ein sehr geistreicher und talentvoller Reisender, der vor Kurzem Briefe über Morea herausgegeben hat, so wie mehrere andere Schriftsteller, finden es außerordentlich auffallend, daß die neuern Konstruktionen im Morgenlande durchaus denen von Pompeji gleich sind. Wollte man ein wenig darüber nachdenken, so würde man diese Gleichheit nicht anders als sehr natürlich finden. „Alle Künste sind uns vom Orient zugekommen", und man kann das Alles denen nicht genug wiederholen, die von dem Wunsche befreit werden, sich selbst und ihr Publikum zu unterrichten.

Die Nachgrabungen werden mit Ausdauer, vieler Ordnung und Sorgfalt fortgesetzt. Man hat ganz neuerdings, in einem neuen Stadtviertel, prächtige Bäder entdeckt. In einem der Säle habe ich vorzüglich drei Statt von Bronze von bisher ganz unbekannter Form und auf's Beste erhalten bewerkt. Auf einem davon befand sich das Skelett eines Frauenzimmers, dessen Hals und Arme mit Edelgesteinen und goldenem Schmuck bedeckt waren. Ich habe das Halsband näher betrachtet und kann versichern, daß es von bewundernswürdiger Arbeit ist, und daß unsere geschicktesten Goldarbeiter nichts Kostbareres und Geschmackvolleres zu verfertigen im Stande sein dürften. Es ist schwer, das Gefühl zu beschreiben, von dem man ergriffen wird, wenn man hier, Gegenstände an den Orten selbst berührt, wo sie so viele Jahrhunderte lang verborgen geblieben sind. Eines der Fenster war mit sehr schönen Glasscheiben versehen, die man nach dem Museum zu Neapel gebracht hat. Alle Kleinodien sind dem König vorgelegt worden und sollen in einigen Tagen öffentlich aufgestellt werden.

Pompeji ist zwanzig Jahrhunderte lang in den Eingeweiden der Erde verborgen gewesen, ganze Nationen sind darüber verschwunden, und hier sind alle Druckfäler unversehrt, alle Verzierungen sich vollkommen gleich geblieben. — Wenn ein Zeitgenosse Augusts hier wieder erstehen könnte, so würde er ausrufen: „Sei gegrüßt, o mein Vaterland! Meine Wohnung ist die einzige auf der ganzen Erde, die unverändert dieselbe geblieben ist und in der ich alle Gegenstände meiner Neigungen wieder finden kann. Hier ist mein Lager, hier meine Lieblingsbücher, hier meine Malereien, so frisch, als sie aus dem Pinsel des Künstlers hervorgegangen sind. Ich erkenne Alles in dieser Stadt, Alles, bis auf den Platz im Theater, wo ich so oft die schönen Szenen des Terenz und des Euripides bewundert und beklatscht habe."

Rom ist nur ein großes Museum; aber Pompeji ist ein lebendiges Alterthum.

— Die Jesuiten haben im Zentrum Irlands ein sehr großes Besitzthum für unaefähr 500,000 Franken gekauft, um dort eine Direktorial-Niederlassung ihres Ordens zu stiften.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 14. Zweiter Jahrgang 1825. 6. April.

Erfindung der Dampfkanonen.

So viel man auch bisher über die Kraft und Gewalt des Dampfes, und über seine Wirkungen gesagt und geschrieben haben mag, so groß und bedeutend auch bereits der Nutzen ist, den man bei der Bereitung der Maschinen und in den Manufakturen und Künsten dadurch erzielt hat, so ist die neueste Erfindung Perkins doch nichts desto weniger bewunderungswürdig, selbst in einem Zeitraume, wo das menschliche Genie den Gipfel der natürlichen Forschungslinie erreicht zu haben scheint. Wir haben ganz vor Kurzem Gelegenheit gehabt, in der Manufaktur des so eben Genannten, im Regents-Park, das ausserordentliche Instrument zu sehen, das von seinem Erfinder eine „Dampfkanone" genannt wird.

Der Mechanismus besteht ganz einfach darin, in den Auffangsbehälter irgend einer Dampfmaschine ein Kanonenrohr zu befestigen, an den zwei Röhren angeschraubt werden, durch welche in das Innere der Kanone eine gewisse Zahl von Kugeln rollt, die von dort, mit Hilfe des Dampfs, eine nach der andern, und zwar zwischen vier- und fünfhundert in einer Minute, abgeschossen werden. Die Stärke vom Drucke des Dampfs, der, indem er dem Behälter entströmt, die Kugeln hinaustreibt, ist ungefähr von siebenhundert Pfund für jeden Quadratzoll. Eine Flintenkugel, die durch eine solche impulsive Gewalt, auf die Entfernung von hundert Fuß von der Kanone, gegen eine Eisenplatte geschleudert wird, flacht sich an derselben vollkommen ab. Wenn aber die Gewalt von achthundert und vierzig Pfund für jeden Quadratzoll ist, so zersplittert die Kugel dergestalt, daß man kaum noch den kleinsten Splitter davon wieder aufzufinden vermag.

Die Kanone, deren man sich in Perkins Manufaktur zu diesem Gebrauche bediente, stand durch die Mauer hindurch mit der Dampfmaschine in Verbindung, und konnte weder des Raums, noch der Lokalität wegen, anders aufgestellt werden, weshalb auch die ganze Einrichtung keiner besondern Modifikation, weder in der Gewalt noch in der Wirkung, unterworfen werden kann. Aber wenn, was wohl kaum noch zweifelhaft ist, diese neue Erfindung zum Kriegsgebrauch anwendbar gemacht werden sollte, so würde es ein Leichtes sein, eine ambulante Dampfmaschine damit in Verbindung zu setzen, deren Umfang vermindert, auf eben dieselbe Weise und mit einer noch größern Schnelligkeit gebraucht werden kann, als ein gewöhnliches Feldstück. Der Kostenaufwand würde dafür im Vergleiche sehr mäßig sein.

Perkins beschäftigt sich eben jetzt mit der Anfertigung eines Vierpfünders, der leicht mit zwei Pferden wird fortgeschafft werden können. Das Publikum wird in Kurzem das Verdienst dieser Erfindung zu beurtheilen im Stande sein. Was man indeß auf keinen Fall bezweifeln kann, das ist die Sicherheit des Resultats, von dem wir selbst Augenzeugen gewesen sind. Etwas Ausserordentliches bei diesem Verfahren ist noch die große Oekonomie, die im Vergleiche mit der gegenwärtigen Bedienung der Artillerie dabei

Digitized by Google

ſtattfindet. Es iſt erwieſen, daß bei dieſer Dampfkanone ein Pfund Steinkohle denſelben Effekt macht, als vier Pfund Pulver, bei der gewöhnlichen Verfahrungsweiſe; das heißt, daß ein Pfund Steinkohle einen ſo hinlänglichen Dampf gibt, um mit gleicher Gewalt den Druck hervorzubringen, als vier Pfund Pulver.

Nach dem, was wir ſchon über die Art und Weiſe geſagt haben, mit welcher die Kugeln geſchleudert werden, halten wir es für überflüſſig, uns noch mehr über die Schnelligkeit auszudehnen; aber wir wollen hier noch einen andern Vortheil, im Bezug auf die arme Menſchheit, andeuten. Es iſt faſt ganz unmöglich, daß man bei dieſer Kanone je eine Explosion zu befürchten habe; denn je ſchneller die Schüſſe auf einander folgen, um ſo mehr vermindert ſich alle Ahnung einer Gefahr dieſer Art, weil der Zug des Dampfes in dieſem Falle ohne alle Hinderniß in die äußere Luft ſtrömt, in welcher er ſich verliert. Wie viel Menſchen haben nicht ſchon ihr Leben durch jene Zufälle verloren, welche man beim Gebrauche des Pulvers nicht immer zu vermeiden im Stande iſt.

Was das Verfahren an ſich ſelbſt anbelangt, ſo verſehen zehn Kanonen, welche nach dieſem neuen Syſtem eingerichtet worden, denſelben Dienſt, als zweihundert gewöhnliche Feuerſchlünde, und ein Schiff, das nur mit ſechs Dampfkanonen verſehen wäre, würde bei weitem gefährlicher als ein großes Linienſchiff von vierundſiebenzig Kanonen ſein. Wenn man nun dies Syſtem im Allgemeinen ausführbar machen wollte, ſo könnten die Kriege, wenn man deren dennoch haben müßte, nur von kurzer Dauer ſein, weil kein Volk zu ihrer längern Unterhaltung genügend und hinreichend ſein würde.

Einige geſchickte Genie- und Artillerie-Offiziere haben mehrfache Zweifel darüber aufgeſtellt, „ob dieſe neue Erfindung, die an ſich ſelbſt ſchon ſehr merkwürdig iſt, weil ſie die ungeheure Gewalt des Dampfs in ein noch helleres Licht ſtellt, wirklich im Kriege in Anwendung und Ausübung gebracht werden könne.“ Dieſe Zweifel können jetzt nicht mehr ſtatt finden, weil die Sache durch ſich ſelbſt zu klar und unwiderſtreitbar erwieſen worden iſt. Ein Sechsunddreißigpfünder kann, mit ſeiner vollkommenen Zubehör und mit Inbegriff des Keſſels, ſehr bequem mit vier oder fünf Pferden auf dem Schlachtfelde manövriren, und mit einer fünfzigmal größern Geſchwindigkeit bedient und abgeſchoſſen werden, als die gewöhnliche Kanone.

Wir wiſſen aufs Beſtimmteſte, daß der „griechiſche Ausſchuß“ um die Erlangung einiger Dampfkanonen bei Perkins ſich verwendet hat, um dieſelben zur Belagerung von Patras und der andern Feſtungen Griechenlands ſich zu bedienen, die ſich noch in der Gewalt der Türken befinden. Der Erfinder hat jedoch ihrem Begehren nicht entſprechen können, weil das brittiſche Miniſterium bereits mit ihm übereingekommen iſt, und ſich das ausſchließliche Privilegium dieſer Erfindung vorbehalten hat. Man ſagt, daß Lord Gambier einen ſehr vortheilhaften Bericht, über dieſe neue Erfindung, an die Regierung abgeſtattet hat, und daß ſie in Kurzem in Ausführung gebracht werden ſoll. Wir wünſchen dies um ſo mehr, weil wir eben erfahren, daß der franzöſiſchen Regierung der Entwurf einer Dampfkanone vorgelegt worden iſt, die mit einem einzigen Schuſſe mehrere Tonnen heißes Waſſer ſchleudern ſoll, ein Verfahren, welches vorzüglich auf der See ſehr gefährlich und unbeilbringend ſein müßte. Man verſichert uns, daß in franzöſiſchen Arſenälen daran mit großer Thätigkeit gearbeitet wird.

Einem geſchickten Arbeiter iſt es gelungen, mit Hilfe einer neuen Maſchine, in weniger als zweiunddreißig Stunden eine Kanone vollkommen auszubohren und zu beendigen; eine Operation, zu welcher man, bis auf den gegenwärtigen Augenblick, in allen Fabriken und Stückgießereien wenigſtens drei Wochen Zeit gebraucht hatte. Es bleibt uns noch übrig, hinzuzufügen, daß die Dampfkanone eine ſolche Schleuderungsgewalt hat, daß ein Schiff, deſſen Seitenwände ſelbſt zwei Fuß dick wären, von der Kugel durch und durch gebrochen wird. — Der Wunſch des Menſchenfreundes und des Philoſophen, bei allen dieſen neuen oder vervollkommneten Zerſtörungsmitteln, iſt, nicht daß ſie neue Kriege herbeiführen und das Elend derſelben noch mehr verbreiten, ſondern im Gegentheil, daß ſie der Vernunft des Menſchen zur Stütze dienen und den Verheerungen dieſer gräßlichen Seuche auf immer ein Ende machen mögen.

Streifereien durch Nordholland, im Juni 1824. *)

Hollands geographiſche Geſtalt zeichnet den Reiſen durch dieſes Land faſt immer dieſelbe Richtung vor. Man beſucht Haag und man geht nach Amſterdam über Leyden und Harlem, ohne ſich lange in dieſen beiden Städten aufzuhalten. Auf ſolche Weiſe bleibt ganz Nordholland, das beißt der merkwürdigſte Theil des Königreichs, ſeitwärts. Ganz eigene Umſtände müſſen zuſammentreffen, wenn man dieſe Provinz bereiſen, und die Sitten derſelben, die von denen aller übrigen ſo ſehr verſchieden ſind, näher

*) Dieſe Mittheilungen werden durch die neueſten Ueberſchwemmungen ſehr merkwürdig.

Digitized by Google

beachten ſoll. Der Vereinigung dieſer Umſtände ſind die nachfolgenden Erinnerungen zu verdanken.

Dieſe reiche und intereſſante Gegend, die mitten in die Fluthen der Nordſee hinausragt, iſt durch ihre Geſtalt merkwürdig genug. Sie iſt mit dem Feſtlande nur durch eine ſchmale Landzunge verbunden, ungefähr zwanzig Stunden lang und manchmal ſechs bis ſieben Stunden breit. Sand und Wellen bedecken ſie beſtändig zu überdecken. Der Boden iſt faſt überall niedriger als das Meer, das nur durch hohe Dämme zurückgehalten wird. Seit einigen Jahren hat man eine ſehr ſchöne Landſtraße zwiſchen Harlem und Alkmaar erbaut; aber ſeitwärts davon iſt das Land, der Niederungen wegen, unburchdringlich. Dieſer Weg iſt aus Backſteinen erbaut und mit einer dünnen Sandlage überdeckt. Man hat hier zu Lande, wo Alles künſtlich iſt und weshalb man mit Recht ſagt: daß die Holländer ſich ihr Land ſelbſt geſchaffen haben, damit anfangen müſſen, ſich Erde zu gewinnen, und man beutet die Thonlager aus, und bereitet Backſteine aus dem Gehalt derſelben, mit denen die Straßen gepflaſtert und die Häuſer erbaut werden; man benutzt den Thon außerdem noch zu Allem was man ſich nur denken kann, inclusive einer ungeheuern Menge weißer Tabakpfeifen, die eine der vorzüglichſten Produktionen dieſes Landes ſind. Der Felsſtein iſt gänzlich unbekannt, und man holt ihn aus den Gebirgen Norwegens, um die Dämme damit zu erbauen, oder aus den Marmorbrüchen Italiens, um die Häuſer damit zu ſchmücken.

Wir verließen Harlem um drei Uhr Morgens in einem Landeswagen, „Kirback“ genannt, der ſehr leicht und ziemlich bequem iſt. Er iſt den holſteinſchen Fuhrwerken ähnlich und hat den Schlag oder Eintritt am Hintertheil, was für das Ein- und Ausſteigen eben ſo bequem als ſicher iſt. Bald waren wir zu Welz angelangt. Die Landſtraße bis dahin war mit Landhäuſern beſetzt geweſen, deren Anblick überhaupt merkwürdig genug iſt, ohne daß ſie eine Erwähnung im Einzelnen verdienen. Sie ſind gewöhnlich von glänzend weißer Farbe, oder auch grün und hellgelb übertüncht. Die Dächer ſind mit großer Sorgfalt eingerichtet und die Ziegel ſind mit dunkelbrauner Oelfarbe überſtrichen, was einen ſehr hübſchen Effekt macht. Die Reinlichkeit und Ordnung, welche überall vorherrſchend iſt, kann nicht beſchrieben werden. Man bemerkt mehrere oft ſehr ſchöne Bäume, wie Ahorn, Buchen, Pappeln, Linden, Ulmen u. ſ. w.; aber umſonſt ſieht man ſich nach Kaſtanienbäumen, Akazien, Platanen und Nußbäumen um. Vor dem Hauſe befindet ſich immer ein Raſenplatz, den die Sonne, bei unſerer Vorüberfahrt, ungeachtet der Feuchtigkeit des Bodens, geld gefärbt hatte. Hier und da ſind Blumen in Körben oder Töpfen ausgeſtellt, und ſchmücken oft die Treppen an der Auſſenſeite des Hauſes. Zwiſchen dem Raſenplatz und der großen Straße befindet ſich ein breiter mit grünem, ſtehendem Waſſer angefüllter Graben, deſſen Unbequemlichkeit nicht die Augen allein betrifft. Ueber denſelben ragt an dem einen Ende der unvermeidliche hexagonale Pavillon, in dem man den Kaffee trinkt, wo die Männer rauchen und aus welchem die ganze Familie die Vorübergehenden auf's Genaueſte examinirt.

Jener maliziöſe Reiſende, der behauptet hat, daß die größte Luſt und Wonne der Holländer darin beſtehe, ſich an dem Ufer eines Kanals niederzulaſſen, und ſtundenlang einen Froſch zu betrachten, hat, wie ſo viele Andere, einen Witz auf Unkoſten der Wahrheit machen wollen. So viel iſt jedoch gewiß, daß die Geduld, lange Zeit unbeweglich und unverwandt vor ſich hinſtarrend zu bleiben, in den holländiſchen Pavillons mehr einheimiſch, als in andern Ländern iſt. Um endlich die Karakteriſtik dieſer ländlichen Wohnungen der reichen Bürger zu vollenden, muß man noch hinzufügen, daß man über eine leichte Brücke an zwei kleine eiſerne Thüren gelangt, über welchen gewöhnlich der Name des Hauſes mit goldenen Buchſtaben geſchrieben iſt, der nicht immer ganz einfach und frei von Prätention genannt werden kann, wie z B. „ſanfte oder ſüße Ruhe, fern von Geſchäften, holde Muße u. ſ. w.“

Das Alles iſt ſehr zierlich, oft ſchön und grün und friſch, wenn die Hundstage ſich noch nicht fühlbar gemacht haben. Aber bei allebem fehlt dieſen Landſchaften der Wechſel und jener ſtille Reiz der Natur, den man nicht durch die Kunſt zu erzwingen vermag. Zu dem muß man in dieſer flachen Ebene auf das, was man Ausſicht zu nennen pflegt, Verzicht leiſten, denn Alles, was man rings um ſich erblickt, gleicht ſich vollkommen. Indeſſen gibt es in der Umgebung von Harlem einen Punkt, der, in dieſer Beziehung, eine beſondere Ausnahme verdient, und der ein bewunderungswürdiges Panorama darſtellt. Beinahe eine halbe Stunde von dieſer Stadt, in nordweſtlicher Richtung gegen das Meer, entdeckt man die maleriſchen und maieſtätiſchen Ruinen einer Feſtung mitten auf einer faſt unabſehbaren Wieſe. Es iſt Brederode, und wenn man nur etwas von der Geſchichte der Inſurrektion der Niederlande weiß, ſo wird dieſer Name nicht ohne ein hohes Intereſſe bleiben.

Die Familie von Brederode, eine der mächtigſten und angeſehenſten des Landes, behauptete von den alten Grafen von Holland abzuſtammen. Ihr Haupt ſetzte ſich, oder vielmehr wurde an die Spitze der „Lumpen“ geſtellt. Er war eben ſo ſchön und wohlgeſtaltet, als ausſchweifend, eigenſinnig und ohne

Digitized by Google

reelle Kraft, und erinnerte an die Rolle, die der Herzog von Beaufort in der Fronde- oder Schleuderzeit ſpielte. Er ſtarb, ruhmlos wie dieſer, auf ſtrem dem Boden. Sein Anhang war ungeheuer. Er betrieb ſeine Verſchwörungen mit vielem Geräuſch, und wenn man noch heut die ungeheuern Rauchfänge ſieht, denen der Stempel ihrer Dienſte aufgeprägt iſt, ſo glaubt man noch den unaufhörlichen Feſten beizuwohnen, die ſie geſchwärzt haben. Man glaubt, wenn man dieſe durch die Beſuche von Tauſenden abgenutzten Treppen hinaufſchreitet, noch die Spuren der beſpornten Ferſen zu bemerken, die ſie im ſechszehnten Jahrhunderte berührten. Die hohen, dunkelrothen Thürme zeichnen ſich bewunderungswürdig über der grünen Fläche aus, die ſie umgibt. Dieſer Raſen hat Alles umhüllt und in den Gräben hier und da einige Hügel überdeckt, die eben ſo hübſch, als in dieſem Lande ſelten ſind. Die Umgebung wird mit vieler Sorgfalt ausgeſchmückt, und dient den Bewohnern von Harlem zu einem ihrer liebſten und angenehmſten Spaziergänge.

Von dort gelangt man, auf einem Sandwege, nach dem traurigſten Theile des Landes, wo der Sand allein herrſchend iſt, und wo man, ſo gut man kann, nach einer kleinen „Erdbaberhütte“ ſich hinauf bemüht. Dort befindet man ſich auf den Dünen, wo die Ausſicht prachtvoll iſt. Es iſt ein Reichthum, ein Wechſel, den man nicht zu beſchreiben vermag, der aber auf das fühlende Gemüth einen großen Eindruck macht. Man erblickt zuerſt ſich gegenüber das Y, das Wytermeer und den See von Harlem, dieſe innern Meere, die das Land beſtändig mit ihren Ueberſchwemmungen bedrohen. Sie ſind zu allen Zeiten mit einer großen Menge von Segeln bedeckt, welche die Spiegelfläche in allen Richtungen durchſchneiden, und auf der entgegengeſetzten Seite mit zahlreichen, ſehr wohlhabenden Dörfern umgeben. Bei heiterm Wetter ſieht man ſehr genau die hundert Windmühlen von Saardam, und links die Wieſentrieften von Nordholland, mit den Hainen, die jedes Häuschen, jeden Meierhof umgeben. Rechts ragt Harlem mit ſeiner ungeheuern Kathedralkirche empor, von dem breiten Sparen bewäſſert, der beſtändig mit reichbeladenen Schiffen bedeckt iſt, die ihre Maſten und Segel zwiſchen den Dächern und Bäumen hindurch zeigen, und den Anblick nur um ſo anziehender und intereſſanter machen. Nahe bei der Stadt ſieht man einen kleinen Trümmerhaufen, der den Ort bezeichnet, wo während der furchtbaren Belagerung Don Juan von Toledo ſein Hauptquartier hatte, und die allerausgeſuchteſten Grauſamkeiten und Abſcheulichkeiten verübte. Dort war es, wo alle Bewohner von Harlem, vorzüglich aber die Frauen, unter der Anführung des berühmten Simon Haslaar, einen ſo bewunderungswürdigen und glücklichen Muth bewieſen. Endlich ruht der Blick auf jenen Ruinen von Brederode aus, die ſich an einen ſchönen Wald lehnen, und die weiten Triften, mit den reichſten Heerden überdeckt, zu beherrſchen ſcheinen.

Wenn der Anblick, den der andere Theil des Gemäldes darbietet, nun auch nicht ſo angenehm genannt werden kann, ſo iſt er darum doch nicht weniger treffend. In der Ferne dehnt ſich das Meer, ſo weit der Geſichtskreis reicht, aus; aber ehe das Auge ſich darauf auszuruhen vermag, muß es mit wirklicher Qual eine faſt eine Stunde breite Wüſte, auf der Tod und Verheerung ruhen, überfliegen. Nichts iſt trauriger, als dieſer Ozean beweglichen Sandes, und dieſe Reihefolge von Hügeln und Schluchten, welche die Erreichung des Meeres eben ſo beſchwerlich zu machen ſcheinen, als es ſelbſt leicht und bequem zu beſchiffen iſt. Einige kaum grünliche und verkrüppelte Geſträuche zeigen ſich von Zeit zu Zeit in den Schluchten, wo ſie gegen den Wind gedeckt ſind. Sie allein unterbrechen dieſe gräßliche Einſamkeit. Man überſieht mehrere Stunden weit einen ſolchen Erdſtrich, und vom Helder bis nach Seeland dehnen ſich dieſe traurig beſchützenden Wüſteneien überall zwiſchen der Zivilisation und dem Meere aus. Es iſt der Tod, dicht neben dem regen, warmen Leben, und der Effekt eines jeden Theiles dieſes Gemäldes wird noch bedeutend mehr durch den daneben befindlichen Kontraſt erhöht.

Die Frage über die Fruchtbarmachung dieſer Dünen iſt für Holland von der größten Wichtigkeit, und hat ſeit Langem die geſchickteſten Landwirthe beſchäftigt. Sie wird durch zwei Hinderniſſe beſtritten. Das erſte davon liegt in der Natur dieſer Erhöhungen ſelbſt, wo manchmal der reine Sand keine Vegetation zuläßt; das zweite beſteht in der Gewalt der Stürme, die vom Meere heranbrauſen und die Dünen, nebſt Allem was man darauf gepflanzt hat, zerſtören. Deshalb hat auch die erſte Operation darin beſtanden, ein Erdreich zu befeſtigen, deſſen Oberfläche beſtändig vom Winde durchwühlt wird. Man hat nun einige Theile mit Rohr (arundo arenosa), das am Ufer des Meeres wächſt, beſetzt, welches man verpflanzt, nachdem man es einen halben Fuß oberhalb der Wurzel abgeſchnitten hat. Auf ſolche Weiſe befeſtigt ſich der Boden nach und nach, ſowohl durch die Trümmer der erſten Pflanzen, und den Schlamm, den die Fluth mit ſich führt, als durch die gute Erde, die man oft aus ſehr großer Entfernung bis hierher bringt. Danach wird es entweder mit Gebüſch, oder Kartoffeln beſetzt, die am beſten darauf gedeihen.

Auf ſolche Weiſe kultivirt, gereichen dieſe Dünen dem Eigenthümer des Landgutes Elsboſch zum be-

Digitized by Google

sondern Vortheil. Er hat einen Theil davon, der zu seinem Gute gehört, mit recht hübschem Gehölz besetzt, das, ohne eine große Höhe zu erreichen, in fünfzehn Jahren schon sehr dicht geworden ist, dasselbe mit einem Kanal umgeben, und darüber, in Nachahmung der auf der Gotthardsstraße befindlichen, eine sogenannte „Teufelsbrücke“ erbaut, die nicht ganz so lächerlich ist, als man meinen sollte. Wir hatten selbst die Gelegenheit, bei ihm einen neuen, uns bisher ganz unbekannten Zndustriezweig zu bemerken. Eine von diesen Dünen besteht aus einem sehr feinen Sande, der in einer Höhe von 20 bis 25 Fuß einen Boden bedeckte, den man für fruchtbar hielt. Man stellte damit einige Versuche an, die nicht ganz mißlangen, und beschäftigte sich nun damit, den Berg, oder vielmehr die Erde desselben, als Kaufmannswaare nach dem Jnnern des Landes einzuführen. Zu diesem Zwecke, und zu ihm ganz allein, wurde ein schiffbarer Kanal erbaut, der auf der einen Seite mit den Kanälen von Harlem in Verbindung stand, und auf der andern immer tiefer in den Hügel vordrang, je mehr Erde man aus ihm grub. Er sollte nach der Beendigung dieser Arbeit wieder zugeschüttet werden. Die Unternehmer hatten auch, wie man uns versicherte, ihre Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht, und ein schönes Stück Geld bei diesem Erdhandel gewonnen.

Unter den Equipagen, die wir auf den Landstraßen sahen, war uns vorzüglich eine sehr auffallend Man denke sich einen Tilburo, aber auf die Weise, daß er eine sich entfaltende Blume bildet, dargestellt, daß die Füße der Personen, die sich darin befinden, dicht zusammengeschoben sind, während ihr Körper sich bald auffer dem Wagen befinden. Man male sich nun dazu noch die nur immer erdenkliche Ernsthaftigkeit der auf diesem in Fächerform ausgebreiteten, sehr hohen Tabouret Sitzenden, aus, so hat man eine eben so einfache als genaue Jdee von diesem gefährlichen Fuhrwerke, welches man viel eher bei jedem andern Volke, nur nicht bei den vorsichtigen und schwerfälligen holländischen Bauern vermuthen sollte. Wenn man nun vor diesem Vehikel eines jener großen friesländischen Pferde sich denkt, die „Harttraber“ genannt, gewöhnlich glänzend schwarz sind, und den Schweif auf eine unwürdige Art an der Wurzel abgebauen haben, sodann zwei breite Bürger, die ganz schwarz gekleidet sind, und ungeheure Dreimaster auf den Schädeln tragen, nebst einer jener hübschen Figürchen an der Seite, deren Anzug ganz weiß ist und aus einem gleichfarbigen Schleier besteht, der weit hintennach das Luftmeer durchschimmt, so hat man von dem Ganzen ein ziemlich getreues Bild.

Am nächsten Morgen konnten sich unsere Augen nicht mehr an jener reichen und glänzenden Bevölkerung erfreuen; denn wir begegneten auf unserm Wege nur zahlreichen Zügen von Bauern, die sich mit ihren Früchten und Gemüsen und ihrer Milch nach Harlem verfügten. Auch dieses Schauspiel war jedoch nicht weniger merkwürdig und malerisch. Ein jeder dieser ländlichen Kaufleute trug seine Waare an einem Brette, welches durch einen runden Einschnitt um den Hals und über den Schultern angebracht war, und auf's Vollkommenste einem Ochsenjoche glich. An den beiden Ende dieses Bretts befanden sich Stricke, an denen lange Körbe angebunden waren, in welchen sich sein ganzes Magazin befand. Die Erdbeeren waren in zwei langen Linien kleiner Töpfe, von rother Erde, aufgestellt, und boten eine Reihefolge von sehr appetitlichen Pyramiden dar. Man weiß, daß der Gebrauch bei den Mägden allgemein in Holland ist, Milch und Wasser im Gleichgewichte zu tragen, wodurch sie die Fortschaffung dieser Gegenstände sich sehr erleichtern.

Von Welz nach dem hübschen Flecken Beverwyk zählt man mehr als eine Stunde. Die Umgebungen des Weges bleiben fast immer dieselben; aber so wie das gewöhnlich der Fall ist, die bloßen Luxushäuser werden seltener und beträchtlicher, je mehr man sich von den Städten entfernt. Eins unter andern, das einem gewissen Herrn Hooft gehört, hat die prachtvollste Vegetation, die man sich nur immer denken kann. Die hohen Laubgänge, die fast eine Meile lang sind, können mit Allem verglichen werden, was England in dieser Hinsicht nur immer Schönes darzubieten vermag. Man ist erstaunt, so große und so schöne Bäume aus einem Boden emporsteigen zu sehen, der nur auf dem Wasser zu schwimmen scheint, und man möchte fast nach den eisernen Reifen und Stangen sich umsehen, durch welche man sie unterstützt glaubt. Wenn man Beverwyk ein Dorf nennen will (und da es weder mit Mauern umgeben ist, noch städtische, dicht an einander gereihte Häuser hat, seine Bewohner sich auch fast allein nur mit der Landwirthschaft beschäftigen, so kann man ihm kaum einen andern Namen geben) so ist es bestimmt eins der schönsten auf der ganzen Erde. Der Glanz der rosenroth gemalten Fenstenscheiben der meisten Häuser, die Bäume der Hauptstraße, die streng in Fächerform ausgeschnitten sind, die große Zahl der Kutschen und die fast ängstliche Reinlichkeit, die man daselbst bemerkt, geben ihm ein ganz eigenes Ansehen.

Entfernt man sich wieder von diesem Ort, so verschwinden die Landhäuser nach und nach, die Region der Weidetriften beginnt, und mit ihr der Anblick jener prächtigen Heerden, die, so zu sagen, den ganzen Horizont überdecken und allein genügen, Nordholland

Digitized by Google

ein großes Intereſſe zu geben. Man verliert endlich das Meer, das man ſo lange zur Rechten gehabt hat, aus dem Geſichte, und erblickt nur noch hier und da, zwiſchen den Bäumen hindurch, die rothen Segel, die über den Dächern und Wieten emporſchwellen und ſie zu durchſchneiden ſcheinen. Bald darauf verliert man auch die erquickenden Schattendome, und ſieht eine weite, einförmige, grüne Ebene vor ſich, auf der ſich nur einige zerſtreute Weidenbäume, neben den eben nicht maleriſchen Umzäunungen, und gekrümmten Baumſtämmen, oder Gegenſtänden, die doch wie ſolche ausſehen, zeigen. Man muß die Letztern in der Nähe ſehen, um ſich zu überzeugen, daß es ungeheure Wallfiſchknochen ſind, die als werthlos hier aufgeſtellt wurden, damit die Kühe ſich daran reiben können. Aber nicht immer iſt man ſo beſorgt, die Bequemlichkeit der Thiere zu befriedigen, und wir ſahen längs der Straße mehrere kleine Käfichte, in denen ſich, je eins und eins, Kälber befanden, die dort gemäſtet wurden, und in einen ſo engen Raum gezwängt waren, daß ſie ſich nicht im Geringſten bewegen konnten. Zuerſt hatten wir dieſe Ställe nur für Kapaunen oder Gänſe beſtimmt geglaubt.

Man gelangt bald auf die zum Schloſſe Market gehörigen Ländereien, das an und für ſich ſelbſt das größte Gebäude dieſer Gegend iſt. Die Waldungen des Schloſſes erſtrecken ſich bis gegen die Landſtraße, und kleine, mit Inſchriften verſehene Pfähle deuten an, daß alle dieſe Felder und Haine zur Privatjagd des Herrn N* gehören. Von Market nach Allmaar iſt die Landſchaft eben nicht beſonders merkwürdig. Einige minder ſchöne Fluren, als die belgiſchen, mit einer ungeheuern Menge Kartoffeln bepflanzt, und mehrere Viehheerden auf weiten Triften, machen den ganzen Schmuck des Landes aus. Man ſieht hier jenes künſtliche Erdreich nicht mehr, das die Induſtrie aus Meerſchlamm ſich geſchaffen hat, und das man ein holländiſches Wunderwerk nennen möchte. Dies Land würde jedem andern vollkommen ähnlich ſein, wenn man nicht immer die Dünen vor Augen hätte, die den Reiſenden erinnern, daß er den Ozean zur Seite hat, der hinter ihnen ſich oft hoch über ſeinem Haupte erhebt, und ihn zur ſchnellern Fortwanderung zu drängen ſcheint.

Man erreicht bald das Dörfchen Caſtrieum, und dieſer lateiniſche Name, mitten unter alle den Pfs und Danks, verſetzt uns ſchnell in die Zeiten der Bataver und der Einfälle der Römer in dieſen Gegenden. Ein wenig weiterhin erinnern die Ruinen von Egmont an eine andere Invaſion und an ein anderes Jahrhundert des Muths, der Tapferkeit, des Widerſtandes und der Tirannei. In der Nähe von Allmaar nimmt Alles eine neue Eleganz an, und das Laubgewölbe, unter welchem man dahinrollt, wird mit jedem Schritte ſchöner und erquickender. Die Trachten werden merkwürdiger, und man erblickt bald jenes berühmte Gehölz, den Lieblingsſpaziergang der Bewohner von Allmaar, für den ſie eben ſo begeiſtert ſind, als die von Harlem und Haag für den ihrigen. Holland iſt beinahe das einzige Land, wo eine jede Stadt, dicht an ihren Thoren, einen prächtigen Wald hat, der als ein allgemeines und geheiligtes Eigenthum betrachtet wird. Die Urſache davon ergibt ſich von ſelbſt.

Wenn man plötzlich, und wie durch einen Zauberſpruch, von den ſchmutzigen Flecken des ſüdlichen Frankreichs, oder den armſeligen Dörfern Polens und der Mark Brandenburg, oder den elenden Hütten Irlands, nach Alkmaar verſetzt würde, ſo könnte man kaum glauben, daß dies Land von Geſchöpfen derſelben Gattung, als die andern bewohnt ſei. Der Anblick iſt ſehr auffallend. Man betritt eine kleine, ganz offene Stadt, die kaum 10,000 Einwohner hat. Es hält ſich kein verunkender Hof darin auf, der ihr den äußern Schein des Reichthums mittheilen vermöchte. Sie hat weder Mineralwaſſer, noch hohe Gerichtshöfe und andere Regierungsanſtalten, die einem Orte eine gewiſſe Opulenz zuwenden. Sie exiſtirt allein durch ſich ſelbſt, durch den Fleiß, die Ordnungsliebe und Sparſamkeit ihrer Einwohner, und bleibt ſich immer gleich. Nichts läßt ſich indeſſen mit ihrem Glanze und ihrer Schönheit vergleichen. Sie iſt ſehr alt, und die Dächer der Häuſer, an den Giebeln von einander geſchieden, zeigen ſich vertikal, und ſehen faſt wie kleine Thürme aus, die gegen die Straßenſeite eine Reihefolge von Feſtons von großer Eleganz bilden. Das Aeußere der Häuſer iſt überhaupt mehr ausgeſchmückt, und ſie ſind mehr verſchieden, als im Haag, obgleich dieſe letztere Stadt durchaus ſchön modern iſt. Die Farben ſind oft grell, und die Mauerſteine behalten gewöhnlich ihre natürliche Farbe, obgleich ſie auch manchmal gelb oder grün überſtrichen werden. Jedes Haus beſindet ſich hart an der Straße, wodurch eine Aehnlichkeit mit den engliſchen Gebäuden entſteht. Statt der Gräben aber, die dieſe vom Wege ſcheiden, haben die holländiſchen Häuſer vorndin einen kleinen Wall von Stein oder Eiſen, der eine Art von Terraſſe umſchließt. Wenn man dieſe Vorſprünge abſchaffen wollte, ſo würde die Straße auf jeder Seite ein hübſches Marmor-Trottoir haben. Aber dieſe Art von Feſtungswerk iſt dagegen auch wieder maleriſch, und was den Effekt anbelangt, den die Schlägel an den Thüren, die ſehr reinlich gehaltenen Straßen und die ſchönen Spiegelſcheiben machen, ſo iſt er zu bekannt, als daß man länger noch darüber ſprechen ſollte. Der Luxus dieſer Fenſterſcheiben beſteht darin, daß

Digitized by Google

ſie leicht roſenroth, blau und vorzüglich violett gefärbt ſind, wodurch den äuſſern Gegenſtänden ein Farbenmantel übergeworfen wird, der oft eben ſo angenehm als merkwürdig iſt. Obgleich dieſe Scheiben ſehr thener ſind, ſo findet man ſie doch in den kleinſten Städten und ſelbſt in den Dörfern.

Das Rathhaus zeigt ſich plötzlich mitten in der groſſen Straße. Seine Architektur iſt mehr geſchnörkelt und ausgezackt, als alle übrigen Gebäude. Die Kühnheit der Ausſchnitte der kleinen Thürme, die Tauſende von Roſazen und Oglven, ſind nicht ganz geſchmacklos und kleinlich. Es iſt eine Zierlichkeit und eine feine Vollendung darin, die man ſonſt nirgends wiederfindet. Die neue Stadt Edinburg, welche die ſchönſten neuern Häuſer enthält, bietet, in ihrer ganzen Ausdehnung, nicht ſo viel mikroſkopiſche Arbeit dar, als das kleine Rathhaus von Altmaar, das im verjüngten Maasſtabe dem zu Brüſſel, dem Meiſterſtücke der Geduld und Detailarbeit, gleicht, bei dem man beinahe begreift, wie es möglich war, daß der Erbauer, als er bemerkte, daß das Reſultat ſeines ganzen Lebens, das Erzeugniß ſeines Studiums, ſeines Fleiſſes und ſeines Geſchmacks, durch einen ſchiefen Thurm gekrönt ſei, ſich aus Verzweiflung von demſelben herabſtürzte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Handelsſtadt Glasgow.

(Beſchluß.)

Glasgow hat drei groſſe Bibliotheken, deren Benuhung zwar nicht unentgeldlich iſt, und viele kleine durch Vereine aus dem Handwerksſtand gebildete Büchersammlungen. Die Theilnehmer zahlen wöchentlich oder monatlich einen Beitrag, der zehn bis zwanzig Centimen beträgt. Ein Verwalter dieſer Gelder beſorgt Ankauf und Ausleihen der Bücher. Auch dieſe Einrichtung verdiente anderswo nachgeahmt zu werden.

Für Handel und Induſtrie mag nicht leicht eine günſtigere Lage gefunden werden, als welche Glasgow beſitzt: in ſeiner Nähe befinden ſich reiche Steinkohlengruben, deren Ausbeute ſehr wohlfeil durch den Kanal von Monkland bezogen wird. Auf dem Clyde- und dem Forthſtrom und ihrem Verbindungskanal mögen die Erzeugniſſe der Werkſtätten dieſer Stadt, oder diejenigen, denen ſie als Stapelplatz dient, überallhin auf den geradeſten und mindeſt koſtbaren Wegen verſandt werden, und eben ſo hinwieder aus beiden Erdtheilen daſelbſt eintreffen.

Vor 1707 war der Handelsverkehr von Glasgow beinahe einzig nur auf Holland beſchränkt, und es wurde dafür die lange und gefährliche Schifffahrt um die Nordſpitze Schottlands eingeſchlagen. Die Vereinbarungsurkunde gewährte der Stadt freie Einfahrt ihrer Schiffe in den Seehafen aller britiſchen Kolonien. Bald nachher ward dieſelbe für Frankreich die Niederlage des Tabaks aus Maryland und Virginien. Im Jahr 1725 begannen ihre Fabrikationen von Leinwand, Linons und Batiſten, und ſie lieferten den bedeutſamſten Theil der vielfältigen Ausfuhr, bis die Verfertigung der Mouſeline ihren Anfang nahm.

Glasgow iſt die erſte Stadt Groſsbritanniens, in welcher Bandfabriken errichtet wurden. Es war im Jahr 1732, als einer ihrer Bürger zwei Bandſtühle und zwei Arbeiter, die mit dieſem Gewebe umzugehen wuſten, aus Holland mit Lebensgefahr herüber brachte. Solche Augenblicke der Verpflanzung und des Anbeginns eines neuen Induſtriezweigs verdienen bemerkt zu werden. In jedem Lande waren anfänglich Opfer dafür erforderlich, die ſpäter durch vielfältigen Gewinn erſetzt wurden.

Die Staatsumwälzung der nordamerikaniſchen Staaten führte gleichzeitig mit dem Wechſel der politiſchen Verhältniſſe der alten zur neuen Welt auch veränderten Handelsverkehr herbei. Für Glasgow, in deſſen Händen der Handel mit Amerika groſsentheils lag, war dies beſonders empfindlich. Es mußte der, ſo lange der Krieg dauerte, unterbrochene Handel neue Grundlagen erhalten, und er konnte zum Theil auch nur mit neuen und andern, als den früher gewohnten, Tauſchmitteln fortgeſetzt werden.

Beinahe um die nämliche Zeit ward durch Arkwright die mechaniſche Baumwollenſpinnerei nach Groſsbritannien gebracht. Die Bewohner von Glasgow ſäumten nicht, ſich die wichtige Neuerung zu Nutzen zu machen. Von dieſem Zeitpunkt erhielt ihre Gewerbſamkeit die ſchönſte Entwickelung, indem ihre Manufakturen ſich wetteifernd vervielfältigt haben. Die Bearbeitung von Hanf, Flachs und Wolle machte bald auch gleichmäßige Fortſchritte. Eiſengieſſereien wurden ſogar auch innerhalb der Stadt errichtet. Statt der früher auf den Tauſchbedarf ihrer nach den Kolonien abgehenden Schiffe beſchränkten Fabrikation, wurden nunmehr auch für den Bedarf von London und der bedeutſamſten Märkte Englands Manufakturerzeugniſſe geliefert, und die neue Ausdehnung des Handelsverkehrs fand ſich bald über alle Geſtade des europäiſchen Feſtlandes ausgedehnt.

Glasgow beſitzt gegenwärtig vierundfünfzig ausgedehnte Spinnereien, die nahe an ſechsmalhunderttauſend Spindeln zählen. Der bewegliche und unbewegliche Grundſtock dieſer Anſtalten wird auf fünfundzwanzig Millionen Franken berechnet. Achtzehn Feuerſtätten ſehen den Mechanismus von 2800 Baumwollwebſtühlen in Bewegung; ungerechnet 32,000 an-

Digitized by Google

dere, die von Menſchenhänden bewegt werden. Achtzehn Kattundruckereien erhöhen den Werth der Erzeugniſſe jener Stühle, und achtzehn durch Waſſerdämpfe getriebene Mangewerke können täglich 100,000 Meter jener Tücher rollen, eben ſo viele zurüſten, ohne ſie zu rollen, und 28,000 Meter glänzen. Von ſo bedeutſamer Ausdehnung iſt ein einziger der in Glasgow blühenden Induſtriezweige.

Anfangs wurden die Baumwollſpinnereien nur an Orten errichtet, wo durch Waſſerkraft ihre Bewegung erzielt werden konnte. Eine unerwartete Entdeckung machte bald möglich, dieſe reichen Manufakturen allenthalben anzulegen.

Ein Bewohner von Glasgow erwarb ſich den Ruhm, dem Kunſtfleiß einen der wichtigſten Vortheile, deren die Geſchichte der Künſte Meldung thut, verſchafft zu haben. Der Scharfſinn und Erfindungsgeiſt des berühmten Watt hat die Dampfmaſchine zu einer allgemeinen Bewegungskraft gemacht.*) Keine andere bisher bekannte Vorkehrung konnte mit ſo geringen Koſten, in ſo engem Raum, eine ſo anſehnliche, ausdauernde und regelmäßige Kraft gewähren. Watt gebört unter die Wohlthäter Englands. Ich war begierig, zu wiſſen, welches bedeutſame Merkmal der National-Dankbarkeit ihm zu Theil geworden ſei? Meine Frage darnach blieb aber unbeantwortet. Weder der König, noch die Miniſter, noch das Parlament haben, wie es ſcheint, daran gedacht, das Leben oder das Andenken eines Mannes zu ehren, dem die Völker des Alterthums, gleich dem Triptolemos, dem Erfinder der Anwendung der Mechanik auf den Landbau, Bildſäulen und Altäre errichtet hätten. Die Aſche des Schauſpielers Garrik ruht in den geweihten Hallen von Weſtminſter; und Watt's Gebeine liegen im dunkeln Winkel irgend eines unbekannten Kirchhofs.

Petersburger Sittentafel.

Das phyſiſche Gleichgewicht.

In mancher Stadt muß man fürchten, in den Straßen einen Dachziegel auf den Kopf zu erhalten, in S. Petersburg hingegen möchte man beſorgt ſein, jeden Augenblick von einem aus der Höhe herabſtürzenden Menſchen erſchlagen zu werden. Man erblickt an einem Hauſe einen Maurer, der an der äuſſern Mauer des zweiten oder dritten Stockwerks einige Ausbeſſerungen machen ſoll. Er hat deswegen kein beſonderes Gerüſt aufgeſchlagen, er ſpaziert vielmehr mit nackten Füßen auf einem Mauervorſprunge von ſechs oder acht Zoll Breite umher und arbeitet auf dieſe Weiſe. Man kann nicht begreifen, wie er, mit der ganzen Schwere des Körpers nach auſſen, mit den Fußſpitzen auf einem ſo ſchmalen Raume ruhend, nur das Gleichgewicht behalten könne, viel weniger noch, wie er zu arbeiten im Stande ſei. Aber weder jenem Wagbalſe, noch irgend Jemand unter allen Bewohnern dieſer großen Stadt fällt es ein, daß ein ſolches Unternehmen gefährlich ſei. Auf faſt allen Dächern, an hundert Häuſern, ſieht man ſolche Menſchen ſich bewegen, ohne Stricke, ohne Leitern, und nur mit der alleinigen Hilfe ihrer natürlichen Gewandtheit, ihrer Stärke und ihres phyſiſchen Gleichgewichts. Andere hängen von einer dünnen Stange herab an einem Strick, in einer oft ſchwindelnden Höhe für den Zuſchauer; aber ſie ſelbſt bewegen ſich darau mit einer Sicherheit und Gewandtheit, wie eine Spinne an ihrem Faden.

Oft begegnet man einem Pferd, das einen Karren, oder den vordern Theil eines Wagens nachzieht. Der Fuhrmann geht weder zu Fuß daneben, noch ſetzt er ſich auf's Pferd. Er ſteigt auf die ſchmale Latte, welche die beiden Räder verbindet, hält ſich aufrecht auf derſelben und jagt ſo im ſtärkſten Trabe über das holperichte Steinpflaſter dahin, deſſen Stöße ihn oft bis auf zehn Zoll in die Höhe ſchleudern. Wie ein Seiltänzer, und geſchickter noch als ein ſolcher, hält er die Beine etwas ausgebreitet und fällt immer wieder auf denſelben Punkt, von dem er im nächſten Augenblick wieder wie eine Feder emporgeſchnellt wird. Dabei hält er die Zügel in der einen und die Peitſche in der andern Hand und pfeift oder ſingt unaufhörlich fort. Bei den meiſten ruſſiſchen Fuhrwerken hat man wenig oder nicht an den Kutſchenſitz gedacht, demungeachtet findet der Roßlenker, gleichviel ob auf Kibitka, Drojenki oder Telega, überall ſeinen Platz; ſei es nun auf der Deichſel, oder auf der Achſe, auf dem ſchmalen Wagenrand, oder ſelbſt auf der Radſchraube, auf welcher letztern er ſich mit einem Fuße ſchwebend erhält, während das Rad, kaum einige Zoll neben ihm, ſich mit Blitzesſchnelle herumdreht. Seine Beine dienen ihm zur Balanzierſtange, und er weiß ſie ſo geſchickt zu gebrauchen, daß er, bei einer raſchen Wendung oder Ausbeugung, wo ein jeder andere Kutſcher mit einem ſo ſchmalen Gefährte unfehlbar umwerfen würde, es durch einen geſchickten Sprung glücklich auf den Rädern erhält.

Ich hatte vorgeſtern einen gewaltigen Schreck. Ganz gemächlich erging ich mich nämlich auf dem Quai der Millionne, als ein Menſch, ſchnaufend und ganz mit Schweiß übergoſſen, an mir vorübereilte, ungefähr fünfzig Schritte weiterhin einen Strick an

*) Die Stadt Glasgow nur allein beſitzt bei achtzig Dampfmaſchinen, deren Kraft eben ſo viele Werkſtätten, oder Manufakturen in Bewegung ſetzt.

Digitized by Google

das Geländer befeſtigte und ſich mit demſelben gegen die Newa hinunterſtürzte. Mein erſter Gedanke war, daß der Unglückliche ſich erſaufen wolle, und ich ſprang mit größter Haſt zu der Stelle hin, auf welcher er verſchwunden war. Da erblickte ich ihn an der Mitte der hohen, perpendikularen Mauer ſchwebend, den tiefen Strom faſt berührend. Er hängt mit dem Kopfe abwärts, den Strick leicht um ſeinen rechten Fuß geſchlungen, und befeſtigt mit den Händen einen andern an einem der eiſernen Ringe, um dadurch das Aufwärtsſteigen einer ſchwerbeladenen Barke zu erleichtern. Nach beendigter Operation ſchwingt er ſich wieder empor und haſpelt ſich an dem Strick aufwärts. Ich wendete mich an ihn, um ihm eine Vorſtellung über die Gefahr zu machen, der er ſich ausſetze. Er glotzte mich mit großen Augen an, ſchüttelte leicht mit dem Kopf und ſprang wie ein Reh auf und davon, um noch mehr als fünfzig Male, in einer jedesmaligen Entfernung von hundert zu hundert Schritt, daſſelbe Manöver zu wiederholen.

Vor Kurzem war ein großes, öffentliches Feſt auf dem ſchönen Iſaaksplatze. Der Kaiſer und der ganze Hof fanden ſich in der Kirche ein. Ringsum waren die Garden aufgeſtellt, um die ungeheure Zuſchauermenge im Zaum zu halten. Der größte Theil von dieſer war auf die hohen Bäume der neuen Promenade geſtiegen, die man die Boulevards nennt. Dort, und auf den zugeſpitzten Pfählen, die darum hinſtanden, hingen ſie wie Kletten, einer an und auf dem andern. Oft ſah man mehrere davon aufwärtsſpringen, oder auf den Rücken des Nachbars ſteigen, um den Uebrigen berichten zu können, was ſich außer dem Gewühl zugetragen, und wie weit das Schauſpiel vorgeſchritten ſei.

Letzthin ſah ich einen Handwerker mit einem wenigſtens dreißig Pfund ſchweren Steine in der Hand, einem Hunde nachlaufen, der ihm ein Stück Fleiſch, das wahrſcheinlich zu ſeinem Mittagseſſen beſtimmt geweſen war, geſtohlen und verzehrt hatte. Er machte große Sprünge und ſchrie dabei aus allen Kräften, indem er die Hand bald rechts bald links gegen den Mund hielt, um dem armen Vierfüßler glauben zu machen, daß mehrere Perſonen ſich auf beiden Seiten befänden. Dadurch verwirrt, blickt der Hund unſtät um ſich, der Ruſſe kömmt ihm näher, zielt im Laufe und trifft das Thier, das mit zerſchmetterten Beinen ſich heulend fortſchleppt. Einen Hund zu verfolgen, ihn mit einem ungeheuern Steine todten zu wollen, und nicht eher nachzulaſſen, bis der Zweck erreicht worden iſt, ein ſolcher Entſchluß kann nur im Kopfe eines Menſchen entſtehen, der an nichts verzweifelt, und den das Gefühl ſeiner Stärke mit einem unumſtößlichen Vertrauen auf ſich ſelbſt erfüllt.

Ein Ruſſe geht ſelten einem ausreiſſenden Pferde aus dem Wege, und kaum wird er ſich die Mühe geben, vor einem mit vier Roſſen beſpannten Fuhrwerke auf die Seite zu treten. Er weiß, daß er nur eine kleine Wendung zu machen braucht, um das Pferd zu vermeiden, und daß er ſtark genug iſt, um deſſelben Meiſter zu werden, wenn er es für nöthig erachten ſollte. Es macht ihm eine wahrhafte Schadenfreude, auf das Geſchrei der Kutſcher und Jockeien nicht zu hören, und es gerecht ihm zu einem Triumphe, deſſen er ſich nicht ungern rühmt, eine Kutſche zum Langſamfahren genöthigt zu haben. Ohne die vortreffliche Polizei würde es an Geräderten in Petersburg nicht fehlen.

Selbſt der Schlaf der Ruſſen hat etwas Karakteriſtiſches, das man ſo leicht bei keiner andern Nation findet. Die Arbeiter bei den öffentlichen Land- und Waſſerbauten ſuchen gewöhnlich die allergefährlichſten Stellen zu ihren Schlummerplätzen aus. Ein ſchwaches überragendes Brett an einem hohen Gerüſte, eine Leiter, ein Mauervorſprung von kaum einem Fuß Breite, oft auf der Höhe eines vierſtöckigen Hauſes, oder am Rande des Stroms, ſind die Lieblingsorte, die ſie zur Sieſte erwählen. Warum ſuchen ſie nun eben dieſe gefährlichen Stellen auf? Es geſchieht nicht aus Unachtſamkeit, nicht aus barbariſcher Beſchränktheit, die nicht über den gegenwärtigen Moment hinausſublicken vermag, ſondern vielmehr einer unwiderſtehlichen Neigung und Dollkühnheit wegen, die ihren Grund in dem Bewußtſein einer eiſernen Stärke, und einer queckſilberartigen Gewandtheit hat, die mit nichts verglichen werden kann. Dies Gefühl der Kraft und Unerſchrockenheit verdeutlicht ſich am beſten durch ihr Wort „nebos“ (fürchte nichts), das ſie beſtändig und bei jeder Gelegenheit im Munde führen, und durch welches mehr, als durch eine langgedehnte Beſchreibung, der eigentliche Hauptkarakter dieſes Volks bezeichnet wird.

Geht man in der Nacht an irgend einem Palaſte vorüber, in dem ſich noch Geſellſchaft befindet, ſo ſieht man die Kutſcher und Bedienten, ſeltſam zuſammengekrümmt, auf ihren Sitzen ohne Rucklehne, oder auf den hintern Auftritten, in Morpheus Armen ruhend. In einem andern Lande würde man ſo etwas als ein Kunſtſtück betrachten; hier iſt das etwas ganz Gewöhnliches, und die Kutſcher bringen ſo den größten Theil der Nacht zu. Die kleinen elf- bis fünfzehnjährigen Jockeis ſind indeſſen noch viel geſchickter. Sie legen entweder ihren Kopf auf die Mähne der Pferde, und behalten die Füße in den Steigbügeln, oder ſie ſtrecken ſich vollkommen und in horizontaler Lage darauf aus. Eine leichte Bewegung des Pferdes, und man ſollte vermeinen, daß das Kind hinabſtürzen

müſſe; aber ich habe nie ein Beiſpiel davon geſehen. Sonderbarer iſt es noch, wenn ſie ſich über die beiden Pferde hinweglegen, und auf den Rücken des einen den Kopf und auf dem des andern die Füße haben.

Wie vermöchte man es endlich, an dem phyſiſchen Gleichgewichte der Ruſſen zu zweifeln, wenn man ſie in ihrer Betrunkenheit geſehen hat. Dieſer Menſch ſtürzt, mit dem Kopfe voran, aus dem Branntweinhauſe. Man glaubt ihn ſchon der Länge nach ausgeſtreckt; aber keineswegs! er balancirt ſich wieder grade, er vermag nicht mehr zu gehen, und doch krauchelt er fort. Er berührt ein Pferd, eine Kutſche, und, wie aus Inſtinkt ſich bei Seite wendend, bleibt er immer unverletzt. Jetzt lehnt er ſich an eine Mauer, um einen Stützpunkt zu haben und ſein Equilibre wieder zu gewinnen. Dadurch ermuthigt, will er nun ſchneller fortſchreiten, er läuft einige Schritte weit, und fällt endlich mit Gewalt nieder. Man glaubt, daß er nicht mehr aufſtehen wird; aber nach einigen Sekunden erhebt er ſich wieder, ohne alle fremde Hilfe, und verfolgt taumelnd ſeinen Weg. Erſtaunlicher iſt noch die Gewandtheit der Fuhrleute, die, den Kopf von Branntweindünſten beſchwert, auf ihren Sitzen zu ſchweben ſcheinen. Man fürchtet, ſie in jedem Augenblick herabſtürzen zu ſehen; aber die lange Gewohnheit macht, daß ſie nicht nur ſich allein im Gleichgewicht zu erhalten verſtehen, ſondern daß ſie auch noch ihre Pferde geſchickt zu lenken und zu regieren wiſſen.

Dieſe Gewißheit, nie aus dem Takte zu kommen, und ſich überall helfen zu können, iſt nun freilich im Stande, die Ruſſen manchmal zu weit zu führen, weshalb ſie es für überflüſſig erachten, bei den verſchiedenartigen Unternehmungen die nothwendige Vorſicht in Anwendung zu bringen. Unternimmt man z. B. eine Reiſe, ſo wird der Kutſcher ſelten Stricke mitnehmen, um, im Fall etwas zerbricht, den Schaden dadurch vermindern zu können. Der erſte beſte Baum muß ihnen die Mittel dazu darbieten. Mit derſelben Leichtigkeit erſetzt er ein verlornes Eiſen, oder irgend einen Gegenſtand, der mit anderer Begleitung die Reiſe, wo nicht unterbrechen, doch unfehlbar verzögern würde.

Ich bin, ohne ſie beſonders aufgeſucht zu haben, Augenzeuge mehrerer ähnlicher Züge geweſen, in denen allen ſich Energie und phyſiſche Stärke eines Volks zeigt, das man im übrigen Europa noch viel zu wenig kennt, und das doch, in ſo mannigfacher Hinſicht, eine beſondere Aufmerkſamkeit verdient. Man ſucht neue Sitten und unbekannte Gebräuche bei den amerikaniſchen Volksſtämmen, und bei den Horden im Innern Afrika's, oder in den zerſtreuten Inſelgruppen der Südſee auf; aber was ſich dicht neben uns befindet, was mit uns in faſt beſtändiger Berührung ſteht, und ſo vielen Stoff zu intereſſanten Beobachtungen, zu tiefern Nachforſchen und zu äuſſerſt wichtigen Schlußfolgen darbietet, das beachten wir nicht, und bleiben uns ſelbſt, und den Fortſchritten der Ziviliſation um uns her fremd.

Napoleons Selbſtmord.

Napoleon hat dadurch keine Feigheit bewieſen, daß er ſeinen Sturz überlebt hat; Brutus und Kato hatten überwiegende Gründe, ſich den Tod zu geben; aber man bewundert Regulus nicht minder, der ſich viel lieber den gräßlichſten Martern ausſetzte, als daß er ſeinen Lebensfaden durchſchneiden wollte. Der Tod der beiden Erſten konnte auf das Geſchick der Republik einen entſcheidenden Einfluß ausüben; aber das Leiden des Letztern war ihr nützlicher, als ſein Sterben. Sein Selbſtmord, ſtatt die Rache zu erwecken, würde für eine Feigheit gehalten worden ſein, und dieſen Vorwurf verdient haben. Karthago wäre gerechtfertigt geweſen, und mußte nun fallen, der Marter des großen Mannes wegen.

An Napoleons Exiſtenz feſſelte ſich ein großes Intereſſe, große Beſorgniſſe. Er durfte weniger als jeder Andere über ſein Daſein ſchelten und ſich den Tod geben. Uebrigens hatte er einen Augenblick dieſe Schwäche, und man darf nicht länger an einer Thatſache zweifeln, die hiſtoriſch geworden iſt.

Es war nach der Abdankung zu Fontainebleau, in dem Momente, wo die Bande gänzlich gefallen war, und wo der Verluſt aller Illuſionen den höchſten Gewalt unmittelbar die Vernichtung aller noch höheren Illuſionen, der Freundſchaft und Erkenntlichkeit, zur Folge habe; in demſelben Momente, wo er ſich von allen denen verlaſſen ſah, die er mit Würden und Reichthümern überſchüttet hatte, und die nun heimliche oder offene Verträge ſchloſſen, um ſie ſich zu erhalten, oder ſie noch zu vermehren, und die ihm riethen, Alles zu verlaſſen.

Von der Entmuthung ſeiner alten Waffengefährten betroffen, von der Treuloſigkeit ſeiner älteſten Freunde zerknirſcht, in allen ſeinen Neigungen, ſeinen Hoffnungen und Wünſchen betrogen, verrathen, ſah Napoleon hier erſt die Menſchen, wie ſie ſind. Seit einigen Tagen ſchien er mit einem geheimen Plane beſchäftigt. Sein Geiſt ſchweifte unſtät in den finſterſten Gallerien der Geſchichte umher. Der Gegenſtand ſeiner vertrauteſten Unterhaltungen war immer der des freiwilligen Todes, den berühmte Männer des Alterthums in einer zweifelhaften Lage ſich gegeben hatten. Er beſprach ſich kaltblütig darüber, und hörte mit Theilnahme die entgegengeſetzten Meinungen an.

In der Nacht vom 13. zum 14. (April 1814) wurde

Digitized by Google

das Schweigen der langen Gänge des Palaſtes plötzlich durch häufiges Hin- und Hergehen unterbrochen. Die Bedienten ſtürzen Treppe auf Treppe ab, die Lichter in den innern Gemächern werden angezündet und Alles iſt in gröſter Bewegung. Man ſchlägt an die Thür des Doktors Ivan, man erweckt den Groß-marſchall Bertrand, man ruft den Herzog von Vicenza, man ſchickt nach dem Herzog von Baſſano, der in der Kanzelei wohnt. Alle langen in der gröſten Haſt an, und werden nach und nach in des Kaiſers Schlafzimmer geführt. Umſonſt leihet die Neugier ein aufmerkſames Ohr. Man vernimmt nichts, als Wimmern und Seufzen. Auf einmal wird die Thür aufgeriſſen, der Doktor Ivan ſtürzt heraus, eilt in den Hof, wirft ſich auf ein geſatteltes Pferd und eilt in gröſter Haſt auf und davon. Die tiefſte Finſterniß bedeckt mit ihren Schleiern das Geheimniß dieſer Nacht. Dieſe Begebenheit wird nun folgendermaßen erzählt.

Während der Retirade von Moskau hatte Napoleon darauf geſonnen, ſich ein Mittel zu verſchaffen, auf keinen Fall lebendig in die Hände ſeiner Feinde zu fallen. Er hatte ſich deshalb von ſeinem Leibarzte Ivan eine Doſis Opium *) bereiten laſſen, die er, ſo lange die Gefahr dauerte, beſtändig auf ſeiner Bruſt trug. Nachher hatte er ſie in ſeinem Schreibtiſche aufbewahrt. In jener Nacht nun ſchien ihm der Augenblick gekommen zu ſein, wo er Gebrauch davon machen müſſe. Der Kammerdiener, der hinter der halbgeöffneten Thür ſchlief, hatte gehoben, wie er ſich vom Lager erhoben, etwas in einem Glaſe Waſſer aufgelöſet und es ſodann allmälig ausgetrunken, wonach er ſich wieder niedergelegt hatte. Bald darauf hatten ſich heftige Schmerzen eingeſtellt, und ihm das Geſtändniß von ſeinem nahen Ende abgenöthigt. Er befahl zugleich, ihm ſeine getreuſten Diener zu rufen. Ivan erſchien gleichfalls, verlor aber den Kopf und lief davon. Kurz darauf ſtellte ſich eine lange Ohnmacht ein, während der ein dicker Schweiß hervorbrach. Die Schmerzen liſſen nach und alle Symptome der Vergiftung waren vorüber. Wahrſcheinlich hatte das Gift durch ſein Alter ſeine Kraft verloren, und brachte alſo nicht die Wirkung hervor, die man davon erwarten konnte. Napoleon erkannt noch zu leben, verfiel in tiefes Nachdenken. Endlich ſagte er: „Gott will es nicht!“ und entſchloß ſich nun, ſeinem Schickſale und ſeiner fernern Beſtimmung ſich gänzlich zu überlaſſen.

Nach ſeiner Rückkehr von der Inſel Elba, ungefähr ein Jahr nach dieſem Vorfalle, erinnerte er ſich lebhaft daran, und der Gedanke: „daß Alles möglich ſei, und man an nichts verzweifeln müſſe“, befeſtigte ſich tief in ſeiner Seele. Als er nun nochmals die Krone verlor, nochmals ſich ſchwermüthigem Nachſinnen überließ, und der Tod ihm wieder als das wünſchenswertheſte von allen Rettungsmitteln erſchien, ſtellte er ſehr ernſte Betrachtungen über den Selbſtmord an, und diktirte einige Gedanken über dieſen Gegenſtand, die bis jetzt noch nicht bekannt geworden ſind, und die wir unſern Leſern in wörtlicher Ueberſetzung mittheilen wollen.

„Hat ein Menſch das Recht, ſich zu tödten? Ja! wenn ſein Tod Niemandem Unrecht thut, und wenn ſein Leben für ihn ſelbſt eine Qual iſt.

„Wann iſt das Leben dem Menſchen eine Qual? Wenn es ihm nur Elend und Jammer darbietet.

„Aber da Elend und Jammer in jedem Augenblicke aufhören können, ſo gibt es keinen Augenblick im Leben des Menſchen, wo er das Recht hätte, ſich zu tödten. Denn die Minute, in welcher er ein Recht dazu hätte, würde nur im Augenblicke ſeines Todes da ſein, weil da allein erſt der Beweis ihm klar würde, daß ſein ganzes Leben nur ein Gewebe von Leiden und Unheil war.

„Es gibt wohl keinen Menſchen, der nicht mehrere Male in ſeinem Leben geneigt geweſen wäre, ſich zu tödten, eben weil er den moraliſchen Eindrücken ſeiner Seele unterlag; aber es würde ihm, durch die wenige Tage darauf erfolgenden, Alles umgeſtaltenden Veränderungen ſeiner Lage, ſehr leid gethan haben, wenn er ſeinen erſten Entſchluß ausgeführt hätte. So würde der Menſch, der ſich am Montage getödtet hätte, gewünſcht haben, am Samſtag wieder zu leben, und doch tödtet man ſich nur einmal. Das Leben muß alſo eine Qual für ihn ſein, wenigſtens für Gegenwart und Zukunft; aber es iſt immer nur eine Qual für die Gegenwart, und er raubt ſich die Zukunft ſelbſt. Die Leiden eines Tages geben ihm nicht das Recht, ſein ganzes zukünftiges Daſein aufzuopfern. Der Menſch, deſſen Leben ihm eine Qual iſt, und der, was jedoch unmöglich iſt, die Gewißheit hätte, daß es nie anders ſein würde, und daß ſeine Gefühle oder ſein Wille ſich nie verändern könnten, ſei es durch eine Umgeſtaltung der Zeitereigniſſe, oder durch die endliche Gewöhnung an ſeinen Zuſtand (was er indeſſen nie vorausſehen kann), hätte allein ein genügendes Recht, ſich den Tod zu geben. Der Menſch, der unter der Laſt ſeiner gegenwärtigen Leiden erliegt, und ſeine Tage freiwillig verkürzt, begeht eine Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt. Er gehorcht aus Verzweiflung und aus Schwäche einer Neigung des Augen-

*) Es war nicht allein Opium, ſondern eine von Kabanis angedeutete Mixtur, derſelben, welcher ſich Condorcet bedient hatte, um ſich zu vergiften.

Digitized by Google

blicks, für welche er seine ganze künftige Existenz dahingibt."

Wie mannigfach nun auch Napoleon, während seiner traurigen Gefangenschaft auf S. Helena, verletzt, beleidigt und gequält werden mochte, er blieb sich immer gleich und gab die Hoffnung nicht auf, daß vielleicht einst neue politische Kombinationen ihn wieder aus seiner Insel erlösen würden. Mit dieser Hoffnung würde er, wenn er sich getödtet hätte, die Zukunft für die Gegenwart aufgeopfert haben.

Historische Kronik.

IV.

Hei mihi, qualis erat! quantum mutatus ab illo .....
Aeneid. lib. II. v. 274.

Wer zählt die Spatzen unterm Himmelsgezelt, wer die Hiobsvollen, die täglich das unglückliche Spanien betrüben? Im Innern und Aeußern dieselbe Noth, dasselbe Verderben; und das die Früchte der heilsamen Restauration? Nein, die Ursache liegt nicht in ihr, denn sie sollte und konnte das Prinzip der Ordnung und Gesetzmäßigkeit sein: sie liegt in dem Fanatismus und der Beschränktheit einer Kaste, die nur in Finsterniß herrschen wollte, und die durch ihr beispielloses Verfahren den überzeugenden Beweis aufgestellt hat, wie sehr sie, sobald sie die ihr angewiesene Bahn verläßt und sich in die politischen Händel mischt, dem Wohl der Staaten und der Menschheit schaden kann. Dem Rathe und den Maasregeln dieser Kaste folgend, hat Spanien nun auch den letzten Fingerbreit Land in Amerika verloren, und es bleibt diesem armen Lande nicht einmal die Hoffnung, durch Handelsverbindungen mit den ehemaligen Kolonien, den reellen Verlust der Besitzung wenigstens einigermaßen zu ersetzen.

Zensur-Lücke.

Die gänzliche Aufreibung der spanischen Armee in Amerika kann jetzt nicht im mindesten mehr bezweifelt werden. Mehrere öffentliche Aktenstücke aus Karthagena, Lima, Pisco und Potosi bewähren diese merkwürdige Thatsache zur Genüge. Zu Anfang Dezembers v. J. war es dem Vizekönig Laserna gelungen, sich mit Canterac, Valdez und Carratela zu vereinigen. Die Armee passirte am 4. den Amputimac, griff sodann den columbianischen General Sucre an, drängte ihn bis nach Huanta, wo sie am 7. und 8. von demselben geschlagen und am 9. vom Diktator Bolivar bei Guamanguilla gänzlich aufgerieben wurde. Sämmtliche Generale der royalistischen Armee (Laserna schwer verwundet) fielen in die Hände des Siegers und unterzeichneten einen Vertrag, nach welchem der einzige noch den Spaniern gehörende Punkt, das Fort von S. Juan d'Ullua, den Republikanern übergeben werden sollte.

So viele Mühe sich nun auch die Madrider Zeitungen geben mögen, diese Trauerbotschaften der Halbinsel durch entgegengesetzte Siegesnachrichten zu verbergen, so glaubt an die letztern doch Niemand mehr, und eine allgemeine Niedergeschlagenheit hat sich der Gemüther bemächtigt. Dazu trägt, wo möglich, die Krankheit des Königs auch noch das Ihrige bei, und so schmerzlich sich jetzt auch der Monarch überzeugen mag, wie schändlich er eben von denen belogen und betrogen worden ist, die sich seine getreuesten Diener nannten, und die seiner königlichen Würde und Gewalt mehr schadeten, als alle Cortes in seinen sämmtlichen Königreichen, so kann dadurch das Geschehene doch nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Die dumpfe Ruhe, welche jetzt über Spanien brütet, gleicht der Ohnmacht eines Fieberkranken, der nur mit Zähneklappen, oder mit Raserei erwacht. Und dieses Erwachen, wer erbebt nicht davor? Mit großer Besorgniß erdarrt man die Entscheidung des französischen Ministeriums über das Bleiben oder den Rückzug der Besatzungsarmee, welcher letztere am 1 April d. J. stattfinden soll. Man glaubt jedoch, daß die Franzosen, selbst wenn ein Theil davon über die Pyrenäen zurückkehren sollte, die meisten festen Plätze, und vorzüglich Cadix, diese willkommene Vorhut, nicht verlassen werden.

Durch Vermittelung der französischen Regierung soll eine neue Amnistie erschienen, wovon ein Entwurf in sieben Artikeln bereits im Publikum zirkulirt hat. Vor Kurzem ist ein Schiff mit Offizieren und Soldaten aus Cuba angekommen, woraus man die Schlußfolge hat ziehen wollen, daß diese Insel sich mit Mexiko vereinigt habe. Der junge Luzian Murat, der durch verrätherische Hinterlist aus Gibraltar auf spanisches Gebiet gelockt und dort angehalten worden ist, befindet sich noch immer streng bewacht in den Gefängnissen von Algesiras. Die hohe spanische Geistlichkeit soll sich zu Madrid versammeln, um mit dem Ministerium über das Beste des Staats sich zu berathen. Der Bischof von S. Jago hat einen sehr erbaulichen Hirtenbrief gegen die Franzosen geschrieben und sie als Ketzer sammt und sonders verdammt. Seit einiger Zeit werden spanische Truppen auf der Grenze von Portugal zusammengezogen, und die Besatzung von Badajoz ist bedeutend verstärkt worden. Die Seeräuber an den spanischen Küsten,

Digitized by Google

vorsätzlich in der Meerenge von Gibraltar, vermehren sich sehr und lassen kein spanisches Schiff unbesucht vorüber. Man besorgt eine Landung im Königreich Valenzia, und hat kein Mittel, sie zu verhindern. O Donnel befindet sich sehr in der Klemme, zumal da sich die Garnison von Ceuta empört und die Stadt und Festung den Konstitutionellen übergeben hat. Die Straßen im Innern sind höchst unsicher und der Handel o. Das Korn ist theuer und eine große Trockenheit herrscht überall. Die Mißverhältnisse zwischen Spanien und England, Portugal und Nordamerika, sind eben nicht im Stande, die Gemüther zu erheben. Die Zwistigkeiten mit der letztern Macht voezüglich nehmen einen immer ernsthaftern Karakter an. Indessen versichert man doch, daß es der Regierung endlich gelungen sei, ein Anleihen von 600 Millionen Franken nach der Taxe zu 75 mit englischen Häusern abzuschliessen, worin die Bons der Cortes mit gezahlt werden sollen.

Portugal, seitdem es dem englischen Systeme folgt, hat theilweis wieder seine innere Ruhe gewonnen, und man vernimmt von der planreichen Königin zu Queluz kein Wörtchen mehr. Auch verhält sich der Infant Michel zu Wien sehr ruhig. Obgleich die Unterhandlungen mit Brasilien, die zu London betrieben wurden, abgebrochen worden sind, weil die Gesandten des neuen Kaiserreichs in die vorgeschriebenen Bedingungen nicht eingehen konnten, nach denen Don Pedro nur Kaiser-Regent während den Lebzeiten seines Vaters sei, nachher aber den Titel eines Königs von Portugal und Kaisers von Brasilien annehmen, und zu Lissabon residiren sollte, was dem ersten Grundsatze der brasilianischen Konstitution durchaus zuwider war, wonach dies Land auf immer von Portugal getrennt sein und bleiben muß: so steht doch zu erwarten, daß sie, mit englischer Vermittlung, bald wieder angeknüpft werden dürfen, weshalb bereits Sir Charles Stuart nach Lissabon gegangen ist, von wo er sich mit dem gewandten Exminister Pinheiro nach Rio-Janeiro verfügen soll. — Der König hat sich entschlossen, Truppen-Unterstützungen von England anzunehmen, um sich gegen Spaniens heimliche Intriguen und offene Anmaßlichkeiten auf jeden denkbaren Fall zu sichern. Seit einiger Zeit werden auch mehrere portugiesische Regimenter auf den spanischen Grenzen zusammengezogen.

Die nordischen Mächte haben die Aufforderung Spaniens, ihm zur Wiedereroberung Amerika's thätig behilflich zu sein, abgelehnt. Der russische Kaiser hat sich sehr friedfertig über Englands Anerkennung der neuen Republiken ausgesprochen, und der König von Preußen, sagt man, sei selbst gesonnen, in Handelsverbindungen mit denselben zu treten. In Wien scheint man keine bestimmte Entscheidung ausgesprochen zu haben, und gesonnen zu sein, den Stand der Angelegenheiten, da man ihn doch einmal nicht verändern kann, auf sich beruhen zu lassen. Stratford Canning hat am 6. Februar seine erste Audienz beim Kaiser Alexander gehabt. Man verspricht sich von seiner Sendung manch entscheidendes Resultat, vorzüglich in Hinsicht der griechischen Angelegenheiten, die jetzt im russischen Kabinette ernster als je in Erwägung gezogen werden. Man geht selbst so weit, zu versichern, daß man in demselben gesonnen sei, die Unabhängigkeit Griechenlands von der ottomanischen Pforte anzuerkennen, und ihm nebst einer Konstitution einen König, nach der Wahl der heiligen Allianz, zu geben, womit jedoch England keineswegs zufrieden sei, weil es für den neuen Staat eine „unbedingte Unabhängigkeit" verlangt. Das Gerücht von einer zwischen Rußland und Spanien abgeschlossenen Uebereinkunft, in Betreff Amerika's, wird in der offiziellen Zeitung von St. Petersburg als ungegründet widerlegt. — Ein Dekret des Kaisers setzt die Eröffnung des polnischen Reichstags auf den 13. Mai und den Schluß desselben auf den 13. Juni fest. Seine Verhandlungen werden künftighin nicht mehr öffentlich sein. Der Monarch wird sich im April zur Heerschau nach Bessarabien und Polen begeben, von wo er, wie man vermuthet, nach Berlin, Mailand und Florenz gehen wird.

Griechenland erfreut sich, den Winter über, eines Waffenstillstandes, der von beiden Seiten nicht unbenutzt gelassen wird. So thätig auch die Rüstungen im Arsenal zu Konstantinopel, in Natolien, Rumelien und Aegypten betrieben werden mögen, so legen die Hellenen auch keineswegs die Hände in den Schoos, und die Gewißheit, der Sklaverei sich durch eigene Kraftanstrengung, und nicht mit fremder Hilfe entzogen zu haben, gibt allen Vorbereitungen und Entwürfen dieser Nation etwas Begeisterndes und Heroisches, das man bei ihren barbarischen Widersachern nicht zu entdecken vermag. Die letzten bürgerlichen Zwistigkeiten im Peloponnes sind gänzlich beigelegt, und dem meineidigen Colocotroni, der sich zwischen Argos und Korinth verschanzt hat, ist nebst dem elenden Deleiani der Kriminalprozeß zu Napoli di Romania gemacht worden. Ausserdem ist Alles ruhig, und der Archipel ist von Kriegsfahrzeugen leer. Ibrahim Pascha ist nach Alexandria zurückgekehrt, und hat nur einige ägyptische Regimenter auf Kandia gelassen, die dort im beständigen Zwist mit den Türken leben. Miaulis kreuzt zwischen dieser Insel und Rhodos, und der größte Theil der griechischen Flotte befindet sich zu Hydra. Einige griechische Schiffe sind am Eingange der Dardanellen erschienen, und haben zu Konstantinopel eine große Besürzung verbreitet. Warwaky, den man zuletzt überall als einen russischen Agenten

Digitized by Google

betrachtete, iſt im Lazareth zu Zante geſtorben. Er hat eine bedeutende Summe zur Stiftung von Schulen ausgeſetzt. Die Feſtung Patras, die ſeit dem 20. Januar wieder auf's engſte blokirt wurde, hat am 6. Februar kapitulirt. Omer Vrione, Paſcha von Janina, der lange Zeit im geheimen Briefwechſel mit Marocordato geſtanden, hat nun öffentliche Unterhandlungen mit der griechiſchen Regierung angeknüpft. Der Sultan hat ihn darauf in die Acht erklärt und einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt.

Eben ſo ſehr mißtraut man jetzt zu Konſtantinopel dem Paſcha von Aegypten, deſſen ehrgeizige Plane der Pforte ſchon lange kein Geheimniß mehr ſind. So viel iſt gewiß, daß er ein Unterrichtungslager in der Nähe von Kairo, worin ſeine Neger und Druſen auf europäiſche Manieg dreſſirt werden, hat errichten laſſen, und daß er die beiden franzöſiſchen Generale Livron und Boyer, nebſt hundert und vierundſechszig fremden Offizieren und fünfzig Wundärzten, in ſeinen Sold genommen hat. Der erſtere iſt, mit einer geheimen Sendung beauftragt, nach Frankreich abgegangen, und bereits zu Marſeille angekommen, von wo er ſich nach Paris begeben wird.

Morea ſoll, den Planen der Pforte zufolge, im nächſten Frühjahr auf vierfache Weiſe angegriffen werden. Die erſte Angriffsarmee ſoll von Aſien hinüberſchiffen, die zweite unter Ibrahims Befehl landen, die dritte unter Reſchid Paſcha aus Rumelien und Bulgarien vordringen, und die vierte von Albanien und Akarnanien aus angreifen. Ein großer Kriegsrath ſoll zu Adrianopel zebalten werden, bei welchem ſich alle Vaſallen der Pforte einfinden müſſen. Indeſſen haben nicht unbedeutende Unruhen in Servien ſtatt gefunden, die durch die Erinnerungen von 1801 und 1815 noch vermehrt wurden, und nur anſcheinend und mit der größten Strenge vom Fürſten Miloſch haben beigelegt werden können. Das Feuer glimmt immer noch unter der Aſche fort, und wehe, wenn es plötzlich wieder ausbrechen ſollte. Auch zu Konſtantinopel haben ſich die furchtbaren Janitſcharen geregt und ſelbſt nach dem Leben des Sultans getrachtet.

Nach erhaltenenen Depeſchen von London, hat ſich der General-Gouverneur der ioniſchen Inſeln, Sir Friedrich Adams, nach Cerigo verfügt, um dort eine Zuſammenkunft mit einigen Abgeordneten der griechiſchen Zentral-Regierung zu haben. Man vermuthet, daß dort wichtige Angelegenheiten verhandelt werden dürften. Die Kaſſioten, die immer als gute Seeleute bekannt waren, ſind nach dem Peloponnes ausgewandert. Die griechiſche Anleihe zu Paris wird mit dem beſten Erfolg betrieben. — Am 19. Januar hat ein ſtarkes Erdbeben die Stadt S. Maur, auf der Inſel gleiches Namens, zerſtört.

Der Fürſt Metternich, der am 24. Februar von Wien nach Paris abgereiſt war, iſt am 7. März daſelbſt angekommen, und hat eine Audienz beim Könige gehabt. Am 19. deſſelben Monats iſt die Gattin dieſes berühmten Staatsmannes, derentwegen er ſich, wie man behauptet, allein dahin verfügt hatte, dort geſtorben. Sein Aufenthalt zu Paris ſoll bis zum 10. April währen, wonach er ſich nach Mailand zum Kaiſer Franz begeben wird, der am 6. April von Wien dahin reiſen will, wo man ſpäter auch den Kaiſer von Rußland, den König von Preußen und den König von Neapel erwartet.

Der zwiſchen den herzoglich ſächſiſchen Häuſern, wegen der Erbfolge von Sachſen-Gotha, ſtattfindende Zwiſt iſt immer noch nicht beigelegt. Die öſterreichiſchen Truppen ſollen ſich vom 1. Mai an aus Neapel, wo am 22. Februar eine Amniſtie, mit nur ſehr wenigen Ausnahmen, bekannt gemacht worden iſt, zurückziehen. Der kommandirende General Frimont hat deshalb bereits die erforderlichen Zuſtruktionen erhalten. Am 25. Februar iſt die Sitzung der badiſchen und am 2. März die der baieriſchen Stände eröffnet worden. In letzterer hat der König eine eben ſo kräftige als väterliche Eröffnungsrede gehalten. Die Sitzungen der niederländiſchen Generalſtaaten ſind am 5. März geſchloſſen worden. Mit unermüdeter Thätigkeit wird in Holland an der Wiederherſtellung der Dämme, und an der Verminderung des durch den Durchbruch derſelben verurſachten Schadens, gearbeitet. Bis jetzt befanden ſich bei 52,000 Menſchen ohne Obdach und faſt ohne Nahrung. Man erwartet mit Nächſtem die vollkommene Abſchlieſſung eines Handelsvertrags zwiſchen allen konſtitutionellen deutſchen Staaten, dem auch die Schweiz ſich anſchlieſſen will.

Noch immer bleibt die Krönung des Königs von Frankreich auf den 15. Mai feſtgeſetzt. Man erwartet kurz vorher den Schluß beider Kammern, von denen, in der der Pairs das Geſetz wegen der Sakrilegien nebſt Beibehaltung der Todesſtrafe, am 18. Februar mit 127 Stimmen gegen 92 angenommen worden iſt. In der der Deputirten iſt das Geſetz wegen Entſchädigung der in der Revolution Ausgewanderten, vom 26. Februar bis 15. März, im Ganzen und ſeinen einzelnen Artikeln nach beſtritten und vertheidigt, und endlich am letztern Tage, mit Hinzufügung vieler Amendements, gleichfalls durchgegangen. Die meiſten Talente wurden, in Beſtreitung deſſelben, von Labbey de Pompières, Girardin, Thiars, Baſterreche, la Bourdonnaye, Devaux, Foy, Dupont de l'Eure und Benjamin Conſtant entwickelt. In der Gegenpartei zeichnete ſich

Digitized by Google

am meisten die Gesammtkraft des Selbstbewußtseins und die Gewißheit des Gelingens aus.

In England sind alle Zölle auf französische Weine und andere Artikel um die Hälfte herabgesetzt worden. Im Unterhause ist am 25. Februar die Bill wegen Unterdrückung der katholischen Gesellschaft in Irland, bei der dritten Lesung mit 226 Stimmen gegen 98 angenommen. Darauf ist die Emancipation der irländischen Katholiken am 2. März ebendaselbst zur Sprache gekommen, von Francis Burdet und dem Minister Canning unterstützt, und die Motion des Ersteren mit 247 Stimmen gegen 234 angenommen worden. Am 4. März ist die Bill gegen den katholischen Verein auch in dem Hause der Lords mit 146 Stimmen gegen 44 durchgegangen.

Man spricht von Aufbietung der Milizen in Großbritannien und Irland, ohne den Zweck dieser Maasregel zu kennen. Fünftausend Soldaten sollen schnell nach Portugal geschafft werden. Die Kolonie zu Sierra Leone hat jetzt wieder Ruhe, seitdem die Ashantis in ihrem eigenen Lande von mächtigen Volksstämmen bekriegt werden. Der Krieg mit den Birmanen bietet indessen lange nicht die günstigen Resultate dar, die man sich davon versprach. Man hat es dort mit keiner wilden Horde, sondern mit einem großen, mächtigen und zivilisirten Volke zu thun. Zu dem kommen noch die Gährungen in den ostindischen Regimentern, die eben keine günstige Vorbedeutung sind. So hat sich das 47. Espaven-Regiment geradezu empört, und man hat sich genöthigt gesehen, es zu umringen und fast ganz zusammenzuschießen.

Eine neue Gesellschaft hat sich, zur Ausbeutung der Goldminen in Guatimala, gebildet. Die, welche zur Erbauung des Kanals von Panama, zur Verbindung des atlantischen mit dem stillen Meere, zusammengetreten war, hat in kurzer Zeit alle ihre Aktien abgesetzt. Der Papst hat dem Columbianischen Gesandten, der sich lange Zeit zu Bologna befand, sein Begehren, in Hinsicht der ihm zu ertheilenden Vollmachten, verweigert, und der südamerikanischen Geistlichkeit den Befehl zugeschickt, das Volk zur Unterwerfung gegen Spanien zu ermahnen. Der Nationalkongreß der Provinz von Rio de la Plata ist am 12. Dezember feierlich eingesetzt worden. England wird nun nicht länger anstehen, auch die Unabhängigkeit dieses Freistaats anzuerkennen. John Quincy Adams, und nicht der General Jackson, ist zum Präsidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt worden. Von 24 Stimmen hatte er 13, Jackson 7, und Crawfort 4. Er ist der Sohn des Präsidenten John Adams, der nach Washington folgte, und der gegenwärtig noch lebt. — Haiti hat sich in den vollkommensten Vertheidigungszustand gesetzt, und einen geheimen Vertrag mit England abgeschlossen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Kunst.

Eine der ausgezeichnetsten Gemäldesammlungen ist unstreitig die des Herrn Grafen von Yenpels-Sternau zu Mariahalden, am Zürichsee. Nicht allein die Sorgfalt der Auswahl aller darin befindlichen Meisterstücke der italienischen und niederländischen Schule, sondern auch die verbürgte und unzweifelnde Originalität derselben und ihre fast wunderbare, vollkommen schöne Erhaltung, verdienen eine hohe Bewunderung, die ihnen kein Kunstfreund und Kenner versagen kann und mag. Es ist uns vergönnt worden, diese reiche Gallerie näher zu durchsehen und einige Bemerkungen darüber niederzuschreiben, die wir unsern Lesern der Reihe nach, wie wir vor den Gemälden stehen geblieben sind, mittheilen wollen

Pietro Perugino. Eine Madonna mit dem Kinde. Auf Kupfer. Kniestück. 6 Zoll 3 Linien hoch und 6 Zoll 5 linien breit. — Die Madonna, das Kind mit der linken Hand und dem Mantel teagend, öffnet mit der rechten ein Buch, in welchem dieses liest. Die sanfte Beugung des Haupts der Mutter, die Aufmerksamkeit des Kindes, die hohe Feier, Milde, Theilnahme und Vorahnung einer großen Zukunft in den reinen, schönen Zügen der Ersten, der Typus himmlischer Bestimmung, die Bedeutsamkeit in der linken Hand des Letzten, die auf der Brust ruht und das tiefangeregte Gefühl verständlich macht, welches die Lesung in ihm erweckt: das ist es, was man beim ersten Anblick dieses Bildes begreift. Obgleich das Meisterhafte dieser Komposition durch eine Zertheilung der Schönheiten derselben nur geschwächt werden muß, so darf doch die reine Natur der rechten Hand Maria's, mit der sie das Buch hält, die der beiden Füße, des linken Arms und vorzüglich des Kopfes des Kleinen, so wie dessen der Mutter; das ätherische Gewebe des Schleiers, der die Stirne der Letztern bedeckt und ihren Busen umschlingt, der reiche Faltenwurf ihres Gewandes und ihres Mantels, und die Frische, Klarheit, Gluth und Originalität des Kolorits, nebst der Eleganz, Gediegenheit und Korrektheit der Zeichnung, nicht übersehen werden. Das Ganze ist eins jener Erzeugnisse des Genies, der die alten Meister begeistert zu haben scheint und bei deren Anblick man sich selbst begeistert fühlt. — Der Hintergrund wird durch eine hübsche Landschaft ausgefüllt.

Correggio. Amor, ein gefangenes Täubchen mit beiden Händen haltend und an seine Wange drückend. Auf Holz. Halbe Figur. 6 Zoll hoch und 9 Zoll breit. — Der kleine Schalk mit den goldgelockten Haaren und den freudesprühenden Augen kann seine Wonne nicht verbergen, das sanfte Täubchen gefangen zu haben, das sich zwischen den umspannenden Fesseln der beiden welchen Hände sträubt und mit halbgeöffneten Flügeln ihnen zu entrinnen sich bemüht. Ein wahrhaft lebendiges Bild. Alles athmet und bewegt sich in demselben. Man sieht

Digitized by Google

den linken Knaben sich rühren, man fühlt die Gluth der Rosenwange, die sich gegen das Lilengefieder des Lieblingsvogels preßt, man versteht die Sprache der tiefforschenden, triumphirenden Augen und des schwebenden, ein wenig geöffneten Mundes. Wie schön, wie reich, wie natürlich ist dieser linke Arm, der das Kinn bedeckt und nachlässig auf dem Tische ruht, diese kleine, runde Hand, welche die Brust der Taube drückt und sie zum Gesichte führt, wie unbeschreiblich treffend der Ausdruck dieses Gesichts selbst! — Der verstorbene Großherzog von Frankfurt äussert sich über dieses Meisterstück in einem vertrauten Schreiben aus Aschaffenburg vom 9 Februar 1813 folgendermaßen: „Das feine Knäbtein, anmuthig mit dem Täubchen spielend, erfreut beim ersten Anblick. Liebliches Werk der Schwesterkraft bildender Kunst! Köpfchen, Arm und Händchen; wer müßtenut die Meisterhand? Wäre ich Pathe des lieben Kleinen! Man kann auf dieses Bild anwendbar machen, was Caracci an Guido schrieb: Abbiami pittore che non pinge con colori; ma butta giu pezze di carne." — H. H. Fuchs sagt darüber in dem von ihm fortgesetzten „Künstlerlexicon" (erstes Supplement, Artikel Allegri): „Der Graf Bengel-Sternau besitzt unter seinen Kunstschätzen zu Mariahalden am Zürichsee, von Allegri (Correggio) einen Amorin, der ein Täubchen liebend an sich drückt; ein Bildchen, das wir einen — Fuß des Meisters nennen möchten." — Die ganz karakteristische Beleuchtung dieses Gemäldes erhöht, wo möglich, noch den angenehmen Effekt des ersten und letzten Blicks und verleiht dem frischen Glanze des Kolorits einen unaussprechlichen Zauber.

Holbein. Lady Roper, Tochter des Thomas Morus. Halbe Figur. Auf Holz. 1 Fuß hoch, 8 Zoll breit. — Während seines Aufenthalts im Hause des Großkanzlers Morus, hatte Holbein Muße genug, die schöne Margaretha zu bewundern, und der Wunsch drang sich ihm auf, dieses Muster kindlicher Tugend zu malen. Nach dem unglücklichen Ende ihres Vaters erwechte ihr Leiden und ihre Trauer seine innigste Theilnahme, und er zeichnete nun ihr Bild, in welchem die Korrektheit der italienischen Schule mit der Wärme des niederländischen Kolorits sich vereinigt. Man kann das Gemälde nicht ohne tiefe Rührung betrachten. Dies schöne, steinvolle Gesicht mit den tiefbetrübten und dennoch klaren Augen, dieser unnachahmliche Zug des Schmerzens um den Mund und die freie, fast strahlende Stirn, sind keiner nähern Bezeichnung fähig. Der Hauptgedanke ist der der Oeffnung der goldenen Urne, in welcher sich die Asche vom Herzen ihres Vaters befindet, und von der sie, mit der linken Hand sie haltend, mit der rechten den Deckel erhebt. Die linke Hand ist vorzüglich schön und weich. Das dunkelgrüne Sammetgewand, der schwere braunrothe Sammetmantel und die etwas abgetragenen rothen Sammetärmel, sind vom schönsten Kolorit. Der Haarschmuck ist eben so einfach als trefflich und die Perle im rechten Ohr ist meisterhaft. Der Grund ist, wie fast bei allen Holbeinischen Gemälden, eine grünliche Fläche, in welcher nichts Besonderes zu erkennen ist. Das Gesetzbuch auf dem Tische, hinter dem sie steht, ist ein wirkliches Studium. — Füßli nennt dieses Werk eins der schönsten Holbeins in dieser Kunstgattung, in wel, cher er ganz besonders durch gewissenhafte Genauigkeit, hohe Vollendung und titianisches Kolorit, ein so großer Meister war.

— Man kann sich einen Begriff von der Ausdehnung der Porter-Fabrikation zu London nach dem machen, was einzig nur in der Brauerei Barclay's geschieht. Diese Brauerei bedeckt einen Flächenraum von acht Acres land. Es werden jährlich in ihr 351,474 Tonnen Bier, eine jede zu 36 Gallonen, bereitet. Die größten Kübel können 4000 Tonnen Bier in sich aufnehmen, und die gewöhnlichen sind von 100 Tonnen Gehalt. Eine Feuermaschine von der Stärke von 22 Pferden setzt die mechanische Zuhörer der Fabrikation in Bewegung. Zweihundert Arbeiter werden ausserdem täglich im Innern beschäftigt, und die Zahl derer, die im Aeussern zum Transport und Verkauf des Bieres gebraucht werden, ist zwischen drei- und viertausend. Die drei Braukessen enthalten jedes 150 Tonnen. Eines Tages speisteten 25 Personen in einem derselben, wonach auch 50 Arbeiter sich hinein verlegten, um die Reste des Mahls zu verzehren. Es wurden in diesem neuen Spitalsaal an jenem Tage 190 Pfund Beef-steaks konsumirt. 160 Pferde werden zum äussern und innern Dienst der Brauerei gebraucht.

— Der Neffe des Bizekönigs von Aegypten, Ibrahim Jusuf, befindet sich seit einiger Zeit zu Lyon. Er ist unaefähr achtzehn bis zwanzig Jahre alt und sehr reich auf türkische Art gekleidet. Er ist an mehrere Handlungshäuser empfohlen und besucht sehr fleißig die öffentlichen Anstalten, die er mit Aufmerksamkeit zu durchforschen scheint.

— Im Jahr 1766 gingen täglich 27 Kutschen von Paris nach den verschiedenen Provinzen ab. Sie nahmen ungefähr 270 Reisende mit sich. Gegenwärtig (1825) gehen täglich 300 Kutschen von Paris nach den Departements ab. Sie können über 3000 Reisende aufnehmen. Der Preis der letzten Pacht der Postkutschen im Jahr 1792 betrug 600,000 Franken. Der Ertrag der jährlichen Taxe auf diese Fuhrwerke beläuft sich jetzt auf nire Millionen Franken. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts bezahlte der Reisende, der mit der öffentlichen Kutsche von Paris nach Lyon gehen wollte, 50 Fr., und kam am zehnten Tage dort an. Jetzt bezahlt man 52 Fr., und legt dieselbe Strecke Weges in drei Tagen zurück. Der Wagen von Paris nach Rouen brachte ehemals drei Nächte unterwegs zu, und man bezahlte 15 Fr.; wie jetzt, aber man kommt jetzt in zwölf Stunden Zeit an. Im Jahr 1766 befanden sich zu Paris nur 14 Fuhrwerks Unternehmer, jetzt zählt man deren 64.

— Ein englischer Wallfischfänger hat gegen den Pol hin eine bisher unbekannte Küste geiehen, auf welcher sich Quellen so heißen Wassers befinden sollen, daß, wenn man ein Papier demselben nähert, es Feuer fängt.

— Das älteste Schiff, welches gegenwärtig existirt, ist das „Einhorn" des Konias von Dänemark. Es trägt 75 Kanonen und wurde in den Jahren 1662, 1664 und 1667 erbaut. Es ist nur dreizehnmal ausgebessert worden, scaelt noch sehr gut, und ist im Stande, selbst noch einen Kriegszug auszuhalten.

— Die Kuppel der St. Genofeva-Kirche zu Paris, welche der geniale Maler Gros so prachtvoll ausgeschmückt hat, ist 250 Fuß über dem Platze vor der Kirche erhaben, und man gelangt auf 345 Stufen hinauf.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 15. Zweiter Jahrgang 1825. 13. April.

Erste amerikanische Kolonie in Afrika.

Der Meinung der aufgeklärtesten Männer in den vereinigten Staaten von Nordamerika nach, ist der Theil der Bevölkerung derselben, der aus schwarzen und farbigen Menschen besteht, ein politischer Aussatz, der dem Wohlsein dieser großen Republik nicht nur hinderlich, sondern bis auf einen gewissen Punkt der Verbreitung einer allgemeinen Opulenz nachtheilig ist, die sonst von allen übrigen Anstalten begünstigt wird. Die Duldung der Sklaverei ist mehr als Unsinn, bei einer Nation, die alle Menschen als vollkommen gleich betrachtet, die den Nutzen der Arbeit kennt und ehrt, bei der alle politischen Vollmachten vom Volke herrühren, und keinen andern Zweck, als den des allgemeinen Besten haben. Aber ohne über diesen Gegenstand in irgend eine politische Erläuterung uns einzulassen, beschränken wir uns allein auf die Bemerkung eines amerikanischen Werks (the Christian Spectator), wo man die Bevölkerung, die Macht, die Industrie und die Wichtigkeit der nördlichen Staaten (der Union), die die Sklaverei abgeschafft haben, mit den Schwächen der südlichen vergleicht, in der sie noch fortbesteht. „Was würden", sagt der Verfasser, „unsere schön bebauten Felder, unsere reichen Dörfer, unsere belebten Manufakturen werden, wenn sie den russischen oder polnischen Leibeigenen unter die Hände fielen, und wenn auch hier Alles nach dem dort gebräuchlichen System betrieben werden müßte? Und was könnte nicht, im Gegentheil, Virginien werden, wenn es statt seiner 425,000 Neger eben so viel freie, kräftige Landwirthe, gleich denen der Staaten von New-York und Massachusets, hätte?"

Der leidende Zustand eines Theils der Bewohner eines Landes ist nur allein dazu geeignet, heimliche Gährungen zu veranlassen, und endlich öffentliche Ausbrüche herbeizuführen. Man denke sich nun die Lage der schwarzen und farbigen Menschen in den vereinigten Staaten. Umsonst wird ihnen eine jede Laufbahn durch die zweckmäßigsten und freisinnigsten Anstalten eröffnet, sie können dennoch nie zu den ebenvollen Stellen in der Gesellschaft gelangen. Von seiner frühesten Jugend an ist der Farbige ein Gegenstand des Gespöttes seiner Schulkameraden. Er fühlt sich herabgewürdigt, ehe er begreifen kann, warum, und bestraft, ohne sich schuldig zu wissen. Der freie Neger fühlt, daß er derselben Menschengattung angehört, die noch in der Sklaverei schmachtet, und daß der Weiße sich nie in derselben befindet. Es ist unmöglich, daß der Mensch, den schon sein Gesicht der allgemeinen Verachtung aussetzt, sich dem gleichachte, den er von allen öffentlichen Ehren umringt sieht; oder wenn auch seine Seele dadurch nicht entwürdigt wird, so kann er sich einer gewissen Erbitterung gegen die Gesellschaft doch nicht erwehren.

Dies ist die Lage des farbigen Einwohnertheils der vereinigten Staaten. Obgleich es jetzt nicht mehr erlaubt ist, neue Sklaven zu machen, obgleich die Zahl der ältern, nach dem Gange der Natur und dem Wunsche der Gesetze, allmälig sich vermindern

Digitized by Google

muß, ſo vermehrt ſich doch eben darum dieſer Theil der farbigen Bevölkerung jährlich um 35,000 Seelen.

Alle dieſe Betrachtungen beſtimmten im Jahre 1817 mehrere treffliche Männer, zu Washington eine Geſellſchaft zu bilden, deren Zweck und Beſtreben dahin gehen ſollte, auf der weſtlichen Küſte von Afrika eine Kolonie zu begründen und auszubilden, deren Bewohner vorzüglich aus freien Negern und farbigen Menſchen beſtehen ſollte, die, bereits an die Gewohnheiten und Künſte des ziviliſirten Lebens gewöhnt, dieſe auch in jenen noch ganz wilden Gegenden verbreiten, und alſo mit der Zeit einen großen Staat bilden könnten. Mehrere ſolcher ziviliſirten Kolonien, auf der afrikaniſchen Küſte, könnten den handeltreibenden Völkern unzuberechnende Vortheile eröffnen, und endlich dieſen abſcheulichen Menſchenhandel abſchaffen, der ſich, der Aufklärung des Jahrhunderts, und aller angewendeten Mühe zum Trotz, bis jetzt erhalten hat, und wenn auch heimlich, dennoch immerfort betrieben wird. Schon während einige Regierungen, denen es ſchwer wird, ſich zur Höhe des gegenwärtigen Zeitraums zu erheben, auf der afrikaniſchen Küſte nur allein darum mehrere Niederlaſſungen begründet haben, um den Sklavenhandel um ſo bequemer und um ſo eifriger betreiben zu können, hat England, im Gegenſatze, mehrere rein philanthropiſche Kolonien (vorzüglich die zu Sierra Leona) geſtiftet die durch den beſten Erfolg gekrönt worden ſind, über den ſich die Menſchheit nicht anders als erfreuen kann.

Nach dem Muſter dieſes letztern iſt nun der Plan der „amerikaniſchen Kolonisations-Geſellſchaft“ entworfen worden. Aber es gehörte viel Ausdauer dazu, die erſten Schwierigkeiten zu beſiegen. Man hat ſich mit den wilden Eingebornen herumſchlagen müſſen, die noch nicht im Stande waren, ihr eigentliches Intereſſe zu begreifen; man hat auſſerdem noch jene Menſchenklaſſe zu bekämpfen gehabt, die man leider überall findet, und die nicht nur nicht im Stande iſt, ſich dem wahrhaft Guten und Edeln anzuſchlieſſen, ſondern die es auch noch durch Verleumdung und alle die Winkelzüge zu verhindern ſucht, deren ſich gewöhnlich die Verworfenheit zur Erreichung ihrer niedrigen Zwecke zu bedienen pflegt; ſie hatte endlich noch mit einem niedrigen Geſchicke und mancherlei Unfällen zu ſtreiten, die man unmöglich vorherberechnen konnte. Aber ſie hat endlich über alle dieſe Hinderniſſe triumphirt, und kann ſich nun des Guten erfreuen, das ſie begründet hat, ſo wie der Ausſicht auf das, was ſie mit Zuverſicht von der Zukunft erwarten darf.

Die Geſellſchaft ſchickte im Jahre 1817 zwei Beauftragte (Kommiſſäre) nach Afrika, um einen zur Niederlaſſung günſtigen Ort auszuforſchen. Sie kehrten mit vortrefflichen Nachrichten, aber auch mit der traurigen Gewißheit zurück, daß, während die Philanthropie mühſam darauf hinarbeite, die Zahl der Sklaven zu vermindern, die Habſucht und der ſchmutzige Geiz nur um ſo thätiger ſei, dieſelbe zu vermehren. Das Geſetz der vereinigten Staaten verordnete in der That die Konfiskation der eingebrachten Neger; aber mehrere Staaten der Union verkauften ſie ſodann zum Vortheil des Staats, und die Unglücklichen blieben nichts deſto weniger Sklaven nach wie vor. Daraus erfolgte natürlicherweiſe nur eine um ſo größere Neger-Importation, weil die, welche der Konfiskation entgingen, die Sklavenhändler für die übrigen entſchädigen mußten. Die Regierung beſchloß dem zufolge, die Kolonisations-Entwürfe zu begünſtigen, ſowohl um einen Ruhepunkt auf der Küſte von Afrika zu haben, als auch um mehrere Schiffe zum Kreuzen dort zu ſtationiren, die ſich ſodann der Sklavenſchiffe bemächtigen, und die befreiten Gefangenen auf der Küſte ausſetzen könnten.

Das Schiff „Elisabeth“ ging, unter dieſen Umſtänden, mit ungefähr achtzig farbigen Kolonisten, ab, die zuerſt die Niederlaſſung, unter der Leitung zweier Beauftragten der Regierung, und eines Beauftragten der Kolonisations-Geſellſchaft. Man ſchmeichelte ſich, im Lande Bagroo ſich etabliren zu können; aber mehrere unangenehme Zufälle nöthigten die Ankommenden, vorläufig auf einer niedrigen und höchſt ungeſunden Inſel ſich auszuſchiffen. Während man beſchäftigt war, mit den Eingebornen über den Ankauf eines Landſtrichs zu unterhandeln, wurden die drei Beauftragten und einundzwanzig Koloniſten krank, und ſtarben bald darauf. Unordnung und Verwirrung bemeiſterte ſich der Uebrigen, ſo daß, als man 1821 neue Kommiſſäre nebſt achtundzwanzig Koloniſten abſendete, dieſe nur die Trümmer der erſten Niederlaſſung fanden, und da ſie um keinen Preis irgend einen Landſteck erkaufen konnten, ſo waren ſie genöthigt, in der engliſchen Kolonie von Sierra Leona ein Aſyl zu ſuchen.

Während der Reiſen zur Aufſuchung und zum Ankaufe eines ſchicklichen Lokals, ſtarben noch zwei von den Beauftragten, aber einer von denen der Geſellſchaft und einer der Regierung, die noch am Leben geblieben waren, brachten es endlich ſo weit, für dreihundert Piaſter, am Ufer eines ſchönen Fluſſes, nahe am Kap Mont-Serado, einen ſehr geeigneten Erdſtrich zu kaufen, der ziemlich ausgedehnt, erhaben, geſund, fruchtbar und mit einem guten natürlichen Hafen verſehen war. Nach langen Unterhandlungen wurde der Vertrag abgeſchloſſen, ratifizirt und die Niederlaſſung begonnen. Aber die Verträge, die dem Lande zum Vortheil gereichen, ſind nicht immer den

Digitized by Google

Menſchen angenehm, die vom Mißbrauche leben. Böſe Rathgeber, unter denen ſich auch mehrere Agenten der europäiſchen Sklavenhändler befanden, beredeten die Fürſten und Oberhäupter der benachbarten Länder, daß eine Kolonie, wie die amerikaniſche, ihre Macht und ihren Vortheil bedrohe, und machten ihnen begreiflich daß die Befeſtigung und Ausdehnung der Kolonien unvermeidlich die Unterdrückung des Sklavenhandels nach ſich ziehen würde. Die Koloniſten waren alſo, in Folge der feindlichen Unternehmungen ihrer Nachbaren, genöthigt, dieſen Erdſtrich mit bewaffneter Hand zugleich zu bebauen und zu vertheidigen.

Bei allen dieſen Schwierigkeiten brach, durch einen Zufall, Feuer im Magazin aus, und alle Proviſionen, alle Mund- und Kriegsvorräthe und Kleidungsſtücke, wurden ein Raub der Flammen. Die Lage der Kolonie war faſt verzweifelnd, und die benachbarten Horden bereiteten ſich auf einen entſcheidenden Angriff vor, der die Amerikaner auf einen Streich vernichten ſollte. Glücklicherweiſe hatte die Geſellſchaft, faſt zu gleicher Zeit, ein Schiff mit neuen Proviſionen und fünfundzwanzig neuen Koloniſten von Baltimore abgeſchickt. Auſſerdem befanden ſich auch noch fünfzehn Neger an Bord, die man einem Sklavenhändler abgenommen hatte, und die gegen ihre Befreier von Dank durchdrungen waren. Dieſe Expedition wurde von Ashmun befehligt, den ſeine Frau begleitete, und der im Nothfalle die oberſte Leitung der Kolonie übernehmen ſollte. Er ließ einige Vertheidigungswerke erbauen, und hatte gegen Ende 1821 zwei Angriffe auszuhalten, wo er jedoch, mit Hilfe einiger Kanonen, beim erſten achthundert und beim zweiten fünfzehnhundert Feinde zurückſchlug.

Ungeachtet dieſer Vortheile und des Uebergewichts der Zivilisation über die Barbarei, war die Lage der Kolonie doch keineswegs beruhigend, als ein engliſches Schiff, die Cyane, die zur Unterſtützung der Geſetze gegen den Sklavenhandel abgeſchickt worden war, anlandete. Der Kapitän und ſeine Mannſchaft zeigte ſich ſehr eifrig bei der Befeſtigung der neuen Niederlaſſung. Sie waren den Amerikanern bei Erbauung eines Fort und eines Hauſes, für den Agenten der Geſellſchaft, ſehr behilflich. Der Kapitän Laing befand ſich auf demſelben Schiffe. Er war im Begriff, eine Reiſe ins Innere Afrika's zu unternehmen, und da er die Landesſprache vollkommen verſtand, ſo brachte er bald einen Waffenſtillſtand zuwege. Die Engländer lieſſen, bei ihrer Abreiſe, auſſerdem noch zwanzig von den Ihrigen zur Beſchützung der Kolonie zurück.

Im Jahre 1823 und 1824 kamen neue Koloniſten an, und es hat ſich zu Baltimore eine Handelsgeſellſchaft gegründet, deren Vorſatz es iſt, eine regelmäßige Verbindung mit der Kolonie zu unterhalten. Die Eingebornen ſcheinen ganz von ihren feindlichen Geſinnungen abgelaſſen zu haben, und haben einen Tauſchhandel mit den Amerikanern begonnen, der beiden Theilen zum Vortheil gereicht. Der Boden iſt ſo auſſerordentlich fruchtbar, daß man ſich kaum einen Begriff davon zu machen im Stande iſt. Das ſind die Reſultate, welche die Geſellſchaft bis jetzt von ihrem Unternehmen gewonnen hat. Bereits kann man die Kolonie des Kap Mont-Serado als einen vortrefflichen Ruheyunkt, nicht nur für die Schiffe der amerikaniſchen Regierung, die in dieſer Breite kreuzen, um den Sklavenhandel zu verhindern, ſondern auch für die nach Indien und China gehenden oder zurückkehrenden Fahrzeuge betrachten. Man ſieht für jetzt alle auf den den Sklavenhandel betreibenden Fahrzeugen entdeckten Neger hier aus, wo ſie ſich in vollkommener Freiheit befinden.

In einer der letzten Verſammlungen der afrikaniſchen Koloniſations-Geſellſchaft hat der General Harper den Vorſchlag gemacht, dieſe Niederlaſſung, oder vielmehr den ganzen dazu gehörigen Landſtrich Liberia, und die auf denſelben ſo eben entſtehende Stadt Monrovia zu nennen, was denn auch angenommen worden iſt. Der erſte dieſer Namen erinnert zugleich an den Gegenſtand und Zweck der Stiftung, und der zweite iſt eine Huldigung, die der Präſident der vereinigten Staaten, James Monroe, durch ſeinen aufgeklärten und menſchlichen Eifer, auch bei der Unterſtützung dieſes Unternehmens, verdient.

Die Ueberſchwemmung von St. Petersburg.

Die Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs, St. Petersburg, liegt zwiſchen Finnland und Ingermannland, auf einer moraſtigen Inſel, welche die Newa in mehreren Armen um- und durchſtrömt, ehe ſie ſich in den finnländiſchen Meerbuſen ergießt. Peter der Große entwarf ſelbſt den Plan der Stadt, der Feſtung, des Hafens, der Quais und aller äuſſern Vertheidigungswerke. Dieſe unfruchtbare und wüſte Inſel, die während dem kurzen Sommer dieſes Himmelsſtrichs nur eine dicke Kothmaſſe, und zur Winterszeit ein gefrorner Teich war, die man von der Landſeite aus nur erreichen konnte, nachdem man dichte, von Wölfen bewohnte Wälder durchdrungen hatte, wurde im Jahre 1703 mit 300,000 Menſchen bevölkert, die der Zaar aus ſeinen weitläuftigen Staaten zuſammenberufen hatte. *) Die Bauern auf dem Königreich Aſtrakhan

*) Dieſe Angabe iſt ohne Zweifel übertrieben. Die Bevölkerung von St. Petersburg hat ſich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſeit ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag

Digitized by Google

und die nahe an den Grenzen des chinesischen Reichs, wurden heerdenweis hierher verpflanzt. Sie mußten ganze Wälder niederschlagen, Wege erbauen, Moräste austrocknen und Dämme aufführen, bevor sie an die Grundlegung der Stadt denken konnten. Die Natur wurde überall zum Gehorsam gezwungen. Der Zaar hatte sich vorgenommen, ein Land urbar zu machen, das nicht zum Wohnort der Menschen bestimmt zu sein schien, und weder die Ueberschwemmungen, welche die ersten Bauwerke wieder verwüsteten, noch die plötzlich eintretende Sterblichkeit, die 200,000 Menschen fortraffte *), ließen ihn seinen einmal gefaßten Entschluß verändern. Die Stadt wurde, mitten unter den Hindernissen, welche die Natur, die Abneigung des Volks und ein unglücklicher Krieg, ihrem Entstehen entgegenstellten, erbaut. Bereits im Jahr 1705 war St. Petersburg eine Stadt. **)

Man bemerkt leicht, wie sehr diese Lage geeignet war, die Stadt den Ueberschwemmungen auszusetzen. Was vorauszusehen war, ermangelte denn auch nicht einzutreffen und die Fluthen der Newa richteten oft große Verheerungen an. Die letzte, größere Ueberschwemmung hatte im September 1777 stattgefunden.

Mehr als tausend Menschen verloren dabei ihr Leben und eine große Menge Vieh ertrank. Die Gewässer hatten sich 14 Fuß über ihren gewöhnlichen Stand erhoben und im November des vorigen Jahres stiegen sie bis auf 16½ Fuß.

Heftige Windstöße aus Nordwest hatten bereits viele Häuser in Wasili-Ostrof *) umgerissen. In der Nacht vom 18 zum 19 November wurde der Sturm noch stärker, und die Gewässer der Newa erhoben sich bis auf die Höhe der Erdfläche. Um eilf Uhr Morgens am 19 übersliegen sie ihr Bett und verbreiteten sich mit einer solchen Schnelle und wuchsen zu einer solchen Höhe an, daß das Wasser in den erhabensten Theilen der Stadt, wie im Gastynoy-Dwor, wo die meisten Kaufläden und Magazine sind, über fünf Fuß tief war. Schon am Morgen waren alle Brücken, sowohl über die Newa, als über die zahlreichen Kanäle, welche die Stadt in allen Richtungen durchschneiden, mit Ausnahme der eisernen, fortgeschwemmt worden, und die Verbindungen zwischen den verschiedenen Theilen waren gänzlich unterbrochen. Die aus Granit erbauten Quais waren an mehrern Orten durchwühlt, und die Fluth hatte die größten Schiffe und andere Fahrzeuge mit sich fortgezogen, und mitten in die Stadt geschleudert. Der Lauf der Newa hatte eine ganz andere Richtung angenommen, und sich gegen den Ladogasee zurück gewendet. Das Wasser schien, durch die Gewalt des Sturms fortgetrieben, doch aufzukochen, und die Strömung war so schnell, daß man kaum die Gegenstände unterscheiden konnte, die darauf schwammen. Die ganze Stadt stellte das alleinige Schauspiel des Entsetzens dar. Die Gewässer stürzten, nachdem sie die Straßen durchkreiset hatten, sich wieder der Hauptströmung zu, und rissen ein Chaos von Haustrümmern, Geräthen, Fuhrwerken, Kaufmannswaaren, Unglücklichen, die umsonst dem Tode zu entrinnen suchten, und Kadavern, die sie aus einem Beerdigungsplatze ausgespült hatten, mit sich fort.

Gegen vier Uhr hatte sich die Richtung des Windes ein wenig verändert, und der Fluß kehrte wieder in sein altes Bette zurück. Aber die Szene war jetzt fast noch trauriger, als vorher. Das Gefühl der eigenen Erhaltung, die Unmöglichkeit der Kommunikation mit den verschiedenen Theilen der Stadt, verhinderte die Einwohner, sich sogleich nach der ganzen Ausdehnung des verursachten Schadens zu erkundigen. Der erste Augenblick gehörte also der Natur und der Menschlichkeit an, und man erfuhr, wie viele Bande der Tod zerrissen hatte. Viele Ertrunkene wurden aus den untern Stockwerken gezogen; denn fast alle niedrigen Wohnungen waren ganz unerwartet von der Gewalt des Wassers überfallen worden. Der Verlust an Menschen wurde in den ersten Tagen auf 7000 berechnet, ohne daß man noch wußte, wie stark er in den Umgebungen, auf fünf Stunden in der Runde,

verdoppelt. Demungeachtet gibt Voltgien ihr im Jahr 1819 nur 250,000 Seelen; Guthrie 1821 nur 300,000 und Mac-Carthy 1824 nur 285,000, unter denen sich noch wenigstens 25,000 Fremde befinden. Eine russische Erdbeschreibung von 1817 gibt zwar dieser Stadt eine Volksmenge von 600,000 Seelen; aber diese Angabe hat weiter keinen Grund; und wenn man einen Mittelweg einschlagen will, so kann man immerhin 400,000 Einwohner annehmen, wobei über 40,000 Fremde mit inbegriffen sind.

*) Auch diese Angabe ist übertrieben.

**) Es scheint indessen, daß Peter der Große anfänglich nicht den Plan hatte, den Sitz der Regierung und seine Residenz nach St. Petersburg zu verlegen, sondern daß er erst späterhin auf diesen Gedanken gekommen ist. Er wollte nur einen Hafen und eine Festung dort erbauen, und seine Wohnung zu Nischney-Nowgorod aufschlagen. Man findet in dieser Hinsicht mehrere authentische und unzubestreitende Zeugnisse in den Kroniken jener Zeit. Der Palast und die andern Häuser, die der Zaar in der neuen Stadt hatte erbauen lassen, waren sämmtlich von Holz, und eigentlich nur provisorische Wohnungen. Aber seine Politik und die beständigen Kriege mit Schweden, so wie seine Vorliebe für das Gewesen, veranlaßten ihn, seinen Aufenthalt in St. Petersburg zu verlängern.

*) Die Basilikinsel ist ein Stadtviertel am rechten Ufer der Newa. Es ist der niedrigste Theil der Stadt.

Digitized by Google

geweſen ſei, wo die Häuſer meiſtentheils noch niedriger und weniger ſolid waren, als in der Stadt. Der Schaden, den der Handel erlitten hat, iſt ungeheuer und wird auf mehr denn 150 Millionen Rubel berechnet. Von allen Artikeln haben Mehl, Salz, Zucker und Flachs am meiſten gelitten. Die Börſe allein hat über 35 Millionen Rubel verloren. Ein Kaufmann, Namens Stieglitz, hat für drei Millionen Zucker eingebüßt. Am Morgen nach der Ueberſchwemmung fehlte es in der Stadt an Brod, und ſie konnte während der Nacht nicht erleuchtet werden.

Wenn man nun hierzu noch alle die ungeheuern Verluſte fügt, welche alle Einwohner ohne Unterſchied erlitten haben, ſo wie die Zerſtörungen an den Häuſern und allen öffentlichen Anſtalten, ſo ergibt es ſich, daß der Schaden unberechenbar iſt, und ohne Uebertreibung mit der Einäſcherung von Moskau verglichen werden kann. Aber ein ſchönes Schauſpiel, angenehm durch den Kontraſt mit dem, welches ſo eben unſere Trauer in Anſpruch genommen hatte, bietet ſich in dem Beiſpiele eines großen und edeln Volkes dar, das eben hier ſo viele und ſo ſchöne Proben eines reinen Patriotismus und einer grenzenloſen Aufopferung abgelegt hat. Dem Vorbilde des Monarchen nacheifernd, gibt Jeder, was er nur immer zu geben vermag, um Unglücklichere als er ſelbſt zu unterſtützen.

Der Kaiſer Alexander gab, bei der erſten Nachricht von dieſer Verwüſtung, eine Million Rubel aus ſeiner Privatkaſſe, und wies eine zweite Million auf die Invalidenkaſſe zur Beſtreitung der nothwendigſten Bedürfniſſe an. Die Prinzen der kaiſerlichen Familie, der Adel und der Handelſtand hatten in einem Augenblicke 2,280,000 Rubel zuſammengeſchoſſen, und ſeitdem hat ſich dieſe Summe über zehn Millionen erhoben.

Unter denen, die durch ein edles Selbſtvergeſſen eine allgemeine Bewunderung erregt haben, zeichnet ſich vorzüglich der Adjutant des Kaiſers, Herr von Beckendorff, aus, der ſich mehrere Male in die Fluthen geſtürzt hat, um die einen unvermeidlichen Tod vor ſich Erblickenden demſelben zu entreiſſen. Als er endlich ganz durchnäßt und vor Ermüdung faſt vergehend, in den kaiſerlichen Palaſt zurückgekehrt war, hat der Monarch ihm die nöthigen Kleider aus der kaiſerlichen Garderobe reichen laſſen, mit eigener Hand die zur Stärkung des Erſchöpften erforderlichen Getränke bereitet und ihm den S. Alexander-Newsky-Orden umgehängt.

Ueber den Unterricht in Griechenland.

Mitten unter den dringenden Beſchäftigungen der innern Organiſation und allen jenen, welche ein ungleicher Kampf beſtändig nach ſich zieht, um den erſten Bedürfniſſen des Kriegs zu entſprechen, hat die griechiſche Regierung den erſten Grundſtein einer vernünftigen Staatseinrichtung, den Unterricht der Jugend, nicht einen Augenblick überſehen. Schon im Frühling vorigen Jahres war eine aus fünf Gliedern beſtehende Kommiſſion ernannt worden, die man unter den aufgeklärteſten Männern des Volks erwählt hatte, und die mit der Redaktion eines „allgemeinen öffentlichen Erziehungs-Entwurfs“ beauftragt worden war.

Dieſer Entwurf iſt nun dem geſetzgebenden Senat im Juli vorgelegt und von der Regierung angenommen worden. Nach ihm ſollen drei verſchiedene Arten von Schulen eingerichtet werden. Die Erſten ſind die Primarſchulen, von denen jede Gemeinde wenigſtens eine haben ſoll. Man wird in denſelben im Leſen, Schreiben und in den Anfangsgründen der Grammatik unterrichten. Die Zweiten werden ſich in den Hauptorten einer jeden Provinz befinden. Man wird ihnen den Namen der Lyzeums beilegen, und in der altgriechiſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache, ſo wie in den Elementen der vorzüglichſten menſchlichen Wiſſenſchaften, Unterricht in ihnen ertheilen. Die Letzte iſt eine Univerſität, auf der man die Theologie, Jurisprudenz, Arzneiwiſſenſchaft, ſo wie alle übrigen Wiſſenſchaften und die Literatur lehren wird.

Da indeſſen die Kriegsumſtände nicht erlauben, dieſen Entwurf ſogleich in ſeiner ganzen Ausdehnung in Ausführung zu bringen, ſo hat die Kommiſſion zuerſt mit der Einführung der Primarſchulen begonnen, und ſeit dem Juli iſt eine Normalſchule zu Argos, einer der wichtigſten und geſundeſten Städte Griechenlands, in voller Thätigkeit. Auſſer den Kindern dieſer Stadt hat man noch mehrere Jünglinge ausgewählt, die bereits einige Kenntniſſe in der altgriechiſchen Sprache hatten, um ſie in der Methode und Mittheilung des gegenſeitigen Unterrichts zu üben, damit ſie ſodann in die Provinz-Hauptörter geſandt werden können, um eine zweite Normalſchule einzurichten, in der man die Lehrmeiſter bilden will, welche den Unterricht in den verſchiedenen Gemeinden verbreiten ſollen.

Die Schule zu Argos hat einen großen Saal zum Unterricht und einen ſchönen grünen und umzäunten Platz zur Beluſtigung und zu den gymnaſtiſchen Uebungen der Zöglinge. Sie dient denen, welche man in den übrigen Provinzen errichten will, zum Muſter. Der ehrwürdige griechiſche Prieſter Parthenios und der Deputirte Cavas ſind mit ihrer Oberaufſicht beauftragt worden. Der durch ſeine gelehrten Werke, durch ſeinen durchdringenden Geiſt und durch ſeine

Digitized by Google

Bescheidenheit rühmlich bekannte Constantas ist zum Ephoren oder General-Direktor des öffentlichen Unterrichts ernannt worden.

Bis zu Ende Septembers hatte man sich allein auf diesen ersten Theil des Unterrichts beschränkt; aber mit dem Anfange Oktobers und dem glücklichen Ausgange des Feldzugs, der bis dahin fast ausschließlich die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, hat auch die Ausführung des frühern Entwurfs ein neues Leben gewonnen. Mehrere sowohl durch ihren Reichthum, als durch ihre Liebe zu den Wissenschaften ausgezeichnete Männer haben sich vereinigt, um die Gründung einer griechischen Universität zu erleichtern. Das Betragen vorzüglich eines dieser edeln Männer darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Schon ist der Name Warwaky von einem Ende Europa's bis zum andern erschollen. Man weiß, was er bereits für sein Vaterland gethan, und daß er schon lange vor dem Ausbruche der griechischen Revolution es seine erste Angelegenheit sein ließ, neue Schulen zu begründen und die bestehenden immer mehr auszubilden. Seit Hellas Unabhängigkeit hat er noch viel mehr gethan, und auch bei dieser Veranlassung für sich allein 200,000 Talaris (eine Million Franken) zur Begründung und Stiftung einer Universität dargeboten. Andere sind diesem Beispiel gefolgt, und schon sind mehrere gelehrte Griechen zu den Lehrstühlen dieser neuen Anstalt in Vorschlag gebracht und zu deuselben berufen worden. Es ist leicht vorauszusehen, daß sie nicht ermangeln werden, denen von ihren Landsleuten nachzustreben, die einen so edeln Gebrauch von ihren Reichthümern zu machen wissen, und daß Griechenland, dieser alte Herd der Künste und Wissenschaften, bald wieder seinen Rang unter den zivilisirtesten Erdstrichen Europa's einnehmen wird.

Eine neue Hochschule ist gleichfalls zu Athen errichtet, und vier Klöster der Stadt haben ihr, von ihrem Eigenthum, ein jährliches Einkommen von 5000 Piastern ausgesetzt. Die alte „philomusische Gesellschaft", die während dem Kongresse zu Wien bestand, hat sich ebenfalls zu Athen erneuert. Ihre Begründungsdokumente, eine Rede des Eparchen (Präfekten) Michel Suftos von Athen über diese Erneuerung, die Bewilligung des Präsidenten Griechenlands und mehrere andere Aktenstücke, welche diesen Gegenstand betreffen, sind in den letzten Nummern einer Zeitschrift, welche unter dem Titel der „athenischen Ephemeriden" daselbst erscheint, bekannt gemacht worden.

Eine philantropische Gesellschaft ist auch zu Nauplion zusammengetreten. Ihr Zweck besteht darin, den Wittwen und Waisen, den Armen und Kranken die Hilfe und Pflege angedeihen zu lassen, welche das Naturgesetz allen fühlenden Menschen in's Herz geschrieben hat. Warwaky hatte auch diese Anstalt mit einem jährlichen Einkommen von tausend Piastern bedacht.

Ein nachahmungswürdiges Beispiel.

Der Munizipal-Rath zu Meaux (einer Stadt im französischen Seine-Marne-Departement) hat so eben ein Beispiel gegeben, welches man nicht genug zur Nachahmung anempfehlen kann, und das alles mögliche Lob verdient. Ein ausgezeichneter dortiger Arzt, Namens Houzelot, stirbt in seinen besten Jahren, nachdem er seine Kunst mit einem Eifer und einer Uneigennützigkeit ausgeübt hatte, die ihm zu einem wahren Wohlthäter der Stadt gemacht haben. Er hinterläßt einen Sohn, aber nicht das geringste Vermögen. Die Stadt Meaux hat nun, durch einen einmüthigen Beschluß ihrer Vorsteher, den Entschluß gefaßt und ausgeführt, diesen jungen Menschen feierlich an Sohnesstatt anzunehmen und ihm zur Fortsetzung seiner Studien in den Arzneiwissenschaften, die er bisher mit vielem Erfolg betrieben hatte, eine jährliche Pension von zwölfhundert Franken auszusetzen. So vergütet eine Belohnung, die man nationell nennen darf, nach dem Tode des Doktors Houzelot die Dienste, die er während seinem Leben seiner Vaterstadt geleistet hat. Und welcher Trost für seinen Sohn! Welche Ermuthigung kann kräftiger sein, ihn darauf hinzuleiten, seines Erzeugers und seiner Wohlthäter sich würdig zu beweisen, und einst, wie der Verstorbene, seine Talente und seinen Eifer einer Stadt zu weihen, die ihm den schönsten Adelsbrief ertheilt, indem sie sich als seine Mutter erklärt.

Heirathszeremonien bei den Samogithen. *)

Bei den Samogithen wird kein Mädchen vor vierundzwanzig oder dreißig Jahren verheirathet. Sie sind sehr sittsam, keusch und zurückgezogen, und verlassen niemals das Haus ohne die Erlaubniß ihrer Aeltern, und wenn sie ausgehen, so nehmen sie eine kleine Glocke mit sich, um durch ihren Schall immer wissen zu lassen, wo sie sind. Die Heirathszeremonien dieses Volks gleichen denen der Griechen und Römer. Die Braut wird mit anscheinender Gewalt, nicht von dem Bräutigam, sondern von zweien seiner Freunde, aus dem älterlichen Hause entführt. Am Hochzeittage macht die junge Gattin eine dreimalige Wanderung um das

*) Eine polnischer Volksstamm.

Digitized by Google

Haus ihres Gemahls, ſodann wäſchte ſie ihm die Füße, und mit dieſem Waſſer beſprengt man das Ehebett, die Geräthe und ſämmtliche Hochzeitgäſte. Man beſtreicht ihr die Lippen mit Honig, um ihr verſtändlich zu machen, daß nur Worte des Friedens und der Liebe aus ihrem Munde gehen ſollen. Sodann wird ihr der hochzeitliche Schleier übergehängt und man führt ſie an alle Thüren des Hauſes, damit ſie dieſelben mit dem rechten Fuß berühren und Weizen, Gerſte, Hafer, Erbſen, Bohnen und Mohnkörner davor ausſtreuen ſehe. Der, welcher dieſes Geſchäft vollſtreckt, ſagt zu ihr: „Wenn Du dem Glauben Deiner Väter getreu bleibſt und Dich Deines Hausweſens mit Sorgfalt annimmſt, wird es Dir an nichts fehlen.“ Nach dieſen Worten nimmt man ihr den Schleier ab und ſie ſetzt ſich an der hochzeitlichen Tafel nieder. Am Abend ſcheiden ihr die ledigen Mädchen, während dem ſie tanzt, die Haare ab und ſagen ſie mit Schlägen und Stößen ins Ehebett.

Schmeichler und Schmeicheleien.

Es iſt nichts Neues, über Schmeichler und Schmeicheleien zu ſchreiben; es iſt vielmehr ein altes, längſt behandeltes Kapitel, über das ſich noch Mancherlei ſagen läßt, woraus man eben keine ſonderliche Schlußfolgen ziehen kann. So gibt es unter andern recht brave, und wie man zu ſagen pflegt, recht honette Leute, die, mit der beſten Laune von der Welt, ungefähr folgendes Glaubensbekenntniß ablegen: „Man kann recht gut ſeine Neigungen denen der Großen anſchmiegen, wenn ihre Neigungen eben von keinem beſondern Gehalte ſind, und unſer Verfahren iſt alsdann nur eine Gefälligkeit, die ohne alle Gefahr und manchmal ſelbſt ohne Schaden iſt.“ Nach dieſer Vorrede fahren ſie in ihrem Text fort, und überhäufen uns mit Beiſpielen, die, unſerm Gefühl nach, zwar nichts beweiſen, die aber doch intereſſant genug ſind, um ſie unſern Leſern mittheilen zu dürfen.

„Man konnte“, ſagen ſie, „gemächlich mit dem Kaiſer Domitian Fliegen todtſchlagen, mit dem Könige der Bactrier, Alueides, Rehe ausſtellen und Schlingen legen, mit Artaban, König von Hirkanien, Maulwürfe fangen, und mit dem mazedoniſchen Könige Eropes Lampen verfertigen. Es gereicht den Höflingen zum größten Vergnügen, mit Artos, König der Hurtaren, Pferde zu ſtriegeln, mit Parmenio wie ein Schwein zu grunzen, mit Theodor das Geräuſch eines Ziehbrunnenrades nachzuahmen, und mit dem König von Böhmen, Wenzeslaus, auch Laufewenzel genannt, im tiefen Schnee zu waten. Es konnte nicht anders als anſtändig ſein, ſich am Hofe des Tyrannen von Syrakus, Dyonyſius, gegenſeitig zu ſtoßen und gegen die Mauer zu rennen, um dem Fürſten glauben zu machen, daß man eben ſo kurzſichtig ſei, als er. Es war Pflicht, mit Arcilaus beſtändig den Schnupfen zu haben, weil er behauptete, daß die Stimme dann angenehmer und melodiſcher ſei. Es war ein ſehr glücklicher Einfall des Kardinals v. Efrée, der ein vortreffliches Gebiß hatte, zu Ludwig XV., der ſich über den Mangel an Zähnen beſchwerte, zu ſagen: „Ei, Sire! wer hat heut zu Tage noch Zähne?“ Die Philoſophen ſelbſt ſchmeichelten ihre Lehrer auf ſolche Weiſe. Die Zöglinge Plato's zuckten wie er mit den Schultern, die des Ariſtoteles ahmten ſein Stottern nach und die Anhänger des Pollius Latro wendeten alle möglichen Mittel an, um ſo blaß zu ſein, als ihr Meiſter. So ahmt man ſich gegenſeitig nach, und die wechſelnde Mode iſt nichts, als eine ſinnliche Schmeichelei. . . . . .

Diderots Pantoffeln.

Diderot war unſtreitig ein geiſt- und kraftvoller Mann, und einer von denen, die von der eigentlichen Beſtimmung des Menſchengeſchlechts überzeugt, es nicht ſcheuen, ſeine heilige Sache gegen die thieriſche Beſchränktheit und den Fanatismus gewiſſer Kaſten zu vertheidigen, die ſich mithin allen Verfolgungen derſelben ausſetzen und ſich, ſo zu ſagen, ſelbſt zum Opfer darbringen; mit einem Worte: ein Philoſoph. Aber daß Philoſophen nichts deſto weniger Menſchen bleiben, und folglich auch ihre Schwächen haben, iſt Jedermann bekannt. Nun hatte aber Diderot ein Paar alte, häßliche Pantoffeln, die einem ſeiner eifrigſten Bewunderer und Freunde längſt mißfallen hatten, weshalb er ihm eines Tages ein anderes Paar nagelneuer, von rothem Maroquin, zum Geſchenk machte. Unſer ernſter Philoſoph konnte die Schönheit dieſes Machwerks, welches unter den Händen irgend eines genialen Jüngers des heiligen Kriſpinus hervorgegangen war, nicht genug bewundern, und indem er darüber, vor Vergnügen mit der rechten Hand ſich den Scheitel kratzend, einen Blick auf ſeine in der linken ſich befindliche Mühe warf, rief er einmal über das andere aus: „Nein, nein! das geht nun und nimmermehr, eine ſo prächtige Fußbekleidung, und eine ſo abſcheuliche Kappe. Das ſticht gewaltig gegen einander ab, und kann, bol mich dieſer und jener, ſich nicht miteinander vertragen.“ Er kaufte alſo eine Mütze von karmoiſinrothem Sammet, und war nun zwei Tage lang zufrieden wie ein König. Aber nach dem Verlauf dieſer Zeit bemerkte er, daß ſein alter Schlaf- oder vielmehr Arbeitsrock doch auch gar nicht

Digitized by Google

paſſend zu ſeinem Fuß- und Kopfſchmucke ſei, und daß er deshalb einen neuen haben müſſe. Kaum hatte er ihn vom Schneider erhalten und anprobirt, ſo beſorgte er, ihn an ſeinem alten Schreibpult, das ganz mit Dinte überſprengt war, zu beſchmutzen; weshalb er ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſah, ein neues, hübſches Bureau ſich anzuſchaffen. Ein kleiner anderthalb Fuß hoher Spiegel hatte ihm bisher vollkommen genügt, um ſich den Bart zu ſcheeren (obgleich er das nicht, wie Lavater, als eine Merkwürdigkeit in ſein Tagebuch ſchrieb) *), und ſeine Halsbinde anzulegen; aber er war nicht mehr groß genug, um ihm das Ganze ſeines Anzuges zu zeigen. Der Philoſoph markirte alſo einen faſt Klafterhohen Spiegel, in dem er ſich vom Nabel bis über den Kopf hinweg erblicken konnte. Indeſſen war der Kamin, über welchem man dieſen ſchönen Spiegel angebracht hatte, nur von bemaltem Stein, und ſtach gewaltig gegen den Glanz des darüber befindlichen Glaſes ab. Man muß geſtehen, daß die Sache nicht ſo bleiben konnte, wenn man nicht in Verſuchung gerathen ſollte, den Geſchmack des ſcharfſinnigen Schriftſtellers zu bezweifeln. Er ſah ſich alſo in die eiſerne Nothwendigkeit verſetzt, ein Kamin von Marmor aufrichten zu laſſen. Diderot hatte ſich bisher mit zwei Zimmern begnügt, er fand bald, daß er noch einige andere haben müſſe, um ſeine zahlreichen Freunde und Bewunderer ſchicklich empfangen zu können. Diderot war glücklich und ſorgenfrei geweſen, und er war es nun nicht mehr. Er kaufte allerlei unnütze Dinge, von denen er ſich einbildete, daß ſie ihm durchaus nothwendig ſeien; er ſtellte Reformen in ſeinem Hausweſen an, ſchaffte ſeine alte Kochin ab, die ihm mit ganzer Seele ergeben war, und nahm eine andere in ſeine Dienſte, die ihn nach Herzensluſt betrog, und die er bald vor die Thür ſetzen mußte, um ſich nicht ganz zu Grunde zu richten, kurz, er gab in wenigen Monaten, während denen dieſe Reformations- und Symmetriewuth währte, 18,000 Franken, das heißt: Alles was er bis dahin durch ſeinen Fleiß und ſein Genie erworben und erſpart hatte, für Nichtsnürdigkeiten aus, von denen er nicht den geringſten reellen Vortheil hatte. Daraus ſieht man, welchen Einfluß ein Paar Pantoffeln ſelbſt über einen Philoſophen auszuüben vermögen.

*) Es würde zu wünſchen ſein, daß dieſes Tagebuch, in welchem ſich Lavaters ganzes einfaches Weſen ausſpricht, endlich im Druck erſchiene.

Die Bewohner von Chili.

Mit Ausnahme der Geiſtlichkeit theilen ſich die Bewohner von Chili in zwei beſondere Klaſſen, nämlich in die, welche Alles, und in die, welche Nichts beſitzt. Die Nachkommenſchaft der erſten Eroberer hat immer noch jene ungeheuern Majorate, die ihren Vorfahren angewieſen wurden, und von denen einige ſich vom Ufer des Meers bis an den Fuß der Anden, das heißt, auf eine Länge von hundert, und eine Breite von zwanzig bis dreißig engliſchen Meilen, erſtrecken. Sie haben ſelbſt noch einige Rechte im Oſten der Kordillera, wohin die zahlreichen Heerden geſchickt werden, um das Eigenthumsrecht zu bewahren. Es gibt auf den hohen Anden keine Gemeinweiden, und der Maulthiertreiber, der ſeine Eſel einige Zeit lang auf dieſen köſtlichen Alpen zubringen laſſen will, muß dafür dem Herrn derſelben eine gewiſſe Summe Geldes bezahlen. Einige von dieſen Letztern haben oft Heerden von fünf- bis achttauſend Stück, und der Marquis von Larrain hat deren fünfzehntauſend.

Die ländlichen Gebäude der großen Eigenthümer, Hacienda (Pachthof), Asiento, Rancho u. ſ. w. benannt, haben alle ein Magazin, worin man, für Rechnung des Herrn, den Bauern oder Bergleuten Zucker, Mehl, geiſtige Getränke, Tücher und andere nothwendige Gegenſtände verkauft. Der fremde Reiſende wird in ihnen zugleich mit aller nur denkbaren Gaſtfreundſchaft aufgenommen, was um ſo erfreulicher iſt, da es auſſerdem im Innern des Landes keine ordentlichen Wirthshäuſer gibt.

Die untere Klaſſe des Volks iſt eine aus der Miſchung des europäiſchen und indianiſchen Bluts entſtandene Race, die in der letzten Zeit wohl vom Frohndienſte befreiet worden iſt, aber dennoch immer für einen ſehr geringen Lohn bei den Eigenthümern arbeiten muß. Die Chilenefen haben zwei große Fehler: die Unwiſſenheit und die Trägheit, natürliche Folgen ihrer Lage und der langen Knechtſchaft und unglaublichen Dummheit, in der man ſie zu erhalten, ſich auf alle Weiſe bemüht hat. Ihre natürlichen Fähigkeiten werden dieſen Schandflecken des Mißbrauchs der Gewalt bald vermiſcht haben, denn ſie haben einen feinen und durchdringenden Verſtand, ihr Karakter hat ſeine gute wie ſeine ſchlimme Seite, und ſie betragen ſich überhaupt in Allem mit vieler Ordnung, vielem Anſtande und einem unverkennbaren, gegenſeitigen Wohlwollen. Man kann Chili ganz allein bereiſen, im Freien, mitten unter den Einwohnern ausruhen, ohne einen Augenblick beſürchten zu dürfen, von ihnen beſtohlen zu werden; obgleich ſie ſehr wohl wiſſen, daß man viel Gold bei ſich, und viele koſtbare Kaufmannswaaren in ſeinen Kaſten habe.

Ein Vorurtheil des gemeinen Volks in Chili kann für den Stolz des europäiſchen Reiſenden nicht anders als höchſt beleidigend ſein. Es bildet ſich nämlich feſt

Digitized by Google

und fest ein, von einer viel edlern Race als die Fremden zu sein. Meine Maulthiertreiber erhielten von den Bauern beständig den Titel „Senuor“ und manchmal gar „Senuor Caballero“, da ich hingegen nie dieses Zeichen der Ehrerbietung von ihnen zu erhalten vermochte. Ich mochte, soviel als ich wollte, den Herrn und die Frau des Hauses Senuor und Senuora nennen, sie erwiesen mir nie eine gleiche Ehre. Ich fragte einmal um die Ursache dieses Gebrauchs; aber statt aller Antwort betrachtete man mich von oben bis unten, zuckte mit den Achseln und brach endlich in ein Gelächter aus. Es schien mir fast, als hielten sie mich für ein Kind, das von ihnen Zucker begehrte.

Die Araukans, ein besonderer Volksstamm, leben in einer vollkommenen Unabhängigkeit von der republikanischen Obrigkeit Chili's.

Schmidtmeyer.

Hüa, Hauptstadt von Cochinchina.

Diese Stadt ist ein bewunderungswürdiges Werk, und würde als solches selbst in Europa betrachtet werden. Sie ist an einem Fluß gelegen, der durch Ketten versperrt werden kann, und den die großen Schiffe nur bei hohem Gewässer hinaufsteigen können. Sie wird von einem hohen Damm umschlossen, der neun englische Meilen im Umfange hat, und bei hundert Fuß breit ist. Die Wälle sind aus Backsteinen erbaut und mit einem Kitt verbunden, dessen vorzüglichste Zuthat der Zucker ist. Sie sind sechszig Fuß hoch. Die Pfeiler der Thore, die aus Stein sind, messen siebenzig Fuß in der Höhe, und über dem Gewölbe, welches sie verbindet, erheben sich noch neunzig bis hundert Fuß hohe Thürme, zu denen sehr schöne Treppen hinaufführen. Die Festung ist von viereckigter Form, und nach dem Plane der von Straßburg erbaut worden *). Sie hat achtzig Basteien, jede mit sechsunddreißig Kanonen besetzt, und die Entfernung von einer Bastei zur andern beträgt zwölfhundert chochinchinesische Ruthen, eine jede zu fünfzehn Fuß. Die kleinsten Artilleriestücke sind von achtzehnpfündigen Kugeln, und die größten von achtundsechszigpfündigen. Sie sind alle in den königlichen Gießereien verfertigt worden. Die Gesammtzahl aller Kanonen beläuft sich auf zwölfhundert. Die Kasematten sind bombenfest. Der Eintritt in diese Stadt ist den Europäern untersagt, und selbst Lord Macartney hat sich umsonst um die Erlaubniß dazu beworben. Die vorstehenden Nachrichten sind dem amerikanischen Kapitän White von einem gebornen Franzosen, Namens Vannier, mitgetheilt worden, der Admiral des Königs von Chochinchina geworden ist.

*) Weder die Zitadelle zu Straßburg, noch die eigentliche Festung, sind in viereckigter Form. Folglich findet hier eine Irrung statt.

Zollfreie Gedanken.

Was die Gewaltigen auf Erden am wenigsten zu verzeihen vermögen, das ist das Unheil, welches sie selbst angerichtet haben. Sie betrachten fast als eine Beschimpfung die Achtung, die man ihren Antagonisten nicht zu versagen vermag.

Die öffentliche Meinung rächt sich früh oder spät an denen, die sie verkennen; denn nicht immer kann man denjenigen, welchen man bestochen oder eingeschüchtert hat, mißhandeln, und er wird den günstigen Augenblick gewiß nicht übersehen, wo er seine Fesseln zu zerbrechen vermag.

Man lieset eine hübsche Dichtung und ist begierig, mit der Auflösung des Knotens das Ende der Geschichte zu erreichen, und wenn man es erreicht hat, so bedauert man, damit schon zu Ende zu sein. Das ist das Bild des menschlichen Lebens. Wer uns beleidigt, der schadet sich mehr als uns. Statt uns zu rächen, schweigen wir und gewinnen dadurch die Oberhand über ihn. Er muß vor uns zittern, weil er weiß, wie viel Ursache wir haben, ihm Böses mit Bösem zu vergelten.

Die Liebe, dieses Gefühl im Leben des Menschen, dessen er am meisten bedarf, ist eben auch das, dessen er am ersten überdrüssig wird.

Die Eigenliebe ist ein gar leichtes und zartes Gewebe. Nichts ist leichter, als es zu verletzen, und nichts schwerer, als diese Verletzung wieder verschwinden zu machen. — Sie ist, in anderer Hinsicht, ein Tyrann, den man nie ungerächt beleidigen kann.

Der Ehrgeiz ist eine jener mysteriösen Gottheiten, die zu gleicher Zeit und fast mit demselben Kultus, der Held und der Straßenräuber, der Minister und der Taschenspieler, der Küster und der Prälat verehren. Es ist eine Art von Baal, der alles ihm Dargebotene verschlingt, ohne je davon gesättigt zu sein.

Die Liebe ist eine Kunst, welche die Natur dem Menschen einflößt, und die von seinem Verstande vervollkommnet wird. Sie hat weder bleibende Regeln, noch ein bestimmtes Resultat. Sie gleicht in mancher Hinsicht der Alchimie, dieser Kunst ohne Kunst, die den Menschen zuerst zum Gelehrten, sodann zum Lügner und endlich zum Bettler macht.

Die Abwesenheit ist ein Prüfstein der Neigungen und Leidenschaften. Sie vermindert die schwachen und vermehrt die großen, wie der Wind ein Licht

Digitized by Google

auslöscht und die Flammen des Scheiterhaufens verstärkt.

Es gibt Länder, wo die Menschen den Apfelsinen gleichen, und wo sie niemals zur Thatkraft in ihrer Reife benutzt werden. Entweder gebraucht man sie, wenn sie noch ganz grün, oder wenn sie bereits angefault sind.

Fast eine jede Verläugnung und Abschwörung des Glaubens seiner Väter ist entweder ein politischer oder ein gezwungener, ein spekulativer oder ein Schurkenstreich.

Man widerspricht manchmal einer Person auf dieselbe Weise, wie man an die Thür klopft, um zu wissen, ob Jemand zu Hause sei.

Wer Allerwelts Freund ist, hat gewöhnlich keinen Freund.

In der Hölle fehlt es gewiß an guten Vorsätzen nicht.

Das Glück allein vermag den Beruf des Menschen nicht umzugestalten; aber es gibt ihm Lust, ihn zu vermummen.

Chinesische Barbarei.

Es ist fast unglaublich, auf welche Abwege der Karakter des Menschen gerathen kann, wenn er durch Vorurtheil oder Gewohnheit beschränkt wird. Keine Entartung ist in dieser Hinsicht auffallender, als die der Mutterliebe in China und in Indien. Wenn auch nicht alle Berichte über diesen Gegenstand übereinstimmend sind, so ist es doch gewiß, daß, vorzüglich zu Peking und zu Canton, die Mütter ihre Kinder auf öffentlichem Markte verkaufen. Zu Malabar werden diese hilflosen Geschöpfe gleichfalls als eine Kaufmannswaare betrachtet, die man für geringe Preise erhalten kann. Ein englischer Reisender erzählt davon folgenden Zug: „Zu Ende der regnichten Jahreszeit, und in einem Augenblicke, wo das Land keineswegs der Hungersnoth ausgesetzt war, kaufte ich einen neunjährigen Knaben und ein Mädchen von gleichem Alter, die ich einer reichen Frau zu Bombay zum Geschenk bestimmte, für denselben Preis, den ich in England für ein Paar Schweinchen gegeben haben würde. Die Kinder konnten glücklicherweise bei diesem Kauf nur gewinnen; denn sie wurden dem Elend entnommen und traten unter den Schutz einer würdigen Frau, die sie mit Sorgfalt erziehen ließ und ihnen eine bessere Zukunft versicherte, als sie bei ihren Aeltern hätten erwarten dürfen, die sie vielleicht an irgend einen Portugiesen verkauft haben würden, bei denen man sie noch übler als das Vieh behandelt. Eines Tages, als ich mich eben in meinem Verandah befand, bot mir eine junge Frau ein Kind mit Früchten an. Nach der Abschließung des Handels fragte sie mich: ob ich nicht auch eins der beiden schönen Kinder kaufen wolle, die sie auf ihren Armen trug. Ich warf ihr, statt der Antwort, ihre wenige Mutterliebe vor, worauf sie mir ganz ruhig antwortete, daß sie eben jetzt schwanger sei und in wenigen Wochen erwarten dürfe, noch ein Kind zu haben, wonach es ihr sehr beschwerlich sein würde, sie alle drei zu pflegen, und daß sie deshalb das eine oder das andere gern um eine Rupie verkaufen möchte. Einige Tage nachher brachte sie mir noch einen Korb mit Früchten, und sagte mir zugleich, mit nicht großer Freude: daß sie ihr Kind an den portugiesischen Dollmetscher, Signor Manuel Rodriguez verkauft, der, so reich und christlich er auch immerhin sein möge, ihr doch nur eine halbe Rupie, oder ungefähr 30 Sous dafür gegeben habe.

Reise um die Erde, in den Jahren 1817 bis 1820.

Von dem Schiffskapitän Ludwig von Freycinet.

Der Mensch war der erste Gegenstand der zoologischen Nachforschungen und Beobachtungen der beiden Aerzte der Expedition, Gaimard und Quoy. Man weiß, daß mehrere verschiedene und sehr karakteristische Racen die Inselgruppen des stillen Oceans bevölkert haben. Unter diesen bemerkt man indeß auch einige Nationen, deren Züge eine Vermischung der Racen, und in mehr oder weniger langen Zwischenräumen erfolgte Kreuzungen, beurkunden. In einiger Hinsicht können diese Inselbewohner mit einigen europäischen Völkern verglichen werden, deren primitive Geschlechtsbildung gänzlich verschwunden ist, und die nichts mehr darbieten, das man karakteristisch und national nennen könnte. Die Papuhs sind eine von diesen gemischten Racen, bei denen es sehr schwierig ist, den eigentlichen Ursprung zu erraten. Unsere Reisenden konnten sie während einer zwanzigtägigen Rast bei den Inseln Rawack und Waigu mit Muße beobachten. Sie bemerkten unter ihnen einige Neger, die von den afrikanischen wenig unterschieden waren, und einige weiße Individuen, deren langes, fliegendes Haar und zartere Gesichtszüge als die der Eingeborenen, ein Gemisch mit chinesischem, oder selbst europäischem Blute vermuthen ließen. Aber der Ueberrest der Bevölkerung ist durchaus keiner der übrigen Racen ähnlich, die sowohl die Inselgruppen des stillen Oceans als das Festland bewohnen. Einige Schädel der Papuhs, die mit nach Europa gebracht worden waren, wurden dem Doktor Gall vorgelegt, und dieser berühmte Anatomist

Digitized by Google

bemerkte auf der Stelle eine Verunſtaltung an denſelben, die er „Nachitie“ nennt, und die er den Bewohnern niedriger und feuchter Gegenden zuſchreibt. Und in der That wohnen dieſe Papuhs auf einem moraſtigen Boden, der beſtändig überſchwemmt iſt, ſo daß ſie genöthigt ſind, ihre Hütten auf ziemlich hohen Pfeilern zu erbauen.

Es fehlt dieſem Volke indeß nicht an Verſtand, und es könnte eben ſo gut als die Europäer bis zu einer hohen Civiliſationsſtufe gelangen; aber es zeigt einen unüberwindlichen Hang zum Genuſſe des Menſchenfleiſches, dem man denn auch die häufigen Morde zuſchreibt, die im Lande ſtattfinden. Das iſt der „natürliche Menſch“, ſehr verſchieden von dem idealen Geſchöpfe der Einbildungskraft einiger Moraliſten, die ſich, voreilig genug, zu den erklärten Feinden aller menſchlichen Anſtalten aufgeworfen haben.

Um ihre Beobachtungen deutlicher darzuſtellen, folgen die beiden Naturaliſten der Ordnung der Orte, bei denen ſie ſich aufgehalten haben. Die erſte Raſt war zu Rio-Janeiro. Dieſe Stadt und ihre Umgebung iſt vielleicht beſſer in Europa bekannt, als mancher Theil des Erdtheils, den wir bewohnen. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung konnte die zoologiſche Aernte eben nicht reichhaltig ausfallen. Timor und der Archipel der Papuhs ſtellt ſich unter einem ganz verſchiedenen Geſichtspunkte dar. Die erſte Inſel, deren Boden im Allgemeinen wenig tief iſt, erzeugt nicht dieſelben rieſigen Bäume, wie der letztere auf dem man ſogar Wälder bemerkt, die ſich bis ins Meer erſtrecken, ſo daß die Boote zwiſchen den Bäumen hindurchſchiffen.

Die Krankheiten, von denen die Mannſchaft befallen wurde, nöthigten den Kapitän, bei den Marianen zu verweilen. In den Sandwichinſeln konnten ſie mit der größten Mühe doch den kleinen rothgefiederten Vogel nicht bemerken, aus deſſen Federn die Mäntel der Volkshäupter verfertigt ſind. In Neuholland zeigte ſich ihnen die größte Menge neuer Gegenſtände, weshalb ſich ihre Sammlungen dort auch am meiſten bereicherten. In den Umgebungen der Stadt Sidney haben die Bewohner derſelben den einheimiſchen Thiergattungen leider einen eben ſo unvorſichtigen als unnöthen Vertilgungskrieg geſchworen. Der friedliche Kanguroo iſt ſchon ſehr ſelten geworden und wird bald ganz aus dieſen Gegenden verſchwinden.

Die letzte Station der Naturaliſten war keine Raſt, ſondern ein Schiffbruch an der Küſte der Maluinen, bei dem ſie auch den größten Theil ihrer Sammlungen verloren. Ihre Geduld war vielleicht dieſer Prüfung nicht gewachſen; denn ſie betrachteten nicht ohne Vorurtheil ein Land, das ihnen ſo ungünſtig geweſen war.

Einiges über die vereinigten Staaten.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika haben 7 Linienſchiffe von 74 Kanonen, 5 Fregatten von 44, 3 von 36, 2 von 24, 4 von 18, eine von 14 und 5 von 12, die von Fulton erbauete Dampffregatte nicht mit inbegriffen, die eben von keinem ſonderlichen Nutzen iſt. Vier kleine Schiffe und 15 bewaffnete Barken und Schaluppen werden zum Kreuzen an den Küſten gebraucht. Auf den Seen von Kanada befinden ſich 27 Schiffe von verſchiedener Größe und 14 Kanonierſchaluppen. So eben werden noch 5 Linienſchiffe und 5 Fregatten auf den ſechs Schiffswerften der Republik erbaut.

Die Zahl der täglich oder wöchentlich erſcheinenden Blätter und Zeitſchriften beläuft ſich auf 598; folglich mehr, als in ganz Europa herausgegeben werden. Vom North-American-Review werden nicht weniger als 4000 Exemplare abgezogen. Die Druckloſen ſind bedeutend geringer als in England, weshalb faſt alle engliſchen Bücher nachgedruckt werden.

Die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften des Staats Maſſachuſets hat einen Preis von hundert Pfund Sterling für den Gegenſtand ausgeſetzt: „Alle die Materialien einzuſammeln und zu ordnen, die über die Geſchichte der Völker exiſtiren, welche Amerika vor der Entdeckung dieſes Erdtheils durch Chriſtoph Columbus bewohnten.“

Vor einiger Zeit wollte ein reicher Pflanzer im Süden der vereinigten Staaten ſeine Sklaven zwingen, regelmäßig auſſer dem Tage noch die Hälfte der Nacht hindurch zu arbeiten. Sie machten deshalb bei dem Inſpektor alle möglichen Gegenvorſtellungen, und da dieſe nicht fruchteten, ſo weigerten ſie ſich geradezu, zu arbeiten. Der Pflanzer beſchloß alſo, ſie ſelbſt zu bewachen, weshalb er ſich auf einen Baumſtamm ſetzte und ſein Gewehr in der Hand behielt, mit der Drohung, Jeden zu erſchieſſen, der vor Müdigkeit unterliege. Gegen Mitternacht ſchlief er ſelbſt ein. Die Sklaven bemächtigten ſich nun ſeines Gewehrs, tödteten ihn und warfen ihn in das Feuer, bei deſſen Schein ſie arbeiten ſollten. Der Fall war ſo auſſerordentlich und die Grauſamkeit des Pflanzers ſo raffinirt, daß man alles Mögliche anwendete, die Sache zu unterdrücken, und die Sklaven wurden nicht beſtraft.

Der nachfolgende Zug beweiſet, wie ſehr die Gewohnheit im Menſchen alles Gefühl der Menſchlichkeit zu erſticken vermag. Ein angeſehener Landwirth, der allgemein für einen gutmüthigen und rechtſchaffenen Mann gehalten wird, erzählte in einer Geſellſchaft, in der ſich auch mehrere Europäer befanden, daß er im verfloſſenen Jahre nach einem ſeiner Sklaven geſchoſſen habe, von dem er vermuthete, daß er habe

Digitized by Google

entwischen wollen. Bei einer andern Gelegenheit, fügte er hinzu, entdeckte ich, daß sich zwei fremde flüchtige Sklaven in meiner Pflanzung versteckt hielten. Ich lud mehrere meiner Freunde zum Essen ein, mit dem Vorsprechen, ihnen einen rechten Spaß zu machen. Nach Tische gingen wir auf die Sklavenjagd aus, und da ich ein Geräusch zwischen dem Zuckerrohr vernahm, in welchem sie sich verborgen hielten, so ergriff ich einen Feuerbrand und bald darauf stand das ganze Feld in hellen, lichten Flammen, wobei den armen Schächern, die darinnen waren, und die wahrscheinlich mit der ganzen Geschichte verbrannten, nicht wenig Angst sein mochte. Was uns betrifft, so lachten wir noch vierzehn Tage nachher über diesen Allerweltsspaß. — Das Blut erstarrt in den Adern, indem man dies lieset. Was den Amerikaner betrifft, so konnte er nicht begreifen, warum wir über seinen „Allerweltsspaß" nicht mit ihm lachen wollten.

In den innern Provinzen der vereinigten Staaten, die erst ganz neuerdings sich bevölkert haben und noch mit dichten Wäldern überdeckt sind, kann bis jetzt ein regelmäßiges Polizeisystem noch nicht in Anwendung gebracht werden, weshalb die Lokalitäten dem Verbrechen immer noch sehr günstig sind. Die neuen Ansiedler in diesen entlegenen Theilen haben sich deshalb vereint und eine Art von Schutz- und Trutzbündniß mit einander abgeschlossen, dessen Theilnehmer „Regulatoren" genannt werden. Sie erwählen unter sich mehrere Vorsteher, denen die Leitung der gemeinschaftlichen Geschäfte und die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit übertragen wird. Wenn sich nun ein Landstreicher oder ein Dieb in ihrem Kanton niedergelassen hat, so fordern sie ihn auf, denselben in einer bestimmten Zeit zu verlassen, und wenn er nicht gehorcht, so ergreifen sie ihn bei Nacht in seiner Hütte, binden ihn an einen Baum und zählen ihm, nach Befinden der Sache, mehr oder weniger Hiebe auf. Geht er nun noch nicht seines Weges, und sucht er vielmehr noch Verstärkung von Gesindel seines Schlages zu sich anzuziehen, so wird der dritte Grad der Strafe über ihn verhängt, das heißt: man schneidet ihm die Ohren ab. Man hat noch kein Beispiel gehabt, härtere Maasregeln in Ausübung bringen zu müssen.

Literarisches Bülletin von London.

Darstellung der letzten Reise Byrons in Griechenland, aus den Papieren des Grafen Gamba. — Sayings and Doings. — Der Eremit in Italien. — Das Magazin in London. — Lionel Lincoln.

Der Graf Gamba ist mehr noch als Bruder der interessanten Gräfin Guiccioli, denn als einer der Offiziere des Generalstabes Byrons bekannt. Kaum hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er einen Auszug seines Tagebuchs, und eine Darstellung von den Thaten des britischen Dichters im Griechenlande, herausgeben wollte, so hoffte man schon auf einen neuen Skandal; denn seitdem Sheridan seine „Skandalschule" verfaßt und dem Publikum übergeben hat, bis auf den heutigen Tag, gibt es kein Volk in Europa, das eine größere Neigung für diese kleine Schwäche hat, als das von London, obgleich es behauptet, das moralischste auf der ganzen Erde zu sein. Unglücklicherweise hat der Krotus unserer Buchhändler, der durch seine Preßbengel den Geist der Aristokratie und Bischöfe ins Publikum befordern läßt, und der unpröslich über die Art und Weise bleibt, auf welche Medwin ihn in seinen „Unterhaltungen" behandelt hat, sich, um jeden nur denkbaren Paragraphen zu vermeiden, des Manuskripts des Grafen Gamba, cousqui coûte, bemächtigt, und sich zum Tyrannen desselben aufgeworfen. Kurz hernach ist ein Buch erschienen, von dem Niemand weiß, was es eigentlich bedeuten soll, und ob der orthodoxe Buchhändler die Schärfe seiner Scheere daran probirt hat, oder ob der Gegenstand schon erschöpft sei, und man nichts Neues mehr darüber sagen konne. So viel ist gewiß, daß in der ganzen „Darstellung" sich nicht ein Wort befindet, über welches man den Mund zum Lachen verziehen könnte. Das Büchlein ist kalt, einförmig und kömmt nach Thoreschluß; so daß man es keinesweges auffallend findet, wie die zum Uebersetzen nach Paris geschickten Probeblätter von Gosseln und selbst von Ladvocat, der als der geschickteste aller Buchhändler zur Ausbeutung eines Namens oder Titels bekannt ist, zurückgewiesen worden sind.

Es gibt indessen zu London einen Herausgeber, der ein gründliches Studium der Industrie gemacht zu haben scheint, bei dem immer die dritte und vierte Edition eines Werks, vor der zweiten, und manchmal selbst vor der ersten, das Tageslicht erblickt. Das ist der große Colburn, der seine Anzeigen so fein zu drechseln versteht, daß sie als wahre Meisterstücke in ihrer Art gelten können. Er hat schon vier Editionen der „Sayings and Doings" verkauft, und die zweite Folge davon befindet sich schon in allen Lesekabineten, die man auch „Zirkular-Buchhandlungen" nennt. Der Verfasser dieser Sprüchwörtermährchen oder Mährchensprüchwörter ist Theodor Hook, ein Tory-Journalist, der seine Partei bis zum Himmel zu erheben versteht. Seine Sayings and Doings sind ein ziemlich genaues Gemälde unserer Gesellschaften vom zweiten Range, und obgleich sie viel unbedeutendes Geschwätz enthalten, so kann man doch nicht abläugnen, daß sie auch manchen scharfen und treffenden Pinselstrich un-

Digitized by Google

ferer Sitten und Gebräuche enthalten. Unsere Ladys sind wie besessen darauf, und unsere Blaustrümpfe bozen sich auf allen Straßen darum. Der unermüdliche Uebersetzer der sämmtlichen Werke Walter Scotts hat sich auch dieses Meisterstücks bemächtigt, das, will's Gott Merkurius, bald in alle Sprachen Europa's übersetzt sein wird.

Zur Entschädigung dafür hat man uns auch eine Uebersetzung des „Eremiten in Italien" gegeben, der nicht von Rony ist, wie alle Welt weiß, und der dennoch immerfort unter seinem Namen verkauft wird. Aber was kümmert uns das? Wir sind gutmüthig genug, Alles zu bezahlen, zu genießen und zu verdauen, was man uns auch immerhin vorzusetzen beliebt.

Die zweite Nummer der neuen Folge des „Londner Magazins" enthält einen zweiten Brief über Paris. Der Korrespondent legt sich den Namen eines kleinen Neffen Grimms bei. Es ist in der That ein Großvetter jener eisernen Maske, die alle Reputation von ganz Frankreich unbarmherzig zerreißt. Die Verleumdung ist von allen Verstandeszweigen derjenige, der sich am leichtesten ausbeuten läßt; aber er kann vielleicht allein nur zu London und Paris Bewunderer und Kommentatoren finden. Es ist indeß weder interessant genug, noch schicklich, diese Persönlichkeiten, die einigermaßen nach der Wachtstube riechen, weiter verbreiten zu wollen.

In einigen Tagen wird der „Lionel Lincoln von Cooper" erscheinen. Der erste Band hat auf seiner Reise von New-York nach London Schiffbruch gelitten *); weshalb der englische Herausgeber in aller Eil den mangelnden von der geläufigen Feder eines unserer Romanenschreiber hat ersetzen lassen, um nicht hinter den Pariser zurückzubleiben, die, wie er, die Probebogen erhalten. Wenn dies sich in der That so verhält, so wird man einen hübschen Roman zu lesen bekommen.

*) Der Diamant, auf dem sich die beiden ersten Bände des Lionel Lincoln befanden, ist in der Bucht von Cardigan gescheitert.

Italienische Literatur.

Bibliografia universale. — Allgemeine Bibliographie. Venedig, 1824. Bei G. B. Missaglia. Ein Band in 8.

Die Herausgeber der „allgemeinen Bibliographie" verfolgen eifrig und unermüdet den sich vorgesteckten rühmlichen Zweck. Man bemerkt unter andern Beobachtungen, die man früher übersehen hatte, daß das Buch Augustin Dati's, betitelt: „Elegantiarum libellus", zur Zeit der Einführung der Buchdruckerei in Italien gedruckt wurde. Man wirft den venezianischen Herausgebern vor, beim Artikel „David" die zahlreichen italienischen Uebersetzungen der Psalmen desselben übersehen zu haben. Eben so wenig ist im Artikel „Pietro Decembrio" vergessen worden, daß dieser Gelehrte den größten Theil seines arbeitsamen Lebens dem Studium der Klassiker weihete, und daß er nicht nur dazu beitrug, sie zu verbessern, sondern auch ihre tiefe Wissenschaft mehr zu verbreiten. Man hat noch mehrere andere Bemerkungen über die Artikel Demeste, Devaines, Diamantini, Dieuil u. s. w. gemacht, die, obgleich sie nicht besonders wichtig sind, doch zur Genauigkeit des Werks noch das Ihrige beitragen können.

Illustrazione storico-critica d'una rarissima medaglia. — Historisch-kritische Erklärung einer sehr seltenen Medaille, Bindo Altoviti darstellend. Ein Werk Michel Angelo Bunarotti's. Florenz, 1824. Bei Magheri. Mit Kupfertafeln.

Man verdankt die Herausgabe dieses Werks, welches mehrere historische Noten und interessante Denkwürdigkeiten, hinsichtlich der schönen Künste enthält, der Sorgfalt und dem Fleiße des Kanonikus Dominik Moreni. Man findet darin einen genealogischen Prospektus der berühmten Famile Altoviti, und mehrere wenig bekannte Nachrichten über Michel Angelo, Raphael Sanzio, Andrea del Sarto u. a., die alle mit dem bekannten Bindo Altoviti in Verbindung standen. Das Testament Andrea del Sarto's, das bis jetzt unbekannt geblieben war, enthält manches Interessante über Michel Angelo.

Antologia. — Anthologie XV Band. Florenz, 1823.

Diese Zeitschrift verdient immer mehr und mehr den guten Ruf, den sie sich erworben hat. Die meisten Mitarbeiter fühlen das Bedürfniß, ihr Publikum zu erheben und nicht zu erniedrigen, und überhaupt die italienische Literatur mit der Zivilisation unsers Jahrzehends in Uebereinstimmung zu stellen. Sie versetzen deshalb ihre Leser mitten in den Sonnenschein des Verstandes (wenn man anders so sagen darf) und unterrichten sie nach und nach in Allem, was bei den übrigen Völkern geschieht, und wodurch sie sich vortheilhaft auszeichnen, sei es nun durch neue Erfindungen im Gebiete der Kunst, oder durch neue Erzeugnisse im Gebiete der Wissenschaften und der Literatur. Die Zusammenstellungen sind mit Klugheit geordnet, und die Urtheile mit Unparteilichkeit und Unterscheidungskraft ausgesprochen. Man findet eine Probe von dem eben Gesagten in No. 43 dieser Zeitschrift. Mehrere Artikel sind in einem Geiste geschrieben, der ihren Verfassern Ehre macht. Wir bemerken unter andern die Bemerkungen über zwei Denkschriften über Sappho. Ein anderer

Digitized by Google

Artikel über das „Leben Rossini's", von Steindahl, ist mit jener Richtigkeit und Eleganz geschrieben, die den Styl Benci's immer sehr vortheilhaft auszeichnet. Er tadelt, wie fast alle Italiener, die wenig schickliche und nützliche Gewohnheit, das Leben der Schriftsteller während ihres Daseins zu schreiben. Er läßt indessen dem Verfasser des obigen Gegenstandes, in Hinsicht seiner treffenden und trefflichen Bemerkungen über Italien, alle Gerechtigkeit widerfahren. Alle übrigen Artikel sind mehr oder minder interessant, mehr oder minder abwechselnd, mehr oder minder unterrichtend, wie man das überall finden kann und finden muß. So viel ist gewiß, daß die Anthologie nicht zu jenen Werken gehört, über die man gewöhnlich einzuschlafen pflegt.

Russische Literatur.

Reise nach Taurien, im Jahre 1820. Von Murawieff-Apostol. S. Petersburg, 1823. Buchdruckerei des Ministeriums des Innern. Ein Band in 8. von 337 Seiten. Nebst mehreren Karten.

Der Verfasser des vorliegenden Werks wird für einen der gelehrtesten und aufgeklärtesten Männer Rußlands gehalten. Schon durch mehrere sehr verdienstliche Werke bekannt, hat er vor Kurzem eine Uebersetzung Aristophans herausgegeben. Die Reise nach Taurien zeichnet sich sowohl durch die Reinheit des Styls und die glückliche Wendung der Gedanken, als auch, und mehr noch, durch die Genauigkeit der Bemerkungen, die Richtigkeit der Urtheile und den Ernst der Betrachtungen, aus. Die vorzüglichsten Leiter und Begleiter des Reisenden waren Strabo, Herodot, Dio Chrysosthomus, Plinius u. s. w. Er beruft sich auch manchmal auf das Zeugniß Homers, Ovids und anderer großen Poeten des Alterthums. Er spricht von der Stadt Olbia, und man ist erstaunt, ihn mit den alten griechischen Philosophen in Unterhaltung zu erblicken. Die Aufmerksamkeit verdoppelt sich, man überfliegt diese Seiten mit großer Hast, und entdeckt endlich, daß das alles nur ein Traum sei, der mit großer Kunst durchgeführt wird, und in welchen das verflochten ist, was Chrisosthomus über die einst so blühende Stadt Olbia gesagt hat.

Schwedische Literatur.

Sweae Rikets Historia. — Geschichte Schwedens, von den entferntesten Zeiten bis zum Tode Karls XII. Von Rhus. Stockholm, 1824. Zwei Bände in 8.

Der erste Theil dieses Werks erschien in Deutschland im Jahre 1804 unter dem Titel: „Geschichte Schwedens", und die andern Bände, bis zum sechsten, folgten ohne Unterbrechung nach, wo der Tod des Verfassers die Fortsetzung unterbrach, die sich von Karl XII. bis auf Karl XIII. erstrecken sollte. Jede Seite dieses Werks war der Größe des Unternehmens würdig. Unermüdlich in seinen Nachforschungen, hatte Rhus an allen Quellen geschöpft und mit großer Umsicht seine Materialien geordnet und verarbeitet. Er bleibt überall verständlich, regelmäßig und unterhaltend. Sein Styl ist eben so sehr von Trockenheit als Schwülstigkeit entfernt, und er erzählt die Begebenheiten mit einer Einfachheit, die ein Bürge ihrer Wahrheit wird. Seine Darstellung wird fast niemals durch abschweifende Bemerkungen unterbrochen, und sobald diese durchaus nothwendig werden, gibt er sie so gediegen und klar als möglich. Die beiden ersten Bände, die ganz neuerdings ins Schwedische übersetzt worden sind, enthalten die ältere und mittlere Zeit, die hier unter einem ganz andern Gesichtspunkte, als von den schwedischen Geschichtschreibern betrachtet wird; wodurch das Interesse wo möglich noch vermehrt werden dürfte.

Neugriechische Literatur.

Διονυσου Σαλωμου Ζακυνθου ὑμνος εις την ἐλευθεριαν. — Dithyrambus auf die Freiheit. Von Dionysios Salomos, von Zante. Aus dem Neugriechischen übersetzt von Stanislas Julien. Mit dem Motto: Liberta vo cantando, ch'è si cara, Come la chi ver lei vita rifiuta. (*Dante.*) Paris, 1825. Bei Firmin Didot. 56 Seiten in 8.

Der gegenwärtige Dithyrambus besteht aus hundert und achtundfünfzig Strophen, jede von vier eptasyllabischen Versen, mit gekreuzten männlichen und weiblichen Reimen. Er erinnert durch die Größe des Entwurfs, die Kühnheit der Gedanken und den Reichthum der Gegenstände an Pindar, mit dem sich der Dichter (Strophe 86) selbst vergleicht. Die Form ist die einer Anrufung der Freiheit. „Ich erkenne dich", sagt er, „an der Schärfe deines gefährlichen Schwerts, an jenem schnellen Blicke, mit dem du die Erde missest. Geburt der geheiligten Gebeine Hellas, Kraft seiner alten Kraft, ich grüße, ich grüße dich, o Freiheit!" Der Dichter stellt sodann das unglückliche Loos der Griechen, die ersten Unternehmungen Rhigas und die Wünsche aller zivilisirten Völker Europa's dar. Darauf folgt die Belagerung von Tripolizza, die Massacre der Muselmänner und die Siege der Griechen. Die Belagerung von Korinth enthält einige sehr schöne Stanzen. „O meine tapfern Kinder, die Kämpfe sind euch nur Spiel, und niemals, niemals beugt ihr das Knie vor der Gefahr. Fern von euch schaudert mit Angst jede feindliche Macht zurück; aber

Digitized by Google

es iſt eine, die ihr nicht habt überwinden können, und die eure Lorbeern befleckt, eine, die, wenn ihr glühend wie Löwen und vom Ruhme ermüdet zurückkehrt, euch peinigt, ach! durch ihre tyranniſche Herrſchaft euch martert: es iſt die Uneinigkeit, deren treuloſe Hand einen glänzenden Zepter zeigt und ihn mit verführeriſchem Lächeln darbietet. Dieſer Zepter glänzt in der That; aber berührt ihn nicht, wenn ihr nicht von blutigen Thränen überſchüttet ſein wollt.

Amerikaniſche Literatur.

A communication on the improvement of government. — Eine Mittheilung über die Verbeſſerung der Regierung. In der amerikaniſch-philoſophiſchen Geſellſchaft, in Gegenwart des Generals Lafayette geleſen, am 1 Oktober 1824, von Karl Ingerſoll. Philadelphia, 1824. Bei Abraham Small. 24 Seiten in 8.

Dieſe Flugſchrift iſt deshalb bedeutend, weil ſie die Ueberſicht der Geſchichte einer der merkwürdigſten Begebenheiten unſers Zeitalters, die Aufnahme des Generals Lafayette in den vereinigten Staaten von Nordamerika, enthält. Das Alterthum bietet kein ähnliches Beiſpiel dar, und es iſt alſo an und für ſich ſelbſt ein Zeugniß von den Fortſchritten der Ausbildung und Moralität der Völker, und der Hintanſetzung der alten Irrthümer und jener die Menſchheit betrübenden Inſtitutionen. Napoleons Fall war, ungeachtet alles damit verbundenen Geräuſches und aller Umwälzungen in ſeiner Begleitung und in ſeinem Gefolge, nur die Wirkung der ſeit langer Zeit vorbereiteten Urſachen, und kann daher, ungeachtet ſeiner ſcheinbaren Größe, nur in die Reihefolge der gewöhnlichen Ereigniſſe geſtellt werden. Die Epiſode des ſpaniſchen Krieges hat das erzeugt, was aus den heterogenen Elementen, die in Berührung geſtellt, oder gegen einander geſchleudert wurden, hervorgehen mußte, nämlich: Elend, Verheerung, Exile, Hinrichtungen. Das Betragen der vereinigten Staaten, gegen einen ganz einfachen Privatmann, deſſen Dienſte ſie nicht vergeſſen hatten, iſt das größte und edelſte Beiſpiel, welches je ein Volk auf Erden dargeſtellt hat, und man darf erwarten, daß es nicht verloren gehen wird. Ingerſoll beſchreibt mit republikaniſcher Beredſamkeit den Empfang des Gaſtes der Nation, auf allen Punkten, die er berührt hat. Bei ſeiner Ankunft verlaſſen alle Magiſtratsperſonen und öffentlichen Beamten ihre Geſchäfte, der Kaufmann denkt nicht mehr an ſeinen Handel, der Handwerker läßt ſeine nothwendigſte und dringendſte Arbeit ruhen, die Leidenſchaften ſchweigen, und alles eilt in Maſſe, aber mit Anſtand und ohne Tumult, dem Ankommenden entgegen. Und wer iſt dieſer Mann, der eine ganze Nation in eine ſo freiwillige Bewegung ſetzt? Ein Greis, ein Bürger, der keine Geſchenke mitbringt, und der, ſtatt goldener Tabaksdoſen, nur ſeinen Segen zu ertheilen vermag. Wenn es nur irgend einen Funken Philoſophie in der Geſchichte gibt, ſo muß ihr dies eine große Lektion ſein. Der einſtimmige und ſympathetiſche Wille eines freien Volks, die Zeichen ſeiner Liebe, ſeiner Dankbarkeit, ſind der überzeugendſte Beweis, daß da, wo Religion und Politik ſich vereinigen und eine und dieſelbe Bahn verfolgen, Undankbarkeit, Scheinheiligkeit und Intoleranz den Laſtern des Staats beigezählt werden dürfen.

The North American Review. — Die nordamerikaniſche Revue. No. 41. Juli 1824.

Zu den merkwürdigen Artikeln, die das vorliegende Heft enthält, müſſen auch die Beobachtungen über die Debatten gezählt werden, welche auf dem Kongreß in Hinſicht des Bills wegen der Reform des Einfuhr-Abgabe-Tarifs ſtatt fanden. Der Präſident des Ausſchuſſes der Manufakturen, dem der Bericht des Bills übertragen worden war, äußerte einige Meinungen, die hier beſtritten werden. Er bezeugt eine große Nichtachtung gegen die ökonomiſch-politiſchen Werke, die in Europa erſcheinen, und ladet die Geſetzgeber ein, ſich gegen die Irrthümer dieſer Theorien in Acht zu nehmen. „Worin beſteht die Erfahrung eines Staatsmannes?“ fragt der Verfaſſer des Aufſatzes. „Man weiß, was das Wort Erfahrung in den Künſten bedeutet, man weiß mit Gewißheit, daß dieſes oder jenes Verfahren dieſes oder jenes Reſultat hervorbringen müſſe. Aber weiß der Staatsmann, in einem repräſentativen Staate, beſſer, oder darf er beſſer wiſſen, als der gewöhnliche Bürger, welches die Wirkungen der adminiſtrativen Maasregeln ſein werden? Kennt er beſſer, als jeder andere Mitglied der Geſellſchaft, die Zunahme des öffentlichen Wohlſtandes, den Einfluß der Steuern auf das Privatvermögen u. ſ. f.? Iſt endlich dieſe Erfahrung, wenn es anders hier eine gibt, nicht Allen gemein? — In einem unumſchränkten Staate iſt es möglich, daß der Herrſcher und ſeine Miniſter wenig wiſſen, vorausgeſetzt, daß die Unterthanen noch weniger unterrichtet ſeien; aber in einem repräſentativen Staate muß der Unterricht mit den Laſten und den Rechten auf einer und derſelben Stufe ſtehen. Die Schriftſteller, denen wir die Fortſchritte in den ökonomiſchen Wiſſenſchaften verdanken, leben unter einer repräſentativen Regierung, ſie haben alſo dieſelbe Erfahrung, wie die Staatsmänner ihres Vaterlandes, und unter der Leitung dieſer Erfahrung haben ſie ihre Werke ver-

Digitized by Google

faßt." — Der ganze Artikel enthält eine eben so dringende als kräftige Logik. Einer der neuſten Reiſenden, der ſich nach Columbia begab, und die vereinigten Staaten beruhte, hat hier mehrere ariſtokratiſche Symptome zu entdecken geglaubt, und er verkündet uns im Voraus eine Veränderung in der Konſtitution des Landes und die Stiftung der königlichen Macht und Würde. Dieſe Prophezeihung iſt nicht ſo neu, als ſie ſcheint. Schon zur Zeit Napoleons haben ſcharfſehende Menſchen die Umgeſtaltung von Nordamerika in ein Kaiſerreich als zuverſichtlich und unausbleiblich beſtimmt, und die Union iſt ſeitdem doch immer noch die alte Union geblieben.

Franzöſiſche Literatur.

Histoire des confesseurs des empereurs, des rois et d'autres princes. — Geſchichte der Beichtväter der Kaiſer, Könige und andern Fürſten. Vom ehemaligen Biſchof von Blois, Grégoire. Paris, 1824. Bei den Gebrüdern Baudouin. Ein Band in 8. von 434 Seiten.

Es iſt bisher Niemandem eingefallen, in einem einzigen Gemälde alle die zerſtreuten Thatſachen zu ſammeln, welche die Beichtväter der Könige betreffen. Wer ein Freund gewiſſer wichtiger Sonderbarkeiten iſt, findet in dieſem Buche hinlänglichen Stoff, ſeine Wißbegierde, und vielleicht mehr noch, zu befriedigen. Wir wollen auf's Gerathewohl zwei oder drei Beiſpiele davon auswählen. Man weiß, daß der Bürgereid, den die konſtituirende Verſammlung in Frankreich den Geiſtlichen auferlegte und abforderte, dem Schwure gleicht, welchen die Könige von England im Jahr 1606 von allen katholiſchen Prieſtern verlangten. Man ſieht mit Erbauung, daß derſelbe von dem ehrwürdigen Pater Cotton, dem Beichtvater Heinrich IV, ungeachtet der von Rom aus erfolgten Vorſtellungen, als ſehr gut und nützlich beurtheilt wurde, faſt auf die gleiche Weiſe, wie dies mit Boſſuet und andern geiehrten Doktoren der katholiſchen Kirche der Fall war. Es verdient auſſerdem bemerkt zu werden, daß mit dem Vorwiſſen und der Gutheißung des römiſchen Hofes, die engliſch-katholiſchen Prieſter noch heut zu Tage einen Eid ablegen, in dem ſich folgende merkwürdige Phraſe befindet: „Ich ſchwöre, alle meine Kräfte anzuwenden, um dazu beizutragen, die gegenwärtig regierende Familie auf dem britiſchen Thron zu erhalten." Es iſt Niemandem unbekannt, daß dieſe Familie „proteſtantiſchen Glaubens" iſt, und ihre Erhebung zur Königswürde der drei vereinigten Reiche nur dem Sturze der Stuarts verdankt. — Der Verfaſſer tadelt mit Recht den Artikel im Teſtamente Ludwigs XVI, wo ſein Beichtvater ihn wahrſcheinlich ſchreiben ließ: daß die chriſtliche Kirche ihre Vollmacht vom heiligen Petrus erhalten habe, und er bedauert, daß ein ſolcher Mißverſtand, der ſich offen gegen das Evangelium auflehne, noch immer nicht unterdrückt worden ſei. Er wirft gleichfalls dem Beichtvater Ludwigs XIII vor, ſein erlauchtes Bußkind nicht von der Verordnung des Geſetzes abgehalten zu haben, durch welches dieſer Monarch den Sklavenhandel autoriſirte. „Ludwig XIII", ſagt er, „würde gewiß nie auf dieſen Gedanken gerathen ſein, wenn ein würdiger Beichtvater ihn unterrichtet hätte, daß unter dem Vorwande, die Neger zu bekehren, man ſie zu den Thieren herabwürdige, und unter dem Deckmantel der Religion nur einem grauſamen und ſchmutzigen Geize fröhne." — Alles in dieſem Buche iſt ohne Zweifel reich und intereſſant, aber der Kopf des Verfaſſers iſt doch noch viel reicher, und ſeine Digreſſionen ſind oft viel wichtiger, als der Gegenſtand, welcher dazu die Veranlaſſung dargeboten hat.

La vie idéale, ou Développemens poétiques de l'âme. — Das Idealleben oder poetiſche Entwickelungen der Seele. Von Turlet. Paris, 1825. Bei Ladvocat. Ein Band in 8. von 244 Seiten.

Das Idealleben kann nur durch einſames Nachdenken, wo der Gedanke ſich von der Sinnenwelt trennt, und ſich, ſo zu ſagen, in ſich ſelbſt verſchließt, erforſcht werden. Während ſich nun die Seele alſo ganz beſchäftigt glaubt, haben die zur Unthätigkeit verdammten Eigenſchaften darum doch nicht ihre Rechte und ihre Lebendigkeit verloren, woraus oft ziemlich ſonderbare Zerſtreuungen entſtehen. Man überläßt ſich den metaphyſiſchen Nachforſchungen, und die Bilder ſtrömen herbei. Der Styl wird malériſch, belebt, mit Metaphern angefüllt. Das Ungewiſſe zerfließt in Dunſt, man umarmt das Unendliche und die Wirklichkeit wird der großen Maſſe überlaſſen. Aber dieſe Wirklichkeit iſt die Natur und ihre Wunder, das Geſammtſein aller Weſen, aller Thaten, aller Wahrheiten. Wenn jene Anhänger des Idealen nur einmal die Natur recht betrachten wollten, es würde ihnen gewiß nicht mehr beikommen, ſich von ihr zu entfremden.

Naturam videant, intabescantque relicta. (*Persius.*)

Der Verfaſſer des vorliegenden Buches ſpricht ganz anders von ſeinem Ideal. Grundſatz und Lenker alles deſſen, was die Menſchheit erhebt und durchglüht, iſt das „Ideal" die Sphäre, aus welcher der Enthuſiasmus unſere Bruſt erfüllt, um uns von dem abzuleiten, was nicht beſtimmt und wirklich iſt, indem es uns zugleich in jene erhabenen Regionen erhebt,

Digitized by Google

in denen der Mensch die befruchtende Quelle alles Schönen und Guten in der moralischen und physischen Welt entdeckt. Daher rührt denn auch sein rastloses Streben nach dem Unbekannten und Unendlichen, diese heiligen Schauer, die uns die Gegenwart Gottes in seinen Werken verkündigen, und uns diese unter so vielen erhabenen, glänzenden, poetischen und begeisternden Gesichtspunkten erblicken lassen. Wer findet es heute noch unmöglich, daß der Idealismus Platos, Malebranches und mehrerer deutscher Metaphysiker sich mehr dem Geheimnisse des Daseins nähern könne, als die Wissenschaft Keplers, Newtons und selbst S. Pauls, der mit klaren Worten sagt: „die Welt ist nur ein System unsichtbarer Dinge, die auf eine sichtbare Weise sich offenbaren." Bewunderungswürdiger Gedanke! warum hat noch kein Kommentator diesen erhabenen Text zu seinen tiefsinnigen Nachforschungen erwählt?

Encyclopédie moderne, ou Dictionnaire abrégé des sciences et des arts. — Neue Encyclopädie oder abgekürztes Wörterbuch der Künste und Wissenschaften. Von Courtin und einer Gesellschaft Schriftsteller. Paris, 1824. Im Bureau der Encyclopädie.

„Desinit in piscem mulier formosa superne;" dieser Wahlspruch dürfte den meisten Zeitschriften anzurathen sein, die sich mit dem Pauken- und Trompetenschall hochtrabender Phrasen und Versprechungen dem Publikum ankündigen, deren erste Blätter gewöhnlich interessant genug sind, weil der oder die Herausgeber alle Kräfte aufgeboten haben, ihren literarischen Teig so gut als möglich zusammenzukneten, die jedoch gewöhnlich bald auf ihrem Backtrog ausruhen, wenn sie ihre Waare nur einigermaßen an den Mann gebracht haben. Die Gesellschaft, welche sich mit der Herausgabe des obigen Werks beschäftigt, hat bis jetzt einen durchaus entgegengesetzten Gang verfolgt, und ihr Eifer scheint sich mit dem steigenden Interesse jedes neu erscheinenden Bandes zu vermehren. Je mehr sie vorwärts schreiten, um so mehr scheint eine wohlverstandene Harmonie sich zwischen den verschiedenen Theilnehmern dieses Unternehmens zu etabliren. Glücklich genug kommt die Eifersucht, die unter den Verfassern statt findet, von denen der eine den andern zu übertreffen, oder doch ihm gleichzukommen sucht, dem Werke zu Gute, und man möchte wünschen, daß dieser Fall überall statt finde. Die Schriftsteller sind oft die sonderbarsten Menschen auf der ganzen weiten Gotteswelt, und wenn sie auch nicht alle eitel und aufgeblasen sind, so haben sie doch alle ihre Koketterie, die ihnen manchmal komisch genug ansteht. Niemand will sich seine Feder rauben lassen, und wer auch heute geschlagen worden ist, erhebt sich doch morgen wieder mit Stolz und Selbstgefühl. Auf solche Weise ist es möglich, daß ein Werk entstehen kann, auf welches man, wie auf die „neue Encyclopädie", nicht das desinit in piscem des Horaz, sondern vielmehr, und ohne alle Schmeichelei, das vires acquirit eundo Virgils anwenddar machen muß.

Dänische Literatur.

Om Runeskriftens Aprindelse. — Vom Ursprunge der Runenschrift. Von Jakob Hornemann Bredsdorff. Kopenhagen, 1822. In 4. von 18 Seiten; mit einem Steindruck.

Man ist im Allgemeinen über die Bedeutung der runischen Karaktere schon einverstanden; aber es gibt noch sehr verschiedene Meinungen über den Ursprung derselben. Einige Gelehrte behaupten, daß diese Schrift schon vor der Zeit gebraucht wurde, wo Evander die Buchstaben in Italien einführte. Andere wollen, daß man sie erst nach der Einführung des Christenthums im Norden erfunden habe. Wenn man also über die Zeit ihrer Erfindung sich streitet, so muß man noch weniger über die ihres Ursprungs einverstanden sein. Es ist wahrscheinlich, daß sie von einem sehr alten Alphabet herrühret. Der Verfasser der gegenwärtigen Blätter bestreitet die Meinung derjenigen, welche die runischen Karaktere von den hebräischen oder phönizischen herleiten, und behauptet, daß sie von den griechischen und lateinischen in ihrer Urform abstammen. Seine Darstellung ist an und für sich ziemlich überzeugend. Benatius Fortunatus sagt über diesen Gegenstand:

Barbara fraxinei pingatur runa tabellis;
Quodque papyrus agit, virgula plana valet,

woraus der Verfasser beweisen will, daß die vorzüglichste, um nicht zu sagen die einzige, Verschiedenheit zwischen den alten griechischen und lateinischen und den runischen Schriftzügen daher kommt, daß, weil die horizontalen Züge am schwersten in Holz eingeschnitten werden können, man sich genöthigt gesehen hat, ihnen entweder eine perpendikuläre oder runde Gestalt zu geben, und daß, wenn man diese Linien wieder horizontal macht, man alle Buchstaben in ihrer primitiven Gestalt wiederfinden werde.

Neulateinische Literatur.

Nova acta litteraria societatis Rheno-Trajectinæ. Pars secunda. — Neue lateinische Verhandlungen der gelehrten Gesellschaft zu Utrecht. Kritische Ge-

Digitized by Google

schichte der Sophisten zu Sokrates Zeiten. Von J. Geel, Hilfs-Bibliothekar der Stadt Leyden. Utrecht, 1823. Bei Altheer. Ein Band in 8. von 260 Seiten.

Der Verfasser dieser gelehrten Dissertation hat es nicht gescheut, eine der verworrensten Fragen der Geschichte der ältern Philosophie zu erwägen, die durch die vereinten Untersuchungen und Arbeiten Heerens, Garniers, Meiners, Tiedemanns, Barthélemis, Krusius, Tennemanns und vieler andern Philologen, nicht ganz klar beantwortet worden war. Man darf also das vorliegende Werk unstreitig das vollkommenste nennen, das über diesen Gegenstand bis jetzt erschienen ist. Es beginnt mit einer Nachforschung nach den Quellen der Geschichte der Sophisten, und nach einer genauen Andeutung derselben stellt er das Leben und die Lehrsätze des Gorgias, Protagoras, Prodicus, Polus, Hippias, Thrasymacus und die juniores sophistae dar. Der Verfasser geht sodann zu der Zeit über, in welcher diese deklamatorischen Philosophen erschienen, und endet durch eine allgemeine Uebersicht ihrer Doktrinen. Das Latein dieser Dissertation ist rein und fliessend, und von jener pedantischen Härte befreit, die den Styl des arbeitsamen Bruchers verdirbt. Diese Nachforschungen sind nicht nur von einem grossen Werthe, sie sind auch denen unausbleiblich nothwendig, die eine genauere Kenntniß über die sophistische Philosophie erlangen wollen, deren grösstes Verdienst vielleicht darin besteht, unmittelbar die erhabene Schule Plato's begründet zu haben. Die vorliegende Dissertation ist in Beantwortung einer von der Akademie zu Utrecht aufgeworfenen Frage geschrieben worden.

Anekdoten.

Eine Deputation irgend einer Akademie wurde dem verstorbenen König von Frankreich Ludwig XVIII vorgestellt. Der Monarch empfing sie mit seiner gewöhnlichen Güte und fragte: „ob sich viele Hellenisten unter den Mitgliedern der Gesellschaft befänden?“ — Hellenisten? rief der Vorführer: Dafür mag uns der liebe Himmel bewahren. In der That, und um Eurer Majestät die reine Wahrheit zu sagen, es gab einige solcher Elenden in der Gesellschaft, aber die Akademie hat sie mit Schimpf und Schande ausgestossen, und jetzt gibt es kaum noch drei oder vier solcher Lumpen im ganzen Departement. — Der gute Mann glaubte, es sei von den Anhängern des gefährlichen Gefangenen auf St. Helena die Rede, und der König mußte herzlich über diese patriotische Wuth lachen.

Ein gewisser Nachon, katholischer Pfarrer zu Divonne bei Genf, hat im Zimmer J. J. Rousseaus auf der Petersinsel im Bielersee folgende Verse ins Fremdenbuch geschrieben:

C'est ici que l'enfer a placé le heros
De cet hydre infernal, du perfide Rousseau.

Zu deutsch: Hier hat die Hölle die Wiege von jener höllischen Hyder, dem treulosen Rousseau, aufgestellt.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Kunst.

Fortsetzung der Uebersicht der Gemälde-Gallerie des Herrn Grafen von Yenger-Sternau.

Raphael von Urbino (Sanzio). Die Madonna mit dem sauaugen Kinde, das mit dem Füßchen spielt. Halbe Figur. Auf Holz. 1 Fuß 9 Zoll hoch, 1 Fuß 4 Zoll breit. — Eine der schönsten Gemälde des unsterblichen Meisters ist gewiß dieses, von welchem man, unter dem Titel: le premier devoir d'une mère (die erste Mutterpflicht) einen hübschen, allgemein bekannten Kupferstich hat. Der Ausdruck mütterlicher Zärtlichkeit und Milde in den Zügen Maria's ist eine jener Zaubereien des Genies, deren nur die alt-italienische Schule fähig war. Die hohe strahlende Stirn, von dem üppigen, leichtgeordneten, kastanienbraunen Haar umschwommen, und von einer weissen Draperie überdeckt, trägt den Stempel idealer Schönheit auf sich. Entzückend sind die beiden Hände, vorzüglich die linke, welche dem Kinde, dessen Kopf über alle Beschreibung wahr und reizlich ist, die Brust darbietet. Die süße Mühe des Säuglings hat ihm Stirn und Wange geröthet, während sein fast geschlossenes Aug auf dem der Mutter ruht. Die Lage des Kindes, auf dem rechten Arm der Mutter, deren Hand seine Schulter überdeckt, und das Spiel des rechten Händchens mit dem rechten Fuß ist vollkommene Natur. Der Umriß und Eindruck des Ganzen ist entzückend. Fügen wir noch hinzu, daß der Reichthum des Faltenwurfs und die Pracht der Schattirung im rothen Gewande, in dem die Brust halb verdeckenden Schleier und in dem weiten dunkelblau'n Gewande, nur mit der Gluth und Klarheit des Kolorits poralichen werden kann, der dieses Gemälde zu einem der vollendetsten und reichsten des großen Meisters macht.

Titian. Der lebende Holland. Halbe Figur. Auf Leinwand. 1 Fuß 7 Zoll 5 Linien hoch, 1 Fuß 5 Zoll breit. — Der Erbfeind des Menschengeschlechts ist hier auf die würdigste Art dargestellt. In den hohen Säulenhallen eines Tempels lehnend, scheint sein ruhiger, überall mitder Blick auf der Zuhörerschaar zu verweilen, und während von seinen erhabenen Zügen die Göttlichkeit strahlt, deutet der Zeigefinger der rechten, nach oben gerichteten Hand auf die künftige Bestimmung des Menschen hin. Alles in diesem Gemälde ist meisterhaft und rein titianisch. Das reiche Emporschweifen an Hals und Nacken der Locken des vom Schleier herabfallenden, glänzenden Haars, die Sorgfalt der Bearbeitung des Barts, der Reich-

Digitized by Google

thum und die Originalität des Faltenwurfs, Alles kündet den hohen, vollendeten Meister an. Auffallend möchte der fast gänzliche Mangel der Augenbrauen erscheinen, wenn man nicht eben darin das geschickte Studium erkennen müßte, durch dessen Nichtachtung dem Gesichte eine gewisse Düsterr mitgetheilt sein würde, die hier sorgfältig zu vermeiden war.

Andrea del Sarto (Vannucchi). Eine heilige Familie. Gruppe von fünf Personen. Ganze Figuren. Auf Leinwand. 2 F. 8 Z. 7 L. hoch und 2 F. 5 Z. 1 L. breit. — Maria und Elisabeth auf den Knien ruhend, die erstere mit dem Jesuskinde und die andere mit dem Johannes, beide, nebst Joseph, eine der schönsten Gruppen, die je aus der italienischen Meisterschule hervorgegangen ist. Der Gedanke zu diesem herrlichen Gemälde scheint von der Madonna del sacco im Kreuzgange des Annunziataklosters zu Rom herzurühren. Wie jenes, nach Cochins Urtheil, zu den vorzüglichsten Kompositionen gehört, so ist auch hier dasselbe Gesetz unverkennbar. Die Strömung der Jungfrau ist edel und der Christus ist ein wahres Götterideal. Die Elisabeth hat ein meisterhaftes Matronengesicht, und ihre beiden Hände sind reine Natur, vorzüglich die linke, die theilweise unter dem Schleier ruht, der den Gürtel des Johannes umschlingt. Sie scheint, hinter der Maria hervor, mit dem Joseph zu sprechen, dessen kräftiges Greisenantlitz sehr schön ist; eben so seine rechte Hand, die einen Stab umfaßt. Unter seiner Linken befindet sich der bekannte historische Sack. Der Faltenwurf der Gewänder ist eben so zart als verständig, und das Kolorit hat eine Wärme und einen Ton, den wir fast unnachahmlich nennen möchten. Wir finden auch hier jenen Schattenschlag und jene Schroffenungen wieder, die dieses Meisters eigenthümliche Originalität waren.

Theater.

„Alles für die Aufseherei" das ist die Maxime vieler Menschen, und vorzüglich die der Direktoren wandernder Schauspielergesellschaften. Man weiß, welche Ausdehnung sie ihrem Anschlagzettern geben, und welche Phrasen sie dabei benutzen, in der Hoffnung, die Menge dadurch anzulocken. Einer von diesen, der bemerkt hatte, daß er von den rohen Dichtern nicht mehr leben könne, und dem es an Mitteln gebrach, die lebendigen sich genügt zu machen, faßte den Entschluß, selbst ein Trauerspiel zusammenzuschmieren; wozu ihm die heilige Schrift den besten Gegenstand darbot. Er wählte nämlich die Geschichte von der „schönen Judith und dem betrunkenen Holofernes", die außerordentlich rührend ist. Aber um die Neugier noch mehr zu erregen, kündigte er an, daß das von der Judith abgehauene Haupt „ein wirklicher Menschenkopf" sein werde. Der Direktor hatte sich nicht betrogen, und die Menge kromte dem Schauspielhause ein; wo sie die Entwickelung mit der größten Ungeduld erwartete. Die Heldin erscheint endlich, einen Kopf von Pappe in der Hand haltend; aber der, welcher ihn in die Schüssel legen sollte, warf ihn geschickt bei Seite, und nachdem die Gruppe sich gebildet hatte, erblickte man auf einer mit einem Teppich bedeckten Tafel den Kopf des Holofernes. Es war der eines sogenannten Statisten, der unter dem Teppich verborgen und ganz auf dieselbe Weise, wie der des Tirannen, ausgeschmückt war. Im Tische befand sich ein rundes Loch, durch welches er den Kopf gesteckt hatte. Das leichenblasse und blutbefleckte Gesicht dieses Menschen hatte einen unwillkührlichen Schauder erweckt, und man blickte mit starren Augen auf die Bühne, als ein unerwartetes Ereignis plötzlich die Scene, indem in ein rasendes Gelächter verwandelte. Bei den Worten: welche Judith, gegen das Haupt gewendet, sprach: „Tirann, du bist nicht mehr!" wurde dieser zweimal, und vierzehn Abhann so fürchterlich, daß alle Echos des Saals davon wiederhallten. Je mehr nun die Heldin sich über den Tod des Feldherrn auf, sprach, um so ärger wurde dieser, bis die Geschichte endlich so toll wurde, daß man den Vorhang herablassen mußte. Das Publikum erfuhr erst am nächsten Morgen die Ursache dieses Unternehmens, das ihm so vielen Spaß gemacht hatte. Es war nämlich zwischen einander Streit bestimmt geworden, den Kopf des Holofernes zu spielen, und der Direktor hatte, ohne allen Grund, seine Bestimmung verändert. Der Zurückgesetzte wurde darüber erbost, und beschloß sich zu rächen, was er denn auf die Weise that, daß er die pappene Schüssel, in welcher sich der Kopf des Andern befinden sollte, einzuen stark mit Schnupftabak bestreute, an den dieser nicht gewöhnt war.

Das „Anekdoten-Journal der Frau von Campan" enthält einen Kunstkenner, oder, wenn man lieber will, einen Kunstkenner Talma's, über den Schauspielerstand, in welchem dieser große Tragiker in seiner ganzen Liebenswürdigkeit sich zeigt. „Der Schauspieler", sagte er, „hat bei weitem mehr Schwierigkeiten zu besiegen, als der gewöhnliche Redner. Der Letztere hat nur gewöhnlich seine eigenen Gedanken auszusprechen, er spielt sich immer er selbst, wenn er redet; dahingegen der Schauspieler genöthigt ist, seine Seele und seinen Körper nach dem Charakter oder der bekannten Haltung der Person zu bilden, die er darstellen soll. Wir vermischte man es sonst, die großen Leidenschaften, die hervorstechenden Laster und Tugenden nachzuahmen! Wie wollte man andere den Charakter entdecken, den diese oder jene Person haben soll? Der Schauspieler ist also genöthigt, auf irgend eine Weise die Seele und das Genie dieser Person zu erborgen, um die wieder lebendig darstellen zu können, die seine andere Spur auf der Erde von sich zurück gelassen hat, als einige Zeilen im großen Buche der Geschichte. Diese Arbeit erfordert viele Gedult, viel Nachdenken und viele Ausdauer. Jede Dissonanz zwischen dem Blick und der Bewegung, dem Gedanken und den Zügen, vernichtet den Zauber der Täuschung, und der Erfolg geht gänzlich verloren. Das Gesicht muß ein Spiegel sein, in dem man aufs Klarste Alles lesen könne, was im Geiste vorgeht. Die Stimme, dieses mächtige Mittel, die Eindrücke mitzutheilen, muß fest, beweglich und wohlklingend sein, um alle Accente der Seele benennen zu können. Die Bewegungen des Körpers müssen demselben Impuls folgen, so daß man in ihrer Harmonie die vollkommene Identität der Person erkenne, die vor den Blicken des Publikums erscheint."

— Die Oberfläche von Schottland enthält 15,944,000 Acres, wovon nur 5,014,450 bebaut und 913,695 bewaldet sind; alles übrige Land ist gänzlich unbebaut. Die Bevölkerung von Schottland war im Jahr 1821 2,092,014 Seelen, und der Brutto-Ertrag der Abgaben wurde auf 4,292,567 Pf. St. berechnet, wonach auf jeden Kopf eine jährliche Abgabe von 2 Pf. Sterl. 1 Schilling und ¾ Penny fällt.

Digitized by Google

Literarische Anzeigen.

In allen Buchhandlungen sind folgende Bücher zu haben, welche Ende 1824 und Anfangs 1825 bei Reinicke und Komp. in Halle und Leipzig erschienen:

Das Buch des Schönen, Wahren und Guten. Allen Gebildeten gewidmet von K. Gutmann. 8. Schreibpap. 21 Gr. Druckp. 16 Gr.

Der Herr Verfasser hat eine treffende Auswahl getroffen, und durch eine sehr gute Aufnahme ist sein Zweck erreicht worden.

Die Gewerbkunde, oder Kenntniß aller Künste und Gewerbe, zur nützlichen Unterhaltung für Jedermann, besonders aber für Deutschlands Jünglinge, die sich einem bürgerlichen Geschäfte widmen wollen. 2 Theile. 8. Mit 38 fein illuminirten Abbildungen. 2 Rthlr. 12 Gr. Mit schwarzen Abdrücken 1 Rthlr. 16 Gr.

Das einzige bisher erschienene Buch, welches in gedrängter Kürze die treuesten Beschreibungen von allen Künsten und Handwerken darbietet und durch die sauber Abbildungen einen noch anziehendern Werth erhält, so wie der Preis auch sehr billig gestellt ist.

Pythagoras und die Pythagoräer, nebst einem Auszuge der goldenen Sprüche, dem Briefe an den Hirro und zwei Gesprächen über die Aufnahme in den Bund und dem Gebete eines Eingeweihten; für Gebildete, vorzüglich auch für Maurer. 8. 6 Gr.

So klein dies Büchlein auch ist, so wird es doch Keiner unbefriedigt aus der Hand legen, besonders aufmerksam erlaubt man sich zu machen auf das treffliche Gebet eines Eingeweihten, welches wohl noch nicht allgemein bekannt ist.

Ferdinand, ein Roman von Aug. von Thümmel. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Von diesem allgemein beliebten Roman ist vom ersten Theil die dritte und vom zweiten Theil die zweite Auflage erschienen und wohl Beweis genug, daß er immer noch seinen Werth erhält.

Ebendaselbst wird in nächster Jubilatemesse erscheinen:

Tiefstrunk, F. H., Prof. Ord. in Halle, Die Denklehre im rein-deutschen Gewande, auch zum Selbstunterricht, für Gebildete. gr. 8. Im Preise ungefähr à 1 Rthlr. 8 Gr. bis 1 Rthlr. 16 Gr.

Weise, A., Prof. der bild. Künste in Halle, Kunst und Leben. Ein Beitrag zur Landschaftsmalerei. gr. 8. Im Preis ungefähr à 1 Rthlr. 8 Gr. bis 1 Rthlr. 16 Gr.

Bei Treuttel und Würtz in Paris und Straßburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu bekommen:

Traité théorique et pratique des opérations secondaires de la guerre, à l'usage des officiers de toutes armes, et de tous grades, par M. A. Lallemand, chef de bataillon au corps royal d'état-major. 2 vol. 8. et atlas gr. 4. Preis bei den Verlegern 48 francs.

Um von diesem Werke einen richtigen Begriff zu geben, wird es genügen, das Urtheil des Generals Grafen Matthieu Dumas hierher zu setzen, welchem wohl Niemand den Kennersinn absprechen wird.

„Ich habe", so drückt er sich in einem Briefe an die Verleger aus, „dieses Werk mit großer Aufmerksamkeit gelesen, und es hat die vortheilhafte Meinung bestätigt, die ich mir davon gebildet hatte; ich finde, daß sein Plan vortrefflich entworfen und von dem Verfasser treu befolgt worden ist, so daß ich keinen Anstand nehme, es unter die Zahl der klassischen Werke zu setzen. Ein solches Werk hat bis jetzt dem militärischen Unterrichte gefehlt. Alle seine Kapitel stehen sich auf eine natürliche Weise an einander, und jedes ist in seiner Art ex professo behandelt. In keinem einzigen dieser Kapitel habe ich einen irrigen Grundsatz bemerkt; die Anwendungen sind alle pünktlich richtig und die Beispiele wohl gewählt. Dieses Werk, die Frucht einer langen Erfahrung und einer unermüdlichen Lektüre, wird den Fortschritten der militärischen Kenntnisse unermeßene Dienste leisten; es wird einen wahren Katechismus der militärischen Operationen abgeben, welches von jedem gebildeten und gerüsten Offizier, von welchem Grade er auch sei, mit der größten Auszeichnung aufgenommen zu werden verdient."

Herabgesetzter Preis der Kronik des neunzehnten Jahrhunderts.

Mehrere an mich ergangene Anforderungen, die Kronik des neunzehnten Jahrhunderts von Brodow und Venturini im Preis herabzusetzen, veranlassen mich zu folgender Erklärung:

Von dem 1. bis 5. Bande, welche die Geschichte von 1801 bis 1808 enthalten, muß der bisherige Preis von 15 Rthlr. bleiben, weil der Vorrath seine Grenze ist. Dagegen will ich die folgenden 12 Bände von 1809 bis 1820, oder den 6ten bis 17ten Band, welche bisher 36 Rthlr. kosteten, wenn sie zusammen genommen werden, auf unbestimmte Zeit, auf 24 Rthlr. herabsetzen. Um aber auch denen gefällig zu sein, denen nur einzelne Bände fehlen, werde ich jeden von diesen 12 Bänden einzeln um ⅓ wohlfeiler lassen, als der Ladenpreis war, wofür sie durch jede solide Buchhandlung zu erhalten sind.

Altona, den 1 März 1825.

J. F. Hammerich.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 16. Zweiter Jahrgang 1825. 20. April.

Das Volk im Innern von Surinam.

Die Bewohner des innern Theiles der Insel Surinam sind vom Stamme Redjang. Sie reden eine von der malayischen ganz verschiedene Sprache, und erstrecken sich von Laye im Norden, bis zum Sillebarstrom im Süden. Der Landstrich zwischen dem Serawafluß und dem Benkulen wird vom Stamme der Dueblas bewohnt. Der Stamm Serawy ist der beherrschende. Obgleich alle diese Stämme unter sich nur ein Volk auszumachen scheinen, so sind sie doch einigermaßen durch ihre Kleidung von einander unterschieden.

Eine allgemeine Sitte des Landes besteht darin, daß in allen Städten, in denen der Reisende verweilt, um die Nacht dort zuzubringen, die Mädchen oder Gadisen des Orts am Abend ihm mit Zeremonie ein Geschenk von Betel oder Siri machen, um auch ihn zur Freigebigkeit gegen sich zu nöthigen; weshalb sich der Fremde immer mit einer großen Menge Fächer, Spiegel und anderer Sachen dieser Art versehen muß. Der Zusammenlauf der Weiber, die den Reisenden begrüßen wollen, ist oft sehr groß, und bei solchen Gelegenheit wird ihm ein Fest gegeben, zu dem sich alle Schönheiten aus der ganzen Umgegend einzufinden pflegen. Dergleichen Feste finden auch bei den Hochzeiten statt, und sind für den Europäer nicht uninteressant, weil ihm bei denselben Alles neu und sonderbar erscheint. Sie werden immer in den Balleys oder öffentlichen Häusern gegeben, die sich gewöhnlich in der Mitte des Dorfes befinden, sehr geräumig und besonders für diese Vereinigungen, so wie zur Aufnahme der Fremden, eingerichtet sind. Sobald ein Europäer diesen Festen beiwohnt, wird folgendes Zeremoniel beobachtet. Die Männer befinden sich im Hintergrunde des Gemachs, die Gadisen, in ihrem schönsten Schmucke, erscheinen gegen neun Uhr Abends, und lassen sich auf die Kissen nieder, die auf dem Boden in einem Halbzirkel ausgebreitet sind. Hinter diese stellen sich die verheiratheten Frauen, die sie begleitet haben, und jede von ihnen trägt eine Siribüchse, die von verschiedenen Materien und nach dem Vermögen, oder dem Range der Person mehr oder minder verziert ist. Der Vorsteher, oder einer der Aeltesten des Dorfes, redet sodann den Reisenden im Namen der Weiber an, wünscht ihm Glück zu seiner Ankunft, und bietet ihm endlich ein Geschenk von Betel dar. Der Fremde muß sodann auf eine passende Weise antworten, und nachdem er von jeder Büchse die Siriblätter genommen, legt er dafür ein kleines Geschenk darauf nieder, das so viel als möglich nach dem Range des Mädchens, dem die Büchse gehört, eingerichtet sein muß. Man kann auch, wenn man will, die Vertheilung der Geschenke bis gegen das Ende des Festes verschieben. Sodann beginnen die Belustigungen, die für die jungen Leute im Tanz und Gesang bestehen, während die Aeltern sich in einem Zirkel ringsum stellen, rauchen und Opium kauen. Die Musikinstrumente sind die Katingangs, eine Art von Harmonika. Ein großer Raum ist ausschließlich für einen Tanz bestimmt, der von fünf oder sechs jungen Mädchen ausgeführt wird. Die Wendungen und Schritte sind

Digitized by Google

dabei ernſt, und der Salindang, oder die Schärpe, die auf ihrer Schulter befeſtigt iſt, wird in der Hand gehalten, um ſie bei jeder Wendung zu entwickeln, wodurch dieſer Tanz ſehr angenehm wird, und faſt dem europäiſchen Schnellitanze gleicht.

Die Wettgeſange oder Pantuns ſind ein den Bewohnern Sumatra's ganz eigenes Vergnügen, für welches ſie eine große Vorliebe, und worin ſie vielen Geſchmack haben. Sie werden gewöhnlich von zwei Perſonen wechſelſeitig angeſtimmt, die ſich gegenüberſehen, nachdem ſie mit einander getanzt haben, oder von einem jungen Mädchen und einer Frau, wo ſie ſich eben befinden, und ohne ihren Platz zu verlaſſen. Zuerſt werden mehrere Pantuns in Rezitativform, oder als unregelmäßige Geſänge vorgetragen. Ein Banang, oder junger Menſch, antwortet auf dieſelbe Weiſe darauf, und der Wettkampf wird ſo lange fortgeſetzt, bis einer von den beiden Sängern nicht mehr auf eine paſſende Weiſe zu antworten weiß. Wenn indeß der Jüngling oder das Mädchen ermüdet iſt, ſo nimmt ein Anderer ihren Platz und ſetzt den ſingenden Dialog fort.

Die malayiſchen Pantuns beſtehen aus Strophen von vier Verſen, von denen die beiden erſten irgend ein Bild umſchließen, während die letzten die Moral enthalten. Manchmal iſt die gebrauchte Figur ſehr verſtändlich, weil man alle vier Verſe zu ihrer Erklärung verwendet; aber oft bleibt ſie auch ſehr verhüllt, um den Scharfſinn des Andern auf die Probe zu ſtellen. Manchmal werden auch mehrere Figuren aufgeſtellt und oft ſcheint der Anfang des Pantuns nur des Reims wegen da zu ſein, oder doch in keinem Zuſammenhange mit dem Gegenſtande zu ſtehen. Bei den Eingebornen Nejany und Serawy gibt man dem Seramba oder Pantun eine größere Entwickelung, die Figur wird durch mehrere Verſe beſchrieben, und der Dichter, ſtatt ſich dem Rithmus zu unterwerfen, erſetzt ihn oft durch eine abgemeſſene Phraſe. Der Pantun wird auch häufig in Form eines Räthſels gegeben, und man muß ſehr geübt ſein, um den Sinn deſſelben errathen zu können. Eine komiſche oder ſchiefe Antwort erregt ſodann das Gelächter der ganzen Geſellſchaft. Manchmal findet man in dieſen Geſängen Wörter, die aus der Sondaſprache abſtammen, welche theilweis in die Poeſie aller Stämme ſüdlich von Kataun übergegangen iſt, während auf der nördlichen Seite die Mundart von Menangkabau vorherrſchend iſt. Der Urſprung dieſer Verſchiedenheit reicht bis an den Zeitraum der Kriege zwiſchen Zmbang-Jawa, einem javaniſchen Fürſten, und Tuanku-Orang-Muda von Menang-Kabu. Die Spuren der Sondaſprache überſchreiten die Grenzen der Gebietstheile des Erſtern nicht.

In den Wettgeſängen ſetzt man voraus, daß die Pantuns auf der Stelle improviſirt werden: ein Fall, der auch oft ſtatt findet. Aber das Gedächtniß dieſer Inſulaner iſt gewöhnlich mit ſo vielen bereits fertigen Verſen angefüllt, daß ſie nur ſelten nöthig haben, neue, und auf den Gegenſtand ſchickliche zu erfinden. Eine Ueberſetzung vermag nur eine unvollſtändige Idee von ihrem Werthe und ihrer Bedeutung zu geben. Wer in irgend eine europäiſche Sprache den Geiſt der morgenländiſchen Dichtung übertragen will, bemerkt nur zu leicht die große Schwierigkeit, die damit verbunden iſt, weil die innere Struktur der Sprachen durchaus nicht mehr dieſelbe bleibt. Die Ideen ſcheinen einer andern Quelle zu entſtromen, und das, was wir ſo eben geäuſſert haben, iſt vorzüglich auf die Pantuns anwendbar, deren vorzüglichſtes Verdienſt in der Gedrängtheit beſteht, und die überhaupt mehr Sinn als Worte enthalten. Die Figuren und die Anſpielungen machen ſich oft durch ihre Feinheit bemerkbar, und man wird immer von der Stärke der Einbildungskraft und des Gefühls betroffen.

Dieſe Verſammlungen ſind indeß nicht die alleinigen Gelegenheiten, bei denen man die Pantuns ſingt, man bedient ſich derſelben auch häufig in der gewöhnlichen Unterhaltung. Die Leichtigkeit, auf dieſe Weiſe ſich auszudrücken, wird als ein Verdienſt betrachtet, ohne welches man weder für einen geiſtreichen Menſchen gelten, noch ſich den Weg zum Herzen einer Schönen bahnen kann. Bei dieſen Völkern iſt die Gewandtheit des Geiſtes, in dieſer Art der Dichtung, ein unfehlbares Mittel, ſich die Gunſt einer Schönheit zu erwerben, wie in unſerm Europa die Gewandtheit, ein Kompliment zu machen, oder angenehme und ſchmeichelhafte Gegenſtände in die Unterhaltung zu miſchen, einem jungen Menſchen das beifällige Lächeln eines hübſchen Frauenzimmers erwerben können. Die Pantuns ſind oft von einem Austauſch von Blumen, oder andern ſtummen Symbolen begleitet, die einen myſtiſchen Sinn haben, der allein den Perſonen verſtändlich iſt, die den Schlüſſel dazu kennen.

Es kann unſern Leſern nicht unangenehm ſein, wenn wir ihnen hier einige Beiſpiele der malayiſchen Pantuns mittheilen, die auf verſchiedene Umſtände, wie z. B. auf Liebeserklärungen, Klagen über Unbeſtändigkeit, Bezeugungen von Höflichkeit, Anneigung, Zweifel, Mißvergnügen u. ſ. w. geeignet ſind. In Einigen ſtellt ſich die Verbindung zwiſchen der Figur und dem Gefühl ſogleich dem Geiſte dar, in Andern iſt ſie dunkel, vorzüglich wenn ſie Anſpielungen auf eine Eigenheit der Sprache haben, oder in Beziehung mit den Volksſagen und Reimungen ſtehen, und es

Digitized by Google

findet sich oft, daß man nicht weiß, woran man eigentlich ist.

Memuti umbak di ratau Kataun
Patang dan pagi tida berkala
Memuti buuga de dalam kabun
Sa tangkei saja iang meuggila.

„Die Wellen bedecken mit weißem Schaum das Ufer vom Kataun. Sie rollen unaufhörlich Tag und Nacht. Die meisten sind weiße Blumen des Gartens; aber keine von ihnen vermag mich zu zerstreuen von meiner Liebe."

Guru ber bumi sayap sayub
Orang di bumi samoa bembang;
Ika ada angin ber tiup
Ada kah bunga man kambang.

„Der Donner rollt dumpf und verlängert, und die Bewohner der Erde sind vor Schrecken erstarrt. Wenn nun der Zephir mit seinem Athem die Blume liebkoset, wird sie da ihre süßen Düfte aushauchen?"

Ayer dalam ber tambah dalam
Ujan di ulu bulum lagi tedoh;
Hati dendam ber tembah dendam
Dendam daulu bulum lagi sumboh.

„Die tiefen Gewässer sind noch tiefer geworden, und es hat auf den Bergen zu regnen nicht aufgehört. Die Leidenschaft meines Herzens hat sich vermehrt, und seine ersten Hoffnungen sind nicht erfüllet worden."

Paran bumban di sabrang,
Pohon di bela tiada Karaun;
Bulan peruama nialalah bindrang,
Sayang nia lagi di sapur awan.

„Das Schilfrohr ist am andern Ufer zerknickt, es ist jetzt dem Gewässer überlassen, und der Strom führt es zu dir. Der Mond ist voll und in seinem höchsten Glanze; aber ein Gewölk verbirgt sein Licht."

Ulak ber ulak batu mandi,
Kian ber ulak tenang jua;
Hindak ber tumah tunah ati,
Dewa membawa bembang jua.

„Der Strom ist ruhig hinter den Felsen unterm Gewässer, und das Gewässer ist ruhig und still zwischen dem Schilf. Ich suche die Unruhe meines Herzens zu stillen, aber ein junges Mädchen stört unaufhörlich meinen Frieden."

Permata jata di rumput,
Jatu di rumput bergelang gelang;
Kasi umpama ambun di njong rumput
Datang matahari nischava ilang.

„Der Diamant ist auf die Erde gefallen, und obschon mitten auf dem Rasen, verbreitet er doch beständig seinen Glanz. Deine Liebe ist wie der Thau auf den Blumen: er verschwindet gleich beim ersten Sonnenstrahl."

Telah lama tiada ka rimbo,
Bumban ber bua garangan kini,
Telah lama tiada ber suo,
Dendam berubah garangan kini.

„Seit langer Zeit sind wir nicht mehr nach dem Walde gegangen. Vielleicht ist's der Bumban (eine Art blühender Schilf) der jetzt Früchte trägt. Seit Langem haben wir uns nicht gesehen. — Vielleicht ist der Gegenstand deiner Neigungen ein anderer Sterblicher als ich."

Jeka sungguh bulau pernama,
Mengapa tiada di pagar bintang;
Jeka sungguh tuan bijaksana,
Mengapa tiada dapat di tintang.

„Wenn der Mond schon voll ist, warum erscheint er nicht inmitten seiner Gestirne? Wenn deine Kunst wahr und sicher ist, warum vergönnst du nicht, daß man sie betrachte?"

Es wird genügen, einige Fragmente eines viel längern und viel unregelmäßigern Seramba's anzuführen, der bei den Völkern im Innern sehr im Gebrauche ist. Wir wählen ihn in der Mundart Serawi aus, die am wenigsten von der malayischen verschieden ist. Man kann voraussehen, daß das nachfolgende Bruchstück der Anfang eines Wettkampfs ist.

Pandak panjang rantau di Musi,
Mamo memamo rantau Temang,
Rantau Aman pandak sakali;
Hendak anggan wong ku puji
Mimpin buhu sanak bintang
Anak penakan mata hari.

„Das Becken des Musi (Stroms) ist lang und schmal. Meinst du, daß es dasselbe sei, wie das des Tenang, das schmalste Becken von Aman? Gutwillig oder gezwungen wende ich mich gegen meinen Widersacher, und ergreife die Luna (Mond) mit meiner Hand, obgleich sie vom Geschlechte der Gestirne und eine Tochter der Sonne ist."

Antwort:

Burong terbang mengulindang
Sangkan terbang pagi pagi,
Hindakkan bunga jeruju;
Amem wong sintano bulan,
Rinchang sintano matahari,
Timbang betating ber terju.

„Der Vogel enteilt mit leichtem und schnellem Flügel, er fliegt bei guter Zeit am Morgen, um die Blume Jeruju zu suchen. Wenn eine Person dem Monde gleicht, und eine andere mit der Sonne verglichen werden kann, so nimm sie beide und lege sie in die Waage."

Endlich theilen wir noch ein Fragment mit, das aus beiläufigenden Fragen oder Figuren besteht, deren

Digitized by Google

man ſich bedient, um die gegenſeitigen Geiſtesfähigkeiten dadurch zu erkennen.

Ada kain indan sabatang, tumbuh di padang maha leber, Beringin bukan Beringin, Kruya bukan Kruya, bodahan ganio ampat dahan, bedaun ganio ampat dahun, sadahan chondong ka langit, niat ka mana bulan Bintang, sa da ha chondong ka laut, niat ka mana raja ikan, sa dahan chondong ka kunong, niat ka mana gaja indan, sa dahan chondong ka bumi niat ka mana anak Adam, aanm teritti sili warang, wong ku angkan dio guru, aanun de teritti sili warang, wong ku angkan anak mnrid..

„Es gibt einen großen Baum, der wächſt in einer unermeßlichen Ebene. Es iſt nicht ein Beringin, noch ein Kruya. Er hat nur vier Zweige, er hat auch nur vier Blätter. Einer ſeiner Zweige ragt zum Himmel empor; wird er den Mond und die Geſtirne erreichen? Ein anderer richtet ſich gegen das Meer; wird er der König der Fiſche werden? Der dritte erhebt ſich gegen das Gebirg; wird er den großen Elephanten berühren? Der vierte wendet ſich gegen die Erde; wird er bis zu den Kindern Adams vordringen? Wenn du mein Räthſel erräthſt, will ich dich für meinen Meiſter erkennen. Wenn du es nicht auflöſen vermagſt, willſtch dich zu meinem Schüler machen.“

In dieſen Beiſpielen befanden ſich mehrere Worte, die der malayiſchen Sprache fremd ſind, einige andere gehören zur Mundart von Sunda, und noch andere zu der von Serawi.

Streifereien durch Nordholland, im Juni 1824.

(Fortſetzung.)

Um ſieben Uhr Morgens war die große Straße von Alkmaar, die immer ſehr ruhig iſt, noch ſtiller als gewöhnlich; ſie war durchaus ganz menſchenleer. Mehrere ſtarke Hammerſchläge an die Thür des Wirthshauſes öffneten uns endlich dieſelbe, und wir betraten einen mit Porzellan und dem ſchönſten italieniſchen Marmor geſpäfterten und überall bekleideten Korridor. In der Perſpektive ſahen wir eine Bildſäule, vor einem dichten Gebüſch, und fernhin einen Kanal, der uns bemerkbar machte, warum die Straße ſo todt ſei. In dieſem prachtvollen Gaſthofe waren wir von den hübſchen Kleidertrachten und dem reichen Kopfſchmuck umringt, der jener ſchönen Geſichtchen vollkommen würdig iſt, deren Reize er erhöht, und die man wohl endlich beſchreiben muß, ſo ſchwer das auch immerhin ſein mag.

Alkmaar iſt gewiſſermaßen die Hauptſtadt von Nordholland, einer Provinz, die mehr als jedes andere Land den Triumph der Induſtrie über die Natur bezeugt. Ihre Lage, im Mittelpunkte eines Landſtriches, der faſt von allen Seiten mit Waſſer umgeben iſt, macht ihre Bevölkerung eben ſo wohl landwirthſchaftlich handeltreibend, und ein großer Theil ihrer Bewohner beſchäftigt ſich mit der Tulpenkultur, ein anderer hingegen mit dem Käſehandel, welches hieſige Produkt, als das beſte von ganz Holland, berühmt iſt. Die Menſchen haben hier eine ſehr merkwürdige Geſichtsbildung, vorzüglich die Weiber. Die Kleidung dieſer letztern iſt faſt immer weiß, und ihr Kopfputz iſt durchaus volkseigenthümlich. Ein breiter Spitzenſtreifen bedeckt unmittelbar ihre Stirn; eine goldene Spange zieht die Haare in einen Halbzirkel hinterm Kopf zuſammen, und beendigt ſich auf beiden Seiten durch einen kleinen Haken, der an die Ohrringe befeſtigt wird. Dieſer Haken iſt oft mit Edelſteinen beſetzt, und in jedem Falle ſehr ſauber gearbeitet. Darüber und über andere goldene Sachen und Stickereien, die man unmöglich ſo genau und im Einzelnen beſchreiben kann, wird eine ſehr feine und durchſichtige Spitzenhaube geſtülpt, von der große Spitzenbänder nachläſſig auf den Hals herabflattern. Man behauptet, daß dieſe Tracht die Perſonen ſchmücke, die ſich damit ausſtaffiren; aber ſo viel iſt gewiß, daß man hübſch ſein muß, wenn man ſich damit ſchmücken will. Die Weiber zu Alkmaar und in der Umgegend müſſen alſo ſchön ſein, weil ihnen dieſer Kopfputz, der über zweihundert Franken koſtet, gar hübſch ſteht.

Es gibt ſehr viele Goldarbeiter in der Stadt, bei denen die Bauern den Ertrag ihrer Heerden gegen ſolche koſtbaren Kleinigkeiten vertauſchen. Dieſer Handel findet vorzüglich während der Meſſe oder des Käſemarkts ſtatt, der jede Woche einmal abgehalten wird, und auf dem ſich die ganze reiche Bevölkerung, entweder in hübſchen Fuhrwerken, oder in Kähnen, einfindet. Obgleich der beſte holländiſche Käſe im Handel unter dem Namen „Edamkäſe“ bekannt iſt, ſo wird er doch jetzt faſt ausſchließlich in den Umgebungen von Alkmaar bereitet. Er übertrifft alle andern, dadurch, weil er ſich vorzüglich gut auf dem Meere erhält, und alſo zur entfernten Ausfuhr am meiſten geeignet iſt.

Ein ſehr intereſſanter Gegenſtand hatte uns, mehr als jeder andere, nach Alkmaar gezogen, und wir machten uns ſogleich auf den Weg, ihn in Augenſchein zu nehmen. Es war der neue Kanal, dieſes rieſige Unternehmen, durch deſſen Ausführung die Geſtalt des Landes zwiſchen der Zuyderzee und Y, verwandelt werden muß, weil dadurch der ganze Handel von Amſterdam eine andere Richtung nehmen wird. Dieſe Stadt bot zwar bis jetzt den Schiffen einen guten und ſchönen Hafen dar; aber es war eben ſo beſchwerlich als gefährlich, zu ihm zu gelangen, weil hunderz

Digitized by Google

Sandbänke auf allen Seiten ſich erheben. Den Linienſchiffen war es ganz unmöglich, durch den Zuyderzee bis zur Hauptſtadt vorzudringen, und ſie blieben im Helder. Die andern Fahrzeuge waren genöthigt, einen Theil ihrer Verachtungen abzuladen, und ſich durch die Kamelhmaſchinen aufwärts heben zu laſſen. Man mußte mehrere Wochen warten, ſich mancherlei Gefahren ausſetzen, ehe man bis an den Eingang der Bucht des Texel gelangen und die Güter zu Amſterdam ausladen konnte. Um nun alle dieſe Hinderniſſe zu vermeiden, hat man den Entſchluß gefaßt, einen großen Kanal zu graben, der vom Helder nach der Hauptſtadt von Holland führen ſoll. Auf einer Länge von faſt dreißig Stunden, hat man ihn 120 Fuß breit und 25 Fuß tief ausgegraben. Die mittlere Breite des Kanals von Languedoc iſt nicht über vierzig Fuß und ſeine Tiefe nicht über ſechs. Wenn dies Unternehmen ausgeführt ſein wird, ſo kann man die ganze Militär- und Handelsmacht der gewerbfleißigſten Nation des europäiſchen Feſtlandes mitten unter den zahlreichen Heerden und Windmühlen ſich bewegen ſehen. Die Dreidecker und die andern großen Schiffe, die aus China kommen, werden das Land durchſchneiden, und in demſelben zu ſchwimmen ſcheinen. Die Erzeugniſſe des Klimas von Batavia, die den Stürmen des Vorgebirges der guten Hoffnung entgehen, werden ihre Reiſe auf ſüßem Waſſer beendigen, und die Hirten werden lange Zeit gebrauchen, bis ſie an dieſe Umgeſtaltung ihrer Triften ſich gewöhnt haben dürften.

Der jetzt regierende Monarch, der ſich durch ſeine hohen, ſchöpferiſchen Ideen auszeichnet, und deſſen einziges Beſtreben dahin geht, die Zeit ſeiner Herrſchung durch große Unternehmungen und die Beförderung des Wohlſtandes und der Aufklärung ſeines Volks zu verewigen, hat auch dieſem Entwurfe eine wahrhaft königliche Aufmerkſamkeit geſchenkt, und ſelbſt die Leitung der Arbeiten übernommen, die erſt 1822 begonnen haben, und ſchon iſt der Kanal von Amſterdam bis Alkmaar vollkommen beendet. Man berechnet die dazu benöthigte Summe auf zwölf Millionen Gulden. Die Arbeiten in der Nähe von Alkmaar ſind ungeheuer. Um den Kanal durch die Stadt zu leiten, muß er einen großen Bogen machen. Zu derſelben Richtung befand ſich vorher ein zur innern Schiffahrt beſtimmter Kanal. Um nun den Verkehr nicht zu unterbrechen, hat man daneben einen Abzugskanal erbauet, und die Gewäſſer des ältern darin abgelaſſen. Wenn man nun die gegenwärtigen Arbeiten des großen Kanals mit dem Ausgetrockneten vergleicht, ſo ſcheint beim letztern die Erde kaum durchſchnitten zu ſein, und die Größe des neuen Unternehmens zeigt ſich dadurch nur um ſo vollkommener.

Der Anblick dieſes Abgrundes, in welchem Tauſende von Menſchen und Schiebkarren ſich bewegen, um mühſam die Erde aus dem Grunde zu heben und daneben zu Hügeln aufzuthürmen, wodurch die Tiefe noch verdoppelt wird, iſt ſehr auffallend, um ſo mehr, da dieſe Menſchen es nicht allein mit der Erde, ſondern mehr noch mit dem Waſſer zu thun haben, das unter jedem Schaufelſtich hervorſpringt, und zu deſſen Wegſchaffung man eben ſo kunſtreiche als einfache Maſchinen erfunden hat, die größtentheils von Pferden in Bewegung geſetzt werden.

Hinter Altmaar fanden wir die Mauerſteinſtraße nicht mehr, die wir bisher befahren hatten. Aber die Wege blieben dennoch immer gut, und gleichen denen in der Schweiz und im ſüdlichen Frankreich. So weit der Horizont reicht, erblickt man nur Dörfer, Felder und Wieſen. Bald darauf gelangt man an den großen Kanal, und fährt lange Zeit neben ihm hin. Die dem Bette enthobene Erde wird daneben, entweder amphitheatraliſch oder in Pyramidenform aufgeſchüttet. Die verſchiedenſten und ſonderbarſten Elemente bilden dieſe ungeheure Trümmermaſſe. Ein weißer, ſehr feiner Sand bedeckt einen gelblichen Thon, der von eiſenhaltigen Theilen durchſchnitten wird, die man beim erſten Anblick für Blutſtreifen halten möchte. Darunter, und in einer Tiefe von funfzehn bis fünfundzwanzig Fuß, dehnen ſich ungeheure Lagen von durchaus ſchwarzem Torf aus. Dazwiſchen glänzen die Muſcheln hervor, die drei Reiche ſind immer vermiſcht, und dieſer ungeheure Durchſchnitt durch das ganze Land würde dem Geologen, der die Anatomie dieſer merkwürdigen Gegend ſtudiren wollte, die reichſten Beobachtungsmaterialien darbieten.

Auf dieſen künſtlichen Hügeln, und zwiſchen den Schluchten, die ſie trennen, ſind eine große Menge elender Hütten zerſtreut, die entweder von Stroh, oder von Raſen, oder aus einigen Brettern erbauet ſind. In ihnen wohnen bunt durch einander, mit ihren Familien, die Auswürfe aller der Nationen, aus denen die Legionen von Arbeitern beſtehen, die mit der Ausgrabung des Kanals beſchäftigt ſind. Man zählt deren mehr als zehntauſend, und nicht das Viertel davon ſind Eingeborne, und kein Einziger von ihnen ſcheint derſelben Race, als dieſe ſchönen Bauern anzugehören, die man auf der Straße und in den Dörfern ſieht. Ihre zerriſſenen Kleider ſind von greller Farbe und haben etwas Ausländiſches an ſich. Ihrer Geſichtsfarbe nach dürfte man ſie manchmal für Ruſſen und manchmal für Indus halten, und das verworrene Gemiſch ihres wilden Geſchrei's trägt noch zu der Ungewißheit bei, in welcher man über ſie iſt. Es iſt eine ununterbrochene Kolonie, die ſich mehrere Stunden weit ausdehnt, und in der ſich alle Bettler der ganzen Erde verſammelt zu haben ſcheinen. Man

Digitized by Google

kann sich keinen Begriff von der Armseligkeit und dem Elende ihrer Hütten machen, und das alles in einem Lande, in dem Alles Reichthum, Ordnung und Reinlichkeit ist. Man fühlt sich versucht, dies für ein Lager irgend einer barbarischen Horde zwischen einem hochzivilisirten Volke zu halten.

Wir entfernten uns vom Kanal, um den Damm von Zyp-Polder zu besteigen, und von seiner Höhe jene bewunderungswürdige Verwaltung noch näher kennen zu lernen, die, indem sie mit ungeheurem Kostenaufwande die Fluthen mitten durchs Land führt, und das Meer zwingt, es in allen Richtungen zu durchschneiden, sie zugleich auch wieder in die Schranken zurückwirft, um aus dem Schoose der Gewässer eine neue Erde hervorzuziehen. Polder ist der Name, mit dem die auf solche Weise gewonnenen Landstrecken bezeichnet werden, die immer niedriger als die Meerhöhe sind, die ehemals Seen, Meerbuchten und Moräste waren, und die man nach und nach und in verschiedenen Zeiträumen, in sehr reiche und einträgliche Ländereien umgeschaffet hat. Man findet sie in ganz Batavia, vorzüglich in Seeland, Friesland und Nordholland. In dieser letztern Provinz sind sie am zahlreichsten und zugleich am merkwürdigsten. Wohin man blickt, und so weit der Horizont reicht, sieht man ein grünes Wiesenmeer vor und um sich, das vollkommen eben und gleichförmig ist. Auf den Dämmen, die die in beträchtlicher Höhe befindlichen Kanäle oder selbst das wilde Meer zurückhalten, ist, wie auf den Mauern des alten Babilons, eine große Straße erbauet, die aufs sorgfältigste unterhalten wird. Sie erscheint auf dem dunkeln Grün, das von beiden Seiten den Damm bedeckt, in der Ferne wie eine weiße Kreidelinie in gerader Richtung. Sie ist gewöhnlich sehr schmal und hat durchaus keine Abwehren seitwärts, so daß sie oft gefährlich genug ist. Hingegen hat man, von dieser Höhe weg, eine hübsche Aussicht, was in einem so flachen Lande etwas Seltenes ist. Man überblickt die ganze Gegend, und es ist eben so bequem, als es selten ist, mehrere Stunden weit schnell auf einem schmalen Hügelrücken dahinzurollen, unter dem man in ziemlicher Tiefe, auf der einen Seite Dörfer, Heerden und Waldungen, und auf der andern das weite offene Meer erblickt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf die Gerechtigkeitspflege in Spanien.

Granada enthält zwei Gerichtshöfe, die sich gegenseitig das Recht streitig machen, die Geduld und die Geldbeutel der Kläger und der Beklagten zu erschöpfen. Ein spanischer Gerichtshof ist (wie leide auch in manchem andern Lande) mit einer finstern Höhle zu vergleichen, deren Gänge und Tiefen nur wenigen Eingeweihten bekannt sind, ein Abgrund von Formalitäten und Intriguen, eine ungeheure Maschine, deren unzählbares, geheimnißvolles Räderwerk einen beweglichen gordischen Knoten bildet, den die Habgier, die Gewohnheit und der Pedantismus immer mehr verschürzen. Es ist einem Fremden durchaus unmöglich, die innere Einrichtung einer solchen Werkstatt der Chikane zu begreifen, viel weniger noch, sie zu erklären. Der Gerichtshof zu Granada besteht aus einer großen Menge Richter, die sich in Klassen, oder Zivil-, Kriminal- und Appelkammern, oder die der ersten Instanz, theilen. Ihre Amtsverrichtungen sind oft bloß konsultativ, oder sie beschränken sich auf die Verifikation der Genealogien und die Bescheinigung der Adelsbriefe. Um die Sache aufs Höchste zu treiben, so besteht diese Innung aus Juristen, die auf den Universitäten, oder bei den Ortsgerichten alt geworden sind, und die von einem Soldaten präsidirt, regiert, gezügelt und tyrannisirt werden und Alles thun müssen, was er verlangt. Es begreift sich leicht, daß die Kriminalinstiz auf solche Weise nichts mit der Gerechtigkeit als ihren Namen gemein haben könne. Alles, was das Schicksal des Angeklagten mildern, seine Vertheidigung erleichtern und seine Unschuld an das Tageslicht bringen, oder die Wirkung des Uebelwollens und der Verleumdung neutralisiren kann, ist durchaus von der Untersuchung ausgeschlossen. Der Richter, welcher über das Urtheil zu verfügen hat, ist einer von denen, welche die Sentenz aussprechen. Das Verhör wird bei verschlossenen Thüren gehalten, und der Angeklagte kann weder die Zeugen hören, welche ihn beschuldigen, noch ihre Aussagen widerlegen. Sein Schicksal liegt in der Hand des Notars, der seine Aussagen niederschreibt und sie ausschmücken, übertreiben oder zustutzen kann, wie es ihm beliebt. Der Richter verläßt sich gänzlich auf die Kenntniße und die Treue dieses Mannes. Die Prozedur wird auf diese Art durchaus willkührlich. Man hält die Aussage des Angeklagten von großer Wichtigkeit, sobald er sich selbst beschuldigt, und um zu diesem Ziele zu gelangen, verschmäht man keine Mittel und Kunststücke und Schleichwege, sie mögen nun auch so unmoralisch sein, als sie wollen. Um das Maas der Gerechtigkeit gerüttelt und geschüttelt voll zu machen, so ist die Strafe ganz der Willkühr anheimgestellt, und kann ausgesprochen werden, wann und wie man es für gut befindet, so daß oft Jahre vergehen, ohne daß der Gefangene weiß, was er zu hoffen oder zu fürchten hat. Die Juristen sind gewöhnlich sehr spitzfindige Raisonneurs und die Jünger und Rachteferer

Digitized by Google

der wahren Scholastik. Sie vertheidigen ihren Klienten eben so, wie sie über einen metaphysischen Satz disputiren würden. Sie zitiren in jedem Augenblick die römischen Gesetze mit ihren Annotatoren, Commentatoren und Glossatoren, und verstehen ausserdem nichts, selbst nicht einmal zu deklamiren.

Der Palast des Gerichtshofes ist sehr schön. Die vordere Seite ist in einem sehr edeln Styl und mit den Bildsäulen der zwölf Apostel geschmückt. Apostel und Juristen, welch' eine Zusammenstellung! — Ich befragte einen dieser Letztern: ob während des konstitutionellen Systems die Organisation der Tribunäle einige Veränderung zu ihrem Besten erlitten habe? — Sehr wenig, antwortete er. — Man war also nicht darauf bedacht, die Geschworenengerichte einzuführen? — Ach, erwiederte er, wir hatten des Geschworenen schon genug, um damit noch geschoren zu werden.

Welcher Kontrast zwischen den Einrichtungen des Menschen und den Werken der Natur! Einige Schritte von dieser Höhle der Chikane wälzt der Duero, dieser malerischste und prächtigste aller spanischen Ströme, seine Fluthen, bald unter dem dunkeln Laubdach der Ulmen und Tannen, bald von Fall zu Fall springend, wie ein Kind, das von einem Stein zum andern hüpft. Wie oft bin ich an den reizenden Ufern dieses Flusses umhergeirrt, unter mir einen mit wilden Veilchen überdeckten Rasen und über mir tausend Nachtigallen, die in ihren Gesängen wetteiferten. Meine Blicke ruheten oft auf den Ruinen arabischer Denkmäler, bald auf den blühenden Weißdorngesträuchen, aus denen das süße Flöten Philomelens zu meinem Ohr drang. Wie oft habe ich in jenen dunkeln Wäldern mich verirrt, die vielleicht seit einem Jahrhundert keines Menschen Fuß betreten hatte, und die meine Einbildungskraft in die Zufluchtsörter jener reinen, poetischen Wesen verwandelte, die in Allem, selbst in der Sprache von denen verschieden waren, welche sie jetzt durch ihre Gegenwart entweihen.....

Der innere Werth.

Warum kostet diese Muschel mehr als jene Auster? Weil sie von sonderbarer Gestalt ist und ihre violetten Flecken den Liebhaber bezaubern. Weil sie selten ist, und man sie nur auf den entfernten Gestaden Islands findet. Mit einem Worte, was man an ihr schätzt, das ist ihre Seltsamkeit allein und nicht ihr innerer Werth. — So ist es auch mit manchem Menschen beschaffen. Warum hat ein gewisser G. H. J. K. L. so viel Aufsehen gemacht und so viele Gänsekiele in Bewegung gesetzt? Nicht etwa durch seinen Verstand, noch durch seine Erfahrung, noch durch seine Liebenswürdigkeit, denn es gebricht ihm daran ganz, sondern vielmehr durch die Neuheit und Sonderbarkeit seines Betragens, durch seine auffallende Taktlosigkeit und Inkonsequenz, durch seine Marktschreierei und die Keckheit, mit welcher er sein Rattengift an den Mann gebracht hat. Man übersieht über den Rock den Mann und beurtheilt nicht den innern Werth. — Was verdient der Bösewicht, der mit der Ruhe und dem Lebensglück seiner Nebengeschöpfe ein verrätherisches Spiel treibt, der es sich als eifrigste Pflicht vorgesetzt hat, sie immer mehr zu entwürdigen, immer unwissender, lasterhafter, thierischer zu machen, der es sich so recht angelegen sein läßt, sie Schritt vor Schritt dem Abgrunde des Verderbens näher zu führen, und sie endlich mit Hohngelächter in denselben hinabzustoßen? Er verdient den Strick, und man überhäuft ihn mit Ehren und Würden. Erkennt oder mißkennt man hier den innern Werth? — Man betrachte jenes kokette Weib. Ihr Mund reicht fast bis an die Ohren, ihre Augen gleichen denen der Kalmucken, sie hat den Fuß eines Grenadiers, und doch führt sie ein unumschränktes Regiment über jene Anbeterschaar, die vor ihr zittert. Woher dieses unerklärliche Glück und die Reputation einer hübschen und geistreichen Frau, die sie in keiner Hinsicht verdient? Sie verdankt, was sie wohl zu benutzen weiß, einem gewissen gefühlvollen und anziehenden Geschwätz, einer gewissen disino oltura in ihrem Gange und in ihrem Betragen; aber nicht ihrem innern Werth. — Die Welt will betrogen sein. Man gebe sich, wie man ist, und man wird verkannt, gehaßt und verleumdet werden. Man lege aber irgend eine seltsame Larve vor, so ist man gewiß, die Blicke auf sich zu ziehen, Theilnahme zu erregen, für einen grundehrlichen und wohl gar für einen gescheuten Menschen gehalten zu werden. Derselbe Fall findet auch bei dem Schriftsteller statt. Er schreibe, wie es ihm im Herzen und Geiste als lebendige Wahrheit erscheint, und er kann der Verfolgung und Verspottung versichert sein, während der seichte Kopist altherrkömmlicher Phrasen und Redensarten überall einen ungetheilten Beifall einärnten wird. Frage man sich nun noch, was am Manne geachtet wird: ob er selbst, oder der Rock, ob der äussere Schein oder der innere Werth?

Die Buraten.

Auszug aus dem Schreiben eines englischen Missionärs.

Wir befinden uns in einem köstlichen Lande, das eben so merkwürdig durch den Wechsel der Ansichten, als durch seine Fruchtbarkeit und schöne Bewässerung ist, mit einem Worte: in einem zweiten Schottlande. Die Botanik und die Mineralogie dieses Erdstrichs ist eben so interessant als wenig bekannt. Die Natur-

Digitized by Google

ſtenen in den Umgebungen des Baikalſees, der ſich ganz in unſerer Nähe befindet, bieten das erſtaunlichſte Schauſpiel dar, das man ſich nur immerhin zu denken vermag. Wenn Sie die Gelegenheit finden, ſo leſen Sie den Artikel „Baikal“ *) in der Encyclopädie von Brewſed. Unſer Winter dauert grade die Hälfte des Jahres. Der Schnee fällt im September, und bleibt bis im April liegen. Die Temperatur iſt ſehr beſtändig, der Himmel klar, die Luft rubig und der Froſt oft ſehr lebhaft und anhaltend. Zu Anfang des Frühlings ſind die Wirbelwinde, mit Schnee und Regen geſchwängert, ſehr häufig. Sodann fehlt es an Regengüſſen nicht, auf welche ein glühender Sommer folgt, der zwei Monate lang währt. Die übrige Zeit, bis zum Anfang des Winters, iſt ſehr gemäßigt.

Die Buraten führen, wie Sie wiſſen, ein ſehr freies Nomadenleben. Ihre Gezelte ſind weit zerſtreut und ſtehen zu zwei oder drei, ſelten nur zu acht bis zehn zuſammen. Im Sommer reiſen wir zu Pferde, von einem Zelte zum andern, und bringen die Nächte in denſelben zu. Ueberall werden wir mit einer eben ſo zuvorkommenden, als rührenden Gaſtfreundſchaft aufgenommen. Mehrere Männer und Frauen können leſen, und wir geben ihnen ſodann die heilige Schrift. Aber dieſe Vereinzelung und das nomadiſche Leben dieſes Volksſtammes iſt unſern Unternehmungen ſehr hinderlich, und wir haben eben noch keine ſonderliche Fortſchritte gemacht; obſchon wir hoffen dürfen, mit der Zeit einige Familien zu vereinigen, und Schulen zu bilden. Wir benutzen alle Augenblicke, wo die Lamas, oder Prieſter, ſich ihres Kultus wegen in ihren Tempeln einfinden, um ihnen die Wahrheiten der chriſtlichen Religion einleuchtend zu machen. Sie haben alljährlich drei große und monatlich mehrere kleinere Feſte. Das vorzüglichſte von allen dauert einen Monat lang, und der Anfang ihres Jahres iſt im Februar, der bei ihnen der „weiße Monat“ genannt wird. Während des letzten weißen Monats beſuchten wir nach und nach ſechs verſchiedene Tempel, und verweilten mehrere Tage lang in einem jeden derſelben, um mit den Lamas uns über Gegenſtände der heiligen Schrift zu beſprechen, und auf dieſe Weiſe ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Die Lamas ſind ſo zahlreich, daß ſie das Sechstheil oder Achtheil der ganzen Bevölkerung ausmachen; aber ſie ſind nicht reicher als das Volk, erhalten keine Beſoldung für ihre Amtsverrichtungen, und müſſen arbeiten, wenn ſie leben wollen, weßhalb man ſie oft als Tagelöhner oder Knechte im Dienſte der andern erblickt.

*) Der Baikalſee iſt ungefähr 120 Stunden lang und zwiſchen zwölf und zwanzig Stunden breit. Er wird durch den Handel zwiſchen Rußland und China ziemlich belebt.

Ihr heiliges Land iſt Tibet, und ihre Gottheit der Dalailama, der in demſelben wohnt. Ihre Religionsbücher ſind faſt unzählbar, und alle in der tibetaniſchen Sprache und mit tibetaniſchen Karakteren geſchrieben. Faſt alle Lamas verſtehen zu leſen; aber mit Ausnahme einiger großen Lamas, verſtehen ſie kein Wort von dem, was ſie geleſen haben, und kennen deshalb die Lehrſätze ihres eigenen Aberglaubens nicht. Sie erkennen, außer dem Dalailama, der bei ihnen als ein Gottmenſch betrachtet wird, ein hohes, unſichtbares Weſen, das ſie verehren, und dem ſie eine Menge ſubalterner Gottheiten oder Heiligen beigeſellen, mit deren bildlichen Vorſtellungen die Wände ihrer Tempel überdeckt ſind. Dieſe Bilder ſind ihnen, wie die meiſten ihrer Bücher, aus China zugekommen; aber jetzt verſtehen ſie ſehr hübſch zu malen und ſehr gut zu drucken, und verfertigen ſich alſo das Benöthigte ſelbſt. Sie arbeiten ziemlich geſchickt in Eiſen, Bronze und Silber; ſie gießen ſich ihre Glocken und verfertigen ſich ihre heiligen Gefäße und alles übrige Hausgeräth ſelbſt; ſie bebauen ihre Felder und ſäen Getreide und Hafer; ſie ſind ſehr fertige Jäger und Schützen, und bedienen ſich eben ſo wohl der Bogen und Pfeile, als des Feuergewehrs. Sie werden darnach ſelbſt beurtheilen können, auf welcher Stufe der Ziviliſation ſie ſtehen.

Vielleicht wird Ihnen die nachfolgende Anekdote eine beſſere Ueberſicht von den Sitten der Buraten gewähren, als vielleicht eine Menge allgemeiner und oberflächlicher Bemerkungen Sie darüber zu unterrichten im Stande ſein dürften. Ein Lama, der zugleich ſehr arm war, hatte ſich vor einiger Zeit verpflichtet, uns eine gewiſſe Menge Brennholz zu bringen, und nach der Sitte des Landes bezahlten wir ihm die beſtimmte Summe, die ſich auf dreißig bis vierzig Rubel belaufen mochte, im Voraus. Er kam nicht zur beſtimmten Zeit, und wir erfuhren von den Andern, daß er ein großer Tagedieb ſei, und daß, anſtatt nach dem Walde zu gehen und Holz zu fällen, er das Geld durchgebracht habe. Um nun nicht mit uns in Berührung zu kommen, wanderte er von einem Zelte zum andern, und brachte in einem jeden eine oder zwei Nächte zu. Nach einem Geſetze dieſes Volks iſt es verpflichtet, einem Lama, der das Zelt betritt, Thee und ein Nachtlager anzubieten. Er benutzte alſo dieſes Vorrecht ſo lange, als ſein Pferd ihn noch zu tragen im Stande war. Einer der Großlamas rieth uns, ſeines Pferdes und ſeines Sattels uns zu bemächtigen und beides ſo lange zu bewahren, bis er komme es auszulöſen. Wir befolgten dieſen Rath, und erzeigten dadurch dem armen Thiere einen weſentlichen Dienſt, denn es war ſo mager und verhungert, daß es nur mit Mühe noch zu gehen vermochte. Dem-

Digitized by Google

ungeachtet ließ der Lama, der sich geflüchtet hatte, nichts von sich vernehmen, und wir mußten seinen Gaul noch pflegen und nähren. Ein anderer Burate aus unserer Nachbarschaft erfuhr diese Geschichte, und erbot sich, das Pferd uns abzukaufen. Wir fragten ihn, was er damit anzufangen gedenke, worauf er antwortete, daß er einen alten Vater habe, der seinem Tode nahe sei, und daß er, der allgemeinen Sitte zufolge, nach dem Hinscheiden desselben das Pferd, dessen sich jener bedient habe, tödten und neben dem Leichnam verbrennen müsse. Da nun aber das Roß seines Vaters noch jung und stark sei, so wolle er es sich erhalten und das alte und magere des Lamas hingegen opfern. Wir waren nicht geneigt, ihm sein Begehren zu bewilligen, weil wir uns vorbehielten, im Fall der Eigenthümer sich nicht bald einfinde, um seine gegen uns eingegangene Verpflichtung zu erfüllen, das Thier unsern Leuten zu überlassen, die sich schon ein köstliches Mahl davon versprachen.

Zollfreie Gedanken.

Die Großen und die Könige sollten, von allen übrigen Sterblichen, sich nur durch die Ausübung der Macht, mehr Gutes zu thun und mehr Böses zu verhindern, auszeichnen.

Zu unzufrieden mit sich selbst zu sein, ist eine Schwäche, zu zufrieden aber mit sich selbst zu sein, eine Albernheit.

Eine öffentliche, unbefohlene Trauer ist das majestätischste aller Leichengepränge.

Versprechungen reizen zum Handeln; Geschenke machen oft der Regsamkeit ein Ende.

Unschuld und Mysticismus können nicht lange unter einem und demselben Dache wohnen.

Die Erlangung eines kleinen Vermögens kostet Schweiß und Mühe; aber die des Reichthums wird mit geringen Kosten gewonnen.

Die Verschwiegenheit ist der Seele das, was die Scham dem Körper ist. Eine zu große Offenheit ist schamlos, wie die Nacktheit.

Alter und Schlaf deuten uns nach und nach den Weg des Todes an.

Die Hoffnung ist das Traumbild des Wachenden.

Richter altert schneller als Wohlthaten.

Wenn gleich der Diamant auf einen Misthaufen fällt, so bleibt er nichtsdestoweniger ein Edelstein, und der Staub, den der Wind bis zu den Wolken erhebt, bleibt darum doch nur Koth.

Die Wilberforce-Kaskade.

Dieser Wasserfall bietet eine der romantischsten Szenen der Polargegenden dar. Er ist vom Kapitän Franklin auf der Rückkehr von seiner Expedition in der Krönungsbucht entdeckt worden, als er durch den Verlust seiner Führer und durch den Mangel an Lebensmitteln, so wie durch den großen Frost gezwungen wurde, auf seine Unternehmung Verzicht zu leisten und dem Fluß entgegen zu reisen, dem er den Namen Hood gegeben hat. Die Breite dieses Flusses von seiner Mündung bis zum ersten Falle ist zwischen 50 und 100 Toisen. Er ist mit Sandbänken angefüllt, die die Schiffahrt sehr beschwerlich machen, selbst für die kleinern Boote. Eine Meile weiter gelangt man an den Zusammenfluß eines andern Stroms, und je mehr man aufwärts steigt, je zahlreicher werden die Wasserfälle. Endlich betritt man ein Thal, das durch steilabgerissene Felsen von mehr als 200 Fuß Höhe umschlossen wird, die sich dergestalt nähern, daß der Fluß kaum noch einige Toisen Breite hat. Auf einmal stürzt sich seine ganze große Wassermasse vom Felsen in zwei Fällen herab, von denen der eine ungefähr 60 und der andere 100 Fuß Höhe hat. Der Letztere stürzt sich in einen so dunkeln Abgrund, daß man nichts als Staub und Schaum in ihm erblicken kann. Er wird außerdem durch einen hohen einzeln stehenden Felsen zertheilt, der sich über den Fluthen wie eine Säule erhebt und bei jedem Stoße zu erbeben scheint.

Reise in Südamerika, Chili, Peru und Mexiko, in den Jahren 1820, 1821 und 1822.

Vom Kapitän Hall.

England erkennt die Unabhängigkeit der neuen Republiken Südamerika's an, und die Aufmerksamkeit von ganz Europa ist jetzt auf diese Länder gerichtet. In einem solchen Augenblick kann das Erscheinen eines Werks, das so kostbare Dokumente über die Geschichte der amerikanischen Revolution enthält, nicht anders als von einem hohen Interesse sein.

Um sich eine bestimmte Idee von der Wahrheit all' dieser großen Begebenheiten zu machen, ist es nöthig zu wissen, welches das System war, das Spanien in der Verwaltung seiner Kolonien befolgte. Die Amerikaner waren nicht nur von allen den Aemtern ausgeschlossen, deren Besetzung von der Regierung abhing, sondern dieser Ausschluß war auch auf die Handwerke, die Künste und den Handel ausgedehnt. Man überließ ihnen allein den Müßiggang und das Laster ohne die geringste Beschränkung; und um sie

um so gewisser in der Knechtschaft festzuhalten, verbot man ihnen sogar, sich mit der Literatur und den Wissenschaften zu befassen. Aus Besorgniß, daß die Handelsverbindungen die Verbreitung der Kenntnisse beförderen könnten, war die Gemeinschaft der Bewohner der verschiedenen Provinzen unter sich aufs Strengste verboten, und die Betretung des Landes, das allein nur der spanischen Habgier geöffnet sein sollte, war dem Fremden bei Todesstrafe untersagt. Diese abscheulichen Gesetze sind bis an das Ende der Schreckensregierung genau beobachtet worden, und als der General Morillo sich der Stadt Carthagena bemächtigt hatte, ließ er alle fremden Kaufleute verhaften, die sich in derselben befanden, um sie vor Gericht zu stellen. Man warf sie in finstende Gefängnisse, und würde sie unmaßgeblich zum Tode verurtheilt haben, wenn nicht der Admiral der englischen Eskadre, die sich glücklicherweise in der Nähe befand, vermittelnd dazwischen getreten wäre. Zu Mexiko wurde ein Kaufmann, Bürger der vereinigten Staaten, mit mehrern andern seiner Unglücksgefährten, in einen feuchten Kerker zusammengedrängt, der so niedrig war, daß man nicht anders als gekrümmt stehen konnte. Er wurde aus Mangel an Kleidung und Nahrung gefährlich krank, und der Druck der schweren Ketten, mit denen er belastet war, brachte ihm an seinen Beinen ein entsetzliches Geschwür zuwege. Ohne ihm seine Ketten abzunehmen, wurde er ins Spital gebracht. Der Arzt untersuchte seine Wunden, und schrieb an den Gouverneur, „daß der Tod des Kranken unvermeidlich sei, wenn man ihm nicht seine Ketten abnähme.“ Der Gouverneur schrieb am Rand des Blattes die eines Kannibalen würdige Antwort: „Que los lleva mentres respira: man lasse sie ihm so lange, bis er seine Seele ausgehaucht haben wird.“ Einige Tage nachher existirte der Unglückliche nicht mehr.

Wie wäre es möglich gewesen, daß unter einem so empörenden Systeme die Industrie aufblühen konnte? Die Unwissenheit ging so weit, daß vor einigen Jahren die Bewohner von Chili ihr Mehl nur auf solche Weise zu bereiten wußten, daß sie das Getreide mit den Händen zwischen zwei Steinen zerquetschten. Die Grausamkeit ist fast beständig im Gefolge der Unterdrückung, und in diesem Betrachte hat die Unabhängigkeit eine große Veränderung, selbst über die kleinsten Gegenstände hervorgebracht. Die Stiergefechte haben schon den größten Theil ihres Kredits verloren, und der öffentliche Beifall wird edlern Handlungen zu Theil. In Hinsicht des Gedeihens des Handels und der Entwicklung der Industrie, bemerkt man den Einfluß, den die Emanzipation der Kolonien gehabt hat, auf eine überzeugende Weise. Man darf hier nur die Beschreibung des freien Hafens von Valparaiso mit der des Hafens von Callao bei Lima, der noch den Spaniern gehörte, zusammenstellen: Im Erstern waren die Straßen und der Platz bei der Mauth mit Kaufmannswaaren überdeckt, weil in allen Magazinen der Stadt kein Platz mehr war. Eine unzählbare Menge von Mauthbeamten, und den Erzeugnissen des Landes und allerlei Handelsartikeln beladen, bedeckte die Straße zwischen dem Hafen und der Hauptstadt. Die Weine, das Getreide, und Alles was zur Verproviantirung der Schiffe erforderlich war, strömte in großem Ueberfluß aus dem Innern des Landes herbei. Die größte Thätigkeit herrschte überall, die Schulen wurden vermehrt, Buchdruckereien und Buchhandlungen angelegt, Literatur und Künste ermuntert und unterstützt. — — — — — — — — — —

Zensur-Lücke.

Zu Callao hingegen hatte eine so glückliche Metamorphose noch nicht statt gefunden. Die Mauth war leer und die Thore verschlossen. Oede herrschte überall und man sah weder Handlungsartikel noch Reisende auf den Landstraßen. So betrübend nun auch solche Vergleiche sein mögen, so beweisen sie doch die Wahrheit des Satzes, daß der Handel und die Industrie nur da blühen könne, wo eine weise Freiheit das Haupt- und Grundgesetz des Staats ausmacht, und daß hingegen Elend und Dummheit da vorherrschend sind, wo man Alles in eine und dieselbe Zwangsform schmieden will.

Der glückliche Einfluß der Emanzipation that sich auf eine so überzeugende Weise kund, daß Chili, welches unter der spanischen Herrschaft weit hinter Peru zurückstand, und selbst nur als eine Provinz betrachtet wurde, sich in wenigen Jahren so sehr erhob, daß eine Vergleichung zwischen beiden Ländern nicht mehr statt finden konnte. Dieser Wechsel und alle diese Wohlthaten der Unabhängigkeit waren dann auch so einleuchtend, daß selbst das gemeine Volk davon durchdrungen und überzeugt war, ein Gegenstand, welcher einer größern Beachtung nicht unwerth ist. Der Kapitän Hall erzählt in dieser Hinsicht eine merk-

Digitized by Google

würdige Anekdote. Er kehrte einſt, im Mexikaniſchen, zwiſchen Lambias und Tepia, in einer Hütte mitten im Walde ein, um einige Erfriſchungen einzunehmen. Er fand in dieſer einſamen Wohnung einen Bauer, eine Art von Halbwilden, den ein junger Spanier, ſein Begleiter, über die Vortheile der Revolution zum Beſten halten zu können glaubte; worauf ihm Jener mit der größten Ruhe antwortete: „Ich verſtehe den größten Theil der Rede nicht; aber was den König anbelangt, ſo ſcheint es mir, daß wenn er wirklich das Wohl des Landes gewollt hätte, er ſich nicht begnügt haben würde, uns auf einer Entfernung von 2000 Stunden ſeine Befehle und die Vollſtrecker derſelben zuzuſenden, ſondern uns unmittelbar in unſerer Mitte zu regieren, oder, wenn er das nicht zu thun im Stande geweſen wäre, uns doch wenigſtens ſolche Statthalter zuzuſenden, die uns nicht Mark und Blut ausgeſaugt hätten. Was auſſerdem die Handelsfreiheit anbetrifft, ſo beruht meine Meinung darüber auf einer einzigen Thatſache. Ehemals bezahlte ich neun Dollar für das Stück Zeug, aus welchem mein Kleid gemacht iſt, und jetzt bezahle ich dafür nur zwei. Es ſcheint mir alſo, daß jetzt mehr Handelsfreiheit ſein müſſe, als ehemals.“ Der Spanier wußte nicht mehr, was er antworten ſollte, und blieb ſtumm.

Chili und Buenos-Ayres warfen im Jahr 1810 das ſpaniſche Joch ab, und das Letztere hat ſeitdem immer ſeine Unabhängigkeit erhalten, da hingegen Ererres im Jahr 1814 von den Spaniern wieder erobert wurde. Buenos-Ayres konnte das nicht mit Ruhe anſehen, und beſchloß alſo Chili zu Hilfe zu kommen, wohalb der General San-Martin mit 4000 Mann dahin abgeſendet wurde. Er rechtfertigte das Vertrauen, das ſeine Mitburger auf ihn geſetzt hatten, erzwang einen Paß, den man bis jetzt für unüberwindlich gehalten, drang am 12 Februar 1817 in die Anden vor, ſchlug die königliche Armee zu Chacabuco, und befreite auf ſolche Weiſe Chili, das ihm die oberſte Leitung der Geſchäfte der Republik übertrug, was er jedoch mit eben ſo vielem Edelmuth, als großer Beſcheidenheit ablehnte. Er war indeſſen nicht immer gleich glücklich; doch blieb er ſich immer gleich und wendete alles Mögliche an, ſeinen Unfall vergeſſen zu machen, was ihm auch ſiebenzehn Tage nach demſelben, am 5 April 1818, in der Ebene von Maypo, wo die ſpaniſche Armee gänzlich vernichtet wurde, vollkommen gelang, und wodurch die Unabhängigkeit von Chili für immer geſichert wurde. Damit noch nicht befriedigt, beſchloß San-Martin die feindliche Macht ſelbſt in Peru anzugreifen, wo ſie noch ſehr feſt zu ſtehen ſchien, und wo alte, tiefeingewurzelte Vorurtheile, und eine große Unwiſſenheit ſich der Einführung der Unabhängigkeit entgegenſtellten. Auch hier triumphirte ſein Muth, und er hätte ſeinen ſiegreichen Einzug zu Lima halten können, wenn es ihm mehr um äuſſern Glanz, als um die wahre Erreichung ſeines Zwecks zu thun geweſen wäre. Während dem hatte der Vizekönig Lima verlaſſen, und das ganze Land wendete ſich ſeinem Befreier zu.

Wir beendigen dieſen Artikel durch eine Ueberſicht der Bevölkerung dieſer neuen Staaten, wie ſie die „Edinburger Revue“ gibt. Danach hat Mexiko 8 Millionen Seelen, Columbia 3 Millionen, Buenos-Ayres und die dazu gehörigen Provinzen 2 Millionen, Chili 1½ Million, Peru 1½ Million; im Ganzen alſo ungefähr 16 Millionen Seelen, wovon 2 Millionen von rein europäiſcher Race, 4 Millionen von gemiſcht er europäiſcher und amerikaniſcher Race und die Uebrigen von alt-amerikaniſcher oder mit Negerblut gemiſchter Race ſind. Die Stadt Mexiko hat 150,000 Einwohner; Buenos-Ayres 65,000; Lima 50,000; San-Jago 50,000, und Santa-Fe de Bogata 35,000.

Einiges über Island.

Die Oberfläche dieſer Inſel wird von Gliemann zu Kopenhagen auf 1800 deutſche Quadratmeilen berechnet. Die Berge erheben ſich, im Zentrum der Inſel, über 6000 Fuß über die Meeresfläche, und die Küſten, mit Ausnahme der ſüdlichen, die nur eine Sandwüſte iſt, ragen 600 bis 1600 Fuß darüber empor. Die Isländer ſcheiden das Jahr in zwei Theile, den Sommer, der zwiſchen dem 18 und 24 April beginnt, und den Winter, der zwiſchen dem 1 und 15 Oktober anfängt. Aber in dieſer Abtheilung bedeutet der Sommer nur den Zeitraum, wo die Natur einige Verſuche macht, eine von dem beſtändigen kalten und feuchten Herbſte verſchiedene Witterung hervorzubringen, zu welchem dieſes Klima verdammt zu ſein ſcheint. Der gewöhnliche Froſt iſt nicht auſſerordentlich, gewöhnlich zwiſchen vier und zwölf Grad Réaumur, und die Hitze erhält ſich zwiſchen ſechs und acht; obſchon die erſtere oft bis auf zwanzig und fünfundzwanzig ſich vermehrt, und die letztere im Auguſt bis auf zweiundzwanzig, ja an einigen Felſen ſelbſt bis auf achtundzwanzig ſteigt. Die mittlere Temperatur zur Beſasſtadt iſt + 3,20 Grad Réaumur.

Unter den Seen zeichnet ſich der Mo-Watn- oder das Fliegenwaſſer, aus. Er iſt von ſchwärzlichen Hügeln umgeben, mit kleinen Inſeln von ſchwarzer Lawa überſäet, und mit Dünſten überdeckt, welche die heißen Quellen aushauchen, die in ſeinem Grunde ſtrömen. Dieſer See würde das wahre Bild des Todes ſein, wenn ſeine Oberfläche nicht mit Millionen Fliegen und Tauſenden von Waſſervögeln überdeckt wäre.

Digitized by Google

Die vorzüglichsten Mineralquellen befinden sich im Grunde der Buchten von Breida-Fiord und Reikia-Fiord, nahe am Nordkap, so wie in der Bucht von Hufawing, auf der nördlichen Seite der Insel.

Der alte Geyser stößt manchmal eine kochende Wassersäule von 150 Fuß Höhe aus. Ein ähnliches Phänomen zeigt sich auf dem Strok, dessen Röhre 22 Ellen tief ist und 4 Ellen im Durchmesser hat. Die aus ihm emporsteigende Säule kochenden Wassers erhebt sich ebenfalls bis auf 150 Fuß, und strömt oft zwei Stunden lang. Der neue Geyser wirft auch von Zeit zu Zeit kochendes Wasser aus. Auf dem Torfa-Jökul *), einem erloschenen Vulkan, entspringt eine heiße Quelle mitten auf dem Gletscher, und ein alter Krater des Krabla enthält eine Quelle schmutzigen Wassers, die zwischen 30 und 50 Fuß aufwärts steigt. Am Fuße der meisten Gletscher befinden sich unterirdische Seen, welche mit den Massen des flüssigen Feuers im Innern der Erde in Verbindung stehen. Dadurch wird eine große Menge Gas erzeugt, das das Wasser erhebt, und auf die obige Weise ausstößt.

Die Höhe der vorzüglichsten Berge der Insel über die Meeresfläche ist folgende: Hekla 5210 Fuß. Snaefelle-Jökul 5791. Trehörning 2781. Tindfell 5368. Knappafells-Jökul 6000. Oerösi-Jökul 6240. Loma-Gnupr 1780. Perfell oder Borgarfell 3600. Smörfell 3555. Gunnolfswikurfell 2292. Burfell 2500. Hraunfell (im Zentrum der Insel) 3996. Storebukkfell 4674. Rimer 4200. Sigleneshnupr 3270. Dranga-Jökul (N.W.) 6000. Hornbiarg (Nordkap) 1800. Glauma-Jökul 5000. Snoefells-Jökul (westliche Spitze) 4572. Ewige Schneelinie 2734. Baula 3000. Wiwitfell (südwestliche Spitze) 1958. Langefell 1932.

Nach den von dem Konferenzrathe Stephenson, ehemaligem General-Administrator der Insel, herausgegebenen offiziellen Zählungen, war die Bevölkerung der Insel folgende: Im Jahr 1703: 50,444 Einwohner. 1707: 34,000 (?). 1750: 50,700. 1759: 46,201. 1778: 50,212. 1783: 47,287. 1801: 47,207. 1804: 46,349. 1808: 48,063. 1821: 48,551. 1822: 48,386. 1823: 49,269.

Die Rennthiere, welche bisher der Insel fehlten, und seitdem eingeführt worden sind, vermehren sich mit großer Schnelligkeit. 1822 zählte man 340,752 Hammel, 21,803 Ochsen und Kühe und 28,443 Pferde, wovon 8,238 noch ganz wilde. 1804 gab es 102,305 Mutterschafe auf Island und 1822: 154,993.

*) Jökul oder Jokul bedeutet: feuerspeiender Berg.

Die natürlichen Salpetergruben zu Ceylan.

Es gibt in der Insel Ceylan zweiundzwanzig Höhlen, aus welchen man den Salpeter gewinnt. Die von Memoora befindet sich auf der vertikalen Seite eines 300 Fuß hohen Hügels, der mit Waldung bedeckt ist. Ihr Eingang ist fast halbzirkelrund, er hat 100 Fuß in der Breite und 80 Fuß in der Höhe, die Tiefe beträgt ungefähr 200 Fuß. Der Hintergrund ist sehr enge und finster, der Boden ist felsicht und erhebt sich steil, gleich vom Eingange hinweg. Diese Höhle kann bald als natürlich, bald als künstlich betrachtet werden. Man arbeitet seit länger als fünfzig Jahren ohne Aufhören während den sechs Monaten der trockenen Jahreszeit darin. Nach dem angenommenen Maasstabe bringt jeder Arbeiter jährlich einen halben Zentner Salpeter in die Magazine der Regierung. Bei dem Besuche John Davys waren nur sechszehn Arbeiter beschäftigt. Zu Memoora bedeckt der Salpeter die Wände der Höhle. Man schlägt ihn mit kleinen Aexten ab und zerstößt sodann die Bruchstücke zu Pulver, welches mit einer gleichen Menge Holtasche vermischt und zu verschiedenen Malen mit kaltem Wasser gewaschen wird, das man bis zu einem gewissen Grade in irdenen Gefäßen hat verdünsten lassen. Nachher wird die Auflösung bei Seite gestellt, und das Salz krisallisirt sich. In der Höhle von Bulat-Wellgodde, einer der beträchtlichsten von Ceylan, fand John Davy eine unzählbare Menge von Fledermäusen; in der von Memoora hingegen befanden sich durchaus keine.

Statistische und geologische Beschreibung vom Aspromonte und seinen Umgebungen.

Von G. Melograni.

Der Aspromonte oder Apremont (unfruchtbarer Berg) ist der südlichste Vorsprung der Appenninen, in Unter-Kalabrien, an der Grenze von Neapel. Dieser Vorsprung befindet sich nahe bei Reggio und der bekannten Klippe Scylla. Er dehnt sich längs der Meerenge von Messina aus. Man bemerkt in diesem Theil der Felsenkette den Nardello, den Onjurto und den Montalto, der den höchsten Punkt derselben bildet. Die absolute Höhe des Aspromonte über die Meeresfläche wird auf 5080 Palmen berechnet. Der Berg ist mit Fichten, Tannen, Birken, Eichen und Kastanienwäldern überdeckt, welches letztere mit vieler Sorgfalt unterhalten wird. Fahlreiche Quellen, die sich darin erzeugen, befruchten die schönen Weideträften der Ebene, welche indeß von den Bewohnern des Landes

Digitized by Google

nicht so vortheilhaft benutzt werden, als sie wohl konnten.

Aus dem Thon von Lobutti werden zu Reggio unförmliche Töpferwaaren bereitet, die mit leichter Mühe zu vervollkommnen wären. Die Minen, oder vielmehr die Ausgrabungen von Bolandi, Abbat und Murseladdi, versorgen die Schmelzen von Reggio sehr reichhaltig mit Mineral.

Die Landwirthschaft befindet sich in den Ebenen der Umgebung dieser Stadt in ziemlich gutem Zustande. Die vorzüglichsten Erzeugnisse bestehen in Orangen, Zitronen, Maulbeeren und Flachs, der vorzüglich gut und im Ueberfluß in der Nähe des Meers gedeiht. Mit diesen Produkten und den verschiedenartigen Essenzen, am meisten aber mit der Zitronenrinde-Essenz, wird zu Reggio ein großer Handel getrieben, der früherhin der Seide wegen, noch bedeutender war. Das Erzeugniß dieses Industriezweiges wurde jährlich auf 90,000 schwere Pfund angeschlagen und beträgt gegenwärtig kaum 50 000 Pfund. Zu Reggio werden Strümpfe und Tücher davon gemachtz aber nur in dem Maaße, als die Bestellungen deshalb eingehen. Zu San-Giovanni befindet sich auch eine sehr schöne Seiden-Manufaktur. Nahe am Gallicosluß ist eine Papiermühle und in der Gegend von Azarella eine Seifenfabrik, in der jedoch nur sehr schlechte Seife bereitet wird. Die Bebauung des Landes zwischen San-Giovanni und Reggio ist sehr wohl verstanden. Es ist mit Reben, weißen und schwarzen Maulbeerbäumen, Orangen, Limonen, Zitronen, Flachs, Getreide und Früchten aller Art überdeckt. Aber die Kultur würde sich noch viel mehr entwickeln können, wenn Straßen vorhanden wären, um die Erzeugnisse fortzuschaffen.

Die Ursache der Bildung der Meerenge war weder ein Erdbeben, noch der Ausbruch eines Vulkans, weder die Ebbe noch die Fluth des Meers. Am wahrscheinlichsten ist es, daß der Raum, der jetzt die Meerenge bildet, ehemals, und in einem sehr frühen Zeitraum, ein tiefes Thal war, das auf der einen Seite von den Gebirgen des Aspromonte und auf der andern vom Apromonte verschlossen wurde. Ein Durchbruch des mittelländischen Meeres überschwemmte diesen Theil des Festlandes und riß Sizilien davon ab. Die Gewässer erhoben sich so hoch, daß man noch jetzt erstaunt ist, mehrere hundert Palmen über der Meeresfläche die Ueberreste so vieler versteinerten Seekörper zu bemerken. Bei diesem allgemeinen Austritte der Gewässer sah man nur noch die Gipfel der Berge und ihr Fuß blieb im Meere verborgen. Nach und nach senkten sich die Fluthen wieder, bis sie sich endlich mit dem Ocean ins Gleichgewicht setzten, sich befestigten und, nachdem sie die Erde weggespült hatten, in dem Raum eingeengt blieben, der jetzt die Meerenge von Messina genannt wird.

Die Entstehung der Metromanie.

Desforges-Maillard, ein Poet von Croisic in Bretagne, ist die Person, die Piron zum Muster seines Francalen erwählt hat. Jener hatte sich nämlich um einen von der Akademie ausgesetzten Preis beworben, ohne ihn jedoch erhalten zu haben. Er glaubte, daß man ihm Unrecht thue, und ließ seine Gedichte dem Ritter von Laroque vorlegen, der damals der Hauptredakteur des französischen Merkurs war. Einer seiner Verwandten unterzog sich dieser Kommission; aber er war nicht glücklich darin. Laroque wies ihn ab, und da er noch zwei- oder dreimal wiederkam, so riß er ihm endlich die Handschrift aus der Hand, und warf sie ins Feuer. Aber Desforges war ein schlauer Kopf, und es fiel ihm ein, sich den Namen einer Fräuleins Malcrais von Lavigne beizulegen, seine Gedichte von einer weiblichen Hand kopiren zu lassen, und sie dem gestrengen Herausgeber des Merkurs unter dem angenommenen Namen zuzuschicken. Dieser wurde davon wie bezaubert, und er nahm die Verse nicht nur an und auf, sondern er gerann auch eine so maßlose Leidenschaft gegen die Sapho von Croisic, daß er, in einem seiner vertrauten Briefe an sie, sich so weit emanzipirte, ihr zu sagen: „Ich liebe Sie, meine süße Bretagnerin! Verzeihen Sie mir dieses Geständniß; aber Sie wissen nur zu wohl, wovon das Herz, oder vielmehr wovon das Dintenfaß voll ist, davon fließt die Feder über.“ Laroque war indeß nicht der einzige Betrogene in diesem Handel, und das Fräulein Malcrais von Lavigne wurde die zehnte Muse ihres Jahrhunderts. Es gab fast keinen Dichter, der ihr nicht seine Huldigungen im Merkur darbrachte, und man konnte einen dicken Band aus all' dem Unsinn und den Schmeicheleien bilden, die ihr gesagt wurden. Voltaire selbst, der seine Voltaire, wurde mit den Andern in einer und derselben Falle gefangen. Destoweniger zeichnete sich vor Allen aus, und machte ihr eine so offene und so zärtliche Liebeserklärung, daß Laroque darüber höchst entrüstet und eifersüchtig wurde. Desforges entschleierte sich endlich, und machte der Komödie ein Ende. Piron lachte darüber, daß ihm der Bauch schlotterte, und das französische Theater wurde mit der „Metromanie“ bereichert.

Unschädliche Originalität.

Ich kenne einen Menschen, der um so mehr ein wahrhaftes Original ist, weil er glaubt, daß er sich

Digitized by Google

durch nichts von allen übrigen Menschen unterscheide. Sein ganzes Dasein iſt eine ununterbrochene Reihefolge von Entwürfen, von denen zwar keiner in Erfüllung geht, die ihn aber, ſeiner Verſicherung nach, überaus glücklich machen. Letzthin begegnete ich ihm, als er eben einen Lotterieladen verließ, wo er, einen Tag nach der gewöhnlichen Ziehung, zwei Franken eingeſetzt hatte. „Glauben Sie“, fragte er mich, „daß ich darin etwas zu gewinnen glaube? Ich bin ſo ein Eſel nicht; aber ich habe mein größtes Vergnügen daran. Jeden Monat ſetze ich dreimal zwei Franken auf eine Quaterne, und ich behaupte kecklich, daß es in der ganzen Stadt keinen Menſchen gibt, der ein ſo großes und ſo lange dauerndes Vergnügen für einen ſo geringen Preis zu erkaufen im Stande iſt, als ich. Ich bin im Grunde der Seele überzeugt, daß ich nie etwas gewinnen werde; aber warum ſollte unter allen Möglichkeiten nicht auch einmal dieſe möglich werden können? Meine Nummern können, durch ein unvorherzuberechnendes und faſt unbegreifliches Ungefähr, alle zugleich herauskommen, und dieſer Gedanke nähret alle meine Träumereien und erhält meine Wünſche lebendig und friſch. Ich ſehe immer am nächſten Morgen nach der jedesmaligen Ziehung ein, um noch neun Tage bis zur nächſten Ziehung vor mir zu haben, während denen ich meine Luftſchlöſſer erbaue, und meine 225,000 Franken, die ich gewinnen könnte, gehörig verwenden kann. Wenn ich in Geſellſchaft gehe, ſo werfe ich meinen forſchenden Blick auf alle heirathsfähigen Mädchen, unter denen ich meine künftige Wahl treffe, und auf ſolche Weiſe habe ich mich ſchon mehr als zwanzigmal verheirathet. Es iſt mir eben nicht an der Mitgabe gelegen, und ich ſtreite mich mit den Aeltern und Verwandten nicht darum; denn ich bin von Natur ſehr genero's. Wenn ich vor irgend einem Buh-, Schmuck- und Neuigkeitsladen vorbeigehe, ſo bleibe ich ſtehen, um meine Einkäufe zu machen, die eben ſo reich als vollkommen ſind. Ich durchleſe alle möglichen Anzeigeblätter und finde darin immer etwas, das mir ſehr wohl anſteht, und das ich ohne alle weitere Umſtände in Gedanken kaufe. Sie lachen; aber glauben Sie etwa, daß mein Finanzſyſtem ſchlechter als ein anderes ſei? Es gibt tauſend Finanziers, die mit mehr Verluſt ſpekuliren, als ich, und denen ihre Nummern noch länger ausbleiben werden, als mir die meinigen. Betrachten Sie nur jene Menſchen, die man glücklich zu nennen pflegt: ſie ſcharren viel Geld zuſammen, und der ganze Unterſchied zwiſchen ihnen und mir beſteht darin, daß ſie ſich deſſen nicht erfreuen, was ſie haben, dahingegen ich über das in Entzücken gerathe, was ich nicht habe, aber doch haben könnte.

Noch einen Augenblick.

Oft genug werden dieſe Worte ausgeſprochen, und man möchte faſt vermuthen, daß ſie allein nur von glücklichen Menſchen ausgeſprochen werden; denn wer möchte ſeine Schmerzen und ſein Elend auch nur um einen Augenblick verlängern wollen? Und dennoch gibt es Geſchöpfe, denen das Daſein ſo unendlich lieb iſt, daß ſie ſich nicht im Geringſten darum bekümmern, die allgemeine Panacee zu verſuchen, die ſich überall von ſelbſt darbietet, und die von ihnen mit Entſetzen zurückgeſtoßen wird. Laſſe, laſſe uns unſere Schmerzen ſelbſt — noch einen Augenblick.

Wie iſt es ſo ſchwer, Jugend und Schönheit Lebewohl zu ſagen! Umſonſt hat man zwei Heben adoptirt, die Eine, deren Erzeugerin die Natur, die Andere, deren Mutter die Kunſt iſt. Wenn die Erſtere zu regieren aufgehört hat, dann beginnt die Epoche der Letztern; aber es gibt eine Zeit, wo Karmin und Bleiweis nicht mehr die Roſen und Lilien der Jugend zu erzeugen vermögen. Die verhängnißvollen Fünfziger ſind erſchienen. Beſtimmt, ſagt Frau dieſe oder jene, ich will nicht mehr jung ſein. Mit dem morgenden Tage werfe ich meine falſchen Haarlocken ins Feuer und ſchicke meine elfenbeinernen Zähne durchs Fenſter. Der Morgen erſcheint, und ſie bindet ihr Haar von Neuem um und ſetzt ihre Zähne von Neuem ein, indem ſie ſagt: noch einen Augenblick mögen ſie mir dienen. Und von Augenblick zu Augenblick, von Jugend zu Jugend gelangt man endlich zu einem konſumirten Alter, in welchem Affektation und Schönthun höchſt lächerlich ſind.

Dieſer kleine, winzige Greis, dem Amor ſchon längſt den Abſchied gegeben hat, geſteht ſich endlich ſelbſt, daß es Zeit ſei, ſich von dem Schauplatze ſeiner ſämmtlichen Niederlagen zurückzuziehen. Aber es gibt ſo verführeriſche Geſichtchen, wer könnte ihnen widerſtehen, und überdem, warum ſollte es unmöglich ſein, bei recht günſtiger Gelegenheit jenes Feuer wieder anzufachen, das dennoch in den Adern zu kreiſen ſcheint? Der kleine Greis will noch einen letzten Verſuch wagen. Noch einen Augenblick! ruft er, und bald brechen alle junge Mädchen in ein lautes Gelächter aus, denn ſie erblicken einen friſchen Roſenkranz auf ſeinem kahlen Scheitel.

Noch einen Augenblick, ſagt der verliebte Jüngling zu der Geliebten, nach einer dreiſtündigen Unterhaltung. — Nein, Julius! ich muß wirklich fort. — Liebe Pauline! nur noch einen Augenblick. — Nun, was willſt Du noch? — Einen letzten Kuß. — Da, da, Du haſt ſchon heute mehr als hundert erhalten; aber nun laß mich auch. — Liebe Seele! nur noch

Digitized by Google

einen Augenblick. — Und was gibts noch? — Du vergißt morgen die bestimmte Stunde sicher nicht? — Nein doch, nein! jetzt muß ich schnell hinein; denn ich höre meine Mutter. — Paulinchen! nur noch einen Augenblick. — Julius! wo steht Dir der Kopf? Ich bitte Dich, laß mich jetzt. — Nur noch einen Augenblick. — Helfa, beifassa, da kommt die Mutter, und die armen Unschuldigen müssen theuer den letzten Augenblick bezahlen.

Noch einen Augenblick, sagt der Trunkenbold, der seinen achtzehnten Schoppen leert und vernünftig zu scheinen sich bestrebt. Noch einen Augenblick, sagt der Vielfraß, der nur zwei Drittel eines fetten welschen Hahns aufgefpeifet hat, und überm letzten Drittel stöhnt. Noch einen Augenblick, sagt der Schüler, den die Stimme des Lehrers vom Spiel zum Studium ruft. Noch einen Augenblick, sagt der Schwätzer, der seiner stundenlangen Geschichte noch einen Appendix anhängen will.

Wer kennt nicht jenen erbärmlichen Advokaten, der alle Streitsachen, gute und schlechte verliert und keine verloren gibt? Noch einen Augenblick, und ich hätte sie gewonnen, sagt er zu denen, die ihn mit wohlverdienten Vorwürfen überhäufen. Wer hat nicht je einmal jenen nüchternen Redner gehört, dessen Vorschläge von Niemand gehört werden, und der beständig mit pathetischem Tone sagt: nur noch einen Augenblick — Geduld. Wer wünscht nicht jenem klägelichen Zeitungsschreiber zu entrinnen, der bei seinem langweiligen Geschwätz auf jeder Seite das Wort anzubringen weiß: noch einen Augenblick. Aber um ihm nicht zur Seite gestellt zu werden, und meine Leser nicht einzuschläfern, verspüche ich auf das Vorrecht, welches mir eben meine schwarzbefeuchtete Feder gibt, Ihnen zuzurufen: noch einen Augenblick.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Kunst.

Fortsetzung der Uebersicht der Gemälde-Gallerie des Herrn Grafen von Renzel-Sternau.

Wouwermans. Eine Brand- und Plünderungs-Scene. Große Gruppe. Ganze Figuren. — Auf Leinwand, 2 Fuß hoch und 2 Fuß 4 Zoll breit. — Diese Scene ist mit eben so großer Kraft als Klarheit dargestellt. — Rechts im Vordergrunde sieht man zwei Reiter auf weißen Pferden, von denen der eine ein wehklagendes Weib hinter sich hat. Daneben lauert ein Soldat die gefangenen Sachen auf ein bereits schwer bepacktes Roß, liegt ein Erschlagener auf der Erde ausgestreckt, wird ein Bauer gebunden, stößt ein Trompeter in sein Instrument und schießen zwei Krieger ihre Pistolen ab. Im linken Vordergrunde steht ein fehrender Mönch zwischen den Pferden, vor denen zwei Weiber und ein Knabe neben goldenem und silbernem Kirchengeräth auf den Knien liegen, und eine Gruppe von vier Reitern zum Mittelthon zu bewegen suchen. Einer dieser Soldaten wendet sich gegen zwei Juden, die er an den Schweif seines Rosses gebunden hat. Ein Kriegsknecht entführet ein Weib, neben welchem ihr Mann und ihr Hund getödtet liegen. Aus dem linken Hintergrunde wird eine Heerde von Schafen und Kühen hergetrieben, und rechts geht ein Dorf in Flammen auf. Im Mittelpunkte steht man mehrere Plünderungs- und Mißhandlungs-Scenen. Dies Gemälde gewährt einen anziehenden und ergreifenden Eindruck. Die Pferde sind sehr schön und der Ausdruck der verschiedenen Gestalten ist treffende Natur. Das Kolorit ist glänzend und warm und der Meisterpinsel Wouwermans unverkennbar. Sein Namenszug nebst der Jahreszahl 1658 befindet sich rechts im Winkel.

Guido Reni. Die sterbende Lukrezia. Kolossale Größe. Halbe Figur. Auf Leinwand. 5 Fuß hoch, 3 Fuß 5 Zoll breit. — Lukrezia, nachdem sie den Todesstoß soll gegeben, bedeckt mit der linken Hand und dem Purpurmantel über Wunde, während ihr der Dolch aus der Rechten zu entfallen scheint. Ihr zurückgebogenes Haupt, mit einer goldburchwirkten Draperie so umwunden, daß sie das Haar vollkommen verbirgt, zeigt ein himmlisches schönes Antlitz, dessen reine, ebene Stirn, die großen, schwarzen, bereits halbgebrochenen Augen, die griechische Nase, den leicht geöffnete Mund, mit den noch feuchtrothen Lippen, das sanftgerundete Kinn, und die gleich dem Rhodoslanenhauche verschwindende Röthe der Wangen, ein vollendetes Meisterstück der Schönheit darstellen. Die entblößten Schultern, der Hals und die Brust sind einzelnd schön. Nachlässig fällt das Hemd hinab, und wird sehr wohlverstanden von dem Purpurmantel überdeckt, der die eigentlichen Konturen verbirgt, und dem nur die Hände sich entwinden, die so weich, so zart, so rein und lebendig sind, daß man sich kaum etwas Vollkommeneres zu denken vermag. Physisch und wahr ist der Faltenwurf, fließend und reich das Kolorit. Stolz und Weiblichkeit, Eigenthümlichkeit, in der gelblichen Betonung des Fleisches, ist hier vorherrschend, und möchte diese Erzeugnis des Kunstfleißes und Genies unverkennbar.

Leonardo da Vinci. Die Madonna am Felsen. Ganze Figuren. Gruppe von vier Personen. Auf Holz und auf Leinwand transportirt. 4 Fuß hoch und 3 Fuß 4 Zoll breit. — Die Jungfrau mit aufgelöstem Haar am Eingang einer Felsengrotte sitzend, das Christuskind in ihren Armen auf Blumen ruhend, die linke Hand zeichnend über seinem Haupte ausbreitend und mit der rechten den Johannes zu ihm anneigend, vereinigt in ihren Zügen, mit idealer Schönheit und zarter Mutterliebe, die Weihe hoher, göttlicher Bestimmung. Ein dunkelblauer, mit einer Rubin-Agraffe über der Brust zusammengehaltener Mantel fällt in einer reichen Falte am linken Arm hinab, und umhüllt den rechten, dessen volle Bekleidung sich zeigt, über dem Knie aufgespannt, bildet er auf der Erde ein edel so klares als gelehrtes Faltengewirr, das wir das nec plus ultra des Genialismus nennen möchten. Die linke, über dem Haupte des Kindes wie schwebend gehaltene Hand

Digitized by Google

ist so wahr und schwung, der Schattenschlag ist so natürlich und fein nüancirt, daß man schon allein darüber eine ganze Abhandlung schreiben könnte. Das Haupt des Christus, diese kindliche Milde mit der hohen Göttlichkeit gepaart, ist ein Zaubern. Die kniend erhobene Hand hat einen Umriß, eine Betrachtung, die fast lauberisch genannt werden dürfte. Der Johannes, auf dem rechten Knie liegend und die Hände betend zum Erlöser erhebend, ist ein Muster vollkommener Schönheit. Der Schleier, der seinen Gürtel umgibt und zusammengestaltet die Brust bedeckt, ist so fein, so ätherisch, daß er wohl die Formen bedeckt, aber sie nicht verbirgt. Der Engel hinterm Christus, ebenfalls kniend, bedeckt den Rücken des Heilandes mit der linken Hand, und drunt, nach außen über auf die Anschauer blickend, mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach dem Johannes hin, an dem man ein Weisheit nehmen soll. Diese Idee ist eben so fast religiös als erhaben gefühlt. Die Draperie über dem Arm des Engels und sein Purpurgewand zeigen einen Reichthum des Faltenwurfs, den man nicht zu beschreiben vermag. Das Ganze läßt sich nicht zerstückeln; es muß gesehen und verstanden werden. Das Kolorit ist warm, schmelzend und zart verschmolzen. Der Eingang der Felsengrotte ist mit Blumen geschmückt. Im Hintergrunde ragen felsige zerklüfterter Felsen empor. Seitwärts zeigt sich in einer sehr hübschen Landschaft, ein Ort, die Ruinen eines heidnischen Tempels und seinerseits eine Stadt. — Lomazzo sagt: daß er dieses Gemälde, welches er eines der vorzüglichern und feingefühltesten Leonardo's nennt, in einem Kloster zu Mailand gesehen habe. Er beschreibt es sodann auf's Ausführlichste und Genauste.

Alterthümer.

In der königlichen Bibliothek zu Stockholm befindet sich ein eben so merkwürdiges als außerordentliches Manuscript, der Codex gigauteus genannt. Es wurde während dem dreißigjährigen Kriege in einem Benedictinerkloster zu Prag gefunden und auf Befehl des schwedischen Reichskanzlers nach Stockholm gebracht. Es ist sechs Fuß lang, sechs Fuß breit, und enthält, außer der Vulgata, noch die jüdalischen Alterthümer von Joseph, die Origenen Isidors von Sevilla, die Kronicken von Böhmen und eine lange Abhandlung über die Magie, mit einer bunten, gräßlichen Lenkelfigur geschmückt.

— Die Ueberreste der beiden berühmten Städte Bubbaste und Tanis in Unter-Aegypten sind letzthin von Malus, der dieselben während der französischen Expedition in jenen Gegenden besucht hatte, beschrieben worden. Die Este bilden jetzt nur einen Berg von Materialien, die früher bearbeitet und in bewohnten Zustande gelassen worden sind. Ihre Gestalt ist beinahe zirkelrund und ein weites Becken befand sich im Innern. Dort befanden sich eben die größten Gebäude. Das Ganze hat eine Ausdehnung von ungefähr 1400 Meter in seiner größten Länge. Man bemerkt eben daselbst noch viele rohe Ziegel, die, wie man vermuthet, noch von den Israeliten herrühren mögen. Es befindet sich auch ein Obelisk daselbst, dessen Vorderseite mit Sternen überzieret ist. Sehr große Granitmassen bewiesen noch heute die Ausdehnung der öffentlichen Denkmäler. Die gegenwärtigen Bewohner machen Mühlsteine daraus, wie sie aus den ungeheuern schönbearbeiteten Kalkfelsstücken Kalk gebrannt haben. — Die Ruinen von Tanis, einer Stadt, die durch die Wunder Moses berühmt geworden ist, zeigen noch jetzt einige zerstörte Obelisken, ein großes Kapitol von korinthischer Ordnung und den Saeg eines Sarkophags von Granit. Die Ziegel finden auch hier sich in großer Menge vor, so wie mehrere Reste von Töpfergeräth. Man hat daselbst auch die Bruchstücke einer kleinen ägyptischen Bildsäule von Lapislazuli gefunden, was eben nicht mehr erstaunlich ist, da man noch jetzt eine große Menge Figuren von dieser Art in den neuen Ausgrabungen entdeckt, von denen mehrere bereits in Europa angelangt sind.

— Bei Entwurzelung eines Maulbeerbaums, nahe bei Barton-Mill in England, fanden die Arbeiter hart am Park von Oakley, der dem Grafen Bathurst gehört, einen Mosaik-Fußboden. Der Lord ließ sogleich ein Zelt darüber schlagen, um dieses Denkmal vor dem Regen zu bewahren. Es scheint in einem Saale sich befunden zu haben, und mißt zwölf Quadratfuß. Von der einen Seite von den Arbeitern zwar beschädigt, ist er dennoch immer sehr schön. Das Gemälde, welches sich darauf befindet, hat wahrscheinlich einigen Bezug auf Orpheus, denn man sieht in der Mitte eine Gestalt, welche sich auf ein Musikinstrument stützt, das man für eine Leier hält. Ringsum befinden sich zwei- und vierfüßige Thiere, unter denen man einen Löwen, einen Panther und verschiedene Vögel unterscheiden kann. Die meisten dieser Figuren sind gut erhalten und ihre Farben noch sehr lebhaft.

— Die Plane Englands auf das westliche Afrika, durch welche die Ausdauer erklärlich wird, mit welcher die Nachforschungen im Innern dieses großen, fast noch ganz unbekannten Erdtheils fortgesetzt werden, nehmen jetzt schon einen bestimmteren Karakter an. Der Kommandant von Sierra-Leona nennt sich in seinen neuesten Verordnungen und Tagsbefehlen „einen Generalkapitän, Hauvtmann und Admiral der britischen Besitzungen von Sierra-Leona, Cape-Coast, des Gambia-Stroms, und aller dazwischen liegenden Länder u. s. w." Dieser Titel bezeichnet ungefähr die Ausdehnung der ungeheuren Landstrecke, die England für sich in Anspruch nimmt und als Eigenthum betrachtet. Die Quelle des Jolliba oder Niger findet sich hier mit eingerissen. Die Bevölkerung von Sierra-Leona beläuft sich auf 16,000 Seelen, die von Cape-Coast auf 8000, die der Insel Maria, in der Gambia, auf 1000 bis 1200, und die der Insel Loß und andere Zwischenpunkte auf einige Hunderte.

— Nach Berichten von Nova-Archangelsk, auf der Insel Sitka, vom 12 Mai 1824, ist die Saccine im Jahr 1823 dort mit dem besten Erfolg eingeführt worden, und hat sich von da über die alcoatischen Inseln und über Kalifornien weiter verbreitet. Ein russischer Wundarzt hat selbst den Gouverneur der spanischen Kolonie zu Monterrey, so wie dessen Frau und Kinder, vaccinirt. Ueberhaupt befinden sich alle Kolonien der amerikanisch-russischen Kompagnie in einem sehr erfreulichen Zustande, und es gibt keine besondern Krankheiten daselbst. Man lebt mit den wilden Volksstämmen in Frieden und gutem Einvernehmen, und die Handelsverbindungen mit Kalifornien gewinnen eine immer größere Entwickelung.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 17. Zweiter Jahrgang 1825. 27. April.

Die politische Oekonomie Britanniens.

Rede des Lords der Schatzkammer im Hause der Gemeinen, am 28. Februar 1825.

Die Uebereinstimmung der Wissenschaft und der beherrschenden Macht ist ein Phänomen, von welchem die Geschichte uns leider nur sehr wenige Beispiele darstellt. Es ist nichts Seltenes, unter unsern neuern Staatsmännern ein großes Talent zur Berechnung der Einzelnheiten einer mehr oder minder beschränkten Finanzadministration zu finden. Mit nicht geringer Geschicklichkeit verstehen sie auch die Einnahmen und Ausgaben anzuordnen, und man muß überhaupt gestehen, daß die Administrationskunst seit einigen Jahren ausserordentliche Fortschritte gemacht hat. Aber es gibt ein Recht auf das öffentliche Lob, das weniger allgemein und schwerer zu erringen ist. Es besteht darin, ein Land nach den Grundsätzen einer hohen und erleuchteten Vernunft zu regieren. Seit einigen Jahren hat das englische Ministerium diesen Weg eingeschlagen, und schon wird sein eifriges Bestreben durch reichliche Früchte belohnt. Dieses „moralische Phänomen" ist zu merkwürdig, als daß man es unbeachtet vorübergehen lassen sollte. Schon als einfacher Gegenstand philosophischer Betrachtungen, und mit gänzlicher Anheimstellung aller politischen Schlußfolgen, verdient es die höchste Aufmerkeit des Menschen. Es ist also im Namen der Menschheit allein, daß wir hier einige unserer Gedanken über die Rede des Lords der Schatzkammer zu entwickeln uns bestreben wollen.

Adam Smith hatte, gegen das Jahr 1775, das Prinzip der Handelsfreiheit proklamirt. Man behandelte ihn als einen Träumer, und ungeachtet seiner kraftvollen und überzeugenden Gegenvorstellungen, behielt das Prohibitions-System die Oberhand. Von der Abneigung und dem Hasse eines Volkes gegen das andere unterhalten, brachte jedes neue Ministerium die Tabellen der Handelswege, fast nach Gutdünken entworfen, als Probe seines Patriotismus, seiner Fähigkeit und seiner Triumphe dar. Man konnte jedoch dem Publikum nicht untersagen, über alle diese Maßregeln nachzudenken, und nach und nach machte sich die Wahrheit Luft. Etwas später bemerkte man endlich, daß Smith so Unrecht nicht gehabt habe, und seine Maximen gewannen bei den aufgeklärten Geistern in England eine gewisse Popularität. Da nun in diesem Lande der allgemeine Vortheil das erste Gesetz ist, so wird eine Wahrheit, die einmal als solche anerkannt worden ist, bald von der vollstreckenden Gewalt auch in Ausführung gebracht. Auf solche Weise hat das englische Ministerium die Grundsätze Smiths angenommen, sowohl in seinen Handlungen, als in seinen Reden, und es hat sich das edle Ziel vorgesteckt, auf die Freiheit den Wohlstand des Landes zu begründen. So hat in einem Zeitraum von fünfzig Jahren die Wahrheit, deren Macht so vielseitig bestritten und gefürchtet wird, ihren natürlichen Gang verfolgt, und ihr Ziel erreicht. Es ist mit den moralischen Wissenschaften dasselbe, wie mit

Digitized by Google

den physischen. Der Staatsmann bringt die Entdeckungen des Oekonomen und des Philosophen in Anwendung, wie der Fabrikant die des Chemisten und des Physikers. Der Lauf aller Dinge ist derselbe, die handelnden Personen allein sind verschieden.

Die Rede des Kanzlers der Schatzkammer ist eine Darstellung der „Wege und Mittel“ für das Jahr 1825. Wir wollen einiges daraus hier anführen. Er verkündigt zuerst eine Vermehrung des Verbrauchs und folglich auch der öffentlichen Einnahme im verflossenen Jahre. Er forscht nach den Ursachen, und findet sie in der neuern von England angenommenen Handlungspolitik, die eine größere Konsumtion fremder Erzeugnisse vergönnt, im allgemeinen Wohlstande, und über Alles in den Mitteln, die, indem es ihre Erzeugnisse empfängt, England den fremden Nationen gibt, seine Produktionen dafür in Austausch zu nehmen. Es ist nicht zulässig, behaupten zu wollen, daß diese glücklichen Resultate nur „zufällig und vorübergehend“ seien..

„Ich muß gestehen“, sagte der Lord, „daß sie, meiner Meinung nach, sehr verschiedene Ursachen haben, daß sie von dem Grundsatze abhängen, der seine Wurzel in der menschlichen Natur hat, und auf den die Gesellschaft sich beruht. In der Konstitution der gesellschaftlichen Ordnung verkündigt sich ein auffallendes Prinzip, das eine Nation veranlaßt, einer andern die Arme zu öffnen, das sie alle zur Begründung neuer Verbindungen einladet und sie alle durch das Band einer gegenseitigen Abhängigkeit, Nothwendigkeit und dem Wunsche des Genusses nähert, wodurch, dem Willen der Vorsehung gemäß, die Bestimmung des Menschen nur verbessert und verfüßt werden kann. Der Einfluß dieses Prinzips kann durch den Krieg vermindert werden, eine falsche Gesetzgebung kann seiner heilbringenden Richtung sich entgegenstellen: wir selbst haben davon das Beispiel aufgestellt. Aber das Prinzip an und für sich selbst, immer lebendig, des menschlichen Irrthums ungeachtet, strebt durch eine beständige Bewegung zum Guten dahin, das Glück über den ganzen Erdboden zu verbreiten. Darum kann sein Erfolg, und die Verbesserungen, die ihm entspriessen, weder dem Zufall noch vorübergehenden Ursachen zugeschrieben werden; sie beruhen vielmehr auf einer festen und unumstößlichen Basis.“

Nach einer klaren Auseinandersetzung, daß der Ueberschuß der Einnahme und Ausgabe immer mehr zunehmen werde und müsse, macht der Minister einen Vorschlag, auf welche Weise dieses bedeutende Plus verwendet werden solle. In der Verminderung der Abgaben erzielt das Parlament einen doppelten Gegenstand, zuerst: den brittischen Handel immer mehr auszudehnen, und den Verbrauch der fremden Erzeugnisse dadurch um so leichter zu machen, und sodann: alles Mögliche anzuwenden, um den Schleichhandel, dieses Gift der Gesellschaft, zu unterdrücken.

„Viel ist bisher schon geschehen,“ sagt der Kanzler, „um das Land von dem Verbietungssystem zu befreien; aber viel bleibt auch zu thun noch übrig. England kann und wird davon das Beispiel geben. Lange Zeit, vielleicht zu lange schon, ist es der Sklave eines falschen Grundsatzes gewesen, und man darf sich eben nicht verwundern, wenn es den meisten Völkern so schwer wird, in unsere Fußstapfen zu treten. Die Zeit wird auch ihnen, wie uns, zur besten Lehrerin gereichen. Es steht also zu erwarten, daß ihr Widerstreben, den Schlußfolgen eines weisen Raisonnements zu gehorchen, nicht von Dauer sein werde. Nach und nach wird Alles nachfolgen und sich uns anschliessen, was zu überlegen und zu berechnen vermag; aber um so weit zu gelangen, müssen wir selbst unabänderlich unserm einmal gefaßten Entschlusse getreu bleiben. Wir müssen beweisen, daß wir ernstlich zu verfahren gesonnen sind, und nicht durch das Betragen eines folgenden Jahres, das des verflossenen selbst widerrufen.“

Mit inniger Freude bemerkt der Menschenfreund den kohwürdigen Haß, den der englische Minister sowohl dem Schleichhandel, als den grausamen Gesetzen gelobt, die, nachdem sie das Verbrechen erzeugt haben, es mit so vieler Härte bestrafen. Das scherfste Mittel, den Schleichhandel zu vermindern, ist, die Zölle herabzusetzen.

„Der Schleichhandel“, sagte der Redner, „ist nach der allgemeinen Meinung das größte Unheil, von dem ein Land heimgesucht werden kann. Er umringt unsere Küsten, er dringt in die glänzenden Paläste des Adels, wie in die bescheidene Hütte des Landmanns. Ueberall übt seine Anlockung dieselbe Gewalt aus, und überall streut er das Giftkorn der Verführung aus. Was hat man dagegen in Anwendung bringen müssen? Das Gesetz durch Strafen beschützen. Aber warum wollten wir, da das Uebel vom Gesetz selbst herrührt, nicht das Gesetz verändern? Alle Gefühle der Pflicht und Menschlichkeit verlangen das, und die Berechnung unsers eigenen Vortheils feuert uns dazu an.“

Wir wünschen, in Gemeinschaft mit dem englischen Ministerium, daß alle andere Regierungen diesen wahren Grundsatz auch so richtig und so wohlwollend erkennen mögen, als die britische, und daß es ihnen eben dadurch gelinge, sich dem Joche politischer und merkantilischer Vorurtheile zu entziehen, die sich in manchen Ländern noch der größern Entwickelung des öffentlichen Wohlstandes hindernd in den Weg stellen.

Digitized by Google

Die letzten Augenblicke Napoleons,

Von Antommarchi.

Nec minus periculum ex magna fama quam ex mala. *)

Kaum iſt ein Dezennium verſchwunden, ſeit Napoleon unterlag, und es ſcheint, als ſeien wir ſchon ein Jahrhundert von ſeinem Sturz entfernt. Die Zeit der blinden Bewunderung und des engherzigen Parteihaſſes iſt vorüber. Von allen Zeiträumen der franzöſiſchen Revolution gibt es vielleicht keinen, über welchen die Gemüther ſo ruhig und einverſtanden ſind, als über den der kaiſerlichen Regierung. Die Menſchen des neuen Jahrhunderts erkannten ſich als die Söhne der Freiheitsvertheidiger, und ſuchten das von ihren Vätern begonnene Werk zu vollenden. Aber die Herrſchaft der Eroberungen iſt nichts als ein glänzender Irrthum, ein großes Drama, bei dem weder die Theilnehmer, noch die Zuſchauer gleichgültig bleiben können. Der Zauber des Lorbeers vermag wohl den raſchen Enthuſiasmus zu erwecken; aber wer davon befangen, ſeinem Götzen, dem Ruhm, Alles geopfert hat, der ämtet endlich doch nichts mehr, als Blut und Thränen. Welche Ausbeute für eine ſo große Hingebung!

Wir ſind, im Betrachte auf Napoleon, endlich unparteiiſch geworden. Ein enger Raum umſchließt die Hülle jenes großen Genies, vor dem der Erdball zitterte. Es iſt unmöglich, daß ſein Name, ſein Ruhm jemals vergeſſen werde. Aber eben ſo wenig wird man auch den empörenden Despotismus vergeſſen, den er über Europa ausübte, und die ſchmähliche Sklaverei, in die er Frankreich ſchlug. Dieſe gewaltige Hand, die beſtimmt zu ſein ſchien, die Freiheit auf der Erde wieder einheimiſch zu machen, theilte überall nur Feſſeln aus; dieſer hohe, bewunderungswürdige Geiſt, der das Glück der ganzen Menſchheit zu umfaſſen und zu befördern vermochte, ſtieß ſie in den Abgrund der Barbarei zurück.

Dies iſt das unwiderſtehliche Gefühl, dem man ſich, bei dem Gedanken „an die letzten Augenblicke Napoleons“, dahingibt. Das Gemälde, welches uns der Doktor Antommarchi davon aufſtellt, iſt jedoch weit entfernt, den Erwartungen einer aufgeregten Einbildungskraft zu entſprechen. Sein Werk enthält wohl mehrere intereſſante Einzelnheiten und treffende Darſtellungen; aber dieſe Lichtfunken ſind ſehr ſelten, und werden von einer Menge unnützer, man möchte faſt ſagen, unwürdiger Gegenſtände verſchlungen, die für den Leſer höchſt ermüdend ſind. Antommarchi war Napoleons letzter Arzt. Er hat ihn achtzehn Monate lang gepflegt, und erſt dann S. Helena verlaſſen, als die engliſchen Soldaten die irdiſche Hülle ihres Gefangenen in den fremden Boden eingeſcharrt hatten. — Die Denkwürdigkeiten des Arztes ſind nichts mehr und nichts weniger, als ein Tagebuch der Krankheit Napoleons, ſeines häuslichen Lebens und ſeiner Unterhaltungen, während dieſer Zeit. Einige glänzende Geiſtesblitze ſprühen hier und da aus dem melancholiſchen Gewölk hervor, von dem Haupt und Herz des Leidenden umlagert wurde, und die Theilnahme ſammelt ſie mit emſiger Sorgfalt ein.

Die getreue Beſchreibung der Phaſen und Fortſchritte dieſer letzten Krankheit iſt an und für ſich ſchon ein Aktenſtück von hohem, geſchichtlichem Intereſſe. Man folgt ihr Schritt vor Schritt, man ſieht, wie ſie vom Klima von S. Helena erzeugt wird, wo die entgegengeſetzteſten Temperaturen raſch auf einander folgen, wo Regengüſſe und Nebel faſt an der Tagesordnung ſind. Manchmal ſcheint ſie innezuhalten und glücklich vorübergehen zu wollen; aber bald zeigt ſie ſich wieder, ſtärker und ſchrecklicher, als je zuvor. Zu dem Einfluſſe des Klima's geſellen ſich, um es noch giftiger und verheerender zu machen, die Beleidigungen des Kerkermeiſters, die Entbehrung oft der nothwendigſten Dinge, bis endlich der erlauchte Gefangene unter all' dieſen Scheereteien erliegt, und nach und nach ſeiner ganzen Energie, ſeiner ganzen Geiſtesthätigkeit beraubt und in eine Lethargie verſenkt wird, der bald darauf auch der Tod ein Ende macht.

Das iſt das traurige und betrübende Schauſpiel, welches uns die Mittheilungen Antommarchis darſtellen. Napoleon, von ſeiner phyſiſchen Kraft verlaſſen, fühlte ſeine körperliche Natur allmälig erliegen, er überlebte ſich ſelbſt und ſeinen Willen, und war bereits todt, ehe er noch geſtorben war. Sein überwundenes Genie beugte ſich unter der Laſt des Kummers und der Leiden, und der Tod erſchien ihm unvermeidlich, wie alle Schläge des Schickſals, die ihn getroffen hatten. Er ſah die Vorboten davon in den Nachrichten, die er von ſeiner Familie empfing, ſo wie in der Erſcheinung eines Kometen. Sein Geiſt weidete ſich an dieſer leiſe zunehmenden Schwäche, die in jedem Augenblicke fühlbarer wurde, und „dem engliſchen Miniſterium den Leichnam als Opfer darbringen ſollte, den es nach S. Helena verbannt hatte.“ Ich bin Napoleon nicht mehr! rief er aus, der große Napoleon iſt nicht mehr! — Die Sorge für ſeine eigene Perſon koſtete ihm von jetzt an mehr Mühe, als ihm früher die Plane eines Feldzuges und die Sorgen ſeiner kaiſerlichen Regierung verurſacht hatten.

*) Die Gefahr eines großen Ruhms iſt nicht geringer, als die eines ſchlechten.

Digitized by Google

Aber wenn auch die Kraft seines Körpers erloschen war, so erwachte seine Seele doch hin und wieder noch, und die Kälte und Ruhe, mit welcher er seinen letzten Willen diktirte, ist keiner der unbemerkbarsten Züge seines thatenreichen Lebens. Es ist nicht ein rennreligiöser Mensch, der der Erde und aller Eitelkeit entnommen, um nur allein den geöffneten Himmel über sich zu erblicken, er überläßt sich noch ganz der menschlichen Politik. Der Gedanke an die Zukunft seines Sohnes beherrscht ihn allein. Die Art und Weise seines Todes wird für ihn ein Kalkul. Von der Macht seiner ersten Erziehung beherrscht, erklärt er aufs feierlichste, im Glauben der römisch-katholischen Kirche sterben zu wollen. Er befiehlt dem Pater Vignali, Messen zu lesen, und alle übrigen bei Sterbenden gebräuchlichen Zeremonien zu verrichten. Von der Furcht gequält, daß die Krankheit, an der er leidet, in ihrem Prinzip einen erblichen Keim habe, verordnet er zu verschiedenen Malen die Autopsie, schreibt alle dabei zu beobachtenden Einzelnheiten vor, und gibt seine Befehle über sich selbst auf dieselbe Weise, als wenn es sich über eine administrative Organisation, oder über eine militärische Bewegung handelte. Endlich, seinem Karakter immer getreu, unternimmt er es noch einmal, am Abend vor seinem letzten Lebenstage, zwischen zwei Fieberschauern, sein früheres Regierungssystem zu rechtfertigen, sich zum Unterjöher der neuen Ideen, zum Haupte des Interesses aller Nationen zu proklamiren. Alles, was dieser ersten und einzigen Tendenz seines Willens und Bestrebens zuwider war, sei durch Feindselige Umstände herbeigeführt worden; sein großer, sein alleiniger Gedanke sei das Glück der Völker und die Freiheit gewesen! Englands geschworener Feind, weil England beständig Frankreich angefeindet habe, hinterläßt er „die Verantwortung und die Schande seines Todes allen regierenden Familien!“ — — —

Mitten unter diesen Berechnungen der Zukunft verläßt seine Leidenschaft für den Ruhm ihn nicht. Die Worte und Bilder seiner Fieberträume gehörten allein dem Kriege und dem Siege an. Als endlich sein Ende sich nahete und man schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, befand er sich plötzlich eines Tages um Vieles besser. Eine süße Illusion erheiterte die Geährten seines Exils; er bemerkte das, und sagte zu ihnen gewendet mit lächelnder Milde: „Ihr täuscht Euch nicht, meine Freunde! es geht heut um Vieles besser; aber demungeachtet fühle ich doch mein Ende immer mehr herannahen. Und wenn ich nicht mehr bin, wird jeder von Euch den süßen Trost haben, nach Europa zurückkehren zu können, wo Ihr Eure Verwandten, Eure Freunde wiederfinden werdet. Ich aber werde meine Helden in den elisäischen Feldern wieder erblicken. Ja, rief er mit lauter Stimme, dort werde ich Kleber, Desaix, Bessières, Turoc, Ney, Murat, Massena, Berthier wiedersehen; Alle werden sie mir entgegenkommen. Sie werden mir von dem sprechen, was wir vereinigt vollbracht haben, und ich — ich werde ihnen die letzten Begebenheiten meines Lebens mittheilen. Bei meinem Anblick werden sie stolz von Enthusiasmus und Ruhm sich erheben. Wir werden von unsern Kriegen mit Scipio, Hannibal, Cäsar und Friedrich uns unterhalten, und das wird ein wahres Vergnügen sein! . . . . . Nur fürchte ich, fügte er lachend hinzu, daß man dort unten besorgt sein wird, so viele Krieger beisammen zu sehen.“

Gefangenschaft des Doktors Bolschoy bei den Kirgisen.

Die Kirgisen sind ein nomadisches Volk nördlich vom Aralsee und östlich vom kaspischen Meere. Man sagt, daß sie ehemals am Euphrat lebten, von den Türken von dort vertrieben wurden, und sich in der Nähe der Nogaisk-Tartaren niederließen, die sie ebenfalls bis in die Wüste zurückließen, welche sie jetzt bewohnen. Ungeachtet alles dessen, was man bereits über ihre Sitten, und die Zivilisationsstufe, auf welcher diese wilden Horden sich befanden, wußte, ist das Buch des Doktors Bolschoy, „über seine Gefangenschaft bei den Kirgisen“, doch nicht weniger merkwürdig, weil es manche interessante Einzelnheiten berührt und ein treues Gemälde seiner Leiden enthält.

Mit einer kaiserlichen Sendung für die Bucharei beauftragt, verließ der Doktor Bolschoy die Stadt Orenburg, mit einer Karavane von hundert Kameelen, vierzig Führern und Trägern, und fünfzig bewaffneten Kosaken. Man hatte eben den Sursluß passirt, als man erfuhr, daß ein starkes Korps Kirgisen die Karavane erwarte, um sie, im Namen ihres Sultans Abul-Gasu-Kayvon, anzuhalten. Sie kehrte also mit vieler Eil wieder um, wurde aber von den Kirgisen erreicht, eingeschlossen und zum Kampf genöthigt. In der ersten Verwirrung gingen alle Kameele verloren, was um so unangenehmer war, da sie allen Wasservorrath trugen. Die Führer machten sich ebenfalls davon. Es blieb den Russen also nichts anderes übrig, als mit ihren Waarenballen eine Art von Schanze sich zu erbauen, und sich hinter derselben Tag und Nacht zu vertheidigen, wobei sie vom brennendsten Durste gequält wurden, den die Schwüle der Luft noch vermehrte. Umsonst gruben sie tiefe Löcher in der Erde, um Wasser zu entdecken; diese Arbeit raubte ihnen nur ihre letzten Kräfte. Der Feind seinerseits verstärkte sich in jedem Augenblicke, und die Karavane fortwährend belagernd, unterhielt er große Feuer, um

Digitized by Google

den armen Russen alle Hoffnung des Entrinnens während der Nacht zu benehmen.

Bei Tagesanbruch nahete der Befehlshaber dieser Bande sich ihnen, um zu unterhandeln. Seine Truppe, sagte er, habe sechs Mann verloren, und man müsse als Blutgeld tausend Dukaten für jeden Mann bezahlen. Diese Summe wurde ihm auf der Stelle zugestellt, und man fügte ihr noch ein Geschenk von Tuch und Pelzwerk bei. Aber dieser Waffenstillstand hatte keinen andern Zweck, als den wahren Zustand der Karavane zu erkennen. Die lustigen Barbaren benutzten ihn auf eine so unbarmherzige Weise, daß sie ihr ein wenig schwarzes, kothiges Wasser für eine ungeheure Summe Geldes verkauften. Die armen Eingeschlossenen konnten kaum ihre brennenden Lippen damit benetzen. Endlich aufs Aeusserste getrieben, versuchten sie einen Ausfall, der indeß so übel gelang, daß sie in einem Augenblicke sich von allen Seiten umzingelt und bedrängt sahen.

Die Waarenballen wurden umgeworfen, zerrissen und die Eigenthümer mit großem Geschrei und einer unbeschreiblichen Verwirrung zu Gefangenen gemacht. „Was mich anbelangt," sagt der Doktor Bolschov, „so war ich eben so unfähig zu fliehen, als mich zu vertheidigen; denn ich erhielt gleich Anfangs einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf und wurde bei den Beinen von einem dieser Barbaren aus dem Gewühl gezogen. Sodann riß er mir alle Kleider vom Leibe, warf mich wieder zu Boden, kniete auf meine Brust, und schwang ein großes Messer über mir, als wollte er mir damit den Gnadenstoß versetzen. Er belustigte sich über mein Entsetzen und kitzelte mich mehrmals mit der Spitze des mörderischen Instruments an der Gurgel. Endlich setzte er mich hinter sich aufs Pferd, und wir eilten im gestreckten Galopp davon. Nach einiger Zeit erreichten uns zwei andere Kirgisen, die mich wieder zu Boden warfen, mich jeder an einem Bein festhielten, und so im Galopp fortzogen, wobei mein Kopf von den Hufen der Pferde fast eingeschlagen wurde. Ich begreife nicht, wie ich, zwar besinnungslos, aber doch lebendig, davon kam. Einer von ihnen band mir die Arme auf der Brust zusammen und legte mich auf ein Kameel. Einige Zeit nachher stieg er ebenfalls auf, steckte seinen Kopf zwischen meine Arme und meinen Körper hindurch und befestigte mich in dieser hängenden Stellung mehr als fünfzehn Werste weit, während die Andern mich mit ihren Peitschen schlugen, und mit ihren Dolchen stachen, um unsern Weg mit meinem Blute zu bezeichnen. In diesem martervollen Zustande suchte ich mehrmals durch das Zurückhalten des Athems mich zu erstikken; aber es wollte mir niemals gelingen."

„Die ganze Reise dieser Barbaren war ein immerwährendes Gefecht. Sie stritten und schlugen sich bei jeder Gelegenheit und suchten sich gegenseitig zu bestehlen. Endlich wurde mitten in der Wüste Halt gemacht, und man nahm mir meine Fesseln ab. Hier war der Trennungspunkt, und hier auch sollte die Theilung vor sich gehen. Ich wurde für den Werth eines Kameels angeschlagen. Alles, was sie geraubt hatten, wurde in tausend Stücke zerrissen. Tuch, Pelzwerk, und selbst Uhren und mathematische Instrumente, Alles wurde zerbrochen und getheilt. Während dieser Operation befragten sie mich oft um den Gebrauch dieser oder jener Sache, und da ich es ihnen nicht genugsam erklären konnte, weil ich ihrer Sprache zu wenig mächtig war, so schrien die Weiber und Kinder: der russische Narr versteht nicht menschlich zu reden. Andere sagten, daß ich keine Zunge habe, und rissen mir den Mund auf, um sich davon zu überzeugen."

Der Doktor Bolschov blieb vier Monate lang beim Stamme Telov, der selbst von den Kirgisen für den grausamsten von allen gehalten wird. Unter der Last der Arbeit erliegend, zwang ihn der bittere Hunger oft den Hunden ihre Nahrung streitig zu machen, die aus dem Fleisch gefallener Pferde bestand. Ueberhaupt ernähren sich die Kirgisen fast ausschließlich nur mit der Pferdemilch, und manchmal im Winter mit dem Fleisch kranker Thiere, die sie, kurz vor ihrem Absterben, schlachten. Zu Ende des Winters verlangte der Khan Abul-Gasu-Kanpow seine Auslieferung, um ihn wieder nach Rußland zurückzusenden; aber ein Krieg gegen eine benachbarte Horde zwang ihn noch fünf Monate in seiner Gefangenschaft zuzubringen.

Der Khan, obgleich das Oberhaupt eines ganzen Stammes, war dennoch sehr arm. Sein ganzes Vermögen bestand nur aus acht Schafen, zwei Kühen, drei Kameelen und einem Pferde, während mehrere seiner Unterthanen über tausend Schafe und fünftausend Pferde hatten. Man erfuhr von ungefähr, daß der Gefangene sich auf die Arzneikunde verstehe, und von demselben Augenblicke wurde er gezwungen, alle Kranken zu besuchen. Kaum betrat er ein Dorf, so lief ihm die ganze Bevölkerung desselben entgegen, und Alle wollten von ihm zur Ader gelassen sein. Man verlangte, daß er auf der Stelle rathe, ob die Krankheit innerlich oder äusserlich sei, und die Unwissenheit dieser Halbwilden ging so weit, daß sie sich einbildeten, er müsse den Gesundheitszustand der ganzen Familie an dem Puls eines einzigen Gliedes derselben erkennen. Er wurde als ein Unwissender behandelt, weil er nicht im Stande war zu bestimmen, was sie so eben trieben und worüm sie dachten. Was bist du denn für ein Arzt, sagten sie oft zu ihm, wenn du nicht verstehst nach Gefallen regnen, donnern, schneien und die Sonne scheinen zu machen?

Digitized by Google

Er wurde eines Tages zu einem Kranken gerufen, der ein bitziges Fieber hatte. Er verordnete ihm saure Milch zu trinken, und bedauerte, daß er ihm keine andern Arzneimittel geben könne. Kaum hatte einer der Anwesenden dies gehört, so erbot er sich sogleich das Nothwendige herbeizuschaffen, weshalb er eine Reise von zwanzig Werſten unternahm. Am andern Morgen war er zurück und brachte, aufs sorgfältigste eingewickelt, folgende Gegenstände: einen Korkpfropfen, ein kleines Stück Siegellack und eine halbe Kaffeebohne, wofür er im Austausch einen Hammel gegeben hatte. Er wurde im Ernst böse, daß der Doktor keinen Gebrauch von seinen theuern Mittel machen wollte, und sagte ihm, daß er ein unwissender Mensch und Betrüger sei. Sie haben durchaus keinen Begriff von innerlichen Arzneimitteln, und vermeinen, daß man durch die Tragung von Amuleten vollkommen geheilt werden könne.

So beschränkt aber auch die Ideen dieses Volks in einer Hinsicht sind, so ausgedehnt kann man sie doch auch in anderer nennen. Die Antwort eines der Oberhäupter stellt davon den Beweis auf. Nach einer neunmonatlichen Gefangenschaft wurde der Doktor Bolschoy endlich den russischen Kaufleuten von Orenburg übergeben. Auf der Rückreise nach seinem Vaterlande begriffen, überschritt er eine große Ebene, und der Gedanke kam ihm von ungefähr, den Kirgisen zu fragen, welcher die Eskorte befehligte: warum man in seinem Lande keine Moscheen sehe? — Ich habe bisher geglaubt, antwortete ihm dieser, daß du einigen Verstand habest, aber ich sehe nun wohl, daß ich mich geirrt, und daß du nicht für einen Tir (Rappen oder Heller) hast. Siehst du dieses weite Feld? Da steigen wir vom Pferde und beugen unser Knie und beten wir den Allerhöchsten an. Das ist unsere Moschee!

Ferdinand VII zu Valencey.

Der gegenwärtige König von Spanien befand sich, als Gefangener Napoleons, zu Valencey, im Schlosse des Fürsten von Talleyrand, eines der schönstgelegensten in Frankreich, mitten in einem großen Walde *). Er wohnte daselbst mit seinem Bruder und seinem Oheim. Er hatte keine Wache und nur einige Offiziere und mehrere Bedienten um sich. Er nahm alle Besuche an, die ihm gefallen mochten. Oft ritt er aus und machte Exkursionen bis auf mehrere Stunden in die Runde, oder ging auf die Jagd. Auser den 72,000 Franken, die der Schatz jährlich an Herrn von Talleyrand für die Vermiethung des Schlosses bezahlte, erhielt der König noch jährlich 1,500,000 Franken zu seiner eigenen Verwendung. Er schrieb regelmäßig alle Monate an Napoleon, und erhielt pünktlich Antworten von ihm. Am 15 August und am Geburtstage der Kaiserin ließ er jedesmal das Schloß und den Park von Valencey aufs prachtvollste illuminiren und reichliche Almosen austheilen. Er begehrte mehrmals vom Kaiser die Erlaubniß, ihn zu Paris besuchen zu dürfen; aber dies Verlangen wurde jedesmal abgelehnt. Der König wünschte nichts eifriger, als von Napoleon an Sohnesstatt angenommen zu werden, und eine französische Prinzessin heirathen zu können. Im Schlosse befand sich eine sehr schöne und sehr zahlreiche Bibliothek. Der Adel der Umgebung bildete dem Monarchen eine Art von Hofstaat, an dem er indessen keinen besondern Gefallen zu finden schien, und dem er die Kaufleute von Paris vorzog, die ihn fleißig besuchten, und ihm alle Neuigkeiten der Hauptstadt überbrachten. Einige Zeit lang befand sich auch ein Theater im Schlosse, auf welchem eine eigene Truppe Vorstellungen gab, bis endlich der Beichtvater des Königs ihm darüber Vorstellungen machte, worauf diese Belustigung abgeschafft wurde.

Der König Karl IV, Vater Ferdinand VII, und die Königin, seine Mutter, befanden sich lange Zeit im Palaste zu Compiegne. Von dort begaben sie sich nach Marseille *), und endlich nach Rom, wo sie ihre Wohnung im Palaste des Prinzen Borghese nahmen. Sie bezogen jährlich drei Millionen Franken aus dem französischen Schatz.

Während seines Aufenthalts zu Valencey bezeugte Ferdinand VII immer die größte Abneigung gegen die

*) Valencey, das die alten Besitzer dieses Hauses „Valencé“ schrieben, weil es auf dem Gipfel eines Hügels liegt, um den hin das Thal einem C ähnlich ist (Val en C), ist ein großes schönes Schloß, das ein fürstliches Ansehen hat. M. s. „Geschichte von Blois, von Bernier. S. 243.“

*) In dieser Stadt war es, wo man den Entschluß gefaßt hatte, den König zu entführen und zu den Engländern zu bringen. Alle Maasregeln waren aufs beste getroffen worden und der Erfolg war als gewiß zu betrachten, als ein sonderbarer Umstand Alles vereitelte. Im Augenblicke der Einschiffung fragte Karl IV: ob man auch die gebräuchlichen 100 Kanonenschüsse hören werde? — Da jedoch diese Entführung mit der größten Geheimhaltung ausgeführt werden sollte, so schien man den König nicht zu begreifen; aber er wiederholte seine Frage und bestand darauf, daß ihm dieselbe Ehre, wie allen andern Souverains, erwiesen werde. Da das unmöglich war, so mußte die Entführung unterbleiben; aber die Vorbereitungen dazu waren schon so weit gediehen gewesen, daß das Komplott bald entdeckt wurde. Demzufolge wurden mehrere Offiziere vor ein Kriegsgericht gestellt, von demselben zum Tode verurtheilt, und ohne Einspruch erschossen.

Digitized by Google

Cortes, die den Franzosen allein noch den ruhigen Besitz von Spanien streitig machten. Er äusserte sich mehrmals, daß er sie ihren Widerstand büßen lassen wolle, sobald er es nur immerhin im Stande sein werde. Als nun endlich im Jahr 1813 Napoleon ihm den Vorschlag machte, den Thron seiner Väter wieder zu besteigen, und der deshalb zu führenden Unterhandlung wegen, der Graf von La Forest zu ihm gesendet wurde, gestand er mit Freude Alles zu, was man von ihm auch verlangen mochte, und versprach auf's Feierlichste, Alles so in Spanien zu lassen, wie er es dort finden würde, und als konstitutioneller Monarch zu regieren. Kaum war der Vertrag abgeschlossen, so begehrte der König von neuem, eine nahe Verbindung mit der napoleonischen Familie abzuschliessen, und bewarb sich dringend um die Hand der Tochter Lujians. Dieser Antrag wurde weder angenommen noch abgelehnt, und man suchte dem Könige auf eine gute Manier begreiflich zu machen, daß wenn er zuerst wieder seinen Thron besteigen habe, diese Bewerbung an schicklicherer Stelle sein würde.

Der Doppelmensch,

Eine Anekdote aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Zu Ende des sechszehnten, oder am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, lebte ein Mensch, Namens Franz Monnier, zweiundzwanzig Jahre lang zu Paris in Doppelgehalt, das heißt: er hatte eine doppelte Wohnung, die erste auf dem Platze Maubert, die andere im Kloster des kleinen St. Antonius, wo er Mönch und Priester war. Es scheint, daß dies sein erster und sein wirklicher Stand gewesen sei; aber eines Tages kam ein hübsches Weibsbild, die sich Margarethe Simon nannte, zu ihm in den Beichtstuhl, und er verliebte sich sterblich in sie. Von nun an sann er nur darauf, wie er es möglich machen könne, mit diesem Frauenzimmer einige Monate im Jahre zuzubringen und die übrige Zeit in seinem Kloster zu verweilen. Endlich ging ihm ein Licht auf, er erhielt von seinem Obern, dem Kommandeur von St. Antoine, die Erlaubniß, eine Reise nach einer ziemlich entfernten Provinz zu machen, in welcher er dringende Familiengeschäfte zu beseitigen vorgab; aber statt sich wirklich dahin zu begeben, verließ er Paris auf der einen Seite und betrat es verkleidet auf der andern. Er verfügte sich sodann mit der Simon, die er für seine Frau ausgab, nach dem Maubertplatze, miethete daselbst eine anständige und bequeme Wohnung und nannte sich kurz und gut Jakob Croquet. Nach Verlauf einiger Monate gab er vor, eine nothwendige Reise nach Blois unternehmen zu müssen, wo er ein Amt erhalten habe, weshalb er die größte Zeit des Jahres dort zubringen werde, seine Frau jedoch in ihrer Wohnung lassen wolle. Er versprach seinen theilnehmenden Nachbarn, im nächsten Jahre gewiß wieder zu kommen.

Er ermangelte denn auch nicht, richtig, wie er es zugesagt hatte, sich wieder einzufinden und die Erlaubniß des Vorstehers, der den Gebrauch nicht ahnete, den Monnier davon machte, aufs Beste zu benutzen. Die Geschichte dauerte auf solche Weise zweiundzwanzig Jahre fort, ohne durch die geringste Störung unterbrochen zu werden. Während dieser Zeit hatte er von der Simon mehrere Kinder, die sämmtlich unter dem Namen Croquet getauft wurden. Endlich, da der Kommandeur von St. Antoine, der von der Familie Anisson, von Lyon, abstammte, alt und kränklich geworden war, beschloß er an Franz Monnier seine Würde und die Einkünfte derselben abzutreten, nicht nur weil er einer der Aeltesten und Frömmsten des Klosters, sondern weil er ihm ausserdem noch besonders hold und zugeneigt war. Dieser fand denn auch, daß die Pfründe eben so wohl anzunehmen, als zu behalten sei, daß ihn jedoch sein künftiger Stand verhindern werde, seine doppelte Rolle mit derselben Leichtigkeit, wie früherhin, fortzuspielen. Er nahm also mit seiner Frau Rücksprache darüber, und Beide stimmten auf's Vollkommenste darin überein, daß man diese Komödie, wie die meisten Theaterstücke, durch den Tod des falschen Croquet beendigen müsse. Demzufolge zeigte Madam Croquet in der ganzen Nachbarschaft einen Brief, in welchem man ihr meldete, daß ihr Mann gefährlich krank zu Blois daniederliege. Sie stellte sich sodann, als reise sie dorthin, und kam einige Zeit nachher mit einem falschen Todtenschein zurück. Alle ihre Freunde und Nachbarn suchten sie auf's Beste zu trösten.

Aber diese allgemeine Theilnahme selbst wurde ein Mittel zur Entdeckung des wahren Bestandes der Sache. Ein Handwerker, der mit der Frau Croquet in einem und demselben Hause wohnte, und ihren Mann während seiner jährlichen Anwesenheit auf dem Maubertplatze fast täglich gesehen und gesprochen hatte, nahm sich den Todesfall desselben zu Herzen und wurde darüber sehr betrübt. Eines Tages befand er sich nun in Geschäften in dem Stadtviertel von St. Antoine, und da man eben in der Kirche der Mönche dieses Ordens die Messe las, so beschloß er, derselben beizuwohnen und für die Seelenruhe seines abgeschiedenen Bekannten zu beten. Er näherte sich also dem Altar, an welchem eben der Priester die Messe las, und war nicht wenig erstaunt, in den Zügen desselben die des Herrn Croquet zu erkennen. Er glaubte sich zu täuschen und rieb sich die Augen; aber der Priester

Digitized by Google

blieb dennoch nach wie vor derselbe Herr Croquet, den er so wohl gekannt hatte, und den das ganze Stadtviertel des Maubertplatzes beweinte. Beim Herausgehen erkundigte er sich nach dem Namen des Priesters, der so eben die Messe gelesen habe, und man sagte ihm, daß es Herr Monnier, der Vorsteher des Hauses, sei. Diese Begegnung war zu auffallend, als daß er nicht am nächsten Morgen sich wieder zur Messe hätte einfinden sollen. Er gewann endlich die Ueberzeugung, daß der messelesende Priester Niemand anders, als Herr Croquet sein könne, und da sich dieser zur Sakristei verfügte, um sich auszukleiden, so ging er ihm nach und sagte, in Gegenwart mehrerer Personen des Hauses, zu ihm: „Ei, ei, Herr Croquet! das ist eben nicht lustig, daß Sie uns einen solchen Streich spielen. Der ganze Maubertplatz schwimmt in Thränen über Ihren plötzlichen Tod, während Sie sich wohler als je befinden, und uns also Alle zum Besten haben.“ Diese Anrede brachte den Vorsteher ein wenig aus dem Konzept, um so mehr, da sich alle Blicke auf ihn richteten. Aber er erholte sich bald von seiner Verwirrung und entgegnete seinem Nachbar, daß er ihn keineswegs kenne und nicht wisse, was er sagen wolle, und warum er ihn Croquet nenne, da er doch Monnier heiße und länger denn fünfundzwanzig Jahre in diesem Hause wohne, was alle die Umstehenden zu bezeugen im Stande wären. Es verstieht sich von selbst, daß die Mönche diese Behauptung nicht anders als bestätigen konnten, was aber den Handwerker nicht besonders zu überzeugen schien, der sich vom Kloster zur Wittwe verfügte und dort dieselbe Szene erneuerte. Er wurde nicht auf's Beste empfangen und suchte sich deshalb zu rächen. Er verbreitete seine Geschichte, die bald ein großes Aufsehen erregte und die Polizei aufmerksam machte. Man schrieb an den Generalrath von St. Antoine, der eine Untersuchung verordnete und den Angeklagten eben wollte einziehen lassen, als ihm dieser zuvorkam und sich mit seiner Frau aus dem Staube machte. Diese Flucht und das Licht, welches der Prozeß verbreitete, war ihnen eben nicht günstig, und sie wurden in contumaciam verurtheilt, der Mann gehangen und die Frau während ihres ganzen übrigen Lebens eingekerkert zu werden. Das Vermögen Beider wurde indessen den Kindern zugestanden, weil sie auf keine Weise die Schuld ihrer Erzeuger theilen konnten.

Fünf Jahre nach diesem Urtheile, war Mannier kühn genug, sich wieder in Paris öffentlich zu zeigen. Er wurde angehalten und in gefängliche Haft gebracht. Sein Prozeß wurde nochmals durchgesehen und gemildert. Er wurde nur zur Buße an der Kirchthür von St. Antoine verurtheilt, und sodann für immer aus Frankreich verbannt.

Nichtachtung des Besitzes.

Was man besitzt, ist nicht immer das, was man ausschließlich besitzt. Die Wahrheit dieser Bemerkung ist seit Langem anerkannt, obgleich sie denen unglaublich scheint, die wenig oder nichts besitzen. Letzthin ging ich mit einem meiner Bekannten an einem Modeladen vorüber, aus welchem sich so eben ein sehr schönes, reichgekleidetes Frauenzimmer nach ihrer Kutsche verfügte. „Ha!“ sagte mein Begleiter, „wie glücklich muß der Gemahl eines solchen Engels sein, der allen Wünschen desselben entsprechen kann, und dafür von ihm mit Zärtlichkeit geliebt wird.“ — Dieser Prototyp der Glückseligkeit, entgegnete ich, ist der Banquier B., der 800,000 Franken jährliches Einkommen hat, und der mein Schulkamerad war. Ich flehe noch immer in genauer Bekanntschaft mit ihm, und wenn Sie wollen, so besuchen wir ihn morgen früh. Man wird von der Pracht seiner Wohnung fast geblendet, in seiner Bibliothek befinden sich alle Wunder der Typographie, seine Gallerie ist mit den kostbarsten Gemälden geschmückt, und die Wonne und das Vergnügen scheinen sich in die Herrschaft seines Palastes getheilt zu haben.

Am nächsten Tage verfügte ich mich mit meinem Freunde nach dem Landhause des kaufmännischen Krösus. Wir wandelten am Ufer des klaren Stroms, zwischen Silberpappeln entlang. Auf einmal blieb mein Begleiter vor einem eisernen, vergoldeten Gitter stehen, hinter welchem sich das mäandrische Gewirr eines englischen Parks auf einem weiten, mit weißen Marmorbänken und Rosenlauben besetzten Rasenplatze, entwickelte. „Genießen Sie diesen Anblick mit mir,“ rief er mir zu, „diesen entzückenden, bezaubernden Anblick. Ich glaube, man könnte unter diesen Schattenhainen sterben, ohne sie je verlassen zu wollen.“ — Vorzüglich, fügte ich hinzu, wenn es zu den Füßen jenes schönen Engels wäre, den wir gestern Abend gesehen haben. Lassen Sie uns eintreten; denn dieser Park, dieser Palast, alle diese Herrlichkeit gehört dem Banquier B., dessen Gäste wir heute sind.

Wir durchirrten die Laub- und Irrgänge im Innern und fanden Alles sehr schön; aber nirgends ein menschliches Wesen. Endlich rollte eine Kutsche in den Hof, und der Herr vom Hause betrat, mit uns zu gleicher Zeit, den Saal. Er fragte seine Gattin, die er seit einigen Tagen nicht gesehen hatte: wie sie sich befinde, und da mein Freund ihm ein Kompliment über die Schönheit seines Landhauses, seiner Gärten und vorzüglich seines Parks machte, so entgegnete er darauf, daß, was diesen Letztern anbetreffe, das eben Gesagte wohl möglich sein könne, daß er jedoch selbst darüber nicht zu urtheilen im Stande sei, da er bis

Digitized by Google

jetzt die Zeit noch nicht gehabt habe, ihn zu beschtigen, weil bisher immer die dringendsten Geschäfte ihn dieses Vergnügens beraubt hätten. Er lud uns ein, ihn noch näher zu beschtigen, während er einige nothwendige Briefe schreiben wolle. Wir verliessen ihn, und fanden ihn noch die Feder in der Hand, als man sich bereits zu Tische setzen wollte. Kurz darauf erschien ein expresser Bote, der ihm ein Billet überbrachte. Er nahm Abschied von der Gesellschaft, und kehrte in der grösten Eile nach der Stadt zurück, wo er eine bedeutende Angelegenheit zu beendigen hatte.

Einige Tage nachher führte ich meinen Freund wieder zu dem reichen Banquier, um ihm die Bibliothek desselben zu zeigen. Wir fanden ihn im Hintergrunde seines Bureau, in einem sehr einfachen Kabinete, in welchem er regelmäßig alle Tage von acht Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends verweilte. Er sagte zu uns, daß er nicht wisse, ob man zwei grose Gemälde aufgestellt habe, die er drei Wochen zuvor gekauft hatte, weil ihm seitdem die Zeit nicht übrig geblieben sei, weder seine Bibliothek, noch seine Gallerie zu besuchen. Uebrigens werde uns der junge Mensch schon davon unterrichten können, dem die Oberaufsicht über diese Sachen obliegt.

Als wir endlich dieses Haus verliessen, wendete ich mich fragend gegen meinen Freund: Finden Sie nun noch, daß Herr B. glücklich durch das ist, was er besitzt? — „Ach nein!“ entgegnete er: „Man muß gestehen, daß die Kunst zu geniessen ihm fehlt. Die Gleichgültigkeit und der Ueberdruß scheinen einen festen Bund mit alle dem geschlossen zu haben, was ihm gehört, und die Sucht nach entfernten Schätzen allein belebt ihn noch. Sollte dies vielleicht ein Zug des menschlichen Karakters sein? Die Liebe, der Ruhm, das Glück, selbst wenn sie ihn mit ihren gröstten Gaben überschütten wollten, würden dennoch nicht alle seine Wünsche erfüllen. Man gebe einem Eroberer die ganze Erde, und seine Ehrsucht wird sich andere Plane schaffen wollen. Alle Harems des ägyptischen Aßens können einen Lovelace nicht befriedigen, und Jupiter selbst entstieg seinem hohen Olymp und verließ sein Serail der unsterblich schönen Göttinnen, um in den Armen Amphytrions zu schwelgen.“

Gemälde von Paris.

Der Palast und der Garten der Tuilerien.

Franz der Erste war vielleicht der unordentlichste Mensch in seinem ganzen Königreiche. Es konnte kaum jemand geben, dessen Angelegenheiten sich nicht in einem bessern Zustande befunden hätten, als die seinigen. Es ist sehr wahr, daß er, zugleich Fürst und Ritter, sein Dasein zwischen Krieg und Liebe theilte, und daß es ihm nie genügte, bei den Schönen und im Gefechte nur allein für seine eigene Person zu bezahlen. Er wußte überdem nicht, was Sparsamkeit sei, und borgte, wo man ihm nur borgen wollte. Geseh es Gott, ihm wieder neue Hilfsquellen zu eröffnen, so war er ehrlich genug, seine Schulden zu bezahlen, und sein Versprechen wieder einzulösen.

In einem Augenblicke der Verlegenheit nahm er seine Zuflucht zu einem edeln Florentiner, den seine Schätze zum Range eines Fürsten erhoben hatten. Dem schönen Lichte der Medicis verdankte das alte Italien seinen neuen Glanz. Dichter und Künstler, von dieser hohen Familie unterstützt und begünstigt, hatten ihren Namen längst verewigt, und für die Stipulation einer sehr bedeutenden Morgengabe verschmähete selbst der König von Frankreich es nicht, die Hand Heinrich II. in die der Tochter des Hauptes dieses glücklichen Geschlechts zu legen. Die damaligen Koryphäen der Fama scherzten lange genug über diese sonderbare Ehe. Man drehete Epigramme und sang Lieder, über die Franz nur lachte. Aber die Menschheit weinte, als Karl IX. diesem Bündniß entsproß. So kettete sich Alles an einander. Ohne Franz I. Verschwendungssucht hätte es in Frankreich keine Medicis gegeben, ohne diese keinen Karl IX. und ohne ihn keine Tuilerien und — keine Bluthochzeit.

Ich weiß nicht, ob man Karl IX. als den Gründer des Tuilerien-Palastes betrachten darf. Er legte zwar den ersten Grundstein zu demselben, vernachlässigte aber die weitere Erbauung, bis er endlich im Jahre 1564 die Niederreissung der Tournellen, der gewöhnlichen Wohnung seiner Mutter, befahl. Katharine von Medicis sah sich also gezwungen, eine andere Residenz zu suchen, und warf ihre Augen auf das Haus der Tuilerien, welches an einem Orte, die Sandgrube genannt, nahe bei einer Ziegelhütte, gelegen war. Sie kaufte das darum befindliche Land dazu, und vergrösserte dadurch ihr Eigenthum. Im Mai 1564 wurde der Grundstein zu dem gegenwärtigen Schlosse gelegt. Philibert von Lorme und Johann Bullard hatten den Plan des Gebäudes entworfen, der indeß nur theilweis ausgeführt wurde. Die berühmtesten Künstler wurden zur Verschönerung dieses Palastes gebraucht, und er hatte bereits unermeßliche Summen gekostet, als die Königin ihn plötzlich verließ, ohne daß Jemand anders, als ihr Astrolog wußte, warum.

Diese Katharina von Medicis war ein sehr widernatürlich organisirtes Wesen. Fähig die Wiedererneuerung der sizilianischen Vesper zu begreifen, und die entsetzlichsten Geheimnisse derselben in der Seele

Digitized by Google

ihres Sohnes zu entwickeln, vor keinem Verbrechen erbebend und mit männlicher Stimme die schrecklichsten Meuchelmorde befehlend, zitterte sie beim Anblick eines unbekannten Gesichts und blieb stumm bei den Aufschneidereien und Drohungen eines elenden Wahrsagers. Sie veränderte funfmal ihre Wohnung, aus Furcht vor den bösen Geistern, und fuhr demungeachtet fort, ihr Leben mit Vergiftungen und Morden zu besudeln. Sie beschimpfte ihren Hof und verkaufte einen Thron, den sie nie hätte besteigen sollen. Und doch hatte dies Weib viel Verstand und war nicht ganz ohne Edelmuth. Sie begünstigte die Künste, ihre Gesichtszüge waren regelmäßig, ein angenehmes Lächeln schwebte fast beständig um ihren Mund, ihre Haltung war edel und majestätisch, und man hätte nie in ihr das höllische Genie vermuthen können, das sieben lange Jahre hindurch die Schrecken der Bartholomäusnacht ausbrütete, und sich an jeder einzelnen Schauderszene derselben weidete. Es scheint, daß man ihr einmal vorausgesagt habe, wie ein Ort, Namens Saint-Germain, ihr verderblich werden würde. Da sich nun ihr Palast, sagt Mézerin, in der Gemeinde von Saint-Germain befand, so ließ sie sich einen andern, das Schloß von Soisson, nahe bei S. Eustache, erbauen, auf demselben Platze, wo jetzt das Kornhaus steht.

Bis zur Zeit Heinrich IV. bildeten die fünf Gebäude, welche die Medicis hatte erbauen lassen, allein das Schloß der Tuilerien. Dieser gute Fürst wollte noch andere hinzufügen; aber Geld und Zeit mangelten ihm dazu, und die unter seiner Regierung langsam begonnenen Arbeiten wurden erst unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten beendigt.

Richelieu, der wenig Ehre bei der Ausführung eines Entschlusses zu gewinnen sah, dessen Urheber er nicht war, zog es vor, seine Sorgfalt dem „Kardinals-Palaste", dem nachherigen Palais-Royal, zu widmen. Mazarin hatte zuviel mit der Fronde zu thun, um ans Bauen denken zu können, und während den ersten Jahren der Regierung Ludwig XIV. bemerkte man noch im Hofe der Tuilerien die Holzschoppen und Oefen, die zur Bereitung der Ziegel gebraucht wurden. Erst im Jahre 1664 wurde Levéau beauftragt, diesen Bau zu vollenden. Von allen Werken Philiberts von Lorme behielt er nur die Zeichnung der Erdfläche und der beiden Terrassen, im Vordergrunde des Gartens, bei. Der Pavillon in der Mitte wurde erhöht und außerdem noch im Innern und Aeußern bedeutende Veränderungen vorgenommen.

Die Wohnungen der Könige erheben sich nicht, wie die der Privatleute, in dem kurzen Zeitraume einiger Monate; man braucht oft Jahrhunderte dazu, ehe sie den letzten Grad der Vollkommenheit erhalten. Der Louvre, obschon seit sechshundert Jahren gegründet, ist doch bis jetzt noch nicht beendet, und die große Gallerie, die diesen Palast mit den Tuilerien verbindet, wurde erst unter dem Konsulate Bonaparte's ausgeführt.

Von wie vielen und wie merkwürdigen Ereignissen sind, im fortschreitenden Gange der Jahrhunderte, diese Wohnungen nicht die Zeugen gewesen! Noch erfüllt von den Erinnerungen, die eine Medicis darin zurückgelassen hatte, wurde der Palast der Tuilerien von der Pracht Ludwig XIV. erfüllt, und verwaiset kurz vorher, wurde er der Schauplatz der Intriguen und der verfeinerten Zivilisation eines vollständigen Hofes. Noch, wenn man diese hohen Hallen durchschreitet, glaubt man ein leises Echo des Jubels der Feste, welche die schöne Maria Antoinette verordnete, in ihnen flüstern zu hören; obgleich sie bald darauf vor dem Mordgeschrei einiger Wüthriche verstummt waren; die Frankreichs herrlichen Boden mit Blut und Moder überdeckten. Der revolutionäre Donnerschlag durchrollte die königlichen Gemächer, zersplitterte die Bildsäulen ihrer Hausgötter, und verwischte die Namen und Thaten, welche die Geschichte auf diese Mauern geschrieben hatte. — —

Ursprünglich war der Garten der Tuilerien mit einem Graben, dicken Mauren und einem Wall, in seiner ganzen Ausdehnung umgeben. Lenôtre veränderte diese Einrichtung, und erbauete die beiden Terrassen der Feuillans und die am Ufer der Seine. Während der Revolution verfielen diese Terrassen, nebst den Treppen und Wasserbecken, und mehrere alte Bäume stürzten um. Am 10. August und 13. September wurden große Verheerungen im Garten angerichtet, die nur wenig verbessert und verwischt werden konnten, bis endlich, unter Napoleons Herrschaft, große Arbeiten und Veränderungen, sowohl im Palaste als im Garten, vorgenommen wurden. Diese Verschönerungen beschränkten sich jedoch nicht allein auf das Innere, sondern wurden auch auf das Aeußere ausgedehnt. Die durch einen Zauberschlag eröffneten sich die Straßen von Rivoli, Mont-Tabor, Castiglione und die ehemalige Napoleons-, jetzt Friedensstraße, die zum Vendômeplatz führt, wo sich die Siegessäule erhebt. Der Triumphbogen des Sterns beherrschte den Eingang von Neuilly, der Karussellplatz wurde erweitert, und mit einem andern Triumphbogen geschmückt.

Merkwürdiger noch, als alle diese Gegenstände, ist das Innere des Tuilerien-Palastes, blendend von Gold und Purpur, und mit den Erinnerungen einer großen Vergangenheit angefüllt. Warum können diese Mauern uns nicht offenbaren, was zwischen ihnen sich zugetragen hat? Welches Zeugniß würde beredter und unterrichtender sein? So bezeugen diese Bienen

Digitized by Google

und Adler, welche letztern noch mit dem Blitze bewaffnet sind, an den vier Ecken des Palastes, eine Regierung, deren alleinige Stützpunkte Ruhm, Genie und Waffenglück waren.

Welches ist dieses große, entfernte Gemach, in welchem ein tiefes Schweigen irgend ein schreckliches Ereigniß für sich zu bewahren scheint? — Es ist das Wohnzimmer der Katharine von Medicis, worin sie ihre Schauderthaten ausbrütete und sich, ohne alle Zurückhaltung und Scham, ihren groben Ausschweifungen überließ. Zu ihm feierte sie, in der entsetzlichen Bartholomäusnacht, das Ehebündniß ihrer Tochter mit Heinrich IV., und von ihm gingen alle die Mandate und Mordbefehle aus, mit denen diese königliche Pandora die Seiten der Geschichte Frankreichs besudelt hat.

Jener andere Theil des Palastes sah, bald nach diesen entsetzlichen Cottoyeen einer irdischen Vorhölle, die heitern Feste und muthwilligen Spiele Ludwig XIV. und seiner Höflinge. Er selbst zeigte sich in den Balletten, die besonders für ihn angeordnet wurden, um seinen Adel und seine persönliche Anmuth bewundern zu lassen. Dort erschallten die Gesänge königlicher Trinkgelage und Mahlzeiten, dort flüsterten die Seufzer heimlicher und glücklicher Liebe.

Aber welche politische Veränderung! In denselben Gemächern, in denen nur die Wollust und das Vergnügen athmeten, strömt nun Blut, und Todesgeschrei macht diese hohen Fenster erbeben. Ein rasendes, bewaffnetes Volk stürzt sich herein, und entweihet das Innere des königlichen Heiligthums durch seine rebellische Gegenwart. Der Geist einer verderblichen Erkenntniß ist über dasselbe gekommen, und es tritt Krone und Purpur in den Staub, es zerbricht einen Thron, der aus ewigem Erz erbauet zu sein schien, und trägt das Haupt seines Königs, den es noch kurze Zeit vorher vergötterte, auf ein Schaffot. — Acht lange Monate hindurch wüthete in diesen Hallen das Ungeheuer der Anarchie, acht Monate hindurch hielt der Ausschuß für das öffentliche Wohl in ihnen seine Sitzungen, und bedeckte während dieser Zeit ganz Frankreich mit Blut und Verderben.

Darauf trat hier wieder ein tiefes Schweigen ein, und die alleinigen Berathungen der Nationalversammlung unterbrachen von Zeit zu Zeit die dumpfe Stille und Einsamkeit. Der Palast, die Gärten, Alles war öde und leer, Alles trauerte über das schrecklichste Ereigniß der französischen Geschichte, das aber weder Thränen, noch Trauer und Reue ungeschehen machen konnten und das mit unvertilgbarer Flammenschrift, wie Kains-Fluch, auf die Stirn des Volks geprägt war. Um zwei Uhr nach Mitternacht war es gewöhnlich, wo die gesetzgebenden Meuchelmörder sich in diesem Saale versammelten, und unter dem Schutze der Finsterniß ihre fürchterlichen Proscriptionslisten verfertigten. Diese Versammlungen trugen etwas Schaudererregendes an sich, und man hätte viel eher vermuthen dürfen, sich in einer Räuberhöhle, als bei den Berathungen der Vertreter und Regierung eines großen, freien Volks zu befinden. Außen an den Mauern des düstern Palastes schlichen einzelne Wachen verstohlen, und wie für sich selbst besorgt, oder gegenseitig mißtrauisch umher. Im Innern, und in den kärglich erhellten Zimmern sah man eine Bande wilder Menschen, die unregelmäßig bewaffnet, mit langen, fliegenden Haaren und ungewaschenen Gesichtern, mehr Bedienten als Offizieren ähnlich waren, und die, wenn sie sich gegenseitig erblickten, vor sich selbst erbebten. Beim ersten Glühen des Morgenroths stäubt diese ganze nächtliche Schaar wie Spreu auseinander, um sich erst mit der nächsten Mitternacht wieder zusammenzufinden, und [illegible]ung von ihren Blutthaten abzulegen.

Dieses Zimmer, der Lieblingsaufenthalt der Königin Maria Antoinette, worin sie, mit ihrem theuern Polignac, über tausend Luftpartien, tausend neue Feste sich berieth, wo sie den gefährlichen Liebkosungen und Freundschaftsergießungen der versöhnerischen Prinzessin von Lamballe sich überließ, wo ein verzärtelter, üppiger Hof sie, die Blume von Oesterreich und Frankreich, anbetete, dasselbe Zimmer wurde kurz nachher von Robespierre bewohnt. — Hier war es auch, wo der Besieger der Könige, sich selbst und Frankreich vergessend, in den Armen einer Tochter der Cäsaren schwelgte, wo er, nach den Schicksalsschlägen an der Beresina und Elster, seinen düstern Gram in sich begrub, und sich neue Plane, neue Hoffnungen schuf, die in Erfüllung gehen sollten.

Der Luxus von Lima, der Hauptstadt Peru's.

Luxuria victrix orbis immensas opes
*Jam pridem avaris manibus, ut perdat, rapit.**)
SENECA.

Cusco hat mit den Inkas seinen alten Ruhm verloren. Es ist jetzt ein öder, immer mehr verfallender Ort, während Lima die Hauptstadt des Landes geworden ist. Ihr erster Anblick ist wahrhaft überraschend. Die Straßen sind sehr breit und sehr gerade, die Häuser von Holz erbauet und der häufigen Erdbeben wegen nicht mehr als ein Stockwerk hoch. Dem-

*) Verschwendungssucht, die Besiegerin der Welt, raubt mit gieriger Hand der Erde unermeßliche Reichthümer, um sie zu zerstreuen.

Digitized by Google

ungeachtet sind sie sehr hübsch und man gewöhnt sich bald daran. Fünfundsechszig große Kirchen ziehen die Aufmerksamkeit durch ihren Glanz und ihre Pracht, sowohl im Innern als im Aeußern, zu sich an. Sie sind fast überall mit Gold und Silber und kostbaren Steinen ausgeschmückt. Es befindet sich auch ein hübsches Theater in der Stadt, auf dem ziemlich gute Schauspieler die mannigfachsten Vorstellungen geben. Außerdem bemerkt man noch mehrere Kaffeehäuser und ein großes Ballspielhaus. Aber nichts bietet einen herrlichern Anblick dar, als die schöne Promenade Alameyda, längs dem Rimacstrom, in der fünftausend vergoldete Kutschen unter fünf Alleen von Orangenbäumen, die die Luft mit ihren Düften erfüllen, auf- und niederrollen. Nicht allein der Adel in Peru, sondern auch der Bürgerstand treibt einen fast unglaublichen Luxus in dieser Stadt, wo jede nur einigermaßen wohlhabende Person eine Kutsche, oder wenigstens ein Kabriolet hat.

Die Piedra [redacted] der einsame Promenade, wird häufig von den Fußgängern besucht, weil sie die reizendsten Aussichten darbietet. Auf diesem Spaziergang haben die Gelehrten und Schriftsteller von Lima die erste Idee einer akademischen Gesellschaft gefaßt, die sich bald darauf gebildet hat. Ihr verdankt man die Zeitschrift „der peruanische Merkur“, der in spanischer Sprache geschrieben seit 1791 erschienen und erst vor Kurzem durch die „silberne Biene“ ersetzt worden ist.

Der Luxus der Kleider ist mit dem der Equipagen vollkommen übereinstimmend. Man bemerkt vorzüglich den „Faldellin“, ein Kleid, welches die Frauen von Stande tragen. Es ist ein kurzer Rock, der über ein breites Untergewand geworfen wird, und nur sehr wenig bis unter die Wade herabreicht, und also kaum den Fuß bedeckt, was diese Damen jedoch wenig zu betrüben scheint. Der Faldellin ist fast immer von sehr kostbarem Stoffe, reich gestickt, oder vom theuersten Sammet. Er ist nothwendigerweise breit und fällt in einer gewissen Anzahl Falten herab, weshalb gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Ellen Zeug dazu gebraucht werden. Er kostet oft bis fünfhundert Thaler, und demungeachtet müssen die Frauen, wenn es nur irgend möglich ist, zu jedem großen Feste einen neuen haben. Die Röcke, die ein wenig unter dem Faldellin hervorblicken, sind mit sehr breiten Spitzen besetzt, die man oft über tausend Thaler an Werth schätzen kann.

Die Natur, die sich manchmal stiefmütterlich bezeugt, wo das Glück seine Reichthümer verschwendet, hat beim weiblichen Geschlechte in Peru auch seine Geschenke nicht gespart. Unter einem immer heitern Himmel lebend, und in einer Gegend, mit der sich an Fruchtbarkeit nichts vergleichen läßt, sind sie eben so wohlgestaltet, als frisch und liebenswürdig. Eine lebhafte Röthe erhöht den Reiz ihres ausdrucksvollen Gesichts, das durch das flüssige Feuer ihrer großen Augen belebt und von rabenschwarzem Haar, das ihnen bis auf die Hüften hinabfällt, überschattet wird. Aller dieser reichen Gaben der Natur ungeachtet, suchen sie ihr dennoch mit Arsenikkalk und Karmin zu Hilfe zu kommen.

Man kann, nach dem Preis des Faldellin, auf die Pracht des übrigen Schmuckes und vorzüglich der Juwelen, schliessen. Nichts ist ausschweifender, als die Ausgabe dafür, vorzüglich für die Perlen, die einen bewunderungswürdigen Kontrast mit der Frische ihrer Farben und ihren glänzendschwarzen Haaren machen. Auf diesem Punkte geben die Bürgersfrauen den Damen von Stande nichts nach, und es gibt mehrere, deren Putz auf mehr als zwanzigtausend Thaler Werth berechnet werden kann. Man hält zu Lima mehr auf einen schönen Arm und auf einen kleinen Fuß, als auf ein hübsches Gesicht. Ist es daher zu verwundern, wenn die Weiber dieses Himmelsstriches, die nur leben, um zu gefallen, sich alle mögliche Mühe geben, vorzüglich das herauszuheben, was den Blicken und dem Geschmacke der Männer am liebenswürdigsten erscheint? Ihre größte Sorge geht also immer dahin, eine kleine weiße Hand, einen runden, vollen Arm und ein chinesischen Füßchen zu haben. Um das Großwerden der letztern zu verhindern, bedient man zu Lima sich derselben Mittel, als zu Peking. Von der zartesten Kindheit an werden die Füße in sehr enge Schuhe gezwängt, wodurch ihre Auswachsung verhindert wird.

Man kann sich leicht denken, daß man in einem Lande, wo man einen so hohen Werth auf die Kleinheit des Fußes legt, man auch seine Bekleidung nicht vernachlässigt. Die Frauenzimmer tragen immer sehr weiße, glänzende, seidene Strümpfe, mit denen die Schönheit des feinsten Fußes noch mehr herausgehoben wird. Die Schuhe sind kostbar gestickt und verbrämt und sehr theuer. Die geringsten kosten zehn Piaster. Es ist nichts Seltenes, daß die Frauen im Mittelstande an ihren Schuhmacher jährlich zwei- bis dreihundert Thaler zu bezahlen haben. Die Reichen brechen noch Diamantschnallen oder einen schönen Solitair auf ihre Schuhe. Es versteht sich von selbst, daß man in einem Lande, wo der Fuß in so hohem Ansehen steht, dem Tanze vor allen andern Belustigungen den Vorzug gebe. Ausser daß er die Reize des Körpers geltend macht, athmet er auch ganz Liebe und Wollust, einer Leidenschaft, der man in Peru mehr als jeden andern ergeben ist, und der man sich ohne allen Rückhalt überläßt. Daher kommt es denn auch, daß die Sitten zu Lima so verdorben sind, wozu das glühende Klima und die Trägheit das Ihrige beitragen mögen.

Digitized by Google

Dies Sybaritenvolk entwindet sich den Armen der Verweichlichung nur allein, um sich der Intrigue oder rauschenden Lustbarkeiten zu überlassen.

Die Ehen sind in Peru eine Seltenheit, weil der übertriebene Luxus der Weiber den rechtmäßigen Verbindungen ein großes Hinderniß in den Weg stellt. Aber dafür sind die Straßen mit Freudenmädchen bevölkert, die eben so hübsch, eben so glänzend, eben so schlau und verworfen sind, als die im Palais-Royal zu Paris. — Die Frauenzimmer sind gleichsam ganz mit Wohlgerüchen überschüttet, und wenn man an ihnen vorüberstreift, sollte man meinen, sich in der Nähe eines Apothekers oder eines Parfümeurs zu finden. Die Gemächer sind immer mit Blumen angefüllt und die Blumensträuße sind wichtige Dinge. Der Punchero de flores, das Schmuckbouquet, verlangt einen eigenen, feinen Geschmack und ein besonderes Studium. Die Straße, in der vorzüglich der Blumenmarkt aufgeschlagen wird, ist die Calle del Peligro, wo sich gewöhnlich die reizendsten Damen mit ihren Anbetern zusammenfinden. Ein Strauß wird gewöhnlich mit drei Piastern bezahlt, wenn er aus gelben Lilien, Rosen, Hyazinthen, Anemonen, Orangeblüthen und andern Blumen zusammengesetzt ist, und die duftende Chirimoya in der Mitte hat. Fügt man dazu noch die herrliche und seltene Arirumá, so dürfte man ihn schwerlich unter zehn Piaster erhalten.

Diese Sensualität dehnt sich auch auf die Männer aus. Nichts ist häufiger, als zu Lima Kleinmeister zu sehen, deren künstlich gekräuseltes Haar einen starken Ambraduft weithin verbreitet. Ihr Gang ist wollüstig und ihr ganzes Benehmen sehr weibisch. Tanz, Musik, Liebe und Spiel sind ihre alleinigen Geschäfte und ihre einzigen Vergnügen. Ein solches Leben, das ausschließlich nur auf dem Luxus beruht, würde bald das ganze Land ruiniren, wenn nicht der Handel, dieses Horn des Ueberflusses, dem die Reichthümer der Staaten und der Privatleute entströmen, nicht allen Volksklassen einen sehr bedeutenden und sehr leichten Gewinn zusicherte. In Peru hält es daher der Adel auch keineswegs unter seiner Würde, Handel zu treiben, und er befindet sich sehr wohl dabei.

Wenn auf der einen Seite nur der Luxus ausschließlich zu herrschen scheint, so ist es doch nur äußerlich, und wird auf der andern durch eine fast ängstliche innere Sparsamkeit erhalten, die oft wirklicher Geiz wird. Wer von dem glänzenden Anzuge geblendet, in demselben Maaßstabe auch auf die häusliche Einrichtung schließen wollte, der würde sich dabei nicht wenig betrügen. Alle Geräthe und Möbeln sind so einfach, so geschmacklos und so plump als möglich, und der Tisch wird auf's Mäßigste und selbst auf's Kärglichste bedient.

Zu einem der ersten Vergnügungen zu Lima gehört auch die Unterhaltung zwischen Männern und Frauen, die immer sehr belebt, sehr angenehm und interessant ist. Die Weiber sprechen mit vieler Wahl und Zierlichkeit, sie geben überall den Ton an, und verbinden einen scharfen, durchdringenden Verstand mit der größten Liebenswürdigkeit. Die meisten haben eine sehr schöne Stimme, die sie mit Sorgfalt und Geschmack auszubilden verstehen. Ihr Gesang hat einen unaussprechlichen Zauber und ihre Musik ist immer voll und rein. So vereinigt sich Alles dort, um aus diesem Lande ein neues Eden zu machen. Man muß gestehen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man, unter solchen Umständen, die Freuden des Lebens genießt.

Französische Literatur.

L'Homme du Midi et l'Homme du Nord, ou l'influence du climat. — Der Mensch des Süden und der Mensch des Norden, oder der Einfluß des Klima's. Von Viktor von Bonstetten. Genf und Paris, 1824. Bei J. J. Paschoud. Ein Band in 8. von XIII und 231 Seiten.

Die, welche den geistreichen Verfasser dieses Werkes kennen, werden ihn, wo möglich, mehr noch nach der Durchlesung desselben achten und lieben; die, welche seiner Bekanntschaft sich nicht erfreuen, werden sich geneigt fühlen, ihn zu lieben. Man denkt mehr noch an den Verfasser, als an sein Buch, weil er ganz in ihm erscheint, ganz, wie er ist. Sich selbst und seine Umgebung beobachtend, läßt er uns nach und nach die verschiedenen Eindrücke theilen, die er in den verschiedenen Klima's, unter denen er sich befunden, in sich aufgenommen hat. Nach einer lebhaften und glänzenden Schilderung der Natur führt er uns in sein eigenes Herz und läßt uns durch eine sehr treffende Zergliederung bemerken, wie der Mensch, wie ganze Nationen dem Einflusse des Klima's unterworfen sind, und zwar nach den Wirkungen desselben, die er an sich selbst zu beobachten Gelegenheit gefunden hat. — In seinem achtzehnten Jahre machte Bonstetten die Bekanntschaft Voltaire's, und der Greis von Ferney lud ihn mit besonderem Wohlwollen ein, ihn öfters zu besuchen. Fast zu gleicher Zeit schloß er mit dem vertrauten Freunde J. J. Rousseau's, Moulou, ein Freundschaftsbündniß, und lernte von Karl Bonnet die Kunst zu überlegen und sich selbst zu beobachten. Später wurde der englische Dichter Gray von der reichen Einbildungskraft des Jünglings und von der Kraft seiner Gedanken betroffen, und behielt ihn sechs Monate lang bei sich. Einige Zeit darauf näherten

Digitized by Google

Bonstetten und Johannes Müller sich gegenseitig. Des Letztern große Wissenschaft und sein reger Fleiß machten sich bereits kund, aber es fehlte ihm an den nothwendigen Mitteln, sich eine ganz ungestörte Muße zu verschaffen. Bonstetten bot ihm seine Wohnung und seinen Kredit an, und Müllers Freundschaft war stark genug, um sich über dieses Erbieten nicht zu erzürnen. Beide lebten von nun an im vertrautesten Umgange, und der Letztere begann sein unsterbliches Werk der „Geschichte der Schweiz." Der Briefwechsel der beiden Freunde wurde später herausgegeben und in Deutschland und Frankreich mit dem größten Interesse gelesen. Wir erfahren daraus, daß ohne Bonstetten die Schweiz und Deutschland in Müller vielleicht nicht den ersten Geschichtschreiber gehabt haben würde. Zu derselben Zeit begann auch Bonstetten seine literarischen Arbeiten, und zwar in seiner Muttersprache, der deutschen, die er seitdem nicht vergessen hat, obgleich er sich bald darauf der französischen ausschließlich zuwendete. In seinem letzten Werke befreht er sich, zu beweisen, welch' einen großen Einfluß das Klima auf Religion, Unterricht, Literatur, Freiheit, Muth, Liebe, Meinung und Gewohnheit ausübe, ohne daß er diesen Einfluß übertreibt. „Das Klima", sagt er (S. 15), „ist nur eine von den Ursachen, die auf den Menschen wirken. Die beständig thätige Macht desselben macht sich nur in der Länge und in den Resultaten fühlbar, die ihm oft ganz fremd scheinen, und die augenblicklich den am besten berechneten Institutionen nachgibt." Außerdem zeigt er auf eine neue Weise, unter wie vielen Formen dieser Einfluß sich erzeugt. „Die deutschen, englischen, dänischen und schwedischen Dichter", sagt er (S. 65), „gefallen sich vorzüglich in der Schilderung der Naturschönheiten, vorzüglich der Landschaften, bei denen sie viel länger, als die Poeten des Süden, verweilen. Der Grund davon ist, daß im Norden die langen Winter die Rückkehr des Frühlings und des Sommers fühlbarer machen; dahingegen in einem Lande, wo die Erde immer grün bleibt, man nicht den plötzlichen Kontrast zu empfinden vermag, der zwischen dem nördlichen Winter und den Reizen des Sommers selbst im hohen Lappland statt findet." — „Mit geringem Unterrichte macht der Bewohner des Süden viel schnellere Fortschritte, als der des Norden; aber damit diese Fortschritte möglich werden, muß man die schwere Kunst aufsinden, die Aufmerksamkeit und Einbildungskraft an den Unterricht zu fesseln. Die Organe sind im Süden von einer so großen Thätigkeit, und die Neigung zur Erregbarkeit der Ideen und Regungen ist so stark, daß es eben nichts Leichtes ist, dem Schüler Alles unter anziehenden Gestalten darzustellen." Seite 164 heißt es: „Der mönchische Unterricht impft der Jugend nicht nur grundfalsche Ideen ein, weil er den Geist, der zur Ausbildung geschaffen ist, auf eine durchaus verkehrte und der Wahrheit entgegengesetzte Weise behandelt, er macht sie außerdem noch unfähig, über was es auch sei, tief und richtig zu denken und zu urtheilen. Alle Operationen der menschlichen Vernunft haben nur einen Zweck, nur ein Ziel, das, nichts als mit guten Gründen zu glauben. Den Menschen zu lehren, ohne Vernunft zu glauben, oder der Vernunft gerade entgegengesetzt zu glauben, heißt das edelste Geschenk der Gottheit, den Verstand, verpfuschen und noch unter den Instinkt der Thiere ihn herabwürdigen."

La monarchie des Solipses. — Die Monarchie der Solipsen. Von Julius Klemens Scotti, einem Jesuiten, unter dem angenommenen Namen Zuchofer. Nach dem lateinischen Original übersetzt von P. Restaut, Advokaten des königlichen Raths, und herausgegeben von dem Baron Hénin de Cuvillers. Paris, 1824. Bei Barrois dem Aeltern. Ein Band von 536 Seiten in 8.

Der allegorische Name der „Solipsen" ist den Jesuiten deshalb gegeben worden, weil man weiß und sich alle Tage aufs neu überzeugt, daß sie nur an sich denken, Alles nur auf sich berechnen und Alles, ohne Unterschied, nur zu ihrem alleinigen Nutzen gebrauchen, oder vielmehr mißbrauchen. Die Monarchie der Solipsen ist eine geistreiche, obgleich manchmal etwas verworrene Darstellung der Verdorbenheit des despotischen und anti-religiösen Betragens dieser Gesellschaft. Dies Werk erschien zuerst in lateinischer Sprache i. J. 1615, hatte mehrere Auflagen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Die gegenwärtige Uebersetzung ist von demselben Restaut, der sich durch seine „französische Grammatik" einen Namen in der Literatur erworben hat. Das vorliegende Exemplar ist die dritte Auflage dieses politischen Romans des Jesuiten Scotti. Die Anmerkungen Restauts und mehrere Ausätze von seltenen und interessanten Originalien befinden sich dabei, so wie eine Vorrede von 244 Seiten, in der etwas breit die vorzüglichsten skandalösen Auftritte erzählt werden, in denen sich die Gesellschaft der Jesuiten auf dem ganzen Erdball prostituirt hat. Der Herausgeber spricht immer mit der größten Achtung und Ehrfurcht von der christlichen Religion; aber er lehrt, Seite 74 und ferner, über den sogenannten „Freimaurer-Ursprung" dieser Religion und über die Natur der jüdischen, die heterodoxesten Fiktionen und die unpassendsten Zusammenstellungen, ohne zu bedenken, daß er eben dadurch einen Theil des großen religiösen Interesses vernichtet, welches außerdem die Entschleierung aller der jesuitischen Winkelzüge und Abscheulichkeiten haben würde, durch welche nicht nur

Digitized by Google

die Lehrsätze, sondern auch die Moral und die Ordnung der Kirche vernichtet worden sind.

Précis de l'histoire générale de la Compagnie de Jésus, suivi des „Monita secreta.“ — Hauptinhalt der Geschichte der Gesellschaft Jesu, nebst den „geheimen Instruktionen“ derselben. Von Arnold Scheffer. Paris, 1824. Bei Hesse und Pelicier. In 18.

Der Verfasser dieses „Hauptinhalts“ ist kein Freund der Jesuiten, er gesteht das offen ein, und daran thut er recht. Aber er tritt aus der Sphäre eines einfachen Beurtheilers und Zusammenstellers, wenn er durch sein Werk die Wiederherstellung dieses Ordens zu verhindern sucht, welcher weder der Anklager noch der neu überzeugenden Thatsachen bedarf, um in der öffentlichen Meinung vollkommen gerichtet zu sein. Man weiß längst, welche Dienste die Religion, der Staat, die öffentliche Moral, die Wahrheit und Verbesserung des Menschengeschlechts von ihnen zu erwarten haben. Wir sind weder für noch gegen dieses Institut gestimmt; aber wir beurtheilen es nach seinen Handlungen, nach seiner ganzen Tendenz. Die Königsmorde im westlichen Europa sind noch nicht vergessen, das Verfahren Alexanders, des mächtigen und menschenfreundlichen Selbstherrschers, ist noch zu neu, als daß man dessen nicht bei Zeit und Gelegenheit erwähnen dürfte. — Der Verfasser hat in der einen Hälfte seines Werks Alles zusammengetragen, was den Ursprung, die Fortschritte, die Ausbreitung und die Aufhebung dieses Ordens i. J. 1773 betrift. Er stellt diesen geschichtlichen Daten andere nicht minder wichtige, über das Betragen der Jesuiten nach ihrer Rückkehr in die bürgerliche Gesellschaft, ihre Intriguen, so wie über ihre Wiederherstellung und ihren gegenwärtigen Zustand, entgegen. Er hat das Alles mit beweisenden Aktenstücken belegt, die man jedoch nur, mit Ausnahme des Dekrets des Parlaments von Paris, gewissermaßen als Noten betrachten kann, die an und für sich nicht viel zu beweisen im Stande sind. Darauf folgen die „Monita secreta societatis Jesu“, oder das geheime moralische und politische Gesetzbuch der Jesuiten. Der Zeitraum, in welchem dieser Kodex erschien, war der des höchsten Flors der Gesellschaft, ein Zeitraum, wo ihr nichts mehr zu hoch und heilig war.

Annales des sciences naturelles. — Jahrbücher der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Audouin, Brogniart und Dumas. Paris, 1824 und 1825. Bei Bechet dem jüngern.

Die „Jahrbücher der Naturwissenschaften“ haben mit Anfang 1824 begonnen. Monatlich erscheint davon ein Heft in 8. von acht Druckbogen. Das Werk wird durch einen Atlas in 4. von sechs oder acht Tafeln für jedes Heft, vervollständigt. Die Gegenstände, welche darin verhandelt werden, sind unter folgende sieben Titel geordnet: 1) animalische Physiologie, 2) vegetalische Physiologie, 3) vergleichende Anatomie, 4) Zoologie, 5) Botanik, 6) Mineralogie und 7) Geologie. In seiner Berichterstattung an die Akademie der Wissenschaften, über dieses Werk, sagt Geoffroy Saint Hilarie: „Es fehlte bisher ein Werk, das in einem sehr beschränkten Rahmen die Bewegung der Entdeckungen in allen Verzweigungen darzubieten im Stande war, und die Jahrbücher der Naturwissenschaften können diesen Dienst leisten, oder vielmehr sie haben bereits begonnen, ihn zu leisten. Diese neue Sammlung ist sehr günstig aufgenommen worden. Man hat im Allgemeinen dem Eifer der Verfasser, so wie ihrer Unterrichtung und ihrer Unabhängigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das scheint wenigstens die Meinung aller Naturforscher zu sein, die sich bestreben, dieses Werk mit ihren Erzeugnissen und Erfahrungen zu bereichern, und die auf solche Weise gleichsam Mitarbeiter für dasselbe werden. Die lithographirten oder gestochenen Tafeln sind sehr genau, und in Hinsicht der Kunst von großer Schönheit. Man verdankt sie zum Theil den Talenten eines jungen Naturforschers, Herrn Guérin, wodurch das Verdienst des Werks sehr vermehrt wird.“

La Concorde religieuse. — Die religiöse Eintracht. Von Hugo Millot. Paris, 1824. Ein Band in 12. von 232 Seiten.

Dieses Werk erscheint in der dritten Auflage, und hat von der französischen Akademie eine goldene Medaille als Preis erhalten. Der Verfasser versteht unter „religiöser Eintracht“ einen Vertrag unter den Verschiedenheiten des öffentlichen Kultus. Er glaubt diesen Zweck dadurch zu erreichen, daß er die Irrthümer darstellt, welche die befangensten Geister in ihrem eigenen Glauben erkannt haben, indem er zugleich die Grundpfeiler der Moral zu befestigen und darin einen Zentralpunkt zu suchen sucht, in welchem alle Glaubensmeinungen sich vereinigen können. Aber er bemerkt nicht, daß die „Irrungen“, deren er gedenkt, wenigstens derjenigen, welche er im zweiten Kapitel dem Katholizismus zuschreibt, nie einen Theil dieser Religion ausmachten, sondern nur Mißbräuche genannt werden müssen, welche sich durch sich selbst verdammen. Ueberhaupt ist die Verwirrung der Ideen und der Thatsachen ein Hauptfehler dieses Werks. Sodann ist, nach des Verfassers Ausspruch, die Hauptbasis des Zentralpunkts der Vereinigung das Dasein Gottes, die Existenz der Seele und die Fortdaur-

Digitized by Google

derſelben nach dem Tode. Aber wem fällt es denn heut zu Tage noch ein, dieſe Urwahrheiten alles Glaubens ableugnen zu wollen? Es iſt daher um ſo auffallender, daß man ſie erſt jetzt zu begründen vermeint. Die auf dieſe drei erſten nun noch folgenden zwei Grundſätze ſind eben ſo befremdend als paradox, um nicht mehr zu ſagen. Was ſoll das z. B. heißen: 1) Gott kann unſere freien Beſtimmungen nicht vorausſehen, und 2) der Menſch iſt nur moraliſch frei, um eine gute oder eine böſe Neigung zu haben, dergeſtalt, daß derjenige, welcher gut zu handeln glaubt, gut handelt, obgleich im Grunde ſein Handeln nicht gut iſt. — ? — Nichts iſt lobenswürdiger, als das Beſtreben, die Menſchen zur Eintracht zu ermuntern, und (wenn dies irgend anders möglich iſt) eine Näherung und Uebereinſtimmung zwiſchen den verſchiedenen Religionsmeinungen zu Stande bringen zu wollen. Die unbeſchreiblichen Vortheile der Religion, und vorzüglich die der katholiſchen, ſind nicht im Geringſten zu bezweifeln; aber die Unwiſſenheit, der Fanatismus und die Leidenſchaften ſind die Quellen all' jenes Elends und jenes großen Unglücks geweſen, gegen welches man nur gewiſſe Palliativmittel in Anwendung zu bringen vermag, die uns von der Philoſophie, der Theologie, der Geſetzgebung und der öffentlichen Verwaltung dargeboten werden. Der Verfaſſer hat nur deren der beiden erſtern erwähnt, und leider behandelt er dieſe wichtigen Gegenſtände weder beſtimmt noch erſchöpfend. Er würde wohl gethan haben, ſich ein wenig nach einem andern Buche umzuſehen, das ſicherer und ungezwungener ſeinem Ziele zuſtrebt, nämlich des „Traktats von Nicole, über die Art und Weiſe den Frieden unter den Menſchen zu erhalten.“ Freilich ſagen die Jeſuiten von dieſem ruhigen, ſanften und unterwürfigen Nicole, daß er von dem angeſteckt geweſen ſei, was ſie in ihrer Kunſtſprache „die unbemerkbare Ketzerei des Janſenismus“ nennen.

Engliſche Literatur.

Colombia: its present state etc. — Columbia, betrachtet in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, und ſeinen Beziehungen auf Klima, Boden, Erzeugniſſe, Bevölkerung, Regierung, Handel, Einkommen, Manufakturen, Künſte, Literatur, Sitten, Erziehung und die Vortheile, welche die Einwanderung darbietet. Vom Oberſten Francis Hall, Hydrographen im Dienſte Columbia's. London, 1824. Bei Baldwin, Cradock und Joy. Ein Band in 8. von VI und 154 Seiten.

Dies Werk iſt in zwei beſondere Theile geſchieden, von denen der erſte eine Beſchreibung von Columbia, nach den eigenen Anſichten des Verfaſſers, und der zweite alle die Nachrichten enthält, welche die Europäer wünſchen können, die auf dieſe entfernten Gegenden ihre Induſtrie oder ihre Kapitalien anwendbar machen wollen. Dies Land dehnt ſich auf eine Länge von 1320 Meilen (528 Stunden) und eine Breite von 1080 Meilen (432 Stunden) aus. Der Boden iſt auſſerordentlich fruchtbar, das Klima nach der größern oder kleinern Höhe übern Meere verſchieden; aber überall dem Ackerbau ungemein günſtig, der indeß noch auf einer der unterſten Stufe ſteht. Nach der Zählung vom Jahre 1810 ſind 3,255,000 Bewohner auf dieſem ungeheuern Flächenraum zerſtreut. Dieſe Bevölkerung beſteht aus Indianern, oder Aborigenen, europäiſchen Spaniern, Kreolen, oder ſpaniſchen Nachkommen, Negern und den vermiſchten Racen, die unter den Namen der Mulatten, der Mettis u. ſ. f. bekannt ſind. Die erſte Klaſſe iſt die zahlreichſte. Uebrigens ſind die unabhängigen indianiſchen Volksſtämme, die das Gebiet der Republik bewohnen, wie z. B die Guahiras, nicht in obige Schätzung mit inbegriffen. Ungeachtet gegenwärtig die Gleichheit vor dem Geſetze als Baſis angenommen worden iſt, beſteht die Sklaverei dennoch fort, ſoll aber in einigen Jahren gänzlich abgeſchafft werden. Kakao, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Reis, Mais, Tabak, Weizen, Färbeholz, Gold, Silber, Platina, Eiſen, Kupfer, Edelſteine, Perlen, Alles Produktionen dieſer reichen Gegend, können die Gegenſtände eines ſehr beträchtlichen Handels werden. Aber dis jetzt iſt der Handel noch in der Wiege, was vorzüglich der geringen Bevölkerung, und dem Mangel an Induſtrie, an Kapitalien, an Unterricht und innerer Verbindung zugeſchrieben werden muß. Dazu geſellen ſich noch die längſt eingewurzelten Vorurtheile und eine die alte Regierung überlebte Verordnung, nach welcher der Handel im Innern des Landes den Fremden unterſagt iſt, ſo, daß alle Geſchäfte von den Eingebornen beſorgt werden müſſen. Die Künſte, und ſelbſt die allernothwendigſten von ihnen, ſind noch im Entſtehen. Die Häuſer ſind ſehr ſchwerfällig erbaut und ohne die geringſte Regelmäßigkeit. Kein einziges öffentliches Gebäude iſt der Mühe werth, näher beſchtigt zu werden. Die Kirchen und Klöſter ſind auf eine abgeſchmackte Weiſe verziert und nur allein zu Quito und zu Bogata wird die Malerei mit einigem Erfolg betrieben. Einer der beſten Maler iſt Vasques. Die Neigung zur Muſik iſt in der Provinz Venezuela ſehr vorherrſchend, obgleich in den letzten Unruhen die meiſten Virtuoſen umgekommen ſind. Einige Männer zeichnen auch in der Literatur und in den Wiſſenſchaften ſich aus; aber im Allgemeinen macht der große Mangel an Unterricht und ſorgfältiger Erziehung

Digitized by Google

ſich nur zu ſehr bemerkbar. Einige Schulen des gegenſeitigen Unterrichts ſind ganz neuerdings zu Bogata gegründet worden, und man beſchäftigt ſich jetzt mit der Einführung der Kollegien und der Univerſitäten. Die Freiheit der Preſſe exiſtirt umſonſt, denn bis jetzt hat ſie noch keine Früchte getragen. Das einzige bemerkenswerthe Journal iſt der „Venezolano“ von Caracas, der ſich durch ſeine Unabhängigkeit von den übrigen offiziellen Zeitungen auszeichnet, die höchſt unbedeutend ſind. — Die Konſtitution, das Werk des Kongreſſes von 1821, erklärt die beſtändige Unabhängigkeit der Nation, die Souverainität des Volks, die Reſponſabilität der Vorſteher deſſelben und die Gleichheit der Rechte. Ein Senat von zweiunddreißig Mitgliedern und eine Repräſentanten-Kammer, zu der jeder Diſtrikt von 30,000 Seelen alle vier Jahre einen Bevollmächtigten abſendet, üben die legislative Verwaltung aus. Die Abgaben werden allein nur von den Letztern beſtimmt. Die vollziehende Gewalt beſteht aus einem Präſidenten, der für vier Jahre erwählt wird. Er iſt mit der allgemeinen Adminiſtration, der Ausübung der Geſetze, dem Oberbefehl der Armeen, und der Ernennung zu allen Aemtern beauftragt. Er muß den Rath des Regierungsvereins einholen, der aus einem Vize-Präſidenten, einem Mitgliede des obern Gerichtshofes und den Miniſtern beſteht; aber nichts verpflichtet ihn, dieſen Rath zu befolgen.

Observations on the religious peculiarities etc. — Bemerkungen über die religiöſen Eigenheiten der Geſellſchaft der Freunde. Von J. J. Gurney. London, 1824. Ein Band in 8. von 334 Seiten.

Die Freunde, auch Quäker genannt, dulden in ihrem Kultus keine Zeremonie, ausgenommen eine gewiſſe angebliche Mittheilung oder Inſpiration des heiligen Geiſtes, und da derſelbe ſich eben ſo wohl auf die Weiber, als auf die Männer herablaſſen kann, ſo haben ſie auch das Recht, in den Verſammlungen der Gemeinde zu predigen, und ihre Brüder nicht nur zur Buße, ſondern auch zum Gehorſam zu ermahnen. Da nun das Verbot, den Frauen dieſes Recht zuzugeſtehen, im neuen Teſtamente förmlich aufgeſtellt iſt, ſo kann es den Quäkern eben kein Leichtes ſein, dieſen, der heiligen Schrift entgegengeſetzten Gebrauch, der bei ihnen allgemein ſtatt findet, zu vertheidigen; obgleich ſie behaupten, daß, wenn der heilige Paulus verheirathet geweſen wäre, er gewiß nicht ſolche Beſtimmung aufgeſtellt haben würde, und daß überhaupt Paulus nicht Chriſtus ſei. Die Quäkerweiber wiſſen denn auch ihr Privilegium recht artig zu benutzen, und ſie ſind ſo oft inſpirirt, und reden ſo häufig und ſo lange, daß man für nöthig erachtet hat, dem heiligen Geiſte und ſeinen Inſpirationen bei den ſchönen Quäkerinnen einen Termin zu ſetzen, den er nicht überſchreiten darf. Um in den Verſammlungen predigen zu dürfen, braucht man eben keinen ſonderlichen Verſtand zu haben, oder über die Worte der heiligen Schrift nachzudenken. Ein Jeder ſpricht, wie der Geiſt es ihm eingibt, und da der Geiſt eben keine beſondern Studien gemacht hat, ſo geſchieht es oft, daß man die ſonderbarſten Dinge von der Welt hört, die mit einer ſo ernſthaften Miene geſagt, als aufgenommen werden. Uebrigens ſind die Quäker ganz gute Menſchen, die mit aller Welt in Ruhe und Frieden leben.

The evidence of Christianity. — Die Vortrefflichkeit der chriſtlichen Religion, durch ihre Natur und durch die Thatſache ihrer Verbreitung auf der Erde erwieſen. Vom anglikaniſchen Pfarrer J. B. Summer. London, 1824. Ein Band von 439 Seiten in 8.

Zu dem Vortheile einer ſehr leichten Methode, vereinigt dies Buch noch auſſerdem eine große Klarheit, Beſtimmtheit und Einfachheit in ſich. Der Schlußgehalt aller der Betrachtungen, welche man darin findet, iſt der: „daß wenn der Chriſtianismus nicht eine göttliche Offenbarung wäre, er niemals exiſtirt haben würde; denn kein Individuum, keine Geſellſchaft würde im Stande geweſen ſein, ihn zu erfinden und unter den Menſchen zu verbreiten.“ — Es gibt ohne Zweifel eine große Menge ſehr gründlicher Abhandlungen über die Wahrheit und den göttlichen Urſprung des chriſtlichen Lehrſyſtems; aber es würde ſchwer ſein, eine aufzufinden, die ſo einfach, ſo kurz, ſo dringend, ſo überzeugend und ſo allgemein verſtändlich, als die vorliegende wäre.

Five years residence in the Canada. — Fünfjähriger Aufenthalt in Canada, und Reiſe durch einen Theil der vereinigten Staaten im Jahr 1823. Von E. A. Talbot. London, 1824. Bei Longmann. Zwei Bände in 8.

Der Verfaſſer hat eine große Niederlaſſung in Canada gegründet, und ſcheint ſehr zufrieden mit dieſem Lande. Nach ihm würden die Unternehmer neuer Kolonien viel beſſer thun, ihre Blicke nach Canada, als nach den vereinigten Staaten zu wenden, die Gall ſo unzufrieden verlaſſen hat. Die Naturgeſchichte der Gegenden, welche Talbot bereiſet hat, kann ſich durch ſeine Beobachtungen bereichern. Einige davon würden indeß doch einer nähern Beſtätigung bedürfen. So ſagt er z. B., daß die jetzt in den nordamericaniſchen Wäldern ſo häufigen Bienen vor der Ankunft der

Digitized by Google

Europäer in diesen Gegenden unbekannt waren, und er fügt zur Unterstützung seiner Behauptung hinzu, „daß die Eingebornen in ihrer Sprache kein eigenes Wort haben, diese Insekten zu bezeichnen, und daß sie dieselben nur englische Fliegen nennen.“ Diese Angabe ist keineswegs hinreichend. Wir können eine ähnliche Thatsache angeben, die beweiset, mit welcher Schnelligkeit gewisse Gattungen Insekten sich vermehren können, obgleich ihr Ursprung durchaus unbekannt ist. Die Bewohner des östlichen Rußlands werden nämlich von einem gewissen Ungeziefer gequält, dessen Einführung von Einigen den preußischen Gefangenen und von Andern den Banden des Rebellen Pugatscheff zugeschrieben wird. — Was ausserdem der Verfasser auch Gutes über sein geliebtes Canada denken und sagen mag, so darf man sich, nach seinen eigenen Beschreibungen, Glück wünschen, nicht dort wohnen und mit Menschen Umgang haben zu müssen, die in der vervollkommneten Zivilisation eben noch nicht besonders fortgeschritten zu sein scheinen.

Lettres from North America. — Briefe über Nordamerika, geschrieben auf einer Reise durch die vereinigten Staaten und Canada, von Adam Hodgson. London, 1824. Bei Hurst und Komp. Zwei Bände in 8.

Man ist über die vereinigten Staaten von Nordamerika lange noch nicht einverstanden. Einige Reisende haben nichts als Großes, Prachtvolles, Freisinniges und Schönes dort gesehen, Andere im Gegentheil zeigen uns dies Land unter einem ganz andern Gesichtspunkte, und wollen uns glauben machen, daß Alles dort klein und kleinlich sei, daß die Anstalten kaum diesen Namen verdienen, daß die Einwohner interessirt, ungastfreundlich, unwissend und roh seien. Man kann daraus wenigstens schliessen, daß man die Wahrheit weder im übertriebenen Lobe, noch im ausschweifenden Tadel suchen müsse. Es ist ohne Zweifel viel in Amerika zu bewundern, vorzüglich zu unsern Zeiten, wo die Bewunderung des Schönen und Guten in Europa oft verboten und quasi verpönt ist; aber dennoch sind alle Theile dieses großen Landes nicht gleich zivilisirt. Wenn man in einigen Provinzen eine weit fortgeschrittene Kultur bemerkt, die manchmal noch blühender genannt werden dürfte, als die in den bebauetsten Theilen unsers Erdkörpers, so gibt es dagegen auch andere, die weit hinter dem Wohlstand der ersteren zurückstehen. In diesem Punkte stimmen wir denn auch vollkommen den Meinungen des Verfassers bei, der im Allgemeinen den Amerikanern günstig ist, obgleich er mit Recht die Sklaverei tadelt, die in einigen Staaten noch immer fortbesteht, so wie das System der Entartung, welches man gegen die Eingebornen angenommen hat, bei denen der übermässige Gebrauch starker Getränke bis jetzt das einzige Resultat ist, welches sie ihrer Berührung mit der europäischen Zivilisation abgewonnen haben. Hodgsons Werk ist, obgleich es einige ermüdende Stellen enthält, dennoch im Ganzen gut geschrieben. Er hat die entferntesten Theile der amerikanischen Republik besucht, und er hat in diesen großen bisher wenig bekannten Ländern, wo selbst unsere Künste und unsere Industrie noch unbekannt sind, die mannigfachsten Gegenstände zu neuen und anziehenden Beschreibungen aufgefunden.

Philosophical magazine. — Philosophisches Magazin und Zeitschrift der verschiedenen Zweige der Wissenschaften, der schönen Künste, der Landwirthschaft, der Manufakturen und des Handels. Von Alexander Tilloch. London, 1824. Bei Longmann.

The Hive, or Weekly register of remarquable events in domestic occurrences, litterature etc. — Der Bienenkorb, oder wöchentliches Register der Begebenheiten des häuslichen Lebens, der Literatur, Manufakturen, Künste u. s. f. London, 1824. Bei Duncombe.

Die erste dieser beiden Zeitschriften behandelt ausschließlich nur die Künste und Wissenschaften, und ihre verschiedenartigen Anwendungen. Die zweite ist weniger ernst, und verwendet einen großen Theil ihrer Blätter auf die Unterhaltung derjenigen, denen es nur um Zeitvertreib, und nicht auch um Unterrichtung zu thun ist. Ausserdem enthält sie dennoch Manches, das der Aufmerksamkeit nicht unwürdig genannt werden dürfte.

Russische Literatur.

Die Springbrunnen von Bachtschi-Saray. Ein Gedicht von Alexander Puschkin. Moskau, 1824.

Der junge Dichter, dem dieses neue poetische Produkt gelungen ist, nimmt bereits einen bedeutenden Rang auf dem russischen Parnaß ein. Seine beiden Gedichte „Ruslan und Ludmilla,“ und sein „Gefangener vom Kaukasus,“ haben seinen Namen allgemein bekannt gemacht. Das vorliegende Gedicht kommt den frühern nicht gleich, obgleich es viele schöne, geistreiche Stellen enthält, und in einem durchaus reinen und glücklichen Style geschrieben ist. Wir wollen versuchen, unsern Lesern einen gedrängten Begriff davon zu geben. Man erblickt zuerst ein treues Gemälde des Hofes eines tartarischen Despoten,

Digitized by Google

der, umschimmert von dem Glanz seines Palastes, Unruhe und Zorn im tiefsten Grunde seiner Seele zu verbergen sich bemüht. Die Hofschranzen, in den allerunterwürfigsten Stellungen, umringen seinen Thron, bis zu dem Augenblicke, wo sie ein Zeichen der Ungeduld an den Augenbraunen und Lippen des Chans gewahren. Plötzlich ziehen sie sich mit tiefen Bücklingen zurück und der Saal wird stumm und leer. Die Beschreibung des Verschnittenen, der die Schönheiten des Harems bewacht, ist mit vieler Kunst ausgeführt. Man sieht eins jener verstümmelten Geschöpfe, die taub gegen die Stimme der Natur, fühllos gegen die entzückendsten Reize, mit kalter Barbarei die Schönheit und Unschuld martern, und kein größeres Vergnügen, keine höhere Wollust kennen, als überall den Samen der Zwietracht auszustreuen, das emporsprießende Unkraut mit vieler Sorgfalt zu pflegen, und mit seinen Früchten die Tugend überall zu vergiften, wo sie ihnen im Wege ist.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Kunst.

Fortsetzung der Uebersicht der Gemälde-Gallerie des Herrn Grafen von Bentel-Sternau.

Michel Angelo Buonarotti. Jesus im Grabe nach der Kreuzabnahme. Gruppe von drei Personen. Ganze lebensgroße Figuren. Auf Leinwand. 3 Fuß 4 Zoll hoch und 4 Fuß 9 Zoll 6 Linien breit. — Die Niederlegung des Erlösers in der Felsgruft, nach der Abnahme vom Kreuz, ist hier mit kraftvollem Meisterpinsel ausgeführt worden. Jesus, auf einer Purpurdecke ruhend, mit dem etwas zurückgebogenen Haupt, über dem das hohe Auferstehungslicht emporzuhämmern scheint, gleicht, dem Körper nach, einem vollkommenen Leichnam. Das matte Clairobscure im Antlitz zeigt die Züge eines Nubigschimmernden, um dessen Mund noch der Ausdruck beredter Wahrheit und göttlicher Verzeihung schwebt. Das Licht fällt von oben auf den Körper des Heilandes herab, und konzentrirt sich fast ausschließlich auf demselben, weßhalb der Schattenschlag auf der Brust und an den Armen so schön und fein nüancirt ist. Zu den Füßen des Heilandes, und hinter demselben, erblickt man die leidende Jungfrau, mit über der Brust gekreuzten Händen und gemeßtem Haupte ihren göttlichen Sohn anbetend. Ihr rothgeweintes Auge, die vom tiefsten Gram umlagerte Stirn, der schmerzhaft verzogene Mund, Alles deutet den namenlosen Jammer einer Mutter an. Der Johannes neben ihr erhebt mit männlichem, aber eben deßhalb um so mehr konzentrirtem Schmerze, mit klagendhaltener Purpurdecke, die rechte Hand des Erlösers zu den Lippen Maria's. Ein Oelzweig ragt über Beiden auf der Höhe zur Brust hervieder. Das Kolorit ist sehr warm, sehr reich. Der Faltenwurf ist außerordentlich studirt und doch sehr natürlich und wahr. Nur nach längerem Anschauen und Durchforschen, und erst dann, wenn man sich mit der ganzen erhabenen Idee des großen Künstlers vertraut gemacht hat, vermag man den vollen Werth dieses Meisterstücks zu erkennen.

Salvo Ferrato. Die Flucht nach Aegypten. Gruppe von drei Personen. Lebensgröße. Halbe Figuren. Auf Leinwand. 3 Fuß 5 Linien hoch und 3 Fuß 7 Linien breit. — Des Künstlers Hauptgedanke beim Entwurfe dieses Gemäldes war, die drei Nüancen des moralischen und physischen Lebens des Menschen darzustellen, und er hat ihn meisterhaft ausgeführt. Das am Busen der Mutter schlummernde Christuskind, die allein auf ihren Sohn achtende, und über seine Zukunft nachsinnender jungfräuliche Maria, und der greise, obgleich noch kräftige und für das Wohl der Seinigen besorgte Joseph, bilden eine eben so herrliche als tiefergründete Gruppe. Die Ruhe des Kindes ist so süß, so schön. Auf den gefalteten Mutterhänden ruhend, neigt es sein göttliches Haupt an die liebende Brust Maria's, die es mit seinem rechten Händchen zu beschirmen und mit Segen und Frieden erfüllen zu wollen scheint. Die Jungfrau, deren klares Unschuldsgesicht den Stempel der Ruhe über die Gegenwart und der Ahnung der Zukunft auf sich trägt, blickt mit den unter den Augenlidern halbverborgenen Strahlensonnen still über des Kindes Haupt vor sich hin. Der Kopf Joseph's ist sehr ausdrucksvoll. Der tiefe, rührende Kummer in seinen Augen, in den weich angedeuteten Furchen der Stirn und der Wangen, ist eben so anziehend als ergreifend. Beide Hände über den Stab gelegt, scheint er, bei dem augenblicklichen Stillstehen, ganz in seine schwermüthigen Träumereien versunken zu sein. — Der Künstler hat sich bei der Anlegung und Ausarbeitung dieses Gemäldes freiwillig aller der Hilfsmittel beraubt, die er in Anspruch nehmen konnte, um nur die alleinige einfache und wunderbare Wirkung der Hauptsache zu erzielen. Die Zusammenstellung der Farben hat anfänglich etwas Auffallendes; aber bald wird man von Bewunderung hingerissen, wenn man bemerkt, wie meisterhaft die verschiedenen Nüancen verschmolzen sind. Die Zeichnung ist reine Nachahmung der Natur, der Faltenwurf groß und gelehrt und das Kolorit trefflich und originell. Salvo Ferrato war ein großer Meister; er hat in diesem Bilde eine überzeugende Probe davon gegeben.

— Um aus Paris einen Seehafen zu machen, das heißt, um die Seine auf solche Weise schiffbar zu machen, daß die großen Handelsschiffe, die aus Amerika zu Havre-de-Grace ankommen, bis nach Paris hinaufsteigen können, dringt man in Vorschlag, einen Kanal zu erbauen, der die vielen Krümmungen, welche die Seine in ihrem Laufe macht, durchschneidet, und in möglich gerader Richtung angelegt werde. Die Länge dieses oder vielmehr dieser Kanäle würde 16,250 Toisen betragen und einen Kostenaufwand von beiläufig 4,500,000 Franken verursachen, da hingegen die jährlichen Einnahmen auf eine Million Franken angeschlagen werden können. Die Strecke von Rouen nach Paris, die gegenwärtig zu Wasser 121,000 Toisen beträgt, würde dadurch auf 93,000 Toisen reduzirt werden können.

Digitized by Google

Literarische Anzeigen.

Subskriptions-Einladung

zur

vierten Auflage

von

Meyer's deutschem Shakspeare.

Elegante und wohlfeile Taschenausgabe mit vielen Kupfern. Preis: 4 gr. sächs. oder 18 kr. rheinl. für jedes Bändchen.

Um der Verbreitung des trefflichen, jedem für geistige Freuden empfänglichen Gemüthe hohen Genuß darbietenden Werkes die größtmöglichste Ausdehnung zu geben, wollen wir die vortheilhaften Subscriptionsbedingungen der ersten Auflage auch für diese vierte gelten lassen, und dadurch zugleich mit bezwecken, daß die Anschaffung auch für den Unbemittelten leicht — ja kaum fühlbar werde.

Diese Bedingungen sind:

1. Preis: vier Groschen sächs. oder 18 kr. rheinl. für jedes Bändchen.

2. Die Bezahlung verlangen wir nicht zum Voraus; sondern erst nach Empfang des Buches.

3. Die Ablieferung der bereits erschienenen vier Bändchen geschieht nicht auf einmal, sondern im Zwischenraum von einem Monat, den 20 Mai und den 20 Juni, jedesmal zwei Bändchen. Die Ablieferung der nachfolgenden Bändchen geschieht wie sie erscheinen, einzeln, in Zeiträumen von 2 bis 3 Monaten.

4. Subscribenten-Sammler erhalten das siebente Exemplar gratis.

5. Jedes Bändchen enthält ein ganzes Schauspiel, und ist mit einem schönen Kupfer — das erste mit dem von unserm F. Müller meisterhaft gestochenen wahrhaften Bildniß Shakspeare's — geschmückt.

6. Jedes Bändchen wird (an die Subscribenten) geheftet, in einem schön lithographirten Umschlag — in demselben eleganten Aeussern, welches bei der ersten Auflage so gefallen hat, abgeliefert.

7. Dieselbe Deutlichkeit und Schönheit im Druck, welche an den frühern Ausgaben gerühmt wird, wird auch dieser angehören.

8. Das Papier — schweizer Velin — wird das frühere noch an Weiße übertreffen, und einen um so grellern Kontrast gegen die Taschenausgaben anderer Verleger liefern. — Man subscribirt bei allen Buchhandlungen. —

Wir sind mit dem Verfasser übereingekommen, diese neue Auflage sechstausend Exemplare stark zu machen, — da es aber doch der Fall sein könnte, daß sie, ungeachtet ihrer Größe, dem Verlangen des Publikums nicht angemessen wäre, und somit rathsam würde, den Abdruck in Zeiten zu verstärken so bitten wir, bald zu subscribiren, damit wir, von den näher gelegenen Buchhandlungen wenigstens, vor dem 15 Mai die Subscriptionslisten eingesandt erhalten können.

Der Subscriptionstermin wird, sobald wir es für angemessen halten, ohne vorgängige Ankündigung, geschlossen, und es kann sodann die Anschaffung dieses Werkes nur zu dem um die Hälfte höhern Ladenpreis gemacht werden. Man möge daher die hier dargebotenen Vortheile zeitig benuhen.

Gotha, Ende März 1825.

Hennings'sche Buchhandlung.

Herabgesetzte Preise.

Um die Hälfte im Preis herabgesetzt sind von nun an folgende zwei Werke zu haben:

E. A. W. von Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Produktenkunde. Für jede Klasse von Lesern. Erster bis vierzehnter Jahrgang in 18 Bändchen. Mit 203 Kupfern und 11 Charten. Leipzig, bei Gerhard Fleischer. Sonst 36 Thlr. Jetzt 18 Thlr.

Minerva. Taschenbuch für 1809 bis 1820, oder erster bis zwölfter Jahrgang. Mit 111 Kupfern zu Schillers Gedichten und dramatischen Werken. Ebendaselbst. Sonst 24 Thlr. Jetzt 12 Thlr.

Dasselbe für 1821 bis 1824, oder dreizehnter bis sechszehnter Jahrgang mit 36 Kupfern zu Göthe's Gedichten und dramatischen Werken. Ebendas. Sonst 8 Thlr. Jetzt 4 Thlr.

Die Beiträge in der Minerva sind von C. Pichler, E. A. W. von Zimmermann, Tiedge, Langbein, F. Kind, Ehrenberg, Klopstock, Th. Huber, H. Voß, F. H. Jacobi, G. Schilling, E. Raupach, van der Velde, Fr. Jacobs, Seume, Kähler, A. Lafontaine, Prühel, Fouqué, Bredow, Blumenhagen, Böttiger, Sch. Hell und Andern.

Man hat nicht nöthig, diese Werke gleich vollständig zu nehmen, sondern kann so viel Bände als man wünscht erhalten, in welchem Fall der Preis gleichfalls unverändert und für jedes Bändchen 1 Thlr bleibt.

Durch jede Buchhandlung sind obige Werke zu erhalten. Gerhard Fleischer in Leipzig.

Von M. Porter ist jetzt erschienen:

„Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg." Eine Sage vom Harz. Deutsch von Georg Lotz. 2Bde. 8. Velinp. m. Vign. Hamburg, bei Herold. 3 Rthlr.

(Dieses interessante Werk ist bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.)

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 18. Zweiter Jahrgang 1825. 4. Mai.

Reise nach China.

Von Timkowsky.

Ad quae noscenda aer ingredi, transmittere mare solemnis, ea sub oculis posita negligimus. *) PLINIUS.

Wir haben schon einmal der „Reise Timkowsky's nach China" erwähnt, und Einiges daraus unsern Lesern mitgetheilt. Der Verfasser war, mit einer russischen Gesandtschaft, nach jenem entfernten Reiche gegangen, und theilt nun dem Publikum die Früchte seiner Beobachtungen mit. Rußland besitzt zu Peking ein großes Kloster, in dem die Missionäre alle zehn Jahre erneuert werden. Nach ihrer Zurückkunft werden sie als Dollmetscher in den Angelegenheiten und Verhandlungen mit China, oder als Professoren der chinesischen und Mandschu-Sprachen auf den Universitäten gebraucht. Im Jahre 1820 gingen die neuen Missionäre von Kiachta ab, und Timkowsky begleitete sie.

Der historische Theil der Reise ist vom höchsten Interesse. Die beigefügten Noten des Verfassers sind ohne alle Anmaßlichkeit, und um so kostbarer, weil kein systematischer Geist die ersten Eindrücke und Empfindungen bestimmt hat. Mit der Ankunft zu Peking vermehrt sich dieses Interesse wo möglich noch, denn bald ist es ein Spaziergang durch die Stadt, zum Besuche eines der Häuser, die Rußland in den verschiedenen Theilen derselben gehören, bald die Beschreibung irgend einer Feierlichkeit der Lamas, einer Prozession, einer Zeremonie, oder was sonst die Neugier eines Fremdlings in Anspruch nehmen kann, wodurch der Leser eben so angenehm angezogen als unterrichtet wird. Neben diesen örtlichen Bemerkungen sprühen eine Menge Lichtfunken über den politischen und bürgerlichen Zustand dieses Landes hervor, durch welche die Aufmerksamkeit nicht minder gereizt wird. Dazu gehört unter andern das kaiserliche Manifest, über den Sturz eines bis dahin allmächtigen Ministers, dessen unermeßliche Güter durch den Bogdo-Khan (den großen König oder Kaiser) auf rein türkische Manier konfiszirt wurden, oder ein anderes Manifest des Kaisers Tsia-Tsin, des Vorgängers des jetzt regierenden Monarchen, in welchem derselbe alle physischen Unfälle und Verheerungen eines bösen Jahres ganz bescheiden seiner schlechten Regierungsweise zuschreibt.

Das Gemälde von Peking nimmt ein großes Kapitel ein. Der eigentliche Name dieser Stadt ist Beithsine. Die chinesischen Geographen nennen sie Schun-tian-fu, oder die unterm Himmel allein herrschende Stadt. Der Verfasser theilt von ihrem Anblick folgenden Abriß mit:

„Die Straßen sind sehr schmutzig, und man sieht an mehreren Stellen Löcher, die eine Zeit lang im Jahre Pfützen oder Teiche sind. Die Chinesen reiten auf Eseln, die man ganz gesattelt an allen Stadtthoren findet. Im Winter läßt man sich durch Männer

*) Was wir zu sehen, Reisen unternehmen und Meere zu durchschiffen pflegen, das achten wir nicht, wenn es dicht vor unsern Augen liegt.

in Schlitten fortziehen. Hin und wieder erblickt man auch kleine Wagen, die von Menschen gezogen werden, und mit denen man von Peking bis in die südlichen Provinzen gehen kann. In den Höhlen, oder vielmehr in großen Löchern unter den Stadtthoren, haben die Bettler ihre Wohnstätten aufgeschlagen. Man kann sich nichts Entsetzlicheres und Zurückstoßenderes denken, als den Anblick dieser Unglücklichen, die fast ganz nackt, und nur mit einer halbverfaulten Strohmatte bedeckt sind. Sie schlüpfen sich bis vor die Kaufläden in der Stadt, oder in der nächstgelegenen Vorstadt, um dort ein Almosen zu ersehen, und sobald sie es erhalten haben, kriechen sie wie das Vieh in ihre Höhlen des Elends zurück. Niemand hat mir sagen können, ob es ein Spital, oder sonst eine philanthropische Anstalt, mit Ausnahme eines Findelhauses, das sich in der Südvorstadt befindet, und zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts unter der Regierung Kan-Sis gegründet wurde, in der Stadt gebe. Zur Winterszeit allein vertheilt man unter diese Unglücklichen im Namen des Kaisers eine Schaale in Wasser gekochtes türkisches Korn; aber ihre Menge ist so groß, daß man nicht einmal diese Wohlthat auf Alle ausdehnen kann. In einem hinter den Thoren der südlichen Zitadelle gelegenen Tempel theilen die Priester ebenfalls gekochte Grütze an die Bettler aus.

„Alle Häuser haben Kaufladen, von denen jeder nur einen Artikel derselben Gattung hat. Auf einem Gange durch die Stadt, um drei Uhr Nachmittags, um uns nach der südlichen Vorstadt zu begeben, sehen wir die Straßen mit einer großen Volksmenge, in beständiger Bewegung, angefüllt. Man bemerkt jedoch sehr wenige Frauen darunter. Die Barbierer und anderer Professionisten verrichten ihr Gewerbe mitten in der Straße. Wir gingen am südlichen Thore der „rothen Stadt“ vorüber, in deren Innern sich der kaiserliche Palast befindet. Von außen kann man die Gebäude desselben nicht bemerken. Der Platz vor diesem Thore ist mit großen Steinplatten gepflastert, und mit Granitsäulen geschmückt. Niemand darf zu Pferde darüber hin, und die Fußgänger allein dürfen ihn betreten. Die Wache saß außerhalb des Thores, sehr schmutzig bekleidet, und ruhig ihr Pfeifchen schmauchend.“

Während Timkowsko's Aufenthalt zu Peking fand die allgemeine Hinrichtung aller im Laufe des ganzen Jahres zum Tode Verurtheilten statt, der sonderbaren Gewohnheit der Chinesen zufolge, alle Verbrecher an einem und demselben Tage hinzurichten. Für Staatsverbrecher allein geschieht eine Ausnahme, an welchen sogleich nach ihrer Verurtheilung das Urtheil vollzogen wird. Alle Uebrigen werden zuerst auf den Richtplatz geführt und sodann wieder eingekerkert, bis zu dem Tage, wo der Kaiser auf der allgemeinen Liste Diejenigen bezeichnet, die in der Exekution mit inbegriffen sein sollen. Der Kaiser Kien-Long ließ ihnen selten Gnade angedeihen; aber unter dem letztregierenden Monarchen wurden einmal von fünfzig zum Tode Verurtheilten nur vierzehn hingerichtet. An demselben Tage begibt sich der Kaiser, in seiner Eigenschaft als erster Priester aller Religionen des ganzen Reichs, in Prozession nach dem „Himmelstempel“, um dort ein Reinigungsopfer zu verrichten. Man muß, um sich einen bestimmten Begriff von alle den Vorsichtsmaßregeln und Schrecken machen zu können, die bei dem jedesmaligen Ausgange des Delinquenten, aus seinem Palaste, in Anwendung gebracht werden, ein Augenzeuge gewesen sein.

„Gestern“, erzählt der Verfasser, „hatte man die geheiligten Gefäße zum Opfer nach dem Tempel gebracht. Heute früh um fünf Uhr begab sich der Bogdo-Khan ebenfalls dahin, und zwar zu Pferde, von einem großen Gefolge seiner ersten Würdler und Räthe und einer starken militärischen Bedeckung begleitet. Kein Bürger hatte die Erlaubniß, Seine Majestät zu sehen. Alle Thüren und Thore und Fenster waren aufs Sorgfältigste verschlossen, und man hatte die Nebengassen durch Vorbäuge verborgen. Schon gestern Abend hatten die Boschchis, die unsere Hausthür bewachten, uns angekündigt, daß Niemand von uns sich Vormittags in den Straßen zeigen dürfe. Vor mehreren andern Häusern waren ebenfalls Wachposten aufgestellt, so groß war die Besorgniß eines Angriffs gegen das Leben des Kaisers. Diese Vorsichtsmaßregeln rühren von der Gefahr her, welcher Tsia-Tsin, der Vorgänger des gegenwärtigen Monarchen, ausgesetzt war. Die Nachlässigkeit, mit welcher er die Staatsangelegenheiten besorgte, die Abhängigkeit, in welcher er, hinsichtlich seiner Verschnittenen, lebte, und sein beinahe würdeloser Hang zur Wollust, hatten ihn dem Volke aufs äußerste haßenswerth und verächtlich gemacht. Eines Tages wurde er mitten in seinem Palaste von dem Vorsteher seiner eigenen Küche mit einem großen Messer angefallen und hart bedrängt. Er würde gewiß getödtet worden sein, wenn nicht ein Kia oder Leibgardist sich zwischen den Koch und den Kaiser geworfen hätte, für den er mehrere Stiche empfing. Er wurde dafür zum Range eines Guns, oder Fürsten der fünften Klasse, erhoben.“

So zerstören alle authentischen Nachrichten, welche uns von diesem Reiche zukommen, die sonderbaren Ideen, welche man sich bis zu Ende des vergangenen Jahrhunderts davon gemacht hatte, und die, jetzt zwar von den Gelehrten verworfen, darum doch nicht minder verbreitet sind und noch hin und wieder Glauben finden. Man muß es leider gestehen, daß der

Digitized by Google

ſyſtematiſche Geiſt vielleicht nie mehr, als bei dieſer Gelegenheit, die Philoſophen blind gemacht hat. Man wollte ein Volk haben, das man zum Muſter aufſtellen konnte, wo die Toleranz vorherrſchend ſei, wo die Literatur den erſten Platz einnehme, wo der Monarch ein Vater aller ſeiner Unterthanen ſei. China war unbekannt, und man bemächtigte ſich ſeiner, um aus einigen Thatſachen ein ganzes Syſtem zuſammenzuſopveln. Die Chineſen hatten einige ſehr alte Traditionen, und man gab ihnen ein ungeheures Alterthum, mit ſo großerer Vorliebe, weil dadurch die hebräiſchen Traditionen über den Haufen geſtoßen werden ſollten. Ein Volk, nach den Geſetzen der Philoſophie regiert, ſollte glücklich und ruhig ſein; man glaubte, daß China mehrere Jahrhunderte lang im tiefſten Frieden exiſtirt hat, und daß es, endlich von den Barbaren überſchwemmt, durch ſeine Civiliſation ihnen nicht nur widerſtanden, ſondern ſie ſelbſt dem Scepter deſſelben unterworfen habe. Die ſyſtematiſche Geſchichtſamkeit miſchte nun auch ihren Salm dazu, und da die ägyptiſche Weisheit ebenfalls ſehr berühmt geweſen war, da die Aegyptier ihre Verſtorbenen, und die Chineſen ihre große Mauer einbalſamirt hatten, da die Einen von ihren Prieſtern und die Andern von ihren Schriftgelehrten beherrſcht wurden, ſo nahm man als klar und erwieſen an, „daß die Chineſen nichts mehr und nichts weniger als eine ägyptiſche Kolonie ſeien.“ Aber die Reiſen und genauere Nachforſchungen haben alle dieſe Träumereien verſcheucht. Man hat die Geſchichte dieſes Landes aller der durch Volkseitelkeit und die Liebe des Wunderbaren erfundenen Fabeln beraubt, und man hat ſich leicht überzeugt, daß die Exiſtenz von China, als Kaiſerreich, nicht mehr als zwei oder drei Jahrhunderte über die chriſtliche Zeitrechnung hinaufreicht, und daß ſelbſt da es nur halb ſo groß war, als es gegenwärtig iſt; daß es ſpäterhin noch in mehrere unabhängige Völker zerfiel, die nach verſchiedenen Kriegen und Revolutionen ſich in zwei Reiche bildeten, das nordiſche und das ſüdliche, und ſich endlich, im ſechsten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung, zu einem einzigen vereinigten; daß China, mit einem Worte, der Schauplatz eben ſo langer und blutiger Kriege geweſen iſt, als jeder andere Theil des Erdballs, daß es zweimal, in wenig von einander entfernten Zeiträumen, von fremden Barbaren erobert worden, und daß die überwundene Nation jetzt noch die tief entehrenden und entwürdigendſten Zeichen der Sklaverei an ſich trägt. Man hat nichts anderes, als eine deſpotiſche Regierung in einem Lande zu erblicken vermocht, wo der Stock von jeher ein kräftiges Regierungsmittel war, wo die Bedienten des Fürſten nach Willkühr Abgaben erpreſſen konnen, wo die Aemter größtentheils käuflich ſind, wo die Verſchwendung eines üppigen Harems allen Glauben übertägt, wo die Verſchnittenen eine unbeſchränkte Tyrannei ausübten, und lange Zeit eine große Rolle ſpielten, daß ſie, wie die prätorianiſche Wache zu Rom, die Kaiſer nach ihrem Belieben ein- und abſetzten, und wo man ſich ihrer nicht anders, als durch eine allgemeine Maſſakre entledigen konnte. Endlich hat man in den Chineſen nichts als ein höchſt elendes Volk geſehen. Die Bevölkerung iſt, im Verhältniß mit dem bebauten Lande, zu groß. Diebſtahl und Straßenräuberei herrſchen überall, und konnen nicht mehr unterdrückt werden; die Anwendung der Tortur iſt unbeſchränkt, der Selbſtmord iſt faſt an der Tagesordnung, und ein Gegenſtand der Spekulation; die Verſtoßung und der Verkauf der Kinder von ihren eigenen Aeltern iſt entſetzlich, der Unterricht iſt höchſt vernachläſſigt; die Künſte ſind wenig vervollkommnet, die ſchönſten Entdeckungen ſind ohne Entwickelung geblieben, und was die Religion anbelangt, ſo iſt ſie ein Gemiſch des allerelendeſten und verſchiedenartigſten Aberglaubens. In dieſem Vaterlande des Konfuzius wird nicht allein die phyſiſche Natur vergöttert, ſondern die Bonzen wiederholen auch noch, ohne ſie ſelbſt zu verſtehen, faſt alle unſaubern und verworfenen Lehrſätze der unendlichen Glaubensmeinungen Indiens.

Portugieſiſche Sittentafel.

Liſſabon.

Portugal war einige Zeit lang der Mittelpunkt eines großen Reichs; aber es bleiben ihm jetzt von ſeiner vergangenen Größe kaum noch einige Erinnerungen ſeiner ſonſt ſo reichen Geſchichte. Es iſt nicht mehr jenes eroberungsſüchtige Volk, deſſen Macht und Ruhm ein Camoens beſang, und dem der Pabſt, durch jene berühmte Bulle, das Recht der Oberherrſchaft über einen großen Theil des Erdballs zugeſtand. Unbedeutend in litterariſcher wie in politiſcher Hinſicht, ſcheint dies Land ſeine Stimme im Rathe der Nationen verloren zu haben. Nicht mehr Indien, nicht mehr Amerika beherrſchend, hat es mit dieſen unerſchöpflichen Gruben ſeines frühern Reichthums zugleich Handel und Induſtrie, Literatur und Wiſſenſchaft verloren. Die Urſachen dieſes moraliſchen und politiſchen Verfalls liegen allein in ſeinen politiſchen und religiöſen Grundſätzen, und in dieſem Bezuge kann ein getreues Gemälde der portugieſiſchen Sitten eine große Menge nützlicher Lehren enthalten. Man würde darin aufs klarſte erkennen, was aus einem Volke werden kann, das ſich durch muthloſchen Aberglauben ire leiten läßt, und wie ſehr unter dieſem bosartigen

Digitized by Google

Einflusse die reichsten und herrlichsten Geschenke der Natur entarten oder unentwickelt bleiben können.

Unglücklicherweise ist Portugal bis jetzt nur sehr wenig bekannt, und obgleich die Engländer seit Langem ihre Comptoirs dort angelegt haben, und dies Land nicht anders als eine Kolonie betrachten, so scheint es dennoch nicht, daß sie sich besonders um die Sitten und Gebräuche desselben bekümmern, und es also kaum besser kennen, als die übrigen europäischen Nationen.

Wir haben so eben ein Buch durchblättert, das unter dem Titel: „Lissabon in den Jahren 1821, 1822 und 1823 von Frau Baillie", mit der ermüdenden Genauigkeit eines zungengeläufigen Frauenzimmers, die allerunbedeutendsten Gegenstände sehr breit behandelt, und die wichtigern entweder nur leise andeutet oder gänzlich übergeht. Aber wie man einer jeden Sache etwas Nützliches entnehmen kann, wenn man den guten Willen dazu hat, so haben wir auch hier mancherlei bemerkt, das vom schaalen Wortkram entblößt, mehrere treffende Thatsachen in ihrem ganzen eigenthümlichen Gehalte erblicken und würdigen läßt. Die Vorurtheile und Lächerlichkeiten einer Nation sind mitunter nicht zu verachtende Mittel, auf die Grundsätze ihres Karakters seine Schlußfolgen ziehen zu können.

Der erste Eindruck, den der Anblick von Lissabon dem Fremden gewährt, ist nichts weniger als angenehm. Dieses widerliche Schauspiel ist vorzüglich zu Buenos-Ayres, einer der Vorstädte, am auffallendsten. Wir lassen die Verfasserin diese Szene selbst beschreiben.

„. . . . . Wo vermöchte ich Worte aufzufinden, die stark genug sind, den Abscheu zu beschreiben, den ich empfinde, indem ich mich an den allgemeinen Anblick dieser Stadt, an das Aeussere und an die Gewohnheiten ihrer Bewohner erinnere. Alles was man sich nur an Schmutz und Unreinlichkeit zu denken vermag, scheint sich auf diesem Punkte des Erdballs vereinigt zu haben. Bei jedem Schritte, und in jedem Augenblicke wird man von einem unerträglichen Fisch-, Oel- und Knoblauchsgestank fast erstickt. Damit vereinigen sich die Dünste anderer öffentlich in Verwesung übergehender Sachen. Elende, zurückstoßender durch ihre Unsauberkeit, als die ärmsten Bewohner unserer Gemeinde von S. Giles, wärmen sich an der Sonne und strecken sich ohne alle Umstände halb nackt neben den Unrathhaufen aus, die sich vor jeder Thür befinden."

Wir brechen ab; denn es scheint uns, daß dieser „Schattenriß" genügend sei, unsern Lesern einen Begriff von der Reinlichkeit der Bewohner Lissabons zu geben. Die Verfasserin kommt mehrmals noch auf denselben Gegenstand zurück. Nach ihr zu urtheilen, haben die Paläste dieser Hauptstadt viel eher das Ansehen finsterer Gefängnisse, als glänzender Wohnungen der Großen des Reichs. Sie äussert sich darüber an einer andern Stelle:

„. . . . Wir haben uns letzthin nach Ramallao begeben, um die Gärten und das Schloß in Augenschein zu nehmen, die der Königin gehören. Die äussere Einrichtung ist durchaus nach holländischer Manier, und die Gebäude sind eben so kleinlich als geschmacklos. Die Wohnungen des hohen Adels sind nicht vorzüglicher, und man kann sich denken, wie unangenehm und unsauber sie sein mögen, wenn man vor den Fenstern der schönsten Gemächer ganze Haufen Schwalbennest und andern Unrath erblickt, der niemals hinweggeschafft wird. Alle Familien, reiche oder arme, haben beständig eine große Menge Hühner, die ganze Legionen von Flöhen und anderes Ungeziefer verbreiten, die hier fast als eine Art ägyptischer Landplage betrachtet werden können. Die Portugiesen sind jedoch nicht weniger stolz auf Lissabon, als die Spanier auf Sevilla. Sie stehen in diesem Betrachte in nichts hinter den Chinesen zurück, nach deren Beispiel sie ihre königliche Residenz als die Hauptstadt der Erde, als das wahre Zentrum des „himmlischen Reichs" betrachten.

Die Dattelpalme. (Phoenix dactylifera, Lin. *)

Das Vaterland dieser Palmengattung scheint Nordafrika zu sein, indem man sie besonders zwischen dem 26. und 29. Grad der nördlichen Breite findet, welcher Erdstrich daher auch von den Arabern Belael-Djerit (Bidulgerid) oder das Dattelland genannt wird. Die Aegypter glauben dagegen, daß dieser Baum aus dem glücklichen Arabien stamme. Man findet ihn aber auch in den Tropenländern, und Alexander von Humboldt (s. dessen Ansichten der Natur) hat bereits siebenundzwanzig verschiedene Arten von Palmen in Südamerika gefunden.

*) Die genauere Erörterung dieser Pflanzengattung ist nicht allein als eine Erweiterung der Naturgeschichte merkwürdig, sondern auch für die Geschichte der Menschheit insbesondere von Wichtigkeit, indem sie zu den Arten von Gewächsen gehört, die auf einem bedeutenden Strich unsers Erdbodens den Hauptnahrungsstoff ganzer Völkerschaften ausmacht. Der Verfasser wird daher einige ähnliche charakteristische Pflanzengeschichten und ihre untergeordneten Gattungen der Gesammteren der verschiedenen Erdtheile, die er auf seinen Reisen Gelegenheit fand näher kennen zu lernen, nach und nach fragmentarisch mittheilen, indem sich aus ihren Eigenschaften Schlüsse auf die Kulturgeschichte der Völker ableiten lassen.

Digitized by Google

Die Dattelpalme gedeiht in der Nähe von ſüßen und ſelbſt etwas mit Salz geſchwängerten Gewäſſern; allein das Seewaſſer ſelbſt kann ſie jedoch nicht vertragen. Dies iſt der Grund, warum kurz vor dem Eindringen der Franzoſen in Aegypten, der Uebertritt der Meeresfluthen bei Damiette viele Dattelpflanzungen in der Umgegend vernichtete, und die Eingebornen einen Theil ihres Wohlſtandes beraubte. Wenn man daher Dattelbäume am Ufer des Meeres oder in ſalzgeſchwängertem Erdreich findet, ſo kann man daraus ſchlieſſen, daß ſie nur durch Hilfe des ſüßen Waſſers, das durch den Sand filtrirt, oder durch künſtliche Bewäſſerung daſelbſt vegetiren. Hieraus lieſſe ſich eine Folgerung ziehen, die für den Reiſenden in der Wüſte von Nutzen ſein dürfte. Denn findet er z. B. auf irgend einem Abſchnitte derſelben dergleichen Bäume, ſo kann er von der Nähe von ſüßem oder nur wenigſalzenem Waſſer verſichert ſein.

In Aegypten, in den Oaſen des Jupiter Ammons, von Augila Elgara, in der libyſchen Wüſte, und auf den Abſchnitten von Koat, von Derry und Sukkot in Nubien, werden ſie als ein ganz vorzügliches vegetabiliſches Nahrungsmittel ſehr geſchätzt; denn die Vernichtung dieſes wahren Lebensbaumes würde die Eingebornen in keine geringe Verlegenheit ſetzen, und ſie höchſt wahrſcheinlich nöthigen, ihren heimiſchen Boden zu verlaſſen. Hierauf bauend, hatte Haſſan-Bei, welcher einige Monate vor meinem Eintreffen in jener erſten Oaſe die Eroberungstruppen Mehemed-Alis dorthin geführt, und große Schwierigkeiten bei der Beſiegung der dortigen ſehr kriegeriſchen Einwohner gefunden hatte, die Unterjochung derſelben dadurch herbeizuführen geſucht, daß er alle Dattelbäume in der Oaſe umzuhauen und zu verbrennen drohte, wodurch ſich dieſe bewogen fanden, eine für ſie drückende Kapitulation einzugehen.

Gemeiniglich findet man die Dattelbäume nach Art unſerer Obſtgarten, gemeiniglich aber um Städte, Dörfer und einzelne Gehöfe, angepflanzt; allein man findet auch deren in Ober- und Niederägypten und ſelbſt in einigen Theilen Nubiens, ganze Wälder, und in der Wüſte einzelne Gruppen und Geſträuche davon. Die Dattelbäume erreichen gemeiniglich eine Höhe von dreißig bis vierzig, und einzeln ſtehende Stämme ſogar fünfzig bis ſechzig Fuß. Ihr Stamm hat alsdann zehn bis achtzehn Zoll im Durchmeſſer. Dieſer letzte iſt mit ſpiralförmigen Schuppen bedeckt, welche durch die abgeſchnittenen oder abgebrochenen Blätter gebildet werden, und ihne erhalten alsdann durch die Sorgfalt, womit man ſie zu beſchneiden pflegt, einen gewiſſen Grad von Regelmäßigkeit. Die wildwachſenden Dattelbäume haben minder regelmäßig gebaute Stämme, da die von ſelbſt abgeſtoßenen Blätter nur eine grobe ungeregelte Rinde zu bilden pflegen. Die Hauptwurzel derſelben iſt dick- und kegelförmig, aus welcher jedoch viele zweigartige kleine Wurzeln entſpringen.

Die Dattelpalme endet in einem einzigen Büſchel Blätter, die man uneigentlich Zweige zu nennen pflegt. Dieſe haben gemeiniglich acht bis zwölf Fuß Länge, und deren Anzahl wechſelt alsdann von dreißig bis vierzig, je nachdem ſie wild wächſt oder gepflegt wird; denn im erſten Falle läßt man ihr alle ihre Zweige, während deſſen man ihr im zweiten nach der Befruchtung einige derſelben abzuſchneiden pflegt, um hierdurch das Reifen der Früchte zu befördern. Die Rippen der Zweige ſind holzartig, die Stammenden derſelben erweitern ſich rinnenförmig, und ſind an ihren Rändern mit einem zuſammenhängenden Häutchen, das durch ein Netz von übereinander gekreuzten Fibern gebildet wird und eine Scheide darſtellt, verſehen. Nach den Beobachtungen des Herrn Alire Raffenau Delile ſind die Blumen der Dattelbäume, d. h. männliche und weibliche, auf verſchiedenen Stämmen, und wachſen in traubenartigen Büſcheln aus ſcheidenartigen Kelchen, die ihrer ganzen Länge nach geſpalten ſind. Dieſe Büſchel theilen ſich in eine Menge von dünnen Zweigen, welche die Geſchlechtsblumen tragen. Die männliche Blume enthält ſechs Staubfäden mit kurzen Fruchtſtielen und mit nadelförmigen Staubbeuteln, und iſt mit einem doppelten Kelch verſehen, wovon der innere drei Zacken hat und der äußere drei lanzenförmige ovale Abtheilungen hat, die zähe und äußerlich gereift und etwa drei Linien lang ſind. Die weibliche Blume iſt kolbenartig, ungefähr zwei Linien dick, und beſteht aus einem doppelten Kelch, wovon der äußerſte ſehr kleine, drei Zacken und der innere, der aus drei nagelförmigen hohlen Theilen gebildet wird, drei Fruchtknoten umfaſſen, von welchen nur der eine Früchte zu tragen pflegt. Die kurzen Strahlen der Pyſtolen erheben ſich nur bis zur Höhe des Kelches und ſind nach auſſenbin gebogen.

Die Frucht beſteht aus einer länglichrunden Beere, die glatt, markig und deren Fleiſch ſüß iſt, und ſich leicht zu einem Teig zuſammendrängen läßt. Unter dieſem Fleiſch befindet ſich der hornartige ovalzylindriſch geſtaltete harte Kern, welcher der Länge nach auf der einen Seite kanellirt und auf der andern abgerundet iſt. Auf der Mitte jener befindet ſich der Keim. Auf den Dattelbäumen hat man zuerſt den Unterſchied des Geſchlechtes der Pflanzen entdeckt, indem man bemerkte, daß nur die in der Nähe der männlichen ſtehenden weiblichen Stämme befruchtet wurden, und folglich Früchte trugen.

Da man durch Kultur den Ertrag der Dattel-

Digitized by Google

bäume steigern kann, so hat man sich bewogen gefunden, die weiblichen Blumen durch männliche künstlich zu befruchten, welche Befruchtungsweise seit Alters her unter dem Namen der Caprification *) bekannt ist.

Diese künstliche Befruchtung findet gemeiniglich im Monate Merdyr, welcher einen Theil unserer Monate Februar und März in sich begreift, statt. Man schneidet alsdann auf den männlichen Stämmen diejenigen Reiche, die sich bald öffnen würden, ab, und theilt die verschiedenen Zweige ihrer Traubenbüschel auseinander und streut alsdann den Staub einiger kleinen männlichen Zweige auf jeden weiblichen Büschel, und steckt jene dann in der Mitte dieser hinein, und bindet sie darauf unterhalb mit einem Streifen von Dattelbast zu. Der Araber, dem diese Arbeit aufgegeben worden ist, pflegt sie mit grosser Geschicklichkeit auszuführen. Ein Strick von Dattelbast, der auf der einen Seite wie ein Gurt breit geflochten ist, daß er sich damit nicht den Rücken verwunde, ist das Werkzeug, womit er sich bis an die Krone der Dattelbäume hinaufzuschwingen pflegt. Er wirft ihn nämlich um Stämme und Baum, erhebt alsdann den Strick über die spiralförmigen Reifer des Stammes, und nun erhebt er sich mit zurückgebogenem Rücken und gegengestemmten Füßen mit jenem auf gleiche Höhe und wiederholt als dann dies Manövre so oft, bis er die Blüthenbüschel erreicht hat. Hier verrichtet er alsdann seine Arbeit, sammelt den männlichen Blüthenstaub in seinem aufgebundenen Kleide oder Hemde ein, rutscht den Stamm hinab und ersteigt auf die ebenbeschriebene Art die weiblichen Dattelbäume.

Gegen das Ende des Monats Juni pflegen die Fruchtbüschel sich zu einem bedeutenden Umfange zu entwickeln, und alsdann werden sie an den untern Theil der Zweige befestigt, damit die Frucht durch den Druck der eigenen Schwere gegen den Stamm nicht zerdrückt werde. Die frühzeitigen werden gemeiniglich Ende Juli gepflückt; denn es gibt deren, die später reifen und erst Ende Dezember, abgenommen werden; daher findet man auch von jener ersten bis zu dieser letzten Zeit frische Datteln auf den Märkten von Alexandrien und Cairo. In den Oasen des Jupiter Ammons und von Elgara waren die Datteln noch nicht alle gepflückt, als ich Anfangs November daselbst eintraf, und die ganze Aernte fiel leider dies Jahr nur sehr gering für die armen Bewohner derselben aus, da Heuschreckenzüge jene Oasen, während der Blüthezeit der Dattelbäume, heimgesucht und sie größtentheils abgefressen hatten.

Die wildwachsenden weiblichen Dattelbäume geben nur dann gute Früchte, wenn sie künstlich befruchtet worden sind; denn verschiedene Gruppen dieser Gattung, die ich auf meinem Zuge durch die Wüste traf, trugen aus Mangel an der gehörigen Befruchtung entweder keine Früchte, oder nur kleine und sehr herbe, wie ich mich mehrmals hiervon überzeugte, da meine hungrigen Beduinen begierig darauf Jagd machten, und einer jeden Frucht sich zu bemächtigen suchten, um sie alsdann mit Heißhunger zu verschlucken. Aus ähnlichem Grunde trugen im Jahr 1800 die Dattelpflanzungen in der Nähe von Cairo keine Früchte, da man es versäumt hatte, sie dieses Jahr zu befruchten.

Es gibt verschiedene Arten von Datteln, die sich durch ihre Gestalt, Farbe und Eigenschaften unterscheiden, und gegenwärtig gewährt ihr sehr vermehrter Anbau in ganz Aegypten vortreffliche Früchte, obgleich man zu Strabo's Zeiten, Theben ausgenommen, nur schlechte Datteln in diesem Lande gefunden haben soll. Man zieht aber dessen ungeachtet heutiges Tages in Aegypten die Datteln von Koek, Derry und Suffot in Nubien, und die der Oasen von Siwah, Elgara und Augila in der lybischen Wüste denen des Landes vor. Die von Suffot sind von Dongola an bis Alexandrien die geschätztesten, und ihre Frucht erreicht eine Länge von drei Zoll.

Es gibt Datteln, die auf dem Stamm reifen und trocknen, und deren Fleisch alsdann zähe wird; die meisten aber bleiben weich und haben einen honigsüßen Geschmack. Man pflückt sie oft wenn sie noch hart und herbe sind, bringt sie alsdann dadurch zum Reifen, daß man sie auf einander gehäuft in eine Art von Gährung versetzt, die sie erweicht. In Cairo und in Alexandrien nennt man sie mit dem Kollektivnamen im Vulgair-Arabischen: Nachel: die rothe frühzeitige Gattung: Balah-Hayano; die gelben, honigsüßen: Balah-Amaat, und diese sind die beiden frischen Gattungen, die man vorzugsweise auf den Märkten von jenen beiden Städten verkauft. In Siwah dagegen nennt man sie im Allgemeinen nach der dortigen Sprache Sabeid, und unterscheidet alsdann darunter vier Hauptsorten, das heißt eine rothe, die Elanak, eine weiße, die Gogali, eine weiche, die Sultanie und eine vierte, sehr weiche und süße, die zugleich sehr stimulant sein soll, und Thewa genannt wird. Man trocknet sie daselbst auf Matten in der Sonne, und zwar auf einem großen in verschiedene Abtheilungen getheilten Platz, der zwischen den Häusern und den Ringmauern von Siwah-Kebie (d. h. der Haupt-

*) Man pflegte nämlich bereits im höchsten Alterthum in Griechenland die Früchte der wilden Feigenbäume, Caprificus genannt, auf die cultivirten zu versetzen, damit die auf jenen in großer Anzahl vorhandenen Insekten sich auf diese verbreiten und so durch ihren Stich befruchten konnten.

Digitized by Google

ort) liegt, und der Masdach genannt wird. Hier werden sie alsdann nach ihren verschiedenen Eigenschaften sortirt und entweder ganz oder in einen starkgepreßten Teig, den man Schmotsch heißt, in Körben von Dattelblättern von verschiedenen Formen und Größen eingepackt und versandt. Zuweilen mengt man noch einige Mandeln oder andere süße Kerne in diesen Datteleig, der alsdann hierdurch einen ganz angenehmen Geschmack erhält. Der meine Karavane führende Scheik hatte einige Körbe voll solcher gepreßten Datteln als Geschenk in Siwah erhalten, von welchen er zuweilen auf dem Marsche eine Handvoll herausgriff und sie mir als Geschenk darreichte, welches zwar das Mahl nicht würzte; allein der Hunger und der Wunsch, das scheinbar gute Einverständniß mit ihm zu erhalten, machte, daß ich diese Kost wenigstens in seiner Gegenwart nicht verschmähte. Wansleb, der im Jahr 1661 Aegypten besuchte, gedenkt bereits der Datteln, die man zu seiner Zeit aus Siwah nach Cairo brachte.

(Der Beschluß folgt.)

Ursprung des französischen Wortes Cancan.

Der Philosoph Ramus, berühmt durch den Antheil, den er im sechszehnten Jahrhundert an den Streitigkeiten nahm, deren Ursach und Gegenstand Aristoteles war, und der sich zum eifrigsten Verschreier des Philosophen von Stagira aufwarf, hat die französische Sprache mit dem Worte „Cancan“, das jetzt in den guten Gesellschaften der Kaffeehäuser so viel und mannigfach gebraucht wird, bereichert. Man hatte sich nämlich zu seiner Zeit gewöhnt, eine so große Fiererei in die Aussprechung des Lateinischen einzuführen, daß man statt quisquis und quamquam beständig kiskis und cancan sagte. Ramus bestritt diesen fehlerhaften Gebrauch anguibus et cornu und fehlte einen Trumpf darauf, daß man die Sprache Cicero's und Virgil's männlicher, oder gar nicht reden solle. Der Streit darüber zwischen ihm und seinen Antagonisten wurde so stark und die Gemüther erhitzten sich dergestalt, daß man schon den Kiel mit dem Flamberg vertauschen wollte, als eben zur rechten Zeit das Parlament selbst sich in den Handel legte und nach reiflicher Nachforschung den gravitätischen Ausspruch that: „daß man quamquam aussprechen müsse.“ Aber diese an und für sich sehr unbedeutende Angelegenheit hatte einen so großen Lärm gemacht, daß das Wort Cancan in der französischen Sprache geblieben ist, um dadurch eine Art von Skandal zu bezeichnen.

Einige Aeußerungen Napoleons auf seinem Sterbelager.

Gibt es noch eine Heuchelei an den Pforten des Todes?

Seiner äußern physisch-politischen Macht beraubt, war Napoleon vielleicht nicht minder groß auf dem nackten Felsen, mitten im unübersehbaren Ocean, als im Louvre, auf seinem glänzenden Kaiserthrone, von dem er das Chaos seiner Plane und Entwürfe auch nicht mehr zu übersehen vermochte. Er war und blieb derselbe, hier und dort, nur die Umstände um ihn her hatten sich verändert. Vielleicht bewies er noch mehr Seelengröße in dem unbeugsamen Widerstande, den er den Verfolgungen entgegensetzte, mit denen sein kleinlicher Kerkermeister ihn zu quälen suchte, als in den fünfzehnjährigen Kriegen, die er gegen alle sich immer neu erzeugende Koalitionen führte. Zwei Thatsachen werden durch mehrere Aeußerungen Napoleons auf seinem Sterbelager in ein vollkommenes Licht gestellt. Die erste davon ist, daß er, der an seinem glänzenden Hofe und in seinen politischen Unterhandlungen oft so gehässerisch und unbeugsam sich zeigte, in seinen häuslichen Verhältnissen sich immer gleich blieb, immer gutmüthig scherzend, geduldig, höflich, zart und tief empfindend; daß er nicht nur guter Sohn, guter Vater, guter Bruder, guter Gatte, sondern auch der nachsichtigste Gebieter war. Die Vertraulichkeit, in welcher er mit seinen Leuten lebte, erinnert an die des Löwen, der mit dem Hündchen spielt, das man zu ihm in denselben Käfich gesperrt hat. Die zweite Thatsache ist die, daß ein eben so feiner als durchdringender Geist in ihm sich mit dem kindlichen Gemüthe vereinigte. Seine Unterhaltungen mit den ihn Umgebenden sprühen von unzähligen Verstandesfunken, in denen die Zartheit nicht minder als das Treffende bewunderungswürdig ist.

„Doktor!“ sagte er einst zu seinem Arzte, „ersparen Sie sich Ihre Spezereien. Ich habe es Ihnen mehr als einmal gesagt: wir sind Lebensmaschinen, wir sind dafür organisirt, das ist unsere Natur. Treten Sie dem Leben nicht in den Weg, lassen Sie ihm vielmehr seinen Lauf, damit es sich selbst vertheidigen könne, und es wird das gewiß, ohne alle Ihre Quacksalbereien, wenn es dessen nur irgend noch fähig ist. Unser Körper ist eine Uhr, die eine Zeit lang gehen soll, ohne daß der Uhrmacher sie zu öffnen nöthig habe. Er kann sie nur tastend und mit verbundenen Augen berühren. Ist es ihm nun auch einmal gelungen, ihrem innern Gange zu Hilfe zu kommen, so wird er, indem er sie unaufhörlich mit seinen verkehrten Instrumenten bestürmt, doch zehnmal mehr ihr schaden und sie endlich ganz vernichten.“

„Die Heilkunst,“ sagte er ein anderes Mal,

Digitized by Google

„hat allein das Künſtliche an ſich, den Menſchen einzuſchläfern und ſeine Einbildungskraft zu benebigen. Darum haben ſich die Vorgänger der heutigen Aerzte mit ſo weiten und närriſchen Gewändern bekleidet, um auffallend und ehrfurchterweckend zu erſcheinen. Unſere gegenwärtigen Hippokraten haben ungeſchickt genug dies Koſtüm abgelegt. Sie haben die Marktſchreiereien Gallian's ſelbſt entſchleiert und eben dadurch den größten Einfluß auf ihre Kranken verloren. Wer weiß? wenn Sie ſelbſt, Doktor! nur einmal plötzlich mit einer ungeheuern Perüke, einer Toga und einer langen, langen Schlevpe erſchienen, ob ich Sie nicht für den Gott der Geſundheit halten würde, obſchon ich ſehr wohl weiß, daß Sie allein nur der Gott der Heilmittel ſind.“

Ein anderes Mal, im heftigſten Leiden, ſagte ſein Arzt zu ihm: daß die Arzneien nur mit der Zeit einige Wirkung hervorbringen könnten. „Ja wohl, mit der Zeit!“ erwiederte er lächelnd: „Ihr ſucht dem Schmerz die Zeit zu vertreiben; aber der Tod iſt da, um ihn zu beendigen.“

Ueber die Quackſalbereien, wie er ſie nannte, nochmals ſchelтend, ſagte er: „Ich will nicht zwei Krankheiten zu erdulden haben, die der Natur und die, welche es dem Arzte gefallen will, mir noch obendrein in den Kauf zu geben.“

Von Kleber ſagte er: „Es war der Gott Mars in franzöſiſcher Uniform.“

Kurz vor ſeinem Hinſcheiden äuſſerte er ſich gegen ſeine Teſtamentsvollſtrecker folgendermaßen: „Ich ſterbe! Sie werden nach Europa zurückkehren, und ich bin Ihnen einigen Rath über Ihr dortiges, künftiges Betragen ſchuldig. Sie haben mein Exil getheilt, Sie werden alſo auch meinem Andenken getreu bleiben und nichts thun, was es verletzen könnte. Ich habe alle Grundſätze ſanktionirt, meine Geſetze, meine Verordnungen ſind davon durchdrungen, kein einziger davon iſt ohne irgend eine Beſtimmung geblieben. Unglücklicherweiſe waren die Umſtände zu ſtreng. Ich bin genöthigt geweſen, oft abzubrechen, oft zu vertagen. Dazu hat ſich ein ſeltenes Mißgeſchick geſellt, ich habe die Sehne des Bogens nicht abſchnellen können, und Frankreich iſt der beglückenden Inſtitutionen beraubt geblieben, die ich ihm zugedacht habe. Demungeachtet beurtheilt es mich mit Nachſicht und richtet mich allein nach meinen Entwürfen, indem es meinen Namen und meine Siege ehrt. Athmen Sie Frankreich nach, bleiben Sie ſeinen von uns vertheidigten Meinungen, dem von uns errungenen Ruhme getreu. Alles andere iſt Schande und Verwirrung allein.“

Als er endlich ſeine letzten Augenblicke herannahen fühlte, verlangte er den Beiſtand der Religion und beredete ſich mit ſeinem Hauskaplan über die Zeremonien, die nach ſeinem Tode beobachtet werden ſollten. „Ich bin weder Philoſoph, noch Arzt,“ ſagte er. „Ich glaube an Gott und folge der Religion meines Vaters. Es iſt nicht Jeder ein Atheiſt, der es gerne ſein möchte.“

Und ſo gab er, um ſechs Uhr Abends, am 6 Mai, in die Hände ſeines Schöpfers eine der größten Seelen zurück, die je daraus hervorgegangen war.

Sutteas oder Verbrennung der Hindus-wittwen.

Es iſt auf Befehl des Hauſes der Gemeinen zu London, ein die berüchtigten Sutteas oder Verbrennungsakten in Oſtindien betreffender Bericht öffentlich bekannt gemacht werden. Nach denſelben haben, in einem Zeitraum von fünf Jahren, in den ſieben Diſtrikten von Calcutta, Cuttak, Dacca, Moorſhedabad, Patnah, Bareilly und Benares 707 dieſer unglücklichen Wittwen im Jahre 1817, 839 i. J. 1818, 650 i. J. 1819, 597 i. J. 1820, und 654 i. J. 1821 ſich dem Flammentode geweiht. Folglich hat dieſer entſetzliche Aberglaube während fünf Jahren nur allein in ſieben Diſtrikten 3447 Menſchen das Leben geloſtet. Und dies iſt unmittelbar unter den Augen der Zentralregierung geſchehen; denn die Sutteas oder Anuganamums, die während dieſer Zeit im Diſtrikt von Calcutta ſtatt gefunden haben, machen mehr als die Hälfte dieſer ſchauderhaften Opfer aus. Man zählte daſelbſt i. J. 1817, 424; i. J. 1818, 533; i. J. 1819, 388; i. J. 1820, 337; und i. J. 1821, 364; im Ganzen 2050 für den alleinigen Diſtrikt der Hauptſtadt. Man muß ſich um ſo mehr über die Fortdauer dieſer entſetzlichen Sitte verwundern, da ſie, ohne beſondern Zwang, in allen andern europäiſchen Beſitzungen gänzlich abgeſchafft worden iſt, und nur hier, unter den Augen und unter der Herrſchaft eines Volks neue Wurzel geſchlagen zu haben ſcheint, dem ganz Indien gehorcht. Gelos hat ſeinen Namen unſterblich gemacht, weil er die überwundenen Karthaginienſer zwang, ihre blutigen Menſchenopfer abzuſchaffen. Welches Gefühl nun muß dieſe kalte Gleichgültigkeit verurſachen, die ganze Hecatomben dem Flammentode opfern läßt, und die ſich nicht ſcheuet, ſelbſt Theil an dieſen emporenden Morden zu nehmen, und zwar durch eine öffentliche Verordnung, nach der dieſe ſchauderhafte Marter bewilligt und gutgeheißen wird? Iſt es eine europäiſche Nation, ein chriſtliches Volk, das dieſe raſende Feierlichkeit nicht allein tolerirt, ſondern ſogar die Bedingungen vorſchreibt, unter denen die unglücklichen Wittwen ihr Daſein auf dem Scheiterhaufen

Digitized by Google

beendigen, und alle Martern des furchtbarsten Todes erdulden müssen?

Es thut uns Leid, diesen betrübenden Thatsachen eine andere nicht minder empörende beizufügen, die im auffallendsten Widerspruch mit jenem Abscheu vor dem Negersklavenhandel steht, den die englische Verwaltung auf alle und jede Weise so lebhaft äussert. Wir wollen von dem Trafik der afrikanischen Sklaven reden, der zu Calcutta statt findet. Die Art, auf welche er betrieben wird, macht ihn doppelt verbrecherisch. Die arabischen Schiffe entführen gewöhnlich aus Bengalen und aus der Nähe der Hauptstadt die Eingebornen, vorzüglich aber die Hindusweiber, und schaffen sie nach Arabien, wo sie gegen junge Negersklaven ausgetauscht werden, die man aus Afrika eingeführt hat. Man unterwirft diese Unglücklichen der entsetzlichen Kastrations-Operation, weil dies eine nothwendige Bedingung ist, um als Verschnittene zu Calcutta verkauft zu werden. Die Regierung duldet also nicht nur die Entführung der Hindusweiber, die eine Klasse ihrer Unterthanen sind, sondern auch den Verkauf der Neger, die man zuvor kastriren muß, um sie in der Hauptstadt feil bieten zu können. Zwei englische Zeitschriften: der Orient. Herald und der Friend of India machen diese Thatsache nicht nur bekannt, sondern stellen auch mehrere Betrachtungen darüber auf, bei denen die Menschheit erbebt, und die wir unsern Lesern ersparen wollen. So viel ist gewiß, daß von zweihundert jungen Negern, die kastrirt worden sind, gewöhnlich hundert und neunzig sterben. Wir möchten gern einen so schweren Mißbrauch der Gewalt bezweifeln; aber wir lesen die Mittheilungen darüber nicht nur in obigen Journalen, sondern auch in der „Zeitung von Calcutta“ selbst, die von Buckingham herausgegeben wurde, und der deshalb aus Indien exilirt wurde, obgleich man nicht diesen Gegenstand, sondern den der Aufnahme einer Flugschrift Stanhopes, über die Geschichte der Presse in jenen Gegenden, als Ursache dieser Maßregel anzugeben für nöthig erachtete. Das Schweigen, welches die Regierung darüber beobachtet hat, kann ihr eben nicht günstig sein, und man begreift ihren Abscheu gegen die Preßfreiheit in Indien sehr leicht, wenn man bedenkt, wie viele Mißbräuche auf diese Weise entschleiert werden könnten.

Man behauptet, daß das englische Reich in Indostan ein „Meinungsreich“ ist. Ohne Zweifel ist die Meinung der Hindus der Ausübung der englischen Gewalt günstig, und bietet den Herrschern eine starke Stütze dar; aber es ist die Uebermacht, die diese Gewalt begründet und erweitert und ihr nach und nach ein großes Land unterworfen hat. Es ist mit einer Armee von 120,000 Mann, die beständig auf den Füßen, und aufs beste bewaffnet und disciplinirt ist, daß sie erhalten wird, und nicht durch die Meinung allein. Ist es auffallend als erwiesen zu betrachten, daß die große Masse des Hindusvolks so sehr an diese barbarische Gewohnheit hält, daß sie mit kaltem Blute ihr Tausende von Opfern bringt? Aus unzähligen Zeugnissen hat sich ergeben, daß dieser Fall durchaus nicht flattirt, und daß das Volk nur aus Furcht vor seinen tyrannischen Obern in diese entsetzliche Fessel sich schmiegt. Man weiß endlich, daß es sogar Beziehungen in ihren geheiligten Büchern gibt, durch welche die Verbrennung verboten wird. Woher kommt es nun, daß eine so unsinnige und empörende Zeremonie sich immer noch erhalten hat? Man kann keinen andern Grund dafür angeben, als die Habgier, die Entartung und die Grausamkeit einiger Braminenfamilien, die ein ganzes Volk verderben und unglücklich machen, das sonst durch die Sanftmuth seines Karakters sich vortheilhaft auszeichnet. Man denke sich nur die Lage der Sache, wie sie wirklich ist. Von der einen Seite die Verwandten und manchmal selbst die Kinder der Wittwe, begierig nach dem Vermögen der Unglücklichen, und von der andern, das arme Opfer von dem alleinigen Wunsche beseelt, sich den Verfolgungen und der unausstehlichen Tyrannei der Ihrigen zu entziehen. Endlich von Seiten der Braminen ihr Geiz, und die Aussicht auf das bedeutende Einkommen, welches die Sutteas oder Sbradhas ihnen versprechen. Das allein sind die Ursachen der häufigen Verbrennungen, die durch kein Gesetz geboten werden.

Der „Freund von Indien“ enthält mehrere Beschreibungen jener fürchterlichen Feste, bei denen der Kostenaufwand oft bis auf 50,000 Rupien steigt, die den Braminen zu gute kommen. Die Hindus haben weder Unzufriedenheit noch Murren geäussert, als die englische Regierung den empörenden Gebrauch des Kindermordes abgestellt hat, und sie haben selbst die Exekution mehrerer Braminen mit angesehen, die man ihrer Verbrechen wegen zum Tode verurtheilt hatte, obgleich die Gesetze den mit der furchtbarsten Strafe bedrohen, der die Hand an das geweihte Haupt eines Braminen legt. Es ist also nicht zu befürchten, daß die Abschaffung einer Sitte, durch welche die ganze Nation bedrückt wird, einen großen Eindruck auf sie machen dürfte.

Die Art, auf welche jene Opfer vollbracht werden, vermehrt noch den Abscheu, den sie an sich schon einzuflößen im Stande sind. Grausame Blutsverwandten, und, sollte man es glauben? die Söhne der unglücklichen Wittwe selbst, begierig nach dem Erbe ihrer Mütter, bringen alle denkbaren Mittel in Anwendung, und versäumen weder Ueberredung, noch Drohung, noch berauschende Getränke, um sie zu bewegen, sich

Digitized by Google

Monate von beſondeeer Wichtigkeit. Huckiſſons Kolonialſyſtem beruhete auf dem Grundſatze: „daß das Monopol die Wohlhabenheit der Kolonien verhindere und folglich dem Mutterlande ſchädlich ſei.“ Nächſtdem waren die Diskuſſionen über die Abſchaffung des Quarantainegeſetzes merkwürdig. Es wird nämlich, der Meinung der ausgezeichnetſten Aerzte nach, als erwieſen betrachtet, daß die Peſt nicht anſteckend ſei. Das Bill wurde, nach mehrerm Dafür- und Dawiderſprechen, zum erſten Male geleſen. Die erſte Leſung desſelben wegen der Emanzipation der Katholiken fand am 24 März ſtatt und die zweite Leſung wurde auf den 19 April beſtimmt, ſeitdem aber für einige Tage ſpäter hinausgeſetzt. — Der Vergleich über die nordweſtliche Küſte von Amerika iſt zwiſchen England und Rußland abgeſchloſſen worden.

Von Großbritannien wenden ſich unſere Blicke nach Amerika hinüber, wo ſich eine wahrhaft neue Welt vor ihnen eröffnet. Ein faſt ganz republikaniſcher Kontinent, eine Reihefolge neuer Völker, die ſich in die Geſchichte unſerer Tage drängte, ein unerſchöpfliches Eldorado, das uns mehr als ſein Gold und ſeine Diamanten, das uns Lehren der Bürgertugenden und der öffentlichen Moral, die erſten aller Reichthümer eines freien, ſelbſtſtändigen Volkes, ſpendet. Welcher Stoff des Nachdenkens!

— — Man höre die Rede des mexikaniſchen Präſidenten Bittoria, bei Eröffnung des erſten geſetzgebenden Kongreſſes, am 1 Januar; „Um die Feinde der Volksfreiheit und der Vernunft von ihrem verderblichen Irrthum zu überzeugen, iſt es nicht nöthig, ſie mitten unter die Ruinen Karthago's zu führen, das alte Rom anzurufen und die Annalen Griechenlands zu eröffnen. Amerika, unſer Vaterland, hat das Problem gelöſet, das die Menſchheit am meiſten intereſſirt.“ — Man leſe die letzten Proklamationen und Berichte Bolivars; wie groß, wie umfaſſend! Sein Genie, ſeine Ausdauer haben endlich geſiegt. Alles iſt geendet, Alles hat ſich dem Diktator unterworfen. Auf dem Gipfel dieſer Größe, dieſer unbeſchränkten Gewalt, welches iſt ſein Betragen nun? Spricht er den Bannfluch über einzelne Verräther aus? Werden die Anhänger Spaniens verfolgt, des Landes verwieſen und ihre Güter konfiszirt? Hat man Schaffotte errichtet, um die politiſche Meinung einiger Individuen mit ihrem Blute zu verlöſchen, oder Kerker errichtet, um ſie in Moder lebendig verweſen zu laſſen, oder neue Torturen erfunden, um ſie langſam zu Tode zu martern? Nein! ein ſolches Verfahren kennt Amerika nicht. Alle Thüren und Thore zum Gehen und Kommen ſtehen geöffnet, eine allgemeine Amniſtie und Vergeſſenheit, individuelle Sicherheit und unbeſchränkte Freiheit der Meinungen, Bezahlung ſämmtlicher Schulden des Landes, ſelbſt die von den Feinden desſelben dort eingegangenen: das iſt das Betragen dieſer neuen Staaten, denen jede Thräne des Jammers zu ſchwer, jeder Fluch der Verzweiflung zu rachedrohend erſcheint. Und Bolivar.... auf dem Schlachtfelde ſelbſt, wo Peru's und Amerika's Schickſal ſich entſchieden hat, legt er das Schwert des Diktators ab, gleich als habe er mit ſehnſüchtigem Verlangen den Augenblick erwartet, wo er dieſer erhabenen, auf ihm laſtenden, unbeſchränkten Gewalt ſich entledigen dürfe. — Ja! Amerika's Schickſal iſt jetzt auf immer entſchieden. Der nach einem dreitägigen Kampfe am 9 Dezember zu Ayacucho von Sucre errungene Sieg wird jetzt durch öffentliche Aktenſtücke beurkundet und läßt keinem Zweifel mehr Raum. Der letzte aller ſpaniſchen Generale, Canterac, der allein noch Widerſtand hätte leiſten können, hat ebenfalls mit den Republikanern eine Kapitulation abgeſchloſſen, in deren Folge Alles kriegsgefangen, und Callao, nebſt den ſpaniſchen Schiffen im Hafen, übergeben worden iſt. — Höchſt merkwürdig war die Rede des neuen Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika, Quincy Adams, vor der Ablegung ſeines Schwurs. Sie ſtellt eine raſche Ueberſicht von den Fortſchritten der Vergrößerung, Befeſtigung und Zivilisation der Union, von ihren Unfällen und den dagegen in Anwendung gebrachten Hilfs- und Milderungsmitteln, überhaupt von allen ihren innern und äußern Verhältniſſen, dar. Seit ſechsunddreißig Jahren iſt ihre Bevölkerung von vier bis auf zwölf Millionen angewachſen, und das Land, ehemals vom Miſſiſippi begrenzt, dehnt ſich jetzt von einem Meere bis zum andern aus. Die Wahl Adams beweiſet, daß es der Hauptgrundſatz des Kongreſſes iſt, ſich die Segnungen des Friedens ſo lange als nur immer möglich zu erhalten, und daß er alle Projekte irgend einer Vergrößerung, durch die Gewalt der Waffen, oder durch Uſurpationen, verwirft. Wäre Jackſon ernannt worden, ſo hätte man wahrſcheinlich ſogleich eine Expedition nach Cuba geſendet, unter dem leicht aufzufindenden Vorwande, die Seeräuberei und den Sklavenhandel zu unterdrücken, die von der ſpaniſchen Regierung zu Havannah faſt öffentlich beſchützt werden. Unter Adams darf man nicht minder energiſche, aber einer gemäßigten Politik mehr zuſagende, Maasregeln erwarten. Bereits iſt der Befehl ertheilt worden, alle Kriegsſchiffe in guten Stand zu ſetzen, obgleich man nicht vermuthet, zu welchem Zweck dieſe allgemeine Verordnung dienen ſoll. Sobald die Staatsſchuld gänzlich abgezahlt ſein wird (und der Zeitpunkt ſcheint nicht mehr entfernt), will man den Ueberſchuß der Einnahmen dazu verwenden, die Sklaverei zu ver-

Digitized by Google

mindern und endlich ganz abzuschaffen. Die Interessen der Nationalschuld sollen, nach Englands Beispiel, herabgesetzt werden. Lafayette und sein Sohn haben Washington verlassen, um die Reise durch die südlichen und westlichen Staaten der Union fortzusetzen. Man steht auf dem Punkte, ein Friedens-, Freundschafts- und Handelsbündniß zwischen den vereinigten Staaten und Columbia abzuschließen, dahingegen dies letztere den von Hayti nachgesuchten Defensivtraktat abgelehnt hat. Das Gerücht hat sich verbreitet, daß eine columbianische Expedition auf Cuba gelandet sei, und diese Insel ihre Unabhängigkeit von Spanien proklamirt habe.

Die spanische Regierung hat zwar längst die offiziellen Nachrichten, über die gänzliche Niederlage ihrer Armeen in Peru, erhalten; aber sie sucht dieselben der Halbinsel aufs Sorgfältigste noch zu verbergen, und die ganze Thätigkeit der Polizei ist jetzt auf die Belauschung der Unterhaltungen, und auf die Bindung der vorlauten Zungen, beschränkt. Jeder pobrecito Holgazan (armer Tagedieb), dem noch ein halbes Gran sokratischer Dämonswitz unterm Sinciput kitzelt, und der, selbst bei dem allgemeinen Elende, dem Ceb *) seine Opfer nicht versagt hat, kann jetzt seiner Laune nicht mehr nachhängen und seinem gerüttelt und geschüttelt vollen Herzen nicht mehr durch die laute Bewegung der Lippen Luft verschaffen.

Im Uebrigen dreht der geschickte Spielmann Colomarde noch immer an der alten iberischen Leier, obgleich sein Kumpan Ugarte, der ihm aus allen Kräften mit dem Hackebrett beistand, auf die Promenade nach Turin, über die Tuilerien hinweg, geschickt worden ist. Sea Bermudez ist noch immer der Directeur dans l'embarras, vorzüglich seitdem der Generalschatzmeister des Königreichs seine Entlassung begehrt hat, der nicht wußte, womit er alle an ihn gerichteten, oft dringenden und drohenden Forderungen befriedigen sollte. Von einer möglichen Anleihe ist schon längst die Rede nicht mehr, weil Ferdinand VII sich aufs entschlossenste geweigert hat, die Güter der Geistlichkeit, die ihn zwei- oder dreimal auf den Thron seiner Väter gesetzt, auf irgend eine Weise zu kompromittiren. — Unter den beständigen Prozessen, welche die Gerichtshöfe beschäftigen, zeichnet sich vorzüglich der der konstitutionellen Corregidors aus, unter denen sich auch der Marquis von Cerallo befindet, der zugleich von den Königen von Kastilien und von den Kaisern von Mexiko abstammt. Amor ist zum Tode verurtheilt und Murat in Freiheit gestellt worden, nachdem er vorher hat versprechen müssen, den spanischen Boden nie mehr zu betreten. Die Guerillas- und Räuberbanden vermehren sich und streifen bis unter die Mauern der Hauptstadt. Die des Valdeorras ist eine der stärksten und kühnsten. Es sollen zehn neue Dörfer in der Sierra Morena erbauet werden, um die Bettelei und Landstreicherei wenigstens etwas zu vermindern. — Die Räumung von Saragossa, Corogna, Santona, Tolosa und Vittoria, von Seiten der Franzosen, hat am 2. April stattgefunden. Sie halten jetzt nur noch Barcellona, Figuera, San Sebastian und Pampelona besetzt. Die beiden Schweizerregimenter begleiten den König nach Aranjuez, und kehren mit ihm nach Madrid zurück. Die französische Besatzung von Cadix vermehrt sich von der See aus, und die Befestigungen werden mit dem größten Eifer betrieben, weshalb das englische Ministerium schon mehrmals Vorstellungen bei dem französischen gemacht hat, auf den Grundsatz sich berufend, daß die Okkupation keinen militärischen, sondern allein einen politischen Zweck haben, und Ferdinand VII. zur Organisation einer regelmäßigen Regierung behilflich sein sollte. — Der Generalkapitän der philippinischen Inseln, Martinez, hat sich geweigert, den Befehlen des absoluten Königs von Spanien noch ferner zu gehorchen. Er steht an der Spitze von achttausend requirirten Soldaten, die ihm gänzlich ergeben sind. Durch eine Proklamation ladet er alle Konstitutionellen ein, sich mit ihm zu vereinigen. Der Prinz Maximilian von Sachsen hat Madrid verlassen, um über Paris nach Dresden zurückzukehren. — Der König hat seinem Schwiegervater beim Abschiede hundert und zwanzig silberne Armleuchter zum Geschenk gemacht.

Die Pforte und Griechenland bereiten sich gegenseitig zum fünften Feldzuge vor. Eine Armee von 30,000 Türken und Albanesen hat sich zu Arta, unterm Oberbefehl des Seraskier Redschid-Pascha, versammelt. Sie soll zugleich von dort und Prevesa aufbrechen, sich der Position von Kavassara und Makronoros bemächtigen, und so schnell als möglich gegen Missolunghi und Anatolikó vordringen. Zweitausend Maurer befinden sich im Gefolge dieser Armee, um an allen Pässen feste Thürme zu erbauen, die zugleich als Magazine und als Vertheidigungswerke im Rücken des Heeres dienen sollen. Eine zweite Armee von 50,000 Mann wird zu Larissa zusammengezogen, um von dort gegen Athen und Korinth sich zu wenden. Der Kapitän-Pascha ist auf dem Punkte, nach den Dardanellen abzugehen, um eine zweite Landung auf Samos, oder anderswo, zu versuchen. Der Sohn des Vizekönigs von Aegypten, Ibrahim Pascha, ist mit 15,000 Drusen zu Modon gelandet und hat sofort Navarino angegriffen. — Die Hellenen überseits sind auf dem Festlande und im Archipel in Masse aufgestanden, 4000 Aegyptier sind am 20. Februar zu Coron

*) Eine memphitische Gottheit, die halb Affe halb Satyr war.

Digitized by Google

in Stücken gehauen worden, und Ibrahim Pascha befindet sich, wie die Maus in der Falle, zu Modon eingeschlossen. Die Dardanellen werden von Kanaris und Miaulis bewacht, und Sachturys beobachtet die Aegyptier zu Kandia und Rhodos. Guras steht zu Athen und Odisseus an den Termopylen, mit bedeutender Macht. Maurokordatos befestigt Missolunghi, so wie Anatolika, und geht dem Feinde mit 20,000 guten Kriegern entgegen. Im Innern des Landes herrscht die größte Ruhe; Munition, Geschütz und Geld sind im Ueberfluß vorhanden, und Englands Agenten, von denen Morea wimmelt, bieten zu Allem hilfreich die Hand. — Die Gährungen in Negroponi nehmen von Tag zu Tag zu, und die zu Stambul vermindern sich nicht. Zwölf Janitscharen-Ortas, die Befehl erhalten hatten, nach Salonichi zu marschiren, haben sich geweigert, demselben zu gehorchen. Die Bewaffnung der Flotte im Arsenal zu Konstantinopel und zu Gallipolis geht nur langsam von statten, und die Kinder Israels, die man mit Gewalt eingeschifft hat, um sie zu Matrosen zu machen, haben eine Denkschrift bei dem Großvezier eingereicht, in welcher sie auf jeden Fall bitten, ihnen eine Sauvegarde mit an Bord zu geben — Der französische Gesandte Guilleminot hat die von England erfolgte Anerkennung der schadamerikanischen Staaten, dem Reis Effendi angezeignet, und diese Nachricht hat eine große Bestürzung im Divan verbreitet, der nun auch ein baldiges ähnliches Verfahren gegen seine rebellischen Rajahs erwartet, welche Besorgniß noch durch die lange Abwesenheit Strangfords von seinem Posten, und durch die Zusammenkunft des General-Gouverneurs der jonischen Inseln, Sir Friedrich Adams, mit den Abgeordneten der griechischen Regierung, auf Cerigo, vermehrt wird.

Die sekundären Gegenstände des unsern Lesern vorgestellten politischen Gemäldes, sind für jetzt noch der zu Mailand abzuhaltende Monarchen- und Minister-Kongreß. Se. Majestät der Kaiser Franz I. von Oesterreich hat bereits am 6. April seine kaiserliche Residenzstadt Wien verlassen und ist in Genua eingetroffen, wohin auch Metternich von Paris aus sich verfügt hat. Alle kleinen italienischen Fürsten, alle Gesandten der großen europäischen Mächte, und wie man versichert, selbst die Monarchen von Rußland und Preußen werden später in Mailand zusammentreffen. Man spricht im Voraus von der Abschließung einer viergliedrigen oder Quadrupel-Allianz zwischen Frankreich, Oesterreich, Preußen und Rußland, deren Zweck die vollkommene Erhaltung der öffentlichen Ruhe in Europa sein soll, und die mithin als ein Appendix zum heiligen Bunde betrachtet werden könnte. Spanien will sich außerordentlich vorstellen lassen, und der Pabst will von Neapel den alten Tribut , so wie von Parma den goldenen Trinkbecher, das Zeichen der Lehnbarkeitpflicht, reklamiren. In den Umgebungen von Mailand wird ein großes Lager gebildet, und zu Rom dürfen mit Anfang 1826 sich keine Weibsbilder mehr auf den öffentlichen Bühnen zeigen; auch soll die Cholera morbus in Romanien ausgebrochen sein.

Die zu Paris gepflogenen Vorbereitungen zum Mailänder Kongresse sollen von höchster Wichtigkeit gewesen sein, nicht allein die europäischen, sondern auch die amerikanischen Angelegenheiten umfaßt haben, und ganz neue und unerwartete Resultate hoffen lassen. Wenigstens sind die Konferenzen sehr häufig gewesen,

Die Krönung Karls X soll bestimmt am 12 Juni statt finden, bis wohin die Sitzungen der Kammern beendigt sein werden. In der Deputirtenkammer ist am 26 März das Gesetz wegen der Renten-Reduktion mit 237 Stimmen gegen 119 angenommen, und nun der Pairskammer vorgelegt worden. Der Entwurf, Paris zu einem Seehafen zu machen, hat die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und die Regierung hat zwei Kommissionen zu seiner Prüfung ernannt. Die Ausführung dieses Plans wird einen Kostenaufwand von 200 Millionen Franken verursachen. Der ausserordentliche Gesandte des Deys von Tunis ist, mit reichen Geschenken an den König, zu Paris angekommen, und das Gesetz gegen die Seeräuberei ist am 5 April mit 232 Stimmen gegen 9 in der Deputirtenkammer, so wie das über die Nonnenklöster am 6 mit 263 Stimmen gegen 27 durchgegangen. Die Pairskammer hat über das Entschädigungsgesetz noch nicht entschieden. Der Handelsstand von Paris hat dem Könige eine Adresse wegen dem Verkehr mit Amerika überreicht. Karl X will, nach dem Beispiele des Kaiser Franz, allwöchentlich öffentliche Audienzen geben; der Briefwechsel der Gelehrten und Schriftsteller soll künftighin portofrei sein, und der Herzog von Angouleme wird nach der Krönung England besuchen. Mehrere ausgezeichnete und in den Wissenschaften rühmlichst bekannte Männer werden ihn bekleiden. Der König hat noch keinen Anlaß benutzt, über die verschiedenen in Frankreich so sehr viel Sensationen erregenden Gesetze sich öffentlich auszusprechen. Jede Hoffnung ist daher noch nicht niedergeschlagen und die öffentliche Meinung ist noch nichts weniger als fixirt.

In Deutschland ist dies minder der Fall. Es sollen künftighin die Sitzungen der Bundesversammlung abgekürzt werden, und es ist selbst die Rede davon, sie ganz nach Wien zu versetzen. Die badischen

Digitized by Google

Kammern haben das Gesetz, wie vorgesehen war, wegen der integralen Erneuerung, und der Sitzung alle drei Jahre einmal, angenommen. Zweitausend Hessen schicken sich an, nach Amerika auszuwandern. Elend, Mangel an Industrie und Handel, so wie die Abgabenlast, nöthigen sie dazu. Auf den Bericht der Kommission zu Mainz, ist der Professer Cousin endlich in Freiheit gesetzt worden, und wird nun nach Frankreich zurückkehren.

Der König der Niederlande ist einige Zeit lang krank gewesen, jetzt aber wieder vollkommen hergestellt. Die erste Kammer der Generalstaaten hat sich vereinigt, und acht Millionen Gulden zur Ausbesserung des durch die letzten Ueberschwemmungen verursachten Schadens bewilligt. Der durch dieses Naturereigniß verursachte Schaden ist nicht zu berechnen. In Over-Yssel sind 150 Menschen umgekommen, nebst 14,000 Stück Rindvieh und sehr vielen Hammeln und Schweinen. 1500 Häuser sind gänzlich zerstört und mehrere Tausend andere beschädigt worden; 90,000 Hufen Landes stehen unter Wasser. Das ganze reiche Nordholland hat dasselbe Schicksal gehabt.

Zu St. Petersburg haben die Konferenzen, wegen den griechischen Angelegenheiten, zwischen den russischen, österreichischen, französischen und preußischen Ministern begonnen. Der englische ausserordentliche Gesandte, Stratfort-Cannig, war dabei nicht anwesend, eben so wenig, als der zu Paris befindliche bei den dort mit Metternich abgehaltenen anwesend war. — Sir Karl Stuart ist am 27 März zu Lissabon angekommen und sollte unverweilt von dort in Begleitung des Exministers Ferreira nach Brasilien abgehen, um den Vertrag zwischen diesem Lande und Portugal zu Stande zu bringen. — Am 21 Februar hat zu Algier ein Erdbeben allgemeines Schrecken verbreitet, und die Stadt Bleda gänzlich zerstört. Von 15,000 Menschen, die sie bewohnten, sind kaum 300 entronnen.

Die Sitten und Gebräuche der Lesguis, eines Volks im Kaukasus.

Wenn man die Kaketzie verläßt, um nach dem Lande der Lesguis sich zu verfügen, durchreiset man zuerst das von Alazama (auf Tartarisch: Canichu), das Lebas der Alten. Das letzte georgische Dorf auf der Grenze, nördlich von Tiflis, ist Gavaza. Das Land, welches gegenwärtig von den Lesguis, den Diboizys und Cenzukoozys bewohnt wird, mag ungefähr sechszig Werste von Belakany bis zur Kapitschoy messen. Dieser Fluß scheidet ihr Gebiet von den Staaten des Sultans von Elisuy, und die hohen Gebirge des Kaukasus bilden ihre nördliche Grenze. Die Lesguis verlassen im Sommer die Ebene, um mit ihren Heerden auf die Berge zu ziehen, obgleich sie dieselben von Zeit zu Zeit wieder verlassen, um ihre Plünderungen in der Kaketzie und im Kinsk fortzusetzen. Im Winter hat man dagegen ihre Streifereien nicht zu befürchten, und sie leben ganz ruhig in ihren, in den Gebirgsschluchten gelegenen, Dörfern Belakany, Sabluaky, Kateschy, Kapizdora, Koradjilly, Mezechky, Gogamy, Schory, Zakatoly, Tala, Monchkachky, Scherdacky, Sapinschy, Aliasury, Mamritschky, Dienischky u. s. w. Alle diese Orte bilden die Föderativ-Republik der Lesguis.

Diese Nation hat sich, zu verschiedenen Zeiten, durch alle persischen, russischen und türkischen Ausreisser vermehrt, und man kann sie, ohne ihr zu nahe zu treten, als einen Verein aller Verbrecher der benachbarten Länder betrachten. Sie haben sich sämmtlich der mohamedanischen Religion zugewendet, und die Georgier sind ihrem Beispiele gefolgt, in der Hoffnung, von ihnen als Glaubensbrüder besser als vorher behandelt zu werden Man nennt diese Georgier „Ingalos" oder Neubekehrte; aber ihr feiges Betragen hat ihnen eben nicht viel geholfen, und sie werden von ihren tirannischen Nachbarn eben so übel behandelt, als die Tartaren von Bortschaly, von Kazachk und von Schamschadil, die sich den Lesguis freiwillig unterworfen haben. Diese bezahlen ungefähr 8,400 Pud Silber als Tribut an Rußland, und werden dafür von diesem Reiche in ihrer Unabhängigkeit geschützt.

Ihre innere Freiheit wird durch nichts beschränkt. Sie haben weder Beys noch Fürsten, und ihre Verwaltung ist durchaus örtlich. Jedes Dorf hat seinen besondern „Kemchky," eine Magistratsperson, dem die Leitung der Gemeinde-Angelegenheiten übertragen worden. Er wird gewöhnlich nur für ein Jahr erwählt; aber wenn er dem Volke gefallen hat, oder wenn man ihm nichts vorzuwerfen vermag, oder wenn er sich sonst wohl zu benehmen weiß, steht er seiner Stelle nicht nur ununterbrochen vor, sie kann sogar in seiner Familie erblich werden. Reichthum, Verbindung, Tapferkeit und zahlreiche Familie, geben ein gewisses Vorrecht zu dieser Wahl. Der Gemeinderath versammelt sich alljährlich, sowohl um einen Kemchky zu erwählen, als über die örtlichen Angelegenheiten sich zu besprechen, und die Abgaben unter sich zu vertheilen. Beim Djamate, oder der allgemeinen Versammlung hingegen, werden die Mittheilungen Rußlands vorgetragen und besprochen, wobei diese Macht jedoch einen großen Einfluß auszuüben pflegt. Sobald eine der innern Angelegenheiten sehr wichtig scheint, oder in einiger Beziehung die ganze Union betrifft, wird sie dem Urtheile der Versammlung

Digitized by Google

eines Dorfs vorgelegt, das entweder durch seine Wohlhabenheit, oder durch die Klugheit seiner Bewohner, wie z. B. Scharo, sich auszeichnet; obgleich oft jedoch auch die ganze Nation an einem Orte zusammenberufen wird, den man „Achdhut“ nennt, und der sich zwischen Monchkachty und Schebankol befindet. Bei einer solchen Veranlassung werden denn auch immer die großen Fragen über Krieg und Frieden, über Finanzen und die Rivalitäten der Orte unter sich, in Anregung gebracht.

Man sollte vermuthen, daß bei einem Volke, bei dem der Mord nur durch einen neuen Mord gut gemacht werden kann, die Gerechtigkeit eben nicht zu Hause gehöre. Indessen ist doch anzunehmen, daß die Lesguis, denen es nur an den Mitteln gebricht sich auszubilden, leicht zivilisirt werden könnten. Ihrer Föderativ-Regierung fehlt es weder an Takt noch an Umsicht, und die Ehrfurcht, welche das Volk den sich selbst erwählten Richtern erweiset, läßt später eine gänzliche Reformation ihre bisherigen barbarischen Gesetzgebung erwarten. Der Kemchky und die weisesten Greise des Orts, die einen Rath bilden, finden sich alltäglich beim Eingange der Moschee ein, um die Streitigkeiten ihrer übrigen Mitbürger zu schlichten, und die Angelegenheiten der Gemeinde in guter Ordnung zu erhalten. Ein Debiria oder Schreiber folgt den Berathungen mit schneller Feder, und trägt einen Auszug davon in ein Registr ein. Gewöhnlich steht der Mullah oder Priester des Orts diesem Amte vor. Hat diese Sitte, die bei einem der wildesten Völker des Kaukasus etwas ganz Gewöhnliches ist, nicht etwas Außerordentliches? Alle Berathungen werden in tartarischer Sprache (Turki) gehalten, da man sich hingegen der arabischen zu Korrespondenz bedient.

Das Gesetzbuch eines halbwilden Volks muß sehr einfach sein, und das der Lesguis ist außerordentlich kurz, weil es ihrer Ansicht nach nur wenig Verbrechen gibt. Dennoch wird der Diebstahl, der Mord und der Ehebruch mit dem Tode bestraft. Gewöhnlich zieht es der klagende Theil vor, eine Entschädigung anzunehmen, als die Schuldigen der Strenge der Gesetze zu unterwerfen. Aber für den Ehebruch gibt es keine Gnade, und wenn der beleidigte Ehemann nicht selbst die Schuldigen getödtet, wozu er das vollkommenste Recht hat, so verurtheilt der Djamate die Frau, gesteinigt, und ihren Verführer, erschossen zu werden. Die Flucht ist daher das einzige Mittel, durch welches sich die betreffenden Personen zu retten vermögen. In diesem Falle werden ihre Güter konfiszirt und ihre Wohnungen geschleift. Die Djamaten gleichen in vieler Hinsicht den Versammlungen der Germanier, in denen sie die Angelegenheiten ihres Landes beriethen. Die Greise sitzen gewöhnlich auf der Erde mit gekreuzten Beinen, und umringen den Vorsteher. Die jungen Leute stehen hinter ihnen, auf ihre Flinten oder Stöcke gestützt. Nachdem mehrmals Schweigen geboten worden ist, erhebt sich ein Greis und setzt den Beweggrund der Versammlung auseinander. Handelt es sich indessen von einer Depesche der russischen Regierung, so erhebt er nur den Brief und liefert ihn sodann laut und langsam vor. Der Inhalt ermangelt gewöhnlich nicht, eine große Gährung hervorzubringen, vorzüglich wenn die Auslieferung irgend eines Verbrechers verlangt wird, der sich zu ihnen geflüchtet hat. Das junge Volk schimpft und tobt, während die Alten die Gemüther zu besänftigen suchen. Man trennt sich oft, ohne das Geringste beschlossen oder entschieden zu haben.

Das Land der Lesguis ist sehr fruchtbar und erzeugt Früchte aller Art, die den ganzen Winter über aufbewahrt werden können. Obgleich es viele Rebflöcke und köstliche Trauben gibt, so pressen die Bewohner, Mahomets Vorschriften getreu, dennoch keinen Wein, sondern begnügen sich Weinessig und Bura zu machen. Die Waizen-, Reis- und Baumwollen-Aernte fällt immer sehr reichhaltig aus, wenn auch der Landbau, der Pflege des Seidenwurms wegen, etwas vernachlässigt wird. Die Lesguis verkaufen ihre Seide an die Armenier und den Ueberfluß ihrer Früchte an die Gebirgsbewohner (Glukadorry). Ein großer Theil davon wird auch nach Tiflis gebracht. Die Strenge der Jahreszeit, oder die Unbeständigkeit der Witterung, läßt sie manchmal ihre Unvorsichtigkeit büßen, Alles verkauft oder verzehrt zu haben. Sie wissen sich sodann nicht anders zu helfen, als ihre Sklaven auszuplündern und ihnen den letzten Bissen zu nehmen, selbst wenn es augenscheinlich ist, daß die Armen Hungers sterben müssen. Es befinden sich zahlreiche Heerden von Ochsen, Büffeln und Hammeln, aber nur wenig Pferde im Lande. Die Armenier führen die zur Bekleidung nothigen Stoffe ein. Außerdem bereiten die Weiber an den langen Winterabenden auch ein grobes Tuch, aus denen sie sich ihre Röcke machen. Die Tapeten, welche sie bereiten, zeichnen sich durch ihre lebhaften und dauerhaften Farben aus.

Die eigentlichen Lesguis bilden einen Volksstamm von 28,000 bis 30,000 Seelen. Sie können zur Kriegszeit 6000 bewaffnete Männer ins Feld stellen. In die obige Zahl sind die mit ihnen verbundenen, oder ihnen unterworfenen Tartaren mit begriffen. Dagegen darf man die Ingalos, oder muselmännischen Georgier, nicht mit in Anschlag bringen; denn sie sind viel eher geneigt ihre Tirannen zu verrathen, als ihnen zu dienen. Die Lesguis sind Sunniten, und ihre Mullahs verstehen das Arabische sehr gut. Mehrere

Digitized by Google

von ihnen machen die Wallfahrt nach Mekka, weshalb sie nach ihrer Rückkehr in hoher Achtung stehen. Man nennt sie nur Gadji (Hadjis), und sie haben das Recht, eine weiße Binde um den Kopf zu schlagen. Im Allgemeinen hat dies Volk einen großen Haß und unüberwindlichen Abscheu gegen die christliche Religion, und sie verfolgen die Ingalos blos deshalb, weil sie vermuthen, daß sie noch immer heimliche Christen seien, obgleich sie diese Religion schon länger als einem Jahrhunderte mit der Lehre Mahomets vertauscht haben. Dieses Mißtrauen scheint auch nicht ganz ohne Grund zu sein, denn man behauptet, daß Einige von ihnen ihre Kinder nach der Katechie tragen, um sie dort taufen zu lassen. Darum auch wird jeder Gebrauch, jede Sitte, die nur die geringste Aehnlichkeit mit dem Christenthum hat, schon als eine Apostasie betrachtet und mit der äussersten Strenge gerügt.

Die Ingalos sind nichts mehr und nichts weniger als die Sklaven der Lesguis. Sie können indessen nur mit dem Landstriche verkauft werden, auf dem sie wohnen, und Saat und Aernte auf ihren Feldern gehören ihnen, wofür sie jedoch einen jährlichen Tribut von fünfzig Dukaten und mehr bezahlen müssen. Diese Sklaverei würde so hart und drückend nicht sein, wenn die Lesguis nur irgend etwas menschlicher und zivilisirter wären. Aber so werden die Abgaben von den Ifauls oder Einnehmern mit einer unerhörten Strenge und Grausamkeit eingetrieben; obschon ihre Besuche für die Unglücklichen weniger furchtbar sind, als die der Eigenthümer, die Alles nehmen können, was ihnen gefällt, und wenn sie nichts besseres finden, so nehmen sie die Kinder mit sich fort, um sie nach fernen Gegenden zu verkaufen. Manchmal verlassen die durch diese Tirannei auf's Aeusserste getriebenen Ingalos ihre Heimath, um sich nach dem Lande des Sultans von Elizuy zu flüchten, wo sie nicht besser behandelt werden.

Die Häuser der Lesguis sind aus Stein gebaut, und haben ein sehr hohes Strohdach, unter denen sich die Seidenwürmer befinden. Einige von ihnen wohnen in hohen Thürmen, die ihnen zugleich als Festungen dienen. Die Rauchfänge sind allgemein im Gebrauch. Auf dem Boden werden Teppiche ausgebreitet, um die Ungleichheit desselben zu verbergen. Mehrere Vertiefungen in der Mauer dienen als Sopha's oder Schränke. Nirgends sieht man Stühle oder Tische, und das Mahl wird gewöhnlich auf der Erde sitzend eingenommen. Eben so wenig bedient man sich auch der Fensterscheiben, und die Oeffnungen werden mit hölzernen Laden verschlossen, weshalb sie, sobald es regnet, selbst bei hellem Tage Feuer machen müssen, um sehen zu können.

Ihre Speisen sind einfach, aber immer im Ueberfluß bereitet. Man kennt den Gebrauch der Gabeln und Löffel nicht, und trägt die Speise mit den Fingern zum Mund. Ihre Mahlzeiten bestehen aus einem Pillau (Reisbrei), gebratenem und geräuchertem Hammelfleisch, Suppe, Eierkuchen und im Essig gekochten Gemüsen. Man schickt gewöhnlich noch Früchte voraus. Die Weiber besorgen die Haushaltung allein, und sie können nur als die ersten Sklavinnen des Hauses betrachtet werden. Sie bereiten das Mahl, bewachen den Stall, reinigen die Waffen, bringen den Reisenden Wasser und waschen ihnen die Füße. Glücklich der, dem dieses Zeichen der Gastfreundschaft zu Theil geworden ist! Er befindet sich von demselben Augenblick an unter dem Schutze des Familienvaters, und hat keine Beschimpfung mehr zu befürchten. Die Wege sind für ihn ohne Gefahr, und sein Leben ist vor den Dolchen der Meuchelmörder geschert.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

— Es hat sich neuerdings zu Copenhagen eine gelehrte Gesellschaft gebildet, deren Zweck darin besteht, Nachforschungen über die skandinavische Literatur anzustellen und die isländischen Traditionen in der Originalsprache, nebst den dänischen und lateinischen Uebersetzungen derselben herauszugeben. Es wird alljährlich ein Band davon erscheinen.

— Einige englische Kapitalisten bemühen sich seit einiger Zeit, in Uebereinstimmung mit dem Pascha von Aegypten, das Projekt wegen Erbauung eines Kanals, zur Verbindung des mittelländischen Meeres mit dem rothen, in Ausführung zu bringen. Die Handelsvortheile, welche dadurch gewonnen werden könnten, sind unberechenbar. Eben so entsprechend würde es sein, an die Erbauung der Wasserstraße zwischen dem mexikanischen Meerbusen und dem stillen Ozean zu denken, deren Möglichkeit durch die Berathungen Alexanders von Humboldt als erwiesen zu betrachten ist.

— Man hat berechnet, daß, um die nothwendige Gleichförmigkeit des Bodens zur Erbauung des Eisenweges zwischen London und Edinburg zu erlangen, man genommen sein wird, eine Abschweifung von der geraden Linie zu machen, wodurch die Entfernung der einen Stadt von der andern um fünfzig endliche Meilen vermehrt werden würde, und daß man dazu 99,000 Tonnen Eisen gebrauchen würde, ausser der ungeheuren Menge desselben Metalls, welches man zur Erbauung der auf diesem Wege fahrenden Kutschen nöthig haben könnte.

— Die englische Regierung hat beschlossen, eine neue Expedition nach Afrika zu senden, um dem Laufe des Nigers zu folgen. Der Kapitän Laing wird sie kommandiren.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 19. **Zweiter Jahrgang 1825.** 11. Mai.

Das Reich der Birmanen.
Zweiter Artikel.

Unsere Mittheilungen (in No. 10 der Unterhaltungsblätter) über „das Reich der Birmanen" waren nur sehr unvollständig, und konnten nichts weniger als befriedigend sein. Die Schuld davon lag theilweis nicht an uns, sondern vielmehr an der menschlichen Schwäche im Allgemeinen, und in der Sucht nach dem Neuen und Neusten im Einzelnen. Indem wir uns eifrig bemüheten, und weder Zeitverlust noch Kosten schenten, uns die wo möglich neusten Nachrichten über jenes Land zu verschaffen, auch Einiges erhielten, womit wir pflichtschuldigst unsere Leser regaliren zu müssen glaubten, vergaßen wir, oder um wahrer zu sein, dachten wir nicht daran, daß irgend ein älteres Werk vorhanden sein könne, das unserm Verlangen besser zu entsprechen im Stande sei, als das Buch des Anabaptisten Judson und alle Erzählungen englischer Offiziere. Einer unserer literarischen Freunde, der belesener ist und der ein besseres Gedächtniß hat, als wir, ist unserer Unwissenheit zu Hilfe gekommen, und hat uns ein Werk mitgetheilt, das den in Rede stehenden Gegenstand wo nicht erschöpft, doch wenigstens in ein helleres Licht stellt; was unsern Lesern nicht anders als angenehm sein kann und wird. Das eben erwähnte Buch hat folgenden Titel: „Gesandtschaftsreise nach dem Königreiche Ava, im Jahre 1795, auf Befehl des General-Gouverneurs von Ostindien, unternommen vom Major M. Symes," und ins Deutsche übersetzt vom Dr. Hager. Hamburg, 1800.

Wir sprechen hier nicht von dem eigentlichen Verdienste des Werks; dieser Punkt würde uns zu weit führen. Unsere Absicht und die Tendenz unsers Blattes allein im Auge behaltend, suchen wir durch Gedrängtheit und Kürze den Erwartungen der Leser zu entsprechen.

Ava, der Name der Hauptstadt des alten Birmanenreichs, wurde gewöhnlich auf die Benennung des ganzen Landes übergetragen, das eigentlich „Mamma" hieß. Es grenzt nördlich an Kassey, welches Königreich den Birmanen einen jährlichen Tribut bezahlt, östlich an China, südlich an Siam und das bengalische Meer, westlich an Arrakan, welches, wie Siam, nur tributäre Könige hat, die ganz vom Hofe zu Ava abhängen. — Pinto und Faria de Suza, zwei portugiesische Schriftsteller, sind darüber einig, daß die Birmanen, obgleich sie zuerst Unterthanen des Königs von Peju waren, durch eine, von einem gewissen Alompra geleitete Revolution, doch bald Meister von Ava und selbst von Peju wurden, und sich seitdem als Oberherren des ganzen Landes behaupteten. Bereits im sechszehnten Jahrhundert hatte eine ähnliche Staatsumwälzung stattgefunden. Zwischen 1751 und 1753 unterlagen die Birmanen jedoch wieder, und wurden von Beinga-Della, dem damaligen Könige von Peju, der seinen Bruder Apporaja als Statthalter nach Ava geschickt hatte, härter als je zuvor unterdrückt. Ihr letzter König Dwipdi kam in der Gefangenschaft um.

Digitized by Google

Alompra, deſſen wir eben erwähnt haben, war ein Mann von geringer Herkunft, und nur unter dem Namen eines Amzi oder Jägers bekannt. Da er einige Kenntniſſe beſaß, ſo wurde er von Apporaza zum Vorſteher des unbedeutenden Dorfes Mantſchebu, drei Stunden weſtlich vom Keum-mem-Fluſſe, ernannt. Aber Alompra verbarg unter einem gewöhnlichen Aeuſſern einen hohen Geiſt, einen unternehmenden Muth und einen unüberwindlichen Laß gegen die Tyrannei ſeines Vaterlandes. Doch wußte er ſich ſo geſchickt zu bemeiſtern, daß man nicht den geringſten Verdacht gegen ihn hatte. Nach und nach verſammelte er hundert mit der neuen Regierung Mißvergnügte um ſich, auf deren Herzhaftigkeit und Treue er ſich verlaſſen konnte, griff die im Mantſchebu befindlichen fünfzig peguaniſchen Soldaten an und ließ ſie alle über die Klinge ſpringen. Damit hatte er das Zeichen zum Aufruhr gegeben, der nun mit unwiderſtehlicher Gewalt um ſich griff.

Um dieſelbe Zeit mußte Apporaza, dringender Geſchäfte wegen, nach Peju reiſen. Er ſchickte ein Truppenkorps ab, um Alompra gefangen zu nehmen, und ließ Ava unter der Obhut ſeines Neffen Dotatſchu. Alompra ſchlug die Pejuer, verjagte den Dotatſchu aus Ava, und war in allen ſeinen fernern Unternehmungen ſo glücklich, daß er nach mehreren in den Jahren 1754 und 1755 gewonnenen Schlachten, endlich Herr des ganzen Birmanenreichs und von Peju blieb, wonach er ſich zum König dieſer Länder aufwarf und ſeine Reſidenz zu Mantſchebu, welches er zu einer ziemlich bedeutenden Stadt gemacht hatte, aufſchlug. Zugleich legte er auch den Grund zu der Stadt und dem Hafen von Rangun oder Drangun, welches einen „vollendeten Sieg“ bedeutet. Endlich ſtarb er am 15. Mai 1760, als er eben auf der Rückreiſe aus dem Feldlager nach ſeiner Hauptſtadt begriffen war, an einer Krankheit, die von den Eingebornen „Tangnaa“ genannt, und als ſtropbelartig beſchrieben wird. Er war nicht ganz fünfzig Jahre alt, groß und gut gewachſen. Seine Züge waren roh, ſeine Geſichtsfarbe dunkel und ſein Anſehen mürriſch. Auſſerdem hatte er viel Würde und einen eiſenfeſten Karakter. Er gerieth leicht in Zorn, war ſtreng und ohne Mitleid in ſeinen Strafen, und unverſöhnlich in ſeiner Rache. Obgleich er, nach den gemeinen Begriffen, nur ein Uſurpator war, weil er Dwpdis Söhne von der Thronfolge ausgeſchloſſen, ſo hatte ſeine kurze Regierung dennoch einen entſcheidenden Einfluß auf das Schickſal des birmaniſchen Volkes gehabt und deſſen fernere Exiſtenz beſtimmt. Er wurde allgemein und aufrichtig betrauert.

Das Ableben eines orientaliſchen Despoten iſt gewöhnlich das Zeichen innerer Kriege. Nach dem Buchſtaben des birmaniſchen Geſetzes gehört das Recht der Nachfolge dem männlichen Erben unmittelbar zu. Aber die Geſetze ſind überall der Gewalt des Stärkſten untergeordnet. Schembuan, Alompra's zweiter Sohn, gewann die Soldaten, und ließ ſich von ihnen zum König ausrufen. Von Nemdodſchi-Pra, ſeinem ältern Bruder, geſchlagen, unterwarf er ſich, und half ihm den Meinla-Raja, ſonſt nur Nutun genannt, einen der beſten Generale Alompra's, bekriegen, der ſich ebenfalls zum König aufgeworfen hatte. Nutun bemächtigte ſich der Stadt Ava, wurde jedoch am Irrjawaddifluß geſchlagen, in Ava von einer hundertauſend Mann ſtarken Armee belagert, gezwungen ſich zu ergeben und bald darauf hingerichtet. Im März des Jahres 1764 ſtarb der König an derſelben Krankheit, die ſeinen Vater ins Grab geſtürzt hatte, und ließ ſeinen einzigen Sohn Momien, noch in der Kindheit, zurück.

Die Minderjährigkeit des rechtmäßigen Erben veranlaßte ſeinen Oheim und Vormund Schembuan, ſich ſeine Rechte anzumaßen, und ſich ſelbſt an das Staatsruder zu ſtellen. Das Kind wurde in ein Nahanlooſer gethan und zum geiſtlichen Stande erzogen. Der neue König führte Kriege mit Siam und China, war überall glücklich, ſtellte die verlaſſene Stadt Ava wieder her und ſchlug darin ſeine Reſidenz auf. Er ließ den ſeit einundzwanzig Jahren in birmaniſcher Gefangenſchaft ſich befindenden ehemaligen König von Peju hinrichten, und ſtarb ſelbſt kurz hernach im Jahre 1776 an einem langſamen Fieber. Er hinterließ zwei Söhne, Tſchenguza und Tſchelenja, von denen der erſte und älteſte den Thron beſtieg. Er war ein vollkommener Despot und Wollüſtling, ein wahrer birmaniſcher Caligula. Das Mißvergnügen des Volks, über das ſchlechte Betragen des Fürſten, veranlaßte zuletzt eine Verſchwörung, an deren Spitze Schembuan Minderadſchi Pra, jüngerer Bruder Schembuan's, der Feldherr Atamwun und der abgeſetzte Miniſter Maha-ſſura ſtanden. Die Mönche wurden, durch die Vorſtellung, Momien auf den Thron zu bringen, gewonnen, Tſchenguza wurde 1782 abgeſetzt und von Atamwun ermordet.

Momien, beſtimmt ein Werkzeug zur Ausführung der Plane Anderer zu ſein, erfreute ſich der königlichen Würde nicht lange. Er wurde nach eilf Tagen gefangen genommen, zum Strome geführt und zwiſchen zwei großen Krügen in die Fluth verſenkt. Sodann ließ ſich Schembuan Mia Schian Minderagi Pra zum König ausrufen, und war es noch, als der Major Symes als Geſandter nach Umerapura, der königlichen Reſidenzſtadt, geſendet wurde.

Die Miama- oder Birmah-Nation, unbezweifelt die ſtärkſte und vorzüglichſte unter allen denen, welche

Digitized by Google

die große Halbinsel zwischen Bengalen und China bewohnen, im Besitze eines wenigstens eben so großen und vielleicht nicht viel minder bevölkerten Landes, als sämmtliche deutsche Bundesstaaten zusammengenommen, mit einem gesunden Klima und einem allen Bedürfnissen des Lebens entsprechenden Boden versehen, hätte nun einen dauerhaften Frieden genießen können, wenn sie nicht, von einer unüberwindlichen Eroberungssucht angetrieben, sich in fast ununterbrochene Händel mit ihren Nachbaren eingelassen hätte, von denen sie nach und nach die meisten unterjochte. Dieser Neigung zum Kriege ist denn auch der gegenwärtig zwischen ihr und den Engländern bestehende zuzuschreiben, dessen Ende man nicht vorauszusehen vermag.

Die Birmanen ragen in Gesetzgebung, Religion, innerer Staatseinrichtung, Industrie, Handel, Unterricht und überhaupt in Verfeinerung der Zivilisation, hoch über alle andern orientalischen Völker, selbst die Chinesen nicht ausgenommen, empor. Ihre Gesetze sind weise und voll gesunder Moral, und ihre Politik ist besser, als in manchen europäischen Ländern. Sie sind höflich und gastfreundschaftlich gegen Fremde, jedoch mehr zu männlicher Offenheit, als zu kriechender Verstellungskunst geneigt. Die Mangordnung, und die einem jeden Stande gebührenden Ehrenbezeugungen, werden zwar mit einer Genauigkeit, von der nicht das Geringste nachgelassen wird, beobachtet; aber die Kenntnisse sind unter ihnen nichtsdestoweniger so allgemein verbreitet, daß es keinen Handwerksmann, ja beinahe keinen Arbeiter in den untersten Klassen, gibt, der nicht wenigstens lesen und schreiben könnte. Zu den höhern Wissenschaften und in der Kunde jener Bücher, die in der Pali- oder heiligen Sprache abgefaßt sind, ist der große Haufe freilich nicht unterrichtet, und das noch bestehende Lehnrecht, welches überall die Unwissenheit nährt, und die Menschen, gleich dem Vieh, zum Eigenthum einer mit Vorrechten und Privilegien unverdienterweise begabten Kaste macht, stellt auch hier der vollkommenern Ausbildung ein Hinderniß entgegen, welches sich jedoch in dem Maße, in dem sich die Bekanntschaft dieses Volks mit den Sitten und Gebräuchen anderer Völker vermehren wird, von selbst vermindern muß.

Streifereien durch Nordholland, im Juni 1824.

(Fortsetzung.)

Wir mußten den Damm verlassen, der sich rechts gegen Medenblik erstreckte, und eine tiefe Sandwüste durchwaten, die sich bis an die letzte Wohnung dieser Einöde, „Zand“ genannt, erstreckt. Hin und wieder sieht man zwar einige sogenannte Landhäuser; aber sie sind häßlicher, als es erlaubt ist zu sein; die Bäume sind verkrüppelter und seltsamer beschnitten, als irgend wo, die Gewässer grüner und unwohlriechender; und das Alles ist von einem einförmigen Sandrahmen umgeben, der das im Innern befindliche Gemälde zu einer wahrhaften Karrikatur macht. Beim Zand beginnen Leben und Bewegung, mit den großen Dormeusen, den kleinen Eilwagen, dem schlechten Bier, dem Kümmelkäse und dem Kanal, nebst seinen wilden Horden, wieder. Der Ort ist sehr besucht, und alle Reisenden, sie mögen nun vom Pol oder aus Ost- und Westindien kommen, müssen, wenn sie sich nach Amsterdam begeben wollen, hierdurch. Man kann gewiß sein, daß neun Personen von zehn, denen man hier begegnet, vom Ende der Welt herkommen.

Nahe beim Zand werden ungeheure Schlensen erbaut, mit deren Hilfe der Kanal sich auf den Boden des Polder hinabsenken soll. Diese ovalen Becken, die des ganzen Werkes würdig sind, haben eine ärgere Tiefe als der Kanal. Zuerst mußte das Erdreich befestigt werden, eine Arbeit, die mit zu den schwierigsten gehörte. Viele hundert großer Tannen, die aus Norwegen beigeschafft worden waren, wurden in den Grund dieses Morastes versenkt, und mit Eichbäumen von mehr als fünfzig Fuß Breite und vier Fuß im Durchmesser, wie mit starken Riegeln umschlossen. Darauf sollte sodann das Mauerwerk gegründet werden, das bestimmt war, unter vierzig Fuß hohem Gewässer begraben zu bleiben.

Wenn man sich von Zand zu Lande nach dem Helder begeben will, so folgt man der großen Straße, die sich längs den westlichen Dünen dahinzieht. Alle Karten bezeichnen diese gerade Linie, wie von den Fluthen des Zuiderzees überdeckt. Wir legten die Strecke in einer bequemen Kutsche zurück. Die Schönheit der Witterung, die große Trockenheit und eine von jenen Veränderungen des Bodens, die in Holland nichts Seltenes sind, hatte die ganze ungeheure Fläche zugänglich gemacht, die sonst gewöhnlich unterm Wasser sich befindet, und die unterm Namen „Käraß“ bekannt ist. Eine leichte Wagenspur deutete uns die Richtung an, die wir zu verfolgen hatten. Bald waren wir mitten in der großen Wüste, und drei Stunden lang sahen wir keinen Gegenstand um uns her, der uns auf Wesen, wie wir, hätte schließen lassen. Eine ungeheure Steppe, hin und wieder von einigen stehenden Teichen durchrissen, und in der Ferne die dunkle Mauer der Dünen, die sich in den Wolken verlor, das war Alles, was wir um uns her erblickten, und es fiel uns wahrlich nicht ein, daß wir am Ende dieser Einöde, im Helder, guten Bordeauxwein und alle möglichen

Digitized by Google

Luxusartikel finden würden, so sehr glaubten wir uns von aller Gemeinschaft mit den Menschen abgeschieden. Indessen fehlte es der Gegend um uns her an Leben nicht; die ganze Wüste schien sich vielmehr zu bewegen. Eine ungeheure Menge Sumpf- und andere Vögel hielten sich hier auf, vorzüglich wilde Gänse, Kiebitze und Meerschwalben, die uns von allen Seiten umgaben, und bei unserer Näherung ein fürchterliches Konzert anstimmten. Einige Heerden liefen uns ungeneckt vorüber; aber andere umflatterten uns drohend und versetzten den Pferden manchen Flügel- und Schnabelschlag. Die einzigen Bewohner der Steppe, die vor uns entflohen, waren die Kaninchen, die zu Tausenden in ihre Höhlen schlüpften. Endlich erreichten wir den tiefen Sand der großen Straße wieder, und sahen hinter einer der tausend gelblichen Wellenformen einen blau und rothen Gegenstand, den man uns als den Helder bezeichnete.

Vom Texel ist es, wo gewöhnlich die großen Expeditionen nach Indien abgehen, und an diesem, durch Sandbänke und Strömungen so äußerst gefährlichen Punkte, ist es auch, wo sich der Muth und die Energie der Holländer am wunderbarsten entwickelt hat. Der Ocean hat das ganze Land benagt, einen Theil des Erdreichs verschlungen und alle diese kleinen Inseln geschaffen, die ehemals nur ein einziges Festland bildeten, und die er noch immer unaufhörlich mit einem gewissen Untergange bedroht. Die Vertheidigung ist des Angriffes würdig, und bis jetzt genügend gewesen. Die ganze Spitze, oder vielmehr die sehr abgerundete Extremität des Kontinents, in deren Mitte sich der Helder befindet, ist mit Dämmen, gleich einem ungeheuern Küraße, umgeben worden, an dem sich die Wellen brechen, und die den furchtbarsten Stürmen zu widerstehen vermögen. Der große Helderdamm ist zwei Stunden lang, und auf dem höchsten Punkte, wo sich ein guter Weg hinzieht, vierzig Fuß breit. Er senkt sich zweihundert Fuß hoch ins Meer hinab, mit einer Neigung von ungefähr vierzig Grad. Die höchsten Gewässer vermögen nie bis zum Gipfel anzusteigen, und die niedrigsten entblößen doch nie den Fuß dieses Riesenwerks. Von Zeit zu Zeit dringen ungeheure hohe und breite Pfeiler oder Sporen, die noch fester als der Damm selbst erbaut sind, in das offene Meer auf mehreree hundert Klaftern weit hinaus. Diese ganze künstliche Küste ist durchaus von ungeheuern Granitblöcken erbaut, die man aus Norwegen hierher geschafft hat. Alles ist sehr sorgfältig behauen und vollkommen regelrecht aufgeführt, wie wenn dieser Luxus zur Befestigung nothwendig erachtet worden wäre. Beim ersten Blick auf diese unermeßlichen Felsenmassen wird die Einbildungskraft bestürzt, und verliert sich in ein Chaos des Erstaunens, des Zweifels und der Bewunderung, wenn sie es unternimmt, die Massen noch berechnen zu wollen, die unter den Fluthen begraben worden sind, um diese Berge mit Sicherheit darauf begründen zu können. Der Damm von West-Kapellen kostet jährlich 75,000 holländische Gulden Unterhaltungskosten, und der von Helder nicht viel weniger.

Wir folgten diesem prachtvollen Walle eine halbe Stunde lang, um zu Fuß den Hafen von Nieuwe-Diep und seine schöne Rhede zu erreichen. Dieser Hafen, der sicherste von ganz Holland am Ozean, existirte vor dreißig Jahren noch nicht, und die ältesten Arbeiten daran datiren nur von 1796. Der Augenblick war nicht günstig, um einen vollkommenen Begriff von seiner Thätigkeit zu erhalten, und der Anblick konnte sich keineswegs mit dem von Hamburg vergleichen. Die meisten der anwesenden Schiffe waren amerikanische, die sich durch die Zierlichkeit ihrer Bauart von allen andern unterscheiden. Sie betreiben den Handel, wie Bonaparte den Krieg, indem sie ihren Gegnern den Vortheil durch ihre Schnelligkeit abgewinnen. Sie laden viel weniger; aber sie sind so feine Segler, daß sie zwei Reisen machen, ehe die Andern eine zurückgelegt haben. Die im Hafen anwesenden holländischen Schiffe hatten nichts Eigenthümliches, als ihr Schmelzen, ihre wenig zierliche Formen und ihre besondere Reinlichkeit. Ein großes entmastetes Kriegsschiff erhob sich wie ein Thurm zwischen den übrigen Gefäßen, und wurde uns als zum Gefängniß dienend bezeichnet. Es war zu schön, zu weit über die entsetzlichen Pontons erhaben, welche die Themse schänden, als daß man es zu demselben Gebrauch hätte bestimmt glauben sollen. Die Offiziere, die sich in den Zimmern befanden, schienen uns zu glänzend, zu lustig, um für Gefangene oder Kerkermeister zu gelten. Ihrer Gewohnheit getreu, sprangen sie an ihre Fernrohre, als sie uns bemerkten.

Die merkwürdigsten Gegenstände dieses Hafens sind die Schleusen, die man auch „Fächerschleusen" nennt, und die, wie man sagt, erst ganz neuerlich vom Ober-Ingenieur der Marine, Herrn Blanche, erfunden worden sind. Das zu lösende Problem bestand darin, die Schleuse gegen die andringende Strömung der Fluth zu verschließen. Man hat sich dazu der Strömung selbst bedient, die durch ihre Gewalt die Schleuse herumdreht und verschließt. Man begreift leicht, von welcher Form und von welcher Stärke diese Schleusen sein müssen, die bestimmt sind, eine willkührliche Verbindung zwischen dem Meere und dem Innern des Landes, das heißt: mit den Kanälen, die es in allen Richtungen durchschneiden, zu bewerkstelligen. Es ergibt sich nachdem von selbst, daß diese Schleusen, die den größten Schiffen den Durchgang

Digitized by Google

geſtatten und erleichtern ſollen, von keiner andern, als von rieſiger Geſtalt ſein können. Man betritt die ſchmalen Brücken, die an den Thoren des Ozeans aufgehängt zu ſein ſcheinen, mit einem Gemiſch von Ehrfurcht und Entſetzen, deſſen man ſich nicht zu erwehren vermag. Dieſe ſonſt ſo kalten, ſo einförmigen, ſo langweiligen Holländer, nehmen ganz andere Züge an, wenn man die Kaltblütigkeit bemerkt, mit der ſie den Stürmen trotzen, und die Ruhe und Gemächlichkeit, mit der ſie, hinter ihren Bollwerken, tiefer als die Meeresfluth wohnen, die über ihren Köpfen heult.

Wir erreichten unſer Wirthshaus erſt, nachdem wir mehrere Wieſen und Kanäle überſchritten hatten, und glaubten uns nach den vereinigten Staaten von Nordamerika verſetzt, ſo ſehr trugen die Aushängeſchilde, die Kleidung und Sprache zur Illuſion bei. Alles was amerikaniſch iſt, wird im Helder ſehr geliebt, da hingegen man dort alles Engliſche unbeſchreiblich haßt. Am Abend machten wir einen Spaziergang auf dem Damm, um den Sonnenuntergang zu ſehen. Nichts war prachtvoller und entzückender, als der Anblick, der ſich uns darbot; weniger überraſchend vielleicht als der des Genferſee's, aber viel impoſanter noch. Von dieſem Rieſenwalle hinab überſchaut man einen großen Theil jener unermeßlichen Fluth, die von dem Feuer des Himmels entzündet, ſich mit ihm zu verſchmelzen ſcheint, und deren Wellen von den entfernten, ewigen Eisgebirgen des Pol's herſtrömend, ſich zu den Füßen des im Anſchauen Verſunkenen brechen. Seitwärts entwickelt die Texelinſel, beſtändig von einem Nebelſchleier umhüllt, ihre unregelmäßigen, fantaſtiſchen Formen. Man glaubt die Felſen zu erkennen, an denen Tauſende von Vögeln ihre Neſter haben und hinter denen einige Hirten, von beſtändigen Stürmen umbrauſet, mit ihren zahlreichen Heerden ſich aufhalten, und durch ihre, ſeit mehrern Jahrhunderten immer dieſelbe gebliebene, Beſkleidung ſich auszeichnen.

Die ſchwimmenden Flaggen im Hafen von Nieuwe-Diep zur Rechten verkündigen die Ziviliſation unter einem lachendern Bilde, als die Batterien der Feſtung zur Linken. Die Rhede breitet ihre vor Anker liegenden Flotten aus, und von Zeit zu Zeit gleitet ein unter ſeinen Segelwolken ganz verborgenes Schiff unter den übrigen unbeweglichen Gruppen hervor, um das hohe Meer zu gewinnen. Die Inſel Wieringen ſchwimmt, an der Grenze des Horizonts, in den immer grauen Himmel über, der auf ihren Moräſten laſtet. Die ganze Meerenge iſt von tauſend Schiffen angefüllt, die ſich in allen Richtungen kreuzen und von den entfernteſten Geſtaden herkommen, oder ſich zu ihnen hinbegeben. Da ſieht man die Wallfiſchfänger von Grönland und Terre-neuve kommen, dort die Kriegsſchiffe nach den brennenden Küſten von Borneo und Java ſich begeben. Ganz links endlich erweitert ſich die Bucht und verliert ſich in jenen unermeßlichen Ajur, in dem das Auge umſonſt eine Grenze, einen Ruhepunkt zu erfpähen ſich bemüht. Dies Gemälde bringt dis auf den Grund der Seele und regt ſeine tiefſten Empfindungen an. So glänzend es nun auch bei Sonnenuntergang geweſen ſein mochte, ſo war es doch, zwei Stunden ſpäter, bei der Monddeleuchtung, noch viel anziehender und angenehmer. Die im halben Lichte ſich erratben laſſenden Ufer und Flotten waren noch intereſſanter, das feierliche Schweigen der Natur noch ergreifender. Das dumpfe Murmeln der Wogen, die ſich am Damme entrollten, das Geflüſter der Fluth am einſamen Fiſcherkahn, der wie ein Schatten vorüberſtreifte, die Signale in der Ferne und der einſame Geſang wachender Matroſen, unterbrachen allein die ſtille Majeſtät dieſer Szene.

Am andern Morgen, bei Sonnenaufgang, war der Anblick wieder verſchieden, und ungeachtet dem ununterbrochenen Gange der Zeit, war Alles jünger, als am Abend vorher. Der Ozean war weniger ernſt, das zarte Grün ſchien friſcher und lachender. Wir verließen vor Tagesanbruch unſere Hängematten; denn das Wirthshaus von Zeeburg, die letzte Wohnung des Kontinents auf dieſer Seite, gleicht beinahe einem Schiffe. Wir wendeten uns gegen die Feſtungswerke auf einer, zwar immer noch auf dem Damme befindlichen, aber unſerm geſtrigen Wege entgegengeſetzten Straße. Die Meervögel waren unſere einzigen und unvermeidlichen Begleiter, und ihr unerträgliches Geſchrei das einzige Stimmengeräuſch, das wir in dieſer Einöde vernahmen.

Wir ließen das große Fort links, und erreichten durch den Sand der Dünen das kleine Fort Moland, das wie eine verlorne Schildwacht daſteht. Auch hier zeigt ſich die Ausdauer und Energie der Holländer in ihrer ganzen Größe; denn es iſt wahrlich eben ſo ſchwer, auf einem beweglichen Sandbügel, als in einem Sumpfe zu bauen, und ungeheure Maſſen auf ſchwankenden Grund zu thürmen. Zwiſchen dem Fort La Salle und dem Vertheidigungswerk unterm Damm, erblickt man etwa fünfzig Häuſer, oder vielmehr Hütten, die den allerelendeſten Ruhepunkt gewähren, den man ſich nur immer zu denken vermag. Es iſt übrigens leicht möglich, daß Niemand das Unglück habe, in ihnen zu wohnen, denn wir bemerkten nur zwei oder drei Schatten, die kaum das Anſehen menſchlicher Kreaturen haben mochten. Nachdem wir den Helder wieder erreicht hatten, durchſchritten wir das große Fort in ſeiner ganzen Länge, und kamen über eine Menge Zugbrücken und Außenwerke, die ſich über

Digitized by Google

eine halbe Stunde lang in die Sandwüste hinaus erstreckten. Wir bedauerten von Herzen die armen Leute, die in einem solchen Aufenthaltsorte wie begraben waren.

Vom Helder, wo wir unsere Pferde gelassen hatten, kehrten wir, so gut als möglich, durch die Steppe nach dem Land zurück. Dort veränderten wir die bisherige Richtung unsers Weges, und wendeten uns nach Osten, gegen die Brücke von Schagen. Da erst machten wir die wirkliche Bekanntschaft Nordhollands, und seiner eigenthümlichen Schönheiten. Bis jetzt hatten wir Luxushäuser, Städte, Arbeiten, Vögel und Festungswerke gesehen; aber das eigentliche Land mit seinen Bewohnern, ihrer Industrie und ihren Sitten, kam uns hier erst ganz zu Gesicht. Wie merkwürdig und erfaunlich uns auch das schöne Dorf Schagen geschienen haben mochte, so wurde es doch bei weitem von denen übertroffen, die wir nach ihm sahen. In geringer Entfernung davon machen die Trümmer des Schlosses Duivemont einen hübschen Effekt; aber man verwundert sich darüber, wie über etwas, das nicht an seinem Platze ist, und man fragt sich, wie dergleichen Ruinen, die längstverschwundene Jahrhunderte und eine sehr alte Erde anzudeuten scheinen, sich in einem Lande befinden, das ein durchaus neues Ansehen hat, als wenn es gestern erst ganz rein gewaschen, dem Schooße der Gewässer entstiegen wäre?

Je weiter wir fortschritten, um so bewunderungswürdiger entfaltete sich die Kultur. Den Steppen, in den Umgebungen des Helder, folgten reiche Ebenen, den einförmigen Weideplätzen fette Niederungen, welche so eben abgemähet wurden. Die Heerden waren schöner und zahlreicher, als wir sie je gesehen hatten. So weit der Horizont reichte, erblickte man nichts als Pferde, Kühe und Schafe, wovon die ersten beiden wirklich kolossal und sehr hübsch gezeichnet waren. Die Pferde schüttelten ihre lange Mähnen und kehrten die Erde mit ihren Schweifen. Sie erinnerten uns an jene nächtlichen Rosse, welche die Kunst so buntscheckig gezeichnet hat, und trugen nicht wenig zu der malerischen Wirkung des Ganzen bei. Die schönsten, in einigermaßen unordentlichen Gruppen vertheilten Bäume, nahe an den Häusern, den Wegen und Kanälen, zeigten theilweis jene natürliche Schönheit, deren man sie leider nur zu oft in diesem Lande beraubt.

Die Frische dieser Laubdächer, die reizenden Wendungen der vielen Kanäle, der Glanz aller der hübschen Wohnungen, die eben aus den Händen des Malers hervorgegangen zu sein schienen, die mit leuchtenden Ziegeln geschmückten Dächer, die mit den lebhaftesten Farben angestrichenen Brücken, die von Zeit zu Zeit, fast wie Regenbogen, erschienen, bildeten ein eben so reiches als merkwürdiges Gemälde. Wir schlängelten auf den vortrefflichen unter den dicht zusammengetragenen Bäumen verborgenen Wegen dahin, die weder die Regelmäßigkeit, noch die Härte, noch die Abwehren der großen Landstraßen hatten. Die Schiffahrt war überall mitten im Lande, die Segel vermischten sich mit den Bäumen, die mit Heu beladenen Schiffe verschwanden unter den Laubgewölben und der grüne Hügel schien sich von selbst fortzubewegen. Wenn man zu dem Allem noch Tausende von Schwänen, von ihren Familien umgeben, hinzufügt, die ganz ruhig auf den Kanälen rudern, die Schäferinnen des Landes, mit ihren goldenen Stirnbändern, ihren auf den Schultern liegenden Spitzenschleiern und ihren Madonnengesichtern, so könnte man diese Beschreibung als ein Erzeugniß der Muße und der Einbildungskraft betrachten, obgleich sie nur der Wahrheit allein getreu ist und sie nicht einmal ganz zu erreichen vermag.

Aber der erste angenehme Eindruck verliert sich bald. Man bemerkt leicht, daß das Land zu flach, das Gewässer zu stehend und Alles zu wohl geordnet ist. In der Atmosphäre, in den Bewohnern, in den Thieren, selbst mit Einschluß der Ziegen, ist etwas Schwerfälliges, Unbewealiches und durchaus Prosaisches, wovon allein die kleinen Wagen, die sehr schnell vorübereilen, eine Ausnahme machen. Die Landschaft ist sehr reizend; aber für die Augen allein, nicht für das Gefühl. Es ist ein Arkadien ohne Begeisterung, ohne den griechischen Himmel, ohne jenen Funken, durch den es das Land der Poesie und des Enthusiasmus werden könnte.

Die Straße von Zandwind und Nieuwdorp wird immer schöner bis Ruſenburg, an der Verzweigung der beiden Kanäle. Dies reizende Dorf mit seiner Brücke, seinem Hafen, seinen Alleen und seinen tausenderlei Farben ist der schönste Punkt, den wir gesehen haben, und den man als ein Muster des nordholländischen Wohlstandes anpreisen könnte. Es ist viel bewunderungswürdiger, als das so lächerlich berühmte Dorf Broek, das glücklicherweise nicht Seinesgleichen hat.

Wir hatten, um nach Ruſenburg zu gelangen, den Hugoward, den zweiten noch merkwürdigern Polder, als den ersten von Zyp, durchschritten. Er selbst war indessen nicht so auffallend, als der von Schermermeer, in den wir gleich darauf gelangten. Dieser, der mittelste von allen, ist nach dem von Beemſter seines Ackerbaues wegen am berühmtesten. Die Austrocknungsarbeiten waren ungeheuer, und wir stiegen hinab, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Um diese Moräste oder innern Meere auszutrocknen und zu bebauen, besteht die erste Verrichtung darin, sie zu dämmen, oder sie mit einem so starken Erdwall zu umgeben, daß das Wasser nicht mehr hindurch-

Digitized by Google

dringen kann. Sodann werden auf dem Damme Windmühlen erbaut, die Pumpen in Bewegung ſetzen und auf ſolche Weiſe den Moraſt ausſchöpfen und vollkommen trocken legen, ohne daß die Menſchen noch eine beſondere Arbeit dabei zu unternehmen haben. Das Moraſtwaſſer wird von den Pumpen in einen äußern Kanal getrieben, der es dem Meere zuführt. Sehr oft können dieſe Austrocknungen nicht auf einmal beendet werden, ſondern man iſt genöthigt, zwei oder drei Dämme hinter einander zu erbauen, mit deren Hilfe der Sumpf nur allmählig ausgeleert werden kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Dattelpalme. (Phoenix dactylifera, Lin.)

(Beſchluß.)

Man bereitet aus dem Safte der Dattelbäume, den man durch Einſchnitte oder Einbohren nach Art unſers Birkenſaftes zu gewinnen pflegt, eine Art von Wein, den man Lagby nennt, im Werke des Prosper-Alpinus aber (de rerum Aegypt. Tom. I. p. 70) wo er von den Nahrungsmitteln der Aegypter ſpricht, unter dem Namen Subia angeführt findet. Noch häufiger benutzt man aber deren Saft und deren Früchte zur Verfertigung eines guten Weineſſigs und vortrefflichen Branntweins. Die Datteln enthalten nämlich gleich den Weintrauben eine große Menge von Zuckerſtoff, der ſo wie jener in Gährung verſetzt und durch folgende Operation Branntwein gibt. Man läßt nämlich die Datteln während des Winters zehn bis fünfzehn, während des Sommers aber gegen vierzig Tage im Waſſer deſtilliren, und vermengt alsdann dieſe Maſſe in den Fabriken Cairo's mit Benſoun oder Anis, und läßt das ganze Gemengſel einen halben Tag hindurch kochen, worauf man es alsdann in den Deſtillirkolben bringt und zur Deſtillation ſelbſt ſchreitet. Dieſe Operation dauert ebenfalls einen halben Tag. Der Deſtillirkolben iſt von gebrannter Erde, hat die Geſtalt einer Glocke und iſt überhaupt von der größten Einfachheit. Man bedient ſich hierbei keines Ofens, der Deſtillirkolben wird auf den flachen Boden geſetzt und die Brennmaterialien werden unmittelbar darunter angebracht. Die Röhren ſind von Rohr und ohne alle Sorgfalt befeſtigt. Statt der Schlangenröhren und des bei uns üblichen Kühlfaſſes bedient man ſich hierbei nur eines Napfes, der mit Waſſer angefüllt iſt, und in welches das Gefäß, das den Branntewein aufnimmt, getaucht wird. Man nennt eine ſolche Branntweinfabrik in Cairo Matbak-Araky. Der ohne beſondere Beimiſchung verfertigte Branntewein iſt gemeiniglich von weißer Farbe, und ſchmeckt etwas herbe, wie ich mich hiervon in Siwah überzeugte. Der mit Benſoun oder Anis zerſetzte hat dagegen ganz den Geſchmack dieſer ſtarkriechenden Zugredienzien. Die Levantiner und andere Chriſten des Landes pflegen dieſem Branntewein noch zuweilen Zucker und andere Sachen beizumiſchen, durch welche er alsdann ſo ziemlich den Gehalt unſerer europäiſchen Liköre erhält.

Der Eſſig wird dagegen auf folgende Art zubereitet. Man verfertigt ihn vorzugsweiſe nur während des Sommers, weil dieſe Jahreszeit hierzu am günſtigſten iſt. Man zerdrückt bei dieſer Operation die Datteln nicht, ſondern begnügt ſich bloß, ſie ſo lange im Waſſer einzuweichen, bis ſie einigermaßen aufgelöſt ſind. Hierauf ſetzt man ſie in dieſem Zuſtande und zwar in denſelben Gefäßen etwa acht bis zehn Stunden der Sonne aus; worauf man ſie alsdann unter eine Schraubpreſſe bringt, um den Saft aus der gangen Maſſe vollends auszudrücken. Man verdünnt dann dieſe Materie noch mit Waſſer und ſeihet ſie durch ein Sieb, vermiſcht ſie hierauf mit Honig und läßt ſie noch acht Tage lang gähren. Um guten Eſſig zu erhalten pflegt man gemeiniglich dies letzte animaliſche Produkt im Verhältniß von einem Fünftheil, und zuweilen ſelbſt von einem Viertheil beizumiſchen, und vorher abzukochen. Nachdem der Gährungsprozeß vollendet iſt, ſeiht man den Eſſig, ſetzt ihn nochmals der Sonne aus, klärt ihn von neuem ab und verwahrt ihn alsdann in großen irdenen Gefäßen, deren Deckel man ſorgfältig kittet, wenn er den gehörigen Grad von Stärke erreicht hat.

Das Herz oder Mark von der Krone des Dattelbaums iſt kernicht und ſchmeckt wie friſche Mandeln oder Nüſſe. Um dies zu genießen, muß man den Baum vernichten; daher erlaubte ich es während meiner Reiſe, den hiernach lüſternen Arabern auch nur einmal, mit dieſen Genuß zu verſchaffen. Ein Palmenſchoß, zunächſt der Krone abgeſchnitten und voll des ſüßen Marks deſſelben, dient, nach der mir gemachten Mittheilung eines gelehrten Levantiners, der in der Geſchichte des alten und neuen Aegyptens ſehr bewandert war, den heutigen Schlangenbeſchwörern dieſes Landes als Zauberſtab, durch welchen ſie dieſe Thiere, die ſehr lüſtern danach ſind, herbeilocken; denn man erzählte mir, daß der bloße Geruch dieſes Markes hinreichend ſein ſoll, ſie herbeizuziehen.

Vom Dattelbaume wird alles benutzt; denn aus den Fruchthülſcheln verfertigt man, nachdem man ſie ihrer Datteln beraubt hat, Stricke, indem man deren Fibern mit Blättern des Baumes ſelbſt vermiſcht. Dieſe Art von Stricken wird ſehr glatt, und insbeſondere bedienen ſich ihrer die Schiffer auf den Fahrzeugen des Nils; obgleich man ſie auch zu andern häuslichen und bürgerlichen Arbeiten gebraucht. Man

Digitized by Google

verfertigt aber auch aus den häutigen Scheiden des untern Theiles der Blätter Stricke, die man Luf nennt, und deren man sich, in kleine Päckchen zusammengelegt, zum Reiben der Gliedmaßen in den Bädern bedient, bei welchem Gebrauch alsdann deren Fibern sich dürftenartig lösen und in die Poren der Haut eindringen und diese reinigen. Die Rippen der Blätter dienen zur Verfertigung von Körben oder einer Art von Käfigen, in welche man die Waaren und Viktualien einzupacken pflegt, und die Blätter selbst zu allerlei Flechtwerk und zur Verfertigung von Fliegenwedeln, deren eine große Menge verbraucht werden.

Das Holz des Dattelbaumes dient zu Bauten, ist aber nicht zur Verfertigung von Brettern geeignet; indem es aus langen Fibern zusammengesetzt ist, die mit dem Marke zusammenhängen, das im Innern des Stammes in größerer Menge, als an dem äußern Rande vorhanden ist, durch welche Organisirung es zu leicht verfaulet. Daher verwendet man gemeiniglich die in zwei Theile gespaltenen Dattelstämme zur Dielung der Terrassen, die alsdann noch mit Steinen oder Erde bedeckt werden.

Man zieht die Dattelbäume aus dem Samen selbst oder aus Ablegern oder Schößlingen derselben. Im ersten Falle ist die Vegetation kräftiger, gibt aber schlechtere Früchte. Im zweiten Falle sucht man Sprößlinge, die sieben bis zehn Jahr alt sind, und zwar von solchen Arten aus, die man gern erhalten will, und gräbt sie zwei bis drittehalb Fuß tief, das heißt bis an den Ursprung ihrer ersten Blätter, in die Erde und schlägt sie alsdann in langes Stroh ein, das die Blätter derselben zusammenhält und sie zugleich vor dem zu starken Einfluß der Sonnenstrahlen schützt. Hierdurch werden sie auch gezwungen, sich gerade in die Höhe zu erheben, welches auch bald zu geschehen pflegt, indem die aus der Krone sich neuentfaltenden Blätter, diese auseinanderdrängend, in die Höhe schießen.

Man pflegt die Dattelbäume mehr oder weniger auseinander zu setzen, je nachdem man sie allein ziehen, oder noch andere Gewächse zwischen ihren Stämmen pflanzen will. Man pflanzt gemeiniglich vierhundert Stück auf ein Feddan, der 6877 Quadratmeter und 48 Centimeter enthält, so daß etwas über 17 Meter auf jeden Baum gerechnet werden können. In Siwah, Augila und Sigara pflegen die begüterten Eingebornen diese Bäume alle Jahre, die minder Begüterten aber nur alle zwei Jahre mit der stachlichten Pflanze Agoub zu düngen.

Man versicherte mir, daß man die Krone eines altgewordenen Dattelbaumes verpflanzen und dadurch einige seltene Arten desselben erhalten könne, welches vollkommen mit den Behauptungen des Plinius (Hist. natur. Lib. XIII. c. 4.) und des Theophrastes (Hist. Plant. Lib. II. 8.) zusammentrifft, daß man die Dattelbäume fortpflanzen und erhalten könne, wenn man sie zwei Ellen unterhalb ihrer Krone abschnitte, welches sich denn auch um so eher begreifen läßt, wenn man erwägt, daß die Dattelbäume die besondere Eigenschaft besitzen, Wurzeln und Schößlinge auf der ganzen Oberfläche ihrer Stämme hervorzutreiben.*)

Man pflanzt im Ganzen weit weniger männliche als weibliche Stämme. Nach Wesling (Observ. in Lib. Prosp. Alpin. de plant. Aegypt., c. 7.) und nach Desfontaines (Flor. Atl. Tom. II. p. 444.) soll es auch Dattelfrüchte ohne Körner oder Samen geben, welchen Umstand man dem Mangel an der gehörigen Befruchtung oder einer Entartung der Pflanze beimißt; allein ich hatte nicht Gelegenheit, dergleichen zu sehen.

Der Dattelbaum trägt vom vierten Jahre seiner Anpflanzung an, bis zu dem Augenblick seines Absterbens, der bis zu hundert ja gar zweihundert Jahren hinauszureichen pflegt, Früchte; allein er stirbt viel eher ab, wenn man ihn anzapft, um ihn seines Saftes zu berauben, oder gleich, wenn man ihn seiner Krone beraubt. Gegen das zehnte Jahr seines Alters aber pflegt er eigentlich erst einen vollen Ertrag zu geben, in welchem Zustande er alsdann zehn bis zwölf Fruchtbüschel trägt, von welchen man aber gemeiniglich einige abzuschneiden pflegt, damit der Baum nicht zu sehr erschöpft wird, und auch die übriggelassenen Früchte sich besser entwickeln können. Das Gewicht eines solchen Fruchtbüschels beträgt zwischen fünfzehn bis fünfundvierzig Pfund, und der Totalertrag eines Baumes beläuft sich auf einen bis drei Zentner. Ein und derselbe Baum trägt aber nicht alle Jahre und auch nicht immer gleich viel, daher kann man den Ertrag einer Pflanzung im Durchschnitt, da wo sie gehörig gepflegt werden, ein Jahr ins andere gerechnet, nur zu einem Zentner anschlagen. Hiernach ließe sich allenfalls berechnen, wie hoch sich die Zahl der tragbaren Dattelbäume eines Landesabschnittes beläuft. Nehmen wir zur Erläuterung dieses Beispiels die Oase des Jupiter Ammons an. Der Dattelertrag

*) Ich hatte nicht Gelegenheit diese Art von Kultur zu beobachten; allein Sachkundige versicherten, daß dies wohl sei und daß man sie auf folgende Weise bewerkstellige. Man treibt, ein Jahr vor Abnahme der Krone, zwei Hölzer kreuzweise und zwar etwa drei Ellen unterhalb derselben in den Stamm des Baumes ein, und umwickelt alsdann diese Stelle mit Stricken, auf welche Nilschlamm gelegt, und der durch tägliches Begießen feucht erhalten wird. Gegen den Winter haben sich alsdann kleine Wurzeln unterhalb des Schlammes entwickelt, und man haut nun denselben unter den Bollen ab, und pflanzt ihn ein.

Digitized by Google

dieſer Oaſe beläuft ſich auf fünftauſend bis neuntauſend Kameelladungen. Nehmen wir hiervon die mittlere Proportionszahl, ſo erhalten wir 7000 Kameelladungen, und dieſe wieder mit drei Zentnern, als das Gewicht jeder Ladung, multiplizirt, gibt 21,000 Zentner, oder, nach meiner Schätzung des oben angeführten Ertrages, eben ſo viele tragbare Bäume.

Vom Lachen, und warum man lacht.

Tes traits, ton ton, ton teint, Tautin, l'ont tout dit.

Es ſcheint mir, daß es ſchwer ſein müßte, Jemandem, der nie gelacht hat, den Reiz und die Wohlthat des Lachens begreiflich zu machen. Das Geſicht eines lachenden Menſchen gewährt den komiſchſten Anblick, den man ſich nur immer denken kann, und es iſt einem nur irgend frohmüthig geſtimmten Menſchen durchaus unmöglich, dabei ganz ernſthaft zu bleiben. Es gibt mehrere Geſichter, die ſich nicht einmal zum Lachen zu verzerren brauchen, um uns ſchon, durch ihren einzig närriſchen Schnitt, zum Lachen zu reizen. Wenn man, zum Beiſpiel, jenen abgelebten, geiſtig und körperlich verknöcherten Bürgermeiſter auch Oberälteſten irgend eines Krähwinkels ſieht, auf deſſen Geſichte die Aufgeblaſenheit neben der Stupidität in grellen Farben gezeichnet iſt, deſſen ſchweinsborſtige Augendraunen zwei nichtsſagende Thran- oder Thränenlampen beſchatten, in denen nie der Docht der Vernunft ſich entzündet hat, deſſen konfiszirte Naſe mit Recht, nach Campe, ein Geſichtserker genannt werden kann, weil ſie über einem moraſigen Rinnſtein hervorragt, dem zwiſchen halbverfaulten Zähnen hindurch das polternde Geräuſch eines Eulen-, Froſch- und Eſelkonzerts entdrauſet, deſſen ganzes Pentagon, von den verſchiedenen Seiten betrachtet, der Fratze eines Affen, eines Wiedehopfs, eines Faultiers, eines Baſilisken, einer Fledermaus ähnlich iſt, und deſſen eiterbeuſenhafte Erbärmlichkeit die lächerliche Majeſtät eines dreiroßſchweißigen Paſcha's, oder eines Verſchnittenen mit Glatze und Haarbeutel nachzuahmen ſich bemüht — wer, o! wer könnte es über ſich gewinnen, beim Anblick dieſer eben ſo verächtlichen als pudelnärriſchen Figur nicht in ein lautes Lachen auszubrechen? — Man ſtelle dieſer Fratze die Larve einer Galathe gegenüber; welcher Kontraſt! Man lächelt auch bei ihrem Anblick; aber dieſes Lächeln iſt das des Entzückens, der Begeiſterung, der Liebe, da man hingegen bei dem jenes Orangutangs die zigomatiſche Muskel ſich krampfhaft angezogen fühlt. Wie mancher Polydhem ſucht ſein Publikum durch Geſichterſchneiden zum Lachen zu bewegen! Es gelingt ihm; aber man ſchämt ſich hintennach, gelacht zu haben.

Man bemerke jenen Redner, Art von Marktſchreier, der auf öffentlichem Spaziergange ſeine Autorität geltend machen will und mit verächtlichen Worten und Gebehrden ſeinen Gegner einſchüchtern und moraliſch todt zu ſchlagen ſucht. Er naht ſich mit über dem Rücken zuſammengeſchlagenen Armen in drei großen Schritten, und man beißt ſich auf die Lippen. Er läßt ſeine Gedanken, halb furchtſamen Blicke herumſanktiren, und man lächelt. Er nennt ſich mit Pfauenſtolz „Herr von Chalumeau", oder ſo dergleichen, und man lacht. Er poltert ſeine Drohungen hervor, und man hält ſich die Seiten. Er geräth in Zorn, und man lacht aus vollem Halſe. Das iſt das Vorrecht aller Gecken und politiſchen Kackerlacken, ein unauslöſchliches Gelächter erregen zu dürfen.

Es iſt zwar unartig, den Leuten unter die Naſe zu lachen; aber es iſt oft unmöglich, ſein Lachen in ſich hineinzufreſſen, wie das gemeine Volk ſagt. Wer könnte das wohl, wenn er dieſen Stallknecht ſieht, der den groſſen Herrn ſpielen will und ſich Herr von Augias nennt, oder jenen großen Herrn, der bei liederlichen Dirnen den Knecht macht? Der Ernſt gewiſſer Hanswurſte, die Zierlichkeit gewiſſer Großmütter, die Würde gewiſſer Schacherjuden, iſt nicht minder geneigt, uns zum lauten Gelächter zu reizen.

Ein Narr lacht nicht wie ein vernünftiger Mann, ein Unverſchämter nicht wie ein ſittſames Mädchen, ein alter Hahnrei nicht wie ein junger Antinous. Es gibt ein ſatyriſches und ein maliziöſes Lächeln, ein unſchuldiges und ein verführeriſches, ein natürliches und ein erzwungenes, ein witziges und ein einfältiges, ein ſardoniſches und noch tauſend andere, die ſich der Leſer, wenn er ſich eine halbe Viertelſtunde damit beſchäftigen will, ſelbſt nennen kann. Was mich anbetrift, ſo iſt mir das ſchelmiſche Lächeln einer bildhübſchen Hebe das allerangenehmſte, und das dummdreiſte, heuchleriſche und patzige Lächeln gewiſſer Tartüffen das allerunerträglichſte.

Newstead - Abbey. Byrons Begräbnißſtatt.

Einige Zeit vor dem Tode des Dichters geſchrieben.

Die Verbeſſerungen, welche die Abtei erhalten hat, beweiſen mehr die glänzenden Entwürfe eines Poeten, als die kalten Berechnungen eines verſtändigen Eigenthümers. Die peachtvoll verzierten Zimmer werden durch ein verfallenes Dach bedeckt, Feßen vom Regen durchweichter Tapeten bedecken die reichen Kanapees und die vergoldeten Leiſten. Hin und wieder ſieht man die goldenen Wappenſchilder zwiſchen den ſchmuzigen Trümmermaſſen hervorſchimmern. Dieſe traurige Wohnung, und vorzüglich die lange, dunkle

Gallerie erinnert lebhaft an Lara. *) Man erblickt hier jene „von den vergangenen Geschlechtern geschwätzten Malereien", deren der Gesang erwähnt. In einem kleinen Gartenkabinet, das zum Studierzimmer gedient hatte, waren zwar keine Bücher mehr zu sehen, aber es stand noch ein Sopha dort, über dem ein Degen in goldener Scheide hing. Im Hintergrunde des entgegengesetzten Zimmers standen auf zwei hübschen Fußgestellen zwei vollkommen wohl polirte — Menschenschädel. Wahrscheinlich wie jener andere Schädel, der zum Trinkbecher diente **), waren sie dem Gottesacker entnommen worden, aus dessen Gebeinen man zuerst eine Art von Mausoleum gebildet hatte, und die endlich wieder eingescharrt worden sind. Ein vergoldetes Kruzifix befindet sich an der Mauer. In einem Winkel des Bedientenzimmers sah ich, in einer Art von Gruft, einige Rappiere und Fechthandschuhe. Ueber der Küchenthür waren die Worte geschrieben: „Waste not, want not; brauche, aber mißbrauche nicht."

Während der längsten Zeit der Minderjährigkeit des Lords wurde die Abtei von Lord G...., seinen Hunden und verschiedenen Kolonien Krähen, Schwalben und Nachteulen, bewohnt. Seitdem hat man die Spuren dieses Vandalismus zwar im Innern zu verwischen gesucht, aber am Aeussern war Alles noch so vernachlässigt und so wild wie vorher. Wenn ich schon über dies Gemisch von Luxus und Elend in den Zimmern mich verwundert hatte, so wurde ich noch vielmehr von der Einförmigkeit und Verwüstung der Umgegend betroffen. Man suchte umsonst die Spuren der Arbeit und Verbesserung. Das einzige Denkmal des Hundes von Terre-Neuve zeichnet sich vortheilhaft aus. Es erhebt sich über einige Stufen, trägt oben eine Fackel und seitwärts eine Marmortafel mit der so bekannten Inschrift. Der letzte Lord ***) war ein hochmuthiger und harter Mann, und die Bauern betonten seinen Namen niemals anders, als mit einem gewissen Schnarren und einem sehr bedeutenden Kopfschütteln. Ich sah den Teich, in welchen er, in einem seiner Wuthanfälle, seine Frau stürzte. Aber der Gärtner, der ein robuster und muthiger Bursche war, zog sie wieder heraus, und gerbte den Lord wacker durch. Weiterhin stößt man, mitten in einem Eichenwäldchen, auf einem schmalen und verschlungenen Fußpfade, plötzlich auf zwei häßliche Satyre, die den erschrockenen Wanderer angrinsen. Die Bauern nennen diese Statüen „die Teufel des alten Lords."

*) Man sehe: Lara, Gesang I. Stanze XI.

**) Man sehe: Lines inscribed upon a cup framed from a skull. (Flüchtige Poesien.)

***) Der Oheim des Dichters.

Ein künstlicher Fels, der mit großer Kostenverschwendung erbauet worden ist, erhebt sich über den See. Aber das aus weiter Ferne und zu Lande herbeigeschaffte Schiff ist nicht mehr vorhanden. Der aufgeblasene und heftige Karakter des alten Lords hat ohne Zweifel einen tiefen Eindruck auf das Gemüth und die Einbildungskraft des Dichters gemacht, und ihm wahrscheinlich den Gedanken eingegeben, ihn zum Helden mehrerer seiner Gedichte zu machen. In Folge eines Zwistes, der durch einen Zank mit dem Fortläufer entbrannt war, tödtete er seinen Nachbar Chaworth, einen angesehenen und reichen Gutsbesitzer. Diese unglückliche Begebenheit beendete seinen ganzen Haß. Des edlen Barden innigstes Bestreben war es nun, die beiden Familien, durch seine Verbindung mit der letzten Blume dieses alten Stammes, zu versöhnen. Für diejenigen, die die beiden Familien gekannt haben, ist nichts verständlicher in seinen Werken, als das hohe Interesse, mit dem er immer wieder auf diese erste und lebhafteste Neigung seiner Kinderjahre zurückkommt. Das kleine Gedicht: der Traum (the Dream) ist die vollkommenste Geschichte dieser Liebe. Die alte Kapelle, in welcher das gesattelte Roß wiehert und der Hügel mit einem Baum-Diadem gekrönt, die nicht ein Spiel der Natur, sondern des Menschen Wille gepflanzt hat, *) sind eine zu genaue Zeichnung der Wirklichkeit, als daß man sie nicht dafür erkennen sollte.

Ich habe manchmal die Bauern in der Nachbarschaft von Newstead über Lord Byron befragt, und ihre Antwort bewies immer den Eindruck, den sein originneller Karakter auf sie gemacht hatte. „Er hat," riefen sie aus, „er hat den Teufel im Leibe, und der alte Lord war, im Vergleich mit ihm, nur ein heiliger Hans; aber bei alle dem ist er ein gutmüthiger Teufel!" — Eine der gewöhnlichsten Belustigungen des Dichters war, sich mit seinen beiden edeln Hunden von Terre-Neuve einzuschiffen, bis in die Mitte des Sees zu fahren, und sich dann plötzlich ins Wasser zu stürzen. Seine beiden getreuen Gefährten sprangen ihm nach, packten ihn, jeder auf einer Seite an, und zerrten ihn auf solche Weise ans Land.

Ausstellung einiger Denkmäler des alten Mexiko.

Diese Ausstellung hat zu London, in demselben Lokal, die Kopie des ägyptischen Grabes ersetzt, die

*) . . . . . Crowned with a peculiar diadem
Of trees in circular array, so fixed
Not by the sport of nature, but of man.
(The Dream, Stanze II und III.)

Digitized by Google

eine Frucht der Reiſen des unglücklichen Belzoni in Aegypten war. Die alten Denkmäler Mexiko's ſind viel ſeltener, als die ägyptiſchen, und müſſen folglich ein noch viel höheres Intereſſe erregen. Es iſt immer die alte Geſchichte in Bildern und die erſten Meinungen durch die Bildhauerei, Malerei und Schrift verdeutlicht. Eine kurze Notiz über die Invaſion Mexiko's durch die Spanier geht dem Kataloge der ausgeſtellten Gegenſtände voraus, von denen die vorzüglichſten ſind: 1. Eine große ſteinerne Schlange, oder ein koloſſales Götzenbild, das einen Menſchen verſchlingt und ſeinen untern Theil in Spiralform krümmt. 2. Eine Karte der alten Stadt Mexiko, auf welcher auf's Genaueſte alle Straßen, Plätze, Tempel u. ſ. f. angegeben ſind. 3. Ein mexikaniſches Manuſkript von großer Ausdehnung, und von dem man vermuthet, daß es ein Bericht eines Beamten Montezuma's über den Marſch der Spanier ſei. 4. Das Modell einer Pyramide mit Stufen zu S. Juan de Teotihuana, beſchrieben von Alexander von Humboldt. 5. Ein Spezimen eines großen mexikaniſchen Kalenders, auf einen ungeheuern Baſaltblock gegraben, und in die Hauptkirche von Mexiko gebracht. Dies koſtbare Stück des Alterthums wird im Lande der Zodaik Montezuma's genannt, und verdient die beſondere Aufmerkſamkeit der Gelehrten. Man glaubt in der Mitte die Sonne zu bemerken, deren Strahlen ſich gegen die Kardinalpunkte des Weltalls richten, ſo wie die Namen der Jahreszeiten in geographiſchen Zeichen und die Abtheilung des Jahrs in Monate und Tage. 6. Die Bildſäule eines weiblichen Götzen, in einem vulkaniſchen Stein ausgehauen. 7. Eine andere Figur von Lava. 8. Ein anderes Idol der Sonne von einem ſehr feinen Steine, über deſſen Namen man noch nicht übereingekommen iſt. 9. Die Statüe einer aztekiſchen Prinzeſſin, von Humboldt ebenfalls beſchrieben. 10. Ein genealogiſches Gemälde, nach der Regierungsfolge der aztekiſchen Fürſten, nebſt ihren Namen in ſymboliſchen Karakteren. 11. Ein Götzenbild von Stein, deſſen vorderer Theil dem eines Krokodils ähnlich iſt. 12. Ein anderes Idol oder Ungeheuer von Baſalt auf einem Piedeſtal. Die menſchlichen Formen ſind an ihm mit denen eines Tigers vermiſcht. Sein Leib ſcheint ſich zu öffnen und läßt einen entſetzlichen Menſchenkopf erblicken, wodurch wahrſcheinlich angedeutet werden ſoll, daß es ſich von Menſchen nährt. 13. Ein großes Gefäß von vulkaniſcher Maſſe. Mehrere Altäre von verſchiedenen Formen und mit religiöſen Bildhauereien, nach den Begriffen des Landes, geſchmückt. Vaſen von orientaliſchem Alabaſter mit Bildhauerarbeit bedeckt. Modelle von Tempeln. Verſchiedene ehemals als heilig betrachtete Schlangen. Sachen von gebrannter Erde, Steinſpiegel, Malereien, chriſtliche Gebete, nach dem Landesgebrauche geſchrieben, ein aztekiſches Manuſcript, die verſchiedenen Migrationen dieſes Volks darſtellend, endlich mehrere kriegeriſche Szenen, die Bezug auf die Niederlaſſung der Spanier in Mexiko haben.

Aus dem Allem ergibt ſich, daß dieſes für ſo barbariſch gehaltene und von der Zivilisation vernichtete Volk in einem hohen Grade die Kunſt beſaß, die härteſten Gegenſtände zu bearbeiten, ſeine Götter ſich darzuſtellen und die Begebenheiten ſeiner Geſchichte auf das Papier zu übertragen. Es iſt wahr, daß dieſe Schrift nur noch in ihrer erſten Periode ſteht und eine Art von Malerei, mit mehrern durchaus willkührlichen Zeichen untermiſcht, iſt; aber alle dieſe Denkmäler ſind nichtsdeſtoweniger vom höchſten Intereſſe.

Der Meiſter als Lehrling.

Haydn befand ſich im Jahre 1790 in London. Er war damals neunundvierzig Jahr alt. Eines Tages kam ein reicher Lord zu ihm, und verlangte, daß er ihm Unterricht in der Muſik, jede Stunde zu einer Guinee, ertheilen möchte. Haydn bemerkte, daß er einige Vorkenntniſſe habe, nahm das Anerbieten an, und fragte den Lord, wann er anfangen wollte. — „Jetzt gleich!“ entgegnete dieſer, wobei er ein Quatuor von Haydn aus der Taſche zog. „Für die erſte Lektion,“ ſagte er, „durchgehen wir dieſes Quatuor, wobei Sie mir die Urſachen gewiſſer Modulationen und die allgemeine Leitung der Kompoſition erklären werden, die ich nicht auf allen Punkten gut heißen kann, weil ſie den Grundſätzen zuwider ſind.“ — Haydn, obgleich ein wenig erſtaunt, zeigte ſich dennoch bereit, ihm überall zu antworten. Darauf begann der Lord; aber ſchon in der erſten Zeile findet er bei jeder Note etwas zu erinnern. Da nun der berühmte Komponiſt keinesweges ein Pedant war, ſondern ſich bei ſeinen Arbeiten mehr der Begeiſterung als den Zwangsregeln überließ, ſo antwortete er faſt jedesmal: Ich habe das ſo geſetzt, weil es eine gute Wirkung macht, und ich habe dieſe Paſſage ſo eingerichtet, weil ſie auf ſolche Weiſe gut iſt. Der Engländer, der ein wahrer Abbé von Longuerne war, behauptete, daß dieſe Antworten nichts bewieſen, und fing ſeine Demonſtrationen immer wieder von vorne an, bis es ihm endlich beifiel, daraus die eigene Schlußfolge zu ziehen, daß das Quatuor ſchlecht komponirt ſei. Aber Mylord, ſagte Haydn, ſo thun Sie mir wenigſtens den Gefallen, dies Quatuor auf Ihre Weiſe einzurichten. Laſſen ſie es ſodann ausführen, und Sie werden wohl am beſten beurtheilen können, welche von beiden Arten die vorzüglichere ſei. — „Warum“, ſagte der Engländer, „ſollte nun die Übrige, die den Regeln em-

Digitized by Google

gegengesetzt ist, die bessere sein?“ — Weil sie angenehmer ist. — Der Lord machte noch mehrere Einwendungen, Haydn antwortete darauf so gut als er konnte; aber endlich wurde er ungeduldig und sagte: Ich sehe wohl, Mylord! daß Sie die Güte haben wollen, mir eine Lektion zu geben; aber ich sehe mich genöthigt, Ihnen zu gestehen, daß ich die Ehre, von einem solchen Meister unterrichtet zu werden, nicht verdiene.

Spanische Sittentafel.

Sevilla.

Die Häuser zu Sevilla sind meistentheils im morgenländischen Geschmack erbaut. Sie sind selten mehr als zwei Stockwerke hoch, und umgeben einen Hof, den man Patio nennt. Ein Durchgang, Zaguan*) genannt, mit Ziegeln oder glatten Steinen gepflastert, führt zum Patio, der gewöhnlich durch ein sehr sonderbares, mit glänzender Farbe angestrichenes Gitter verschlossen wird. Da die äussere Hausthür den ganzen Tag über offen bleibt, so kann man leicht die innere Einrichtung des Patio betrachten. Er ist manchmal mit dichtbelaubten Bäumen bepflanzt; aber meistentheils ist er, wie der Durchgang, mit Backsteinen gepflastert und mit hübschen Gefässen geschmückt, in denen man Rosen oder andere Blumen zieht, die einen angenehmen Geruch ausdüften. Mit diesen Blumentöpfen, die genügenden Raum im Patio finden, haben die Bewohner von Sevilla noch andere Vasen, die auf der einen Seite flach sind und symmetrisch ringsum an den Mauern aufgehängt werden. Es ist nichts Seltenes, im Patio auch Glasschränke zu sehen, die alles Porzellangeschirr des Hauses enthalten, wonehen manchmal auch eine kleine Bibliothek aufgestellt wird, worin die Bücher sehr regelmässig hinter leichten Gittern aufgestellt und gegen die Sonnenstrahlen durch ein Dach geschützt sind. Nichts ist angenehmer, als aus den glühenden Strassen einen dieser reizenden Zufluchtsörter betreten zu können, in denen oft prächtige Springbrunnen eine beständige Frische verbreiten. Eine Zeit lang des Jahrs werden die obersten Stockwerke bewohnt, und man vertauscht sie nur während der grössten Hitze mit den untersten. Die Verbindung der Gemächer wird gewöhnlich durch eine innere Gallerie bewerkstelliget, und es ist ein Leichtes, im Sommer mit Hilfe mehrerer Winden über den ganzen Hofraum ein Gezelt von Leinwand auszuspannen.

Es existirt zu Sevilla ein Gebrauch, der die spanische Frömmigkeit auf's Treffendste karakterisirt. Bei Sonnenaufgang wird die große Glocke, die sich im Thurm der Hauptkirche befindet, zu drei verschiedenen Malen angeschlagen, um die Einwohner einzuladen, das kurze Gebet, welches man Angelus nennt, zu Ehren der Jungfrau herzusagen. Am Abend schlägt dieselbe Glocke nochmals an, und es ist für den Fremden äusserst auffallend, die plötzliche Aufmerksamkeit zu bemerken, die sich in den Strassen und in den Häusern zeigt. Ein jedes Individuum, arm oder reich, Kaufmann oder Handwerker, Reiter oder Fussgänger, Greis oder Kind, steht augenblicklich still und horcht. Auf allen Spaziergängen, im dichtesten Gewühl, bleibt ein Jeder auf dem Platze wie festgezaubert stehen, den er beim ersten Glockenschlage betrat, um sein Gebet zu murmeln. Der Jüngling unterdrückt sein süßes Geschwätz, das Lächeln erstirbt auf den Lippen des Mädchens, um dem Ernste und der Andacht Platz zu machen. Der politische Kannengießer vollendet sein Argument nicht, und der Leichtsinn beugt sich vor dem ergreifenden Impuls der Religiosität. Die Männer nehmen ehrfurchtsvoll ihre Hüte ab, die Frauen neigen ihre Köpfchen, die Kutschen bleiben unbeweglich. Jedes Geschäft, jede Arbeit, jedes Vergnügen wird einige Minuten lang unterbrochen und vergessen, bis das Geläute der übrigen minder wichtigen Glocken der Menge andeutet, daß die Zeit des Gebets vorüber sei.

*) Ein arabisches Wort.

Häckerling.

Die morgenländischen Despoten bestrebten sich jederzeit, ihren Unterthanen unsichtbar zu sein. Sie glaubten dadurch die Verehrung oder das Schrecken zu vermehren, welches schon ihr bloßer Name verbreitete. Zu Siam durften nur die Mandarins vom ersten Range den Namen des Monarchen aussprechen. Allen andern Unterthanen mußte er ein Geheimniß bleiben. Der Name des Davri oder Papst-Kaisers zu Japan ist nur im engsten Zirkel des Hofes bekannt, und man spricht ihn erst nach dem Tode dessen aus, der ihn trug. Die Namen der weltlichen Kaiser und der ersten Personen des Reichs sind gleichfalls eine Art von Staatsgeheimniß. Im Jahr 1777 wurde ein chinesischer Schriftsteller des Hochverraths angeklagt, weil er ein Buch herausgegeben hatte, in welchem sich die gewöhnlichen Namen des Kaisers Kien-Lung und seiner Vorfahren befanden. Umsonst versicherte er, daß seine einzige Absicht gewesen sei, diese Namen der Jugend bekannt zu machen, damit sie dieselben nicht aussprechc; er wurde ohne weiters zum Tode verdammt.

Ein gewisser Skaramusche (der Himmel bewahre uns, daß wir Diesen oder Jenen darunter bezeichnen wollten) kam eines Tages nach Paris, nicht mit,

Digitized by Google

sondern ohne Sack und Pack, und fünfzehn Sous in der Tasche. Dafür hatte er sich drei Tage lang Suppe und Brod gekauft, und am vierten starb er vor Hunger. Damit wäre nun die Geschichte aus, wenn man wollte; aber nicht so, hier fängt sie erst recht an. Einer, der vor Hunger stirbt, ist nicht immer todt. So auch Skaramusche. Am vierten Tage also, wo er vor Hunger starb, ging er auf einem öffentlichen Platze hin und her, nicht etwa der Verdauung wegen, wie man das wohl manchmal nach einem guten Mittagseſſen zu thun pflegt. Indem er nun so auf- und abspazierte, bemerkte er eine große Menge Menſchen, die einen nahen Tabaksladen betraten und denſelben mit gefüllten Dosen immer wieder verließen. Er wendete ſich an einen derſelben und bat ihn höflichſt um eine Priſe, die ihm denn auch nicht verſagt wurde. Dieſer erſte Verſuch machte ihn kühn, und er wendete ſich nach und nach an alle Andern, ohne daß ihm je die Erfüllung ſeines Begehrens verweigert wurde. Statt nun allen dieſen Tabak zu ſchnupfen, legte er ihn in einer papierenen Düte nieder und verkaufte die acht Loth, welche er dis zum Abend zuſammengebracht hatte, an einen andern Kaufmann, der ihm freilich nur die Hälfte des Werths dafür bezahlte. Skaramusche betrieb dieſen kleinen Handel mehrere Monate lang. Er hatte immer denſelben Kredit, und fand immer dieſelbe Geneigtheit und Bereitwilligkeit bei den Darleihern. Der Kaufmann gerieth ſelbſt auf den Gedanken, den alſo erfundenen Betteltabak unter dem Namen „Dreililientabak“ zu verkaufen, unter welchem er bald ſo berühmt und geſucht wurde, daß er ſeinen Urverkäufer einlud, ihm eine größere Menge davon zu verſchaffen. Skaramusche wollte dieſer Forderung entſprechen, und griff alſo tiefer als bisher in die ihm dargebotenen Doſen hinein. Kaum hatte man dies jedoch bemerkt, ſo ſchlug man ſie ihm vor der Naſe zu, und damit war ihm denn auch ſein ganzer ehemaliger Kredit geraubt. Der arme Tropf hätte den Spruch der Weisheit kennen ſollen: „brauche; aber mißbrauche nicht.“

Einige Zeit nach der Schlacht von Fontenoy beglückwünſchte Ludwig XV den Marſchall von Sachſen über die Reſultate dieſes Tages. „Sie gewinnen“, ſagte der Monarch, „bei dieſem Siege mehr, als wir Alle zuſammen; denn Sie waren an allen Ihren Gliedern aufgeblüht, und Sie erfreuen ſich jetzt der vortrefflichſten Geſundheit.“ — Sire, ſagte der Marſchall von Noailles, der bei dieſer Unterredung gegenwärtig war: der Herr Marſchall von Sachſen iſt der erſte Held, den der Ruhm und das Glück entblähet haben.

Das Fiskalgenie befindet ſich in England auf ſeinem höchſten Punkte. Ein armer Mann, deſſen ganzes Eigenthum in einem Eſel und einem Paar Körben beſtand, wurde vor Gericht geſtellt und zu einer Strafe von fünf Schelling (ſechs Franken) verurtheilt, weil er Sand verkauft hatte, ohne deshalb eine beſondere Erlaubniß eingelöſet zu haben. Der Unglückliche behauptete, daß er das Recht habe, eben ſo wohl Sand als Salat zu verkaufen; aber man bewies ihm, daß der Sand mit Ziegelſtaub vermiſcht und folglich ein Manufakturgegenſtand ſei, zu deſſen Verhandlung man eines Erlaubnißſcheins bedürfe.

Ein Feldprediger, der ſo eben bei einem franzöſiſchen Infanterie-Regimente angeſtellt worden war, hielt es für ſeine Pflicht, alle Soldaten der Reihe nach zu befragen, zu welcher Religion ſie gehörten? um die zu erkennen, mit denen er es künftighin ausſchließlich zu thun haben ſollte. „Was biſt Du?“ fragte er den Erſten. — Kalviniſt. — „Und Du?“ — Katholik. — „Und Du?“ — Lutheraner. — „Und Du?“ — Ich weiß es nicht. — Endlich kam er auch zu einem Grenadier, der, ohne im Geringſten auf den Frager zu achten, ganz ruhig ſein Pfeifchen ſchmauchte. „Und Ihr, alter Schnurrbart! von welcher Religion ſeid Ihr?“ — Von der alten Garde! entgegnete er, und rauchte ungeſtört fort.

Ein braſilianiſcher Prieſter, Namens Don Oliverio de Maragnon, hat ein dickes Buch geſchrieben, in dem er beweiſen will, daß die Kuhpocken-Impfung eine wahrhaft gottesläſterliche Handlung iſt. Er nennt ſie eine „neue Beſchneidung,“ durch welche das heilige Sakrament der Taufe unnütz gemacht wird, weil die Taufe allein den Körper vor den Anfällen von allerlei Krankheiten, ſo wie die Seele vor den Anfechtungen des Böſen zu bewahren im Stande ſei.

William Herſchel.

Die gelehrte Welt hat, im Laufe des vorigen Jahres, einen der berühmteſten Aſtronomen der neuern Zeit verloren. Herſchel verdankte ſeinem Genie allein Alles, was er war. Als Sohn eines Muſikus von Hannover, war er, wie ſeine fünf Brüder, beſtimmt, ſich der Profeſſion ſeines Erzeugers zu widmen, und in ſeinem neunzehnten Jahre war er nichts mehr und nichts weniger als Spielmann im hannöverſchen Garderegimente. Um dieſe Zeit (1757) begab er ſich nach England, wo die Künſte ihm ein beſſeres Geſchick verſprachen. Es gelang ihm, es zu einer gewiſſen Vollkommenheit in ſeiner Kunſt zu bringen, und um ſie noch weiter zu treiben, faßte er den Entſchluß, die Geometrie zu erlernen. Dieſe führte ihn zur Kenntniß der Aſtronomie, bei welcher er von einer ſo großen Bewunderung ergriffen wurde, daß er ſich nicht mehr

Digitized by Google

davon loszureiſſen vermochte. Er wünſchte nichts Höheres, als jene himmliſchen Phänomene ſelbſt beobachten zu können, für welche der Verſtand des Menſchen gewiſſe Geſetze berechnet hat. Dadurch gerieth er natürlicherweiſe auf den Gedanken, Teleskope zu verfertigen und ihren Gebrauch zu vervollkommnen.

Seine erſten Beobachtungen datiren von 1776. Die Inſtrumente von ſeiner Erfindung, die bald alle frühern weit übertrafen, führten ihn zu den glänzendſten Entdeckungen. Die erſte von allen war die eines neuen Planeten, den er im März 1781 bemerkte, und den er zuerſt für einen Kometen gehalten hatte. Er befindet ſich am Ende des Sonnenſyſtems. Seine Entfernung von der Sonne iſt das Doppelte des Saturn's von ihr, folglich mehr als ſechshundert und ſechzig Millionen Stunden. Er iſt ſiebenzigmal größer als die Erde, und ſein Jahr iſt vierunddreißigmal länger, als das unſrige. Herſchel wollte dieſem neuen Planeten den Namen des Königs von England George beilegen, die Aſtronomen nannten ihn einige Zeit lang „Herſchel"; endlich hat man weiß nicht warum, der Name Uranus den Vorzug erhalten, unter welchem er jetzt allgemein bezeichnet wird.

Nach dieſem erſten glücklichen Erfolge entdeckte Herſchel zwei neue Satelliten des Saturn, und bemerkte den Ring, der dieſen Planeten umgibt. Mehrere andere minder auffallende, obgleich nicht minder wichtige Entdeckungen, reiheten ſich raſch an die bezeichneten. Keine iſt indeſſen ſo merkwürdig, als die über die Natur der Sonne. Er bewies zuerſt, daß der Körper dieſes Geſtirns, der das Licht und die Wärme über unſer planetariſches Syſtem verbreitet, einen finſtern Kern habe, und daß die Strahlen, die zu uns herabdringen, von einer Gasmaterie herrühren, welche ihn umgibt und die vom eigentlichen Sonnenkörper ſelbſt durch eine der unſrigen ähnliche Atmoſphäre geſchieden iſt.

Herſchel verdankte die meiſten ſeiner Entdeckungen der von ihm veranlaßten Verbeſſerung der aſtronomiſchen Inſtrumente und vorzüglich der Idee ſeines kosmologiſchen Syſtems. Die Entwickelung deſſelben würde uns zu weit führen, und uns zwingen, die uns vorgeſchriebenen Grenzen dieſes Aufſatzes zu überſchreiten. Wir müſſen uns daher begnügen, diejenigen unſerer Leſer, welche ſich in genauere Kenntniß darüber ſetzen möchten, einzuladen, ſie in den eigenen Abhandlungen des großen Aſtronomen nachzuſuchen, in denen ſie vorzüglich anziehende und ergreifende Betrachtungen und Folgerungen über die ſogenannten „Nebelflecke des Himmels" finden werden, die nichts weniger als ganze, aus Millionen Erden beſtehende Sonnenſyſteme ſind, deren Herſchel in ſeinen Katalogen mehr als zweitauſend zählt.

Zu ſeinen häuslichen Verhältniſſen lebte Herſchel als wahrhafter Philoſoph, ſo einfach und ruhig als nur immer möglich war. Er lebte über vierzig Jahre lang mit ſeiner Schweſter, die er nach und nach in der Aſtronomie unterrichtete, die alle ſeine Arbeiten und Beobachtungen theilte, ſeine Werke durchſah und der man die Entdeckung einiger Planeten verdankt. Er ſtarb im vierundachtzigſten Jahre ſeines Alters und hinterließ einen Sohn, der ſeines Namens würdig iſt.

Biographiſche und literariſche Skizzen.

1. Raſſelas und Kandide.

In der Entfernung weniger Jahre von einander *) erſchienen in Frankreich und England zwei Romane, in denen das Genie ſich gefiel, die Menſchheit herabzuſetzen. Die Umſtände, unter welchen ſie verfaßt wurden, ſind ſonderbar genug, wenn man nämlich den beiden nachfolgenden Anekdoten Glauben beimeſſen will.

Seit drei Tagen hatte ſich Voltaire in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, wohin er ſich ſein Eſſen bringen ließ. Endlich am vierten, als ſeine Nichte, Madame Denis, abermals an ſeine Thür klopfte, öffnete er ſie zur Hälfte, und warf ihr eine Handſchrift hinaus, wobei er rief: „Nehmen Sie, das iſt etwas für Sie, und laſſen Sie mich nun zufrieden." Dies Manuſkript war — Kandide.

Johnſon beſchäftigte ſich zu London damit, für ſich und ſeine neunzigjährige Mutter das tägliche Brod zu gewinnen. Eines Tages erfuhr er, daß dieſe Matrone, die auf dem Lande lebte, gefährlich krank ſei. Sein erſter Wunſch war, zu ihr zu eilen, aber es gebrach ihm an Geld, dieſe Reiſe zu machen und ihr einige Unterſtützung zu überbringen. Er ſchrieb in ſieben Tagen und ſieben Nächten einen Roman, und das Geld, welches ihm der Buchhändler dafür bezahlte, verſchaffte ihm den Vortheil, nicht etwa die letzten Augenblicke ſeiner Mutter zu erheitern, ſondern allein nur ihren Leichnam zur Erde zu beſtatten. Jener Roman war — Raſſelas.

Raſſelas iſt eine traurigere und gemäßigtere Satyre des Menſchengeſchlechts, als Kandide, aber man entdeckt darin eine tiefe Verachtung der irdiſchen Erbärmlichkeit. Kandide iſt die Laune eines Humoriſten, der in gewiſſen Augenblicken Alles ganz von Trauer umhüllt erblickt, und der kurz darauf wieder angenehmeren Ideen den Zutritt vergönnt. Der Zynismus

*) Raſſelas 1759. — Kandide 1747.

Digitized by Google

und die Schwänke, die darin vorherrschend sind, verrathen vielmehr eine Reizung der Seele, als eine tiefe Ueberzeugung. Aber Johnsons feierlicher Styl, der für allen Reiz sich nur die Grazie erlaubt, durchdringt den Leser und erfüllt ihn mit dem traurigen Glauben des Verfassers. Die lebendige und schlüpfrige Leichtigkeit Voltaires, die nicht allein mit unserm Geschlechte, sondern selbst mit der Vorsehung seine Lanzen bricht, bringt es nur so weit, einen guten Scherz über die Schöpfung zu machen; Johnson hingegen, mit seiner Ehrfurcht für Alles, was über ihm ist, und seine Selbstverachtung, erschüttert den Geist und erfüllt das Herz mit Traurigkeit.

Alle Welt kennt Kandide, und Rousseau allein hat sich gerühmt, ihn niemals gelesen zu haben; Rasselas ist viel weniger bekannt. Ein junger Prinz, von königlich-abyssinischem Blute, Rasselas, ist, wie seine Brüder und Schwestern, in einem Thale eingeschlossen, welches er nicht früher verlassen soll, als bis ihn das Schicksal auf den Thron beruft. Er wird des ruhigen Lebens müde, und will die Aussenwelt kennen lernen. Eine seiner Schwestern begleitet ihn. Beide reisen reisen weit herum, befinden sich fast in allen Lebensverhältnissen, und sind eben so wenig mit den Weisen, als mit den Narren, mit den Fürsten und ihren Völkern zufrieden. Von Allem ermüdet, kehren sie endlich wieder in ihr glückliches Thal zurück und das Buch endet, wie der Verfasser selbst sagt, „mit einem Beschluß, in dem nichts beschlossen wird.“ *)

Literarisches Bülletin von London.

März, 1825.

Seit einiger Zeit scheint die Presse zu ruhen, und kaum ist ein interessantes Werk darunter hervorgegangen. Walter Scott läßt seine Muse schlummern, und die „Mährchen der Kreuzzüge“, von denen die ersten Blätter seit einem Jahre unter dem Preßbengel oder dem Esel sich befinden, haben dennoch bis jetzt das Licht der Welt noch nicht erblickt. Wir haben uns mit den „Reisen in Amerika“ begnügen müssen, nach denen man sich übrigens zerreißt. Es scheint jetzt die Zeit der Rawleighs und der Pizzarros wiedergekehrt zu sein; denn man träumt von nichts, als glücklichen Eldorados in Südamerika. Die Buchdrucker beschäftigen sich jetzt fast nur ausschließlich damit, statt wie ehemals mit Dichtungen und Romanen, die Lesewelt jetzt mit „Prospektus“ über neue Unternehmungen, neue Anleihen und tausend andere nicht minder wunderbare Dinge zu unterhalten. Die Kritik ist durch den Wechselkurs vom Thron gestürzt worden, und die Schöngeister haben den Kapitalisten und Ingenieurs das Feld räumen müssen. Die Einen kommen der Schnelligkeit unserer öffentlichen Fuhrwerke durch den Dampf zu Hilfe, die Andern höhlen einen Weg unter der Themse aus. Diese werfen eine Eisendrathbrücke übers Meer, Jene wollen die Kanäle durch Eisenbahnen ersetzen, und das Erstaunlichste von Allem ist, daß der Kanzler der Schatzkammer uns die Erlaubniß ertheilt hat, Bordeauxwein um sechs Schelling die Flasche zu trinken.

Wie steht es also zu erwarten, daß der Geist sich noch von der alten Dame Literatur verführen lasse, wenn er von den jungen, blühenden Gespielinnen der Industrie, den Projekten, berauscht wird? Was ist das Interesse eines Romans gegen jene Unternehmungen, wo man für hundert Pfund Sterling einer von den Theilnehmern des Plans zur Vereinigung des atlantischen Ozeans mit dem stillen Meere wird! Die Realität ist da, größer als die Fiktion es je sein konnte, und mit Recht hat einer unserer ältern Dichter, der jetzt nur noch von seinem Sparwein trinkt, letzthin beim Besuch einer Manufaktur gesagt: „daß die Kaufleute und Kapitalisten heut zu Tage die einzigen wahren Poeten seien.“

Diese Eroberung des Utile über das Dulce macht täglich größere Fortschritte bei uns. Man spricht von politischer Oekonomie, man diskurirt über Finanzentwürfe in jenen Zirkeln, wo man vor Kurzem noch sich ausschließlich nur von Moore und Byron unterhielt, und unsere Zeitschriften tragen den unläugbaren Stempel dieser neuen Tendenz auf sich. Man beschäftigt sich überall nur sehr wenig mit der Literatur, aber im Gegensatze sind die Artikel über Maschinen und Eisenbahnen mit vieler Sorgfalt und selbst mit großer Zierlichkeit geschrieben. *)

Uebersicht der nordamerikanischen Literatur.

New-York, 15 März 1825.

Es würde merkwürdig genug sein, die oft widersprechenden Urtheile zu vergleichen, welche der moralische, politische und literarische Zustand der vereinigten Staaten von Nordamerika den verschiedenen Meinungen in England einflößt. Es scheint, daß ein alter Haß gegen die rebellischen Unterthanen noch immer die Herzen der Torys-Schriftsteller und die der ministeriellen Aktenschreiber erfülle. Ihrem Ausspruche

*) The conclusion in which nothing is concluded.

*) Es wird in Kurzem, um diesem neuen Bedürfnisse zu entsprechen, ein Journal: „The Journal of the public wealth (Zeitschrift des öffentlichen Reichthums) erscheinen, dessen Herausgeber Knight sein wird.

Digitized by Google

nach iſt das nordamerikaniſche Volk, das ſie manchmal unhöflich genug perſonifiziren und nur ſchlechtweg „Jonathas“ nennen, nichts als ein unbedeutender Kaufmannspöbel, der ſich bereichert hat, oder ein ungeſchickter Nachahmer der „britiſchen Grazie“, und ſein unfruchtbarer Geiſt iſt von ihnen für immer zu den einförmigen Kalkuls der Comptoir-Arithmetik verdammt. Die ſogenannte liberale Revüe von Edinburg theilte anfänglich auch dasſelbe Urtheil, das ſie jedoch ſeitdem einigermaßen gemildert hat. Es haben ſich auch endlich „Maler unter den Löwen“ gefunden, und die kraftvollen Antworten eines Amerikaners (Walſh) auf die Verleumdungen der engliſchen Reviews haben die ſchottiſchen Whigs zu minder feindſeligen Meinungen gebracht. Hingegen übertreibt die engliſche Oppoſition, wenn nicht aus Ueberzeugung, doch wenigſtens recht ſyſtematiſch, auch wieder die Fortſchritte der Zivilisation in Amerika zu ſehr.

Die Fortſchritte dieſer Zivilisation können nicht beſtritten werden, und ſie ſind genügend, den Grundſtein zu einer Nationalliteratur zu legen. Die Gewohnheiten der Geſelliſchaft und der Opulenz, die beſtehenden Geſetze und Gebräuche, die örtlichen Traditionen und die Muße der Reichen, das alles ſind Umſtände, die den Nachkommen William Penn's Dichter, Romantiker und Kritiker im Ueberfluß verſprechen. Was die nationellen Gegenſtände anbetrifft, welche unerſchöpfliche Fundgrube bietet der große Kontinent nicht dar mit ſeinen prachtvollen Naturſzenen, ſeinem abwechſelnden Klima, ſeinen rieſigen Gebirgen, neben denen der Ben Lomond kaum ein Hügel ſein würde, ſeinen mit Meeren zu vergleichenden Strömen, ſeinen Seen, von denen ein einziger mit ſeinen Fluthen das ganze arme Schottland Walter-Scotts überdecken würde, ſeinen lange Zeit undurchdringlichen Wäldern, durch welche oft das Feuer allein ſich einen Weg zu bahnen vermag! Wie merkwürdig ſind nicht die Umſtände der erſten Kolonisation durch die friedlichen Schüler eines Fox, und ſpäter die jener unvergeßlichen Revolution, durch welche England ſeines reichſten Beſitzthums beraubt wurde! Dieſe hohe Natur, dieſe Begebenheiten, deren Rückwirkung jetzt noch in Europa ſich fühlbar macht, dieſe unendliche Oppoſition der Karaktere, das Reſultat eines an Kontraſten und ſo vielen verſchiedenartigen Elementen (aus denen die große amerikaniſche Familie beſteht) ſo reichen Bodens: das iſt ohne Zweifel mehr als genügend, das Genie eines Walter Scott zu erwecken.

Da aber die Sprache der Amerikaner auch die der Engländer iſt, ſo haben ſich die Erſtern bis jetzt begnügt, die Schriftſteller des Mutterlandes zu leſen, in deren Nachbildung das amerikaniſche Talent ſeine erſten Verſuche aufgeſtellt hat. Der Verfaſſer der „Colombiade“, Joe Barlow, iſt zugleich durch Milton und Pope begeiſtert worden. Die neue Schule der jungen amerikaniſchen Poeten theilt ſich in zwei Sekten, die zugleich die Schriftſteller der Regierung der Königin Anna und die originellen Erzeugniſſe Byron's, Southey's, Walter Scott's und Anderer ſtudiren. Wenn es hier nur auf eine bloße Nennung der gegenwärtigen amerikaniſchen Schriftſteller ankäme, ſo könnte und müßte man Pierpont, Maxwell, Paulding und Eaſtburn anführen. In der Proſa hat Washington Irwing zu ſeinen Muſtern Addiſon und Goldſmith erwählt, und ſein Styl iſt oft ſo elegant und vielleicht noch reicher, als der der beiden engliſchen Klaſſiker. Unglücklicherweiſe iſt er auf den falſchen Entſchluß gerathen, Karaktere und Sitten auszumalen, die nicht mehr exiſtiren. Wo würde man heut noch in ganz Großbritannien jene Originale der Portraitgallerie finden, die im Stechhof und dem Schloſſe Brakebridge ausgeſtellt iſt? Das ſind verlorene Seiten im „Zuſchauer“ und im „Weltbürger“, von denen man faſt meinen möchte, daß Irwing nur der Herausgeber iſt. So oft er indeſſen Anſpielungen auf Amerika macht, erhebt er ſich und wird originell. Brown hat die von Caleb William und St. Leon eröffnete neue Straße verfolgt. Seine Romane, „Ormond“ und „Merwin“, enthalten mehrere Kapitel, deren Godwin ſich nicht ſchämen würde.

Es iſt unſtreitig Walter Scott, der Cooper's Talent gebildet hat. Sein erſter Roman, die „Vorſicht“, gehört Edgeworths Schule an, und dieſe erſte Nachahmung iſt eben nicht beſonders gut gerathen und alſo auch nicht günſtig aufgenommen worden. Dies Werk gehört in die Klaſſe jener äußerſt mittelmäßigen Romane, welche jährlich in England von der Klicke der Blauſtrümpfe herausgegeben werden, die man mit Fug und Recht „das Krönzchen der Wittfrauen der engliſchen Literatur“ nennen könnte. Den amerikaniſche Roman hatte vor den engliſchen wenigſtens das voraus, daß er moraliſch war, was in den letztern nicht immer die Hauptbedingung iſt. Einige Epiſoden ſind mit Geſchmack geſchrieben, andere hingegen ſind ſehr matt. Bei allem dem hatte Cooper es unternommen, einen zu abgeleiteten Zweig wieder zu belauben; aber was ihm nicht gelang, das hat Theodor Hook in ſeinen Savings and Doings, die wir ſo eben erhalten, in Ausführung gebracht.

Im „Spion“ hat Cooper ſein eigentliches Talent beſſer bewährt. Es iſt ein Volksroman, deſſen Rahmen ſehr glücklich gewählt, worin die Fabel intereſſant, und das Ganze neu und unterhaltend iſt. Der Verfaſſer hat darin nicht allein Walter Scott als Roman-

Digitized by Google

tiker, sondern auch noch als Dichter nachgeahmt. Washington füllt in diesem Spion eine Rolle aus, die an das Inkognito des Königs Jakob in der Dame des Sees erinnert. Cooper hat darin ein großes dramatisches Talent entwickelt. Der Spion ist eine wahre Melodramapersen; aber in mehrern der übrigen Figuranten, über welche er, der Geächtete, eine Art von geheimnißvollem Schutz ausübt, ist Leben und Originalität. Der Roman der „Pflanzer (die Pionniere)“ und „die Quellen des Susquehanna“ ist weniger populär, als der Spion, dennoch sind mehrere Kontrastszenen und Karakteroppositionen darin, die beweisen, was der Verfasser zu leisten im Stande sein wird, wenn er eine größere Erfahrung und Umsicht in der Kunst, die reichen Materialien der Gegenstände, die er erwählt, zu verwenden erlangt haben wird. Es ist ein Genieblitz, den wilden Urzustand Amerika's und den der neuern Gesellschaft in diesem Lande gegenübergestellt zu haben. Wie viele Originalkarakter reihen sich nicht um diesen Richter Marmaduke und um das junge Haupt! Aber vorzüglich der alte Soldat Strumpfleder, der in mancher Art wilder geworden ist, als die Wilden selbst, ist eine jener Schöpfungen, die der Romantiker, der Edie Ochiltree *), ein anderer Philosoph derselben Familie, gemalt hat, nicht verwerfen würde.

Der „Pilot“ hat i. J. 1824 Coopers Ruf noch vermehrt. Dieses Werk, dessen Szene fast beständig auf dem Meere ist, scheint eine doppelte Herausforderung gegen England zu enthalten. Man möchte fast vermuthen, daß der Verfasser den Satz habe aufstellen wollen: der Ozean, den die Britten mit Aufgebotenheit den übrigen nennen, gehört wenigstens zur Hälfte der amerikanischen Flagge. In literarischer Beziehung ist es eine siegreiche Antwort an Walter Scott, der in der Lebensbeschreibung Smollets **) erklärt hatte: daß es künftighin unmöglich sei, Seeleute zu malen, ohne die des Verfassers des Roderie Random zu kopiren. Wohl findet hier eine Aehnlichkeit statt: aber Smollet hat nie einen Karakter erfunden, der sich mit dem langen Tom vergleichen könnte. Der Pilot ist des Pinsels eines ausgezeichneten Künstlers würdig. — Man darf mit Recht erwarten, daß Coopers neuses Werk: „Lionel Lincoln“, das Lob rechtfertigen werde, welches ihm seine frühern Romane erworben haben.

*) Im Antiquar.

**) In der „Biographie der Romantiker.“ Von Sir Walter Scott.

Französische Literatur.

Revue européenne, ou l'Esprit et ses productions en France, en Angleterre, en Italie, en Allemagne. — Europäische Revüe, oder der Geist und seine Erzeugnisse in Frankreich, England, Italien, Deutschland. Von einer Gesellschaft Literatoren und Schriftsteller. Paris, 1824 und 1825. Bei Walker.

Diese Zeitschrift erfreut sich des günstigen Erfolgs, den man bereits bei ihrem Erscheinen ihr zusichern konnte. Sie ist ohne Zweifel das interessanteste und vollständigste von allen periodischen Werken, die bis jetzt in Europa erscheinen. Die Edinburger Revüe wird von Metaphysikern und Exgelehrten getrieben; die Anthologien, Revüen, Kroniken und alle andern ähnlichen Unternehmungen, haben bei weitem nicht den Karakter der Originalität, der Wahrheit, und ich möchte fast sagen der europäischen Universalität, welche dies Werk auszeichnet, das zu hohen Zwecken bestimmt ist, die zu erreichen es nicht verfehlen kann. Die Nummern des verflossenen Jahres sind eben so reich als gediegen, und bieten eine Menge genauer und merkwürdiger Bemerkungen über die Sitten und die Geistescultur der verschiedenen Völker dar, über welche sich das Gebiet ihrer Nachforschungen erstreckt. Ganz Europa erscheint hier, wie auf einer öffentlichen Bühne, und bietet dem wißbegierigen Zuschauer das Gemisch ihrer Institutionen, ihrer Meinungen und Gebräuche dar. Die Herausgeber der europäischen Revüe überlassen die mühsame Zergliederung fremder Werke Andern, denen diese Schulkritik noch nicht zum Ekel geworden ist. Sie stellen das Leben in Rede, wie es ist, und wie es in den Handlungen und Wünschen der Menschen sich offenbart; nicht aber wie es in den todten Phrasen jener Rezensenten erscheint, die unter Schweiß und Mühe einen hölzernen Artikel zusammenflicken, den sie für ein Meisterstück der Beurtheilungskunst ausgeben. Alle diese Vortheile haben dem in Rede stehenden Werke einen großen Erfolg verschafft, und es steht zu erwarten, daß er sich von Monat zu Monat, so wie das wachsende Interesse des Inhalts dieser Zeitschrift immer mehr ausbreiten und vermehren werde. Die Redeformeln sind oder scheinen vielmehr manchmal fremdartig, die Ansichten des Verstandes sind oft so verschieden, die nach der Natur gezeichneten Bilder der Sitten und Gebräuche sind so treffend und überraschend, daß die Lesung dieser Schrift eben so viel Anziehendes und Belehrreiches, als Unterrichtendes und Lehrreiches in sich umschließt. Man glaubt sich oft mitten in einer Gesellschaft zu befinden, die aus Menschen von allen Nationen zusammengesetzt ist, und in welcher ein Jeder nach seiner Art und Weise, aber immer mit Originalität und

Gratie seine Bemerkungen über sein eigenes Land mittheilt. Auf solche Weise kann man ein zahlreiches Publikum gewinnen, so kann man seines Vertrauens und seiner Theilnahme gewiß sein, weil man weiß, daß es diejenigen nie vernachläßigt, die zugleich zu seinem Vergnügen und zu seiner Belehrung beizutragen sich bemühen.

Mémoires de Madame du Hausset. — Denkwürdigkeiten der Frau du Hausset, Kammerfrau der Marquise von Pompadour. Mit Noten und historischen Erläuterungen. Paris, 1824. Bei den Gebrüdern Baudouin. Ein Band in 8.

Diese Denkwürdigkeiten waren anfänglich nicht für das Publikum bestimmt, und der vorzüglichste Zweck der Verfasserin bestand darin, für sich und einige ihrer vertrautesten Freundinnen Noten von allem dem zusammenzutragen, was sie mitten unter allen den Personen hörte und sah, welche die Schmeichelei und die Intrigue um ihre Gebieterin versammelte. Das ganze Interesse dieses Buchs besteht also in einer oft schamlosen Entschleierung aller der Laster und Gebrechen, deren Schauplatz der Hof Ludwig XV war, und wir verdanken die Kenntniß dieser Szenen der Verworfenheit einem weiblichen Spion, der nicht erröthet, sich mit dem Gelichter, welches er beschreibt, auf eine und dieselbe Stufe zu stellen. Dieses Alte-Weiber-Geträtsch würde unerträglich sein, wenn nicht manche ernste und beachtungswürdige Lehre darin enthalten wäre. Man erblickt hier in seiner ganzen grellen Beleuchtung die Entartung und Erniedrigung der sogenannten Großen, denen kein Winkelzug zu verächtlich war, wenn sie nur dadurch ihren Zweck zu erlangen hoffen durften. Man sieht diesen frechen Ehrgeiz und diese bösliche Immoralität aller jener Weiber vom hohen Range, die mit Bitten und Thränen und Bestechungen sich selbst zur Prostitution anboten, und die Blicke des christlichen Sultans auf alle nur denkbare Weise und mit der größten Schamlosigkeit auf sich zu lenken suchten. Mit einem Worte, man findet in diesem Buche den Stoff und die Basis von allem dem, was das Empfangzimmer einer fürstlichen Buhlerin mit Recht als eine Vorhalle betrachten läßt.

Chroniques du Levant, ou Mémoires sur la Grèce et les contrées voisines. — Morgenländische Kronik, oder Denkwürdigkeiten über Griechenland und die benachbarten Länder. An Ort und Stelle, und nach den authentischsten Zeugnissen verfaßt. Erstes Heft. Paris, 1825. Bei Firmin Didot. 106 Seiten in 8. (Jeden Monat erscheint ein Heft.)

Die Aufmerksamkeit Europa's ist auf das neuerstandene Griechenland gerichtet. Es gibt nicht einen aufgeklärten und fühlenden Menschen, welches auch seine Meinung sei, oder welcher Partei er immerhin angehören mag, der ungerührt bei dem Schauspiele bleiben könnte, welches ein heroisches Volk darstellt, das die Erde des Themistokles und des Leonidas den Barbaren streitig macht, deren Despotismus sie so lange mit Blut überdeckt hat, und der nicht begierig sei, selbst die kleinsten Begebenheiten dieses grausamen und glorreichen Kampfes näher zu kennen. Das erste Heft dieser neuen Zeitschrift hat sich in Kurzem vergriffen. Es enthält mehrere offizielle Aktenstücke, mit Erzählungen und Bemerkungen vom höchsten Interesse begleitet. Sie bestehen: 1. in einer Darstellung des Verlustes und der Wiedereroberung von Jyfara; 2. in biographischen Notizen über Warwako, Odysseus und Miaulis; 3. in verschiedenen Verordnungen der Regierung Hellas, Korrespondenznachrichten. Betrachtungen über die Stärke des griechischen Volks u f f. — Dieses Unternehmen kann keinen andern als einen sehr günstigen und befriedigenden Erfolg haben.

Dänische Literatur.

Om den indbyrdes Undervisnings fremgangi Danemark. — Erster offizieller Bericht über die Fortschritte des gegenseitigen Unterrichts in Dänemark. Von M. J. von Abrahamson. Coppenhagen.

Der Verfasser läßt der Weisheit der Regierung bei den Maasregeln zur Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in Dänemark die größte Gerechtigkeit widerfahren. Man weiß jedoch, daß er in diesem Königreich bis jetzt nicht allgemein verbreitet, sondern nur geduldet wird. Herr Abrahamson war der erste Menschenfreund, der diese vortreffliche Methode in seinem Vaterlande eingeführt, und er hat durch seine eben so kluge als zweckmäßige Einrichtung viel dazu beigetragen, ihren glücklichen Fortgang zu sichern. Er erkennt mit Dank und Lob den thätigen Antheil, den der gelehrte Bischof von Münter und der erfahrungsreiche Vorsteher Monsier an diesem Unternehmen genommen haben. Vielleicht dürfte man sich verwundern, neben jenen achtungswerthen Namen den eines eben so würdigen als aufgeklärten Bürgers, G. Suels, nicht zu lesen, der doch alle seine Kräfte zur Beförderung eines so ehrenvollen Vorhabens aufgeboten hat. — Man vernimmt aus diesem Bericht, daß bereits 244 Schulen des gegenseitigen Unterrichts in Dänemark existiren, und daß man die Hoffnung hat, diese Methode in Kurzem noch in 263 andern Schulen eingeführt zu sehen. Die jährlichen Ersparungen, welche

Digitized by Google

man auf dieſe Weiſe gemacht hat, belaufen ſich bis jetzt auf 10,000 Thaler Banko, oder ungefähr 45,700 franzöſiſche Franken.

Unglück der Stuarts.

Robert III, der zweite König vom Hauſe Schottland, ſtarb im J. 1406 vor Kummer, ſeinen Sohn in der Gefangenſchaft der Engländer zu ſehen. Dieſer Sohn, Jakob I, wurde erſt achtzehn Jahre nachher frei, und genöthigt, gegen ſeinen Willen eine Engländerin zu heirathen, deren Morgengabe ſeine Ranzion bezahlen mußte. 1437 wurde er in ſeinem Bette ermordet. Jakob II wurde 1460 von einer Kanonenkugel getödtet. Jakob III, ſein Sohn, blieb gleichfalls 1488 in einer von ihm verlorenen Schlacht. Jakob IV kam bei gleicher Gelegenheit 1513 um. Jakob V ſtarb 1542 vor Gram über die Ketzerei und Rebellion ſeiner Unterthanen. Man kennt die langen Leiden und das tragiſche Ende der einzigen Tochter dieſes Monarchen, Maria Stuart ſtarb, auf Eliſabeths Befehl, auf dem Schafott. Ihr Sohn, Jakob VI von Schottland, und Jakob I von England, folgte Eliſabeth in der Regierung nach, und ſtarb in der That eines natürlichen Todes, aber er hatte ſich nie einer großen Achtung zu erfreuen gehabt. Karl I, ſein Sohn, wurde mitten in London hingerichtet; Karl II wurde verbannt, irrte lange Zeit in der Fremde herum und ſtarb erſt dann ruhig, nachdem er ſeinen Ruhm und ſeine Gewalt ſeiner Ruhe zum Opfer gebracht hatte. Jakob II ſtarb 1720 ſeiner Krone beraubt und aus ſeinem Königreiche vertrieben. Der Sohn dieſes Letztern hat ſein ganzes Leben und die ganze Zeit ſeiner ſogenannten Regierung, von welcher er nur den Namen Jakob der Dritte von England und der Achte von Schottland hatte, im Exil zugebracht. Endlich der letzte Fürſt dieſes Hauſes, der allgemein nur unter dem Namen des „Prätendenten“ bekannt war, nahm den Titel Karl III an, und ſtarb kinderlos zu Rom.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Kunſt.

Fortſetzung der Ueberſicht der Gemälde-Gallerie des Herrn Grafen von Wenzel-Sternau.

Dominichino. Die Verſpottung Chriſti. Kniebück. Gruppe von drei Perſonen. Auf Leinwand. 3 Fuß 9 Zoll hoch und 4 Fuß 9 Zoll breit. — Der Heiland, zwiſchen zwei römiſchen Liktoren, die ihn geiſſeln und verſpotten, behält immer dieſelbe göttliche Milde in ſeinen erhabenen Zügen, und obgleich der Schmerz in ihnen unverkennbar iſt, ſo ſcheint er doch mit Augen und Lippen für ſeine Henker zu beten: Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! — Der Soldat zur linken erhebt den rechten Arm und drückt den Kopf des Erlöſers mit Wuth hinab, indeſſen der zur Rechten den Gottmenſchen mit Vorſtellungen und Schmähungen überhäuft. Dieſer achtet auf Beide nicht. Sein Haupt, durch den gewaltigen Druck der Fauſt des Henkers, unter welcher das Blut unter den ſchönen Locken hervorquillt, auf die rechte Schulter niedergebeugt, iſt mit einer ſcharfgezackten Dornenkrone umwunden, die ſeine Stirn zerreißt, von der das Blut in einzelnen glühenden Tropfen in den Bart und auf den Körper, auf den rothen Mantel und das weiße Gürteltuch hinabrieſelt. Der Ausdruck der Augen iſt unausſprechlich ſchön. Sie gehören nicht dem Körper, ſondern allein nur der Seele an. Die unverkennbaren und doch nur leiſen Schmerzenszüge in den Augenwinkeln, an Stirn, Naſe, Mund und Kinn, ſind die Reſultate eines Studiums und eines Meiſterpinſels, der wenige ſeines Gleichen findet. Die leidende Farbe des Geſichts iſt eben ſo wahr, als edel und ergreifend. Die Zeichnung der Halsmuskeln und der rechten Schulter iſt unnachahmlich ſchön. Ueber die rechte Schulter des Heilandes iſt ein rother Mantel befeſtigt, der, über die Bruſt hingeworfen, auf beiden Seiten in den reichſten Faltenwürfen hinabfällt. Der Ausdruck des ermahnenden Kriegsknechts iſt reine Natur. Er erhebt den Zeigefinger und Daumen der rechten Hand, als wolle er dadurch ſeine barbariſchen Vorſtellungen noch eindringender machen. Der Soldat zur linken gehört dem Ausdrucke des Pöbels an. Der Gedanke, die Empfindung und die Ausführung dieſes Gemäldes, Alles iſt ſich vollkommen würdig, und macht das Ganze zu einem vollendeten Meiſterwerk. Das Kolorit iſt glühend und prachtvoll, die Wahl der Farben reich und genial, und der Eindruck, den dieſe Szene macht, unbeſchreiblich.

Raphael von Urbino (Sanzio). Eine heilige Familie, nach den Gliedern der Familie von Raphaels Kupferſtecher Raymundi. Gruppe von fünf ganzen Figuren. Von Holz auf Leinwand transporirt. 2 Fuß 5 Zoll hoch und 2 Fuß breit. — Ein großer Meiſter verläugnet ſich nie, ſelbſt da nicht, wo er durch eine getreue Nachahmung des Gegenſtandes, den er gleichſam nur zu kopiren hat, in ſeinen Inſpirationen beſchränkt wird. Der Gedanke, die Familie Marc Antonio's zu malen, war zu dieſem Gemälde die Veranlaſſung. Die geniale Kompoſition, die glückliche Gruppirung, die reine korrekte Zeichnung und das glühende Kolorit machen den unſterblichen Künſtler in jedem Pinſelſtriche unverkennbar. Maria ſitzend, mit dem blauen, grün geſtitterten Mantel umhüllt, der vom Haupte in reichen Falten herabhängt, hat das Chriſtkindlein auf den Knien, das einen anbetenden Johannes liebkoſet. Der Kopf des Kindes iſt ſehr ſchön und der Ausdruck ſeines Geſichts entzückend. Der alte Raymundi und ſein Bruder der Kapuziner ſtehen hinter der Madonna und blicken anbetend auf den Heiland. Beider Köpfe tragen den Stempel eines weiſen, glücklichen Studiums auf ſich.

Perin del Vaga. Die Madonna mit dem Kinde. Ganze Figuren. Auf Holz. 1 Fuß 2 Zoll hoch und 1 Fuß breit. — Die Madonna mit dem Kinde auf den Knien, das in der

Digitized by Google

rechten Hand ein Kreuz und in der linken ein Gebetbuch hält, ist ein Portrait der Gattin des Künstlers, sein gewöhnliches Vorbild, weshalb auch hier die große Aehnlichkeit und Originalität unverkennbar ist. Dieß Gesicht, obgleich es ihm an der Idealität der Raphaelischen Jungfrauen fehlt, ist dennoch sehr fein. Der Christus hat in seinen großen Augen und in allen Zügen etwas ausserordentlich Seelenvolles. Die Zeichnung des Ganzen ist rein und korrekt, das Kolorit warm und die Beleuchtung der Szene meisterhaft vertheilt.

Alterthümer.

Zwei junge Engländer, Harris und Angell, besuchten 1823 die Ruinen der alten Stadt Selinunt in Sizilien, um die dort befindlichen Alterthümer aufzuspähen, weßhalb der Baron Don Pietro Pisani sich ihnen beigesellte. Die aufgefundenen Bildhauereien wurden sodann in das königliche Museum von Palermo gebracht. Der Letztere hat sie in einem Werke beschrieben, das folgenden Titel hat: Memorie su le opere di scultura in Selinunti ultimamente scoperte (Denkschrift über die vor Kurzem zu Selinunt entdeckten Bildhauereien). Die Stadt Selinunt lag zwischen zwei Flüssen, die ehemals Ipsa und Selinon genannt wurden, und von denen der letztere der Stadt den Namen gegeben zu haben scheint. Andere vermuthen, daß dieser Name von der Pflanze Selino herkomme, die Linnée Apium sylvestre nennt, und die auf einigen Medaillen sich befindet. Man weiß, daß Dedalus sich nach Selinunt verfügte, um dort natürliche „Dampfbäder" zu erbauen. Man weiß ebenfalls, daß sich mehrere Tempel dort befanden, wovon drei in der Pergama oder Zitadelle, und drei etwas weiter entfernt waren. Ihre Ruinen werden jetzt i Pilieri dei Giganti geheißen, und die Säulen, welche noch dort vorhanden sind, haben wirklich etwas Riesenhaftes. In den Trümmerhaufen der Zitadelle hat man eine große Menge Bildhauerei-Bruchstücke gefunden und 139 Stücke, die genau zusammenpassen. Man hat drei Metopen, die sechste, siebente und achte dieses Tempels, wiederhergestellt. Ihre Höhe beträgt 4 Fuß 9½ Zoll engl. Maas und ihre Breite 3 Fuß 6½ Zoll. Die erste, der Ordnung nach, stellt einen mit vier Pferden angeschirrten Wagen dar, in dem sich drei Personen befinden. Man glaube den ältern Bacchus, Gohn Jupiters und der Ceres, nebst seiner Mutter und Proserpina, in denselben zu erkennen. Die zweite zeigt drei Personen und einen kleinen gestügelten Wagen. Ein junger Mensch, nackt bis zur Hüfte, ergreift ein häßliches Weib bei den Haaren, und durchbohrt sie mit seinem Schwerte. Ein anderes Frauenzimmer, von gewöhnlicher Gestalt, sitzt daneben. Es ist dies Perseus, die Medusa in Gegenwart Minerva's ermordend. Aus dem Blute der Gorgona wird Pegasus erzeugt, der noch ziemlich klein ist. Die Medusa ist ohne Schlangenhaar; folglich reicht ihr Alter noch über Neschni hinaus. Eine Medaille, die Echhel Populonia zuschreibt, die aber besser nach Selinunt gehören dürfte, zeigt gleichfalls die Medusa ohne Schlangenhaar. — Der Gegenstand der dritten Metope ist interessanter und seltener, als die beiden andern. Ein starker Mann, ein Schweer an der Linken, trägt auf seiner Schulter eine lange Stange, an deren beiden Enden zwei Menschen an den Beinen aufgehängt sind. Wahrscheinlich ist es Herkules, der, um sie zu befreien, die beiden Söhne der Tia, der Tochter des Ozeans, Namens Passalus und Achmon, auf solche Weise trägt.

— Der Gründer der Dynastie der Visigothen hatte einen Samstkrieganamen, nämlich: Amala, oder: ohne Flecken. Eben so wird der Name Herkules aus dem Samskrit, und von Eoel'us, Volkshaupt, abgeleitet. Diese Beispiele beweisen eine ehemalige Verbindung zwischen den Völkern des Hindostan und denen des Norden.

— Im Königreich Preussen zählte man im Jahr 1822 auf eine Bevölkerung von 11,494,219 Seelen nur ungefähr 2600 Taubstumme.

— Man hat vor Kurzem in England eine Sammlung von elf Stücken von Shakespeare entdeckt, die bisher durchaus unbekannt geblieben waren. Sie sollen nun bald erscheinen.

— Am 20 Juli 1823 hat der Kapitän Hunter, mit dem Schiffe „Donna Carmelita", unter 15° 31′ südlicher Breite und 176° 11′ östlicher Länge von Greenwich, eine Insel entdeckt, die ziemlich wohl bevölkert und gut kultiviert war. Er hat ihr den Namen Hunter beigelegt. Ihre Bewohner sind vollkommen nackt, und alle, sowohl Männer als Weiber, haben den kleinen Finger der linken Hand, beim zweiten Gelenk, abgeschnitten. Ihre Pleyguen sind sehr hübsch und mit Muscheln ausgeschmückt.

— Seit dem Anfang des Jahres 1824 erschienen in Christiania drei neue Zeitschriften. Die erste, „der Zuschauer", wird unter dem Einfluße der Regierung geschrieben, und die beiden andern nennen sich „der Patriot" und „die Patrouille".

— Nach einer Berechnung der „neuen Breslauer Zeitung" befinden sich jetzt 850 Professoren und Lehrmeister, und 12,827 Studenten auf sämmtlichen deutschen Universitäten.

— Wichtige Arbeiten, welche bereits im 16. Jahrhundert begonnen wurden, werden jetzt in Schweden ausgeführt. Man will nämlich eine Verbindung zu Wasser zwischen Stockholm und Gothenburg etabliren, wozu die Gothe und die verschiedenen Seen im Innern des Landes benutzt werden sollen. Aber unter den mannigfachen Hindernissen, die sich diesem großen unternehmen entgegenstellen, verdienen die drei Fälle der Gotha obenan gestellt zu werden, die sich ganz nahe bei einander befinden und zusammen 113 Fuß Höhe haben. Auf beiden Seiten ragen steil abgerissene Granitmassen empor, und weiterhin ist der Lauf des Stromes so reissend, daß er, ohne die geringste Sour zurücklassen, große Holzstämme und unsichere Steinbrocken mit sich fortgerissen hat, die man mit starken eisernen Stangen umwunden ihm, vom Ufer hervorvringend, entgegengestellt hatte. Diesen Schwierigkeiten muß nun noch die Strenge des Klima's beigefügt werden, so wie der nur mittelmäßig blühende Zustand der Industrie und der Finanzen in Schweden. Dem allen ungeachtet sollen dennoch die Arbeiten im Jahr 1828 beendigt sein.

— In mehreren Theilen des mittägigchen Siziliens wird jetzt der Kaffeebaum gepflanzt, wo er vollkommen wohl gedeiht.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 20. Zweiter Jahrgang 1825. 18. Mai.

Griechenlands politischer und moralischer Zustand im Jahre 1824.

Von einem Griechen.

Das verflossene Jahr, eins der merkwürdigsten in der Geschichte der griechischen Wiedergeburt, ist der Aufmerksamkeit des Philosophen und des Staatsmannes in mehrfacher Hinsicht würdig. Aber bevor man die Begebenheiten desselben darstellt, ist es nöthig, daß man auch einen raschen Blick über die vorhergegangenen werfe, um die erste Ursache jener unvermutheten Bewegung zu erkennen, die eben jetzt die politische Welt so sehr beschäftigt. Der bürgerliche Zustand eines im Kriege begriffenen Volks ist nothwendigerweise mit der Kette der militärischen Ereignisse verschürzt, und es ist folglich nothwendig, daß die moralischen und politischen Fortschritte dieser Nation in die allgemeinen Betrachtungen mit inbegriffen seien.

Nachkommen derjenigen, denen Europa seine Aufklärung und seine Zivilisation verdankt, von den Anhängern eines unduldsamen und barbarischen Glaubens unterjocht und zur Knechtschaft entwürdigt, ergreifen die Griechen die Waffen, um das unerträgliche Joch abzuschütteln. Pro aris et focis, das ist ihr Wahlspruch, und Befreiung oder Vernichtung, das ist ihr Zweck, ihr Ziel. An Blut und Bevölkerung, durch die immer wachsenden Exzesse einer unersättlichen Tirannei, geschwächt, welches sind dann die Hilfsmittel, die sich einem kleinen Volke zur Wiedereroberung seiner heiligsten Rechte, gegen die kolossale Macht seines Feindes, darbieten? Die Anarchie, welche das ottomanische Reich zerreißt, und die das untrüglichste Kennzeichen seines Verfalls ist, der Krieg der Pforte mit Persien und die Zwistigkeiten mit Rußland, die Nähe der bulgarisch-serbischen und der wallachisch-moldauischen christlichen Völker, die mit den Griechen gemeinschaftliche Interessen zu vertheidigen haben, die Vortheile des Handels und die allgemeine Politik, endlich die Unterstützung des christlichen Europens, und vorzüglich die jener überwiegenden Macht, deren Launen und Planen Griechenland sich schon so oft zum Opfer dargebracht hatte: das waren die Grundpfeiler aller ihrer Hoffnungen.

Leider bewies ihnen die Erfahrung nur zu bald, daß sie, dem gemeinen Sprichworte nach, die Rechnung ohne den Wirth gemacht und durch ihre Einbildungskraft getäuscht worden waren. Die Völker der Sau und der Unter-Donau, die eine Gesammtmasse von zwei Millionen Menschen bildeten, blieben durchaus unthätig. Die Unfähigkeit und Feigheit der wallachischen Insurgenten, von den Winkelzügen fremder Agenten noch vermehrt, konnte kein anderes Ende erwarten, als das, welches sie gehabt hat, und der Heldenmuth eines einzigen Anführers mußte in diesem Schlamme der Verworfenheit untergehen. Die europäische Staatsklugheit endlich, von den Gefahren plötzlicher und gefährlicher politischer Neuerungen erschreckt, sprach über das Unternehmen der Griechen eine einstimmige Mißbilligung aus. Sie glaubte es jenen Bewegungen des Untergangs beigesellen zu müs-

Digitized by Google

sen, während es doch nur die allerrechtmäßigste Vertheidigung der Menschenrechte war, und dieses traurige Mißverständniß, das Resultat eines irrigen politischen Systems, verhinderte sie, eine Nation zu unterstützen und sie zugleich nach Willkühr auszubeuten.

Das waren die Umstände, unter welchen, im Frühling 1821, die Revolution in Morea ausbrach. Sie in der Wiege zu ersticken, würde nicht allein das Werk einer großen Kraft, sondern auch einer großen Weisheit gewesen sein. Aber die Wuth war des Großherrn allein vorherrschendes Handlungsprinzip. Er wollte und verordnete nichts anderes, als eine mithridatische Ausrottung; sämmtliche Rajahs wurden vogelfrei erklärt, und das Würgeschwert den Händen einer fühllosen Henkerschaar übergeben, die ohne Erbarmen den Unschuldigen, wie den Schuldigen, mordete. Die morgenländische Kirche wurde dezimirt, die Tempel umgestürzt oder entweiht. Ganze Familien wurden ausgerottet, andere in Sklaverei geschleppt. Konstantinopel, Smyrna, Sidonia, Salonichi, Zypern, bieten Europa das Schauspiel unbeschreiblicher, unglaublicher Gräuelthaten dar. Tausende wehrloser Menschen werden von dieser blutgierigen Hyäne zerrissen und langsam zu Tode gemartert. Aber diese Raserei einer nicht mehr menschlichen, sondern reinthierischen Politik ist auch zugleich das Zeichen eines allgemeinen Aufstandes auf Morea und im Archipel. Alles hat ein gleiches Schicksal zu erwarten, Alles will jetzt nur Freiheit oder Tod. Die Verzweiflung eröffnet sich neue bisher unbekannte Hilfsquellen, die Kraft entwickelt sich und widersteht dem ungeheuern Druck, die Nothwendigkeit schafft Krieger und Helden, und die Morgenröthe der alten heroischen Zeiten dämmert, nach einer drei Jahrhunderte langen Nacht, wieder am Horizonte empor.

Bald begann der Kampf. Die Handelsschiffe der Inselbewohner stellten sich zuerst den stolzen Flotten des Tirannen entgegen, und verursachten ihnen, unter Tumbasis Leitung, nicht geringen Schaden. Die Streifereien der mit Keulen und Lanzen bewaffneten Schaaren wurden zugleich ihre militärische Erziehung, und bewiesen dem Feinde, was er einst von ihnen zu befürchten habe. In Kurzem besetzten die Insurgenten Malvosia und Novarino. Korinth kapitulirte gegen Ende des Jahres. Dort versammelten sich nun auch die Vertreter der Nation, und proklamirten, unter dem Vorsitze Alexander Maurokordato's, auf den Trümmern des alten Epidaurs, die Unabhängigkeit Griechenlands. Aber es bedurfte der Gesetze, und man verfaßte eine provisorische Konstitution, man stiftete eine Zentralregierung, welcher der Eid der Treue und Ausdauer geleistet wurde.

Indessen waren mehrere Monate verstrichen, ohne daß eine besondere Begebenheit die angestrengten Vorbereitungen zum kräftigsten Widerstande unterbrochen hätte. Auf einmal schwamm Chios in Blut, und der mit Lobe geschwängerte Qualm seiner verbrannten Städte wälzte sich zum Himmel. Die Hilfe kam zu spät; aber die Rache nicht. Kanaris von Ipsara eilt mit brennender Fackel herbei; wie ein wüthender Löwe stürzt er sich auf die Barbaren, und das Schiff des Kapitän-Pascha schmettert mit diesem in die Luft. Sodann greift er die feindliche Flotte im Hafen von Tenedos an, und verfolgt sie bis unter die Kanonen der Dardanellen. Ali-Pascha's Sturz trerbt die albanesischen Horden unter die Felsen von Suli. Nach einer fast übermenschlichen Vertheidigung, von aller Hilfe abgeschnitten, kapituliren die Sulioten und verlassen ihr Land. Die Schlacht bei Pera wird verloren, Akarnanien und Aetolien werden vom Feinde überschwemmt; aber Bozzaris und Maurokordatos Ausdauer retten das von den Türken belagerte Missolunghi und den ganzen Peloponnes. Die Zitadelle von Athen ergibt sich den Griechen, während die Uneinigkeit in Livadien herrscht. Den Steit zwischen Odysseus und der Regierung benutzend, dringen 30,000 Türken in das nördliche Morea, überrumpeln Korinth und zerstreuen die Glieder der Regierung, die sich erst am Bord einer im argolischen Meerbusen kreuzenden Flotte wieder zusammenfinden. Hypsilantis, Kolokotronis und Nikitas sehen sich mit einer kleinen Schaar tapferer Krieger dem Vordringen der Muselmänner entgegen, und retten Morea zum zweiten Male. Der Feind wird nach und nach auf allen Punkten geschlagen, und Napoli di Romani, so wie Korinth, öffnen dem Sieger ihre Thore.

Anfangs 1823 findet eine allgemeine Volksversammlung zu Astros, an der Grenze von Lakonien und Argos, statt, und die Regierung wird, nach den Vorschriften der Konstitution, erneuert. Maurokordatis wird zum Präsidenten ernannt, Theodor Kolokotronis, Sotiris Charalampis, Andreas Zaymis und Metaxas bilden den vollstreckenden Rath. Diese neuen Wahlen lieken nicht ganz ohne einige Unruhe ab, welche der Pascha von Skodra, mit einer 20,000 Mann starken Armee, durch einen raschen Marsch gegen das westliche Griechenland, zu benutzen suchte. Bozzaris stellt sich ihm zu Karpenisi entgegen, schlägt ihn zurück, und stirbt, mit Ruhm bedeckt, den schönen Tod für's Vaterland. Der Pascha wendet sich nun nach Aetolien mit neuer Macht, und belagert Anatolikon; aber der tapfere Widerstand der Besatzung zwingt ihn auch hier zum Rückzuge.

Morea stellt ein ganz anderes Schauspiel dar. Die Uneinigkeit herrscht unter den Regierenden. Der Senat trennt sich vom vollstreckenden Rath, er ver-

Digitized by Google

läßt Tripolizza, und zieht sich nach Kranidi, einem Flecken an der östlichen Mündung des argolischen Meerbusens, zurück. Eine Kommission von neun Senatoren klagt die Mehrheit des vollstreckenden Raths an, „die Gesetze zu umgehen, despotisch und nach persönlichem Vortheil herrschen zu wollen, sich der öffentlichen Einkünfte zu bemächtigen, und überhaupt allerlei Unfug zu treiben.“ Darauf wurden die Dissidenten abgesetzt, was für sie ein Zeichen zur offenen Empörung war. Neue Wahlen fanden statt, und George Kunduriotis von Hydra wurde zum Präsidenten, Panayotis Botasis zum Vizepräsidenten, und Colettis, Anagnostes Spiliotakis und Nikkaus Londos zu den übrigen Stellen ernannt. Theodoret, Bischof von Brisdena, präsidirte den Senat, der aus fünfzig Deputirten zusammengesetzt war. Das waren die ersten Begebenheiten des Jahres 1824.

Noch dauerten die innern Unruhen fort. Tripolizza, Korinth und Napoli waren von den Dissidenten besetzt. Die Regierung, von ihren beständigen Neckereien ermüdet, der Unterstützung des Volks gewiß, entschließt sich endlich, eine entscheidende Stellung anzunehmen. Sie schlägt ihren Sitz zu Mily (Mühlen), zwei Stunden von Napoli, auf, erklärt die Aufrührer zu Feinden des Vaterlandes, und nimmt zugleich die kräftigsten Maasregeln gegen sie. So lange dieses Scheinfriedens dauerte, betrat die hochste vollstreckende Gewalt keine bleibende Wohnung, sondern hielt bald unter freiem Himmel, bald auf dem Brigg, der Cimon, ihre Sitzungen. Einen größern Eindruck noch, als dieses Betragen, machte ihre kräftige Ausdauer und vollkommene Uebereinstimmung auf die Gemüther. Die Aufwiegler wurden blokirt, und in den Umgebungen von Argos, Tripolizza, Kalamata, und überall, wo sie sich zeigten, geschlagen. Ueberall wendete sich das Volk den Gesetzen zu. Bald unterwarf sich die Besatzung von Korinth und Kolokotronis räumte Tripolizza. Napoli öffnete, nach dreimonatlicher Belagerung, seine Thore, und die Regierung hielt zu Ende Juni dort ihren feierlichen Einzug, wo sie kurz nachher eine allgemeine Amnestie bekannt machte.

Kaum war der Friede im Innern wieder hergestellt, so wendeten sich die Blicke zur allgemeinen Vertheidigung nach aussen. Auf verschiedenen Punkten hatte dort bereits der Feind seine Wuth ausgeübt. Kandia war von ihm überschwemmt, und ein Theil seiner Bevölkerung in die schmählichste Knechtschaft geschleppt worden. Cassos konnte, ungeachtet des Heldenmuthes seiner Bewohner, den Anfällen einer zehnfach überlegenen Macht nicht widerstehen, und wurde zerschmettert. Die thessalische Insel Skiathos war zwar dem Kapitän-Pascha entgangen; aber dafür gelang es ihm auch, die Besatzungen auf Negroponi zu erneuern. Von Mitylena stürzte er sich, mit mehrern tausend Kannibalen, auf Ypsara, und dieses kleine Eiland, der Herd der höchsten Ergebenheit, wurde der Besiegten und des Siegers Grab. Ein Schrei der Rache erscholl durch ganz Griechenland. Alles griff zu den Waffen, Regierung und Volk erhoben sich zu der Höhe der Begebenheiten, und ermaßen die ganze Schwere und Ausdehnung der Gefahr mit der Kaltblütigkeit eines großen Entschlusses.

Sein oder Nichtsein! das war hier die Frage. Dieser Feldzug sollte, den Entwürfen des Feindes zufolge, großtentheils zur See geführt werden, wo er eine große Ueberlegenheit zu haben vermeinte. Er wollte die griechische Seemacht zerstören; und diese, obgleich an und für sich nur schwach, aber durch eine erstaunliche Gewandtheit gefährlich, wurde alsobald zum Kampf gerüstet.*) Hydra und Spezzia erschienen mit ihren Flotten zuerst, und während ihre Penaten von den Kriegern des Peloponnes bewacht und geschützt wurden, begaben sich alle ihre streitfähigen Männer an Bord. Ypsara wird wieder genommen, seine Flotte gerettet und der nackte Felsen verlassen. Der Feind wird bei Samos, Kos und Chios geschlagen, und seine Schiffe werden nicht mehr bei Nacht verbrannt, sondern am hellen Tage angegriffen und genommen. Die Gewässer von Kandia werden von Türkenblut gefärbt, und dieser letzte Sieg läßt die Griechen hoffen, daß ihre Landsleute, die sich noch in den festen Plätzen von St. Rumeli, Tevpiti, Mitrabello und Lassidi vertheidigen, steht wieder die Offensive ergreifen und sich vom Joche des ägyptischen Satrapen befreien werden.

Auf dem Kontinent zeigt sich dieselbe Geharrlichkeit, derselbe Erfolg. Gura schlägt die Barbaren auf den Feldern von Marathon. Der Obergeneral Derwisch-Pascha wirft zu Gravia, zu Amplani und in Phokjen aufs Haupt geschlagen, und indem er die Flucht ergreift, läßt er sein ganzes Gepäck im Stiche. Mauro'ordatos, die kräftigsten Maßregeln ergreifend, zerstört alle Plane Omer-Pascha's, der sich schmeichelte, zum dritten Male nach Akarnanien und Aetolien eindringen zu können. Er ergreift endlich sogar die Offensive, und dringt bis unter die Wälle von Arta.

Das sind die militärischen Resultate des verflossenen Jahres. Gehen wir jetzt zum innern Zustande

*) Man weiß, daß die Schiffe, aus denen die griechische Seemacht zusammengesetzt ist, Privatpersonen gehören, die sie zum Handel erbauen liessen. Diese Männer, die sie auch jetzt noch führen, bemannten sie, und versorgten sie mit allem Nothwendigen auf ihre eigenen Kosten, ehe noch die Regierung bestand.

Digitized by Google

Griechenlands über. Unter dem türkischen Joche schmachtend, hatte es jährlich ungeheure Summen an den Schatz des Sultans, der Pascha's und an mehrere türkische Privatpersonen zu bezahlen. *) Zur Selbstständigkeit gelangt, fand es sich von Hilfsmitteln entblößt. Aber diese Armuth war nur anscheinend und vorübergehend. Sie lag in dem Mangel einer kräftigen und regelmäßigen Verwaltung, die eine Plünderung des öffentlichen Vermögens verhindern könne. Außerdem hatten die Verwüstungen in Morea und jenseits der Landenge, in den Jahren 1822 und 1825, den Ackerbau gelähmt und die ordentlichen Zahlungen unterbrochen. Jetzt wird die Abgabe, weise vertheilt, leicht erhoben, und füllt ohne allen Anstand die öffentlichen Kassen an. Die Staatsgüter sind an die Meistbietenden verpachtet und werfen bedeutende Summen ab. Eine strenge Oekonomie und Verantwortlichkeit herrscht über alle Ausgaben, und die Anleihe hat den Grund zum nationellen Kredit gelegt. Die Industrie belebt sich, der Handel erhebt sich wieder, und das baare Geld, das im Ueberflusse vorhanden ist, befördert nach und nach den allgemeinen Wohlstand immer mehr. **) Zu Ende des letzten Jahres erschienen die griechischen Handelsschiffe bereits wieder in den gastfreundlichen Hafen von Ancona, Livorno und Marseille, unter der Flagge der Unabhängigkeit, mit den Erzeugnissen ihres Landes, und drangen, zwischen den Säulen des Herkules hindurch, selbst bis zu den Gestaden der Themse vor.

Alles legt nun in Griechenland die entehrende Farbe der Knechtschaft ab. Weise Polizeigesetze ersticken die Laster im Entstehen, welche die Entartung und Verworfenheit der frühern Regierung sorgfältig nährte. Gesundheitsverordnungen werden streng befolgt, neue Verbindungsstraßen erbaut, Briefposten sind eingeführt und Hafenaufseher ernannt worden. Die militärische Verwaltung ist einer besondern Kommission anvertraut, die Alles aufs Strengste bewacht. Die innere Organisation ist durchaus regelmäßig. Das französische militärische Gesetzbuch ist in Griechenland eingeführt. Die Gerechtigkeitspflege läßt nicht mehr viel zu wünschen übrig. Die Willkühr ist verbannt, der Bürger kann nur vor seinen natürlichen Richter gestellt und öffentlich angeklagt, gehört, verurtheilt und freigesprochen werden. Die Gedanken sind frei, und der Geist darf sich ohne schändende Zwangsfesseln entwickeln. Vier Zeitungen erscheinen zweimal wöchentlich, zu Missolunghi, zu Hydra und zu Athen. Mehrere Buchhandlungen und Lesekabinete werden zu Syra, Hydra, Napoli und Missolunghi errichtet. Der öffentliche Unterricht entwindet sich dem Chaos, und mehrere Schulen sind bereits in voller Thätigkeit. Die Stadt Missolunghi, die vor der Revolution ein elender Flecken war, erhebt sich täglich mehr zum Range einer blühenden Stadt. Sie wird von vortrefflichen Festungswerken umschlossen, die ein griechischer Ingenieur, Kokinis, erbauet hat, und die achtzig Feuerschlünde vom größten Kaliber noch mehr verstärken. Sie ist die Adoptiv-Vaterstadt des unsterblichen Byron geworden, dessen Grabmal neben dem der Helden Kyriakulis, Normann und Bozzaris sich erhebt.

Ein allgemeiner Erziehungs- und Unterrichtsplan ist der Regierung vorgelegt, von ihr angenommen und theilweis bereits in Ausführung gebracht worden.*) Warwaks ist einer von denen, die sich das meiste Verdienst um ihr Vaterland durch die Beförderung nützlicher und edler Zwecke erwerben. Er errichtet eine neue Kolonie seiner Landsleute von Joniern zu Malvosia, gründet mit einer Million Franken ein Hospital und eine Universität, und stirbt endlich, mit einigen Maasregeln der Regierung unzufrieden, oder in seiner Eigenliebe beleidigt, zu Zante, indem er noch ein bedeutendes Kapital zur Stiftung von Schulen, vorzüglich zu Argos, vermacht.

So wird man bald auf Griechenlands Boden, von seinen eigenen Gesetzen regiert, nachstrebende, aber nicht feindliche Anstalten, wie die zu Korfu unter Britanniens Schutz bestehenden, sich erheben sehen. Die jonischen Inseln machen einen Theil Hellas aus. Das Herz ihrer Bewohner hat immer für den Ruhm desselben Vaterlandes geschlagen. Sie suchen denselben Unterricht mit demselben Eifer. Die ausgezeichneten Professoren ihrer Universität, die Piccolo, Asopius, Philitas, Politis und Andere, werden ihr Bestreben verdoppeln, um sich würdige Schüler zu verschaffen. Schon erfreut die reine und edle Begeisterung der jungen Muse des alten Griechenlands den theilnehmenden Beobachter. Neue Redner erscheinen, und Spiridon Trikupis improvisirt Byron's Leichenrede. Kalvos, Salomos von Zante, besingen in erhabenen Poesien den Ruhm ihres Vaterlandes. Ganz Griechenland ist belebt, Ruhm gebiert Ruhm, und die Palmen des Siegers verschlingen sich mit den Palmen des Schriftstellers. Es ist keinem Zweifel mehr unterwor-

*) Der Peloponnes allein hatte jährlich über 35 Millionen türkische Piaster (in 4 französischen Franken 14 Centimen) zu bezahlen.

**) Nicht allein der Anleihe wegen ist das baare Geld in großem Ueberfluß vorhanden, sondern auch deßhalb, weil man seit den vier Kriegsjahren in den Lagern und Plätzen der Türken unermeßlicher Reichthümer sich bemächtigt hat.

*) Unsere Leser kennen ihn bereits. Er befindet sich in den Unterhaltungsblättern, Jahrgang 1825. No. 15 Seite 241.

Digitized by Google

fen, daß endlich das Regiment der wahren Philosophie sich vorbereiten wird. Eine Tochter der Vorsehung, wird sie erscheinen, ihren mit Blumen und Siegeszeichen geschmückten Thron einzunehmen. Klio wird ihr folgen, und der Geschichtschreiber Griechenlands wird aus ihrem Schoose hervorgehen.

In dieser großen Bewegung, wo die Mutter der Künste, sich selbst überlassen, ihren eigenthümlichen Rang um den Preis ihres Blutes wieder zu erringen sucht, ist es Trostung und Pflicht zugleich, die Aufmerksamkeit auch auf jene Hilfsleistungen zu wenden, die ihr sowohl von einzelnen Personen, als von ganzen Gesellschaften der zivilisirten Erde zugeflossen sind und noch zu Theil werden. Vor allen Ländern Europa's zeichneten sich gleich anfänglich Deutschland und die Schweiz aus. Frankreich und England schlossen erst später sich an und folgten dem edeln Beispiele der ersten Helfer, der ersten und liebsten Freunde, nach. Holland, Amerika und Ostindien eröffnen philhellenische Subscriptionen. Eifer und Edelmuth bemächtigen sich des britischen Volks. Eine Hauptkommission wird ernannt, welche die reichsten Wohlthaten über ganz Griechenland verbreitet. Innungen, Universitäten, Obrigkeit, Alles trägt dazu bei, Alles will Theil an den Segnungen der Kinder Hellas nehmen. Bentham nimmt Bozzaris Sohn an Kindesstatt an. Zehn junge Griechen kommen zu London an, um am Herde Albions mit den Lehren der Weisheit, der Tugend, der Vernunft sich vertraut zu machen. Guilford deschenkt Athen; Mureay befestigt Missolunghi. Endlich erscheint Byron, um sich ganz dem Wohl und Wehe Griechenlands zu weihen; er erscheint und verschwindet, wie ein glänzendes Meteor.

Griechenland hat nichts von seinen alten Gefühlen verloren, Griechenland vergißt seine Freunde, seine Wohlthäter nie. Jährlich wird in öffentlichen Festen ihr Andenken erneuert und ihnen das Dankopfer einer aufgeklärten Nachkommenschaft dargebracht. Eine Todtenfeier wird zu Ehren der bei Peta (am 4 Juli 1822) gebliebenen Philhellenen begangen. Die Namen Sheffield's*) und Byron's werden hohen Thürmen, das Schrecken der Tyrannen, beigelegt, die sich, von den Händen der Freiheit erbauet, in den Ebenen Aetoliens erheben.**) Dort auch wird man die Namen der erlauchtesten Vertheidiger der griechischen Unabhängigkeit lesen, und lange, lange Zeit mit denen Skanderbegs, Rhigas, Kanaris, Tells, Franklins und anderer Wohlthäter der unterdrückten Menschheit nennen hören.

Siehe da die Todtenfeier des edeln Barden, des Freundes der Freiheit, des Nachkommens der Könige! Volk, Obrigkeit, Priester, Krieger, Männer, Weiber, Kinder, Greise, das Festland und das Meer, ganz Griechenland, wie aus seinen Grundfesten gehoben, begleitet mit Musik und Kanonendonner die Reste seines Wohlthäters zu den Pforten der Ewigkeit! Die Thränen strömen, von tiefer und allgemeiner Trauer sind alle Herzen erfüllt! — Erleuchtete Völker des Erdballs! Griechenland ist nicht undankbar. Es erhebt sich würdig Eurer, würdig seiner selbst. Seine glänzenden Flügel schütteln den Staub der Trümmer von sich. Erdrückt, athmet es noch und streitet mit letzter Kraft, bis es den Klauen des Tigers entrinnt, der es zerreissen wollte. Oeffnet Eure große Reihe, um es darin aufzunehmen. Erkennet Eure ältere Schwester! Reichet der dem Schiffbruch Entrinnenden die hilfreiche Hand. Stoßet sie nicht zurück, weil sie nicht so schön und herelich ist, als Ihr. Die Barbaren haben sie beraubt und mit Füßen getreten und ihr ins Angesicht gespien. Nehmet sie auf; sie bietet Euch frische Lorbeern dar, zur Theilung mit ihr; sie deutet Euch die Krone der Menschlichkeit, des Ruhmes an, die sich mit unvergänglichem Glanze auf Eure Häupter herabsenken wird. — — —

Michael Schinas.

*) Lord Sheffield stand im Februar 1823 zweiundsiebenzig Griechen bei, die in ihr Vaterland zurückkehrten. Die Bewohner von Brindisi wollten sie nicht in ihren Hafen aufnehmen, und sie befanden sich in der drohendsten Gefahr, mitten auf dem von heftigen Stürmen wüthenden Meere vor Hunger und Kälte umzukommen.

**) Missolunghi.

Reise nach Timbuktu. *)

Vom Kapitän Jonathan Washington Muggs, Bürger der vereinigten Staaten.

Während mehrere Unfälle den Europäern fast alle Hoffnung geraubt haben, je bis nach Timbuktu vorzudringen, während selbst die eifrigsten Freunde der afrikanischen Zivilisirung und der Ausbehnung der britischen Macht sich verpflichtet glauben, die neuen Opfer zurückzuhalten, die sich einem so verzweifelten Unternehmen hingeben wollten, führt uns der Zufall einen zu, der mehrere Monate lang in der Hauptstadt dieses Landes sich aufgehalten, und der uns eine kurze Notiz über die Sitten und die Literatur desselben mitgetheilt hat. Dieser Reisende ist der Kapitän Jonathan Washington Muggs, Bürger von Georgien, in den vereinigten Staaten, derselbe, dessen Schiff vor einigen Jahren von einer ungeheuren Seeschlange umspannt und fast zerdrückt wurde, bis eine Kanonen-

*) Wir theilen diesen Aufsatz im Auszuge aus dem New-Monthly Magazine mit.

Digitized by Google

kugel sie am linken Auge traf, und in den Meeresgrund schleuderte. Muggs ist der Sohn eines Amerikaners und einer Sklavin von Timbuktu. Sein Vater wohnte am Ufer des Schildkrötenflusses in Georgien. Er war Seemann, und also fast beständig auf Reisen. Seine Mutter erzog ihn also, und unterrichtete ihn in der Sprache ihres Landes, welchem Umstande er sein Leben, und wir die nachfolgenden Mittheilungen verdanken.

Das Schiff des Kapitäns Muggs, mit einer Ladung Baumwolle von Charlestown nach Liverpool bestimmt, stand einen fürchterlichen Sturm aus, und wurde gegen die afrikanische Küste geschleudert, wo es bei der Insel Gorea Schiffbruch litt. Die ganze Bemannung wurde sogleich von den wilden Mandingen gefangen genommen. Die, welche stark genug waren, um arbeiten zu können, wurden als Sklaven verkauft. Zwei kranke Matrosen und ein alter amerikanischer Schriftsteller, der sich vorgenommen hatte, die Schweiz zu bereisen, und seine weitbegschäftesten Kollegen in diesem Lande zu besuchen, wurden mit vieler Achtung behandelt und für das Fest des großen Gröen Mumbo-Jumbo gemästet, wo man sie zu Ehren desselben aufessen wollte. Der Schriftsteller reklamirte zwar sein altes Privilegium, nur von zeitgeistlichen Rezensenten zerfetzt werden zu dürfen: a' ;, diese Barbaren machten ihm begreiflich, daß man hier mehr Geschmack an ihm finde, als anderswo, und daß man ihn deshalb ganz aufspeisen wolle. Er mußte sich also schon in sein Schicksal ergeben und den Wilden erlauben, daß sie nach seinem Fette die Finger leckten. Was den Kapitän Muggs anbelangt, so schwur er beim Namen des großen Zauberers Obi, daß er aus Timbuktu gebürtig sei, daß er in seiner Jugend gefangen worden, und durch seinen langen Aufenthalt bei den Weißen die Schwärze seiner Haut einigermaßen verloren habe. Sein krauses Haar, und ein Gesang, den er in der Landessprache erschallen ließ, diente seinen Aussagen zur Unterstützung, so daß er endlich einen Laufpaß erhielt, um nach seinem Geburtsorte zurückzukehren. Seine Abentheuer, während dieser gefahrvollen Reise werden in vier Bänden in Quarto erscheinen. Sie sind vom Kapitän selbst auf den Blättern des Baums Schickaschoo geschrieben worden, und wir theilen im Voraus unsern neugierigen Lesern einen Auszug davon mit.

Wer den Herodot gelesen hat, der erinnert sich ohne Zweifel auch einer Expedition, die vom König von Aegypten, Necho, ausgerüstet worden war, und der im zweiten Buche der Könige Erwähnung geschieht. Die phönizischen Schiffer, die zu dieser kühnen Unternehmung gebraucht wurden, umschifften ganz Afrika; aber man glaubte kein Wort von dem, was sie nach ihrer Rückkehr erzählten, weil sie aussagten, daß sie die Sonne auf ihrer Rechten untergehen gesehen hatten, was uns heut zu Tage schon viel begreiflicher scheint. Das Tagebuch Hannons (das die Karthaginenser lange Zeit im Tempel des Saturn aufbewahrten) enthält mehrere wunderbare Umstände, die dieser unerschrockene Reisende beobachtet hat, und die seitdem für Mährchen gehalten worden sind, da jedoch die Nachforschungen des Kapitäns Muggs, auf derselben Küste, sie als Wahrheit darstellen. Es hieß z. B. in diesem Tagebuche, daß Hannon zwei ganz mit Haaren überdeckte Weiber aufgefangen, und ihre Häute nach Karthago gebracht hatte. Man glaubte bis jetzt, daß unter diesen Weibern Orangutangs verstanden wären. Aber der Kapitän Muggs hat auf seiner Reise gegen die Quellen des Senegal eine ganze Horde solcher behaarten Geschöpfe gesehen, die er anfangs für eine große Truppe Affen hielt, bis er von ihnen begrüßt und mit vieler Höflichkeit in einer Mundart angeredet wurde, die eine große Aehnlichkeit mit der Sprache von Timbuktu hatte. Er beschreibt sie als ein sehr zivilisirtes Geschlecht, das ausserordentlich reinlich ist, und sich alle Morgen mit einer Art von Kamm das Fett auskämmt; wodurch bestätigt wird, was Swift über die Houhms berichtet hat. Wenn man bedenkt, wie lächerlich man diese letztere Erzählung gemacht, und wie viele Spöttereien man sich über die Mittheilungen Bruces erlaubt hat, obgleich Alles, was er über Abyssinien gesagt und geschrieben, seitdem sich vollkommen bewährt hat, so glauben wir uns erlauben zu dürfen, unsere Leser einzuladen, diesem Skeptizismus der Unwissenheit nicht mehr ein zu unbeschränktes Vertrauen beizumessen, wodurch die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit des Tagebuchs Muggs auch in Zweifel gestellt werden könnte, eben weil es Thatsachen enthält, die dem Verstande des Europäers noch schwer begreiflich erscheinen.

Hannon redet von einer Gegend, die er ganz mit feurigen Stoffen angefüllt gesehen habe, und in welchem die brennenden Ströme sich bis ins Meer ergossen. Der Kapitän Muggs zweifelt nicht, daß zu einer gewissen Zeit des Jahrs die Oberfläche des von ihm bereisten Landes in dem von den Karthaginensern beschriebenem Zustande sich befinden könne. Er hat nahe bei Beromaya ein tiefes Thal gesehen, das von Bleigebirgen umgeben war. Die Intensität der Hitze war so groß, daß die Sonnenstrahlen beständig dieses Metall schmelzen machten, und daraus einen flüssigen Bleifee von bedeutendem Umfange gebildet hatten, der, des beständigen Zuflusses wegen, niemals erkalten konnte. Wenn die Oberfläche dieses Sees vom Winde leicht bewegt wurden, so rollten sich die Wellen übereinander, und verbreiteten einen Glanz,

Digitized by Google

den das Auge kaum zu ertragen vermochte; aber beim Mondſchein wurde dieſer Anblick erträglicher und man konnte nicht leicht etwas Entzückenderes ſehen. Die Knaben des benachbarten Landes holen dort die Materialien zu den Kugeln, die ſie geſchickt auszubilden wiſſen, und mit denen ſie ſodann ſpielen. Die Eingebornen erhalten im Innern ihrer Häuſer, mit Hilfe der Glasſcheiben in ihren Fenſtern, eine erträgliche Temperatur, und es beſtehen mehrere Glasbütten in dem obbemeldeten Thale. Der See wird von einer unzähligen Menge Salamander bewohnt, die man auf eine ſonderbare Weiſe fängt. Man verſieht ſich mit einem Becken, das ganz mit glühenden Kohlen angefüllt iſt. Man wirft jedoch einige davon wie eine Lockſpeiſe am Ufer entlang, und das Thier, das ſie auf der Stelle verſchlingt, wird durch andere Kohlen aus ſeinem Elemente gelockt, die man von Zeit zu Zeit nach ihm wirft, und die es faſt immer mit ſeinem Rachen auffängt, ohne daß ſie zuvor die Erde berühren. Man führt es auf ſolche Weiſe bis in ein Neh, wo es gefangen wird. Die größte Kunſt beſteht nun eigentlich darin, die Kohlen ſo zu werfen, daß das Neh nicht verbrennt. Hat man den Salamander nun gefangen, ſo ſperrt man ihn in einen Backofen ein, wo er ſich recht wohl befindet, ſo lange das Feuer brennt, aber er ſtirbt gewöhnlich vor großer Kälte über Nacht. Muggs hätte gern den Temperaturgrad dieſes Thals kennen mögen, aber die Hitze hatte den Merkur aus ſeinem Thermometer gezogen, und er war endlich ganz in der Luft verdünſtet.

Von dieſem intereſſanten Thale wendete unſer Reiſender ſich gegen Oſten, und durchſchnitt eine Wüſte, die ihn an das Ufer eines großen Stroms führte, der ebenfalls nach Morgen floß. Er ſuchte mehrere Tage lang eine Stelle, wo er durchwaten könne. Auf einer dieſer Nachforſchungen bemerkte er einen alten Stein in Pyramidalform, der faſt ganz mit Sand überdeckt war. Er ſchaffte denſelben ſo viel als möglich beiſeite und bemerkte, in einer Tiefe von ungefähr fünf Fuß, eine unförmlich eingegrabene Inſchrift, die er wörtlich kopirte, nämlich:

Hic. Niger. est. hunc. Tu. Romane. caveto.

Ohne Zweifel rührte ſie von den Naſomonen her, von denen Herodot erwähnt, daß ſie bis nach Cyrena, in Zentral-Afrika, vorgedrungen waren, wo ſie von Menſchen von kleiner Leibesgeſtalt gefangen genommen, und nach einer Stadt abgeführt wurden, in der, von Abend gegen Morgen, ein Fluß vorüberſtrömte, der von Krokodillen wimmelte. Plinius ſagt ausdrücklich: daß dieſer Fluß der Niger ſei, und daß man jene Inſchrift dort angebracht habe, um das Andenken dieſer Thatſache aufzubewahren, und die Römer zu benachrichtigen, ſich nicht in dieſem Gewäſſer zu baden, weil ſie ſonſt von Krokodillen verſchlungen werden könnten.

Feſt entſchloſſen, den lange beſtrittenen Punkt der Ausmündung dieſes Stroms zu berichtigen, folgte Muggs dem öſtlichen Ufer mehrere hundert Meilen weit, ſich von Fiſchen ernährend und alſo bis in das Herz von Afrika vordringend, wo er endlich eine glühende Ebene erreichte, auf welcher die Gewäſſer ſich in mehrere Arme vertheilten, und entweder im Sande verſchwanden, oder in der Luft verdünſteten. Das wird viel weniger erſtaunenswürdig ſcheinen, wenn man bedenkt, daß man ſich das Phänomen des mittelländiſchen Meers nicht erklären konnte, welches immerwährend durch die Fluth des Ozeans durch den Kanal von Gibraltar angefüllt wird, ohne doch einen andern Abfluß zu haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Engliſche Sittentafel,

Denkwürdigkeiten der Miß Harriet Wilſon.

Vielleicht iſt der öffentliche Skandal nie mit mehr Muth und Erfolg ausgebeutet worden, als eben gegenwärtig zu London. Vor einigen Monaten waren die engliſchen Zeitſchriften mit den beiſſenden, aber ungewiſſen „Offenbarungen des Kapitän Medwin“, ſpäter mit den Reklamationen der Miß Foote und dem Prozeſſe Keans (welchen letztern wir, nebſt einer Menge anderer von demſelben Kaliber, aus Achtung gegen unſere Leſer in dieſem Blatte nicht haben aufnehmen wollen) angefüllt. Doch was war das Alles im Vergleiche mit den „Denkwürdigkeiten der Miß Harriet Wilſon“, die ſo eben erſcheinen? Der ganze hohe Adel iſt in Gährung, wie ſaurer Porter, der Allarm iſt in allen Familien, der Zwiſt in allen Haushaltungen, und die Denkwürdigkeiten der Miß Wilſon ſind es allein, die allen dieſen Unfug verurſacht haben. Aber was will denn dieſe Miß Wilſon, oder was hat ſie, wer iſt ſie? — Sollte man es glauben: es iſt ſchlechtweg eine Buhlerin, oder was man im verfeinerten Deutſchland ein Freudenmädchen zu nennen pflegt. Und die Entſchleierungen eines ſolchen Geſchöpfs werden ſchamlos einem Publikum vorgelegt und von ihm mit Gier verſchlungen, das ſich für das zivilisirteſte und ſittlichſte auf der ganzen Erde ausgibt: ſie beſinden ſich auf den Putztiſchen oder in den „Négeſſaires“ aller jener ſchönen Damen, die nicht von einem Hemd oder einer Hoſe reden hören, ohne verſchämt den Blick zur Erde zu ſenken! —

Verführt, oder im zarteſten Alter für Gold erkauft, beſchäftigte Miß Wilſon in ihrer neuen Laufbahn, der ſie auf ihre Weiſe Ehre zu machen ſich vorgenommen hatte, ſich mit nichts anderm, als mit

Digitized by Google

den glänzendſten Eroberungen. Gleich bei ihrem Erſcheinen in der ſchönen Welt zu London wurde ſie von einem Anbeterſchwarm umſummt, unter der ſie für einen Augenblick ſelbſt den Erben der Krone zu erblicken ſich ſchmeichelte. Mehrere reiche und mächtige Lords boten ihr ihren Kredit und ihr Vermögen an, und Einer davon ging, der Sage nach, ſo weit, ihr ſelbſt ſeine Hand geben zu wollen. Der ganze junge Adel vereinigte ſich bei ihren Feſten. Die ausgezeichnetſten Männer ſowohl in der Armee, als vom Parlament und von den Gerichtshöfen, bewarben ſich um die Ehre, ihr vorgeſtellt zu werden. Es iſt leicht begreiflich, wie viele wichtige Mittheilungen in dieſen Augenblicken des Leichtſinns und der Selbſtvergeſſenheit der „Angebeteten“ gemacht worden ſein mögen, in wie viele Familiengeheimniſſe ſie eingedrungen und wie viele unachtſame Geſtändniſſe den Männern entſchlüpft ſein können, die ſonſt überall die Maske einer ſtrengen Moral ſich vorhielten.

Auf die Bekanntmachung aller dieſer Gegenſtände iſt es nun, daß Miß Wilſon die Hoffnung einer reichen Aernte gegründet hat. Kein Name wird hier verſchwiegen, er ſei auch noch ſo hoch geehrt, keine vertraute Mittheilung mit myſtiſchen Schleiern umhüllt, ſie ſei auch noch ſo wichtig; Alles erſcheint hier, wie vor dem letzten Richterſtuhle, nackt und klar, und man hat eben nicht nöthig, ſich den Kopf mit Vermuthungen und Hin- und Herrathen zu zerbrechen. Wir wollen uns nicht zu Anwalden dieſer Mehe aufwerfen und deshalb in keine Einzelnheiten oder Perſönlichkeiten dieſes Skandals eingehen. Es iſt unſer Beſtreben nicht, die Verworfenheit einzelner Menſchen, ſondern allein nur die Sittentafel eines ganzen Volks auszumalen, und darum ſuchen wir jeden Karakterzug, der darauf Bezug haben kann, auf das Ganze anwendbar zu machen. In dieſer Hinſicht, und in keiner andern, ſind uns die gegenwärtigen Denkwürdigkeiten als ein guter Fingerzeig erſchienen, und wir haben ſie deshalb nicht wie die Unſanberkeiten des Prozeſſes Kean's mit Stillſchweigen übergehen können. Wir haben in dieſem Gegenſtande mehr erblickt, wir haben einen moraliſchen Abriß der hohern Geſellſchaft Britanniens, vorzüglich zu London, darin geſehen, der freilich eben nicht beſonders tröſtlich iſt. Wie gering und elend wird das Menſchengeſchlecht, wenn es zur Verworfenheit hinabſinkt! Alle jene hohen, gefeierten Namen der Weiſen und Heroen Albions, wie klingen ſie ſo ſonderbar im Munde dieſer modernen Phrone, wie ſtehen ſie ſo kläglich da, auf dieſen Seiten einer obſzönen Schuld, angeklagt von einer Buhlerin, des Nimbus ihres Ruhmes, ihrer Größe, ihrer Vortrefflichkeit beraubt und von der öffentlichen Meinung verdammt! — Wir erfahren eben jetzt, daß, um ihr Skandal-Beneſiz noch zu vermehren, Miß Wilſon, ehe ſie ihre Denkwürdigkeiten herausgegeben, an alle dadurch ſie kompromittirenden Perſonen geſchrieben, und ihnen ein unverbrüchliches Schweigen verſprochen habe, wenn ſie ihr den Preis ihrer Diskretion auf eine anſtändige Weiſe bezahlen wollten. Mehrere hohe Perſonen haben, wie man verſichert, dies Erbieten angenommen; aber andere haben ſich geweigert, ihrem Verlangen zu entſprechen, wahrſcheinlich weil ſie überlegten, daß ihre Geheimniſſe nichts deſto weniger zur Dispoſition dieſes ſchamloſen Weibsbildes bleiben würden, die ſie gewiß früher oder ſpäter abermals auszubeuten nicht unterlaſſen dürfte. Ihre Namen ſind alſo ohne Gnade auf die fatale Liſte eingeſchrieben worden. Auſſerdem kommen dieſe Denkwürdigkeiten nur in wöchentlichen Heften heraus, wovon bereits drei erſchienen ſind, und man kann nicht genug über die Verſchmitztheit dieſes Verfahrens ſich verwundern, welches den doppelten Vortheil gewährt, den Gewinnſt des Buchhändlers zu vermehren, und der Miß Wilſon Zeit zu laſſen, ihre Erbietungen gegen die meiſten noch in petto behaltenen Perſonen zu wiederholen. Man berechnet, daß wenn man die 250,000 Franken, die ſie von ihrem Buchhändler für ihr Unternehmen zu erhalten hat, zu dem zählt, was ſie durch ihre Drohungen und durch die Furcht der öffentlichen Proſtitution, dem größten Theil ihrer alten Anbeter abzuzwingen vermag, ſie mehr als 500,000 Franken aus dieſer ſkandalöſen Spekulation zu ziehen im Stande ſei. Wir zweifeln mit Fug und Recht, daß ein ähnliches Unternehmen in Deutſchland einen gleichen Erfolg finden dürfte, und unſere großen Männer haben alſo vor der Hand von dieſer Seite noch nichts zu befürchten.

Biographiſche Bruchſtücke.

1. Laſerna.

Während des Krieges zwiſchen Napoleon und den ſpaniſchen Kortes fiel Laſerna in franzöſiſche Gefangenſchaft zu Sarragoſſa. Er war damals Oberſtlieutenant in der Artillerie. Nach dem Frieden kehrte er nach Spanien zurück, und wurde zum Brigade-General ernannt. Ferdinand VII hatte den Thron ſeiner Väter wieder beſtiegen; aber Laſerna war aus Frankreich von liberalen Meinungen durchdrungen zurückgekommen, und hatte ſie einer großen Menge ſeiner Offiziere mitgetheilt. Die Regierung war davon unterrichtet, und unter dem Vorwande, daß die Algierer die Küſte bedrohteten, ſchickte man ihn dorthin, was allgemein als eine Art Exil betrachtet wurde. Er bemerkte das recht gut, und da er einer vollkommenen Ungnade vorbeugen wollte, ſo bewarb er ſich bei dem

Digitized by Google

General Abisbal, der damals mit der Leitung der amerikaniſchen Angelegenheiten beauftragt war, um Dienſte in dieſem Lande. Sein Erſuchen wurde ihm nicht nur gewährt, ſondern er wurde ſogar zum Erſtaunen von ganz Spanien zum Obergeneral der Armee in Peru ernannt, und erhielt den Befehl, ſich auf der Stelle nach Cadix zu begeben, und ſich dort einzuſchiffen. Was als das Sonderbarſte bei der ganzen Begebenheit betrachtet wurde, war, daß er, gleich als ob er nur zu einem untergeordneten Poſten beſtimmt ſei, durchaus keine nähere Inſtruktionen über ſein dort zu haltendes Betragen erhielt. Dies alles geſchah im Jahr 1816. Der mehr als zweifelhafte Zuſtand, in dem er Peru bei ſeiner Ankunft traf, und die verſchiedenen Umſtände, die ſeitdem dort ſtatt gefunden, haben bewieſen, daß ohne Canterac und Valdez Beiſtand er ſich dort nicht lange würde haben behaupten können. Als Vizekönig, zu welchem hohen Poſten er ſpäter erhoben wurde, hat er eine große Furchtſamkeit und Unentſchloſſenheit gezeigt, die der Sache Spaniens in Amerika höchſt nachtheilig geweſen ſind. Den neueſten Nachrichten zufolge iſt er, nach der verlornen Schlacht bei Guamanguilla, in die Hände des Siegers, des Diktators Bolivar, gefallen.

2. Canterac.

Unter den ſpaniſchen Generalen, die ſo gut, als ſie nur immer im Stande waren, Peru gegen den Diktator Bolivar vertheidigt haben, zeichnet ſich am meiſten der General Canterac aus. Er wurde zu Bordeaux, oder in den Umgebungen dieſer Stadt, geboren, und diente einige Zeit lang in der franzöſiſchen Armee. Nachher trat er in ſpaniſche Dienſte und machte den Krieg gegen Napoleon, unter dem Befehle des Grafen Abisbal, mit. Endlich wurde er mit den Generalen Laſerna und Valdez nach Amerika geſchickt, wo er, mit dem Letztern gemeinſchaftlich, ein Armeekorps befehligte. Man ſchreibt ihm eben ſo viel Energie, Thätigkeit und Ehrgeiz, als dieſem zu; aber viel mehr reelle Kriegs-Kenntniſſe und weniger Neigung zur Intrigue.

Canterac war ohne Zweifel der beſte Taktiker und der Klügſte von allen ſpaniſchen Generalen in Peru, weswegen er auch, bei allen Unternehmungen, immer voran geſtellt wurde. Er verließ, der Letzte von Allen, Lima nur dann, wenn er die Unmöglichkeit ſah, ſich noch länger darin zu behaupten, und er hat es immer wieder zuerſt betreten, wenn er die Republikaner geſchlagen und ſie gezwungen hatte, die Stadt zu verlaſſen. Den neueſten Nachrichten zufolge iſt er mit Laſerna, Valdez und Carateja von Bolivar gefangen worden.

3. Valdez.

Don Geronimo Valdez iſt ein guter General. Er war einer von den wenigen Offizieren, die ſich im Mai 1816 mit dem General Laſerna zu Cadix einſchifften, um ſich nach Peru zu begeben. Er war damals nur Oberſtlieutenant. Wie Canterac und Laſerna hatte er, in der Napoleoniſchen Invaſion, den Krieg gegen die Franzoſen mitgemacht. Er bildete ſich unter Balleſteros aus, und eignete ſich eine große Thätigkeit an, die mit ſeiner Kühnheit und Unerſchrockenheit ihn zu einem ausgezeichneten Feldherrn gemacht hat. Während dieſes Krieges zeigte er ſich den liberalen Meinungen ſo ſehr zugethan, daß man anfing, ihn als gefährlich zu betrachten, und ſich genöthigt glaubte, ſeinetwegen Vorſichtsmaasregeln zu treffen. Er wurde, auf Befehl der Kortes, in die Inquiſitionsgefängniſſe zu Granada eingeſperrt, und wurde erſt lange nachher wieder daraus befreit.

Nach der Rückkehr des Königs wurde er abermals der Regierung verdächtig, und man ſuchte ſich, nebſt Laſerna, ſeiner zu entledigen. Er wurde davon benachrichtigt, und ergriff unverzüget die ſich darbietende Gelegenheit, ſich aus Spanien zu entfernen und in Amerika die Ruhe und das Glück zu ſuchen, das er in ſeinem Vaterland nicht mehr zu finden erhoffen durfte. Er war es, der, bis zu Canteracs Ankunft in Peru, ſeinen Obergeneral Laſerna faſt in Allem leitete, was dieſer unternahm. Nachher handelte er mit Canterac gemeinſchaftlich, und Beide ergänzten durch ihre Kraft, ihre Thätigkeit und ihre Talente, was dem Vizekönig daran gebrach.

Ehrgeizig und begierig nach Geld und Ruhm, weiß Valdez ſich in den ſchwierigſten Umſtänden mit eben ſo großer Geſchmeidigkeit als Kraft zu benehmen, und er ſcheint ganz von der Natur dazu beſtimmt zu ſein, eine große Rolle zu ſpielen. Man hat ſich ſchon lange darüber verwundert, daß er ſich nicht der Sache der Unabhängigkeit zugewendet habe, was um ſo mehr zu erwarten ſtand, da er von Spanien weder viel zu erwarten, noch ihm viel zu verdanken hatte. Aber bisher iſt er ſeinen erſten Stellen immer getreu geblieben, und bis zur letzten Kataſtrophe hat man ihn und Canterac als die beiden einzigen guten Generale der ſpaniſchen Armee in Amerika betrachtet. Wenn die Entwürfe Bolivars auf Peru fehlgeſchlagen wären, ſo hätte Spanien dieſen beiden Männern allein den Beſitz jenes reichen Landes zu verdanken gehabt.

4. Olaneta.

Dieſer General hat in Amerika eine ſeinen frühern Kollegen ganz entgegengeſetzte Bahn verfolgt. Er iſt aus Biskaya gebürtig, und gieng bereits im ſiebenzehnten Jahre nach Peru, um ſich zu Tuptja niederzulaſſen,

wo ein Verwandter von ihm wohnte. Einige Zeit nach dem Ausbruch der Revolution betrieb er den Bergbau, aber nur mit sehr geringem Erfolge. Das war denn auch die Ursache, worum er den Entschluß faßte, eine Rolle in dem großen, eben beginnenden Drama zu spielen. Er erwählte, sonderbar genug, die eines heftigen Gegners der Freiheit, wahrscheinlich um sich dadurch um so mehr bemerkbar zu machen, und die Blicke auf sich zu ziehen.

Seine ersten kriegerischen Unternehmungen fanden in der Provinz Tucuman statt, wo er sich an der Spitze einiger aus Spaniern und mißvergnügten Amerikanern zusammengesetzten Banden befand. Ueberall, wo er sich zeigte, wurde er geschlagen; dem ungeachtet wurde er, nach einem lebhaften Gefechte zu Puma, vom Könige von Spanien zum Oberst, und einige Monate später zum General ernannt. Der Befehl der Division der Avantgarde in der peruanisch-spanischen Armee wurde ihm sogleich übergeben. In diesem Posten stand er eilf Monate lang und leistete der königlichen Sache einige nicht unwichtige Dienste, wozu vorzüglich der im September 1824 über den republikanischen General Santa-Cruz errungenen Sieg gezählt werden darf.

Einige Zeit nach dieser Begebenheit führte Olaneta plötzlich einen Entschluß aus, den er schon seit langer Zeit vorbereitet hatte, und durch welchen er mehr seinem Ehrgeize, als der Sache der Freiheit zu dienen glaubte. Er erklärte nämlich, daß er, mit seinem ganzen Armeekorps, sich von aller Gemeinschaft von Laserna, Canterac und Valdez lossage, sich selbst zum Vizekönig von Peru ernenne, und für den einzigen spanischen General betrachtet werden wolle, der Peru gegen die Republikaner zu vertheidigen im Stande sei. Von Laserna umschlossen und geschlagen, streckten seine Soldaten das Gewehr. Er allein flüchtete sich nach Ober-Peru, wo er ein Korps sogenannter Unabhängiger organisirte, mit dem er ohne Unterlaß die spanischen Generale neckte. Er besitzt ungeheure Reichthümer und hat durch seine Desertion von der königlichen Armee den Republikanern unzuberechnende Vortheile zugewendet.

Schweizerische Miszellen.

1.

Die helvetische Gesellschaft zu Schinznach am 3. Mai 1825.

Es sind Werth und Gewicht der Versammlungen gemeinschweizerischer Gesellschaftsvereine in der jüngsten Zeit verschiedentlich, am bündigsten von dem zürcherischen Professor Johann Kaspar von Orelli in der vorjährigen Eröffnungsrede der Gesellschaft in Schinznach, gewürdigt worden. Im Rückblicke auf das ihm wohlvertraute Alterthum hat er, was diese Nationalfeste der Eidsgenossen mit den zwar glänzendern der Hellenen Aehnliches besitzen, und von dem, was Isokrates bei solchen Anlässen zu seinen Stammgenossen sprach, die Anklänge in den Vorträgen der Schinznacher Verhandlungen nachgewiesen. „Behauptung der Nationalwürde, Eintracht gegen die Barbaren, Gerechtigkeit, Mäßigung, Edelmuth im innern Leben, will ge Aufopferung kleinlicher Interessen zum Besten des Ganzen, sind die Ideale, welche der Grieche schon seinen Zeitgenossen vorführt, und was anders denn läßt sich hier empfehlen und anrathen, als eben dieses, das Eine, was noth thut? Freilich, seine und ähnliche Stimmen verhallten fruchtlos, wenn ihr wollet; allein sie bleiben doch dauernde Urkunden ächten Nationalsinnes, nicht leer von geistiger Bedeutung“ Und im Hinblicke auf die Zukunft hält Hr. v. Orelli dafür: Es dürften dem künftigen Geschichtforscher die in den Verhandlungen jener Gesellschaften sich darbietenden Spuren einer ungebotenen, unbeaufsichtigten und dennoch in ihren Schranken bleibenden Regsamkeit des Nationalgeistes und des Strebens, sich durch persönliche Mittheilung zu verständigen, neben den Tagsatzungsabscheiden und andern Urkunden, als erwünschte Zeitstimmen und Sittenzeugnisse erscheinen. Die Vortheile der Gegenwart endlich leuchten von selbst ein.

Darum mögen wir dann auch gerne die von Zeit zu Zeit in diesen Blättern zu liefernden Berichte oder Uebersichten solcher schweizerischen Erscheinungen, die einer allgemeinen Aufmerksamkeit werth sind, mit kurzer Darstellung der jüngsten Verhandlungen des ältesten unter den fortlebenden gemeinsamen Vereinen, und der auch, durch seinen Zusammentritt mit des Frühlings Anfang den übrigen vorausgehend, dem Reihen ihrer Jahresfeste gleichsam die Weihe ertheilt, beginnen.

Es waren, wie seit der glücklich bestandenen Restauration der Gesellschaft fast jedesmal, mehr denn einhundert, theils wirkliche Mitglieder, theils Ehrengäste für den Doppelbesuch, welcher der wirklichen Aufnahme vorangehen muß, die sich am 3. Mai früh Morgens in Schinznach versammelt fanden. Der diesjährige Präsident, Hr. Staatsrath Eduard Pfyffer von Luzern, beantwortete in seiner ausführlichen Eröffnungsrede die Frage: „Wie kann die Freiheit unsers Vaterlandes von Innen und dessen Unabhängigkeit nach Aussen befestigt werden?“ Der Beantwortung sandte er eine Uebersicht der Beschaffenheit der Freiheit und Unabhängigkeit des schweizerischen Volks in den verschiedenen Perioden seiner Geschichte voraus; in ge-

Digitized by Google

drängter Kürze, jedoch vollſtändig, zeichnete er, als gründlicher und geiſtvoller Kenner vaterländiſcher Geſchichten, ihre Licht- und Schattenſeite in dieſer Beziehung. Den erſten Theil der Rede ſchließt die folgende Stelle:

„Wenn wir offen, wie es freien Männern ziemt, ſprechen wollen, ſo haben wir aus der Revolution, die wir durchlebten, nicht jenen Nutzen gezogen, den wir bei größerer Weisheit hätten ziehen ſollen und können. Das Gebäude, welches wir über den Trümmern des zuſammengeſtürzten erbauen konnten, hätte wahrlich weit bequemer, zuſammenhängender, den Zeiten und Bedürfniſſen entſprechender eingerichtet werden ſollen. Das Band, welches die zweiundzwanzig Kantone umſchlingt, hätte ſtraffer angezogen und die Kraft der Nation beſſer vereinbart werden ſollen, auf daß ſie um ſo wirkſamer, in Zeiten des Kriegs oder des Friedens, ſei es zur Vertheidigung und Behauptung unſerer Freiheit, ſei es zur Vervollkommnung unſerer innern Einrichtungen, ſich bewähren mochte. Dadurch hätten wir einen größern Erſatz für jene Opfer, jenes Ungemach und Leiden erhalten, welche die Staatsumwälzung in mancher Hinſicht herbeiführte; und wir hätten uns Lamit auch manchen Vorwurf, welchen die Nachkommen uns machen dürften, erſpart. Weil ſich aber nicht Alles ſo geſtaltet hat, wie bei größerer Weisheit möglich war, dürfen wir deshalb nicht verzagen. Wir ſollen vielmehr, vom Gegebenen ausgehend, aus dem Zuſtand der Dinge, wie ſie ſind, den größtmöglichen Nutzen zu ziehen ſuchen. Weit entfernt, neue Stürme und Erſchütterungen zu wünſchen, treffen unſtreitig Alle, die es mit dem Vaterlande wohl meinen, in dem Willen zuſammen, den jetzigen Zuſtand des Eidsgenoſſenbundes zu befeſtigen, und durch Anregung der in der Nation liegenden Kräfte, wie durch Förderung alles Guten und Nützlichen, dieſelbe auf die möglichſt hohe Stufe von Anſehen, Glück, Wohlſtand und Zufriedenheit zu heben. Von dieſem Gedanken ſollen wir, ſollen alle Schweizer beſeelt ſein, und wenn dieſer ächte vaterländiſche Sinn unter uns herrſchend iſt, ſo mag alsdann auch der beabſichtigte hohe Zweck, ungeachtet der Lockerheit unſers gemeinſamen Verbandes und ungeachtet der Mangelhaftigkeit vieler unſerer Inſtitutionen, erreicht werden.“

Näher einſchreitend zum eigentlichen Vorwurf der Rede, bezeichnete dieſe, als erſtes Mittel für Befeſtigung von Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, das Daſein der Liebe dieſer Freiheit und Unabhängigkeit unter den Eidsgenoſſen, als ein Erzeugniß der Selbſtachtung und des Rechtsgefühls der Staatsbürger, ohne welche keine wahre Freiheit möglich iſt. Die Stifter der Eidsgenoſſenſchaft ſtellen ſich dafür als die herrlichſten Vorbilder dar. Für Erreichung dieſes erſten Mittels wird alſo zweitens verlangt, es ſollen die Freiheiten des Volks in möglichſt erweitertem Kreiſe geſchützt, die Bürger, mit hoher Achtung für perſönliche Freiheit, durch humane Geſetze regiert werden. Keine Künſteleien und Neckereien einer verfeinerten Polizei! Freier Austauſch der Ideen in Wort und Schrift; denn Apathie und Gleichgültigkeit über öffentliche Intereſſen iſt der Tod des Gemeinweſens, und Mangel an Oeffentlichkeit war eins der Grundübel der alten Eidsgenoſſenſchaft. Wie vorleuchtend ſind hierin England und Nordamerika! Es reihen ſich als drittes Mittel den vorgenannten die gemeinnützigen Anſtalten an: denn es iſt die urſprünglich natürliche Heimathsliebe noch nicht die wahre Liebe des Vaterlandes, welche vielmehr erſt durch preiswürdige Vorzüge desſelben in Geſetzen, Anſtalten und wohlthätigen Einrichtungen erzielt wird. Als viertes Mittel bezeichnet der Redner den Volksunterricht und ſeine Vervollkommnung. Vieles geſchah dafür, auch von Staatswegen, in manchen Kantonen ſeit der Revolution; jedoch immer noch allzuwenig. Schulgeſetze und Einführung eines beſſern Mechanismus ſind noch lange nicht wahre Schulverbeſſerung. Vieler Beſſerung bedarf auch der Unterricht auf höhern Schulen, aus welchen die Regenten und Lehrer des Volks hervorgehen ſollen. Klaſſiſches Studium iſt die beſte Nahrung für Republikaner. Dabei ſollen, der Sitte der alten Eidsgenoſſen gemäß, gymnaſtiſche Uebungen den Körper gewandt und kräftig machen. Als fünftes Mittel Vervollkommnung des Volksunterrichts ſowohl als aller Bildungsanſtalten, Erhöhung der ſittlichen und körperlichen Kraft unſerer Jugend iſt es, was vor Allem noth thut. Mit Wonne blickt aber auch wirklich der Patriot auf die Beſtrebungen ſo mancher Regierungen der Schweiz, die von eben dieſer Ueberzeugung beſeelt, den Unterricht und die Bildung mit Eifer bethätigen. Schade, daß dieſes frohe Gefühl, beim Hinblick auf einen weſtlichen Punkt unſers Vaterlandes, ſich getrübt findet, wo die Erziehung und Bildung ſchweizeriſcher Jugend einer Schaar fremder Ordensmänner anvertraut iſt, die vielmehr Aberglauben, Fanatismus und Unduldſamkeit, als hingegen Liebe zur Freiheit und zum Vaterland, den Herzen der Jugend einzuflößen geeignet ſind.“

Die Eintracht wird in fünfter Reihe als Grundpfeiler der Freiheit und Unabhängigkeit aufgeführt. Was an der äuſſern Form des Eidsgenoſſenbundes gebrechen mag, das werde durch moraliſche Mittel erſetzt. Die Geſchichte Griechenlands und die vaterländiſche lehren uns den Segen der Eintracht und das Verderben der Engherzigkeit und Zweitracht, wechſelweiſe ermunternd und abſchreckend. Die Hinderniſſe

Digitized by Google

der Eintracht, die aus verſchiedener Oertlichkeit, Kultur und Bedürfniſſen hervorgehen, zu mildern oder vollends hinwegzuräumen, ſei des Vaterlandsfreundes große Aufgabe! „Vorzüglich thut die Förderung einer vernünftig religiöſen Toleranz in unſerm Vaterlande noth. Die Glaubenstrennung hatte zur Zeit eine große Kluft zwiſchen uns aufgeriſſen, und wir verdanken es, vielleicht mehr als man glaubt, den damaligen Staatenverhältniſſen Europa's und der Nachbarn, wenn im ſechszehnten Jahrhundert jene gähnende Kluft die Eidsgenoſſenſchaft nicht verſchlungen hat. Rühmlich haben die wackerſten und einſichtsvollſten Eidsgenoſſen an Förderung der Toleranz von jeher gearbeitet, und wirklich iſt auch ihren ehrlen Bemühungen gelungen, daß in unſern Tagen die Genoſſen beider im Vaterlande beſtehender Konfeſſionen freundlich neben einander lebten, ſich gegenwärtig als Chriſten betrachteten und als Brüder liebten, ſich in jeglicher Noth hilfreiche Hand boten, und daß keine Spur von Verfolgung mehr ſichtbar war. Dieſer ſchöne Geiſt, eine Grundlage unſerer Eintracht und Kraft, darf nicht von uns weichen, und es ſoll derſelbe ſich vielmehr immer reiner und edler über das Volk verbreiten. Um ſo angelegener aber ſollen Regenten und Vaterlandsfreunde auf dieſen Zweck hinwirken, als hin und wieder die traurige Wahrnehmung gemacht wird, daß ſeit einigen Jahren Manches verſucht worden iſt, um jenes ſchöne Verhältniß zu trüben und, wenn möglich wäre, einen Zuſtand wieder zurückzuführen, an welchen wir alle nur mit Wehmuth denken mögen. Wie viel Unziemliches und Nachtheiliges iſt nicht während der letzten ſechs Jahre diesfalls geſprochen und geſchrieben worden? Wie haben nicht Fremdlinge, welche ſich in unſer Land einzuſchleichen wußten und darin theils gaſtfreundliche Aufnahme, theils Anſtellungen ſogar und ehrenvolle Würden erhielten, ſtatt dieſe Wohlthaten mit Liebe und Dankbarkeit zu erwiedern, religiöſe Spannungen zu pflanzen und, ſo viel ihnen möglich, Verfolgungen zu erwirken, ſich die ſchmähliche Mühe gegeben? Wie hat ſich nicht der Geiſt der Schulen und der Klerikei beſonders in jenen Gegenden verſchlimmert, wo theils der höhere Unterricht einer fremden Korporation anvertraut ward, theils der ſchöne und milde Sinn eines weiſen Dalberg und eines menſchenfreundlichen Weſſenbergs vermißt zu werden anfing? Wie manche bedauerliche Auftritte hat nicht die Verbindung gemiſchter Ehen und Aehnliches mehr veranlaßt? Wie muſſen nicht Wirkungen Gegenwirkungen, Angriffe Gegenangriffe hervorbringen und dadurch die Trennung und die Abneigung der Gemüther, vorzüglich der Menge, ſich mehren? Dieſe Wahrnehmungen, die Niemand ſich bergen kann, ſollen uns Aufforderung ſein, von jener Bahn nicht abzuweichen, die im letzten Jahrhundert ſo glücklich verfolgt ward, um ein Unglück abzuwenden, welches ein unſeliger und unchriſtlicher Geiſt über uns bringen könnte. Das Gefühl gegenſeitiger Achtung für die gottesdienſtliche Verehrung jedes Religionstheils werde aufrecht erhalten; die Ueberzeugung durchdringe uns, daß wir alle Chriſten ſind, daß uns des Chriſtenthums gleiche Hauptlehre vereinbart, und daß die Abweichung unſerer Gottesverehrung in ihrer äußern Form nie dazu verleiten darf, uns deshalb einander zu haſſen und zu verfolgen. Jener ächte Geiſt des Chriſtenthums, den unſer göttlicher Lehrer unübertrefflich ſchön in der Parabel des frommen Samariters ausſprach, wehe durch unſere Schulen, ertöne von unſern Kanzeln und belebe das ganze Volk! Die Regierungen aber ſeien wachſam auf Alles, was religiöſe Unduldſamkeit herbeiführen oder befördern könnte; ſie gebieten Stillſchweigen der Leidenſchaft, die unſern religiöſen Frieden ſtören wollte, und den Fremdling, wenn er unter uns Zwiſt und Uneinigkeit pflanzen möchte, weiſen ſie über die Marken des Landes!“

Der Rede letzter Theil befaßt das Verhältniß zum Ausland und was der Eidsgenoſſenſchaft in Beziehung auf daſſelbe zu thun und zu meiden, Pflicht iſt und Vortheil bringen kann. Die Betrachtung unſerer gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſe zum Auslande flößt Beruhigung ein. War auch die Eidsgenoſſenſchaft unter Napoleons vielleicht beſtem Regentenakt, der Vermittelungsurkunde, glücklich, ſo blieb doch ihr Zuſtand gefährlich; weil ihm jede Gewährleiſtung gegen die Willkür eines Uebermächtigen fehlte. Frankreichs Gewalt ward zerbrochen und alle europäiſchen Mächte vereinigten ſich zum Akte der feierlichſten Anerkennung der Rechte und der Unabhängigkeit unſers Freiſtaats. Nun geziemt und ein redlich offenes Benehmen gegen alle Mächte, biedere Geradheit und Meidung politiſcher Künſtelei. Wir ſind als Republik anerkannt, wir ſollen den Grundſätzen derſelben gemäß handeln und dafür auch Achtung von andern verlangen. Dadurch erhalten wir die öffentliche Meinung zur mächtigſten Bundesgenoſſin! Das Vertrauen auf keine, wenn noch ſo heilige Urkunde, darf aber uns, die Abkömmlinge eines Heldengeſchlechts, niemals die Sorge für Selbſtvertheidigung vergeſſen laſſen. Wie ungleich viel beſſer ſteht's hierin, im Vergleich mit dem verwirrten Zuſtand vor der Revolution! Wir bedürfen anderer Taktik und anderer Waffen- als vormals. Gedenken wir, daß Ueberzahl und die höchſte Tapferkeit der erſten Helvetier doch der römiſchen Kriegskunſt erlagen. Aber auch keine blinde Nachäffung der Taktik anderer Nationen, ſondern Anpaſſung derſelben auf unſere Verhältniſſe; keine Parade-

Digitized by Google

sucht; sorgfältige Schonung der Oekonomie; Sorge für hinlänglichen Waffenvorrath und Offizierbildung — vor allem aber für Belebung des Patriotismus beim Vaterlandsvertheidiger, zunächst durch die begeisternde Kraft vaterländischer Geschichten.

Die Mittel zur Befestigung unserer Freiheit und Unabhängigkeit stehen freilich zunächst bei den Regierungen, aber sie müssen auch vom Volke ausgehen, denn ohne Gemeinsinn mag kein Freistaat sein Dasein und Leben erhalten. In England und Nordamerika wird das Meiste und Beste nicht sowohl durch die Regierungen, als durch die öffentliche Meinung bewirkt. Hierzu können die eidsgenössischen Gesellschaften ganz vorzüglich segensreich wirken, wie dies durch Thatsachen auch schon erwiesen ist.

Mit einer kurzen, aber sehr beredten Darstellung der Vorzüge des schweizerischen Landes und Volkes, schloß der freisinnige, biederherzige Redner, unter dem einstimmig freudigen Beifall der Gesellschaft.

Der diesjährigen Versammlung war noch eine, und zwar überraschende, hohe Freude beschieden. Vater Pestalozzi, vor mehr als fünfzig Jahren schon Mitglied der damals aufblühenden Gesellschaft geworden, ehrte dieselbe mit seinem Besuche. Die Gesellschaft wählte ihn zum Präsidenten des nächsten Jahres, und drückte damit die Empfindung der innigen Hochachtung, der Liebe und des Dankes für den ehrwürdigen patriotischen Greisen aus. Mit tiefer Rührung dankte Pestalozzi für einen ihm so unerwarteten Beweis achtungsvoller Liebe. „Er stehe allein in diesem zahlreichen Kreise von Männern, die er fast alle nicht kenne, und er glaubte auch vergessen zu sein dem jüngern Geschlechte!“ — Der Geist der heitersten Freude, herzlicher Traulichkeit und Vaterlandsliebe herrschte bei der Tafel und drückte sich in Toasts und Gesängen aus. Es war ein herrlich froher eidsgenössischer Freuden- und Feiertag, den auch die lieblichste Frühlingswitterung verschonerte.

Die Aufnahme mancher neuer und jüngerer Mitglieder sicherte auch diesmal dem Vereine ein fröhliches Fortleben, und in erster Anwendung des vor einem Jahre beschlossenen nachträglichen Statuts wegen des Versammlungsortes: „Schinznach soll immer je das eine Jahr der Versammlungsort der Gesellschaft bleiben; je das zweite Jahr aber soll zur Erleichterung der allzuweit von Schinznach entfernten Mitglieder der Versammlungsort abwechseln, und das eine Mal in die östlicher, das andere Mal in die westlicher gelegene Schweiz verlegt werden“ — wurde der Bernische Marktflecken Langenthal für die Frühlingsversammlung des Jahres 1826 erkoren.

Zollfreie Gedanken.

Zensur-Lücke.

Der Fanatismus ist der Wahnsinn der Tugend und der Deckmantel des Verbrechens.

Die Unduldsamkeit ist ein Schooskind der Hölle und ein Bastard der menschlichen Vernunft.

Der Hunger ist der Rathgeber des Verbrechens.

Jede Laune ist eine durch Verdauung, Langeweile oder Haß erweckte Geistesneigung. So ist die üble Laune eines Weibes oft die kleine Ursache großer Begebenheiten gewesen. Es gibt kein größeres Verderben für ein Land, als die üble Laune eines königlichen Kebsweibes.

Man hat das Wort Geschichte endlich so viel mißbraucht, daß es jetzt kaum mehr noch als Mährchen bedeutet.

Wer glücklich sein will, der muß im Wohlstande, und mit Geist und Gesundheit ausgestattet geboren worden sein, außerdem sich auch um die Außenwelt nicht bekümmern, und einen Narren einen Narren sein lassen, wenn's ihm also gefällt; denn die Narren sind die glücklichsten Menschen auf der ganzen Erde. Sie verstehen nicht, was man ihnen, selbst zu ihrem Besten, sagt, sie bewundern Alles oder Nichts, sie haben keine Neider, keine Unruhe, sie sind mit Allem zufrieden, und gelangen auf solche Weise zu den größten Ehrenstellen und zu großen Reichthümern.

Man weiß so wenig, was recht eigentlich Ketzerei ist, obschon man gewöhnlich eine Opposition gegen den allgemeinen und dominirenden Glauben der Kirche, oder neue, den alten entgegengesetzte Lehrsätze darunter versteht, daß ein aufgeklärter, sehr unterrichteter Theolog nicht weniger als neunzehn Ketzereien in dem am meisten orthodoxen Gebete, dem pater noster, entdeckt hat.

Der Schwätzer ist wie das Zifferblatt einer Uhr, das außerhalb andeutet, was im Innern sich zuträgt.

Man nennt manchen Menschen einen Esel, der doch keine einzige der guten Eigenschaften dieses geduldigen, schwertragenden, sich gering ernährenden Thieres hat.

Ein Anonymus ist ein Mensch, der eine Maske, entweder aus Bescheidenheit oder aus Unverschämt-

Digitized by Google

heit, anlegt, oder weil seine Eitelkeit so sehr raisonnirt, daß er selbst in der öffentlichen Nennung eine Art von Entwürdigung erblickt.

Die Antipathie ist eine Seelenkrankheit, die man ohne Schmerzen empfindet, und von der man sich nicht heilen will.

Die Anthropophagen der Zivilisation fressen freilich die Menschen nicht mehr lebendig und en gros; aber sie saugen sie en détail und gehörig aus.

Der äussere Schein ist ein Vorhang, hinter dem man treiben kann, was man will. Das Spiel politischer, religiöser und literarischer Marionetten ist seiner ganzen Illusion beraubt, wenn man den Vorhang beiseite gezogen hat. Man sei schlecht, verworfen und lasterhaft, so viel man will und kann; aber — man meide nur den äussern Schein.

Fast jeder öffentlich bezeugte Beifall ist ein Betrug, der dadurch legitimirt wird, weil ihn die Eitelkeit trotzig begehrt.

Jeder Antiphilosoph ist ein kleiner Inquisitor, der ohne Sachtenntnis und Beruf sich zum Spürhunde des angeblichen philosophischen Gottes aufwirft. Er ist ein Wesen, dem es an zwei Beinen und an zwei Sinnen gebricht, um ein vollkommenes Thier zu sein. Um sich dafür zu entschädigen, beschimpft er Gott und die Menschheit.

Jedermann bestrebt sich, seine unumschränkte Meinung durchzusetzen; aber Niemand will einer unumschränkten Gewalt gehorchen

Welcher Hanswurst ist verächtlicher und lächerlicher, der, welcher tagtäglich ein und dasselbe bunte Kleid trägt, und einen Tag wie den andern dieselben Sprünge und dieselben Albernheiten treibt, oder der, welcher, wie ein Wetterhahn, sich nach jedem Winde dreht, der alle Tage seinen Anzug wechselt, heute dieser und morgen der entgegengesetzten Meinung ist, der Freunde, Kolarde, Antichambre und Visitenkarten verändert, je nachdem es ihm erforderlich scheint?

Die Kunst ist eine durch den Geschmack vervollkommnete Erfindung des Genies.

Es gibt Menschen, an denen Alles unerklärlich ist. Man nennt sie gewöhnlich Schriftsteller, und weiß nicht recht, was man damit sagen will. Sie bilden sich ein, aus ihrer Bodenkammer die Welt regieren zu können, und haben oft nicht Stärke genug, sich selbst zu beherrschen. Sie bauen die schönsten Luftschlösser, und theilen alle Schätze der Welt an ihre Lieblinge aus, indessen sie sich selbst und ihren Geist verkaufen müssen, um kärglich ihr Leben zu fristen.

Die Paragrelen.

Dieses neue Wort bedeutet so viel als „Hagelableiter", wodurch der Gebrauch des darunter verstandenen Instruments schon zur Genüge bezeichnet wird. Ihre Kraft ist zwar noch nicht, wie die der Gewitterableiter, durch eine lange Erfahrung außer allen Zweifel gesetzt; aber viele in Amerika, Italien, Frankreich und der Schweiz wiederholt angestellte Versuche haben wenigstens bewiesen, daß sich die Hagelableiter als nicht ganz unnütz und verwerflich der Aufmerksamkeit der Landwirthe empfehlen dürfen.

Die Paragrelen, in ihrer größten Einfachheit, bestehen aus großen hölzernen Stangen von fünfundzwanzig bis fünfzig Fuß Höhe. Sie müssen so stark als nur immer möglich in der Erde befestigt werden. An ihrem äussersten Ende wird ein etwas mehr als eine Linie dicker, scharfzugespitzter Messingdraht von vier bis fünf Zoll Länge anaebracht. Vermittelst eines Ringes wird an der Basis dieser Spitze ein anderer Messingdraht, von weniger als einer halben Linie im Durchmesser, geknüpft, der längs der Stange herab und noch drei bis vier Fuß tief in die Erde befestigt werden. Von Distanz zu Distanz wird dieser Draht an der Stange mit kleinen Ringen befestigt.

Diese einfache Beschreibung zeigt zur Genüge, daß die Paragrelen eigentliche Blitzableiter, und nur mit geringerer Vorsicht erbaut sind, als man gewöhnlich darauf verwendet. Man glaubt durch dieses Mittel aus den Wolken die elektrische Flüssigkeit anzuziehen, ehe sie in denselben sich bilden könne, und dadurch die Bildung des Hagels zu verhindern. Es scheint gegenwärtig wohl unabläugbar, daß die Bildung des Eises in den hohen Regionen so lange nicht statt finden kann, als die elektrische Flüssigkeit darin noch aufgehäuft ist; aber man muß auch zugleich gestehen, daß es sehr schwierig und vorzüglich sehr unvorsichtig sein würde, wenn man a priori über die Kraft der Paragrelen abstimmen wollte. Die Erfahrung allein kann und wird ihren Nutzen oder ihren Ueberfluß in ein helleres Licht stellen. Will man nun den Verfassern mehrerer Abhandlungen über diesen Gegenstand, welche deshalb mehrere Versuche angestellt haben, und deren Versicherungen durch die Zeugnisse vieler andern achtungswürdigen Männer unterstützt werden, einen vollen Glauben beimessen, so ist ihr Nutzen als erwiesen zu betrachten und nicht mehr länger zu bezweifeln.

Wir führen hier nur einige Beispiele an. Der Professor der Physik Thollars zu Tarbes, im französischen Departement der hohen Pyrenäen, hat mit seinen eigenen Augen gesehen, daß bei den Gewittern am 23 April, am 8 Mai, am 3, 15, 16 und 17 Juni 1824, wo zugleich ein starker Hagelschlag fiel, „als

Digitized by Google

die Gemeinden, in denen die Paragrelen aufgeſtellt waren, wie durch einen Zauber davon befreit blieben, obgleich ſie mitten unter mehrern andern zerſtreut lagen, die dieſe Vorſichtsmaasregel nicht hatten in Anwendung bringen wollen, und deren Felder und Gärten vom Hagel faſt gänzlich verwüſtet wurden." — Der Baron Crud, aus dem Kanton Waadt, Verfaſſer eines wichtigen Werkes über die „Oekonomie der Landwirthſchaft", verſichert, daß er zu zwei verſchiedenen Malen beobachtet habe, „wie die Gewitter, welche die Atmoſphäre durchſchnitten, ſich zertheilten, ſobald ſie den Landſtrichen ſich näherten, die mit Paragrelen verſehen waren, und auffierbald denſelben hinzogen."

Man findet in einer Beilage zur Zeitung von Bologna vom 17 Juli 1824 eine Mittheilung des Ingenieurs Aſtolfi, der dieſelbe Thatſache, mit noch viel merkwürdigern und überzeugendern Umſtänden begleitet, erzählt. Er hat im Juni zwei furchtbardrohende Gewitterwolken geſehen, die eine ungeheure Menge Hagel über eine beträchtliche Landſtrecke ausſchütteten, und die mitten darin über einen Punkt hinwegſtreiften, der mit fünfzig Paragrelen verſehen war, ohne ihn im Geringſten zu beſchädigen. Zwiſchen der erſten und zweiten Stangenlinie waren nur einige Hagelkörner gefallen; aber im Innern ſah man, zum größten Erſtaunen der Zuſchauer, ſtatt des Hagels nur einen ziemlich großgeflockten Schnee fallen. Auf den Grenzen der nicht verwehrten Ländereien müſſen die Paragrelen in einer Entfernung von 450 Fuß von einander aufgeſtellt werden, im Innern hingegen kann man größere Diſtanzen annehmen. Wo ſich hier und da große Bäume befinden, kann man ſie benutzen und ſich alſo die Errichtung der Stangen erſparen. Uebrigens iſt die Erbauung der Paragrelen ſo wenig koſtſpielig, daß man mit der Ausgabe von ſechs Kreuzern wenigſtens 4750 Toiſen oder 28,500 Fuß vor dem Hagelſchlag bewahren kann.

Es iſt kaum nöthig, noch hinzuzufügen, daß, da das Reſultat der Paragrelen ſein ſoll, die Elektrizität an ſich zu ziehen, man an den Orten, wo man ſie errichtet hat, den Landleuten anempfehlen müſſe, ſie nicht beim Gewitter zu berühren.

Häckerling.

Während dem Kaiſerthum in Frankreich bediente man ſich manchmal eben nicht beſonders lobenswerther Mittel, Geld zu erpreſſen. So war unter andern ein reicher Kaufmann, Namens Carbon, als einer von denen bezeichnet worden, die ſehr ſchnell ein großes Vermögen erworben hatten, und denen man alſo ſchon ein freiwilliges oder gezwungenes Anleihen auferlegen konnte. Bei Gelegenheit der Feſte, die während der Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Louiſe gegeben wurden, hatte man auch die Gattin dieſes Kaufmanns eingeladen. Der Kaiſer hielt die Muſterung ſämmtlicher anweſenden Damen und blieb wie von ungefähr bei Madame Carbon ſtehen, um ſich ihren Namen nennen zu laſſen. „Man behauptet," ſagte er darauf zu ihr gewendet, „daß Sie ſehr reich ſind." — Ja, Sire, entgegnete ſie ſchnell, ich habe zehn Kinder. Napoleon lächelte beifällig, und von der Anleihe war keine Rede mehr.

Napoleon antwortete oft als Kaiſer, wenn ihn dieſer oder jener um Beförderung bat: „Ich bin auch ſieben Jahre lang Lieutenant geweſen, und habe demungeachtet dennoch meinen Weg gemacht." Eines Tages bat ihn der General Rapp ebenfalls um Avancement für zwei Offiziere. „Ich will nicht," ſagte der Kaiſer, „daß man in Zukunft ſo ſchnell vorwärts komme, das taugt nichts, und überdem hat der Satan von Berthier faſt Alles auf ſeine eigene Fauſt befördert." Er wendete ſich darauf zu Lauriſton und ſagte zu ihm: „Nicht wahr, Alter, zu unſern Zeiten ging es nicht ſo ſchnell? Bin ich doch ſelbſt viele Jahre lang bloßer Lieutenant geblieben." — Das kann wohl ſein, entgegnete Rapp, aber ſeitdem hat Eure Majeſtät das Verſäumte ziemlich gut wieder eingeholt. Napoleon lachte ſehr über dieſe Erwiederung und bewilligte dem General was er begehrt hatte.

Zu den mehrfachen Genealogien, die man für Napoleon geſchmiedet hatte, um ſeine Herkunft ſo erlaucht als möglich zu machen, gehört auch die, daß er ein Nachkommen der bekannten eiſernen Maske (die man allgemein für einen Zillingsbruder Ludwig XIV hielt) ſein ſollte. Während ſeines Aufenthalts auf den S. Margaretha-Inſeln, ſoll ſich nämlich, der Sage nach, jener erlauchte Gefangene mit der Tochter des Gouverneurs Bompart verheirathet, und mit derſelben einen Sohn erzeugt haben, der nach Italien geſchafft worden ſei, wo er ſpäter ſeinen Namen in den Bonaparte gewandelt habe. Wie dem auch ſei, ſo würde es Napoleon ein Leichtes geweſen ſein, dieſe Abſtammung als erwieſen aufzuſtellen, wenn er ſie als zweckmäßig erachtet hätte. Dadurch würde Ludwig XIV und ſeine ganze zahlreiche Nachkommenſchaft zu Uſurpatoren gemacht worden ſein.

Die Herzogin von Anville war eine leidenſchaftliche Lotteriſpielerin. Nun träumte ſie einmal, daß ſie, um zu gewinnen, ihre Nummern von einem Verrückten müſſe auswählen laſſen. Sie verfügte ſich alſo nach dem Irrenhauſe und erſuchte den Vorſteher deſſelben, ihr einen Narren kommen zu laſſen, der noch vernünftig genug ſei, damit man mit ihm reden könne.

Digitized by Google

Der Wahnſinnige wurde herbeigeholt, ſie unterrichtete ihn von der Urſache ihres Beſuchs, und bat ihn, ihr drei Nummern auszuwählen, auf welche ſie etwas wagen könne. Jener macht ein ſehr ernſtes Geſicht, verlangt Feder, Papier und Dinte und ſchreibt ſehr deutlich drei Nummern hin. Darauf zeigte er der Herzogin das Blatt. „Leſen Sie, meine Gnädigſte!“ ſagte er, „und ſtudiren Sie dieſe Zahlen aufs beſte. Wiſſen Sie dieſelben jetzt auswendig?“ — Ja. — Er zerriß nun das Papier, machte drei kleine Kugeln daraus und verſchlang ſie, wobei er ſagte: „Jetzt haben Sie Ihren Gewinn gewiß. Morgen, meine Gnädigſte! morgen iſt die Ziehung. Ich ſtehe Ihnen mit meinem Kopfe dafür, daß ſie herauskommen werden; aber ich kann Ihnen nicht garantiren, ob ſie ganz trocken ſein werden, oder nicht.“ Alle bei dieſer komiſchen Szene Anweſenden waren vollkommen einverſtanden, daß der Kranke nicht der größte Narr ſei.

Als die Kaiſerin Joſephine den Entſchluß gefaßt hatte, den Park von Malmaiſon zu vergrößern, wurden viele Ländereien ringsum aufgekauft. Ein kleines Haus, das zwei Frauenzimmern gehörte, befand ſich auch auf dem zum Erkauf bezeichneten Punkte und man machte den Eigenthümern deshalb die vortheilhafteſten Anerbietungen; aber ſie entgegneten jedesmal: daß es ihnen zur größten Ehre gereichen würde, den Kaiſer zum Nachbar zu haben. Man brachte alſo einen Plan in Vorſchlag, der dahin abzielte, die Anleaung einer gemeinnützigen Straße vorzugeben, dem dieſes Haus hinderlich wäre, wonach man, in genauer Befolgung des Geſetzes, die Beſitzerinnen zur Abtretung hätte nöthigen, und die beſtimmte Entſchädigung hätte zuſommen laſſen können. Nachher hätte man die Straße erbauen können oder nicht, darum ſich Niemand zu bekümmen hattе; aber der Zweck wäre dadurch doch erreicht worden. Napoleon ſtellte ſich der Ausführung dieſes Entwurfs entgegen. Er wollte ſolcher Mittel ſich nicht bedienen, und das Häuschen blieb unbefeindet ſtehen. Vielleicht erinnerte er ſich auch an die Mühle von Sans-Souci und wollte er nicht hinter Friedrich II in dieſer Hinſicht zurückſtehen. Lange Zeit nachher erkundigte er ſich immer noch aufs Sorgfältigſte nach ſeinen Nachbarinnen.

Erdbeben zu Algier.

Ein Schreiben aus Algier vom 7 März, theilt uns eine weitläufige Beſchreibung des am 2 deſſelben Monats dort ſtattgefundenen Erdbebens mit, welches eine große Beſtürzung und Verheerung auf der ganzen Küſte verbreitet hat. Der große Ueberfluß der, in den letzten Monaten, von allen Seiten gekommenen Mittheilungen, nöthigt uns (ſo ungern wir es auch thun mögen), die Darſtellung dieſes Ereigniſſes beträchtlich zu verkürzen, und gleichſam nur einen Auszug davon zu machen, in wir jedoch keinen der weientlichern Punkte überſehen werden.

Nicht ſowohl zu Algier, als vielmehr zu Blida, haben die größten Verwüſtungen ſtatt gefunden. Viele Häuſer ſind zwar auch in der erſten Stadt umgeſtürzt, oder beträchtlich verletzt worden, aber die letzte iſt faſt gänzlich in den Erdboden verſunken. Von 15000 Einwohnern ſind kaum noch 300 mit dem Leben davon gekommen und ſelbſt von dieſen iſt der größte Theil noch ſchwer verletzt. Der erſte Erdſtoß hat um 10 Uhr 42 Minuten Morgens ſtatt gefunden. In den vier darauf folgenden Tagen hat man noch mehr oder weniger ſtarke Erſchütterungen verſpürt. Bis zum 7 März hatte man ſchon über 7000 Leichen, die meiſtentheils alle gräßlich verſtümmelt waren, unter den Trümmern und Schutthaufen hervorgezogen. 280 Kinder ſind mit ihrer Schule verſchwunden. Mehrere Moſcheen, in welche ſich das Volk geflüchtet hat, ſind gleichfalls über der Menge zuſammengeſtürzt.

Man hat eine Thatſache bemerkt, die ſich auch bei allen Ausbrüchen des Etna und des Veſuv zeigt, nämlich, daß einige Stunden vor dem Erdbeben alle Brunnen und Quellen vollkommen ausgetrocknet waren. — Die Soldaten, welche der Dey nach dieſem Schauplatze der Verwüſtung geſendet hatte, um ſo viel als möglich den Unglücklichen Hilfe und Beiſtand zu gewähren, ſind von den Kobayls (die man für Nachkommen der Numidier hält) mit Muth angegriffen und in die Flucht geſchlagen worden. Das Warum ergibt ſich von ſelbſt. Der Dey hat allen Sklaven, die mit dem Leben davon gekommen waren, die Freiheit geſchenkt, und öffentliche Gebete verordnet.

Die Töpfereien in Staffordſhire.

Die meiſten engliſchen Topferwaaren werden in der Grafſchaft Staffordſhire, in der Nähe von Lichfield, fabrizirt. Dieſe Manufakturen nehmen einen ganzen Kanton von zehn bis zwölf Meilen ein, und enthalten eine Bevölkerung von wenigſtens 60,000 Seelen, die in zehn kleine Städte und eine große Menge von Dörfern vertheilt ſind, deren Extremitäten ſich nach und nach genähert haben, ſo daß ſie jetzt nur eine und dieſelbe Stadt bilden, die im Lande nur unter dem Namen der Pottery bekannt iſt. Dieſes Gemiſch von Wohnungen, die eine große Ebene beleben, welche beſtändig mit einer dichten Rauchwolke überdeckt iſt, hat etwas ſehr Seltſames. Die Häuſer ſind eben ſo verſchieden, als unregelmäßig gebaut; denn

Digitized by Google

da man sie nach und nach aufgeführt hat, so ist dabei mehr Rücksicht auf augenblickliche Bequemlichkeit, als auf Ordnung genommen worden. Daher geschieht es, daß man aus einer volkreichen Straße oft plötzlich in ein Ackerfeld, und auf einem Meierhofe in ein Magazin gelangt. Der Dämon der Industrie beherrscht ausschließlich diese arbeitsame Menge, die keinen andern Lebenszweck kennt, als die Liebe zum Gewinn; deshalb sucht man umsonst den Luxus daselbst. Die Polizei wird sehr übel verwaltet. Die Straßen sind nur gewöhnliche, sehr schlecht unterhaltene Feldwege, und bei Nachtzeit weder erleuchtet noch bewacht. Man zählt nur vier Pfarrkirchen, die kaum den zehnten Theil der Bevölkerung in sich aufnehmen können; aber eine große Menge Haustempel und presbyterianische Bethavellen. Es befindet sich auch ein katholisches Bethaus und ein Seminarium daselbst. Eben gegenwärtig soll eine große Kirche erbaut werden, zu welcher bereits eine Summe von 2500 Pf. Sterling durch freiwillige Subskription zusammengeschossen worden ist.

Obgleich man in dieser reinmerkantilischen Republik wenig an die Kultur der Wissenschaften und der Literatur denkt, so erscheint doch seit einiger Zeit zu Stanley ein Journal, unter dem Titel „Töpferei-Zeitung (Pottery-Gazette)", die von einem verständigen und talentvollen Manne herausgegeben wird. In demselben Orte hat sich auch eine wissenschaftliche und literarische Gesellschaft gebildet, die den pomphaften Namen der „philosophischen Gesellschaft von Pottery" angenommen hat. Im gleichen Distrikt befinden sich außerdem mehrere Lesekabinete und viele Schulen.

Dieser Ort, der jetzt der Zentralpunkt einer sehr thätigen Industrie ist, war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nur von einigen Bauern bewohnt, die es versuchten, grobe Thongefäße zu bereiten. „Der Verkauf dieser Töpferwaaren", sagte damals der Doktor Plot, „wird einigen Jahrmarktskaufleuten überlassen, die sie auf ihren Rücken im Lande herumtragen." Von 1760 kam das Geschirr von Staffordin die Mode, und in einer Epistel an Lady Montague, um jenen Zeitraum, wird es mit den Gefäßen von Dresden und Sèt. Cloud verglichen. Der berühmte Wedgwood hat diese Fabrikation endlich zu einer Vollkommenheit gebracht, wodurch ihre Erzeugnisse ein bedeutender Handelsartikel für England geworden sind. Die Ausfuhr der englischen Töpferwaaren wurde im Jahr 1822, nach dem Verzeichnisse der Douanen, auf 423,399 Pf. St., und die Einfuhr fremder Töpferwaaren auf 4992 Pf. St. berechnet. Im Jahr 1823 betrug die Ausfuhr 489,732 Pf. St. und die Einfuhr 6695 Pf. St., was eine Vermehrung der Ausfuhr von 70,000 Pf. St. von einem Jahre zum andern ergibt. Die größte Ausfuhr war nach Irland, Amerika, Indien, Rußland, Holland und Deutschland. Die Einfuhr bestand größtentheils aus Porzellangeschirren, die aus Frankreich und China kamen. Im J. 1822 betrugen die auf letzterm Lande 1930 Pf St.

Man kann den raschen Wachsthum der Bevölkerung im Pottery-Distrikt am besten nach folgender Uebersicht beurtheilen, die das Resultat der Zählungen von 1811 und 1821 in den vier Hauptorten des Kantons sind:

Städte	1811	1821
Burslem . . .	8,625	9,699
Stanley	4,481	5,622
Lane End . . .	4,930	7,100
Shelton	5,487	7,325
Summa	23,523	20,746

Diese ganze Bevölkerung ist ausschließlich nur in den Fabriken beschäftigt. Von 2057 Familien zu Burslem treiben nur sechzig Ackerbau, und zu Stanley zählt man auf 1157 Familien nur drei Landwirthe. Man hat berechnet, daß wöchentlich achttausend Tonnen Steinkohlen aus den nahen Minen verbraucht werden.

Fortschritte der Kenntnisse in Kanada.

Als vor ungefähr 30 Jahren der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt Amerika bereisete, fand er in ganz Kanada keine andere öffentliche Bibliothek, als die zu Quebec, die noch dazu nur sehr unbeträchtlich war. Es gab nicht eine literarische Gesellschaft im ganzen Lande, und wahrscheinlich hätte man nicht drei Personen finden können, die sich mit Literatur beschäftigten; denn ausser dem Kalender von Quebec wurde nicht ein einziges Buch gedruckt.

Gegenwärtig erscheinen 19 Zeitungen in den Provinzen von Ober- und Unter-Kanada *). Ausser den Bibliotheken der beiden vorzüglichsten katholischen Seminarien zu Quebec und zu Montreal, so wie der andern religiösen Anstalten, hat jede Stadt noch mehrere öffentliche und Privatbibliotheken. Es gibt auch mehrere sogenannte „Zirkulatbibliotheken" daselbst,

*) Zu Quebec erscheinen vier Zeitungen, wovon eine ganz in französischer Sprache und eine andere in halb französischer halb englischer Vermischung. Montreal hat, bei einer Bevölkerung von kaum 25,000 Seelen, sieben wöchentliche Blätter, wovon eins in französischer Sprache. Brockville, in Ober-Kanada, hat eine Zeitung, Kingston zwei, York eine, Niagara eine, Queenston eine, und die Gerichtsbarkeit von Stanstead, in Unter-Kanada, eine. Die offizielle Regierungszeitung, die zu Quebec herausgegeben wird, ist die neunzehnte.

Digitized by Google

und man berechnet, daß die Zahl der Bücher, die auf diese Weise von Hand zu Hand gehen, sich bis auf 15000 erhebt. In Quebek hat sich eine „literarische und historische Gesellschaft“ gebildet, deren Zweck darin besteht, alle Aktenstücke zu sammeln, die ein helles Licht über die literarische, Zivil- und Naturgeschichte der englischen Provinzen von Nordamerika verbreiten können.

Im vergangenen Jahre ist der erste irländische Roman unter den Preßsten Kanadas hervorgegangen. Er ist betitelt: „Das Kloster der heiligen Ursula, oder die Nonne von Kanada.“ Die Verfasserin desselben ist ein junges Mädchen, der man nicht alles Talent für das Romanenschreiberhandwerk absprechen kann. Es versteht sich von selbst, daß ihr erster Versuch kein Meisterstück sein konnte. — Unter dem Titel der „kanadischen Revüe“ ist vor Kurzem zu Montreal das erste Heft einer Zeitschrift erschienen, welche sich über alle möglichen Gegenstände ausdehnen soll. Die erste Nummer enthält einige gute Artikel, über die Entdeckung und die Urgeschichte der beiden Provinzen, über die ersten Bewohner derselben und über den Pelzhandel.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Vor Kurzem hat das Theater der Frau Herzogin von Berry zu Paris ein neues Lustspiel: „den schönsten Tag meines Lebens (le plus beau jour de ma vie)“ gegeben, welches außerordentlichen Beifall gewonnen hat, und ihn mit vollem Rechte verdient. Jeder verlebt den schönsten Tag seines Lebens nach seiner Art. Für einen Ehrgeizigen ist es der Tag, an dem er zu hohen Ehrenstellen befördert wird. Für eine Kokette ist es der, wo sie nicht etwa ein zärtliches Geständniß, sondern wo sie Diamanten und Kaschemire erhält. Für einen Schriftsteller ist es der, wo sein Werk sich eines ungetheilten Beifalls erfreut. In dieser Hinsicht war der Tag der ersten Vorstellung des gegenwärtigen Lustspiels der schönste ihres Lebens für die Brüder Desvergers, Scribe und Warner.

Gewöhnlich wird unter dem schönsten Tag des Lebens der „Hochzeitstag“ verstanden. Aber sehr oft wird er auch durch mancherlei Scherereien und Sorgen verbittert, wovon das gegenwärtige Stück ein Beispiel aufstellt. St. André hat zwei Töchter zu verheirathen, von denen Estelle die ältere und Antonine die jüngste ist. Der Generaleinnehmer Bonnemain bewirbt sich um die erste, und die Angelegenheit ist bereits so weit gediehen, daß man zur Abschließung des Kontrakts schreiten will, als Estelle ihren Bräutigam beschwört, ihr zu entsagen und sich mit ihrer Schwester zu vermählen. Die Familie gibt ihre Einwilligung zu diesem Tausch und der Hochzeitag wird bestimmt. Aber an diesem beginnen die Leiden des armen Bonnemain. Er erhält zuerst einen drohenden Brief, in dem ihm angedeutet wird, seine Verbindung mit der Demoiselle St. André zu verschieben, wenn ihm sein Leben lieb sei. Er nimmt seine Notiz davon, und benutzt sich vielmehr, die Zeremonie zu beschleunigen. Aber Alles scheint sich gegen ihn verschworen zu haben. Seine Braut kann mit ihrem Anzug nicht zu Ende kommen und der Maire wird ungeduldig; Collinet kommt nicht, und die Großätten verlangen, daß man sie mit Pomp abhole. Während dem Mahle drinat ein Fremder ins Zimmer, erklärt dem neuen Ehemann, daß er seine Frau anbete und von ihr geliebt sei, und gibt dieser zugleich, ohne sie zu betrachten, ein Billet, welches Bonnemain zu sehen verlangt, ohne es jedoch zu erhalten, wodurch mehrere sehr sonderbare Auftritte veranlaßt werden. Endlich erklärt sich Alles. Der Fremde war niemand anders, als der Liebhaber Estelle's, lange Zeit von Paris abwesend, vermimmt er, daß sie sich verheirathen will. In größter Hast eilt er dahin, und da er glaubt zu spät gekommen zu sein, so sagt er ihr in wenigen Zeilen Lebewohl.

Dies ganze Gemälde ist sehr reizend, voller treffenden und überraschenden Einzelnheiten und von bewundernswürdiger Feinheit und Grazie. Alles darin ist neu und lebendig, die Gesänge sind geistreich und der Dialog von Anfang bis zu Ende voll feiner Bemerkungen und Ausfälle, die zugleich das Lachen und Nachdenken erregen, und die Einbildungskraft eben so wohl als das Herz aufs Angenehmste beschäftigen.

Das Theater von Genf, eines der Ärmsten auf der Erde, weil es gleichsam nur von den Almosen lebt, die gute Schauspieler ihm im Vorbeigehen machen wollen, und das für die gewöhnliche Claqueredsche Truppe ein wahrhaftes Spital ist, worin sie beständig zwischen Leben und Tod sich befindet, hat letzthin seine traurige Meipomene, statt auf einen Pegasus, auf eine Rosinante gesetzt, und ein wenig in Trab zu bringen gesucht, was denn auch leidlich genug gelungen ist. Man weiß überhaupt, daß das panem et circenses der Römer auf die Genfer nicht anwendbar gemacht werden kann; denn der Besuch des Schauspiels kostet hier zu Lande Geld, was man wohl einzunehmen, aber nicht auszugeben liebt. — In Begleitung der Demoiselle Leontine Fay, vom Theater der Frau Herzogin von Berry zu Paris, war die Claqueredsche Truppe aus Bern, wo sie eine Zeit lang ihre Vorstellungen gegeben hatte, wieder zu uns zurückgekehrt. Diese sunge Schauspielerin, die sich in den Kinderrollen einen großen Ruf erworben hat, spielte mit vieler Lebhaftigkeit und Natürlichkeit. Am meisten zeichnete sie in der „kindischen Ehe (le mariage enfantin)“, im „alten Junggesellen und dem kleinen Mädchen (le vieux garçon et la petite fille)“, im „Alexis, oder der Irrthum eines guten Vaters (Alexis, ou l'erreur d'un bon père)“, in „Paul und Virginia“ und in andern längst bekannten Stücken aus. Bemerkt zu werden verdient es jedoch, daß sie viel besser in den Knaben- als in den Mädchenrollen sich zeigt, was vorzüglich davon herrührt, daß sie für die letztern nicht mehr jugendlich genug ist. Ihre Stimme ist sehr geschmeidig und ausgebreitet, obschon sie hin und wieder falsche Laute ausstößt, die das Ohr unangenehm genug treffen.

Digitized by Google

Kunst.

Fortsetzung der Uebersicht der Gemälde-Gallerie des Herrn Grafen von Bentzel-Sternau.

Martin Schön. Die Legende von der Veronika und dem Schweißtuch. Zahlreiche Gruppe. Ganze Figuren. Auf Holz. 10 Zoll hoch und 6 Zoll breit. — Die Erzeugnisse der Künstler der alten deutschen Schule haben alle etwas Karakteristisches, das man einige Zeit lang schön genannt hat, das aber höchstens nur originell ist. Ihre sonderbare Komposition, weit entfernt durch eine korrekte Zeichnung herausgehoben zu werden, war allein nur auf den Effekt berechnet, der eben nicht der angenehmste war. Das einzige Bemerkenswerthe daran war hin und wieder das Kolorit, dem es selten an Wärme und lebendigem Ton gebrach. Schön überließ sein Talent leider auch den Irrungen dieser Schule; aber eine geniale Perspektive ordnet einer meisterhaften Gruppirung zeichnet dennoch seine Gemälde vortheilhaft aus. Auf dem gegenwärtigen ist das Haupt des sein Kreuz tragenden Erlösers, und die Geschichte des Johannes und einiger im Geschmacke des vierzehnten Jahrhunderts gekleideter Kriegsknechte, ausdrucksvoll; da hingegen alle übrigen Figuren, vorzüglich der Henker, der den Heiland an einem Streiche zieht, ein Knabe, der umrem Kreuze hervorschaut, und die heilige Veronika mit dem Schweißtuche, wahrhafte Karrikaturen sind.

Albano. Eine Gruppe badender Kinder. Ganze Figuren. Auf Holz. 7 Zoll 5 Linien hoch und 1 Fuß breit. — Sieben kleine Knaben baden sich in einer Bucht, die von einer hübschen Landschaft auf beiden Seiten umgeben wird, und in der Ferne das offene Meer zeigt. Zwei dieser niedlichen Kleinen stehen rechts im Vordergrunde dis über den Gürtel im Wasser und unterhalten sich von einem Dritten, der eben vom Rande des Kahns herab sich in die Fluten stürzen will. Der Ausdruck in diesen Gesichtern ist getreue Nachahmung der Natur. Ein Vierter schwimmt dem Schiffstein zu, ein Fünfter plätschert in der Mitte herum und zwei Andere befinden sich im Hintergrunde. Einer von diesen Letztern sucht, auf Blasen schwimmend, das jenseitige Ufer zu erreichen. — Die Einfalt und Offenherzigkeit der treu nachgeahmten Kindheit macht dies Bild sehr anziehend. Kunstreich verstanden und meisterhaft ausgeführt ist die ganze Szene. Klar und durchsichtig ist das Wasser, rein und licht das Blau des Himmels. Das glänzende Kolorit dieses kleinen Meisterstücks kömt uns, neben der korrekten, kräftigen Zeichnung und der Genialität der Komposition, den talentvollen Künstler erkennen, dem die italienische Schule ihre reizendsten Kindergruppen verdankt.

Leonardo da Vinci. Herodias, das Haupt Johannes des Täufers empfangend. Gruppe von drei Personen. Halbe Figuren. Von Holz auf Leinwand transportirt. 1 Fuß 3 Zoll hoch und 2 Fuß 1 Zoll breit. — Herodias, das Haupt des Johannes in einem silbernen Becken empfangend, ist ein Muster von Schönheit und Grazie. Das Antlitz ein wenig rechts seitwärts gewendet, sei es nun aus innerlichem Schauder, oder natürlichem Leichtsinn, hält sie mit der Linken das Gefäß, und naht die schöne Rechte demselben, wie um es zu unterstützen. Ihr Gesicht, das reizendste Oval, wird durch die Gluth der Augen, durch den Amorabauch des jugendlichen Alters auf den sanft gerundetem Wangen, durch den Purpur der leise geöffneten Lippen und durch das zarteste Kinn unnachahmlich schön und ausdrucksvoll. Die feste hochgewölbte Stirn wird durch die zierlichen Zirchten des Goldhaares umgeben. Des Täufers Haupt, an den dunkelbraunen Haaren von des Henkers Faust schwebend gehalten, wird von dem Becken genähert. Dem kräftig gezeichneten, männlich-ehrn Denker- und Duldergesichte ist die feste Ueberzeugung an die hohe Stirn geschrieben, für welche Johannes Liebe und Tod. Die Ruhe eines reinen Gewissens schwebt auf diesem Gesichte, in dem keine Verzerrung, keine Spur der entsetzlichen That zu sehen ist. Nur wenige in dies Becken niederströmende Blutstropfen deuten die letztere an. Obgleich Nebenfiguren, sind die Köpfe der Alten, der Herodias rechts zur Seite, und des Henkers links, mit nicht minderer Sorgfalt behandelt worden. Vorzüglich im Gesichte des letztern hat der große Meister eine reiche Kenntniß der Natur und des Menschen bewerkunde. Gesammte Züge, mehr gedrängte als breite Muskeln, scharf vortragende Stirnknochen, eine zusammengezwängte Nase, wild und brisk lodernde Augen; zwei wahrhaft moralische Auto-da-Fe, eine gemeine Nase, ein fetzichender Mund und ein wulstgemeines Kinn, drücken diesem Geschicke den Stempel des Fanatismus und der Verworfenheit auf. Dieser Kopf kann allein dem der scharfsichtigen Nemida den Triumph des Bildes streitig machen. Das Kolorit ist reich und glühend, und die Farbenwahl, so wie der Schattenschlag, meisterhaft. An der Einfassung des Gewandes der Herodias steht der Name des Meisters, nebst der Jahrzahl 1494.

— Die Chinesen haben eine ganz besondere Methode, den Fischlaich auszubrüten. Sie sammeln nämlich am Ufer und auf der Oberfläche des Wassers alle jene gallertartigen Massen, welche den Laich enthalten. Sie nehmen solchen reichen Hühnereier, blasen das Weiße und Gelbe heraus, füllen die Schale mit Laich an, und verklittern die Löcher mit vieler Geschicklichkeit. Sodann legen sie diese Eier einem brütenden Vogel unter. Nach einigen Tagen ziehen sie dieselben wieder hervor und zerschlagen sie in von der Sonnenlicht gewärmtem Wasser. Der Laich entwickelt sich in demselben Augenblicke, und man versetzt alsbald die kleinen Fischlein in reiches Wasser, bis sie groß genug sind, um in den andern Fischen in die Teiche oder Behälter geworfen werden zu können. Der Verkauf dieses Fischlaichs bildet eine Art von Handelszweig.

— Auf den Besitzungen eines gewissen Sager in Virginien hat man eine weiße Eiche umarbauen, deren Stamm 14½ Fuß im Umfang hatte. Nahe dabei befindet sich ein Sassafras, dessen Umfang 13 Fuß mißt, und ein süßer Gummibaum (sweet gum), der 17 Fuß im Umfang hat und auf einer Höhe von 25 Fuß noch von dreifacher Stärke ist. Ein gelber Pappelbaum mißt 6 Fuß über der Erde 27 Fuß im Umfange, und 30 Fuß höher noch 15 Fuß in der Umspannung.

Berichtigung.

In No. 16, Titelseite, erste Spalte ist zu lesen: Sumatra, statt Surinam.

— — S. 272, zweite Sp., Z. 9 v. u.: akeuthischen, statt akoathischen.

Digitized by Google

Literarische Anzeigen.

Es ist noch ein kleiner Vorrath von dem geographischen Handlexikon der Schweiz, herausgegeben von Hr. Pfarrer Luh, in zwei Bänden nebst Nachträgen, vorhanden, wovon das Exemplar à 3 fl. oder 4½ Batzen erlassen wird; in allen Buchhandlungen der Schweiz sind noch Exemplare um diesen wohlfeilen Preis zu haben, und wer mehrere Exemplare zusammen nimmt, erhält solche bei dem Verleger H. R. Sauerländer in Aarau um einen billigen Nettopreis, nämlich à 40 Batzen das Exemplar. Allen Reisenden, welche die Schweiz besuchen, ist dieses reichhaltige Handlexikon nebst beigefügtem vollständigen Wegweiser durch die ganze Eidsgenossenschaft besonders empfehlenswerth; auch diente es vielen Reisenden durch die Schweiz schon zur ausführlichern Belehrung, und zum Nutzen und Vergnügen.

Eine zweite vermehrte Ausgabe von diesem Werke wird erst im Laufe des künftigen Jahres erscheinen, da nichts dabei übereilt werden soll, um den höchst möglichsten Grad von Vollständigkeit zu erreichen. Der Herr Herausgeber hat schon seit drei Jahren einen unermüdbaren Fleiß darauf verwendet, um alles Mangelhafte nachzutragen und zu ergänzen, und es ist ihm bereits auch gelungen, durch die thätige Mitwirkung sachkundiger Vaterlandsfreunde aus allen Gegenden der Schweiz ungemein reichhaltige Beiträge zu erhalten, so daß das Manuscript der neuen Auflage schon größtentheils neu umgearbeitet und durch mehrere Tausend Zusätze und Verbesserungen berechert geworden. Allein um es ganz zu vollenden, und zu einem durchaus vollständigen geographisch-statistischen Werk der gesammten Eidsgenossenschaft zu erheben, wie unsere Schweizer-Literatur bis jetzt noch keines aufzuweisen hat, wurde es für nöthig erachtet, auf die sorgfältigste Revision des Manuscriptes der zweiten Auflage noch längere Zeit zu verwenden, und nichts zu unterlassen, um das vorgesteckte Ziel einer alles umfassenden Vollständigkeit zu erreichen. — Daher erachtet hiermit auch noch die freundliche Bitte an alle Vaterlandsfreunde, welche noch einzelne Notizen, Berichtigungen und Zusätze zu machen veranlaßt werden, solche gefälligst im Laufe dieses Sommers noch, entweder an den Herausgeber, Herrn Pfarrer Luh in Läufelfingen, Kanton Basel, oder an den Verleger, H. R. Sauerländer in Aarau, mit möglichster Beförderung einzusenden, wofür man dankbarlichst verpflichtet sein wird.

Neue Verlags-Artikel von W. Wallis in Konstanz, welche zur Oster-Messe 1825 wirklich erschienen und bereits in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Friedrich, J. P., immerwährender gemeinnütziger Witterungskalender. Dritte verb. und verm. Auflage. 8. gebunden. 9 Gr. oder 36 kr.

Renning, Dr. St. R., Leitfaden der Naturgeschichte, zum Gebrauch beim Vortrage auf Mittelschulen. Zwei Bände, mit vielen Tabellen. 8. 1 Thlr. 10 Gr. 2 fl. 12 kr.

Walchner, K., Geschichte der Stadt Pfullendorf vom Jahr 916 bis 1811. Mit Urkunden. 8. 20 Gr. oder 1 fl. 20 kr.

Wessenberg, J. H. v., die Bergpredigt unsers Herrn und Erlösers. Vierte verbesserte Auflage. Mit Vignette und Musik. 8. gebunden mit Goldschnitt. 9 Gr. oder 36 kr.

— — über den sittlichen Einfluß der Schaubühne. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 12 Gr. oder 48 kr.

Für Lektürenfreunde, Lesegesellschaften

und für Alle, welche Lust haben, eine Privat- oder Leih-Bibliothek von besonders interessanten Romanen und andern Unterhaltungsbüchern, auch Jugendschriften ꝛc., für sehr wohlfeile Preise anschaffen, oder eine solche vermehren zu wollen ꝛc., sind neue Kataloge gratis zu haben bei

J. Holdenecker in Basel.

Auch ist daselbst, so wie durch alle Buchh. und Buchbinder ꝛc. broch. à 2 Bzp. zu haben: Die drei Müllerstöchter unter den Räubern. Eine schauerliche Geschichte.

Im Verlage der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße No. 11) verliessen so eben nachstehende zwei empfehlungswürdige Werke die Presse:

Johannes oder der Vatersegen. Jünglingen gebildeter Stände gewidmet von A. H. Petiscus, Professor. Verfasser des Andachtsbuches: „Gott mit dir!“ 471 Seiten in 8. Englisch Velindruckpapier. Sauber geheftet. 1 Thlr. 12 Gr.

Cäcilie oder der Muttersegen. Töchtern gebildeter Stände gewidmet. Von demselben Verfasser. 440 Seiten in 8. Engl. Velindruckpap. Sauber geheftet. 1 Thlr. 12 Gr.

Vatersegen — Muttersegen! welcher Sinn bliebe kalt, welches Herz gefühllos bei der adeliigten Bedeutung dieser Worte! Was können Jünglinge und Jungfrauen sich Köstlicheres verdienen, Schöneres erstreben, als Vatersegen, Muttersegen!

Hier wird zu ihrer Unterhaltung und Belehrung, Erweckung und Veredelung eine gemüthvolle Gabe dargeboten. Mögen sie lesen, prüfen und wohl bewahren, was der redliche Wunsch: ihnen nützlich zu sein, in diesen Blättern erfahrungs- und liebreich für sie niederlegte.

Jünglinge, welche diesem Johannes, Jungfrauen, welche dieser Cäcilie gleichen, werden dereinst gleich würdig sein, Vater- und Muttersegen zu empfangen, als zu ertheilen.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 21. Zweiter Jahrgang 1825. 25. Mai.

Reise durch Irland im Jahr 1818. *)

Belfast ist die Hauptstadt von Nord-Irland, wie Cork der vorzüglichste Ort im Süden ist. Sie hat einen ansehnlichen, täglich wachsenden Handel mit Amerika, und ihre Bevölkerung scheint seit zwanzig Jahren sich verdoppelt zu haben. Ueberall bemerkt man unverkennbare Zeichen des Wohlstandes; neue Straßen erheben sich, und Square's oder begrünte Plätze werden, wie zu London, überall angelegt. Der Glanz dieser Stadt muß jedoch allein den Schottländern zugeschrieben werden, die den größten Theil ihrer Bevölkerung bilden, und die sich des ganzen nördlichen Theils von Irland bemächtigt zu haben scheinen. Seit einigen Jahren sind mehrere Presbyterien und ein Kollegium errichtet worden, das gewiß gute Resultate erzielen wird, weil man hier nicht die alten Vorurtheile zu befürchten hat, die auf den Universitäten zu Oxford, Cambridge und Dublin noch die meisten Unterrichtszweige lähmen. Die Umgebungen von Belfast, längs der Bucht von Carrickfergus, bieten ein wirklich bezauberndes Schauspiel dar. Der Morgen war entzückend, an dem wir die Bucht betraten. Das Meer war spiegelglatt, und unser Schiff durchschnitt mit ruhiger Majestät die Fluth. Nicht der mindeste Luftzug, nicht ein leichtes Wölkchen am Horizonte, um den erstehenden Sonnenglanz zu umschleiern. Die Sunnfische umschwammen uns von allen Seiten, die gedrängten Züge der Häringe rückten mit Ordnung heran, und die fliegenden Fische sprangen über die Oberfläche, glänzend wie Silber, empor. Vor uns breiteten sich die grünen und bebauten Gestade der Grafschaft Down aus, mit den Städten Bangor, Carrickfergus und Belfast, nebst zahlreichen Dörfern und Landhäusern geschmückt, und in der Ferne von den Bergen von Antrim begränzt.

Es war eben Sonntag, und die zahlreich im Hafen versammelten Einwohner empfingen uns wohlwollend mit Hand und Mund. Unser erster Besuch gehörte den Mauthbeamten; denn obgleich England, Schottland und Irland vereinigt sind, so sind doch die Häfen nicht frei, und es gibt verbotene Artikel von einem dieser Länder zum andern. Sodann besahen wir die Stadt, die im Winter das Stelldichein der guten Gesellschaft in den nördlichen Provinzen ist. Ehemals war die Musik sehr beliebt; aber seit langer Zeit scheint die Ossian'sche Harfe verbannt zu sein, und man vernimmt nur noch das Gekreisch des Dudelsacks, statt des frühern Nationalgesanges Oirpeau. Selbst der berühmte Erin-go-Brach, der Kuhreihen der Irländer, hat seine Herrschaft verloren, obgleich Alles in dieser einfachen und harmonischen Musik so recht populär zu machen im Stande sein sollte. Thomas Moore, der irländische Anakreon, hat auf mehrere alte Melodien Verse gedichtet, die mit der Musik

*) In einem Augenblicke, wo die Berathungen des englischen Parlaments, „über die Emanzipation der Katholiken," die Blicke von ganz Europa gegen Irland richten, kann es unsern Lesern angenehm sein, die Beschreibung einer neuern Reise durch dies Land zu lesen, das in vielfacher Hinsicht so äußerst merkwürdig und dennoch so wenig bekannt ist.

Digitized by Google

in vollkommener Uebereinſtimmung ſtehen. Die Volkslieder Lan-golee, Erin-go-Brach, Plai-Rakah-na-Rurk, Ellen-a-Roon, Kindu-Deelas, Molly-a-Stoar, Tiarna-Munjo, u. ſ. w. ſind von ihm erneuert worden. Man kann eines gewiſſen melancholiſchen Gefühls, bei Anhörung derſelben, ſich nicht erwehren. Die gefangenen Hebräer, die ihre Leiern an den Weiden des Baches aufhingen, der von den Mauren aus der Pracht ihres Vaterlandes vertriebenen Spanier mochten in ähnlichen Melodien ſingen.

Zu Belfaſt befinden ſich, unſerer obigen Aeuſſerung unbeſchadet, mehrere gute Muſikmeiſter und mehrere Profeſſoren der Künſte und Wiſſenſchaften. Die Erziehung in den wohlhabenden Klaſſen iſt ſorgfältig, und wird durch die Gründung des Kollegiums unterſtützt. Seit ungefähr vierzig Jahren befindet ſich daſelbſt auch eine Schule des gegenſeitigen Unterrichts. Man kann die Stadt nicht beſuchen, ohne verſucht zu werden, alle natürlichen Schönheiten der Küſte von Antrim kennen zu lernen, die nur ſo wenig bekannt iſt. Die beſte Art, ſie zu beſuchen, iſt, die Grafſchaft in der Mitte zu durchſchneiden, längs dem Lough-Neagh nach Coleraine zu gehen, und von dort hart am Ufer wieder zurückzukehren.

Auf der erſten Wegſtunde ſieht man ein ſehr abwechſelndes und reiches Land. Längs der Bucht von Carrickfergus, und ſelbſt bis nach Antrim, reihen ſich die den Kaufleuten von Belfaſt gehörigen Landhäuſer dicht aneinander; aber zu Antrim verändert ſich die Szene ganz. Dieſe Stadt, der Hauptort der Grafſchaft, liegt am Ufer des Lough-Neagh, eines Sees, der acht Stunden lang und vier Stunden breit iſt. Acht Flüſſe ergieſſen ſich darein, und einer, der Bann, entſtrömt ihm, und mündet, nach mehrern hübſchen Fällen, in das Meer zu Coleraine aus. Seine Gewäſſer ſollen die doppelte Eigenſchaft haben, Geſchwüre zu heilen und allerlei Gegenſtände leicht zu verſteinern. Der See iſt gleichfalls durch eine wunderbare Eigenheit berühmt. Man behauptet nämlich, daß man bei Sonnenuntergang die Schlöſſer in ihm ſieht, die vor Zeiten ſeine Ufer umgaben. Dieſer Volksaberglaube hat dem Hebel der Irländer (Th. Moore) die Veranlaſſung zu einem ſeiner lieblichſten Gedichte gegeben.

On Lough-Neagh's bank, as the fisherman strays
When the clear cold eve's declining
He sees the round towers of other days,
In the wave beneath him shining,
Thus shall Memory often, in dreams sublime,
Catch a glimpse of the days that are over,
Thus, sighing, look through the waves of Time
For the long faded glories they cover. *)

*) Wenn der Tag ſinkt und fühler wird, bemerkt der Fiſcher, der am Ufer des Lough-Neagh umherirrt, unter ſeinen Füſſen, durch die Silberfluth der Wogen, die runden Thürme der vergangenen Tage. Alſo erhaſcht, in ſeinen erhabenen Träumen, das Gedächtniß einen flüchtigen Schimmer der Tage, die nicht mehr ſind, und ſucht ſeufzend, durch die Wellen der Zeit, den verliſchten Ruhm wiederzufinden, den ſie bedecken.

Vor einigen Jahren erſt ging das Schloß des Lord O'Neill, der letzte Schmuck dieſer öden Geſtade, in Flammen auf, und jetzt ſieht man nur Armuth ringsum. Die Stadt Antrim ſelbſt hat nicht ein erträgliches Haus. Alles iſt aus Koth und Stroh erbaut, und mehr einem ſibiriſchen Dorfe, als einer Stadt, ähnlich. Jenſeits dieſes Orts hat man überall denſelben Anblick. Die Hütten haben keine Fenſter und keinen Rauchfang, das Dach iſt niedrig und mit ſchweren Steinen belaſtet. In ſeiner Mitte befindet ſich ein Loch, durch welches der Rauch zieht, das durch ein ſchräges Bret halb verdeckt wird und den Regen verhindert, das Feuer auszulöſchen, das auf dem niedrigen Herde, mitten in dieſer armſeligen Wohnung, brennt. Das Feuer wird mit Torf genährt, und der dicke Rauch, der davon aufſteigt, findet bei beſtigem Regen, wo die Dachklappe verſchloſſen wird, nur durch die Thür einen Ausgang. Dicht an der Hütte befindet ſich ein kleines Stück Land, das mit Kartoffeln bebaut wird. Dieſe und ein wenig Milch ſind die einzige Nahrung der ſieben Achttheile der Bevölkerung Irlands. Das wenige Geld, das die Frau mit Spinnen und der Mann mit Graben erwirbt, wird zum Ankauf von Wiskey (Branntwein) verwendet. Die Kleidung iſt grob und ſtark, und vererbt ſich von dem Vater auf den Sohn. Schuhe und Strümpfe ſind unbekannte Dinge. Die wohlhabenden Pachter haben jedoch, in den letzten Zeiten, den Luxus ſo weit getrieben, ſehr ſchwerfällige Schuhe, Brogen genannt, zu tragen, die ſie, zugleich der Zierlichkeit und Bequemlichkeit wegen, mit Stroh ausſtopfen. Neben dem magern Gaul, der das Feld beackern ſoll, wird ein Menſch eingeſpannt, den die Peitſche des Lenkers ſo oft als ſeinen vierbeinigten Kameraden trift.

Von Antrim bis Ballymena durchſchneidet die Straße einen feuchten Boden, den die Irländer Bogs nennen. Dieſe letzte Stadt iſt auf dieſelbe Weiſe, wie die erſte, erbaut, aber von geſunden, kräftigen Menſchen bewohnt, deren lebendige, frohe Geſichter einen ſonderbaren Kontraſt mit dem Elende ihrer Wohnungen und ihrer Bekleidung machen. Man möchte in der That vermuthen, daß der Irländer ſein Kleid und ſein Haus als eine ganz unnütze und überflüſſige Sache betrachtet. Er hat eine Genugthuung in ſeiner Seele, die ihn über Alles erhebt. Aus ſeinen Zügen leuchtet

Digitized by Google

eine ansteckende Zufriedenheit, und wenn er nicht zu oft durch eine äussere Tirannei niedergebeugt würde, so müßte er, ungeachtet seiner Armuth, der glücklichste Mensch auf der ganzen Erde sein.

Neben Ballymena befindet sich eine mährische Brüdergemeinde. Das Dorf, welches sie bewohnen, heißt Grace-Hill, und enthält ungefähr vierhundert Personen von beiden Geschlechtern. Es hat vier Straßen und ist mit vielem Geschmack erbaut. Die hübsche Kirche befindet sich im Mittelpunkt. Jedes Haus hat einen Garten, und die große Menge Blumen, womit sie angefüllt sind, und die auf der Vorderseite ausgestellt werden, so wie die Palisaden, mit denen das Ganze umgeben ist, machen diese Wohnungen sehr reizend. Ueberall herrscht die größte Ordnung und Ruhe. Die Knaben müssen, ohne Unterschied, ein Handwerk lernen, und die Mädchen klöppeln Spitzen, oder arbeiten mit der Nadel. Daher kommt es, daß man einen gewissen Wohlstand hier erblickt, der in Irland nur zu selten ist.

Der Bann, welcher dem Neaghsee entströmt und bei Colareine sich ins Meer ergießt, konnte, seiner Tiefe wegen, für die Schiffahrt sehr nützlich werden, wenn man einige Felsen wegschaffen wollte, die seinen Lauf hemmen, und sonst einen sehr hübschen Effekt machen. Mehrere andere Flüsse sind gleichfalls von Felsabsätzen unterbrochen, über welche sich die Fluthen mit Gewalt hinabstürzen und schöne Fälle bilden, wie z. B. der Sbannon, in West-Irland, und die Clyde, in der Grafschaft Lanark in Schottland. In Irland gibt man diesen Fällen den Namen Salmonleap, Salmensprung, wegen der ungeheuern Menge Salmen, die zur Laichzeit dem Strome entgegenschwimmen, um ihre Eier in Sicherheit zu legen. Der Fischfang ist sehr bedeutend und wird mit Hunden getrieben, die sich ins Wasser stürzen, und die Salme nöthigen, zurückzuschwimmen, wo sie in die aufgestellten Netze gerathen.

Wenn man in seiner Jugend die tausend und eine Nacht lieset, so bringen jene ausserordentlichen Begebenheiten, jene feindseligen Geister, jene Schlösser und Höhlen am Ufer des Meeres, einen besondern Eindruck auf die Einbildungskraft hervor, den die Zeit nicht ganz zu verlöschen vermag. Alle diese Eindrücke erneuern sich beim Anblick dieser prachtvollen Küste, und man hält die Schöpfung der Riesen und Feen nicht mehr für unmöglich. Der erste Gegenstand, der sich den Blicken darstellt, ist das Schloß Dunluce, das ein böser Geist, Namens Mave Roe, bewohnt, der es allnächtlich ausfegt. Schon von ferne sieht man diese ungeheuern Ruinen, welche die Zeit geschwärzt hat, und die einer vom Feuer des Himmels zerstörten Stadt nicht unähnlich sind. Gras drängt sich überall aus den Spalten hervor, und nur der Basaltstein allein, aus welchem die Mauern aufgeführt sind, ist nicht mit Moos oder Epheu bedeckt. Je näher man kommt, je größer und majestätischer wird der Anblick. Auf der Spitze eines Felsen stehend, der steil gegen die Fluth abgerissen ist, weiß der Blick nicht, ob er in der schwindelnden Tiefe sich verlieren, oder zu den Riesenmauern, die sich vor ihm auftürmen, emporstreben soll. Ueber eine halbverfallene Mauer gelangt man in das Innere des Schlosses, wo man aus den vielen Fenstern eine prachtvolle Aussicht hat. Zu den Füßen brüllt das Meer und stößt mit Gewalt gegen die Felsen. Seitwärts dämmert der Foylesee und das weiße Gestade von Domgal auf. Nahe dabei glänzt der Leuchtthurm von Ennisrabul. Ganz im Norden dehnt sich der unermeßliche Ocean aus. Gegen Nordost schimmern die schottischen Inseln, und man kann so zu sagen mit den Augen der Felskette folgen, die sich unter den Fluthen hinweg zieht, um die beiden Paläste Ossians, Staffa und die Küste von Antrim zu verbinden.

Auf dem Hinabwege rechts, betritt man eine kleine Bucht, zweihundert Fuß unterhalb dem Schlosse, die Ossian in seinen Gesängen Selmas beschrieben hat. Man erblickt diese schäumenden Wellen, die die Felsenmauern zu übersteigen und umzustürzen drohen. Die Irländer nennen Ossian ihren Landsmann, und wollen es nicht zugestehen, daß er ein Schottländer sei. Sie beweisen, daß die von diesem Barden besungenen Orte in der That die nördlichen Küsten sind. So viel scheint gewiß zu sein, daß die dem Sohne Fingals zugeschriebenen Balladen zugleich auf den Bergen der beiden Königreiche gesungen wurden.

Immer dem Ufer folgend, gelangt man zu dem kleinen Dorfe Bushmills. Wenn das Meer ruhig ist, ein Fall, der jedoch nur äusserst selten statt findet, so ist es rathsam, einen Nachen zu nehmen, um die Ansicht der Küste um so besser zu genießen. Zwei Menschen führen die leichte Barke, die kaum groß genug scheint, um sie tragen zu können, und in welche das Wasser oft von allen Seiten eindringt. Aber das bekümmert die unerschrockenen Schiffer nicht. Ist der Kahn zu leicht, so belasten sie ihn noch mit einem großen Steine, wird er zu schwer, so werfen sie ihn ins Meer, füllt er sich mit Wasser an, so zieht einer von ihnen seinen Schuh aus, und bedient sich desselben wie einer Schaufel, um das Schifflein wieder flott zu machen. Der merkwürdigste Punkt, den man besuchen kann, ist die Dunkerrshöhle, die nur von der Meerseite zugänglich ist. Ihre schwarzen, gewölbten Mauern sind mit Meerpflanzen überdeckt. Der Eingang ist wirklich erschrecklich, und die Schiffer müssen sehr geübt sein, um nicht von den Wellen gegen die

Digitized by Google

Felsen geschleudert zu werden, und Schiffbruch zu leiden. Man kann ziemlich weit darin vordringen; aber in einiger Entfernung treten die Felsen so dicht zusammen, daß man im Nachen nicht weiter gelangen kann, obgleich man die Wellen noch weit in den Hintergrund rollen hört.

Eine andere Höhle, Port-Coon genannt, ist gleichfalls sehr merkwürdig. Während der Ebbe kann man durch eine Felsspalte zu ihr gelangen. Sie ist 350 Fuß tief und 30 Fuß breit. Ihr ganzes Innere war mit weißem Schaum überdeckt und mit einem flüssigen, weißlichen Nebel angefüllt. Ein wunderbares Echo macht diese Höhle noch imposanter, und der Blick durch die schmale Oeffnung, wie durch eine Perspektivröhre, auf die dunkelblaue Fluth, die hin und wieder von einigen Fischernachen belebt wird, gibt diesem unterirdischen Aufenthalte einen unbeschreiblichen Reiz. Man hat den Echos dieser Höhlen eine Sprache geliehen, und manches Mährchen, bei dessen Anhörung der Kühnste erzittert, macht an den langen Winterabenden die Wonne und Unterhaltung der Irländer.

Von Port-Coon folgt man unausgesetzt dem Gestade, um auf die „Riesenstraße" zu gelangen; denn Alles, was nur irgend außerordentlich ist, wird hier den Riesen zugeschrieben. Dieser Glaube ist ein Zeichen des langen Aufenthalts der Dänen in dieser Insel. Die keltischen Völker hatten keinen Begriff davon, und nur die Dänen und die Skandinavier haben Europa damit angesteckt. Der Eingang der Riesenstraße gehörte einem Manne, der sich eine kleine Abgabe von den Besuchern bezahlen ließ; aber die Eigenthümer in der Nachbarschaft wurden über dies Verfahren entrüstet, und erbauten einen andern Weg, auf welchem man, ohne das Haus des Zöllners zu berühren, zu der merkwürdigen Stelle gelangen kann. Man sieht zuerst den Riesenbrunnen, eine Quelle sehr klaren und sehr frischen Wassers, die, einige Schritte vom Meere entfernt, aus dem Felsen springt. Gleich dahinter beginnt der Riesenweg. Mehrere Beschreibungen besagen sich darüber aus, und Hamilton hat ein ganzes Werk darüber verfaßt. Aber die beste Darstellung vermag dennoch nur eine sehr unvollkommene Idee von diesem außerordentlichen Naturwunder zu geben. Es würde zu wünschen sein, daß man von dieser Küste, und in einem größern Maaßstabe, ein ähnliches Relief verfertigte, wie der verstorbene General Pfyffer zu Luzern von den Umgebungen des Vierwaldstätterses, und wie der geschickte Ingenieur Müller von Engelberg von mehrern Theilen der Schweiz.

Der vorzüglich unter dem Namen der „Riesenstraße" bekannte Landsteig besteht aus einer Esplanade, die im Grunde eines ausgedehnten Vorgebirges über hundert Fuß weit ins Meer vorspringt. Dieser Damm besteht aus einem Haufen unregelmäßiger, aber doch meistentheils hexagonaler Eckſäulen, die solcher gestalt sich neben einander geschichtet befinden, daß sie, ungeachtet ihrer Unregelmäßigkeit, doch so nahe zusammengedrängt sind, um eine Art von Mosaikboden zu bilden, der in der That nicht sehr eben ist, weil einige Säulen höher aufstreben, als die andern. Jedes Prisma besteht aus mehrern Stücken, von einem Fuß im Durchmesser, die so fest mit einander verbunden sind, daß sie nur Eins auszumachen scheinen, und die oft sonderbar genug ausgezackt sind. Die Komposition der Säulen ist Basalt, mit ein wenig Eisen vermischt. Es ist unmöglich zu bestimmen, bis zu welcher Tiefe diese Prismen in den Ozean vordringen mögen. Man behauptet zwar, daß sie eine lange, unter den Fluthen sich fortsetzende Gallerie bilden, die sich bis zur schottischen Insel Staffa erstreckt; aber man hat nichts Gewisses darüber. Es giebt drei solcher Vorsprünge, von denen die Riesenstraße der bedeutendste ist. Daneben sieht man auf dem Vorgebirge noch andere Säulen in Amphitheaterform, die eine große Regelmäßigkeit darbieten, und die auf der einen Seite einer ungeheuern Orgel gleichen. Es ist unmöglich, sich die ganze Größe dieser Szene zu denken. Man glaubt wirklich einen Riesentempel vor sich zu sehen, und erschrickt über die Schwäche der menschlichen Kräfte, neben diesen Wunderwerken der Natur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach Timbuktu.

Vom Kapitän Jonathan Washington Muggs, Bürger der vereinigten Staaten.

(Beschluß.)

Der Reisende kehrte von da zu dem Stein mit der Inschrift zurück, und zweifelte keineswegs, daß die Stadt, wohin, nach Herodot, die Nasamonen geführt wurden, Timbuktu sei, und er hoffte also, sie nahe bei diesem Denkmale aufzufinden. In dieser Absicht überschiffte er den Fluß in einem Boot von Schikaschoo-Blättern, und den Wendungen des entgegengesetzten Ufers folgend, hatte er das unaussprechliche Vergnügen, nach einem dreitägigen Marsche, von dem Gipfel eines kleinen Hügels, diese berühmte und so lange gesuchte Stadt im Glanze der untergehenden Sonne zu erblicken. Der Kapitän Muggs gesteht, daß derselbe Enthusiasmus, der sich des berühmten Bruce beim Anblicke der Quellen des Nils bemächtigte, auch ihn dermaßen berauschte, daß ihm im ersten Augenblicke die Pracht dieser Hauptstadt zu

Digitized by Google

groß geschienen haben könne, daß er aber, bei beruhigtern Sinnen und nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte daselbst, überzeugt geblieben sei, daß der Anblick von Timbuktu den der schönsten Dörfer der Kaffern und Hottentotten übertreffe. Der Thon, aus dem die Hütten erbaut sind, ist sehr fein, und die Architektur ist beinahe eben so künstlich, als die der Vogelnester. Die Misthaufen, welche sich vor den Thüren befinden, sind nicht nur sauberer, kleiner und weniger stinkend, als die der Hottentotten, sondern die Zivilisation hat auch so bedeutende Fortschritte gemacht, daß in mehrern Häusern, die von dem hohen Adel bewohnt werden, man ein Loch ins Dach gemacht hat, um den Rauch hindurchziehen zu lassen; ein Luxus, der mit Recht als unnütz und verderblich betrachtet wird. Der Palast des Königs, in der Mitte der Stadt, erhebt sich drei Fuß hoch über die andern Häuser (die nur acht Fuß in der Höhe haben), und zwei aus Schädeln zusammengesetzte Pyramiden befinden sich rechts und links am Eingange desselben, der von halbnackten, mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffneten Soldaten bewacht ist.

Am Tage der Ankunft des Reisenden war eben große Rezeption bei Hofe. Er wurde sogleich dem Könige vorgestellt, und hatte Gelegenheit, die gebräuchlichen Hof-Etiketten zu beobachten. Seine Majestät saß auf einem aus Schädeln zusammengesetzten Throne, und ungeachtet der kleinen Gestalt, den verschrobenen Zügen und den entsetzlich schielenden Augen des Monarchen hatte er dennoch eine gewisse Würde in seinem Aeussern, welche seine Souveränität „in jedem Daum seiner Person andeutete." Ein Fetzen rothen Tuchs, das fast eben so fein als Fries war, hing ihm über die Schultern. Er hielt in der rechten Hand, statt des Zepters, eine Krokodillkinnlade, und in der Linken einen Federbüschel, dessen er sich als Fächer bediente. Zwei Personen waren beständig beschäftigt, das geweihte Wollenhaupt des Königs mit Fett und Unschlitt zu beschmieren. Die königliche Garde paradirte auf beiden Seiten des Throns, und jeder Soldat hielt einen Spieß in der Hand, auf dessen Spitze sich ein Menschenschädel befand. Auf ein von einem gekrönten Dichter gegebenes Zeichen warf sich die ganze Versammlung aufs Knie, und sang folgende Ode ab, die eine Huldigung gegen den großen, edeln und legitimen Herrn und Beherrscher, den König Guashiboo, war:

Hoo! tamarama, beuget euch.
Slamarambo-Jog!
Es lebe der Sohn der Sonne!
Es lebe der Bruder des Monds!
In der ganzen Welt gibt es nichts,
Das sich mit Guashiboo vergleichen dürfte.
Er stammt vom großen Babuin, Babuin ab*),
Er stammt vom großen Babuin ab.
Büffelochs der Büffel, Stier der Stiere.
Er setzt sich auf einen Thron, aus den Schädeln seiner Feinde gebildet,
Und er bedarf anderer noch, um Kegel damit zu schieben.
Die unsrigen sind ihm zu Diensten, alle, alle, alle!
Hugaboo-jah! Hugaboo-joo!
Gruß dem königlichen Guashiboo,
Dem Kaiser und Könige von Timbuktu!

Es gebricht uns an Raum, um in noch größere Einzelnheiten über diese merkwürdige Audienz eingehen zu können. Was die Handelsvortheile anbelangt, die man aus einer nähern Verbindung mit diesem Volke ziehen könnte, so würden vorzüglich die europäischen Parfümerien einen großen Absatz finden, wenn man die Eingebornen bereden könnte, unsere Balsame, Aromata, Essenzen und Räucherkätzchen mit ihren gegenwärtigen Schönheits-, Conservations- und Restaurationsmitteln, dem Büffelfett, dem Unschlitt, dem Pech, dem Terpentinöl und dem Kuhmist zu vertauschen, die dort allgemein im Gebrauch sind. Wir beendigen diesen Artikel mit einigen Proben timbuktischer Poesie, die dem Kapitän Muggs von dem gekrönten Poeten mitgetheilt worden sind, und die den ganzen vierten Quartband seines Reisewerks ausfüllen. Der Verfasser versichert, daß die Uebersetzung so wörtlich bewerkstelligt worden ist, als es die Verschiedenheit der Sprachen verstattet. Der Leser wird vielleicht mit uns über die Zartheit der Gefühle erstaunen, welche die nachfolgende Elegie beleben.

Funkee Rumbo, yaya, blubdub mum y funghyz,
To Tambooshie.

Wenn ich stumm und zitternd vor dir stehe,
O, so versage mir nicht das einsamliche Vergnügen,
Deine daumsdicken Lippen zu besingen,
Diese Lippen, die geformt zu sein scheinen, die Kissen eines Kusses zu sein.

Deine abgeflachte Nase verfolgt mich im Schlaf.
Deine großen Naslöcher sind mir die Bogen der Liebe.
Kupido belustigt sich darin, auf dem Waldhorn blasend,
Oder deinem triefenden Auge Pfeile entwendend.

Der Saft des Gooroo malt deine gelben Zähne,
Und die Gedärme das erschlagenen Viehes umspannen dir Arme und Beine.
Der Tabak ist der süßeste Duft deines Athems.
Und das Fett gibt deiner schwarzen Brust einen blendenden Glanz.

*) Ein berühmtes Götzenbild, das sich nahe beim Palaste des Königs befindet.

Digitized by Google

O, warum biſt nicht du mein, Tamboobie! Dürft' ich vermiſchen
Unſchlitt und Ruß, um dein Haupt zu pommadiren
Ich würde alsdann deine Schultern mit dem Staub von Bucku bedecken,
Und auf deinem Antlitze die Schminke des Ruhmiſts verbreiten können.

Ach, wenn die Mütter ihre Brüſte über die Schultern werfen,
Um ihre Kinder auf dem Rücken zu ſäugen;
Seufze ich nach der Glückſeligkeit der Gatten und Väter,
Und meine getäuſchte Hoffnung zerreißt mir das Herz.

Unmaßlicher Gedanke: Tamboobie meine Gattin!
Aber wer bin ich? und ſie, die geboren wurde, um von Königen vergöttert zu werden? . . . . . !!

Ich fühle, daß ich ſie mein langes Lebtag lieben werde;
Aber meine Hoffnung, mein Leben, meine Liebe, ſollen mit-rinander vergeh'n.

Wir geben noch ein anderes Beiſpiel von ihrer „erotiſchen Poeſie", und ſind überzeugt, daß es der Feder eines Shenſtone nicht unwürdig ſein dürfte.

Schneik-boo Dsirika ſchasſchaben.

Ich bin, was meiner Dſirika gefällt;
Und ich will mich gleiten
Im Mondlicht in das Tamarindengebüſch,
Um einen jungen Babuin zu entführen.

Meine Vielgeliebte wird ihm einen Bauer machen,
Und ihn mit Eidechſen und Fröſchen füttern;
Und wenn er ganz wird groß gewachſen ſein,
Dann wird ſie ihn durch die Hunde zerreiſſen laſſen.

Ich will eine gelbe, ſeltne Schlange fangen für ſie,
Die ſie mit Kokosöldüteren ſpeiſen wird.
Ich will einen Kuchen aus Büffelskalbaunen machen,
Und ein Ragout von den Beinen einer großen Schnne.

Ich will ihr, vom Ufer des Nigers,
Die Fiſchaugeln bringen, zum Schmuck ihrer Naſenlöcher,
Und ich will lebendige Würmer an einen Faden reihen,
Um damit ihre Finger und Zehen zu ſchmücken.

Ich unterreichte ſie davon; aber ihr Herz,
Empfindſam, wird über den Würmern weich,
Und ſie ſchlägt mir vor, dieſen Artikel zu wechſeln,
Ehe ſie mein Erdieren gutheißen kann.

Ich ziehe vor, ſagte ſie ſo ſchnell als der Gedanke,
An meinem Daum den Trauring zu ſehen.
Und ich liebte ſie noch mehr, als ich höre,
Wie zart und liebend ihr Geiſtchen für mich ſei.

Ihre lyriſche Dichtkunſt iſt durch eine eben ſo edle als energiſche kriegeriſche Ode oder Pocan bereichert worden, deren Verfaſſer ein gewiſſer Anonymus iſt. Die Rezenſenten, die dort zu Lande eben ſo aufgeklärt und unterrichtet ſind, als anderswo, haben ſie ungemein bewundert, vorzüglich ihres wahrhaften Pindarismus und der kühnen Lebendigkeit ihres Stols wegen. Sie iſt ſehr intereſſant, nicht nur, weil ſie die Kriegsmanier der Eingebornen beſchreibt, ſondern weil ſie auch mehrere Rezepte gibt, die Gefangenen auf die wohlſchmeckendſte und beliebteſte Weiſe zuzubereiten. Wir haben mit unſäglicher Mühe die Ueberſetzung dieſes Meiſterſtücks begonnen, da aber ſeine Schönheiten in einem Auszuge nur unvollkommen gegeben werden könnten, ſo haben wir lieber gänzlich auf die Mittheilung verzichten, als unſern Leſern nur einen unvollſtändigen Begriff davon beibringen wollen. Es mag auſſerdem noch erſtaunlich ſcheinen, daß dieſe Literatur reicher an Epigrammen iſt, als alle uns bisher bekannten. Der Hauptzug ſteht gewöhnlich mit irgend einem Volksſprichworte in Beziehung, und dieſe Sprüchwörter haben eine ſo große Uebereinſtimmung mit den unſrigen, daß, wenn man ſie nur allein wörtlich überſetzte, Niemand glauben würde, daß von timbuktuſchen Perſonen und Gegenſtänden die Rede ſei. Hin und wieder erſcheinen auch einzelne lateiniſche Brocken darin, was für einen Beweis mehr gelten kann, daß Timbuktu die alte, von den Nasamonen entdeckte Stadt ſei, von der noch einige intereſſante Reſte der Römerſprache übriggeblieben ſind. In dieſer Hinſicht hat uns folgendes Epigramm bemerkenswerth geſchienen.

Als Sing-Shoo die von Fett leuchtende Boo-Feer liebend umſchlang,
Am dem Ufer des Nigers, der von Schlangen bedeckt war,
Rief ihr vorübergehenden Geliebter mit verächtlichem Lächeln ihnen zu:
„Optat ephippia bos piger."

Wenn einige unſerer Kleinmeiſter über den Sinn des nachfolgenden Epigramms nachzudenken ſich die Mühe geben wollten, ſo könnten ſie daraus vielleicht einigen Vortheil ziehen.

Bu dripsotee Swilchoo turpen.
Mit ſeinem von Seife ſtinkenden Kopf und ſeinem mit Pech beſchmierten Ratin (Rock),
Mit Ehrer parfümirt, ein Dandy im großen Staat,
Phoopſoa gleicht mehr einem Weibsbild, als einem Manne.
Die Urſach davon iſt klar: gebrannte Kinder ſcheuen das Feuer.

Wir beendigen unſere Auszüge durch einen glänzenden Geiſtesfunken, der, wenn er an den Ufern des Cam oder Iſis aufgeſprüht wäre, allein die Reputation eines Epigrammenmachers hätte begründen können.

Auf Gula, die berühmte Schönheit, die in ihren Ohrläppchen die Kinubackenknochen der geopferten Gefangenen trug.

Avah flatsnutah, tam bu dirah.
Höre auf, ſtolze Schöne! mit dieſer grauſamen Kunſt,
Die lebendigen Helden durch die todten zu erbitzen.
Wir kennen nur zu wohl die Köche, die den Brei verderben:
Alſo, Schuſter, bleib bei deinem Leiſten.

Digitized by Google

Anmerkung des Herausgebers.

Es ſind ſchon mehrere Beſchreibungen über Timbuktu gegeben worden, und man betrachtet nichtsdeſtoweniger dies Land noch immer als unbekannt. Wir mögen den Grad des Vertrauens nicht ſchätzen, den die des Kapitäns Muggs verdient, aber wir bezweifeln ſehr, daß ſie die beſtehende Ungewißheit beendigen könne. Wir geben ſie indeſſen zur Unterhaltung unſerer Leſer, wie ſie iſt, um gegen ſie eben ſo viel Nachſicht als Vernunft auszuüben.

Biographiſche Bruchſtücke.

5. Canning.

Wer hat in den letzten Jahren den Namen Canning nicht nennen gehört? Wer hat das Staatsruder Englands mit ſo geſchickten Händen geführt, wer hat ſeinem äuſſern Syſteme eine von der frühern ſo ganz verſchiedene Richtung angewieſen, wer hat ſeinen Einfluß, ſeine Macht, ſeine Opulenz auf den höchſten Gipfel geſtellt? — Alle dieſe unſchätzbaren Vortheile verdankt das Inſelreich ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, George Canning. Theilen wir eine Ueberſicht von dem Leben dieſes merkwürdigen Mannes mit.

Von einer anſehnlichen irländiſchen Familie abſtammend, hatte ſein Vater ziemlich jung die heimathliche Inſel verlaſſen, um ſich nach England zu begeben, wo er ſich mit einem armen, aber ſehr ſchönen und talentvollen Frauenzimmer verheirathete. Dieſe Verbindung mißfiel ſeiner Familie ſo ſehr, daß ſie ſich weigerte, ſeine Frau anzuerkennen, und ihm ſelbſt nur eine jährliche Penſion von 150 Pfund Sterling ausſetzte. Um ſich eine größere Unabhängigkeit zuzuſichern, widmete er ſich der Jurisprudenz, und zeichnete ſich in dieſem Fache durch ſeine ſtrenge Rechtlichkeit und ſeine Freiheitsliebe aus. Er ſchrieb mehrere Werke, unter welchen ſeine „poetiſchen Verſuche“ den meiſten Beifall gefunden haben. Er war es, der die Verſe gedichtet hatte, als deren Verfaſſer Lord William Ruſſel genannt wurde, der ſie in der Nacht vor ſeiner Hinrichtung niedergeſchrieben haben ſollte. Er ſelbſt ſtarb am 11 April 1771, kurze Zeit nach der Geburt ſeines Sohnes George.

Die Familie des Verſtorbenen nahm nun zwar den verwaiſeten Knaben zu ſich; aber ſie wollte von ſeiner Mutter nichts hören. Von aller Hilfe entblößt, entſchloß ſie ſich zu einer zweiten Heirath, die ſie zur Schauſpielerin machte. Ungeachtet aller ariſtokratiſchen Vorurtheile, die man dem Knaben einzuflößen ſuchte, ungeachtet der Abgeſchiedenheit, in welcher er von ſeiner Mutter lebte, gedachte er doch ihrer oft und hing an ihr mit ganzer Seele. Vom Kollegium aus unterhielt er mit ihr einen lebhaften Briefwechſel und that ſpäterhin Alles für ſie, was ein Kind ſeiner Erzeugerin ſchuldig iſt.

Seine Erziehung wurde einem Oheim übertragen, der ihn nach Eton ſchickte, wo er 1786 einer der älteſten und ausgezeichnetſten Zöglinge war. Um dieſelbe Zeit erſchien ein Wochenblatt, der „Microcosmus“ genannt, das von den Schülern ſelbſt verfaßt wurde und ſich ein Jahr lang erhielt, wonach es, des Herausgebers Griffin Tode wegen, aufhörte. Canning war einer der thätigſten Mitarbeiter, und alle ſeine Beiträge waren mit B. unterzeichnet. Er debütirte ſie ſeinem Lehrer Davis, als ein Zeichen ſeiner Ehrfurcht. Dieſer fand ſich nicht wenig geſchmeichelt und ſuchte ihm ſeine Erkenntlichkeit dadurch zu beweiſen, daß er ihn auf's wärmſte empfahl.

Von Eton verfügte ſich der Jüngling nach Oxford, wo er im Chriſtkollegium aufgenommen wurde. Sein literariſcher Ruf war ihm vorangegangen und vermehrte ſich noch durch mehrere Reden, welche er bei verſchiedenen Gelegenheiten hielt, ſo wie durch einige lateiniſche Abhandlungen, die man wie zu Auguſts Zeiten geſchrieben fand. Seine Vermögensumſtände zwangen ihn jedoch, die Süſſigkeiten des literariſchen Lebens mit einem thätigern Gewerbe zu vertauſchen. Er widmete ſich, wie ſein Vater, dem Rechtsfache, wozu ihm ſeine gründliche Unterrichtung ſehr dienlich war, und wodurch ſich ſein ſchönes Rednertalent entwickeln ſollte.

Die großen Hoffnungen, welche Sir Richard Worsley auf ihn begründete, vermochte ihn im Jahr 1793, ſeine Stelle im engliſchen Parlamente an Canning abzutreten, und er wurde vom Flecken Newport auf der Inſel Wight zum Mitgliede im Hauſe der Gemeinen erwählt. Erſt im folgenden Jahre, 1794, bei Veranlaſſung des Vertrags zwiſchen Großbritannien und dem König von Sardinien, hielt er die erſte merkwürdige Rede, die einen großen Eindruck machte. Seitdem ſprach er in den meiſten wichtigen Verhandlungen, und ſeine Talente, ſo wie ſeine Vorſchläge und Andeutungen, wurden den Miniſtern ſehr nützlich. Er wurde darauf zum Adjoint-Staatsſekretär unter Lord Grenville ernannt, und trat nun als einer der eifrigſten Gegner des Sklavenhandels auf. Beim Sturz der Verwaltung Pitts zog er ſich zurück und wurde erſt 1803 wieder, als Schatzmeiſter der Marine und Mitglied des geheimen Raths, angeſtellt.

Eine Begebenheit, die im Jahr 1809 ſtatt fand, erregte ſehr großes Aufſehen. Lord Caſtlereagh beſchuldigte nämlich Canning, daß dieſer ſeine Entlaſſung nachgeſucht und erhalten, und dennoch den Feldzug von Walchern habe beginnen laſſen, indem

Digitized by Google

er ihm vorgespiegelt habe, als sei er in diesem gefährlichen Unternehmen von seinen Kollegen unterstützt. Er verlangte also Genugthuung und lud ihn zugleich ein, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Obgleich Canning antwortete: daß Alles nur Verleumdung sei, so fand ein Zweikampf dennoch statt, in dem sein Gegner ihm eine Kugel in die Lende schoß. Einige Zeit nachher erschien er beim Lever des Königs und gab die Siegel seines Amtes ab.

Wir stehen jetzt bei einer politischen Handlung Cannings, die ihm in der öffentlichen Meinung vielen Schaden gethan hat, und die selbst seine wärmsten Bewunderer und Freunde nicht ganz rechtfertigen können. Wir wollen von seinem Wiedereintritt in das Ministerium, unter demselben Castlereagh, reden, den er öffentlich der Unfähigkeit beschuldigt hatte, und von dem er nun dennoch die Gesandtschaft zu Lissabon annahm, die eben damals nichts weiter, als eine sehr ergiebige Sinekur war.

Während dem Prozesse der Königin schien er wieder seine ganze frühere Unabhängigkeitsliebe und Charakterstärke gefunden zu haben. Die königliche Gunst hatte nichts Anlockendes für ihn, und er weigerte sich sehr ernst, seine Talente bei dieser Veranlassung geltend zu machen. Im Jahr 1821 verlor er seinen Sohn, einen Jüngling von großen Fähigkeiten und Hoffnungen, auf dessen Tod er eine rührende Elegie gedichtet hat. — Am 16 März 1822 wurde er zum General-Gouverneur von Indien ernannt; aber schon im August desselben Jahres, nach dem Tode Londonderry's (Castlereagh's), wurde er an dessen Stelle berufen, und am 17 September legte er den Eid als Minister-Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten ab. Was er seitdem gethan und welchen Weg er Englands Politik vorgezeichnet hat, das ist weltbekannt.

Canning hatte sich schon früher mit einer Tochter des Generals Scott verheirathet, und diese Verbindung hatte ihn in den Besitz eines großen Vermögens gesetzt. Es ist allgemein bekannt, daß er im Innern seines einfachen, aber sehr anständigen Hauswesens alle Tugenden eines Familienvaters in sich vereinigt. Er ist zugleich guter Gatte, Vater und Gebieter.

Es gibt im Hause der Gemeinen keinen geschicktern Redner, als ihn. Seine Manieren sind voller Adel; aber ohne die geringste Spur aristokratischer Eitelkeit. Seine Haltung, sein Ausdruck, seine Bewegungen, Alles an ihm athmet Sanftmuth und Grazie. Seine schöne Gesichtsbildung, sein lebhafter und durchdringender Blick, die Eleganz seiner ganzen Person, stimmen schon im Voraus zu seinen Gunsten. Seine Stimme ist mehr sanft, als musikalisch, sie ist stark und voll, obgleich manchmal etwas einförmig. Alle seine Reden sind geschmückt, regelmäßig und fest sorgfältig ausgearbeitet. Ungeachtet aller Kunst und der Mühe, die er sich gibt, seine Perioden wohlklingend zu machen, sprüht er doch manchmal gewaltsam eine Wortfluth hervor, die mit der gewöhnlichen Haltung seiner Beredsamkeit einen auffallenden Kontrast bildet und eben deshalb eine außerordentliche Wirkung auf die Zuhörer hervorbringt. Oefter noch überrascht und bezaubert er durch seinen Geist, seine beissenden Ausfälle und durch seine glückliche Wahl der Gedanken und des Ausdrucks. Man will jedoch bemerken, daß ihm eine wesentliche Eigenschaft gebricht, die sein Vorgänger im höchsten Grade besaß, nämlich die Kaltblütigkeit in der Diskussion und die Selbstbeherrschung in seinen Antworten.

Cannings Wahlspruch scheint zu sein: „Suaviter in modo, sed fortiter in re.“ Seine beharrliche Festigkeit läßt ihn selten nur die Höflichkeit aus den Augen verlieren, und diese verirrt sich nie bis zur Lüge. Lord Byron sagte über ihn in der Vorrede zu den letzten Gesängen des Don Juan: „Canning ist fast ein Universalgenie; Redner, Schöngeist, Dichter, Staatsmann, ist er keineswegs dazu geeignet, in Castlereagh's Fußtapfen zu treten. Wenn jemals ein Mann im Stande war, sein Vaterland zu retten, so ist es er. Aber wird er das auch wollen? Ich hoffe es.“

---

6. Peel.

Der englische Minister-Staatssekretär des Innern, Sir Robert Peel, ist der älteste Sohn eines der reichsten Manufaktur-Eigenthümers von Manchester. Dieser begann seine Laufbahn damit, daß er in einer kleinen Manufaktur angestellt wurde, in welcher er sich durch seinen Eifer und seine Geschäftigkeit dergestalt auszeichnete, daß ihm der Vorsteher derselben sein Vertrauen schenkte und ihm einen Antheil bei seinen Unternehmungen zugestand. Nach dem Tode des Eigenthümers übernahm er die oberste Leitung der Anstalt für seine Rechnung. Wie zahlreich auch immerhin die Beispiele in England sein mögen, daß Kaufleute ein sehr bedeutendes Vermögen zu gewinnen im Stande sind, so findet man doch wahrscheinlich kein merkwürdigeres, als das, welches Peel aufgestellt hat. Das Gelingen aller seiner Entwürfe war so außerordentlich, daß er jetzt ein baares Vermögen von mehr denn zwei Millionen Pfund Sterling besitzt, wobei die ungeheuern Vortheile durchaus nicht in Anschlag gebracht werden, welche ihm seine zahlreichen Manufakturen gewähren.

Die Erhebung seines Sohns zum Ministerium des Innern kann nur als eine wohlverdiente Belohnung der Talente desselben betrachtet werden, die ohne

Digitized by Google

Zweifel zu den vorzüglichsten gehören. Indessen steht er, hinsichtlich der Rednergabe, doch unter Canning, Brugham, Mackintosh und Francis Burdet. Immer Herr über sich selbst und der Sache, die er zu behandeln hat, ist er genau und behutsam, wenn er seine politischen Gegner bekämpft, und dieser Besonnenheit ist es allein zuzuschreiben, daß es ihm oft an Schwungkraft zu gebrechen scheint, und daß er oft kalt und einförmig wird.

Er ist nicht älter als fünfunddreißig Jahre und hat sich mit einer Tochter des Generals Floyd verheirathet, die ihm eben keine bedeutende Aussteuer zugebracht hat. Um diesem Umstande abzuhelfen, hat ihm sein Vater ein eigenes bedeutendes Vermögen zugestanden. — Mitten in seiner Größe hat er nicht einen Augenblick den wahren Zielpunkt seines Ministeriums aus dem Gesichte verloren, und die Ueberzeugung, daß er dem Handel allein sein Vermögen und seine Erhebung verdankt, läßt ihn diesen aus allen Kräften begünstigen. Letzthin noch äußerte er sich in einer zahlreichen Gesellschaft darüber folgendermaßen: „Ich bin einer von jenen Menschen, die ihren Wohlstand dem Handel und der Industrie, dieser Seele der menschlichen Gesellschaft, verdanken. Verworfen und unwürdig ist der Geist, der bei Gelegenheit sich weigern möchte, seine Schuld anders, als mit dem Gefühle der wahren Dankbarkeit anzuerkennen.

Verheirathung der Jungfrau von Orleans, fünf Jahre nach ihrem Tode.

Man hat bisher allgemein geglaubt, daß die berühmte Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans zubenannt, im Jahre 1431 öffentlich verbrannt worden sei. Durch nachstehendes authentisches Aktenstück wird jedoch bewiesen, daß sie sich 1436 verheirathet habe, und also nicht fünf Jahre vorher gestorben sein konnte. Der größern Gewährleistung zufolge, setzen wir dasselbe Wort für Wort in der Ursprache her, wie es im Merkur vom Monat November 1683 abgedruckt ist:

„L'an mil quatre cent trente-six, fut maître échevin de Metz, Philippe Marcou; et le vingtième jour de mai, l'an dessus-dit, vint la pucelle Jeanne, qui avait été en France à la Grange-aux-Ormes, près de Saint-Privé, et y fut amenée pour parler à aucuns des sieurs de Metz, et se fesait appeler Claude. Le même jour ses deux frères la vinrent voir. Ils croyaient qu' elle avait été brûlée; mais sitôt qu' ils la virent, ils la reconnurent. Elle les reconnut aussi; et le lundi, vingt-unième jour dudit mois, ils amenèrent leur soeur avec eux à Boquelon; et lui donna le sieur Nicolle, un roussin; le sieur Aubert Boulle, un chaperon; le sieur Grognet, une épée. Et la dite pucelle sauta sur le cheval très-habilement, et dit plusieurs choses audit Nicolle. Comme donc, il entendit bien que c'était elle qui avait été en France, et qu' elle fût reconnue par plusieurs enseignes, pour la pucelle Jeanne de France, qui avait amené sacrer le roi Charles à Reims; plusieurs vinrent dire qu' elle avait été brûlée en Normandie. Ses frères l'amenèrent à Metz, où elle se tint environ trois semaines; et puis partit pour Notre-Dame-d'Alliance, et puis s'en allait en la duché de Luxembourg, et y fut très-grande presse, jusqu' à tant que le fils du comte la Wuenbourg la mena à Cologne. Le père de ce comte aimait très-fort Jeanne. Elle vint ensuite à Erlon; et là « fut fait le mariage de M. de Armoises, chavalier, et de ladite Jeanne, la pucelle"; et puis s'en vint ledit sieur de Armoises avec sa femme la pucelle, demeurer à Metz."

Uebersetzung.

Im Jahre 1436 war Meister Schöppe von Metz, Philipp Marcou; und am zwanzigsten Tage des Mai, vorbemeldeten Jahres, kam die Jungfrau Johanna, die in Frankreich zu Grange-aux-Ormes, nahe bei St. Pierre, gewesen war, in der Absicht, mit mehreren der Herren von Metz zu sprechen, und ließ sich Claude nennen. An demselben Tage kamen ihre beiden Brüder, um sie zu sehen. Sie glaubten, daß sie verbrannt worden sei; aber sobald sie sie erblickten, erkannten sie sie. Sie erkannte sie ebenfalls; und am Montag, den einundzwanzigsten Tag des genannten Monats, nahmen sie ihre Schwester mit sich nach Boquelon; und gab ihr der Herr Nicolle einen kleinen Hengst, der Herr Aubert Boulle einen Hut, der Herr Grognet einen Degen. Und die bemeldete Jungfrau schwang sich sehr behend auf das Pferd, und redete von mehrern Sachen mit dem besagten Nicolle. Er vernahm, daß sie diejenige sei, welche in Frankreich gewesen; sie wurde auch an mehrern Kennzeichen für die Jungfrau Johanna von Frankreich erkannt, welche den König Karl zur Salbung nach Rheims geführt hatte. Mehrere sagten aus, daß sie in der Normandie verbrannt worden sei. Ihre Brüder nahmen sie mit sich nach Maruelle, wo sie sich ungefähr drei Wochen aufhielt; wonach sie nach Notre-Dame-d'Alliance verreisete, und sodann nach dem Herzogthum Luxemburg ging, und dort großes Gedräng verursachte, bis sie der Sohn des Grafen la Wuenbourg (wahrscheinlich: Lauenburg) mit sich nach Köln nahm. Der Vater des Grafen liebte die Johanna über die Maßen. Sie kam darauf nach Erlon, und daselbst „wurde das Ehebündniß des Herrn von Armoises, Ritters, mit der bemeldeten Johanna, der Jungfrau, abgeschlossen"; wonach besagter Herr von Armoises mit seiner Frau, der Jungfrau, nach Metz kam, allwo er seine Wohnung aufschlug. — —

Nach dem vorstehenden Auszuge sollte man über die Katastrophe Johanna's zu Rouen billig einigen

Zweifel haben dürfen. Voltaire wird uns die nothwendige Aufklärung über dieſe Begebenheit mittheilen. Er ſagt in ſeinem „Dictionnaire philosophique“ im Artikel Jeanne d'Arc: „Mehrere Perſonen haben ohne nähere Unterſuchung geglaubt, daß die Jungfrau von Orleans zu Rouen nicht verbrannt worden ſei, obgleich über ihre Hinrichtung die unwiderleglichſten Aktenſtücke vorhanden ſind. Sie ſind durch eine Erzählung getäuſcht worden, welche man von einer Landſtreicherin hat, die den Namen der Jungfrau ſich beilegte, die Brüder Johanna's betrog, und ſich endlich in der Lorraine mit einem Edelmanne, vom Hauſe der Armoiſen, verheirathete. Es gab noch zwei andere Weibsbilder, die ſich für die Jungfrau von Orleans ausgaben. Alle drei behaupteten, daß Johanna nicht verbrannt worden ſei, und daß man ein anderes Frauenzimmer für ſie untergeſchoben habe.“ Es ergibt ſich daraus, daß das oben angeführte Aktenſtück ſehr authentiſch ſein kann, ohne daß die Geſchichte deshalb Unrecht hat. Der Beklagenswertheſte bei allem dem war der geſtrenge Herr von Armoiſes, der die wirkliche Jungfrau heimzuführen vermeinte.

Rückkehr der engliſchen Reiſenden aus dem Innern Afrika's.

Der Major Denham und der Lieutenant Clapperton ſind unlängſt von Bornu zu Tripolis angekommen, von wo ſie ſich nach England begeben wollen. Die letzte Zeit ihres Aufenthalts im Innern Afrika's war für ſie mit den größten Beſchwerlichkeiten und Gefahren verknüpft, unter denen Oudney und Toole unterlegen ſind. Sie haben ihren Landsmann, den jungen Terry, zu Bornu gelaſſen, der die von Oudney und Clapperton mit ſo vielem Erfolg unternommenen Nachforſchungen fortſetzen will. Dieſer Letztere hat ſich vorgeſetzt, ein Werk über Nigritien herauszugeben, wodurch einiges Licht über dieſe noch ſehr unbekannte Gegend verbreitet werden dürfte. Er iſt nach Oudney's am 12 Januar 1824 erfolgten Tode weiter nach Kano, der gegenwärtigen Hauptſtadt des Landes Houſſa, nach Sakkato, und fünfzehn Tagereiſen darüber hinaus, am Ufer des Yeoub, der dort Quorra genannt wird, und der, ſeiner Meinung nach, der Strom von Tombuktu iſt, vorgedrungen. Dort regiert Bello, das Oberhaupt des Volkes der Fellaten, der den ganzen Sudan beherrſcht.

Die Stadt Birnie, oder die Hauptſtadt von Bornu, iſt nebſt Gambaru gänzlich verwüſtet worden, und erhebt ſich nur langſam aus ihren Ruinen. — Der Lieutenant Toole iſt auf einer Reiſe geſtorben, die er mit dem Major Denham auf dem Schary unternommen hatte, der von Süd nach Nordoſt ſtrömt, und ſich in den großen Tſadſee ergießt, der durchaus ſüßes Waſſer hat. Sie verſuchten es, den See zu überſchiffen; aber ein ſtarker Wind war ihnen zuwider und nöthigte ſie, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Die erſte Inſel der Beddumes iſt 90 engliſche Meilen von der Mündung des Schary entfernt, und während zwei Tagen verliert man das Land gänzlich aus dem Geſichte. Denham hatte es unternommen, den ganzen See in Begleitung Tyrwhitts zu umreiſen, weshalb er mit zwanzig wohlbewaffneten Arabern über den Schary geſetzt war, und über Lari wieder zurückkehren wollte. Ob und wie er dieſen Vorſatz ausgeführt habe, darüber muß man nun die nähern Nachrichten erwarten.

Zu Bornu hat ſich ein Menſch, Namens Muſſa-Ben-Juſſuf, den Engländern vorgeſtellt, und erklärt, ein Sohn des berühmten Reiſenden Hornemann zu ſein. Es iſt ein vollkommener Mulatte und er ſcheint älter zu ſein, als er wirklich iſt. Er iſt zwanzig Tagereiſen ſüdlich vom Lande Mandra, in einer Gegend, Adamuah genannt, geweſen, die von den Fellatah, welche keine Mohamedaner ſind, bewohnt wird, und er hat einen großen Strom nach Aufgang fließen ſehen, von dem er glaubt, daß es der Quolla oder Quorra ſei, der vom Nyſſe herkommt und ſich in den Nil ergießt.

Der franzöſiſche Reiſende Pacho iſt mit einer Empfehlung des Paſcha von Aegypten zu Derne angekommen, um die ganze Landſtrecke von Cirenca, die Küſten von Syrta und das ganze Innere des Königreichs Tripolis zu bereiſen. Zu gleicher Zeit iſt der engliſche Major Gordon-Laing, nicht wie er früherhin es ſich vorgenommen hatte, von Sierra-Leona, ſondern von Tripolis nach Tombuktu vorgedrungen. Er hat ſich einer zahlreichen Karavane angeſchloſſen, und wird vom Oberhaupt Tuaryk begleitet, der ſchon dem Kapaitän Lyon und andern engliſchen Reiſenden ſehr nützlich geweſen war.

Pariſer Sittentafel.

Die Bittſteller aus der Provinz.

Ein armer Beamter, dem ſein Oberer ſo eben angekündigt hatte, daß es mißlich um ſeinen Platz ſtehe, und daß er ihn bei einer neuen Reform oder Umbildung leicht verlieren könne, begab ſich aus Verzweiflung zu einem Garkoch, um ſeine Unruhe und ſeinen Kummer ſeiner Familie noch einige Minuten länger zu verbergen. Hinter ſeiner magern Suppe und ſeiner halben Flaſche ſogenannten Burgunder in Nachdenken verſunken, überließ er ſich ganz ſeinen traurigen Schlußfolgen auf die Zukunft, nach den Reſultaten der Gegenwart, als er plötzlich durch die Ankunft eines Mannes geſtört wurde, der ſich neben ihn nieder-

Digitized by Google

setzte, und der mit ächt gaskonischem Accent zu ihm sagte: „Rauben Sie sich Ihre Bequemlichkeit nicht, mein Herr, ich ersuche Sie höflichst darum. Ich bin nicht hieher gekommen, um Ihnen Ihren Platz zu nehmen.“ Um der Lage, in welcher sich der Beamte befand, fiel ihm diese Anrede auf; er betrachtete seinen Nachbar einige Zeit, dessen Maxime er ganz vortrefflich fand, und da die Leute aus der Provinz die Gewohnheit haben, sehr laut zu sprechen, so hatte er bald Gelegenheit, folgende Unterhaltung anzuhören.

„Frau,“ sagte der Gaskogner zu seinem hübschen Weibchen, das ihm gegenüber saß, „ehe drei Tage vorüber sind, habe ich unsern Platz.“ — Aber, lieber Mann, er gehört ja noch einem Familienvater. — „Ei was, der bekommt seinen Abschied, und damit holla. Herr N. hat Kredit. Kellner!“ — Was beliebt? — „Suppe!“ — Welche? — „Für mich, Croûton, für Madame, Julienne.“ — Was für Wein, gewöhnlicher? — „Nein, Beaune erster Qualität.“ — Herr N. hat Dich gut aufgenommen? — „Kein Zweifel! Es ist auch ein ganz anderer Mann, als sein Schwager, der, seitdem er ein Amt hat, Niemand mehr erkennen will, und der sich das Ansehen gibt, als verstehe er unser Patois nicht mehr. Herr N. hat sich an Alles erinnert, an unsere hübschen Lustpartien, an unsere Piquetspiele, und sogar an die Possen, die er mit Dir im Gartenhause getrieben hat; weißt Du noch....“ Was befehlen Sie noch mehr? fragte der Aufwärter. — „Einen Kapaun.“ — Mit Wasser und Salz? — „Ne doch, mit Trüffeln.“ — Du läßt auch gewaltig aufwichsen, lieber Mann! Das wird Dir viel Geld kosten. — „Ei was, laß das gut sein, liebes Frauchen! wir erhalten ja einen Platz, und, nota bene, einen Platz zu Paris.“ — Ich zweifle noch daran. — Ei, so zweifle Du und .... Uebrigens ist Herr N. eine gute Seele. Du kennst ihn ja; er spricht viel von Dir. Du weißt auch, daß ich seine Familiengeheimnisse kenne, und daß ich recht wohl weiß, daß seine Verwandten nicht so adelig sind, als er sie ausgibt. Seine Frau und seine Schwester haben nicht im besten Rufe gestanden, und sein Schwager hat zweimal seine Zahlungen einstellen müssen. Einer seiner Oheime ist als Wucherer bestraft worden, und seine Muhme hat sich von einem Schauspieler entführen lassen. Was ihn anbelangt, so hat er sein Haus zu Grispfac nicht umsonst so wohlfeil gekauft, und während den hundert Tagen hat er hundert Bocksprünge gemacht. Du siehst also, daß, wenn ich reden wollte, es mir eben nicht an Stoff gebrechen würde. Kellner, Kellner!“ — Was ist gefällig? — „Ein aufgebläsener Eierkuchen.“ — Für eine Person? — „Nein, für vier.“

Während dieser lustigen Unterredung erreichte die Traurigkeit des armen Beamten den höchsten Punkt; denn er hatte sich nur zu bald, durch den oftmals wiederholten Namen des Herrn N., der sein Oberer war, überzeugt, daß hier von Niemandem andern, als von ihm und von seinem Platze, die Rede sei, und jedesmal, wenn der Gaskonier einen neuen Beweggrund entdeckt hatte, wodurch ihm die Erhaltung der begehrten Stelle noch mehr gesichert wurde, verlangte er ein noch theureres und kostbareres Gericht für sich und seine liebe Ehehälfte, ohne dabei von seinem Nachbar die geringste Notiz zu nehmen. Indessen hatte er soviel hineingestopft, daß ihm endlich der Athem verging und er blaß wie eine Leiche wurde. Er machte seiner Frau ein Zeichen, sthen zu bleiben, und entfernte sich. Der Beamte, nicht faul und eben auch nicht auf den Kopf gefallen, nahm ohne Bezug den leergewordenen Stuhl, und schenkte sich, zur größten Verwunderung der hübschen Bittstellerin, ein Glas ächten Beaune ein. Sie rief ihren Mann, und dieser fragte ihn: „Was ist Ihnen gefällig, mein Herr?“ — „Ich ahme Sie nur nach,“ entgegnete der Andere: „Sie wollen mir meinen Platz nehmen, und ich bemeistere mich des Ihrigen. Ich bin jener Beamte, den Sie um sein kärgliches Brod bringen wollen, um Kapaunen und aufgeblasene Eierkuchen speisen zu können, die, wie Sie selbst bemerkt haben, Ihnen nicht wohl bekommen. Die Pflicht der Selbsterhaltung befiehlt mir nun, Ihnen anzudeuten, daß, wenn Sie Ihre Batterie nicht verändern und ihr eine andere Richtung geben, ich mich genöthigt sehe, dem Herrn N. meinen gehorsamen Besuch abzustatten, und ihm in aller Einfachheit zu hinterbringen, welcher Waffen Sie sich gegen ihn bedienen wollen, um zu Ihrem Zwecke zu gelangen. Er wird darauf erkennen lernen, auf welche Weise sich die Bittsteller aus der Provinz gegen ihre Beschützer zu Paris betragen.“

Die beiden Beerdigungen.

Vor einigen Tagen begegnete ich, auf einem meiner philosophischen Spaziergänge, zwei Leichenbegängnissen. Das erste war sehr schön: reiche Decken, silberne Thränen, Pferde mit Federbüschen, Kutscher mit Manschetten, Jabots und langen, langen Trauerflören. Zuvorderst viele schwarze Kutschen, sodann gelbe, grüne, graue, violette, blaue hintennach und fast ohne Ende. Nur einige Fußgänger, die Bedienten des Hauses, folgten dem Leichenwagen, und einige Arme trugen Fackeln und eine Elle Tuch, zur Ehre des Verstorbenen. — Das muß ein sehr reicher und sehr angesehener Mann gewesen sein, sagte ich zu mir. Er hatte Kutschen und viele Bedienten und ein Hotel obendrein; vielleicht auch ein kleines Schloß auf dem

Digitized by Google

Lande, mit einem Intendanten darin. Er besuchte nur die große Gesellschaft und war in ihr sehr beliebt, vorzüglich wenn er offene Tafel hielt und einen geschickten Koch hatte. Aller Welt gereichte seine Bekanntschaft zur Ehre, und es fehlte ihm an zahlreichen Freunden gewißlich nicht. Man mag mit seinem Philosophenhandwerk immerhin dick thun; der Reichthum ist doch nicht so ganz verächtlich, als es manchem Kopfhänger scheint. Selbst nach dem Tode wird der Reiche noch geehrt, und seine letzte Reise ist von dem Glanze und der Ehre umgeben, die sein ganzes Dasein schmückte.

Ich ließ mir den Namen des Verstorbenen nennen, und verfolgte sodann meinen Weg. Nach einer halben Stunde begegnete ich einem zweiten Trauerzuge, der gegen den ersten gewaltig abstach. Hier war kein Pomp, keine Manschetten, keine Trauerkutschen zu sehen. Ein einfacher Leichenwagen; aber welche Zahl von Begleitern, von denen zwar Niemand Orden trug, aber die um so aufrichtiger den Verlust dessen zu fühlen schienen, dem sie die letzte Theilnahme erwiesen. — Wer war der Verstorbene? fragte ich Jemand. Er war Maurermeister und ein braver Mann, von seinen Kindern und Gesellen geliebt, so wie von Allen, die ihn näher kannten. Man hat erst nach seinem Tode das Gute erfahren, das er im Verborgenen gethan hat.

Einige Tage nachher besuchte ich den Begräbniß-Ort des Pater Lachaise. Gleich beim Eintritte bemerkte ich ein prächtiges Denkmal, auf dem ich den Namen des Reichen las. Darunter waren, in hochtrabenden Alexandrinern, alle seine Tugenden, Verdienste und Eigenschaften aufgezählt, woran sich, in achtfüßigen Versen, die Klagelaute seiner trostlosen Familie reihten. Fernerhin sah ich einige Jünglinge, die an einem andern Grabe knieten und es mit ihren Thränen benetzten. Leise näherte ich mich ihnen, und hinter einem andern Denkstein verborgen, las ich, auf der einfachen Säule, den Namen des Andern; aber auch nichts, als seinen Namen. Statt der gereimten Lobeserhebungen brachten ihm seine Söhne ihr Thränenopfer dar. Wer war nun der Glücklichere von beiden gewesen? Wer war der, den sein Andenken am längsten überleben wird?

Neue Erfindung.

Ein englischer Minirer, Namens Roberts, hat ein neues Verwahrungsmittel erfunden, mit dessen Hilfe man lange Zeit in einer von Rauch und Dunst so sehr geschwängerten Atmosphäre, daß man ohne dasselbe unfehlbar darin ersticken müßte, nicht nur gemächlich athmen, sondern selbst darin arbeiten kann. Dieses Verwahrungsmittel besteht in einer ledernen Kappe, die mit Riemen und Schnallen dicht um den Hals befestigt wird. Vor den Augen befinden sich Gläser, durch welche der Arbeiter sehen kann und am Munde ist eine Art von Rüssel befestigt, der drei oder vier Fuß lang ist, sich in einen Trichter endet und einen in Wasser getauchten, mit Tuch umschlossenen Schwamm enthält. Diese Erfindung ist nicht ganz neuz denn die Vergolder bedienten sich seit Langem schon einer ähnlichen Kappe, um sich vor der Einathmung des Merkurs zu bewahren, dessen sie zu ihren Arbeiten gebrauchten. Die Verschiedenheit besteht allein darin, daß die Vergolder durch den Rüssel frische Luft einathmen, da der Roberts hingegen ihn vor den nachtheiligen Dünsten bewahrt, die von aussen hereindringen konnten, und durch den im Trichter befindlichen Schwamm zurückgehalten werden. Roberts hat letzthin die Experienz seines Verwahrungsmittel, in Gegenwart des Doktors Birbeck, des Präsidenten der Gesellschaft der Handwerker zu London, und vieler andern Personen, gemacht. Er ist länger als eine halbe Stunde in einem kleinen Gemache geblieben, welches man vorher ganz mit Rauch angefüllt hatte, in dem man eine große Menge Schwefel und nasses Holz darin verbrannte, und er hat es nur nach wiederholter Einladung der Zuschauer verlassen. Ein Licht, welches man in diesem Gemache angezündet hatte, ist nach einigen Sekunden erloschen, und ein Thermometer, der sich dicht am Fenster befand, ist bis auf 36 Grad Reaumur angestiegen. Roberts hat mehreremale das Feuer erneuert, um den Rauch und die Hitze zu vermehren, und er hat das flinkende Gemach endlich so munter und frisch verlassen, als er es betreten hatte.

Der weiße Elephant von Ava und Siam.

Der Stifter eines der ältesten Religionssysteme des Orients nannte sich Fakka. Seine Lebensgeschichte sagt, daß seine Mutter, während sie ihn trug, träumte, daß sie mit einem weißen Elephanten niederkommen werde. Fakka zog sich in eine Wüste zurück, wo er sein System erfand. Nach seiner Rückkehr in die Welt predigte er die neue Lehre, und befand sich in Kurzem an der Spitze einer zahlreichen Schülerschaar. Er wählte einige von ihnen aus, theilte ihnen seine Entwürfe mit, und unterrichtete sie von der Art und Weise, auf welche er seine Reformation verbreiten wollte. Er schärfte ihnen ein, allen Ausfragen aufs sorgfältigste auszuweichen, und auf alle Nachforschungen um Erklärung nur jedesmal zu antworten: „Er hat es gesagt!“ Die Brachmanen versichern, daß Fakka, nachdem er achtzigtausendmal sich verwandelt und in verschiedenen Thierkörpern sich

Digitized by Google

befunden habe, er endlich in dem eines weißen Elephanten ausruhe, der deshalb unter die Gottheiten versetzt wurde. Daher rührt die Ehrfurcht und Anbetung die man zu Siam, Ava, Tonkin und in China dem weißen Elephanten erzeigt.

Die Krönung des neuen Königs von Otahiti.

Im Laufe des verflossenen Jahres ist der junge König von Otahiti, Pomare III, mit vieler weltlicher und religiöser Feierlichkeit gekrönt worden. Er war nur vier Jahre alt, und hat sich dieser Zeremonie mit vielem Anstande unterzogen. Während seiner Minderjährigkeit führt nicht etwa seine Mutter, sondern vielmehr seines Vaters Schwester die Regentschaft: so wollen es die Gesetze dieses Landes. Die Schwestern des jungen Monarchen leben im besten Einverständnisse mit ihm. Die Gesetze, welche die Insel, seit ihrer Bekennung zum Christenthum, erhalten und angenommen hat, sind erst seit vier Jahren vollkommen in Ausführung gebracht worden; aber da sich in der Zwischenzeit mehrere Schwierigkeiten gezeigt haben, über deren Entscheidung man nicht recht einig war, so hat sich ein Parlament, das erste, das in den Inseln der Südsee je statt gefunden hat, im Februar 1824 versammelt. Es bestand aus den Mitgliedern aller der Familien, die mit den Königen von Otahiti und Eimeo verwandt sind, nächstdem aus den Statthaltern der Provinzen und Distrikte, und zwei Repräsentanten des Volks aus jedem Distrikte. Dies Parlament vereinigte die drei Zweige der obersten Gewalt in sich: den König, die Großen und die Gemeinen, und die Art und Weise, auf welche es abgehalten wurde, ist sehr musterhaft gewesen. Die Sitzung hat neun Tage gedauert, und alle der Berathung unterzogenen Gegenstände sind aufs Vollkommenste diskutirt und von dem ganzen Korps einstimmig angenommen worden.

Diese Mittheilungen rühren von einem Briten her, der sich in jener Insel häuslich niedergelassen hat. „Ich möchte," fügt er hinzu, „daß Sie den Ernst, die Ruhe und die gute Haltung gesehen hätten, welche diese otahitische Versammlung gezeigt hat. Wenn sie gleich oft in ihren Ansichten verschieden waren, so sprachen sie wohl offen und aufs freimüthigste ihre Gesinnungen aus; aber sie unterbrachen sich nie der Eine den Andern, und sobald ein Mitglied bemerkte, daß seine Meinung nicht mit Beifall aufgenommen, oder von der Mehrzahl widersprochen wurde, so zog es sich selbst zurück, und stellte dem Abschlusse und der Entscheidung kein Hinderniß in den Weg. Daher kam es auch, daß alle Gesetzvorschläge einstimmig angenommen wurden. Man hörte nie willkührliches Getäusch, Niemand hustete oder spie auf die Erde, oder gähnte, oder stampfte mit Füßen und Stöcken, oder schwatzte laut mit seinen Nachbarn, oder zischte und schrie: hört! hört! sondern Alles ging mit der größten Ordnung und Ruhe zu, wie es der Versammlung der Vertreter eines Volks allein würdig ist.

Göthe's Denkmal zu Frankfurt am Main.

Der von den zahlreichen Bewunderern Göthe's ausgeb.Ckte Wunsch, ihm, dem ersten aller lebenden deutschen Dichter, ein Denkmal in seiner Geburtsstadt zu errichten, hat zu mehrern Entwürfen, Zeichnungen und Modellen Veranlassung gegeben. Unter den letztern bemerkt man eins von Gyps, das ungefähr zwei Fuß hoch ist, und den Poeten, auf einem prächtig geschmückten Throne sitzend, darstellt. Er läßt aus seiner rechten Hand nachlässig eine Krone fallen, und hält mit der Linken eine aufs Knie gestützte Leier. Aber ohne sich weder um das eine, noch um das andere zu bekümmern, streckt er sein entblößtes Haupt und den Oberleib hervor, wie wenn er einer plötzlichen Begeisterung folgen wollte. Diese Stellung wirft eine auf der Brust befestigte Tunika zurück, wodurch jene, so wie die Arme, entblößt wird. Sie fällt sodann im üppigsten Faltenwurfe über den mit einem reichen Gewande umhüllten übrigen Theil des Körpers hinab. Psyche, vor dem Dichter sitzend, von ihm aber nicht bemerkt, spielt mit den Saiten seiner Leier. Mehrere Fächer, die sich im Halbzirkel an der Stuhllehne befinden, enthalten Basreliefs, welche die sinnbildlichen Genien der Poesien Göthe's mit ihren verschiedenen Attributen darstellen. Dieses Modell, das sich sehr viel Beifall erworben hat, und ein großes Interesse erregt, ist gegenwärtig im Städelschen Institut zu Frankfurt am Main ausgestellt.

Die Ufer der Loire

Hat man Beaugency verlassen, so ist die erste Stadt, die man antrifft, Blois. Die Umgebungen derselben sind ausserordentlich malerisch. Die Straße zieht sich leicht gebogen über einen hohen Hügel hin. Zur Rechten sieht man zahlreiche Landhäuser, alle im modernen Geschmacke erbaut, und sehr angenehm eben da gelegen, wo zu ihrer Erbauung der schicklichste Platz war. Ein jedes hat einen kleinen Garten auf der Vorderseite und eine hohe Weinlaube. Links, wo der Abhang steil ist, schweift das Auge des Reisenden

Digitized by Google

über die Gipfel hoher Pappeln, Ulmen und Erlen dahin, die das Thal überſchatten, und zwiſchen denen ein ſilberheller Bach dahinrieſelt, an dem einige Mühlen erbaut ſind. Ueber das Thal hinweg breitet die Loire, wie ein ungeheurer Spiegel, ihre Fluthen aus. Ihre ſehr bedeutende Waſſermaſſe ſcheint unbeweglich, und faſt wie ein See auszuruhen.

Es iſt unmöglich, den Reiz der Landſchaft zu beſchreiben, welche die Loire auf beiden Ufern, von Blois bis nach Amboiſe, Chanteloup und Tours umgibt. Man denke ſich einen prächtigen Strom, faſt eine halbe Stunde breit, in ſeiner einfachen Größe zwiſchen zwei Ketten hoher Hügel dahinflieſſend, die mit unzähligen Schlöſſern, Dörfern und Kirchen gekrönt ſind. Ein beſtändiger Wechſel von Felsvorſprüngen und ſchmalen Thälern, wo die rothe und weiße Traube neben- und übereinander hängen, wo die pyramidalen Pappeln über das niedrigere Gebüſch emporſtreben, wo Alles eine rege, lebendige Induſtrie verkündet, und dennoch ſo mächtig die Sinne anzieht, das ſind die Einzelnheiten und der Anblick dieſes ganzen Weges. Der Strom ſelbſt iſt mit Hunderten kleinerer und größerer Schiffe bedeckt, die nach Orleans oder nach Nantes gehen, und deren glänzendweiße Segel und buntfarbige Flaggen aufs angenehmſte, vorzüglich bei Sonnenuntergang, mit dem Grün der Fluthen und den Laubgehägen des Ufers kontraſtiren. Mit dem Anbruche der Nacht werden viele Zelte aufgeſchlagen, unter denen die Schiffleute und die Reiſenden übernachten. Die Feuer flackern hoch auf, und ſprühen in den klaren Fluthen wieder, die der Schein des Vollmondes mit einem melancholiſchen Silberſchimmer überdeckt.

Denkwürdigkeiten und Erinnerungen des Grafen von Ségur.

Die Jugend iſt von jeher unabhängig und baherecht geweſen; ſelbſt die der Höfe. Die franzöſiſche Geſchichte, das heißt: diejenige welche in die größten Einzelnheiten und Kleinigkeiten eingeht und ſie aufbewahrt, wenn ſie einen Anſtrich von Originalität, oder ſonſt etwas Karakteriſtiſches an ſich haben, theilt davon mehrere Beiſpiele unter der Regierung Ludwigs XIII, Ludwigs XIV, der Vormundſchaft Ludwigs XV und des Regierungsantritts Ludwigs XVI mit. Wer ſollte es denken, daß die Söhne der Hofleute ſich über die Rockſchöße Sully's, über die Abſätze Richelieu's und über die Schnallen Mazarins luſtig gemacht haben? Ségur hat ſeine Jugend am Hofe Ludwigs XVI zugebracht, er hat daran „figurirt“ und ſtellt nun, mit großer Wahrheit, ein Gemälde von ſich ſelbſt auf, deſſen vorzüglichſtes Verdienſt darin beſteht, daß es getreu iſt.

Der unglückliche Monarch hatte eben den Thron beſtiegen. Neben dem alten Hofe und der frühern Regierung, von der Maurepas die leichtfertige und Richelieu die höfartige Seite darſtellten, erſchienen die jungen Hofleute mit einer zartern Galanterie, einer weniger kalten Frivolität, nach Neuigkeiten und Geräuſch begierig, von philoſophiſcher Lektüre genährt, oder wenigſtens mit den damals im Umlauf befindlichen Meinungen erfüllt, und ſie, der größern Bequemlichkeit wegen, in Epigramme und in Moden umgeſtaltend. Sie hatten ihren erſten Feldzug zu Chante-Loup, bei der Verbannung Choiſeuls gemacht, und den Reiz des Widerſtandes begreifen gelernt. Doch hören wir den Verfaſſer ſelbſt:

„Für uns, den jungen franzöſiſchen Adel, ohne Bedauerung der Vergangenheit, ohne Sorge für die Zukunft, hing der Himmel beſtändig voller Geigen. Wir verfolgten luſtig unſern Weg, lachende Spötter der alten Moden und Gebräuche, des Feodalkolyes unſerer Väter und ihrer gravitätiſchen Etikette. Alles was alt war, ſchien uns luſtig und lächerlich. Der Ernſt der alten Doktrinen erdrückte uns und die lachende Philoſophie Voltaire's vergnügte uns und riß uns mit ſich dahin. Ohne die der ernſtern Schriftſteller ergründen zu wollen, bemunderten wir ſie als die Zeichen des Muthes und des Widerſtandes gegen die willkührliche Gewalt. Die Freiheit gefiel uns, ihrer Sprache wegen, und weil ihr Muth nicht alltäglich war, die Gleichheit hingegen bezauberte uns — der Bequemlichkeit wegen. Man findet Vergnügen daran, ſo lange hinabzuſteigen, als man glaubt wieder hinaufſteigen zu können, ſobald man es für gut befindet; und ohne alle Vorſicht genoſſen wir zugleich die Vortheile des Patrizierſtandes und die Süßigkeiten der plebejiſchen Philoſophie.“

Gewöhnlich ſind die Erinnerungen eines Greiſes ein Lobied der Vergangenheit; die des Verfaſſers ſind einem philoſophiſchen, die Wahrheit über Alles liebendem Geiſte entſproſſen, und in dieſer Hinſicht kann man ſie einen hiſtoriſchen Beleg der Eroberungen nennen, die das neue Jahrhundert vor dem alten voraus hat.

Literariſches Bulletin von London.

März, 1825.

Man hat ſich in England lange genug darüber verwundert, daß in dem vor Kurzem noch ſo reichblühenden Zuſtande unſerer Literatur das Drama allein ohne Ruhm geblieben ſei. Die Urſache davon iſt, wie mir ſcheint, daß der „hiſtoriſche Roman“ ſeinen Platz uſurpirt hat. Das Vergnügen, welches wir einſt in den dramatiſchen Vorſtellungen fanden, wird jetzt durch die Werke Walter Scotts erſetzt.

Digitized by Google

Täglich sträubt unsere Einbildungskraft sich mehr und mehr gegen die Illusionen des Theaters, und da wir das Schauspiel nicht, wie unsere Nachbarn die Franzosen, des Gedränges und der Gesellschaft wegen lieben, die dort ihre Reize und ihren Schmuck produzirt, so ist uns nichts angenehmer, als ohne das Haus zu verlassen, und ruhig auf unserm Sopha sitzend der Entwickelung einer Intrigue oder eines Karakters zu folgen.

Wenn Walter Scott bei uns die Tragödie und die höhere Komödie in Verfall gebracht hat, so muß das Drama, in einem weniger erhabenen Styl, in Hook, dem Verfasser der „Sayings and Doings *)" einen unermüdlichen Verfolger erkennen. Er hat in einer leichten und gefälligen Manier die Sitten des Tages, den gewöhnlichen Gegenstand aller unserer kleinen Lustspiele und Possen, wieder an die Tagesordnung gebracht. Der Roman bot ihm überdies mehr Leichtigkeit, als die Szene dar, und er konnte sich einer originellen Beschreibungsart überlassen, die in den Dialogen eines Dramas unzulässig gewesen sein würde. Er hat seine Vortheile mit Glück benuht, und eine eben so komische als treffende Laune entwickelt. Jede seiner Novellen dient einer populären Wahrheit (Saying) zur Probe und Erklärung. Davon schreibt sich der Titel her. Die erste Novelle, betitelt: the Netherlands, dehnt sich durch drei Bände hin, und ist nicht zum Besten. Die zweite: the Man many friends **), ist vortrefflich und vielleicht die beste von allen. Die dritte: Passion and principles **) ist, obgleich sie zu oft die politischen Meinungen des Verfassers in die Vorderszene stellt, dennoch von großer Wahrheit und Schönheit, und der Verfasser hat sich darin selbst gefährlich ge eigt, was sonst eben nicht seine schwache Seite ist.

*) Was man sagt und was man macht, oder Speichwörter in der Ausübung.

*) Der vielbefreundete Mensch

**) Leidenschaften und Grundsätze.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz.

Petersburg, 17 März 1825.

Der Handel zwischen Rußland und Aegypten war bisher ziemlich unbedeutend. Die russischen Schiffe, welche die Reise nach dem Lande der alten Pharaonen unternahmen, brachten deshin nur die Ladungen, die sie in den Ansein des Archivels aufgenommen hatten, und kein einziges kam aus dem baltischen Meere bis an diese Küsten. Ein in Rußland ansässiger Grieche hat es zuerst gewagt, dieses wichtige Unternehmen in Ausführung zu bringen. Die Regierung, der nichts entgeht, was auf eine größere Ausdehnung der Handelsverhältnisse abzielt, und der es überdies angenehm war, direkte Verbindungen und Austauschungen der russischen Erzeugnisse mit dem Ägyptischen zuwege zu bringen, hat dem Kaufmann mehrere Vortheile zugesichert, und ihm namentlich alle Strafen nachgelassen, deren er sich früherhin, durch Einschwärzung von adeligt verbotenen Waaren, schuldig gemacht hatte. Auf Dankbarkeit dafür hat dieser Spekulant, Namens Amiroff, fünf Russen aus der Sklaverei losgekauft und sie auf seine Kosten nach Petersburg gebracht. Der Kaiser hat ihm, für diesen Beweis seiner Menschlichkeit, den St. Annen-Orden ertheilt.

Die Handelsverbindungen zwischen Rußland und den asiatischen Reichen hatten sich seit einiger Zeit, wegen der beständigen Gefahr, welcher die Karavanen in den Wüstenein der Bucharei ausgesetzt waren, wo sie von den Nomadenhorden angefallen, geplündert, mißhandelt und in die entsetzlichste Sklaverei geschleppt wurden, sehr vermindert. Die Regierung hat nun in dieser Hinsicht einen wichtigen Entschluß gefaßt. Künftighin wird eine jede Karavane von einer starken Eskorte des Armeekorps von Orenburg, nebst einigen Stücken leichten Geschützes, begleitet werden. Orenburg ist deshalb zum Sammelplatz aller sowohl europäischen als asiatischen Karavanen bestimmt, die immer gegen Ende Herbstes abreisen sollen, und mit dreifachen Begleitung wieder gegen Frühlingsanfang dorthin zurückkehren. Die Kaufleute können also mit Sicherheit wieder ihre Reisen unternehmen, die für sie und für Rußland sehr vortheilhaft sein werden. Schon, sagt die offizielle Zeitung von Petersburg, ist am 2 November v. J. eine zahlreiche Karavane von Orenburg nach der Tartarei abgereiset, und zwei andere, nicht minder beträchtliche, sollen ihr in Kurzem in andern Richtungen nachfolgen. Sobald sie vereinigt sein werden, sollen achtzehnhundert Kameele mit Kaufmannswaaren beladen, und nebst den Kaufleuten und ihren Knechten noch von einigen hundert Soldaten und einer fliegenden Batterie begleitet werden.

Die „nordische Biene" enthält eine gedrängte Uebersicht von dem Zustand der Kolonien der amerikanisch-russischen Kompagnie. Man sieht daraus, daß sich die Bevölkerung derselben auf ungefähr 10,000 Seelen, die Russen nicht mit inbegriffen, beläuft. Der Ackerbau beginnt, vorzüglich der Strenge des Klimas, nach und nach sich zu entwickeln, und die Viehzucht gedeiht auf's Gedeihlichste. So bildet Rußland neue Kolonien, kaum einige Grade vom Nordpol entfernt, an der Spitze Amerika's, und wenn ein angestrengter, aufbarrender Fleiß und mehrere Generationen von Kolonisten diese undankbare Erde gezwungen haben werden, daß zur Lebensnothdurft Esfodervische hervorzubringen, kann selbst diese entfernte Zone dem Menschen einen Aufenthaltsort darbieten, der zu den Verbindungen zwischen Europa, Asien und Amerika nicht ohne besondere Vortheile sein und bleiben wird.

Die russische Gesellschaft der Geschichte und der Alterthümer hat so eben den zweiten Band ihrer „Denkwürdigkeiten" herausgegeben. Diese Gesellschaft wurde im J. 1802 gegründet. Unter den Gegenständen, die in diesem zweiten Bande enthalten sind, zeichnen sich die Notizen über die altrussischen Münzen, über die Jahre des Fürsten Wladimir, über die Thore von Kosjun zu Nowgorod u. s. w. aus. Wir haben mehrmals Ge-

Digitized by Google

begenheit gehabt, des Daseins und der Arbeiten dieser und ähnlicher Geistesheroen in den verschiedenen nordischen Hauptstädten Erwähnung zu thun. Der Eifer für die Nachforschungen eigenthümlicher Alterthümer ist in diesen Gegenden, denen es bisher fast ganz an einer regelmäßigen Geschichte gebrach, eben so groß als lobenswerth.

Theater.

Auf dem ersten französischen Theater zu Paris hat letzthin ein neues Trauerspiel, der „Cid d'Andalousie", in fünf Akten, von Ledrun, einiges Aufsehen gemacht und die verschiedensten Meinungen erregt. Die Neugier des Publikums war schon im Voraus erregt, weil man allgemein zu wissen wünschte, welche Verschiedenheit oder Uebereinstimmung zwischen diesem neuen und dem alten Cid von Corneille statt finde. Ein Stück Lopez de Vegas, „die Perle von Sevilla", scheint dem Verfasser den ersten Gedanken zu seinem Trauerspiele gegeben zu haben. Man findet auch in der alten „Romanenbibliothek" eine Geschichte der Königin Karmanta, in welcher sie gewöhnlich ist, ihren Geliebten selbst zu richten und ihn zum Tode zu verdammen. — Der Inhalt des neuen Stückes ist folgender: Der König von Kastilien hat die junge, schöne Estrella gesehen und sich sterblich in sie verliebt. Sein ganzes Verlangen geht von nun an dahin, die wieder zu sehen, die er anbetet. Er gewinnt eine junge Sklavin, die ihm die Gartenthür öffnet, und er glaubt sich schon seinem Ziele nahe, als plötzlich der Bruder der Schönen erscheint, den König nicht erkennen will und ihn zur Thür geleiten läßt. Der Monarch sinnt nun auf Rache und beauftragt den tapfern Don Sanchez, den Unverschämten zu bestrafen. — „Wie heißt er?" fragt dieser und schlägt an sein Schwert. — Don Busto, Estrella's Bruder. — Dieser Name trifft den Ritter wie ein Gewitterstrahl, denn er liebt die schöne Estrella und wird von ihr geliebt. Dennoch entschließt er sich, seinem Gebieter zu gehorchen und Busto als Ritter, aber nicht als Meuchelmörder zu bekämpfen. Das Gefecht findet statt, Busto fällt, und sein Leichnam wird zu seiner Schwester getragen, als sie eben sich anschickt, schön geschmückt sich zum Altar zu begeben. Ihre Verzweiflung ist groß; aber es bleibt ihr noch eine Hoffnung: ihr Geliebter wird den Tod ihres Bruders rächen. Sie kennt ihr ganzes Unglück noch nicht und muß es erst aus Sanchez eigenem Munde erfahren, der über seinen Sieg und über sein Opfer weint. Die Verlegenheit des Königs ist leicht begreiflich. Die Gerechtigkeit verlangt die Bestrafung des Mörders und die königliche Dankbarkeit die Belohnung dessen, der eine dem Monarchen widerfahrene persönliche Beleidigung gerächt hat. Ein Minister rathet ihm, ein altes Gesetz wieder hervorzustellen, wonach der Mörder dem Urtheil der Familie des Ermordeten übergeben werden soll. Da nun Estrella selbst über das Leben ihres Geliebten zu entscheiden habe, so werde sie ihm Gnade angedeihen lassen, ohne daß der König nöthig habe, sich zu nennen. Dieser Rath wird angenommen und Estrella zur Richterin ernannt. Sanchez verlangt den Tod, seine Geliebte schwankt, und schon soll die Verurtheilung ausgesprochen werden, als der Monarch sich erhebt und das Räthsel löset. Der Alkade ehrbricht seinen Stab, indem er erkennt, daß er über jedes Gesetz erhaben sei und nie schuldig befunden werden könne. Demungeachtet ist das Unglück der Liebenden unvermeidlich, und sie trennen sich für immer mit der Versicherung ewiger Liebe, ewigen Abscheues, ewiger Reue. — Wir sagen mit der Zeit vielleicht noch ein Wort über dieses neue tragi-romantische Produkt eines sonst sehr geistreichen Dichters.

Das Theater des Ambigu-comique zu Paris hat seinem Publikum ein sonderbares Stück, den schwabenden Nebenbuhler (le rival en l'air) zum Besten gegeben. Corady von Soulange liebt den jungen Advokaten Verneuil; aber ihr Ohrim besteht ihr, den reichen Gewürzkrämer Caurelle, der von seinen Reuten lebt, zu lieben und zu heirathen. Die unschuldige Taube wohnt in einem Dorfe in der Nähe von Paris mit Frau Lefer, ihrer Tante und Gouvernante und Vormünderin. Der geliebte Liebhaber langt an und steigt, dem Landhause gegenüber, im Wirthshaus zum fliegenden Herzen ab; was, im Vorbeigehen sei es gesagt, für einen getreuen Liebhaber eben nicht am Besten gewählt war. Er macht seinen Geliebten Zeichen, um ihr verständlich zu machen, was sie wahrscheinlich lange weiß. Ein junger Maler, Namens Dintac, langt gleichfalls im fliegenden Herzen an, um die schöne Natur zu kontrefeyen. Verneuil ist sein Freund, und es ist sehr natürlich, daß er sich aus allen Kräften bestreben will, den Papa Caurelle, den weder der Eine noch der Andere je gesehen hat, mit einer langen Nase abziehen zu lassen. Er verspürt sich zu ihm (wonach man schließen kann, daß der Gewürzkrämer sich auch im Dorfe befand) und macht ihm weiß, daß er belogen und betrogen wird, daß seine Verlobte die Versuche ihres Geliebten Nachts durch ein Fenster anstehne, und daß, um sich davon zu überzeugen, er sich nur in einen großen Korb legen solle, den man mit einer Heuwinde in die Höhe ziehen werde. Dem Bräutigam von der trotzigen Gestalt ist dies sehr einleuchtend; er kriecht in den Korb, in welchem sich zugleich Feder, Papier und Dinte befindet, man zieht ihn in die Höhe und — — daß ist der schwebende Nebenbuhler. Man erwartete eine solche Lösung des Räthsels nicht; aber das ist eben das Auffallendeste und Anklassende an den neuen Theaterstücken, daß sie nicht nur gegen die gesunde Vernunft, sondern auch noch gegen den guten Geschmack geschrieben werden.

— Brougham, der berühmte Advokat der verstorbenen Königin von England, ist zum Rektor der Universität Edinburg ernannt worden. Er folgt dem aufgeklärten Parlamentsredner James Mackintosh in diesem Posten. Sein Mitbewerber daran war Walter Scott.

— Eine lithographische Presse ist zu Theodosia errichtet worden, und man kann in Kurzem eine Reihefolge von Zeichnungen sowohl der merkwürdigsten Alterthümer, als auch der vorzüglichsten Gegenden Taurieus erwarten.

— Der mexikanische Kongreß beschäftigt sich auf's Angelegenlichste mit dem Plan zur Vereinigung des atlantischen Meeres mit dem stillen Ozean, vermittelst eines Kanals, der die Landenge von Tehuantepek durchschneiden soll, wozu man die Flüsse Rio-rado, Panuco, Bravo bei Norte, Santiago und den westlichen Colorado benutzen will. Der Plan dazu ist bereits entworfen und die Direktion haben wahrscheinlich jetzt schon begonnen.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 22. Zweiter Jahrgang 1825. 1 Juni.

Das Reich der Birmanen.
Dritter Artikel.

Wir haben bereits gesagt, daß das birmanische Volk alle andern Nationen jenseits des Ganges in Unterricht, Sittenverfeinerung und überhaupt in allen Fortschritten der Zivilisation übertreffe. Zum Belege unserer Andeutung mögen die eigenen Mittheilungen des Majors Symes (des Gesandten) dienen. Zu Peju wurde er vom Vizekönige eingeladen, den Festen beizuwohnen, welche man drei Tage lang zur Beschliessung des birmanischen Sonnenjahres feierte. Er begab sich desbalb am 10 April (1795) um acht Uhr Abends nach der Wohnung des Statthalters, um eine dramatische Vorstellung im offenen Hofe, der mit Lampen und Fakeln prachtvoll erleuchtet war, anzusehen.

„Der Vizekönig saß nebst seiner Gemahlin auf einem hervorragenden Balkon seines Pallastes. Wir besanden uns darunter, auf einem ungefähr zwei Fuß hoben, mit Tapeten bedeckten, Platze. Viele Zuschauer saßen um die Bühne im Kreise herum. Das Stück fing sogleich bei unserer Ankunft an, und übertraf bei weitem Alles, was wir bisher in dieser Art in Indien gesehen hatten. Der Dialog war lebhaft, ohne schwülstig, und die Handlung belebt, ohne übertrieben zu sein. Die Kleidung der Hauptpersonen war prächtig und anpassend. Man sagte mir, daß die besten Schauspieler aus Siam gebürtig seien, einem Lande, das zwar in Hinsicht der Kriegskunst sich Ava und Peju nicht gleichstellen kann, aber beide in den verfeinerten Künsten des Friedens übertrifft. Im Zwischenakt wurde ein Intermezzo von einem Possenreisser gegeben, der durch mancherlei Grimassen und Veränderungen der Stimme das laute Gelächter der Zuschauer erregte. Die Birmanen scheinen am Geberdenmachen überhaupt großes Vergnügen zu finden, und sie selbst haben eine ausserordentliche Uebung im Gesichterschneiden. Einer von ihnen bewies uns seine Geschicklichkeit in unserer Wohnung dadurch, daß er alle menschlichen Neigungen und Leidenschaften durch pantomimische Blicke und Geberden meisterhaft nachahmte. Der Uebergang vom Schmerz zum Vergnügen, von der Freude zur Verzweiflung, von der Wuth zur Sanftmuth, vom Lachen zum Weinen, sein Ausdruck des Schreckens, und vorzüglich seine Darstellung eines einfältigen Menschen, dies Alles setzte uns in nicht geringes Erstaunen, und ließ uns gestehen, daß er mit den besten Schauspielern der englischen Bühne würde haben wetteifern können.“

„Am 12 April, dem letzten Tage des birmanischen Jahres, begaben wir uns gegen Sonnenuntergang, der erhaltenen Einladung zufolge, nach dem Palaste des Vizekönigs, um Theil an einem Scherze zu nehmen, der am letzten Tage ihres jährlichen Cyklus durch alle birmanischen Staaten üblich ist. Um die Unreinigkeiten des alten Jahres abzuwaschen und das neue unbefleckt zu beginnen, pflegen die Frauenzimmer an diesem Tage auf jede Mannsperson, der sie begegnen, Wasser zu spritzen, welches Recht diesem sodann ebenfalls zusteht. Diese kleine Ausgelassenheit gibt zu unzähligen harmlosen Vergnügen Anlaß, besonders den

Digitized by Google

Mädchen, die mit großen Spritzen und Flaschen bewaffnet jeden Mann, der vorübergeht, naß zu machen sich bemühen, und im Gegentheil es auch ganz gutwillig leiden, wenn ihnen ein Gleiches begegnet. Bei alledem wird nie die geringste Unanständigkeit verübt. Kein unreines Waſſer wird jemals dazu gebraucht, keinem Manne iſt es geſtattet, ein Frauenzimmer zu berühren, und ſobald ſie ſagt, daß ſie an dieſer Hustdarkeit keinen Antheil nehmen wolle, ſo wird dies als ein Geſtändniß ihrer Schwangerſchaft betrachtet, und ſie geht ungeneckt vorüber."

Die birmaniſche Geiſtlichkeit betrachtet die Regeln der Moral als die erſten und beſten von allen Lebensregeln. Prieſter und Novizen bearbeiten das Feld zu ihrem eigenen Unterhalte, und fallen dem Staate durch ihre Frömmigkeit nicht zur Laſt. Aber ihre Arbeiten dienen nicht zu ihrem eigenen Unterhalt allein; ſie theilen den Ertrag derſelben auch mit den Armen noch, ohne daß ſie nöthig haben, das Leder zu ſtehlen, um die Barfüßler damit zu beſchuhen.

Der Lebenswandel der Mönche iſt durchaus exemplariſch. Sie lehren, daß die Liebe des Nächſten die erhabenſte aller Tugenden, und daß der Fanatismus das abſcheulichſte und entehrendſte aller Laſter ſei. Die Kium oder Klöſter ſind, ihrer Bauart nach, von andern Häuſern verſchieden, und haben mit der chineſiſchen Architektur viel Aehnlichkeit. Sie ſind nach allen Seiten hin offen, und die Rahaane oder Mönche haben keine beſondern Zimmer zu ihrer Ergötzung. Alles muß, den birmaniſchen Geſetzen zufolge, vor Aller Augen geſchehen. Sie dulden keine Geheimniſſe, weder im Staat noch in der Kirche. Die ehemals beſtehenden Frauenklöſter ſind, als der Bevölkerung nachtheilig, ſämmtlich aufgehoben worden.

Indeſſen iſt auch in dieſem Lande nicht Alles vollkommen. Jede Sache hat ihre gute und ihre böſe Seite. Nahe bei Rangun liegt ein Dorf, Mima-Schun-Rua oder der Ort ſeiler Dirnen genannt, weil er faſt ausſchließlich von ſolchen unglücklichen Geſchöpfen bewohnt wird. Freilheit iſt hier, wie überall, die letzte Zuflucht weiblichen Elends. Aber hier iſt dieſer Fall wirklich empörend. Viele Frauenzimmer, welche dieſe Lebensart führen, werden durch Mißhandlungen dazu gezwungen und erhalten dafür keinen Lohn. Sie ſind „Leibeigene", die durch Gläubiger an privilegirte Kuppler-Schulden wegen, verkauft worden ſind, welche oft mehr von Andern, als von ihnen ſelbſt gemacht wurden. Nach dem peguiſchen Geſetze darf ein Gläubiger nicht nur ſeinen Schuldner, inſofern er zur beſtimmten Zeit nicht bezahlen kann, als ſeinen Leibeigenen behandeln, ſondern auch, wenn die Schuld beträchtlich iſt, deſſen Verwandte in Beſchlag nehmen und öffentlich verkaufen. Das Elend, in welches dieſes unſinnige Geſetz ganze Familien ſtürzt, iſt unbeſchreiblich. Unſchuldige Frauenzimmer werden, ohne eigenes Verſchulden, mitten aus ihrer häuslichen Glückſeligkeit geriſſen und dem Vorſteher eines Takull oder Bordells verkauft, der, wenn ſie hübſch ſind, einen hohen Preis für ſie erlegt, und ſich durch die Miethe ihrer Entehrung wieder zu entſchädigen ſucht.

In Behandlung des ſchönen Geſchlechts ſcheinen die Birmanen nicht nur alles Zartgefühl, ſondern auch aller Menſchlichkeit beraubt zu ſein. Sie betrachten das Frauenzimmer nicht viel beſſer, als das Vieh in ihren Meierhöfen, und die untere Klaſſe trägt kein Bedenken, ihre eigenen Töchter und Weiber an Fremde, welche ſich einige Zeit lang bei ihnen aufhalten, um einen ſehr geringen Preis zu verkaufen. Dieſes wird nebenbei nicht im Geringſten für ſchimpflich erachtet, und man behauptet ſogar, daß die Frauenzimmer mit dieſem Handel ſehr zufrieden ſind; wenigſtens bemerkt man allgemein, daß ſie ſehr lebhaft, heiter und geſprächig gegen Fremde und kalt und mürriſch gegen ihre Landsleute ſind.

Die Birmanen haben eine beſondere Furcht vor Mondfinſterniſſen, und ſchreiben ſie den Einwirkungen des böſen Geiſtes zu. Sobald ein ſolches Naturereigniß eintritt, hören plötzlich alle Staatsgeſchäfte auf, alle Gewerbe und Handthierungen ruhen, und man erwartet mit Beben das Verſchwinden der zauberiſchen Beſtechung. In wie fern dieſer Aberglaube mit ihrer Religion in Verbindung ſtehe, darüber läßt ſich nichts Zuverläſſiges ſagen. Sie bekennen ſich zur Lehre Bud's oder Buddha's, der von den Braminen ſelbſt als die neunte Erſcheinung Wiſchnu's anerkannt wird, und den ſie Gaudma nennen. Er exiſtirte vor ungefähr 2300 Jahren und kam von Ceylan zu ihnen. Sie glauben an eine Seelenwanderung und behaupten, daß ihre Seelen, nach verſchiedenen Transmigrationen, auf dem Berge Meru (von dem man nicht weiß, wo er iſt) ſich verſammeln, wo ſie vom höchſten Weſen belohnt oder beſtraft werden.

Das birmaniſche Geſetzbuch heißt Derma Sath oder Sastra. Ihr Rechtsſyſtem iſt voll geſunder Moral, und unterſcheidet ſich durch Klarheit und Sinn von allen übrigen Kommentaren der Hindu's. Jedoch hat es auch ſeine Ungereimtheiten, wie z. B. die Feuer- und Waſſerproben und die Verwünſchungen. Der Major Snnes führt einige Stellen daraus an, die wir wörtlich nachſchreiben.

„Ein Land, welches unterdrückt iſt, kann man der Milch, die mit Waſſer vermiſcht iſt, vergleichen. Wenn die Milch mit Waſſer vermiſcht wird, ſo verſchwindet ihre Süßigkeit ſogleich. Auf dieſelbe Weiſe wird ein ſchönes und blühendes Land durch Unterdrückung zerſtört."

Digitized by Google

„Ein weiser Fürst gleicht einem scharfen Schwerte, welches einen Pfeiler auf einen einzigen Streich mit solcher Schärfe durchschneidet, daß das Gebäude davon nicht im Geringsten erschüttert wird. Mit eben solchem Scharfsinn wird sein Verstand zu Rathe gehen."

„Ein weiser Fürst ist seinem Volke so theuer, wie der Arzt einem Kranken, wie neuerrungenes Licht dem Blindgewesenen, wie der Vollmond in einer Winternacht, wie die Muttermilch dem säugenden Kinde."

Der birmanische Hof ist glänzend, ohne verschwenderisch, und zahlreich, ohne verwirrt zu sein. Er besteht nächst der königlichen Familie aus vier Wungis oder Staatsministern, vier Wundoks oder Unterministern, vier Scridogis oder Staatssekretären und einer Menge Naatschangis, Seris, Landohngaans, Sandozains u. s. w., welche die Stellen der übrigen Hofbeamten bekleiden. Der Assewun oder Stallmeister, der Daiwun oder Waffenträger des Königs, der Tschengiwun oder Elephantenmeister unterscheiden sich jedoch von ihnen durch ihren höhern Rang, der dem der Minister beinahe gleichkommt. Alle sind mit dem Tsalo oder der goldenen Adelskette geschmückt, von der es drei verschiedene Grade gibt. Die Hoftracht ist sehr ausländig. Sie besteht aus einem langen gebluͤmt atlassenen oder sammtnen Gewande, welches bis an die Knöchel reicht, mit einem offenen Kragen und weiten Aermeln. Alle Männer tragen große Ohrringe. Die Nacke der Frauen sind nach vorn geöffnet, so daß man einen Theil des Fußes und den Schenkel erblickt. Sie färben sich die flache Hand und die Nägel roth, die Zähne aber schwarz. Ihre Brust bestreuen sie mit wohlriechendem Pulver aus Sandelholz und Sunnekarinde. Sie sind, besonders im nördlichen Theile, schöner als die indischen Weiber, aber weniger zart als diese. Ihr Wuchs ist büdsch, und sie sind meistens wohlbeleibt. Ihr Haar ist schwarz, grob und lang. Die Männer sind nicht groß, aber sehr kraftvoll. Der Gebrauch, sich den Bart auszuraufen, gibt ihnen ein jugendliches Ansehen. Sie tatowiren sich Arme und Schenkel mit allerlei seltsamen Figuren, denen sie eine besondere Wunderkraft gegen ihre Feinde zuschreiben. Die Mädchen werden frühzeitig gewöhnt, ihre Arme auswärts zu drehen, weshalb sie im reifern Alter den Ellenbogen inwendig zu haben scheinen. Die Vielweiberei ist verboten, und jeder Mann darf nur eine rechtmäßige Gattin, Mika genannt, haben; aber es steht ihm frei, sich so viele Kebsweiber nebenbei zuzulegen, als er zu ernähren vermag. Die Todten werden verbrannt, ausgenommen wenn der Abgeschiedene arm war, wo man ihn zur Erde bestattet, oder in den Strom wirft.

Ueber die Volksmenge in den birmanischen Staaten läßt sich, wie man sich leicht denken mag, keine ganz genaue Berechnung aufstellen. Man zählt, Arrakan und Kassay ungerechnet, mehr als achttausend Städte und Dörfer im Lande. Die Mua oder Dörfer sind meistentheils groß, und enthalten nie unter 200, oft aber über 2000 Seelen. Für die Städte kann man deren im Durchschnitt 10,000 bis 20,000 zählen; ja es gibt mehrere von 40,000 bis 80,000 Einwohnern. Danach ergibt sich, daß das birmanische Reich, mit Einschluß aller ihm unterworfenen Königreiche, wenigstens eine Bevölkerung von 25 Millionen Seelen habe. Die Staatseinkünfte müssen bedeutend sein, weil Handel und Industrie es sind. So viel ist gewiß, daß in den königlichen Schatzkammern unermeßliche Reichthümer aufgehäuft liegen.

Die militärische Einrichtung der Birmanen ist durchaus nationell. Jeder von ihnen ist dem Kriegsdienst unterworfen, und das Kriegswesen wird als die rühmlichste Beschäftigung betrachtet. Ihre stehende Armee ist indeß nur sehr gering. Sie besteht aus der königlichen Leibwache, die zugleich die Polizei in der Hauptstadt versieht, und einigen unbedeutenden Truppenkorps, die in den vorzüglichsten Städten dieselben Dienste verrichten. Wenn eine Armee auf die Beine gebracht werden soll, so ergeht ein Befehl aus dem goldenen Pallaste an alle Statthalter der Provinzen und Mingi der Bezirke, eine gewisse Anzahl Köpfe zu versammeln, was auch sogleich geschieht. Die Bekleidung ist nicht gleichmäßig, und die Soldaten erhalten wohl Nahrung, aber keinen Sold. Feigheit und Verrath werden mit dem Tode bestraft, was selbst in gewissen Fällen bis auf die Familie des Schuldigen ausgedehnt werden kann. Die Leibwache des Königs besteht aus Fußvolk und Reiterei. Sie ist gut bewaffnet und bekleidet. Ihre Bewegungen beweisen, daß man ihr Exercitium nicht vernachlässigt. Außer den Landtruppen sind die auf den Kriegsbooten der großen Ströme nicht unbedeutend.

Das Land der Birmanen ist sehr erzreich. Es gibt mehrere Gold- und Silbergruben und eine große Menge von Eisen-, Zinn-, Blei-, Arsenik- und Schwefelbergwerke. Man findet viele Rubine, Saphire, Chrysolithen, Granaten und andere Edelsteine. Der Marmor, Jaspis, Amethyst und Bernstein sind häufig. Mehrere Flüsse führen Goldsand mit sich. Man hat wenig geprägte Münze im Innern des Landes, und bezahlt mit Silber- und Bleiklumpen nach dem Gewicht.

Die vorzüglichsten Charakterzüge des birmanischen Volks sind Lebhaftigkeit, Reizbarkeit, Ungeduld. Man möchte es beinahe die „Franzosen des Orients" nennen, wenn die Vernachlässigung und Hintansetzung des schönen Geschlechts bei ihm nicht zu weit getrieben würde. Uebrigens hat man von der Eifersucht keinen Begriff, und lebt in dieser Hinsicht eben so ruhig und

Digitized by Google

mühlen, und noch tiefer hinab die Polder mit ihren unter dem hohen Grase halbverborgenen Heerden. Es war uns, als seien wir in der „verkehrten Welt.“ Wir erinnerten uns, daß es Länder auf der Erde gebe, wo man daran gewöhnt sei, die Windmühlenflügel höher als die Steuerruder, und die Ziegen über den Köpfen der Frösche zu erblicken; aber wenn man einmal in Nordholland ist, so muß man sich schon damit vertraut machen, gerade das Gegentheil davon zu sehen.

Nachdem wir eine der unzähligen Brücken überschritten hatten, und einige Zeit lang der Befestigung dieser ungeheuern Festung gefolgt waren, von der jeder dieser Polder eine Bastei zu sein scheint, hatten wir auf einmal einen prachtvollen und sehr überraschenden Anblick der drei Thäler. Der Beemster unten an, das herrlichste dieser drei Becken, zeigte uns die Häupter seiner Bäume von den unzähligen Windmühlen umgeben, die am Gipfel des Dammes zu schweben schienen. Allmälig senkten wir uns in die geheimnißvolle Tiefe hinab, und überzeugten uns nun selbst durch Geschicht und Gefühl von dem, was wir früher nie hatten glauben wollen, und was wir, noch einen Augenblick vorher, als einen zwecklosen Scherz betrachtet hatten; nämlich von der sonderbaren Uebertünchung der Baumstämme und der stärksten Zweige, mit gelben, grauen, weißen Farben und schwarzer Einfassung daneben, wodurch ein so buntschreckiges Gemisch entsteht, daß man zuerst sich nicht des Lachens erwehren kann; aber bald vor Ekel die Augen verschließt, um nicht länger durch diese Verunstaltung der einfach-schönen Natur betrübt zu werden. Die guten Holländer wissen keinen andern Grund dieser Entweihung anzugeben, als den, daß die Bäume dadurch — gegen die Feuchtigkeit verwahrt werden.

Während man unsere Pferde fütterte, besuchten wir eins der kleinen, niedlichen Häuschen, die längs am Wege zerstreut waren. Man weiß, daß mehrere derselben ein Zimmer haben, das nur dreimal während der Existenz einer Generation geöffnet wird, nämlich bei der Taufe, bei der Hochzeit und beim Begräbniß. Außerdem bleibt dies Gemach beständig verschlossen, die Thür davon wird, der größern Sicherheit wegen, vernagelt, und befindet sich zwei Fuß hoch überm Boden der übrigen Theile des Hauses. Die Wohnung, welche wir besuchten, hatte ein solches Zimmer nicht. Unsere Blicke ruheten zuerst auf dem Dutzend glänzender Pantoffeln, die auf den beiden Seiten neben dem Eingange paradirten, und ihn zu bewachen schienen. Der Fußboden bestand aus Backsteinen, die ein glänzender Firniß überdeckte. Die Stühle waren von Schilf und Pferdehaar, in verschiedenen Schattirungen geflochten. Die Wände hatte eines geschickten Mauters Pinsel mit den lebhaftesten Farben übermalt, und mit bunten Gemälden verziert. Die Tische waren mit vergoldetem Leder und Wachsleinwand beschlagen, und das Kamin war mit Porzellanplatten überdeckt, an denen nie ein leichter Rauch vorübergestreift sein mochte. Darauf, so wie auf allen Tischen, standen vorzellanene Gefäße von der größten Schönheit. Im zweiten Zimmer fanden wir denselben Glanz, dasselbe Schweigen, dieselbe Unbeweglichkeit. Beide Gemächer enthielten, ohne daß wir es ahnten und glauben wollten, die Schlafstätten der ganzen Familie, die ziemlich zahlreich war. Sie befanden sich in einer Art Schachtel oder Wandschrank, der nur zwei Fuß hoch war, und vollkommen durch kleine Thüren verborgen wurden, die mit dem übrigen Fachwerk des Zimmers in der besten Uebereinstimmung standen. Als man uns eine dieser Schachteln öffnete, und wir die reiche Spitzenverzierung bemerkten, welche die zwei Fuß hohe Oeffnung noch zur Hälfte verbarg, glaubten wir vielmehr einen hübschen Hausaltar, als das gewöhnliche Nachtlager eines holländischen Bauern vor uns zu sehen.

Bei den Landleuten in Geldern findet man mehrere Gebräuche, die längst vergangenen Jahrhunderten angehören. Am Pfingstsonntage versammeln sich die ledigen Burschen am Frühmorgen gruppenweis, um die jungen Mädchen, die sich zum Kuhmelken begeben, zu begleiten, und sich von ihnen mit warmer Milch regaliren zu lassen. Ist eine dieser Schönen nun von etwas jänkischer, haderechter Gemüthsart, so bindet sie einen häßlichen Popanz am Eingange der Wiese; ist sie aber sanft und liebenswürdig, so erblickt sie ihre schönste Kuh mit Blumen geschmückt.

Auf der andern Seite des Kanals zeigt sich eine sehr hübsche Kirche, deren rothliche Säulenhallen und bunte Fenster zwischen den hohen Schattendächern der sie rings umgebenden Bäume einen gar hübschen Anblick gewährten. Es war die einzige Kirche des Polders, zu der am Sonntage in kleinen Kutschen die eben so reiche als fromme und wohlbekleidete Bevölkerung der Umgegend hinströmt, dicke mit goldenen Rägeln beschlagenen Bibeln unterm den Armen.

Im der Nähe von Alkmaar sahen wir den großen Kanal wieder. Er war auf dieser Seite bereits vollendet, und wir konnten uns jetzt erst einen rechten Begriff von seiner Größe machen. Von Alkmaar bis Beverwyk kannten wir den Weg und bemerkten also nichts Neues. Von dort verfügten wir uns nach Saardam, wo wir mit Tagesanbruch ankamen. Warum gefällt man sich, den Namen dieses Orts, der durch eine der außerordentlichsten und merkwürdigsten Thatsachen, durch Peters I von Rußland Aufenthalt als Zimmergesell, verewigt worden ist, zu entstellen? Und

Digitized by Google

doch iſt er ſo einfach, als er nur immer ſein kann, nämlich „Zaandam oder Damm an der Zaan“. Der Anblick iſt von der Landſeite, und vorzüglich von der von Beverwyk, ſeltſam genug. Man denke ſich auf eine Landſtrecke von kaum einer Quadratſtunde Ausdehnung, die weder durch die geringſte Unebene des Bodens oder durch Bäume unterbrochen wird, mehr als zweitauſend Windmühlen von ungeheurer Größe dicht neben einander ſtehend und in beſtändiger Bewegung. Das Auge erblickt, indem es dieſen beweglichen Wald durchforſcht, hier und da kleine Standarten von verſchiedenen hellen Farben auf den Dachſpitzen, mit Blumen und bunten Bändern umwunden, die manchmal auch die Windmühlenflügel ſchmücken, und mit dieſen die Luft durchſchwirren. Man frägt: was das zu bedeuten habe? und man erfährt, daß die Zaandammer auf ſolche Weiſe ihre Verlobungen und Hochzeiten ankündigen, und daß nicht allein die Mühle, in welcher die Verbindung ſtatt findet, eine Fahne ausſteckt, ſondern auch die übrigen, die den beiden Familien und deren Verwandten angehören, wobei dieſe Müller-Ariſtokratie, durch die Verſchiedenheit der Farben, die Verſchiedenheit der Geſchlechter andeutet. — In demſelben Geſichtskreiſe, und mitten unter dieſer Freude und Bewegung deuten dagegen auch die unbeweglichen Flügel einiger Mühlen, und die losgeknüpfte Leinwand an denſelben, den Todesfall in einer Familie an. — Dieſe Mühlen werden zu tauſend Induſtriezweigen gebraucht, ohne die Austrocknung der Sümpfe in Anrechnung zu bringen. Die meiſten beſchäftigen ſich jedoch mit der Verfertigung des Papiers, der Oelbereitung und dem Bretterſchneiden.

Das Merkwürdigſte, was man zu Zaandam ſehen kann, iſt die Hütte Peters des Großen, zu der man ſich gewöhnlich ſogleich nach ſeiner Ankunft führen läßt. Der Weg dorthin iſt ſehr intereſſant, denn er erweckt und entwickelt im Geiſte alle darauf Bezug habende Ideen, ſo wie er die Wichtigkeit eines Unternehmens in das hellſte Licht ſtellt, deſſen Reſultate ſo groß und entſcheidend für das Wohl von ganz Europa geweſen ſind. Der von Peter I aufgethürmte Koloß, der eben jetzt mit ſeiner ganzen Schwere auf dem zivilisirten Theil der Erde laſtet, erhielt in dieſem unſcheinbaren Hauſe Form und Beſtimmung, unter der Hand eines Monarchen, der die Zimmergeſellen ſo gut als den Gäuſelkiel führte. Die Hütte an und für ſich ſelbſt hat nichts beſonders Auffallendes. Sie beſteht aus zwei Zimmern, die faſt kein anderes Möbel, als ein altes Weib, enthalten, die dem Beſucher erzählt: daß ihre Aeltern den Zaar geſehen und gekannt haben; worauf ſie ſich nicht wenig zu gute thut. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alle Wände, und ſelbſt der „Rauchfang“, mit einer Menge obſkurer Namen bedeckt ſind. Auf einer weißen Marmortafel zeichnet ſich allein der des Kaiſers Alexander, oder vielmehr die lakoniſche Inſchrift: „Petro primo Alexander primus“, aus. Daneben haben die ſämmtlichen Offiziere, welche die Ehre hatten, den Selbſtherrſcher aller Reuſſen bei dieſem Beſuche zu begleiten, gleichfalls ihre Namen, nebſt Würden, Titeln und Orden eingraben laſſen, ohne ſich darum zu bekümmern, welche Notiz die Nachwelt von dieſer unvermeidlichen Maasregel nehmen werde.

Wer ſich Zaandam als einen elenden Weiler und eine kleine Schiffswerft denkt, der irrt ſich gewaltig. Der Ort hat mehr als 5000 Einwohner, und ſowohl in ſeinen Häuſern und Gärten, als auch in der Kleidung des Volks, einen aufs Aeußerſte getriebenen Luxus. Die Zaan, der man den Namen eines Fluſſes gibt, iſt ein ſtehender Kanal, der mit dem Wickermeer in Verbindung geſetzt worden iſt. Ein anderer Zweig wendet ſich gegen das Meer, wohin man durch vier und fünf Schleuſen gelangen kann. Im Winkel zwiſchen den beiden Armen, und an den beiden Ufern der Zaan, iſt der hübſche Ort erbaut. Der Luxus, eine Frucht der Arbeit, iſt hier doch noch einigermaßen einfacher, als zu Broek, und ſelbſt in den Umgebungen von Amſterdam. Man ſieht keine Straßen, und der Damm iſt der einzige Punkt, auf welchem man ſich der Pferde bedienen kann. Der Hafen iſt nicht merkwürdig und ſein Gewäſſer ſehr ſchmutzig. Ein großes von Utrecht ankommendes Schiff war mit Trinkwaſſer befrachtet, woran man hier gänzlich Mangel leidet, und welches deshalb eben nicht zum wohlfeilſten verkauft wird.

Wir ſetzten unſere Reiſe durch den ſchmutzigſten Theil dieſer Gegend, die gewöhnlich nur das „Waterland“ genannt wird, auf den Dämmen fort, und wendeten uns gegen Purmerend, das in dem von Schermerboorn entgegengeſetzten Winkel des Beemſter liegt. Die Stadt iſt faſt eben ſo groß als Alkmaar, und ihre Thüreme machen, mitten unter den ſie rings umgebenden Fluthen, einen ſonderbaren Effekt. Wir hatten uns nur allein darum dorthin verfügt, um einem Pferderennen beizuwohnen, und den Kopf noch voll von der Erinnerung deſſen, was wir zu Epſom und zu Newmarket geſehen hatten, wurden wir in unſern Erwartungen nicht wenig getäuſcht. Aber wie wäre es auch nur denkbar geweſen, daß dieſe ſchwerfälligen frieslandiſchen Roſſe, die nur einmal in ihrem Leben von den Schenkeln eines Reiters berührt werden, mit jenen engliſchen Schnellläufern ſich vergleichen dürften, die wie Schatten vorüberſtreifen? — Von der Höhe des Damms, auf dem der Wettlauf

Digitized by Google

gehalten wurde, bietet sich eine prachtvolle Umsicht dar. Man erblickt den ganzen reichen Beemster unter sich, mit seinen unabsehbaren Laubgängen, Kanälen und zerstreuten Gebörten, wo der allgemein angenommenen Meinung zufolge, die Butter fetter, die Wolle feiner, die Bewohner dicker, nüchterner und reicher sind, als sonst irgendwo; es ist, mit einem Worte, das nec plus ultra jenes prosaischen Arkadiens, dessen wir schon oben gedacht haben.

Endlich näherten wir uns Brök. Nur zwei Wegstunden noch durch eine menschenleere Wüste, und wir sollten durch den auffallendsten Kontrast aus unsern schwermüthigen Träumereien wieder erweckt werden, wir sollten dieses Marionettendorf, diesen Edelstein des schlechten Geschmacks sehen, der unverdienterweise das Muster von Nordholland genannt wird. Bevor man den Ort erreicht, gelangt man an eine große unbewegliche und unbelebte Wasserfläche, die von einzelnen Lustbäuschen und Kiosken umgeben ist, welche an Bagatelle und Neuilly bei Paris erinnern. Ein mittelmäßiges Wirthshaus befindet sich außerhalb dem Dorfe, und in ihm findet man die Führer, deren man durchaus bedarf, um das Innere dieses holländischen Schahkästleins zu besuchen. Brök hat keine Straßen, sondern nur Fußwege, die die Geböste von einander scheiden, und die, auf eine wirklich merkwürdige Art, aus bunten Backsteinen erbaut sind. Wir besuchten nach und nach eine Menge kleiner Spielschachelchen ernsthafter Menschen, von denen das Eine immer bunter, immer zierlicher, immer geschmackloser als das Andere war. Kleine Kanäle, niedliche Brücken darüber, durchschnitten fast in jedem Augenblicke die Fußwege, die meistentheils ein gelber, regelmäßig gebackter Sand überdeckte, welche vor uns an diesem Tage noch Niemand betreten zu haben schien. Bei jedem Schritte sahen wir einen neuen Luxus, eine neue Albernheit. Hier ein Haus in antiker Form, mit einer prächtigen Säulenhalle und einem elenden Dache. Nach näherer Besichtigung überzeugte man sich jedoch, daß das Ganze nur eine äußerlich bemalte Mauer sei, hinter der nichts weiter vorhanden war. Dort ein eisernes Gitter voe einem kleinen Krautgarten, das mehr als 20,000 Franken gekostet hatte. Auf dieser Seite eine Musterkarte kleiner Brücken, auf jener ein Insel-Archipel, in der jedes Stück nicht viel größer als die flache Hand war. In einem bretternen Pavillon saß ein gemalter Gensdarmer und angelte. Neben ihm blies ein Alphirt auf dem Horn, ohne daß davon seiner dicken Kuh Hören und Sehen verging. Ein flinker Bursch spitzte seit vierzig Jahren seinen Mund, um seine seit neununddreißig Jahren eilf Monaten und siebenundzwanzig Tagen ruhig harrende Schöne zu küssen. Ein Jäger hatte seit einem halben Jahrhundert seine Flinte angelegt, um einen Entrich todtzuschießen, der beständig am Ende seines Gewehrlaufs schwebte.

Bei alledem ist Brök ein Ort, der gesehen zu werden verdient, aber den man nicht wieder zu erblicken wünscht, wenn man ihn einmal besucht hat. Wir kehrten von da nach Bucksloot zurück, das am Y, diesem grauen Meerarme, Amsterdam gegenüber liegt. Es ist ein hübsches Dorf und an Sonn- und Feiertagen die Lieblingspromenade der Stadtbürger. Man miethet hier gewöhnlich die Kutschen zur Reise nach Nordholland, und kann sich immer darauf gefaßt machen, recht derb geprellt zu werden.

Nachschrift der Redaktion.

Der große Kanal, dessen mehrmals in dem vorstehenden Aufsahe gedacht worden ist, und dessen Vollendung in vielfacher Hinsicht zweifelhaft schien, ist jetzt wirklich beendet worden, so daß nicht nur die Kauffarthei- sondern selbst die größten Kriegsschiffe ihn bequem befahren können. Die königliche Fregatte „Bellona" hat am 13 Dezember 1824 die Schiffahrt desselben eröffnet, und zwar vom Y aus, durch die Wilhelmsschleuse. Am 14 kam sie bis zum Damm von Graft, am 15 in die Nähe von Alkmaar, am 16 zur Schleuse von Kögras und am 17 nach Wilhemsoord, bis wohin sich der Kanal erstreckt.

Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis.

Unter diesem Titel wird in Kurzem ein Werk erscheinen, auf welches die Aufmerksamkeit des Publikums schon im Voraus aufs Höchste gespannt ist. Man hat uns einige Auszüge aus der Handschrift mitgetheilt, die wir hier unsern Lesern zum Besten geben wollen. Man weiß, daß Frau von Genlis in mancherlei merkwürdige Begebenheiten verwickelt gewesen ist, daß die Natur sie mit vieler Beobachtungskraft ausgestattet hat, und daß man, ohne ungerecht zu sein, ihr nicht ein gewisses ausgezeichnetes Schriftstellertalent abläugnen kann. Ueberdem handeln diese Denkwürdigkeiten nicht über sie allein, man findet darin vielmehr mancherlei interessante Mittheilungen über andere Personen und Gegenstände, die in der Geschichte Epoche gemacht haben. Die Verfasserin hat fast alle berühmten Schriftsteller unsers Jahrhunderts persönlich gekannt, und ihr Jugendalter fiel in die volle Reife der des vergangenen. Deshalb sagt sie: „Ich darf mir schmeicheln, über mehr als ein halbes Jahrhundert unserer (der französischen) Literatur deshalb gute Bemerkungen zu hinterlassen, weil sie der Wahrheit vollkommen getreu sind. Außerdem habe ich noch geglaubt, daß, da ich einen großen Theil meines Daseins am Hofe und

Digitized by Google

in den größten Gesellschaften zugebracht habe, ich ein getreues Gemälde von jenen theilweis zerstreuten, theilweis auf immer verschwundenen Versammlungen eines nicht allein verflossenen, sondern selbst im Gedächtnisse der jetzt noch Lebenden vollkommen erloschenen Jahrhunderts geben könne."

Unter einer großen Menge Anekdoten, die zu unserer Disposition gestellt worden sind, und unter denen uns die Auswahl nicht wenig schwer geworden, haben wir endlich die folgende ausgeschieden, in welcher Frau von Genlis ihre Aufnahme als Kanonissin des Kapiteis von Alix erzählt.

„Der Tag meiner Aufnahme war, wie man leicht denken kann, für mich ein großer Tag. Der Abend vorher war nichts weniger als angenehm. Man frisirte mich unter entsetzlichen Martern des Kamms und des Eisens, man probirte mir die Kleider an, und wiederholte mir hundertmal, was ich zu thun oder zu lassen habe. Endlich war der glückliche Augenblick erschienen. Man kleidete mich achtzehnjähriges Mädchen und meine kleine achtzehnmonatliche Muhme, wie zwei Puppen, in weiße Kleider und führte uns mit Pomp in die Kapitelkirche. Alle Damen waren weltlich gekleidet, ausser daß sie schwarze Reifröcke und große, mit Hermelin gefütterte Mäntel trugen. Sie bildeten den Kranz im Chor. Ein Priester, den man den Großprior nannte, ließ uns das Credo hersagen und uns auf sammtene Kissen niederknien Sodann sollte er uns eine Haarlocke abschneiden; aber da er sehr alt und fast stockblind war, so schnitt er mir in's Ohr, was ich jedoch, ohne mich im Geringsten zu beklagen, mit „Heldenmuth" ertrug. Als man das rinnende Blut bemerkte, lobte man mich über die Maaßen. Nachdem steckte er einen gesegneten Goldreifen an meinen Finger und befestigte mir auf dem Kopfe ein Stück weiß und schwarzes Zeug, das einen Finger lang war, und das die Kanonissinnen „einen Mann" nannten. Er hing mir die Zeichen des Ordens, ein rothes Band mit einem prächtigen Emaillekreuz, und einen Gürtel von breitem schwarz moirirten Bande, um. Nach dieser Zeremonie machte er uns eine kurze Ermahnung, worauf wir alle Damen umarmten. Alsdann hörten wir die große Messe an. Der übrige Theil des Tages wurde, nach dem Essen, mit Lustbarkeiten, Besuchen und kleinen Spielen zugebracht. Von jetzt an nannte man mich: Frau Gräfin von Lancy. Mein Vergnügen, mich also nennen zu hören, war unbeschreiblich"

Brechen wir ab und führen wir eine andere Stelle über das Leben der Nonnen in ihren Klöstern an.

„Zu Ende Novembers führte mich Herr von Genlis nach der Abtei von Origny-Sainte-Benoîte, zwei Stunden von St. Quentin. Ich sollte vier Monate darin zubringen, während mein Gemahl sich nach Nancy, an den Hof des Königs Stanislas, verfügen mußte. Es war damals noch nicht Sitte, daß die Frauen ihre Männer in ihre Garnisonen begleiteten, und mit ihnen in den Kasernen, oder anderswo wohnten. Ich weinte viel bei der Trennung, aber kurz darauf machte mir das Klosterleben vielen Spaß. Die Aebtissin hieß Frau von Sabran und war von guter Familie. Die Abtei war sehr groß und sehr schön. Es befanden sich mehr als hundert Nonnen darin, ohne die Layenschwestern und Pensionnärklassen zu zählen, in denen sich in der einen nur ganz kleine Mädchen und in der andern schon erwachsenere von zwölf bis achtzehn Jahren befanden. — Ich hatte ein hübsches Zimmer im Innern des Klosters, und meine Kammerfrau hatte das ihrige nebenan. Ich speisete am Tische der Aebtissin, der sehr leckerhaft war. Die Aebtissin nahm fast alle Männerbesuche in ihrem Zimmer an, und es fanden sich deren viele ein. Sie hatte mehrere Domestiken, schöne Pferde und Kutschen, und fuhr oft mit mir und einigen Nonnen spazieren, oder über Land, nach irgend einem Meierhofe, wo wir uns erlustigten. Jede Nonne hatte ein hübsches Zellchen und ein Gärtchen, kaum so groß als die Hand, aber über alle Beschreibung niedlich. Eine von ihnen hatte in dem ihrigen einen Felsklotz angebracht, aus dem ein helles Wasser hervorsprang. Es war eine Freude dies anzuschauen. Die Naivetät und Frömmigkeit der Nonnen erinnerte mich oft an meine englischen Freundinnen der Cassettestraße. Indessen waren sie viel weniger vollkommen. Es war derselbe Glauben, dieselbe Milde, dieselbe Arbeitslust; aber nicht dieselbe Einigkeit unter ihnen. Die Frau Aebtissin hatte ihre Günstlinge, die Großwürdeträgerinnen, die Frau Haushälterin, die Frau Kapellanin u. s. w.; dadurch entstanden Parteien und Faktionen, die den Tanz manchmal bunt genug machten; aber Alles ging dennoch ohne Erbitterung und Treulosigkeit zu. Die Religion trat vermittelnd dazwischen und beruhigte Alles, was kurz vorher jäh aufgebrauset war.

Petersburger Sittentafel.

Rothe, wo du bist?

Hätte ich die Zauberruthe der Fee Morgana, so würde ich mir das Vergnügen machen, an einem schönen Sommertage, aus einem der zivilisirtesten Länder des westlichen Europa's, einen Mann zu entführen, der mit einem scharfen Beobachtungsgeiste einen sorgfältigen Unterricht, eine gereifte Erfahrung und eine große Weltkenntniß in sich vereinigte, um ihn im Hui, und mit verbundenen Augen, an die Ufer der Newa zu versetzen. Ich würde mich mit ihm

Digitized by Google

zuerst in dem Stadtviertel der alten Börse niederlassen, wo die meisten Handlungsschiffe anlanden, und ehe ich ihm seine Bürde abnahme, würde ich ihn fragen: Rathe, wo du bist?

„Ich verliere", würde er antworten, „einen vermischten Geruch von Kaufmannswaaren. Die Düfte der Orangen, Zitronen und Nüsse, des Leders und der Rosinen gereichen bis zu meiner Nase. Jetzt wird mein Ohr von dem Gerassche der Walzen, dem Pfeifen der Massen und dem Geschrei der Matrosen betroffen. Ich glaube Schiffe ausbessern zu hören, und bemerke ein Gewühl von Menschen um mich her, die bald in englischer, dänischer, schwedischer, holländischer und deutscher, bald in französischer, italienischer und in andern mir unbekannten Sprachen reden. Ich vermuthe demnach, daß wir in einer Handelsstadt uns befinden mögen."

Darauf nehme ich meinem Philosophen die Binde ab, der sich nicht wenig freut, so genau gerathen zu haben. Der Massenwald dicht vor ihm, die bunte Verschiedenheit der Trachten, und Alles, was ein bedeutender Hafen Auffallendes und Interessantes darzubieten vermag, das trifft zuerst seine Augen, und entschädigt ihn reichlich für die augenblickliche Blindheit, welcher er sich auch wieder sehr bereitwillig unterzieht, um mit einem Satze sich mitten in den Sommergarten versetzt zu sehen. Wir befinden uns in der großen Allee, und ergehen uns im Schatten jener majestätischen Bäume, unter denen man eine angenehme Frische einathmet. Hier findet sich zu gewissen Stunden Alles ein, was die Hauptstadt an sogenannter „großer und schöner Welt" in sich faßt. Es gibt Tage und Stunden, wo man sich drängt, sich stößt, sich entschuldigt, und bei der Erscheinung dieser oder jener Person wie Heuschrecken rechts und links bei Seite springt. Alles, was man hier sieht, hat ein anständiges und sittsames Ansehen; und mancher Große trägt hier seinen Luxus und seine Pracht zur Schau. Eine Atmosphäre der seltsamsten Wohlgerüche umgibt die wandelnden Frauen, die ihre natürlichen Reize durch einen anpassenden Schmuck noch zu erheben wissen. Die Männer sind mit Orden und Bändern von allen möglichen Farben überdeckt. Hier und da erblickt man einen Stern mit vieler Koketterie halb unterm Ueberkleide verborgen. Glänzende Laketen, Neger und Türken in Livreen, kleine Kniebock auf chinesische Art gekleidet, Läufer die den Shawl oder das Schnupftuch ihrer Gebieterin tragen, zeigen sich überall. Eine lange Reihe prachtvoller Kutschen dehnt sich an den verschiedenen Ausgängen des Gartens aus, und setzt meinen Beobachter in Erstaunen. „Das ist ein ganz anderes Land," ruft er endlich aus, „als das, worin wir uns vor Kurzem befanden. Hier sind wir nicht mehr in einer See- und Handelsstadt, sondern in einer großen und reichen Residenz und in der Nähe eines mächtigen Hofes."

Eine Bewegung meiner Hand, und wir sind in die Insel Krestowsky versetzt. Auf allen Seiten sehen wir Bürger und Handwerker, die von ihrer Arbeit ausruhen. Hier belustigt man sich mit Kegelspiel, dort mit Biertrinken und Tabakrauchen. Einige, auf dem Rasen gelagert, umgeben mit ihren Frauen und Kindern eine ungeheure kupferne Theekanne, Andere verzehren Milch oder kalte Fleischspeisen, oder in der Asche geröstete Kartoffeln, aus freier Faust. Alles singt und schwatzt, und ist lustig und guter Dinge. Mein Begleiter blickt mich verwundert an. „Vor einem Augenblick", sagte er, „glaubte ich mich, der Sprache wegen, in Frankreich zu befinden; aber es scheint mir jetzt, als seien wir auf dem Jahrmarkte irgend einer kleinen deutschen Stadt. Sind diese Gesänge, dies Geschwätz, diese Bezeugungen der Freude nicht rein deutsch? Gewiß sind wir weit von dem Orte entfernt, wo wir so eben die Opulenz der Großen bewundert haben."

Von da werden wir nach Kammeni-Ostrow versetzt. Wir sind auf der Brücke und die Zauberinsel entwickelt sich vor uns. Auf den silbernen Fluthen schwimmend, ist sie von üppigem Gebüsch und hohen Bäumen umkränzt. Unter diesem grünen Amphitheater zeigen sich hübsche Wohnungen gelb, weiß, blaßroth und himmelblau übertüncht, die fast wie aus Porzellan erbaut zu sein scheinen, so zierlich und so vollendet sind sie. Ein Gemisch französischer, italienischer, deutscher, englischer, holländischer und chinesischer Bauart zeigt sich in ihnen; aber das Ganze gehört keinem Lande insbesondere an. Das Wasser ist so klar und durchsichtig, das Klima so angenehm, der Himmel so heiter, die Vegetation so kräftig und frisch. Die große Insel ist, wie eine Mutter von ihren Kindern, von einer Menge kleinerer umgeben. — Mein Beobachter wird aus diesem Anblicke nicht klug; er gestehet, weder die Gegend, noch die Architektur, noch das Klima, noch die Vegetation zu kennen, und, mit einem Worte, nicht die entfernteste Ahnung zu haben, wo er sei.

Bald sind wir auf der neuen Promenade, in der Nähe der Admiralität. „Ich erblicke Engländer, Türken, Spanier, Armenier und Perser!" ruft mein Begleiter. „Alle diese Nationen habe ich bereits in Kupferstichen abgebildet gesehen, und erkenne sie jetzt vollkommen wieder. Jeder redet in seiner Sprache, und ich verstehe davon kein Wort. Aber was treiben alle diese Männer hier? Sie spazieren ganz ruhig umher, und scheinen keine Kaufleute zu sein. Diese Gebäude gehören ebenfalls keiner Handelsstadt an, und

jener Palaſt dürfte von keinem Monarchen zur Wohnung verſchmäht werden. Wir ſind, wenn ich nicht irre, in einer der erſten Reſidenzſtädte Europa's."

Noch ein Schlag der Zauberruthe, und wir befinden uns in der ſchönen Straße Newski Proſpekt. „Dieſe prächtigen Häuſer," ſagt der Philoſoph, „dieſe hohen Gebäude mit flachen Dächern, laſſen mich ahnen, daß wir in Italien oder im ſüdlichen Frankreich ſind. Alles iſt einfach; aber ſehr wohl geordnet und von gutem Geſchmack. Dieſes Trottoir gehört nicht London an, denn dort iſt es nicht von Granit; auch ſind die Straßen daſelbſt nicht ſo breit und ſo geräumig. Weder Amſterdam noch Venedig haben einen ſo prachtvollen Kanal, und ich ſehe weder die einförmigen Backſteine von Holland, noch die traurigen Gondeln der Lagunen. Auch ziehen ſich an dieſen nicht ſo ſchöne Quais von Granit, mit eiſernen Geländern verziert, entlang, eben ſo wenig als an den trüben Gewäſſern der Amſel. Dieſe Straße iſt länger, als die berühmteſten Berlins, und weder Turin noch Florenz haben ähnliche. Ich ſehe zwar nicht die alten Denkmäler Roms; aber ich ſehe Marmorſäulen, die ſich überall neben dem ſchönſten Granit zeigen. In London und Wien ſieht man ſolche Equipagen nicht, und die Bewegung iſt hier größer, ſchneller und lärmender als in jenen beiden Städten."

Endlich werden wir zwiſchen mehrere Gruppen von Landleuten verſetzt. Es iſt der Heumarkt, und mein Begleiter blickt mit wachſendem Erſtaunen um ſich. Die langen dicken Bärte der kräftigen, in ſchmutzige Pelze gehüllten Männer, deren Hals entblößt, deren Bruſt dicht behaart, deren Fußbekleidung aus Baumrinde gemacht iſt, nöthigen ihm ein Zeichen der Verwunderung ab. „Wo bin ich?" ruft er aus, „in welchem Lande am Ende der Welt? Welche Fuhrwerke, welche Wagengeſchirre! In meinem Leben habe ich nichts Aehnliches geſehen. Was ſoll dieſer ſtarke hölzerne Reif über dem Halſe des Pferdes bedeuten? Alles iſt bäuriſch und roh, Alles fremdartig, bis auf die Phyſionomie der Thiere Aus welcher Wildniß iſt jener Menſch, der ſein Roß an zwei lange Stangen gebunden hat, die am äußerſten Ende vereinigt, ihm zum Fuhrwerke dienen, worauf er die Früchte ſeines Feldes fortſchleift? Ich habe noch nie die Kindheit und das Elend der Menſchheit in ſolcher Nähe geſehen. Das iſt die ſechste Stadt, die wir heute beſucht haben, und wir ſind richtig von einem Ende der Ziviliſation bis zum andern geſchritten."

Wir haben nur eine Stadt geſehen, entgegne ich ihm, und dieſe Stadt iſt Petersburg. Alles was Europa, ja was der Erdball Merkwürdiges hat, das findet ſich in ihr wie durch Zauberei vereinigt. Deshalb auch möchte man faſt ſagen, daß ſie allen Nationen angehört, und daß alle Extreme in ihr ſich vereinigen.

Einiges über Mexiko.

Nach dem letzten Berichte des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Don Lucas Alaman.

Es gibt bis jetzt nur drei Hauptſtraßen in Mexiko, die von Vera-Cruz, von Acapulco und die nach dem Innern. Die erſte wurde mit vieler Pracht von den Konſulaten (der Kaufmannsinnung) von Mexiko und Vera-Cruz begonnen, und von dieſer letzten Stadt bis nach Berotta und von Puebla bis zur Hauptſtadt vollendet. Die Strecke zwiſchen Berotta und Puebla iſt indeß nicht ausgeführt worden. Seitdem die Regierung in der neuen Republik eine gewiſſe Stabilität erlangt hat, richtet ſie auch ein beſonderes Augenmerk auf die Erbauung der Straßen, und bald wird man das ganze Land auf eine eben ſo angenehme als bequeme Weiſe bereiſen können. Man hat bis jetzt nur einen Kanal, den von Zuchuetoca, der die Gewäſſer des Cuantillanſtromes abführt, und ſie verbindet, in den See von Zumpango ſich zu ergießen, der ehemals dadurch große und verderbliche Ueberſchwemmungen anrichtete, daß er übertrat und ſeine Waſſermaſſe in die Seen von San-Chriſtoval und von Texcuco ſtürzte, welcher letztere immer die Hauptſtadt des Landes bedrohete. Ein anderer Kanal, der von höchſter Wichtigkeit werden müßte, wenn er ausgeführt würde, iſt der von Panama, durch den die Verbindung zwiſchen dem atlantiſchen Ozean und dem ſtillen Meere bewerkſtelligt werden ſoll. Bereits im Jahre 1814 hatten die ſpaniſchen Kortes ſeine Oeffnung verordnet. Man wollte bei der Ausführung der nothwendigen Arbeiten theilweis dem Laufe des Huahacoliſtromes und des Chimalapaſluſſes folgen. Der Handelsſtand von Guadalagara wollte dieſem Unternehmen ſich unterziehen; aber es fehlte ihm an den hinlänglichen Mitteln dazu. Die gegenwärtige Regierung hat nun dieſen Entwurf wieder aufgenommen, und ſeine Ausführung betreibt. Dadurch wird der Handel mit Oſtindien eine andere Richtung annehmen, und die Landenge von Tehuantepec wird die reichſte Gegend der ganzen Erde werden.

Der Ackerbau dehnt ſich nach und nach auf alle für den Handel und den innern Wohlſtand wichtige Gegenſtände aus. Der Kaffeebau, der Reichthum der Antillen, iſt mit vielem Erfolg im ſüdlichen Theile des Landes eingeführt worden. Man will ebenfalls Baumwolle und Maulbeerbäume pflanzen und Hanf und Flachs ſäen. Unter ſpaniſcher Herrſchaft war der Weinbau verboten; jetzt gedeihet dort ein ſehr guter

Digitized by Google

Gewächs. Die Veredlung der Wolle, der Pferdezucht und überhaupt der Landwirthſchaft, wird unabläſſig betrieben. Unbebaute Erdſtriche (Valdios) werden vertheilt und blühen herrlich empor.

Die Ausbeutung der Minen iſt die erſte Induſtrie Mexiko's und eine Quelle überfliessender Reichthümer für dies Land. Die in den Provinzen von Guanaxuato und Zacatecas befindlichen haben ſeit zehn Jahren mit Hilfe der Maſchinen bedeutend gewonnen. Der innere und äuſſere Handel bietet bis jetzt zwar nur bloſe Hoffnungen dar, aber er wird gewiß nicht ermangeln, ſich zu entwickeln. Die Sicherheit der Landſtraßen und die Bildung neuer Kapitalien können allein dem innern Verkehr gröſern Schwung geben. Im äuſſern ſoll der Wallfiſchfang und überhaupt der Handel zur See mehr begünſtigt werden.

Die anſteckenden Krankheiten vermindern ſich, und das gelbe Fieber (vaumito prieto) ſteigt nicht höher als bis auf 3000 Fuß über der Meeresfläche an. Die Vaccine iſt überall eingeführt worden, und iſt nicht ohne glücklichen Erfolg auf den öffentlichen Geſundheitszuſtand geblieben.

Der erſte öffentliche Unterricht iſt noch ſehr fehlerhaft; aber die Regierung wendet ein ſorgſames Augenmerk darauf, den gegenſeitigen Unterricht allmälig zu verbreiten. Im der Stadt Mexiko beſteht ſchon eine ſolche Schule, in der ſich 1600 Kinder befinden. In der Hauptſtadt und in einigen Provinzſtädten ſind zwar Univerſitäten und Kollegien, aber ſie ſind ſämmtlich übel genug beſtellt, und ſollen vollkommen umgeſtaltet werden.

Biographiſche Bruchſtücke.

7. Mina.

Unlängſt iſt eine Flugſchrift, unter dem Titel: „Short extract from the life of general Mina (kurzer Lebensabriß des Generals Mina)“, zu London erſchienen. Es iſt keineswegs, um ſeine Eitelkeit zu befriedigen, daß der Krieger dieſe Schrift aufgeſetzt hat, ſondern allein in dem Beſtreben, auch jetzt in ſeiner eigenen Hilfloſigkeit noch nützlich zu ſein. Er weiß, wie viele Theilnahme ſich an ſeinen Namen und an ſein Leben heftet, und er benutzt ſie, um den unglücklichen und wie er verbannten Spaniern mit dem Ertrage dieſer Beſchreibung ſein Schickſal darzubringen. Der Verfaſſer erzählt Folgendes von ſich ſelbſt:

„Ich bin zu Idoſin, einem Dorfe in Navarra, am 17 Juni 1781 geboren. Meine Aeltern waren Johann Stephan Eſtoz y Mina und Maria Thereſia Hundain y Arbaiz, ehrliche Pächter in der Provinz. Sobald ich leſen und ſchreiben konnte, neigte ich mich ſelbſt den Arbeiten der Landwirthſchaft zu, und nach dem Tode meines Vaters verwaltete ich den kleinen Meierhof, der das ganze Eigenthum meiner Familie ausmachte. So habe ich bis zu meinem ſechsundzwanzigſten Jahre gelebt; aber die treuloſe Invaſion Bonaparte's belebte meinen Patriotismus, und da ich den Franzoſen alles mögliche Unheil in unſerm Dorfe zugefügt hatte, ſo war ich genöthigt, es zu verlaſſen, und ließ mich als gemeiner Soldat im Regiment Doyle, am 8 Februar 1809, einkleiden. Einige Zeit nachher verfügte ich mich zur Guerilla meines Neffen, Xaver Mina, und diente auch dort als gemeiner Soldat. Unſere Guerilla wurde zerſtreut, unſer Anführer gefangen, und die allein noch übrig gebliebenen ſieben Männer ernählten mich an deſſen Statt. Kurz darauf wurde ich durch die Junta von Arragonien zum Oberbefehlshaber der Guerillas von Navarra ernannt, und habe dieſem Poſten vom 1 April 1810 bis zum 15 September desſelben Jahres vorgeſtanden.“

Nach dieſer Vorrede erzählt der General die Geſchichte ſeines Feldzuges im J 1810 folgendermaſen:

„Während dieſem Feldzuge habe ich, ohne die unbedeutenden Scharmützel zu zählen, hundert und dreiundvierzig Gefechte oder regelmäßige Schlachten geliefert, von denen die berühmteſten die von Arbar, Aneçar, Arlaban, Averbe u. ſ. w. (die Namen folgen hier nach alphabetiſcher Ordnung) waren. Ich habe dreiundzwanzig Tage lang ein 26,000 Mann ſtarkes Armeekorps in Navarra zurückgehalten, welches auſſerdem Theil an der Schlacht von Salamanca genommen und ſich mit dem Marſchall Marmont vereinigt haben würde. Durch die Zerſtörung der Straßen und Brücken habe ich die Ankunft von achtzig Stück ſchweren Geſchützes verhindert, die auf die Entſcheidung der Schlacht von groſem Einfluſſe geweſen ſein würden. Eben ſo habe ich zum Gewinn der groſen und entſcheidenden Schlacht von Vittoria beigetragen. Durch meine Bewegungen verhinderte ich die Vereinigung der Diviſionen Clauſels und Foys, die ungefähr 28,000 Mann ſtark waren. Bei dieſer Gelegenheit habe ich mich mit den Generalen Dorſenne, Clauſel, Abbé, Caffarelli, Soullier, Harisve, Reille, Agoult u. A. herumgeſchlagen. Meine Diviſion hat dem Feinde dreißig befeſtigte Städte und mehr als 14,000 Kriegsgefangene, nebſt vielem Geſchütz, Munition, Bagage, Geld u. ſ. w., abgenommen.

„Nach dem Friedensſchluſſe von 1814 und nach der Rückkehr Ferdinands VII nach Madrid, bezeigte der König das Verlangen, mich zu ſehen, und ſchickte mir den Befehl zu, mich an den Hof zu begeben. Ich langte in Mitte Juli dort an. Während meines fünftägigen Aufenthalts verſtieg mir der Monarch einige Audienzen, und ich that mein Möglichſtes, ihn zu bewegen, ſich der heimtückiſchen Rathgeber zu entledigen,

Digitized by Google

die ihn umgaben. Das Resultat meines Bestrebens war, Gelegenheit zur Wiederannahme eines alten Entwurfs, die Division von Navarra in Freikorps umzugestalten, zu geben. Dies geschickt verbreitete Gerücht war genügend, in einem Augenblicke mehr denn 2500 Soldaten zur Desertion zu bewegen. Man benutzte das, mich zurückzuschicken, um die Ausreißer vor ein Kriegsgericht zu stellen. Ein einfacher Aufruf war genügend, sie wieder zu ihren Fahnen zurückzuführen. Ich befehligte die Division bis zum Aufstande in der Nacht vom 25 September 1814. Mein Vorsatz dabei war, die Konstitution der Kortes zu proklamiren. Genöthigt, Spanien zu verlassen, ging ich am 4 Oktober nach Frankreich, wo man mir die Wahl des Orts freistellte, wo ich künftighin wohnen wollte. Ich siedelte mich zu Bar-sur-Aube an, und die französische Regierung zahlte mir eine Pension. Als Bonaparte die Insel Elba verlassen hatte, forderte ich Pässe, um mich nach der Schweiz zu verfügen. Sie wurden mir dreimal versagt, und man machte mir die glänzendsten Anerbietungen, wenn ich in französische Dienste treten wollte. Ich lehnte Alles ab und ging heimlich am 20 Mai von Bar-sur-Aube weg. Die Gensdarmen verfolgten mich, und hätten mich beinahe, bart an der Schweizergrenze, arretirt. Nach Bonapartes nochmaliger Abdankung kehrte ich nach Frankreich zurück und schlug meine Wohnung zu Paris auf.

„Als im Jahr 1820 die Konstitution in Spanien proklamirt wurde, begab ich mich nach Navarra und wurde bald darauf an die Spitze der dortigen militärischen Verwaltung gestellt. Nach der Bildung der Regentschaft zu Urgel zog ich einige Truppen zusammen, und begann meine Operationen mit 275 Kavalieristen und 1766 Infanteristen, dahingegen auf der andern Seite 33,000 Mann schlagfertig standen. Ich befahl die Zerstörung von Castel-Fullit, und dies Verfahren beförderte die Unterwerfung Cataloniens, wodurch viel Blutvergiessen erspart wurde. Eine Ordre des Königs erhob mich am 26 Dezember 1822 zum Generallieutenant. Am 19 Februar erhielt ich darauf noch das Großkreuz des heiligen Ferdinandordens, der Einnahme von Urgel wegen.

„Als endlich die französische Armee in Spanien einbrang, hatte ich weder ein Truppenkorps, noch sonst genügende Mittel, mich ihr mit Erfolg entgegenstellen zu können. Ich versammelte die vier politischen Vorstände der Provinz zu Bich, um von ihnen die nöthigen Unterstützungen zu erhalten. Die Festungen wurden so gut als möglich besetzt und ich befand mich an der Spitze einer kleinen Armee von 6000 Mann, mit welcher ich zwei und einen halben Monat lang 20,000 Mann französische Infanterie, 2500 Mann Reiterei und 7000 Glaubensfolgten aufhielt, die noch dazu von einer mächtigen Partei und von der feindseligen Stimmung der Städte unterstützt wurden.

„Leider waren alle Anstrengungen nicht vom glücklichsten Erfolge gekrönt, und ich sah mich genöthigt, am 1 November 1823 mit dem Marschall Moncey einen Vertrag abzuschliessen, durch welchen ich vor Allem die Ehre meines Landes, die meiner Untergebenen und meine eigene zu sichern suchte. Sodann schiffte ich mich zu Barcellona ein, um mich nach London zu verfügen, wo ich gegenwärtig noch wohne."

6. Bolivar.

Peru ist frei, Spaniens letzte Hilfsquelle in Amerika ist versiegt, die letzte Hoffnung auf den Besitz dieses Erdtheils ist ihm geraubt. Seine Heere sind vernichtet, und die Generale, welche sie befehligten, haben mit den Freiheitshelden Verträge abgeschlossen, in denen sie nicht nur auf alle fernern feindlichen Unternehmungen durchaus Verzicht leisten, sondern ihnen auch noch die Punkte zu übergeben sich verpflichten, die sich bis jetzt noch in der Gewalt der Royalisten befunden haben. Das große Werk, von dem zum Diktator von Peru ernannten Präsidenten der Republik Columbia, Bolivar, begonnen, ist von ihm auch beendet worden, und er hat seine interimistische Würde, die ihm eine unumschränkte Gewalt gab, niedergelegt. Ueber einen so merkwürdigen Mann, den seine Landsleute und Zeitgenossen bereits den „Washington des Süden" genannt haben, werden selbst die minder wichtigen Nachrichten von hohem Interesse.

Bolivar ist ungefähr sechsundvierzig Jahre alt. Sein Gesicht ist sehr angenehm, sein Auge feurig und schwarz und seine Züge vollkommen regelmäßig. Er spricht mit großer Leichtigkeit, sowohl in seiner Muttersprache, als im Englischen und Französischen, und er verschmäht es keineswegs, immer noch neue Kenntnisse einzusammeln. Er ist zu Carracas geboren und stammt von einer adelichen Familie ab. Sein ererbtes Vermögen wirft ihm ein jährliches Einkommen von wenigstens 200,000 Franken ab, wovon er den größten Theil zur vollkommenen Befreiung und zur Verbesserung der innern Einrichtung seines Vaterlandes verwendet.

Vor ungefähr achtzehn Jahren hielt er sich zu Paris auf und wohnte daselbst den öffentlichen Lehrkursen bei. Nebenbei besuchte er alle nützlichen Anstalten und machte sich mit allen neuen Erfindungen vertraut. Er lebte in vertrauter Freundschaft mit Alexander von Humboldt und mit Bopland, mit dem er weite Reisen gemacht hatte, um die Sphäre seiner Kenntnisse zu erweitern. Nachher besuchte er die verschiedenen Theile Frankreichs, Italiens, Englands, des südlichen

Digitized by Google

Deutſchlands und der Schweiz, wo er, obgleich nur auf kurze Zeit, zu Zürich, Aarau, Bern, in den kleinen Kantonen, im Oberlande, zu Lauſanne und zu Genf verweilt hat. Seine Streifereien durch dies freie Land gaben denn auch ſeinem Geiſte den Schwung, der ihn ſpäter zu ſo außerordentlichen Thaten geleitet hat. Der General Miranda war es, der ihm zuerſt das Schwert übergab, deſſen er ſich bis jetzt nur allein zur Befeſtigung der Freiheit und Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes bedient hat.

Hiſtoriſche Kronik.

VI.

Ibrahim Paſcha's, Sohn des ägyptiſchen Satrapen, Landung auf Morea hat den Erfolg gehabt, den man davon erwarten durfte. Wie ein elektriſcher Schlag hat ſie ganz Griechenland betroffen und dem Feuer des Patriotismus ſeine ganze intenſive und extenſive Kraft wieder gegeben. Die Zwiſte der Parteien haben plötzlich aufgehört, Odyſſeus hat ſich Guras genähert, und ſelbſt der hartnäckige Bey von Meina hat ſich mit der Regierung verſöhnt. Die Moreoten haben ihren Schwur erneuert, einem ehrenvollen Tode den Vorzug vor der entehrenden Sklaverei zu geben, und bereits ſchon haben ſie mehrere Proben von ihrem felſenfeſten Entſchluſſe abgelegt.

Nach den neueſten Nachrichten von Korfu hat am 14 April in der Gegend von Navarino eine zweite Schlacht ſtatt gefunden, die eine allgemeine Niederlage der Aegyptier zur Folge gehabt hat.

So viel iſt gewiß, daß die Sachen für die Pforte lange nicht ſo gut ſtehen, als man anfänglich geglaubt hatte. Die Unfälle und Unruhen in Theſſalien dauern fort, der Seraskier Redſchid-Paſcha iſt am griechiſchen Oſterfeſte auf's Haupt geſchlagen worden und hat ſich nach Janina zurückgezogen, wo er, ohne die geringſte Urſache, dreihundert Chriſten hat niedermachen laſſen, um ſich durch dieſes Henkervergnügen über den erlittenen Verluſt wenigſtens einigermaßen zu tröſten. Außerdem hat er noch die Köpfe der vier Hauptanführer der Albaneſen nach Konſtantinopel geſchickt, und dies Verfahren hat dieſe ſo ſehr erbittert, daß ſie ihn ſämmtlich verlaſſen haben. Seine Lage iſt alſo ſo kritiſch, als ſie nur immerhin ſein kann.

Zu Konſtantinopel hat der Tod des Thronerben Abdul Muchid, des Abgottes der Janitſcharen, deſſen ſie ſich ſchon mehrmals bemächtigten, und den ſie auf den Thron erheben wollten, die Gemüther auf's tiefſte angeregt, um ſo mehr, da man vermuthet, daß er keines natürlichen Todes geſtorben, ſondern der Politik des Sultans zum Opfer gebracht worden ſei.

Noch haben die Konferenzen zu Mailand nicht begonnen, obgleich Fürſt Metternich bereits am 7 Mai dort angekommen iſt, und der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich am 11 d. M. daſelbſt ihren Einzug gehalten haben. Am 15. waren der König und die Königin von Neapel und am 16. die Erzherzogin Maria Luiſa und der Großherzog von Toskana dort eingetroffen. Man erwartete in Kurzem die andern italieniſchen Fürſten und die Geſandten der übrigen Mächte. Die Ankunft des Protokollführers der Kongreſſe zu Wien und Verona, Hr. v. Gentz, läßt vermuthen, daß wichtige Angelegenheiten verhandelt werden dürften. Der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland, ſagt man, werden ſich nicht zum Kongreſſe verfügen. Letzterer iſt am 27 April, zur Beſchließung des Reichstages, in Warſchau angekommen.

In Frankreich nehmen die Vorbereitungen zur nahen Krönung die ganze Aufmerkſamkeit gefangen, und man beeilte ſich, den Schluß der Kammern herbeizuführen, um die ſehnlichſt erwünſchte Ceremonie nicht länger zu verzögern. Die Krönung ſoll am 3 Juni zu Rheims ſtattfinden, und der König am 6. ſeinen Einzug zu Paris halten.

In den Niederlanden hat der König ein Dekret wegen den Miſſionären, oder den jeſuitiſchen Jahrmarktspredigern, erlaſſen, wodurch denſelben ihre Landſtreicherein auf's Ernſtlichſte unterſagt werden. Seine Majeſtät findet, daß der Eifer der Geiſtlichkeit mehr als genügend ſei, und man daher dieſe Nomadenapoſtel nicht nur durchaus unnütz, ſondern ſelbſt ſchädlich erachte, weil dadurch dem religiöſen Unfug die freie Bahn gebrochen werde.

In Spanien iſt dagegen eine Verſtärkung von 3000 Mönchen aus Amerika angekommen.

Ein Edikt des Erzbiſchofs von Tarragona beſtehlt die Einrichtung einer Junta, die ſo gut als möglich die Inquiſition erſetzen ſoll. Man ermuthigt die Anklager auf alle Weiſe und verſpricht ihnen ein unverbrüchliches Geheimniß, dahingegen die Nichtanzeiger auf's Strengſte beſtraft werden ſollen. Die Pfarrer ſind zu weltlichen Richtern ernannt worden, und bei dem blinden Fanatismus der ſpaniſchen Geiſtlichkeit iſt es leicht vorauszuſehen, welches die Folgen dieſer neuen, beiſpielloſen Maasregel ſein werden.

Häufige Verhaftungen ſind zu Cadix vorgenommen worden, ohne daß die Franzoſen ſie verhindert haben. Bei der Hinrichtung eines gewiſſen Sanz, auf dem Platze Cebada zu Madrid, haben am 12 April unruhige Auftritte ſtattgefunden, bei denen man das Geſchrei: „Es lebe die Konſtitution! nieder mit dem König!“

Digitized by Google

vernommen hat. Aehnliche Szenen haben sich auch zu Sevilla und zu Toledo erneuert, und die Ruhe scheint dort noch nicht ganz wiederhergestellt zu sein. Auch die Schweizer haben, am Thore Los Pozos, einen Anfall des Volks auszuhalten gehabt, bei dem mehrere Menschen auf dem Platze geblieben sind.

Der Hof befindet sich zu Aranjuez und scheint dort noch längere Zeit verweilen zu wollen. Die Königin ist seit der Abreise ihres Vaters krank. Man unterhält sich viel von dem Versuche eines Offiziers, Namens Menago, der die Schloßbrunnen vergiften wollte, und der am 17 April hingerichtet worden ist. Eine Rathsversammlung aller Generale und hohen Beamten, die ehemals in Amerika gewesen sind, hat letzthin unter dem Vorsitze des Generals Davila statt gefunden, um die kräftigsten Mittel zu entdecken, die Kolonien sobald als möglich wieder zu erobern. Während dem sind die Ueberreste der spanischen Armee aus Peru zu Cadix angekommen; aber man hat ihnen nicht gestattet zu landen, und den Einwohnern aufs Strengste aller Verkehr mit ihnen verboten.

Die Hauptgrundsätze der Anerkennung Brasiliens sind zwischen Portugal und dem englischen Gesandten Sir Ch. Stuart mit vollkommener Uebereinstimmung angenommen worden. Don Pedro wird nach wie vor Kaiser von Brasilien bleiben, und von seinem Vater als solcher anerkannt werden, nach dessen Hinscheid er auch die Krone von Portugal ererben soll, aber demungeachtet zu Rio-Janeiro bleiben kann, wofür Brasilien ein- für allemal eine zu bestimmende Entschädigungssumme an Portugal zu bezahlen hat.

In England ist die Bill wegen der Emanzipation der Katholiken im Hause der Gemeinen, sowohl bei der zweiten als bei der dritten Lesung, zwar durchgegangen, aber bei der zweiten Lesung am 17 Mai im Oberhause mit 178 Stimmen gegen 130 verworfen worden. Die unklugen Maasregeln und fanatischen Uebel verschleierten Anmaßungen auf dem Kontinente haben die öffentliche Meinung, die sehr zu Gunsten der Emanzipation gestimmt war, ganz verändert, und eine allgemeine Besorgniß und Unruhe verbreitet, deren Resultat die Verwerfung der Bill gewesen ist. Eben so merkwürdig, als Cannings Rede dafür genannt werden konnte, eben so ernst und beachtenswerth war auch die Rede Liverpools dagegen. Nichts kann in der That einem Staate gefahrdrohender sein, als der religiöse Fanatismus, vorzüglich wenn er, von den Jesuiten und ihren Helfershelfern geleitet, eine politische Tendenz anzunehmen sich bestrebt.

Die Nachrichten aus Indien lauten nicht eben zum Günstigsten, und es scheint, daß die Engländer in der Nähe von Nangun eine bedeutende Niederlage erlitten haben, in welcher selbst der General Campbell, der den Oberbefehl der Armee hatte, geblieben ist. Man hat es für nöthig erachtet, Verstärkungen nachzuschicken, und 16 Schiffe, mit Soldaten befrachtet, sind nach Calcutta gesendet worden. — Die Auswechselung des Handelsvertrages zwischen England und Columbia, so wie zwischen den vereinigten Staaten von Rio de la Plata und England, hat letzthin stattgefunden. Dadurch wird gegenseitige Handelsfreiheit, Gleichheit der Eingangs- und Ausgangsgebühren, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, selbst im Fall eines Krieges, Duldung der Religionsmeinungen und Abschaffung des Sklavenhandels festgesetzt.

Cuba schwankt in dem Entschlusse, ob es sich an Mexiko oder Columbia anschliessen soll, und der Festigkeit des Generals Vives zu Havannah ist es allein beizumessen, daß diese letzte reiche Kolonie Spaniens in Westindien bis jetzt noch nicht abgefallen ist. Aber wenn es auch möglich war, diesen Schritt bisher zu verzögern, so ist es doch unmöglich, ihn gänzlich zu verhindern. Bolivar rüste sich, sagt man, zu einer Expedition nach dieser Insel, und wenn sich die Sache wirklich also verhält, so möchte bald die letzte Stunde für Spaniens Herrschaft in der neuen Welt geschlagen haben.

Die Affenjagd.

Einer der vorzüglichsten ältern spanischen Schriftsteller, Don Michael Campillo, hatte soll keinen Zweig der Literatur unberührt gelassen. Seine „Affenjagd" ist ein Dialog voller Einbildungskraft und Philosophie. Man weiß, auf welche Art die Affen an den Ufern des Oronoks gefangen werden. Man schüttet türkisch Korn, das sie sehr lieben, in eine Flasche, die einen langen, engen Hals hat, und stellt sie unter einen Baum, wonach man sich in ein Gebüsch verbirgt. Der Affe rutscht schnell herab, steckt seine Pfote in die Flasche, und nimmt eine Hand voll Mais. Es versteht sich von selbst, daß er sie so angefüllt nicht aus der Flasche bringen kann. Er quält sich und stößt endlich ein gellendes Geschrei aus, das dem Jäger zum Zeichen dient. Der Affe läßt sich viel eher todten, als daß er den Mais aus der Tahe fallen zu lassen sich entschließt. Der Verfasser des Dialogs hat darauf seine Fabel begründet, in welcher er voraussetzt, daß der Jäger ein Sklave ist.

Sklave. Du bist ein rechter Narr, mich zu erwarten.

Affe. Ei, du hättest ja eben so gut nicht nöthig gehabt zu kommen.

Sklave. Wie, eine Hand voll Mais ist dir lieber, als dein Leben?

Digitized by Google

Affe. Wie, du willſt mir einer Hand voll Mais wegen das Leben nehmen?

Sklave. Du biſt ſehr leckerhaft.

Affe. Du biſt ſehr geizig.

Sklave. Ich geborche nur meinem Herrn.

Affe. In dem Fall iſt dein Herr ein Barbar, und du ein Feiger.

Sklave. Unverſchämter!

Affe. Wie es dir behagt. Aber geſtehe, daß es eben nicht ſehr ruhmvoll iſt, das zu thun, was ein Anderer gebietet. Ich bin nur ein Affe, aber ich bin frei.

Sklave. Du thuſt alſo, was du willſt?

Affe. Ja.

Sklave. Wohlan, ich ſchenke dir das Leben, packe dich fort!

Affe. Du ſiehſt ja, daß ich nicht kann.

Sklave. Oeffne die Thüre, und du wirſt leicht fort können.

Affe. Du begehrſt das Unmögliche von mir; ich kann das nicht mehr laſſen, was ich halte.

Sklave. Ich ſehe wohl, daß auf Erden Jeder ſein Sklavenjoch trägt. Ein wenig Mais beherrſcht dich, wie ein Spanier mich. Du kannſt deinem Meiſter nicht ungehorſam ſein, und ich muß dem meinigen gehorchen; darum ſtirb!

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Kunſt.

Fortſetzung der Ueberſicht der Gemälde-Gallerie des Herrn Grafen von Wenzel Sternau.

Parmegianino. Die Legende von der Verlobung des Jeſuskindes mit der heiligen Katharina. Große Gruppe. Ganze Figuren. Auf Leinwand. 3 Fuß 2 Zoll hoch und 2 Fuß 5 Zoll 5 Linien breit. — Die Madonna, mit dem Chriſtuskinde auf dem Schooſe, blickt mit mütterlicher Zärtlichkeit und Theilnahme auf die Handlung hinab. Ihr Geſicht iſt mit Genie gedacht und mit Fleiß ausgeführt. Das des Heilandes iſt ſinnig und bedeutend. Katharina, in ſehr ſchöner Stellung wie hingegoſſen kniend, reicht die rechte Hand dar, um den Verlobungsring zu empfangen, indeſſen ſie mit der linken ſich auf ein zerbrochenes Rad und ein Schwert, die Werkzeuge ihres Märtirerthums, ſtützt. Die Haltung des Joſeph iſt meiſterhaft und der Ausdruck ſeines Geſichts ſehr edel. Die Engelgruppe, welche die Decke emporhebt, gewährt eine der hübſcheſten Gruppirungen. Meiſterhaft iſt die Vertheilung von Schatten und Licht auf dieſem Bilde, das durch ein warmes Kolorit noch mehr belebt wird.

Gerard Dov. Eine häusliche Szene. Ganze Figuren. Auf Holz. 1 Fuß 8 Zoll 8 Linien hoch und 1 Fuß 6 Zoll 5 L. breit. Im Vordergrunde zerſchneidet eine niederländiſche Hausfrau oder Köchin grünes Kraut. Ein Knabe zeigt ihr einen gefangenen Vogel. Eine Matrone äuſſert ihre Theilnahme an ſeiner Freude. Dieſer Gruppe wegen hat der Verfaſſer des Kupferſtichs dieſes Bildes ihn „les trois âges (die drei Alter)“ genannt. Seitwärts erblickt man ein hübſches Fenſter. In der Mitte hängt ein Vogelbauer mit einem Papagei. Im Hintergrunde ſieht man in einem andern Zimmer fünf Perſonen an einem Tiſche ſpeiſend. Dieſe verſchiedenen Gruppen ſind eine getreue Nachahmung der Natur. Vorzüglich ſchön iſt der Knabe. Seine Freude iſt wahr und rein kindlich. Er hält mit der linken Hand den Vogel empor und deutet mit der rechten darauf. Man weiß, wie ſorgfältig und wie langſam Dov malte. Alles mußte bis ins größte Detail vollendet ſein. Deshalb iſt auch hier Alles bewundernswürdig fein, und nicht allein die Korrektheit der Zeichnung, ſondern auch der Glanz und die Wärme des Kolorits verdienen eine beſondere Aufmerkſamkeit. Am Tiſche links beim Fenſter ſteht der Name des Künſtlers und die Jahrszahl 1658.

N. N., ein Schüler Leonardo da Vinci's. Eine Madonna mit dem Kinde. Ganze Figuren. Auf Holz. 1 Fuß 2 Zoll hoch und 11 Zoll breit. — Eine im niederländiſchen Koſtüm von einem Schüler eines italieniſchen Meiſters gemalte Madonna iſt eine Seltenheit. Die Originalität des Gedankens wird durch die Ausführung noch merkwürdiger. Die Jungfrau, mit einem recht hübſchen Geſichte, blickt andächtig auf ihr Kind. Dieſes iſt in einer ſehr ſchweren Stellung gezeichnet, und der Maler ſcheint dadurch eine beſondere Aufgabe habe löſen wollen. Er hält in der rechten Hand einen Schleier und in der linken drei Kirſchen. Das Kolorit iſt ſehr warm und der Schattenſchlag meiſterhaft. Durch ein geöffnetes Fenſter ſieht man eine hübſche Landſchaft.

Theater.

Die Schwankhaftigkeit iſt ein Laſter, ſobald dadurch ein anvertrautes Geheimniß verrathen wird; ſie iſt ein Fehler, wenn der Plauderer nur ſeine eigenen Angelegenheiten aus zu großem Vertrauen oder zu großer Eitelkeit Jedermann erzählt. Voltaire hat davon ein kleines und unvollſtändiges Gemälde entworfen, welches der Verfaſſer eines neuen „Schwätzers“ benutzt hat, um dem Odeontheater zu Paris ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen und in Verſen darzubieten. Sein Name iſt Théaulon. Der Inhalt des Stücks iſt folgender: Zwei Generallieutenants, der Graf von Albeterre und der Baron von Holban, haben ſich mit einem Marſchall duellirt, und dieſer iſt von letzterm erſtochen worden. Beide werden zum Tode verdammt und flüchten ſich. Der Graf bewohnt Rom, wo er ſeine Tochter mit dem Baron Albini verheirathet hat. Sein Sohn bleibt in Frankreich — das iſt der Schwätzer. Zehn Jahre ſind bereits vorübergegangen, als der Herzog von Erlonval, ein Verwandter des Grafen, ins Miniſterium tritt, und alle erdenklichen Mittel anwendet, die Gnade Albeterre's zu erhalten, deſſen Sohn ſelbſt zum Miniſter berufen worden iſt. Dieſer theilt nicht nur einem Kammerdiener alle ſeine Hoffnungen und Wünſche mit, ſondern er unterhält ſogar einen gewiſſen Glange von ſeiner Liebe zur ſchönen Celenie, der Tochter des Herzogs.

Digitized by Google

Abrr Olange iſt ſein Nebenbuhler, und benutzt die Gelegenheit und die eben erzählenden Umſtände ſo geſchickt, daß er eine Prinzeſſin für ſich zu intereſſiren weiß, welche ihr Hand der Tochter des erſten Miniſters für ihn begehrt und ſie erhält; mit dem Vorbehalt jedoch, daß Olange zuerſt einen öffentlichen Poſten bekleide. Auch hierzu iſt ihm der Schwäher behülflich, der ihm erzählt, daß der Herzog ſich für ihn um den Poſten eines erſten Gehaudtſchaftsſekretairs bewerbe, und daß ſein Vater zu Paris angekommen ſey, und ſich im Palaſte des Miniſters befinde. Ein gewiſſer Voimeer, der früher die Schweſter des jungen Grafen liebte, und der jetzt auf dem Punkte ſtehe, ſich mit der Tochter des Barons Hobban zu verbinden, glaubt dieſe Gelegenheit benutzen zu können, um auch die Gnade ſeines Schwiegervaters zu erhalten. Er theilt daher den ganzen Hergang dem Miniſter Ordeville mit, der ein geſchworner Feind des Herzogs iſt. Dieſer wird abgeſetzt; der Graf verhaftet; der Schwäger, der ſich die Schuld allein beimeſſen muß, iſt in Verzweiflung, und Olange will nichts mehr von der Verbindung mit Celeſtie wiſſen. Aber Alles war nur eine Prüfung und Lektion, die der Herzog dem jungen Manne hatte geben wollen. Voimeer hat ihm und nicht Ordeville'n den Hergang mitgetheilt; er ſteht noch ſehr feſt, der Graf iſt begnadigt, Olange wird gemüthlich ſich zu entfernen; und der Schwäher behält die Hand derjenigen, deren Herz bereits ſein Eigenthum war.

Die ſchwediſche Literatur iſt noch nicht ſehr reich an guten Original-Trauerſpielen. Der gute Geſchmack, die großen Kenntniſſe und das aufgezeichnete Talent des gegenwärtigen Direkteurs des königlichen Schauſpiele, Herrn von Hagerhielm, iſt die ſicherſte Garantie, daß man keine ſchlechten Stücke aufs Repertorium kommen laſſen wird. Eine neue Tragödie: „Waldemar" beſitzt, iſt am 19 November 1824 zum erſtenmal vorgeſtellt und mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Man nennt als ihren Verfaſſer den Baron von Akrelheim.

Alterthümer.

— Eine neue Entdeckung beſchäftigt gegenwärtig zu Kopenhagen alle Diejenigen, welche ſich für die Fortſchritte der Entdeckungen über Skandinaviſches Alterthum und Literatur intereſſiren. Man hat vor Kurzem einen „Runenſtein" nach Dänemark gebracht, den man in Grönland aufgefunden hat. Dieſer Stein bietet zugleich die unwiderlegbare Probe dar, daß die Isländer oder Normeger in den älteſten Zeiten ſchon dieſe Küſte gekannt und beſucht haben. Es iſt eine Zeichnung von jenem Stein erſchienen, von dem die „Annalen" noch überdem eine Diſſertation des berühmten Profeſſor Rask enthalten werden, dem es gelungen iſt, dieſe Inſchrift zu leſen, wodurch, nach ſeiner Ueuſſerung, nun auch die letzten Zweifel über die früheren Wohnſitze Grönlands beſeitigt werden.

— Eine der vorzüglichſten Alterthumsſammlungen iſt die Durand's zu Paris. Die Menge und Verſchiedenheit der darin befindlichen Denkmäler überſteigt Alles, was man bisher in Privatſammlungen zu ſehen gewohnt war. Zwanzig Jahre und große Ausgaben ſind darauf verwendet worden; und es bedurfte oftmaliger Reiſen und vielſeitiger Verbindungen, um ein ſolches Reſultat zu erreichen. Es befinden ſich mehrere Stücke darin, die das Erzeugniß der Kunſt der italieniſchen Völker ſind. Was von den Griechen herrührt, iſt beſonders von großer Wichtigkeit. Die Verſchiedenheit, die Größe und der Reichthum der griechiſchen Vaſen iſt außerordentlich. Ihre Zahl ſteigt über zweihundert. Die Gegenſtände in Bronze ſind nicht weniger zahlreich. Die acht Muſen und Apollo von Herkulanum, eine ſehr berühmte Malerei, iſt hier vorhanden. Die ägyptiſchen Sachen ſind von der ſchönſten Wahl, und überhaupt Alles auf's Vortrefflichſte geordnet, ſo wie auf's Beſte erhalten.

— Die Literatur hat in den letzten Jahren in Polen bedeutende Fortſchritte gemacht. Mehrere junge Schriftſteller zeichnen ſich vortheilhaft aus, und ſie würden es gewiß noch mehr in thun im Stande ſein, wenn ſie ohne allen Zwang ſich dem Schwunge ihres Geiſtes überlaſſen konnten. In Ermangelung dieſer ſo edeln, für das ganze Menſchengeſchlecht ſo vortheilhaften Freiheit, müſſen ſie ſich begnügen, die Werke des Genies anderer Nationen in die Sprache ihres Landes zu übertragen, oder in derſelben nachzuahmen. Auf ſolche Weiſe ſind faſt alle Meiſterſtücke Voltaire's ins Polniſche überſetzt worden, und man kündigt jetzt die Erſcheinung der Ueberſetzung einiger der vorzüglichſten Stücke Schillers und Göthe's, vom Grafen S., an, der entfernt von ſeinem Vaterlande lebt. Ein junger Dichter hat Pindars Oden mit dem aufgezeichneten Erfolg nachgeahmt, und in mehreren angehängten gelehrten Anmerkungen bewieſen, daß er nicht allein Poet, ſondern auch ſehr kenntnißreicher Alterthumsforſcher iſt. Endlich iſt auch die Geſchichte des ruſſiſchen Reichs, von Karamſin, in polniſcher Sprache erſchienen.

— Der Staatsrath Slowtzof, Generalaufſeher der Schulen in Sibirien, machte zu Ende des verfloſſenen Jahres eine Reiſe in der Umgebung des Baikalſees, und beſuchte vorzüglich die Burioten von Selenga. Er war nicht wenig erſtaunt, zu hören und ſich zu überzeugen, daß die Lamas oder Prieſter ſich mit Sand beſtreuter Bretter bedienten, um den Kindern Schreiben und Rechnen zu lehren. Man ſagte ihm, daß man dieſe Methode von den Thibetanern erlernt habe. Es iſt demnach wahrſcheinlich, daß Lancaſter dieſes Verfahren in Indien nicht erfunden, ſondern nur bloß abgeſehen und vervollkommnet habe.

— Die Einnahme von Rangoun, der Hauptſtadt von Pegu, und die Beſitznahme des Landes, welche ſpäterhin die von Ava nach ſich ziehen wird, hat die Beiten in den Beſitz unermeßlicher Reichthümer geſetzt. Die einzige Pagode Digu, in der Nähe von Rangoun, enthält einen ungeheuren Schatz. Dieſer Tempel, der ſehr alt iſt und bedeutend wird, iſt in zugeſpitzter Form erbaut und hat weder Fenſter noch Thüren. Die Großen und das Volk werfen ihre Opfer und Gaben durch eine oben angebrachte Oeffnung hinein. Darüber befindet ſich eine Krone von maſſivem Golde, die mit Diamanten und Rubinen geſchmückt iſt. Alompra, Eroberer von Pegu, ließ ſie dort anbringen. Sie wiegt eben ſo viel als er, ſeine Frau und ſeine vier Kinder zuſammengenommen. Dadurch wird ihr Werth auf vier Pagodenlaſts oder 3,360,000 Franken angeſchlagen.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 23. **Zweiter Jahrgang 1825.** 8 Juni.

Der gegenwärtige Zustand Portugals.

Der regierende König, Johann VI., ist 58 Jahre alt, von gewöhnlicher Größe, und von vieler Sanftmuth und Herzensgüte. Die schwankende Gesundheit seiner Mutter zwang ihn im Jahr 1796, sich an die Spitze eines Staatsrathes zu stellen, der die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten übernahm. Vier Jahre später erklärte er sich förmlich zum Regenten, bei welcher Gelegenheit die Partei des Ministers Seabra da Sylva durch die Verbannung desselben unterdrückt wurde.

Der Monarch steht gewöhnlich um sechs Uhr Morgens auf, und hört sodann die Messe, wonach er Audienz gibt. Er beschäftigt sich mit seinen Ministern von 9 bis 2 Uhr. Er speiset beständig allein, und empfängt seine Familie erst nachher, worauf er auf die Jagd geht, oder irgend einer kirchlichen Zeremonie beiwohnt. Am Abend gibt er abermals Audienz, und vernimmt den Bericht über die am Tage beseitigten Geschäfte. Man hat ihn dabei nie sich entscheidend aussprechen hören, und das Wort: „ich will es!“ entschlüpft ihm nicht. Persönlich gut, freundlich und sehr populär, verweiset er die Bestimmung immer an seine Minister. Bei der Räherung der französischen Armee ging er nach Brasilien, von wo ihn die Engländer wieder nach Europa gebracht, und auf solche Weise die große Kolonial-Revolution vorbereitet haben, die den Sohn von dem Vater trennte, und deren Folgen noch nicht vorauszuberechnen sind.

Der Erbhaß gegen die Spanier ist ein unauslöschlicher Zug im Karakter der Portugiesen, und der König ist in dieser Hinsicht der beste Patriot im ganzen Reiche. Daher kommt es auch, daß die Königin, eine spanische Infantin, so abgesondert von ihrem Gemahl lebt. Sie ist ungefähr 50 Jahre alt, und hat erst in den letzten Zeiten die Gelegenheit gefunden, ihren Karakter und ihre wahren Absichten zu entwickeln.

Der älteste Sohn des Königs, gegenwärtig Kaiser von Brasilien, ist 26 Jahre alt, und mit einer Erzherzogin von Oesterreich verheirathet. Sein Karakter kommt mehr dem seiner Mutter, als dem Johanns VI., gleich. Als Erbe des Thrones von Portugal führte er den Titel eines „Herzogs von Brasilien.“

Die Regierungsform in Portugal ist die einer unbeschränkten Monarchie, obgleich die Kortes des Reiches gewisse anerkannte Rechte haben. Nach einem Dekret von 1641 ruft der König allein die Kortes zusammen, die aus den drei Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel, und der Bürger- und Bauernklasse bestehen. Die vorzüglichsten Theile der Verwaltung sind in einem Staatsrath konzentrirt, den der König präsidirt. Sein Sekretär und Berichterstatter ist zugleich erster Minister, unter dem die officiales majores stehen. Der Kriegsrath hängt vom Staatsrathe ab, und steht unter ihm.

Der Rath des Königs (desembargo do paco, Palastrichter) geht alle Prozesse durch, verfaßt die Gesetze, examinirt die Kandidaten zu öffentlichen Aemtern, ertheilt die Privilegien u. s. w. Der Finanzrath (de fazenda) besteht aus vier Gliedern, Vedores genannt.

Digitized by Google

Er hat die Leitung der Marine, des Handels, der Kolonien und der Münzen. Der Gewissens- und Ordensrath (mesa de consciencia e ordens, oder despargo universale) besteht aus dem Präsidenten und drei Richtern, einem Kanzler und einem Prokurator der Orden.

Der König gibt seinen Willen folgendermaßen zu erkennen: 1. Durch die gewöhnlichen Gesetze; 2. durch die Alvaras; 3. durch Dekrete; 4. durch Avisos, oder Verordnungen der Minister. Der König hört alle Beschwerden an, und mildert, verändert und kassirt nach Belieben die gefällten Sentenzen und königlichen Dekrete. Das Volk hat seine öffentlichen Vertreter oder Sprecher, die man „Volksrichter" nennt, und die das Recht haben, mit dem Monarchen in jeder Stunde zu sprechen. Dies Tribunal besteht in der Hauptstadt aus vierundzwanzig Handwerkern und einem Präsidenten. Man muß, um dazu gewählt werden zu können, der Sohn und Enkel eines „rechtschaffenen Mannes" sein. Dies Wort (homems de bem) bedeutet in Portugal einen Menschen, der nicht von niedriger Herkunft ist. Die rechtschaffenen Leute folgen gleich nach den fidalgos.

Es gibt kein Land auf der ganzen Erde, das fruchtbarer ist, und stärkere Vegetation hat, als Portugal. Der Luftzug ist scharf und durchdringend, und um je mehr Intensität er dem Leben gibt, um so mehr beschleunigt er auch die Verwesung der Körper. Der am Morgen gefangene Fisch ist am Abend schon in vollkommene Verwesung übergegangen, wenn man ihn nicht eingesalzen hat. Auf der Küste ist das Klima sehr unaleich. Die Sonne brennt, und der Nordwind dringt durch Mark und Bein. Man erstickt am Tage vor Hitze, und erstarrt am Abend vor Frost. Es ist durchaus nothwendig, sich mit einem Mantel zu umhüllen, wenn man nicht an Verstopfungen leiden will, die, so wie die Betäubungen, Apoplexien, Anfälle von Wahnsinn und plötzlicher Tod, dort sehr häufig sind.

Das Volk kann seine Abstammung von den Juden und Mauren, die unter Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertrieben, und von Emanuel aufgenommen wurden, nicht verbergen. Es ist äußerlich christlich, aber jüdisch im Herzen. Man theilte ehemals die ganze Nation in alte und neue Christen. Die Letztern waren von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Seit Johann V. besteht dies Gesetz nicht mehr. Die meisten Portugiesen treiben Handelschaft, oder widmen sich dem Advokatenstande und der Kirche. Die Zahl der Ackerbautreibenden ist nur sehr gering. Sie sind im Ganzen sehr eitel, und halten viel auf einem ernsthaften Aeußern, obgleich sie im Innern nichts weniger als ernsthaft sind. Jemand will sich mit einem Andern über eine Angelegenheit berathen, die ihn sehr beunruhigt, und die ihm sehr am Herzen liegt. Mit trübem Gesichte verläßt er sein Haus; aber an der Thür des Rechtsfreundes erheitert er sich plötzlich. Er ergreift die Hand des Bedienten, der ihn einführen soll, schmeichelt ihm, bietet ihm Tabak an, und steckt ihm ein kleines Geschenk zu. Im Innern angelangt, stößt er ein Freudengeschrei aus, eilt auf den Andern zu, nennt ihn seinen theuersten Freund, umarmt und küßt ihn zu mehrern Malen. Darauf setzt er sich zu ihm, und erzählt ihm allerlei Anekdoten und Lächerlichkeiten. Mitten darin benutzt er geschickt die Gelegenheit, sein eigenes Anliegen zu verweben, und es als eine Episode zu behandeln, die denn auch als solche angenommen und abgefertigt wird. Auf solche Weise werden alle Geschäfte in diesem Lande verhandelt.

Der Portugiese hat für Reisen, Spiele und Vergnügungen eine beherrschende Vorliebe. Er ist brav, geschickt, gewandt, verschwiegen, versteckt, abergläubisch und von vielen Komplimenten. Er betrachtet die Brille auf der Nase, wie der Spanier, als ein Symbol der Gelehrsamkeit. Der Haarbeutel, der Hut unterm Arm, der Degen, der Sonnenschirm, schwarze Strümpfe, ein einfaches Kleid und ein langsamer Gang, dadurch zeichnet er sich überall aus. Jeder, der ein Gehalt vom König bezieht, steckt die militärische blaue und rothe Kokarde auf.

Der älteste Sohn trägt den Namen seines Großvaters, der zweite den seines Vaters oder seiner Mutter. Bei den Mädchen findet derselbe Fall statt. Das war auch der Gebrauch bei den Griechen. Dem eigenen Namen wird noch der berühmter Familien hinzugefügt, mit denen man Verbindungen abgeschlossen hat.

Die Weiber haben schöne Augen, prächtige Zähne und langes, schwarzes Haar. Ihre Gesichtsfarbe ist bräunlich und sehr einförmig. Ihr Busen ist voll und ihr Fuß groß; aber sie bewegen sich mit vieler Leichtigkeit und Wollust. Man hat eben nicht viel Verstand und Liebenswürdigkeit nöthig, um ihnen zu gefallen. Sie kennen die Verstellung und Koketterie nicht, und geben sich, wie sie sind. Meistentheils sind sie sanft, schmeichelnd, geduldig und so getreu als möglich. Neben ihren Männern, die sie recht zärtlich lieben, haben sie oft zwei oder drei begünstigte Liebhaber. Was Karakter und Intrigue sei, davon haben sie keinen Begriff. Die geringste Galanterie reizt sie zur Dankbarkeit, und sie würden sich ein Gewissen daraus machen, wenn Jemand vergebens für sie geseufzt hätte. Alle Besuche werden am Morgen abgestattet. Die Moden von Paris und London werden von ihnen nachgeahmt. Die Wittwen kleiden sich immer schwarz. Der Mann kann ohne große Gefahr seine Frau nicht mißhandeln, wenn sie eine „Dame" ist, da hingegen sie ihren Mann unter Aufsicht stellen und sich die Verwaltung des Hauswesens übertragen lassen kann.

Digitized by Google

Die Ehre wird in Portugal als eine Sache betrachtet, die von der Willkühr des Fürsten abhängt, nach welcher die öffentliche Meinung in Allem sich richtet. Ist Jemand falsch angeklagt worden, aber der König nimmt keine Notiz von ihm, so wird er von der Gesellschaft ausgestoßen, und Niemand redet mit ihm. Wenn hingegen ein Schuldigbefundener vom Herrscher noch kann und wann genannt wird, so wünscht man ihm Glück, und bewirbt sich um seinen Umgang. — Das Spiel, der Luxus und eine niedrige Wollust verschlingen die Reichthümer des Adels. Fast alle Häuser der Fidalgos stehn unter Verwaltung, und ihre Ländereien sind verlassen oder schlecht bebaut.

Die Bevölkerung von Portugal wird auf zwei Millionen Seelen berechnet, worunter die Geistlichkeit allein über ein Zehntheil beträgt, die zwei Drittel aller Güter im ganzen Königreiche besitzt. Nach der neuesten Zählung gibt es 4232 Pfarreien und 746.864 Heerde im Lande. Die Hauptstadt hat über 300,000 Einwohner. Die Polizei ist in den letzten Zeiten sehr verbessert worden; nur ist der Schmutz immer noch derselbe geblieben.

Reise durch Rußland, die Krimm, den Kaukasus und Georgien.

Von Robert Lyall.

Der Doktor Lyall scheint sich eine Pflicht daraus zu machen, das eigentliche Rußland dem übrigen Europa genauer darzustellen, als es bis jetzt geschehen ist. Seine Mittheilungen sind treffend und karakteristisch, obgleich es nicht abzuläugnen ist, daß sie hin und wieder etwas breitsend und boshaft werden, und es überhaupt scheint, als sei es ihm mehr darum zu thun, die Mängel und Gebrechen der russischen Regierung, als die Vortrefflichkeit und Größe derselben, in das hellste Licht zu stellen. Es ist nicht an uns, ihn deshalb bestrafen zu wollen; nur möchten wir wünschen, daß er manchmal etwas mehr den äussern Anstand beobachtet und sich nicht zu tief in entwürdigende Kleinigkeiten eingelassen hätte.

Lyall verließ Moskau im Jahr 1822, und bereisete die südlichen Provinzen des russischen Reichs. Er verweilte einige Zeit am Gestade des schwarzen Meeres, im alten Taurien, der heutigen Krimm, die vor fünfzig Jahren so arm und elend war, und die jetzt so reich und blühend ist. Im Alterthume hatten die griechischen Kolonien die Wissenschaften und Künste ihres Vaterlandes hieher verpflanzt. Lange Zeit glänzten an diesen Ufern vollreiche Städte, die Handel und Industrie bereicherten. Schon unter der römischen Herrschaft begann ihr Verfall, und wurde bald durch innere Unruhen und äussere Unfälle aufs Höchste gebracht, bis endlich die Tataren herbeiströmten, und die ganze Gegend in eine Einöde verwandelten. Man kann mit Zuversicht behaupten, daß die Russen in der kurzen Zeit ihrer Beherrschung dieses Landes tausendmal mehr für dasselbe gethan haben, als die Muselmänner während der fünf Jahrhunderte, die es unter ihrem Joche verseufzte. Wo ehemals nur elende Fischerhütten standen, haben sich jetzt große und schöne Städte, wie Odessa, Theodosia, Kertch und Taganrog erhoben, die eine reiche und industriöse Bevölkerung enthalten. Statt der unfruchtbaren Steppen, ist die Erde jetzt mit reichen Aernten überdeckt, und das Getreide von Odessa wird weithin ausgeführt. Der alte Handel des Orients mit dem Norden, der durch so viele Denkmäler beglaubigt wird, hat seine Straße wieder gefunden. Zwei große Flüsse, der Don und die Wolga, bieten eine Verbindung Zentralrußlands mit diesen Extremitäten des großen Reiches dar. Viele reiche Männer und Kaufleute haben, von diesen Vortheilen angezogen, bedeutende Niederlassungen in der Krimm gegründet, und die Regierung unterstützt durch mancherlei Freiheiten diesen Aufschwung des Handels und der Industrie. Bereits auch haben mehrere wissenschaftliche Nachforschungen eine große Menge von Statuen, Inschriften, Versen und Medaillen den Trümmerhaufen entzogen, und fast täglich noch werden neue Entdeckungen gemacht.

Das Gouvernement des Kaukasus, welches der Reisende von dort aus besuchte, ist eins jener Länder, in denen die Natur sehr freigebig mit ihren Geschenken gewesen ist. Aller Arten Getreide, alle Früchte Europa's gedeihen dort. Die Nähe der Kaukasuskette, deren Häupter beständig mit Schnee umhüllt sind, und die häufigen Regengüsse mildern in etwas die Hitze des Sommers. Wenn man es so weit bringen könnte, die Nomadenvölker mit ihren zahlreichen Heerden in diesen reichen Gegenden zur beständigen Niederlassung zu bewegen, so würden sie bald eines großen Wohlstandes sich erfreuen dürfen. Aber schon das Alterthum hat sie als Barbaren gekannt, und sie sind es jetzt noch, nach so vielen vorübergegangenen Jahrhunderten.

„Indessen", sagt Lyall, „geben sich doch die Russen große Mühe; die Zivilisation in den Schluchten des Kaukasus zu verbreiten. Aber welcher Mittel bedienen sie sich dazu? Man gibt sich nicht die Mühe, die Uneinwohner nach und nach auszubilden; nein, man vertilgt sie mit Feuer und Schwert, und bevölkert sodann das Land mit andern Stämmen. Soldaten umringen die Nomadendörfer, und auf ein gegebenes Zeichen wird Feuer an allen Ecken angelegt. Zugleich beginnt ein allgemeiner Angriff und ein entsetzliches Blutbad, das nicht eher eingestellt wird, als bis Alles, Män-

Digitized by Google

ner, Weiber, Kinder und Greise, aufgerieben worden ist. Ich habe", fügt er hinzu, „zwei Kinder vom Stamme der Lesghes gesehen, die man allein von der ganzen Horde verschont hatte. Ein Offizier hatte ihnen das Leben erhalten, und erzog sie jetzt wie seine eigenen Kinder. Im Hause eines andern Offiziers zeigte man mir einen andern Knaben vom Stamme der Tuschins, der allein von diesem übrig geblieben war. Ich werde so leicht den Eindruck nicht vergessen, den die Antwort eines Offiziers auf mich machte, als ich ihn über die Bedeutung der zahlreichen rothen Flecken befragte, die ich auf der Karte einer Landschaft von Georgien bemerkte. „Das sind," antwortete er mit triumphirendem Gesichte, „das sind die Orte, wo die Dörfer gestanden, die wir nach der Vertilgung der wilden Horden, die sie bewohnten, verbrannt haben."

Wenden wir unsere Blicke von diesen Szenen des Entsetzens und der Entwürdigung ab, die man für unglaublich halten möchte, wenn sie nicht durch mehrere authentische Zeugnisse beurkundet würden. Wir finden in den „geographischen Ephemeriden von Weimar" einen ähnlichen Zug, bei dem die allgemeine Massakre durch die Vertheilung der Frauen und Mädchen unter die Kosaken, ohne Unterschied der Verwandtschaft und wie das Vieh, ergänzt wird. Ist es den Lesern möglich, die Empörung ihres bessern Gefühles zu unterdrücken, und können sie es über sich gewinnen, uns noch einige Minuten lang durch dieses Labyrinth der Verworfenheit nachzufolgen, so wird es ihnen klar werden, warum man auf diese Weise in Rußland die Menschen zu zivilisiren sucht. Sie werden zugleich daraus ihre beliebigen Schlußfolgen zu ziehen im Stande sein.

Es ist nicht denkbar, daß es in den Grundsätzen und in den Absichten der russischen Regierung liege, die Einwohner im Innern des Kaukasus gänzlich zu vertilgen, sondern vielmehr nur durch einzelne Beispiele von einer unerbittlichen Strenge, die freilich leider oft in Grausamkeit ausartet, sie zu erschrecken, und durch Furcht zur Unterwerfung zu zwingen. Die Volksstämme, welche den Kaukasus bewohnen, sind durchaus Nomaden, von jeher an Freiheit und Unabhängigkeit gewöhnt, und diese beiden ersten Güter des Naturmenschen mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit vertheidigend. Rußland hat sein Oberherrlichkeitsrecht geltend machen wollen, aber bei diesen Barbaren eine Widersetzlichkeit gefunden, an die es nicht gewohnt war, und die es nicht länger bestehen lassen konnte. Es wurden Soldaten ausgeschickt, um die Polizei im Gebirge zu etabliren. Der gute Wille der Abgesandten ging jedoch an der Halsstarrigkeit der Halbwilden verloren, und am Gelingen ihres Unternehmens verzweifelnd, ließen sie sich sammt und sonders in den Thalgründen begraben. Durch dieses anscheinende Resultat ermuthigt, wagten es die Barbaren nun sogar, bis gegen die russischen Lager in den Ebenen vorzudringen, und manchen hübschen Baskiren oder Kalmuken zu erschießen. Ihre Verwegenheit wurde so groß, daß sie manchmal sich in den Hinterhalt legten, ganze Transporte auffingen und für sich behielten, ohne sich um die Reklamationen zu bekümmern, die deswegen an sie gerichtet wurden. Es war einleuchtend, daß man die Sache nicht auf diesem Fuß fortbestehen lassen konnte, und daß man ein Beispiel statuiren mußte, wenn man Ruhe und Sicherheit gewinnen wollte. Deshalb drang eine 40,000 bis 50,000 Mann starke Armee unter dem Befehl des Generals Yermoloff in die Schluchten des Kaukasus, zerstörte einige Dutzend Nomadendörfer, rottete einige Dutzend dieser Räuberhorden aus, und bevölkerte die verödeten Orte mit gesitteteren Kolonisten. Das ist der wahre Hergang der Begebenheiten gewesen.

Lassen wir nun diese Sache anheimgestellt sein, und folgen wir dem Reisenden durch andere Gegenden, um andere, manchmal willkührliche, Irrungen zu berichtigen. Zu Kiow war er Augenzeuge gerichtlicher Bestrafungen. Die Knute, der Pleti oder die Peitsche, bei deren Anwendbarmachung der zu Bestrafende in sehr indezenter Stellung sich zu zeigen genöthigt ist, das Brandmal auf der Stirn und auf den beiden Backen, wodurch der Verbrecher auf immer aus der Gesellschaft gestoßen und von aller Reue und Besserung ausgeschlossen wird: das sind die gewöhnlichen Strafen, die in Rußland noch sehr häufig in Anwendung gebracht werden. Der Doktor erzählt darüber Folgendes:

„Eine ungeheure Volksmenge hatte sich versammelt, um sich an diesem Schauspiele zu ergötzen. Die Soldaten hatten einen Kreis gebildet, in welchen wir hineintraten von dem Polizeidirektor, der bemerkt hatte, daß wir Fremde seien, mit vieler Höflichkeit genöthigt wurden. Nachdem den Verbrechern ihre Sentenz vorgelesen worden war, schritt man sogleich zur Bestrafung. Ein Kerl erhielt zwanzig Hiebe mit der schrecklichen Knute, und ein Weibsbild fünfzehn mit demselben Instrumente. Der Polizeidirektor unterrichtete uns sehr zuvorkommend, daß der Kerl Soldat gewesen sei, ein wenig Deutsch spreche, und in einem Kloster sich habe einen Diebstahl zu Schulden kommen lassen. Im Gesichte des Schuldigen war eine große Kaltblütigkeit und Entschlossenheit vorherrschend. Nachdem er sich auf den Stuhl gesetzt hatte, sagte er zu den Richtern, daß das Geld, welches er genommen, weder den Mönchen noch der Welt nützlich gewesen sei, und daß er dadurch, weil er es in Umlauf gebracht habe, mehr Be-

Digitized by Google

lohnung als Strafe verdiene. Die Knutenhiebe ſtörten ihn in ſeinen ſophiſtiſchen Folgerungen, und zwangen ihm ein lautes Wehklagen ab. Sodann wurde er mit einem glühenden Eiſen auf der Stirn und auf beiden Wangen gezeichnet. Während das Blut ſtrömte, rieb man ihm die Wunden mit Schießpulver ein, wodurch ſie unauslöſchbar gemacht wurden. Das Frauenzimmer ließ ein fürchterliches, herzzerreiſſendes Geſchrei aus. Kaum hatte ſie ihre Portion erhalten, ſo fiel ſie in Ohnmacht. Man ſtreckte ſie ganz gemächlich auf der Erde aus, und bedeckte ſie mit einem Pelz von ſtinkenden Hammelfellen. Zwei Kinder und ein Weib erhielten ſodann den Pleti. Man entblößte den Hintertheil ihres Körpers, zwang ſie, mit dem Geſicht ſich auf die Erde niederzulegen, hielt ihnen Arme und Beine feſt, und peitſchte darauf los, wobei der Profos ſehr kunſtgerecht, zuerſt von der rechten und ſodann von der linken Seite, ſeine Hiebe appliziirte. Die Patienten ſchrien ganz fürchterlich, während die herumſtehende Volksmenge ein lautes Gelächter ausſtieß."

Der Reiſende gibt von dem Hafen von Odeſſa eine ſehr intereſſante Beſchreibung, die leider zu lang iſt, als daß wir ſie ſelbſt im Auszuge mittheilen konnten. Er begab ſich von da nach Kerſon, einer von Katharina II. gegründeten Stadt, die, wie man ſagt, ſich dort als Beherrſcherin von Taurien krönen laſſen wollte, und auf deren Befehl über einem der Thore die Worte gegraben wurden: „Hier durch geht der Weg nach Byzanz." In der Nähe dieſer Stadt begegnet er einem Tartaren, von dem er folgendes Bild entwirft:

„Osman ſtellte uns in ſeiner Perſon ein hübſches Muſter von ſeinen Landsleuten dar. Er war groß, wohlgeſtaltet, von einem offenen Geſichte und einer unverſiegbaren Fröhlichkeit. Wir ſprachen ruſſiſch mit ihm, und machten uns ſo ziemlich verſtändlich. In der langen Unterhaltung, die wir mit einander hatten, redete er uns von Abraham, von Iſaak, von Jeſum Chriſtum und von Mahomet, denn er Mam-bed, den großen Propheten nannte, und vor dem er eine beſondere Ehrfurcht zu haben ſchien. Er hatte einige ziemliche richtige Ideen von der Gottheit und ihren Attributen. Als wir endlich zu den Belohnungen oder Strafen des andern Lebens kamen, ſagte er: Was kümmerts mich, daß mein Leib den Hunden zur Nahrung diene, wenn nur meine Seele ſich den ſchönen Hurii beigeſellen darf. — Er war verheirathet und theilte uns mit, daß ein Tartar vier Frauen haben dürfe, daß es erlaubt ſei, bis zum vierzigſten Jahre ſich den Bart abzuſcheren; aber daß dies verboten ſei, ſobald man einmal über dies Alter hinaus ſei. Was mich anbelangt, fügte er hinzu, ſo lieſſe ich mir, im entſcheidenden Falle, lieber den Hals als den Bart abſchneiden."

Bakſchiſerai war ehemals die Hauptſtadt der Krimm. Sie wurde von den Tartaren im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gegründet. Schon das Aeuſſere der Häuſer erinnerte an den Urſprung dieſer aus den entlegenſten Gegenden Aſiens gekommenen Horden, und der Palaſt des Sultans war ganz in chineſiſchem Geſchmack erbaut. Die Ruſſen verbrannten dieſe Stadt im Jahr 1736, aber ſie iſt ſeitdem wieder unter dem Namen Simpheropol aus ihrer Aſche erſtanden.

„Als wir uns ihr näherten," ſagt der Reiſende, „erblickten wir zahlreiche, von hübſchen Gärten umgebene Landhäuſer. Sodann kamen wir auf einen tatariſchen Begräbnißplatz, und endlich in die Stadt ſelbſt. Wir verfügten uns zuerſt in ein Wirthshaus, wo man mit mancherlei Ausbeſſerungen beſchäftigt war, ſodann in ein anderes, wo wir nichts als Billardzimmer ſahen, die von Spielern wimmelten. Eben wollten wir nach einer dritten Herberge uns umſehen, als ein alter Bekannter, der Sultan Katti Gerei Krim Gerei, uns begegnete, und uns aufs freundſchaftlichſte einlud, unſere Wohnung in ſeinem Hauſe zu nehmen.

„Dieſer Sultan iſt ein merkwürdiges Beiſpiel von den Veränderungen, welche die Zeit über das Schickſal der Familien und der Nationen herbeizuführen vermag. Er iſt ein Nachkommen der tatariſchen Khans, und in derſelben Stadt, wo ſeine Vorfahren als Despoten herrſchten, wo ſie den Raub zuſammenhäuften, den ſie den Ruſſen oder den Polen abgewonnen hatten, und wo er, wenn Alles beim Alten geblieben wäre, eine ähnliche Rolle geſpielt haben würde, lebt er jetzt als einfacher Privatmann, mit einer ſehr mäßigen Penſion, die ihm vom Kaiſer Alexander zugeſtanden worden iſt. Er hat ſelbſt nichts Tatariſches mehr an ſich, betrachtet ſich als ruſſiſcher Unterthan, ſpricht engliſch und lebt ganz auf engliſche Weiſe. Er hat ſich mit einer Schottländerin verheirathet, und iſt nicht allein ein guter Chriſt, ſondern ſogar eine Art von Miſſionär. Seine Geſchichte iſt wahrhaft ſonderbar. Im Schooſe des Kauſaſus geboren, wurde er gezwungen, das letzte Erbtheil ſeiner Väter in dieſen Bergen zu verlaſſen. Zu Karaß machte er darauf die Bekanntſchaft der ſchottiſchen Miſſionäre, die daſelbſt eine kleine Kirche erbauet hatten. Sie bekehrten ihn zum Chriſtenthum und ſendeten ihn nach St. Petersburg. Von dort verfügte er ſich nach England, und hielt ſich einige Jahre zu Edinburg auf, wo er ſich verheirathete. Als er endlich wieder nach der Krimm zurückkehren wollte, beſchloß ſeine Frau ihn zu begleiten, und trennte ſich heimlich von ihren Aeltern und zehn Geſchwiſtern, die Alles angewendet hatten, ſie zurückzuhalten. Sie wurde von ihrem Vater ent-

Digitized by Google

erbt, und er starb, ohne ihr eine so starke Probe der Liebe gegen ihren Gatten vergeben zu wollen.

„Das Haus des Sultans", sagt Lyall, „ist im englischen Geschmacke erbaut. Alle darin befindlichen Gegenstände sind Erzeugnisse englischer Manufakturen, und die Sitten und Gebräuche Großbritanniens waren überall vorherrschend. Alles an dem Sultan, seine Erziehung, seine Religion, seine Grundsätze, sein Betragen und seine Gewohnheiten waren rein „englisch". Ich vergaß mich manchmal so sehr in seiner Gesellschaft, daß ich auf's Unbarmherzigste seine nur halbzivilisirten Landsleute bekrittelte, und er widersprach mir nur selten, sondern stimmte mir vielmehr in Allem vollkommen bei. Sein heißester Wunsch und sein eifrigstes Verlangen geht dahin, noch Kräften zur Verbreitung des Christenthums, unter den Tataren in der Krimm, beizutragen. Wenn die Bibelgesellschaften ihn gehörig unterstützen, so will er eine große Schule zur Unterrichtung der tatarischen Jugend etabliren. Als wir bei ihm wohnten, war er eben damit beschäftigt, eine kleine Erziehungsanstalt zu eröffnen, die der großen zur Vorbereitung und Einleitung dienen sollte."

(Der Beschluß folgt.)

Die Insel Samos.

Durch die gegen dieses Eiland im verflossenen Jahre gerichteten Plane der hohen Pforte, so wie durch Miaulis und Kanaris Siege und die Niederlage der asiatischen Horden an seinen Gestaden, ist Samos aufs neu bekannt geworden, und sein Name, von Mund zu Mund getragen, hat zugleich die Theilnahme und die Wißbegier in Anspruch genommen. Einem allgemein gefühlten Bedürfnisse zu entsprechen, hat es der gelehrte Professor Paulus zu Heidelberg unternommen, von der vom Erzbischof von Samos, Joseph Georgirenes, verfaßten, und 1689 zu London in neugriechischer Sprache erschienenen, genauen „Beschreibung dieser Insel und des Athosberges", eine Uebersetzung zu veranstalten, nach welcher wir das Merkwürdigste über diesen Gegenstand im Auszuge mittheilen wollen.

Samos ist eine der größten und wichtigsten Inseln des ganzen Archipels. Sie liegt in geringer Entfernung von der Küste Natoliens. Die Trümmer, mit denen sie überdeckt ist, sind die stummen Zeugen ihres ehemaligen Wohlstandes und Glanzes. Als die Türken Konstantinopel und den Archipel eroberten, war die Insel durchaus unbewohnt und verödet. Eines Tages besuchte sie Kilitsch-Ali-Pascha der Jagd wegen, und wurde so sehr von ihren Annehmlichkeiten entzückt, daß er den Sultan um Bewilligung bat, sie wieder bevölkern zu dürfen. Nachdem er sie erhalten hatte, raffte er mehrere Familien der benachbarten Orte, vorzüglich auf Metelin (Mitylena), zusammen, und pflanzte sie hierher, so daß dies Eiland gegenwärtig achtzehn volkreiche Städte und Dörfer enthält. Sein Umfang wird auf dreißig Stunden berechnet. Es erstreckt sich von Ost nach West, und ist auf der letzten Seite nur vier Stunden von Nikaria entfernt. Auf der andern ist es dem asiatischen Festlande auf einigen Punkten so nahe, daß man den gegenseitigen Ruf sehr genau vernimmt. Die Meerenge, welche Samos von Asien scheidet, ist drei Stunden lang, und nirgends über anderthalb Stunden breit. An ihrer südwestlichen Oeffnung, die von den Türken Dard-Boghazy genannt wird, erblickt man auf einem Hügel die Stelle, wo die alte Stadt Samos stand. Ein Raum von mehr als einer halben Stunde in der Länge wird noch heute von unzähligen Trümmermassen und Marmorresten überdeckt, obgleich die Venezianer, als sie das ägeische Meer beherrschten, Vieles nach ihrer Vaterstadt geschafft haben.

Auf demselben Berge sieht man, mitten in einer sehr großen und tiefen Höhle, welche Παναγία σπηλιάνη, die sehr heilige Höhle, genannt wird, eine der Jungfrau geweihte Kirche. Die Bewohner der Insel betrachten sie als wunderthätig. Eine dabei befindliche Wasserleitung, die zwei Stunden lang ist, verdient ebenfalls bemerkt zu werden. Unterhalb am Hügel ist der alte Hafen von Samos, der jetzt Tegani (Becken) genannt wird. Dicht daneben steht die St. Niklauskirche, wo die Seefahrer frisches Wasser nehmen. Westlich, der alten Stadt gegenüber, und eine halbe Stunde davon entfernt, liegt die neue, welche man Megali-Kora, die große Stadt, nennt, weil sie die beträchtlichste der Insel ist. Der Erzbischof und die reichsten Kaufleute wohnen daselbst. Es gibt sechs Kirchen daselbst, die sehr klein und ärmlich ausgestattet sind, weil die türkischen Aga's, als frühere Statthalter, ihre Vergrößerung niemals zugeben wollten.

Südlich von der Stadt dehnt sich eine große Ebene, die vorzüglichste der Insel, aus. Sie hat einen griechisch-lateinischen Namen, nämlich: Megalocampus (das große Feld), und ist fast beständig überschwemmt, wodurch sie endlich in einen unzugänglichen Morast verwandelt worden ist. Dahinter gibt es große fruchtbare Erdstrecken, die der Imbera aus bewässert, und die dem Kloster von Patmos gehören. Das Dorf Mily (Mühlen) liegt darüber. Von zweihundert Häusern sind beinahe fünfzig Mahl- oder Schneidmühlen. Die Zitronen und Orangen gedeihen daselbst in so großem Ueberflusse, daß man deren fünfhundert für einen Piaster kaufen kann. Pagontos liegt westlich von Mily. Es ist sehr freundlich und gesund, und

Digitized by Google

hat zwei Kirchen und dreihundert Häuſer. Seine Einwohner verfertigen viel ſeidene Stoffe. Spatharey hat fünfzig Häuſer und eine große Theer-Manufaktur. Gegenüber liegt die Inſel Samio-Poulo (Klein-Samos) die nur eine halbe Stunde im Umfange hat und eine Viertelſtunde von der Küſte von Samos entfernt iſt. Dort gedeiht in großer Menge die wohlriechende Muſcullia- oder Koridblume, die zu Konſtantinopel ſehr geſchätzt, und vom Sultan ſelbſt auf dem Turban getragen wird. Je mehr dieſe Blume verwelkt, um ſo angenehmer und ſüßer iſt ihr Geruch.

Pyrgos iſt anderthalb Stunden von Spatharey entfernt. Dies Dorf hat hundert Häuſer und zwei Kirchen. Es iſt ſeines Honigs wegen bekannt. Dicht darunter liegt ein kleines Albaneſer- oder Arnautendorf. Platanos, von unzähligen Platanen umgeben, zwei Stunden ſüdlich von Pyrgos gelegen, iſt eine kleine Stadt von wenigſtens dreihundert Häuſern und zwei Kirchen. Die Einwohner werden ſehr alt. Marathо-Campos liegt zwei Stunden weſtlich davon, und hat zweihundert Häuſer, nebſt zwei Kirchen. Nahe dabei iſt eine Höhle, in welcher der Tradition zufolge, Pythagoras gewohnt haben ſoll. Jetzt ſieht man eine kleine Kirche, Panagia-Phaneromeni (die Erſcheinung der Jungfrau) genannt, daſelbſt. Viele aufgehäufte Menſchenknochen deuten auf irgend ein unbekanntes Ereigniß hin.

Der Kerkisberg iſt der höchſte der Inſel. Von ſeinem Gipfel überſieht man faſt den ganzen Archipel. Er iſt den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, doch ſieht man auf einem der erhabenſten Punkte einen Teich, worin ſich viele Aale aufhalten, und eine Kapelle des Propheten Elias, wohin häufige Wallfahrten angeſtellt werden. Eine Grotte, mit einer darin befindlichen Kapelle, zu der ein ſehr unſicherer Weg führt, und die man deshalb Παναγια εστω καποτατου, oder U. L. F. zum höhen Berge, nennt, wird gleichfalls ſtark beſucht. — Caſtano, zwei Stunden ſüdlich von Marathо-Campos, hat große Kaſtanienwälder, eine Kirche und fünfzig Häuſer. Dicht dabei iſt die Einſiedelei der heiligen Dreieinigkeit. Leca, mit fünfzig Häuſern, iſt eine Stunde davon entfernt. Noch ein wenig weiter iſt das S. Georgenkloſter, das den Mönchen vom Berge Sinai gehört. Seitwärts am Berge wohnen, ganz zurückgezogen, die S. Eliasmönche, die ſehr gaſtfreundſchaftlich ſind.

Karlovaſi iſt nach Megali-Kora der anſehnlichſte Ort der Inſel. Er liegt hart am Seeufer, Scio und dem Schloſſe Siatsko, auf dem aſiatiſchen Feſtlande, gegenüber. Die Stadt hat fünfhundert Häuſer und fünf Kirchen. Ihre Einwohner ſind vielleicht die reichſten der Inſel, ihres Handels mit Scio und Smyrna wegen. Das Städtchen Furni liegt eine Stunde öſtlich davon. Es werden daſelbſt viele ſchon im Alterthum berühmte irdene Gefäße und Vaſen verfertigt. Der Ort hat zweihundert Häuſer und zwei Kirchen. Das Dorf Burlioſſa, eine Kolonie von Burla bei Smyrna, zeigt ſich auf der Höhe. Es enthält hundert Häuſer und eine Kirche. Nahe dabei liegt das Kloſter Panagia-Tuphruta, in dem ſich ein Dutzend Mönche befindet. Vathy, drei Stunden öſtlich davon, iſt eine Stadt von vierhundert Häuſern, vier Kirchen und einem großen Hafen. Hier wird viel Viehzucht und ein nicht unbedeutender Handel getrieben. Zu Palavo-Caſtro (Altſchloß), einem Dorfe von hundert Häuſern, wächſt guter Muskatwein. Der Hafen von Burlaria iſt eine Stunde davon entfernt, und für den Gewinn des Meerſalzes ſehr ergiebig. Die große Ebene von Piſos-Campos, die viel Waizen, Baumwolle und türkiſch Korn erzeugt, beginnt nahe dabei. Auf ihr wird die Kirche του γρηγορου, dem Apoſtel S. Johann geweiht, wo ſich dieſer und S. Paul aufgehalten haben ſollen, von den Griechen ſehr häufig beſucht. Das Dorf Mitylena, eine Kolonie der Inſel dieſes Namens, iſt anderthalb Stunde von der Apoſtelkirche und eine halbe Stunde von Megali-Kora entfernt.

Samos iſt eine der fruchtbarſten Inſeln des Archipels. Sie bringt Alles hervor, mit Ausnahme des Eiſens, das aus Smyrna bezogen wird. Die Bewohner bereiten viel Theer, Baumwolle, Oel und Wein. Aus den Trabern machen ſie vielen und ſtarken Branntewein, αγγουρατος genannt. Die Bevölkerung beſteht aus Bauern und Handwerkern, die ehemals dem Aga den Zehnten von alle dem entrichten mußten, was ſie gewannen, weshalb er ſeine Muſafaridеs oder Agenten zur Eintreibung ausſchickte. Die Kleidung der Einwohner iſt der türkiſchen ſehr ähnlich. Sie tragen ein langes Gewand, das ihnen bis zur Ferſe reicht, und einen Gürtel um den Leib. Darüber werfen ſie ein zweites Kleid, das ihnen über die Schultern hängt, beinahe wie das der Baccalaurien der Philoſophie zu Oxford. Die Weiber kleiden ſich ebenfalls türkiſch, mit einem Gürtel um den Leib und ein Stück weißer Leinwand um den Kopf. Die jungen Frauen flechten ihr Haar in Zöpfen, die über den Rücken herabhängen, und unten mit einer goldenen oder ſilbernen Kette zuſammengebunden ſind.

Das letzte Erdbeben in Chili.

Chili iſt ein langer und ſehr ſchmaler Landſtrich, öſtlich von den hohen Anden und weſtlich vom großen Ozean begrenzt, zwiſchen 20° 21′ und 43° 50′ ſüdlicher Breite und 68° 50′ und 74° 20′ weſtlicher Länge von Greenwich. Seine größte Länge wird auf 1350 eng-

Digitized by Google

lische Meilen und seine mittlere Breite auf 130 derselben berechnet. Das Land erhebt sich allmälig von den Küsten gegen das Gebirg, wo es sich in mehrere hohe Thalgelände zersplittert. Es kann in zwei Regionen, die trockene und die nasse, geschieden werden, welche beide der Maulestrom von einander trennt. Südlich ist das Klima sehr veränderlich und die Regengüsse sind häufig. Das Holz ist dort im Ueberfluß vorhanden. Nördlich regnet es nur zu gewissen Zeiten. Zu Valparaiso beginnt die Regenzeit im Mai und endet im September. Am nördlichen Ende des Landes fällt das ganze Jahr hindurch fast kein Regen, da es hingegen auf der mittäglichen Seite beinahe alltäglich regnet.

Die Erdbeben sind in Chili sehr häufig, und es gibt in manchem Jahre keine Woche, in der man nicht mehr oder weniger heftige Stöße verspürt, so daß sich die Einwohner eben nicht viel mehr darum bekümmern. Sie haben den Glauben, daß nur alle Jahrhundert einmal ein großes und allgemeines Erdbeben statt finden könne. Am 4 November 1822 verkündigte ein gewaltiger Stoß zu Copiapo (27° 10′ Breite) diesen Zeitraum. Am folgenden Tage wurde die Stadt gänzlich zerstört und Coquimbo (29° 50′ B.) sehr beschädigt. In der Nacht vom 19 November wurde die Erschütterung von einem Ende des Landes bis zum andern bemerkt. Die Erde erhob und senkte sich sehr stark, fast wie Meereswellen, nur noch viel schneller. Die heftigsten Stöße dauerten zwei Minuten lang und rissen tiefe Spalten in den Boden. Valparaiso litt sehr viel und hatte das Ansehen einer lange bombardirten Stadt. Mehr als 300 Menschen verloren ihr Leben. Zu San-Jago, der Hauptstadt von Chili, war die Erschütterung nicht so stark. Sie war es noch weniger zu Aconcagua und zu Millipilla. Quillota dagegen litt beträchtlich. Zu Valdivia verspürte man nur einen Stoß. Zugleich öfneten sich in der Nähe zwei Vulkane mit ungeheurem Getöse, und verschlossen sich bald darauf wieder. Ein starker Regen strömte die ganze Nacht durch herab und brachte den Schrecken und den Jammer aufs höchste. Die stärksten Stöße wurden fünfzehn englische Meilen nordöstlich von Valparaiso, vom Fuße der Anden bis zum Meere, verspürt. Die Fläche auf welcher, oder vielmehr unter welcher das Erdbeben sich ausgedehnt hat, kann auf nicht weniger als 100,000 englische Quadratmeilen berechnet werden. Diese unterirdischen Bewegungen dauerten in verschiedenen Zeiträumen bis zu Ende Septembers 1823 fort.

Wenn ich ein Frauenzimmer wäre.

„Wenn ich ein Frauenzimmer wäre", so würde ich lieben, um geliebt zu sein, und die Ueberzeugung, daß die Liebe der Zweck, das Ziel und die Bestimmung meines Daseins ist, würde mir über Alles gehen. Ich möchte mehr hübsch als schön, mehr reizend als imposant, mehr grazienhaft als regelmäßig gebildet sein und überhaupt jenes Anziehende haben, das einen so großen Zauber über die Männerherzen auszuüben im Stande ist.

„Wenn ich ein Frauenzimmer wäre", so würde ich es nicht verschwören, einen Geliebten zu haben; aber ich würde darauf schwören, nicht mehr als einen zu erwählen. Ich würde nur in so fern unbeständig sein, als ich es dürfte, ohne gegen mein eigenes Gefühl, die Schicklichkeit und die Vernunft zu sündigen. Ich würde beständig einen unbestechlichen Richter, mein Gewissen, hören, und nichts thun, was er verdammt.

„Wenn ich ein Frauenzimmer wäre", so würde ich mir täglich wiederholen: daß die Schönheit das erste Gut ist, welches Mutter Natur uns gegeben hat, das erste, das sie uns wieder raubt. — Ich würde die Zeit meiner Blüthe dazu anwenden, meinen Geist mit unverwelklichen Talenten auszuschmücken, um auch in meinem reifern Alter noch angenehm zu sein.

„Wenn ich ein Frauenzimmer wäre", so würde ich vor Allem gut sein, um lange jung zu bleiben; denn nichts altert schneller, als ein böses Herz. Die Güte bleibt immer schön; aber die Schönheit ohne Güte kann manchmal recht häßlich sein.

„Wenn ich ein Frauenzimmer wäre", so würde ich nicht die Mode, sondern meinen natürlichen Geschmack und meinen Spiegel zu Rathe ziehen, um zu wissen, wie ich mich kleiden soll. Ich würde mit fünfundzwanzig Jahre die Rosafarbe ablegen, über die dreißig hinaus würde ich nicht mehr tanzen, und über vierzig würde ich nicht mehr mit bloßem Haupte und bunten Blumen erscheinen.

„Wenn ich ein Frauenzimmer wäre", so würde ich mich nie in Haarwickeln sehen lassen, aus Furcht, für häßlich gehalten zu werden. Ich würde nie über großen Hunger schreien und mich niemals über Verstopfung, Magenkrampf, Seitenstechen und dergleichen beklagen, selbst wenn ich darüber vor Schmerz vergehen müßte.

„Wenn ich ein Frauenzimmer wäre", so würde ich die Reinlichkeit bis zur Uebertreibung ausdehnen, und den Fingerzeig J. J. Rousseaus tief in mein Gedächtniß prägen: daß ein schmutziges Frauenzimmer das Zurückstoßendste und Empörendste ist, was man

Digitized by Google

auf Erden jeden kann, und daß der Mann nicht Unrecht hat, wenn er es vernachlässigt und verachtet.

„Wenn ich ein Frauenzimmer wäre“, so würde ich es gerne hören, daß man mich lobt, vorzüglich meines Herzens und meiner häuslichen Kenntnisse wegen; aber ich würde die schale Schmeichelei verachten, wie sie es verdient. Ich würde gern mit meinen Freundinnen schwatzen; aber ich würde Niemand verleumden, weil das niedrig und entehrend ist. Ich würde die Männer, die ihre Jugend auf die Erwerbung nützlicher Kenntnisse verwendet haben, nie unterbrechen, um sie zurechtzuweisen, und mir ihr verachtendes Schweigen ersparen.

„Wenn ich ein Frauenzimmer wäre“, so würde ich darauf bedacht sein, im reifern Alter devot zu werden; aber meine Frömmigkeit würde die der heiligen Theresia sein, und meine Furcht vor der Hölle würde denselben Beweggrund haben. Ich möchte um Alles nach meinem Tode mich nicht an einem Orte befinden, wo es stinkt und wo man sicher ist, keine gute Gesellschaft anzutreffen.

Wenn ich ein Mann wäre.

„Wenn ich ein Mann wäre“, so würde die lehte Rolle, zu der ich mich erniedrigen möchte, die eines Verführers sein. Ich würde nie Liebe heucheln, wenn ich nicht wahre Liebe empfände, nie allein nur über die Schwäche, über die Sinnlichkeit eines Weibes triumphiren wollen. Ich würde mich nie mit dem Mantel einer scheinheiligen Tugend bekleiden, um darunter das Laster zu verbergen, nie mit meinen Eroberungen prahlen und meine Opfer prostituiren. Ich würde stark sein, so lange als ich meine Sinne zügeln könnte, ohne diejenige kalt und verächtlich zu behandeln, die mir ihre Anneigung zu erkennen gibt, und ich würde mit voller Inbrunst dem Drange meines Herzens folgen, wenn nicht Pflicht, nicht Ehre es mit anders geboten.

„Wenn ich ein Mann wäre“, so würde ich es nicht als ein Axiom aufstellen, daß die Natur es dem Weibe zur Pflicht macht, treu zu bleiben, während sie den Mann zur Flatterhaftigkeit einladet. Ich würde meine Frau nicht als eine Art Hausgeräth betrachten, sie nicht wie eine Drehorgel behandeln, die man zu allerlei Melodien stimmen kann. Ich würde sie als den edlern Theil meines Selbstes betrachten, und als solchen ehren und lieben. Ihr Schmerz würde mein Schmerz, ihre Wonne die meinige sein. Ein so hohes, so edles Eigenthum, mein Leben, meine Seele, meine Seligkeit würde ich nicht wie feiles Marktgut erhandeln wollen, um es nachher auch als solches zu benuzen. Ich würde einem gebildeten Geiste, einer reinen, frommen Seele, einer angenehmen Gestalt, mehr Werth beilegen, als einem schweren Kasten voll Gold, womit ich den Frieden und das Glück meines Hauses nicht erkaufen könnte.

„Wenn ich ein Mann wäre“, so würde ich mich nicht weiblich geberden, nicht mit zirpender Stimme reden, oder mit Schminke und Schönpflästerchen mein Gesicht verunstalten. Ich würde mich bestreben, in meinem Aeussern, wie in meinem Innern, sorgfältig zu sein, und dem Frauenzimmer mehr durch meine geistige Bildung, durch meine gutmüthige Moral und durch meine Ehrerbietung, als durch eine affektirte Liebenswürdigkeit, durch meine Keckheit und durch meine Larve zu gefallen suchen. Ich würde keinen Tabak rauchen und schnupfen, weil beides der Gesundheit schädlich ist, nicht über die Maaßen trinken und nicht fluchen, weil beides entehrt.

„Wenn ich ein Mann wäre“, so würde ich mich bestreben, mich in Allem als Mann zu zeigen. Ich würde den Tod nicht fürchten, wenn ich der Menschheit dadurch nüzlich sein, mein Vaterland vertheidigen, oder sonst der gerechten und guten Sache dienen könnte; aber ich würde mich nicht um Nichtswürdigkeiten und Kinderpossen schlagen. Ich würde mich nicht scheuen, überall die Wahrheit zu sagen, wo ich bemerke, daß die Lüge schädlich werden kann; aber ich würde das Geheimniß dessen achten, den ich noch nicht als Böswicht anerkannt habe. Ich würde klein anfangen, um groß zu endigen, und kein Mittel verachtässigen, das zur Erlangung meiner Zwecke mir behilflich sein kann. Ich würde das Gute und Wahre mit ganzer Seele lieben und das Böse und Schlechte verabscheuen, ohne es zu fürchten. Ich würde nur einen Ruhm kennen, den, nüzlich gewesen zu sein, und meine Bestimmung auf Erden ganz erfüllt zu haben.

„Wenn ich ein Mann wäre“, so würde ich einmal in meinem Leben Schriftsteller sein wollen; aber nicht um meinen Geist, meine Erfahrungen wie faule Eier zu verkaufen, sondern um meine Mitgeschöpfe zu erheitern, zu belehren, zu erfreuen mit den Erzeugnissen meiner Muse. Ich würde mit keinem Buchhändler einen Judenhandel abschliessen, um ihm meinen blinden oder lahmen Gaul für schweres Geld zu vereifelschen, und ihn zum Gelächter des Publikums damit herumtrottiren zu sehen. Ich würde mich nicht zum litterarischen Kloackausräumer machen, meine Feder nicht in Galle tauchen und mein Talent nicht in Gassenbubenwiz verschwenden.

„Wenn ich ein Mann wäre“, so würde ich Niemanden absichtlich beleidigen, Niemanden verleumden, Niemanden fürchten. Ich würde unwillkührliche Beleidigungen vergessen, willkührliche nur dann bestrafen, wenn diese Strafe als Beispiel dienen, oder zu guten

Zwecken gereichen könnte. Ich würde mich nie rächen; aber ich würde zu meinem Beleidiger sagen: zittre vor der Rache; denn sie kann dich eben dann erreichen, wenn du es am wenigsten vermuthest. Dadurch würde ich ihn von mir abhängig machen, und seine Furcht selbst als ein Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes zu benutzen im Stande sein. Ich würde meinen Freunden in Allem dienen, was in meinen Kräften steht, ohne auf Gegendienste ihrerseits große Rechnung zu machen. Meine Feinde — wenn ich deren hätte — würde ich nicht verkennen, sondern durch mein Betragen sie zu gewinnen, und gleichgültig gegen mich zu machen suchen. Ich würde meine Frau nicht tirannisiren, aus Besorgniß von ihr gehaßt zu werden; aber ich würde auch nicht ihr Sklave sein, um mir nicht ihre Verachtung zu erwerben. Ich würde meine Kinder in unbegrenzter Liebe zu dem allmächtigen Wesen, in hoher Bewunderung und klarer Erkenntniß der Schöpfung, in reiner Anneigung der Natur und in kluger Achtung aller Religionsmeinungen erziehen.

„Wenn ich ein Mann wäre", so würde ich nur bis zum dreißigsten Jahre behaupten, jung zu sein. Mit den Fünfzigern würde ich es nicht abstreiten, mich in meinem Sommer zu befinden. Die Sechzziger würden mein Herbstanfang werden, und mit den Siebenzigern würde ich mich auf meinen Winter vorbereiten. In dieser letzten Jahreszeit meines Lebens würde ich von dem Frühling allein nur die süßen Erinnerungen bewahren, ohne mich noch länger an seinen Tändeleien zu ergötzen. Das Leben würde noch immer ein Garten für mich sein; aber ich würde mich begnügen, seinen Blumenschmuck zu bewundern, ohne ihn mein nennen zu wollen. Ich würde mein Ende mit Ruhe und Ergebenheit erwarten, und selbst im letzten Augenblicke dieses vergänglichen Daseins noch ausrufen: „Auch ich war in Arkadien, auch ich habe gelebt und geliebt!"

Verzeichniß der vom Archimandriten Hyazinth aus Peking mitgebrachten chinesischen Manuscripte.

Der Archimandrit Hyazinth brachte 14 Jahre in China zu, und lebt jetzt im Kloster Warlaam, nahe bei Serdopol. Während seines Aufenthalts in jenem großen, noch so wenig bekannten Reiche, erlernte er die Landessprache aufs Genauste, und unternahm es sodann, eine große Menge chinesischer Werke zu übersehen, die für die Geschichte Asiens vom höchsten Interesse sind. Diese Werke sind folgende:

1. Thai-Tsun-Tsian-Gang-Mub. Jahrbücher des chinesischen Kaiserreichs. Acht Bände. Diese Handschrift, obgleich theilweis schon durch die Uebersetzungen der Jesuiten bekannt, ist hier im Ganzen nur um so wichtiger.

2. Geschichte der Dynastie Ming. Ein Band. Bekannt und eben deshalb sehr interessant.

3. Erdbeschreibung des chinesischen Reichs. Enthaltend eine Darstellung von China, Corea, Mandschu, den ehmaligen Staaten des Groß-Mogols, von Songarien, dem östlichen Turkestan, Kokansor und Tibet. Zwei Bände, mit einer großen Karte. In russischer Sprache. Sehr wichtig.

4. Geschichte der vier ersten Khans aus dem Hause der Tschingis. Ein Band.

5. Sü-Schu, oder die vier Bücher, mit langen Erklärungen. Zwei Bände. Es scheint, daß der Inhalt eine rein moralische Tendenz habe.

6. Geschichte von Tibet und Tangut. Ein Band. Von höchster Wichtigkeit.

7. Beschreibung von Tibet in seinem gegenwärtigen Zustande. Ein Band. Dies Werk ist sehr interessant.

8. Beschreibung des Volks der Mongolen, zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt. Bereits bekannt.

9. Beschreibung der Songarei und der kleinen Bucharei, 150 Jahre vor Christi Geburt. Ein Band.

10. Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes derselben Länder. Ein Band. Sehr wichtig.

11. Beschreibung von Peking, nebst einem Plan der Stadt.

12. Beschreibung des Mongolenvolks, bis zu Christi Geburt.

13. Abhandlung über die Kuhpockenimpfung.

14. Die Arzneikunde der Chinesen. Ein Band.

15. Chinesisches System des Weltalls. Ein Band.

16. Ueber die Befestigung (Eindämmung) des gelben Flusses. Ein Band.

17. Gesetzbuch der Mongolen. Ein Band.

18. Chinesisches Wörterbuch. Sechs Bände.

Die Landspitze Okamundel und die Stadt Dwarka in Ostindien.

Südwestlich von der Provinz Guzurat befindet sich eine Halbinsel, Kattywar genannt, die an ihrer äußersten Spitze Okamundel, oder wilder Landstrich heißt. Dieser Distrikt, der jetzt dem Mulu-Manick, Herrn von 21 Dörfern und einer Bevölkerung von 12,000 Seelen, gehört, wird bei den Hindus als „heilig" betrachtet, weil, nach ihrer Mythologie, der Gott Chrishna dort nach seiner Vertreibung aus Mathura gewohnt hat. Deshalb begeben sich auch alljährlich über 20,000 Pilger dort hin, um ihre Andacht zu verrichten und ihre Gelübde zu lösen. Nachdem sie sich

Digitized by Google

gebadet, und dafür bezahlt haben, bringen sie ihre Opfer dem großen Götzen dar, begeben sich sodann, mit einer Bescheinigung, nach der Pagode von Aramra, wo sie sich, mit einem glühenden Eisen, ein geheiligtes Zeichen auf den Arm oder auf irgend einen andern Theil des Körpers stempeln lassen, und schiffen sich sodann nach der Insel Bate ein, wo sie neue Opfer darbringen und sodann die Final-Benedikion erhalten. Diese Wallfahrten bringen Okamundel jährlich ungefähr 18,000 Pfund Sterling ein. Die Kreide, die man daselbst findet, wird als von Chrishna nieder gelegt betrachtet, und deshalb bedeutend ausgeführt. Die Handelsleute tragen sie durch ganz Indien, und die Braminen zeichnen damit die geheiligten Karaktere auf die Stirn. So unterscheiden sie auf den ersten Blick, von einer jeden andern Kreidewie sie behaupten, das Wasser des Ganges von einem jeden andern.

Die Bewohner von Okamundel sind unerschrockene Seeräuber, und, auf den Namen und den Schutz ihrer Gottheit sich stützend, plündern sie für Rechnung des Tempels und der Braminen, mit denen sie ihre Beute theilen. Ihre Ausschweifungen veranlaßten endlich die englisch-ostindische Kompagnie, sie zu bekriegen; aber es gelang den Britten erst im Jahr 1823, sich der Stadt Dwarka mit Sturm zu bemächtigen. Mulu-Manick, mit einer Truppe Araber und Piraten, wollte sich in den Pagodoen vertheidigen: aber die Braminen, die die Zerstörung ihrer Tempel befürchteten, vertrieben ihn wieder daraus. Er vertheidigte sich sodann, in einem Morasse, mit vieler Hartnäckigkeit, und ergab sich endlich, da er sah, daß aller fernere Widerstand unnütz war. Seit dieser Zeit wurde Okamundel von den Engländern besetzt. Die Stadt Dwarka hat ungefähr tausend aus Steinen und Kalk aufgeführte, und mit Ziegeln bedeckte, wohlgebaute Häuser. Die Vorstadt, die sich gegen den Ort erstreckt, wo sich die Wallfahrer baden, ist sehr volkreich. Der Badeort ist der Stadt gegenüber. Eine steinerne Treppe führt in das klarste Wasser hinab, und eine Menge kleiner Pagoden und Bogen für die Braminen erheben sich am Ufer. Eine andere Stiege führt von da zur Ringmauer, welche die prachtvollen Pagoden umschließt, zu denen die Pilger wallfahrten. Sie erheben sich auf einer Höhe und bieten von fern einen majestätischen Anblick dar. Die größte davon ist in Pyramidenform, in sieben Stockwerken über einander erbaut. Sie ist wenigstens 140 Fuß hoch, und ganz mit Bildhauereien überdeckt. Die zweite Pagode ist nicht so hoch, aber sie ist breiter und endet sich in eine große runde Terrasse. Gallerien von sehr merkwürdiger Bauart umschließen diese beiden Tempel. Die übrigen vier Pagoden sind kleiner, doch alle nach dem ägyptischen Styl erbauet. Diese Tempel sind noch sehr wohl erhalten, obgleich sie acht Jahrhunderte existiren. Die Braminen geben sie für viel älter aus, und sagen, daß sie schon vor mehrern Jahrtausenden vorhanden waren. Eine dicke, 14 Fuß hohe Mauer bildet den heiligen Umschluß.

Okamundel treibt wenig Ackerbau, und lebt allein nur vom Ertrage der Wallfahrten, und der Seeräuberei. Das Wildpret ist dort im Ueberfluß vorhanden, das Kameel ist von schöner Race, und man behauptet, daß sich in dem morastigen Gehölz viele dieser Thiere wild befinden. Die Insel Bate liegt ganz nahe an der Halbinsel, und hat ebenfalls einen Tempel, der aber, im Vergleich mit denen von Dwarka, wenig merkwürdig ist. Bate hat einen guten Hafen und ein Fort, welches so gut wurde, daß die Engländer 1803 viel Volk davor verloren, und es nicht nehmen konnten. Die Stadt Bate enthält ungefähr 10,000 Seelen. Sie ist die Residenz eines Volksoberhaupts, dessen Einkommen nicht 30,000 Pfund Sterling übersteigt, und der ausserdem noch die Städte Aramra, Postra, Bhurwalle und noch einige andere, besitzt.

Gegenwärtiger Zustand der olympischen Ebene.

Von Spencer Stanhope.

Wer hat nicht die interessante Beschreibung der olympischen Spiele, in der Reise des jungen Anacharsis, gelesen! Diese im Hippodram herumfliegenden Wagen, diese belebten Ringkämpfe im Stadium, dieser Wechsel von Belustigungen und Uebungen, diese schönen Denkmäler der Bildhauerei, dieser majestätische Jupiter des Phidias, dies ganze unter buntfarbigen Gezelten oder auf der weiten, grünen Rasenfläche versammelte Griechenvolk, dies ganze, zugleich ergötzende und religiöse Nationalschauspiel, hat mehr als einmal den unterrichteten Mann und den Freund des schönen Alterthums vergnügt. Aber jeder Leser des jungen Anacharsis hat zugleich auch das kluge Schweigen bemerkt, welches der gelehrte Barthelemi über die Frage: „gab es am Ufer des Alpheus eine Stadt, Namens Olympia, oder gab es keine solche?“ nicht zu brechen für nöthig erachtet hat. Er fühlte ohne Zweifel, wie schwierig diese Frage zu beantworten sei, obgleich er an irgend einer Stelle zu glauben scheint, daß die Stadt Pisa, auch Olympia zubenannt, wirklich nahe an dem Orte existirte, wo die Spiele gefeiert worden. Indessen läßt der Zusammenhang seiner unvollständigen und schwankenden Beschreibungen über diesen Gegenstand im Geiste des Lesers den Gedanken zurück, daß diese vorgebliche Stadt nichts anderes als eine Vereinigung mehrerer Tempel, den Spielen geweihmete Gebäude, Priesterwohnungen und Kaufmannsläden

Digitized by Google

war. Es war höchſtens wie Newmarket und Beaucaire, nur für gewiſſe Zeiten eine große Stadt, oder, um ſich verſtändlicher auszudrücken, es war eine Meſſe, viel größer, viel ſchöner, viel geiſtreicher, als die zu Leipzig, zu Frankfurt am Main und an der Oder, zu Bergamo und zu Sinigaglia. Dieſe Art, den Gegenſtand auf die natürlichſte und vernunftgemäßeſte Weiſe zu betrachten, fand wenig Beifall und wurde oft und vielfach beſtritten.

Dem rühmlichen Karakter der deutſchen Nation zufolge, haben ſich mehrere gelehrte Männer aus ihrer Mitte, mit einer größeren Freimüthigkeit, über die Exiſtenz von Olympia, als Stadt, ausgeſprochen. Man lieſt in den „griechiſchen Alterthümern von Mitſch“, in der zweiten von Köpke im Jahr 1806 zu Erfurt beſorgten Ausgabe, im erſten Bande, Seite 241. u. f. f. Folgendes:

„Unter dem Namen Olympia muß man ſich nicht eine Stadt vorſtellen, ſondern ein leichtgebogenes und tiefes Thal, in welchem ſich der Zuppitertempel, ein geheiligter Wald, und die zu den Spielen, den gymnaſtiſchen Uebungen, den Prieſterwohnungen und einigen Privathäuſern beſtimmten Plätze ſich befanden.“ An einem andern Orte, Seite 728, ſagt derſelbe Verfaſſer: „Olympia, offener nur von wenig beſtändigen Bewohnern bevölkerter Flecken, den man nicht eine Stadt nennen kann.“ Funk, in ſeinem vortrefflichen „encyklopädiſchen Wörterbuche der Griechen und Römer“ (Braunſchweig 1801, in drei Bänden) ſpricht von Olympia, wie von einem kleinen, vor dem Tempel und der heiligen Umfaſſung liegenden Flecken, wenn man von der Meerſeite herkommt. Im Artikel „Elis“ geht er noch weiter, und ſagt: daß Olympia nur allein ein geheiligtes Gehölz war, worin ſich mehrere Tempel und Bildſäulen befanden.

Es iſt wahr, daß die beiden eben genannten Verfaſſer die Argumente nicht angeben, auf welche ſie ihre Meinungen ſtützen, und daß ſie ſich mit Vorbedacht zu hüten ſcheinen, die Ausdehnung anzudeuten, die ſie ihrer Aeuſſerung zu geben gedenken. Man darf daher dem berühmten Hellenisten Gail zu Paris unbedingt die vollkommene und endliche Entſcheidung dieſer Frage zuſchreiben. Er beſtimmt, „daß der Hieron, oder der geheiligte Raum, nur der Zupitertempel, die Spielgebäude und Plätze, und die Wohnungen der Tempeldiener und Prieſter enthielt.“

Die Diskuſſionen über dieſen kritiſch-geographiſchen Punkt beſchäftigten ſeit langer Zeit die Akademie der Inſchriften zu Paris, als Spencer-Stanhope es, auf Einladung derſelben, unternahm, den gegenwärtigen Zuſtand der olympiſchen Ebene in ihrer ganzen Ausdehnung näher zu unterſuchen. Die daraus hervorgegangenen Reſultate ſind wichtig und durchaus negatif. Der Zuſtand der wenig bemerklichen Ruinen iſt von der Art, daß eine exaltirte Einbildungskraft allein ſich ſchmeicheln kann, in ihnen die Grundlagen irgend eines topographiſchen Syſtems zu entdecken. Kaum ſcheint es ſelbſt gewiß, daß man die Identität der gegenwärtigen Ebene unterhalb Miraka mit der, auf welcher die olympiſchen Spiele gefeiert wurden, als erwieſen betrachten könne. Dieſe Identität im Syſteme der Reiſenden hängt von der Beſtimmung der angeblichen Ruine des Zupitertempels ab, die in dem Plan der olympiſchen Ebene von Spencer Stanhope nur unter der einfachen Benennung „Ruinen eines Tempels“ angedeutet worden iſt. Der Nachforſcher bemerkt darüber Folgendes: „Es iſt nichts vorhanden, wodurch bewieſen werden könnte, daß dieſe Proportionen denen von Pauſanias für den Zupitertempel angegebenen entſprechen. Eine Aushöhlung iſt rings um die Ruinen veranſtaltet worden; aber der Raum, der dadurch bezeichnet worden iſt, hat nur 125 Fuß in der Länge und 60 Fuß in der Breite, während die Area des Zupitertempels 230 Fuß lang und 95 Fuß breit war.“

Mit Ausnahme dieſes Tempels, ſind alle übrigen Ruinen ſehr wenig beträchtlich. Sie ſind aus Backſteinen und ſcheinen alſo mehr von den Römern als von den Griechen herzurühren. Nichts in dieſer ganzen Ebene bietet die mindeſte Spur jener Größe und Majeſtät dar, welche die religiöſen Gebäude des alten Griechenlands an ſich trugen. Auſſerdem ſcheinen dieſe Gebäude keineswegs mit einer Ringmauer umgeben geweſen zu ſein, wenigſtens entdeckt man nicht mehr das Mindeſte davon, da man hingegen noch ſehr deutlich die Erdwälle erkannt, die den Hippodrom umſchloſſen. Sie ſind zwiſchen 130 und 140 Stadien von der Mündung des Alpheus entfernt, obgleich die Alten dieſe Entfernung nur auf 80 Stadien angeben.

Was ſoll man nun aus dem Allem ſchließen? Iſt es denkbar, daß die zu Olympia geſtürzenden Gebäude von einem jener ſtarken Erdbeben verſchlungen worden ſind, die zugleich die großen Abſchweifungen im Laufe des Alpheus, vorzüglich den Bogen ſüdlich von den Ruinen, wo er einen kleinen See bildet, und faſt den Kladeus berührt, veranlaßt haben? Wir ſind überzeugt, daß Jedermann, der mit der phyſiſchen Geographie vertraut iſt, geneigt ſein wird, dieſe Idee anzunehmen, und folglich eine neue Unterſuchung der Ufer des Alpheus, von Mirafa bis zum Meere, zu wünſchen. Es iſt nicht möglich, ſie höher hinauf ſuchen zu wollen, aber es würde uns keineswegs in Verwunderung ſetzen, wenn man ſie eines Tages tiefer hinab, als bei der heutigen Vereinigung des Kladeus mit dem Alpheus, entdeckte.

Digitized by Google

Gelegenheitsgedanken.

Die Liebe des Ruhms und die Liebe des Erfolgs ſind zwei durchaus verſchiedene Leidenſchaften. In der einen liegt mehr Stolz und in der andern mehr Eitelkeit. Die erſte hat mehr Geduld und Entſagung, die letzte mehr Unruhe und Gier. Die Hoffnung iſt für den Menſchen, der den Ruhm liebt, eine entfernte Gottheit, die ihm zulächelt und ihn tröſtet. Für den Erfolgliebenden hingegen iſt ſie eine nie zu befriedigende Beherrſcherin, die ihn beſtändig mit ihren Launen und ihrem Begehren verfolgt.

Seiner Natur und Dauer nach iſt der Ruhm ein viel edlerer Preis, und da die Palmen nur auf dem Scheitel der letzten Wohnung des Menſchen blühen, ſo miſcht ſich die Uneigennützigkeit zum Ehrgeiz, und gibt ihm einen höhern Schwung. Die Liebe des Erfolgs verſteigt ſich nicht ſo weit. Sie bekümmert ſich vor Allem nur um den irdiſchen Genuß, um die Wonne des Augenblicks; darüber hinaus reicht ſie ſelten oder nie.

Die Hoffnung auf die nachfolgenden Geſchlechter zieht den Menſchen weniger von ſeinem eigentlichen Zwecke ab, als die, ſeinen Zeitgenoſſen zu gefallen. Die Herrſchaft der Mode beſchränkt und erkältet, wie jegliche Tirannei, den Aufſchwung der Gedanken. In den Werken der Einbildungskraft ſind der eben herrſchende Geſchmack, die Beſorgniß einer ſtrengen, oft unſtädtigen Kritik, die Klippen, an denen nicht ſelten alle Natürlichkeit und Originalität ſcheitern, wie in den politiſchen Schriften die Kriecherei, die Hoffnung einer Sinekur, oder die Furcht vor Haus- und Stadtvogteien für Beredſamkeit und Patriotismus unüberſteigliche Hinderniſſe ſind.

Ungeachtet ihrer ſtolzen Verachtung hat die Liebe des Ruhms dennoch manchmal den erſtaunten Zeitgenoſſen einigen Erfolg abgedrungen. Ungeachtet ihrer ſorgfältig ſtudirten Lebensart und ihrer Hofmannskunſt hat die Liebe des Erfolgs dennoch nie den Ruhm zu gewinnen vermocht.

Die Freiſchulen in Neu-England.

Sollen die Aeltern für den Unterricht ihrer Kinder ſorgen, oder iſt es der Staat, der ſich dieſer Sorge unterziehen ſoll? Ueber dieſe wichtige Frage denkt man in der neuen Welt jetzt gerade das Gegentheil von dem, was man im alten Europa als Grundſatz aufgeſtellt hat. Die Geſammtmaſſe trägt dort, ohne es zu bemerken, zum allgemeinen Unterrichte bei, und dieſe Uebereinkunft iſt zum Geſetz geworden, deſſen Nutzen und Gerechtigkeit ſo leicht Niemand beſtreiten kann. Die meiſten Anhänger hat dieſer Satz in den fünf Provinzen gefunden, welche Neuengland bilden; deshalb iſt er auch dort bis jetzt am vollkommenſten in Ausführung gebracht worden. Dort hat jede Stadt, jedes Dorf ſeine Freiſchulen, und die ganze Bevölkerung trägt zu ihrer Unterhaltung bei. Dieſer Grundſatz iſt gerecht, denn er iſt der Erhalter des Eigenthums und des Daſeins der Individuen eben ſo gut als des Friedens der Geſellſchaft. Dadurch wird ſo viel, als nur immer möglich, die Anwendung des Strafgeſetzbuches beſeitigt und die Jugend geht von heilſamen Lehren zu guten Handlungen über. Das Gefühl der Selbſtachtung wird in allen dieſen jungen Seelen angeregt, und leiſe und unmerklich bildet ſich ihr Karakter aus, entwickeln ſich ihre Talente und wird die öffentliche Ruhe und Sicherheit befördert.

Dieſe Freiſchulen ſind keine Stiftung der gegenwärtigen Konſtitution der vereinigten Staaten. Man entdeckte ihre Spuren bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts, als dieſe Kolonie ſich kaum gebildet hatte, und die Bewohner derſelben ihren erſten Bedürfniſſen zur Noth entſprechen konnten. Zwei Geſetze von 1647 und 1683 verordneten die Einführung von Freiſchulen in allen Städten, die über 50 bis 100 Familien enthielten. Gegenwärtig giebt Boſton jährlich zwiſchen 70,000 und 80,000 Dollars zur Unterhaltung ſeiner Schulen aus, die ſich in mehrere Klaſſen zertheilen. In den Primarſchulen oder denen des erſten Unterrichts, werden 2000 Kinder von 4 bis 7 Jahren von Frauenzimmern im Leſen und Schreiben unterwieſen. In den Grammatikſchulen lehrt man 2800 Kinder beiderlei Geſchlechts, von 7 bis 14 Jahren, leſen, ſchreiben, rechnen, Grammatik und Geographie. Zwei- bis dreihundert ſtudiren nächſtdem noch Geometrie, franzöſiſche Sprache, Geſchichte und verſchiedene moraliſche Werke. Eine Schule der alten Sprachen iſt in fünf Klaſſen abgetheilt, und enthält ungefähr 250 Zöglinge. Man rechne zuſammen: 6000 Kinder, in einer Stadt von 25,000 Einwohnern, die aufs Sorgfältigſte unterrichtet werden, ohne daß ihnen das einen Dollar Koſten verurſacht.*)

*) Wir haben dieſe Mittheilungen den „Lettres to the hon. W. Prescott, on the free schools of New England, with remarks upon the principles of instruction“ entnommen.

Engliſche Literatur.

Lettres from the irish Highlands. — Briefe über die irländiſchen Hochländer. Ein Band in 12. London, 1825. Bei Murray.

Wollte man dem Herausgeber dieſer Briefe Glauben beimeſſen, ſo wären ſie wirklich von den verſchiedenen Gliedern einer engliſchen Familie, während ihres Aufenthalts in Irland, geſchrieben worden.

Digitized by Google

Mehrere Einzelnheiten des häuslichen Lebens der Irländer, eine Beschreibung des Innern ihrer Hütten, ein Gemälde von den Sitten und Gewohnheiten der Landleute, nebst einer Menge anderer Gegenstände, die eine ziemlich genaue Idee von dem eigentlichen Karakter dieses Volks zu geben vermögen: das ist es, was dieses Buch enthält. Zu dem mannigfachen ungereimten Aberglauben, an dem dieses Volk mit ganzer Seele hängt, gehört auch das blinde Vertrauen auf das, was sie die „vier Evangelien“ nennen, die sie als Amulete, oder Verwahrungsmittel gegen alle Gefahren und Krankheiten, um den Hals gewunden tragen. Diese Evangelien werden von den Priestern verfertigt und von ihnen um die Summe von zwei oder drei Pfund verkauft. Man betrachtet es als ein sehr großes Verbrechen, wenn Jemand, der dieses Heiligthum auf sich trägt, es jemals, es sei nun auch bei welcher Gelegenheit es immerhin wolle, von sich ablegt. Es ist überdem eine allgemein angenommene Meinung, daß ein solches Amulet nur kräftig wirkend für die Person sei, für welche es der Priester gesegnet hat. Man hat mir einst eins dieser Evangelien als eine sehr seltene und merkwürdige Sache gezeigt, die ein Keyser fast niemals zu Gesichte bekommt. Ich nahm mir die Mühe, die Sache, als guter Katholik, etwas näher zu untersuchen, und will das Resultat meiner Nachforschungen nun in aller Ehrbarkeit meinen Lesern mittheilen. Ich sah zuerst einen kleinen Sack von Tuch, auf der einen Seite mit den Buchstaben I. H. S. bezeichnet und ein Stücklein beschmutztes Papier enthaltend, auf dem mit schwarzer Dinte geschrieben stand: „Im Namen Gottes, Amen. Als unser liebenswürdige Erloser das Kreuz sah, auf dem er gekreuzigt werden sollte, wurde sein Körper heftig bewegt und zitterte. Die Juden fragte ihn, ob er das Fieber oder den Schauder habe? Er sagte zu ihnen, daß er weder Fieber noch Schauder habe. Ein Jeglicher, der diese Worte im Geist oder in Schrift bewahrt, wird niemals weder Fieber noch Schauder haben. Gesegnet seien Diejenigen, die da hören, gesegnet Diejenigen, die an den Namen unsers Herrgotts glauben. Amen. C. Toole.“ Auf der Rückseite dieses Papiers, das mehrere orthographische Fehler in jeder Zeile enthielt, war das „Vater unser“ auf eine nicht minder seltsame Weise, vorzüglich eine große Zahl von Anfangsbuchstaben hinter einander, alle von derselben Hand geschrieben, wodurch wahrscheinlich der Zauber bewerkstelligt werden sollte. Ohne Zweifel wird die Beschreibung dieses religiösen Betrugs, statt ihn zu erbauen, bei dem Leser dieser Zeilen dasselbe Gefühl erwecken, als ich beim Anblick dieses magischen sogenannten Evangeliums empfand. Aber es ist es nicht erlaubt, zu erwarten, daß die offene, getreue Darstellung dergleichen frommer Gaukeleien ihnen endlich ein Ende machen müsse? Wenn die Besorgniß der Lächerlichkeit sie jetzt schon bis in die entferntesten Theile Irlands verdrängt hat, so darf man hoffen, daß sie auch dort endlich verschwinden werden.

Nordamerikanische Literatur.

The life of Andrew Jackson. — Leben des Generals Andreas Jackson. Von Johann Heinrich Eaton, Senator der vereinigten Staaten. Mit dem Bildnisse des Generals. Philadelphia, 1824. Ein Band in 8. von 468 Seiten.

In einem Augenblicke, wo der General Jackson, einer der Kandidaten zu der hohen Würde des Präsidiums der vereinigten Staaten, wo nicht die Mehrheit der Stimmen, doch einen großen Theil derselben erhalten hat, kann ein Blick über sein Leben nicht anders als höchst interessant sein. Sein Vater war ein Irländer von Geburt. Er wanderte im Jahr 1765 in Südkarolina ein, wo er in der Nähe von Camdden einen beträchtlichen Erdstrich gekauft hatte. Dort wurde denn auch am 15 März 1767 sein Sohn Andreas geboren. Früh verwaiset, neigte sich dieser mit ganzer jugendlicher Wärme den Grundsätzen der amerikanischen Revolution zu, und trat, kaum vierzehn Jahr alt, unter die Freiheitsfahne der neuen Republik. Er gerieth in englische Gefangenschaft, wurde aber bald wieder ausgewechselt, und ging, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, nach Salisbury in der Nordkarolina, wo er das Recht studirte, und 1786 sein Advokatspatent erhielt. Zwei Jahre später ließ er sich zu Nasbville im Staate von Tennessee nieder, wo es damals nur einen Advokaten gab, und wo er sich den Ruf eines eben so rechtschaffenen als gewandten Rechtsgelehrten erwarb. Im Jahr 1796 wurde er zum Mitgliede einer Kommission zur Abfassung einer Konstitution des Staats von Tennessee ernannt, und 1797 erwählten ihn seine Mitbürger zum Senator beim Kongresse, welches Amt er jedoch schon nach einem Jahre niederlegte, um die Erwählung des Generals Smith zu befördern, den er für fähiger hielt, der Republik besondere Dienste zu leisten, als sich selbst. Darauf wurde er zum Richter am ersten Gerichtshofe des Staats ernannt. Als nun im Jahr 1812 die Indier einen Einfall auf das Gebiet von Tennessee machten, erwählte man ihn zum Generalmajor der Truppen, welche die Grenzen vertheidigen sollten. Er vereinigte 2500 Freiwillige um sich und entsprach den Erwartungen, die sich auf ihn begründeten. Zwei Jahre hernach wurde er zum Generalmajor in der Armee der vereinigten Staaten gemacht. Mit Aufbietung einer fast unglaublichen Anstrengung gelang

Digitized by Google

es ihm, die Wilden zurückzuschlagen, und mit ihnen einen sehr vortheilhaften Frieden abzuschliessen. Nach dem Ausbruche des Krieges zwischen England und den vereinigten Staaten, im Jahr 1814, wurde Jackson als Generalmajor der Union nach Neu-Orleans geschickt, um Luisiana zu vertheidigen. Dieser Posten war um so schwieriger deshalb zu vertheidigen, weil die Statthalter der benachbarten spanischen Provinzen die Engländer fast öffentlich unterstützten, und weil fast die ganze Bevölkerung von Luisiana, die meistentheils aus Fremden bestand, sich den Britten sehr geneigt zeigte. Um diesem bösen Geiste einen Zügel anzulegen und die Verrätherei zu vermindern, ließ der General das Martialgesetz ausrufen und die Konstitution vertagen, um das Land und die Hauptstadt zu retten. Nach mehrern dadurch veranlaßten zweifelhaften Auftritten nahte endlich die Stunde der Befreiung, die englischen Truppen zogen sich zurück und Jackson hielt einen wirklichen Triumpheinzug in die Stadt. In derselben Stunde wurde auch das Martialgesetz abgestellt. Der Richter Hall machte nun dem General einen Prozeß, seines Verfahrens wegen, durch welches er sich gegen die Konstitution des Landes vergangen hatte. Er wurde zu tausend Dollars Strafe verurtheilt, und bezahlte sie auf der Stelle, ohne ferner appelliren zu wollen. Das Volk trug ihn aus dem Gerichtssaale nach seiner Wohnung, und er ermahnte es zu mehrern Malen, „immer den Gesetzen des Staats zu gehorchen, und seinem Beispiel nachzufolgen.“ Das ist der Mann, den die Engländer sich bemüht haben, als einen Despoten zu schildern, weil er ihnen die Schärfe seines Schwerts hat fühlen lassen.

Documents accompanying the message of the president of the United States. — Aktenstücke, als Beilage zur Botschaft des Präsidenten der vereinigten Staaten, gerichtet an die beiden Kammern des Kongresses, zu Anfang der zweiten Sitzung des achtzehnten Kongresses, am 7 Dezemb. 1824. Washington, 1824. Groß 8. von 176 Seiten, nebst mehrern Tabellen.

Dieser Band enthält drei verschiedene Theile. Der erste (S. 1 bis 56) stellt die Unterhandlungen dar, die zwischen der Regierung der vereinigten Staaten und der von Großbritannien, wegen dem Sklavenhandel, statt gefunden, und die leider kein entscheidendes Resultat herbeigeführt haben. Der zweite Theil (S. 57 bis 108) enthält die Berechnung des Kriegsdepartements. Der Militärstand ist wesentlich verbessert worden, ohne sich deswegen in bedeutende Ausgaben einzulassen. Man beschäftigt sich aufs Angelegentlichste mit der Anlegung großer Straßen und Kanäle im Innern des Landes, so wie mit der Civilisirung der Indier, unter denen man bereits zweiundzwölf Schulen errichtet hat, die unter der Aufsicht katholischer und protestantischer Geistlichen stehen und von mehr als tausend Kindern der beiden Geschlechte besucht werden. Der Staat gibt jährlich 10,000 Dollars dazu her. Der dritte Theil zeigt, daß die vereinigten Staaten für 1825 dreiundzwanzig Kriegsschiffe im Dienst haben, worunter nur ein Linienschiff von vierundsiebenzig Kanonen, das sich, nebst einer Fregatte von vierundvierzig Kanonen und vier kleinern Fahrzeugen, im mittelländischen Meere befindet. Seitdem das Gesetz eine Vermehrung der Seemacht verordnet hat, sind vier Linienschiffe, der Kalumbus, der Delamare, der Ohio und die Nord-Karolina, erbaut und vom Stapel gelassen worden. Noch befinden sich auf den Werften fünf Linienschiffe und sechs Fregatten, die im Laufe dieses Jahres vollendet werden sollen, ohne der andern geringern Gefäße zu gedenken, die überall erbaut werden.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Florenz, Mai.

Unser armes Italien, die alte Erde der Kunst und Wissenschaft — quantum mutatus ab illo! — was läßt sich jetzt noch darüber sagen? Wir erröthen, hinter den übrigen Nationen Europa's zurückzustehen, und dennoch, was sollen wir thun, unserer Vorfahren und würdig zu zeigen? Erstände ein neuer Tacitus unter uns, was würde aus ihm werden? Wir sind, so zu sagen, allein auf unsere Erbauungsbücher beschränkt; denn die Freiheit, moralische und philosophische Abhandlungen zu lesen, ist uns untersagt. Unter dem Schutze der milden und vernunftgemäßen Regierung des verstorbenen Großherzogs und seines würdigen Nachfolgers hat sich Florenz im tiefsten Frieden den Studien überlassen können, die in Toskana eine leidenschaft geworden sind, und die sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit über alle Zweige der ernstern Wissenschaften ausdehnen, welche bei uns noch nicht als verbrecherisch betrachtet werden. Unsere Gesellschaft der „Georgofili“ hat Alles in Bewegung gesetzt und ein allgemeines Beispiel gegeben. Täglich erscheinen neue Abhandlungen über Arzneiwissenschaft, Chemie und Naturgeschichte. Die aufgezeichneten fremden Werke, über solche und ähnliche Gegenstände, werden übersetzt, oft verbessert und ergänzt und in großer Zahl verkauft. Es ist ein ganz neues, vorher nie gekanntes Leben, dessen einziger Zweck allein nur die tiefere Nachforschung des Geistes zu sein scheint. Daraus wird nach und nach eine größere Stärke des Karakters sich bilden, die nicht ohne glückliche Resultate bleiben kann. Vielleicht ist das auch die beste Art, den politischen

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 24. Zweiter Jahrgang 1825. 15 Juni.

Die letzten geographischen Entdeckungen im Königreiche Bornu.

Wir haben unsern Lesern bereits die Entdeckungen der englischen Reisenden im Innern Afrika's (Unterhaltungsblätter Jahrg. 1825. No. 3. S. 41) bis zum Mai 1823 mitgetheilt. Gegenwärtig sind wir in den Stand gesetzt, dieselbe bis zum J. 1824 zu ergänzen.

Am 21. Mai 1823 verliessen Oudney und Clapperton, in Begleitung eines Sklaven, der ihnen zum Wegweiser diente, Bornu, um sich nach dem eigentlichen Sudan zu begeben. Sie wendeten sich gegen Nordwest, und gelangten in vier Tagen zu den Ruinen des alten Birnie, dieser ehemaligen Hauptstadt von Bornu, die vier Stunden südlich von Yehu liegt. Ihr Reichthum, ihre Macht und ihr ehemaliger Glanz sind noch der Gegenstand der Unterhaltung des Volks. Der Palast der alten Sultane, der wahrscheinlich einen sehr großen Flächenraum bedeckte, scheint aus rothen, sehr dauerhaften Backsteinen erbaut gewesen zu sein. Die Stadtmauern, ebenfalls aus Backsteinen, bildeten ein längliches Viereck, dessen Umfang acht bis zehn englische Meilen betrug. Sie waren dreißig Fuß hoch und zehn bis zwölf Fuß dick. Jetzt ist von ihnen nichts mehr, als ein unförmlicher Trümmerhaufen vorhanden, zwischen dem die Elephanten, die Löwen und andere wilde Thiere sich aufhalten. Alt-Birnie liegt unter 13° 4′ nördlicher Breite und 1° 30′ westlicher Breite von Kuka, von wo es fünfundsiebenzig bis achtzig Meilen entfernt ist. Vier Meilen jenseits Kuka, nahe an einer Krümmung des Stroms, sieht man die Ruinen von Gambarru, die sich in demselben Zustande, wie die von Birnie, befinden. Die große Menge zerstörter Städte und Dörfer, welche die Reisenden bemerkten, bewiesen, daß dieser Theil von Bornu ehemals sehr bevölkert gewesen sei.

Der Scheik lud sie ein, ihn auf einer Expedition gegen die Mungas, einer kleinen benachbarten Horde, zu begleiten. Seine Armee bestand aus sechstausend Reitern, meistentheils Araber von Schoa, und aus zweitausend Mann Infanterie. Nachdem sie zehn Meilen gegen Westen zurückgelegt hatten, überschifften sie den Yehu zu Kubchara, und erreichten sodann Bisktur, eine Stadt, wohin am andern Morgen die Vorhut der Armee zurückkehrte, und eine große Menge Sklaven, Ochsen und Hammel mitbrachte. Die Gefangenen verdankten ihre Freiheit der Menschlichkeit des Scheik; denn obgleich die Sklaven als Knechte gebraucht werden, so treibt man doch keinen Handel mit ihnen. — Bald darauf fanden sich die Häupter der überwundenen Horde ein, um sich dem Sieger zu Füßen zu werfen, wobei sie sich mit Asche bestreuten, und auf den Alkoran schworen, daß sie niemals mehr die Waffen gegen ihn ergreifen wollten.

Die Reisenden kamen bald zu Surgun an, das acht Meilen weiter ist, und sodann zu Balley, einem fünf Meilen von ersterm entfernten Orte. Diese beiden Städte sind beträchtlich, und die letztere liegt nahe am Yehu. Von Balley nach Kano, der Hauptstadt von Hussa, einer sehr volkreichen und starken

Digitized by Google

Handel treibenden Stadt, rechnet man acht Tagereisen, was ungefähr hundert und zwanzig Meilen beträgt. Von Bauchy kehrten die Engländer nach Kuka zurück.

Am 14. Dezember machten sie sich aufs Neue auf den Weg, mit dem Vorsatz, Nyffe zu erreichen, wenn dies nur irgend möglich sei. Nach zwölf kleinen Tagereisen erreichten sie die westliche Grenze von Bornu. Als sie den Landstrich von Bender betraten, war, in der Nacht vom 26. Dezember, der Frost so stark, daß am Morgen des 27. das in den Gefäßen und Schläuchen enthaltene Wasser vollkommen gefroren war. Diese plötzliche Witterungsveränderung machte einen solchen Eindruck auf den Doktor Oudney, daß, von diesem Augenblicke an, seine Schwäche sich von Tag zu Tag vermehrte. Demungeachtet setzte er seine Reise fort. Am 2. Januar langten sie zu Kattagum, einer sehr großen Stadt, an, und verweilten daselbst bis zum 10., wo sie, nach einem Marsche von zehn Meilen, eine Stadt am Ufer des Yobu erreichten, der daselbst sehr breit war. Am andern Tage kamen sie, fünf Meilen davon, nach Murmur.

Am 12. Januar wurden eben die Kamele beladen, als der Doktor das Zelt verließ. „Ich sah," sagt Clapperton, „daß er den Tod auf den Lippen hatte, und wahrscheinlich nicht mehr eine Stunde leben würde. Ich führte ihn wieder ins Zelt zurück und ließ mich neben ihm nieder, worauf er nach einigen Minuten verschied. Er empfahl mir, seine Papiere an Lord Bathurst zu übergeben, und hinzuzufügen, wie sehr er wünsche, daß Herr Barrow sich mit ihrer Anordnung befasse. Ich unterrichtete sogleich den Statthalter von dieser traurigen Begebenheit, und ersuchte ihn, mir den Ort zu bestimmen, wo ich die Ueberreste meines Freundes beerdigen könne, mir zugleich auch einige Personen zu schicken, um den Körper zu waschen und eine Grube zu graben. Meine Forderung wurde mir auf der Stelle bewilligt, und da wir auf unserer Reise keineswegs verborgen hatten, daß wir Engländer seien, so glaubte ich, daß es meine Schuldigkeit sei, zuerst im Zelte, und sodann bei der Gruft, die in der englischen Kirche üblichen Todtengebete abzulesen. Weit entfernt, die geringste Opposition zu äußern, bestrebten sich die Landeseingebornen vielmehr, mir die Ehrfurcht zu beweisen, die mein Betragen ihnen einflößte. Ich ließ zwei Hammel schlachten und das Fleisch unter die Armen vertheilen; sodann wurde eine Mauer rings um das Grab gezogen. Am andern Morgen fühlte ich mich ebenfalls leidend, weil ich so lange der Sonne ausgesetzt geblieben war. Außerdem hatte mich der Verlust meines Freundes auch sehr darniedergedrückt, dessen vortrefflichen Karakter und liebenswürdige Eigenschaften ich nicht genug zu loben vermag. Ich verließ Murmur mit blutendem Herzen, und langte am 20. Mittags zu Kano an."

Die unmittelbare Ursache des Todes des Doktor Oudney war ohne Zweifel der starke Frost. Es ist schwer, eine Uebereinstimmung zwischen diesem Phänomen und der geringen Breite dieses Theils von Afrika zu finden, dessen Oberfläche ganz eben ist. Einige zerstreute Sandüeinhügel unterbrechen allein die Gleichförmigkeit. Nirgends erblickt man höhere Gebirgsketten.

Der Sultan von Kano befand sich mit seiner Armee in der Nähe, und Clapperton verfügte sich zu ihm, um ihm den Brief des Scheik und ein kleines Geschenk zu übergeben, was ihm sehr angenehm zu sein schien. Er versprach dem Reisenden seinen Schutz, um zu Bello, dem Oberhaupte aller Fellatas, zu gelangen. Dieser Letztere wohnt zu Sakatu, einer fünfzehn Tagereisen von Kano entfernten Stadt am Yobu, der dort den Namen Quolla oder Quorra annimmt.

Diese Nachrichten sind die letzten, welche man von Clapperton aus dem Innern Afrika's erhalten hatte. Indessen schrieb der Major Denham vom 23. Mai 1821 aus Kuka, daß er wenige Tage vorher von Kaufleuten, die aus dem Westen herkamen, erfahren habe, daß sie ihn zu Sakatu gesehen, wo er seine Papiere und Sachen an Hat-Salah, dem Vorsteher von Kako, übergeben, und ihm empfohlen habe, sie dem Scheik von Bornu zu übersenden, im Fall ihm ein Unglück zustoßen sollte. Seine Absicht war ohne Zweifel, bis nach Timbuktu vorzudringen, weil er wahrscheinlich vom Major Denham erfahren hatte, daß Belzoni von Benin eben dorthin sich verfügen wolle.

Dieser Bello, den Clapperton besuchen wollte, ist ein berühmter Krieger, der vor einigen Jahren den ganzen Sudan, vom Djennie bis zum Tsadsee, erobert und Alt-Birnie zerstört hatte. Der Kapitän Lyon sagt, daß er eine große Ehrfurcht für die Religion und die Diener derselben habe. Der Major Denham berichtet dasselbe von dem Scheik von Bornu. Sein Ruf eines tugendhaften und religiösen Mannes erleichterte ihm die Eroberung des Landes für den Sultan, seinen Herrn. Er unternahm sie mit vierhundert schlechtbewaffneten Soldaten von Kanem, und beschloß sie durch einen Friedenstraktat mit Bello, der ihn den Scheik des Alkoran nannte, und erklärte, daß er nach seinem Tode erst eine neue Eroberung des Landes unternehmen wolle. Das gute Herz des Scheik von Bornu und sein Edelmuth zeigen sich in dem Briefe, den er den englischen Reisenden für Bello mitgab. „Ausgezeichnete Männer, die Englän-

Digitized by Google

der und Christen sind, zwischen denen und den Muselmännern ehemals Freundschaft und Brüderschaft herrschte, was aller Welt bekannt ist und keineswegs ein Geheimniß ist, haben die Absicht, unser Land zu besuchen. Die Zuneigung, welche zwischen diesen Menschen und den wahren Gläubigen besteht, hat mehrere Jahrhunderte lang gedauert, und pflanzt sich von Generation zu Generation fort, gleich dem Vermögen des Vaters, das der Sohn ererbt. Vermöge dieser Freundschaft findet eine wahre Anhänglichkeit zwischen ihnen und den Muselmännern statt; aber diese Liebe wird vorzüglich dann bemerklich, wenn die Muselmänner ihre Länder bereisen, die reich und sehr groß sind, und die sie ohne die geringste Hinderniß von Seiten der Andern betreten. Nun geschieht es auch, daß die Christen uns sehr besuchen, und zwar unter dem Schutze und Beistande unsers Meisters Sussi.., Pascha von Tripolis. Sie haben den Vorsatz, das Land zu bereisen, welches durch die Güte Gottes das unsrige ist, das Wunderbare dieser Gegenden, ihre Ströme, Seen und Völker zu erkennen, die ganz von denen verschieden sind, welche man in den ihrigen sieht. Wir haben ihnen den Ueberblick des Landes Bornu mit vollkommener Sicherheit gewährt, und zwar auf solche Weise, wie sie es wünschten. Sie haben uns nun um den Durchzug nach dem Peitingen gebeten, um auch die Wunder zu beschauen, die sich darin befinden, und die man hier nicht sehen kann. Wir haben ihnen diese Erlaubniß zugestanden, und ihnen Empfehlungsbriefe mitgegeben, damit Dir durch dieselbrn bezeugt werde, wie sehr wir diese Männer hochachten.

„Wir führen Dir hierbei zu Gedächtniß (obgleich solches unnütz scheinen mag, weil es Deiner hohen Weisheit zur Genüge gegenwärtig ist), daß geschrieben steht, und daß unser Prophet, unser Vermittler und unser Fürsprecher (Ehre sei Gott und seinen Engeln!) selbst befiehlt: daß Diejenigen, welche in Frieden zu uns kommen, nicht beunruhigt und beleidigt werden sollen. Wir vertrauen sie also Deiner Sorge und Deiner Beschützung. Du weißt, daß es Gläubige gibt, die Diejenigen, welche nicht beschützt und schwach sind, tödten und mit Füßen treten. Du weißt auch, daß von den Bösen nicht immer die Gerechtigkeit gegen die Guten ausgeübt wird; aber wir haben volles Zutrauen zu Dir, weshalb wir Dich bitten, diese Engländer und Christen zu unterstützen und in Schutz zu nehmen. Erlaube nicht, daß sie beschimpft, oder beunruhigt werden; dulde nicht, daß sie irgend eine Schmach erfahren, oder auch nur, daß sie mit Verachtung betrachtet werden, bis daß es Gott gefalle, sie wieder in ihr Heimathland zurückzuführen.

„Diese Männer haben ein reines Herz und ihre Sprache ist der Wahrheit getreu, also haben wir sie gefunden. Sei ihr Beschützer, und betrage Dich also gegen sie, daß sie unserer Empfehlung sich erfreuen mögen. Gott belohne Dich dagegen, und vergönne Dir Alles, was Du wünschest und hoffest, und daß, durch seine Allgüte, wir uns einst auf dem Wege der himmlischen Freuden begegnen. Gesundheit, Glück, Tugend und Glaube seien mit Dir und all' den Deinigen!

Gezeichnet u. s. w. Glamen-Ben-Kannery,
Schreiber des Akkoran."

Wenn solche Menschen die Völker im Innern Afrika's beherrschen, so dürfen wir diese nicht mehr als Barbaren betrachten, oder man müßte darauf Verzicht leisten, die Wahrheit des so bekannten Wortes: qualis rex, talis grex, noch ferner anzuerkennen.

Erwähnen wir jetzt eines andern Opfers des Eifers für die Entdeckungen in Afrika. Der Lieutenant Ernst Stuart Toole verließ Malta, um sich den andern Reisenden in Bornu beizugesellen. Er erreichte Kuka zu Ende Dezembers, nachdem er in hundert und acht Tagen die Wüste von Tripolis allein, ohne einen andern Europäer, und nur von einigen Arabern begleitet, die ihn, wie die kreisenden Horden, sehr aufhielten und ihm tausendfachen Verdruß verursachten, durchreiset hatte.

In Begleitung dieses neuen Gefährten unternahm es der Major Denham zum zweiten Male, den Schary und einen größern Theil dieses Stroms zu besuchen, als Oudney und Clapperton schon früher gesehen hatten. Beide verließen am 23. Januar Kuka, und gelangten am 30. nach Schowen, einer kleinen Stadt, die unter 12° 47′ nördlicher Breite von Schary liegt, der hier über achtzehnhundert Fuß breit ist, und dessen Strömung fünf englische Meilen auf die Stunde beträgt. Er fließt gegen Norden. Der Kaid oder Statthalter des Orts machte den Reisenden den Vorschlag, sich einzuschiffen, und dem Laufe des Flusses bis zum Thadsee zu folgen. Sie zeigten sich dazu gern bereit, und der Kaid begleitete sie mit zwölf Booten, jedes mit zehn oder elf Männern besetzt. Sie reiseten am 2. Februar ab, und nach einer Fahrt von fünfundvierzig Meilen verwelten sie bei der Insel Diaggabah. Die Reisenden geben eine sehr interessante Beschreibung von diesem Flusse, der eine ununterbrochene Reihenfolge sehr abwechselnder Ansichten darbietet. Bald ist er von Hügeln, bald von Ebenen umgeben, die oft zwei bis drei Meilen lang sind. Das Ufer ist sehr gut bebaut, und man sieht sehr viele Krokodile an demselben.

Der Schary ergießt sich durch zwei Mündungen, die von der Insel Diaggabah gebildet werden, in einen großen See. Am nächsten Morgen erreichten

Digitized by Google

die Reisenden in kurzer Zeit, durch den westlichen Arm, dies „süße Meer“, dem Denham den Namen Waterlooſee gegeben hat, weil es noch keinen eigenen Namen hatte. Sie hatten kaum zwei Meilen auf diesem See zurückgelegt, als ein starker Windstoß aus Nordost ihre Barken mit einer so großen Menge Wasser anfüllte, und zugleich die Bewegung der Ruder so schwierig machte, daß man genöthigt war, zurückzukehren. Man sagte den Reisenden, daß man drei Tage brauche, um die eigentliche Mündung des Scharo, bei der nächsten der Beddumo-Inseln, zu erreichen, die folglich neunzig Meilen in nordöstlicher Richtung entfernt sein mogen. Während zwei Tagen verliert man auf dieser Reise die Ufer aus dem Gesichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste Nachrichten aus dem Reiche der Birmanen.

Der König von Ava, Beherrscher des ganzen Birmanenreichs, war mit dem Statthalter von Rangun, diesem ersten Edlen des Landes, nichts weniger als zufrieden gewesen, weshalb er, bei seiner Ankunft am Hofe, sehr kalt empfangen und sogar bestraft wurde, obgleich er ein Verwandter der Königin war. Diese (wir sind ungewiß, ob sie je von der Königin von Portugal und dem Infanten Michel reden gehört hatte oder nicht) wollte eine Rolle spielen, und sich deshalb so viele Kreaturen, als möglich, schaffen. Die Einnahme von Rangun durch die Engländer verbreitete eine allgemeine Bestürzung, und Niemand wollte es wagen, den König davon zu unterrichten, bis endlich der Staats- und Finanzminister Ebeya-Munga es unternahm, Sr. Majestät diese fatale Neuigkeit zu hinterbringen. Der König verlor alle Besinnung und sogar den Gebrauch der Zunge, woran es ihm sonst nicht fehlen mochte. Erst nach einer halben Stunde kam er wieder zu sich und stampfte mit dem Fuße; worauf er sich erhob, in sein Gemach sich verfügte und sich auf ein Sopha wälzte. Die Königin lief ihm nach, steckte den Kopf zwischen die Thür und sagte: „Nichts für ungut .... wie befindens Ihnen, Euer Majestät?“ Der Monarch schnitt ein Gesicht zum Erbarmen und rieb sich den Unterleib, ohne ein Wort zu sagen. Drei Tage lang redete er durchaus mit Niemand, und seine Kälte, hinsichtlich der Königin, erregte nicht geringe Unruhe. Am vierten Tage begab er sich in die allgemeine Versammlung, und gebot, daß man den Kronprinzen Chuktamen kommen lasse. Der Prinz gehorchte und setzte sich. Sein Vater befragte ihn: ob er von der Einnahme von Rangun gehört habe und von Allem, was sich in Pegu zugetragen? worauf dieser antwortete: Nein! In der Folge der Unterredung sagte der Prinz: daß er keineswegs über das erstaunt sei, was sich zugetragen, „weil der Ausbruch des Tages nie durch den Gesang der Henne, sondern vielmehr immer durch den des Hahnes angekündigt zu werden pflege.“ Der König war über dieses Gleichniß nicht wenig beschämt und erwiederte kein Wort, worauf sein Sohn sich erhob, sich tief verbeugte und zurückzog.

Der König, der an Astrologie glaubt, hatte von denen, welche er darum befragte, erfahren, daß er nur drei Jahre lang glücklich regieren würde, und daß, wenn er noch länger lebe und die oberste Leitung der Angelegenheiten behalte, seine Regierung sehr unglücklich sein werde. Er ließ also seinen Sohn zu sich bescheiden, ernannte ihn zum König, und Munschoe-zah zum Regenten des Landes, während der Minderjährigkeit des neuen Beherrschers. Dieser Wechsel gefiel der Königin keineswegs, und um sich die Macht zuzuwenden, beredete sie sich insgeheim mit ihrem Bruder und einigen Personen, die ihr ganz ergeben waren. Der junge König erfuhr dies und benachrichtigte seinen Vater davon; aber dieser wollte niemals an die Wahrheit der Sache glauben. Einige Tage nachher erhob sich ein großes Geschrei im Palaste, und man verbreitete die Nachricht, daß der alte König ermordet worden sei und die Königin sich an die Spitze der Staatsangelegenheiten gestellt habe. Munschoe-zah erhielt den Befehl, sich nach dem Palaste zu verfügen; aber statt zu gehorchen, sammelte er um sich und den Prinzen eine große Menge Soldaten, und begab sich, an der Spitze von siebenzig Personen von den ersten Familien des Staats, nach dem Schlosse, wo ein mörderisches Gefecht begann. Die Partei des Königs vermehrte sich mit jedem Augenblicke; endlich wurden die Rebellen zerstreut und viele davon getödtet. Der Bruder der Königin war verschwunden; man suchte ihn überall, und fand ihn endlich unter einem Bette versteckt, von wo man ihn an den Beinen hervorzog. Er wurde alsbald in Stücke gerissen. Die Königin und ihre ganze Familie wurde umgebracht, und nachdem der Tumult vorüber war, wurde dem jungen König vom ganzen Volke der Eid der Treue geleistet.

Bei der ersten Nachricht von all' diesen Begebenheiten zogen sich die Armeen an den Grenzen mit größter Hast zurück, und verweilten erst in der Nähe von Umerapura, der frühern Hauptstadt des Reichs. Maha-Bandula wurde dem jungen König als Gefangener vorgestellt, man reichte ihm das Wasser der Huldigung zum Trinken dar, und ließ ihn vor dem Bilde Godamas (das immer im Palast aufbewahrt wird und ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung ist) schwö-

Digitized by Google

uen, getreu zu ſein, und alles Mögliche anzuwenden, um der königlichen Sache den Triumph zuzuwenden. Darauf wurde er zum Generaliſſimus der Süd-Armee ernannt und gegen die Engländer nach Rangun geſchickt. Sein Titel Maha-Bundula wurde in den eines Saghia-Menghi verwandelt. Er erhob ſogleich viele Truppen von Kiaotaldum bis Mergui. Er hat dreitauſend Mann nach Syriam geſchickt, um dieſe Stadt gegen den Feind zu vertheidigen.

Nachdem die Angelegenheiten auf ſolche Weiſe zum beſten abgemacht worden waren, dankte der alte König nochmals und förmlich ab, ſetzte ſeinen Sohn Chuktimen auf den Thron, und zog ſich nach Ysarina zurück, um ſeine Tage ruhig im Privatleben zu beſchließen.

Pariſer Sittentafel.

Longchamps.

Bei ſchönem Frühlingsanfang hört man das Wort Longchamps von tauſend Zungen ertönen, tauſend Augen in Erwartung erglühen. Welches iſt denn die magiſche Kraft dieſes Wortes, das ſo viele Empfindungen aufregt, ſo viele Menſchen in Bewegung ſetzt? Longchamps iſt nichts mehr und nichts weniger, als ein Spazierweg in den eliſäiſchen Feldern zu Paris, der, an gewiſſen Tagen im Monat April, von der ſogenannten ſchönen Welt beſucht wird, um dort den Unfug der neuen Moden und eines übertriebenen Luxus zur Schau zu tragen.

Das Wetter war ſehr ſchön, ich hatte mich von der Menge fortreiſſen laſſen, die ſich gegen die eliſäiſchen Felder drängte, und in Kurzem umgab mich die ſtaubige Atmoſphäre von Longchamps. Bald von dem Gewühl und dem Summen der Stimmen ermüdet, zog ich mich in die entfernteren Alleen zurück, um mich an einigen Szenen des eben geſehenen Gemäldes zu erbauen, deſſen allgemeiner Eindruck, bei aller Beweglichkeit, dennoch kalt und einförmig iſt, faſt wie der eines Schauſpiels, bei dem die Beiwohnenden auf alleinige Betrachtung beſchränkt ſind. Ich habe manchmal ſchon mich beſtrebt, dieſem Zuſammenfluſſe von Menſchen ein lachendes Anſehen auszudenken, in meiner Einbildungskraft ihm eine belebtere Phyſionomie zu geben, und ihm gewiſſermaßen die Ausübung einer liebenswürdigen Philoſophie zum Zwecke zu leihen. Ich vergaß in meinen Träumereien den Urſprung dieſer Ueberſchwemmung der eliſäiſchen Felder, während den drei Hauptagen der Oſterwoche, und geſiel mir, ihn in dieſem natürlichen Gefühle des Wohlwollens und in dieſem Bedürfniſſe der Mittheilung, welches die Wiederkehr der angenehmſten Jahreszeit den Menſchen gegenſeitig einflößt, aufzuſuchen. Ich hatte dieſes Stelldichein einer zahlreichen Volksmenge gern, die am Ende des Winters, ſo zu ſagen, zuſammen wiedergeboren wurde, die ſich wieder erkannte, ſich beglückwünſchte, ſich die angenehmen Eindrücke mittheilte, die es in den erſten ſchönen Tagen des Frühlings empfand, und die gemeinſchaftlich die Sonne, die Quelle unſers Daſeins begrüßte. So dachte ich mir immer die Peruaner und die Perſer, ſchon im Voraus die Wohlthaten feierend, welche dies Geſtirn, das ſie anbeteten, auf die Natur verbreiten ſollte. Spiele und Tänze, die Ergänzungsmittel der öffentlichen Freude, machten, meinen Ideen nach, den eigentlichen Grund dieſer jährigen Vereinigungen aus. Aber ich träumte nur mich in das Alterthum und in jene erſte Einfachheit zurück, zu welcher die Nationen, ſo wie die einzelnen Menſchen, nicht mehr zurückkehren können. Welcher Unterſchied zwiſchen meiner Chimäre und der Wirklichkeit!

Wohin wollen dieſe Kutſchen, die dicht zuſammengedrängt, nur ruckweiſe ſich fortbewegen können? Welches Vergnügen für die darin Befindlichen, bald mit großer Schnelle vorüberzuellen, bald mit einer Langſamkeit geſchleift zu werden, welche die Meiſten ungeduldig macht und ſie einen günſtigen Augenblick würde benutzen laſſen, die lange Reihe zu durchbrechen, um mit verhängtem Zügel davon zu jagen, wenn die Polizeidiener nicht da wären, welche ſie daran verbindern, und ſie zwingen, in Reihe und Glied gezwängt zu bleiben. Verbreitet die Sonne an dieſem Tage ihre Strahlen ollein nur in den eliſäiſchen Feldern und entbehren die übrigen Spaziergänge von Paris ihre milde Wärme? Wer würde es glauben, daß alle dieſe Menſchen den Beſchwerden, unter welchen ſie zu erliegen ſcheinen, ſich freiwillig unterzogen haben? Ihr einziger Zweck beſteht darin, in der rechten Allee hinauf und in der linken wieder hinunter zu fahren. Ihr erſter Beweggrund iſt die Eitelkeit der kleinſten Art. Sie kommen, um ſich ſehen zu laſſen, um ihre ſchönen Kleider, reichen Kutſchen und mit Treſſen beſetzten Lakaien zu zeigen. Von Baum zu Baum ſahen ſie nach neuen Blicken umher und erdulden die Bemerkungen einer Zuſchauerſchaar, die oft nicht Unrecht hat, ihnen unter die Naſe zu lachen. Viele Perſonen ſind jedoch auch genöthigt geweſen, den Forderungen der Freundſchaft, oder den Einladungen eines Gönners, oder eines Freitiſchhalters zu entſprechen. Andere haben den Anforderungen reicher Wittwen vom Stande entſprechen müſſen, denen es immerhin angenehm iſt, in ihrem halben Wagen, wie im Triumphe, einige Perſonen vom hohen Anſehen herumzuſchleifen. Mehr als ein Frauenzimmer ſitzt nur auf den Kiſſen eines Landau, um die Reize oder den Schmuck eines andern ſchönern Weibes recht herauszuheben, das es zärtlich gebeten hat, es zu be-

Digitized by Google

gleiten. Einige junge Männer produziren in eleganten Wiskys ihre neusten Eroberungen, oder vielmehr ihren letzten Einkauf, und befragen die Blicke der Zuschauer über den Preis ihrer Waare, wie wenn ein feiles und erhandeltes Weibsbild nie genug bezahlt werden könnte. Ich muß gestehen, daß die Reiter eine besondere Auszeichnung verdienen; denn es ist in der That gut und nützlich, jede Gelegenheit zu benutzen, um die erworbene Geschicklichkeit in Ausübung zu bringen, wozu eben hier, bei dem beständigen Gedräng, die Veranlassung nicht fehlen kann. Was ist süßer, als, wodurch es auch sei, den Preis in den Augen der Geliebten zu verdienen, oder für ein weibliches Wesen, alle Blicke nach sich zu ziehen, auf welches sich die Augen dessen heften, der von ihr geliebt wird? Nenne man diesen Triumph immerhin auch eine Eitelkeit, so gereicht ihm sein Beweggrund doch wenigstens zur Entschuldigung. Ha! wenn es Fehler gebe, welche der Liebe zum Stützpunkte und zum Kompaß dienen könnten, wer möchte sie nicht gern und willig in Tugenden umgestalten wollen?

Neben der Ausbreitung des üppigen Luxus sieht man auch immer die Darstellung des Elends; aber sein Anblick betrübt Niemand, und dieser schneidende Kontrast wird nicht einmal bemerkt, so sehr sind die Augen daran gewöhnt. Welches ist übrigens das Gefühl, das am deutlichsten auf allen diesen Physionomien zu lesen ist? Das des Neides. — Die Frauen, welche in sogenannten halben Wagen sich befinden, haben in ihren Blicken etwas Feindseliges gegen ihre Nebenbuhlerinnen, die ihre Grazie in mit vier Pferden bespannten Kutschen ausbreiten. Die erstern hingegen werden wieder von den Frauen beneidet, die längs der Allee auf Stühlen sitzen, die ihnen von andern Neiderinnen vermiethet werden. Könnte man nach dem Allem nicht eine durchaus entgegengesetzte Schlußfolge von Allem ziehen, was sich zu Longchamps begibt? — O ihr, die ihr Alles euerm goldenen Kalbe opfert, versammelt euch um einen Greis, den das Glück, selbst bei den mittelmäßigsten Vermögensumständen, nie geflohen hat. Betrachtet nun auf dem Vordersitz, im Innern und hinter dieser Kutsche, Herren und Bedienten, wie sie Alle von der Langeweile geplagt werden. Saget mir, wer ist glücklicher, der, welcher alljährlich Longchamps besucht, oder der, welcher es nie gesehen hat?

Römische Sittentafel.

Lo Conversazione.

Zu den zahlreichen Entbehrungen des Volks in Italien, gehört auch die der neuern Erzeugnisse der Literatur, die eben dort sehr lebhaft empfunden wird. Die italienischen Großen sind in dieser Hinsicht wahre Verschnittene. Die Bücher sind zu nichts nütze, sagen sie; deshalb braucht Niemand sie zu lesen. Sie bedenken nicht, diese Raisonneurs a priori, daß alle die Elenden, welche auf den Schaffotten umkommen, durch die Lesung guter Bücher ihren Verstand erleuchtet, ihr Herz verbessert und das Laster, dieses Erzeugniß der Faulheit und der Unwissenheit, vermieden haben würden.

„Ich beklage Sie," sagte ein aufgeklärter englischer Reisender neuerdings zum Fürsten von C, „daß es nicht in Ihrer Gewalt steht, Ihre schöne Bibliothek mit einigen der neusten Werke noch mehr zu bereichern. Es ist traurig, daß man sich hier nicht des unschuldigen Vergnügens erfreuen darf, zu lesen, und die Vortheile des Gelesenen zu geniessen. Was mich anbelangt, so möchte ich lieber alle Annehmlichkeiten dieses schönen Himmelsstrichs entbehren, als das Recht verlieren, das wir an den neblichten Ufern der Themse haben, Alles zu lesen, was wir wünschen, ohne alle andere Ausnahme, als die, welche unser eigenes Urtheil uns vorschreibt." — Der also Angeredete antwortete beinahe verwirrt: daß es ihm auch leid thue; aber diese Bemerkungen schienen ihn beleidigt zu haben, und er zog sich bei der ersten Veranlassung zurück. — „Armer Mann!" rief der Britte, „es scheint mir, daß ich dir weh gethan habe; aber wie willst du, daß ich die Wahrheit dir anders verständlich mache?"

Um das Bedauern des Reisenden zu vermindern, fragte ihn ein Dritter: ob er seit Langem schon die erlauchte Person kenne, mit welcher er so eben gesprochen habe? — „Ich kenne ihn nur als den Besitzer einer sehr großen Bibliothek in dieser Stadt, und ich vermuthe deshalb, daß er einer der eifrigsten Freunde der Literatur sei." — Im Gegentheil, war die Erwiederung, er betrachtet seine Büchersammlung nur als einen nothwendigen Luxus, und bekümmert sich sonst um die Literatur nicht im Geringsten. Eine Thatsache kann Ihnen davon den Beweis geben. Einer unserer gelehrtesten Männer bot ihm letzthin ein vortreffliches Werk über die Alterthümer Roms und die neusten Ausgrabungen auf dem Campo Vaccino dar. Was soll ich mit einer solchen Skarteke machen? fragte der Bibliothekeigenthümer entrüstet: Bin ich denn dazu gemacht, dergleichen Dinge zu lesen? — „Und was antwortete ihm darauf der Gelehrte?" — Eure Durchlaucht wird mir wenigstens erlauben, dies Buch im Vorzimmer niederzulegen, wo sich sehr leicht Jemand finden dürfte, dem es darum zu thun wäre, sein eigenes Vaterland näher kennen zu lernen.

Digitized by Google

Biographische Bruchstücke.

9. Marc Auguſt Pictet.

Die Stadt Genf hat durch den Tod des Profeſſors Marc Auguſt Pictet, Bruder des vor Kurzem verſtorbenen Ehren-Staatsraths Karl Pictet von Rochemont (m. ſ. Unterhaltungsblätter Jahrg. 1825. No. 4. S. 60), einen ihrer ausgezeichnetſten Mitbürger und Lehrer ihrer Akademie verloren. Er ſtarb am 19 April, nach einem dreiwöchentlichen Krankenlager. Im Jahr 1752 gebohren, wurde er zuerſt Schüler Sauſſure's, und ſpäter ſein Freund und Reiſegefährte auf den intereſſanteſten und gefahrlichſten Wanderungen dieſes Naturforſchers auf die Haupter der Alpen, bis er 1786 zum Nachfolger deſſelben, zum Profeſſor der Phyſik, ernannt wurde.

Seine erſten wiſſenſchaftlichen Arbeiten betrafen die Meſſung der verſchiedenen ausgezeichnetſten Höhen in den Alpen, die vergleichenden Berechnungen der Temperatur in den verſchiedenen Luftſtrichen, die Experimente über das Gas und die meteorologiſchen Beobachtungen. Man findet zerſtreute Bruchſtücke davon in Sauſſure's Reiſen, in Deluc's Briefen und in den alten Denkwürdigkeiten der Geſellſchaft der Künſte zu Genf. Das erſte Werk, welches er deſonders herausgab, war ſein „Verſuch über das Feuer", der auch in's Deutſche überſetzt worden iſt. Das Studium der Naturwiſſenſchaften war und blieb ſein vorzüglichſtes und ſein Lieblingsſtudium während ſeines ganzen Daſeins: obgleich ihm beinahe kein Zweig des menſchlichen Wiſſens unbekannt war. Er erwarb ſich als Naturforſcher bald eine große und wohlverdiente Berühmtheit, er verbeſſerte einige Erfindungen, machte einige neue Entdeckungen und ſchuf ſich neue Anwendungen der ältern. Sein Ruhm wuchs beſtändig mit ſeinen Jahren und verminderte ſich bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens nicht.

Während der politiſchen Stürme zu Genf erfüllte Pictet alle Pflichten eines guten Bürgers auf's Gewiſſenhafteſte. Er entzog ſich in den ſchweren Zeiten den Aemtern nie, zu welchen ihn das Vertrauen ſeiner Mitbürger berief. Seine Mäßigung, ſeine treffende und treffliche Würdigung der Umſtände, ſein vermittelnder Geiſt, der den Parteigeiſt der aufgeregten Gemüther beſänftigte: das waren jene großen und bewunderungswürdigen Eigenſchaften, die ihm die allgemeine Achtung in jener äuſſerſt kritiſchen Periode erwarben. Er war 1798 einer der Beauftragten in der veinlichen Verhandlung über die Vereinigung von Genf mit der franzöſiſchen Republik, und man verdankt es ſeinem aufgeklärten Patriotismus, bei dieſer Gelegenheit den Grundſtein zu mehr als einer nützlichen Anſtalt gelegt zu haben, über die ſechszehn Jahre ſpäter die wieder zur Selbſtändigkeit gelangte kleine Republik ſich nicht genug Glück wünſchen konnte.

Als franzöſiſcher Bürger wurde Pictet 1805 zum Tribunat berufen, wo er bis zur Auflöſung deſſelben blieb, während welcher Zeit der beſondere Gegenſtand faſt aller ſeiner Arbeiten die politiſche Oekonomie war. Er vernachläſſigte keine Gelegenheit, die Handelsfreiheit zu vertheidigen und das unheildringende Mauthſyſtem anzugreifen, und das eben zu einer Zeit, wo die Irrthümer der beherrſchenden Gewalt ſich immer mehr verbreiteten und immer mehr ſich befeſtigten.

Napoleon ernannte ihn 1807 zu einem der fünfzehn General-Inſpektoren der Univerſitäten, und er machte in dieſer Eigenſchaft verſchiedene Reiſen, die alle zum Vortheil der Wiſſenſchaften gereichten. In Vereinigung mit ſeinem Bruder und mit dem ehemaligen Maire von Genf, Herrn Maurice, begründete er 1796 die „britanniſche Bibliothek", die ſeit 1816 unter dem Titel der „allgemeinen Bibliothek" erſcheint. Er beſorgte vorzüglich den wiſſenſchaftlichen Theil dieſer vortrefflichen Zeitſchrift, und dies war eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen. Mehrere Reiſen, die er nach England, Schottland und Irland unternahm, vermehrten ſeine Verbindungen mit den Gelehrten der drei Königreiche, und die Mittheilungen, welche er über eine dieſer Reiſen im J. 1803 herausgab, ſind eins der vollſtändigſten und intereſſanteſten Werke über jene Länder.

Lange Zeit abweſend von ſeinem Vaterlande, ohne deswegen aufgehört zu haben, ihm ſeine beſten Dienſte zu weihen, kehrte Pictet 1814, nachdem daſſelbe wieder ſeine Freiheit errungen hatte, dahin zurück. Seine unermüdliche Thätigkeit und ſeine unbegrenzte Ergebenheit als Bürger und als Gelehrter vermehrten noch möglich noch die hohe, ungetheilte Achtung, welche alle ſeine Mitbürger ihm längſt geweihet hatten. Mehrere nützliche Anſtalten, unter andern die Geſellſchaft der Künſte, verdankten ihm eine neue Exiſtenz. Alle Freunde der Wiſſenſchaften und Künſte fanden beſtändig in ihm Rath und That, und es iſt daher nicht auffallend, daß ſein Tod eine ſo allgemeine Bedauerung erregt hat. Die ganze Schweiz beklagt den Verluſt eines Mannes, der einer ihrer edelſten und vortrefflichſten Mitbürger war.

Träume — Schäume.

Unſere guten Vorfahren glaubten an Träume und Viſionen, ans Kartenlegen und an Geſpenſter, an die weiße und ſchwarze Magie und an tauſend andere Hexereien, wovon die einen immer närriſcher und erſchrecklicher als die andern waren. Wahr iſt es, daß zur Zeit, wo unſere guten Vorfahren zu leben das

Digitized by Google

Vergnügen hatten, die Hexen und Hexenmeiſter ſehr gemein waren, und obgleich man manches erbauliche Auto da fe mit ihnen anſtellte, ſo ſchoſſen ſie doch immer wieder wie Pilze aus der Erde hervor. Seit man dieſe ehrlichen Leute aber nicht mehr verbrennt, hört und ſieht man auch nichts von ihnen, und es ſcheint alſo, daß in dem Verlangen, gebraten zu werden und dieſen Zweck zu erreichen, ihre ganze Hexerei beſtand.

Wir, die wir leben, wir ſind minder gut und gläubig, als unſere Vorfahren. Demungeachtet hat das Wunderbare noch immer einen großen Reiz für uns, und wenn wir (das heißt: der größte Theil von uns) auch nicht mehr an Geſpenſter und nächtliche Erſcheinungen glauben, ſo ſind uns doch die Träume noch nicht ganz gleichgültig geworden. Ein unangenehmer Traum läßt einen trüben Eindruck in unſerer Seele und ſtimmt uns unwillkührlich traurig. Es gibt noch viele Perſonen, vorzüglich vom ſchönen Geſchlecht, die ihn als eine Benachrichtigung betrachten, welche man ſich nothwendigerweiſe erklären laſſen muß, um nicht von den Begebenheiten überraſcht zu werden.

Noch immer werden Kartenſchlägerinnen, Kaffeeſatzdeuterinnen u. ſ. w. zu Rathe gezogen, und wenn man mit ihren Auslegungen nicht ganz zufrieden iſt, ſo ſchlagt man in Büchern, die eigends über dieſe Wiſſenſchaft verfaßt worden ſind, nach, um in dieſem Schadtkälein des Unſinns den Schlüſſel ſeines Aberglaubens aufzufinden.

Neben mir an wohnt eine alte Jungfer, die ſich dadurch zu Grunde gerichtet, daß ſie alle die Nummern in die Lotterie geſetzt hat, die ihre Träume ihr angedeutet haben. Nichtsdeſtoweniger hat ſie noch wie vor dasſelbe feſtenfeſte Vertrauen darauf. Letzthin entſchlüpfte es mir von ungefähr, ihr zu ſagen, daß ich in der letzten Nacht ganz ſonderbar geträumt habe, worauf ſie mit aller Gewalt in mich drang, ihr das Nachtgeſicht zu erzählen, damit ſie es mir auslegen könne. „Es war“, ſo erzählte ich ihr, „als ſei ich auf dem Meere und doch zugleich auch zu Pferde. Und ich erhob mich und flog davon, ohne Flügel und Luftballon.“ — Du lieber Gott! rief ſie aus und zog ein kleines Buch unter ihrem Buſentuche hervor, das bedeutet Glück, viel Glück. Sehen Sie da: das Meer iſt ein Mittel, ſeine Entwürfe zu erreichen, Freude, eitel Freude! Das Pferd iſt ein Zeichen des Gelingens glänzender Unternehmungen. Das Fliegen, Herr Nachbar! ach, das Fliegen iſt eine gar hübſche Sache Das habe ich oft in meinem Leben geträumt; das iſt über ſeine Neider und Nebenbuhler ſich erheben, ſo hoch, ſo hoch — wie der Thurm zu Tivoelskirchen, und ſie ganz klein zu ſeinen Füßen erblicken. Ihr Traum iſt prächtig, und ich bin überzeugt, daß Ihnen heute etwas Glückliches zuſtoßen wird.

Ich bedankte mich bei meiner Nachbarin und erſuchte ſie, mir auf einige Minuten ihr koſtbares Buch zu leihen, worin die Träume ſo ſchön ausgelegt waren. Weder der Styl, noch die Gedanken waren auszeichnet; aber eben dieſe Mangelhaftigkeit zeugt von der Treue der Erläuterung. „Sobald man einen Bär ſieht,“ hieß es hier, „wird man am Tage einem Eſel begegnen.“ Eſel gibt es überall, und dieſe Auslegung iſt ſo unpaſſend nicht. „Ueber einen Graben ſpringen, bedeutet, daß man kraucheln und wohl gar fallen wird.“ Ein Fingerzeig, der ſo verächtlich nicht iſt, als er ſcheint. Endlich „Rebhühner ſehen, will ſo viel ſagen, als daß man Bekanntſchaft mit einem Frauenzimmer machen wird.“ So viel iſt gewiß, daß die Weiber in manchen Stücken den Rebhühnern ähnlich ſind. Kurz, ich las in dieſem Büchlein eine Menge Erklärungen, von denen ich mir nichts hatte träumen laſſen. Aber um wieder auf meinen Traum zu kommen, ſo gleitete ich, eine Stunde darauf, auf der Treppe aus und kam mit einer ungeheuern Beule an der Stirn davon. Schönes Glück, ſagte ich zu meiner Nachbarin, und gab ihr das Traumbuch zurück. — Ja wohl Glück! erwiederte ſie. Hätten Sie ſich nicht wenigſtens Hals und Bein brechen können? und nun ſind Sie, glücklich genug, mit einer Beule davon gekommen. — Es iſt wahr; aber ich muß Ihnen geſtehen, daß ich mich eben nicht viel darum bekümmere, oft ſolches Glück zu haben.

*

Wohlwollen — Uebelwollen.

Barbaro iſt fein und Mordio glaubt es zu ſein. Beide haben ſich zu Inquiſitoren der Geſellſchaft aufgeworfen, beide ſpioniren auf, grübeln nach, wiegen ab, legen aus, was ſie an Gebehrden, Worten, Meinungen und Thaten nur immer zu erſpähen vermögen. Beide lieben die Verleumdung über Alles und wiſſen durch ihre Zunge ſich furchtbar zu machen. Das iſt die Baſis, worauf ihr ganzes Syſtem beruht. Wohl iſt das Wort eines neuern Philoſophen (Demaiſtre) wahr: daß die Furcht eine abſolute Macht und der Henker eine große Perſon iſt.

O Uebelwollender! ich erkenne dich ſchon von ferne, und ich entfliehe noch ferner vor dir. Ich erkenne dich an deiner ſpitzigen Naſe, dem lauſchenden Blinzeln deiner Augen, dem verfänglichen Lächeln deiner zuſammengezogenen Lippen, der ganzen eckigten Geſtalt deines Geſichts. Könnte ich den venetianiſchen Darm und die mittelländiſche Blutwurſt zwiſchen uns legen und dich jenſeits an den pyrenäiſchen Geſtaden

Digitized by Google

erblicken! Aber wenn ich auch, wie der Prophetenkönig in einem andern erhabenern Sinne ſagt, wenn ich auch über den weiten Ozean mich flüchten wollte, ich entgehe dir nicht. Ueberall, wo es ungeſiederte zweibeinige, platoniſche Thiere gibt, würde ich dich wiederfinden, überall deinen Verfolgungen ausgeſetzt ſein.

Nicht das leichte Epigramm, der luſtige Scherz, ſelbſt die ſatyriſche Unterhaltung iſt es nicht, die ich fürchte und der ich mich entziehe. Es iſt jenes kalte, nur halb verſteckte Uebelwollen, jene Inquiſition der bittern Dummheit, die Alles in Gift verwandelt, Alles in ihre Subſtanz verſchmilzt, Alles, was ſie berührt, mit ihrem Geifer befudelt. So verdirbt die Biene der pontiniſchen Sümpfe ſelbſt den Honig, den ſie zuſammenträgt. Menſchen, Menſchen! welches iſt denn euer Wahnſinn und eure Raſerei? Dieſes arme, kurze Daſein ſich zu verbittern, über welches die Beſchränktheit des Geiſtes nicht hinauszureichen vermag ..... Und geſetzt, unſere Seele bewahrt die Erinnerungen dieſer Zeitlichkeit: meint ihr, daß die Erinnerung all' der Verworfenheit, aus der das Leben zuſammengeſetzt iſt, beruhigend für die Zukunft ſein könne? —

Erſcheine, erſcheine mir endlich, du wohlwollender Sterblicher! auf deſſen Lippen der Friede ruht, in deſſen Blicken die Freundſchaft wohnt, der, wie ich, das ſelbſtgeſchaffene Elend der Menſchheit ſtiehend, auf einſamem Pfade mir begegnend ſeine Arme öffnet und Schmerz und Freude mit mir theilt. Ach, ich ſuche, ich rufe, ich beſchwöre umſonſt. Der Genius des Wohlwollens iſt von der Erde entflohen, die allein nur noch der Dämon des Uebelwollens bewohnt.

Die ſich unter einander freſſenden Raupen.

Eine wahre Geſchichte.

Ein Genfer — und Jedermann weiß, daß das geſcheute Leute ſind — kam letzthin zu mir in voller Haſt, um mir eine von ihm gemachte neue Entdeckung mitzutheilen. „Dem erlauchten Beiſpiele Chabrey's, Bonnet's, Trembley's, Rouſſeau's, Sauſſure's und Senebier's nacheifernd," ſagte er, „deren Marmordüften in unſerm botaniſchen Garten aufgeſtellt worden ſind, habe ich es mir zum Beruf meines Daſeins gemacht, die Natur zu beobachten, und dieſe gütige Freundin hat mir den Lohn meiner Aufmerkſamkeit zugeſtanden. Ich habe ſo eben eins ihrer größten Phänomene entdeckt. Die Geſchichte der Raupen wird künftig in mir ihren Herodot erkennen, und wenn Réaumur der Chriſtoph Columbus dieſer neuen Welt im verjüngten Maasſtabe war, ſo bin ich wenigſtens ihr Amerikus Vespuzius."

Nachdem er alſo zu mir geredet hatte, ſetzte er vier kleine Schaalen auf den Tiſch, die noch feſt verſchloſſen waren, und gab mir ein Vergrößerungsglas in die Hand. Zwei Raupen befanden ſich in jeder Schaale. Kaum hatte ich das Glas auf ſie gerichtet, ſo ſah ich, wie die beiden Inſekten ſich näherten, ſich umkreiſeten, bald darauf ſich umſchlangen, und mit einer Gier und Wuth ſich anfielen, deren ich ſie nicht fähig geglaubt hätte. Die Stärkſte von beiden, eine Raupe von der Gattung der kleinen Eſula, gewann endlich die Oberhand, und in weniger denn einer Minute hatte ſie die andere verſchlungen.

Der Genfer war vor Freude auſſer ſich. „Sehen Sie, ſehen Sie," rief er jeden Augenblick, „wie das ſchlingt, wie das würgt; guten Appetit. Durch dieſe meine Entdeckung", fügte er hinzu, „wird denn nun auch die große Sterblichkeit unter den Raupen ſehr leicht erklärlich, die man bis jetzt ganz andern Urſachen zuſchrieb. Machen wir noch einen Verſuch mit dieſen vier Raupen-Kannibalen." Er legte ſie alle vier zuſammen in ein Gefäß, und kaum rochen oder erblickten ſie ſich, ſo ſtürzten ſie auf einander los, faßten ſich mit Füßen und Zähnen, bildeten eine Art von Kugel und fraßen ſich gegenſeitig von hinten an. Nach drei Minuten war nicht eine mehr lebendig und ihre Ueberreſte bedeckten den Boden der Schaale.

Beide erblickten wir in dieſer mörderiſchen Wuth der Raupen eine weiſe Vorſicht der Natur. Aber bald nahm unſere Unterhaltung eine andere Wendung, und die menſchliche Geſellſchaft bot unſern Betrachtungen ähnliche Phänomene dar. Wir verweilten bei jenen Horden menſchlicher Raupen, die ihr Leben nur dazu benutzen, ſich gegenſeitig anzugreifen und ſich gegenſeitig zu verſchlingen. Dieſes Kapitel iſt ſo reich, daß man viel darüber ſagen konnte. Welche Raſerei treibt nicht die ſogenannten Philoſophen und Schriftſteller an, ſich gegenſeitig zu zerreiſſen? Könnte man nicht zu ihnen, wie S. Paul zu den erſten Chriſten, ſagen: Meine Kinder, lieben Brüder! liebet euch unter einander; denn, wer Satan! wollt ihr, daß euch ſonſt lieben ſoll? — — Aber man ſtelle dieſer weiſen Einrichtung kein Hinderniß entgegen. Während die Raupen ſich verſchlingen, arbeiten die Bienen; und da uns ſonſt nichts auf der Welt, ſelbſt nicht das gelbe Fieber, von dieſer unendlichen Menge witziger und gefräßiger literariſchen Inſekten zu befreien vermag, ſo iſt es recht gut und nutzlich, daß ſie durch ihren Haß, ihren Neid und ihre Bosheit ſich ſelbſt verzehren.

Digitized by Google

Häckerling.

Es gibt manchen kleinen mächtigen Menschen auf Erden, der von der nachfolgenden wahren Geschichte, die man vor Kurzem in allen französischen Zeitungen gelesen hat, sein memento deklamiren konnte. Diese hat sich im Dorfe Cressieu, nahe bei Bellay, im Ain-Departement, zugetragen. Ein hausirender Handelsmann lud unlängst einen seiner sogenannten Freunde als Pathen zur Taufe seines neugebornen Knäbleins ein. Und das war gut. Während der Mahlzeit sagt der Kindtaufsvater, daß er in zwei, drei Tagen eine Reise unternehmen müsse. Seine Frau entgegnete ihm darauf, daß er reisen könne, wann er wolle, und daß 8000 Franken zum Ankauf der Waaren bereit lägen; wobei sie zugleich mit dem Finger nach dem Orte hindeutete, wo das Geld sich befand. Und das war nicht gut. Darauf ging der Mann der Frau am andern Morgen nach Bellay, um die Vorbereitungen zu seiner Reise zu machen. Und das war gut. Aber während seiner Abwesenheit kam der falsche Freund herbeigeschlichen, und forderte dem zitternden Weibe die 8000 Franken ab, wobei er zugleich sagte, daß, um sich ihrer Verschwiegenheit zu versichern, er ihr die Wahl frei stelle, ob sie sich mit Hanf oder Salpeter wollte vom Leben zum Tode befördern lassen. Und das war nicht gut. Alsobald erbrach er den Schrank (nachdem er vorher die Stubenthür verschlossen hatte), nahm das Geld heraus, legte es auf den Fußboden und drehete einen Steick, dem die arme Frau, nach langem Zögern, endlich den Vorzug vor der lärmenden Pistole zuzuwenden hatte. Als er fertig war, stieg er auf einen alten Schemel, befestigte einen Nagel in der Mauer, schlang den Steick darum, und sich denselben um den Hals, um zu versuchen, ob Alles stark genug zur Operation sei. Aber während er das erprobet wollte, zerbrach der Schemel und der Schelm blieb an seinem eigenen Werkzeuge hängen. Und das war gut. Aber nun schrie das Weib ecst um Hilfe, die Nachbarn eilten herbei, fahen den Kumpan zappeln und das Geld zu seinen Füßen. Sie schnitten ihn los, ehe er am Strick erblickte, und brachten ihn ins Gefängniß. War das gut oder nicht? —

Ein englischer Lord befahl eines Tages seinem Kutscher, ihm Milch aus dem nahen Dorfe zu holen. Dieser entgegnete, wie bei mancher Behörde manches aufgeblasene Wicht: das geht mich nichts an, das ist ein Geschäft für die Magd. — Und welches ist das denjige? war die Frage. — Meine Pferde zu striegeln, sie anzuschirren und die Kutsche zu fahren. — So spute dich, armer Narr! geschwind die Pferde anzuschirren. Darauf nimm eine Magd in meine Kutsche und eile, mir die verlangte Milch zu holen. — Wenn ich Minister wäre, so würde ich manchmal meinen Untergebenen, welche die Bittsteller auch durch die Antwort: das geht mich nichts an, abfertigen, denselben Auftrag, wie der Lord seinem Kutscher, geben.

Als Napoleon noch Kaiser von Frankreich und König von Italien war, sah man zu Mailand ein Gemälde, das eben so sehr die Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber, als die der Polizei auf sich zog. Es stellte den Sieger von Marengo im kaiserlichen Schmucke, mit der eisernen Krone auf dem Haupte, dar. Darunter befanden sich die vier Buchstaben vom Kruzifix: I. N. R. I. Man zerbrach sich gewaltig den Kopf, den Sinn dieser Anspielung zu finden, und wurde endlich darin einig, eine gefährliche Vergleichung zwischen der eisernen Krone Italiens und der Dornenkrone des Erlösers zu entdecken. „Welche Frechheit!“ schrieen die Höflinge. „Welche Wahrheit!“ sagten halblaut die Weisern, indem sie an die Feinde gedachten, die diese Krone dem neuen Könige zuziehen würde. Die Polizei lud endlich den Maler vor sich, um den Sinn der vier Buchstaben zu erklären, was er dann auch ganz einfach auf folgende Weise that. Sie bedeuten nichts mehr und nichts weniger, sagte er, als:

Imperator Napoleo, Rex Italiae.

Wie viele Widersprüche bemerkt man nicht tagtäglich in der Gesellschaft. Bleibt ein junges Mädchen einige Minuten lang mit einem Manne allein, so flicht die Verwandten schon der Floh ins Ohr; aber man läßt dasselbe unschuldige Geschöpf sich stundenlang beim berauschenden Ton der Instrumente, in den Armen eines jungen Verführers, in jenem kreisförmigen Tanze herumschaukeln, welchen ein Tradition der Wollust von den duftenden Hainen des weichlichen Joniens fast über ganz Europa verbreitet hat. Die Mutter empfängt mit einer aufgeblasenen Albernheit die nicht ganz zwecklosen Glückwünsche über das Talent ihrer Tochter, ohne welches sie vielleicht immer rein geblieben wäre, wenn Musik und Tanz nicht sich gegen ihre Tugend verschworen hatten. Man will, daß die Mädchen einst gute Gattinnen und Hausmutter werden sollen, und man gibt ihnen eine diesem Zwecke geradezu entgegengesetzte Erziehung.

„Nach dem Besuche auf der Insel der Papyreigen und auf der der Papyamannen, so teie nach einem kurzen Verweilen im Burgstall des edeln Herrn von und zu Ventriloquent, des ersten Edelmanns, Meisters und Beglückers der physischen Welt, gelangten die beiden berühmten Reisenden, Parangaeuel und Bamurg, auf die Seemannsinsel, wo ihnen nur nach einem viertägigen Fasten die Landung vergönnt wurde. Sodann erhielten sie einen Empfehlungsbrief an den Herrn der Insel, Namens Albinat Kamer, den

Digitized by Google

sie als ein kleines, altes, kahles, buckligtes, fädelbeiniges Männchen, mit illuminirtem Schnabel und coquelicotrothen Wangen erkannten. Es wollte ihnen schon blümerant bei seinem Anblicke werden, aber er streckte ihnen aus einem weiten Gewande lange knöcherne Tatzen entgegen, und zog sie an den Knöpfen zu sich an. Sie waren genöthigt Stand zu halten, und er erzählte ihnen, wie die Insel von Vögeln bewohnt werde, die sehr schön und fett seien (wobei ihnen das Wasser im Munde zusammenlief); aber sonst in Allem andern den Menschen ähnlich seien (wobei ihnen der Appetit wieder verging), ausgenommen, daß sie nicht arbeiteten, sondern in ihren Käfichten den ganzen Tag, und manchmal selbst in der Nacht, heulten und sich sonst wie unsinnig gebehrdeten. Das Gefieder einiger von ihnen sei ganz schwarz, anderer ganz weiß, noch anderer ganz grau; etlicher aber auch weiß und schwarz, roth, blau und weiß, gar wunderlich anzuschauen. Es seien ihrer Männchen und Weibchen; aber sie begatten sich nicht und seien auch sonst zu keinerlei Sache nutz, ausgenommen zum Gaudiren und Psalmiren und im Geheimen allerlei sonderbarlichen Unfug zu treiben." (Pantagruel, fünftes Buch, zweites Kapitel, sechster Band.)

Napoleon hatte einer seiner Schwestern einen reichen Pelz gegeben, in den er sich selbst früherhin gehüllt hatte. Eines Tages, es war eben am Anfange des spanischen Krieges, ließ er sich auf einem Morgen-Spazierritte von Berthier und dessen glänzendem Generalstab begleiten. Einer der Adjutanten zeichnete sich vorzüglich durch den Reichthum seiner Bekleidung aus, und der Kaiser, der ihn schon einige Zeit beobachtet hatte, bemerkte plötzlich jenen Pelz, den seine brüderliche Freigebigkeit der Schwester dargebracht, und den eine unkluge Zärtlichkeit um die Schultern des kühnen Günstlings geschmiegt hatte. Er läßt den Offizier rufen und fährt ihn barsch an: „Was treibt Ihr hier? Ein solcher Pelz ist nicht für die eisfälischen Felder gemacht. Marsch nach Spanien! Wie Ihr ihn jetzt traget, ist er noch zu roh; laßt ihn Euch erst mit Kugeln gerben und dann prunket damit." — Umsonst verwendete sich Berthier für den jungen Menschen, umsonst flehete die Schwester selbst für den gedemüthigten Liebling, der Gebieter war und blieb unerbittlich. „Packt eure Puppen wie ihr wollt," sagte er; „aber laßt mir meine Offiziere unberührt." Der junge Held wurde über die Pyrenäen expedirt und in der ersten Schlacht getödtet. Er hatte seinen Mantel gewonnen; aber es war der der Dejanira.

Ein Wort von Lankaster.

Man weiß, daß der berühmte Lankaster sich nach Südamerika begeben hat, um auch dort seine Unterrichtsmethode zu verbreiten. Wir theilen unsern Lesern einen Auszug eines Schreibens von ihm, vom 2 Febr. d. J. aus Caracas datirt, mit:

„.... Ich beschäftige mich in diesem Augenblicke damit, eine Meisterschule zu begründen. Außerdem bilde ich auch eine Gemäldegallerie, die unbezweifelt sehr mittelmäßig ist, die ich aber als sehr nützlich für den Unterricht betrachte. Ich habe eine große Menge Brustbilder, Karten und Zeichnungen, mehrere Gegenstände aus den Wissenschaften und aus der Naturgeschichte darstellend, die dazu dienen sollen, die Aufmerksamkeit und Wißbegierde unserer Zöglinge zu erregen, die zu den ausgezeichnetsten Familien der Stadt und der Umgebung gehören. Außer daß sie zu vielen Fragen Veranlassung geben, dienen sie auch zur Erklärung in den Lektionen, die ich in meinen Mußestunden gebe. Wir hoffen eine Schule vom ersten Range zu stiften, in welcher man in spanischer, englischer und in andern Sprachen unterrichten wird. Es gibt jetzt vielleicht keinen Engländer, der, außerhalb seines Vaterlandes, so viele Mittel in Händen hat, demselben nützlich zu sein, als ich; und zwar dadurch, daß ich die Vorliebe zu seiner Literatur allgemein herrschend mache, eine weise Aufklärung verbreite und den Vortheil einer Verbindung mit ihm in das hellste Licht stelle. Ich habe auch eine Zeichenschule, ein mineralogisches und naturhistorisches Kabinet und eine kleine Sammlung physikalischer Instrumente gebildet. Der Eifer zu den Wissenschaften vermehrt sich von Tag zu Tag; aber der Genius dieses Landes hat so lange Zeit unter dem spanischen Despotismus geschmachtet, daß sein Aufschwung nur noch schwach und unvollkommen ist. In diesem Erdwinkel ist der Geist der Menschen noch in der Wiege; aber es ist ein vortreffliches Samenkorn, das die glücklichste Entwickelung verspricht."

Englische Literatur.

A brief narrative of an unsuccessful attempt, etc. — Kurze Darstellung eines unfruchtbaren Versuchs die Nepalsehai durch die Sir Thomas Rowes Welcome-Passage zu erreichen, auf dem Brigg „der Greyer" von der königlichen Marine, unterm Befehle des Kapitäns Lyon. London, 1825. Ein Band in 8. von 198 Seiten, mit Karten und Kupfern.

Der Zweck der dem Kapitän Lyon übertragenen Expedition war, die Halbinsel Melville zu erkennen,

Digitized by Google

ſie zu durchſchneiden, und der weſtlichen Küſte bis zu dem Punkte zu folgen, den der Kapitän Franklin „Turn Again“ genannt hat. Dies Unternehmen würde ihn genöthigt haben, den Winter über in der Republ sbai zuzubringen, und mit dem Frühling ſich auf den Weg zu machen. Er war mit Lebensmitteln für 2½ Jahr verſehen, was ihm mehr ſchädlich als nützlich war, denn ſein ſchwer beladenes Schiff bewegte ſich nur ſehr langſam. Mit einiger Mühe gelang es ihm, den Durchgang aufzufinden, durch den er weiter vordringen ſollte. Er überzeugte ſich, daß die Karte von Southampton unrichtig iſt, und daß dieſe vorgebliche Inſel aus mehrern niedrigen und gefährlichen Eilanden beſteht, zwiſchen denen er ſich ſeine Straße aufſuchen ſollte. Die Nähe des magnetiſchen Pols machte ſeinen Kompaß ſchwankend und unnütz. Selten nur bot ſich die Gelegenheit dar, aſtronomiſche Beobachtungen anzuſtellen, und die Unrichtigkeiten, die er in den Karten bemerkt hatte, machten ihn beſorgt, ſo daß er nur mit dem Senkblei in der Hand ſich vorwärts zu bewegen wagte. Er hatte England am 16 Juni 1824 verlaſſen. Ein heftiger, mit Schnee geſchwängerter Sturm erreichte ihn am 13 September im Welcome, und nöthigte ihn die Anker zu werfen; aber er vermochte nicht ſich zu halten, und alle Kabel, obgleich ſie von Eiſen waren, wurden zerriſſen. Durch den Verluſt aller ſeiner Anker auſſer Stand geſetzt, ſeinen Weg zu verfolgen, eilte er ſo ſchnell als möglich nach England zurück, und kam nach einer ſehr ſchwierigen Ueberfahrt am 10 November zu Portsmuth an.

The Book of the roman catholic Church. — Das Buch der römiſch-katholiſchen Kirche. Eine Reihefolge von Briefen, über ſein „Buch von der Kirche“ an Robert Southey gerichtet. Von Karl Butler. London, 1825. Bei Murray. Ein Band in 8. von 347 Seiten.

Die engliſche Kirche, von allen denen angegriffen, die ſich durch ihre Privilegien oder Scheereien beeinträchtigt glauben, hat einen Vertheidiger in der Perſon des Doktor Southey gefunden. Dieſer Schriftſteller hat es unternommen, unter dem Titel eines „Buchs der Kirche“, eine Geſchichte der engliſchen Kirche, von ihrer Stiftung an, zu geben. Aber er hat einen Fehler darin begangen, den man leider auch mehrern andern Geſchichtſchreibern zum Vorwurf gereichen laſſen kann. Er dehnt ſich nämlich ohne alle vorhergehende genauere Unterſuchung mit Wohlgefallen über das aus, was der herrſchenden Kirche nützlich ſein kann, und verwirft das, was ihr eben nicht zum Vortheil gereichen mochte. Alles Tadelnswerthe und Uebelwollende wird von ihm den Katholiken zugeſchrieben, und er eignet alle Verbrechen, die von einzelnen Individuen begangen worden ſind, der Religion zu. Das vorliegende Werk iſt eine Widerlegung jenes Buchs, hinſichtlich deſſen, was die Katholiken betrifft. Die Verbrechen, welche der katholiſchen Kirche am meiſten zur Laſt fallen, ſind die Verdammungen und Hinrichtungen wegen Ketzerei; aber die letzten Perſonen, welche man deswegen in England verbrannt hat, wurden von den Proteſtanten ſelbſt als Ketzer, und des Todes ſchuldig anerkannt. So wurden unter Heinrich VIII 59 Menſchen, unter Eliſabeth 204, unter Jakob I 25, unter Karl I und der Republik 23, unter Karl II 8, im Ganzen 319 Menſchen hingerichtet. Die Mäßigung, mit welcher dies Werk geſchrieben iſt, verdient großes Lob; doch kann man es nicht genug bedauern, daß darin ſo viele Thatſachen aufgeſtellt ſind, denen es durchaus an genügenden Beweiſen gebricht.

Memoirs of the affairs of Europe from the peace of Utrecht. — Denkſchrift über die Angelegenheiten Europa's ſeit dem Frieden von Utrecht. Erſter Band. London, 1824. Bei Murray. In 4. von 571 Seiten.

Der Verfaſſer dieſes Buchs, des erſten Bandes eines großen Werks, das ununterbrochen fortgeſetzt werden ſoll, iſt Lord John Ruſſel. Die Wichtigkeit des behandelten Gegenſtandes und der Name deſſen, der ſich damit beſchäftigt, laſſen ein intereſſantes geſchichtliches Aktenſtück erwarten. Nach der Einleitung, und einem raſchen Blicke über das alte Germanien und die Regierungen des neuern Europa's, ſtellt der Verfaſſer die Lage Frankreichs, zur Zeit der Einnahme von Utrecht, i. J. 1713, dar; ſodann durchgeht er den Zuſtand der Parteien und der Politik Englands und Spaniens, von 1710 bis 1716, und wieder nach Frankreich zurückkehrend, entwirft er ein Gemälde von der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, bis zu ſeinem Tode, im Dezember 1723. Dies merkwürdige Werk iſt mit großem Beifall in England aufgenommen worden.

The Westminster Review. — Die Weſtminſter-Revüe. London, 1824. Bei Baldwin, Cradock und Joy.

Um unſern Leſern das darzuſtellen, was man heut zu Tage den „Geiſt“ eines Werkes nennt, wählen wir vom ganzen Jahrgang 1824 der Weſtminſter-Revüe das Oktoberheft aus, weil ſich darin ein neunzig Seiten langer Aufſatz über die beiden andern engliſchen Revüen, die von Edinburg und die von London, Quaterli Review betitelt, befindet. Der erwähnte Aufſatz würde ein Muſter literariſcher Diskuſſion genannt werden können, wenn er etwas gedrängter und gedrungener wäre. Der Verfaſſer iſt weder miniſteriel

Digitized by Google

noch Freund und Anhänger irgend einer Aristokratie, am wenigsten die der Spiesbürgerei. Er wirft der Londoner Revüe ihre unbedingte Ergebenheit gegen die oberste Gewalt, ihren Abscheu gegen jede, selbst die allernützlichste Reform und überhaupt gegen alle Verbesserungen, vor. Er vertheidigt die französische Revolution gegen unverschuldete Vorwürfe, und nimmt sich der Miß Wright an, die, nach der Revüe von London, dadurch auf ihr Vaterland Verzicht geleistet, daß sie von Nordamerika alles mögliche Gute gesagt hat. Die Edinburger Revüe ist mit weniger Strenge behandelt worden, und nur über einen Artikel, die „Testamente" betreffend, hat sich zwischen beiden ein Streit erhoben, den die gesunde Vernunft längst schon entschieden hat. Die Revüe von Edinburg behauptet nämlich, daß die Rechte der Erstgeburt dem Interesse der Familien und der Gesellschaft am meisten entsprechend sind, dahingegen die Westminster-Revüe den Satz aufstellt, daß eine gleiche Vertheilung und keine Vorrechte bei weitem zweckmäßiger sind. Die Leser können sich ihre Schlußfolgen über den Geist der drei eben erwähnten Zeitschriften selbst ziehen.

Italienische Literatur.

Se la febbre gialla sia, o no, un contagio? — Ist das gelbe Fieber ansteckend, oder nicht? Eine von den europäischen und amerikanischen Aerzten aufgestellte Frage. Denkschrift des Ritters Dr. Gaetano Pallini. Livorno 1824.

Bereits im J. 1804 hat der Verfasser seine Meinung über das gelbe Fieber ausgesprochen, das er als ansteckend betrachtet. Er entwickelt dieselbe Meinung in dem vorliegenden Werke, wobei er sich auf mehrere Thatsachen und Beobachtungen stützt, welche die aufeinanderfolgenden Epidemien ihm dargeboten haben. Eine große Unparteilichkeit ist in dieser Diskussion vorherrschend, in der sogar alles das dargestellt wird, was der entgegengesetzten Partei günstig sein kann. Nach einem sorgfältigen Examen der verschiedenen Maasregeln, durch welche der Ursprung und die Natur des gelben Fiebers bestimmt werden kann, empfiehlt er dringend die Aufstellung einer gleichmäßigen Gesundheitsverordnung in allen zivilisirten Ländern Europa's. Der Eifer des Verfassers, für das Wohl der Menschheit, ist sehr lobenswerth.

Del metro sessagesimale, antica misura egizia, rinnovata in Piemonte. — Der Sexagesimal-Meter, ein altes ägyptisches, in Piemont wieder erneutes Maas. Eine akademische Dissertation von dem Grafen Prosper Balbo. Turin 1824. In 8. von 15 S.

Der Verfasser hat entdeckt, daß der piemontesische Fuß piranda an Länge der Tertie des Erdgrades, oder dem 0,0000776 Theil eines großen Zirkels gleichkomme, daß er folglich ein geometrisches Maas, oder eine Deduktion der Größe des Erdballs, und nicht ein antropometrisches, oder nach dem Umfange des menschlichen Körpers und seiner einzelnen Theile berechnetes Maas sei. Er beweiset sodann, daß dies neue piemontesische Maas mit einem alten ägyptischen und babylonischen vollkommen übereinstimme. Derselbe Gegenstand war bereits früher schon in einer „Beschreibung von Aegypten," von Jomard, behandelt worden, und beide haben sich in demselben Resultate begegnet. Balbo meint nicht, daß der Gebrauch eines ägyptischen Maases durch die Longobarden im nördlichen Italien eingeführt worden sei, er vermuthet vielmehr seinen toskanischen Ursprung, und daß der Fuß liprando dasselbe wie der pie della porta zu Florenz sei, der auf einem der Thore an der ersten Ringmauer der Stadt sich befindet.

Teoria delle pruove giudiziarie. — Theorie der gerichtlichen Beweise. Von Jeremias Bentham, und übersetzt von Zambelli. Bergamo 1824. Bei Mazzoleni. Zwei Bände in 8.

Die Originalwerke Benthams über die Gesetzgebung und die Rechtswissenschaften sind bekannt genug. Zambelli hat, durch eine Uebersetzung derselben, auch Italien damit vertrauter machen wollen. Kein philosophischer Rechtsgelehrter hat bis jetzt die zergliedernde Methode in der Jurisprudenz so vortheilhaft in Anwendung gebracht, als Bentham. Die Uebersetzung ist klar und getreu und verdient ungetheiltes Lob.

Storia cronologica de Romani. — Chronologische Geschichte der Römer, nebst mehreren eingesammelten Bemerkungen. Von Dr. Francesco Crivelli, Verona, 1823 und 1824. Aus der typographischen Gesellschaft. Drei Bände in 8.

Der Verfasser hat die chronologische Geschichte Roms von Aeneas bis zu Konstantin XII, oder bis zur Eroberung von Konstantinopel ausgedehnt. Er stellt einige Andeutungen, hinsichtlich des politischen Zustandes Italiens während der merkwürdigsten Zeiträume, dar, und deutet die geographische und fortschreitende Ausdehnung des römischen Reichs an. Seine Arbeit ist genau, und viel umfassender, als Alles, was bisher über denselben Gegenstand geschrieben worden ist. Man macht es ihm zum Vorwurf, zu sehr dem Livius und Dionysius von Halikarnaß nachgefolgt zu sein, die von San Clementi und Borghesi berichtigt worden sind.

Digitized by Google

Dänische Literatur.

Bidrag til en Skildring, etc. — Beitrag zu einer Schilderung der Küste von Guinea und ihrer Bewohner, nebst einer Beschreibung der dortigen dänischen Kolonien. Von Monrad. Koppenhagen, 1822. Ein Band in 8. von 382 Seiten.

Das vorliegende Werk ist eins der interessantesten, welche in den neuern Zeiten unter den dänischen Pressen hervorgegangen sind. Der Verfasser hat Guinea von 1805 bis 1809 bewohnt, und dort einem geistlichen Amte vorgestanden. Was er berichtet, hat er selbst gesehen, und alle seine Bemerkungen deuten einen edeln und menschenfreundlichen Karakter an. — Die Baccine ist auf der Küste noch nicht eingeführt worden, und die Blatternpest richtet oft große Verheerungen an. Das gelbe Fieber ist dort viel weniger gefährlich, als in Westindien. Die Abschaffung des Sklavenhandels hat bis jetzt das Schicksal der armen Neger noch nicht verbessert. Ein Beispiel mag beweisen, welches der eigentliche jetzige Zustand dieser Angelegenheit ist. Seitdem die Sklavenhändler genöthigt sind, die englischen Kreuzfahrer zu vermeiden, bedienen sie sich sehr kleiner Schiffe, mit denen sie um so leichter entschlüpfen können, ohne daß sie deshalb die Zahl der Neger vermindern. Ein kleines portugiesisches Schiff, das nach Brasilien bestimmt war, schichtete in dem Zwischendeck die unglaubliche Menge von eilfhundert Sklaven zusammen, von denen die eine Hälfte unterwegs, und die andere kurz nach der Ankunft in Amerika starb. — Der Zustand der dänischen Kolonien in Westindien ist sehr blühend, und man hat nicht nöthig, dort neue Sklaven einzuführen, während bis 1815 die englischen Kolonien in den Antillen deren jährlich noch 20,000 bedurften.

Französische Literatur.

Coup-d'œil sur la situation actuelle et les vrais intérêts de l'Église catholique. — Ein Blick über den gegenwärtigen Zustand und das wahre Interesse der katholischen Kirche. Paris, 1825. Bei Paul Renouard. Ein Band von 84 Seiten in 8.

Wir wissen nicht, wer der Verfasser des vorliegenden Werks ist; aber nach einer aufmerksamen Durchlesung glauben wir, daß er ein aufrichtiger Katholik und wohlmeinender Schriftsteller sei. Sein Zweck ist, die äusserlichen Gebrechen der Kirche anzudeuten. Er bringt, um diese zu beseitigen, sieben Reformations-Artikel in Vorschlag, als: 1. Allen Christen, und vorzüglich der Jugend, statt der vielen pünktlichen Frömmigkeitsübungen, die sie oft nur vergnügen und täuschen, die Lesung der heiligen Schrift, das heißt, die des alten Testaments im Auszuge, und die des neuen vollkommen, zuzugestehen. 2. Annahme der vier Vorschläge der französischen Geistlichkeit von 1682, wahre Meisterstücke des großen Bossuet, und von den ausgezeichnetsten Prälaten gutgeheißen. 3. Zugestehung der Freiheit des ernannten Bischofs, an seinen Erzbischof sich zu wenden, um von diesem die kanonische Weihe zu erhalten, wenn der Papst, ohne kanonische Beweggründe, sie über den vorgeschriebenen Zeitraum vertagt. 4. Abschaffung aller Legaten und päpstlichen Gesandten in den christlichen Staaten. 5. Unbedingte Abschaffung aller Inquisitions-Tribunale, nebst ausdrücklichem Verbot, sie je wieder herzustellen. 6. Abschaffung der Jesuiten. 7. Reglement über die ordentliche Vertheilung der Kardinalswürde in allen katholischen Ländern.

Réclamations pour l'Église de France et pour la vérité, contre les ouvrages de M. le comte de Maistre, intitulés: Du Pape et de l'Église gallicane dans son rapport avec le Pape. — Für die Kirche von Frankreich und für die Wahrheit, gegen die Werke des Grafen von Maistre, betitelt: Vom Papste, und der gallikanischen Kirche in ihrer Beziehung mit dem Papste. Vom Abbé Bas on, Doktor der Sorbonne. Paris 1821 und 1824. Zwei Bände von 800 Seiten in 8. Bei dem Verfasser.

„Könige, gehorcht dem Papst! Volker, gehorcht Königen! Päpste und Könige, laßt euch von den Jesuiten lenken!" — Das war das neue Evangelium, welches mit großer Kühnheit und einem gewissen Ton des Vertrauens von dem verstorbenen Grafen von Maistre, einem sonst geistvollen Manne, einem anziehenden Schriftsteller, einem politischen Christen, einem paradoxen Philosophen, gepredigt wurde, dessen Haß gegen die neuern Revolutionen dem Wahnsinn nicht unähnlich war. Der Abbé Bas on hat sich, im Interesse der Kirche selbst, berufen geglaubt, diesen lächerlichen Evangelisten Punkt für Punkt zu widerlegen, und mit den Waffen der Wahrheit und des vätterlichen Ernstes seine Albernheiten zu besteuten. Er hätte sich füglich diese Mühe ersparen können; denn wem ist es heutzutage noch unbekannt, daß man die Wahrheit in den Werken eines Menschen nicht suchen könne, der die Schwachheit hatte, seinen Geist und sein Talent so weit zu erniedrigen, um beides an den Baal des Jesuitismus zu verkaufen? Es ist leider zu befürchten, daß durch unermüdete Winkelzüge und Intriguen, durch Aberglauben und Ungereimtheiten man es endlich so weit bringe, wieder neue Unglückige und neue Verfolger, neue Unterdrücker und neue Opfer zu schaffen.

Digitized by Google

La vérité sur l'Espagne. — Die Wahrheit über Spanien. Von F. Cazes. Paris, 1823. Bei Ponthieu. 104 Seiten in 8.

Der Verfasser hat bereits mehrere Werke über Spanien herausgegeben, und er scheint dieses Land vollkommen zu kennen. Die meisten der hier aufgestellten Wahrheiten befinden sich bereits in dem Werke des Duvergier de Hauranne: „Ueber Spaniens gegenwärtige Lage.“ Die entsetzliche Anarchie, in welcher sich die Halbinsel befindet, ist aus der Beseitigung der Verordnung von Andujar entstanden, und frißt, wie der Krebs, täglich mit größerer Gewalt um sich. Der gänzliche Verfall Spaniens rührt daher, daß der Staatsrath Ferdinands VII aus Menschen besteht, die ein blinder, wüthender Eifer behört, und die sich nicht damit begnügen, das Land zu verwüsten, sondern die ihm auch noch seine letzten Hilfsquellen abschneiden und es zu dem allerelendesten und beklagenswürdigsten auf der ganzen Erde machen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

St. Petersburg, Mai.

Die Regierung hat so eben eine neue Anstalt gestiftet, die mit der Zeit wichtige Resultate gewähren kann. Ein wissenschaftlicher Ausschuß ist beauftragt worden, eine „Zeitschrift der Minen“ herauszugeben, von der alle Monate ein Heft erscheinen, und die alle Entdeckungen, alle wissenschaftlichen Bemerkungen in sich aufnehmen soll, die mit der Ausbeutung der Bergwerke und der Salinen in irgend einer Berührung stehen. Zugleich werden in den vorzüglichsten Salzwerken „Gesellschaften des Bergwesens“ unter dem Vorsitze der Aufseher dieser Arrondissements errichtet. Die Mitglieder werden, in den Tagen der Versammlung, ihre Ansichten und Entdeckungen mittheilen, die sodann dem obersten Ausschusse in St. Petersburg mitgetheilt werden sollen. Diese Gesellschaften werden sich außerdem noch mit mehrern andern Zweigen der Naturgeschichte beschäftigen. Ueberhaupt bemerkt man seit einigen Jahren, nicht nur in unserer Stadt, sondern im ganzen Reiche, ein Streben nach allem Wissenswerthen, eine Thätigkeit der Gemüther in Ausbreitung und Vervollkommnung nützlicher Kenntnisse, die eben so viele Aufmerksamkeit von Seiten der übrigen Nationen, als ungetheiltes Lob verdient. Rußland auch will sich selbst erkennen und sein ungeheures Besitzthum mit wahrem Vortheil ausbeuten.

Brüssel, Mai.

Talma hat uns am 8. d. verlassen. Während seiner Anwesenheit waren alle unsere litterarischen Blätter nur von ihm angefüllt; aber diesmal nicht allein als Schauspieler, sondern auch als Schriftsteller. Seine Bemerkungen über „Othello und die dramatische Kunst“, so voller Wahrheit, Richtigkeit und Interesse, haben einen großen Beifall erhalten. Er hat Hamlet, Sylla, Nikomedes, Philotet, Odrop und Othello gegeben, und es hat uns geschienen, daß er die Kunst entdeckt habe, sein außerordentliches Talent noch mehr zu vervollkommnen. Im letzten Stücke hat er die Kleidung des Mohren gegen die von Venedig vertauscht, weil er gefühlt hat, daß ein General, der sich im Dienste eines fremden Volks befindet, gewöhnlich auch die Verleidung desselben annimmt. Wir haben ihn auch im Nero, Germanicus und Vellier gesehen, welches letzte Stück einen ungetheilten Beifall gewonnen hat. Talma ist darin vollkommen wohl von einer unserer besten Schauspielerinnen, Frau Charles, in der Rolle der Antonina, unterstützt worden. Bevor Talma Nero und Epicharis gespielt, hat er es für nöthig erachtet, unsern König zu fragen: „ob es in einer Monarchie erlaubt sei, Stücke darzustellen, in welchem der Verfasser die Kühnheit gehabt habe, durch Republikaner Republiken loben zu lassen“; worauf ihm der Nachfolger Wilhelms des Lakonischen geantwortet: „Spielen Sie, was Sie wollen. Wir sind hier zu Lande nicht daran gewöhnt, den Heroismen den Krieg zu erklären.“ — Wir haben auch, was noch auffallender schienen mag, den „Tartüffe“ gesehen, der neuerdings zu Rouen verboten worden ist. Wir fürchten die Anspielungen nicht, und der Vers: Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude (wir leben unter einem Fürsten, der ein Feind des Betrugs ist), hat eine dreimalige Beaux-Salve erhalten. Wir sind bis jetzt noch, Dank sei es der Weisheit unsers Monarchen, gegen die Ueberschwemmung der ultramontanischen Grundsätze und Doktrinen gesichert, und können deshalb in mehr als einer Hinsicht, und im Vergleich mit mehr als einem Lande, unser proximus ardet Ucalegon wiederholen. Es fehlt uns zwar an Tartüffen nicht; aber wir dürfen ihretwegen nicht besorgt sein, denn die Hauptsache liegt darin, daß sie hier keine Organe finden. Es ist unmöglich, daß es Schrimme in einem Lande geben könne, wo es keine Einfaltspinsel und Betrogene gibt, und daß man da gewinnen könne, wo Niemand verliere. Das ist der Zustand unsers Innern. Wenn aber das Gift von aussen komme, so ist die Ansicht verschieden. Man verbietet an der Grenze die verdächtige Waare; das ist eine bloße Maulhängetagsarbeit. Ich bitte es für überflüssig, Ihnen den Text eines unserer letzten Mandatgeber mitzutheilen, den Sie ohne Zweifel längst in den Zeitungen gelesen haben werden. Es war unmöglich, jenen Mönchen, die uns für Irokesen oder Neuholländer halten, auf ihr dummdreistes Begehren, uns bekehren zu wollen, eine andere Antwort, als die ertheilte, zu geben. Wir bedürfen jener ungeschickten Arbeiter im Weinberge des Herrn nicht, die eine mit der reichsten Ernte überdeckte Erde umackern wollen, um darin ihr Samenkorn der Zwietracht, des Hasses, der Unduldsamkeit und des Fanatismus auszustreuen. Belgien und Holland verdanken ihren Wohlstand und ihre Reichthümer eben so wohl der Freiheit, als der Toleranz. Alle Denkmäler unsers Landes, unsere Gesetze, unsere Erinnerungen widerholen und diese große Wahrheit, die weder die vollkommenste Taubheit, noch der Mangel an Gedächtniß je vernichten können. Bei uns ist über dem diese Toleranz ein Grundprinzip des Staatssystems. Die

Religion unsers Königs ist nicht die der Mehrheit seiner Unterthanen, unter denen hundert verschiedene Religionsmeinungen vereinend sind, die alle um tiefsten Frieden neben einander existiren. Was hier möglich ist, warum sollte das nicht überall also sein können? Man verfasse ähnliche Mauthgesetze, man mache die Feinde der Menschheit lächerlich, verächtlich, und man wird bald von ihnen befreit sein.

Theater.

Paris, Mai.

Ein Epigramm Racines hat das Trauerspiel „Judith" vom Abbé Boyer, welches er 1695 vorstellen ließ, vom gänzlichen Vergessen gerettet. Camberousse hat in unsern Tagen diesen Gegenstand erneuert und aus einer Tragödie in drei Aufzügen gegeben, die fast dasselbe Schicksal, als die frühern gehabt hat. Seitdem haben zwar mehrere Dichter versucht, diesen Stoff zu bearbeiten, aber alle sind bald von den Schwierigkeiten und Gefahren eines solchen Gegenstandes zurückgeschreckt worden. In der That ist ein abgehauener Kopf, vorzüglich von der Faust eines Weibes, eben kein anziehendes Bild. Alle diese Schwierigkeiten haben Camberousse nicht zurückgehalten, einen neuen Versuch zu wagen, und obgleich er die heroische Orgie Judiths hinter dem Vorhang verborgen und den Holofernes gänzlich unterdrückt hat, so ist das Ganze dadurch doch nur um so einformiger und kälter geworden, eben weil das wahre Interesse dadurch geschwächt wird, wenn anders die That der Wittwe Manasses noch Interesse einzuflößen vermochte. — Die assyrische Armee umringt Bethulien, worin die schrecklichste Hungersnoth herrscht. Der Judenkönig Ozias und der Hohepriester Mecarin kennen für das arme Volk nur diesen und einen baldigen Tod erhoffen; ihn den feindlichen Schwertern gegenüber zu suchen, sind sie zu feig. Da erscheint Judith geschmückt und verlangt die Oeffnung der Thore, um zu den Feinden sich zu verfügen. Ihr Vater, der Hohepriester, verkündet sie; aber sie bekümmert sich darum nicht, begibt sich in's Lager, als eine Verstoßene Schutz erflehend, wird vom leichtgläubigen Feldherrn mit Huld und Vertrauen aufgenommen, soupirt mit ihm an einem Tische, ruht mit ihm auf einem Lager und — haut ihm zur Vergeltung dafür den Kopf ab (Buch Judith, Kapitel XIII. V. 9 und 10). Die ganze Geschichte ist unsern Lesern länast bekannt und das gegenwärtige Trauerspiel wird ihnen nichts Neues darüber berichten. Der Styl desselben erhebt sich oft zu einer großen poetischen Höhe, aber oft sinkt er auch zur bescheidenen Prosa herab. Die Geschichte der Heldin von Bethulien wird als apokryphisch betrachtet. Voltaire glaubt, daß ein Dominikanermönch, Namens Johann Nani, sie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Umlauf gebracht habe. Alle Geschichtschreiber bezweifeln mit Recht, daß diese Geschichte, deren Styl ihrer Bestimmung durchaus nicht angepaßt ist, aus so hohem Alterthum abstamme. Wie dem auch sei, so ist die erste Vorstellung des neuen Trauerspiels nur mit zweifelhaftem Erfolg aufgenommen worden, dahingegen die zweite glücklicher abgelaufen ist.

Auf dem ersten französischen Theater zu Paris ist, unter dem Titel: „die Korrespondenz", ein Lustspiel in einem Akte und in Prosa, mit nicht besonderm Erfolg gegeben worden. Der Gegenstand ist folgender. Ein junger Mann erhält von einer alten, ehrwürdigen Freundin (sie ist gerade seine Großmutter ist, erräth man nicht) wöchentliche Rathschläge und Weisheitslehren in Briefen. Wer sollte es meinen? die Alte wird dieser Elternvorlesungen zuerst müde, und beauftragt eine junge, liebenswürdige Wittwe, verstehe sich in ihrem Namen, mit der Fortsetzung des Briefwechsels. Wie das beinahe voraus zu berechnen war, so mischt sich die Liebe bald ins Spiel, und man beter sich an, ohne sich jemals gesehen, ja sogar ohne es sich jemals gestanden zu haben. Der Marquis von Revol kann sich damit jedoch nicht begnügen, er will seine unbekannte Geliebte sehen und sie durch einen Gemeinfreund zur Verbindung mit ihm zu bewegen suchen. Wir wissen nicht, warum die schöne Wittwe (denn daß sie schön sein muß, versteht sich von selbst) einen Trumpf darauf setzt hat, ihren jungen Korrespondenten nie mit Augen zu sehen. Dieser ist also genöthigt, seine eigene Persönlichkeit vor der reizenden Herzenskennerin zu verbergen, und sich unter einem andern Namen bei ihr einzuführen, was ihm auch mit Hilfe eines gefälligen Obeims gelingt, der gut genug ist, sich weiß machen zu lassen, daß diese Namensveränderung, eines unglücklichen Duells wegen, nothwendig sei. Es gelingt ihm bald, sich die Liebe der spröden Wittwe zu erwerben, die sich indessen doch einen Steuert macht, ob sie den heimlich angebeteten Korrespondenten hinters Licht führen soll oder nicht. Um nun ihrer schwankende Tugend und Treue zu retten, wird die Auflösung bei den Haaren herbeigezogen, und die Geschichte beendet sich mit dem Schlußreim: „Es ist dreieldig!"

— Die schwedische Katasterkommission hat dem Könige das Resultat ihrer Nachforschungen, über die Zunahme der Bevölkerung von 1748 bis jetzt, vorgelegt. Damals war die Seelenzahl in Schweden (Finnland nicht mit inbegriffen) 1,736,482. Sie wurde im Jahr 1773 auf 1,959,797, im Jahr 1795 auf 2,353,298, und im Jahr 1823 auf 2,697,457 berechnet. Die jährliche Zunahme berechnet also 12,650 Seelen, als mittlere Zahl der 65 Jahre. Es sind 1823 verheirathete Paare 477,855, Todesfälle 56,067, und Geburten 95,259. Der Ueberschuß der Geburten war also in diesem einzigen Jahre 42,192. Noch im J. 1779 zählte man in Schweden fünfzehntausend an den Pocken Gestorbene, und im Jahr 1822 nur 114.

— Im Museum zu Warschau sind mehrere alte Münzen niedergelegt worden, die man unfern dem Dorfe Plocko gefunden hat. Sie rühren aus dem eilften Jahrhundert her und großen mehrern Theilen, vorzüglich aber England an. Es würde schwierig sein, erklären zu wollen, wie diese Münzen sich bis in das Herz von Polen verirrt haben.

— Noch im fünfzehnten Jahrhundert, unter der Regierung Witholds, Jagellons Bruder, hatten die Litthauer ihre eigene Mythologie. Sie verehrten unter andern große Schlangen, das ewige Feuer, welches sie beständig in ihren Tempeln unterhielten, und einen ungeheuren Hammer an, dem sie die Verfeinung der Sonne aus ihrem nächtlichen Kreise zuschrieben. Mehrere Wälder standen bei ihnen in großem Ansehen, weil die Gottheiten darin wohnen sollten.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 25. Zweiter Jahrgang 1825. 22 Juni.

Die ersten Monate der griechischen Revolution in Morea.

Den Klugen allein ist Fortuna Hold.

Am 4. April 1821 erhob Germanos, Erzbischof von Patras, zuerst die Fahne der Insurrektion zu Kalavrita, einer kleinen Stadt im nördlichen Morea, auf dem Wege von Patras nach Tripolizza. Einige Tage später kam Peter Mauromichalis, der Bey der Manioten, von dem Gipfel des Taygetes, am andern Ende der Halbinsel, herab, und rief am 9. desselben Monats, im Flecken Kalamata, die Unabhängigkeit aus. Zu gleicher Zeit eilten von den jonischen Inseln die alten Parteigänger Kolokotronis und Agnostaras herbei, die Gebirgsbewohner im Westen und im Zentrum des Landes ergriffen die Waffen, und in weniger als vierzehn Tagen wurde der ganze Peloponnes ohne Schwertstreich gereinigt, und die türkische Bevölkerung in die neun festen Plätze*), die dieser Theil Griechenlands enthält, eingeschlossen.

Welches waren die Ursachen dieses plötzlichen und allgemeinen Aufstandes? Das ist eine bis jetzt noch sehr verworrene Frage, die nur allein die Zukunft vollkommen aufzuklären vermag. — Nichts war ausserordentlicher, als das große Schauspiel, welches Morea nach dieser Begebenheit darstellte. Die beiden Völker waren plötzlich von einander geschieden, die Türken befanden sich hinter den Wällen der festen Städte, und die Griechen vor denselben. Alle türkischen Dorfer waren verödet oder verbrannt, und in den griechischen sah man nur Weiber, Kinder und Greise. Im Augenblicke der Insurrektion befanden sich nur sehr wenige Türken im Peloponnes, weil die meisten mit Kurschid-Pascha zur Belagerung von Janina gegangen waren. Die Städte waren nur sehr unvollständig mit Munition und Mundvorrath versehen, und die Griechen hätten sie bald zur Uebergabe zwingen können, wenn sie besser Acht gegeben, und ihnen die nothwendige Hilfe abgeschnitten hätten. Aber die türkischen Befehlshaber in den nördlichen Provinzen bewiesen eben damals eine Energie und Thätigkeit, die man seitdem gänzlich bei den Muselmännern vermißt hat.

Yussuf-Pascha, der sich auf der andern Seite des Meerbusens von Lepante befand, erschien plötzlich, und warf sich mit tausend Pferden in Patras. Kurschid-Pascha, der vor Janina lag, und der zu Tripolizza seinen Harem und seine Schätze hatte, sendete, nach der ersten Nachricht von der Insurrektion, seinen Kiaya Mahomet mit fünftausend Mann ab, um die Aufrührer zu zerstreuen und die Besatzungen der festen Plätze zu verstärken. Dieser wilde Tartar, der die Griechen unbeschreiblich haßte, beschleunigte seinen Marsch so sehr, daß er schon zu Anfang Mai bei Patras sich befand. Sein Streifzug durch Morea war schnell und schrecklich, wie der eines schweren Unwetters. In wenigen Tagen verbrannte er Mostiza, ließ einige Hundert Albanesen in der Zitadelle von Korinth,

*) Die neun Orte sind: im Norden die Schlösser von Patras, von Morea und von Korinth; im Osten Napoli di Romani und Malvosia; im Süden Coron und Modon; im Westen Navarino, und im Zentrum Tripolizza.

ging nach Argos und legte es in Asche, verstärkte die Garnison von Nauplion, und blieb endlich zu Tripolizza mit dem Ueberrest seiner Truppen. — Wenn die türkische Regierung dieselbe Thätigkeit, wie ihre Generale, bewiesen hätte, wenn ihre Flotten den mittäglichen Städten ebenfalls einige Unterstützung darzubieten im Stande gewesen wären, so würde es den Griechen nicht gelungen sein, sich derselben so bald zu bemächtigen. Aber die Flagge des Sultans erschien erst sechs Monate nachher *) in den Gewässern des Peloponnes, während welcher Zeit die Garnisonen von Malvosa und Novarino, die sich mit den zurückstoßenden Sachen genährt, und selbst die Kadaver der Erschlagenen aufgezehrt **), bereits kapitulirt hatten ***).

Die Insurrektion, die sich vor dem ungestümen Marsche des Kiaya's auflöste, erhob sich wieder hinter ihm, und wurde, bis zur Invasion von 1822, nicht mehr gestört. Die größte Begebenheit, durch welche diese Periode bezeichnet wird, war die Einnahme von Tripolizza am 3. Oktober, sechs Monate nach der ersten Erhebung der Waffen zu Kalavryta.

Wie wir bereits geäussert haben, so befanden sich die Türken im Innern der Städte, und die Griechen belagerten dieselben. Es versteht sich von selbst, daß bei den Letztern von Disziplin und Kriegskunst die Rede nicht sein konnte. Die Belagerer waren größtentheils aus der nahen Umgebung der festen Plätze. In einer gewissen Entfernung, um vor dem türkischen Geschütz in Sicherheit zu sein, hatten sie ihre Gezelte und Hütten auf den Höhen und Feldern, rings um die Städte, erbauet. Jeder ging und kam, wie es ihm gefiel. Wenn Einer ein Geschäft zu verrichten hatte, oder seine Frau und seine Kinder besuchen wollte, so verfügte er sich nach Hause, und kehrte nach einigen Tagen wieder ins Lager zurück; woran Niemand das Geringste auszusetzen fand. Wurde man es endlich überdrüssig, so lange vor einem und demselben Orte sich zu befinden, oder hatte man sich mit seinem Nachbar verunreinigt, oder wollte man neue Beute machen, so zog man ab mit Sack und Pack, um auf einem andern Punkte dasselbe Wesen zu treiben. Die Meisten blieben jedoch beinahe immer an einer Stelle, um ihr Eigenthum gegen die Einfälle der Osmanlis zu vertheidigen. Die Erfahrensten warfen sich selbst als Offiziere auf, die Uebrigen waren Soldaten, ohne daß dadurch ein besonderer Unterschied zwischen ihnen hervorgebracht wurde. So wie man begonnen hatte, fuhr man auch fort, und keine Seele bekümmerte sich um einen Oberbefehlshaber; ja, man wußte selbst nicht einmal, was das sei. Man schickte sich Boten von einem Lager zum andern; aber nur um sich nach Kleinigkeiten zu erkundigen, und keineswegs um sich Raths zu erholen und Befehle zu ertheilen. Jeder Hauptmann that, wie es ihm am zweckmäßigsten und leichtesten erschien.

Bei der Belagerung von Patras zeichnete sich ein Schuhmacher, Namens Karadja, durch seine außerordentliche Tapferkeit aus. Er streckte jeden Türken, der sich ihm nahete, in den Staub, und flößte durch sein Betragen seinen Landsleuten ein so großes Vertrauen ein, daß sich ihrer mehr als dreihundert um ihn vereinigten und ihn zu ihrem Anführer erwählten. Aber diese Ehre wurde ihm verderblich; denn sie erweckte die Eifersucht der andern Kapitäne, die nach und nach von ihren tapfersten Leuten verlassen wurden, welche sich zu Karadja begaben. Mehrmals ließen sie ihn im Stiche, wenn er in ein Gefecht sich eingelassen hatte; aber sein Muth und seine Kaltblütigkeit halfen ihm immer zum Siege, und sein Ruhm vermehrte sich, statt sich zu vermindern. Um also des gefährlichen Nebenbuhlers sich zu entledigen, luden sie ihn zu einem Gastmahle ein, bei welchem sie ihn ermordeten. Dieses Verbrechen blieb nicht nur unbestraft, sondern, was bei dem Ehrgefühl der Griechen fast unerklärlich erscheint, die meisten seiner ehemaligen Anhänger kehrten wieder zu den Mördern zurück.

Sonderbar genug war die Art und Weise, auf welche die ersten Treffen oder Scharmützel geliefert wurden. Jeder Kapitän stritt mit den Seinigen für sich allein, und die Andern, die ihm nicht wohl wollten, oder die von ihm nicht zur Theilnahme eingeladen worden waren, oder die aus Laune und Willkühr nicht vorrücken wollten, blieben ganz ruhige Zuschauer des Gemetzels, wobei sie es jedoch den Übrigen nicht verweigern konnten, einzeln Antheil daran zu nehmen, weil ein jedes Individuum dieselbe Freiheit und dasselbe Recht hatte, zu streiten oder nicht zu streiten. Die gewöhnlichen Resultate dieser recht eigentlichen Kriegsspiele waren einige Todte, denen man, auf beiden Seiten, sorgfältig die Köpfe abschnitt, und einige Gefangene, die man auf alle nur erdenkliche Weise zu Tode marterte. Bei alle dem wurde sehr viel Pulver verbraucht; denn man schoß schon aus einer großen Entfernung, um dem Feinde Furcht zu machen. Die meisten Griechen wendeten das Gesicht ab, wenn sie schiessen wollten, und sie lernten erst später von den Klephten mit dem Feuer-

*) Am 20. September 1821.

**) Diese Thatsache ist nicht mehr zu bezweifeln, und beweiset zugleich, wie weit die Entschlossenheit der Türken gehen konnte, wenn sie sich vorgesetzt haben, an einem Punkte sich zu behaupten.

***) Kapitulation von Malvosia, am 3. August, und von Novarino, am 14. desselben Monats.

Digitized by Google

gewehr umgehen und mit Vortheil ſich deſſelben bedienen. So ungeſchickt ſie ſich anfänglich angeſtellt hatten, ſo gewandt wurden ſie in kurzer Zeit, und mit dieſer Gewandtheit wuchs auch ihr Vertrauen auf die eigene Kraft, ihr Muth und ihre Kühnheit, die ſich ſehr ſchwer durch die Winke der Vorſicht und Klugheit beſchränken ließen.

Die bürgerlichen Angelegenheiten wurden auf dieſelbe unregelmäßige Weiſe, wie die militäriſchen, betrieben. In jedem Dorfe, jedem Flecken, jeder Stadt konfiszirten die Vorſteher des Ortes das türkiſche Eigenthum, das ſich eben dort befand, und verwalteten es zum Beſten des Kantons. Dieſe Vorſteher oder Primaten, die ſchon unter den Türken ihre Stellen bekleidet hatten, warfen ſich auch jetzt zur Obrigkeit auf. Die Biſchöfe, ſowohl durch den Antheil, den ſie an der griechiſchen Revolution genommen hatten, als durch den Einfluß, den ihnen die Religion über die Gemüther verſchaffte, übten beinahe allein die oberſte, geſetzgebende Gewalt aus. Jeder Ort bildete im Anfange eine beſondere kleine Republik, in welcher Alles nur für die Dauer des Augenblicks berechnet war.

Der erſte Verſuch, eine größere Regelmäßigkeit in die Verwaltung zu bringen, ging von Mauromichalis aus, der den „meſſeniſchen Senat“ ſtiftete. Die einzige von ihm ausgegangene Verordnung iſt die der Unabhängigkeitserklärung zu Kalamata, am 9. April, die an ſämmtliche chriſtliche Mächte gerichtet war. Nach der Invaſion des Kiaya Mahomet, und nachdem die Türken überall in den Städten eingeſchloſſen waren, trafen vor Tripolizza mehrere ausgezeichnete Hauptleute, Biſchöfe und Primaten zuſammen. Kolokotronis, Nikitas, Anagnoſtaras und Mauromichalis befanden ſich unter ihnen. Sie verſammelten ſich am 5. Juni im Kloſter Kaltazi, und ernannten eine Kommiſſion von ſieben Gliedern, der die oberſte Leitung der Angelegenheiten, bis zur Eroberung von Tripolizza, übertragen wurde.

Endlich langte Demetrius Ypſilantis in Morea an, und legte den erſten Grundſtein zu einer wirklichen Regierung. Er kam von Seiten ſeines Bruders Alexander, der ſich noch in der Moldau befand, und ſich bereits als den König von Griechenland betrachtete; wenigſtens konnte man das aus den Vollmachten ſchließen, die er ſeinem Bruder mitgegeben, den er, während ſeiner Abweſenheit, zu ſeinem General-Lieutenant ernannt hatte. Dieſer verlangte nun nichts weniger, als an die Spitze der ſämmtlichen Angelegenheiten geſtellt zu werden, um Befehle ertheilen zu können. Eine ſolche Anmaßung erſchien nicht nur befremdend, ſondern ſelbſt lächerlich, und man merkte nicht ſonderlich darauf. Weil aber Ypſilantis einen großen Namen trug, und man bei ihm viel Geld und unbekannte Hilfsmittel vermuthete, man auch die Umſtände ſeines Bruders noch nicht kannte, ſo wollte man ihn nicht geradezu vor den Kopf ſtoßen. Dieſes anſcheinende Nachgeben ſchien ihm ein gutes Zeichen, und er brachte nun die von ſeinem Bruder in achtzig Artikeln verfaßte Konſtitution zum Vorſchein, nach welcher dieſer vor allem ſich die oberſte ausübende Gewalt vorbehielt. Das war den Biſchöfen und den andern Vorſtehern des Volks, vorzüglich aber den alten Klephten, denn doch zu arg, und ſie erklärten dem General-Lieutenant geradezu: „daß ſie weder ſeiner, noch ſeines Bruders, noch der Konſtitution deſſelben zur Vollendung der Revolution bedürften, die ſie ohne ihn begonnen hätten.“ Demetrius antwortete nichts und zog ſich zurück, um den Peloponnes zu verlaſſen. Man würde ihn haben gehen laſſen, wenn das Volk, das ſich auſſerordentlich viel von ihm verſprach, und ihn als den Abgeſandten einer großen Macht betrachtete, nicht gemurrt und verlangt hätte, daß man ihn um jeden Preis zurückhalten ſolle. Anagnoſtaras wurde ihm alſo nachgeſendet, und führte ihn wieder ins Lager zurück. Er wurde auf den von ſeinem Bruder ihm ertheilten Poſten geſetzt, und Moren hatte nun eine Art von Oberhaupt.

Aber es ging mit dieſer neuen Zentralgewalt noch weniger gut, als mit allen vorhergegangenen. Die Primaten und Hauptleute handelten nicht nur, wie es ihnen gut dünkte, ſie weigerten ſich auch, den Befehlen Ypſilantis zu gehorchen, und thaten oft gerade das Gegentheil von dem, was er geboten hatte, ſo daß ſeine Macht ſo gut als nichtbeſtehend betrachtet werden konnte. Er befand ſich mitten im Lager mit ſeinem leeren Titel, auf den Niemand achtete, während Alles den Primaten und Hauptleuten blindlings ergeben war. Dieſe Lage der Dinge wurde endlich ſo peinlich, daß er die erſte Gelegenheit, ſich zu entfernen, benutzte. Das war der Ausgang des dritten Verſuchs zur Stiftung einer regelmäßigen Regierung.

Nur erſt nach der Einnahme von Tripolizza wurde das Bedürfniß einer ſolchen lebhafter und allgemeiner gefühlt. Als man die unermeßlichen Reichthümer ſah, welche dieſe Stadt enthielt, und die der Zuſammenkunft ſo nützlich hätten werden können, nun aber die Beute einiger habgierigen Befehlshaber wurden, da erſcholl ein Schrei der Mißbilligung durch ganz Griechenland, vorzüglich aber im Archipel, der ſich durch ſeine Bewaffnungen faſt ganz erſchöpft hatte. Hydra erklärte ſich, vor allen übrigen Inſeln, gegen ein ſolches unerhörtes Verfahren, und verlangte Ordnung und Verantwortlichkeit in der bürgerlichen und militäriſchen Verwaltung. Die Furcht vor einer nahen Invaſion, der man nur durch Einigkeit widerſtehen konnte,

Digitized by Google

näherte die Gemüther mehr, als es jede andere Veranlaſſung zu thun im Stande geweſen wäre.

Zu derſelben Zeit erhob ſich das Genie Maurokordatos, und ſtellte der kriegeriſchen Ungebundenheit Kolokotronis einen Damm entgegen. Die beiden Namen wurden die Feldzeichen zweier entgegengeſetzten Parteien, von denen die eine die Unabhängigkeit der Lokalgewalt verlangte, während die andere auf die Einführung eines Central-Direktoriums beſtand. Die letztere gewann endlich die Obergewalt. Die erſte Volksverſammlung fand ſtatt und eine regelmäßige provisoriſche Regierung wurde eingeſetzt. Die übrigen Begebenheiten ſind unſern Leſern bereits bekannt.

Die letzten geographiſchen Entdeckungen im Königreiche Bornu.

(Fortſetzung.)

Die Bewohner der Beddumminſeln ſind faſt im beſtändigen Krieg mit den Völkern, welche die Geſtade des Sees bewohnen. Sie landen oft mit ſechszig bis hundert Booten, und obgleich ſie keine Sklaven machen, ſo nehmen ſie doch die Gefangenen mit ſich, und verlangen, daß man ſie wieder auslöſe. Wem es indeſſen dazu an den erforderlichen Mitteln gebricht, der iſt genöthigt, ſich im Inſelreiche zu verheirathen und Bewohner desſelben zu werden. Alle Inſeln zuſammengenommen, können ungefähr tauſend Boote, jedes mit fünfzehn bis zwanzig Mann bewaffnet, zuſammenbringen. Mit Ausnahme ihrer Neigung zum Raube ſind dieſe Inſulaner ſanft und menſchlich, und man hat kein Beiſpiel, daß ſie ihre Gefangenen jemals ermordet hätten. Sie ſagen von ſich ſelbſt: „daß ſie einen kräftigen Arm und einen ſcharfen Geiſt haben, daß ihnen nur ein kleines Land gehört, und daß, weil es ihnen an Vieh gebricht, ſie genöthigt ſind, es denen zu nehmen, die viel haben.“

Bei der Stromaufwärtsfahrt auf dem Schary erſtaunten die Reiſenden nicht wenig, eine ſo große Menge Waſſervögel zu ſehen. Die Fiſche waren ebenfalls ſehr häufig und die Nilpferde kamen den Barken ſo nahe, daß man ſie mit Stangen erreichen konnte. Von Schowey ſchifften ſie noch weiter ſtromaufwärts nach Dagbie, wo der Fluß ſo ſeicht wird, daß man ihn durchwaten kann, obſchon man immerhin Waſſer bis an die Schultern haben mag. Das Fußvolk durchſchritt die Furthen mit den Schilden auf den Köpfen und einem Sack mit Korn und den Waffen darauf. Die Reiterei wurde auf leichten Fahrzeugen hinüber geſchafft. Zwei Tage nachher kehrten die Engländer nach Schowey zurück, weil es gefährlich war, höher am Schary hinaufzugehen, der dort von einer feindlichen Horde umwohnt wurde.

Sie faßten alſo den Entſchluß, zu Lande, gleichförmig mit dem Strome, gegen Süden bis nach Loggun zu gehen. Dieſer Weg wird ſehr wenig gebraucht und iſt theilweis von Moräſten und ſtehenden Gewäſſern durchſchnitten. Allerlei Inſekten, vorzüglich die Muskiten, ſind dort, ſo wie ſchwarze, ſehr bäßliche Kröten, in großer Menge vorhanden. Die Bewohner dieſer traurigen Gegend verbergen ſich faſt den ganzen Tag über in ihren Hütten, die aus fünf oder ſechs Zellen beſtehen, wovon die einen die andern umſchlieſſen und ſo erbauet ſind, daß ſie ſie faſt gänzlich gegen die Inſekten zu beſchützen im Stande ſind.

Zu Kiſſen, einem Orte mitten in dieſen Moräſten, befand ſich Toole ſo unwohl, daß man genöthigt war, einige Zeit dort zu verweilen. Endlich zog man weiter; aber kaum hatte man zwei Meilen zurückgelegt, ſo verdoppelten ſich ſeine Schmerzen, er fiel zweimal in Ohnmacht und wurde ſo ſchwach, daß man ihn vom Pferde herabheben mußte. Am Eingange des Zelts wurde ein großes Feuer angemacht, um ſich vor den Millionen Inſekten zu bewahren, die die Atmoſphäre erfüllten. Die Pferde wollten nicht mehr freſſen, und obgleich ſie von Natur den Rauch und die Flammen fürchten, ſo ſtürzten ſie doch ſich faſt in's Feuer, nur um gegen die Stiche der Muskiten in Sicherheit zu ſein.

Ungeachtet der verzweifelten Lage der Reiſenden, verweigerten die Araber von Schua, welche die Grenze von Loggun bewachten, ihnen doch den Eingang dieſes Landes, bevor ſie nicht die Erlaubniß des Sultans erhalten hätten. Dieſe Bewilligung kam ihnen am 16 Februar zu, aber leider zu ſpät für Toole, der bereits alles Bewußtſein verloren hatte, und den man auf ein Kameel binden mußte. In ſolchem Zuſtande gelangten ſie nach Kurnuck, der Hauptſtadt des Landes, wo man ihnen eine ſehr reinliche Hütte zur Wohnung anwies. Am andern Morgen wurde Denham zum Sultan gerufen, den er, wie den von Bornu, in einer Art von Käfich fand, deſſen Vorderſeite aus einem Gitterwerk von Rohr beſtand. Dies Gitter wurde erhoben und der Britte erblickte nun ein lebendiges Weſen, das ganz mit ſeidenen Gewändern überdeckt war und den Kopf ſo dicht mit Tüchern umwunden hatte, daß man nur ſeine Augen zu ſehen vermochte. In demſelben Augenblicke ſtürzte ſich der ganze Hof zu Boden und die Höflinge beſtreuten ſich ihre Köpfe mit Sand, während acht Trommeln und eben ſo viele Hörner einen Höllenlärm machten. Darauf empfing der Sultan das Geſchenk des Reiſenden und ſagte mit ſehr leiſer Stimme zu ihm: „daß er willkommen ſei;“ denn laut zu reden wird zu Loggun als ein Mangel guter Erziehung betrachtet.

Denham begehrte vom Sultan die Erlaubniß, auf dem Schary zu reiſen, und dieſer erkundigte ſich, ob

Digitized by Google

er etwa Siriahs, oder einige hübſche weibliche Sklaven kaufen wolle? In dieſem Falle, fügte er lächelnd hinzu, kannſt du dir die Mühe erſparen, weiter zu reiſen; denn ich habe hier einige Hundert vorräthig, die ich dir um einen billigen Preis ablaſſen will. Er ſchien verdrießlich zu ſein, daß der Reiſende ſein Anerbieten ablehnte, und ließ den Käufer verſchleſſen; womit die Audienz beendigt war.

Kurnuck liegt am Schary unter 11° 7′ nördlicher Breite und enthält ungefähr 15,000 Einwohner, die eine halb arabiſche, halb bagbermiſche Sprache reden und einen beträchtlichen Handel mit den Arabern von Shua treiben. Dieſe verkaufen ihnen Vieh, Milch und Fett, im Austauſch gegen blaugeſtreifte leinene und baumwollene Zeuge, die gut gewebt und von lebhafter Farbe ſind. Das Volk iſt ſchöner, als zu Bornu, und ſcheint auch größere Geiſtesfähigkeiten zu haben. Die Weiber ſind die hübſchſten Negerinnen, die man nur immer ſehen kann. Die Reiſenden wurden von den Frauen der Vornehmſten des Landes beſucht. Sie beſchaueten alle ihre Sachen, befragten ſie über Alles, was ſie ſahen, und ſtahlen ihnen Alles, was ſie nur immer zu verbergen vermochten. Ertappte man ſie auf der That, ſo lachten ſie aus vollem Halſe und ſchrieen einmal über das andere, indem ſie mit den Händen klatſchten: „Ei! wie fein, wie geſchickt iſt er! Er hat uns überliſtet.“ Dieſe Damen ſchienen auſſerdem ſich nicht viel auf ihre Sittſamkeit einzubilden.

Der Major Denham entdeckte bald, daß zu Loggun der Sultan und ſein Sohn ſich beide an der Spitze einer Partei befanden, ſich gegenſeitig verfolgten und fürchteten. Beide begehrten insgeheim Gift von ihm, das ſo ſchnell als möglich zu wirken im Stande ſei. Der Sohn unterſtützte ſeine Anforderung durch ein Geſchenk von drei ſchönen Sklavinnen. Endlich geſtand der Sultan den Reiſenden die Erlaubniß zu, den Schary zu beſchiffen, der ungefähr 1200 Fuß breit ſein mochte. Toole's Geſundheitszuſtand ſchien ſich zu verbeſſern und man wendete ſich ſtromaufwärts. Die Barken von Loggun ſind ſehr gut erbauet, bei fünfzig Fuß lang und für fünfundzwanzig Perſonen eingerichtet. Das Holz daran iſt roth, ſehr dicht und häufig an den Ufern des Schary vorhanden.

Kaum hatte man einige Meilen zurückgelegt, ſo bemerkte man ein anderes Boot, das ihnen aus allen Kräften nachfehte; ſie endlich erreichte und ihnen den Befehl des Sultans überbrachte, ſo ſchleunig als möglich das Land zu verlaſſen. Umſonſt ſchützte Denham die Krankheit ſeines Freundes vor; ſie mußten fort. Toole wurde auf ein Kameel gebunden, und die drei Thore von Kurnuck wurden hinter ihnen von einer ungeheuern Volksmenge verſchloſſen, die ihr Vergnügen über dies Verfahren aufs unzweideutigſte äuſſerte. Erſt am vierten Tage erreichten die Reiſenden Angola im Lande Bornu, während welcher Zeit ſie nur wenig Ruhe und Nahrung genoſſen hatten und der Kranke ſich ſehr übel befand. Als man ihm nun ſagte, daß man ſich zu Angola befinde, rief er aus: Gott ſei gelobt! ich werde noch nicht ſterben. Aber zwei Tage nachher verfiel er in ein heftiges Fieber und ſeine äuſſern Glieder wurden kalt wie Eis. Einige Stunden nachher hauchte er ſeinen letzten Seufzer aus. Nachmittags wurde er begraben. Sechs Sklaven des Sultans von Angola verſenkten ihn in die Gruft, die von blühenden Mimoſen überſchattet wurde. Denham betete mit leiſer Stimme bei den Ueberreſten ſeines Freundes.

Er wurde aufs Freundſchaftlichſte vom Scheik empfangen, dem er auf einem Streifzuge gegen die Bagbermen zu Angornon begegnete, und nach Kuka begleitete. Nachdem ſich die beiden Armeen einige Wochen lang an den Ufern des Schary gegenſeitig beobachtet hatten, begann ein Gefecht, in welchem zwei alte Kanonen, die der mit Denham angekommene engliſche Zimmermann auf Laffeten gebracht hatte, dem Scheik die gröſten Dienſte leiſteten, mehr noch durch den Lärm, den ſie verurſachten, als durch den angerichteten Schaden; denn ſie wurden nur ein einziges Mal abgeſchoſſen. Die feindliche Armee wurde in die Flucht geſchlagen und von neun Söhnen des Sultans wurden ſieben getödtet und einer gefangen genommen. Man machte viele Beute, unter andern fünfhundert Pferde, fünfzig Weiber und eine Menge anderer Gegenſtände.

Denham verfügte ſich von dort mit der Armee des Scheik gegen Fitter, wobei er das nördliche Ende des Sees umreiſete. Man marſchirte nur langſam, wegen der Rhadamannen; aber vorzüglich der feindlichen Bewegungen der Bewohner von Wadey zufolge, was man erſt ſpäterhin erfuhr. Der Dritte hätte gern nach Kanem, am nördlichen Ufer des Sees, gehen, und ſodann dem öſtlichen Geſtade folgen mögen; aber der Scheik verweigerte ihm dazu ſeine Bewilligung, weil er für ihn beſorgt war. Indeß erlaubte er ihm dennoch, noch mehr nach Norden vorzudringen und den Schary unterhalb Schowey zu überſchiffen, wozu er ihm eine Begleitung von zwanzig wohlbewaffneten Reitern und einige ſeiner Araber mitgab. Der Reiſende nahm zwei „Maharien“, oder ſchnellfüßige Dromedare, mit ſich, mit denen er ſo viel als möglich ſich dem Tſadſee nähern wollte, während die bewaffnete Truppe tiefer im Lande bleiben und in einer gewiſſen Entfernung neben ihm ſich vorwärts bewegen ſollte. Er wollte den ganzen See umreiſen, und über Lari nach Kuka zurückkehren. Der

Digitized by Google

in einer Entfernung von zwanzig oder dreißig Schritt einige aus Lehm und Erde erbaute Hütten, die meistentheils von kleinen Gärten und Pflanzungen umgeben waren. Wir hielten unsern Einzug mit vieler Feierlichkeit, und ich flattete dem Könige und dem „Caboceers" meinen Besuch ab, von denen ich sehr zuvorkommend aufgenommen wurde, wonach ich mich mit meinem Gefolge an einen schicklichen Ort zurückzog, um auch den Besuch des Königs empfangen zu können.

Obgleich die Dunkelheit schon längst verbreitet war, so hatte sich die Volksmenge dennoch nicht vermindert. Indem kündigte man mir die Ankunft des Monarchen an, der sich von vielen Fackeln begleitet und mit dem Getöse der Flintenschüsse näherte. Wir erblickten nun ein ganz neues Schauspiel des königlichen Glanzes. Der Zug hatte sich uns bis auf ungefähr fünfzig Schritte genähert, als er ein Konzert anstimmte, das uns die Ohren zerriß. Während dem wurde meine Wache von den Soldaten des Königs über den Haufen geſtoßen, und ob sie sich schon in meiner Nähe zusammendrängte, so wurde sie doch nochmals bedrängt, und zwar so stark, daß ich selbst mit meinem Stuhl zu Boden fiel. Mit einiger Mühe kam ich jedoch wieder auf die Füße zu stehen; aber mein Hut und mein Degen waren verloren. Der Höllenlärm und das Gedränge dauerte immer fort, und ich war bald gänzlich von meinen Soldaten getrennt. Die Fackeln blendeten uns, und vermehrten noch die Wildheit der Szene, die uns umgab. Der Pavillon (Canopy) des Königs befand sich einige Schritte von uns. Eine große Zahl der Krieger, mit Federn, goldenen Zierrathen und kleinen Glöckchen geschmückt, schritten dem Traghimmel voran, und führten von Zeit zu Zeit kriegerische Tänze und Gesänge aus.

Sie wendeten gleichfalls ihre Gewehre, die mit Gold beschlagen waren, mit außerordentlicher Schnelligkeit, und stießen dabei ein fürchterliches Geschrei aus. Ein Neger, ein wirklicher Goliath, trug den Exekutionsschemel, der noch mit Blut überdeckt war, und heulte aus allen Kräften den Todtengesang. Die Herolde folgten ihm auf der Ferse, und verkündigten mit Geschrei die hohen Titel und Waffenthaten des Monarchen. Auf ein gegebenes Zeichen, und während ich noch mit Händen und Füßen meinen Standpunkt gegen das große Gedränge vertheidigen mußte, folgte dem Tumulte plötzlich ein ehrfurchtvolles Schweigen. Zugleich hielt der Traghimmel des Königs vor mir, und der furchtbare Monarch zeigte sich mir mit noch einem viel friedfertigern und offenern Gesicht, als bei meinem Besuche. Er heftete einige Augenblicke lang auf mich einen durchdringenden Blick, als wenn er dadurch die Wirkung des ersten Eindrucks errathen wollte. Sodann ergriff er meine Hand auf die freundschaftlichste Weise, und sagte mir ein lakonisches „Willkommen", worauf er die übrigen Engländer und Fantis grüßte, und sich entfernte.

Einige Fackelträger des Königs zeigten uns den Weg zu unsern Wohnungen, womit sich dann unsere Reise beendete. Von Sarasoo bis nach Coomassie beträgt die horizontale Entfernung 6¼ Meile in nördlicher Richtung, und vom Cap-Coast eben dahin, in gerader Richtung 103 Meilen, und dem Wege nach 187 Meilen.

Ich bemerkte, daß der königliche Stuhl eine Art von Industrie verkündigte, obgleich die Arbeit daran sehr unbehilflich war. Die Arme und Füße waren in massiven und grotesken Formen ausgeschnizt, und mit allerlei kleinen goldenen Zierrathen besetzt. Mehrere Caboceren des Gefolges trugen massiv goldene Platten auf dem Bauche, nebst Ketten und unbearbeiteten Stücken von demselben Metall, die oft ein Pfund und darüber schwer sein mochten. Die königlichen Boten standen hinter dem Monarchen, und hielten breite, gekrümmte Säbel, die Zeichen ihrer Würde, in den Fäuſten. Weiter zurück befand sich eine Abtheilung der Leibgarde, mit gewöhnlichen englischen, aber mit goldenen Zierrathen beschlagenen Gewehren. Ihr seltsamer Anzug bestand aus einem großen Federschmucke oder Busche, der ihnen auf den Hinterkopf zurückfiel. Vor demselben krümmten sich in einem Bogen zwei Widderhörner, die mit Gold umfaßt, und in der Mitte durch einen Talisman und verschiedene Amulete verbunden, und mit Maroquin umfaßt waren. Das Alles war an eine Art von Kappe befestigt, und ein langer Tigerschweif ragte von dort hinab, über einen engen Rock, der nur die Arme sehen ließ. Diese ganze Kleidung war mit magischen Karakteren überdeckt und mit goldenen, silbernen und auf Leder gemalten Zierrathen überdeckt. Ein einfaches Stück Zeug umgab den Rücken, fiel bis zur Hälfte der Lenden hinab, und ließ den übrigen Theil des Körpers bloß. Außer den Feuergewehren, bestanden die Waffen dieser Leibwache noch in einem Bogen und einem mit vergifteten Pfeilen angefüllten Köcher, der durch einen breiten Gurt auf den Rücken befestigt, und zugleich mit mehrern Messern und einem Pulverbehälter versehen war. Das sonderbarste Stück dieser Rüstung war eine große goldene, silberne oder eiserne Glocke, die an einem Stricke am Hintern befestigt war, und bei jeder Bewegung einen unangenehmen Schall vernehmen ließ. Auf den Schultern hatten sie außerdem noch silberne oder goldene Epaulettes von europäischer Fabrikation. Einige von ihnen trugen kleine seidene oder muſſelinene Turbans, und außerdem noch ein

Digitized by Google

kattunenes Gewand, das ihnen die Hüften umgab, und auf der linken Schulter eine hübſche Draperie bildete, durchaus auf dieſelbe Weiſe, wie der Hayk oder Alhark der Araber, in der weſtlichen und ſüdlichen Wüſte. Der König hatte einen einfachen Mantel oder Hayk, deſſen Faltenwurf nachläſſig über den Rücken und die Hüften hinabhing. Von ſeiner nackten Schulter ragte eine dicke, ſeidene Wulſt hinab, an der ein Rosenkranz von mit Gold, Silber und Seide geſchmückten Amuletten befeſtigt war. Eine ſchwere goldene Kette diente ihm ſtatt Gurt, und umſchlang ſeinen Leib oberhalb dem Nabel. Auſſerdem bedeckte eine große Menge goldener Ringe ſeine zwanzig Finger und Zehen.

Am Morgen des 29 Februars erhielt ich vom Könige eine in dieſen Worten abgefaßte Botſchaft: „Der König macht Euch ſein Kompliment, und wünſcht Euch einen guten Tag. Er wünſcht Euch heute zu ſehen, wenn alle ſeine Hauptleute verſammelt ſein werden.“ Auf dieſe Nachricht bereitete ich Alles zu meinem Beſuche vor. Um zehn Uhr fand ſich eine auſſerordentliche Ehrenwache ein, um mich zum König zu begleiten. Bei der Ankunft auf dem Platze, auf welchem ſich der König befand, wurde mein Ohr auf eine widerliche Weiſe von dem Geräuſche der hölzernen Trommeln betroffen, das jedoch bald aufhörte, und dem ein tiefes Schweigen folgte. Der König befand ſich auf ſeinem Prachtſeſſel, und unter einem großen Traghimmel von Kattun und rothem Tuche. Seine Miniſter und erſten Hauptleute umgaben ihn, und einzig drei Soldaten ſtanden mit ihren Gewehren hinter dem Thron. Ein Dutzend Prieſter ſaßen links vom Monarchen auf der Erde. Dem Throne gegenüber ſtanden in einem großen Halbzirkel die Häupter und Aelteſten des Volks, und zwiſchen ihnen hindurch eröffnete ſich ein ſchmaler Gang, durch den ich geführt wurde. Unſere Begrüßungen waren gegenſeitig ſehr freundſchaftlich. Seine Majeſtät erkundigte ſich nach der Geſundheit aller Offiziere, und gab mir ſodann das Zeichen zum Sprechen, worauf ich folgende Rede hielt. *)

„Der König von England, deſſen Diener ich bin, ſendet dem Könige der Aſhanets den Friedensgruß. Er grüßt auch alle Hauptleute und das ganze Volk. Der König von England, einer der mächtigſten weiſſen Monarchen, hat von ſeinen vor drei Jahren von Coomaſſie zurückgekommenen Offizieren vernommen, daß ſie von dem Könige der Aſhantis mit Freundſchaft aufgenommen, und mit Güte überhäuft worden ſeien, wonach es ihm angenehm iſt, dieſen Fürſten als ſeinen Freund betrachten zu können. In dieſer Abſicht hat der König, mein Herr, gewünſcht, die Aufmerkſamkeit des Königs der Aſhantis gegen ſeine Unterthanen auf eine Weiſe anzuerkennen, die dieſem Fürſten auch angenehm ſein könne, weshalb er mich erwählt hat, der Dollmetſcher ſeiner Geſinnungen zu ſein, und als Unterpfand derſelben, Seiner Majeſtät dieſes Geſchenk darzubieten. Der König von England kannte den König der Aſhantis bereits durch die Kriege, die er auf den Küſten geführt hat, lange vorher, ehe ſeine Unterthanen nach Coomaſſie gekommen waren; aber er hat auf dieſe Weiſe erfahren, daß Seine Majeſtät nicht minder Ehrfurcht der Gaſtfreundſchaft wegen verdiene, die er gegen die Fremden ausübt, als ſeiner kriegeriſchen Thaten wegen. Von dieſen Gefühlen beſeelt, ladet der König, mein Herr, Seine Majeſtät ein, den Frieden und die Freundſchaft zwiſchen den beiderſeitigen Unterthanen zu erhalten und den Handel zu beſchützen und zu befördern, der beiden Nationen nur zum Nutzen gereichen kann. Ich bin mehr als zwölf Mondeswechſel lang auf der Küſte verweilt, und habe mit Ungeduld den Augenblick erwartet, wo ich mich zu Seiner Majeſtät begeben konnte; aber die Unterbrechung aller Verbindungen, die durch den Krieg mit Saman, und ſpäter durch die regneriſche Jahreszeit verurſacht wurden, hat mich verhindert, mich früher auf den Weg zu machen. Der Streit, der ſich zwiſchen Seiner Majeſtät und der engliſchen Regierung entſponnen hat, iſt für mich ein Gegenſtand der Bedaurung geweſen, weil er nicht ermangeln konnte, den König von England und ſeine großen Hauptleute zu erzürnen, die mit Verdruß ein Zerwürfniß zwiſchen den Schwarzen und Weißen in demſelben Augenblicke bemerken würden, wo ſie für beide Theile ſo viel Gutes gethan haben. Wenn daher der König der Aſhantis einige Klage gegen die Weißen hat, ſo ſei der Palaver ausgeſprochen; denn ich bin überzeugt, daß mein König keinem ſeiner Unterthanen erlauben wird, ungeſtraft und ohne Urſache den König der Aſhantis zu beleidigen. Zu gleicher Zeit iſt es meine Schuldigkeit, zu erklären, daß wenn Seine Majeſtät den Gouverneur der Weißen beleidigte, Sie ſich auf den Verluſt der Freundſchaft des Königs meines Herrn, und auf die böſen und verderbenden Folgen dieſes Verluſts, gefaßt machen müßte.“

Während dieſer Rede, die, nach der Hofetikette, zuerſt von meinem Dollmetſcher überſetzt, und ſodann in einen höhern Dialekt übertragen wurde, blieb der König ſehr nachdenkend; aber ſobald der zweite Dollmetſcher zu reden aufgehört hatte, flog ein Lächeln über das Geſicht des Monarchen, er nahm eine Miene

*) Es war nothwendig, ſich der einfachſten und zweckmäßigſten Worte und Phraſen zu bedienen, damit der Dollmetſcher ſie mit Leichtigkeit in die Sprache dieſes Volks überſetzen konnte.

Digitized by Google

der Genugthuung und Wichtigkeit an, und sagte, indem er sich gegen seine Hauptleute wendete: „Ihr sehet nun, welche Ehre der König der Weißen mir bezeugen läßt! Die Götter haben mir eher, als meinen Vorfahren, diesen Ruhm zugestehen wollen. Wer dürfte es nun noch wagen, mir ungehorsam zu sein, jetzt, da der König der Weißen mein Freund ist?“ Sodann wendete er sich gegen mich, und sagte zu mir mit großer Freundlichkeit: „Es ist sehr gut, und ich bin glücklich durch Eure Ankunft. Ich will durch Eure Augen sehen, und mit Euern Ohren hören, um die Wahrheit zu erforschen. Ihr werdet alle unsere Zwistigkeiten beenden.“

Am Abend erhielt ich eine Botschaft, durch welche der König mich einlud, mich am folgenden Tage nach seinem Palaste zu begeben, und alle Geschenke, ausgenommen den Rhum, die Feuergewehre und das Pulver, mitzubringen *). Einige Töpfe mit Rum angefüllt, wurden unter die Fantis vertheilt. Am 1 März begab ich mich nach dem Palast, wo ich viele Arbeiter fand. Der König befand sich in einer Art von Schneckenhaus, von mehrern Günstlingen umringt. Er empfing mich sehr freundlich, wies mir meinen Platz ihm gegenüber an, und richtete einige unbedeutende Fragen über England und den König dieses Reiches an mich, dessen Namen er zu wissen wünschte, und den er sehr deutlich „Schorschi“ aussprach. Er wollte sodann wissen, was für ein Haus dieser Fürst bewohne, wie viele Frauen, und wie viele Sklaven er habe u. s. w. Er versicherte mir, daß er den König von England für den ersten aller weißen Könige anerkenne, und sein Volk für das mächtigste und tapferste aller weißen Völker, wie er selbst (der König der Aschantis) der König aller König der Schwarzen, und seine Unterthanen die besten aller schwarzen Krieger seien. Er beendigte diesen Lobspruch mit den Worten: „Möge der große Gott seiner Vorfahren, den er verehrt, ihn lange auf dem Thron erhalten, und seine Feinde alle vernichten. Der König von England hat sich mein Herz erworben.“

Er fragte mich sodann noch: ob ich wirklich ein Engländer sei; denn der andere weiße Mann (Bowdich) hätte ihm ebenfalls gesagt, daß er ein Gesandter des Königs von England sei. Ich bemerkte, daß diese Gelegenheit günstig sei, alle übeln Vermuthungen zu zerstreuen, weshalb ich mein Beglaubigungsschreiben übergab. Einer der Offiziere las es mit lauter Stimme, und der Dollmetscher übersetzte es sodann. Der König hörte Alles mit der größten Aufmerksamkeit an, und nachdem die Lesung beendigt war, erhob er sich rasch von seinem Stuhle, ergriff einen Säbel, der ihm dargereicht wurde, schlug seine Kleidung über seinem Rücken zusammen, und nachdem er mich einige Zeit lang scharf betrachtet hatte, hielt er eine feurige Rede, während welcher ihn die Hauptleute mit vieler Bewegung umringten. Von Zeit zu Zeit schwang der Monarch seinen Säbel, erhob ihn und neigte ihn wieder gegen meine Stirn. Nachdem er geendet hatte, zog er sich hinter seinen Stuhl zurück, ließ den Säbel aus der Hand fallen, und machte seinem vertrauten Minister Adusai ein Zeichen mit dem Finger. Dieser trat sodann vor, und redete mit großer Geläufigkeit, wobei er alle die Bewegungen nachahmte, die der König so eben auch gemacht hatte. Nach ihm kam der Obergeneral Apoko, ein alter Hauptmann vom ersten Range, Namens Ado-Matta und Agumuny, alles Günstlinge des Monarchen, die über ihn einen großen Einfluß ausübten.

Diese sonderbare Zeremonie setzte uns nicht wenig in Erstaunen, und da der König die Wirkung bemerkte, die sie auf uns hervorbrachte, so gebot er einem seiner Minister, meinem Dollmetscher zu erklären, daß das, was wir so eben gesehen hätten, die Formel eines Freundschaftsschwurs und einer unverbrüchlichen Treue sei, wodurch er sich gegen den König meinen Herrn verpflichte, ihm zu dienen, und für ihn zu streiten, wann und wo es die Nothdurft erheischen sollte.

Nachher wurden die Geschenke dem Könige vorgelegt, und es geschah unglücklicherweise, daß die am wenigsten schmeichelhaften Gegenstände ihm zuerst dargeboten wurden. Kaum aber hatte er die seidenen Stoffe und einige kleine, bunte Tapeten erblickt, so erhellte sich sein Gesicht, und seine Freude wurde sichtbar, so viele Mühe er sich auch geben mochte, sie unter einer anscheinenden Gleichgültigkeit zu verbergen. „Es ist alles gut!“ sagte er, und betrachtete ein Stück nach dem andern, bis endlich ein converger Spiegel ihm unter die Hände gerieth, über den er eine so große Freude hatte, daß er davon lief, um ihn seinen Weibern zu zeigen. Als er wieder zurückgekehrt war, zeigte man ihm noch eine reich gekleidete Admirals-Uniform, Porzellangeschirre, eine Lampe von Bronze, eine Repetieruhr, eine Muskdose, und einige Stoffe mit goldenen Blumen. Es war sichtbar, daß ihm Manches davon sehr gefiel, aber er zeigte keine entschiedene Neigung dafür, aus Furcht, das Uebrige herabzusetzen. Er lobte ein jedes Stück, und gab es sodann seinen Hauptleuten zur Ansicht. „Ich liebe den großen König“, sagte er, „auch ungeachtet seiner Geschenke; obgleich die Sachen, die er mir schickt, von mir mit vieler Verehrung aufgenommen werden. Aber hätte er mir auch nur eine Kornähre geschickt, so würde ich ebenfalls zufrieden gewesen sein. Ich werde ihn gewiß immer lieben.“

*) Diese Sachen wurden jedoch, an demselben Tage, heimlich nach dem Palast gebracht.

Digitized by Google

Ueber dem Examen aller dieser Gegenstände war es faſt Nacht geworden, und der König ſchien ungeduldig, ſich zurückzuziehen. Er wollte endlich wiſſen, ob der König von England ihm in der That alle dieſe Geſchenke ſchicke, und da ich ihm nochmals die ſtärkſte Verſicherung darüber gab, ſo rief er freudig aus: „So bin ich denn ſehr glücklich. Ich habe mit meinem Pulver und meinen Gewehren alle Länder erobert, die ſich von hier bis ins Meer erſtrecken, und die Götter haben vergönnt, daß ich dem großen weißen König bekannt werde, damit er einen ſeiner Diener mit allen dieſen guten und ſchönen Sachen zu mir abſende. Es iſt eine ſo hohe Ehre für mich, daß ich ſie niemals vergeſſen werde. Wenn mein Land etwas enthält, das dem großen Könige angenehm ſein könnte, ſo gebe ich es ihm, weil er auch mein Herr iſt. Ich ſchätze ſeine Geſchenke hoch, und liebe ihn, weil er mein guter Freund iſt, und alle ſeine Unterthanen ſollen meine gute Freunde ſein.“ Nach dieſen Worten erhob er ſich von ſeinem Seſſel, und zog ſich in ſeinen Palaſt zurück.

Nordamerikaniſche Sittentafel.

Ein Beiſpiel ohne Beiſpiel.

Ab uno *non* disce omnes.

Ein Pächter, Namens Richard Jackſon, ein gut Königlichgeſinnter, wurde während dem Revolutionskriege als verdächtig verhaftet. Tauſend Umſtände ſetzten außer allen Zweifel, daß er die Abſicht gehabt habe, ſich zu den Truppen des Königs zu begeben und der Sache desſelben, ſo viel in ſeinen Kräften ſtehe, nützlich zu ſein. Eben ſo freimüthig, als ſeinem alten Monarchen getreu, gab ſich Jackſon nicht die geringſte Mühe, ſein Vorhaben zu verbergen, ſondern er rechnete es ſich vielmehr zur Ehre an. Seine Antworten waren ganz dazu geeignet, die Gemüther der Republikaner zu erbittern. Er wurde vor den erſten Sheriff der Grafſchaft gebracht, der ihn in's Gefängniß einſperren ließ, das ſeit Langem keine Bewohner gehabt hatte und nun in Trümmer zerfiel. Es würde ihm ein Leichtes geweſen ſein, ſich daraus zu flüchten, aber dieſelben Grundſätze der Redlichkeit, die ſein ganzes Betragen und ſeine Antworten beſtimmt hatten, waren auch in der gegenwärtigen Lage ſeine Leiter. Er hatte die Ueberzeugung, daß er der Obrigkeit, welche ſie auch immerdin ſein möge, Gehorſam ſchuldig ſei und ihre Beſtimmungen hinſichtlich ſeiner ruhig abwarten müſſe. Der Gedanke an Flucht kam ihm alſo nicht bei; aber er erſuchte den Sheriff, ihm zu erlauben, am Tage ſein Gefängniß verlaſſen und arbeiten zu können, wogegen er zur Nacht immer wieder dahin zurückkehren wollte. Der Richter geſtand ihm das zu, und er hielt auf's Getreueſte ſein Wort. Acht Monate lang beſtellte er am Tage ſein Feld und ſchlief des Nachts im Kerker, wo man ſich endlich der Mühe überhob, ihn noch ferner zu bewachen.

Indeſſen nahete der Zeitpunkt, wo der Kriminalgerichtshof ſeine gewöhnliche Sitzung hielt, und der Sheriff benachrichtigte ihn davon, indem er hinzufügte, daß er ſich genöthigt ſehe, ihn nach Springfield transportiren zu laſſen, um dort, der auf ihm laſtenden Anklage des Hochverraths wegen, gerichtet zu werden. „Warum wollen Sie ſich meinetwegen ſo viel Mühe geben und einen ſo großen und unnöthigen Koſtenaufwand machen?“ fragte ihn Jackſon. „Sie kennen mich jetzt zur Genüge, und wenn Sie es mir erlauben wollen, ſo kann ich mich ja auch eben ſo gut ganz allein nach Springfield begeben. Sie würden mir einen Gefallen erweiſen, wenn Sie ſo viel Vertrauen zu mir haben wollten; denn — ich habe die ungebetenen Begleiter nicht gern.“

Der Sheriff, der über ſeine Worttreue und Genauigkeit nicht mehr den geringſten Zweifel hatte, nahm ihn beim Wort, und Jackſon wanderte allein durch den langen Wald und die ganze wenig bewohnte Gegend, um ſich vor ſeine Richter zu ſtellen. Er befand ſich eben im dichten Gehölz, als er, ohne ihn zu kennen, Herrn Edwards, Mitglied des Raths von Maſſachuſetts, begegnete, der eben im gegenwärtigen Augenblicke mit der höchſten vollſtreckenden Gewalt bekleidet war. Der Staatsmann redete den armen Jackſon an und fragte ihn, wohin er ſich ſo allein begebe? Der ehrliche Pächter erzählte ihm darauf, daß er nach Springfield gehe, um dieſer und jener Urſachen wegen gerichtet zu werden. Edwards verlor von allen dieſen eben ſo einfachen als treuherzigen Mittheilungen nicht ein Wort, antwortete ihm nichts darauf und nahm Abſchied von ihm.

Kuez darauf kam Jackſon zu Springfield an und begab ſich in's Gefängniß, indem er den Brief vorzeigte, den ihm der Sheriff mitgegeben hatte. Zwei oder drei Tage nachher erſchien er vor Gericht, und da die Anklage gegen ihn nicht nur klar und vollkommen erwieſen war, ſondern da er auch die Urſache zu derſelben ſich noch zur beſondern Ehre und zum Ruhm anrechnete, ſo wurde er für ſchuldig erklärt und zum Tode verurtheilt. Man glaubte ihn jedoch, ſeines ganzen bisherigen Betragens wegen, der Gnade der höchſten ausübenden Staatsgewalt anempfehlen zu dürfen, und die Sache wurde dem Rath von Maſſachuſetts vorgelegt. Dieſer erkannte zuerſt die Richtigkeit und Geſetzmäßigkeit des Urtheils, und es handelte ſich jetzt allein über die Anſprüche des Schuldigen auf die nachgeſuchte Gnade. Der erſte Redner des Raths hatte das Unglück gehabt, die römiſche Geſchichte zu

Digitized by Google

lesen und Brutus zu seinem Lieblingshelden zu erwählen. Er war unerbittlich. Der zweite, ein süßlicher Patriot, sprach lange von Tugend, Menschlichkeit, Wohlthun, und schloß endlich damit, daß man ein Beispiel aufstellen und den armen Jackson hängen müsse. Die andern Mitglieder des Raths stimmten nach und nach diesem Ausspruche bei. Es blieb Niemand mehr, als der Präsident Edwards, dessen Meinung noch anzuhören war. Er erhob sich und erzählte mit der größten Einfachheit die Geschichte des Pachters, von dem Zeitpunkte seiner Verurtheilung an, bis auf den gegenwärtigen Augenblick; er unterstützte diese Mittheilungen durch die Zeugnisse des Sheriffs und durch seine eigene Unterhaltung mit Jackson mitten im Walde. Diese Erzählung brachte einen wunderbaren Eindruck hervor, und kein einziges Mitglied des Raths suchte seine Wirkung durch trockene, gesetzliche Betrachtungen zu schwächen. Die Unerbittlichsten schwankten bereits, als Edwards mit Rührung andrief: „Wollen wir nun noch die Ehre, die Wortreue und den Glauben an gegebene Versprechungen an den Galgen schicken?“ Ein allgemeiner Gnadeschrei war die Antwort auf diese treffende Frage, und Jackson wurde auf der Stelle in Freiheit gesetzt.

Der Tanz bei den Alten und Neuern.

Ist der Tanz ein natürliches Bedürfniß des Menschen, oder nur eine zufällige Schöpfung der Laune und Langeweile? — Diese wichtige Frage ist es schon werth, daß man sie einem aus modernen Silphiden und zeitgenössischen Zephyren gebildeten Areopag zur Entscheidung vorlege. Es scheint mir erwiesen zu sein, daß der Tanz dem Menschen durch seinen Sündenfall eingegeben worden ist; denn sobald man froh ist, oder eine unverhoffte angenehme Nachricht erhält, macht sich das Vergnügen und die Freude durch eine unwillkührliche hüpfende Bewegung kund. Diese Bewegung ist noch auffallender bei den Wilden, als bei den zivilisirten Völkern, wo die Schicklichkeit dem Glück Schranken vorgezeichnet und der Wollust Zwangsfesseln angelegt hat. Ich beziehe mich, für Alles, was ich über diesen Gegenstand noch sagen könnte, auf den Bischof Berosa, der uns erzählt: „wie vor der Sündfluth die Riesen in der Enos- oder Kainsstadt sich Bälle gaben“; oder auf das Zeugniß des frommen Jesuiten Menestrier, dessen „Ballet-Traktat“ eins der nicht am wenigsten merkwürdigen und bewundrungswürdigen Erzeugnisse dieser sehr enthaltsamen Gesellschaft ist.

Der Tanz war nicht bei den Alten, wie bei uns, nur eine bloße Erheiterung, sondern er gehörte vielmehr mit zum religiösen Kultus und zu den öffentlichen Zeremonien. Er war eine Art von Regierungsmittel. Warum drängt sich das Volk zu Memphis, warum haben die Priester sich als Satyren und Sylenen verkleidet? Warum hüpfen und springen sie so sonderbar, nach dem Geräusch der Instrumente? — Man feiert den Einzug des Osyris in der Hauptstadt Aegyptens. Wer vermöchte es, alle Nationaltänze der Griechen zu zählen? So viele Städte, so viele Figuren. Welche reizenden Chöre bilden sich an den poetischen Ufern des Eurotas und des Peneus! Die Baiaderen versetzen uns nach Indien; aber sehen wir diese Szenen der Wollust, die wechselweis vor unsern Augen erscheinen, nicht lange an; es ist ein vollkommenes Drama, über dessen Auflösung man den Schleier der Sittsamkeit niederlassen muß.

Bei den Türken, dieser ernsthaften Nation, sind fast alle choreographischen Uebungen possenhaft. Der Derwischtanz, der mit zu den religiösen Gebräuchen gehört und nur im Innern der Moscheen getanzt werden darf, ist einem Ballete wahnsinniger Menschen nicht unähnlich. Man denke sich ein Dutzend Priester, die mit nackten Füßen sich eine Viertelstunde lang auf einem Bein herumdrehen und nach kurzer Rast wieder von vorn anfangen, bis sie endlich vor Ermüdung hinfallen. Die Schnelligkeit ihrer Bewegung ist so groß, daß ihre weiten Gewänder sich um sie hin entwickeln und wie Regenschirme aussehen, die man um ihre Stöcke dreht.

Die deutschen Tänze sind zu bekannt, als daß ich darüber mich noch näher einlassen sollte; obgleich man den Ursprung von allen nicht auf's Genaueste nachzuweisen vermag. Frankreich ist von jeher der klassische Boden des Tanzes gewesen. Paul und Albert haben Europa mit triumphirenden Füßen durchschritten, und Coulon hat der ganzen tanzenden Welt Gesetze vorgeschrieben. Es gab Zeiten, wo die ganze Nation von der Tanzwuth befallen wurde, und Mézeray erzählt ein Beispiel davon, welches 1373 unter der Regierung Karl V statt fand. Der Pariser Bluthochzeit verdankt man die regelmäßigen Ballete. Maria von Medicis, die seit Langem die „heillsame Strenge“ dieses entsetzlichen Tages ausbrütete, hatte sich mit Lustbarkeiten und Festen umgeben, um das Mißtrauen einzuschläfern und ihre Opfer um so sicherer in's Garn zu locken. Während die Königin, die Prinzessinnen und die Höflinge im Louvre das Ballet der „Zitze und der Nymphen“ aufführten, wurden die Dolche geschliffen, mit denen in einer Nacht mehrere Tausend Protestanten vom Ballsaal in's Grab hinunterzusteigen sollten.

Digitized by Google

Kleine Faden, woran die größten Begebenheiten hängen.

Ein Mann sagt zu einigen Wilden, die sich in den Wäldern von Attika kärglich mit Eicheln nährten: „Kommt mit mir, meine Freunde! verlasset diese unfruchtbaren Berge. Ich kenne am Ufer des Meeres fruchtbare Ebenen, die unermeßliche Aernten zu geben im Stande sind. Die Kunst, sie zu gewinnen, will ich euch lehren, und statt eurer bittern Nahrung sollt ihr kunftighin die süßesten Früchte der Erde im Ueberfluß genießen.“ Die Wilden folgen ihm an die Ufer des Meeres, wo sie sich Hütten aus Baumzweigen erbauen und das Feld bestellen. Nach und nach vermehrt sich die Bevölkerung und wird endlich so groß, daß sie in mehrere Stämme sich theilt, Dörfer, Flecken und endlich eine große Stadt errichtet, aus welcher die Zivilisation bis in die entferntesten Punkte der Erde vordringt.

Ein Krieger war auf dem Punkte, Herr des Erdballs zu werden, als die Augen eines schönen Weibes ihn zum allerelendesten Menschen machten, und das Glück umkronte ein würdigeres Haupt, als das seinige, mit dem Diadem.

Ein Kameelshändler ergreift das Schwert, zieht gegen seine Feinde aus und verwüstet sie. Darauf besteigt er den Thron, wird Gesetzgeber und Gründer einer Religion, die sich schon länger als zwölf Jahrhunderte hindurch erhalten hat, und deren Anhänger die drei Viertel von Asien bevölkern.

Heinrich VIII hatte den festen Entschluß gefaßt, katholisch zu bleiben; aber sein Gesandter kam für die Ungeduld Klemens VII zwei Tage zu spät nach Rom, der Bannfluch wurde geschleudert und Heinrich erklärte sich zum Oberhaupte der neuen Kirche von England.

Der Irrthum eines Boten des französischen Hofes, der ein „ für ein „ nahm, war die Veranlassung, daß der große Condé sich für die spanische Partei erklärte, und die Verwechslung von Augerville für Angerville raubte Frankreich einen Helden, der seine festeste Stütze war.

Ein Sandkorn bleibt an Cromwells Blase hängen, und zehn Millionen Menschen erhalten andere Gesetze.

Kaiser Karl VI stirbt 1740 an einer Unverdaulichkeit, und das Pilzmahl, das die Ursache dieses Todes war, gibt dem Schicksal Europa's eine andere Wendung.

Ein Gewächs China's wird die Ursache der amerikanischen Revolution, und die Freiheit dieses Landes erhebt sich aus einer Theekanne.

Ein kleines Defizit in den französischen Finanzen erzeugt durch seine Resultate die erstaunlichste Erschütterung und trägt das Haupt eines tugendhaften Konigs auf's Schaffot.

Ein glücklicher Soldat ergreift die Zügel eines großen Reichs, schreibt Gesetze, tyrannisirt Fürsten und Völker, und stirbt, von einem frühzeitigen Frost gebeugt, als Gefangener auf einem Felsen, mitten im atlantischen Ozean.

Geschichte der französischen Galanterie.

Die Galanterie, diese beständige Lüge der Liebe, konnte natürlicherweise nur von Männern erfunden werden, die ein unendliches Vergnügen darin fanden, dem weiblichen Geschlechte zu gefallen. Bei Einigen war es ein Gefühl, bei Andern eine Berechnung, bei Allen war die Schönheit der eigentliche Stützpunkt. Die Galanterie, wie alle Verfeinerungen der neuern zivilisirten Sitten, war den Alten durchaus unbekannt. Die Weiber nahmen Theil an den größten Angelegenheiten des Vaterlandes, und waren fast ausschließlich damit beschäftigt, vom zartesten Alter an den Keim aller Tugenden im Herzen der Männer zu entwickeln. Sie hatten einen Platz in der öffentlichen Meinung, der dessen würdig war, den sie in der moralischen und politischen Welt einnahmen. Je mehr aber die Gesellschaft in sich selbst verdorben wurde, um so mehr verminderte sich der Einfluß, den sie anfänglich auf das Leben ausgeübt hatten, und gleich als wolle man für das sie entschädigen, was ihre eigentliche Bestimmung war, und was allein nur die Verworfenheit der Zeit ihnen rauben konnte, erfand man, zum Spielzeuge ihrer Laune und Eitelkeit, die Galanterie. Es ist in der That bemerkenswerth, daß bei allen europäischen Völkern, wo die Weiber keinen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben, eine größere Nachsichtigkeit gegen sie, von Seiten der Männer, vorherrschend ist. Deshalb wahrscheinlich ist Frankreich immer der klassische Boden der Galanterie gewesen, und es ist selbst wahrscheinlich, daß sie dort mit dem salischen Gesetze geboren wurde, obgleich es unmöglich ist, irgend eine Spur davon durch die Dunkelheit zu entdecken, welche die Geschichte dieses Zeitraums umhüllt.

Die ersten Spuren der wirklichen Galanterie zeigten sich unter der Regierung Dagoberts. Sie trug den vollkommenen Karakter der Gutmüthigkeit, Einfalt und Tollkühnheit jener Zeit an sich. Der Ritter zog mit seinem Knappen auf Liebesabenteuer, Krieg und Befreiung bezauberter Prinzessinnen aus, wie man heute sich in einem Postwagen einquartiert, um Stoff zu romanhaften Begebenheiten einzusammeln, oder anderer, noch weniger zu entschuldigender Absichten wegen. Der eigentliche Ehrenpunkt bestand darin: „eine Lanze zu brechen, seinen Gegner aus dem Sattel zu heben, und manch schönes, sittsames Fräulein

Digitized by Google

zu ſich aufs Roß zu nehmen, ohne — ein Wort mit ihr zu ſprechen."

Unter Karl VII bewahrte die Galanterie noch dieſelbe Nüchternheit. Kein Ritter zögerte einen Augenblick, für manch holdes Burgfräulein, das er nur aus weiter Ferne, zwiſchen dem eiſernen Gitter eines dicken Thurms hindurch, erblickt hatte, die Schranken zu betreten. Aber die Dauer der Proben war nicht mehr ſo lang, als zu den Zeiten Adamirs, Galoars und Conſtants. Später, unter Ludwig XII, veränderte ſie ihren Karakter und wurde zärtlich. Franz I und ſein Hof bekleideten ſie mit den Farben der Wolluſt, und die glänzenden Turniere, denen die ſchöne Herzogin von Etampes, Diana von Poitiers und ſo viele andere reizende Frauenzimmer beizuwohnen niemals ermangelten, wurden für dies Jahrhundert daſſelbe, was für Rom die Kämpfe der Gladiatoren geweſen waren, nämlich öffentliche Stelldichein und der Schauplatz verliebter Intriguen.

Die Regierung Heinrichs II und die großen Begebenheiten der Ligue verbannten, während einiger Jahre, die Galanterie aus Frankreich; aber mit Heinrich IV erſchien ſie wieder, naiv, zierlich, und doch mit einer gewiſſen Rohheit vermiſcht, die an die jüngſtvergangene Zeit erinnerte. Der König ſelbſt war der tapferſte und galanteſte Mann ſeines Jahrhunderts. Eines Tages ſchrieb er an die Herzogin von Beaufort: „Meine ſchönſte Liebe! Zwei Stunden nach der Ankunft dieſes Boten werden Sie den Ritter ſehen, der Sie ausnehmend liebt, den man König von Frankreich und Navarra nennt; ein Titel, der ohne Zweifel ſehr ehrenvoll, aber zugleich auch ſehr beſchwerlich iſt. Der Ihres Geliebten iſt viel köſtlicher. Alle drei zuſammengenommen ſind gut, unter welche Brühe man ſie auch bringen mag, und ich bin feſt entſchloſſen, ſie Niemandem abzutreten." *)

Unter Ludwig XIII wurde die Galanterie religiös. Richelieu und Mazarin fanden in ihr die angenehmſte Erheiterung von den Sorgen ihres Miniſteriums. — Am Hofe Ludwigs XIV wurde ſie eine wirkliche Staatsangelegenheit. Der König diente der ganzen Nation zum Beiſpiel, und Frau v. Maintenon geſtand, „daß die Lenkung des Gewiſſens eine nicht zu verachtende Sache ſei." Aber der ehrfurchtsvollſte und höflichſte Ton beherrſchte alle Beziehungen zwiſchen den beiden Geſchlechtern. Es war ein recht eigentliches, allgemeines Feenleben, gegen das die apoſtoliſche Stimme zu Rom umſonſt ſich erhob.

Während der Regentſchaft nahmen Ausſchweifung und Liederlichkeit die Stelle dieſer zarten Galanterie ein, und unter Ludwig XV brach der Strom der Fadheit, des ſchmachtenden Unſinns, der zweideutigen Komplimente, des blaſſen Madrigals und der nüchternen Spitzreime durch, und vermiſchte ſich mit der untergründlichen Fluth der Sittenverderbniß. Da erſchienen jene in Roſenwaſſer getauchten Ritter, jene entzückenden Oberſten, die, während ihre Regimenter vor ihnen vorüberzogen, Entrechats ſchlugen, jene Kleinmeiſter-Abbés, die, nach ihrer eigenen Behauptung, welche jedoch nur unter einem Bezuge Wahrheit enthielt, „die Wonne der Frauen ausmachten, ohne das Schrecken der Männer zu ſein."

Kurz nachher machten die großen Intereſſen, welche die Revolution aufregte, und die politiſchen Umgeſtaltungen, zu denen ſie Veranlaſſung gab, ihre Wirkungen auf die Sitten fühlbar, und das lockere Kind Galanterie entfloh mit Entſetzen von dem blutgedüngten Boden Frankreichs. Ungeachtet der Wiederherſtellung der Monarchie ſcheint die gegenwärtige Generation noch den Einfluß und die Nachwehen jenes verhängnißvollen Zeitraums zu empfinden. Die Weiber verlangen ihre verlorenen Rechte, und beſchweren ſich mit Bitterkeit über das Betragen und den Ton der heutigen Jugend. Sie können es nicht begreifen, wie man Pferden und Spielkiſchen vor ihrer Unterhaltung, die doch oft ſo anziehend, ſo bezaubernd iſt, den Vorzug zugeſtehen könne, und um ſich für dieſe Nichtachtung zu rächen, behaupten ſie, daß die jungen Männer jene Gewohnheiten, jenen ſtolzen und pedantiſchen Ton, nur deshalb angenommen haben, um dahinter um ſo beſſer ihre Geiſtesarmuth verbergen zu können.

*) Das Billet lautet in der Urſprache ſo'ungefähr maßen: „Mes belles amours, deux heures après l'arrivée de ce porteur, vous verrez le cavalier qui vous aime fort, qu'on appelle le roi de France et de Navarre; titres certainement honorables, mais très-pénibles; celui de votre amant est bien plus délicieux; tous trois ensemble sont bons à quelque sauce qu'on les mette, et je suis bien résolu, à ne les céder à personne."

Das Athenäum zu New-York.

Vor Kurzem iſt der Proſpekt und das erſte Programm der Kurſe einer zu New-York geſtifteten Anſtalt, die nach dem Muſter des Athenäums zu Paris, und der meiſten Inſtitutionen dieſer Art, die in den vorzüglichſten Städten Englands beſtehen, gegründet iſt, bekannt gemacht worden. Die Stifter beſtehen aus Profeſſoren, Gelehrten, Dienern des Evangeliums, Aerzten, Advokaten u. ſ. w. Sie laſſen eine Aufforderung an den Patriotismus ihrer wohlhabenden Landsleute ergehen, und ſtellen ihnen, als ein nachahmungswürdiges Beiſpiel, die Stadt Liverpool auf, die mit New-York, durch die Ausdehnung ihres Handels, auf

Digitized by Google

derselben Stufe steht, wo aber die Künste, die Literatur und die Wissenschaften bereits die edelste Unterstützung gefunden haben. — Das Athenäum zu New-York hat seine Laufbahn mit Anfang 1825 begonnen. Neunundfünfzig Subscribenten hatten bereits unterzeichnet, und das erste Programm enthält die Andeutung von sechszehn verschiedenen Kursen, die geschickten Männern anvertraut worden sind. Diese Kurse betreffen folgende Gegenstände: 1. Geschichte des bürgerlichen Rechts; 2. politische Oekonomie; 3. Geschichte der Philosophie der Seele; 4. griechische Literatur; 5. morgenländische Literatur; 6. Anwendungen der Mechanik; 7. Elementar-Chemie; 8. Chemie im Bezug auf die Künste; 9. Geologie; 10. Zoologie; 11. Botanik; 12. Phrenologie oder Physiologie des Gehirns; 13. Dichtkunst; 14. Beredsamkeit; 15. Malerei; 16. Architektur. — Es soll eine Bibliothek gebildet und mehrere Lesesäle eingerichtet werden. Wir fügen noch einige Worte über die innere Einrichtung der Gesellschaft hinzu. Sie besteht aus Associés, Regierenden und Patronen. Jede von diesen Klassen darf nur aus hundert Gliedern bestehen, die in die eine und die andere, je nach ihren Beiträgen, aufgenommen werden können. Ausserdem gibt es noch eine unbestimmte Zahl jährlicher Subscribenten. Die Verwaltung ist einem Präsidenten, vier Vize-Präsidenten, zwei Sekretairs, einem Schatzmeister und einem Kurator übertragen, die den Ausschuß bilden. Bei den periodischen Versammlungen werden die verschiedenen Vorschläge und Berichte der allgemeinen Beachtung aller Mitglieder vorgelegt. Die Vorlesungen dauern ein Jahr lang. Diese Anstalt wird, ohne Zweifel, sich eines guten Erfolgs zu erfreuen haben.

Zu Bolivars Karakteristik,

Bolivar hat viele persönliche Annehmlichkeiten. Seine Unterhaltung ist eben so anziehend als belehrend. Er hört gern auf weisen Rath; aber er verachtet die kriechende Schmeichelei. Er tanzt sehr gut und schwimmt noch besser. Die Musik ist eins seiner Hauptvergnügen, und er weiht ihr alle seine Augenblicke der Muße. Er raucht und schnupft nicht; er geniest keine geistigen Getränke, und erinnert durch seine Manieren und durch sein gesellschaftliches Betragen an die verfeinerte Zivilisation Europa's. Sein natürlich flammender Muth reißt ihn manchmal zu den kühnsten Unternehmungen fort. Zu Boyoca verfolgte er den Feind mit solchem Ungestüm, daß, als er zu Ventecuemeda eindrang, er der Siebente von den Seinigen war. Bei der Ueberschiffung der Ströme, oder bei andern Gelegenheiten, die eine rastlose Thätigkeit erfordern, gibt er immer das Beispiel, das dann auch nie verloren geht.

Bei einem Gastmahle, wo er auch anwesend war, brachte eine Person folgenden Toast in Vorschlag: „Wenn jemals die Regierung von Columbia eine monarchische Form annehmen sollte, so möge der Befreier, Simon Bolivar, unser Kaiser sein!“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so erhob sich Pepe Paris, einer der ausgezeichnetesten Männer, und begehrte, diesen Toast unumgänglich abändern zu dürfen: „Wenn jemals“, rief er, „der Befreier Simon Bolivar duldet, daß man ihn zum Kaiser ausruft, möge alsdann sein Herzblut auf dieselbe Weise fliessen, wie der Wein aus diesem Glase!“ Zugleich schüttete er denselben auf den Boden aus. Bolivar, der ihn beifällig lächelnd angehört hatte, erhob sich schnell, eilte auf ihn zu, umarmte ihn, und sagte mit bewegter Stimme: „So lange Columbia noch solche Bürger hat, ist seine Freiheit und Unabhängigkeit nicht in Gefahr.“

Die Landwirthschaftschule zu Carra im Kanton Genf.

Vor acht Jahren faßte man zu Genf den Entschluß, eine Landwirthschaftschule für Arme, nach dem Muster der zu Hofwyl bestehenden, im Kanton zu stiften. Der verdienstvolle Herr von Fellenberg wurde deshalb, nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Besondern, über die Mittel zu Rathe gezogen, sich einen Lehrer und Aufseher zur Leitung derselben zu verschaffen. Er bezeichnete, als fähig dazu vollkommen ausgebildet werden zu können, den jungen Eberhardt von Coligno, Kantons Genf, der als Wagnerlehrling zu Hofwyl lebte. Er lenkte, von diesem Augenblicke an, seinen Geschmack und seinen Unterricht gegen die künftige Laufbahn, welche diesen Jüngling verfolgen sollte, der ein enges Freundschaftsbündniß mit Wehrli, dem Muster der Lehrer, schloß. Der Vorschlag eines Versuchs wurde von der Direktion des Hospitals zu Genf angenommen, und auf das Erbieten des Herrn von Fellenberg, zwei ältern solche Kinder, die bestimmt waren, der Kern der entworfenen Anstalt zu werden, nach Hofwyl geschickt, nicht nur, um sich nach der Weise des Instituts zu bilden, sondern auch, um Eberhardt an die Leitung der Zöglinge zu gewohnen. Eine achtzehnmonatliche Lehrzeit ist aufs Vollkommenste gelungen. Die beiden Knaben sind zurückgekehrt, nachdem ihnen die Gewohnheit der Ordnung und Arbeit, welche diese Anstalt so vortheilhaft auszeichnen, zur andern Natur geworden war. Der Meister, von dem Geiste zu Hofwyl und den Grundsätzen Wehrli's, das heißt, theilnehmend, religiös, eifrig, arbeitsam und allein nur für seine Schuldigkeit lebend, erfüllt, hat sich als ein junger Mann gezeigt, der von einem edeln Enthusiasmus für

Digitized by Google

das Gute, und von einer energischen Ausdauer zur Erreichung seines Ziels belebt ist.

Das Landgut Carra, in der Gemeinde Pressinges, ist zur Gründung dieser Schule erwählt worden. Verschiedene Vortheile fanden sich dort vereinigt. Ein unabhängiges, obgleich nicht vereinzeltes Haus, ein verschlossener, mit Wasser versehener Hof, ausgedehnte Gebäude, überflüssiges landwirthschaftliches Geräth, eine große Bequemlichkeit, die zu einer solchen neu entstehenden Anstalt erforderlichen Hilfs- und Dienstleistungen sich verschaffen zu können, die Leichtigkeit, je nach dem Maase der Ausdehnung dieser Schule, das benöthigte Land zu erkaufen oder zu pachten, die wohlwollende Oberaufsicht und das aufgeklärte Interesse des Eigenthümers dieses Landguts (des Herrn Syndikus Vernet), die Nähe der Pfarrei Jussy für die religiösen Uebungen, endlich eine genügende Entfernung von den Neugierigen der Stadt Genf, deren zu häufige Besuche nicht nur hinderlich, sondern vielleicht selbst schädlich gewesen sein würden: alles das fand sich dort vereinigt. Im Frühjahr 1820 wurden noch einige älternlose Kinder dem Lehrer und den beiden ersten Zöglingen beigesellt. Im darauf folgenden Winter verbreitete sich die Kenntniß dieses ersten gelungenen Versuchs, der bald durch zahlreiche Subscriptionen noch mehr unterstützt und geschert wurde. Die Zahl der Kinder wurde nach und nach vermehrt, und stieg endlich bis auf vierundzwanzig. Die Lokalitäten scheinen kaum zu vergönnen, daß man diese Zahl übersteigen dürfe. Der älteste von den jetzt dort befindlichen Knaben ist sechszehn Jahre alt.

Der Zweck des Instituts ist, religiöse, ehrliche Menschen und gute praktische Landwirthe zu bilden. Der Unterricht, den sie erhalten, wird auf solche Weise geleitet, daß er sie vor dem übelverstandenen Wunsche bewahre, die Laufbahn zu verlassen, die sie betreten und der sie ihr Dasein geweiht haben.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Kasan, April.

Seit einigen Jahren hat ganz Europa seine Blicke gegen Rußland gewendet. Nicht allein seine Verfassung und seine politische Macht haben die Veranlassung zu mancherlei oft irrigen, oft auch treffenden Abhandlungen gegeben, sondern auch seine Literatur hat sich die Aufmerksamkeit und den Beifall der gelehrten Welt erworben. Bowring hat eine Auswahl russischer Gedichte in englischer, Borg und Göge in deutscher, Dupré de Saint-Maure in französischer Sprache herausgegeben. Von allen diesen Uebersetzungen wird der von Boeg den Vorzug zugestanden. Man könnte in der That eine sorgfältigere Auswahl, aber unmöglich mehr Treue, wünschen. Er hat aufs Genauste den Gedanken und selbst den Rhythmus des russischen Verses wiedergegeben. — Der erste russische Dichter, der sich uns darstellt, ist der Fürst Kantemir. Sein Styl ist kräftig und voll, obschon manchmal etwas altertümlich und schleppend. Seine Satyren sind ein wahres Sittengemälde seiner Zeit. — Lomonosow hat sich zuerst durch seine Ode über die Einnahme von Chotzim, die er an die Kaiserin Anna richtete, bekannt gemacht. Er war ein russischer Hitler, ein Naturdichter, der aus dem verborgenen Stande eines Fischers sich bis zu den ersten Porten seines Vaterlandes erhob, und außerdem noch in der Chemie sehr bewandert war. — Schumarokow steht zwar, in Hinsicht des Styls, weit unter dem Vorbenannten; aber er übertrifft ihn oft durch seinen erhabenen poetischen Schwung und durch die meisterhaften Gemälde der Leidenschaften. — Knjagnin war ein Verwandter Schumarokows und sein Nacheiferer und Nachfolger in der dramatischen Kunst, wobei er sich jedoch manchen kleinen literarischen Diebstahl oben nicht sehr zu Gewissen zog. — Wisin, einer unserer besten prosaischen Schriftsteller, verdient ausgezeichnetes Lob. Er war ausserdem der geistreichste und unterrichtetste Dichter seiner Zeit. Seine noch häufig gelesenen Schelsten und zwei vortreffliche Lustspiele bezeugen das. — Kerastow steht gegen ihn gewaltig ab. Nicht daß es ihm an Kraft und Fülle gebricht hätte; aber er wußte leider keinen Gebrauch davon zu machen, und man ist genöthigt, in seinen Werken die Goldkörner des Verstandes aus der Spreu des Unverstandes herauszulesen, wenn man sich anders die Mühe geben will, ihn einer nähern Beachtung zu würdigen. — Bogdanowitsch hat in seiner Psyche ein wirkliches Talent gezeigt, ja man könnte ihn einzig in seiner Art nennen. Er verstand aufs reizendste die glänzenden Bilder der alten Mythologie, die Einfachheit der Erzählung und einen sanften Zrohsinn in seinen Werken zu vereinigen, der den Geist erheitert, ohne, wie die komische Weise der Italiener, den Zauber der Poesie zu vernichten. — Koftrow hat die Ilnade, und Petrow die Aeneide übersetzt. Aufsedem hat der Letztere mehrere Oden herausgegeben, denen es nicht an Auszeichnung fehlt, und die zu den besten der russischen Literatur gerechnet werden. — Dergawin zeichnete sich durch seine erhabene Einbildungskraft und durch seinen erhabenen Styl aus; aber in seinen theoretischen Oden sank er oft bis zur Gemeinheit herab und entwürdigte also seine Leier. — Dmitriew und der Fürst Dolgoruky haben sich durch einige leichte Dichtungen bekannt gemacht, denen es nicht an Originalität und Ideenreichthum fehlt. Jermak, Eroberer von Sibirien, ist das beste Werk des Ersteren. Seine Fabeln und Erzählungen verdienen genannt zu werden, und ragen doch über seine ipelichen Versuche empor. — Kemnitzer übertrifft beide noch in Originalität. Seine Laune und die Natürlichkeit seiner Darstellung sind unübertrefflich. Die Moral seiner Fabeln ist treffend und gesund. — Ozerow ist ohne Zweifel des beste unserer Schauspieldichter, und die Palme der russischen Tragödie gebührt ihm mit Recht. — Grusinzow darf ihm zur Seite gestellt wer-

Digitized by Google

den, und sein Trauerspiel „der König Oedip" hat ihm ungetheilten Beifall erworben. — Kukowsko rettet sich ihm an. Sein Trauerspiel „Pojarski" ist vielleicht das am besten ausgeführte von allen russischen Originalstücken. — Katenin hat Vieles aus dem Deutschen und Französischen übersetzt und ist außerdem noch als Originaldichter berühmt. — Gnedisch hat sich durch seine Uebersetzung der Iliade in Hexametern vortheilhaft bekannt gemacht. Das ist bis jetzt auch sein größtes Werk geblieben, und er scheint sich seitdem in kleinen Dichtungen erholen zu wollen. — Krilow ist der einzige der neuen Fabeldichter, der Kemnitzern den Preis streitig machen könnte. Seine „Gänse", sein „Fuchs und der Hausmadre" und seine „Hundefreundschaft" sind wahre Meisterstücke. — Batuschkow und Jukowsky sind ausgezeichnete Dichter. Der erste, die russische Parny zubenannt, ist vorzüglich seiner schönen Versifikation wegen merkwürdig. Der zweite, Nachahmer der deutschen und englischen Literatur, hat die Romantik in Rußland eingeführt. — Puschkin ist unstreitig der erste unserer heroischen Dichter. — Makow verfaßte zu Ende des letzten Jahrhunderts zwei Werke desselben Art, die jedoch weit hinter denen unsers Zeitgenossen zurückstehen. Außerdem haben wir noch eine traurichte Ilmelte in russischer und eine andere in kleinrussischer Sprache, deren Verfasser mir nicht bekannt sind. — Der Fürst Schakowsky hat ebenfalls ein Gedicht herausgegeben, dessen Titel, „die gerauben Peise", schon andeutet, zu welcher Gattung es gehört. — Puschkin's „Ludmila" übertrifft Alles, was wir bisher an komischen Poesien besaßen. — Unter den lebenden dramatischen Schriftstellern verdienen der Fürst Schakowsky, Ilin, Zagoskin und Kamenitzky besonders genannt zu werden. Demungeachtet hat die dramatische Kunst, und vorzüglich das Trauerspiel, seit einiger Zeit keine besonders Fortschritte bei uns gemacht. — Die beiden Brüder Gljinka sind auf dem Wege, mit der Zeit mehr als bisher leisten zu können. — Die Fürsten Schirmatow und Schalikow sind in ihrer Schreibart wahre Antipoden. Der erste kennt die slavonische Sprache aus dem Grunde, und schöpft aus der heiligen Schrift die Ausdrücke und männlichen Schönheiten seiner Poesien. Der andere ist ein durchaus sentimentaler Schriftsteller, dem Karamsin den Weg angewiesen, der ihm gehört. — Olin hat sich viel mit der ältern Literatur beschäftigt, und gefucht, Horaz nachzuahmen. — Waranitzky, einer unserer jüngsten Dichter, hat ein wahres poetisches Talent; Panaew beschäftigt sich fast ausschließlich mit Fabeln, Besjunew macht durch die Sonderbarkeit seines Stoffs sich bemerkbar, und Wsiemsky reihet wie der Polarstern ihrem russischen Parnaß. — Ich behalte mir vor, Ihnen mit Nächstem eine gedrängte Uebersicht unserer Literatur mitzutheilen und zugleich unserer Schriftsteller in Prosa zu gedenken, deren ich in diesem Briefe nicht habe erwähnen wollen.

K. J. K.

Theater.

Paris, Mai.

Ist es vielleicht, um die „blauen Montage" in die Mode zu bringen, daß das italienische Theater letzthin an diesem Tage ein großes Konzert vor der Oper gegeben hat? Das wäre so übel nicht. Man würde dadurch den Künstlern wenigstens Gelegenheit geben, sich bekannt zu machen, und die Komponisten könnten hier die Stärke ihrer Kräfte versuchen. Madam Pelleville hat sich auf glänzende Art ausgezeichnet. Man kann die Richtigkeit, die Grazie und Kraft ihres Pianofortespiels nicht genug bewundern. Nebst einem großen Talent besitzt sie auch einen sehr gebildeten Geschmack. Der von Beod auf dem Horor aufgeführte Bolero ist nichts anderes, als die Bourrée d'Auvergne, die dem ungeachtet, der Aufführung wegen, sich großen Beifall erworben hat. Bérior verdient besonderes Lob. Es könnte leicht der Fall eintreten, daß unser berühmter Violinspieler Lafon in ihm einen sehr gefährlichen Nebenbuhler fände. Mademoiselle Cinti hat mit Leichtigkeit, Präzision und Geschmack eine neue hübschen Melodien der Italiana in Algieri gesungen. Madame Marconi hat sich weniger ausgezeichnet. — Nach dem Konzert ist „Nina" gegeben worden. Madame Pasta hat sich, wie immer, unübertrefflich gezeigt. Am Donnerstage hat der Graf ***, ein dreißigjähriger Dilettant, im Zwischenakte der Concertonta (Krönenbrödel) ein Concerto aufgeführt, in dem er nicht allein seine Jugend und seines Adels wegen beklatscht worden ist.

— Der Großherzog von Toskana hat die von Rijsoll gebildete kostbare Sammlung äquptischer Alterthümer erkauft, die mit den Reichthümern vereinigt werden soll, die sich bereits in der berühmten Galerie von Florenz befinden.

— Der Vorsteher der Archive des Vatikans, Marini, der seinen Namen bereits durch mehrere gelehrte Werke bekannt gemacht, hat so eben seine „Monumenta authentica Angliae Scotiae et Hiberniae" herdert. Das Werk enthält sämtsundere päpstliche Briefe, nebst vielen andern merkwürdigen Urkundschen, von der Zeit des Papsts Honorius III, oder vom Jahre 1216 bis zu den neuesten Zeiten.

— Die letzten Lebensaugenblicke Winckelmanns werden im „Nicoglitore", Seite 141, auf folgende Weise erzählt: „Nach den unzweifelhaftesten Zeugnissen ist es gewiß, daß dieser Archäolog zu Triest dem alltäglichen Geschick unterlegen ist. Er traf in einem Wirthshause mit einem Fremden zusammen, der in Wien zu einer vierjährigen Gefängnisstrafe verurtheilt worden, aber bei der Thronerhebung Leopolds in Freiheit gesetzt worden war, und nun von Rachedurst lebte. Er fand Gelegenheit, Winckelmann einige Dienste zu leisten, er brachte einige Tage mit ihm zu und sah seine goldenen und silbernen Medaillen. Von demselben Augenblicke an faßte er den Entschluß, ihn zu ermorden und sich dieser kostbaren Sachen zu bemächtigen. Er bewaffnete sich also mit einem Dolch und einem Steick, und ermordete den Gelehrten mit der kältesten Grausamkeit in demselben Wirthshause. Während dieser alle seine Kräfte anwendete, den ihm um den Hals geschlungenen Strick abzustehen, brachte der Mörder ihm den Todesstoß bei, was unmöglich geworden wäre, wenn Winckelmann nicht das Unglück gehabt hätte, indem er mit dem Andern rang, zu fallen."

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 26. Zweiter Jahrgang 1825. 29 Juni.

Zufluchtsort der Hilf- oder Heimathlosen zu London.

Wenn der Fall möglich erachtet wird, daß man, durch ein weises Verfahren, selbst die gröbsten Verbrecher auf den Weg der Besserung bringen könne (und wer möchte daran zweifeln?), so darf man eines um so bessern Erfolgs versichert sein, wenn man sich an jene Unglücklichen wendet, die kaum erst die Laufbahn des Verbrechens betreten haben. Eine ihnen dargebotene hilfreiche und starke Hand kann sie an dem Abgrunde zurückhalten, der sich vor ihren Schritten eröffnet. Zu diesem Zwecke hat sich zu London im Jahr 1806 unter dem Namen „Refuge for the destitute" eine Gesellschaft gebildet, welche der aus den Gefängnissen befreiten und ohne Heimath und Hilfsquellen sich befindenden Individuen sich annimmt und ihnen Unterhalt und Arbeit gewährt.

Nach den Berichten der Verwaltung dieses Zufluchtsortes von 1823 und 1824 scheint es, daß man jedoch bis jetzt nur die Personen aufgenommen habe, die durch irgend eine Kriminalverurtheilung wie aus der Gesellschaft verbannt waren. Nur wenige von den im September 1824 in der Anstalt Befindlichen waren über zwanzig, und Einige davon waren selbst unter fünfzehn Jahren. Der Herzog von York ist Präsident dieses Instituts, das aus zwei Abtheilungen, für die Männer und die Weiber, besteht. Eine besondere Sorgfalt wird auf den religiösen Unterricht verwendet. Die Arbeiten bestehen für die Weiber im Waschen und Nähen, und für die Männer im Tapeten- und Kleidermachen.

Jede Abtheilung hat einen besondern Aufseher, der mit Sorgfalt den Karakter der Zöglinge studirt und ihre moralischen Fortschritte bemerkt. Er hält eine Art von Tagebuch, worin er alle seine Bemerkungen einträgt. Eine Abschrift davon wird täglich öffentlich angeschlagen. Während den ersten Monaten ihres Aufenthalts in der Anstalt können die Zöglinge dieselbe nicht verlassen. Erst wenn über ihr moralisches Betragen ein günstiges Zeugniß abgestattet worden ist, wird ihnen diese Zerstreuung zugestanden.

Am ersten Januar 1822 befanden sich 60 männliche Individuen im Institute. Bis zu Ende 1823 wurden noch 103 darin aufgenommen. Die Gesammtsumme der von 1806 darin aufgenommenen Männer belief sich auf 554. Die Anstalt verliessen 1822 42, und 1823 58 derselben. In der weiblichen Abtheilung befanden sich am ersten Januar 1822 58 Individuen, und bis Ende 1823 wurden noch 124 darin aufgenommen, so daß sich seit 1806 1138 darin befunden hatten. Davon verliessen 1822 61, und 1823 ebenfalls 61 das Institut.

England und Amerika.

Nach dem Edinburgh Review bearbeitet.

Es gibt viele Menschen in England, die einen Zahn auf Amerika und alles Amerikanische haben. Sie suchen die vereinigten Staaten herabzuwürdigen und lächerlich zu machen, und glauben alle Verleumdungen, welche man darüber ausstreut, aufs Wort. Es

Digitized by Google

scheint uns nicht unwichtig, diesen Gegenstand ein wenig näher zu beleuchten und eine Art von Parallele zwischen beiden Ländern aufzustellen, aus der man am besten wird ersehen können, welches der eigentliche Zustand derselben ist.

Die Oekonomie der Amerikaner würde z. B. ein der Nachahmung nicht unwürdiger Gegenstand sein. Der letzte englische Gesandte, Bagot, bezog einen stärkern Gehalt, als der Präsident der vereinigten Staaten, und der des Vize-Präsidenten ist geringer, als der des zweiten Sekretärs im Unterhause. Alle Zivil- und Militär-Gehalte sind in demselben Verhältnisse, und doch gibt es kein Land auf der Erde, wo die Aemter besser und pünktlicher verwaltet werden, als eben dort. Hume hat die Engländer zwar so weit gebracht, daß sie sich ein wenig Rechnung von Allem ablegen lassen, um zu sehen, auf welche Weise der Schatz geleert wird; aber sie sollten billig ihre Verachtung gegen die Amerikaner vertagen, und vielmehr die Augen aufthun, um zu bemerken, auf welche Weise die politische Haushaltung jenseits des Ozeans geführt wird.

Ein zweites Beispiel liegt in der Wichtigkeit und dem Werthe der Duldung im Betreff der Religion. England scheint in dieser Hinsicht den Entschluß gefaßt zu haben, nichts mehr erlernen zu wollen. Der Groß-Schreiber von New-York im verflossenen Jahre war ein Israelit. In England dagegen hat man in diesem Jahre die größte Mühe gehabt, eine Bill annehmbar zu machen, nach welcher der erste Herzog des Reichs den goldenen Stab vor dem Könige tragen darf; denn besagter Herzog ist ein Katholik. Wenn ein Wilder die Bill über die Verheirathung der Nicht-Konformisten zu begreifen im Stande wäre, würde er voll Erbarmen seinen breiten Mund zum Lachen verziehen. Jene verlangen nämlich, nicht im Namen der heiligen Dreieinigkeit sich zu verheirathen, weil sie diesen Lehrsatz nicht so begreiflich, als die Anglikaner finden. Was verschlägt's euch, entgegnet man ihnen, saget immerhin, daß ihr euch im Namen der Dreieinigkeit verheirathet. Wir wissen wohl, daß ihr eine falsche Aussage machet; aber wenn ihr euch nicht dazu verstehen wollet, so wird eure Frau nur für euer Kebsweib und eure Kinder nur für Bankerte gehalten werden. Es gibt nicht leicht eine unnützere Tirannei.

Zensur-Lücke.

Die Inquisition hat es versucht, den Lauf der Gestirne zu ordnen. Könige und Parlamente haben Gesetze über theologische Streitfragen schmieden wollen. Man hat von der ersten Anmaßlichkeit abgestanden; warum verweilt man immer noch in der Beharrlichkeit in Hinsicht des letztern? Die Begründer der amerikanischen Republik haben begriffen, daß es ungereimt sei, einen Generaladvokaten zu beauftragen, den Deismus zu widerlegen und den Unglauben zu bekämpfen. Sie haben begriffen, daß es unmöglich ist, Strafgesetze über abstrakte Meinungen zu machen. Sie haben gefühlt, daß es ungerecht sei, alle Bürger bezahlen zu lassen, um die Religionsmeinungen einer geringen Zahl von ihnen zu erhalten.

In Amerika fragt man nicht, was ein Mensch glaube, sondern, wie er sich betrage. Die Juden haben mit den Christen gleiche Rechte, die Anglikaner, die Presbyterianer, die Independenten stehen alle auf gleicher Linie. Kein besonderer Eid wird von den öffentlichen Beamten abgefordert, und bei allen Gerichtshöfen kann ein Jeder schwören oder ganz einfach bejahen, wie es ihm behagt.

Es würde schwer sein, eine entschiedenere Ueberlegenheit eines Volks über das andere darzustellen, als die, welche die Amerikaner in dieser Hinsicht über die Engländer haben. Sie haben, und wahrscheinlich für immer, den religiösen Verfolgungsgeist erstickt, der die Menschen seit vier oder fünf Jahrhunderten gequält und zur Wuth gereizt hat. Die Geschichte aller Verfolgungen beruht auf folgendem Raisonnement, das durch sich selbst einen Egoisten noch obendrein zum Narren macht: „Was will dieser Mensch? Er will Recht haben gegen mich. Ich kann ihn nicht überzeugen; aber eben das ärgert mich, und ich will alles Mögliche anwenden, daß Andere, deren Köpfe

Digitized by Google

noch beſchränkter ſind, als der meinige, glauben ſollen, er habe Unrecht und ich Recht. Ich will ihn ſchon lehren, in ſeinen religiöſen Meinungen anders zu denken, als ich."

So redet der Anglikaner vom Katholiken, ſo der Katholik vom Proteſtanten. Die Weisheit der amerikaniſchen Geſetze beugt dieſer Verwirrung vor, und geſteht allen Glaubensmeinungen gleiche Rechte zu. Jede Sekte kann ihre Tempel, ihr Geläute, ihre Thürme haben, wenn ihr es behagt, und die Obrigkeitsperſonen werden ohne Unterſchied aus Allen genommen, wenn ſie nur die erforderlichen Eigenſchaften haben, ihrem Amt mit Ehren vorzuſtehen. Sie zerſtört eben dadurch die Scheiterhaufen, die mancher blinde Fanatiker für ſeinen Nachſten bereits errichtet hatte.

Man glaube nicht, daß dieſe Maasregel ihren Urſprung in der Gleichgültigkeit gegen jede Religion habe. In Amerika iſt ſie vielmehr das Reſultat der Civiliſation und eines ſichern Blickes, durch den die öffentliche Zufriedenheit und der Friede befeſtigt wird, ein feſter und aufgeklärter Entſchluß, Niemandem zu erlauben, des Deckmantels der Religion ſich zu bedienen, um die öffentliche Ruhe zu ſtören. Dadurch befinden ſich die Amerikaner an der Spitze aller Völker des Erdballs; und wem möchte es nur beifallen, behaupten zu wollen, daß eben ſie eine nicht ſehr religiöſe Nation bildeten? Es findet ſich bei ihnen eine gewiſſe Frömmigkeit, der es nicht an Eifer, aber auch nicht an Gerechtigkeit und Vernunft fehlt; und möchte man nicht wünſchen, daß dieſe Frömmigkeit ſich allgemeiner auf der Erde verbreiten könnte?

Die amerikaniſche Jugend iſt gegen die Gebrechen geſichert, welche die europäiſche immerfort bedrohen. Dort findet man weder feodale Feßen, noch politiſch-ökonomiſche Anhängſel, die alter ſind, als die Jahrhunderte der Vernunft. Wenn ein Koloniſt im Kentucki ein Rebhuhn findet, das ſein Saatkorn verzehrt, ſo kann er es tödten und aufſpeiſen, ſelbſt wenn er nicht der Sohn eines Doktors der Theologie wäre. Kein Bürger wird von irgend einem Handlungszweige ausgeſchloſſen, der für die Fremden zugänglich iſt. Obgleich Amerika nur aus einer Verbindung mehrerer Republiken beſteht, ſo bilden ſie doch mehr ein Ganzes, als die vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland. In den erſtern kann ein Schuſter ſeine Schuhe vom Ontakſee bis New-Orleans machen, dahingegen der Schuſter von London es nicht wagen dürfte, ſich ein ähnliches Verfahren in einer andern Stadt, als in der ſeinigen, beifallen zu laſſen.

Man kann die Amerikaner nicht genug für die Sorgfalt loben, welche ſie auf die Erziehung der Jugend verwenden. Bei allen neuen Landesabtheilungen werden immer 640 Acker für die Anſtalten des öffentlichen Unterrichts zurückbehalten. Die neuen Staaten vom Teneſſee und vom Ohio haben noch auſſerdem beſondere Stiftungen für Kollegien und Akademien gemacht. Die vier Fünftel des Einkommens werden für die Primarſchulen, und der übrige Theil für den hohern Unterricht verwendet. Oeſtlich und weſtlich vom Miſiſippi ſind zur Beſtreitung des öffentlichen Unterrichtes 14,500,000 Acker Landes beſtimmt worden, was, zu zwei Dollar für den Acker, nicht weniger als 29 Millionen Dollar ausmacht. In der That, ein ſchönes Kapital, mit dem ſich ſchon etwas leiſten läßt.

Reiſe durch Irland.

(Fortſetzung. S. Nr. 21.)

Einige Meilen vor Ballycaſtle ſieht man einen Felſen, der die Aufmerkſamkeit des Reiſenden verdient. Der Felſen war groß genug, um den Fiſchern einen Ruhepunkt darzubieten, und ſie haben ihn auch benuzt, um auf ihm ein Haus zu bauen, worin ſie eine Fiſchniederlage haben. Er iſt ungefähr achtzig Fuß vom Feſtlande entfernt und mit ihm durch eine Leiterbrücke verbunden, die auf ſtarken Stricken ſchwebt. Der Ort wird Carrick-a-Raid genannt, und er iſt wegen ſeiner Salmfiſcherei ſehr berühmt. Das Volk in der Umgebung iſt arm, aber ſehr zahlreich. Die Erländerinnen werden frühzeitig mannbar und oft ſind ſie mit ſechszehn Jahren ſchon Mütter.

Die Stadt Ballycaſtle verdankt ihre Exiſtenz dem Patriotismus eines gewiſſen Boyd, der ſein ganzes Vermögen zum Beſten ſeines Vaterlandes verwendete. Er bat auf ſeinen eigenen Ländereien dieſe Stadt erbaut, Glashütten angelegt, einen Hafen graben, und Steinkohlenminen ausbeuten laſſen, und für das Alles hat er ſich nur das einzige ſonderbare Privilegium vorbehalten, daß alle Jungen des Viehs, das zu Ballycaſtle geſchlachtet oder verkauft wird, ihm gehören ſollen. Dieſes Privilegium iſt erblich in ſeiner Familie. Leider iſt der Hafen der Stadt die drei Viertel des Jahres unzugänglich, weil die Felſenriffe zwiſchen dem Vorgebirge von Fairhead und der Inſel Raghery, die nur drei Meilen davon entfernt iſt, den Eingang verſperren, weshalb ſich die Schiffer genöthigt ſehen, den Hafen von Rush und Londonderry auf derſelben nördlichen Küſte, oder der beinemen Bucht von Larne im Oſten, den Vorzug zu geben. Aus dieſem Grunde ſind die Glashütten auch mit dem Tode des Gründers eingegangen.

Die Inſel Raghery, die die Bucht von Ballycaſtle zu verſchlieſſen ſcheint, verdient beſucht zu wer-

Digitized by Google

den. Wenn man die Ebbe gut zu benutzen weiß, so kann man in einer Stunde dahin gelangen. Sie wird von dem Schwiegersohn Boyds bewohnt, dem sie gehört, und enthält 1200 Einwohner, die sich durch ihre Geschicklichkeit von den übrigen Bewohnern Irlands auf eine auffallende Weise unterscheiden, obgleich man keine andere Sprache als die irländische daselbst spricht. Die Gerste gedeiht gut, und ist einer der vorzüglichsten Handelsartikel. Von den Hausthieren sind die Pferde zwar klein, aber stark und muthig. Die Bewohner ziehen noch einen bedeutenden Vortheil von dem Grase (Kelp), welches die Stürme auf ihre Küste werfen, das sie trocknen, und endlich verbrennen, wodurch sie ein Fett gewinnen, dessen man sich als Seife bedient. Ungeachtet ihrer Armuth sind sie mit ihrem Geschick zufrieden und hängen mit großer Vorliebe an ihrem Eilande. Sie haben sogar eine Verwünschung gegen ihre Feinde, die beweiset, welchen abscheckenden Begriff sie sich von der Bewohnung irgend eines andern Landes, als des ihrigen, machen. Sie sagen nämlich zu Jemandem, dem sie recht übel wollen: „möge er in Irland (das heißt: im Auslande) sterben!“

Die ganze Küste von Raghery, eben so wie die der Riesenstraße, wird von Kalkfelsen durchbrochen, die auf allen Punkten ihre kühnen Massen weit hervordrängen, vorzüglich auf der dem Vorgebirge von Fairhead entgegengesetzten Seite, mit dem sich indessen nichts vergleichen läßt. Es stellt nur eine ungeheure Säulenmasse von 150 Fuß Höhe dar, deren Grundpfeiler auf Basalttrümmern ruhen. Alles ist traurig und öde an diesem Abgrunde, über dem man sich unwillkührlich vom Schwindel ergriffen fühlt. Die Umsicht ist groß und überraschend. Das Eiland zu den Füßen, die westlichen Inseln Schottlands rechts und der Leuchtthurm von Cantin, obgleich in einer Entfernung von fünfzehn Meilen, wie dicht vor den Augen. Im Innern des Vorgebirges befinden sich reichhaltige Steinkohlenlager, aus denen ein großer Theil der Grafschaft von Antrim versorgt wird. Man betritt die Minen durch eine lange Gallerie, die am Ufer des Meeres beginnt. Ehmals konnte man nur durch eine Oeffnung von oben aus hineingelangen, aber seit vierzig Jahren ist der neue Eingang durch den Felsen gebrochen worden.

Vor Kurzem hat man eine bisher ganz unbekannte Gallerie entdeckt, über welche man die sonderbarsten Schlußfolgen aufgestellt hat. Es scheint unmöglich, daß sie von den Dänen herrühre, weil diese Eroberer, in dem kurzen Besitze Irlands, sich mit ganz andern Gegenständen, als den Künsten des Friedens, zu beschäftigen hatten. Endlich ist man auf den Gedanken gekommen, den Schlüssel zur Erklärung des Räthsels in dem zu finden, was Diodorus von Sizilien von einer gewissen, jenseits Gallien befindlichen Insel sagt, auf welcher man den Apoll verehrte und ihn in einer fremden Sprache mit Harfenspiel besinge, und wo man ihm Opfer in runden Thürmen darbringe. Zu Kilmore, wo ehemals ein Kollegium sich befand, ist die Meinung allgemein verbreitet, daß es von griechischen Fürsten gestiftet worden sei. Nach dem Allem könnte also jene neuentdeckte Gallerie von den Griechen, oder von den durch diese zivilisirten Urbewohnern Irlands herrühren.

Die Ansicht der Küste von Fairhead bis Glenarm war vor noch nicht langer Zeit für den Fremden gänzlich verloren, weil sich kein Weg am Ufer des Meeres befand. Boyds Schwager, Turley, hat nun einen solchen mit großen Kosten erbauen lassen. Nahe bei der rothen Bucht ist der Felsen durchbrochen worden, und bildet ein achtzig Fuß hohes Gewölbe von rothem Granit, unter welchem der Weg dahinführt. Nahe dabei befinden sich einige merkwürdige Höhlen, die von den Wellen im Felsen ausgespült worden sind. Diese ganze Strecke ist sehr malerisch und abwechselnd. Die Nebel, die von Zeit zu Zeit sich erheben, schmücken die Szenen noch mehr aus. Man sieht sie vom Gipfel der nahen Berge sich herabsenken, bald den ganzen Horizont umschwärzen und den Reisenden wie in einen unermeßlichen Ozean versetzen. Einige Minuten nachher verschwinden sie mit derselben Schnelle, mit welcher sie erschienen sind, und mit Erstaunen erblickt man um sich eine ganze wie neugeboren erscheinende Natur.

Von Cushendal bis Glenarm, wo sich ein altes Schloß des Lords Antrim befindet, bemerkt man zuerst wieder einige Spuren der Kultur. Einige, obgleich noch niedergebeugte Bäume, erscheinen von Zeit zu Zeit und das Land wird immer angenehmer bis Larne. Dieser Ort ist durch die Anstrengung eines irländischen Patrioten nach Belfast die wohlhabendste und gewerbfleißigste Stadt der Grafschaft geworden. Dieser Mann, der nur ein sehr mäßiges Vermögen besaß, sann darüber nach, es bedeutend zu vermehren, und entwarf endlich einen großen Plan, den er auch in Ausführung gebracht hat. Er kaufte nach und nach zu niedrigen Preisen alle am Meeresufer befindlichen Kalkfelsen an, die bis dahin noch nicht ausgebeutet worden waren. Nach dem er auf solche Weise Herr der ganzen Bucht geworden war, begann er die Ausbeutung, welche so reichhaltig ausfiel, daß er sich bald genöthigt sah, einen großen Hafen und eine kleine Stadt zu bauen, um im ersten die ladenden Schiffe aufnehmen und in der letztern seinen Arbeitern Wohnungen anweisen zu können. Durch diesen einzigen

Digitized by Google

Industriezweig hat er sich ein ungeheures Vermögen erworben und Carne zu einer blühenden Stadt gemacht.

In der Nähe dieser Stadt befindet sich ein Stein, die „Riesenwiege“ genannt. Es ist ein sehr großer Felsblock, der auf einer hervorragenden Spitze eine solche Lage hat, daß man ihn sehr leicht in schaukelnde Bewegung bringen kann, obschon die Kräfte von tausend Menschen nicht hinreichend sein würden, ihn hinabzuwerfen. In der Bretagne steht man mehrere solche Steine, und auf dem Pilatusberge in der Schweiz ist der „Knappstein“ vor allen in dieser Hinsicht berühmt.

Auf der Hälfte Weges zwischen Carne und Belfast sieht man die kleine Stadt Carrick-Fergus, wo der General Thurot landete. Der Weg gegen Belfast zieht sich am Meeresufer, am Fuße eines Berges, des Cavehill, entlang, in dem sich mehrere sehr alte von Menschenhand gebildete Höhlen befinden, die sich längs der Bucht bis zur benannten Stadt hinziehen.

Von Belfast begab ich mich nach Lisburn, einer durch ihre Manufakturen berühmten Stadt. Die Einwohner derselben behaupten besser englisch zu sprechen, als an irgend einem Orte Großbritanniens, obgleich ihnen Dublin diesen Vorzug streitig zu machen sucht. Die vorzüglichsten Manufakturen bestehen in damastener Leinwand, die hier besser verfertigt wird, als zu Dunfermline und in Schottland, zu selbst als zu Bielefeld und in Schlesien. Dicht bei der Stadt sieht man einen jener in Irland so häufigen runden Thürme. Er steht nahe bei einer Höhe, der Riesenring genannt, die wahrscheinlich eins der von den alten Kriegern ihren Anführern erbauten Grabmäler ist. Dieser Gebrauch scheint sehr alt zu sein, und schon Virgil gedenkt seiner: „Et tumulum extruit et tumulo superaddit honores;“ so wie Lucan: „Et regum cineres extructo monte quiescunt.“ Andere Beispiele davon finden wir noch im Plutarch, bei der Beschreibung der Beerdigung des Demarates von Korinth, im alten Testament, bei der Todtenfeier Absalons (2 Buch Samuel, Kap. 18. V. 17) und an mehrern andern Orten.

Die Engländer nennen diese Hügel Barrows oder Burrows, vom sächsischen Worte Börg oder Berg, woraus sie to Bury oder Burial gemacht haben. Sie sind in Irland und Dänemark sehr häufig vorhanden, und Johannes Coprenus (in annal. eccles. lib. 1. cap. 2) beschreibt sie folgendermaßen:

Dani cum pyramides et obeliscos extruere non potuerunt, olim memoriam regum ac heroum suorum externa congervata ingentes moles, montium instar eminentes, statuerunt, atque illis adeo in locis ut plurimum quo saepe homines commearent aut iter haberent, ut in viis publicis, quo posteritate memoriam clarissimorum virorum consecrarent et quodam modo immortalitate mandarent.

Ueber denselben Gegenstand sagt Olaus Wormius (monument. Danic. lib. 1. cap. 2.): Monumenta quo ad materiam a qua fabricata vel terrea vel lapidea esse nobis offerunt; und fernerhin (Kap. 6 S. 33): Tomuli radiores ex sola terra in rotunditatem et conum congesta constant, at ex iis qui una lapidum serie circa basin cinguntur, interdumque exercituum aliisque magnatibus dicati credantur; ut simplices nullis ornati lapidibus, militibus strenuis et de patria bene meritis.

Diese Beschreibung ist genügend und paßt vollkommen auf jene Hügel in Irland. Einige davon sind klein, von Erde und zwanzig bis achtzig Fuß hoch. Andere sind aus Steinen erbaut, mit Erde bedeckt, hundert und fünfzig Fuß hoch und von verhältnißmäßigem Umfange. Die Basis dieser letztern ist mit einer Reihe von Steinen in Pyramidalform, die acht oder zehn Fuß von einander entfernt stehen und von derselben Höhe sind, umringt. Der Gipfel des Hügels ist flach. Man hat einige derselben zerstört, um sich der darin befindlichen Steine zum Bauen zu bedienen. Zu Wringstown, in der Grafschaft Down, entdeckte man unter andern, im Innern einer solchen kleinen Pyramide, zuerst einen schmalen Gang, durch den man auf Händen und Knien fortrutschend in ein rundes Gemach, von sechs Fuß Höhe und acht Fuß Breite, gelangt, das sich im Mittelpunkte des Hügels befand. Darin stand ein steinerner Tisch, der als Altar gedient zu haben schien, und unter demselben eine sehr schöne irdene Urne, von dunkelbrauner Farbe, die einige Knochen, Asche und etwas verbranntes Holz enthielt. Man hat seitdem mehrere andere ähnliche Hügel zu Carrickfergus, Knowth, vier Meilen von Drogheda, Newgrange und Headford, zwölf Meilen von Galloway, entdeckt. Andere, längst bekannte, befinden sich zu Ardskull (Kildare), Castle Guard (Louth), Castle Down (Louth), Clone (Monaghan), Crown-Bridge (Down), Dromore (Down), Down-Patrick (Down), Granard (Longford), Naas (Kildare), New-Grange (Meath), Old-Connel (Kildare) und Ratoath (Meath). Die Höhle von New-Grange ist die größte von allen bis jetzt bekannten.

Die Straßen werden in Irland immer im guten Stand erhalten, obgleich nicht dafür wie in England und im untern Theile von Schottland (Lowlands) ein gewisses Weggeld bezahlt wird. Jede Grafschaft muß die übrigen ausbessern, und der Zustand derselben wird alljährlich von einem besondern Ausschusse untersucht. Nachdem man rechts und links einige jener dänischen Grabhügel gelassen hat, gelange man nach Newry, einer starken handeltreibenden Stadt am Eingange der Bucht von Carlingford, deren Umgebungen sehr malerisch sind, vorzüglich bei dem Orte, Rosircvor genannt, der mit Recht als einer der reizendsten des ganzen Landes betrachtet wird. Die Stadt

Digitized by Google

enthält mehrere große und schöne Kasernen, welche eine ziemlich starke bewaffnete Macht beherbergen, die den Vollziehern der Gesetze zur Unterstützung dienen muß. Es ist gefährlich, nach Sonnenuntergang sich noch auf der Landstraße zu befinden, weil die Räuber sehr häufig sind und die Posten selbst oft von ihnen angefallen werden. Das ist eine nothwendige Folge der übeln Verwaltung und des Elends dieses Landes.

Die Weiber zu Newry sind meistentheils sehr hübsch, und sie haben ein Gemisch von Schamhaftigkeit und Wollust in ihren Zügen, das ausserordentlich anziehend und verführerisch ist. Dundalk ist durch seine Battist-Manufakturen bekannt, so wie durch die Gefechte, die in der Nähe stattgefunden haben. Man kann sich nach keiner Himmelsgegend wenden, ohne irgend ein Schlachtfeld zu sehen, wo die Rebellen entweder besiegt worden, oder Sieger geblieben sind. Steigt man weiter in die Vergangenheit hinauf, so findet man dieselben Felder ebenfalls mit Blut getränkt; aber nur durch die Zwistigkeiten der kleinen Herren, die nicht einmal unter dem Deckmantel eines großen historischen Namens sich verbergen können, über dem man allein die Darstellung ihrer Verirrungen einigermaßen erträglich finden könnte*), und die den Zuhörer nur mit Verachtung gegen jene Menschenklasse erfüllen, die allein nur durch die Hilfsmittel der Unwissenheit und der Gesetzverletzung zu regieren verstehn.

Es war eben ein Sonntag, und von Dundalk bis Drogheda waren die Straßen mit Bauern und Bäuerinnen überdeckt, die sangen, tanzten und sprangen und in ihrer lustigen Stimmung die Mühen der ganzen Woche vergaßen. Ein Dudelsackpfeifer machte das ganze Orchester aus, und die fröhlichen Paare hüpften nichtsdestoweniger im gemessensten Takt. Sie wurden von Zuschauern zu Fuß, zu Pferd und in Wagen umschlossen, und Einige sind selbst auf Tonnen oder Bäume gestiegen, um desto besser sehen zu können. Das Gefühl, das bei unserer Erscheinung vorherrschend wurde, war das der Neugier. Man durchbohrte uns mit starren Blicken, und zuckte mit dem Munde, um uns schnell hinter einander zu fragen: wie wir heißen? wer wir seien? woher wir kommen? was wir treiben? und wohin wir gehen? Dennoch drangen wir ohne langen Aufenthalt durch die Menge und gelangten nach Drogheda, das am Boyne liegt, und durch die Schlacht zwischen Wilhelm III und Jakob II berühmt geworden ist. Diese Stadt hat, so wie die meisten in Irland, sehr beträchtliche Vorstädte, in denen alle Häuser aus Lehm erbauet sind und als wahre Höhlen des menschlichen Elends betrachtet werden können. Ich bin überzeugt, daß das ansehnlichste davon nicht fünfzehn Franken zu erbauen gekostet hat.

Auf dem Berge Bevrac, nahe bei der Stadt, befindet sich ein Denkmal, durch welches ein alter Glaube erhalten wird. Es ist ein blauer, flacher und langer Stein, in Form eines Nachens, der dem heiligen Dionysius gedient haben soll, als er nach Frankreich sich einschiffte. Man weiß, daß der glückselige S. Patrick seiner Zeit sich auch eines ähnlichen Schiffes bedient hat, um einen Ausflug über den S. Georgenkanal zu sehen, den die Matrosen in ihrem Boote nicht aufnehmen wollten. Diesen beiden Beispielen nach scheint es, daß dazumal entweder die Steine noch zu schwimmen verstanden, oder daß der Verstand der Menschen versteinert war. Dieser Theil von Irland ist überhaupt die Gegend der Wunder. Der S. Johannsbrunnen, der sich ganz in der Nähe befindet, wird in den sechten Tagen des Juni sehr häufig von Pilgern, seiner wunderthätigen Eigenschaften wegen, besucht.

Es gibt sehr viele Wallfahrtsorte in Irland. Croach Patrick ist ein hoher Berg, den der Heilige noch jetzt oft besuchen soll. Er ist seiner Stationen wegen sehr berühmt. Ein sehr beschwerlicher Weg führt zu dem 765 Toisen oder 4,590 Fuß übermMeer erhabenen Gipfel, zu dem die Pilger auf den Knien hinaufrutschen. Die Stadt Bal stedt ebenfalls im Geruche der Heiligkeit, nicht etwa der Einwohner, sondern der dort vorhandenen Madonna wegen, zu welcher mehrere Tausend Pilger jährlich hinströmen.

Man berechnet, daß die Priester durch diese Spekulation, so wie durch den Amuleten-, Ringe-, Rosenkranz- und Heiligenbilderverkauf, den sie sich ausschließlich vorbehalten haben, ein jährliches Einkommen von mehr als 5000 Pfund Sterling gewinnen. Der ausserordentlichste und gefahrvollste von allen Wallfahrtsorten ist indessen der des großen Skelig, der sich neun irländische Meilen von den Puffin-Inseln, nahe bei Killarney, befindet. Es ist ein einzelner Felsen mitten im offenen Meere. Im Mittelpunkt desselben befindet sich ein ebener Platz von ungefähr drei Hufen im Umfange, der behauet ist. Rings um die Insel dehnen sich weit in's Meer halbverborgene Klippen aus. Ein schmaler, schwindelnder Fußweg führt zum Gipfel empor. Es ist unmöglich, bei bewogter Fluth anlanden zu können. Auf der Höhe hat man mehrere Zellen erbaut, welche die Ruinen einer alten Abtei umgeben, die eben so viele Kapellen gehabt haben soll.

*) Temo per altro che spogliandoci della magnificenza historica e della riverenza per l'antichita non avro molto a lodarmi ne degli antichi, ne de moderni, ne di me stesso ..... umana razza (Ultime lettre di Jacobo Ortis).

Digitized by Google

Seitwärts von Dulek iſt die Höhle von New-Grange, deren ich bereits im Vorbeigehen erwähnt habe. Zu Swords ſieht man die Trümmer eines alten Schloſſes und einen jener mehr gedachten runden Thürme. Er iſt ſiebenzig Fuß hoch, hat fünfundfünfzig Fuß im Umfange und iſt vollkommen wohl erhalten.

Die Nähe der Hauptſtadt macht ſich nach und nach bemerkbar. Die Landhäuſer werden häufiger; aber ſie ſind mit denen in der Umgebung von London nicht zu vergleichen. Das Land iſt beſſer bebaut, und ſüdwärts erblickt man die ſchönen Berge von Wicklow, die den Horizont begrenzen. Oeſtlich macht die kleine Inſel, das „Auge von Irland“ genannt, einen hübſchen Effekt. Von Zeit zu Zeit bringen die Maſten der Rhede von Howth einen noch größern Wechſel in der Landſchaft hervor. Die zahlreichen Thürme, die entweder zur Wohnung der Mauthbeamten, oder zur Vertheidigung der Küſte beſtimmt waren, ſtehen jetzt verlaſſen und gereichen der Gegend zu einem nicht unbedeutenden Schmuck. Endlich vernimmt man das Geräuſch der großen Stadt ſchon aus der Ferne, und ehe man es ſich verſieht, befindet man ſich zu Dublin.

Dublin iſt eine der größten und volkreichſten Städte Europa's. Nach der Zählung von 1813 befanden ſich 46,657 Familien daſelbſt, von denen 1,523 ſich dem Ackerbau widmeten, 25,515 in den Manufakturen und mit Handwerken beſchäftigt waren, 22,619 in öffentlichen Aemtern ſtanden oder von ihrem Einkommen lebten. Das Ganze bildete eine Bevölkerung von 242,131 Perſonen, wovon 104,770 männlichen und 137,361 weiblichen Geſchlechts. Seitdem hat ſich dieſe Maſſe eher vermehrt als vermindert, ſo daß man jetzt ungefähr 250,000 Seelen annehmen kann.

Mehrere Urſachen haben die Aufhäufung dieſer bedeutenden Volksmenge veranlaßt. Erſtens, die Lage der Stadt, an einer herrlichen Bucht, wodurch ein großer Handel angezogen wird. Zweitens, der Titel einer Hauptſtadt, weshalb ſich viele Gerichtshöfe und Beamten in ihr befinden. Drittens, das Kollegium. Viertens, die ehemalige Sitzung des Parlaments, wodurch viele reiche und angeſehene Familien veranlaßt wurden, ſich in ihr niederzulaſſen. Dies Parlament wurde indeß, nachdem man es für gänzlich unnütz erkannt hatte, im Jahr 1800 aufgehoben und der irländiſchen Titelkeit ein harter Schlag beigebracht, den weder die Bürger von Dublin, die dadurch eine Quelle des Reichthums eingebüßt haben, noch das Volk, welches dadurch auf jede Weiſe gewonnen hat, bis jetzt haben vergeſſen können.

Der Liffeyfluß, der die Stadt durchſtrömt, trägt nicht wenig zu ihrem Schmuck und zu ihrem Geſundheitszuſtande bei. Er gewährt auſſerdem dem Handel viele Vortheile, welche durch zwei große künſtliche Waſſerſtraßen, den königlichen und den großen Kanal, noch vermehrt werden. Wie die Seine zu Paris und wie die Newa und Fontanka zu Petersburg, iſt dieſer Fluß mit ſchönen Quais eingefaßt, die der Stadt ein von allen übrigen engliſchen Städten ganz verſchiedenes Anſehen, und ſelbſt einige Aehnlichkeit mit der Hauptſtadt Frankreichs, geben. Wenn man mitten auf der Carliſle-Bridge die Augen nach allen Seiten wendet, und hier die breite und lange Sackvilleſtraße mit der vor dem ſchönen Poſthauſe zu Ehren Nelſons errichteten Säule bemerkt, dort das maieſtätiſche Gebäude der Mauth und die zahlreichen Schiffe ſieht, die den Fluß bedecken, und über die hinweg man eine Bucht entdeckt, welche ſich mit der von Neapel vergleichen darf; wenn man dazu noch auf dem Kollegium, der Bank und dieſer Menge von Quais und Brücken verweilt, zwiſchen welchen man die kühne Eiſenbrücke unterſcheidet, die in einem Bogen vor dem Gerichtshofe über den Strom ſpringt, ſo kann man ſich nicht enthalten, den Geſchmack und die Kraft eines Volks zu bewundern, das ungeachtet aller bürgerlichen Zwiſte, denen es ſich faſt beſtändig überlaſſen hat, dennoch ſo vielfältig die Kunſt zu vervollkommnen und ſich ſelbſt auszubilden im Stande geweſen iſt.

In einer großen Manufakturſtadt kann man ſich natürlicherweiſe darauf gefaßt machen, viele arme Familien zu finden, und Dublin allein enthält mehr Bettler, als ganz Schottland in zwanzig Jahren nicht darzubieten vermag. Ihre Zahl beläuft ſich über zehntauſend, und ſie erfüllen dergeſtalt die Straßen, daß man kaum einen Schritt machen kann, ohne von ihnen angehalten zu werden. Mehrere wohlhabende Einwohner haben vor Kurzem eine Subſcription eröffnet, um ihnen Arbeit zu verſchaffen. Einige Spitäler verdienen beſucht zu werden, unter denen ſich vorzüglich das für arme ſchwangere Weiber auszeichnet. Ein anderes iſt von Swift, unter dem Namen S. Patricks-Spital, geſtiftet worden. Leider war dieſer vortreffliche Menſch deshalb nicht glücklicher, und das Bewußtſein des gethanen Guten vermochte nicht ihm ſein verlorenes Gehör wieder zu geben. Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte ſich ſeiner und veranlaßte ihn, folgendes bittere Epigramm auf ſich ſelbſt zu machen:

Vertiginosus, inops, surdus, male gratus amicis;
Non campana sonans, tonitru non ab jove missum,
Quod mage mirandum! saltem si credere fas est,
Non clamosa meas mulier jam percutit aures.

Swift iſt in der St. Patrickskirche begraben, deren Dekan er war.

Die Univerſität zu Dublin wurde unter Eliſabeth im J. 1591 gegründet. Ein Vorſteher, fünfundzwan-

Digitized by Google

zig Fellows und ſiebenzig Scholaren bilden ihre Verwaltungsbehörde. Der Vorſteher bezieht ein Gehalt von 80,000 Franken jährlich. Die Fellows theilen ſich in alte und junge. Das Gehalt der erſten beträgt jährlich 15,000 Franken und das der andern 6000 oder 7000. Dieſes Inſtitut iſt ſehr berühmt und ſeine Wundarzneiſchule ſoll ganz vorzüglich ſein. Die dazu gehörigen Gebäude enthalten außer den zur Wohnung erforderlichen Zimmern und den großen Lehrſälen noch ein Muſeum, ein Theater, eine Kirche, eine Bibliothek und ein anatomiſches Kabinet.

Dublin iſt die einzige Stadt in den vereinigten Königreichen, in der man einen recht eigentlichen Geiſt der Freiſinnigkeit bemerkt. Sie hat eine vom Erzbiſchof Marſh geſtiftete Univerſität, und der Zutritt zu ihr wird dem Fremden nicht ſo ſehr, als in den andern öffentlichen Bibliotheken Englands erſchwert. Einige Tage ſind hinreichend, um Alles zu ſehen, was Dublin Merkwürdiges enthält. Beſuchenswerth iſt, auſſer dem, was ich ſchon früherhin bezeichnet habe, der Phönixpark, in deſſen Mitte eine koloſſale Maſſe zu Ehren Wellington's erbauet wird. Nicht die Sachen, ſondern die Menſchen erheiſchen ein tiefes Studium des Beobachters, und man bedarf dazu mehr Zeit in Irland, als in irgend einem andern Lande. — Die berühmte Meſſe von Denny-Brook war eben zu Ende, und die Gemüther waren noch nicht zu ihrer vorigen Ruhe zurückgekehrt. Um den Irländer recht beurtheilen zu können, muß man ſuchen, ihn nüchtern zu belauſchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Pariſer Sittentafel.

Das Familienfeſt.

„Ich bringe Ihnen eine Einladung zu einem Familienfeſte, das wir unſerm Papa geben wollen!“ ſagte die liebenswürdige Frau C*** zu mir. „Ich nehme ſie an von ganzem Herzen!“ entgegnete ich: „denn nichts iſt mir angenehmer, als das Bild einer zarten Anhänglichkeit und häuslichen Glücks zu erblicken. Aber vor Allem haben Sie die Güte, mir Einiges über Ihre Familie mitzutheilen, die ich noch nicht näher zu kennen die Ehre habe, damit ich doch nicht ganz wildfremd in ihrer Mitte erſcheine.“ — „Sie wiſſen wahrſcheinlich ſchon,“ ſo benachrichtigte mich die Lächelnde, „daß mein Vater, das heißt, mein Schwiegervater, einer der reichſten Kaufleute der S. Dionyſiusſtraße iſt. Er hat zwei Töchter und zwei Söhne. Die beiden Söhne ſind, der Eine mit mir verheirathet, der Banquier iſt, und der Andere, der Soldat iſt, mit meiner Schweſter. Die beiden Schwiegerſöhne meines Schwiegervaters befinden ſich, durch ein ſonderbares Zuſammentreffen der Umſtände, in demſelben Falle; denn der Eine hat ſich den Finanzſpekulationen überlaſſen, und der Andere hat ſich durch das Kriegshandwerk einen ausgezeichneten Ruf erworben.“ — „Ich danke Ihnen; ich weiß jetzt genug. Wann beginnt das Feſt?“ — „Morgen Abend um neun Uhr.“

Am andern Tage begab ich mich, zur beſtelchneten Stunde, an Ort und Stelle, und meine Einladerin führte mich durch mehrere Gemächer in den prächtigen Saal des reichen Schwiegervaters, wo ſich bereits eine große Geſellſchaft befand, die aus Hofleuten, Pairs, Schauſpielern, Schriftſtellern, und einigen Perſonen beſtand, deren Aemter man nicht recht genau kennt, die man jedoch überall ſieht. „Und das ſoll ein Familienfeſt ſein?“ ſagte ich zu Frau C***. „Ohne Zweifel,“ antwortete ſie, „aber richtig verſtanden, ein Familienfeſt auf Pariſer Art; denn Sie wiſſen, bei uns zu Lande ſind die Familien immer größer und gemiſchter, als anderswo. Sie beſtehen aus Individuen, denen man ſchmeicheln muß, aus Nebenbuhlern, die man fürchtet, aus Gläubigern, die man braucht, und aus mancherlei andern Perſonen, die man in der großen Welt nicht entbehren kann. Aber ich bitte Sie, betrachten Sie nur einen Augenblick jene Matrone, meine achtungswerthe Schwiegermutter, auf welche lächerliche Art ſie ſich herausgeputzt hat. Die arme Frau kann ſich ihrer alten Gewohnheiten nicht entledigen, die ſich noch von den Zeiten herſchreiben, wo ſie Kammerfrau der Herzogin von Ehvreuſe war.“ Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ſtürzte ſie ſich auf ihre Schwiegermutter zu, umarmte und küßte ſie, und ſchien faſt in Thränen zerſchmelzen zu wollen.

Nach dieſer Szene kehrte ſie wieder zu mir zurück, und ich mußte alle ihre Sticheleien über die verſchiedenen in der Geſellſchaft befindlichen Perſonen anhören. „Betrachten Sie nur ein wenig meine beiden Schwägerinnen,“ ſagte ſie, „und Sie werden geſtehen müſſen, daß man in ſeinem ganzen Leben nicht leicht lächerlichere und abgeſchmacktere Geſchöpfe ſehen kann. Die Eine iſt in die Literatur verliebt, und hat bereits einen dicken Kommentar über die Romane des Vicomte d'Arlincourt geſchrieben. Die Andere wird von dem religiöſen Dämon beſeſſen, der ihren unwiſſenden Eifer bis zum Fanatismus getrieben hat. Aber nicht wahr, Sie verzeihen mir, wenn ich Sie für einen Augenblick verlaſſe? Die Etikette verlangt, daß ich meine Schwägerinnen komplimentire.“ Und damit näherte ſie ſich ihnen und überhäufte ſie mit Liebkoſungen, lobte die Friſche und Zierlichkeit ihres Schmucks, und fragte mit vieler Theilnahme die Erſte: ob ſie ihre Betrachtungen über die Fremde (l'Etrangère) beendet; und die Zweite, ob ſie den Konferenzen

Digitized by Google

in der St. Genofevenkirche unausgefetzt beigewohnt habe?

Während ich diese sonderbaren Zärtlichkeitsergiefsungen vor meinen Augen zutrugen, hörte ich seitwärts ein sehr lebhaftes Gespräch, das zwischen zwei Kriegern, dem Sohn und dem Schwiegersohn des Hauses, statt fand, die in ihren politischen Meinungen nicht übereinstimmend waren, sich eines zweifelhaften Gegenstandes wegen überworfen hatten, und nun wie zwei kampflustige Hähne sich gegenüberstanden. Die Gesellschaft legte sich ins Mittel, und vermochte nur mit Mühe sie zu besänftigen. Kaum war die Ruhe auf der einen Seite hergestellt, so begann schon ein Streit auf der andern, zwischen den beiden Banquiers, die Geschäfte mit einander gemacht hatten, welche eben nicht zum vortheilhaftesten für den Einen ausgefallen zu sein schienen. „Du hast mich betrogen!“ sagte Dieser. „Du hast mich bestohlen!“ entgegnete Jener. „Du bist ein Schurke!“ — „Du bist ein Schuft!“ — Ich will Deine Spitzbübereien drucken und sie öffentlich an die Börse anschlagen lassen.“ — „Du sollst die Deinigen in allen Zeitungen lesen, und noch dazu vor Gericht mir Rechenschaft ablegen.“ — Die Vermittelung der Gesellschaft wurde zum zweiten Male nöthig; aber sie würde wahrscheinlich fruchtlos geblieben sein, wenn nicht die Stunde der Hauptzeremonie geschlagen hätte. Die beiden Flügel der Thüre öffneten sich, und der Patriarch erschien. Zu demselben Augenblicke stürzten die Söhne und die Schwiegersöhne, die Töchter und die Schwiegertöchter sich auf ihn zu, Jedes in der einen Hand einen Blumenstrauß, und in der andern ein Madrigal haltend. „Guten Abend, guten Abend, meine Kinder!“ stöhnte der Greis, nachdem er von diesem kindlichen Angriffe sich befreit hatte und wieder frei athmen konnte. „Ihr macht mich fast zu glücklich; ihr seid die wahren Muster einer guten Familie.“

Nachdem die Gruppe sich zerstreut hatte, kehrte Frau E*** wieder zu mir zurück und setzte ihre vorher abgebrochene Unterhaltung fort. „Sie sollen wissen,“ sagte sie, „daß ich vor Grimm und Verachtung kaum mehr an mich zu halten vermag. Denken Sie sich, daß der alte Narr (der Papa) ein Testament gemacht hat, wodurch er meinem Manne die Weinberge entzieht, welche ihm nahe bei Macon gehören, und die er ihm bei unserer Hochzeit versprochen hatte. Können Sie eine solche Niederträchtigkeit begreifen? Und ich bitte Sie, zu bemerken, wie sehr meine alternden Schwestern darüber vergnügt sind. Ich glaube wahrhaftig, daß sie sich über mich lustig machen. Nein, ich kann meinen Zorn nicht mehr bemeistern, und ich muß mir Luft verschaffen, wenn ich nicht vor Aerger vergehen soll.“

Wir nahmen am Tische Platz, und das schien das Zeichen eines allgemeinen Angriffs zu sein, der in bittern Neckereien, schneidenden Anzüglichkeiten und umschriebenen Vorwürfen bestand, mit denen man sich gegenseitig bestürmte. Die beiden Schwestern lobten auf übertriebene Weise den Burgunder, und preßten dadurch den Andern bittere Thränen aus. Die beiden Banquiers maßen sich mit den Augen, beinahe auf dieselbe Weise, wie die Helden des alten Griechenlands, wenn sie den Kampfplatz betraten.

Es war spät geworden, und die alte Mama beklagte sich über ihre Nerven, der alte Papa hatte einen Anfall vom Zipperlein. Gern oder ungern mußte die Gesellschaft, die schon längst zu gähnen angefangen hatte, eine von einem Buchhalter des Hauses gedichtete, fünf Seiten lange Ode vorlesen hören, in welcher sich der für den Tuchhandel sehr geistreiche Verfasser aufs Längste und Breiteste über die glücklichen Resultate der häuslichen Einigkeit verbreitete; worauf Jedermann die Erlaubniß ertheilt war, sich ohne Gruß und Kuß zurückzuziehen, um seine Privatbetrachtungen über den verlebten Abend anzustellen.

Einige Tage nachher erfuhr ich, daß die beiden Offiziere sich im Zweikampf geschlagen und verwundet, und daß die beiden Banquiers ihre Zahlungen eingestellt hatten. Der Papa, der Klügste von Allen, verschloß allen Gliedern seiner Familie die Thür vor der Nase, und wollte nichts mehr von ihnen wissen.

Schweizerische Miszellen.

2.

Die Einladungsschriften für die Baselschen Schulfeste im Mai 1825.

Seit einer Reihe von Jahren zeichnen sich die bei den Jahresfesten der öffentlichen Bildungsanstalten in Basel und zu ihrer Ankündigung erscheinenden kleinen Schriften, wie durch die Wahl des Stoffes, so durch ihre Bearbeitung, sehr vortheilhaft aus. Wenn diese letztere gründlich ist und die Hand des Meisters beurkundet, so trifft die erstere jederzeit einen solchen für Jugendbildung wichtigen und zeitgemäßen Vorwurf, der die allgemeine Theilnahme des Publikums anzuregen wohl geeignet ist, und eben darum verdienen dann auch diese akademischen Blätter in weitern Kreisen bekannt zu werden, als diejenigen der Zeit und des Ortes sind, für die sie zunächst und unmittelbar bestimmt wurden.

Die erste der diesjährigen Einladungsschriften, durch den Professor Fr. Dor. Gerlach verfaßt, gibt eine Darstellung vom Verhältniß des Sprachunterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen. Wenn dieselbe einen etwas polemischen Karak-

Digitized by Google

ter trägt, so ist es immerhin ein sehr edler, und es handelt sich nicht um gemeinen Streit, sondern um jenen Wetteifer für das Wahre und Gute, der das Leben der Wissenschaft ist und von dem im Eingange mit Recht gesagt ist: „jede Ueberzeugung wird zum sinnlosen Dogma, sobald ihre Untersuchung unterlassen oder gefürchtet wird. Durch rege Forschung hingegen und eine vielseitige Betrachtung wird jene Unbefangenheit des Urtheils erzeugt, welche Wahres und Falsches am sichersten scheidet; und so wie das auf diese Weise Erkannte im eigenen Bewußtsein klarer hervortritt, wird es auch leichter bei Andern Anerkennung finden.“ Wie er nunmehr geführt wird, der Kampf um humanistische und polytechnische Bildung, ist es nicht mehr ein Kampf, den gründliche Wissenschaft gegen seichte Oberflächlichkeit zu bestehen hat; es ist ein Kampf um die Mittel, welche, etwas ausschließlich vielleicht, aber mit nicht unruhmlicher Energie, von beiden Theilen für das gründlichste Studium in Anspruch genommen werden, und das Ergebniß des edeln Kampfes mag kein anderes sein, als diese Mittel in dem Verhältniß ihres gesteigerten Bedürfnisses zu vervielfachen und zu mehren.

Die Abhandlung des Herrn Gerlach geht von der Behauptung aus, daß im Wesen des Staats einzig nur die Verpflichtung enthalten sei, für Erziehung und Bildung des Volks im Allgemeinen, und alsdann noch für die besondere Bildung der Volkslehrer und Beamten zu sorgen. Ueber die erstere erklärt er sich hierauf näher also:

Allgemeine Bildung kann, der Natur der Sache gemäß, nur diejenige genannt werden, welche jede besondere Richtung ausschließt, und sich darauf beschränkt, die Grundgefühle der Menschennatur zu erwecken und zu beleben, freie, selbstthätige Entwickelung des Geistes zu fördern, und dadurch jenen Einklang der Bestrebungen zu erzeugen, wodurch allein der Mensch seine Bestimmung erreichen kann. Denn wenn wir mit Recht überzeugt sind, daß keine Anlage im menschlichen Geist sei, die nicht für irgend eine Thätigkeit bestimmt wäre, so liegt schon hierin die Verpflichtung für uns, die gleichmäßige Entwickelung derselben zu erstreben. Aus diesem Satze folgt nothwendig, daß die Grundbestandtheile des öffentlichen Unterrichts für Alle die gleichen sein müssen. Um diese zu finden, werden die Grundanlagen des Menschen aufzusuchen sein, damit denselben die Unterrichtsgegenstände entsprechen. Die Kräfte, die dem Körper angehören, übergehen wir, als nicht wesentlich zu unserm Zwecke gehörig; wiewohl auch ihnen eine angemessene Ausbildung zu Theil werden muß, wenn nicht die rohe, unentwickelte Sinnlichkeit eine desto größere Herrschaft über den Geist gewinnen soll. In Beziehung auf die geistigen Anlagen mag es genügen, das Erkenntnißvermögen nach seinen Hauptrichtungen zu betrachten, weil eben diese Aufgabe fordert, durch Entwickelung desselben den Menschen zu befähigen, seiner Bestimmung näher zu kommen. Aber alle menschliche Erkenntniß ist entweder auf die sinnlich wahrnehmbaren Dinge (die Außenwelt), oder auf das Unsichtbare, nur vom innersten Bewußtsein Erkannte (die Geisterwelt), gerichtet. Jene erstere Richtung geht hervor aus der sinnlichen Natur des Menschen, weil unser Körper selbst als Theil der Außenwelt erscheint, und sie ist in einem gewissen Grade auch dem Thiere verliehen. Die letztere gehört dem Menschen allein an, weil der Gegenstand der Erkenntniß, der Geist, ihn über alle andern Geschöpfe erhebt. So wie nun in der ganzen Natur jeder besondern Art und Gattung von Geschöpfen ein Streben inwohnt, sich in seiner Eigenthümlichkeit und als ein Besonderes zu bewahren, so soll auch der Mensch darnach trachten, das eigenthümliche Wesen, das ihn vor allen Geschöpfen auszeichnet, vorzugsweise zu pflegen, zu bilden und zu entwickeln. Schon hiedurch wird das Verhältniß der beiden Hauptzweige alles Wissens, der Erkenntniß, die sich auf die Natur, und derjenigen, die sich auf den Menschen unmittelbar, und auf die Darstellung seines Wesens bezieht, im Allgemeinen bestimmt. Daraus wird sich denn auch der Gang ergeben, welcher bei dem Unterrichte befolgt werden muß. Der Anfangspunkt alles Unterrichts ist die Sprache, nicht nur, weil sie das Organ aller geistigen Wirksamkeit ist, sondern weil sie zugleich das erste Geisteserwachen und den eigentlichen Anfang alles innern Lebens im Menschen beurkundet. Durch die Sprache offenbart selbst das hilflose Kind seinen höhern Ursprung, und übt dadurch, noch fast bewußtlos, seine geistige Kraft. Was also nach dem ewigen Gesetze der Natur als die erste Thätigkeit der Vernunft sich ankündigt, daran muß auch der Unterricht, welcher auf eine naturgemäße Weise die menschlichen Anlagen entwickeln soll, angeknüpft werden. Indem das jugendliche Gemüth stufenweise die Vorstellungen und Begriffe aufnimmt, welche in der Sprache enthalten sind, wird es eingeführt in die eigenthümliche Denkweise seines Volks, und es wird dadurch diejenige Richtung in der geistigen Entwickelung begründet, welche allein berechtend für das Leben werden kann, nämlich das Streben, alle Erkenntniß auf das Vaterland zu beziehen, und dieses als den Mittelpunkt zu betrachten, worin alles höhere Wissen sich vereinigen muß. Wenn mit diesem blos erläuternden Unterricht in der Sprache, welcher bis zum ersten Lebensabschnitte (dem siebenten Jahre) fortgeführt wird, sysiterhin eine ähnliche Erläuterung der äußern Naturerscheinungen

Digitized by Google

hinzutritt, so wird allmälig der sinnliche Verstand jene Selbstständigkeit erlangen, die nothwendig ist, um nicht sklavisch fremde Ansichten und Ueberzeugungen aufzunehmen. Daher wird erst von dieser Zeit an der öffentliche Unterricht beginnen können, indem die reine Verstandesentwickelung der Leitung des Aeltern anheim fällt. Die beiden Hauptrichtungen, welche wir für alle Erkenntniß festgestellt haben, wird nun auch der öffentliche Unterricht verfolgen müssen, wobei nur, gemäß dem Grundgesetze der menschlichen Natur, die Richtung auf das Innere beständig vorherrschen muß. Das Thier nämlich wird beherrscht durch die Sinnenwelt, und Lust und Schmerz, in so fern sie dem Instinkt nicht entgegentreten, leiten seine Thätigkeit. Der Mensch aber soll durch Freiheit des Geistes die sinnlichen Eindrücke beherrschen, und indem er die äussern Wahrnehmungen mit seinem geistigen Wesen durchdringt, sich des Stoffes bemeistern.

Daher wird, in Beziehung auf die äussere Natur, die Grundlage alles Unterrichts diejenige Wissenschaft sein, welche die Grundbestimmungen der Körperwelt enthält, und selbst das Produkt des abstrahirenden Verstandes ist, die Mathematik. Denn nach dem allgemeinen Gesetze der Zahl und Form faßt der Geist alle Naturerscheinungen auf. An die Grundlehren dieser Wissenschaft soll sich die systematische Anordnung der verschiedenen Naturgegenstände reihen, zuerst der lebenden Wesen, als welche den Menschen am nächsten stehen, dann weiterhin der übrigen Gattungen, der Pflanzen und der Fossilien, bis endlich der Unterricht zur besondern und allgemeinen Betrachtung der Erde und des gestirnten Himmels emporsteigt. Dies Alles jedoch nur in Umrissen, und, wie bei jeder Art von Unterricht vorausgesetzt wird, vorzüglich die Selbstthätigkeit erregend und belebend, weil eben die freie Entwickelung des Geistes aller Erziehung Zweck und letztes Ziel ist. Gleichwie die Zahl und Größenlehre die Grundlage ist alles Unterrichts über die äussere Natur, so der Sprachunterricht aller derjenigen Wissenschaften, welche das Innere des Menschen zum Gegenstande haben. So wie die unendliche Fülle sinnlicher Erscheinungen unter den allgemeinen Gesetzen der Zahl und Form begriffen wird, so das ganze Reich der Gefühle und Gedanken durch gegliederte Laute und diesen entsprechende Zeichen; und so wie durch tieferes Eindringen in die Natur der Zahl und Form sich uns die Gesetze des Weltbaues offenbaren, so erkennen wir durch die Forschungen im Gebiete der Sprache die Grundgesetze des menschlichen Geistes. Also nicht bloß ist sie die nothwendige Bedingung aller geistigen Entwickelung, in so fern selbst das Denken ein Selbstgespräch der Seele ist, sondern sie wird auch der eigentliche Maasstab aller geistigen Höhe und Tiefe sein, das heißt, je ausgebildeter ein Volk ist, desto vollkommener wird auch der Ausdruck seines geistigen Lebens, seine Sprache, sein. Die Fülle und Lebendigkeit der Phantasie, die Tiefe des Gefühls, der Reichthum an Begriffen wird in der Sprache sich abspiegeln. Mit Recht also werden die Sprache und die Mathematik als Grundpfeiler alles geistigen Entwickelung hingestellt, und nur auf dieser Grundlage können die übrigen Wissenschaften aufgebaut werden. Allein während die Mathematik aus einer einseitigen Richtung des Geistes hervorgegangen ist, sind in der Sprache, als dem eigentlichen Spiegel des geistigen Lebens, alle Strebungen der Geisteskraft vereinigt. Die ganze unendliche Reihe von Gefühlen und Begriffen, von dem ersten Schmerzlaut des Kindes bis zum tiefsten Gedanken des Weisen, findet in der Sprache ihren Ausdruck. Sie ist das geistige Band, welches die früheste Jugendzeit eines Volkes mit der männlichen Reife späterer Jahrhunderte zusammenknüpft, und während sie in ihrer Wurzel der fernsten Vergangenheit angehört, ist sie das von jedem Menschenalter neu geschaffene Abbild seines Innern, und das freie Erzeugniß seiner geistigen Kraft. Somit vereinigt sie in ihrem Werden und Fortbilden die beiden Hauptseiten aller höhern Wissenschaften, die philosophische und die historische, die auch im Unterricht aus ihr gerade am zweckmäßigsten entwickelt werden.

Der Verfechtung klassischer und humanistischer Studien stellt sich aufs passendste zur Seite die Einladungsschrift des Professors und Rektors, Hrn. Rudolf Hanhart, mit ihren erfreulichen Erinnerungen an Friedrich August Wolf und an seine foetbauernden geoßen Verdienste um jene. Die Pietät eines dankbaren Schülers drückt sich in der merkwürdigen Schrift, nicht im eigenen Namen allein nur, sondern auch in dem vieler Schweizer aus, die der große Alterthumsforscher und kräftige Jugendbildner, während ihrer akademischen Jahre in Halle und Berlin, seiner besondern Liebe gewürdigt hatte. Was der ehewürdige Lehrer durch seine Vorlesungen, durch die Leitung des philologischen Seminariums, durch seinen Umgang mit Studirenden und durch guten Rath in seinen Schriften, mit Ausdauer und seltener Kraft geleistet hat, und was von zahlreichen Schülern, die in seinem Geiste foetwirken, für eine durchgreifende Besserung des Schulwesens gethan ward, stellt Herr Hanhart in erhebendem Bilde dar.

„Gleich den edeln Römern (so deutet seine Denkschrift sich unter anderm aus), die im Umgange mit Jünglingen das Glück ihres Lebens gefunden, hat sich Wolf Jedem hingegeben, der bei ihm Belehrung und

Digitized by Google

Ermunterung suchte. Es ist buchstäblich wahr, daß er solche auf ihrem Zimmer besucht und auf kleinen Wanderungen in der Umgegend das durchgesprochen, worüber sie belehrt zu werden wünschten. Tausende von Stunden, die ein Ritter Michaelis zu seinem selbsteigenen Nutzen verwendet, hat Wolf dem edeln Zwecke geopfert, die Lernbegierigen durch mündliche Unterhaltung für ihr wichtiges Lebensgeschäft vorzubilden, und ihnen so, im eigentlichsten Sinne des Wortes, Leiter zu werden auf ihrer Lebensbahn. Und wie Viele werden sich, wenn sie seiner gedenken, mit Rührung erinnern, daß er ihnen noch mehr geworden. Kein Undank hielt ihn ab, durch Aufopferung seiner Ruhestunden, durch Mittheilung von Rath, durch Ueberlassen von Büchern den möglichsten Nutzen zu stiften. Ich habe ihn selbst bei den Antiquaren mehr als einmal getroffen, wo er seine Bücher wiederkaufte, welche die leichtsinnigen Leiher zu Gelde gemacht hatten. So große Scheu er übrigens vor dem Briefwechsel trug, da er auf mündliche Vorträge und Unterhaltung mit den ihm werth gewordenen Studirenden sich gern beschränkte, dennoch vergaß er selbst der Entfernteften nicht. Ich war hocherfreut, als er bei seinem Besuch in der Schweiz mir die Schweizer nannte, zu denen er väterliche Liebe trug; noch mehr, als er den Wunsch äußerte, Alle an ihrem Wohnorte zu besuchen. Seinen ehemaligen Schülern in Zürich war sein Aufenthalt eine festliche Zeit, und von Frankfurt bis dorthin glich seine Reise einem Triumphzuge, da ihn überall die dankbare Liebe empfing und begleitete.

„Als er durch das Unglück der Zeit und die Furcht vor einer ausländischen Regierung im Jahr 1806 aus seinem lichen Halle vertrieben und seine pädagogische Wirksamkeit gehemmt wurde, fand er nicht einmal den Trost, der andern Männern unter ähnlichen Umständen geblieben, durch literarische Arbeiten für seine Zwecke thätig zu sein. Vieljährige Sammlungen (sie hätten zur Herausgabe von mehr als dreißig Bänden ausgereicht) wurden ihm von einem (wie Wolf versicherte) sehr kundigen Beurtheiler des Besten entwendet, nebst den werthvollsten Büchern. Die Verleumdung und der im Stillen geschäftige Neid vermehrten die Mißstimmung. Aber die Gründung der Berliner Universität gab ihm Gelegenheit, sich neue Verdienste um die Lehranstalten zu erwerben, obgleich seine Ideen über akademische Einrichtungen und Aufhebung des gelehrten Zunftwesens nicht verwirklicht werden konnten. Er kehrte nun, Gesundheit halber, jedoch nicht mehr mit der frühern Hallischen Ausdauer, zu seinem Lehrgeschäfte zurück, und wußte auf vielfache Weise den Schulmännern oder den für solche Aemter sich Vorbereitenden nützlich zu werden. Wenn die Zahl seiner Zuhörer in Berlin zuweilen sechsmal geringer war, als einst in Halle, so ist es doch keineswegs dieses Zahlverhältniß gewesen, was den Lehrlustigen entmuthigte; denn wie einst Johannes Müller in Bern und Kassel, sah Wolf unter seinen Zuhörern eine Anzahl verehrter Männer aus dem Stande der Krieger und Staatsdiener. „Aber diese Leute", sagte er mir mit Unmuth, „haben nur Unterhaltung, nicht Belehrung gesucht, und sie tragen die Sache nicht weiter." Ein schönes Wort, das uns das Innere des Lehrers aufschließt, der in seinen Schülern forterleben will, und die Verbeßerung der Lehranstalten unverrückt im Auge behält.

„Durch freie Ergießungen seines Herzens, das warm schlug für alles Edle und Große, wurden die Zuhörer, die ihn näher kannten, nicht überrascht, aber oft ergriffen und erquickt. Die Bildung zur Humanität war ihm nicht ein Amtsgeschäft, es war eine Herzenssache. Wenn sein zermalmender Witz verwundete, so hatte gewiß das Herz keinen Theil daran. Er soll selbst einmal sich hierüber geäußert haben: es gebe eine Malice des Kopfes und eine Malice des Herzens; von der letztern spreche er sich völlig frei. Wer ihn sah und hörte in dem Augenblick, wo seine Seele sich aufschloß, dem bleibt stets unglaublich, was die böse Welt ihm beimißt; er hält sich lieber an so Vieles, das ihm und Andern bekannt ist, und was Allen klar vor Augen liegt. Was er im Verborgenen Gutes gethan, ist gegen seinen Willen nicht undekannt geblieben. Die Zeugen leben; sie werden antworten auf jede Verunglimpfung seines Namens. Mir kömmt es nicht zu, ihn rechtfertigen zu wollen, wo er es nicht bedarf. Am wenigsten möchte zu den Erinnerungen an seine Verdienste die Hindeutung auf Mißverständnisse gehören. Er selbst hat es als kleinliche Bemühung erklärt, Mißverständnisse über Meinungen anzuzeigen, da Meinungen an sich so kleine Dinge sind. — Was thut indessen nicht, fügt er hinzu, die gemeinschaftliche Liebe zu kritischen Untersuchungen, sie, die uns so manches Kleine um und neben uns wichtig macht, was, mit den großen Weltkörpern über uns verglichen, bis zum Lächerlichen winzig erscheint.

„Wünschenswerther, als dergleichen Erörterung, mag denen, die ihn aus seinen, für ein großes Publikum interessanten Aufsätzen kennen lernen wollen, die Hinweisung auf seine vermischten Schriften (Halle, 1802) sein, und auf die besonders gedruckte Vorlesung „über eine milde Stiftung Trajans." Die inhaltschwere Schrift: „Ueber ein Wort Friedrichs II von deutscher Verkunft (Berlin, 1811)", wird keinen Leser unbefriedigt lassen, dem die Forderung deutscher Sprache und Literatur und ihr Aufblühen als würdige

Digitized by Google

Angelegenheit eines Gebildeten erscheint. — Jünglinge endlich, die gern guten Rath von dem Manne hören, der fast ein halbes Jahrhundert für sie gelebt, werden schon in der Vorrede zum ersten Abdruck der Odyssee (Halle, 1784), und in einer Reihe von Programmen, die in der anmuthigsten Form sehr ernste und aus einem edeln Herzen fließende Ansprachen an Studierende enthalten — alle in den vermischten Schriften gesammelt — den väterlichen Freund finden, dessen Rathschläge Keiner ohne den innigsten Dank für sein Wohlmeinen befolgt, dessen Warnungen Keiner ohne Reue verachtet hat."

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Literatur.

Deutsches Museum, herausgegeben von Ernst Münch, in Verbindung mit deutschen, schweizerischen und elsäßischen Gelehrten. Freiburg, 1824 und 1825. Bei Friedrich Wagner.

Gerade weil diese Zeitschrift nicht, wie sie es verdiente, in der Schweiz bekannt geworden, finden wir uns bewogen, unsern Lesern eine gedrängte Uebersicht von dem Inhalt und dem Streben derselben zu geben. Blätter unter dem Namen deutschen Museen haben schon mehrere bestanden, in verschiedenen Perioden und Formen, und einige derselben haben bekanntlich selbst in der deutschen Literaturgeschichte Namen und Bestand genommen. Diesen schließt sich vorliegende Zeitschrift an. Sie macht um so mehr Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Gebildeten unsers Vaterlandes, da in ihr literarische Verbindung und wissenschaftlicher Verkehr mit der Schweiz gesucht und angestrebt wird, was vor einigen Jahren unserer Seits das gehaltvolle neue schweizerische Museum sich zum Ziele gesetzt hatte.

Ueber den Geist und Zweck des deutschen Museums sprcht sich sein trefflicher, geistig unermüdet thätiger, und bereits durch mehrere gelungene Arbeiten ausgezeichneter Herausgeber auf folgende Weise aus:

„Diese Zeitschrift soll kein bloßes Magazin, angefüllt mit Aufsätzen aller Art, ohne innere Einheit und höhern Zweck, sie soll aber auch nicht die Firma eines literarischen Verbindungsses zu irgend einem vorgefaßten Zwecke, der der Mißdeutung fähig wäre, werden; sondern eine ernste, allgemein vaterländische und rein-wissenschaftliche Tendenz soll ihr zum Grunde liegen: sie soll von den Wackersten der Nation zerstreute einzelne Früchte sammeln und ein Band der Freundschaft für gleichgesinnte Geister, ein Altar des Vaterlandes und der Wissenschaft werden, auf den nur Solche eine Gabe legen, welche Vaterland und Wissenschaft mit reinem Herzen und Geiste, ihrer selbst und ihres angebornen Werthes willen lieben, nicht aber, weil sie ihre Diener bezahlen und ernähren; nur solche, welchen die Wissenschaft in ihrer Reinheit das ächte und einzige Leben, und „die Unsterblichkeit ein großer Gedanke, des Schweißes der Edeln werth" ist, und die ihre Priesterweihe mit dem Opfer ihres Lebens zu erringen trachten; die, weil sie selbst würdig und groß gesinnt, in der Geschichte, wie in allem übrigen Forschen, nur das Würdige und Große suchen, dasselbe nicht zum schmutzigen Soldienst in dem Krieg ihrer Leidenschaften dingen, und die Wahrheit freventlich entstellen, sondern in ihr den ächten Diamant, wie er vorlag und vorliegt, roh oder geschliffen, mit Zusätzen und Schlacken der Zukunft überliefern, weil die Wahrheit höher ist, als jeder Sieg der Parteien im Leben. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, wird man einer liebLosen Polemik, die über der Leidenschaft des Herzens den wahren Gewinn und die Förderung der Wissenschaft vergißt, keine Stätte einräumen, eben so der eigentlichen Politik nicht, welche durch den Streitlärm der Faktionen die ruhige Ansicht der Dinge trübt, und je bei dem Uebergewicht der einen Partei über die andere, durch den Uebermuth des Siegers und die Erbitterung der Ueberwundenen, entweder schmeichelnde Huldigung und Knechtswort, oder die gefahrvolle Krone des Märtirthums für sich begehrt, wo es so leicht ein für die Wissenschaft im eigentlichen Sinn errichtetes Gebäude mit dem Bauenden zugleich in den Tagen des Sturmes zertrümmert."

Und wirklich mit der Vorsicht und Gewandtheit, wie der Herausgeber, haben nur Wenige die Zeit beachtet und ihre gefährlichen Klippen vorbeigesteuert, ohne deswegen dem Interesse und der Wahrheit was zu vergeben. Eine kurze Anzeige der vorzüglichsten Gegenstände, welche im deutschen Museum behandelt worden, wird unser Urtheil bewähren. Es sind bis jetzt anderthalb Jahrgänge, oder neun Hefte, herausgekommen.

Im ersten Jahrgange:

Agrippa von Nettesheim, philosophische Ansichten von der Wissenschaft und dem Leben seiner Zeit, vom Herausgeber.

Ueber das altgermanische Volksleben, von W. Menzel.

Ueber Hermann von Stahleck, von Deuber.

Bruchstücke aus der noch ungedruckten Geschichte Ritters Franz von Sickingen, vom Herausgeber.

Ein noch ungedruckter Brief Napoleons, die Schlacht von Dresden betreffend.

Die Schlacht von Kappel und Zwingli's Tod, von Vögelin.

Ueber Snorre Sturlusons Heimskringla, vom Herausgeber.

Digitized by Google

Ungedruckter Brief Saladins an Kaiser Friedrich I.

Die allemanischen Brüder, von Walchner.

Die Kortes von Lamego, vom Herausgeber.

Der Eidsgenossen Bündniß mit Frankreich im Jahr 1521, von Hottinger.

Klagen eines deutschen Patrioten aus dem siebenzehnten Jahrhundert über Sprach- und Sittenverderbniß, nebst Moscherosch's Biographie, von Weick.

Zur Karakteristik von Gustav Adolph dem Großen von Schweden.

Die alte Nordlands-Sage von Helgo, dem Hundingstödter, von Henne.

Die politischen Ereignisse vom Jahr 1820, oder Gestaltung des konstitutionellen Lebens in Spanien.

Ueber die Bedeutung des Worts Philosophie, von den ältesten bis auf die neuern Zeiten, von Carove.

Auf welche Weise Freiburg im Uechtland an die Eidsgenossen gekommen, von Baumgartner.

Das deutsche Reich auf der Höhe des Mittelalters, eine Karakteristik, von Menzel.

Ein Blick auf die Helden Deutschlands, und ihre Zeit, während der Periode des ersten französischen Uebergewichts in Europa, vom Herausgeber.

Im zwölften Jahrgang:

Die Alterthümer Aegyptens nach den Resultaten der bis zum Jahr 1823 gemachten Entdeckungen, von Walchner.

Ueber die erdichtete Schenkung Konstantins. Beitrag zur Literatur und Kritik der Quellen des kanonischen Rechts und der Kirchengeschichte, vom Herausg.

Kosciusko. Nikolaus Machiavelli und seine Werke.

Torquato Tasso's Ansichten über die im Jahr 1585 entstandene Empörung in Frankreich, über die Ursache, die sie veranlaßt, und das Ende, welches sie nehmen kann.

Aus welchen Gründen werden gegenwärtig Klopstocks Dichtungen im Allgemeinen mit so wenigem Interesse gelesen?

Ueber die Epistolae obscurorum virorum, und ihre wahrscheinlichen Verfasser.

Betrachtungen über Amerika und England.

Wir haben hier nur bloß eine Reihe der größten und bedeutendsten Aufsätze namhaft gemacht, um eine Idee von dem Reichthum und der Wichtigkeit des Inhalts dieser historisch-philosophischen Zeitschrift zu geben. Wir bedauern, daß der Mangel an Raum uns nicht gestattet, zu zeigen, wie geistvoll und lehrreich fast alle diese Gegenstände behandelt und durchgeführt sind. Eine noch größere Zahl kleiner Aufsätze, Notizen, Kritiken und Beiträge zur Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart schließt sich an die größern Massen in gefälliger Ordnung und Mannichfaltigkeit an. Durchs Ganze geht, zwischen den verschiedenen Mitarbeitern in Hinsicht auf Wahl des Stoffs und Darstellung, eine Art von harmonischem Wetteifer, so daß wir nicht anstehen können, diese Zeitschrift für eine der interessantesten und gehaltvollsten zu erklären, welche gegenwärtig in deutschen Landen herauskommen.

Mit Bedauern und Besorgniß haben wir nun aber seit einiger Zeit eine Unterbrechung der sonst so genauen Lieferungsfolge der Hefte wahrgenommen. Der Herausgeber selbst hatte schon früher einmal geklagt, daß er vielfach mehr ermuthigt, als ermuthigt wurde, und Mühe habe, mit den paar nahen, und einigen entfernten Freunden die Sache zu halten. Es wäre zu wünschen, daß anerkannt werden möge, daß die Sache, welche in dieser Zeitschrift ist aufgefaßt und gepflegt und gehegt worden, wirklich nicht bloß Sache des wackern Herausgebers und seiner Mitarbeiter ist, sondern ihrer Natur nach wirklich gerechten Anspruch auf rege und allgemeine Theilnahme und Unterstützung der Deutschen diesseits und jenseits des Rheins machen darf. Wir schließen daher diese flüchtige Anzeige der neun bis jetzt erschienenen Hefte des deutschen Museums mit dem Wunsche, in welchen gewiß Alle, welche die Zeitschrift selbst kennen gelernt haben, einstimmen werden, daß der unverweilten Fortsetzung derselben doch keine Art Hinderniß im Wege stehen möge!

F.

Nordamerikanische Literatur.

An exposition of the dangers of interment in cities. — Darstellung der Gefahren der Beerdigung in den Städten. Nebst mehrern Bemerkungen über die Beerdigungsgebräuche bei den Hebräern, den Griechen, den Römern und den ersten Christen, u. s. f. Im Auszuge der Werke Vicq d'Azyr's und des Professors Scipio Piattoli zu Modena, herausgegeben und vermehrt von Felix Pascalis, D. M. New-York, 1823. Ein Band in 8. von 167 Seiten.

Dies Werk zerfällt in fünfzehn Kapitel, welche enthalten: 1. eine allgemeine Beschreibung der verschiedenen Beerdigungsgebräuche im Alterthum; 2. Gebrauch, der Hebräer, ihre Todten in einer gewissen Entfernung von den Wohnungen zu begraben; 3. Todtenzeremonien bei den Griechen; 4. bei den Romern; 5. bei den ersten Christen; 6. und 7. Einführung des Gebrauchs, die Todten in den Stadten und Kirchen zu beerdigen; 8. Verordnung des Erzbischofs von Toulouse, hinsichtlich dieses Gebrauchs; 9. neuere Verordnungen gegen diese Beerdigungen; 10. ärztliche Nachforschungen über die Gefahren dieser Beerdigungen; 11. Thatsachen und Beobachtungen, wodurch die gefährlichen Folgen der thierischen Verwesung bewiesen werden; 12. chemische Erklärung der Ursachen, welch,

Digitized by Google

die Atmosphäre vergiften; Tod gravide der Stadt New-York, in Hinsicht auf den öffentlichen Gesundheitszustand; 14. Widerlegung der Beweisgründe gegen das Verbot der Beerdigung im Innern der Städte; 15. Plan und Beschreibung einer allgemeinen Begräbnißstelle, oder eines Polyandriums. — Die Alten scheinen die gefährlichen Wirkungen, welche die Verwesung der Kadaver hervorzubringen im Stande ist, sehr wohl gekannt zu haben. Die Gesetze von Delos verboten, im Innern der Insel weder einen Todten zu begraben, noch sogar ihn zu verbrennen. Die Aegyptier, die Perser und andere Völker der Vorzeit, hatten ähnliche Gesetze. Noch nach der Einführung des Christenthums betrachteten es die Hebräer, Griechen und Römer, als eine unumgängliche, von ihren religiösen Lehrsätzen und ihren bürgerlichen Verfassungen ihnen aufgelegte Verpflichtung, ihre Todten außerhalb ihrer Wohnorte zu beerdigen. Ein Gesetz der zwölf Tafeln verbietet, wie das zu Delos, keinen Leichnam in der Stadt zu begraben oder zu verbrennen. *) Erst zu Ende des vierten Jahrhunderts fühlten Stolz und Dummheit diesen gefährlichen Gebrauch ein, der ausdrücklich durch das theodosische Gesetzbuch verboten war. **) — In einem Zeitraum von zwölf Jahren, von 1812 bis 1823, sind zu New-York 33,945 Menschen auf den verschiedenen Begräbnißstellen beerdigt worden. Der Vorschlag des Verfassers, zur Erbauung eines Polyandriums, ist von den Behörden angenommen worden, und soll nun unverweilt in Ausführung gebracht werden.

*) Hominem mortuum in urbe, ne sepelito neve urito. *Cicero*, de Leg., lib. II. No. 25 et 26.

**) Omnia quae supra terram clausa vel sarcophagis corpora detinentur, extra urbem delata ponantur, ut et humanitatis instar exhibeant et reliquant incolarum domicilio sanctitatem *Muratori*. — Nimirum ne cadavera pestiferis exhalationibus urbem inficerent, neve cum incolarum viventium salute fetor mortuorum corporum conspiraretur. (Aned. B. I. D. 3.)

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Moskau, Mai.

Der Professor Boldyrew hat vor Kurzem eine arabische Kreestomathie, die erste, welche jemals in Rußland gedruckt worden ist, herausgegeben. Sie ist achtzig Seiten stark und enthält: 1) arabische Sentenzen; 2) historische Bruchstücke aus der Kreestomathie Sacy's; 3) Fabeln aus den Büchern Kalila und Dimna; 4) einige kleine Poesien aus der Anthologie Hamtreels. Mit Ausnahme des Titels und der Vorrede in russischer Sprache, die gedruckt sind, ist alles Uebrige lithographirt, weil unsere Universitätsbuchdruckereien keine arabischen Karaktere hat. Es ist auffallend, daß man sich nicht der Schrift bedient hat, welche die asiatische Akademie zu Petersburg besitzt, wodurch viel Kostenaufwand hätte vermieden werden können. Man ist, wie ich vernehme, eben damit beschäftigt, eine andere arabische Kreestomathie, vom Professor Henzi zu Dorpat, zu Petersburg zu drucken.

Man hat unlängst nahe beim Maloy-Kraykoy-Strom, in der Gegend, wo, wie man vermuthet, die alte Stadt Thana gelegen war, einen Spiegel von Bronze, mit einer russischen Inschrift bedeckt, gefunden. Er befand sich in einem Tumulus, auf der Brust eines Skelets, nebst einigen andern Gegenständen. In dem „europäischen Boten" (No. 12. Jahrg. 1824), der bei uns erscheint, befindet sich eine Zeichnung und kurze Beschreibung desselben, nebst derjenigen mehrerer andern Sachen, die man zu verschiedenen Zeiten aufgefunden hat. Wenn man den achten Band der „Denkwürdigkeiten" unserer Akademie der Wissenschaften jenes Artikels hätte zu Rathe ziehen wollen, so würde man die Irrthümer vermieden haben, in welche man bei dieser Gelegenheit verfallen ist. Der zehnte Band der Denkwürdigkeiten, der so eben die Presse verläßt, enthält eine kleine Sammlung kufischer, bisher unbeschriebener Münzen, die meistentheils vom größten Interesse sind. Man hat sie in den Trümmern des alten Kerson ausgegraben, und sie gehören jetzt zu einem Kabinete, welches einer unserer reichsten Mitbürger gebildet hat.

Petersburg, Mai.

Die Leitung des orientalischen Instituts ist dem Staatsrath Adelung übertragen worden. Ueberdieß ist ein Lehrer, Djafar Turchibaschew, dieser Anstalt beigesellt worden, um die Zöglinge in der persischen Sprache zu unterrichten. Diese beiden Maasregeln können dem neuen Institute, das im Jahr 1823 gestiftet worden ist, nur zum Vortheil gereichen. Außer demselben haben wir auch noch ein anderes, das neben vielen andern Gegenständen auch für die Erlernung der orientalischen Sprachen bestimmt ist, und über welches Sie wahrscheinlich noch keine nähern Nachrichten erhalten haben. Der Kaiser hat nämlich, zu Anfang 1824, die Statuten einer Militärschule gebilligt, die zu Odessa unter dem Namen „Richeljeuff-Schule" errichtet worden ist. Sie ist für Kinder bestimmt, deren Väter sich noch im Dienste befinden, für die Kinder der Asiaten am Ural und für andere Personen. Vierzig Zöglinge werden von den Einkünften der Anstalt unterhalten; die übrigen müssen eine geringe Entschädigung zahlen. Theisten und Musikmänner werden besonders in ihren Religionsmeinungen unterrichtet; der andere Unterricht ist gemeinschaftlich; die körperliche Nahrung wird ihnen jedoch besonders gereicht. Der Unterricht besteht: in der Religion, der biblischen Geschichte, den russischen, arabischen, tartarischen Sprachen; in der Universal-Moral, in der allgemeinen und russischen Geschichte, in der Geographie, Naturgeschichte, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie, Militär-Baukunst, den Artilleriewissenschaften und den militärischen Uebungen. Der Unterricht dauert sechs Jahre. Die Zöglinge werden in drei Klassen geschieden. Der

Digitized by Google

Oberstlieutenant vom Genie, v. Gruß, ist zum Direktor dieser Schule ernannt worden.

Alterthümer.

— Das Alphabet der Inschriften von Persepolis ist noch eins von jenen des Alterthums, welche man bis jetzt nicht vollkommen hat entdecken können, obgleich mehrere gelehrte Nachforschungen bereits der Lösung dieser Schwierigkeit die Bahn gebrochen haben. Tychsen, Munter, Silvestre de Sacy, Hager, Lichtenstein, Grotefend und Saint-Martin haben sich lange damit beschäftigt, und die beiden Letztern scheinen mit Bewußtsein einige Theile davon entdeckt zu haben. Bis 1825 gehörten die positiven Resultate Grotefend allein an, und wurden nur später in einigen Punkten von Saint-Martin getheilt.

— Es gab im Alterthum ein Phänomen, das zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit unterrichteter Männer und der Freunde des Wunderbaren erregt hat, nämlich die sonderbare Eigenschaft, welche die Statue des Memnon hatte, einen Laut von sich zu geben. In der ganzen alten Geschichte ist nichts bestrembender und auch zugleich nichts besser außer Zweifel gestellt, als dieß diese Thatsache. Die Physik und die Mythologie jener Zeit erklärten sie folgendermaßen: „Memnon, Aurora's Sohn, erfreut seine Mutter wieder zu erblicken, begrüßt sie jeden Morgen, bei ihrer Erscheinung auf der Erde, mit einem langen, melodischen Schrei.“ Die Physik unserer Tage kann diese poetische Erklärung nicht annehmen; aber deshalb bleibt die Sach nichtsdestoweniger immer dieselbe. Die Geschichte sowohl, als zahlreiche griechische und lateinische Inschriften, womit die Zeugen von der Wahrheit dieses Phänomens den ganzen untern Theil des Kolosses überdeckt haben, lassen keinen Zweifel mehr übrig. Griechische und römische Reisende in weit von einander entfernten Zeiträumen, ägyptische Präfekten, Konsuln, Fürsten, Kaiser und andere Personen von hohem Range und besonderer Autorität, bezeugen, daß sie die Stimme Memnons, in der ersten Stunde des Tages, oder bald nachher, aufs Deutlichste gehört haben. Ich habe mehrere dieser Zeugnisse eingesammelt; aber ich führe sie hier nicht an, weil man darüber viel bessre und zweckmäßigere Proben, Jahrsinhalte und die Beschreibung von Theben von Jomard und Devilliers, wo sich alle noch lesbaren Inschriften vorfinden, zu Rathe ziehen kann. — Nach den Alten war die Stimme dieser von der Sonne berührten Bildsäule ein wohlklingender Krach, wonach ein leise verhallendes, melodisches Geräusch vernehmbar wurde. Das also mußte erklärt werden, und wenn man sich auf bestimmte Beobachtungen berufen könnte, so würde es eben nicht so schwer sein, dies Phänomen auf eine ganz natürliche und befriedigende Weise aufzudecken. Diese archeologische, physische und mineralogische Frage konnte der Gegenstand einer sehr interessanten Dissertation werden. Sollte es nicht wahrscheinlich sein, daß die Wirkung der glühenden Sonnenstrahlen auf die von der nächtlichen Feuchtigkeit ganz übergossene Bildsäule, die alle Poren des feinkornigten Sandsteins durchdrungen hatte, durch die schnelle Trocknung derselben und durch die Ausdehnung der ganzen großen Masse diesen Laut hervorzubringen im Stande gewesen wäre? —

— Der Kapitän Clifford hat ein berühmtes Papyrusmanuscript nach England gebracht, das einen Theil der Homerischen Ilias enthält. Man hat es in der Elephantenmühl in Oberägypten gefunden. Wahrscheinlich ruhte es auf dem Jahrhundert der Ptolemäer her. Es gehört dem Herrn Banks auf der Universität Cambridge und wird ihm von einem jungen Franzosen zugesendet, der auf seine Kosten reiset. Man erwartet nun die Entwickelung dieser kostbaren Handschrift.

— Man hat in England ein Gemälde von Hogarth entdeckt, das man längst verloren glaubte. Es stellt Garrick, bei der Probe eines neuen Stücks, dar. Man bemerkt auch darauf die Bildnisse der Mistris Abington, der Mis Pope, Macklins, Palmers u. A. Dies kostbare Werk gehört dem Buchhändler Wbrathbey.

— Der Kapitän Gordon, von der englischen Marine, der dem Hause des Nils entgegengereiset war und bis zu den Quellen des Bahr-el-Abiad vordringen wollte, ist zu Bilket-Medinet, eine Tagreise von Sennaar, gestorben. Dieser Verlust eines ausgezeichneten Mannes, dem es weder an Kraft noch an Kenntnissen gebrach, sein Unternehmen auszuführen, kann nicht genug bedauert werden.

— Die Universität Göttingen hat sich wahrscheinlich nie in einem blühendern Zustande befunden, als dem jetzigen. Die Zahl der Studenten beläuft sich über fünfzehnhundert; und seit der Gründung (im J. 1734) ist sie nie so berühmt gewesen. Die Einkünften sind fast aus allen Ländern Europa's, und selbst aus den vereinigten Staaten von Nordamerika und aus Brasilien. Die Universität verdankt diesen großen Wohlstand, nächst der geistlichen Freiheit, die dort herrscht, den vielen gelehrten Männern, die daselbst lesen, und den vortrefflichen Anstalten, wie z. B. der Bibliothek, dem botanischen Garten, der Sternwarte, den Spitälern u. s. f.

— Man hat bisher nur wenig bestimmte Nachrichten über die französische Guyane gehabt. Die Schrift des Deputirten dieser Kolonie, Roure, gibt darüber ein größeres Licht. Gedeihlich wird die franz. Guyane durch den Oyapockstrom von den portugiesischen Besitzungen getrennt und westlich durch den Maroniafluß von der holländischen Guyane. Nördlich wird sie durch das Meer begrenzt und südlich sind die Gränzen unbestimmt. Die Hauptstadt Cayenne liegt unter 4° 56′ nördlicher Breite und 54° 35′ westlicher Länge. Es regnet jährlich acht oder neun Monate lang, von Anfang Novembers bis Ende Juni, Manchmal hat man drei Wochen lang schönes Wetter im März. Es fällt gewöhnlich 136 Zoll Regen jährlich daselbst, aber viel mehr noch im Innern des Landes. Das Land ist nichtsdestoweniger gesund. Die weiße Bevölkerung beläuft sich 1825 Individuen, die der freien Neger aus 1632 und die der Negersklaven auf 13,200. Die eigentlichen Landeseingebornen haben sehr abgenommen. Man zählte ehemals siebenundzwanzig verschiedene Nationen vom Amazonenstrom bis Surinam; jetzt dürften kaum noch zweihundert Eingeborne davon vorhanden sein. Das Volk der Galibis war das zahlreichste.

— Der Improvisator Sgricci hat zu Florenz mit glänzendem Erfolg den Tod Maria Stuarts improvisirt, und dafür vom Großherzog eine Summe von 2000 Franken und eine fürstliche Pension von 2400 Franken erhalten.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 27. Zweiter Jahrgang 1825. 6 Juli.

Indische Skizzen.

Geschrieben für Diejenigen, die gern in ihrem Großvaterstuhl reisen.

Am 10 Juli 1818 warfen wir die Anker in der Rhede von Madras. Welche Veränderung der Szene, welcher Kontrast! Das waren nicht mehr die lachenden und bescheidenen Ufer Albions, von der einen Seite Rude und die kleinen dicht aneinander gedrängten Häuser mit ihren Rohr- oder Schieferdächern, und von der andern die hübschen Gärten und grünen Triften, die allmälig gegen das Innere des Landes hinaufsteigen; hier war Alles größer, Alles ernster. Auf einer weiten Ebene entwickelte Madras seine kolossalen Massen. Die Menge belebte das Ufer. Das Auge wurde zuerst von der regelmäßigen Bauart des Fort St. George, durch die reiche Architektur der Paläste und der Kaufmannsladen betroffen, die mit Säulen umgeben und mit Muschelkalk bedeckt waren, der so fein wie Marmor polirt werden kann. Fernerhin verweilten die Blicke auf der Stadt, deren ganze orientalische Gesammtmasse eine Menge von Pagoden, Minarets und Häuser mit flachen Dächern darstellt, die mit hohen Bäumen und zierlichen Gärten umgeben sind. Die ehemals unfruchtbare und öde Ebene, die jetzt mit den reichen Erzeugnissen der Kultur und Kunst überdeckt ist, zeigte sich von Gehölz überschattet und mit hübschen, wenig erhabenen Landhäusern geschmückt, welche beständig von den europäischen Kaufleuten bewohnt werden. Wendeten sich nun die Blicke gegen das Meer, so verweilten sie an den reizenden Wendungen der niedrigen Sandküste, die mit dem Schaum der sanftbewegten Fluthen überdeckt war. In der Rhede selbst war Alles Leben und Thätigkeit. Reichgeschmückte Yachten, schwerfällige Fischerboote und leichte Barken, mit ganz nackten Matrosen angefüllt, durchschnitten die Wogen nach allen Richtungen. Die Gesänge des Europäers, die an sein Heimathland erinnern, und die Gesänge der Wilden und der Eingebornen vermischten sich mit dem einförmigen Geräusche der Wellen und dem leisen Säufeln des Abendwindes.

Ich werde nie die unbekannten Empfindungen vergessen, die sich in meiner Seele bei dem Anblick eines andern Klima's aufregten. Je mehr ich mich dem Ufer näherte, um so mehr bezauberte mich der Luxus der Vegetation. Dort vermischte sich die breitblättrige Platane mit dem leichten Bambus, den der sanfteste Lufthauch bewegt. Der Kokosnußbaum, der seine Zweige den Winden überläßt, der hohe Palmbaum, mit den fächerartigen Blättern, die schattenverbreitende Aloe, der Areck mit zierlichem, zerbrechlichem Stamme, und der Brodbaum mit den geneigten Zweigen, umgaben die bezauberte und geheimnißvolle Grotte.

Vögel, wie man sie in Europa nicht sieht, zwitscherten ihre Lieder und nisteten in den Stämmen, oder auf den Gipfeln derselben Bäume, die mit Blüthen und Früchten zugleich überdeckt waren. Vor unserer Ankunft in der Stadt hatte uns der Regen erreicht und durchnäßt; aber die gute Aufnahme von Seiten unserer Landsleute entschädigte uns bald für

Digitized by Google

die Beſchwerlichkeiten der Reiſe. Bald ſah ein Jeder von uns ſich von fünf oder ſechs Eingebornen umringt, die ganz weiß bekleidet waren und rothe mit Gold beſetzte Turbane auf den Köpfen hatten. Sie trugen mit Smaragden verzierte Spangen an den Ohren und breite Silberringe an ihren Fingern. Dieſe wandernden Kaufleute bemühten ſich, unſere Neugier zu erregen und in unſern Augen die noch ungewiſſen Wünſche zu leſen. Dieſe boten uns perſiſche Teppiche und bengaliſche Gewebe, Jene Nachtdecken, die ſo fein und weich als Kaſchemirſchawls waren, an. Wir kauften Einiges, nur um uns ihrer zu entledigen, und ſuchten ſodann die Ruhe, deren wir ſehr bedürftig waren.

Das Leben von Madras iſt zu bekannt, als daß ich länger dabei verweilen ſollte. Eine Reiſe im Innern des Landes iſt ohne Zweifel viel intereſſanter, und ſie würde für den Reiſenden auch viel angenehmer ſein, wenn man nicht genöthigt wäre, ſehr früh aufzubrechen. Man ſteigt höchſtens eine Stunde vor Sonnenaufgang zu Pferde, und ohne ſich ſehr zu beeilen, beendet man ſeine Tagreiſe in demſelben Augenblick, wo die Sonne ihre glühenden Strahlen auszugießen beginnt. Ein unter einem kleinen Luſthäuschen bereitetes Frühſtück ſteht bei der Ankunft bereit. Das Nachtgezelt und die übrigen Reiſeſachen kommen ſpäter, von Ochſen getragen, an. Vor neun Uhr Morgens kann man bereits ſein Bad genommen haben, vollkommen angekleidet ſein, und, die Feder oder den Pinſel in der Hand, ſich des Vergnügens erfreuen, die Erinnerungen der Augen, oder die Gemälde der Einbildungskraft wieder auf dem Papier zu erzeugen. Leichte Matten, aus den wohlriechenden Wurzeln einer Gattung des Cuscus geflochten und rings um den Pavillon aufgehängt, ſchützen gegen die Gluth der Atmoſphäre, und beſtändig vom Winde bewegt, erfüllen ſie das Innere mit Friſche und Wohlgerüchen.

Während unſere Vorfahren, mit den Häuten der Bären und Wölfe bedeckt, in Höhlen und von der Jagd lebten, waren die Hindus dieſelben, wie heute noch. Ihre Fürſten ſchmückten ſich mit reichen Stoffen, ihre Turbane waren mit Edelſteinen verziert und ihre Wohnungen waren blendende Paläſte. Damals, wie heute noch, empfingen halbnackte, von Stolz aufgeblaſene Prieſter die Opfer der Gläubigen in ihren Tempeln von bebauenem Granit, und riefen das Volk zu eben ſo abgeſchmackten, aber noch viel pomphaftern religiöſen Zeremonien, als jetzt. Ihre Häuſer, ihre Geräthe, ihre Kleider haben ſich ſeitdem nicht verändert. Der Hindus bewäſſert noch ſein Land auf dieſelbe Weiſe, wie ſeine Vorfahren im grauen Alterthum. Entweder bewegt er mit dem Fuße ein Brett, das in horizontaler Richtung auf einer hohen Stange ruht, oder er ſchöpft in der von feuchtem Gebüſch beſchatteten Tiefe in lebernen Schläuchen das Waſſer, womit er ſeine Ochſen belaſtet, die es auf ſeine Gärten und Felder verbreiten, welche von unzähligen kleinen Graben durchſchnitten ſind.

Seine Kinder lernen, wie vor zweitauſend Jahren, durch die vom Lehrmeiſter im Sande geſchriebenen Buchſtaben leſen und, wie damals, auf trockenen Palmblättern ſchreiben und rechnen. Sein Weib vermahlt noch, mit Hilfe ihrer Nachbarin, das Korn in einem großen ſteinernen Mörſer, um ſich Mehl zu dem unverändert daſſelbe gebliebenen Mahle zu bereiten. In demſelben Bazar, der Tag und Nacht, wie eine immerwährende Meſſe, geöffnet ſteht, kauft er noch alle ſeine Bedürfniſſe auf dieſelbe Weiſe ein, vertauſcht er noch immer einen Gegenſtand für den andern, findet er noch immer Wucherer, ſtets bereit, gegen genügende Sicherheit und bedeutenden Vortheil, ihm Geld zur Beſtreitung der Ausgaben für ſeine Feſte und Luſtbarkeiten vorzuſtrecken. Alles, was der Reiſende hier von geſellſchaftlicher Exiſtenz und Ziviliſation, von Verfahrungsweiſe der Künſte und der Induſtrie, von Verfeinerungen des Luxus und der Weichlichkeit bemerkt, Alles ſteigt höher hinauf, als die Tage Alexanders des Großen, und der Europäer ſieht noch heute in dieſem alten Lande die Gebäude, die Gebräuche und Sitten, die mit Erſtaunen die Begleiter des Beſiegers der Perſer erfüllten.

In Indien iſt es weniger die Zeit, die zertrümmert, als die Menſchen. Die Sichel des alten Saturn war nicht ſo ſcharf und ſchwer, als Zepter und Schwert der Eroberer, die nach und nach dieſe herrliche Gegend verwüſtet haben. In keinem andern Theile des Erdballs hat ihr Vorübergang ſo traurige Spuren hinterlaſſen, und Bijanagur, die letzte Hauptſtadt des Hindusreichs, iſt noch heute ein ſprechendes Beiſpiel dieſer furchtbaren Wahrheit. Betreten wir dieſe Ruinen, über welche ſchon mehrere Jahrhunderte entſchwunden ſind, durchſchreiten wir dieſe Gärten, wo die Sultaninnen, Gefangene des Serails, wo jene jungen Schönheiten, dem väterlichen Hauſe entriſſen, um die Langeweile eines beinahe vergötterten Despoten zu zerſtreuen, nur eines einzigen wahren Vergnügens ſich erfreueten, deſſen, den blauen Himmel zu ſehen, unter dem Schatten der Tamarinden ſich ergeben und die entzückende, duftende Friſche der indiſchen Nächte genieſſen zu dürfen. Da ſind die Ueberreſte der ungeheuern Gebäude, in denen die Kriegs-Elephanten gepflegt wurden, und der noch ſüchtbare Schatten ihrer ehemaligen Pracht bezeugt den Reichthum der Fürſten und die hohe Achtung, welche man jenen im Schlachtengewühl ſo nützlichen Thieren erwies. Jeder Stein trägt hier eine Spur von der Arbeit des Menſchen, und der noch rohe Meißel des

Digitized by Google

Bildhauers zeigt sich im unbehilflichen Schmuck. Bei jedem Schritte berührt man den mit abgöttischen Inschriften bedeckten Marmor, den die Verworfenheit und Knechtschaft der Tirannei weihete.

Alles ist jetzt Verwirrung in diesem unförmlichen Haufen von Fußgestellen, Säulen und Kapitälern, die über- und durcheinander geworfen sind. Hin und wieder und in großen Zwischenräumen bemerkt man noch acht oder neun Pagoden, die die Hand des Siegers und der Zeit verschont hat. Man erkennt leicht die Spur der Mauer, welche diese große Stadt umschloß, vorzüglich auf der östlichen Seite, so wie die Straßen, die sie durchschnitten. Einige davon sind dreißig bis fünfundvierzig Ruthen breit, und eine einzige ist noch ganz mit halbzerstörten Säulengängen geschmückt. Cäsar Friederich gibt dieser Stadt einen Umfang von vierundzwanzig Meilen; aber es scheint mir, daß man ihn ohne Streuel auf die Hälfte reduziren könne. — In einem Winkel dieser Trümmer, nahe am Tombuddraßrom, haben einige Bauern ihre Thonhütten errichtet, die meistentheils gegen die Kolonnaden der Königsstadt sich anlehnen. Diese armen Menschen suchen jetzt Schuz gegen die Witterung unter den Trümmern desselben Palastes, dem ihre Vorfahren sich nicht nähern durften, als die alten Herren darin noch ihren Luxus und ihre Vollgewalt zum allgemeinen Gesez machten. Sie bebauen mit Mühe auf einigen kleinen Feldern, welche der Strom bewässert, Reis und Zuckerrohr und Baumwollenstauden, von deren Gewinn sie sich nur kärglich zu ernähren und zu bekleiden vermögen, und sie bedecken mit schmuzigen Lumpen denselben Marmor und Alabaster, den ehemals die Fürsten und Großen des Landes betraten.

Zu dieser traurigen Bestimmung der Städte und Reiche tritt die Natur immer dazwischen, um mit ihrem Schmucke die ernsthaftesten Ruinen zu bekleiden und die Betrübniß der Erinnerung zu mildern. Hier streben Bambusgebüsche mitten aus den zerschmetterten Steinmassen empor, dort klimmen hieroglyphischverschlungene Pflanzen am schlanken Schaft der Marmorsäulen hinan, und die schwankenden Kapitäler umarmend, scheinen sie sie noch länger auf der schwindenden Höhe festhalten zu wollen. Einige fantisbegrünte Hügel durchbrechen die Einförmigkeit der alten zerfallenen Mauern, und vielleicht ist unter ihnen die Stelle verborgen, wo die zarte Jungfrau mit ihren kleinen Füßchen auf buntem Mosaikboden die Figuren der wollüstigen Tänze des Orients zeichnete. Der Thautropfen glänzt heute auf der einsamen Blume, wo ehemals die mit Smaragden und Saphiren geschmückten Turbane und die Damaszenerklinge des Kriegers die Augen blendeten. Vielleicht hat dieses Unkraut und dieses Dornengesträuch, jetzt der Zufluchtsort der Hyäne und des Panthers, den Konzertsaal erfüllt, wo die Guitarre mit der Stimme und dem abgemessenen Takt der Glocken sich vermischte und den Ruhm und das Vergnügen, diese Gottheiten einer brennenden Zone, feierte.

Stellen wir diesem traurigen Gemälde der Revolutionen des Glücks und verschwundener Größe den belebten Anblick einer ganz neuen Stadt gegenüber, die sich, am Ufer des Ganges, durch das Genie der Menschen des Untergangs, erhoben hat.

Nähert man sich dem reichen Calcutta von der Seeseite, so ruht das Auge mit Vergnügen auf den beiden Ufern des Flusses, die mit hübschen Landhäusern und einer üppigen Vegetation geschmückt sind. Bald stellt sich auch die Hauptstadt des mächtigsten Handelsreichs, das jemals existirt hat, dar. Man sieht den Garten der Kompagnie, in welchem alle Pflanzenfamilien Asiens sich befinden. Man verweilt vor dem Fort William, das von Lord Clive nach der Schlacht von Plassey begonnen wurde, und das durch seine Lage, seine Regelmäßigkeit, seine äussern Werke und seine Kasernen, die erste und schönste aller Festungen in Ostindien ist. Man erblickt Häuser und Paläste, die an die Baukunst des alten Griechenlands erinnern. Unter den leztern zeichnet sich der des Statthalters vor allen andern aus. Seine Pracht und sein innerer Luxus können sich dreist mit Allem vergleichen, was man in dieser Art in Europa zu bewundern pflegt. Das Stadthaus und das Spital beweisen ebenfalls die Opulenz der Herren dieser Stadt, die von einer großen Menge von Thürmen und Minarets beherrscht wird. Hier, wie in allen englischen Besitzungen, befinden sich alle Religionsmeinungen im Frieden neben einander, und der Katholik, der Protestant, der Grieche, der Armenier, der Muselmann und der Hindus kennen weder den religiösen Haß noch die Verfolgungssucht, die in andern Ländern, im Namen eines alliebenden Gottes von fanatischen Priestern, wahren Hyänen der Religion, gepredigt werden. Unter dem Schutze einer allgemeinen Duldung verehren sie, im tiefsten Gewissensfrieden, ohne Ablaßkrämerei und andern Unfug, womit anderswo gewisse Kasten sich zu mästen suchten, ein Jeglicher nach seiner Ueberzeugung, den hohen, mächtigen Gott des Weltalls.

Beim Anfange des Abends bietet Calcutta eine merkwürdige Veränderung der Szene dar. Die große Menge kleiner Wagen, welche dis dahin die Straßen verengte, und die zum Transport der Kaufmannswaaren und anderer Handlungsartikel dient, verschwindet plözlich, und kaum ist die Nacht angebrochen, so bemerkt man in allen Richtungen Kutschen und mit

Digitized by Google

Fackeln umgebene Tragseſſel, die mit Haß die Bewohner der Stadt zu ihren üppigen Abendvereinigungen tragen, um gegen Mitternacht ſie wieder in ihre Wohnungen zurückzubringen. Dies iſt denn auch die Stunde, wo die nächtlichen Spaziergange auf den flachen Dächern beginnen, um der wohlthätigen Friſche zu genieſſen. Welche Ruhe herrſcht nun in dieſer großen, am Tage ſo geräuſchvollen und belebten Stadt! Von Zeit zu Zeit vernimmt das lauſchende Ohr allein das Geſchrei des Jakals, der ſeine Nahrung ſucht. Bei dieſer Stimme, die nur der Wüſte anzugehören ſcheint, wird der Gedanke plötzlich in jene wenig entfernte Zeit verſetzt, wo der Ort, den jetzt die prachtvolle Stadt bedeckt, ein Schilf- und Bambusrohrwald war, den allein Tieger und andere wilden Thiere bewohnten. Wo ehemals einige elende Weiler zwiſchen Kiderpur und dem Walde zerſtreut waren, da glänzen jetzt die freundlichen Häuſer von Chowringhee.

Wenn man ſich erinnert, was Calcutta vor Lord Clive's Verwaltung war, und was es jetzt iſt, ſo fürchtet man faſt unwillkührlich den Undeſtand deſſelben Glücks, das dieſe Stadt ſo hoch erhoben hat, und die Einbildungskraft glaubt ſchon in der Zukunft die ungeheuern Ruinen aller dieſer Paläſte und Häuſermaſſen zu bemerken. Aber ſollte ſie je ein ſolches Schickſal zu befürchten haben? Nein, ſelbſt wenn Englands Macht hier nicht mehr beherrſchend iſt, wenn dieſe Gegenden ſich auch von ihr befreit haben werden, ſelbſt dann wird Calcutta noch immer eine große, reiche, mächtige Stadt bleiben. Obgleich England keine Koloniſation in Oſtindien zuläßt, ſo gibt es doch im Lande eine Klaſſe von Eingebornen, die mit den Britten durch das Blut, die Sprache, Gewohnheiten, Erziehung und Religion verwandt iſt, die täglich an Menge, Einfluß, Opulenz und liegendem Eigenthum zunimmt, deren Wünſche erwachen, deren Anſichten ſich erweitern und deren Aufklärung im gleichen Verhältniſſe zunimmt. Dieſe Klaſſe iſt zwar vom Dienſte der Kompagnie ausgeſchloſſen; aber ſie iſt ihr nichts deſtoweniger unterworfen. Das Gemiſch von engliſchem und Hindus-Blut, das in ihren Adern rollt, macht, daß ſie zugleich von den Britten und den Eingebornen vernachläſſigt werden. Sie haben ſich dafür durch ausgedehnte Kenntniſſe gerächt. Sie ſind überzeugt, daß Ehre und Verworfenheit ausſchließlich ſeiner Kaſte angeboren können. Noch einige Jahre, und ihre Zahl wird bedeutend zugenommen haben, und wenn die Zivilisation, die Kenntniſſe und die moraliſche Vervollkommnung bei ihnen gleichen Schritt halten, ſo werden ſie bald den Platz einzunehmen ſich beſtreben, der ihnen von Rechtswegen gebührt. Warum ſollten ſie des gemeinſamen Privilegiums aller freien Menſchen, der Gleichheit zur Erlangung der öffentlichen Verwaltungsſtellen, beraubt bleiben?

Lydus, über die Wunderzeichen bei den Römern.

Von Hafe.

Rom, das unſterbliche Rom, das ſelbſt im Abgrunde ſeines Verfalls noch einen ſo großen Einfluß über Europa ausübt, hat ſich, was an und für ſich ſelbſt wunderbar erſcheinen mag, und was dennoch die einfachſte Wahrheit iſt, nur allein durch die Macht des ſeltſamſten Aberglaubens auf ſeinen ehemaligen Gipfel zu erheben vermocht. Die Vorbedeutungen, Wunder, Zeichen, Ahnungen und Träume, waren die mächtigen Hebel der innern Politik des Königvolks. Der Blitz, das Geräuſch des Donners, die Nordlichter, die „fallenden Sterne“, die Irrlichter, das Heulen des Sturms, die vulkaniſchen Ausbrüche, die Erdbeben, die Bergſtürze, mit einem Wort, alle phyſiſchen Phänomene wurden als Zeichen betrachtet, durch welche die Götter den römiſchen Staat von künftigen Glücks- oder Unglücksfällen im Voraus benachrichtigen wollten. Selbſt die komiſchen Zufälle, z. B ein Hahn, der einem ehrbaren römiſchen Spießbürger ins Geſicht ſprang, ein Ochs, der eine Treppe hinaufſteigen wollte, ein Eſel, der ſich in die Sitze eines wohlweiſen Raths plazierte, intereſſirten, allarmirten oder tröſteten die Politik eines vor den Königen zitternden Senats, der, ohne zu wiſſen wie und warum, den Erdball beherſchte. Mit ſolchen anſcheinend verächtlichen und unſinnigen Hilfsmitteln haben die Großen von jeher das Volk beherſcht, deſſen Beſchränktheit und Geiſtesarmuth ihnen immer leicht gewonnenes Spiel gab. Die Bürger verſammeln ſich auf dem Marsfelde, um einen Konſul zu erwählen, oder einem benachbarten Staate den Krieg zu erklären. Plötzlich erhebt ſich ein Geier, oder ein Sperber durchſchneidet die Luft. Der vorſitzende Rathsherr ſchüttelt gravitätiſch den Kopf. „Die Vorbedeutungen ſind nicht günſtig!“ ſagt er, und das vereinigte Volk ſiebt wie Spreu auseinander.

Eine Frage drängt ſich hier natürlicherweiſe dem Geiſte eines Jeden auf, der gewöhnt iſt, über alle Gegenſtände nachzudenken. Warum ſcheinen die Griechen, nach Homers Zeiten, wenig oder keine Bedeutung auf die Wunderzeichen gelegt, und ihnen durchaus keine politiſche Wichtigkeit beigelegt zu haben, während ſie doch den Orakeln einen ſo großen Einfluß auf ihre innern Angelegenheiten zugeſtanden? Warum haben die Römer, die den Griechen an Geiſt, geſundem Menſchenverſtand und Ernſt ſo weit über-

Digitized by Google

legen waren, mit einer abergläubigen Ehrfurcht alle, selbſt die gewöhnlichſten und natürlichſten, Zufälle beachtet, und ihr Betragen danach eingerichtet? Wir fürchten nicht, daß unſere Leſer mit uns zürnen werden, wenn wir ihnen hier einige Betrachtungen über dieſen bisher nur ſehr wenig ergründeten Gegenſtand mittheilen, der in mehr als einer Hinſicht, vorzüglich aber als Grundlage einer „philoſophiſchen Geſchichte der römiſchen Republik", einer reiflichern Nachforſchung nicht unwürdig iſt.

Woher kommt es, fragt man ſich, daß zu Rom, ſeit der Invaſion des Brennus (es gebricht uns faſt ganz an ſichern Andeutungen über die vorhergegangenen Zeiträume) bis zu den erſten Zäſaren, die Vorherſagungskunſt Alles überſchwemmt habe, und daß es nichts gab, worüber ſie ihre Herrſchaft nicht erſtreckt hätte; daß, bei dem verſtändigſten Volke des Alterthums, man aus den gewöhnlichſten Phänomenen der Atmoſphäre und der Erde die Mittel einer eben ſo albernen als gefährlichen Wiſſenſchaft gemacht? Die Aſtrologie der Morgenländer, ſo abgeſchmackt ſie auch immerhin ſein mag, erſcheint doch gewiſſermaßen edel und geiſtreich, neben dieſer erbärmlichen Fetiſchſpielerei der Römer. Daß ein Jeglicher ſein Geſtirn habe, daß der Lauf der himmliſchen Welten einen Einfluß auf das Geſchick der Menſchen ausüben könne, das iſt ein bei weitem weniger lächerlicher Gedanke, als der, welcher zu den Zeiten des Scipio und Terenz dieſe oder jene, bei dieſer oder jener Veranlaſſung, ausgeſprochene Worte, als unheilbringend bezeichnete; der einen feindlichen Einfall vermuthen ließ, weil der Blitzſtrahl die Stadtmauer berührt hatte; der es als die Vorbedeutung irgend einer traurigen Begebenheit anſah, wenn die Ratten eine heilige oder geweihete Sache benagten; dem es ein gewiſſes Zeichen eines großen Unglücks war, wenn ein Mäuschen pfiff, oder wenn ein Bock meckerte, wenn man eben zu einer wichtigen Unternehmung ſchreiten wollte. *)

Zwei Urſachen haben, unſerer Meinung nach, die „Oſtenta" unter die erſten nothwendigen Elemente der alten römiſchen Religion geſtellt, und darin befeſtigt. Die erſte, allgemeinere, iſt die mehr düſtere, mehr unſtete, mehr träumeriſche Einbildungskraft der Römer, als der Griechen. Weniger lachend und den Glaubensmeinungen des Norden mehr zugeneigt, athmete der Polytheismus des alten Italiens, vor der Verbreitung der Literatur und der Ideen Hellas, ein Gefühl des religiöſen Schreckens, der Unterwerfung gegen die übernatürlichen Mächte und der gänzlichen Ueberlaſſung gegen die himmliſche Allmacht. Bis zu den erſten Jahrhunderten unſerer Aera findet man dieſen Hang zu alten örtlichen Traditionen, zu alten Gaufeieren, die mit dem Patriotismus aufs Engſte verſchmolzen waren. Der Aberglaube der Römer, wie ihre Freundſchafts- und Familienverbindungen, haben immer etwas Tieferes, Lebendigeres, Feierlicheres gehabt, als dieſelben Beziehungen bei den Griechen-Joniern.

In dem mythologiſchen Syſteme der Letztern war es die Schönheit, und oft die phyſiſche Schönheit allein, die ihre Allgewalt ausübte. Ihr waren die höchſten Götter, wie die niedrigſten Sterblichen, gleich unterworfen. Sie bewaffnete, in den heroiſchen Zeitaltern, Völker gegen Völker, und entflammte ſie zur gegenſeitigen Vertilgung. Dieſe Schwachheiten des Herzens, dieſe reichen Phantaſien der Sinne ſind es, die der griechiſch-joniſchen Poeſie den größten Theil ihrer Bilder und Gedanken dargeboten haben. Alle Götter Griechenlands, ſowohl die frühern als die ſpätern, hatten die Erde bewohnt. Man zeigte ſich ihre Gräber, man kannte ihre Geſchlechtsfolge und ihre Abentheuer. Launiſch, ſchwach und leidenſchaftlich, lebten ſie allein nur in der Dichtkunſt, die ſie geſchaffen hatte; aber ſobald ihr Zauber, mit dem Genie und der Freiheit, untergegangen war, verließ Griechenland auch ſeine alten Gottheiten, und nahm einen andern Kultus, den der Iſis, des Mithras und der Aconen an. Es unterwarf ſich den Reinigungen des Orients, es glaubte an die neuplatoniſchen Theophanien, bis die Religion Jeſu Chriſti, die einzige und allgemeine Vernunftreligion, es mit in den Schiffbruch aller Glaubensmeinungen des Heidenthums verwickelte.

Der römiſche Polytheismus, im Gegentheil, erſcheint weniger kleinlich, und ernſter, trockener, als der griechiſche. Seine Gewalt war dafür auch größer und durchdringender, nicht ſowohl auf den Pöbel, als ſelbſt auf die höhern Stände. Für Letztere war er zugleich ein Syſtem, das mit dem Wohl der Stadt und des Staats aufs innigſte verbunden war. Für die Erſtern waren es die Volksſagen, in ihrer Subſtanz und in ihren Formen, die feſt mit örtlichen Erinnerungen und den Nationalſitten ſich verſchürzt hatten. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß dieſer Aberglaube ſo lange Zeit eine ſo ungeheure Herrſchaft über alle öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten ausgeübt habe.

*) Valerius Maximus, lib. I. cap. 3. § 5. Occentus soricis auditus, Fabio Maximo dictaturam, C. Flaminio magisterium equitum deponendi causam praebuit. Plutarch der hierüber Thatſache in der Lebensbeſchreibung des Marcellus anführt, irrt ſich hinſichtlich des Namens; was ihm beſtändig begegnet, wenn er von den römiſchen Angelegenheiten ſpricht. Er nennt den Diktator: Minucius, ſtatt: Fabius Maximus.

Digitized by Google

Diese auffallende Verschiedenheit, zwischen den Römern und den Griechen-Joniern, liegt vielleicht in der Verschiedenheit der beiden großen Racen, aus denen die griechische Nation sich bildete. Die Aeolier, mit denen die Römer bestimmt durch ihre Sprache verbunden waren, hatten einen Ernst, eine religiöse Geistesneigung, eine tiefe und forschende Empfindsamkeit, die man bei den Joniern nicht entdeckt. Die Erstern wohnten auch in nördlichern Gegenden, als die Letztern. Bei einem Volke von äolisch-dorischem Ursprunge, bei den Thebanern, finden wir ebenfalls die Spuren jenes Glaubens an Wunderzeichen, an Vorbedeutungen und Ahnungen, die eine große Uebereinstimmung mit den römischen haben. *) Selbst der etruskische Ursprung des römischen Aberglaubens würde diese Schlußfolge nur zu verstärken im Stande seyn, wenn es nämlich als erwiesen betrachtet werden kann, daß die Tyrrheni, Tusci, Rasenä und Etrusques, ein aus Illirien gekommenes Volk sind, und von derselben äolisch-pelasgischen Race, wie die Albanesen, abstammen. **)

(Der Beschluß folgt.)

Englands Militärmacht.

Obgleich der König der oberste Befehlshaber der Armee ist, und die Organisation und Vertheilung der Grade von ihm abhängt, so ist der Gehorsam dennoch keinesweges unbedingt; denn in England gehört die Ausführung willkührlicher, gesetzlich verordneter Maasregeln, nicht zur unbedingten Zahl des Staatsgrundsatzes. Wenn nun auch dem Könige allein das Recht zusteht, Krieg zu erklären und Frieden zu schliessen, so wird doch kein Traktat als gültig betrachtet, wenn er nicht von einem verantwortlichen Minister unterzeichnet worden ist. Darum ist der Rath auch eine nothwendige Zwischenbehörde hinsichtlich des Königs und der Armee.

Von den Mitgliedern des Kabinets ist der Staatssekretär des Kriegs und der Kolonien hauptsächlich mit der Ausfertigung der Befehle, hinsichtlich der Aushebung und Verabschiedung der Truppen, der Entscheidung und dem Entwurf der militärischen Operationen beauftragt.

Dem Obergeneral liegt die Ausführung aller Befehle, im Betreff der Organisation, der Disziplin und der Instruktion der Armee, im Innern von Großbritannien, ob. Er trägt die seinigen auf die Befehlshaber in den äußern Besitzungen über. Der Staatssekretär des Innern ist mit der Organisation und dem Dienste der Miliz beauftragt. Ein Minister, der nicht zum Rath gehört, und Kriegssekretär (Secretary at war) genannt wird, befindet sich an der Spitze der Kriegsverwaltung. Endlich leitet der General-Ordonnanzmeister, der beständig Mitglied des Kabinets ist, das Personal und Material der Artillerie und des Genies.

Keine Truppe kann ohne die Bewilligung der drei Gewalten ausgehoben und unterhalten werden. Die gesetzgebende Gewalt bestimmt jährlich die Zahl der unter den Fahnen zu behaltenden Mannschaft. Das Parlament und der König sind die natürlichen Vertheiler aller Erkenntlichkeitsbezeugungen der Nation, die nach den Umständen verschieden sind, und bald in Denkmälern für geliebene Helden, bald in Ehrenzeichen, Titeln, Beförderungen und Geschenken für die Ueberlebenden bestehen.

Der Sekretär der Kriegsverwaltung und der General-Zahlmeister der Armee legen jährlich dem Parlamente ihre Rechnungen ab, die mit der größten Genauigkeit von besonders dazu ernannten Kommissionen examinirt werden. Wenn schwierige Umstände ein augenblickliches Geheimniß erheischen, so wird die Uebersicht zwar verschoben, aber niemals vergessen, denn die Verantwortlichkeit der englischen Minister wird nicht als ein bloßes Schattenspiel an der Wand betrachtet.

Die Hierarchie des Generalstabs besteht aus den Feldmarschällen, den Generalen, den Generallieutenants und den Generalmajors. Von 625 dieser obersten Offiziere zählte man 1819 jedoch nur 35 in Aktivität. Großbritannien ist in fünfzehn Militärdistrikte abgetheilt, in deren Hauptort ein General sich aufhält, dem der Befehl der bewaffneten Macht und die Anordnung alles darauf Bezughabenden übertragen ist. Die Truppen, welche sich in den Garnisonen jedes Distrikts befinden, bilden eine oder mehrere Brigaden. Alle Infanterieregimenter sind ein Eigenthum der Generale; aber da es mehr Generale als Regimenter gibt, so sind jene oft bei diesen als Obersten, Majors und selbst als Hauptleute angestellt, und beziehen den Sold als solche. Fast alle Regimenter haben in Friedenszeiten nur ein Bataillon, im Kriege aber deren zwei bis drei.

Die Garde zu Pferde besteht aus der Leibgarde (Life guards) und der Pferdegarde (Horse guards). Die Uniform der Ersten ist roth und die der Andern blau. Die Garde zu Fuß besteht aus einem Grenadier-Regimente von drei Bataillonen und zwei Füseller-Regi-

*) Diog. Sic. XVII., cap. 10.

**) Die verschiedenen Namen dieser Nation sind vermuthlich die Namen der Kasten oder Stämme, aus denen sie zusammengesetzt war. Tyrrheni, oder vielmehr Turanni, bedeutete im Griechischen: Herren oder Herrscher, wovon Tarres oder Taurds die keltische Uebersetzung ist. Die Tusci sind die Opferer, abgeleitet von Tusw.

Digitized by Google

mentern von zwei Bataillonen. Die königliche Garde besteht also aus 6000 Bajonetten und 800 Säbeln. — Im letzten Kriege war die englische Reiterei 80,000 Pferde stark. Der Zustand der Armee ist in Friedenszeiten folgender:

		Soldaten.	Total.	Pferde.
Reiterei.				
Garde auf Lebenszeit	2 Reg.	688	875	546
Pferdegarde	1 -	344	430	273
Dragonergarde	7 -	2,668	3,179	5,800
Dragoner	2 -	736	878	
Leichte Dragoner	12 -	4,416	5,278	
Summe		8,852	10,640	6,619
Fußvolk.				
Königliche Garde	3 Reg.	6,760	6,508	
Linientruppen	81 - *)	55,182	63,340	
Summe		60,942	69,848	
Genie.				
Geniekorps, bloß Offiziere			203	
Sappirer und Mineur			744	
Artillerie.				
Königsregiment (Infanterie)			5,842	
Artillerie-Brigade zu Pferd			610	278
Artillerietrain			429	428
Kanoniermeister			67	
Medizinalanstalt			40	
Summe der Ordonnanztruppen			7,935	406
Rekapitulation.				
Reiterei		8,852	10,640	6,619
Fußvolk		60,942	60,848	
Ordonnanz			7,935	406
Hauptsumme		60,794	88,423	7,025

Alle dem Feinde abgenommene oder im feindlichen Lande gewonnene Beute wird, wie im alten Rom, regelmäßig vertheilt. Der Obergeneral erhält 1200 Theile, der Generallieutenant 800, der Generalmajor 450, der Oberst 150, der Obristlieutenant 100, der Major 80, der Hauptmann 50, der Lieutenant 20, der Sergant 5, der Korporal 1½ und der Soldat 1. Lord Wellington reichte 1814 beim Ministerium eine Uebersicht von dem öffentlichen Eigenthum ein, welches sowohl in Frankreich als in Spanien in seine Hände gefallen war, um den Betrag desselben zu bezieben, der sich auf nicht weniger als dreiundzwanzig Millionen Franken belief.

*) Mit Einschluß des Trains.

Englische Sittentafel.

Der zerstreute Räuber.

Ein Gentleman, von der Schönheit eines kleinen Wäldchens angezogen, das sich dicht neben der Straße befand, faßte den etwas unbesonnenen Entschluß, sich ein wenig in demselben zu ergehen. Der Tag war schwül, das Innere des Gehölze angenehm und frisch, die Moosdecke einladend und weich, so daß er nicht dem Wunsche widerstehen konnte, sich niederzulassen. Das Gewitscher der Vögel, das leise Rauschen der Blätter und mehr noch als das, der Gedanke an seine getreue Ehrhälfte, an seine Wetten und an seine zum Frühstück gespeiseten Bifteaks, Roastbifs und Plumpuddings, schläferten ihn ein, und ließen ihn die ganze Welt um sich her vergessen.

Bei seinem einigermaßen unwillkührlichen Erwachen (denn es wollte ihm bedünken, als habe man ihm einen etwas unhöflichen Fußtritt am hintern Theile des Unterleibes versetzt), erblickte er vor sich einen andern Gentleman, der indeß keineswegs ein fashionables Ansehen hatte, und der ihm mit vieler Kaltblütigkeit ein Pistol unter die Nase hielt. Er rieb sich die Augen und wußte nicht recht, was er von der Geschichte denken sollte. Es fiel ihm jedoch noch zu rechter Zeit ein, daß er sich im Lande der großen Freiheit befinde. Er nahm also den Zufall so gelassen als möglich, und da der Andere nicht eine Muskel zuckte, auch kein Wort über seine Lippen kommen ließ, so fragte er ihn, der Schicklichkeit wegen, was er von ihm verlange?

„Ihre Börse, Mylord! if you please!“ entgegnete der Räuber. Ei, sagte der Gentleman für sich, das ist ein höflicher Mann. Er nennt mich Mylord; ich muß also wohl etwas Mylordsches an mir haben, welches ich bis jetzt noch nicht bemerkt. Wie könnte ich mich weigern, Ihrem billigen Wunsch zu entsprechen? sagte er laut, und reichte ihm den Geldbeutel dar, den der Andere, ohne den Inhalt zu betrachten, in seine Rocktasche steckte. „Ihre Bereitwilligkeit“, sagte er, „gibt mir den Gedanken ein, Sie auch höflichst um Ihre Uhr zu bitten. Bei ihrer Betrachtung werde ich die Ehre haben, mich Eurer Exzellenz erinnern zu dürfen.“ — Immer besser, murmelte der Gentleman, er hält mich für eine große Person. Hm! für wen denn etwa? Vielleicht für den Herzog von Wellington, oder für den französischen Gesandten, oder ... „If you please!“ rief der Räuber, dem diese Betrachtungen zu lange dauerten, und hielt ihm abermals das Pistol unter den Gesichtserker. Ja, ja! entgegnete der Bestürzte, und reichte schnell die Verlangte dar. Da, da ist sie.

Der Räuber machte einen tiefen Bückling und scharrte mit dem Fuße hinten aus. „Eure Durchlaucht“, sagte er, „werden mir wahrscheinlich Ihr Schnupftuch nicht versagen. Ich leide jetzt eben an einem gewaltigen Schnupfen, und wollte Eure Durchlaucht gebeten haben ....“ Von ganzem Herzen, mein Herr! rief der Gentleman, wie in Entzückung, alles was ich besitze steht zu Ihren Diensten. — „So

Digitized by Google

haben Sie die Güte, ihren Rock mit dem meinigen auszutauschen. If you please.“

Der Gentleman zieht ein schiefes Gesicht, weil ihn der Räuber nur schlechtweg per Sie traktirt hat, und sagt zu sich selbst: Da sehe man nun die Undankbarkeit des Menschengeschlechts. So lange ich ihm noch etwas zu geben hatte, bin ich von ihm Mylord, Exzellenz und Durchlaucht genannt worden; und jetzt, nachdem er meinen Geldbeutel, meine Uhr und mein Schnupftuch in seinen Sack gesteckt hat, will er mir auch meinen Rock von den Schultern ziehen, und mir dafür den seinigen überhängen, der eben kein sehr fashionables Ansehen hat, und zu alledem nennt er mich nur bloß Sie, nicht einmal Sir, geschweige denn Mylord oder Exzellenz oder Durch....

„If you please!“ rief der Räuber, dem dieser Monolog zu lange dauerte, mit einer Donnerstimme, und flankirte dem Andern mit dem Pistol dicht am Rüssel herum. Erschrocken zog dieser sein Kleid aus und empfing dafür aus den Händen des Waldritters den Rock desselben. Beide machten sich eine stumme Verbeugung und liefen aus allen Kräften nach den entgegengesetzten Richtungen davon.

Nach einem halbstündigen scharfen Trabe langte der Gentleman mit der Livrey des Räubers in einem Dorfe an, betrat in Hast eine Taverne, warf sich auf einen Stuhl und verlangte eine Flasche Porter. Indem er nun trank, fiel es ihm ein, daß er dem Andern seine Börse und seine Uhr gegeben habe und folglich nicht werde bezahlen können. Von ungefähr griff er indeß in die Tasche seines neuen Rocks und fand darin nicht nur sein Eigenthum, sondern noch eine Rolle mit fünfzig Guineen obendrein, bei deren Anblick er mit Verwunderung ausrief: Goddam! ich wette, daß mich der andere Gentleman hat wollen zum Besten haben! — —

Ein Originalschreiben König Heinrichs IV von Frankreich.

In der Bibliothek von La Rochelle befindet sich ein Originalschreiben Heinrichs IV von Frankreich, vom Jahre 1577, an den Gouverneur eines Schlosses in Armagnac, Namens Debats. Wir theilen eine wörtliche Abschrift von diesem Denkmal der Güte und Weisheit eines Fürsten mit, der ein wahrer Vater seines Volks genannt werden konnte.

„Mr. Debats, jay antandu aveq plesyr les serryses que „vous et Mr. de Roqueleure avés fet a ceuls de la relygyon, „et la saureté que vous partycoliérement avés donnée an „votre chatan de Suberbye à ceuls de mon peys de Bearn „et aussi lofre que je accepte pour ce tems de votre dyt „chatau, de quoy je vous veus bien remersyer et pryer „de croyre que combyen que soyes de ceuls la du pape, „je ne avés comme le cuydyes mesfyance de vous dessus „ses choses. *Ceus quy suyvent tout droyt leur consyvance „sont de ma relygyon, e moi je suis de cele de tous ceux. „La quy sont braves e bon.* Sur ce je ne fere la présante „plus longue, synon pour vous recomander la place qures „an meyn e destre sur vos gardes pour ce que ne peut „faylyr que ne ayes bientot du bruyt aus oreyles. Mes de „ceus la je man repose sur vous come le deves fere sur „votre plus assuré e mylleur amy Heury.“

Uebersetzung.

„Herr Debats, ich habe mit Vergnügen die Dienste vernommen, die Sie und Herr von Roqueleure denen von der Religion (den Evangelischen) geleistet, und die Sicherheit, welche Sie vorzüglich in Ihrem Schlosse Superbie denen aus meinem Lande Bearn gewährt haben, und ich nehme ebenfalls das Erbieten von Ihrem besagten Schlosse an, wofür ich Ihnen sehr danke und Sie zu glauben bitte, daß, obgleich Sie von denen des Papstes sind, ich bei dieser Gelegenheit dennoch kein Mißtrauen in Sie setze. *Die, welche recht und schlicht ihrem Gewissen folgen, sind von meiner Religion, und ich bin von der aller Derjenigen, die brav und gut sind.* Außerdem werde ich Gegenwärtiges nicht länger machen, und Ihnen allein nur den Platz, den Sie in Händen haben, empfehlen, und auf Ihrer Hut zu sein, weil es nicht fehlen kann, daß Sie bald Lärm vor den Ohren haben werden. Aber darüber verlasse ich mich ganz auf Sie, wie Sie sich auf Ihren sichersten und besten Freund verlassen können, der sich nennt

Heintrich.“

Todesgesang einer Suliotin.

Man weiß, daß, als der grausame Ali-Pascha die Höhen von Suli umlagerte, die Mütter ihre Kinder ergriffen, sie an sich preßten und mit ihnen sich von ihren Felsen in den Abgrund stürzten, um einer schmählichen und entehrenden Sklaverei zu entgehen, die sie mehr als den Tod fürchteten. Den Barbaren wurden also nur ihre zerschmetterten Leichen zur Beute. Ein junger griechischer Dichter hat diesen ergreifenden Gegenstand benutzt, um folgende Hymne in den Mund der verzweifelnden Mütter zu legen.

„Du zitterst, mein Sohn! mein Einziger! du, die alleinige Liebe deiner Mutter! Zittre nicht! — Du lächelst beim Anblick der Waffen, die im Sonnenschein zwischen den Oelbäumen glänzen. Lächle nicht! — Weißt du, o du, den mein Schoos getragen, den meine Brust genährt hat, weißt du, daß sie deinen Vater erschlagen haben? Siehe da, die Mörder deines Erzeugers!“

Digitized by Google

So sprach sie zu ihrem Kinde. Man sah sie auf dem hohen Gipfel des Berges blaß, aber stolz, mit sprühenden Augen und den Mund zu einem Lächeln verzogen, das Schrecken einzuflößen vermochte. „Kind! sie nahen; eben überschreiten sie den Bach. Wehe, wehe uns! wehe unsern Bergen! wehe unsern Heerden! Da, wo ich gestern noch sang, um dich Ermüdeten einzuschlummern, da wird dein Blut und das meinige die Erde tränken.“

Und von Hügel zu Hügel verpflanzt das Echo das Geräusch der Zymbeln und das Gewieher der Rosse, und durch die enge Schlucht erschallt das Rollen der Trommeln und dringt der Mutter und dem Kinde näher und näher.

„Ha, mein Sohn! das ist der Augenblick! Du lächelst bei diesem Geräusche der Waffen, ein Funke des Muths beines Erzeugers sprühet aus deinem jugendlichen Auge. Deine Geburt war frei, mein Sohn! Komm, komm! frei soll auch dein Tod sein!“ Sie stürzt sich von der Höhe des steilen Gipfels hinab. Ein Luftzug entführt den letzten Schrei ihres Kindes und — man hört nichts mehr, als das Waldhorn des Siegers.

Schweizerische Miszellen.

2.

Die Einladungsschriften für die baselschen Schulfeste im Mai 1825. (Beschluß.)

Seinem „neunten Bericht an das Publikum über das Gymnasium und die Realschule in Basel nebst der Rechenschaft über den Lehrcursus des verflossenen Schuljahres“ hat der Rektor beider unter seiner Pflege wohl gedeihenden Anstalten, der Professor Herr Rud. Hanhart, die zweite Hälfte der Betrachtungen vom Werthe der Leibesübungen vorgesetzt. Vor einem Jahr hatte er die erste Hälfte dargestellt, was sie dem Körper und seiner Gesundheit leisten; jetzt ist von ihrer Nutzbarkeit für die Seele oder von ihrem sittlichen Werthe die Rede.

Ueber den gesunden Körper übt die Seele freie Herrschaft, während sie drückender Uebermacht im kranken Körper unterliegt. Durch die Befreiung des Geistes von der Herrschaft des Körpers entsteht im Gemüthe des Menschen jene heitere Lebensansicht, die ihn alles im rechten Lichte erblicken, beim Handeln ihn stets das richtige Maas finden läßt. „Ich habe, sagt Hr. Hanhart, seit mehr denn zwanzig Jahren eine Menge von Beobachtungen gesammelt über die Körperschwäche der Kinder und den Einfluß derselben auf die Geistesstimmung, und noch habe ich täglich Gelegenheit zu Beobachtungen über den Frohsinn der Gesunden, über den Trübsinn der Schwächlichen, und über die Einwirkung dieser Stimmungen auf ihr Betragen. Der Scherz, der Spott, die thörichte Neckerei des Spielgenossen bringt den Gesunden nicht so leicht aus dem Gleichgewicht; er ist ja gerüstet zur Abwehr, wenn der Genosse zu weit gehen sollte. Ganz anders der Schwächling. Mit Bitterkeit erwiedert er gutmüthigen Scherz, mit Schimpfreden den Spott; nach einer thörlichen Neckerei beklömmt er sogleich mit übertriebener Klage den Lehrer, die Aeltern. Noch ein Schritt, und schon erblicken wir die Grundlage einer Karaktere, der dem Menschenbeobachter Stoff genug leihet zur Darstellung des Mißsüchtigen, des Argwohnischen, des Menschenfeinds. Hat ein solcher Knabe noch das Unglück, in einem Kreise groß gezogen zu werden, wo man der Ursache des Uebels weder nachspürt noch heilkundig demselben begegnet, oder unter Umgebungen aufzuwachsen, die in das uralte Lied einstimmen: die Jugend sei noch nie so verdorben gewesen, wie zu unserer Lebzeit; zieht er sich unter zunickendem Beifall zurück von der gesundheitsfrohen, necken und neckenden Schaar, die man in seinem Hause gottlose Buben zu nennen pflegt: dann wehe euch, Erzieher, die ihr versuchet das Verdrehete wieder in die natürliche Richtung zu bringen! Euere Bemühungen sind vergeblich. Das Zurücktreten in sich selbst kann allerdings eine gewisse geistige Reife früher herbeiführen, als etwa bei Gesunden der Fall ist; mancher Unglückliche dieser Art hat sich sogar als früher Gelehrter, auf eine Zeit lang einen Namen erworben, aber für die bürgerliche Gesellschaft dürfen wir nichts von demselben erwarten. Nie wird der Schwächling zu den gesunden und kräftig eingreifenden Genossen auf dem Felde der Ehre stehen; nie wird er beitreten, wo für Wahrheit und Recht etwas gewagt und ein anerkannter guter Zweck mit Ausdauer und Aufopferung verfolgt werden soll. Denn Schwäche zeugt Wankelmuth; Gesundheit ist des Frohsinns Mutter und der ausdauernden Kraft.“

Mancherlei Einwürfe sind wohl oft und viel gegen den sittlichen Werth der Gymnastik vorgetragen worden: Neues ist nichts darin und sie wurden schon bei den Griechen und Römern gehört. In Sparta stand bekanntlich die geistige Ausbildung der körperlichen nach, und das rohe Volk wurde von den gebildeten Athenern verachtet. Aristoteles wirft ihnen vor: durch ihre Leibesübungen haben sich die Knaben verwildert und seien mehr thierartig als tapfer geworden. Auch in Athen gab es solche, denen man den Vorwurf machte, sie wollen sich zu Athleten bilden. Durch Aristophanes und Terentius vernehmen wir die Klagen athenienſischer und römischer Väter über die Pferdeliebhaberei ihrer Söhne, die für nichts

anderes mehr Sinn hätten, als für Wettrennen. Auch Quintilian klagt über ſolche, die von dem Ringen ermüdet im Weine Erquickung ſuchen, und jeden Aufſchwung des Geiſtes hemmen durch einſeitige Ausbildung der Leibeskraft. „Was beweiſen aber ſolche Klagen? fährt Hr. Handart fort: Nur dieſes, daß die Uebertreibung in allen Dingen ſchädlich, daß Mäßigung auch hier nothwendig iſt. Wenn den körperlichen Uebungen zu viele Zeit gewidmet, wenn der Knabe dadurch ſo ermüdet wird, daß er nicht ohne Mühe zu Geiſtesarbeiten übergeht, oder zu den einzelnen: die erforderliche Zeit findet; wenn dieſe als Zweck an ſich, nicht als Mittel zur Erreichung höherer Zwecke betrachtet werden: alsdann ſind die Vorwürfe gegründet, welche man gegen die Gymnaſtik vorbringt. Aber mit demſelben Rechte konnte man den Unterricht in der Vokal- und Inſtrumental-Muſik, die Geſellſchaftsſpiele aller Art, ſelbſt das Spazierengehen tadeln; denn alle dieſe Erholungen, im Uebermaaße genoſſen, treten der ſittlichen und intellektuellen Ausbildung des Knaben und Jünglings hemmend in den Weg. Was ich aber über den Wechſel ſolcher Uebungen mit geiſtigen beobachtet, ſtellt die Zweckmäßigkeit der Anordnungen in Chur und St. Gallen in ein helles Licht. Dort ſind dieſe Uebungen geregelt, und reihen ſich an die Stunden des öffentlichen Unterrichts. Denn man hat eingeſehen, daß auch die körperliche Erziehung des Staatsbürgers ein Gegenſtand allgemeiner Fürſorge ſei, und daß jeder Mißbrauch am beſten verhütet werde, wenn für die Minderbegabten ein heilſamer Wechſel von anſtrengender Geiſtesarbeit und Leibesübungen geſetzlich angeordnet iſt. Auch in Privatanſtalten, namentlich in Hofwyl, gehört die Gymnaſtik in den Erziehungsplan, und die nicht geringen Leiſtungen der Zöglinge in den wiſſenſchaftlichen Fächern laſſen ſich nur daraus erklären, daß dieſe Leibesübungen, im regelmäßigen Wechſel vorgenommen, die geiſtige Kraft ſteigern, und die Erwerbung der Einſichten in hohem Grade begünſtigen."

Insbeſondere aber mag der wohlthätige Einfluß auf Karakterbildung in wohlgeordneten und gemeinſchaftlichen Leibesübungen nicht verkannt werden. „Selbſt den Verweichlichten gefallen in ihren Romanen die Steemänner, die Krieger und die den ritterlichen Uebungen noch nicht entfremdeten Landjunker; ihr feſtes Auftreten, ſelbſt das derbe, gegen manches konventionelle Grundgeſetz anſtoßende Benehmen derſelben ſagt ihnen beſſer zu, als die dieſer Unmanier ſchroff gegenüberſtehende Geſellſchaftstugend des feinen Weltmanns. Es klingt ja eine Saite in ihrem Innern wieder, deren Töne an ein verlaſſenes Eden erinnern. Jenen kräftigen Naturen iſt das eigen, was unſere Vorfahren Tapferkeit der Seele zu nennen pflegten: edles Selbſtvertrauen, das aus dem Bewußtſein erprobter Kraft hervorgeht, Beſonnenheit, Muth, Ausdauer, Treue. Dem Kampf gegen die Elemente verdanken ſolche Kraftmenſchen meiſtens dieſe Tapferkeit: mannigfaltige Uebungen der Körper haben auch den Geiſt gleichſam geſtählt, und ihm ein Werkzeug verliehen, das er jeden Augenblick zu ſeinen Zwecken, und nicht bloß für den Augenblick, in Bewegung ſetzen kann. Daher jene Zuverſicht, welche aus Gründen nicht zweifelt am Gelingen; daher die Ausdauer, welche der feindlich anſtrebenden Kraft eine andere entgegenſetzen kann, ſo himmelweit verſchieden von der wie Strohfeuer auflockernden Tollkühnheit der gereizten Schwäche. Wer ſollte ſolche Eigenſchaften nur bewundern, nicht auch ſich aneignen wollen? Die Bahn ſteht Jedem offen. Es iſt die Ausbildung des Körpers zu ſolcher Kraft. Seefahrt, Krieg und Jagd iſt nun freilich nicht unſere Sache; aber durch die bekannten Uebungen der Gymnaſtik gelangt zu jener Beſonnenheit, zu jener Ausdauer, unſere Jugend in gemeſſenem Schritt und auf die ungefährlichſte Weiſe."

„Auf ihrem Uebungsplatze treten die Knaben verſchiedener Stände zuſammen, und es iſt weder der Adel noch der Reichthum, es iſt die ſelbſterworbene Kraft und Gewandtheit, die den Preis davon trägt, und dem Sieger eine gewiſſe Achtung auf die Dauer ſichert. Auch der Klaſſenſtolz, der ſchon unter den Kleinen herrſchte, wird verbannt oder doch gedehmüthigt, wo das aufwachſende Geſchlecht dem erwachſenen ſich anſchließt, und der Knabe beim Uebergang ins Jünglingsalter nicht nur die Hand des Erſtarkten faßt, ſondern auch ſein Herz gewinnt für guten Rath. Der Sinn für Freundſchaft, für bürgerliche Gemeinſchaft, für Oeffentlichkeit wird angeregt und genährt. Die Vaterlandsliebe wurzelt dort deſto tiefer, je mehr an die Stelle der Leerheit, die zum Streben nach lächerlicher Bedeutſamkeit verleitet, der wiſſenſchaftliche Ernſt tritt und der religiöſe Sinn, auf ein Ziel hinweiſend, das noch lange nicht erreicht iſt. In dieſer freien Gemeinſchaft, wo gemeinſame Angelegenheiten, mögen ſie auch Andern noch ſo unbedeutſam erſcheinen, mit Wärme beſprochen werden, muß nothwendig ein Ideentauſch ſtatt finden, an deſſen Nutzen ich nicht erſt erinnern darf. Sinnenübung und Geiſtesanregung ſind gewiß hier mannigfaltiger als beim Kartenſpiel und Billard; es iſt ja nicht eine mechaniſche Thätigkeit, die da ihren Spielraum findet. Wo ſollten wir überdies eine beſſere Bildungsſchule für das geſellſchaftliche und öffentliche Leben finden? Lernt nicht dort der Knabe, der Jüngling ſeine Meinung der beſſern unterordnen? Findet er nicht da ſtets neue Gelegenheit, ſich zu gewöhnen an Behar-

Digitized by Google

samkeit in seinen Aeusserungen, an Verträglichkeit, an Achtung gegen die Meinungen Anderer, wenn sie durch Gründe unterlühpt werden? Wird er nicht da ohne Unkosten für die bürgerliche Gesellschaft schon früh gebeilt von der Anmaßung, dem Eigensinn, von allen den Untugenden, welche die Geselligkeit und die bürgerliche Eintracht zerstören? Die Liebhaber der Schweizergeschichte, denen über den neuesten die ältern Institute nicht aus dem Gedächtniß gekommen sind, haben in dem sogenannten kuftern Stande in Bern das schöne Abbild einer republikanischen Rathsversammlung mit Vergnügen betrachtet. In der Turngemeinde sehet ihr es wieder; zu einer ähnlichen Vorbildungsanstalt sind alle Elemente vorhanden. Für die Geselligkeit, für Pflanzung bürgerlicher Eintracht werden diese Anstalten ihre Wirksamkeit äussern, wenn man durch Anerkennung ihres Werthes, durch thätige Förderung des guten Zweckes ihr Fortbestehen und ihre Erweiterung sichert."

Mit ein paar Worten nur gedenken wir annoch der lateinischen und der deutschen, durch Zöglinge des Gymnasiums bei der Promotionsfeier gehaltenen Schulreden, die gleichfalls aufmunternd im Druck erscheinen. Der diesjährige lateinische Redner, Johann Salomo Kappeler, erzählte von Hannibal, dem karthagischen Heerführer, und der deutsche, Alfred Otto, sprach vom Nutzen des Studiums der Mathematik, „der Wissenschaft, deren Einfluß auf die gesammte Denkkraft des Menschen, und mithin auf den Grad seiner künftigen Tüchtigkeit und Brauchbarkeit, so groß ist; der Wissenschaft, die uns zu so nothwendigen, nützlichen und erhabenen Kenntnissen führt, die uns gegen Vorurtheil und Aberglauben schützt, die in ihrer tausendfältigen Anwendung so reich ist, daß sie selbst demjenigen zu gut kommt, der sie nicht kennt, und ärmen läßt den, der nicht geseht hat."

Historische Kronik.

VII.

Vocat labor ultimus omnes. *)

Virg. Aeneid.

Die Krönung des Königs von Frankreich Karls X, hat am 29 Mai zu Rheims statt gefunden, wo der Monarch Tags vorher seinen feierlichen Einzug gehalten hatte. Eine ungeheure Volksmenge hatte sich zu dieser Feierlichkeit eingefunden, die um acht Uhr Morgens begann und gegen Mittag beendet war. Der König beschwor die Aufrechthaltung der Charte, nahm darauf das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und wurde sodann gesalbt und gekrönt. Die Krönungszierden waren sehr schwer, vorzüglich die Krone und der Mantel, die Karl X einigermaßen beschwerlich zu sein schienen. Am 31 wurde ein Kapitel des heiligen Geistordens gehalten, bei dem der Präsident der Deputirtenkammer, Ravez, als Mitglied aufgenommen wurde. Der König besuchte alsdann das Spital von S. Macroult und berührte die Kranken mit der gewöhnlichen Redeformel: „der König berühre, Gott heile dich!" Die Nonnen prosternirten sich und baten sich den Segen Sr. Majestät aus. Am 1 Juni verfügte sich der Hof nach Compiegne und am 6 um ein Uhr Nachmittags wurde der Einzug in Paris gehalten. Man verfügte sich zuerst nach der Hauptkirche U. L. F. und kangte Abends um fünf Uhr in den Tuilerien an. Zu Anfang der Nacht wurden Feuerwerke abgebrannt und sonst allerlei Lustbarkeiten und Späße getrieben.

Die Sitzung der Kammern wurde am 7 fortgesetzt, war aber nur unbedeutend und wurde am 13 gänzlich geschlossen. Am 8 hatte die Stadt Paris ein grosses Gastmahl und einen Ball auf ihrem Stadthause veranstaltet, dem auch der König und die königliche Familie beiwohnten. Der Finanzminister Villèle gab am 12 ein angemessenes Fest. Zu allen diesen Feierlichkeiten, vorzüglich zu der des Einzuges, hatten sich der König und die Königin von Würtemberg in Paris eingefunden. — Vom Papst ist dem Herzog von Angoulême ein geweihter Degen und eine geweihte Mütze übersendet worden. Letztere wird von den Statthaltern Ehrfurt auf Erden nur den Besiegern von Ketzern und Ungläubigen zugestanden. Das letzte Schwert erhielt im Jahr 1758 der österreichische Feldmarschall Daun, wegen einiger Vortheile, die er über den großen Friedrich gewonnen hatte.

Der königliche Gerichtshof zu Nancy hat sich aufs Nachdrücklichste geweigert, den Prozessionen der Jesuiten beizuwohnen. Diese neuen Apostel hielten ihre Predigten bei Nacht und haben dabei allerlei Vorstellungen vom jüngsten Gericht, bei denen mit hinter dem Hochaltar angebrachten Böllern geschossen wurde, was eben keinen besondern Beifall gewonnen hat, weil es zuerst vielen Schrecken und gleich nachher ein mitbendes Gelächter bei der Zuhörerschaar verursachte, die den eigentlichen tiefen Sinn dieses religiösen Schauspiels nicht recht zu errathen im Stande war. Auf einer andern Seite nehmen die Neckereien gegen die Protestanten eine immer ernstere Gestalt an. Zu Nerac ist man so weit gegangen, ihnen ihren Tempel wieder nehmen zu wollen und öffentliche Feste darüber anzustellen. Zu Lyon hat sich eine recht eigentliche Proselytismusgesellschaft gebildet, die es sich aufs Eifrigste

*) Bei großer Gefahr muß Jeder Theil am Kampfe nehmen.

angelegen sein läßt, Protestanten, vorzüglich Kinder und Halberwachsene beiderlei Geschlechts, meistentheils aus den Schweizerkantonen Waadt und Genf, anzuziehen, und durch Versprechungen und Drohungen auf ihre Manier zu bekehren. — Man sagt, daß der Marschall Soult sein reiches Silbergeschirr, das er einer grossen, spanischen, silbernen Madonna verdankt, verkauft und den Ertrag gewissenhaft einem Kloster zugestellt habe. Dies Verfahren ist sehr lobenswerth, am meisten weil es das alte Sprichwort bewährt: „unrecht Gut gedeihet nicht.“

Der unerwartete Stillstand der neuen französischen Renten hat eine ausserordentliche Wirkung hervorgebracht. Der Finanzminister Villele versucht alle mögliche Mittel, um sie zu heben, und der Banquier Rothschild steht ihm in diesem Unternehmen bei, weshalb er zu so hoher Gunst gelangt ist, daß er selbst bei Hofe mittanzen darf. Indessen begnügt sich der Handelsstand mit den Aussichten auf die Zukunft nicht, über welche der reelle Gewinn der Gegenwart verloren geht. Beständig werden deshalb noch neue Addressen beim Könige, wegen Handelsverbindungen mit den südamerikanischen Freistaaten, eingereicht. — Der Hirtenbrief des Bischofs von Rouen hat einen sehr übeln und seinem Zwecke ganz entgegengesetzten Eindruck hervorgebracht. Fünfzig angesehene Bürger haben den Entschluß gefaßt, zur protestantischen Kirche überzugehen, und die meisten davon haben ihn wirklich in Ausführung gebracht. Die Vorstellung des Molierischen Meisterstücks, der Tartüffe, ist daselbst verboten worden, weil mehrere Anklänge von Scheinheiligen und Heuchlern sich darin befinden, denen man, recht oder unrecht, eine gewisse Auslegung gegeben hat.

Zu Bordeaux ist am 1 Juni, um acht Uhr Abends, in den weitläuftigen Weingeist-Niederlagen, eine heftige Feuersbrunst ausgebrochen, die einen Schaden von wenigstens vier Millionen Franken verursacht hat. In derselben Stadt sind auch die spanischen Generale Laserna, Valdez und Canterac angekommen. Man spricht von dem nahen Erscheinen neuer Agenten von Haiti in Frankreich, um die abgebrochenen Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Ein französischer Sklavenhändler, der sein Schiff zu stark mit Negern beladen hatte, hat, um es zu erleichtern, fünfundsiebenzig davon lebendig ins Meer geworfen. Bei Gelegenheit seiner Salbung und Krönung hat Karl X achthundert Kreuze der Ehrenlegion in der Armee austheilen lassen. Der Professor Cousin ist aus seiner sechsmonatlichen, unverschuldeten Gefangenschaft zu Paris angelangt. Man erwartet nun, daß er über diesen Gegenstand sich etwas näher auslassen werde.

Die Minister-Berathungen zu Mailand und Genua scheinen die gewünschten und erwarteten Resultate nicht hervorgebracht zu haben. Welches eigentlich ihr wahrer Zweck gewesen sei, darüber sind mancherlei Versionen ins Publikum verstreut worden. Am meisten stimmte man jedoch darin überein, daß von der Stiftung eines italienischen Bundes, nach dem Beispiele des deutschen, die Rede gewesen sei, daß er indessen nicht einen allgemeinen Beifall gefunden habe, obwohl wie man vermeint, Frankreich vorzüglich thätig mitgewirkt. Der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich haben sich mit dem Könige und der Königin von Neapel nach Genua zum Könige von Sardinien begeben, und sind am 7 Juni nach Mailand zurückgekehrt. Ein neuer Vertrag ist zwischen Oesterreich und Neapel abgeschlossen worden, wonach die Truppen der erstern Macht noch bis zum Mai 1827 im Königreich Neapel bleiben werden, wo man sich mit der Einführung einer zeitgemäßen Verfassung und einer allgemeinen Amnestie schmeichelt. Auch im Venezianischen sollen Provinziallstände, wie in den ältern k. k. Erbstaaten, errichtet werden.

Zu Rom ist ein spanischer Mönch, Namens Julianus, selig gesprochen worden,

*) Diese erbauliche Handlung hat nicht mehr als 25,000 römische Thaler gekostet. Der General Bubna ist am 6 Juni zu Mailand und die Prinzessin Pauline Borghese, eine Schwester Napoleons, am 9 Juni zu Rom gestorben,

— Der spanische Minister Ugarte ist am 19 Juni zu Turin angekommen. — Die Malteserritter haben sich auch bei der gegenwärtigen Ministerversammlung in Ober-Italien sehr eifrig um die Wiederherstellung und Entschädigung ihres Ordens bemorben. Sie haben die Stelle des Grosmeisters dem Könige von Neapel angetragen und schmeicheln sich mit einem günstigen Erfolg ihrer Angelegenheit. Im Kirchenstaate verstärken sich die Räuberbanden immer mehr, und der furchtbare Gasbarones hat die Frechheit so weit getrieben, daß er sogar Prämien auf die Köpfe seiner Verfolger ausgesetzt hat.

Die Angelegenheiten des Osen befinden sich, nach wie vor, noch immer in demselben ungewissen Zustande. Ibrahim-Pascha ist mit seinen Aegyptiern zu Coron und Modon, wo er sich wahrscheinlich den Griechen auf Gnade und Ungnade wird ergeben müssen; denn ein Versuch, Morea wieder zu verlassen, ist ihm, mit dem fast gänzlichen Verlust seiner Flotte, bereits

*) Ueber der Abbildung dieser rührenden Wunderthat stand wortlich folgende Zuschrift: Julianus avicolas ut torrentur jam ad ignem appositas, e vero extrahens novavita donavit.

Digitized by Google

fehlgeſchlagen, und von den Hellenen rings zur Land- und Seeſeite umſchloſſen, iſt ihm durchaus alle Zufuhr abgeſchnitten. Mehrere kleine Gefechte haben ſtatt gefunden, bei denen allen er den Kürzern gezogen zu haben ſcheint, weshalb er in eine ſo große Wuth gerathen iſt, daß er mehr als hundert europäiſchen Offizieren, die in ſeiner Armee dienen, Ohren und Naſen hat abſchneiden laſſen, weil er die Schuld ſeiner Verluſte auf ſie wirft. Dem allem ungeachtet hatte er es dennoch ſo weit gebracht, des alten Novarinos ſich zu bemächtigen, und der Feſtung dieſes Namens ſo hart zuzuſetzen, daß ſie am 10 Mai die weiße Fahne ausgeſteckt und zu kapituliren verlangt hat. Auf die Nachricht von dieſem Umſtande, haben ſich Miaulis und Canaris mit ihrer Flotte der Küſte genähert, Letzterer hat bei der Inſel Sapienzia einundvierzig Schiffe in Brand geſteckt, und Erſterer iſt am 12 Nachmittags in den Hafen von Modon ſelbſt vorgedrungen, wo er mit zwanzig geſchickt geleiteten Brandern eine Fregatte von vierundvierzig, eine andere von ſechsunddreißig Kanonen, zwei Korvetten und ſechsundzwanzig kleinere Schiffe verbrannt hat. Der Südwind, der eben mit großer Heftigkeit wehete, trug das Feuer aus dem Hafen in die Stadt, die bald in vollen Flammen ſtand. In der Nacht zum 29 ſprangen die beiden in Modon befindlichen Pulvermagazine in die Luft, und richteten eine unbeſchreibliche Verwüſtung an. Die Lage der Aegyptier iſt wirklich verzweifelnd.

Der Präſident der proviſoriſchen Regierung Griechenlands, Conduriotis, iſt, durch ein Dekret vom 25 April, zum Diktator ernannt, und Maurokordatos ihm als Staatsſekretär beigeſellt worden, ohne deſſen Mitunterſchrift keine Maasregel in Ausführung gebracht werden kann. Die Unternehmungen des Seraskier Redſchid-Paſcha, von der Landſeite aus, ſind eben nicht beſſer als die Ibrahim-Paſcha's ausgefallen. Vom 17 April an, iſt er in einer Reihefolge kleiner Gefechte beſtändig geſchlagen worden. Die Verwegenheit der Griechen ging endlich ſo weit, daß 800 Aetolier ſeine 12,000 Mann ſtarke Armee bei Caravanſera in der Nacht angriffen und größtentheils zerſtreuten. Der Paſcha ſelbſt zog ſich in Eil nach Arta zurück, von wo er ſeitdem wieder vorgedrungen iſt, und ſich nach Miſſolunghi gewendet hat. Ein türkiſches Geſchwader iſt im Meerbuſen von Lepanto eingelaufen und gewaltig in die Enge getrieben worden. Die Flotte von Konſtantinopel hingegen, die bereits zu Anfang Aprils die Dardanellen paſſiren ſollte, iſt noch innerhalb derſelben, und wie man vorausſehen darf, durch Veranſtaltung der Mannſchaft ſelbſt, in Brand gerathen und genöthigt geweſen, wieder nach Gallipolis zurückzukehren. Bei Mitylena ſind den Griechen eine große Anzahl reichbeladener Transportſchiffe in die Hände gefallen, die nach Patras beſtimmt waren. Mehrere franzöſiſche Offiziere, im Solde des ägyptiſchen Satrapen, ſind von den Hellenen gefangen genommen worden. Sie haben jedoch verlangt, wieder in Freiheit geſtellt zu werden, weil ſie mit beſonderer Bewilligung ihrer Regierung gehandelt zu haben vorgeben, der es ſehr angelegen zu ſein ſcheint, den Paſcha ſich geneigt zu machen. Man weiß nun nicht, welche Rückſicht man auf eine ſolche Reklamation nehmen wird. Was den Paſcha von Aegypten ſelbſt anbelangt, ſo hat man das Gerücht ſeines plötzlichen Todes verbreitet, woran man jedoch immerhin noch zweifeln kann. Er hat vor Kurzem die Erbauung eines neuen Kanals durch Kairo verordnet, weshalb bei 3000 Häuſer niedergeriſſen werden müſſen.

Odyſſeus, der zu den Türken übergegangen war und ſelbſt ein Korps derſelben befehligte, hat ſich an Guras ergeben, nachdem ihm derſelbe einen aufgefangenen Firman des Sultans zugeſchickt hatte, dem zu Folge er nach Konſtantinopel geſchickt werden ſollte. Einem Uebereinkommen zwiſchen der Pforte und Aegypten gemäß, wird Letzteres die Einkünfte Moreas 50 Jahre lang beziehen, wenn die Eroberung dieſes Landes durch die Armee des Vicekönigs bewerkſtelligt werden kann. Omer-Vrione iſt zu Berat auf Befehl des Großherrn ſtrangulirt worden. Die Rebellen Zaimis und Londos ſind aus den ioniſchen Inſeln verwieſen, und haben ſich der griechiſchen Regierung unterworfen. Das beſoldete und gut bewaffnete Heer der Hellenen beläuft ſich jetzt auf 35,000 Mann. Der Sultan hat ein Sendſchreiben an alle Barbarekenſtaaten erlaſſen und ſie ſehr nachdrücklich eingeladen, thätigen Antheil an dem allgemeinen Kampfe der Gläubigen gegen die rebelliſchen Chriſtenbunde zu nehmen und ſämmtliche Inſeln des Archipels mit Feuer und Schwert zu verwüſten. Die Griechen ſcheinen ſich jedoch ſo wenig zu fürchten, daß ſie, ungeachtet ihres beſtändigen Kampfs und dem immerwährenden Getöſche der Waffen, dennoch den Künſten des Friedens huldigen und an ihrer innern Vervollkommnung thätig arbeiten. Ueberall werden Schulen des gegenſeitigen Unterrichts eingeführt, und zu Dinos iſt ein neues Lyzeum geſtiftet worden.

Nach den neueſten Nachrichten befindet ſich der Kapitain-Paſcha zu Mitylena, wo er ſich auf ſeine Expedition nach Samos vorbereitet und einige Tauſend aſiatiſcher Barbaren einſchiffen will. Den europäiſchen Geſandten zu Konſtantinopel ſind die Reſultate der Konferenzen zu Petersburg, über die griechiſchen Angelegenheiten, zugekommen. Bis jetzt iſt jedoch darüber noch nicht das Geringſte laut geworden. Man vernimmt, daß die Blatternpeſt im Serail herrſchend iſt

Digitized by Google

Der beſtändige Kampf zwiſchen den beiden Partheien in Spanien wird täglich lebhafter und ſcheint ſich endlich ſeiner Entſcheidung zuneigen zu wollen; doch hofft man, daß die Wagſchale der Vernunft ſich auf die Seite der gemäßigten Partei ſenken werde. Die Unterſuchung gegen das Edikt des Erzbiſchofs von Tarragona, wegen Wiederherſtellung der Inquiſition, iſt beendigt, und nach dem Beſchluſſe des Generals Conteras ſollte demſelben die weitere Verwaltung ſeines Amts untersagt und er aus Spanien verwieſen werden; aber dieſe Sentenz iſt bis jetzt nicht in Ausführung gebracht worden. Die Gerüchte von einer allgemeinen Amneſtie erneuern ſich immer wieder, ohne je in Ausführung geſtellt zu werden. Der General Olaneta iſt zum Obergeneral und Vizekönig von Peru ernannt worden. Die königlichen Freiwilligen von Madrid haben förmlich und feierlich darauf angetragen, den geſammten, ehrſamen Rath von Kaſtilien zu hängen. Die Ausſchweifungen dieſer undisciplinirten Bande ſind faſt ungtaublich. Getreue Anhänger und Werkzeuge der apoſtoliſchen Junta, befinden ſie ſich faſt in offenem Aufſtande gegen die königliche Gewalt, der ſie mettentheils allen Gehorſam verſagen, weil ſie nicht von ihr beſoldet werden. Die armen Schweizer, welche ſich in der Halbinſel befinden, haben von ihnen ſehr zu leiden. Auf die treuloſeſte Weiſe und in überlegener Zahl, wahrhaft banditenmäßig angefallen, ſuchen ſie, wenn ihnen keine andere Rettung übrig bleibt, wenigſtens ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen und nicht ungerächt ſich todtſchlagen zu laſſen. Ihre Lage iſt nichts weniger als benedenswerth, und wenn man ihre Aufopferung mit Bändern belohnen kann, ſo haben ſie die ihnen ertheilten gewiß theuer genug verdient.

Die in Mitte Mai zu Valladolid ausgebrochenen Gährungen haben nur mit vieler Mühe unterdrückt werden konnen. Die Deſertion unter den Linientruppen nimmt immer mehr überhand und die Garniſon von St. Ander iſt faſt gänzlich davon gelaufen, nachdem ſie aus den öffentlichen Kaſſen den rückſtändigen Sold ſich ſelbſt bezahlt hat. Zu Sevilla hat ſich die Belabung geradezu emport, die Negros in Schuß genommen und die Häuſer der Geiſtlichkeit, mit dem Geſchrei: nieder mit der Geiſtlichkeit und der abſoluten Gewalt! ausgeplündert. Eine konſtitutionelle Glaubensarmee, ſagt man, bilde ſich in Portugal, auf der Grenze von Spanien, zu welcher ſich alle mit der gegenwärtigen Regierungsweiſe Unzufriedenen begeben. Die aus Peru zurückgekommenen Offiziere und Soldaten ſollen vor ein Kriegsgericht geſtellt werden, um von ihrem Betragen Rechenſchaft abzulegen. Canterac beſonders wird der Verrätherei beſchuldigt.

Ein Dekret iſt, der vorlauten Sprecher wegen, erlaſſen worden. Niemand darf künftighin, über was es auch ſei, ſeine Meinung laut werden laſſen. Gaſtwirthe und Kaffeeſchenken haben die Verpflichtung, die Unterhaltung ihrer Gäſte zu belauſchen und davon genaue Anzeige zu machen. Die Königin iſt krank und ſoll ſich in geſegneten Leibesumſtänden befinden. Die Hinrichtungen zu Madrid dauern unausgeſetzt fort und das Geſchrei: es ſterbe der König! hat ſich abermals erneuert. An die Stelle des bekannten Polizei-Intendanten Rufino Gonzales iſt nun ein gewiſſer Recacho getreten, der ſeine Amtsführung damit begonnen, daß er alle anonymen Anklagen zerriſſen hat. Ein Unglücklicher iſt zu einer zehnjährigen Galeerenſtrafe verurtheilt worden, weil er geäußert hat, daß die Madonna von Montſerrat von Holz ſei. Sein Vertheidiger iſt noch überdem für ſechs Monate auf irgend einer Feſtung eingeſperrt worden. Die fünfzig Deputirten der Kortes, die für die Abſetzung des Königs geſtimmt hatten, ſind ſämmtlich zum Tode verurtheilt worden, befinden ſich aber theils in Portugal, theils in England. Engliſche Spekulanten haben ſich erboten, eine Anleihe zuwege zu bringen, wenn man ihnen die freie Aus- und Einfuhr der Baumwolle und anderer Handelsartikel zugeſtehen wolle. In Erwartung der Entſcheidung über dieſen Gegenſtand ſoll ein gezwungenes Anlehn von zweihundert Millionen Realen ſo ſchnell als möglich erhoben worden. Der Schleichhandel zu Cadix hat dergeſtalt überhand genommen, daß faſt alle Waaren nur auf ſolche Weiſe eingebracht werden. Die meiſten Kaufleute haben den Entſchluß gefaßt, den Platz gänzlich zu verlaſſen. Sollten ſie ihn zur Ausführung bringen, ſo würden die letzten Hilfsquellen Spaniens verſiegen. Das Elend iſt ſo groß, daß es allen Glauben überſteigt, und die Unzufriedenheit reift einer gewaltſamen Kriſis entgegen. — Die Jeſuiten haben ſich der Artillerieſchule zu Segovia bemächtigt, und den Pater Gil als Vorſteher derſelben angeſtellt. Der König hat ſehr viele geiſtliche Beneficien ausgetheilt, das Land wimmelt von Straßen- und andern Räubern, die Küſten werden immerwährend von den columbianiſchen Korſaren umſchwärmt und die Geiſtlichkeit hat ſich erboten, eine Armee von 80,000 Mann auf die Beine zu bringen und dieſelbe zu beſolden, wenn Ferdinand VII ihr die Beſetzung der Offizierſtellen überlaſſen und die Franzoſen aus dem Lande entfernen will. Der Pater Maragnon (der bekannte Trappiſt) reiſet, in Begleitung des Generals Santos Sadron, in der Halbinſel umher, Ruhe, Frieden, Vergeſſenheit und Verſöhnung predigend. Man zerbricht ſich den Kopf, welche Abſicht hinter dieſer neuen Komödie verſteckt ſein mag.

Der König von Portugal hat die nördlichen Provinzen ſeines Reichs bereiſet, um ſich durch eigene

Digitized by Google

Ansicht und Erfahrung zu überzeugen, ob eine Konstitution dem Volke Bedürfniß sei oder nicht. Wahrscheinlich wird sich daraus ein baldiges Resultat ergeben. Der englische Gesandte Stuart ist am 25 Mai nach Brasilien abgereiset, um den Vergleich zwischen diesem Lande und Portugal zu Stande zu bringen.

In England hat sich in der letzten Zeit nichts Wichtiges zugetragen. Die Verhandlungen des Parlaments waren unbedeutend und dehnten sich nicht über die innern häuslichen Angelegenheiten aus. Die Verwerfung der Emanzipationsbill der Katholiken hat in Irland eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht und Veranlassung zu vielen Versammlungen und Plänen gegeben; doch glaubt man, daß sie sonst keine beunruhigende Folgen nach sich ziehen werde. Das Ministerium will Vandiemensland in der Südsee mit irländischen Bauern bevölkern, und das Parlament hat zu diesem Zwecke bereits eine vorläufige Summe von 30,000 Pfund Sterling bewilligt. Strangford ist zum Gesandten in Petersburg und Stratford-Canning als solcher in Konstantinopel ernannt worden. Die sich in England befindlichen italienischen Flüchtlinge haben verlangt, nach Griechenland geschafft zu werden, um dort für die Sache der Freiheit zu kämpfen.

Die Nachricht von Olantas Unterwerfung in Peru bestätigt sich. Er ist vom General Sucre hart bedrängt worden, und nach der Einnahme von Cochabamba, durch die Republikaner, mit ihm in Unterhandlungen getreten. Bolivar hat zum dritten Male seine Entlassung eingereicht, die aber auch diesmal vom Kongresse nicht angenommen worden ist. Die Insel Chilse begehrt eine Vereinigung mit Chili. Cuba ist zwar noch nicht von Spanien abgefallen, aber der Geist der Einwohner, vorzüglich deren von Havanna, ist sehr schwankend und dem Mutterlande nichts weniger als geneigt.

Schweden und die Niederlande neigen sich offen dem englischen Staatssystem, in Betreff der Anerkennung der südamerikanischen Republiken, an. Der Kaiser von Rußland hat am 13 Juni den polnischen Reichstag mit einer angemessenen Rede geschlossen. Der Kapitän Kotzebue, der im Jahr 1823 eine neue Reise um die Erde unternommen, hat im Südmeer einige bisher noch unbekannte Inselgruppen entdeckt. Die Einführung fremder Kalender ist in Rußland aufs Strengste verboten worden.

Der Großherzog von Hessen-Darmstadt hat eine besondere Verordnung wegen der Intriguen der katholischen Geistlichen erlassen, die die Aeltern verschiedener Glaubensmeinungen zwingen wollten, ihre Kinder immer in der katholischen Lehre erziehen zu lassen. Dieser Unfug soll künftighin durchaus abgestellt werden, und die freie Bestimmung den Aeltern allein überlassen bleiben. — Der Prinz Maximilian von Sachsen ist von seiner Reise nach Spanien wieder zu Dresden angekommen. Die badischen Kammern sind am 14 Mai geschlossen worden. Eine Gesellschaft wegen der moralischen Verbesserung der Verbrecher, hat sich zu Berlin unter dem Vorsitz des geheimen Finanzrath Rother gebildet. Viele Feuersbrünste haben im letzten Monat in der Schweiz, in Deutschland und in Ungarn statt gefunden. Im Königreich Baiern sollen nun auch Provinzialstände eingeführt werden.

Das naturhistorische Museum zu Genf.

Unter den neuern öffentlichen Anstalten, welche in den letzten Zeiten der Patriotismus der Genfer gebildet hat, zeichnet sich vorzüglich das naturhistorische Museum aus. Der Eifer vermindert sich nicht, und die Fremden selbst wetteifern mit den Einheimischen, es zu bereichern und auszuschmücken. Es hat vor Kurzem einen lebendigen Mouflon aus Korsika erhalten, der der Typus des Widders zu sein scheint. Er hat sich bereits mit mehrern inländischen Schafen begattet. Die Vortheile, welche man dieser Vermischung zu entnehmen hoffen darf, wird nicht in der Wolle, sondern allein in der Eigenschaft des Fleisches bestehen, welches dadurch schmackhafter und etwas wildartig werden soll. Dies Thier hat sich nur mit einiger Mühe an seine neuen Gefährten gewöhnt, mit denen es jetzt jedoch im besten Einverständnisse lebt; obgleich es das erste Schaf, welches man zu ihm eingesperrt, getödtet und in Stücken zerrissen hatte. Das Museum hat außerdem noch eine junge Gemse, die man im See gefangen, wohinein sie sich wahrscheinlich gestürzt hat, um den Verfolgungen der Jäger zu entgehen. — Eine Giraffe, der sein wohl erhalten ist, schmückt jetzt den großen Saal des Elephanten. Es ist dies ein um so vollbareres Stück, da es bis jetzt nur sehr wenige Giraffen in den europäischen Museums gibt. Die Herren Rey und Revillod, Genfer von Geburt, die zu Odessa etablirt sind, haben für das Museum eine zahlreiche Sammlung asiatischer und afrikanischer Vögel und anderer Thiere eingesendet. Man hat sich neuerdings damit beschäftigt, eine Sammlung von den verschiedenen Fischgattungen zu bilden, die in den Schweizerseen leben. Sie besteht bis jetzt aus den Fischen der Seen von Zürich, Zug und Genf. Obgleich der zweite viel kleiner als der letztere ist, so enthält er doch dreiundzwanzig verschiedene Fischgattungen, dahingegen dieser nur einundzwanzig hat.

Digitized by Google

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Paris, Juni.

Nachsicht gegen Dichter! Sie wissen, es ist leichtes Gefieder, das, von jedem Winde erhoben, nach allen Winden schwebt. Plato und Lafontaine haben, wenn ich nicht irre, etwas Aehnliches gesagt. Unter Dionysius wie unter Ludwig dem Vierzehnten wurde die Gelegenheit benützen; man besang sie immer und allezeit. Die ernsthaftesten und achtungswerthesten Männer schmiegten sich dieser Sitte an. Horaz, Theokrit, Pindar, unser Boileau, Molière, Corneille, Ihr Götze, Schiller, Herder, Wieland, konnten ihr Genie von dieser Zwangsfessel nicht befreien. Selbst der Geist von Ferney, selbst der Sänger von Ferrara und viele Andere, buhlsten der alten, lästigen Gewohnheit, die Gelegenheit zu besingen. Kann man es nun unsern heutigen Dichtern verdenken, die wahrscheinlich nicht erzürnt sein werden, wenn man sie mit den Ebengenannten vergleicht, daß sie die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, ihre poetische Pfote zu erheben und schön zu thun? — Baour-Lormian hat durch seine also betitelten „Gelegenheitsgedichte" eben jetzt den Takt dazu angegeben. Ich sage Ihnen nichts über seine Verse, denn ich verstehe sie nicht; aber der Gedanke des Dichters scheint mir klar, nämlich die Messeniennes des neuen Akademikers Delavigne und die Gesänge des unübertrefflichen Béranger vergessen machen zu wollen. Ein Unternehmen, von dem er ganz ruhig abstehen kann. — Was soll ich Ihnen über den „Krönungsgesang (chant du sacre)" von Alphons de Lamartine sagen? So viel ist gewiß, Sie würden aus meinen Kommentaren eben so wenig klug werden, als ich aus der ganzen Dichtung gewoden bin. Das Merkwürdigste daran ist, meiner Beurtheilung nach, der Druck, der mit einem seltenen Luxus verschwendet worden ist. Ein anderer Alphons de Lamartine, der, wenn ich nicht irre, zu Genf wohnt, hat den letzten Gesang Harolds, in französische Verse übertragen, ins Publikum geschleudert. Der gute Mann (ich vermuthe wenigstens, daß er gut ist) vertheidigt sich in einer langen Vorrede, die er beschelden genug wie vom Buchhändler aufgehend gemacht hat, gegen alle Beigenalität, und was noch mehr ist, er schwört, keinen der erhabenen Gedanken des unsterblichen Dichters zu theilen, den er zu übersetzen sich dennoch unterfangen hat. Sie sehen, es fehlt dem guten Manne an Gelegenheitstalent und Genie eben nicht.

Kiel, Mai.

Die von dem Forstmeister Dr. Binge zu Neudsburg in Holstein unlängst erfundene Wasserleitungsmaschine, Aquator genannt, hat erst kürzlich mehrere wesentliche Vereinfachungen und Verbesserungen erhalten, unter denen besonders die Wechselbruck-Einrichtung und der äußerordentlich viel Kraft erspa, rende mechanische Druck-Apparat von größter Wichtigkeit für den technischen und ökonomischen Gebrauch sind. Diese gemeinnützig-wichtige, durch große Einfachheit, Kostenersparniß, Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit in hohem Grade sich empfehlende hydraulische Erfindung ist zu Feuerspritzen, Wasserröhren, Bergwerks- und Brunnen-Pumpen gleich vortheilhaft anwendbar, und verwandelt jede Flüssigkeitsquelle nicht nur zunächst in eine Spritze, sondern liefert auch, vermöge der großen Kraft und Geschwindigkeit ihres Drucks, gleichzeitig mehrfach so viel Wasser, und führt solches beliebig, längs leinener, blechener oder hölzerner Röhrenkanäle, selbst nach den höchsten Stockwerken, nach entfernten Gärten u. s. w. — Auch die sehr gemeinnützige, gleichfalls vom Dr. Binger, sundene, luftwärmende Maischfac, Kalefactor genannt, hat erst unlängst eine sehr vereinfachte und verbesserte Einrichtung erhalten, wodurch diese große, feuerungsersparende und überaus schnellheizende Eigenschaft, bei ihrer kunstlosen Anwendung auf steinerne und eiserne Oefen jeder Form und Größe, sehr gewonnen hat. Die erklärte Bereitwilligkeit des Erfinders, ausführliche Beschreibungen, Abbildungen und Modelle beider Maschinen, gegen billige Vergütung, zu überlassen, wird dem Publikum gewiß sehr willkommen sein.

Kunst.

Fortsetzung der Uebersicht der Gemälde-Gallerie des Herrn Grafen von Wenzel-Sternau.

Van Stingeland. Die Fechtkunst. Gruppe von drei Personen. Ganze Figuren. Auf Holz. 1 Fuß 8 Zoll 9 Linien hoch und 1 Fuß 5 Zoll 2 Linien breit. — Eine junge niederländische Frau hat, in Folge eines erhaltenen unangenehmen Briefes, eine Fehlgeburt gemacht. Ganz ermattet sieht man sie, auf einem großen Stuhle sitzend, ihre Hand den Aerzte darreichen, der vor ihr steht und ihr an den Puls fühlt. Zwischen Beiden befindet sich ein kleiner Hund, und hinter der Kranken ihre Magd, die auf einem Teller eine Flasche mit dem Embryon trägt. Links im Hintergrunde blickt ein Mann, wahrscheinlich der Gatte, zwischen dem Thürvorhange hindurch, rechts steht ein Bett und vor demselben ein Tisch, mit einer schweren, bunten Decke überhangen und mit bronzenen Geräthen besetzt. In der Mitte hängt ein Kronenleuchter vor einem Bilde. Die Komposition der Gruppe der drei Personen ist vortrefflich. Der leidende Ausdruck im Gesichte der Frau und der erlöschende Glanz ihrer Augen ist meisterhaft. Ihr enthusammenes mit weißem Pelz verbrämtes Ueberkleid und der reiche Stoff des mit goldenen Spitzen besetzten Unterrockes wandes sind mit täuschender Kunst nachgeahmt. Das Gesicht des Negers zeigt eine etwas scheinische Theilnahme. Die Aufmerksamkeit der Magd, mit dem Zeigefinger am Munde, ist sehr bedeutsam. Trefflich ist das hinter der Kranken befindliche Kissen, die Tischdecke, die Geräthe und der hintere Doktor Rebende Stuhl ausgearbeitet, an dem sich der Name des Künstlers, nebst der Jahrszahl 1681, befindet. Das Kolorit ist reich und glühend und die Vertheilung der Lichter unnach ahmlich schön. Eine hübsche Kopie von diesem Gemälde ist unter dem Titel: „la kausse-couche" ausgestochen worden.

Marc Ogioni. Die Madonna und das Kind, welches zu Joseph spricht. Halbe Figur. Auf Holz. 1 Fuß 5 Zoll hoch und 1 Fuß 3 Zoll breit. — Auf einem grünsammtnen mit goldenen Quasten besetzten Kissen sitzend, wendet sich das Jesuskind gegen Joseph, um ihm eine Stelle auf einem Gebet buche zu erklären, welches die hinter ihm stehende Madonna mit der linken Hand hält, indem sie die rechte auf seine Schulter legt. Der Ausdruck im Gesichte des Kindes offenbart seinen tief forschenden Geist und seine hohe Bestimmung. Die Stellung des Kindes ist sehr schwer, und meisterhaft gezeichnet. Die

Digitized by Google

Karnation ist sehr weich und sehr frisch. Bewunderungswürdig schön ist der Kopf des Joseph, dessen silbernes Haupt- und Barthaar vortrefflich aufgearbeitet ist und mit dem üppigen Gold des Haarschmucks der Jungfrau im grellsten Kontraste steht. Das Kolorit ist glühend und prachtvoll, und die Goldfarbe, die wir hier wiederfinden, bezeichnet uns die erste Zeit der Mettlerschule. Leonardo da Vinci's. — Auf der Rückseite dieses Gemäldes befindet sich eine Arabeskenmalerei, die mit ihren Fauxen, ihrer Fama mit dem Stundenglase und zwei Hähnen auf dem Kopfe, mit mehreren andern Nebenzügen, seltsam genug ist.

Correggio. Magdalena, in der Wüste betend. Halbe Figur. Lebensgröße. Auf Holz. 2 Fuß 1 Zoll 7 Linien hoch und 1 Fuß 7 Zoll 5 Linien breit. — Dem äußern Glanze noch nicht ganz entnommen, hat sich Magdalena in eine Wüste zurückgezogen, um dort ganz sich ihrer Buße und ihren frommen Betrachtungen zu überlassen. Man sieht es der schönen Sünderin an, daß sie, an die Huldigungen einer üppigen Welt gewöhnt, mit ihrem neugefaßten Entschlusse noch nicht ganz vertraut geworden ist; denn die forsbaren, mit Gold besetzten Gewänder und die Perlenschnur um den rechten Arm beweisen, wie schwer es selbst einer Heiligen wird, jenen Glitzerstaat von sich zu werfen, der oft durch sich selbst ein Verführer zum Bösen ist. In dem Gesichte der Büßenden ist die reizendste Anmuth mit einer beginnenden Zerknirschung vermischt. Diese Augen, obgleich mit Andacht auf dem Kreuze haftend, scheinen doch darüber hinweg einen Gegenstand erblicken zu wollen, um ihn mit ihren Pfeilen zu durchbohren. Hoch zu den Augenliedern hinaufgedrängt und von sanftgebogenen Brauen überwölbet, zeigen sie die Lüsternheit eines großen Augapfels, der ein elektrisches Feuer ausgießt. Die feingezeichnete Nase, der sanftschwellende Purpurmund, das leichtgerundete Kinn und die vom süßesten Rosenhauche belebten Wangen reißen den Beschauenden zu hohem Entzücken hin. Nichts ist zarter, als die rechte Hand, in der sich die Grübchen unter den Fingern zeichnen, die im aufgelösten, in reichen Locken auf Brust und Nacken herabfallenden Goldhaar wühlen. Wie schön ist dieser rechte Arm, der dem dunkelblauen Gewande sich entwindet und sich über den linken kreuzt. Die linke Hand hält einen Schleier, der wahrscheinlich dazu dienen soll, die Thränen aus den schönsten Augen zu trocknen. Die Weiche und Zeichnung der Karnation ist mit nichts zu vergleichen, und übertrifft Alles, was je der Meisterpinsel Correggio's hervorgebracht hat. Der Glanz und die Gluth des Kolorits sind unübertrefflich. Die Bearbeitung der Gewänder ist vortrefflich und gibt dem gesammten Ganzen nichts nach. Der Heiligenschein, der über dem Haupte der Magdalena schwebt, hat sich noch nicht ganz auf dasjenige hinabgesenkt, wodurch der Künstler anderuten wollte, daß sie ihrer hohen Bestimmung noch nicht ganz würdig sei.

— Bei Erbauung des nun vollendeten Kanals von Kaledonien ist man genöthigt gewesen, mächtige Felsen zu sprengen und zwölf ungeheure Schleusen anzulegen; die sich ganz nahe neben einander befinden. Die schwierigste Aufgabe war dabei, den Kanal über tiefe Thalgelände und Schluchten hinweg in Form einer Wasserleitung von 19 Fuß Tiefe und 116 Fuß Breite zu führen. Wer hätte es vor einigen Jahren möglich gehalten, Schiffe von 1200 bis 1500 Tonnen Ladung mit vollen Segeln über seinem Haupte dahin eilen zu sehen, und selbst Fregatten mit 60 Stück Geschütz? Dies Problem ist indeß hier mit dem vollsten Erfolge gelöst worden.

— Ein Gelehrter hat berechnet, daß in den verschiedenen Theilen der Erde 3064 Sprachen gesprochen werden, nämlich: 587 in Europa, 937 in Asien, 276 in Afrika und 1264 in Amerika.

— Die polnische Republik Krakau hat auf einem Flächenraum von 371⅔ Quadratmeilen eine Bevölkerung von 97,231 Seelen, wovon 25,692 sich in der Stadt und 71,539 auf dem Lande befinden. Man zählt bei 5000 Juden in der Stadt und 7,390 in der ganzen Republik. Der Militärstand besteht aus 5 Offizieren, 32 Unteroffizieren und 300 Soldaten. Die Universität hat 30 Professoren und 250 Studenten. Die Einkünfte der Republik belaufen sich jährlich auf 1,380,000 polnische Gulden.

— Das Wurrogericht im preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf ist nur zwei Stunden lang und höchstens 1½ Stunde breit. Darin befinden sich jedoch sechs Städte, nämlich Elberfeld, Gemarf, Unter-Barmen, Barmen, Wuppersteld und Rittershausen, die zusammengenommen mehr als 40,000 Einwohner enthalten und sich dicht aneinanderreihen, so daß man sie nur als eine einzige Stadt betrachten kann, worin die regsamste Industrie Alles belebt. Elberfeld allein hat eine Bevölkerung von 25,000 Seelen.

— Nach den letzten Warschauer Zeitungen war zu Anfang 1824 die Bevölkerung des Königreichs Polen folgende: Wojwodschaft Krakau, 397,344 Seelen. Sendomirez, 355,793. Kalisch, 532,671. Lublin, 453,430. Plock, 432,278. Masowien, 616,074. Podlachien, 331,671. Augustowo, 465,761. Im Ganzen: 3,702,306 Einwohner, ohne die Armee. Die Bevölkerung der Hauptstadt, ohne das Militär, war 117,284 Seelen.

— Seit dem Februar 1817 bis zum Dezember 1824 haben 31,000 Exemplare oder 1,598,000 Bände der sämmtlichen Werke Voltaire's und 24,500 Exemplare oder 480,000 Bände der Werke Rousseau's die französischen Pressen verlassen.

— Zu Boston wird nächstens eine Lebensbeschreibung des berühmten Insassungers Ledyard erscheinen. Er hatte mit Lust die Erde umschifft und ganz Nordamerika, so wie einen großen Theil von Europa, durchwandert. Er war sehr verteunt mit Robert Meerit, Hani Jones, Joseph Banks und Pallas bekannt und stand mit Jefferson und Lafayette im Briefwechsel. Man sah ihn schnell hintereinander zu New-York, in Spanien, in Frankreich, in Sibirien und in Aegypten, wo er viel zu den Entdeckungen im Innern Afrika's beigetragen hat. Er hatte mehr als die Hälfte des Erdballs bewandert, und der Tod allein verhinderte ihn, auch die andere Hälfte noch zu besuchen.

— Mit Anfang dieses Jahres erschienen zu Petersburg achtzehn öffentliche Zeitschriften und sieben zu Moskau, wovon vier neue, nämlich: die nordische Biene, die Handlungszeitung des Innern, die bibliographischen Blätter und der Telegraph von Moskau.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß
der
im zweiten Quartal dieses Jahrgangs enthaltenen Aufsätze.

Philosophische Abhandlungen.

Erklärung der Dampfkanonen, No. 14. Seite 221.
Erste amerikanische Kolonie in Afrika, N. 15. S. 237.
Ueber den Unterricht in Griechenland, N. 15. S. 241.
Das Volk im Innern von Surinam, N. 15. S. 257.
Die politische Oekonomie Britanniens, N. 17. S. 273.
Das Reich der Birmanen, N. 19. S. 309. N. 22. S. 365.
Griechenlands politischer und moralischer Zustand im Jahre 1824, N. 20. S. 329.
Der gegenwärtige Zustand Portugals, N. 23. S. 381.
Die letzten geographischen Entdeckungen im Königreiche Bornu, N. 24. S. 397. N. 25. S. 416.
Die ersten Monate der griechischen Revolution in Morea, N. 25. S. 413.
Zufluchtsort der Hilf- oder Heimathlosen zu London, N. 26. S. 429.
England und Amerika, N. 26. S. 429.

Historische Gegenstände.

Napoleons Selbstmord, No. 14. S. 230.
Die Ueberschwemmung von St. Petersburg, N. 15. S. 239.
Ein Blick auf die Gerechtigkeitspflege in Spanien, N. 16. S. 262.
Die letzten Augenblicke Napoleons, N. 17. S. 275.
Ferdinand VII zu Valencey, N. 17. S. 278.
Gemälde von Paris:
Der Palast und der Garten der Tuilerien, N. 17. S. 281.
Einige Aeusserungen Napoleons auf seinem Sterbelager, N. 18. S. 299.
Schweizerische Miszellen:
1. Die Helvetische Gesellschaft zu Schinznach am 3. May 1825, N. 20. S. 338.
2. Die Einladungsschriften für die Baselschen Schulfeste im May 1825, N. 26. S. 437.
Verheirathung der Jungfrau von Orleans, fünf Jahre nach ihrem Tode, N. 21. S. 357.
Die Krönung des neuen Königs von Otahiti, N. 21. S. 361.
Neueste Nachrichten aus dem Reiche der Birmanen, N. 24. S. 400.
Begebenheiten der englischen Gesandtschaft zu Coomassie, im Lande der Aschantis, N. 25. S. 418.

Reisen und geographische Mittheilungen.

Streifereien durch Nordholland, im Juni 1824, N. 14. S. 222. N. 16. S. 260. N. 19. S. 311. N. 22. S. 368.
Die Handelsstadt Glasgow, N. 14. S. 227.
Die Bewohner von Chili, N. 15. S. 244.
Hua, Hauptstadt von Cochinchina, N. 15. S. 245.
Reise um die Erde, in den Jahren 1817 bis 1820. Von Freycinet. N. 15. S. 246.
Die Wiberforce-Kaskade, N. 16. S. 265.
Reise in Sudamerika, Chili, Peru und Mexiko, in den Jahren 1820, 1821 und 1822, N. 16. S. 265.
Einiges über Island, N. 16. S. 267.
Die natürlichen Salpetergruben zu Ceylan, N. 16. S. 268.
Gefangenschaft des Doktors Bolschow bei den Kirgisen, N. 17. S. 276.
Reise nach China, N. 18. S. 293.
Reise nach Timbuktu, N. 20. S. 333. N. 21. S. 352.
Reise durch Irland im J. 1818, N. 21. S. 349. N. 26. S. 431.
Rückkehr der englischen Reisenden aus dem Innern Afrika's, N. 21. S. 358.
Die Ufer der Loire, N. 21. S. 361.
Einiges über Mexiko, N. 22. S. 374.
Reise durch Rußland, die Krimm, den Kaukasus und Georgien, N. 23. S. 383.
Die Insel Samos, N. 23. S. 386.
Das letzte Erdbeben in Chili, N. 23. S. 387.
Die Landspitze Dhamundel und die Stadt Dwarka in Ostindien, N. 24. S. 390.
Gegenwärtiger Zustand der olympischen Ebene, N. 23. S. 394.

Völker-Sittentafeln.

Petersburger Sittentafel:
Das physische Gleichgewicht, N. 14. S. 228.
Rathe, wo du bist? N. 22. S. 372.
Heirathsceremonien bei den Samogitiden, N. 15. S. 242.
Chinesische Barbarei, N. 15. S. 246.
Die Buraten, N. 16. S. 263.
Der Luxus von Lima, der Hauptstadt Peru's, N. 17. S. 283.
Portugiesische Sittentafel: Lissabon, N. 18. S. 295.
Sutteas oder Verbrennungen der Hinduswittwen, N. 18. S. 300.
Die Sitten und Gebräuche der Lesguis, eines Volks im Kaukasus, N. 18. S. 306.
Spanische Sittentafel: Sevilla, N. 19. S. 320.
Englische Sittentafel: Denkwürdigkeiten der Miß Harriet Wilson, N. 20. S. 335.
Pariser Sittentafel:
Die Bittsteller aus der Provinz, } N. 21. S. 358.
Die beiden Verdüngen,
Longchamps, N. 24. S. 401.
Das Familienfest, N. 26. S. 436.
Römische Sittentafel: Lo Conversazione. N. 24. S. 402.
Nordamerikanische Sittentafel: Ein Beispiel ohne Beispiel, N. 25. S. 422.

Literarische und belletristische Aufsätze.

Litterar. Bulletin von London, Februar, N. 15. S. 248.
— — — März, N. 19. S. 323.
— — — April, N. 21. S. 362.
Bibliographische und literarische Skizzen. Rasselas und Kandide, N. 19. S. 322.
Uebersicht der nordamerikanischen Literatur, N. 19. S. 323.
Fortschritte der Kenntnisse in Kanada, N. 20. S. 345.
Denkwürdigkeiten und Erinnerungen des Grafen von Ségur, N. 21. S. 362.
Denkwürdigkeiten der Frau von Genlis, N. 22. S. 371.
Die Affenjagd, N. 22. S. 378.
Verzeichniß der vom Archimandriten Hyazinth aus Peking mitgebrachten chinesischen Manuskripte, N. 23. S. 390.
Der Tanz bei den Alten und Neuern, N. 25. S. 423.
Geschichte der französischen Galanterie, N. 25. S. 424.

Digitized by Google

Lebensskizzen ausgezeichneter Männer.

William Herschel, N. 19. S. 321.
Laserna, Cantarac, Valdez, Olaneta, N. 20. S. 336.
Canning, Peel, N. 21. S. 355.
Mina, N. 22. S. 375.
Bolivar, N. 22. S. 376.
Marc Auguſt Pictet, N. 24. S. 403.
Zu Bolivars Karakteriſtik, N. 25. S. 426.

Wiſſenſchaftliche Darſtellungen.

Statiſtiſche und geologiſche Beſchreibung vom Apremonte und ſeinen Umgebungen, N. 16. S. 268.
Die Dattelpalme, N. 18. S. 286. N. 19. S. 315.

Hiſtoriſche Kronik.

Ueberſicht der Zeitereigniſſe im März, N. 14. S. 232.
— — April, N. 18. S. 302.
— — Mai, N. 22. S. 377.

Scherzhafte und komiſche Bruchſtücke.

Schmeichler und Schmeichelein, N. 15. S. 243.
Diderots Pantoffeln, N. 15. S. 243.
Zuläſſige Gedanken, N. 15. S. 245. N. 16. S. 265. N. 20. S. 341.
Unſchädliche Originalität, N. 16. S. 269.
Noch einen Augenblick, N. 16. S. 270.
Vom Lachen, und warum man lacht, N. 19. S. 317.
Der Mäuler als Lehrling, N. 19. S. 319.
Häckerling. Morgenländiſcher Despotismus. Sfaramuſche. Der entblößte Held. Englands Fiskalgenie. Religionsgezanken. Buch gegen die Kuhpocken-Impfung, N. 19. S. 320.
Reichthum. Napoleons Avancement. Genealogie der Bonaparte. Der geſcheute Narr und die Herzogin. Die Nachbarinnen von Malmaiſon, N. 20. S. 343.
Der ſich ſelbſt hängende Dieb. Moral-Deklination. J. B. K. I. Widerſprüche. Die ſonderbaren Vögel. Napoleons Beil, N. 24. S. 406.
Wenn ich ein Frauenzimmer wäre, N. 23. S. 388.
Wenn ich ein Mann wäre, N. 23. S. 389.
Träume — Schäume, N. 24. S. 403.
Wohlwollen — Uebelwollen, N. 24. S. 404.

Vermiſchte Aufſätze.

Ein nachahmungswürdiges Beiſpiel, N. 15. S. 242.
Einiges über die vereinigten Staaten, N. 15. S. 247.
Der innere Werth, N. 16 S. 263.
Die Entſtehung der Metromanie, N. 16. S. 269.
Der Doppelmenſch, N. 17. S. 279.
Nichtachtung des Beſitzes, N. 17. S. 280.
Urſprung des franzöſiſchen Wortes Canean, N. 18. S. 299.
Newſteads-Abbey, Byrons Begräbnißſtatt, N. 19. S. 317.
Ausſtellung einiger Denkmäler des alten Mexiko, N. 19. S. 318.
Unglück der Stuarts, N. 19. S. 327.
Die Paragrelen, N. 20. S. 342.
Erdbeben zu Algier, N. 20 S. 344.
Die Töpfereien in Staffordſhire, N. 20. S. 344.
Neue Erfindung, N. 21. S. 360.
Der weiße Elephant von Ava und Siam, N. 21. S. 360.
Gelegenheitsgedanken. Die Liebe des Ruhms, die Liebe des Erfolgs, N. 23. S. 393.
Die Freiſchulen in Neu-England, N. 23. S. 393.
Die ſich unter einander freſſenden Raupen, N. 24. S. 405.
Ein Wort von Lankaſter, N. 24. S. 407.
Kleine Faden, woran die größten Begebenheiten hängen, N. 25. S. 424.
Das Athenäum zu New-York, N. 25. S. 425.
Die Landwirthſchaftſchule zu Carra im Kanton Genf, N. 25. S. 426.

Literariſche Beurtheilungen.

Italieniſche Literatur.

Allgemeine Bibliographie, N. 15. S. 249.
Hiſtoriſch-kritiſche Erklärung einer ſehr ſeltenen Medaille, N. 15. S. 249.
Anthologie, XV. Band, N. 15. S. 249.
Iſt das gelbe Fieber anſteckend oder nicht? Von Paloni. N. 24. S. 409.
Der Sexagesimal-Meter, von Balbo, N. 24. S. 409.
Theorie der gerichtlichen Beweiſe, von Bentham, und überſetzt von Zambelli, N. 24. S. 409.
Chronologiſche Geſchichte der Römer, von Cribelli, N. 24. S. 409.

Ruſſiſche Literatur.

Reiſe nach Taurien im Jahr 1820, von Murawieff-Apoſtol, N. 15. S. 250.
Der Springbrunnen von Bachtſchi-Saray, von Puſchkin, N. 17. S. 290.

Schwediſche Literatur.

Geſchichte Schwedens, von den entfernteſten Zeiten bis zum Tode Karls XII, von Rhus, N. 15. S. 250.

Neugriechiſche Literatur.

Dithyrambus auf die Freiheit; von Salomos, N. 15. S. 250.

Nordamerikaniſche Literatur.

Eine Mittheilung über die Verbeſſerung der Regierung; von Ingerſoll, N. 15. S. 251.
Die nordamerikaniſche Revue, N. 15. S. 251.
Leben des Generals Andreas Jackſon; von Eaton, N. 23. S. 394.
Aktenſtück, als Beilage zur Botſchaft des Präſidenten der vereinigten Staaten, N. 23. S. 395.
Darſtellung der Gefahren der Beerdigung in den Städten; von Pascalis, N. 26. S. 442.

Franzöſiſche Literatur.

Geſchichte der Beichtväter der Kaiſer und Könige; von Grégoire, N. 15. S. 252.
Das Idealleben; von Turlet, N. 15. S. 252.
Neue Encyclopädie; von Courtin, N. 15. S. 253.
Der Menſch des Süden und der Menſch des Norden; von Bonſtetten, N. 17. S. 285.
Die Monarchie der Solipſen; von Scotti, N. 17. S. 286.
Hauptinhalt der Geſchichte der Geſellſchaft Jeſu; von Scheffer, N. 17. S. 287.
Jahrbücher der Naturwiſſenſchaften; von Ardouin, Brogniart und Dumas, N. 17. S. 287.
Die religiöſe Eintracht; von Milhot, N. 17. S. 287.
Europäiſche Revue; von Walter, N. 19. S. 325.
Denkwürdigkeiten der Frau du Hauſet, N. 19. S. 326.
Morgenländiſche Kronik; von Didot, N. 19. S. 326.
Ein Blick über den gegenwärtigen Zuſtand und das wahre Intereſſe der katholiſchen Kirche, N. 24. S. 410.
Für die Kirche von Frankreich und für die Wahrheit; von Bauſon, N. 24. S. 410.
Die Wahrheit über Spanien; von Cazes, N. 24. S. 411.

Däniſche Literatur.

Vom Urſprunge der Runenſchrift; von Brebsdorff, N. 15. S. 253.
Erſter offizieller Bericht über die Fortſchritte des gegenſeitigen Unterrichts in Dänemark; von Abrahamſon, N. 19. S. 325.
Beitrag zu einer Schilderung der Küſte von Guinea und ihrer Bewohner; von Monrad, N. 24. S. 410.

Neulateiniſche Literatur.

Neue lateiniſche Verhandlungen der gelehrten Geſellſchaft zu Utrecht; von Geel, N. 15. S. 253.

Digitized by Google

Englische Literatur.

Columbia in seinem gegenwärtigen Zustande; von Hall, N. 17. S. 288.
Bemerkungen über die religiösen Eigenheiten der Gesellschaft der Freunde; von Gurney, N. 17. S. 289.
Die Vorrechtsklagbarkeit der christlichen Religion; von Sumner, N. 17. S. 289.
Fünfjähriger Aufenthalt in Kanada; von Talbot, N. 17. S. 289.
Briefe über Nordamerika; von Hodgson, N. 17. S. 290.
Philosophisches Magazin; von Tilloch, N. 17. S. 290.
Der Bienenkorb; von Duncombe,
Briefe über die irländischen Hochländer, N. 23. S. 393.
Kurze Darstellung eines unfruchtbaren Versuchs, die Republic-Bai zu erreichen; von Lyon, N. 24. S. 407.
Das Buch der römisch-katholischen Kirche; von Butler, N. 24. S. 408.
Denkschrift über die Angelegenheiten Europa's seit dem Frieden von Utrecht, N. 24. S. 408.
Die Westminster-Revue, N. 24. S. 408.

Deutsche Literatur.

Deutsches Museum; von Münch, N. 26. S. 441.

Zensur-Lücken.

Ein wahres Wort über Spanien, N. 14. S. 232.
Spaniens Verfahren in seinen Kolonien, N. 16. S. 266.
Verdientes Lob Amerika's, N. 18. S. 303.
Eine unpassende Wahrheit, N. 18. S. 304.
.... ein Eselsgärtel, ... N. 18. S. 305.
Konferenzen zu Paris, N. 18. S. 305.
Zollfreie Gedanken sind nicht immer zollfrei, N. 20. S. 341.
Artikel aus Rom, über den gegenwärtigen Zustand dieser Stadt, N. 23. S. 396.
Artikel aus Paris über die Parteien in der Republik der Wissenschaften und der Geheimnisse der Rue neuve Saint-Augustin, N. 24. S. 412.
Der schlaue Pfaff, im Häckerling, N. 24. S. 407.
Schlußfolgen aus dem Blicke über den gegenwärtigen Zustand der Kirche, N. 24. S. 410.
Dunkans allbekannte Meinung über Religionsfreiheit, N. 26. S. 430.
Schmutztage der hölzernen Muttergottes, N. 26. S. 434.

Korrespondenz.

Petersburg. Handel zwischen Rußland und Aegypten u. s. f., N. 24. S. 363.
Warschau. Blick über die polnische Literatur, N. 23. S. 380.
Florenz. Fortschritte und Wendung der italienischen Literatur, N. 23. S. 395.
Moskau. Altslavische Handschriften, N. 23. S. 396.
Petersburg. Minen und Bergwesen, N. 24. S. 411.
Brüssel. Tarifsen und Mautverordnungen gegen die Jesuiten als verbotene Waare, N. 24. S. 411.
Kasau. Die russische Poesie und die russischen Dichter, N. 25. S. 427.
Moskau. Studium der arabischen Sprache. Alterthümer, N. 26. S. 443.
Petersburg. Das orientalische Institut. Die Militärschule zu Odessa, N. 26. S. 443.

Theater.

Der Kopf des Holofernes, N. 15. S. 255.
Talma's Aeußerung über den Schauspielerstand, N. 15. S. 255.
Paris. Der schönste Tag meines Lebens,
Genf. Die Familie Fay,
Paris. Der andalusische Eid von Lebrun,
— Der schwebende Nebenbuhler,
— Der Schwäher, N. 22. S. 379.
Stockholm. Waldemar, ein Trauerspiel, N. 22. S. 380.
Paris. Judith, von Camberousse, N. 24. S. 412.
— Die Korrespondenz, N. 24. S. 412.
— Blaue-Montags-Konzerte, N. 25. S. 428.

Kunst.

Gemäldesammlung des Grafen von Benhel-Sternau, zu Mariahalden, am Zürichsee, No. 14. S. 235.
N. 15. S. 254. N. 16. S. 271. N. 17. S. 291.
N. 19. S. 327. N. 20. S. 347. N. 22. S. 379.
N. 23. S. 396.

Alterthümer.

Der Codex giganteus zu Stockholm, N. 16. S. 272.
Die Ueberreste von Bubhaste und Tanis in Aegypten, N. 16. S. 272.
Mosait-Fußboden zu Barton-Mill in England, N. 16. S. 272.
Die Ruinen von Selinunt in Sizilien, N. 19. S. 328.
Runenstein aus Grönland,
Durands Alterthumssammlung zu Paris,
Das Alphabet der Inschriften von Persepolis, N. 26. S. 444.
Der Schrei der Memnonsstatue, N. 26. S. 444.

Andeutungen und Notizen.

Die Porterfabrikation zu London, N. 14. S. 236.
Der Neffe des Vizekönigs von Aegypten zu Lyon, N. 14. S. 236.
Oeffentliche Kutschen zu Paris,
Die brennende Küste am Pol,
Das älteste dänische Schiff,
Höhe der St. Genofeva-Kirche zu Paris,
Die Oberfläche von Schottland, N. 15. S. 255.
Plane Englands auf Afrika, N. 16. S. 272.
Einführung der Vaccine zu Nowo-Archangelsk, N. 16. S. 272.
Paris ein Seehafen, N. 17. S. 291.
Nachforschungen über skandinavische Literatur, N. 18. S. 308.
Kanale von Suez und Panama,
Eisenbahn zwischen London u. Birmingham,
Neue englische Expedition nach Afrika,
Aeltere Verbindung zwischen den nordischen Völkern und denen des Hindostan,
Taubstumme in Preußen,
Eilf unbekannte Stücke von Shakspeare,
Neuentdeckte Inseln,
Zeitschriften von Christiania,
Professoren und Studenten in Deutschland,
Kanäle in Schweden,
Kaffeepflanzungen in Sizilien,
Künstliche Fischaussbrütung bei den Chinesen,
Ungeheure Bäume in Amerika,
Brugham, Rektor von Edinburg,
Lithographie zu Theodosia,
Kanal von Tehuantepec,
Schreibunterricht bei den Buriaten,
Die große Pagode zu Rangun,
Studirende in Schottland, N. 23. S. 396.
Bevölkerung in Schweden,
Englische Münzen in Polen,
Mythologie der Litthauer,
Rizzolis ägyptische Sammlung,
Fünfhundert päpstliche Briefe,
Die letzten Lebensaugenblicke Winkelmanns,
Papyrus-Manuscript,
Gemälde von Hogarth,
Tod Gordons,
Universität Göttingen,
Die französische Guyana,
Der Improvisator Sgricci,

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 28. Zweiter Jahrgang 1825. 13 Juli.

Historische Erinnerungen.

Der Feldzug in Rußland. Nach Rapps Denkwürdigkeiten.

Der General Rapp war einer von denen (denn man muß glauben, daß es mehrere gab), die niemals die Wahrheit vor Napoleon verbargen, und er hatte auserdem noch das Verdienst, nicht allein die Gelegenheit dazu zu erwarten, sondern ihr selbst entgegen zu gehen. Er wurde mehrmals über den russischen Krieg zu Rathe gezogen, und seine Antworten waren immer diesem Entwurfe gerade entgegengesetzt. Es würde wichtig genug sein, die Ursachen dieses Krieges, während dem das Glück dem Kaiser der Franzosen häufige Fingerzeige geben zu wollen schien, daß es überdrüssig sei, sich länger von ihm mißhandeln zu lassen, aus dem Grunde zu kennen. Es scheint, daß Napoleon vor demselben und bei seinem Beginnen durch falsche Berichte mannigfaltig getäuscht worden sei. Rapp sagt darüber:

„Man befragte mich häufig über den moralischen Zustand Deutschlands, und ich stellte ihn aufs Getreueste dar, wie ich ihn überall erkannt hatte. Ich schilderte es bedrückt, ruinirt, aufs Aeusserste getrieben. Ich berief mich auf die geheimen Gesellschaften, zu denen fast das ganze Volk gehörte, in denen Haß und Rache geschmiedet wurden, wo die Verzweiflung die letzten Rettungsmittel ergriffen und sie zur letzten Hilfe vorbereitete. Aber Napoleon fand alle meine Angaben höchst lächerlich. Er kannte die Deutschen zu wenig, und muthete ihnen weder Kraft noch Ausdauer zu. Leider zu spät mußte er bemerken, wessen ein lange gereiztes und verhöhntes Volk fähig ist. — Man befragte mich auch oft über Rußland und die Armee, die sich zu Wilna zusammengezogen. Man wollte meine Meinung über das kennen, was die Nation, was Deutschland machen würde, in dem Falle, wo eine Expedition jenseits des Niemens unglücklich abliefe, oder gänzlich scheiterte? Ich antwortete Wort für Wort, und kaum wird man dieser Voraussehung, die späterhin so genau in Erfüllung ging, Glauben beimessen: „„Wenn Eure Majestät einen Unfall erlitten, so dürften Sie versichert sein, daß Russen und Deutsche, daß Alles sich in Masse erheben würde, um das Joch abzuschütteln. Es würde ein wahrhafter Kreuzzug werden. Alle Ihre Alliirten würden Sie verlassen. Der König von Baiern, auf den Sie so viel zählen, würde sich auch genöthigt sehen, sich der neuen Verbindung zuzuwenden. Ich nehme allein nur den König von Sachsen von diesem allgemeinen Abfalle aus. Vielleicht würde er treu bleiben wollen; aber seine Armee und sein Volk selbst würde ihn zwingen, gemeinschaftliche Sache mit Ihren Feinden zu machen.““

Die Art, auf welche die Frage gestellt wurde, ist sehr merkwürdig. Man vermuthete nicht allein die Möglichkeit eines theilweisen Verlusts, sondern sogar einer vollkommenen Niederlage. Es scheint also, daß man des Erfolges doch nicht ganz so gewiß war, als man gern glauben machen wollte, und daß Napoleon selbst einigen Zweifeln Gehör gab. Indessen war er

Digitized by Google

mit der Aeuſſerung Rapps nichts weniger als zufrieden, und lieſs ihm das deutlich genug fühlen. Erſt zu Danzig näherte er ſich ihm wieder und ſagte zu ihm: „Nun, Herr General Rapp! da haben wir jetzt die Preuſſen zu unſern Bundsgenoſſen und die Oeſterreicher werden es bald auch ſein.“ — Unglücklicherweiſe, Sire! ſchaden wir unſern Verbündeten ſehr, und von allen Seiten kommen mir Klagen über unſere Truppen zu. — „Es iſt ein augenblicklicher Strom. Ich will ſehen, ob Alexander wirklich den Krieg will, und ich werde ihn vermeiden, wenn ich kann.“ Am Abend, erzählt Rapp, hatte ich die Ehre, mit Napoleon zu ſpeiſen. Der König von Neapel und der Fürſt von Neuchatel befanden ſich gleichfalls bei Tiſche. Der Kaiſer ſchwieg lange Zeit, und fragte mich endlich: wie weit man von Danzig bis nach Cadix habe? — Zu weit, Sire! — „Ha, ich verſtehe Sie, Herr General! aber es iſt leicht möglich, daſs wir in einigen Monaten uns noch weiter davon befinden.“ — Deſto ſchlimmer. — Die beiden Andern ſagten kein Wort. „Ich ſehe wohl, meine Herren!“ fuhr Napoleon fort, „daſs Ihnen der Krieg gar nicht mehr behagt, Joachim möchte ſein ſchönes Königreich nicht mehr verlaſſen, Berthier mochte zu Gros-Bois jagen, und Rapp ſein prächtiges Hotel zu Paris bewohnen.“ — Es iſt wahr, Sire! Eure Majeſtät hat mir bis jetzt den ruhigen Genuſs deſſelben noch nicht zugeſtanden, und ich kenne die Hauptſtadt und ihre Vergnügungen kaum. — Murat und Berthier beharrten bei ihrem Schweigen und ſchienen unzufrieden zu ſein. Nach Tiſche ſagten ſie mir, daſs ich recht gethan habe, alſo zu ſprechen. Meinetwegen, entgegnete ich; aber Ihr hättet mich nur nicht allein ſprechen laſſen ſollen.

Einige Tage nachher ſetzte Napoleon ſeine Plane vor dem König von Neapel, dem General Belliard und dem General Flahaud auseinander. „Wenn Alexander darauf beſteht, die Verträge nicht in Ausführung zu bringen, die wir miteinander abgeſchloſſen haben, wenn er nicht den letzten Anbietungen beiſtimmen will, die ich ihm vorgelegt habe, ſo überſchreite ich den Niemen, ſchlage ſeine Armee, bemächtige mich der ruſſiſchen Polens, vereinige es mit dem Großherzogthum, ſtifte ein neues Königreich und laſſe 50,000 Mann darin, die das Land ernähren wird. Die Bewohner dieſes Landes wollen wieder eine Nation bilden. Sie ſind tapfer und kriegeriſch, ſie werden bald eine zahlreiche, geübte Armee auf die Beine bringen. Fehlt es an Waffen, ſo werde ich ſie geben. Dies Volk, man ſei deſſen gewiſs, wird den Ruſſen einen Zügel anlegen und eine ſtarke Schutzmauer gegen die Ueberſchwemmungen der Koſaken bilden.“ Die Anbietungen, deren er hier gedachte, wurden nicht angenommen. Rußlands Kaiſer beſchwerte ſich über die Ausſchweifungen der franzöſiſchen Macht und über ihre drückenden Handelsmaasregeln. Er verlangte, daſs ganz Deutſchland von den Franzoſen geräumt werde.

Ungeachtet des wirklichen Enthuſiasmus der Polen, die die Möglichkeit der Wiederherſtellung ihres Vaterlandes und ſeiner Freiheit und Unabhängigkeit zu erſehen vermeinten, ungeachtet der faſt unglaublichen Thätigkeit Napoleons, der ſich überall befand, Alles auf einmal, die Bewegung der Truppen, die innere Verwaltung, die Vorſichts- und Sicherheitsmaasregeln umfaſste, durfte man doch nicht unbedingt auf einen günſtigen Erfolg zählen. Die geſchlagenen Ruſſen zogen ſich fengend und brennend zurück. Die Kirchen hauchten Fluthen von Rauch und Feuer aus. Die Dome, die Thurmſpitzen und die feinernen ausgebrannten Gebäudezacken, überſchatteten gleichſam die Feuersbrunſt, und erregten ein Chaos von Empfindungen in der Bruſt des Kriegers, deſſen man ſich nur auf dem Schlachtfelde bewuſst ſein kann. Die franzöſiſche Armee betrat Smolensk, das mit Leichen und Schwerverwundeten angefüllt und zur Hälfte von den Flammen verzehrt war. Dies Schauſpiel war ſchaudererregend. Welch Gefolge für den Ruhm! Man verfolgte die ruſſiſche Armee, und ohne Junots Fehler wäre ſie vernichtet worden. Bei dieſer Gelegenheit ſagte Napoleon zu Rapp: „Er iſt die Urſache, daſs die Ruſſen nicht ſämmtlich das Gewehr geſtreckt haben. Er verhindert mich vielleicht, nach Moskau zu gehen.“ — Eure Majeſtät ſpricht von Moskau; die Armee iſt nicht auf eine ſolche Expedition gefaſt. — „Der Wein iſt gezapft, er muſs getrunken werden. Ich erhalte ſo eben gute Neuigkeiten.“

Einige Tage nachher ſchlieſsen Rapp und Napoleon in demſelben Zelte. Es war am Abend vor der Schlacht. „Was meinſt Du, Rapp!“ ſagte der Kaiſer zu ſeinem Adjutanten: „werden wir morgen gute Geſchäfte machen?“ — Sire! alle unſere Hilfsquellen ſind erſchöpft; wir ſind gezwungen zu ſiegen. — „Das Glück iſt eine elende Kokette. Ich habe es oft genug geſagt, und jetzt verſpüre ich das ſelbſt.“ — Eure Majeſtät erinnert ſich, zu mir geſagt zu haben, daſs der Wein gezapft ſei ..... Wir ſind jetzt gezwungen, ihn zu trinken. Zurück können wir nicht mehr; wir müſſen vorwärts. Ueberdem kennt die Armee ihre Lage nur zu gut. Sie weiſs, daſs ſie Lebensmittel und Ruhe zu Moskau finden kann, und daſs wir nur noch 30 Stunden davon entfernt ſind. — Die arme Armee! ſie iſt ſchon ziemlich zuſammengeſchmolzen; aber was noch übrig bleibt, iſt gut, und meine Garde iſt noch vollzählig.“

Die Schlacht begann; ſie wurde gewonnen, und bot eine betrügeriſche Ausſicht dar, der man nicht zu widerſtehen vermochte ..... den Beſitz von Moskau. Die Feuersbrunſt verwandelte dieſe ungeheure

Digitized by Google

Stadt bald in einen Aſchenhaufen. Die Ruſſen hatten wahrſcheinlich geglaubt, daß der Feind ſich nun ſogleich zurückziehen würde. Aber dies geſchah nicht, und dieſer unwillkührliche Aufenthalt, der ſo fürchterliche Folgen hatte, iſt einer von jenen unbegreiflichen Fehlern, deren Urſachen zu entdecken man umſonſt ſich bemüht. Rapp erhielt vier Wunden während der Schlacht, und die vierte (die ſeine zweiundzwanzigſte war) ſetzte ihn auſſer Stand, noch länger zu ſtreiten. Napoleon ſchickte ihm ſeinen Chirurgus und beſuchte ihn ſelbſt. „So biſt Du immer an der Reihe!“ ſagte er zu ihm.

Nach der Zerſtörung von Moskau konnte man keinen Vortheil davon haben, die Trümmer noch länger zu bewahren. Man war einig darüber, ſie zu verlaſſen; aber man wußte nicht, wohin man ſich wenden ſollte. Eugen wollte, daß man auf Petersburg marſchiere. Die übrigen Generale brachten andere Plane in Vorſchlag. Der, welcher allein die Streitfrage entſcheiden konnte, that es nicht. Der General Rapp glaubte, daß es ſich hier um Gegenſtände handelte, die nie bekannt geworden ſind.

Einige Tage vor dem Rückmarſche ſagte Napoleon: „Nun, Rapp! wir werden und wieder auf die polniſche Grenze zurückziehen und die Straſſe von Kaluga einſchlagen. Dort will ich gute Winterquartiere beziehen, und ich hoffe, daß Alexander Friede machen wird. — Wir haben faſt zu lange gezögert, Sire! Die Einwohner prophezeihen einen ſtrengen Winter. — „Bah, bah, mit euern Einwohnern! Heut iſt ja erſt der 19 Oktober, und ſehen Sie, wie ſchön es noch iſt. Erkennen Sie meinen Glücksſtern nicht mehr? Ueberdem war es unmöglich, daß wir früher aufbrechen konnten; wichtige Urſachen hielten mich zurück. Und dann, die armen Kranken und Verwundeten, konnten wir ſie der Wuth der Ruſſen überlaſſen?“ — Die Ruſſen, Sire! würden Ihnen wahrlich weniger furchtbar geweſen ſein, als der Froſt und der Hunger unter freiem Himmel. — Napoleon antwortete darauf nichts. Er wollte gefaßt ſcheinen; aber er war es nicht, und auf ſeinem Geſichte war die Unruhe ſeiner Seele zu leſen.

Der Rückzug begann. Der Froſt und die Entbehrungen vermehrten ſich mit jedem Schritt. Die Stunde des Unglücks hatte geſchlagen. Man ſah die Straſſe mit Verwundeten und Todten überdeckt. Die Ruſſen erwarteten die Armee zu Wiasma. Bei ihrem Anblick raffte der franzöſiſche Krieger ſeine letzte Kraft zuſammen und drängte ſie zurück. Aber nun begannen die einzelnen Neckereien. Man mußte faſt mit jedem Schritte neue Stellung nehmen, jeden Schritt ſich erkämpfen. Der Marſch glich einem Leichenzuge über einen verwüſteten Boden, auf dem man nicht den geringſten Unterhalt fand. Das Klima, der Hunger, die Koſaken, Alles hatte ſich gegen die erſchöpfte Armee verſchworen, die unter der Laſt ihrer Beſchwerden und Entbehrungen erlag. Die Leiden, welche Jeder, ohne Ausnahme, auf dieſer Retirade erduldete, überſteigen alle Beſchreibung.

Eines Morgens ſagte der Kaiſer, der ſehr niedergeſchlagen war, zum General Rapp: „Das geht ſchlecht, ſehr ſchlecht. Die armen Soldaten zerreiſſen mir das Herz, und doch weiß ich nicht, wie ich ihnen helfen ſoll.“ — Er war mit einigen Perſonen ſehr unzufrieden, die man nicht näher zu bezeichnen braucht, als er ſelbſt. „Was für Theaterkönigiein!“ rief er mit Unmuth: „ohne Kraft, ohne moraliſche Stärke! Wie habe ich mich in meiner Wahl ſo plump betrügen können!“ — Man kam zu Berisow an, ohne Schiffbrücken, ohne die geringſten Lebensmittel. Die große ruſſiſche Armee näherte ſich, Wittgenſtein kam aus der Moldau und verſchloß den Rückweg. Napoleon war von allen Seiten umringt, und es war Tauſend gegen Eins zu wetten, daß weder er, noch ein Mann von der ganzen Armee entkommen könne. Aber ſein Genie ſpähete auch in dieſer verzweifelten Lage ſich neue Hilfs- und Rettungsmittel auf. Die Größe ſeines Geiſtes und ſeines Karakters zeigte ſich hier im vollſten Lichte. Doch laſſen wir Rapp ſelbſt erzählen.

„Wir rückten einige Stunden ſeitwärts, dann ſchlugen wir unſer Nachtlager auf; der General Mouton und ich bekamen mit vieler Mühe eine Handvoll Stroh. Wir dachten an den folgenden Morgen, und mochten uns ſelbſt unſer Grauſen nicht eingeſtehen. Um 4 Uhr brachen wir wieder auf. Man ſah die Feuer der Ruſſen, die das jenſeitige Ufer des Stroms bedeckten. Wälder und Moräſte waren davon belebt ſo weit das Auge reichte. Der Fluß war tief, ſchlammigt und mit ſchwimmenden Eisſchollen überſäet. Wir ſollten und mußten hinüber, oder uns ſchimpflich ergeben. Der General Mouton äuſſerte ſich mit vieler Freimüthigkeit. Er that das oft in Napoleons Gegenwart, der ihn einen Zänker nannte, aber ihn nichts deſto weniger liebte. Ney nahm mich bei Seite und ſagte zu mir auf deutſch: Unſere Lage iſt unerhört, und wenn Napoleon ſich heute aus der Klemme zieht, ſo muß er den Teufel im Leibe haben. — Wir waren ſehr unruhig und hatten Urſache, es zu ſein. Der König von Neapel näherte ſich uns nicht weniger beſorgt. Ich habe Napoleon vorgeſchlagen, ſagte er, ſeine Perſon zu retten und einige Stunden von hier über den Fluß zu ſehen. Einige Dutzend Polen ſtehen mir für ihn gut und bringen ihn nach Wilna. Aber er hat mir zu ſchweigen geboten und will nichts mehr von meinem Vorſchlage hören. Was mich anbetrift, ſo glaube ich es nicht möglich, daß wir mit Menſchen-

Digitized by Google

hilfe entkommen können. — Wir waren alle Drei derſelben Meinung. Murat ſagte: Hinüber müſſen wir, denn vom Ergeben iſt keine Rede; aber wie? Während wir ſo ſprachen, bemerkten wir, daß der Feind ſeine Stellung veränderte und abzog. Bald waren die großen Maſſen verſchwunden und die Feuer erloſchen. Man erblickte nur noch den Nachtrab, der ſich im Walde verlor, und etwa 500 bis 600 Koſaken. Wir betrachteten das Alles mit unſern Fernrohren, und überzeugten uns, daß das Lager aufgehoben ſei. Ich verfügte mich zum Kaiſer, der ſich mit dem Marſchall Oudinot unterhielt. „Was gibts?“ fragte er mich. — Sire! der Feind hat ſeine Stellung verlaſſen. — „Nicht möglich!“ — Murat und Ney traten eben herein und wiederholten meine Ausſage. Napoleon verließ die Hütte und examinirte das jenſeitige Ufer. „Tſchitſchakow iſt in die Falle gegangen!“ rief er, und ſeine Augen glänzten vor Wonne und Ungeduld: „Er glaubt mich an der Stelle, wo ich einen falſchen Angriff verordnet habe, er eilt nach Boſilow.“

„Sogleich wurden die Schiffbrücken geſchlagen und eine Batterie von 20 Stücken aufgeführt. Sechszig Soldaten, unter dem Oberſt Jacqueminot, ſetzten ſchwimmend über den Fluß. Ungeſchickt genug verfolgten ſie die Koſaken. Einer davon wurde gefangen und verrieth das Projekt. Die Ruſſen kehrten ſo ſchnell als möglich zurück; aber es war ſchon zu ſpät. Napoleon, ſeine Garde, Ney, Oudinot und ihre Truppen, waren bereits am andern Ufer. Die Brücke, die fünf Viertelſtunden lang die Moräſte durchſchneidet, war unter einziger Ausweg. Wäre ſie zerſtört worden, ſo waren wir noch nicht gerettet.“

Dieſer Gegenſtand iſt ſo wichtig, daß er die reiflichſten Nachforſchungen des Geſchichtſchreibers in Anſpruch zu nehmen verdient. Wir beſchließen dieſen Aufſatz mit einer Stelle aus den „Denkwürdigkeiten Napoleons, vom Grafen von Montholon“, die mit dieſem Gegenſtande in Beziehung ſteht.

„Man wird die Geſchichte des ruſſiſchen Feldzuges nie recht genau kennen lernen, ſagt Napoleon, weil die Ruſſen entweder gar nicht ſchreiben, oder doch ohne allen Reſpekt für die Wahrheit, und weil die Franzoſen es ſich in den Kopf geſetzt haben, ihren eigenen Ruhm zu entehren und herabzuwürdigen. Der Krieg mit Rußland war eine nothwendige Folge des Kontinentalſyſtems, von dem Tage an, wo der Kaiſer Alexander die Verträge von Tilſit und Erfurt nicht mehr erfüllte. Aber eine noch viel wichtigere Rückſicht vermochte Napoleon vorzüglich dazu, nämlich die, daß der Zepter von Europa in die Hände eines Faars übergeben müßte, wenn die Ruſſen nicht über den Boryſthenes (Dnepr) zurückgedrängt, und der Thron von Polen, dieſe natürliche Schutzwehr des Reichs, nicht wieder erhoben würde. Oeſterreich, Preußen, Deutſchland, die Schweiz und Italien marſchirten 1812 unter den franzöſiſchen Adlern; wie hätte Napoleon nicht glauben ſollen, daß der günſtige Augenblick gekommen ſei, um das koloſſale Gebäude, das er aufgerichtet hatte, zu befeſtigen, was er jedoch ſo lange nicht vermochte, als Rußland auf deſſen Gipfel mit der ganzen Schwere ſeiner Macht laſtete, ſo lange nicht, als es nach Gefallen ſeine zahlreichen Armeen an der Oder entwickeln konnte. Alexander war jung und voller Kraft, wie ſein Reich. Es war vorauszuſetzen, daß er Napoleon überleben werde. Das iſt das ganze Geheimniß dieſes Krieges. Keine perſönliche Abneigung hat darauf den geringſten Einfluß gehabt, wie die Zeitungsſchreiber wohl behauptet haben mögen. Der ruſſiſche Feldzug iſt der ruhmvollſte, der ſchwierigſte und herrlichſte, deſſen je die ältere und neuere Geſchichte Meldung gethan hat.“

Lydus, über die Wunderzeichen bei den Römern.

(Beſchluß.)

Die zweite Urſache der religiöſen Ehrfurcht der Römer gegen die Wunderzeichen liegt in dem gewaltigen Intereſſe, welches die Kunſt der Wahrſager den großen Familien einflößen mußte, die das Schickſal der „ewigen Stadt“ in ihren Händen hielten, und deren politiſches Uebergewicht ſich auf die religiöſen Vorurtheile begründete. Ohne hier die ſinnige Hypotheſe weder annehmen, noch beſtreiten zu wollen, nach welcher Rom, unter den Königen, keine lateiniſche, ſondern eine durchaus etruskiſche Stadt war, iſt es nicht minder gewiß, daß ſeit dem Zeitpunkte, wo wir beſtimmtere und authentiſchere Nachrichten über ihre politiſche Lage, die Erziehung, das innere und häusliche Leben der römiſchen Patrizier haben, wir in dem Allen eine auffallende Uebereinſtimmung mit den Eueumonen und den Larten Etrurians entdecken. Es iſt dieſelbe patriarchaliſche Herrſchaft über eine Klientenſchaar, als bei den „Clans“ der Schotten und bei einigen albaniſchen Volksſtämmen unſerer Tage. Das römiſche Patrizíat bildete, vom Anbeginn des Staats, eine beherrſchende Kaſte, welche die prieſterliche und die militäriſche Gewalt in ſich vereinigte.*) Wenn nun die Patrizier auch nicht von den Etruskues abſtammen, ſo iſt es, nach der eigenen Ausſage der

*) „Es iſt Niemandem unbewußt, daß die obrigkeitlichen Perſonen der römiſchen Republik anfänglich Prieſter waren.“ Alſo beginnt das Werk des Lydus über die römiſche Obrigkeit.

Digitized by Google

Römer, als nicht weniger bewährt zu betrachten, daß sie ihre religiöse Doktrine diesem Volke abgeborgt haben.*) Daher rühren die geheimen Zeremonien **), die mysteriösen Traditionen, die sich in den patrizischen Familien fortpflanzten. Eine jede von diesen hatte ihre „Sacra", ihren eigenen Kultus, ihre Schutzgötter, wie im Mittelalter die adelichen Familien ihre besondern Heiligen hatten. Gleich den heiligen Kasten Indiens***) haben sie sich dadurch allein in den höchsten priesterlichen Aemtern und Würden erhalten, ihnen allein stand das Recht zu, die konsularischen Aktenstücke, die Bücher der Pontifen und der Gerechtigkeit zu lesen. †) Sie allein besaßen die seltsame und verworrene Wissenschaft, die darin bestand, nach den Offenbarungen des Königs Numa (m. s. Lydus, S. 62), oder nach den von Tages, dem Sohn der Erde, vorgeschriebenen Regeln (Lydus, S. 1, 12, 100, 190) die Vorbedeutungen auszulegen. Diese ausschließlichen Rechte blieben fast so lange ein Eigenthum der Patrizier, als die Republik bestand. Der Gott, unter dessen besondern Schutze Rom stand, war nur allein von ihnen gekannt.*) Die Stadt Rom selbst hatte einen geheimnißvollen Namen, den man nicht nennen konnte, ohne ein Verbrechen zu begehen, welches die strengste Bestrafung nach sich zog **), und wir wissen, daß Valerius Soranus hingerichtet wurde, weil er ein solches Vergehen begangen hatte.***)

Es ist wahr, daß fast alle diese Traditionen von den Etruskern herrührten; aber die Patrizier hatten sie bei ihrer Annahme nach Willkühr und Vortheil ausgeschmückt und modifizirt. Sie wurden in ihren Händen ein mächtiges Mittel, die plebejische Menge zu beherrschen, die zwar immer murrend und eifersüchtig war, aber sich darum doch nichtsdestoweniger allen Anmaßungen der Volksvorsteher unterwarf, wenn diese im Namen des Himmels zu ihr redeten. Durch dieses Band wurde eine gewisse Einigkeit fester geschürzt, und die Worte Cicero's enthalten in dieser Hinsicht einen tiefen Sinn: „Ich bin überzeugt," sagte er †), „daß Romulus durch die Wahrsagereien, die er verordnete, und Numa durch die Opfer, welche er stiftete, die Grundpfeiler zu Roms Größe erbauet haben, das ohne dem sich nicht so hoch würde haben erheben können, wenn es nicht auf den Beistand der Götter sich verlassen hätte."

Man begreift jetzt sehr leicht, warum, von jenem graden Sinne, jener bewunderungswürdigen Weisheit geleitet, die das wahrhafte Lebensprinzip der römi-

*) Wir führen hier nur diejenigen Stellen an, die schon von mehrern neuern Schriftstellern angedeutet worden sind, und die beweisen, daß der Senat im Alterthum zehn junge Männer von den ersten Familien Roms nach Etrurien schickte, um daselbst die Religion zu studiren (percipiendæ sacrorum disciplinæ gratia), und vorzüglich, was die Vorherbestimmungen anbetangte. Valer. Maximus, lib. I. No. 1. Cicero, de Divinat. lib. I. cap. 41. Man sehe auch Justus Lipsius, Electa, lib. II. cap. 2. Der Senat hatte diesen Gebrauch angenommen, weil er nicht wollte, daß die Wahrsagerkunst durch die untern Klassen aufgeübt werde, oder, wie Cicero loc. cit. sagt: ne ars tanta propter tenuitatem hominum a religionis auctoritate abduceretur ad mercedem atque quæstum, eine Sache, die wirklich bei den Griechen dort fand.

**) Im Lydus, lib. VI. cap. 6, sagt ein Patrizier: (nt) Nos privatim auspicia habeamus, quæ isti (plebeii) ne in magistratibus quidem habent. Die Plebejer konnten nämlich zu den untern obrigkeitlichen Stellen gelangen, und es war allen Beamten unter den Konsuln, den Zensoren und den Prätorianern ausdrücklich verboten, sich Wahrsagerrechte anzumessen: Ne quis magistratus minor de coelo servasse velit. Das ist die Formel des Konsularedikts, die Aulgella, Noct. Att. lib. XIII. cap. 15, nebst einer merkwürdigen Stelle Mesalas über das Wahrsagerrecht, aufbewahrt hat. Man sehe auch Cicero, Philippic. II. cap. 32 und 33, nebst den treffenden Bemerkungen Abrani's.

***) Eine andere Aehnlichkeit zwischen den Braminen und den Patrizieren der römischen Republik sind die „Wunderverzeichnisse", welche mehrere Familien direkt vom Himmel bekommen hatten. Die Hirpini gingen unverletzt auf glühenden Kohlen, an dem jährlichen Opfertage, auf dem Sokratesberg. M. s. Plinius, lib. VII. cap. 2; II. cap. 107. In den aufgeklärtern Jahrhunderten begann man endlich zu muthmaßen, daß dabei eben nicht viel Wunderbares sei: Hirpini ambulaturi per ignem medicamento plantas unguunt, sagt Varro in einem von Servius ad Aeneid. IX. v. 785 aufbewahrten Bruchstücke; aber die vom Senat dieser Familie bewilligten Ausnahmen (Plinius, loc. cit.) begünstigten den Irrthum darum nicht weniger.

†) „Obgleich wir wenig in den Schriften und Kommentaren der Pontifen bewandert sind, die man uns nie stehen läßt, so wissen wir doch wenigstens, daß die Konsuls die Stellen der Könige eingenommen haben," sagte Canuleius, einer der Volkstribunen, sobem er ein Mandat in Vorschlag brachte, wodurch die Freiheit der Verheirathungen zwischen den plebejischen und patrizischen Familien begründet werden sollte. M. s. Livius, lib. IV. cap. 3. B. I. S. 273. Auvergnische Ausgabe, und vergleiche damit lib. IX. cap. 45. S. 682., wo es heißt, daß im Jahr Roms 449 der Ardil C. Flavius im Kriege mit den Patrizieren war, „civile jus, repositum in penetralibus pontificum, eruigavit, fastosque circa forum in albo proposuit, ut, quando lege agi posset, sciretur."

*) Plutarch. Quest. Rom., § 61.

**) Plinius, hist. nat. lib. III. cap. 5. Man sehe auch die vortreffliche Denkschrift des Bischofs von Seeland, Münter: De occulto urbis Romæ nomine, die sich auch in seinen „antiquarischen Abhandlungen" befindet.

***) Solin, Polyhistor, cap. 1.

†) De natura Deor., lib. III. cap. 2.

Digitized by Google

schen Republik gewesen zu sein scheint, die Staatsmänner und die Vorsteher der Nation die Menge mit kleinlichen, ihrer Politik aber sehr entsprechenden Schrecknissen im Zaum gehalten haben? Ihre Gewalt war unerschütterlich, so lange das Volk sie im ausschließlichen Besitze einer Wissenschaft glaubte, von welcher das Wohl oder Weh des Vaterlandes abhing. Deshalb wachten sie mit so eifersüchtiger Sorgfalt darüber, daß die Menge nicht jene unaussprechlichen Geheimnisse kennen lerne, die sie selbst ihr ahnen ließen, deshalb traf ihre Rache schnell und furchtbar wie ein Wetterstrahl Denjenigen, der das Mindeste von ihrer verborgenen Doktrine entschleierte.

Die Lächerlichkeit mehrerer Gebräuche, die sich an die Wunderzeichen und Vorherbedeutungen anschlossen, verschwinden, wenn man sich an den politischen Karakter dieser ganzen Institution erinnert. Wenn zum Beispiel ein Ochs oder eine Kuh „einen menschlichen Laut“ ausgestoßen hatte, so war der Senat genöthigt, seine Sitzungen unter freiem Himmel zu halten.*) Aber dieser Gebrauch zielte wahrscheinlich auf nichts anderes ab, als die geheimen Verschwörungen gegen diese souveraine Versammlung zu hintertreiben. Die Zeichen, bei deren Erblickung das Volk sich zerstreuen mußte, dienten oft dazu, eine gefährlich scheinende Bestimmung, oder eine unwillkommene Wahl aufzuschieben und zu verhindern.

Ueberdem muß man zwei Zeiträume des römischen Aberglaubens unterscheiden. Der erste war der, wo die politisch-abergläubischen Meinungen herrschten, deren wir so eben erwähnt haben, und der andere war der, wo die Astrologie, allein von der Schwäche Einzelner unterstützt, allgemein verbreitet wurde. Das ist die „Semeiologie“, oder die Lehre von den Zeichen, welches der Hauptgegenstand im Werke des Lydus ist. Es ist eine Wahrsagerkunst etruskischen, oder wenigstens italischen, Ursprungs, welche die großen Naturphänomene, die Wirkungen der Elektrizität und überhaupt Alles, was plötzlich sich darbietet, die Sinne trifft und der gewöhnlichen Ordnung der Dinge entgegengesetzt zu sein scheint, zu erklären sich bemüht. Die Auslegung dieser Wunder, dieser Ostenta, die natürlicherweise willkührlich und widersprechend sein mußte, war der Grund der ganzen Wissenschaft der Auguren und der Aruspizen. Aber eben weil sie mit der gesunden Vernunft sich nie vereinigen konnte, suchten ihre Vollstrecker die Basis ihres Systems den profanen Augen zu entziehen und ihre Geheimnisse mit Schrecken zu umgeben. So wurde sie die ausschließliche Apanage der Patrizier, die bei ihrer Erhaltung am meisten und fast allein interessirt waren.

*) Plin., VIII. 71.

Erst nachdem die unaufhörlichen Proskriptionen und Bürgerkriege die großen Familien geschwächt oder gänzlich erloschen hatten, nachdem mehrere ausgezeichnete Römer, wie Labeo, Iteius, Capito, Varro und Nigidius Figulus, diese Wissenschaft zur Kenntniß des Volks in Werken brachten, aus denen Lydus den Stoff zu dem seinigen geschöpft hat, sank auch allmälig der Glaube daran, und als Rom aufhörte, eine Republik zu sein, als der blutige Despotismus der ersten Cäsaren ihr unverhehltes Verlangen beurkundete, die patrizischen Familien auszurotten, als sie unter dem Wahnsinn Caligula's, der Wuth Nero's und Domitian's, der Politik Traian's und Adrian's erlagen, da verlosch er ganz zu Rom, um erst nach einem langen Kreislaufe durch Spanien, Gallien und Illyrien wieder in seine alte Residenz zurückzukehren.

Ueber die Verbesserung der Badanstalten zu Baden, im Kanton Aargau.

Schon das hohe Alterthum der Bäder zu Baden zeugt für die Wirksamkeit ihrer Heilquellen. Tacitus erwähnt derselben bei der Beschreibung der blutigen Schlacht, die Cäcina, einer von Vitellius Legaten, den Helvetiern, einem, wie er sich ausdrückt, vormals durch seine Waffenthaten und Krieger, jetzt durch bloße Erinnerungen berühmten Volke, in ihrer Nähe lieferte. Damals, im neunundsechszigsten Jahre unserer Zeitrechnung, war Baden ein unter dem Schutze eines langen Friedens zu einer Municipalstadt angewachsener Ort, der seiner angenehmen Heilbäder wegen häufig besucht ward, und der Stein zu Baden, wo die Helvetier Besatzung hielten, hatte vor Alter zerfallene Mauern.*) Beide, so wie die Bäder selbst, mußten also weit über unsere Zeitrechnung hinaufreichen.

Dies Heilwasser verdankt, gleich den mehrsten Thermalquellen, seine Wirksamkeit, insofern sie nicht bloß von der Wärme abhängt, hauptsächlich flüchtigen Theilen, und zwar seinem Schwefelgehalte. Herr von Gimbernat hat, wie früher zu Aachen, so auch hier, das Stickstoffgas für das Auflösungsmittel des Schwefels gehalten und in dieser Meinung ausgezeichnete Scheidekünstler, unter Andern Klaproth, zu Nachfolgern gehabt. Allein es ist, namentlich durch die Versuche des Herrn Berzelius, erwiesen, daß, wenigstens auf künstlichem Wege, Schwefel und Stickstoff keine Verbindung eingehen. Zwar enthält die aus den Heilquellen zu Baden reichlich ausströmende Luft allerdings

*) Longa pace in modum municipii exstructus locus amceno salubrium aquarum usu frequens — — dilapsis vetustate mœnibus. *Tacit. Histor. L.* 1. c. 67, 68.

Digitized by Google

eine Menge von Stickſtoffgas, aber, nur in anderm Verhältniſſe, mit den übrigen Gasarten der atmoſphäriſchen Luft gemengt. Dieſe durchdringt nämlich die Erdrinde, durch die Klüfte und Schichtenablöſungen der Felſen, bis zu großen Tiefen, und wo, wie bei warmen Quellen, in ihrem Innern eine beträchtliche Verſchiedenheit der Temperatur herrſcht, entſtehen Strömungen, gleich denen der Luftröhren-Oefen, wodurch die äuſſere Luft zum Feuerherde geleitet und, von dieſem erwärmt, wieder ausgeſtoſſen wird. Auf eine ähnliche Weiſe, das heißt, durch das geſtörte Gleichgewicht einander berührender Luftſäulen, hat Pictet die entgegengeſetzte Erſcheinung kalter Luftſtröme und in Folge derſelben das Vorkommen natürlicher Eiskeller in den Alpen und im Jura erklärt.

Indeſſen iſt kein Zweifel, daß in dem Mineralwaſſer zu Baden Schwefel, und zwar in bedeutender Menge, enthalten ſei. Ueberall, inſofern daſſelbe nicht dem Zutritte der Luft ausgeſetzt war, wird ſeine Gegenwart durch die Reagentien angezeigt. Eine Auflöſung von eſſigſaurem Blei, mit den Dämpfen der Verena-Quelle in Berührung gebracht, bedeckte ſich bald mit einer metalliſch-glänzenden Haut von Schwefelblei oder Bleiglanz. Als im Chriſtmonat 1824 die Quelle vom hintern heißen Stein, nach hundert und vierundvierzig Jahren wieder zum erſten Male, geöffnet ward, fand man die Gneißplatte, womit ſie bedeckt war, gleich den Wänden eines Kraters, mit einer mehrere Zoll dicken ſtalaktitförmigen Rinde von faſerigem und feinſchuppig-körnigem Schwefel belegt. Dieſelbe Erſcheinung bot ſich bei der früher, und zwar, nach einem kurzen Zwiſchenraum, wiederholt vorgenommenen Oeffnung des vordern heißen Steins dar, und der neuerrichtete Dampfkaſten im Stadthof beſchlug ſich mit einem Anfluge von Schwefel.

Der, für ſich allein, im Waſſer unauflösbare Schwefel iſt in den hepatiſchen Quellen in der Verbindung mit Waſſerſtoffgas enthalten. Allein noch iſt die Gegenwart des Schwefel-Waſſerſtoffgaſes in den Heilquellen von Baden durch keinen entſcheidenden Verſuch erwieſen. Im Gegentheile ſind die Erſcheinungen ganz im Widerſpruche mit den Eigenſchaften deſſelben. Der das Schwefel-Waſſerſtoffgas karakteriſirende Geruch fauler Eier*), der von der Entwickelung dieſes Gaſes herrührt, wird hier nirgends bemerkt; vielmehr glaubt man bei den Quellen den dem Fleiſche eigenthümlichen Geruch des Osmazoms wahrzunehmen. Lakmus-Papier und Lakmus-Tinktur werden weder vom Waſſer, noch von der aus demſelben aufſteigenden Luft geröthet, und im Voltaiſchen Eudiometer hat keine Entzündung der letztern bewirkt werden können. Während dem das Schwefelwaſſerſtoffgas ſo mephitiſch iſt, daß $\frac{1}{1500}$ davon, der atmoſphäriſchen Luft beigemengt, einen Vogel auf der Stelle tödtet, haben mehrere Perſonen die in den Dampfkäſten eingeſchloſſene Luft beinahe eine Stunde lang ohne irgend einige Beſchwerde geathmet. Die flüchtigen Beſtandtheile dieſes Heilwaſſers erfordern alſo noch eine ſorgfältige, mit allen Hilfsmitteln der pneumatiſchen Chemie ausgerüſtete Unterſuchung.

Bis zum verfloſſenen Jahre iſt nie von denſelben eine beſondere Anwendung gemacht worden, ſo wohlthätig ſich auch Dampfbäder, die ſich nicht immer durch Waſſerbäder erſetzen laſſen, bei andern Thermalquellen erwieſen haben. Der Gegenwart des Herrn von Gimbernat, der ihre Einführung mit einem Eifer betrieb, wie man ſonſt nur eigene Angelegenheiten betreibt, hat man es zu danken, daß während dem letzten Sommer vier Dampfkäſten in Thätigkeit waren und, ihrer unvollkommenen Einrichtung ungeachtet, ſchon weſentliche Dienſte geleiſtet haben. Nach dieſer entſprechenden Erfahrung glaubte der Sanitätrath ſein Augenmerk hauptſächlich auf die Errichtung eines Dampfbades für die unvermögende Klaſſe, das durch ſeine Zweckmäßigkeit den Eigenthümern der Privat-Bäder zugleich als Muſter dienen könnte, richten zu müſſen, und ließ einen Plan entwerfen, nach welchem das Verena-Bad, eines der beiden öffentlichen Bäder, die das Eigenthum der Stadt Baden ſind, dieſe Beſtimmung erhalten ſollte. Nach demſelben würden, in zwei Abtheilungen, für jedes Geſchlecht ſechs Dampfbäder errichtet, wo, ſtatt der unbequemen Kaſten, ein den Badenden umgebendes Geſtell mit einer darum geſchlagenen Decke den Dampf auffangen, und wo überdies für den Gebrauch von Lokalbädern die nöthigen Vorrichtungen ſollten angebracht werden. Durch ein an jede Abtheilung ſtoßendes Gemach, wo die Badenden ſich aus- und wieder anzukleiden hätten, war für den unſchädlichen Uebergang aus der hohen Temperatur in die äuſſere Luft geſorgt. Die in dem Boden der Badgemächer für das Ausmärtsleiten des Dampfes anzubringenden Oeffnungen würden eine ſolche Einrichtung erhalten, daß in die darunter befindliche Quelle nichts zurückfließen und dieſe, anderwärts geleitet, ſo gut wie jetzt zum Waſſerbade dienen könnte. Das Heilwaſſer nämlich würde durch die Errichtung eines Dampfbades keine Veränderung erleiden, und nur die Theile, die jetzt unbenutzt in die Luft verfliegen, wären zu einem heilſamen Gebrauche aufgefangen worden.

Mit dieſem Plane ſtand ein anderer in naher Verbindung. Das zweite öffentliche Bad, das dem

*) „Einige wenige Kubikfuß von Schwefel-Waſſerſtoffgas geben der Luft eines Zimmers für einen ganzen Tag einen unangenehmen Geruch.“ Berzelius.

ersterm gegenüber liegt, das Freibad, oder das von seiner Hauptbestimmung sogenannte Schröpfbad *), ist gleich dem Verena-Bad ungedeckt und allen Widerwärtigkeiten der Witterung ausgesetzt; die Badenden ziehen sich in freier Luft aus und an, gehen unmittelbar von einer heißen in eine oft kalte Temperatur über und in beiden Bädern sind beide Geschlechter durch einander gemengt. Nur mit Mühe hat vor dreißig Jahren ein Freund der Armen erhalten, daß sie mit Gattern eingewandet wurden, wodurch zwar den Kurgästen der Anblick der ländlichen Nacktheiten und des Schlachtfeldes vom Schröpfmeister erspart, aber der schädliche Einfluß der Atmosphäre nicht abgewendet wird. Es gereicht der Stadt Baden keineswegs zur Ehre, daß sie so lange Armenbäder bestehen ließ, wie sie in andern Badeanstalten nur noch als Pferdebäder vorhanden sind. Der beschränkte Raum und die umgebenden Häuser erlauben nicht, daß an der Stelle des Freibades ein ordentliches Badgebäude aufgeführt werde. Allein dafür bietet sich, in der Nähe des Steges, ein angemessener Platz dar, wo zwei öffentliche Bäder mit den nöthigen Gemächern und zweckmäßigen Douschen könnten errichtet werden. Der Eigenthümer dieses Platzes, der eines der Wirthshäuser, welche nicht mit Bädern versehen sind, besitzt, ist bereit, denselben gegen Ueberlassung eines Theils der Verenaquelle abzutreten, und macht sich anheischig, ganz nach der Vorschrift, die ihm würde ertheilt werden, ein neues Badwirthshaus aufzuführen. Dieser Umtausch würde also den doppelten Vortheil gewähren, daß die unvermögende Klasse anständig und gut eingerichtete Bäder erhielte und daß für die Vermögendern eine neue Badanstalt entstünde, die durch ihre zweckmäßigen, nicht allein auf die warme Jahrszeit berechneten Einrichtungen manche, jetzt lebhaft gefühlten, Bedürfnisse befriedigen und unter den übrigen Badeigenthümern eine heilsame Nacheiferung erwecken würde. Durch die Versetzung des Freibades würde, und zwar im Mittelpunkte der Badhäuser, ein freier Platz gewonnen, der zum Trinken des Brunnens bestimmt, und zu diesem Behufe längs dem Raben mit einer Laube könnte versehen werden. Das Hinderniß, welches bei ähnlichen Anstalten nicht selten die Thätigkeit der Verwalter lähmt, der Mangel von Hilfsquellen zur Ausführung, kann hier glücklicherweise nicht eintreten. Für das durch die Dotation der Königin Agnes reiche Gemeingut von Baden ist die Ausgabe leicht erschwinglich, und besser als zu gemeinnützigen Zwecken, wäre es auch nur, um seinen blutigen *) Ursprung abzubüßen, kann dasselbe nicht wohl verwendet werden. Dennoch soll von allen diesen Verbesserungen, die ganz ausgemacht schienen, wie mir hören, nichts ausgeführt werden. Die Eigenthümer der mit feinen Bädern versehenen Wirthshäuser widersetzen sich denselben, weil ihre Gäste, welche die öffentlichen Bäder benutzen, einige Schritte weiter dahin zu gehen hätten. Ohne irgend ein Eigenthumsrecht auf dieselben zu besitzen, ohne zu ihrer Errichtung oder Unterhaltung je beigetragen zu haben, machen sie besondere Ansprüche auf ihren Gebrauch, so wie der Bettler, der lange eine Wohlthat empfangen hat, diese am Ende dem Geber zur Pflicht und sich selber zum Recht macht.

Noch wichtiger als die Einführung der Dampfbäder, so viel wir auch von denselben erwarten, scheint uns für die Verbesserung der Heilanstalten zu Baden die Abkühlung des Thermalwassers für die gewöhnlichen Bäder zu sein. Herr von Gimbernat hat in seinen Vorschlägen, und zwar nicht mit Unrecht, darauf gedrungen, daß die Quellen und Leitungen sorgfältig gegen den Zutritt der äussern Luft verwahrt werden, indem er durch seine Versuche bewies, daß ihr Schwefelgehalt im Verhältniß mit dieser Verwahrung zu- und abnehme. Allein wozu nützt diese Vorsicht, wenn das Thermalwasser, um die angemessene Temperatur zu erhalten, in dem zubereiteten Bade während neun bis zehn Stunden, und zwar mit großer Oberfläche, der Luft ausgesetzt wird? Es ist ein wesentlicher Vortheil bei Heilquellen, wenn sie, gleich denen von Pfeffers und St. Didier, gerade, so wie sie der Erde entspringen, zum Bade gebraucht werden können, und weder der Erwärmung noch der Abkühlung bedürfen; auch sind wir überzeugt, daß die Wirksamkeit der beiden letztern, bei denen man noch keinen Mineralgehalt entdeckt hat, hauptsächlich von diesem Umstande abhängt, der das Wasser durch das Bad fließen zu lassen gestattet und dem Badenden fortwährend eine gleichförmige Temperatur verschafft; man badet sich dort gleichsam im lebendigen Strome der Heilquelle. Wenn dagegen das Thermalwasser von Baden um zwölf

*) Da bei der Klasse, welche die öffentlichen Bäder gebraucht, keine Badekur ohne mehrmaliges Schröpfen abkaufen kann, so ist dies ein wahres Blutbad und die Stelle des Schröpfmeisters ein einträgliches Monopol. Man schröpft hier in Masse, wie man sonst, an den Lichtmessfesten, Gesunden und Kranken, Starken und Schwachen in Masse zu Ader ließ. Warum sollte nicht die Gesundheits-Polizei diesem Unfuge durch die einfache Vorschrift, daß nur auf die Verordnung eines Arztes geschröpft werden soll, ein Ende machen?

*) Nachdem die Königin von Ungarn auf dem Grabe ihres Gatten eine Hekatombe, meist Unschuldiger, geschlachtet hatte, schenkte sie die eingezogenen Güter der Schlachtopfer dem Kloster Königsfelden und der Gemeinde Baden.

Digitized by Google

bis dreizehn Grade muß abgekühlt werden, so fragt es sich, ob dies nicht ohne Zutritt der Luft geschehen könne? Wenn die Sammler, aus denen dasselbe unmittelbar in die Bäder fließt, statt, wie jetzt, aus Steinquadern oder Mauerwerk, aus Metall, am besten aus Zink*), bestünden und ihre Oberfläche mit kaltem Wasser in Berührung gebracht würde, so müßte dieser Zweck vollständig erreicht werden. Es lassen sich verschiedene Vorrichtungen denken, um die Oberfläche dieser metallenen Sammler, worauf es hier hauptsächlich ankäme, so viel als möglich zu vervielfachen; am zweckmäßigsten dürfte vielleicht sein, ihnen, in größerem Maaßstabe, die Gestalt galvanischer Trogapparate zu geben, deren Metallplatten das Abkühlungswasser einschließen würden. Da von diesem eine geringere Menge als die des Thermalwassers erfordert wird, so könnten durch den Abfluß des öffentlichen und einzigen Brunnens wenigstens mehrere Badhäuser damit versehen werden. In Ermangelung von kaltem Wasser aber könnte man metallene Röhren durch die Sammler führen und die Abkühlung vermittelst der durchströmenden Luft bewerkstelligen, so wie man durch ähnliche Vorrichtungen Zimmer erheizt, und, nur zu einem andern Zwecke, dem Feuerherde Wärmestoff entzieht. Da das Wasser, gleich den übrigen Flüssigkeiten, ein schlechter, Metalle dagegen sehr gute Wärmeleiter sind, so würde durch einen solchen Röhren-Apparat in der Masse des Thermalwassers die Abkühlung wohl noch geschwinder vor sich gehen, als dies gegenwärtig im Bade geschieht.

Für die, ohne Verlust seiner wirksamen Theile zu bewerkstelligende, Abkühlung des Thermalwassers ist ganz besonders die neugefaßte Quelle geeignet, welche die Natur gleichsam zu diesem Zwecke in der Limmath selbst hat entspringen lassen. Von mehreren, aus dem Flußbette aufsteigenden, Quellen ist es die einzige, die, wegen der Nähe des Ufers, benutzt werden kann. Während dem niedrigsten Wasserstande des letzten Winters ist dieselbe vorläufig eingedämmt und von dem Flusse so gut gesondert worden, daß sie die den übrigen Quellen eigenthümliche Temperatur von siebenundbreißig Graden zeigte und sich überhaupt, bei den damit angestellten Versuchen, gleich denselben verhielt. Sie liefert hundert Maas in der Minute, mehr wie keine andere Quelle, und ist also schon durch diesen Zuwachs von Heilwasser eine vortreffliche Ausbeute. Noch mehr aber kann sie es durch die Art ihres Gebrauchs werden. Um diesen fortwährend bestimmen zu können, hat der Sanitätrath der Regierung vorgeschlagen, das Eigenthum derselben nicht zu veräußern, sondern sie, da es zur Aufführung eines eigenen Badgebäudes an Platz fehlt, den anstoßenden Badeigenthümern zur bedingten Nutznießung zu überlassen. Hierzu eignen sich vorzüglich der Stadthof, unter dessen Fenstern die Quelle entspringt, und der flußabwärts gelegene Hinterhof, unter welche die Quelle, damit sie um so viel nützlicher würde, vertheilt werden könnte. Nach diesem Plane würde ein Theil derselben zu Dampfbädern, der übrige zu gewöhnlichen Bädern bestimmt und der letztere vermittelst einer Art von Schlangenröhre durch einen Abkühlungs-Kanal, der zu dem Ende aus der Limmath müßte abgeleitet werden, in die Sammler geführt. Auf diese Weise würden wenigstens zwei Badhäuser, und zwar die besuchtesten, mit abgekühltem Heilwasser versehen und genossen, neben seiner vorzüglichen Beschaffenheit, noch des Vortheils, zu jeder Zeit bereite Bäder zu besitzen und den Gebrauch der Badgemächer, die jetzt nur zwei Male des Tages dienen können, zu vervielfältigen.

Diese Vortheile sind so wichtig, daß sie noch zu einer andern, von den Besuchern der Bäder zu Baden schon lange gewünschten, Verbesserung führen könnten. Der Hinterhof ist durch seine Lage an der Limmath und den daranstoßenden Spaziergang vor allen andern Badhäusern begünstigt, steht aber mit seinen, sich kaum aufrechthaltenden, Gebäuden, in denen man der nothwendigsten Bequemlichkeiten entbehrt, hinter den mehrsten derselben zurück. Bei dem rühmlichen Eifer, mit dem mehrere Bad-Wirthshäuser in den neuesten Zeiten sind verbessert worden, erklärt sich dies durch den Umstand, daß der Hinterhof, was vor seiner Restauration auch der Stadthof war, kein freies Eigenthum, sondern ein Fidei-Commiß oder ein Majorat ist, dessen Nutznießer, gleich einem Pächter, keine kostbaren Bauveränderungen vornehmen kann, die für seine Erben würden verloren gehen. Wenn der Familie, welche Eigenthümerin desselben ist, von der Regierung ein Theil der neuen Quelle unter dem Bedinge angeboten würde, daß das Majorat, nicht aufgehoben, sondern in einen Zins verwandelt werde, so müßte dies, wir zweifeln nicht, die so wünschenswerthe Veränderung herbeiführen. Dann könnte man es nur dem mächtigen Sporn des Privatinteresses überlassen, um an der Stelle der alten, unzusammenhangenden Gebäude des Hinterhofes ein neues, mit zweckmäßigen Badeinrichtungen und mit den Bequemlichkeiten, deren der Kranke noch mehr wie der Gesunde bedarf, versehenes Gebäude entstehen zu sehen.

Indessen bleibt, aus welchem Grunde ist uns unbekannt, auch die Benutzung der neuen Quelle, mit den von ihr abhangenden Verbesserungen, aufgeschoben.

*) Bei den Versuchen, die in England über die Gasbeleuchtung sind angestellt worden, hat es sich gezeigt, daß nur eiserne und durfzinne Leitungsröhren vom Schwefel-Wasserstoffgas angegriffen werden.

Digitized by Google

Wenigſtens iſt noch keine der Vorarbeiten gemacht, die der definitiven Eindämmung der Quelle und dem weitläufigen Waſſerbau, den ſie erfordert, nothwendig vorangehen müſſen, ſo daß mit dem letztern bei dem Wiedereintreten des niedrigen Waſſerſtandes kaum wird konnen begonnen werden. So wie aber das Gute am Ende doch geſchehen muß, ſo hoffen wir, daß auch die verſchiedenen, hier angezeigten, Verbeſſerungen des älteſten und beſuchteſten Bades der Schweiz früher oder ſpäter werden in Erfüllung gehen, und zweifeln keineswegs, daß unter den zahlreichen Kranken, die in demſelben ihre Geſundheit ſuchen, unter den Aerzten, die von demſelben Wirkungen erwarten, welche ihre Heilmittel nicht zu leiſten vermögen, ſich mehr wie eine Stimme mit unſern Wünſchen vereinigen wird. Wenn dann hierzu noch eine Straße kommt, welche die Kranken ohne Gefahr des Halsbrechens befahren können, ſo wird das Wort des römiſchen Geſchichtſchreibers, das alle Vortrefflichkeiten eines Bades in ſich faßt, amoenus salubrium aquarum usus, für unſere Zeiten wieder wahr werden.

Guſtav Adolph und Bonaparte.

Als Bonaparte noch erſter Konſul war, wurde Bourgoing als Geſandter nach Dänemark geſchickt. Man konnte faſt keine beſſere Wahl treffen. Seine Erfahrungen und ſeine Gewandtheit in der diplomatiſchen Laufbahn, die Ausdehnung ſeiner Kenntniſſe, der Adel ſeines Karakters und die Feinheit ſeines Geiſtes machten ihn zu einer Geſandtſchaft der erſten Klaſſe ſehr geeignet. Er gefiel dem Könige von Dänemark ſehr, der ihn in ſeine vertrauete Geſellſchaft aufnahm Schon ſeit einiger Zeit befand er ſich an dieſem Hofe, als der Monarch ihm ankündigte, daß er ſeine Staaten bereiſen und mit dem Könige von Schweden, der das ſtrengſte Inkognito beibehalten werde, auf der Grenze zuſammentreffen wolle. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Bereiſung der Staaten nur eine Nebenſache war, und eine Beſchönigung dieſer Zuſammenkunft ſein ſollte.

Wie dem auch ſei, Bourgoing benutzte dieſe Mittheilung, um den König um die Gnade zu bitten, ihn auf ſeiner Reiſe begleiten zu dürfen; was ihm mit vieler Bereitwilligkeit zugeſtanden wurde. Er unterhielt ſich mehrmals mit Guſtav Adolph, der des erſten Konſuls immer mit vielem Lobe gedachte, und Frankreich Glück wünſchte, von einem Manne regiert zu werden, der durch ſein Genie und ſeine Talente ſtark genug ſei, um im Innern des Staats die Ordnung zu erhalten und mit den andern europäiſchen Mächten im Frieden zu leben. Der König ſagte das Alles mit einem Enthuſiasmus, der nicht erlaubte, an der Aufrichtigkeit ſeiner Meinungen zu zweifeln. Er entwarf einen Plan von der Laufbahn, die ſich vor Napoleon eröffnete, und auf welcher er, ſeiner Aeuſſerung nach, den größten Glanz verbreiten konnte, wenn er die Revolution gänzlich beendigte. Nur fand er, in dieſer Hinſicht, noch den Titel anſtößig, den der Vorſteher der franzöſiſchen Regierung führte. Mit dieſem Titel, ſagte er, ſei keine Idee und nur allein das Andenken einer römiſchen Magiſtratswürde verbunden, deren Wichtigkeit man ſeit Langem aus den Augen verloren habe, und die überhaupt wenig Uebereinſtimmung mit dem hohen Amte habe, welches Bonaparte verwalte. Auſſerdem ſei dieſer Titel weder mit den Sitten, noch mit den Gebräuchen der neuern Zeiten übereinſtimmend, und erſchwere, des üblichen Zeremoniels wegen, die Verbindungen zwiſchen den übrigen Staatshäuptern, die Könige und Kaiſer wären, und ihm. Kurz, es ſei viel zweckmäßiger, daß Napoleon ſich eine Krone aufs Haupt ſetze, und ſich einen Titel beilege, der ihn mit den andern Fürſten auf eine gleiche Linie ſtelle.

Das war es, womit Guſtav Adolph den franzöſiſchen Geſandten beſtändig unterhielt, und worauf er jedesmal zurückkam, wenn er mit ihm zuſammentraf. Er ging ſelbſt ſo weit, dem Geſandten merken zu laſſen, daß er in ſeinem eigenen, einen allgemeinen Wunſch ſämmtlicher europäiſchen Fürſten ausſpreche. Bourgoing legte dem erſten Konſul eine genaue Rechenſchaft von dieſen Unterhaltungen ab, ohne ſich darüber irgend eine Bemerkung, oder irgend einen Fingerzeig zu erlauben. Er erhielt die Antworten pünktlich mit jedem Kurier, und bald darauf ſelbſt ſeine Ernennung zur Geſandtſchaft nach Stockholm.

Dort wurde er aufs Beſte empfangen. Die Unterhaltungen wurden fortgeſetzt, und die Aufforderungen waren drinander, als je zuvor. Der König begab ſich oft zu ſeinen Miniſtern, oder zu den Großen, um dort die Abende zuzubringen. Jedesmal, wenn er den franzöſiſchen Geſandten in dieſen Geſellſchaften fand, zog er ihn bei Seite, um ſich mit ihm über den ihm am meiſten am Herzen liegenden Gegenſtand zu unterhalten. Der Winter ging auf ſolche Weiſe vorüber. Bourgoing dat nun um Urlaub, eine Reiſe unternehmen zu dürfen, und erhielt ihn, weil man vermuthete, daß er wichtige Mittheilungen zu machen habe, die er nicht dem gewöhnlichen Korreſpondenzwege überlaſſen wolle. Vor ſeiner Entfernung von Stockholm ſchärfte ihm Guſtaph Adolph noch mehrere Male ein, den Gegenſtand ihrer Unterhaltung nicht aus dem Auge zu verlieren, und zugleich Napoleon die Verſicherung ſeiner Anhänglichkeit zu geben.

Gleich nach der Abreiſe des Geſandten verließ der König auch ſein Land, obgleich man von dieſem Vor-

Digitized by Google

sahe nicht die geringste Ahnung gehabt hatte. Bourgoing wurde zu Paris sehr wohl aufgenommen: aber bald erfuhr man durch die Gesandten an den übrigen Höfen Deutschlands, daß Gustav Adolph sie bereite, und alle Fürsten gegen Napoleon aufzuhetzen suche, der, wie er versicherte, „die lächerliche Absicht habe, sich eine Krone aufs Haupt zu setzen.“ — In dergleichen Umständen haben die Vermittler immer Unrecht, und Bourgoing fiel in Ungnade. Man beschuldigte ihn, bald das Spielzeug eines Königs gewesen zu sein, bald das Geheimniß des Staats verrathen zu haben; obgleich er nur schuldig sein konnte, einem Fürsten auf sein Wort geglaubt zu haben, der alle mögliche Mittel in Anwendung gebracht hatte, um ihm Vertrauen einzuflößen, und der in seinen Reden einen Ton der Wahrheit und Offenheit annahm, den man nicht, ohne angerecht und zu mißtrauisch scheinen zu wollen, bezweifeln durfte.

Als Napoleon im J. 1813, auf seinem Rückzuge von Leipzig, in Frankreich angekommen war, wurde ihm, im Namen des Obersten Gustavson (eben desselben Königs Gustav Adolph) durch den Grafen Hedouville, ein von jenem ausgearbeiteter Angriffsplan von St. Petersburg, von der Seeseite, überreicht, und ihm das Erbieten gemacht, als Freiwilliger in seine Dienste zu treten.

Reise durch einen Theil Frankreichs.

Vom Grafen Orlow.

Auf einer Reise nach den Pyrenäen-Bädern begriffen, habe ich einen der schönsten Theile des herrlichen Frankreichs gesehen. Die Natur, getreue Unterstützerin der Fortschritte einer weisen Zivilisation, hat dieses Land mit ihren reichlichen Geschenken beglückt. Ich habe ein besonderes Werk über diese meine Reise geschrieben, und theile Ihnen nun, Ihrem Verlangen gemäß, eine allgemeine Uebersicht derselben mit.

Meine Hauptneigung zog mich vorzüglich zu den geschichtlichen Gegenständen an. Deshalb habe ich das Land, über welches wir hinrollten, kaum mehr als flüchtig beschrieben und das Materielle der Gegend, so zu sagen, in Eins zusammengefaßt, um nur um so länger bei dem stehen zu bleiben, was meinem Geschmacke am meisten entsprach. Auf solche Weise habe ich es versucht, eine abgekürzte Geschichte von Bordeaux, Toulouse und der Provinz Bearn, der Wiege Heinrichs IV, zu geben.

Die alte Stadt Poitiers zog zuerst meine Aufmerksamkeit an. Mit Theilnahme besuchte ich die keltischen Denkmäler, die sich in ihrer Nähe befinden, und die römischen Ueberreste, die von ihren Mauern umschlossen werden. Alles hier trägt die Spuren großer Erinnerungen an sich, und die Felder ringsum sind mit dem Blute der Gallier, der Römer, der Franken, der Gothen, der Mauren und der Engländer getränkt.

Der Anblick von Bordeaux erfüllte mich mit Bewunderung. Prachtvolle Paläste, herrliche Quais, schöne Straßen und Plätze, und ein Hafen, wie es vielleicht keinen ausser Frankreich gibt. Das ist es, was zuerst die Augen des Reisenden berührt. Die Geschichte dieser Stadt ist ausserordentlich merkwürdig. Zur Zeit der Revolution wendete sie mit Enthusiasmus sich den neuen Grundsätzen zu, und erzeugte viele verdienstvolle Männer und große Redner.

Die Pyrenäen bieten ein großes und überraschendes Schauspiel dar, obgleich sie auf keine Weise mit den Alpen verglichen werden können. Es müßte in der That schwer halten, mit jenen ungeheuern Massen des Montblanc, des Mont-Rosa, des Finster-Aarhorns und des Bernina, diesen europäischen Kordilleren, einen Vergleich aufstellen zu wollen. Umsonst sucht man in den Pyrenäen jene breiten und tiefen Thäler, von großen Flüssen durchströmt, in denen, wie im Wallis, im Grunde die Hitze des Senegal brütet, während auf den Gebirgshäuptern die Kälte des Pols thront. Aber dem ungeachtet ist das Gebirg nicht minder sehenswerth. Die Höhen sind meistentheils bewaldet, die Thäler ohne Gletscher, aber mit grünen Triften überdeckt, der Grund mit wohlbebauten Feldern geschmückt.

Die Geschichte von Toulouse bot mir ein schauderhaftes Beispiel der Verirrung, vom blinden Fanatismus geleitet, dar. Vorsicht, Menschlichkeit und Vernunft scheinen, in einem gewissen Zeitraume, dieser Gegend fremde Gottheiten gewesen, oder aus ihr verbannt worden zu sein. Verächtliche Vorurtheile und abgeschmackter Aberglaube waren die Haupthebel jener Szenen der Raserei, die der Regierung eines schwachen Monarchen zum ewigen Vorwurf gereichen werden. In Hunderten wurden hier die Protestanten ermordet, und keine Stadt in ganz Frankreich trieb eine so entsetzliche Blutschwelgerei in Folge jener berüchtigten Bartholomäusnacht, als Toulouse. Eine allgemeine Wuth schien sich des ganzen Volks bemächtigt zu haben, und die schauderhaftesten Ermordungen fanden in den Gefängnissen statt. Ich habe darüber ein authentisches Aktenstück mitgetheilt, von dem ich nur das Ende hier anführen will. Es ist nöthig, vorher zu wissen, daß, als man zu Toulouse die Exekutionen der Bartholomäusnacht erfuhr, man sich zu einer getreuen Nachahmung derselben vorbereitete. Die Mitglieder des Parlaments und die Obrigkeit der Stadt wendeten alles Mögliche an, derjenigen Prote-

Digitized by Google

ſtanten habhaft zu werden, die auf dem Lande zerſtreut wohnten, um ſie zum allgemeinen Opfertage aufzubewahren. Doch meine Feder zittert, ich vermag es nicht, dieſes Gräuelgemälde darzuſtellen und laſſe das Aktenſtück für mich reden:

„Les trois semaines expirées, ils mirent tous ces prisonniers ensemble dans la conciergerie; en quoi on commença à connoître leur intention: car ils n'avoient différé que pour amples mandemens de Paris, qui leur furent aussi apportez par leurs députés, nommez Delpech et Madron, riches bourgeois de la ville, lesquels exhibèrent le commandement de par le roi, qui ai le massacre, n'estoit pas encore fait, *ils ne différassent plus longuement de mettre à exécution sa volonté.* A quoi ils furent *prompts.* Et un samedi matin, avant soleil levé, quelques *écoliers,* batteurs de pavé, et autres garnemens au nombre de sept ou huit, armés de haches et coutelas, entrèrent dans ladite conciergerie; et faisant descendre ces pauvres prisonniers les uns après les autres, les massacrèrent au pied des degrés d'icelle conciergerie, sans leur donner aucun loisir de parler, n'y moins prier Dieu. On tient qu'ils massacrèrent jusqu'au nombre de trois cents. Après les avoir pillés et dépouillés de leurs accoutremens, ils les estendirent sur la place tous nuds, leur étant même la chemise, et leur laissant pour toute couverture une feuille de papier à chacun d'eux sur leurs parties honteuses. Ils les laissèrent en vue de tous, l'espace de deux jours entiers, pendant lesquels on ava des grandes fosses en l'archevêché dudit Toulouse, où les corps, cruellement mutilés, furent jetés l'un sur l'autre ainsi nuds. Quant aux conseillers prisonniers, après avoir massacrez, ils furent pendus avec leurs robes longues, an grand orme qui est en la cour du palais; et cependant, les maisons des dits de la religion furent saccagées et pillées."

„Nachdem die drei Wochen verſtrichen waren, brachten ſie alle Gefangenen zuſammen in die Konziergerie (das Gefängniß); wodurch ſie ihre Abſicht zu erkennen gaben: denn ſie hatten nur gezögert, um nähere Nachrichten von Paris zu erhalten, welche ihnen von ihren Abgeſandten, Namens Delpech und Madron, reichen Bürgern der Stadt, überbracht wurden, welche den Befehl des Königs vorzeigten, daß, wenn die Metzelei noch nicht ſtatt gefunden habe, man nicht länger verſchieben ſolle, ſeinen Willen in Ausführung zu bringen. Wozu ſie alſobald ſchritten. Und an einem Sonnabend Morgen, vor Sonnenaufgang, kamen einige Schüler, Pfaffiertreter und anderes Geſindel, ſieben oder acht an der Zahl, mit Beilen und Meſſern bewaffnet, in die beſagte Konziergerie, ließen die armen Gefangenen, einen nach dem andern herabkommen, und ermordeten ſie unten an der Treppe des Gefängniſſes, ohne ihnen die Zeit zu geben, zu reden oder zu beten. Man ſagt, daß ſie bei dreihundert auf ſolche Weiſe ermordeten.*) Nachdem ſie ſie geplündert und ihrer Bekleidung beraubt hatten, ſtreckten ſie die Leichname ganz nackt auf dem Platze aus, wobei ſie ihnen ſogar ihre Hemden nahmen, und ihnen für alle Bedeckung ein Blatt Papier Jedem auf ſeine Schaamtheile legten. Sie ließen ſie alſo aller Welt zum Schauſpiel zwei ganze Tage lang, während welchen man im erzbiſchöflichen Hofe des beſagten Toulouſe große Löcher grub, wohin die grauſam verſtümmelten Körper, einer über den andern, ganz nackt geworfen wurden. Was die gefangenen Räthe anbelangt, ſo wurden ſie, nachdem ſie vorher maſſakrirt worden waren, mit ihren langen Röcken an der großen Ulme aufgehangen, die ſich im Hofe des Palaſtes befindet, und indeſſen wurden die Häuſer der Beſagten jener Religion verwüſtet und ausgeplündert.

Ein Wort über die Volksgeſänge der Neugriechen.

Als in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Konſtantinopel und Griechenland, unter der Uebermacht einer dem Chriſtenthum und der Zivilisation durchaus feindlichgeſinnten Nation, fielen, verbreitete ſich eine allgemeine Trauer über ganz Europa, und alle Freunde der Religion, der bürgerlichen Freiheit, der Literatur, der Wiſſenſchaften und der Künſte fürchteten, daß die Nähe der Barbaren einen mächtigen Einfluß über Alles, was mit ihnen in nähere Berührung komme, ausüben im Stande ſei. Sie irrten ſich nicht, und wir haben erſt in unſern Tagen die traurige Gewährleiſtung dieſer ſchweren Beſorgniß zu bemerken die Gelegenheit gehabt.

Die Erinnerung der ſchrecklichen Kataſtrophe, welche die Muſelmänner an die Pforten des europäiſchen Orients, gleich Wächtern zur Verhinderung der Entwickelung des menſchlichen Verſtandes und aller der erhabenen Eigenſchaften, welche die Gottheit in die Seele des Menſchen gelegt, hingeſtellt hat, mußte ſich leider bis in unſer Jahrhundert erſtrecken, um uns zu Zeugen und Theilnehmern des Kampfes eines feinerzgewaltſamen Sklaverei ſich entreiſſenden, heldenmüthigen

*) De Thou ſchlägt die Zahl der in dieſer entſetzlichen Metzelei umgekommenen nur auf 200 an, unter welchen er den berühmten Ganelon, zwei Räthe, einige Offiziere des Sennechalls und mehrere ausgezeichnete Bürger namhaft macht. Aber nach genauen Berechnungen, die man mir zu Toulouſe ſelbſt mitgetheilt hat, ſind in der That 300 Perſonen ermordet worden, unter denen nur zwei Parlamentsräthe, von denen einer der gelehrte und vortreffliche Coras war, ſich befanden.

Digitized by Google

Volks und den Maasregeln einer Politik zu machen, die in den Annalen der Geschichte als einzig in ihrer Art dastehen werden.

Noch war kein Jahrhundert vorübergegangen, als der hohe Dichter, dessen glänzende Einbildungskraft nur allein bestimmt zu sein schien, mit dem Zauber eines lebendigen, lachenden, malerischen Styls, die sinnreichsten Fiktionen, die verführerischsten Gemälde und die verschiedenartigsten Erzählungen auszuschmücken, als Ariosto, der ursprünglichen Bestimmung der Poesie sich erinnernd, die im Herzen des Menschen edle Gedanken, feuchtbare Gefühle erregen, ihn zu den Pflichten der Religion, der Moral und seiner eigenen Würde hinführen soll, plötzlich seine schwärmerischen Gesänge unterbrach und mit Feuer ausrief:

Se cristianissimi esser voi volete
E voi altri cattolici nominati,
Perche di Cristo gli uomini uccidete!
Perche de' beni lor son dispogliati!
Perche Costantinopoli e del mondo
La miglior parte occupa il Turco immondo.
. . . . . .
Le ricchezze del Turco hai non lontane;
Caccia 'l d'Europa. O ALMEN DI GRECIA SNIDA.*)
(*Ariosto*, canto XVII. St. 75 e 77.)

Die Stimme des begeisterten Sängers war durch ganz Europa erschallet, aber nur im entfernten Westen dieses Erdtheils, machte sich ein ihrer würdiges Echo bemerkbar. Der große und unglückliche Dichter Camoens, der seinen Ruhm in der Anstrengung seines reichen Talents zum Ruhme seines Vaterlandes fand, dessen erhabene Gefühle durch die Inspirationen der Tugend und den Enthusiasmus des Genies erzeugt worden waren, antwortete darauf:

O miseros christianos! pella ventura
Sois os dentes de Cadmo desparzidos
Que huns aos outros se dao a morte dura,
Sendo todos de hum ventre produzidos! . . . .
. . . . . .
Aquellas invençoes feras e novas
De instrumentos mortaes de artilheria,
Já devem de fazer as duras provas
Nos muros de Byzancio e de Turquia,
Fazei que torne lá ás silvestres covas
Dos caspios montes e de Scythia fria
A turca geraçao, que multiplica
Na policia da vossa Europa rica.
Grecos, Thraces, Armenios, Georgianos
Brandando-vos estao, que o povo bruto
Lhe obriga os caros filhos aos profanos
Preceitos do Alcorao: duro tributo!
Em castigar os feitos inhumanos
Vos gloriai de peito forte e astuto:
E nao que rais louvores arrogantes
De serdes contra os vossos mui possantes. *)
(*Camoëns*, As Lusiadas, canto VII. St. 9. 12. 13.)

Wenn solche Dichter, die man mit Recht als die Dollmetscher der öffentlichen Meinung betrachten darf, so edel und so feierlich zu Gunsten eines unterdrückten Volks sich erklärten, so mußten wohl ihre Gesänge, in allen Zungen und in allen Zeiten wiederholt, eine beständige Protestation gegen die Mißbräuche der Gewalt und den Unsinn der Tirannei werden, wenn jemals Tirannei ein Recht sich zu erwerben im Stande wäre. Was das Interesse noch vermehrte, das hinsichtlich der Griechen diese Stimmen erwecken konnten, das war die Gewißheit, daß sie der innigsten Theilnahme des christlichen Europa's nicht unwürdig waren. Man wußte, daß Griechenland nicht mit Ruhe und Feigheit das Joch des ungläubigen Barbaren ertrug, sondern selbst unter demselben ihn noch unaufhörlich bekämpfte. Griechenland blieb seiner Religion, seiner Sprache, seinen Sitten getreu, und ein Volk, das alle diese Vortheile sich zu erhalten vermag, kann wohl einige Zeit lang von fremder Gewalt beherrscht, aber nie gänzlich unterdrückt werden.

Die Mythologie der alten Griechen hat sich, ungeachtet des Christenthums, bei ihren Nachkommen

*) Wenn ihr eure Christenpflicht erfüllen, wenn ihr wahrhaft dieses Namens würdig sein wollt, warum betrieget ihr Menschen, die den Heiland verehren, warum raubt ihr ihnen Leben und zeitliches Gut? Warum lasset ihr lieber den verächtlichen Türken im Besitze Konstantinopels und des besten Theils des Erdballs? — . . . . . Die Reichthümer des Muselmanns sind nicht weit von euch. Treibt ihn aus Europa, treibt ihn wenigstens aus der Räuberhöhle, zu welcher er Griechenland umgestaltet hat.

*) O unglückliche Christen! ist es wahr, daß ihr aus jenen Zähnen entstanden seid, die Kadmus auf der Erde säete, und die nichts als Menschen erzeugen sollten, die wüthenddurst sich unter einander umzubringen trachten? . . . . Diese neuen und schrecklichen Erfindungen, diese Artillerie-Instrumente, könnte ihr nicht ihre Kräfte an den Mauern von Byzanz und an den Küsten der Türkei gioreich erproben? Treibt zu den wilden Höhlen der kaspischen Gebirgen und in das Scythenland jene Horden der Muselmänner zurück, die unaufhörlich sich vermehren und die Zivilisation unsers herrlichen Europa's bedrohen. Hört ihr die Griechen nicht? Sie flehen eure Hilfe an. Die Völker Thraziens, Georgiens, Armeniens nennen euch den blutdürstigen Türken, der ihre Kinder zur Befolgung der gottlosen Lehren des Alkorans verdammt, zu dieser für Alle so entsetzlichen Sklaverei. Ihr rühmt euch euers Edelmuths und eurer Tapferkeit. So beweiset beides hier, befreiet diese Barbarei und sucht nicht fernerhin als Christen euern nichtigen Ruhm in der Zerstörung christlicher Völker.

Digitized by Google

noch bewahrt, und nur einige Abänderungen und Anhängsel erhalten. Noch kennt und fürchtet man die Parzen, die, der häufigen Pestseuche wegen, sich oft schrecklich bemerkbar machten, und, dem allgemeinen Glauben nach, im furchtbaren Trio die Dörfer und Städte durchirrten, um sie zu entvölkern. Eine dieser bösen Weiber trägt ein großes papiernes Register, die Zweite ist mit einer scharfen Schere bewaffnet und die Dritte galloppirt auf einem Besen einher. Betreten sie ein Haus, so schreibt die Erste den Tod der Opfer ein, die Andere verwundet sie und die Letzte kehrt sie zum Hause hinaus. — Charon wird von ihnen als ein unerbittlicher, böser Greis geschildert, der die Todten nicht mehr in einem Nachen, sondern zu Fuß, über Thal und Berg, aus dieser in die andere Welt führt. Dadurch ergibt sich, daß sie den Merkur unterdrückt und dem Charon ein doppeltes Amt ertheilt haben. Manchmal wird er auch als der Gott des Todes betrachtet, oder als der Vertilger des Menschengeschlechts, weshalb er sich oft in einen Vogel, oder in irgend ein anderes Thier verwandelt, um die Unvorsichtigen desto leichter überraschen zu können.

Gegen Ende des neunten Jahrhunderts erlitt die griechische Poesie eine merkwürdige Neuerung. Das alte System der Versbaukunst wurde verworfen und der Hexameter wurde in den sogenannten „politischen Vers" verwandelt, dessen Mechanismus auf einem verschiedenartigen und viel einfachern Prinzip beruht. Die Kreuzzüge führten im Orient die ritterlichen Sitten und Gebräuche Europa's ein. Als natürliche Folge davon erschienen in Griechenland viele Romane, die in der Volkssprache und in Versen geschrieben waren. Die Erzeugnisse trugen keinen eigenen, sondern vielmehr den Karakter des Westen an sich. Unter allen kann man allein den „Erotokriton" als wahrhaft griechische Originalerfindung betrachten. Der Einfluß der italienischen Sprache auf die der Griechen und ihrer Literatur, ist in ihm besonders auffallend und bemerkenswerth.

Die Volksgesänge der Griechen können in drei besondere Abtheilungen geschieden werden. Erstens: häusliche Gesänge, bei Gelegenheit irgend einer die Familie betreffenden Begebenheit. Zweitens: historische Gesänge, die Bezug auf irgend eine öffentliche Thatsache haben. Drittens: romantische oder aus der Einbildungskraft entsprungene Gesänge.

(Der Beschluß folgt.)

Die Kafusen in Brasilien.

Diese Menschenrace ist aus einer Vermischung der Neger mit den Amerikanern entstanden. Sie wohnt in der Nähe von Taruma Rancho, auf einer einsamen, mitten vom Walde umgebenen Ebene. Die Kafusen sind wohlgebaut, ihre Muskeln sind breit und stark, vorzüglich die der Brust und der Arme, ihre Haut ist von schwärzlicher Kupferfarbe, oder von der des gebrannten Kaffee. Ihre Gesichtszüge gehören mehr der äthiopischen als der amerikanischen Race an. Ihr Gesicht ist oval, die Nase breit und ein wenig zerquetscht, der Mund groß und die Lippen sehr dick; aber ihre schwarzen Augen sind größer, als die der Neger. Was diesen Menschen ein ganz ausserordentliches Ansehen gibt, und sie von allen andern Racen dieser Gegenden unterscheidet, das ist ihr ungeheurer Haarwuchs, der sich perpendikulär auf dem Kopfe und über einen Fuß hoch erhebt, und dessen Extremität in sich selbst zusammengerollt ist, so daß er eine Art von Perüke bildet, die mit Schmutz bedeckt ist, und von Ungeziefer wimmelt. Dieser Haarwuchs ist keineswegs die Wirkung irgend einer Krankheit *), sondern die Folge der Vermischung des krausen Haares der Neger, mit dem langen und borstigen der Amerikaner. Oft ist diese natürliche Perüke so hoch, daß die Individuen, welche sie auf ihrem Scheitel tragen, genöthigt sind, sich zu bücken, wenn sie ihre Hütte betreten wollen. Die beiden Haargattungen sind dergestalt mit einander vermischt, daß es unmöglich ist, sie zu durchkämmen, oder zu reinigen. Die Kafusen haben dadurch in ihrem Aeussern eine große Aehnlichkeit mit den Papus von Neu-Guinea.

Die Korallenbänke.

Millionen kleiner Thierchen, die kaum eine animalische Organisation und die Kraft sich zu bewegen, zu haben scheinen, bringen es durch ausdauernde Arbeiten, in der Reihefolge der Jahrhunderte endlich so weit, ungeheure Gebäude aufzuführen, Berge zu begründen, und was mehr noch ist, neue Inseln und Kontinente zu schaffen. Diese Aeusserung scheint befremdend, obgleich sie sehr natürlich ist, wie man gleich sehen wird.

Obgleich man einige Korallengattungen in allen Klima's findet, so sind sie doch am häufigsten in den tropischen Zonen. Die in den kalten Meeren sind kleiner und weniger dauerhaft. Die große Korallenbank von Neuholland mißt tausend englische Meilen

*) Es gibt in Polen eine Krankheit, die man gewöhlich nur die Plica-polonica, auf deutsch: Weichsel- oder Judenzopf, und in ihrem Heimathlande Gozdziez, Gwozdziec oder Koliam nennt, und deren vorzüglichste Symptome in einer unauflöslichen Verwickelung der Haare (wir mögen darüber hier nichts Näheres mittheilen) bestehen.

Digitized by Google

in der Länge, und ihre Höhe, obgleich sie kaum an zwanzig Stellen sondirt worden ist, kann doch auf nicht weniger als 1000 bis 2000 Fuß angeschlagen werden. Sie bildet eine ununterbrochene Bergreihe, die eine dreimal größere Ausdehnung einnimmt, als die von ganz England, und die an Höhe den Gebirgen Schottlands gleichkommt. Und das Alles ist das Werk eines kleinen Insekts, das in einer engen Hülle steckt, und das kaum einige Tage lebt.

Die Seefahrer wissen jetzt, daß der große südliche Ocean von einer Menge Korallen-Inseln und unterm Wasser versteckten Felsen derselben Art übersäet ist, die sich plötzlich erheben und bis in's Unendliche vermehren. Diese Felsen wachsen, vereinigen sich in Zirkel und Ketten und bilden endlich weitausgedehnte Landstrecken. Diese Operation kann so lange nicht unterbrochen werden, als der Korallen-Polyp existirt und sich fortpflanzt; es ist also durchaus keine vernünftige Ursache gegen die Voraussetzung vorhanden, daß dieser Archipel, der sich beständig vergrößert, nicht endlich einen Kontinent bilde. Diese fortschreitende Operation ist ebenfalls im rothen Meere sehr sichtbar. Es wird von Tag zu Tag durch die Vermehrung der Korallenbänke weniger schiffbar, und man könnte fast den Zeitpunkt berechnen, wo eine große Ebene die beiden Küsten von Aegypten und Arabien vereinigen wird.

Man kann nicht genug bewundern, wie die Natur allmälig und leise das große Werk vollendet, das sie durch den kleinen Korallen-Polyp begonnen hat. Nach der stummen und unsichtbaren Arbeit von Myriaden baukünstlerischer Atome, die den allumfassenden und unabänderlichen Gesetzen des Schöpfers gehorchen, offenbart sich die plötzliche und augenblickliche Krisis, die durch die Seltenheit ihrer Aktion zu jenen ewigen Wundern gehört, die der Philosoph und der Naturforscher überall erblickt, und die allein der Gottheit würdig sind. Der Vulkan und die Erdbeben vollenden das Gebäude, zu welchem die Koralle als Grundstein dient. Sie erheben den Berg und höhlen das Thal aus. Unterm Aequator die Natur und das Klima der gemäßigten Zonen einzuführen und die große hydraulische Maschine zu errichten, die die Wolken versammelt, um die Erde zu befruchten, die die Quellen gebiert und den Strömen ihren Lauf vorzeichnet .... das Alles ist das Werk einer einzigen Stunde! — Und wenn das Korallen-Insekt nicht umsonst geschaffen worden ist, so sind die feuerspeienden Berge und die Erdbeben auch nicht da, um zu zerstören; denn also wird durch verschiedene und oft entgegengesetzte Mittel doch nur immer ein und derselbe Zweck erreicht.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Kopenhagen, Mai.

Gegen Ende des verflossenen Jahres vereinten sich mehrere Freunde der nordischen Literatur, um eine Herausgabe der alten isländischen Kroniken, nebst den dänischen und lateinischen Uebersetzungen derselben, zu bearbeiten. Man gab einen Prospektus in den drei Sprachen heraus, und lud alle Beschützer der Wissenschaften ein, durch freiwillige Geschenke zu diesem ausgedehnten Unternehmen behilflich zu sein. Dieser Plan wurde sehr günstig aufgenommen; vorzüglich von den Isländern, die von demselben Nationalgeiste belebt, der die alten Bewohner des Landes zur Einsammlung und Aufbewahrung dieser merkwürdigen Dokumente, ohne welche die Geschichte des Nordens mit einem undurchdringlichen Schleier umhüllt geblieben wäre, für die Nachwelt antrieb. Mehr als dreihundert Isländer haben sich für den Originaltext unterschrieben, und was das Merkwürdigste dabei ist, so sind diese dreihundert Personen fast durchaus vom Bauern- und Handwerksstande. Der Ausschuß für die Herausgabe dieser alten Handschriften befindet sich in unserer Stadt. Die Gesellschaft hat ihre erste Sitzung am 26 Januar gehalten; der Professor Rask ist zum Präsidenten, und der Adjutant des Königs, v. Abrahamson, zum Vizepräsidenten ernannt worden. Dieser ausgezeichnete Offizier hat zwar den gegenseitigen Unterricht in unsern Soldatenschulen eingeführt, von wo er sich nun über das ganze Land verbreitet hat. Die Gesellschaft wird sich vorzüglich damit beschäftigen, die alten isländischen Manuskripte, die als sehr wichtige Materialien für die Politik und die Literatur des Landes betrachtet werden können, zu erklären und zu erklären, nächstdem aber auch den Sprachen und Alterthümern des Nordens eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die Geschichte von Jomsborgs-Vikingen ist bereits erschienen, und kann als Muster alles dessen dienen, was sie nachfolgen soll. Eben jetzt wird die Geschichte des Königs Olaf Tryggveson bearbeitet. Der erste Theil davon ist schon unter der Presse, und kann in Kurzem beendet sein. Ein Band von 320 Seiten soll jährlich erscheinen. Die Gesellschaft will auch eine Zeitschrift herausgeben, in welcher sie alle die Geschichte, Sprache und Alterthümer des Nordens betreffenden Gegenstände, die sich in den isländischen Denkmälern darbieten können, zu erörtern gedenkt. Es werden auch einige Dichtungen beigefügt werden, die mit der Literatur dieses Landes in Bezug stehen.

Kunst.

Fortsetzung der Uebersicht der Gemälde-Gallerie des Herrn Grafen von Wengel-Sternau.

Carlo Maratti. Eine Madonna mit dem Kinde. Halbe Figur. Auf Leinwand. 1 Fuß 5 Zoll 7 Linien hoch und 1 Fuß 2 Zoll 5 L. breit. — Die Mutter, mit einem sehr hübschen

Digitized by Google

Geſichte, hält das eben ſo liebliche Kind zwiſchen ihren Armen, und ſcheint es an ſich zu ziehen. Dieſes hebt mit der rechten Hand eine Blume empor, und hat in der linken die Binde, die ſeinen Gürtel bedeckt, und ſich unter den Händen der Mutter befindet. Die Wendung der Köpfe und die Zeichnung des angenehmen Ovals der Geſichter, iſt ſehr ausdrucksvoll. Alles in ihnen athmet Ruhe, Wohlwollen und Seligkeit. Das Kolorit iſt rein und gefällig und die Farbenmiſchung wohl verſtanden.

Annibale Carraggio. Die Flucht nach Aegypten. Gruppe von vier Perſonen. Ganze Figuren. Auf Leinwand. 2 Fuß 5 Zoll hoch und 2 Fuß 5 Zoll 5 Linien breit. — Maria hebt das Kind vom Eſel, um es nach dem Schiffe zu bringen, während Joſeph dem Fährmann Geld gibt, der damit noch nicht ganz zufrieden iſt. Sehnſüchtig auf die Fluth blickend, die eine Scheidungslinie zwiſchen die Verfolgten und ihre Verfolger ſtellen ſoll, zieht die Jungfrau den Heiland, der ſeine Arme nach ihr ausſtreckt, an ihre Bruſt. Unbeſorgt für ſeine Zukunft, gibt dieſer ſich ganz der mütterlichen Obhut und Sorgfalt dahin. Schön und ausdrucksvoll iſt das Geſicht der Madonna, lieblich das des Kindes, meiſterhaft die Stellung beider, rein und liebgefühlt die Zeichnung, wahr und üppig der Faltenwurf der Gewänder. Die Karnation an dem Letztern iſt vorzüglich friſch und weich, und die Vertheilung des Lichts und der Schattirung wahrhaft zauberiſch. Das Haupt des Joſeph iſt eben ſo edel, als ſeine ganze Haltung kraftvoll und natürlich. In ſeinen Zügen verkündet ſich die rege Beſorgniß um die Seinigen. Auf der linken Schulter trägt er an einem Stock den Reiſebündel. Der rothbekleidete Schiffer, ein goldgelockter Knabe, macht ihm durch Zeichen und Geberden verſtändlich, wieviel er für die Ueberfahrt begehre. Der hübſchgezeichnete Eſel nagt ganz ruhig an dem vor ihm reich emporſtrebenden Graſe. Die Landſchaft, die der Scene zur Einfaſſung dient, iſt ruhig, einfam und ſehr hübſch, vorzüglich der Baumſchlag und die Gruppirung des Gebüſches rechts, wo zwiſchen ihm, durch ein dichtbewölkter Himmelsfleck ſich zeigt, während man nach vorn gewendet, durch die geöffnete Waldung die halbe Fluth, das thälliche Gebirg darüber hinaus und den klaren Aether erblickt, aus dem eine weiße Taube niederſchwebt. Das Alles iſt mit einer Präziſion und in einem Tone gezeichnet, den man nicht genug bewundern kann. Das reine, warme Kolorit gibt dem Ganzen noch höhern Werth.

Adam Elsheimer. Eine Morgenlandſchaft, ſtaffirt mit dem unter der Leitung des Engels fiſchenden jungen Tobias. Auf Kupfer. 7 Zoll hoch und 5 Zoll breit. — In einer ſehr hübſchen Baumlandſchaft, am Ufer eines dunkelgrünen See's, ſieht man im rechten Vordergrunde den Engel und den Sohn des Tobias, den Erſten ſtehend, mit weißen Flügeln, einem gleichen Ober- und einem rothen Untergewande, und ſein Reiſegefährte, in blau und gelber Bekleidung, knieend und einen großen Fiſch aus dem Waſſer ziehend. Beide Figuren, ſo wie der Fiſch, ſind angemeſſen gedacht und meiſterhaft gezeichnet. Gleiches Lob verdient die Landſchaft, in welcher der Baumſchlag ſo gerecht ſich zeigt, daß man glauben möchte, er bewege ſich. Die Nüanzirung des verſchiedenartigen Grüns iſt wahr und bewunderungswürdig. Beſonders ſchön iſt die Fluth, die, obgleich von der dicht umgebenden Waldung verdunkelt, dennoch im Widerſchein des auf Himmel und Erde glänzend verbreiteten Sonnenlichts alle darum befindlichen Gegenſtände neu zu gebähren ſcheint. In der Entfernung zeigt ſich eine in's Thälliche verſchwindende Landſchaft, und im Gebüſch ein Mann, der mit einem Laſtthiere vorüberzieht. Der Himmel iſt ſehr ſchön und das Kolorit ſo lebendig und friſch, daß man in Verſuchung geräth, zu behaupten, dies Gemälde ſei eben erſt aus dem Pinſel des Meiſters hervorgegangen.

— Es werden jährlich mehr als 5 Millionen Scheffel (bushels) Salz aus England aufgeführt, und oft mehr als 8 Millionen Scheffel. 1815 belief ſich das Einkommen der Krone nur allein von der Abgabe auf das Salz auf mehr als 6 Millionen Dollar. In den vereinigten Staaten von Nordamerika werden angeführt 1,200,000 Scheffel Salz jährlich verrieet, wovon mehr als 70,000 Scheffel allein vom Staate von New-York geliefert werden. 1822 ſind in den vereinigten Staaten 4,057,000 Scheffel Salz eingeführt worden, wovon faſt zwei Drittel aus England kamen. Die jährliche Einfuhr des Salzes in dieſem Lande wird auf 613,932 Dollar Werth berechnet, und der jährliche Verbrauch auf 6,500,000 Scheffel.

— Im Jahr 1822 befanden ſich in der Schule des polytechniſchen Inſtituts zu Wien 274 Studenten, 82 in der Handlungsſchule und 404 in der technologiſchen Schule. 1823 waren in der Erſten 253 Studenten, 97 in der Zweiten und 430 in der Dritten. 1816 waren dort im Ganzen 296 Zöglinge; 1817: 355; 1818: 405; 1819: 515; 1820: 574; 1821: 692; 1822: 760, und 1823: 780.

— Frankreichs Handel mit ſeinen Kolonien iſt nicht unbeträchtlich und in mehrfacher Hinſicht ſehr merkwürdig. Die Einfuhr aus denſelben hatte im J. 1822 einen Werth von 47,758,065 Franken und 1823 einen Werth von 35,176,578 Franken. Die Ausfuhr nach denſelben belief ſich 1822 auf 34,321,657 Franken und 1823 auf 36,237,651 Franken.

— Der Diamant wurde im J. 1727 in Braſilien entdeckt, aber erſt im J. 1777 begann ſeine Ausbeute für Rechnung des Königs. Man entdeckte ihn in der Serra S. Antonia und in den Anſchwemmungen am linken Ufer des S. Franziskuſtroms, des Indaja, Abaete, Sono, Prata, Paraopeatu und S. Antonio. Die Regierung ließ dieſe Gegenden, ſo wie den Diſtrikt von Serro do Frio bewachen, der hundert engliſche Quadratmeilen im Umfange hat. Man findet außerdem auch Diamanten in den Flüſſen von Gueitas, Cuyabe-Angel, S. Marcos und Paranayba, auf den Grenzen von Minas und Govaz.

— In Frankreich ſind auf einem Flächenraum von 5353 Myriameter nur 975 derſelben kanaliſirt, wonach 4378 noch ohne Kanäle ſind, dahingegen Englands Flächenraum nur 1507 Myriameter beträgt, wovon 501 kanaliſirt ſind. Die Länge der Kanäle in England beläuft ſich auf 4823 Quadrat-Myriameter, in Frankreich hingegen nur auf 1127. In Frankreich kommen im Durchſchnitte 5650 Menſchen auf eine Quadrat-Myriameter und in England 8017; in den kanaliſirten Gegenden Frankreichs 7221 und in England 10,814.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 29. Zweiter Jahrgang 1825. 20 Juli.

Briefe über Columbia.

Geschrieben auf einer Reise von Caracas nach Bogata und Santa-Martha, im Jahre 1823.

.....Der Aufenthalt zu Guayra war eben so traurig, als der Anblick der Umgebung, und ich verließ den Ort eben nicht ungern, zwei Tage nach meiner Ankunft. Ich verfügte mich auf sehr übelm Wege nach Caracas, über einen Berg von 3600 Fuß Höhe überm Meer. Man geht viel abwärts gegen diese Stadt, und nichts ist reizender, als der Anblick des Landes, das sich bei jedem Schritte immer mehr vor den Blicken entwickelt. Nähert man sich ihr indessen, so verursachen die furchtbaren Verwüstungen der Erderschütterungen einen herzzerreissenden Eindruck. Ich blieb nur zehn Tage zu Caracas, und wendete mich, in Begleitung mehrerer anderer Reisenden, nach Bogata. Wir schlugen die Straße über Tocuyo ein, und erstiegen am 23 Februar die Gebirge, welche die Ebene von Caracas von dem Thale von Aragua trennen. Dort entspringt der Guayrafürom, und das Land wird immer schöner. Man befindet sich mitten in einem Zweige der Anden, die Berge sind mit dem schönsten Grün bedeckt, die Vegetation ist ausserordentlich kräftig; von Zeit zu Zeit erblickt man das Meer.

La Victoria, wo ich am 24 ankam, hat eine Kirche von sehr merkwürdiger Bauart. Diese Stadt, die ehemals 7800 Einwohner enthielt, liegt gegenwärtig in Trümmern. Die Revolution und die Erdbeben haben sie fast gänzlich zerstört. Wir bemerkten hier zuerst die Unannehmlichkeiten der Hitze. San Mateo, etwas fernerhin, ist ein großer Maierhof, der dem Befreier Bolivar gehört, und ein sehr bedeutendes Einkommen, vorzüglich in Zucker, abwirft. Fünf Stunden weiter kommt man nach Maracay, einem regelmäßig aus Stein erbauten Flecken, in dem fast jedes Haus einen Garten hat, was etwas Seltenes in diesem Lande ist. Am 25 erreichten wir das Ufer des schönen Sees von Valentia, in demselben Augenblicke, wo der Mond hinter jene Berge sich versenkte, die das weite Becken gegen Westen umschliessen. Auf der andern Seite begann die Sonne ihre Laufbahn über den Horizont zu ergiessen, deren Glanz in tausend leuchtenden Farbenmischungen in den Gewässern wiederspiegelte. Der Genfersee, mit dem einige Reisende den von Valentia verglichen haben, kann gewiß keinen entzückendern Anblick gewähren. Dieser Letztere ist 12 englische Meilen lang und 42 breit. Mehr als zwanzig Flüsse ergiessen sich in ihn, ohne daß er deshalb je besonders anzuschwellen scheint. Sollte die Ausdünstung allein dies beständige Gleichgewicht zu veranlassen im Stande sein? Cabrera ist ein auf einem kleinen Hügel erbautes Fort. Es war ehemals vom Lande getrennt, und ist nun durch einen Damm damit vereinigt worden. Dort werden den Reisenden ihre Pässe abgefordert.

Ueber eine steinerne Brücke, welche der Spanier Morales erbaut hat, betraten wir am Abend desselben Tages die Stadt Valentia, in der sich über 2000 Engländer in Garnison befanden. Eben so, wie alle

Digitized by Google

Städte von Venezuela, iſt auch dieſe nur noch ein Trümmerhaufen, eine traurige Folge der Erdbeben, zu denen ſich noch die Verheerungen des Krieges geſellt haben. Am 27 verließen wir ſie wieder, und kamen gegen Mittag, bei erſtickender Hitze, nach Tacupyo, nachdem wir eine drei Stunden breite Steppe durchreiſet hatten, in welcher der Uebergang und die Höhe des Graſes allein bemerkenswerth waren. Tinaquillo iſt vier Stunden weiter, und die dorthin führende Straße iſt ſehr ſchön. Die Umgebung dieſes Orts iſt ſehr reizend, er ſelbſt aber elend genug. Tinaco iſt wohlhabender und beträchtlicher. San-Carlos, wo wir am 1 März ankamen, verdankt ſeinen Wohlſtand den Indigopflanzungen, die 1774 begonnen wurden. Die Qualität kommt der des Indigo von Guatimala gleich. Die Umgebung iſt gut bebaut. Nördlich von der Stadt erhebt ſich ein Zweig der Anden, und ſüdlich dehnen ſich die Llanos oder Steppen aus, die ſich bis zum Orenoko erſtrecken und mehrere hundert Meilen lang und breit ſind.

Nach einer zehnſtündigen Wanderung befanden wir uns im indianiſchen Dorfe Caramacal, wo der Alkade uns mit vieler Gaſtfreundſchaft in ſeinem Hauſe aufnahm, wo wir indeſſen nichts als Armuth und Elend erblickten. Wir betraten ſodann dichte Waldungen, in denen wir einer indianiſchen Nomadenfamilie begegneten, von welcher die Männer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren. Am 3 kamen wir nach Barquefimeto, einer Stadt von 10,000 Einwohnern, von wo wir, ohne uns aufzuhalten, weiter nach Tocugo gingen. Die Straße iſt ſehr einförmig und bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Wir durchwateten mehrere Male den Coyeles. Tocuyo iſt nach Caracas die am angenehmſten gelegenſte Stadt, aber die Temperatur iſt hier wenigſtens um 10 Grad warmer, und während unſers Aufenthalts blieb ſie immer auf 86° Fahrenheit (24° Reaumur). Die Ebene, in deren Mitte die Stadt liegt, iſt drei Stunden lang und eine Stunde breit, von allen Seiten von hohen Bergen umgeben und von dem ſchlängelnden Tocuyo bewäſſert. Das Thal iſt fruchtbar, und obgleich der Handel ſich allein nur auf die Erzeugniſſe des Bodens beſchränkt, ſo iſt er doch bedeutend genug. Die Bevölkerung der Stadt beläuft ſich auf 4000 Seelen.

Am 11 reiſeten wir wieder ab, und kamen nach dem indianiſchen Dorfe Almucaro Abago, wo man uns unſere Wohnung im Gefängniſſe, dem Aufenthaltsorte der Rekruten, anwies. Von dort bis Agua de Obiſpos überſteigt man ſchlängelnd eine hohe bewaldete Gebirgskette. Nach einem vierſtündigen Hinaufſteigen fanden wir einige holzerne Hütten, die Morillo für ſeine Soldaten erbauen ließ. Wir ruhten in ihnen aus. Der Anblick ringsum war rein ſo wild, als maleriſch. Die Luft war friſch und angenehm, und ein kleiner Bach hüpfte in plätſchernden Fällen über die Felſen herab. Alles war anziehend und erhaben auf dieſen einſamen Höhen; der Rieſenwuchs der Bäume, die uns beſchatteten, ihr ſchneeweißes Laub, und die ſchwarzen oder bemoosten Felsmaſſen, die mitten aus der grünen Wieſenfluth ſich erhoben, das Stillſchweigen, das überall verbreitet war, und die Gluth über uns am Horizonte, das Alles brachte einen unvergeßlichen Eindruck auf unſere Gemüther hervor. Höher hinauf war das Schauſpiel noch überraſchender. Die Wolken, wie ein Dunſtorgan, entwickelten ſich zu unſren Füßen. Um zwei Uhr Nachmittags erreichten wir den höchſten Punkt des Ueberganges, wo die Kälte und der ſchneidende Luftzug uns ziemlich empfindlich wurden.

Wir ſchritten ſodann anderthalb Stunden lang zwiſchen hübſchem Gebüſch hinab, das in voller Blüthe ſtand. Wir waren im Entzücken; aber bald wurden wir zur Traurigkeit gereizt, als wir die elenden Hütten von Agua de Obispos vor uns ſahen. Demungeachtet bewieſen ſich die Bewohner derſelben ſehr zuvorkommend und gaſtfreundſchaftlich gegen uns. Die Verſchiedenheit der Temperatur zwiſchen dieſem Orte und San-Carlos, das wir am Morgen verlaſſen hatten, betrug 36 Grad Fahrenheit. Wir erklimmten eine Stunde lang ziemlich ſteile Berge, und folgten ſodann während drei Stunden dem Grate abwärts, auf einem ziemlich guten Wege. Zu beiden Seiten blickten wir in tiefe Thäler, die ſich unmittelbar aneinander ſchloſſen, und von mehr oder minder hohen Bergen umgeben waren. Manchmal war der Weg ziemlich ſchmal, und da keine Abwehren vorhanden waren, ſo mußte man ſorgfältig Acht geben, nicht zu ſtraucheln. Blühende Geſträuche bildeten auf beiden Seiten hin und wieder eine natürliche Hecke, worunter vorzüglich die Myrthe ihre ſüßen Wohlgerüche ausduftete.

Auf der Mitte des Weges öffnete ſich das Thal von Caracho, das ſich von Oſt nach Weſt hinzieht, vor uns. Sein Anblick war eben ſo überraſchend, als maleriſch, rings von dieſen gigantiſchen Maſſen der hohen Anden umwauert. Nach einem dreiſtündigen Hinabgange erreichten wir das elende Caracho. Eine Nacht, in einem ſchlechten Wirthshauſe zugebracht, iſt ſehr lang. Am 14 verließen wir dir öde Stadt, um das Thal von Santa-Anna zu durchreiſen, das jetzt nicht mehr ſo reich als ehemals iſt. Es zieht ſich neben dem von Caracho hin, aber ſein Anblick iſt ganz verſchieden. Ich habe in ihm den Stein beſucht, auf welchem Bolivar und Morillo bei ihrer Zuſammenkunft im J. 1820 ſich ſetzten.

Die Berge werden ſteiler und die Wege beſchwer-

Digitized by Google

lichte. Wir kamen durch Mendoza und Timotes, und am 17 gelangten wir an den Fuß des Paramo, dem Theile der Kordilleren, welcher sich an die Schneeregion anschließt. Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch begannen wir aufwärts zu steigen. Die Luft wurde mit jedem Schritte frischer, und bald sahen wir uns genöthigt, unserer Mäntel und zu bedienen. Der Anblick des Landes veränderte sich ebenfalls, die Natur wurde immer wilder, und beim Dorfe Chachapo sahen wir keine Spur von Vegetation mehr. Die Felsen waren nur noch hin und wieder mit Moos und einigen Alpenpflanzen bedeckt. Auf dem Gipfel des Paramo wurde uns die Feinheit der Luft ziemlich bemerkbar, und der Thermometer zeigte nur 42½ (4° 50). Das Wetter war sehr hell und zu unserer Reise über diese erhabenen Häupter besonders günstig, die wir bei neblichtem Wetter, oder heftigem Winde zu unternehmen nicht gewagt haben würden. Ringsum übersahen wir eine ungeheure Masse sehr wilder Gebirge. Nach einem kurzen Verweilen schritten wir wieder hergab, und fahen, auf unserm ziemlich gleichen und bequemen Wege, eine große Menge wilder Bäche, die nach allen Richtungen strömten. Endlich nach vier Stunden befanden wir uns zu Macoche, wo wir einen andern Himmel und eine andere Temperatur (66° = 15,10) fanden. Die Erde war mit reichen Weizenfeldern und schön belebten Triften geschmückt.

Von dort gingen wir noch immer weiter abwärts, bis wir die ganze, volle Hitze des Sommers wiederfanden. Der Uebergang ist so rasch, daß man ihn früher fühlt, als man vermuthen sollte. Das Land wird fruchtbarer, und dem Laufe der Chama folgend, kamen wir nach Macuchar, wo wir zuerst in Südwesten die zerrissenen Gipfel der ewig beschneiten Gebirge bemerkten. Links dehnten sich dicht bewaldete Höhen und die schönen Fluren von Merida aus. Diese Stadt liegt auf einer drei Stunden langen und eine Stunde breiten Ebene, auf der Hälfte Weges von Caracas nach Bogata. Drei Ströme bewässern ihre Umgebung: der Macuyan, der nördlich in Paramo de los Conejos entspringt; der Albanejos und der Chama, die sich in den Maracaibosee ergiessen. Die Natur hat Alles für diesen Landstrich gethan, und Boden, Klima, geographische Lage, Alles trägt dazu bei, es zu bereichern. Alle Erzeugnisse der verschiedenartigsten Himmelsstriche, vom Kakao bis zur Kartoffel, gedeihen hier. Die Hitze im Grunde des Thales ist 80 bis 90° (21° 3 bis 23° 71), während die Gipfel der Berge, die über 14,000 Fuß sich erheben, mit beständigem Schnee bedeckt sind.

Ungeachtet der Fruchtbarkeit und der herrlichen Temperatur des Landes, ist die Bevölkerung doch wenig zahlreich. Die Katastrophe, die Caracas im J. 1812 betraf, zerstörte auch Merida. Der Erdstoß wurde zugleich in beiden Städten verspürt, obgleich sie 500 Meilen von einander entfernt sind. Merida hatte ehemals 12,000 Einwohner, und jetzt kaum 3000. Die Häuser liegen noch in Trümmern, und von den fünf Klöstern und drei Pfarrkirchen ist nur allein noch ein Dominikanerkloster vorhanden, das jetzt als Hauptkirche gebraucht wird. Das Nonnenkloster, in welchem sich 32 Schwestern befanden, steht leer, seitdem diese sich nach Maracaibo geflüchtet haben. Im Kollegium, worin sich 60 Studenten befinden, wird der Unterricht im Spanischen und Lateinischen, in der natürlichen Philosophie und in der Theologie ertheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Die letzten geographischen Entdeckungen im Königreiche Bornu.

(Beschluß.)

Der Brief, in welchem Major Denham den Entwurf zu seiner Reise um den Tsadsee ankündigte, ist vom 18 Juni 1824, und der letzte, den man von ihm erhalten hat. Der junge Toorwhitt, der von Tripolis aus zu Kuka angekommen war, wollte ihn auf diesem Ausfluge begleiten. Er hatte mehrere, aus Degen und Pistolen bestehende, Geschenke für den Scheik mitgebracht, worüber dieser in Entzückung gerathen war. „Wie," rief er, „alle diese Reichthümer sind für mich? Es gibt keine bessern Freunde, als die Engländer, und ich sehe, daß Alles an ihnen Wahrheit ist. O, wenn der Prophet ein wenig länger gelebt hätte, gewiß würden sie Alle Muselmänner sein!"

Das Klima des Landes scheint nicht über zu sein, als das aller andern Aequinoktialgegenden; obgleich der Thermometer im Februar sich gewöhnlich zwischen 104° und 108° (39°,98 zu 33°,76) um zwei Uhr Nachmittags, und zu 84° und 86° (23°,9 und 23°,98) ein wenig vor Sonnenaufgang hält. Vom Juni bis zum Oktober ist der Regen fast beständig, wonach der Winter beginnt, in welchem die Luft sanft und der Himmel klar und heiter ist. Der gewöhnlichste Wind bläst aus Nordwest. Die Monate Dezember und Januar sind kalt, und der Thermometer steht gegen Mittag auf 70° (16°,87), und gegen Morgen auf 60° (12°,43), oder noch niedriger. Im Mai und im Juni säen die Bewohner die große und kleine Hirse (holcus), die Gerste, mehrere Arten Bohnen, Baumwolle, Flachs und Indigo. Die Hirse ist ihre Hauptnahrung.

Denham gibt die Namen von 36 mehr oder minder beträchtlichen Städten im Lande Bornu, dessen Bevölkerung er auf zwei Millionen Seelen anschlägt. Ihre Gesichter sind breit und unbedeutend, die Nase

Digitized by Google

platt, der Mund groß, die Zähne schön, die Stirn erhaben. Sie sind im Allgemeinen sanft, furchtsam, ergeben und höflich. Ihr phlegmatischer Karakter, ihre Mäßigkeit und die große Ordnung in ihren Gewohnheiten machen es leicht, sie zu beherrschen. Selten hört man vom Morden sprechen. Der Diebstahl wird durch den Verlust einer Hand oder auf eine andere, besondere Weise bestraft. Der Verbrecher wird bis an den Hals in die Erde vergraben, wo er sodann fast lebendig von den Fliegen verzehrt wird. Die Nahrung dieses Volkes ist sehr einfach. Sie besteht in einem mit Fett und Honig durchknieteten Teig für die Grossen und in Hirsebrei für die untern Klassen. Wasser ist ihr einziges Getränk, das sie mit ein wenig Gerste vermischen, um ihm den salzigen Geschmack zu benehmen. Die Weiber binden ihr Haar auf dem Scheitel zusammen, und färben es mit Indigo und Wachs. An diesem leztern gedrickt es ihnen eben nicht, denn die Bienen sind so häufig, daß der Reisende oft genug davon belästigt und auf seinem Wege angehalten wird. Die Frauen sind dort zu Lande wahrscheinlich die unterwürfigsten, die man sich nur immer denken kann; denn sie nahen sich ihren Männern nur mit bedecktem Gesichte und auf den Knien fortreutschend.

Man hat in Bornu mit Ausnahme der Zwiebeln nur sehr wenige Gartengewächse. Die einzigen Früchte sind Zitronen und Feigen, die ausserdem nur in geringer Zahl vorhanden sind. Am Ufer des Yeb u und in den Thälern des südlichen Gebirges findet man Mangobäume. Die leztern Datteln wachsen vier Tagereisen nördlich von Kuka. Der See und die Ströme sind sehr fischreich. Das Geflügel ist so häufig, daß man vierzig Hühner für einen Piaster haben kann. Die zahmen Thiere sind: der Hund, das Schwein, der Hammel, der Ochs, das Kameel, das Pferd, der Büffelochs und der Esel. Die wild leben Thiere sind von denen der übrigen Theile Afrika's nicht verschieden. Die Elephanten ziehen am grossen See heerdenweis, zu 80 bis 100 bei einander, herum.

Die Völker von Mandara sind auffallend von dem von Bornu verschieden, und ihm bei weitem überlegen. Sie sind geistreicher und lebendiger, ihre Stirn ist hoch, ihre Nase wohlgestaltet, ihre Augen groß, ihr Haar kraus, ihre Züge weniger flach. Die Schönheit ihrer Frauen ist in Afrika zum Sprichwort geworden, und sie verdanken diesen Ruf vorzüglich einem Geschenk der Natur, das sie mit den hottentottischen Grazien gemein haben. Diese Schönheit gibt ihnen in den Augen der türkischen und manrischen Kaufleute einen besondern Preis. Die Käufer betrachten nun die Waare nicht etwa von vorne, sondern vielmehr von hinten, und wählen diejenigen aus, deren Hinterheil am meisten hervorragend ist. Das ist für sie der Thermometer der Schönheit. Diese Sitte ist in mehrern Theilen Afrika's allgemein, und vorzüglich zu Sennar und Meroe, wo sich die Weiber nicht wenig darauf einbilden. Schon Plinius und Juvenal haben dieser sonderbaren Eigenheit erwähnt: „In Meroe crasso majorem infante mamillam.“

Auf seiner Reise nach dem Süden wurde Denham von einem Menschen angeredet, der behauptete, ein Sohn Hornemanns und einer Sklavin aus Sudan zu sein. Er trug den Namen, den dieser Reisende angenommen hatte, und ließ sich Mussa Ben Juffuff nennen. Er war sehr verständig; aber es schien dem Major, daß er wenigstens zehn Jahre älter sei, als Hornemanns Sohn sein könne. Es wäre indessen leicht möglich, daß der Afrikaner ihn nicht habe täuschen wollen, denn man weiß, daß man in der heißen Zone leichter als unter einem andern Himmelsstriche altert. Er war seiner Aussage nach zwanzig Tagereisen südlich über Mandara vorgedrungen, und hatte das Land Adamnah, eine große Ebene, mitten zwischen hohen Bergen gelegen, von denen einige mit ewigen Schnee bedeckt sind, besucht. Dies Land wird von den Fellatas bewohnt, die sich vom Fleisch der wilden und zahmen Thiere ernähren. Alle, mit Ausnahme des Sultans und seiner Söhne, sind nackt. Er beschrieb ausserdem mit vieler Genauigkeit den Lauf eines großen Stroms, der zwischen zwei Ketten hoher Gebirge fließt, welche er durchschneidet, bevor er das Land Adamuah betritt. Er behauptete aufs Bestimmteste, daß dieser Fluß von Westen komme, und derselbe, als der Quorra zu Nyffe und Naka, sei. Er fügte hinzu, daß er sich in mehrere Arme zertheile, Logonn durchströme, und sich endlich in den Tsadsee ergieße, wo er Schary genannt werde. Der Hauptarm strömt südlich von Baghermi, wo, wie er glaubt, man ihn Bahr-el-Dago nenne. Uebrigens ist er gewiß, weil er es selbst gesehen hat, daß dieser Fluß südlich von Darfur sich wendet, und sich mit dem Nil vereinigt.

Eine Koffila oder Karavane von Sudan brachte Abdul-Gassam-Ben-Malliki, einen jungen Fighi von Timbuktu, den Sohn eines Fellata-Oberhauptes von Djennie, mit nach Kuka. Er befand sich auf der Reise nach Mekka, und der allgemeinen Sitte nach hatte er Timbuktu mit einem einzigen Hemd auf dem Leibe verlassen, welches er, da es bereits in Lumpen zerfiel, unterwegs gegen ein Hammelfell vertauscht hatte. Auf der ganzen fünf Monate langen Reise bis Kuka hatte er nur von Almosen gelebt, und war ausserordentlich ermüdet und erschöpft von allen den Entbehrungen, denen er sich freiwillig unterworfen hatte. Er war ungefähr sechszehn Jahre alt, und von einem sehr ausdrucksvollen Aeussern

Digitized by Google

Man betrachtete ihn als eine Art Wunder, denn er wußte den Alkoran auswendig. Er berichtete den Major, daß man zu Timbuktu freundſchaftlich und zuvorkommend gegen Fremde ſei, und daß man auf dem Quorra von Djennie borthin gelange, welcher Fluß ſehr groß ſei, und Kabra berühre, welches fünf Stunden Weges von Timbuktu entfernt iſt. Man hatte ihm geſagt, daß der Quorra ſich in mehrere Arme theile, wovon einer von Noffe ſich gegen Mittag und ſodann gegen Morgen hinwende, wo er hohe Gebirge durchbricht.

Abdul-Gaſſam konnte nicht begreifen, wie ſo gute Menſchen, als die Engländer, nicht Muſelmänner ſeien. Er hatte wohl ſchon von den Chriſten reden gehört; aber man hatte ſie ihm immer als barbariſch und blutdürſtig beſchrieben, und er hatte niemals welche geſehen. „Mehrere Monate vor meiner Geburt", ſagte er, „kamen weiße Chriſten von Sego nach Djennie in einem großen Boote. Die Unſerigen gingen ihnen in ihren Fahrzeugen entgegen. Sie hatten keineswegs die Abſicht, ihnen Leides zuzufügen; aber die Chriſten ſchoſſen auf ſie, und tödteten mehrere Männer. Von da ſchifften ſie weiter gegen Timbuktu. Der Sultan ſchickte einen ſeiner Offiziere zu ihnen, gegen den ſie ſich beſchwerten, daß man ſie beſtehlen wolle. Der Sultan bezeigte ſich wohlwollend gegen ſie, und ließ ihnen Lebensmittel verabreichen. Demungeachtet reisten ſie in der Nacht plötzlich ab, worüber der Sultan entrüſtet wurde. Aber ſeine Menſchlichkeit war mächtiger als ſein Zorn, und er ſchickte ihnen einige Boote nach, um ſie von der Gefahr zu benachrichtigen, welcher ſie ſich mitten unter den Felſen ausſetzen würden, die auf dieſer Strecke den Strom überall durchſchneiden. Die Weißen jedoch verboten den Leuten des Sultans, ſich ihnen zu nähern; ſie verwarfen den ihnen ertheilten Rath, und kamen ſämmtlich um."

Abdul-Gaſſam verließ bald darauf Kuka in Begleitung eines alten Fighi, mit dem er ſich gegen Wadey wendete. Alle ſeine Lebensmittel beſtanden in einem Sack voll Gerſte und einer Flaſche Waſſer, die er auf dem Rücken trug. Denham gab ihm einen Piaſter, um die Ueberfahrt über's rothe Meer zu bezahlen; aber er erfuhr bald darauf, daß er bei der Ueberſchiffung eines Armes des Tſadſees ertrunken ſei.

Man kann jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß die Gewäſſer, die von den weſtlichen Gebirgen in Afrika, welche wir das „Konggebirge" nennen wollen, kommen, nach Oſten ſtrömen, und ſich in den großen See von Bornu ergießen. Es iſt als beinahe erwieſen anzunehmen, daß der Schary entweder in dieſen Bergen entſpringe, oder im erſten Theile ſeines Laufes den vorzüglichſten Arm des Stromes bilde, den man gewöhnlich den Niger zu nennen pflegt. Wir haben einige Zeit lang vermuthet, daß der Joliba oder Dialiba, und der Quolla oder Quorra ein und derſelbe Strom ſeien. Dieſe Annahme iſt falſch, und wir wiſſen jetzt ſehr beſtimmt, daß es zwei verſchiedene Flüſſe ſind, deren Quellen ſich nahe bei einander befinden, aber zwei Arme, die ſich von einander trennen, nachdem der Strom die große Ebene von Nordafrika betreten hat. Beide entſtrömen, nach der Behauptung eines Sheiks, einem großen See, den er bald Bahr-Gimbala, bald Bahr-Deby oder Zeby nannte. Abu-Baker von Tachena, der Belzoni nach Timbuktu begleiten ſollte, war von ſeiner Geburtsſtadt mit den Kaufleuten von Kula bis zum Meerbuſen von Benin gekommen. Er hatte zuerſt den Quorra (Behu) überſchifft, der gegen Sonnenaufgang ſtrömte. Fünf Tage nachher, in der Richtung nach Süden, erreichte er die Ufer des Galbi, eines großen Stroms, der ebenfalls nach Oſten floß.

Durch die Mittheilungen der Britten iſt es erwieſen worden, daß zu Yuri, im Hauſſa, der Quorra ſeinen Namen in Behu verwandelt, und daß nahe an ſeinem Ufer die Städte Sockatu, Kano, Murmur, Katagum, Alt-Birnie, Sari und mehrere andere liegen. Nicht einer dieſer Namen befindet ſich auf dem ſüdlichen Wege, den der Reiſende von Djennie verfolgt hatte. Wir wiſſen, daß der Behu auf der nördlichen und der Schary auf der ſüdlichen Seite in den Tſadſee ausmündet. Burckhardt kannte den Behu, den Hornemann Tſad nannte; aber er zweifelt ſehr, daß er derſelbe, als der Dialiba ſei, der nach ihm mehr ſüdlich ſtrömt. Nach allem dem iſt annehmbar, daß der nördliche Theil Afrika's von zwei Strömen oder von zwei Armen eines und deſſelben Stroms von Weſt nach Oſt durchſchnitten werde, und daß in dieſem letzten Falle der äuſſere Arm unter den Namen Quolla und Behu, und der innere unter den Namen Gulbi und Schary bezeichnet werden, und daß der Name Dialiba (der nichts Anderes als großer Strom bedeutet) die Benennung deſſelben vor der Trennung ſei.

Denham, der früherhin nicht glauben mochte, daß der Behu, ſeiner geringen Breite wegen, der Niger ſei, iſt jetzt ſo ſehr überzeugt, daß man ihn als einen Arm dieſes Stroms betrachten könne, daß er eine Flaſche mit dem Waſſer deſſelben angefüllt, an ſeinen Freund, den Konſul zu Tripolis, geſchickt hat, mit dem Beifügen: „Ich kenne hier einen Neger, der dieſen Strom in ſeiner ganzen Breite geſehen hat."

Jetzt entſteht nur noch die Frage: „ob der Tſadſee einen Ausfluß habe oder nicht, und wohin, im erſten Falle, die Gewäſſer deſſelben ſtrömen?" Mehrere Araber, von Schoa, haben den Britten die Ver-

Digitized by Google

ſicherung gegeben, daß ein Strom von Waldey nach Südoſt ſtröme, und ſich mit dem Bahr-el-Abiad vereinige. Dieſer Fluß iſt wahrſcheinlich der Miſſelad, der, nach der Meinung Browns, nach Nordweſt ſtröme, denn die Araber und mehrere andere Völker beſtimmen die Richtung der Strömung eines Fluſſes nach dem Orte, von wo ſie ihn bemerken. Indeſſen hat man niemals von einem Strome, der dieſe Richtung verfolgt, reden gehört, und wenn er exiſtirte, ſo müßten alle Karavannen, die nach dem Fezzan gehen, ihn überſchiffen. Dieſelben Araber verſicherten, daß der Bahr-el-Abiad aus dem Tſadſee komme, und daß er im Anfange ſeines Laufes von Felſen unterbrochen werde, über welche er ſich breche und wo beſtändige Stürme wehen. Die Gewäſſer ſteigen oft ſchäumend empor, oder heulen durch unterirdiſche Höhlen, und ſprühen wieder ziſchend aus Felsſpalten hervor. Sodann drängen ſie ſich zwiſchen zwei Hügel hindurch, und wenden ſich nach Oſten. Dieſen Mittheilungen wird im Lande Bornu und im ganzen innern Afrika ein unbedingter Glaube beigemeſſen.

Um als beſtimmt annehmen zu können, daß der Bahr-el-Abiad der Ausfluß des Tſadſees ſei, müßte man über zwei Punkte Gewißheit haben, erſtens: über die Höhe des Tadſees überm Meere, und zweitens über die Höhe des Zuſammenfluſſes des Bahr-el-Abiad mit dem abyſſiniſchen Nil. Man bemerkt zwar in einem Briefe des Doktor Oudney, daß der Tſadſee 1200 Fuß überm Meere erhaben ſei, aber nichts verbürgt uns die unzubezweifelnde Genauigkeit dieſer Angabe. Was den letzten Punkt anbetrifft, ſo ſcheint er bis jetzt der Aufmerkſamkeit der Reiſenden durchaus entgangen zu ſein, was um ſo bedauernswerther iſt, da die Berechnungen Bruces nur allein Irrungen zu veranlaſſen im Stande ſind.

Es iſt nicht unmöglich, daß die Höhe von 1200 Fuß genügend ſei, die Gewäſſer des Tſadſees durch den Nil in das mittelländiſche Meer zu ergieſſen, wenn man annehmen will, daß vom öſtlichen Ende des Sees, bis zum Zuſammenfluſſe des Abiad und des Azrek, ungefähr 1100 engliſche Meilen, und von da, bis zur Mündung des Nils, eben ſo viel berechnet werden können, wonach man im Ganzen 2200 Meilen erhält und der Fall beinahe 7 Zoll auf jede Meile beträgt, was mehr als genügend iſt, den wenig raſchen Lauf des Abiad zu erzeugen, den Bruce den „todten Strom“ nennt. Man weiß, daß der Amazonenfluß eben kein todter Strom iſt, und doch hat Condamine berechnet, daß ſein Fall nicht 7 Zoll auf die Meile betrage, und der Major Rennel hat die Gewißheit erlangt, daß der Fall des Ganges, deſſen Lauf 1300 Meilen vom Fuße der Berge bis zum Meere beträgt, in gerader Linie auf 9 Zoll für jede Meile, aber den Krümmungen nach nur auf 4 Zoll für die Meile berechnet werden kann, obgleich er, in der trockenen Jahreszeit, drei Meilen in einer Stunde ſtrömt.

Dieſe Thatſachen ſind genügend, die Meinung der Unglaubigſten zu erſchüttern, die wohl noch über die Wahrſcheinlichkeit des Gegenſtandes disputiren können, die jedoch keine Beweggründe mehr haben, heute noch die Möglichkeit einer Vereinigung des Nigers mit dem Nil ganz abzuſtreiten.

Petersburger Sittentafel.

Tag und Nacht.

„Nun, mein Herr,“ ſagte geſtern ein Bürger von Petersburg zu mir, dem ich auf der öffentlichen Promenade begegnete, „ich hoffe, Sie ſind nun wieder mit unſern 60 Grad Breite verſöhnt, über die Sie ſo oft ſich beſchwert haben. Heute iſt der 21 Mai, und ſehen Sie, es iſt ein Uhr nach Mitternacht. Unſer April und Mai erſetzen uns im Ueberfluß, was der November und der Dezember uns geraubt hatten. Sie haben ſich im Winter beſchwert, ſchon um drei Uhr Nachmittags Licht anzünden zu müſſen: aber jetzt brauchen Sie das weder um eilf Uhr Abends, noch um drei Uhr Morgens. Schauen Sie empor, welche Klarheit: Hier iſt der Hamburger unparteiiſche Korreſpondent, und Sie können ſeinen feinen, abgeklumpten Druck wie am hellen Tage leſen. Weder Frankreich noch Deutſchland haben ſolche Nächte, die ſich mit den unſerigen vergleichen können.“

Wir ſetzten unſern Spaziergang fort, bis gegen drei Uhr Morgens Kutſchen und Fußgänger durch einander rogten, und uns das Zeichen gaben, daß der Tag angebrochen ſei. Wir trennten uns, und ich mußte mir ſelbſt geſtehen, eine köſtliche Nacht verlebt zu haben. Der letzte Roſenbauch der untergegangenen Sonnengluth hatte ſich mit der Auroraröthe der neuerſtehenden verſchmolzen, und der Erde nur eine ſchwärmeriſche Dämmerung geſtattet, die ganz geeignet war, die Seele zu ſüßen Träumereien einzuladen.

Es geht den Fremdling nicht wenig in Erſtaunen, wenn er zum erſtenmale eine Geſellſchaft verläßt, wo er beim Schein der Kerzen ſoupirt und bis Mitternacht ſich vergnügt hat, und er nun in den Straßen vom hellen Tage begrüßt wird. Oft glaubte ich mich zu täuſchen, zog meine Uhr, rieb mir die Augen und erkundigte mich nach der Zeit, ehe ich mich daran erinnern konnte, unter welcher Breite ich mich befinde. Nachher erfreute ich mich wohl über den klaren Himmel, über die ſanfte und durchſichtige Luft und übe die Bewegung auf den Straßen und Spaziergängen; aber es war mir doch auch wieder unangenehm, bis zehn Uhr Morgens zu ſchlafen, und eben deshalb nie

Digitized by Google

die schönen Frühmorgen des südlichen Deutschlands und der Schweiz genießen zu können. Zu Petersburg vergißt man in der Nacht, daß es Nacht sei, weil man keine Dunkelheit bemerkt, und weil man endlich doch die Ruhe suchen muß, so schläft man gewöhnlich am eigentlichen Tage. Am Ende wird man von der beständigen Helle ermüdet, und wünscht mit Sehnsucht wieder eine dunkle Nacht herbei.

Ausserdem scheinen in dieser Jahreszeit die Abendgesellschaften immer zu früh anzufangen, und man macht sich mit Mühe auf den Weg; denn umsonst würde man die Dämmerung oder gänzliche Finsterniß erwarten wollen. Betritt man jedoch den Gesellschaftssaal, so findet man Fenster und Thüren aufs Sorgfältigste verschlossen, und ihn selbst künstlich erleuchtet. So schafft man sich eine Nacht, wo die Natur sie vom Mai bis zum Juli versagt.

Straßen und Flußdämme.

Es gibt nicht viel Städte auf der Erde, wo man weniger geht, als zu Petersburg. Die Entfernungen und das Klima mögen das verursachen. Um sich über Beides zu täuschen, bedurfte man wandernder Häuser; aber Stolz und Eitelkeit haben daraus seinen Mißbrauch geschaffen. Noch vor wenigen Jahren glaubte man seinen Rang und sein Vermögen durch die Zahl der angeschirrten Pferde bezeichnen zu müssen, und es wurde für entehrend gehalten, zu Fuß zu gehen. Demungeachtet ist auch für den Fußgänger gesorgt, und nirgends dürfte man zum Gehen größere Bequemlichkeiten finden, als eben hier. In mehrern Straßen sieht man schöne Trottoirs und an den Kanälen herrliche Quais, die die reizendsten Spaziergänge darbieten. Man betritt die großen Granitplatten, die sich auf eine Länge von 6 bis 8 Stunden ausdehnen. Im Jahr 1801 wurde ihre Länge auf 35 Werste berechnet, und hat sich seitdem noch vermehrt. Am linken Newa-Ufer befinden sich davon 3½ Werste, auf den beiden Ufern der Fontanka eilf, am St. Katharinenkanal acht, am St. Niklauskanal drei, an der Moika sechs, am Kriukowkanal 1½, auf dem Isenkplatze und in Newsky-Prospekt 2½, an der Mündung der Newa, nahe bei den Seifenmagazinen, ⅔ Werste. Endlich muß man die prächtigen Quais von Wassili-Ostrow, an der neuen Börse, und den imposanten Halbzirkel noch erwähnen, der sich darum schlingt, und ein der Römer würdiges Werk ist. Die Länge dieser Granitwege mag über drei Werste betragen. Das Ganze könnte somit auf ungefähr vierzig Werste oder sechs deutsche Meilen in der Länge kommen. Keine Stadt auf der Erde vermag etwas Aehnliches aufzustellen.

Die Trottoirs und die Quais sind immer erhabener als die Fahrstraße, so daß die Pferde und Wagen sie nie berühren und den Fußgänger belästigen können. Sie sind beständig sehr belebt, und gewähren einen reizenden Anblick. Der wandernde Kaufmann, der Soldat, der Matrose, die zierliche Dame mit ihrem geschnürten Begleiter, das Alles zeigt sich bunt durch einander. Man unterscheidet die verschiedenen Nationen, eben sowohl an ihrer Kleidung, als an ihren Gesichtszügen und an ihrer Sprache. Der Schwede und Däne berührt den Griechen und Armenier, der Portugiese und Amerikaner den Chinesen und Perser, der Franzose und Engländer den Polen und Finnländer. Alles wogt und summt durch einander; aber wohlverstanden, nur in den Augenblicken und an den Orten, welche die Mode zum Spaziergange bezeichnet hat. Ausserdem geht man nicht, sondern man reitet oder fährt.

Das Straßenpflaster ist in Petersburg nicht das vorzüglichste. Das liegt an der Natur des Bodens, der leicht und sandig ist und nichts Bindendes hat, so daß er die ihm anvertrauten Steine nicht festzuhalten vermag, und sie beim geringsten Druck wieder fahren läßt. Zudem sind die Steine, deren man sich zum Pflastern bedient, zu klein und zu rund, als daß man sie gut neben einander stellen und einrammeln könnte. Diese Mängel und die Gewalt, mit welcher die von vier Pferden im Galopp fortgerissenen Fuhrwerke über den Boden dahinrollen, machen, daß er nicht zu widerstehen vermag. Oft genug werden die Straßen verbessert und mit tiefem Sand bedeckt; aber kaum sind acht Tage vorübergegangen, so entstehen schon wieder neue Löcher. Ein Spaßvogel hat gesagt, daß zu St. Petersburg die Kutschen niemals das Straßenpflaster berühren, weil es acht Monate lang unter dem Schnee vergraben ist, zwei Monate lang nicht existirt, weil es verbessert wird, und die übrige Zeit mit schuhhohem Sand überdeckt ist. Daraus entsteht auch der üble Umstand, daß man entweder vom Staub erstickt, oder im Koth versinkt, und daß, wenn man fährt, man in beständiger Gefahr ist, Hals und Beine zu brechen.

Schweizerische Miszellen.

3.

Die sittlichen Ergebnisse der Entwässerungsarbeiten an der Linth.

Seit vor zwei Jahren die eidsgenössische Tagsatzung beschlossen hat, es solle, um die Verdienste des Stifters der Linthunternehmung zu ehren, demselben ein National-Denkmal errichtet werden, ist von der Ausführung dieses Beschlusses nichts weiter gehört worden; hingegen hieß es, die Künstler und Kunstfreunde, welche diese Ausführung besorgen sollten,

Digitized by Google

seien durch mancherlei Schwierigkeiten, den Plan dafür vorzulegen, behindert worden, und die für das Denkmal bezeichnete Stelle auf dem Hügel des Biberkopfs sei bei näherer Untersuchung dazu völlig unbrauchbar erfunden worden.

Das Werk, welches Hans Konrad Escher von der Linth mit der ganzen Kraft seines Geistes, Gemüthes und Willens zu Stand gebracht hat, stellt sich dem Wanderer durchs Linththal in dem ausgedehnten Kanalbau dar, der die von den Glarner Gebirgsflöcken herkommenden geschiebreichen Bergströme dem Wallensee, und die Fluthen dieses letztern dem Zürichsee in geregelten Laufe und den Thalgründen ungefährlich zuführt. In diesen Linthkanälen, und in dem durch seine Entsumpfung der fruchtbarsten Kultur neu geschenkten blühenden Bergthale, erkennt man das Denkmal, welches Escher sich selbst zum ruhmvollen Gedächtnisse, den kommenden Geschlechtern zur dankbaren Bewunderung und zu edler Nacheiferung errichtet hat. Im Vorgrunde des erhabenen und prachtvollen Alpengebirges, von welchem das Thal bekränzt ist, mag auch ein großes und ausgedehntes Werk einzig nur als würdiges Denkmal erscheinen, und neben ihm müßte selbst das schönste Kunstgebild aus Stein oder Erz einen störenden Eindruck machen, und das Nachdenken, welches im Verweilen bei großen Leistungen Befriedigung sucht, auf kleine Dinge zurückführen. Wer möchte demnach den Kunstfreunden zürnen, wenn sie, im Gefühl eines solchen Fehlgriffes, das verlangte Denkmal zu errichten gezögert haben?

Von ähnlichen Betrachtungen geleitet, haben neuerlich achtbare Stimmen im Vaterland die eidsgenössische Bundesbehörde zu nochmaligen Erörterungen der Natur und Verhältnisse des Escherschen Denkmales eingeladen, und die Frage aufgeworfen: ob nicht dem lobten Kunstwerk eine solche lebende Stiftung, worin Escher's sittliche Kraft fortwirkend sich erzeige, vorzuziehen wäre?

Die Vereinbarung etlicher von diesen Stimmen hat eine kleine Schrift ins Dasein gerufen, welche neuerlichst in Genf ausgegeben*), die Mitwirkung eines mit allen schweizerischen Verhältnissen vertrauten und der Eidgenossenschaft wohlwollenden Ausländers, so wie die des jüngst verstorbenen menschenfreundlichen Agronomen Pictet de Rochemont verräth, und der wir die nachstehenden Betrachtungen entheben.

Wer möchte zweifeln (so drückt die Denkschrift sich aus), daß es eine würdige Aufgabe der schönen Künste ist, das Andenken berühmter Männer zu ehren, und der National-Dankbarkeit für ihre Verdienste zum Organe zu dienen; wer möchte die Nutzbarkeit großer und edler Denkmäler in Zweifel ziehen, durch welche der Genius der Künste die Phantasie der Völker in Anspruch nimmt, und an die Fürdauer geschichtlicher Erinnerungen nicht die Erkenntlichkeit der Zeitgenossen allein nur, sondern auch die Dankbarkeit kommender Geschlechter zu knüpfen vermag? Wenn die Kraft, durchs Auge das Gemüth zu rühren, den Künsten zusteht, so scheint hinwieder jeder berühmte Mann seinen eigenthümlichen Karakter zu besitzen, um welchen ein Kreis des für ihn zunächst Siemenden gezogen ist, so daß zu Bedeutung des friedfertigen Menschenfreundes ein anderes Denkmal erforderlich wird, als dem Helden angemessen wäre, der sein Vaterland in blutigen Kriegen vertheidigt hat. Einsichtiger Gemeinsinn und Geschmack müssen vereint die Wahl dessen treffen, was dem Karakter und Verdienste des großen Mitbürgers, der gefeiert werden soll, zuspricht.

Im Denkmale des Mannes, welcher in der gemeinnützigsten Wirksamkeit sein Leben verwandt hat, heischt die öffentliche Meinung der Schweizer etwas Nutzbares. Sie hat unter anderm auf den Gedanken einer Brücke geführt, die zu Verbindung beider Linthufer Bedürfniß ist, und die auf eine der Schifffahrt ungefährliche, zugleich aber auch eines Denkmals würdige Weise, befriedigender, als bisher errichtet, Eschersbrücke heißen und durch sein Brustbild geschmückt werden möchte. Die Nutzbarkeit der Brücke liegt ausser Zweifel; aber einleuchtend ist auch das Mißverhältniß solch kleinlicher, beschränkter und alltäglicher Nutzbarkeit, zum Umfange des Geistes und der Verdienste, welche damit bezeichnet werden sollten.

Wer immer die Denkweise Escher's von der Linth gekannt hat, und mit seinem Gemüthe vertraut war, der weiß auch, daß keineswegs die materielle und physische Verbesserung eines vaterländischen Landstriches die Zwecke umfaßte, welche er sich in den Lintharbeiten vorgesetzt hatte; die Entsumpfung des Thalbodens galt ihm vielmehr nur als die Grundlage der höhern sittlichen Zwecke, welche er in den Thalbewohnern durch Herstellung ihres Wohlstandes, in den Theilnehmern am wohlthätigen Werke, dann aber durch Aufregung und Belebung derjenigen Tugenden, die den Bund der Eidsgenossen am besten sichern und stärken mögen, zu erzielen hoffte. In der durch Zeit und Raum beschränkten Anwendung des Intelligenzvermögens auf eine materielle Besserung, erkannte sein edler Geist das Mittel eines sittlichen Fortschrittes, der in schrankenlosen Räumen durch die Zeit

*) *Sur le résultat moral de l'entreprise du desséchement des marais de la Linth.* «Aux hommes qui, pour trouver belle une grande entreprise, veulent qu'elle soit utile, moralement parlant.» *Genève chez Pachoud.* 1825. 34 Oktavseiten.

selbst eine zu stets fördauernder Wirksamkeit erhöhte Kraft gewinne! Den Schöpfer des Werkes hat der Tod am Ziele seines gegen die physische Natur geführten siegreichen Kampfes erreicht. Was hindert, durch Beförderung der weitern von ihm beabsichtigten sittlichen Entwickelungen sein Werk zu vollenden, und damit der Seele des verewigten Ehein die erfreulichste und ziemendste Huldigung zu bringen? Der Anbau des geistigen Vermögens und aller sittlichen Kräfte des Menschen bleibt immerhin ein Vorwurf höherer Art, als die bedeutsamsten Einwirkungen auf die materielle Natur nicht sein mögen. Wenn seine Rückwirkung auf diese nebenbei nie ausbleibt, so entrücken ihn jedoch sein erhabener Karakter und die ausgedehntere Wirksamkeit der Anwendung jedes vergleichenden Maaßstabes.

Schon ist Manches geschehen, wodurch, was zu thun übrig bleibt, leichter wird. Durch einen Ersatzder von oben kömmt, haben Jahre der Noth sich für die Zukunft wohlthätig erwiesen, in Beförderung geistiger Entwickelung und thätiger christlicher Liebe. Während der Theurungsjahre, die durch einen Zusammenfluß nachtheiliger örtlicher Verhältnisse für den Kanton Glarus zu Hungersjahren wurden, hat die evangelische Hülfsgesellschaft desselben sich gebildet, um die Theilnahme der Eidsgenossen und des Auslands für ihr mit Untergang bedrohtes Land anzurufen. Ihr Aufruf fand Gehör bei großmüthigen Wohlthätern, wie in den nähern Umgebungen, so auch im fernen Ausland. Mittelst der dargereichten Hilfe konnte der dringenden Noth abgeholfen werden. Das Leitungs-Comité dieser Gesellschaft konnte ein ansehnliches Bodenstück von dem durch Escher's Unternehmung entsumpften Lande; ein Theil desselben ist vormaligres Linthbett, ein anderer entwässerter Sumpf. Viele brodlose Arbeiter wurden mit Urbarmachung des erkauften Bodens beschäftigt, und das Comité beabsichtigte die Gründung einer Armen-Kolonie, worin die ärmste Volksklasse des Kantons zum Range tüchtiger Bewerber von kleinem Eigenthum emporgehoben werden sollte.

Die Absichten der Gesellschaft gingen noch weiter. In den Bezirken des Kantons Glarus lebte eine Anzahl verwaiseter und verlassener Kinder. Um ein recht wohlthätiges Liebeswerk zu verrichten, um die verderbliche Bettelei in ihrer Quelle zu zerstören, mochte kein wirksameres Mittel gefunden werden, als wenn jene verwaiseten Kinder in zartem Alter ergriffen und durch zweckmäßige Bildung sittlich und geistig zu solcher Tüchtigkeit erzogen wurden, die sie mittelst Einsicht und Geschicklichkeit in mancherlei Arbeit vor Mangel und Noth und vor dem Unglück, ihren Gemeinden zur Last zu fallen, schützen könnte. Dafür entwarf die Gesellschaft den Plan einer Armen-Industrieschule, und sie hat mit Recht geglaubt, in demjenigen Musterbilde einer solchen Schule, das sich unter den Anstalten von Hofwyl befindet, zur Ausführung ihres Planes die beste Anleitung und Mitwirkung zu finden. Herr von Fellenberg gewährte ihr dieselbe in vollem Maße und mit der freudigsten Theilnahme. Ein Glarner Jüngling, Namens Hütschy, der eine glückliche Anlage für das Geschäft, dem er sich widmen sollte, zu besitzen schien, brachte zwei Jahre in Hofwyl zu, um sich mit den Grundsätzen und dem ganzen Umfang der Fellenbergischen Armenerziehung vertraut zu machen, um in dem verbesserten landwirthschaftlichen Verfahren Unterricht zu erhalten, hauptsächlich aber um sich selbst unter Wehrli's Leitung zum tüchtigen Lehrer für arme Kinder auszubilden. Der Jüngling bewährte sich, und rechtfertigte alle auf ihn gesetzten Hoffnungen. Nach Vollendung des zweijährigen Unterrichts in Hofwyl konnte er mit dem Zeugniß vorzüglicher Fähigkeit, wie zur Armenerziehung, so zur Leitung aller Art landwirthschaftlicher Verbesserungen, entlassen werden.

Die Armenschule der Linthkolonie ward nun eröffnet. Zur Aufnahme der Kinder ward das Alter von acht bis zehn Jahren bestimmt. An sich selbst und mit Hinsicht auf die fürs ganze Leben berechnete Bildung wäre unstreitig ein früheres Kindesalter viel besser gewesen; wenn aber, wie dieses hier der Fall war, gebietende Verhältnisse den Kreis enger ziehen, und nur beschränkte Auslagen für die ersten Einrichtungen gestattet sind, so wird gethan, was möglich ist, nicht was man gerne thäte. Die Wahl des Alters von acht bis zehn Jahren gründete sich ohne Zweifel darauf, daß um diese Zeit die Kinder für einen ersten Arbeitsverdienst tüchtig zu werden anfangen, und demnach auch schon einen Beitrag für die Kosten ihres Unterhalts zu leisten im Stande sind.

Der Austritt von der Schule ward hinwieder zwischen sechszehn und siebenzehn Jahren bestimmt. Diese an sich betrachtet viel zu frühe Entlassung mag nochmals dem Comité nicht zum Vorwurf gereichen. Sie war unvermeidlich und gezwungen in dem demokratischen Kanton, dessen Verfassung die achtzehnjährigen Jünglinge volljährig und zur Ausübung ihrer bürgerlichen und landesherrlichen Rechtsamen bei der Landesgemeinde fähig erklärt. Wie könnte man denjenigen in der Schule behalten, den die Landesgesetze, geschehe es mit Recht oder Unrecht, zur Theilnahme an den Berathungen der höchsten und gesetzgebenden Behörde rufen?

Alles, was Escher zu leisten beabsichtigt hatte, das hat er geleistet und vollendet; was die Hülfsgesellschaft von Glarus bezweckte, ist zu Stande gebracht

worden. Es haben aber auch, wie dies in Sachen, die durch verſtändige und beſcheidene Männer geleitet werden, meiſt geſchieht, die Ergebniſſe weit mehr noch geleiſtet, als Anfangs verheißen war. Die Linthbarbeiten liegen vor Augen, und ihre Koſtenrechnung kann zum Beweiſe dienen, was Großes durch verhältnißmäßig kleine Mittel ein geiſtvoller und tüchtiger Mann zu leiſten vermag. Die Armenſchule der Linthkolonie liegt vor Augen, zur bleibenden Ehre ihrer Gründer, und als ein lebendes Zeugniß deſſen, was ein feſter Wille, der vom Herzen kommt, mit Verſtand und Einſicht gepaart, aus ſchwachen Mitteln hervorzubringen vermögend iſt. Den Zweiflern rufe ich zu: Gehet hin und ſehet!

Im Linththale trifft man jetzt beiſammen an: die Kunſtwerke, womit Escher den Verheerungen des Bergſtroms ein Ziel ſetzte, und die man ſeinen Talenten und dem beharrlichen Eifer des Herrn Schindler vom Haltli ausſchließlich zu verdanken hat; einen trocken gelegten Boden, den die Entwäſſerung noch roh und ungeſtalt gelaſſen hate, und der durch Kultur erſt urbar gemacht werden mußte, auf dem aber auch ſchon ergiebige Aernten, die in jährlich ſteigendem Verhältniß den Arbeitern den Lohn ihrer Mühe gewährleiſten, eingeſammelt werden; eine Armen-Induſtrieſchule, die in ächt religiöſem Geiſte geleitet, ſolche geſchickte Landbauer und Handwerker erzieht, die hinwieder auch recht gute Bürger ſein werden, und in welcher der Kanton Glarus eine Pflanzſchule finden mag für verſtändige und ſittlich würdige Dorfvorgeſetzte, für treffliche Landſchullehrer, und für gute Thierärzte.

Es ſteht demnach hier, auf einem allerdings vereinzelten und abgelegenen Punkt des europäiſchen Feſtlandes, aber auf einem ſolchen doch immerhin, der durch vormals ruhmvoll geführte Freiheitskämpfe und durch neuerlich erlittene Drangſalen bemerkenswerth, keinem Geſchichtsfreunde unbekannt geblieben iſt; auf dieſem Punkte ſteht ein denkwürdiges Zeugniß der hochwichtigen Kunſt, durch kleine Mittel große Dinge zu leiſten; es findet ſich hier eine Volkserziehung, die auf Landwirthſchaft gegründet iſt, welch letztere, in ihrem ganzen Umfange betrachtet, ſelbſt auch eine vollſtändige Erziehung heißen kann, und eine Landwirthſchaft, welcher hinwieder alle Vortheile einer ſorgfältigen Erziehung zu gut kommen. Wer möchte in ſolcher Wirkung und Gegenwirkung eine fortſchreitende Vervollkommnung, deren Endpunkt in unbekannter Ferne liegt, verkennen?

Wenn das Daſein ſolcher Verhältniſſe ſich allenthalben wohlthätig erzeigen und überall der Hoffnung Raum geben müßte, daß die Zeit und nacheifernde Beſtrebungen ihre Wohlthaten weiter verbreiten würden, ſo darf man insbeſondere ſodann ſich doppelt freuen, die Armenſchule der Linthkolonie in einem demokratiſchen Kanton errichtet zu ſehen. Das Gefühl der Freiheit und der Rechtsgleichheit, dem ſich Einbrüche geſchichtlicher Erinnerungen und ermuthigender Ueberlieferungen beigeſellen, erzeugt in den Völkerſchaften der demokratiſchen Kantone einen edeln Stolz, dem ſich aber nur allzuhäufig große Unwiſſenheit, ungemein beſchränkte Anſichten und viele Habſucht beigeſellen. Eine Landsgemeinde, zum größten Theil aus unwiſſenden Landleuten gebildet, die vom ſiebenzehnten Jahr jedem Landsmanne Zutritt öffnet, die ſich auch den ſchwierigſten und verwickeltſten Theil der Regierungsgeſchäfte, die Geſetzgebung, vorbehalten hat, mag wahrlich nicht weiſe Beſchlüſſe gewöhnlich faſſen, oder eine Inſtitution ſein, die Bewunderung verdienen möchte; dennoch aber gehen die Sachen auch in dieſen kleinen ſchweizeriſchen Demokratien ihren Gang: ſie gehen aber, um der Vorgänge willen, um der angewöhnten Sitte und der Armuth willen, durch die örtlichen Verhältniſſe begünſtigt, und beſonders dann durch jene Kraft, die das Alter allen Staatseinrichtungen verleiht, indem die Zeit vermag, die Gewöhnungen des Volkes ſeinen Inſtitutionen anzupaſſen, und dieſe auch ſelbſt, ſo weit es erforderlich iſt, je nach den Umſtänden ſchmiegbar zu machen. Wenn alles demnach ſeinen Gang geht, ſo iſt dieſer Fortgang doch nur ein erträglicher, und ſo wie, bei jedem Schritte, die Mängel der Einrichtungen fühlbar werden, ſo ſtellen die Nachtheile der Unwiſſenheit ſich auch jeden Augenblick in widrigen Geſtalten dar. Die Demokratie iſt der rechtliche, die Oligarchie aber iſt der faktiſche Zuſtand des Gemeinweſens; auf wenige Familien beſchränkt, entbehrt dieſe Oligarchie dem Volk ſeine Rechte, ohne die Machthaber darum zu befriedigen; denn, um den Beſitz ihrer Herrſchaft ſich zu ſichern, müſſen dieſe beſtändig den Vorurtheilen des Volkes ſchmeicheln, und deſſen eigenen Ueberzeugungen zuwider handeln. In ſolcher Lage der Dinge bleibt in der That nur anererbte Nationalſitte als Stütze der Staatseinrichtungen übrig, und wenn nun auch dieſe Stütze allmälig untergraben wird, ſo muß dem ganzen Gebäude der Einſturz drohen. Unter ſolchen Umſtänden kann dann wohl nichts erwünſchter ſein, als wenn ein wohlberechnetes Erziehungsſyſtem es unternimmt, durch richtige Vertheilung der Einflüchten unter den Gliedern einer Staatsgeſellſchaft, in welcher die Herrſchaft von der Mehrheit ausgeübt wird, das übereinſtimmende Gefühl ſittlicher Würde zu wecken, und aus ihnen auch Magiſtrate zu bilden, die darauf verzichten, mit Schmeichelkünſten das Volk zu regieren, weil ſie mehr Ehre und Befriedigung darin finden, durch überwiegende Einſicht ſolche Neu-

Digitized by Google

ſchen zu leiten, welche ihr Uebergewicht anzuerkennen und ſie zu verſtehen fähig ſind.

Durch eine Kettenverbindung, worin Niemand das Werk der Vorſehung verkennen kann, geht aus jedem wahren und nützlichen Gedanken wieder eine Reihe fruchtbarer Folgerungen hervor, die der Urheber von jenem erſten ſich nicht gedacht hatte! Einem verheerenden Bergſtrome Schranken zu ſetzen und den verlorenen Thalboden der Kultur nochmals zu gewinnen, war der erſte Gedanke des Linthwerks. Man ſah ein, daß eben die Waſſerkraft, welche ungeregelt große Zerſtörungen anrichtet, durch Kunſt geregelt ſehr nutzbar wird, und das Waſſer des Linthſtroms gewährt jetzt einen bedeutſamen Schiffahrtskanal, der, ſtatt ſeine Ufer wie vormals zu verheeren, dieſelben fruchtbar bewäſſert. Das entwäſſerte Land ſollte wieder angebaut werden, und man fühlte, wie gemeinnützlich die Aufſtellung eines Muſterbildes verbeſſerter Landwirthſchaft dabei ſein müßte. Alles, was gut und nützlich heißen kann, iſt mit einander verwandt. Das Bedürfniß der Armuth ſtellte ſich dar, und die Benutzung der Armen für Bearbeitung und Urbarmachung der entwäſſerten Linthgefilde konnte dasſelbe befriedigen; dieſe Armen aber haben Kinder, und neben denſelben gibt es noch eine große Zahl anderer verwaiſeter und verlaſſener Kinder im Kanton: ein ſchöner Gedanke chriſtlicher Liebe krönt nunmehr das große Werk; die Armenſchule der Linthkolonie wird errichtet, und die verlaſſenen Kinder werden darin zu religiöſen und ſittlichen Menſchen, zu fleißigen Landbauern und Handwerkern erzogen; auch gehen aus dieſer Schule wieder tüchtige Lehrer und vortreffliche Bürger hervor.

Hinwieder hatte man allerdings bei der Anwendung der Mittel einer guten Erziehung zunächſt nur daran gedacht, im demokratiſchen Kanton Glarus ein für Bildung empfängliches Jugendgeſchlecht der Unwiſſenheit zu entrücken und ihm bei beſſerer Einſicht einen veredelten Karakter zu verleihen. Wofern jedoch ein ſolcher Fortſchritt der Geſittung im Kanton Glarus gelingt, ſo iſt zu vermuthen, das daherige Ergebniß werde nicht im engen Raume dieſer Landſchaft verſchloſſen bleiben, und es dürften vielmehr die übrigen demokratiſchen Kantone dem Vorbilde der Nachbarſchaft allmälig zu folgen geneigt ſein. Ein rühmlicher Wetteifer in dem Geſchäfte verbeſſerter Erziehung würde von Kanton zu Kanton übergehen und nicht auf die Demokratien beſchränkt bleiben; auch auf die Schweiz nicht, wenn Reiſende, die nebſt dem Genuße der Naturſchönheiten in einem glücklichen Lande auch ſeine Menſchen wollen kennen lernen, in der Linthkolonie und ihrer Schule ein erfreuliches und belehrendes Vorbild finden. Wer möchte alsdann den fruchtbaren Ergebniſſen ein Ziel ſehen, die im Laufe der Zeiten alle ſich aus der erſten Idee, wie aus einem Keime, entwickeln werden? Gerne verweilt mein Nachdenken bei dem großen wohlthätigen Linthwerke, das ich in Geſellſchaft des edeln Eſcher's beſucht habe, der die Geheimniſſe ſeines Genies mit der liebenswürdigſten Einfachheit offenbarte; gerne verweilt mein Nachdenken bei der Armenſchule der Linthkolonie und ihrem Lehrer, dem redlichen und wackern Lütſchg, mit dem ich öfters vertrauliche Unterredungen gepflogen habe; mein Nachdenken beſchäftigt ſich alsdann mit dem, was dem ſchönen Werke ſichern Beſtand, Ausdehnung und Erweiterung in ſeinen verſchiedenen Beziehungen geben möchte.

Die Beſorgniſſe, welche hin und wieder gehört werden, daß das Unternehmen für den Kanton zu koſtbar ſei und in die Länge nicht beſtehen möge, mag ich nicht theilen. Ich vertraue auf den beharrlichen Eifer der evangeliſchen Hilfsgeſellſchaft, und ich glaube, daß ihr Eifer, wie vormals, ſo künftighin, wird belohnt werden. Ich halte dafür, daß, wenn ſelbſt von außen her neue Beihilfe weiter nicht käme, die Erhaltung des Beſtehenden im eigenen Kanton die ſattſamen Mittel allerdings finden wird; aber beſchränkt bleiben dieſe Mittel allerdings, und wenn ſie das Vorhandene zu erhalten hinreichen, ſo wird damit weitere Ausdehnung doch unmöglich. In dieſem Fall aber müßten die Hoffnungen alle, welche auf die Entwickelung der von dem entwäſſerten Boden der Linthkolonie ausgehenden ſittlichen Verbeſſerungen gegründet ſind, weit hinausgeſchoben werden, oder in einer ungewiſſen Zukunft ſich verlieren, und für die eigenthümlichen Bedürfniſſe des Kantons Glarus ſelbſt dürfte, bei mangelnden Fortſchritten, die beſtehende Anſtalt nur noch unvollkommene Aushilfe reichen.

Mein Vertrauen mag durch ſolche Beſorgniſſe nicht geſchwächt werden, und ich glaube vielmehr, die Vorſehung will dadurch einzig nur neue Kräfte in Anregung bringen. Wenn die öffentliche Meinung ſich über das, was zu thun übrig iſt, gebildet hat, wenn ſie ausſpricht, was vom Wohlthätigkeitsſinne der Zeitgenoſſen gewünſcht und gehofft wird, ſo mögen dieſe Hoffnungen nicht täuſchend erfunden werden.

Die Armenſchule der Linthkolonie erhalte den Namen Eſchersheim, und des edeln Mannes Bruſtbild ſei Schmuck und Zierde des Saales, worin die Vorſteher der Schule Rath pflegen. Eine in Lapidarſtil verfaßte Inſchrift über der Büſte melde ſein Verdienſt. Eine für die Jugend verfaßte Lebensbeſchreibung Eſchers, dieſes großen Vorbildes in reinem Willen und tugendhafter Geſinnung, ſei das Prämienbuch der Schule. Auf ſolche Weiſe möge die Erinnerung des großen Mannes und des guten Bürgers von Geſchlecht zu Ge-

Digitized by Google

ſchlecht übergetragen, es möge die Kunſt fortgepflanzt werden, durch welche die Landſchaft, auf der nun Eſchersheim blüht, dem Untergang entriſſen ward, und die Lehren der Vergangenheit mögen Gewährleiſtungen der Zukunft werden. Eine ſolche in Eſchers Geiſt gedachte, ausgeführte, wie dem Rettungswerke ſeines Geiſtes und ſeiner Mühen entſproſſene Anſtalt, ſollte ſie dann nicht auch das ſchönſte Denkmal ſein, das ſeinem Gedächtniß und Namen mag errichtet werden?

Wenn die eidsgenoſſiſche Tagſatzung, in nachmaliger Erörterung deſſen, was zur Ausführung ihres Beſchluſſes für Errichtung eines Nationaldenkmales zur Bedrung Eſchers von der Linth erforderlich iſt, die Armenſchule der Linthkolonie dazu auswählen, ihr die dem Denkmal beſtimmte Summe zueignen und die evangeliſche Hilfsgeſellſchaft im Namen der Eidsgenoſſenſchaft mit der Leitung der zur Nationalanſtalt erhobenen Stiftung beauftragen ſollte, ſo wäre alsdann die Dauer dieſer Anſtalt durch die geſammte Schweiz gewährleiſtet; kein Glied der Eidsgenoſſenſchaft würde ſeinen Antheil des gemeinſamen Schutzes ihr entziehen; der Kanton Glarus aber müßte in der für ihn ehrenvollen Auszeichnung großen und neuen Antrieb zu verdoppelten Anſtrengungen für die Nationalanſtalt erhalten.

Zürich iſt zuweilen das ſchweizeriſche Athen genannt worden; zur Ehre ſchweizeriſcher Sitten und des Nationalcharakters glaube ich nun zwar, es gebe kein Athen in der Schweiz; hingegen aber weiß ich, daß Zürich von jeher als eine Pflanzſtätte der Vaterlandsliebe, des Wohlthuns und der Mildthätigkeit ein ungleich größeres Lob verdient hat. Seine aufgeklärte Regierung hat den Beweis gelaſſet, daß ſie für die Volkserziehung Vieles zu leiſten den Willen und auch die Kraft hat. Zürich wird nicht vergeſſen, daß die Anſtalten an den Ufern der Linth von ihm ausgingen, indem ſie das Ergebniß der Arbeiten ſeines großen Mitbürgers ſind, um den es mit Recht trauert, und der dem Ruhme ſeiner Vaterſtadt neuen Zuwachs gebracht hat.

Von den zahlreichen fremden Reiſenden, welche, um die Naturſchönheiten zu bewundern, jährlich nach der Schweiz kommen, werden viele das Linththal beſuchen; ie die achtungswertheſten von ihnen werden Eſchersheim ihre Aufmerkſamkeit und Theilnahme ſchenken; mancher wird gewiß auch Mitarbeiter an dem menſchenfreundlichen Werke, im edelſten Sinne des Wortes, ſein wollen. Der Zeitpunkt iſt günſtig. Jedermann fühlt, daß Europa der Geſittung und praktiſcher Tüchtigkeit bedarf. Und alle die, welche weder beim Brandfackelſchein der Revolutionen vorwärts, noch in den dichten Finſterniſſen des Obſcurantismus rückwärts zu ſchreiten Luſt haben, dieſe alle müſſen ſich vereinbaren zum Schutze jener erhaltenden Inſtitutionen, die dem Menſchen das milde Licht bereiten, welches ſeinen Pfad in der Geſellſchaft ſichert und deſſen Erforderniß unbezweifelt bleibt, wofern anders nicht geläugnet werden will, daß zum Gehen das Sehen nothig iſt.

Ein Wort über die Volksgeſänge der Neugriechen.

(Beſchluß.)

Bei den in Korſika in Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſich angeſiedelten Griechen iſt der Geſang der „Entführung“ vorzüglich beliebt. Ein junger Krieg ererfähr', daß ſeine Verlobte von einem Türken entführt worden iſt, und daß er ſie mit Gewalt zu ſeiner Gattin machen will. Er eilt ihr zu Hilfe, tödtet den Räuber und befreit ſie. Dieſer Geſang iſt ſehr lang und wahrſcheinlich ſehr alt. Ein anderer derſelben Kolonie iſt der „des jungen reifenden Mädchens.“ Ein dritter, der ebenfalls von den Flüchtlingen auf Korſika geſungen wird, hat Bezug auf die Eroberung des Peloponnes von den Türken. Wir theilen ihn unter der Ueberſchrift: „die moreatiſche Mutter“ mit.

„Wer Klagen und trauriges Wehgeſchrei hören will, der begebe ſich in die Städte Moreas, auf die Plätze der Stadt. Die Mutter beweint dort ihr Kind und das Kind die Mutter. Die Frauen ſitzen am Fenſter und wenden ihr Auge gegen die Küſte. Sie ſeufzen wie die Rebhühner, ſie raufen ſich ihr Haar aus, wie die Enten ihre Federn, und ihr Kleid iſt ſchwarz, wie die Flügel des Raben. Sie ſehen die Barken kommen und die Schiffe im Meere aufſchwimmen. O ihr Schiffe! ihr Schaluppen! o ihr kleine Barken! habt ihr nicht Johann, meinen Sohn Johann geſehen? — Wenn wir ihn geſehen, wenn wir ihm begegnet haben, wie können wir das wiſſen? Bezeichne ihn uns näher, vielleicht erkennen wir ihn alsdann. — Er war groß, er war ſchlank, er war gerade wie eine Zypreſſe, und hatte einen ſchonen Ring am kleinen Finger; aber ſein Finger glänzte mehr noch, als der Ring. — Geſtern Abend haben wir ihn auf dem Sande der Barbarei geſehen, weiße Vögel verzehrten ihn, ſchwarze Vögel umgaben ihn, und ein Vogel befand ſich allda, ein guter Vogel, der nicht ſpeiſen wollte. Aber mit ſeinen vertrockneten Lippen ſagte dein Sohn zu ihm: Vogel, guter Vogel! ſpeiſe auch von den Schultern eines Tapfern, damit deine Flügel eine Elle, deine Kralle eine Spanne lang werde, und auf deinen Flügeln will ich drei Schmerzensbriefe ſchreiben, einen für meine Mutter, einen für meine Schweſter, einen für meine Geliebte. Meine Mutter wird den ihrigen leſen, und meine Schweſter wird weinen, meine Schweſter wird den ihrigen leſen, und meine

Digitized by Google

Geliebte wird weinen, meine Geliebte wird den übrigen lesen, und alle Welt wird weinen."

Folgende Distichen werden überall in den Inseln des Archipels und in den Städten gesungen:

„Ich erwache des Nachts und befrage die Sterne, einen nach dem andern. O, was macht mein Freund in diesem Augenblicke und in jedem dieser Augenblicke?"

„Wende sie gegen mich, diese süßen Augen, diese besiegenden Augen, die das, was wild ist, zähmen, und die das, was bitter ist, versüßen."

„Bei Tische schwarze Augen, blaue am Fenster."

„O glänzender Mond! mein Herz ist eifersüchtig über dich. Du siehst den, welchen ich liebe, und er ist ferne von mir!"

„Du hast mir einen Kuß gegeben und ich bin krank geworden; gib mir noch einen, damit ich wieder genese, und noch einen, damit ich nicht wieder sterbenskrank werde."

„Sagtest du nicht zu mir: ich sterbe, wenn ich dich nicht mehr sehe? Und jetzt gehe ich an dir vorüber, du siehst mich und du redest nicht einmal mit mir."

Der Gesang „die Betheuerung eines Liebenden" verdient ausgezeichnet zu werden. „Ich gehe an deiner Thür vorüber und sehe dich betrübt. Ich sehe dich dein Haupt rechts seitwärts gebeugt, und das Herz schlägt mir: dich zu fragen: welche deine Sorge sei? damit ich dich trösten könne. — Warum willst du mich fragen, Ungetreuer! weißt du nicht, was ich habe? Hast du mich nicht verlassen und suchst du eine andere Freundin nicht? — Wer hat dir das gesagt, o mein Rebhuhn! wer hat es dir gesagt, o mein frischer Brunnen! O möchte derjenige, der dir das gesagt hat, nicht eine Woche mehr leben. Wenn es ein Stern ist, der es dir gesagt hat, so möge er vergehen; wenn es die Sonne ist, so möge sie sich verfinstern, und wenn es ein junges Mädchen ist, so möge sie keinen Garten finden."

Der Klephtengesang „Johann Stathas" ist sehr merkwürdig.

„Ein schwarzes Schiff schaukelt an der Küste von Kassandra. Schwarze Segel, ein himmelblauer Pavillon beschatteten es. Eine Korvette mit rothem Pavillon kam ihm entgegen. — Ergib dich, streiche die Segel! schrie sie ihm zu. — Ich ergebe mich nicht, ich streiche meine Segel nicht. Nimmst du mich für eine Verlobte, für eine junge Frau, die sich vor dir verbergen soll? Ich bin Johann Stathas, der Schwiegersohn Bukowallas! Werfet die Stricke aus, ihr meine Tapfern! zeiget die Spitze des Schiffs, machet Türkenblut strömen, verschont die Ungläubigen nicht! — Die Türken zielen gegen Bard, sie wendeten die Spitze. Johann zuerst, den Säbel in der Faust, springt hinüber. Das Blut strömt auf den Ballast, das Meer wird roth und die Ungläubigen ergeben sich mit dem Schrei: Allah, Allah!"

Rührend ist „das Grab des Klephten."

„Die Sonne ging unter und Dimos gab seine Befehle: Ihr, meine Kinder! holet Wasser für euer Nachtessen. Du, Lamprakis, mein Neffe, setze dich zu mir. Nimm, bekleide dich mit meinen Waffen und sei Hauptmann. Und ihr Andern, meine Tapfern, nehmt meinen armen, meinen lieben Säbel, haut grüne Zweige ab, macht mir ein Bett, damit ich mich niederlege und holt mir einen Beichtvater, damit ich ihm alle meine begangenen Sünden beichte. Ich war dreißig Jahr Armatole, zwanzig Jahr Klephte und jetzt naht sich der Tod und ich werde sterben. Machet mein Grab, machet es breit und hoch, damit ich stehend darin streiten und auf der Seite liegend mein Gewehr laden kann. Lasset auf der Rechten ein Fenster, damit die Schwalben mir den Frühling verkündigen und die Nachtigallen mir den guten Maimonat singen mögen."

Die „Inschrift auf Kontogiannis Schwert" ist ein Gesang, der nur aus vier Versen besteht, welche beständig wiederholt werden:

„Dem, der nicht die Tirannen fürchtet, der frei auf dieser Erde ist, dem Ruhm und Ehre Leben sind, dem nur allein gehört dies Schwert."

Aus den Gesängen der Sulioten heben wir den „Krieg von Suli" aus. „Drei Vögel haben sich auf der Höhe von S. Elias niedergelassen. Der Eine schaut nach Jannina, der Andere nach Kako-Suli und der Dritte und Kleinste klagt und sagt: Die Albanesen haben sich versammelt, um gegen Kako-Suli vorzurücken. Drei Standarten sind marschirt, drei Standarten hinter einander. Die Erste ist die Muktar-Pascha's, die Zweite die Mitsobonis, die Dritte und Tapferste ist die des Seliktars. Die Frau eines Papa sieht sie von einem hohen Hügel herabkommen — Wo seid ihr, Kinder Botsaris, Kinder Kutsonikas! Die Albanesen überfallen uns, sie werden uns gefangen mit sich nach Tebelen führen, um uns unsern Glauben abschwören zu lassen. — Aber Kutsonikas ruft ihr von Avarikos zu: — Fürchte das nicht, Papasweib! sehe die das nicht in den Kopf. Du wirst bald eine Schlacht erblicken und die Gewehre der Klephtis. Du wirst sehen, wie Klephten und Sulioten streiten. — Er hatte diese Rede kaum beendet, kaum dies Wort ausgesprochen, als man die Türken zu Fuß und zu Roß fliehen sah. Diese eilten davon, Jene sagten: Verflucht seist du, Pascha! du hast diesen Sommer uns ein großes Unglück bereitet. Wie viel Türkenvolk hast du verloren, wie viele Spahis und Albanesen! — Und Botsaris, den Säbel in der Faust, schrie: Komm doch, Pascha! warum bist du so verdrießlich? warum eilst du also mit Extrapost davon? Kommt wieder in unsere

Digitized by Google

Berge, komm wieder in dies arme Kiapha, komm, deinen Thron hier aufzuschlagen und dich zum Sultan zu machen!" —

Es ist nicht nöthig, hinzuzufügen, wie sehr solche Gesänge geeignet sind, nicht allein den Muth, sondern die waghalsteste Kühnheit bei einem Volke zu erhalten, das kein anderes Handwerk, als das des Krieges kennt, und das unaufhörlich von dem Gefühl und dem Bedürfniß der Unabhängigkeit angefeuert wird. Obgleich „das Begräbniß des Tapfern" kein eigentlicher Volksgesang, sondern vielmehr eine zum Andenken Notis von Kalvos gedichtete Elegie ist, so können wir dennoch uns nicht versagen, sie, ihrer Schönheit wegen, hier mitzutheilen.

„O mein Sohn! o mein Tapferer! du, der im Kampfe gefallen ist, höre meine Klagen, höre meine Schmerzensworte. Fünfzig Türken waren unter meinen Streichen gefallen, und du hattest ihre Waffen genommen, fünfzig andere schossen auf mich, und du fielst verwundet. Ungeachtet der Last der Jahre, die mich bedrückt, habe ich dich dennoch erhoben und dich auf eine Höhe getragen. Ach, warum hat mein Geschick mich mit eitler Hoffnung getäuscht! Warum, warum bist du todt! Warum lebst du nicht mehr! Wie hast du meine Tochter in Thränen und Schmerz zurücklassen können? Wie hast du meinem Greisenalter seine Stütze geraubt? Ich habe deine Grube mit meinem Schwerte gegraben, und du schläfst darin. Ich habe die Erde auf dich geworfen, um dich gegen die Gefräßigkeit der Thiere zu beschützen. Ach, wenn Gott den Thau der Wolken auf dich gießt, wird der Frühling dich mit Blumen bedecken. O meine unglückliche Tochter! ich werde dir eine derselben bringen, damit du unaufhörlich ihren Duft einathmest und sie beständig auf deinem Busen habest, damit du sagest: Mein geliebter Notis ruhete an meiner Brust, wie diese Blume ..... Er ist todt; aber er hat, als Tapferer geehrt, gelebt."

Wir beschliessen diesen Aufsatz durch den Gesang: „die Einnahme von Konstantinopel" benannt, weil sein Ende eine Hoffnung und einen Wunsch ausspricht, den der Menschenfreund aufs Innigste theilt.

„Die Türken haben Konstantinopel genommen, sie haben es genommen. Sie haben Thessalonicha und auch S. Sophia genommen, die große Kirche, die dreihundert kleine und zweiundsechzig große Glocken, und für jede Glocke einen Priester und für jeden Priester einen Gehilfen hat. In demselben Augenblicke, wo das heilige Sakrament, wo der König des Weltalls aus dem Heiligthum hervortrat, ließ sich eine Stimme vom Himmel, durch den Mund der Engel, vernehmen: Höret auf zu singen, stellet das Heiligste auf den Altar und schicket einen Boten nach dem Frankenlande, damit die Franken kommen, um es zu nehmen, damit sie das goldene Kreuz, das heilige Evangelium und die Altarplatte nehmen und die Türken sie nicht entweihen. — Als die Jungfrau diese Stimme hörte, begannen alle ihre Bilder zu weinen. — Beruhige dich, o Jungfrau! klage nicht, weine nicht mehr. Mit den Jahren, mit der Zeit werden alle diese Heiligthümer wieder dein Eigenthum sein!"

Französische Literatur.

Les fruits de l'entendement. — Die Früchte der Vernunft, oder moralischer Leiter bei den Nachforschungen über die Natur der Wesen. Nebst der Weisheit und dem Wahnsinn, oder den Träumereien der Einbildungskraft. Paris, 1825. Bei Bossange dem Vater. Ein Band in 8. von 388 Seiten.

Wieder einmal eine Abhandlung über die alte Frage von der materiellen oder immateriellen Seele. Der Verfasser betrachtet, mit allen christlichen Philosophen, die Seele als nicht materiell; aber er hat sich in der Fortsetzung seiner Diskussion in einen so verworrenen Styl verloren, daß man ihn nur mit Mühe, selbst über die bekanntesten Gegenstände der Frage, verstehen kann. So sagt er im dritten Paragraph: „Indessen glauben wir die Ursache unserer Vernunft, beim einfachen Bemerken, daß wir durch die Natur unserer Sinne leidend sind, zu bemerken, weil unsere Ideen durch die Wirkung alles dessen, was sowohl mit ihnen, als mit uns, in Beziehung steht, erzeugt werden." Die Träumereien sind eben nicht klarer, als die wachenden Phantasiestücke dieses französischen Hans Paul.

Constitution fédérative des Etats-Unis mexicains. — Föderatif-Konstitution der vereinigten Staaten von Mexiko, nach der Bewilligung des allgemeinen konstituirenden Kongresses am 4 Okt. 1824. Paris, 1825. Bei Dondey-Dupré. Ein Band in 12. von 162 Seiten.

Dies Buch ist eine Uebersetzung der Acta constitutiva de la federacion mexicana. Wir begnügen uns, ohne alle anderweitigen Bemerkungen, einige Artikel derselben hier anzuführen, welche die Aufmerksamkeit aller aufgeklärten Menschen verdienen. (Art. 3) Die Ausübung jeder andern Religion, als der katholischen, ist verboten. (Art. 8) Die Deputirtenkammer wird alle zwei Jahre erneuert und durchaus vom Volke erwählt. (Art. 11) In jedem Staate wird für 80,000 Seelen, oder über 40,000, ein Volksvertreter erwählt. (Art. 19) Niemand kann unter fünfundzwanzig Jahren zum Deputirten erwählt werden. (Art. 23) Die

Digitized by Google

Staatssekretäre und öffentlichen Beamten können nicht zu Volksvertretern erwählt werden. (Art. 25) Die Kammer der Senatoren wird für zwei Jahre erwählt und alsdann zur Hälfte erneuert. (Art. 74 und 95) Der Präsident der vereinigten Staaten von Mexiko hat die oberste ausübende Gewalt. Er wird für vier Jahre vom gesetzgebenden Körper erwählt. (Art. 143) Niemand kann von einer besondern Kommission gerichtet werden.

Résumé de l'histoire du Brésil, suivi du résumé de l'histoire de la Guyane. — Gedrängter Inhalt der Geschichte von Brasilien, nebst dem gedrängten Inhalt der Geschichte von Guyana. Von Ferdinand Denis. Paris, 1825. Bei Becointe und Durey. Ein Band in 18. von VII und 335 Seiten.

Als Einleitung sind einige geographische und statistische Bemerkungen vorausgeschickt. Sodann folgen andere über die eingebornen Stämme, die Brasilien und Guyana vor der Entdeckung bewohnten, und die leider nur sehr unbestimmt sind. Sicherer ist die Geschichte der Eroberung und der Niederlassung der Europäer in diesem Lande. Endlich sind einige Vermuthungen über die Zukunft Brasiliens und über den Wohlstand, der eine natürliche Folge seiner Unabhängigkeit sein kann, beigefügt, denen es an Geist und Philantropie nicht fehlt. Wir heben Einiges über die Bevölkerung dieses Landes aus: Weiße, 843,000 Seelen. Eingeborene, 259,400. Metis und freie Farbige, 426,000. Sklaven, 202,000. Freie Neger, 159,500. Negersklaven, 1,728,000. In Summa: 3,617,900 Seelen.

Résumé de l'histoire de Suisse. — Gedrängter Inhalt der Geschichte der Schweiz. Von Chasles. Paris, 1825. Bei Becointe und Durey. Ein Band in 8.

Man erkennt leicht, daß der Verfasser aus guten Quellen geschöpft hat. Johannes Müller, Mallet und vorzüglich Zschokke sind seine vorzüglichsten Leiter gewesen. Die vorzüglichsten Thatsachen der Schweizergeschichte sind mit großen und regelmäßigen Zügen geschildert, und die Darstellung der bloß historischen Gegenstände ist mit Anekdoten untermischt, die einen großen Wechsel über das Ganze verbreiten und sehr treffend den Karakter und die Sitten des Schweizervolks schildern. Manches ist jedoch der Verbesserung bedürftig und kann in einer zweiten Ausgabe leicht verbessert werden. Wie hat der Verfasser nur um 1176 einen „österreichischen Kaiser Sigismund" anführen können? Sollte es ihm unbekannt sein, daß es zu jener Zeit weder einen Sigismund, noch ein österreichisches Kaiserthum gab? Der einzige „deutsche Kaiser", der diesen Namen trug, starb 1439. Friedrich III folgte ihm nach und regierte bis 1493. Jener Sigismund, dessen der Verfasser gedenkt, war nur Erzherzog von Oesterreich und gelangte nie auf den kaiserlichen Thron. An einem andern Orte (S. 99) liest man: „Die Stadt Zug will das Privilegium bewahren, allein den Siegel und die Fahne des Kantons aufbewahren. Die Eidsgenossen erheben sich gegen dies Begehren...." Aber gerade das Gegentheil fand hier statt. Die Eidsgenossen ergriffen die Waffen zu Gunsten der Stadt Zug, welcher die Gemeinden von Baar, Menzingen und Aegeri ein Privilegium rauben wollten, in dessen Besitz sie sich seit langer Zeit befand. — Kaum wird mit wenigen Worten der beiden bürgerlichen und Religionskriege Erwähnung gethan, welche die Schweiz in Mitte des siebenzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verwüsteten. Der zweite vorzüglich hätte eine besondere Aufmerksamkeit verdient, des entscheidenden Resultats und des darauf folgenden langen Friedens wegen. Seite 207 wird gesagt: „daß die Schweiz im achtzehnten Jahrhundert wenig große Männer erzeugt habe." Wenn man unter großen Männern nur Monarchen, Krieger und Gesetzgeber verstehen will, die sich vor allen ihren Zeitgenossen durch ihr Genie, ihre Thaten, ihre Tugenden oder Laster ausgezeichnet haben, so hat die Schweiz freilich wenig solcher Männer aufzuweisen; aber wenn man die Benennung groß auch auf jene Männer ausdehnen darf, die zur Verbesserung und Veredlung des Menschengeschlechts, in Philosophie und Wissenschaft, durch große und edle Arbeiten beigetragen und die Verbreitung der Aufklärung und der Zivilisation befördert haben, so kann man mit Recht behaupten, daß fast keine Epoche in keinem Lande, im Vergleiche und im Verhältnisse mit der Schweiz, mehr große Männer als das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht habe. Wie viele unsterbliche Namen drängen sich hier unserm Gedächtnisse auf, und ohne ihrer aller gedenken zu wollen, wird es genügend sein, nur den großen Haller und J. J. Rousseau zu nennen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Die erste Vorstellung der „Kleopatra", zu Paris, wurde unlängst für ihren Verfasser, den neuen romantischen Akademiker Sommet, das, was für diese stolze Königin selbst der Verlust der Schlacht von Actium gewesen war. Zum Rückzuge genöthigt, flüchtete er sich in die offenen Arme — eines Großvaterstuhls der Akademie, aus denen er sich jetzt wieder auf das bewegte Meer der Bühne stürzt. Diesmal hat er eine

Digitized by Google

Frauzöſin, die „Jungfrau von Orleans“, zu ſeiner Heldin erwählt, und mit ihrer Hilfe einen vollkommenen Sieg errungen. Es iſt nicht an mir, unterſuchen zu wollen, ob dieſe Johanna d'Arc zur Ariſtoteliſchen oder zur Shakſpearſchen Schule gehöre. Uebrigens iſt mir das auch ganz gleich; denn ich erkenne nur eine Art Trauerſpiele an, nämlich die guten; ob ſie nachher klaſſiſch oder romantiſch ſein mögen, das bekümmert mich am wenigſten. Der Inhalt des Stücks iſt folgender: Johanna iſt ſeit ſechs Monaten in engliſcher Gefangenſchaft. Man erblickt ſie, ſchlummernd im Kerker, mit Feſſeln bedeckt. Adhemar unterhält ſich mit dem Kerkermeiſter über die Mittel zu ihrer Befreiung. Die Jungfrau träumt laut und in ſchönen Verſen von ihrer Heimath, und will von Zucht nichts hören. Bedford iſt nur ſeinen Ruhm beſorgt, wenn er ſie als Hexe verdammen läßt; ohne ſich von der Wahrheit der Sache überzeugt zu haben. Philipp von Burgund dringt in ihn, das Urtheil aufzuſprechen, worüber ſich der Andere entrüſtet und ihm die verlorne Schlacht bei Orleans vorwirft. Ein Offizier verkündet ihnen die Nähe des Feindes, und dieſe Nachricht versöhnt ſie wieder. Ein Greis und zwei Mädchen erſcheinen — Johannens Vater und ihre Schweſtern. Erſterer iſt in Verzweiflung darüber, daß man ihm, unter dem Versprechen, ſeine Tochter zu retten, eine Beſchleunigung über ihre angebliche Gemeinſchaft mit dem Böſen abgelockt habe. Den Inquiſitor, der ihre ganze Geſchichte geworden iſt, will, dem Satan Miltons gleich, ſein Glück aus Allen erbeben. Das Gericht verſammelt ſich unter Boſſorts Vorſitz. Die Gefangene erſcheint und erzählt den Richtern ihre ganze Geſchichte. Dieſe Tirade iſt ſehr ſchön. Die Richter werden gerührt; aber der Inquiſitor zeigt die eigene Anklage des Vaters der Jungfrau. Plötzlich erſcheint dieſer und ſie weiſt um Gnade und Erbarmen. Er fällt vor der Gefangenen nieder und flieht um ihre Vergebung. Dieſe Szene iſt ſehr dramatiſch und Schiller hat die Idee zu derſelben gegeben. Die Richter zögern, und Bedford weiß nicht, wie er entſcheiden ſoll. Im vierten Auftritte iſt Johanna noch von der Wache umgeben; da bietet ihr der Herzog von Burgund ſeinen Beiſtand und ſeinen Einfluß an, wenn ſie zu ihm übergehen will. Sie ſtößt ihn mit Verachtung zurück und er entrüſtet ſich darüber. Auch dieſe ganze Szene gehört Schiller an. Von Johanna's Verzweiflung beſiegt, nähert ſich der Herzog dem König Karl wieder. Johanna muß ihr Todesurtheil ſalend anhören. Burgund nimmt ſich ihrer an, und zwingt Dionnet, ſich mit ihm zu ſchlagen. Dies Gefecht bleibt ohne Erfolg, und im fünften Akt ſieht man den Scheiterhaufen, den Johanna beſteigen muß. Sie entwickelt über ſich ihre Jahne und bittet mit den Worten: „Gott gab ſie mir, ich bringe ſie ihm wieder!“

Haben Sie Jocko geſehen? ſo fragt man ſich von allen Seiten. Ganz Paris beſchäftigt ſich mit den Angelegenheiten des braſilianiſchen Affen. Es giebt in der That keinen Einfluß des Talents, daß es überall ſich Beifall zu erwerben im Stande iſt. Nichts kann komiſcher ſein, als der Schauſpieler Mauprier in der Rolle des Affen. Eine Novelle von Karl Pougens hat die erſte Idee zu dieſem Drama gegeben, deſſen Inhalt folgender iſt: Ein portugieſiſcher Kaufmann, Namens Fernandez, wohnt ſeit Langem in Braſilien, und einer ſeiner Neffen hat ex einem Affen, der von einer Schlange angefallen worden war, das Leben gerettet, und ihm den Namen Jocko gegeben. Dieſer folgt ihm überall hin, gehorcht den Winken ſeines Herrn und trägt nicht wenig dazu bei, daß der Kaufmann in Kurzem ein großes Vermögen erwirbt, indem er ihm faſt täglich Diamanten überbringt. Fernandez erwartet die Ankunft eines Schiffs, auf dem ſich ſeine Frau und ſein Sohn befinden. Plötzlich erſcheint der Himmel, der Sturm raſet, und die Wellen reichen bis zum Himmel. Das Schiff wird an die Küſte geſchleudert, und leider Schiffbruch; die Frau ertrinkt und der Knabe, ihren Armen entriſſen, wird auf einem Brette dem Ufer zugeführt. Jocko ſtürzt ſich in die Fluth, rettet den Kleinen und trägt ihn in ſeine Hütte. Dort, das ſich wahrend dem eine Schlange eingeniſtet, und ſtößt über das Kind her. Der Affe entreißt es ihr, und flüchtet ſich auf die Felſen, wo er in Sicherheit zu ſein glaubt. Dort ſehen ihn die Matroſen mit dem Knaben; ſie ſchießen nach ihm, und der getreue Affe ſtürzt in den Füßen ſeines Herrn. — Das iſt der Stoff, aus dem die Porte Saint-Martin ein Melodrama gebildet hat, das zu ſehen ganz Paris ſich drängt.

— In China kann ein Mann auf folgenden Gründen der Ehrſcheidung von ſeinem Weibe beehren: 1) wegen Unfruchtbarkeit, 2) wegen Ehrbruch, 3) wegen Ungehorſam, 4) wegen Klatſcherei und Verleumdung, 5) wegen Diebſucht, 6) wegen Eiferſucht, 7) wegen Ausſatz. Die Frau kann nicht auf volle kommene, ſondern nur auf körperliche Scheidung antragen.

— Vor Kurzem iſt in der Chemie das Dampfboot, der „Un ermüdete“, vom Stapel gelaſſen worden, das als Paketboot die Reiſe zwiſchen England und Oſtindien machen ſoll. Es wird Madera, San-Jago, St. Helena, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Bombay, die Spitze von Malliſ, Madras und Calcutta berühren, um in allen dieſen Punkten Steinkohlen aufzunehmen. Man glaubt dieſe Strecke in folgenden Zeiträumen zurücklegen zu können: Von London nach Madera in 7 Tagen; San-Jago, 5; St. Helena, 11; Kapſtadt, 6; Johanna im Mozambikkanal, 14; Bombay, 12½; im Ganzen 52½ Tage von London bis nach dieſer letzten Kolonie. Man muß dann noch 10½ Tage für die Umwege rechnen, ſo daß man 63 Tage für die ganze Reiſe rechnen kann. Von Bombay bis nach der Malabarküſte würde man noch 41 Tage gebrauchen und von dort nach Madras 12 Tage, nebſt 12 Ruhetagen. Von Madras endlich nach Calcutta würde man in 4 Tagen gelangen. Zur ganzen Reiſe von London nach Calcutta würde man alſo 135 Tage nöthig haben. — Die ſchnellſte Reiſe nach Indien war die der Medusa im Jahr 1805, die in 84 Tagen zurückgelegt wurde.

— Höhe verſchiedener Punkte in den Anden von Chili: Valparaiſo, 0. San-Jago de Chili, 406,7 Toiſen. Caſas de las Calaveras, 1655,1. Caſa de la Cumbre, 1967,4. Caſa de las Cuestas, 1747,2. Caſa de los Piuquios, 1487,7. Prudon, 699,7.

— In Pompeji hat man vor Kurzem zwei ſehr merkwürdige Freskengemälde entdeckt, die vollkommen wohl erhalten und von ſehr richtiger Zeichnung und glänzendem Kolorit waren. Sie ſtellen die „dem Achill entrüſtet Briſeis“ und „die Hochzeit der Thetis und des Peleus“ dar. Die Kenner betrachten ſie als zwei der merkwürdigſten Stücke des Alterthums.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 30. Zweiter Jahrgang 1825. 27 Juli.

Historische Erinnerungen.

Ermordungsplan gegen Napoleon und seinen Sohn.

Als im Jahre 1815 die hohen alliirten Mächte den Kongreß zu Aachen eröffnet hatten, erschien eine an denselben gerichtete Adresse, einen „angeblichen Ermordungsplan gegen die Person Napoleons und seines Sohnes“ betreffend, mit dem ein gewisser Maria Armand Guerry de Maubreuil, Marquis d'Orvault, beauftragt gewesen zu sein vorgab. Diese Adresse, obgleich man sie, der Verworfenheit ihres Verfassers wegen, behandelte, wie sie es verdiente, ermangelte dennoch nicht, einiges Aufsehen zu erregen. Bei dem Hauptpunkte allein verweilend, fragte man sich: „ist es wahr, daß ein solcher Plan wirklich statt gefunden habe?“ — Es ist unmöglich, diese Frage mit Gewißheit zu beantworten, weil Niemand anders, als Maubreuil, sich berufen gefühlt hat, darüber seine Stimme laut werden zu lassen.

Der Aussage dieses Abenteurers zu Folge, wurde er, kurz nach der ersten Abdankung Napoleons, im Anfang Aprils 1814, als dieser sich noch zu Fontainebleau befand, eines Tages plötzlich eingeladen, bei der provisorischen Regierung einzufinden, der er seines royalistischen Eifers wegen bekannt geworden war. Man führte ihn in ein Kabinet, und machte ihm den Vorschlag, den entthronten Monarchen und dessen Sohn zu ermorden. Maubreuil, der einige Tage vorher die bronzene Statue des Exkaisers von der Siegessäule auf dem Vendômeplatze hatte herabstürzen wollen, erschrack bei dem Gedanken, seine Hand an ein geheiligtes und gekröntes Haupt zu legen; aber in der Absicht, das Leben des bedrohten Fürsten und seines Sohnes zu retten, ging er in den Plan ein, und übernahm die Ausführung desselben. Als Lohn dafür wurde ihm der Titel eines Herzogs, ein Provinz-Gouvernement, das Patent als Generallieutenant und 200,000 Franken jährliches Einkommen versprochen. Außerdem würde er von den Schätzen der Bonapartischen Familie, wenn er nämlich auch die Beiseiteschaffung der Brüder Napoleons über sich nehmen wollte, alles ihm Anständige haben auswählen können.

Mit allen nöthigen Vollmachten von Seiten des Polizei- und Kriegsministeriums, der General-Postdirektion, so wie mit russischen und preußischen Anweisen auf Truppenunterstützungen versehen, reiste Maubreuil (seiner Behauptung nach) am 19 April 1814 von Paris ab, und langte am Abend desselben Tages zu Nemours an. Napoleon verließ am 20 desselben Monats Fontainebleau, um sich nach Elba zu begeben.

Hier entsteht nun eine große Lücke in Maubreuils Darstellungen. So viel ist indessen gewiß, daß er sich nicht auf der Stelle befand, auf welcher der entthronte Monarch durch den Wald zog. Seinem Plane getreu, das Leben des Kaisers schützen zu wollen, versichert Maubreuil zwar, mit Absicht sich sieben Stunden Weges davon entfernt zu haben; aber es ist wahrscheinlicher, entweder daß er, durch die Spione irre geleitet, gemeint habe, Napoleon werde eine andere Straße einschlagen, oder daß er aus Feigheit und Furcht vor

Digitized by Google

der alten Garde, die den Kaiser begleitete, und die ihn gewiß in Stücken zerrissen haben würde, von seinem Vorhabe gänzlich abgestanden sei, und die erste beste Gelegenheit benuzt habe, der gefährlichen Aufträge sich zu entziehen. Um jedoch etwas zu thun, fiel er am 21 April, auf dem Rückwege nach Fontainebleau, die ihm begegnenden Reisewagen der ehemaligen Königin von Westphalen wie ein Straßenräuber an, und plünderte sie aus. Mit dieser Beute beladen verfügte er sich sodann nach Paris, wo man ihn zwar nicht zum besten empfing, aber dennoch zu einer zweiten Expedition gegen den kleinen König von Rom benuzen wollte.

Diese Expedition fand, nach Maubreuil, gleich darauf statt. Die Kaiserin Maria Louise verließ mit ihrem Sohne den 22 April Rambouillet, und er selbst reisete am 21 in Begleitung eines gewissen Dasies ebendahin. Am 23 um 11 Uhr Abends passirte die Kaiserin mit ihrem Sohn durch den Wald von Sevres und Meudon. Maubreuil hatte sich ihnen in den Weg gestellt und — ließ sie ruhig vorüberziehen. „Hier", ruft er aus, „hier wird man mich wenigstens der Feigheit nicht beschuldigen können; denn welcher außerordentliche Muth gehört dazu, ein dreijähriges Kind aus den Armen seiner Mutter zu reissen und es zu todten? Aber ich that es nicht, und mithin sind mir Napoleon und sein Sohn die Erhaltung ihres Lebens schuldig." — —

So endete dieser vorgebliche Ermordungsplan, an dem wir, zur Ehre der Menschheit, immerhin zu zweifeln uns veranlassen mögen, obgleich die verleumderischen Aussagen Maubreuils, dieses auf jeden Fall sehr elenden und verächtlichen Instruments in der Hand einer blinden politischen Nemesis, niemals widerlegt worden sind.

Ein merkwürdiges geschichtliches Aktenstück.

Nach der Ermordung des unglücklichen Königs Ludwig XVI fand man in der Tasche eines der Kleider des Monarchen eine merkwürdige Schrift (ob von seiner eigenen Hand, weiß man nicht), deren Inhalt wir hier mittheilen wollen.

„Der König ist wie der Steuermann eines Schiffes. Dies Schiff, der Staat, wird auf den Wellen getragen. Die Wellen aber sind das Volk. Der Steuermann soll das Schiff bewachen, erhalten, retten, sich nie davon trennen. Seine Maasregeln und Manövres sollen, wie die Zeit, verschieden sein und allen Bewegungen der Wellen folgen, die er in der That beherrscht, aber die ihn verschlingen können. Wir sehen in der Geschichte, daß die Könige von Frankreich immer umgekommen, oder aber durch die starke Partei ihrer Zeit erhalten worden sind."

„Die Königin Brunehild kam um, weil sie zu früh das Werk Ludwig XI, nämlich die Entiedrigung der Großen, begann. Klotar war nicht nur genöthigt, seine Aeltermutter zu verlassen, sondern selbst sie bei den Großen, die aber damals die starke Partei ihrer Zeit waren, so daß sie ungerathe Könige entthronten und die Kirche beraubten, anzuklagen. Unter der zweiten Dynastie waren die Bischöfe die starke Partei, und die Nachkommen Karls des Großen wurden von ihnen beseitigt, weil sie nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen hatten machen wollen. Ludwig der Gutmüthige gestand ja selbst, daß er seine Krone nur ihnen verdanke."

„Franz I und Heinrich IV nannten sich die ersten Edelleute ihres Königreichs. Dieser Ausdruck, der späterhin nur gefährdringend sein konnte, war ihnen sehr nützlich, weil jene Könige, in beständige und unglückliche Kriege verwickelt, nur durch den Adel sich zu erhalten vermochten, der damals die starke Partei war, und sowohl in der Armee, als überall in ganz Europa durch jenen Rittergeist, der schon längst verschwunden ist, an der Spitze aller Angelegenheiten sich befanden. Ludwig XIII, und vorzüglich Ludwig XIV, hatten alle Gewalt in sich vereinigt, und gewährten ihrem Volke die glänzendste und zugleich kostbare Zerstreuung der Siege und der großen Unternehmungen, wobei sie indessen nichts desto weniger von der starken Partei ihrer Zeit, dem Adel und der Geistlichkeit, beherrscht wurden."

„Endlich glich das Geld Alles aus, weil Alles nur diesen einzigen Gohen anbetete, und Ludwig XV lebte in nachlässiger Ruhe von den Brosamen vom Tische seines Vorgängers. Was davon noch übrig geblieben war, dauerte bis ins fünfzehnte Regierungsjahr Ludwigs XVI. Zu derselben Zeit aber erwarteten die Gemüther nur ein Zeichen zur Gährung, und die Furcht eines allgemeinen Staatsbankerotts gewährte ihnen denselben. Jetzt fand ein Transport der Souveränetät statt. Vier feindliche Faktionen reichten sich (ein Beispiel ohne Beispiel in der Geschichte der Völker) die Hände, um eine Revolution zu Stande zu bringen. Diese vier Faktionen waren: 1) Die Uebertreibe der Kanzenisten und alle Zwischenträger, welche den Einfluß der hohen Geistlichkeit zerstören wollten. 2) Die Protestanten, die es auf die römische Macht abgesehen hatten. 3) Die Kapitalisten, denen die Güter der Geistlichkeit in's Auge stachen. 4) Der Auswurf der Philosophen und Großsprecher, der die Religion abschaffen und zugleich des Adels sich entledigen wollte, und der, nachdem er diesen Zweck erreicht hatte, selbst

Digitized by Google

die königliche Würde antastete und sie umzustürzen sich bemühte, um aus den Trümmern derselben das Gebäude der allerelendesten Republik, die jemals bestanden hat, aufzuthürmen."

Expedition nach Ostindien.

Napoleon hat mehr gethan, als diese „entscheidende Expedition" blos gerathen. Einer unserer Korrespondenten hat uns kürzlich einige Papiere aus England mitgetheilt, die über diesen wichtigen Gegenstand ein größeres Licht verbreiten, und also vom höchsten Interesse sind. Wir theilen einen gedrängten Auszug derselben mit.

„Unter den Entwürfen Napoleons zeichnet sich besonders einer aus, den man als so chimärisch betrachtete, daß man selbst glaubte, er sei von seinen Feinden erfunden worden, so unausführbar erschien er aller Welt. Dieser Plan bestand darin, „eine Armee zu Lande nach Ostindien zu schicken, um die Britten aus dieser entfernten Zone, der unversiegbaren Quelle aller ihrer Reichthümer, zu vertreiben." Dieser Entwurf hat aber dennoch Statt gefunden, und wenn man die Mittel genauer kennen gelernt haben wird, deren der Eroberer zur Erreichung seines Zwecks sich bedienen wollte, so wird man das Gelingen desselben nicht mehr ganz unmöglich finden. Jene Expedition, die beim ersten Anblick so gigantisch erscheint, ist es viel weniger, als die des Khans*), der aus dem Hintergrunde Asiens bis nach Neustadt kam, weniger noch, als gewisse Kreuzzüge, in denen man einen Theil der Bevölkerung Europas sich auf Asien stürzen und in Palästina ohne alle jene Vorbereitungsmittel ankommen sah, die dem europäischen Diktator zu Gebote standen. Eine solche Thatsache würde an und für sich schon interessant genug sein, wenn sie auch nicht ein noch größeres Licht auf den Karakter und die Absichten eines außerordentlichen Mannes, der den Erdball umzugestalten berufen zu sein schien, zu werfen im Stande wäre. Man wird dadurch sehen, wie sehr die großen Menschen über die gewöhnlichen Regeln erhaben sind; de minimis non curat prætor."

„Der erwähnte Entwurf schreibt sich bereits von der Gesandtschaft des Generals Hedouville nach Petersburg im J. 1802 her, bei der sich als Sekretair ein gewisser von Neuilly befand, der während seines Aufenthalts in der Krimm die Bekanntschaft des berühmten Pallas machte, welcher mehrere Jahre in Thibet, Kaschemir und in Indien zugebracht hatte, und der ihm die genauesten Nachrichten über das Innere dieser Länder und die durch dieselben führenden Wege mittheilte. Auf seine Berichte nun wurde der Plan entworfen, den man in drei besondere Theile scheiden kann."

„Der erste davon bestand in der Näherung und Verbindung mit allen den indischen Völkern, die der englischen Macht feindlich gesinnt waren. Mit welchem Glücke auch eine Armee die ungeheure Strecke von Frankreich bis nach Ostindien ohne Verlust zu Lande hätte zurücklegen können (eine Hypothese, die nicht sehr denkbar ist), so würde sie doch eine unvermeidliche Gefahr bei ihrer Ankunft am Ziele gefunden haben, wenn sie von den benachbarten Völkern nicht unterstützt worden wäre. Es ist schon genug, wenn man allein das Klima zu bekämpfen hat, ohne noch dazu eine Bevölkerung bestreiten zu müssen, die an dieses Klima gewöhnt ist. Die dringendste Nothwendigkeit erfordert es also, diese Völker sich zu Freunden und Bundesgenossen zu machen. Mehrere Schritte wurden in dieser Hinsicht gethan, und der General Gardanne wurde 1807 an den Hof von Teheran als bevollmächtigter Minister geschickt. Er kehrte 1810 wieder nach Frankreich zurück; aber er ließ mehrere Offiziere in Persien, welche dort einen neuen Kriegsdienst einführten."

„Der zweite Theil des Plans bestand in der Expedition zur See, mit der es freilich am schlimmsten stand, deren man jedoch bei diesem Unternehmen eben nicht besonders bedurfte."

„Der dritte Theil endlich war die Land-Expedition. Alles war dazu bereits voraus berechnet und aufs Genaueste bestimmt. Die Bildung der Armee, ihre Ausrüstung, Kleidung, Nahrung, die Versuche, sie allmählig daran zu gewöhnen, die Zeichnung der Plane, die Marschrouten, die Stärke der Tagreisen, die Entfernungen im Ganzen und Einzelnen, nichts war dabei übersehen, nichts vergessen worden. Man wollte über Konstantinopel gehen, und rechnete von dieser Stadt bis nach Agra eilfhundert zwanzig Stunden. Dort hieten sich zwei Wege dar, um zum Vorgebirge von Komorin zu gelangen. Ein Theil der Armee sollte nun über Kambay, und der andere über Calcutta vordringen. Dem ersten Wege nach rechnete man von Konstantinopel bis zum Vereinigungspunkte 1767, und dem andern nach 1792 Stunden. Als Botschafter, Spione und Marketender wollte man sich der Armenier bedienen, die das Land sehr genau kennen, und es, ihres Handels wegen, in allen Richtungen durchreisen. Sie würden der Armee nicht unwichtige

*) Genais oder Dschingiskhan (Temudjin) eroberte mit 700,000 Mogolen China, Persien, Kleinasien, Polen, Ungarn, und kam bis zum Schlosse Neustadt in Oesterreich, im J. 1220. Man sehe Gibbon, XII Band, 64. Buch.

Digitized by Google

Dienste geleistet und mehrere kleine Magazine errichtet haben, in denen man das Nothwendigste zur Unterhaltung und zur unaufhaltsamen Fortsetzung des Marsches aufgefunden haben würde."

Briefe über Columbia.

(Fortsetzung.)

Am 23. März 1823 kamen wir, auf dem Wege nach Cucuta, durch das Dorf San-Juan, bei dem sich ein See befindet, der mit kohlensaurer Sode angefüllt ist, welche durch Taucher ausgebeutet wird. Am 24. hatten wir die schwierigsten Stellen zu überschreiten. Das Land war unfruchtbar und vernachlässigt. Nachdem wir beinahe eine Stunde lang bergab gegangen waren, gelangten wir an eine doppelte Bergkette, zwischen denen sich ein tiefer Abgrund öffnete, den die Chama mit großem Geräusch durchströmte. Bald kamen wir aufwärts, bald abwärts auf unbequemen Fußwegen, die sich auf dem fast steil abgerissenen Grate der Berge dahinzogen. Je mehr wir gegen Norden uns der Schlucht näherten, um so großer und malerischer wurden die Gegenstände, um so wilder der Anblick des Gebirgs. Endlich erreichten wir einen sehr hohen vorspringenden Punkt, an dessen Fuße ein bedeutender Bach mit der Chama sich vereinigt. Der schlängelnde Weg wird an dieser Stelle mit Recht für sehr gefährlich gehalten. Unten angelangt, überschritten wir die Chama auf zwei merkwürdigen Brücken, die aus breiten und langen Streifen Leder bestanden, welche auf beiden Seiten an Pfählen befestigt waren. Auf diese Streifen wird ein viereckiges Stück Leder gelegt, auf welches der Reisende sich setzt und auf solche Weise mit einem Strick sich an's andere Ufer haspelt.

Unsere Pferde waren sehr ermüdet, als wir Estangues erreichten, obschon wir nur fünf Stunden Weges zurückgelegt hatten. Der Ort ist eine große Hacienda oder Meierei, die den Bürgern von Bogata gehört. Es wird dort viel Kakao und Kaffee gebauet. Am andern Morgen betraten wir ein Gehölz und kamen wohl ein Dutzend Male über einen kleinen Bach, der es durchschlängelte. Bald wurde der Wald dichter, und wir sahen mehrere ungeheure Bäume, die sehr schlank und ausserordentlich hoch waren. Bei dem augenblicklichen Verweilen in einer Hütte erfuhren wir, daß die Bewohner dieser Einöde eben so verrufen durch ihre Geschicklichkeit im Pferdestehlen, als durch ihre anti-republikanische Gesinnungen sind. Das Stillschweigen um diese Wohnung, Vijagual genannt, wird nur durch das Geräusch des Macuti unterbrochen, der eben hoch vom Regen angeschwollen war.

Am 26. mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise durch die dichte Waldung fort, die sich bis gegen Bayladores, sechs Stunden weit, ausdehnt. Wir verliessen die Ufer des Macuti nicht, der ein sehr fruchtbares Land bewässert. Bayladores ist eine aus zerstreuten Gehöften bestehende Pfarrgemeinde, in der viel Tabak gebauet wird. Die Regierung hat hier mehrere Zigarren- und Schnupftabakfabriken angelegt, die dem Staat bedeutende Vortheile gewähren. Eine Stunde weiter kamen wir nach Cevada, einem Dorfe, das seinen Namen von der großen Menge Gerste erhalten hat, die man daselbst gewinnt. Seine Lage, in einem großen, von bewaldeten Bergen umgebenen Thale, ist sehr angenehm. Ueberall sieht man zerstreute Meierhofe, mitten auf den Feldern und Wiesen.

Am 27., um neun Uhr Morgens, begannen wir den kleinen Paramo von Portachuelo zu ersteigen. Die Landesbewohner selbst fürchten sich vor dieser Reise. Wir begegneten einer Schaar Reisenden, die abwärts gingen, und die sich dergestalt in ihre Kleider verhüllt hatten, daß man kaum mehr als ihre Augen sehen konnte. Sie bezeugten uns ihr Erstaunen, uns so leicht bekleidet zu sehen, und konnten nicht begreifen, wie man es, bei einer Temperatur von 60° (12° 43′), vor Frost noch aushalten konne. Der Hinabweg war langweilig und ermüdend, und der Pfad war in einer dunkeln Waldung verborgen, die wir den ganzen Tag nicht verliessen. Um zwei Uhr befanden wir uns zu Grita, einem beträchtlichen Flecken, in sehr lachender Lage auf einem Hügel, von dem man das bebaute Land überblickt. Die Bevölkerung ist nicht im Verhältnisse mit der Größe des Orts; aber da eben eine Prozession gehalten werden sollte, so war viel Volk aus der Nachbarschaft herbeigeströmt. Die Weiber sind groß und häßlich. Sie haben fast Alle Kröpfe.

Das Land, welches wir am 28. bereiseten, ist fruchtbar und von mehrern Bächen bewässert, aber sehr wenig bebaut. Die Höhen sind bewaldet und die Wege gut. Wir erreichten das malerische El-Cobra, das seinen Namen von einer in der Nähe befindlichen Kupfermine erhalten hat. Wir hatten noch den Paramo del Zumbador, oder Zürner, also wegen der Heftigkeit der Stürme benennt, die seinen Gipfel umbrausen, zu übersteigen. Wir klimmten mehrere Stunden bergan und hatten auf dem schmalen Wege viel vom Winde zu leiden, der oft Menschen und Maulthiere in den Abgrund zu stürzen drohte. Dabei war es sehr kalt. Je näher wir dem Paramo kamen, um so großer und majestätischer wurde das Gebirg. Auf dem Gipfel, den wir um zwei Uhr erreichten, stand der Thermometer auf 60° (12° ½). Wir überblickten eine ungeheure Strecke Landes, die in der Ferne von einer Sierrania, oder Gebirgskette, begrenzt

Digitized by Google

wurde, welche wahrscheinlich die höchste war, die wir bis dahin gesehen hatten, selbst die Silla von Caracas nicht ausgenommen. Sie zog sich von Südwest nach Nordost, und der Gipfel im Mittelpunkte schien der höchste zu sein.

Nach einem langen, steinigten und schwierigen Hinabwege erreichten wir Los-Caneis, ein einsames Haus, das ganz mit Soldaten angefüllt war. Wir mußten also in der Dunkelheit und auf holprichtem Wege noch anderthalb Stunden weiter bis nach Savannah-Largo, einem andern Hause, wandern, wo wir über Nacht blieben. Die Lage dieses Hauses, mitten im Gebirg, ist sehr reizend. Ein kleines Feld oder Conuco umschloß es und versorgte die Bewohner im Ueberfluß mit Kaffee, Mais, Bananen und Kartoffeln, ohne daß man es viel zu bearbeiten brauchte. — Am 29. setzten wir unsere Reise durch ein sehr interessantes, fruchtbares und wohlbebautes Land fort. Je mehr wir uns dem Dorfe Tariva näherten, um so breiter wurde das von dem Tormes bewässerte Thal, das mehrere sehr malerische Ansichten darbot.

Um fünf Uhr Abends setzten wir unsere Reise weiter nach Norden fort, und eben als wir den Gipfel der Höhe erreichten, die das ganze Thal beherrschte, ging die Sonne unter und vermehrte noch den Zauber der Landschaft. Wir wanderten zwei Stunden lang in der Dunkelheit und kamen um acht Uhr zu Capachio, einem drei Stunden von Tariva entfernten Dorfe, an. Vor achtzehn Monaten stiftete der Priester Mora an diesem Orte eine Schule nach Lancasters Manier. Mehrere Kinder hatten bereits große Fortschritte im Lesen und Schreiben gemacht, als diese Anstalt, ohne irgend einen Grund, unterdrückt wurde. — Am 30. gelangten wir nach Rosario de Cucuta, nachdem wir vorher den Tachira, einen Fluß, der die Grenze zwischen Venezuela und Neu-Granada bildet, überschritten hatten. Von Caracas bis hieher rechnet man sechshundert Meilen.

Der Ort ist durch die Vereinigung des ersten Kongresses von Columbia berühmt geworden, der sich im Jahr 1820 zur Einführung der Konstitution daselbst versammelte. Die Stadt ist gut gebaut, obgleich der Geschmack der maurischen Architektur überall vorherrschend ist. Sie ist von Meiereien und schattigen Bäumen umgeben und hat etwas ungemein Anziehendes, eben weil sie sich mitten in einem köstlichen Garten zu befinden scheint. Man sieht in der Kirche ein Gemälde von einem mexikanischen Maler. Es ist eine Kopie der „Madonna mit dem Fisch, von Raphael.“ Das Talent des Künstlers verdient alles Lob und setzt einen Europäer nicht wenig in Erstaunen. — Eine Stunde nördlich von Cucuta sind warme Quellen, die sich in einem Morasse befinden. Das Wasser kocht mit Geräusch hervor und verbreitet vielen Dampf. Sechzig Fuß davon erscheint das Wasser wieder und ist noch so heiß, daß man nicht die Hand darein tauchen kann. Der Weingeist-Thermometer gab die Hitze auf 120° (39°) an. Die Beactation ist außerordentlich in der Nähe der Quelle, die etwas Eisenerz ablegt.

Cucuta ist wohlgebaut und hat nicht durch die Erdbeben gelitten, die das Land ringsum verwüstet haben. Die Häuser sind klein, aber reinlich, die Straßen sind gepflastert und in der Mitte von einem laufenden Bach durchschnitten. Die Einwohner scheinen lustig und dem Tanz sehr ergeben zu sein. Jeden Abend versammeln sich ungefähr sechzig von ihnen auf dem öffentlichen Platze und hüpfen und springen nach einer betäubenden Musik, beim Schein der papierenen Laternen und der unzähligen Zigarren, bis nach Mitternacht. Die vorzüglichen Instrumente sind ihre Kürbisflaschen, die mit Maiskornern angefüllt sind, und die im Takte nach dem Geräusch der Guitarren bewegt werden. — Die Lebensmittel sind wohlfeiler, als in Venezuela, und im Ueberfluß vorhanden. Wir fanden in der Nähe auch die ersten Weintrauben seit unserer Landung in America. Das Volk ist wohlhabend und zufrieden.

Am 2. April verließen wir Rosario und wendeten uns gegen Bogota. Von einer Höhe genossen wir einen herrlichen Ueberblick des Landes. Die Straße bildete einen hübschen Laubgang, der auf beiden Seiten mit Kakao-, Zuckerrohr-, Kaffee- und Baumwollenpflanzungen umgeben war. Die letzte Pflanze ist erst seit 1782 im Lande eingeführt worden. — Wir erklimmten zuerst einen ziemlich steilen und felsigten Abhang und betraten sodann eine fruchtbare Ebene, in welcher wir durch die Dörfer Carillo, Chinoente und Chopo kamen, bevor wir die Stadt Pamplona erreichten, die groß und regelmäßig, aber sehr arm ist. Ihr Elend muß vorzüglich der großen Menge der Klöster und Kirchen zugeschrieben werden, die sich in ihr befinden, und es ist zu hoffen, daß die neue Regierung Mittel finden werde, diesem übeln Umstande abzuhelfen. In der Franziskanerkirche befindet sich ein Bild des heiligen Franz, welches von den Kennern Velasquez zugeschrieben wird. Das Klima dieser Stadt ist kalt, und der Thermometer sinkt oft bis auf 50° (3° 55).

In einer Entfernung von zwei Stunden befinden sich die Goldminen von Vetas, die, obgleich sie übel genug ausgebeutet werden, doch sehr reich zu sein scheinen. Die Indianer finden oft Goldstücke von sechs Pfund Schwere. Aber das sind nicht die einzigen metallurgischen Reichthümer des Gebiets von Pamplona, das außerdem noch mehrere Silber- und Kupferbergwerke enthält. Wie das Metall, sind auch die Kröpfe dort sehr häufig vorhanden, und von den 3200 Ein-

Digitized by Google

wohnern der Stadt gibt es nicht einen, der davon verſchont geblieben wäre.

Verläßt man Pamplona, ſo betritt man ein eben ſo unfruchtbares als trauriges Land, obgleich das Auge von dem Glanze des Glimmers, der die Oberfläche der Erde bedeckt, getäuſcht wird und die unermeßlichen Reichthümer von Eldorado zu erblicken glaubt. Vielleicht iſt es ein ähnlicher Umſtand, der die Veranlaſſung zur Erfindung der Geſchichte von jenem fabelhaften Lande geworden iſt. Drei Stunden von der Stadt, oberhalb dem kleinen Dorfe Cacuta, befindet ſich ein See, aus welchem der Apuro entſpringt, obgleich man keinen ſichtbaren Ausfluß bemerkt, ſondern die Quelle erſt am Fuß des Berges erſcheint. Cacuta iſt ſehr elend, und die Umgebung iſt unfruchtbar, aber die Berge ſind mit reichen Heerden bedeckt.

Der Weg geht beſtändig bergauf und bergab, und iſt deshalb ſehr ermüdend. Wir hatten nur neun Stunden zurückgelegt, als wir am Abend Chirova erreichten, und es war uns unmöglich, noch weiter zu gehen. Die Hungersnoth herrſchte in dieſem Orte, und die meiſten Aeltern beweinten ihre Kinder, die eine anſteckende Krankheit hinweggerafft hatte. Bolivar wollte hier eine bedeutende Stadt gründen; aber bis jetzt befindet ſie ſich noch immer in ihrem frühern Zuſtande.

(Die Fortſetzung folgt.)

Pariſer Sittentafel.

Die Dominoſpieler.

Es iſt bald acht Uhr, die Schauſpielhäuſer ſind voll, die Boulevards ſind ſchmutzig, das Wetter iſt unangenehm, und ich weiß nicht, was ich anfangen ſoll. Ich könnte wohl nach Hauſe zurückkehren, um zu arbeiten; aber meine Frau iſt nicht ausgegangen, meine Kinder ſchreien, ihre Wärterin ſingt, mein Bruder lernt auf der Violine ſpielen und meine Schwiegermutter pfeift ihrem Zeiſig etwas vor: das Alles zuſammen bildet ein Konzert, bei dem ich unmöglich würde arbeiten können. Um in Geſellſchaft zu gehen, bin ich nicht gepuzt genug, und um meinen Spatziergang fortzuſetzen, iſt das Wetter zu ſchlecht. Das Schauſpiel würde alſo das einzige mir Uebrigbleibende ſein; aber es iſt ſchon zu ſpät, ſie haben bereits angefangen und ich bin wie die Kinder, die Alles vom Anfang an haben wollen. Was ſoll ich nun endlich thun? Dem Himmel ſei Dank! es fehlt wenigſtens an Kaffehäuſern in Paris nicht, und es müßte ſchwer ſein, hundert Schritte zu machen, ohne eins zu ſehen.

Von Langeweile gequält, entſchließe ich mich, eins dieſer Krankenhäuſer der geſunden Vernunft und der Thätigkeit ſo vieler Tagediebe zu betreten, um darin einen Theil der Abendzeit zuzubringen. Zuerſt gehe ich einige Zeitungen durch und laſſe ſodann die Geſellſchaft rings um mich her die Revüe paſſiren. An einem Tiſche, ganz in meiner Nähe, ſitzt ein altes Männchen, ſo däßlich als man nur immer ſein kann, das jedesmal die Augen zumacht, ſobald es mich betrachten will. Es erinnert mich unwillkührlich an Potier im Bonardin, und ich lächle bei dieſem Gedanken, was der Andere für eine Einladung zum Geſpräch hält. Leider weiß er nicht, auf welche Weiſe er es beginnen ſoll, und nachdem er einige Male geduſtet und ſich geräuſpert hat, ſagt er mit zirpender Stimme: „Dürfte ich Sie höflichſt erſucht haben, mir die Zeitungen nach Ihnen zuzuzuſtellen?“ Sie lagen bereits neben ihm.

Ein wenig ferner, in einem Winkel, befindet ſich ein hübſches Pärchen; wahrſcheinlich ein ſchmachtender Liebhaber mit ſeiner Angebeteten. Sie haben jenen Platz erwählt, um weniger bemerkt zu werden, und ihr Geſpräch iſt eben ſo leiſe als lebhaft. Sie bekümmern ſich weder um Zeitungen, noch um die Perſonen, die ſich um ſie her bewegen. Ein halber Bowl Punſch ſteht vor ihnen; aber ſie haben ihn noch nicht berührt. Es ſcheint, daß ſie ſich über ſehr wichtige Angelegenheiten beſprechen .... Es ſcheint auch, daß ſie nirgends anders mit einander ſchwatzen können. Ich beklage ſie von Herzen.

Was machen die beiden Männer dort, die ſich an einen mit mehrern Flaſchen beſetzten Tiſch lehnen? — Sie ſpielen im Damenbrett. Der Eine iſt noch ſehr jung, er reibt ſich die Stirn und ſcheint ſich in großer Verlegenheit zu befinden, wie er ſeinen nächſten Stein ſpielen ſoll, während ſein Gegner, dem ſeine Kaffee-Altmeiſterſchaft auf der Stirn geſchrieben ſteht, ſich beqnügt, von Zeit zu Zeit boshaft zu lächeln, wonach er die gleichgültigſten Blicke von der Welt auf die Zuſchauer herumſpazieren läßt. Es iſt leicht vorauszuſehen, wer von den Beiden der Gewinnende ſein wird.

Am andern Ende des Saals drängt man ſich um einen Tiſch, an dem vier Männer Domino ſpielen. Ich geſtehe meine Unwiſſenheit. Bisher hatte ich mir immer einzubilden, daß das Domino ein ſehr einfaches Spiel ſei und wenig Aufmerkſamkeit erfordere; aber dieſen Aeuſſerungen des Erſtaunens, des Beifalls, des Tadels und dieſen immerwährenden Streitigkeiten nach zu ſchlieſſen, ſcheint es mir, daß es, wie das Whiſt, ſeine Eingänge, ſeine Fragen und Antworten und tauſend andere Spitzfindigkeiten habe, die es zu einem ſehr ſchwierigen Spiel machen. Ich will es verſuchen, mir einen kleinen Kurſus gratis zu verſchaffen und ſtelle mich hinter einen alten Herrn, der das Kinn auf ſeinen Stockknopf geſtützt, alle Wendungen des

Digitized by Google

Spiels mit derſelben Aufmerkſamkeit und mit demſelben Eifer verfolgt, wie wenn es ſich für ihn um ein hohes Intereſſe gehandelt hätte; indeſſen ihm gegenüber ein junger Flandrin, mit einem wahren Schlaraffengeſichte, in jeder Minute wiederholt: „Na! ſo hätte ich nicht geſpielt!“ Endlich bemerke ich auch die Spieler. Ein dicker Papa mittlern Alters, oder, nach dem Ausdrucke der Andern, „brambouillirte und machte die Suppe“ der Dominoſtarkeſten mit einer ganz eigenen Gelenkigkeit, indem er zu ſeinem Partner ſagte: „Hähä! haſt du den Schlag gerochen? Nicht, das war ein meiſterhafter Streich? Wie ich meine Sechſen habe defiliren laſſen; hähä!“ — Ja, entgegnete ein magerer Alter, indem ſein Auge vor Zorn erglühete, das war ein recht gewandter Streich, nicht, ſo? Sie haben ſich Ihrer Sechſen entledigen können, weil mein gewandter Mitſpieler Sie Ihnen eroffnet hat. — „Nun ſoll wohl gar der Fehler an mir liegen,“ rief der Bezeichnete und ſchlug auf den Tiſch, daß die Domino's hoch aufſprangen, „ich hatte nichts Anderes, zu ſpielen, und übrigens hätten Sie meiner Einladung entſprechen und in meine A6 eintreten ſollen.“ — Ich bin darin eingegangen. — „Sie ſind nicht darin eingegangen.“ — Ich berufe mich auf die Gallerie. — „Ich glaube,“ ſagte mein alter Nachbar, nachdem er ſich geſchneuzt und eine derbe Priſe Tabak genommen hatte, „ich glaube, daß Sie zu ſpät eingetreten ſind; Sie waren ſchon wieder verſchloſſen.“ — Holla, ihr Herren! wir haben die erſte Manche, ſagte der dicke Papa; es kommt nun darauf an, wer dieſe gewinnen wird. Gib Acht du, ſagte er zu ſeinem Partner, und blinzle mir nicht immer in dein Glas, wenn ich einen Stein von dir verlange.

Die Parthie beginnt von neuem, die Steine werden mit einer Schnelligkeit aneinander gereihet, die mich in Erſtaunen ſetzt und mir beweiſet, wie geübt die Profeſſoren in dieſem Spiele ſind. Der Sieg wird endlich von denen errungen, die bereits den Vortheil auf ihrer Seite hatten. Der dicke Papa kräht wie ein Hahn und ſtößt ein gellendes Triumphgeſchrei aus. Die Beſiegten ſtehen mit übler Laune auf und werfen ſich gegenſeitig den Verluſt der Parthie vor. Die Gallerie nimmt Fur und wider Theil, und ein Jeder gibt ſein Urtheil über die Stärke der Spieler ab. Für mich blieb nichts mehr zu beobachten und zu erlernen übrig, und ich entfernte mich, indem ich mit Perrin Tandin ſagte: „Ein ſolcher Zeitvertreib macht Stunden ſchnell vergehen.“

Der Maskenball.

Welche Volksmenge drängt ſich gegen jene Säulenhallen? Welcher Lärm, welches Geſchrei tönt von jenen hohen Schwibbogen wieder? .... Dieſe ganze lebendige Maſſe wälzt ſich einem jener Tempel zu, in denen von den Sterblichen der Narrheit reichliche Opfer dargebracht werden. Welche ſeltſame Gruppen, welche Verwirrung, welche Kakophonie! Ein Hanswurſt neckt einen Sultan, der aufs Höflichſte einen Griechen geſucht, ihn gefälligſt nicht ſo hart quetſchen zu wollen. Eine Fledermaus gibt einer Prinzeſſin den Arm, und ein Marktſchreier reicht einem Staatsminiſter eine Priſe dar. Daphne bietet einem Herkules Naſenſüber an und ein Sackträger der Halle bringt in den zierlichſten Ausdrücken einem ſchlanken Schweizer-Hirtenmädchen ſeine Huldigung dar, während ein Fiſchweib gegen einen Meiſterſänger ſich in Aeugeleien erſchöpft. Ein Tyroler gibt einer Amerikanerin den Arm, ein Räuberhauptmann hält ſich furchtſam die Taſchen zu, ein Papillon ſtürzt ſich mitten in das Gedränge und ruft mit halb heiſerer, halb rauher Stimme zwei zierlaſſiſchen Schönheiten zu, nachzuhmen und ſich fortſchieben zu laſſen.

Ich entſchließe mich, den Rath des Sommervogels zu befolgen, und es geht vortrefflich; denn die Menge trägt mich mehr, als ich mich meiner Füße bedienen kann. „Geben Sie doch ein wenig Acht,“ ſagt ein kleiner roſenrother Domino, „Sie werden mir noch meinen ganzen Beſatz zerdrücken.“ — O weh, mein Fuß! ſchreit ein ſchöner Leander. So ſtoße du und der ... — Nicht doch, Herr Chineſe! ſagt eine Diane im ſtark betonten Tenor, laſſen Sie ihre Hände in Ruhe; Ihr Betragen iſt lächerlich. – Wollen Sie mir meine Perüke abreiſſen? frägt aufgebracht ein kleiner Zyperaz einen langen Barbüßler — Wo iſt meine falſche Naſe geblieben? ruft ein Advokat.

Endlich ſind wir im Innern des Tempels angelangt, in dem man das Recht hat, ſo viele Albernheiten und wahnſinnige Streiche zu begehen, als man nur immer will und kann, ohne ſich deswegen ſchämen zu müſſen. Die Muſik trägt durch ihren Zauber noch das Ihrige zur allgemeinen Freude bei; denn der Menſch iſt nie luſtiger und ausgelaſſener, als wenn er ſich recht kindiſch betragen kann. Die Tänze verſchmelzen ſich mit dem beſtändigen Murmeln der Stimmen, das aus der Ferne dem Geräuſche eines Bienenſchwarms nicht unähnlich iſt. Man ſpaziert nicht, aber man ſtößt ſich und wird geſtoßen. Man ſpricht mit einander, ohne zu wiſſen was und warum, man duzt ſich, ohne vertraulicher und bekannter zu werden. Aber dadurch entſteht wenigſtens eine halbſtündige Illuſion der Gleichheit aller Stände, die über die ganze Geſellſchaft den gleichen Reiz auszuüben ſcheint. Der Sklave verſpottet ſeinen Herren, der Neger bär mit dem Weißen gleiche Anſprüche, gleiche Rechte, und die groſſe Dame erlaubt ſich ein „Balancez“ mit ihrem Jockei. Aber ſuchen wir einige dieſer Perſonen

Digitized by Google

zu erkennen und ihre Masken aufzuheben; das iſt das Komiſchſte von der ganzen Geſchichte.

Ich erkenne dieſen Zauberer, ungeachtet ſeiner langen Bekleidung, ſeinem breiten Bart, ſeiner ſpitzen Naſe und ſeiner Hieroglyphenmütze. Zwar habe ich ſeine Unterhaltung nur flüchtig angehört, aber es iſt unmöglich, ihn für etwas anderes, als einen jungen Kaufmannsdiener zu halten, der unlängſt ſeine Provinz verlaſſen hat, ſich einbildet, daß man zu Paris ohne Abentheuer nicht leben könne und, um guten Ton zu haben, die Sprache und die Manieren eines Geckens und Taugenichts annehmen zu müſſen glaubt. Er gibt ſeinen Arm einer ziemlich wohlgeſtalteten Veſtalin, die zu ihm im Vorbeigehen geſagt hat: „Ich kenne dich, ſchöne Maske!“ was für ihn genügend geweſen iſt, ſich mit ihr in ein näheres Geſpräch einzulaſſen. Das Frauenzimmer bemerkt ſogleich, mit wem ſie es zu thun habe, und gibt ihm auf ſeine dringenden Fragen nur verblümte Antworten, die ihn immer mehr umſtricken, und durch welche er ſich endlich ſterblich in Diejenige verliebt glaubt, von der er nur das Kinn ſieht. Armer Knabe! du glaubſt eine ſehr koſtbare Eroberung gemacht zu haben; aber es ſcheint mir, daß du eben kein gewaltig ſcharfſinniger Hexenmeiſter biſt.

Was aber treibt dieſer dicke Hottentott, der ſo traurig rings um ſich ſchaut und etwas zu ſuchen ſcheint? Aha! es iſt ein armer, geplagter Ehemann, der die Bälle, vorzüglich die maskirten, eben nicht außerordentlich liebt, der ſich aber mit ſeinem kleinen ſchalkhaften Weibchen hat bicher verfügen müſſen, weil ſie ihm angedroht hat, daß ſie, im Fall er ihr dieſe Wonne verſage, ſechs Wochen lang Nervenkrämpfe, Vapeurs und Ennuis haben würde. Sie hat einen rothen Domino genommen, um recht einfach zu erſcheinen, und ihr Gemahl hat, auf ihr Anrathen, die Hottentottenhaut angelegt, obgleich er eben ſo gut auch in ein anderes Feu ſich hätte ſtecken können. Aber kaum hat man den Saal betreten, als mitten im ſtärkſten Gedränge der Arm der getreuen Ehehälfte immer lockerer wird, bis er ſich endlich ganz vom Arme des erſchrockenen Gatten verliert, der nun vor allen rothen Domino's ſtehen bleibt und den Mund zur Frage öffnet: biſt du's? ohne ſich träumen zu laſſen, daß ſeine Vielgeliebte längſt ihren einfachen Mantel gegen ein darunter befindliches ſehr elegantes Koſtüm abgeleat hat und ſich am Arm eines kräftigen Huronen ergötzt, der ſie wahrſcheinlich nicht ganz aufſpeiſen wird.

Es würde mir ein Leichtes ſein, noch eine Menge anderer Perſonen zu entlarven, die da glauben, ſich ſo ſehr entfellt zu haben, daß man ſie nicht mehr zu erkennen im Stande ſei. Aber wer erblickt nicht in dieſem ſchmutzigen Juden jenen reichen Banquier, in dieſer Engländerin eine Bubſchweſter, in dieſem Adonis einen abgelebten Greis, in dieſem Apollo einen Bonhomme de lettres, in dieſer Kalypſo eine überjahrte Wittwe, in dieſer Unſchuldigen eine Griſette, in dieſem Doktor der Sorbonne einen Tagblattſchreiber u. ſ. w. u. ſ. w. Um wie viel merkwürdiger und belehrender würde indeß dieſe Gallerie ſein, wenn ein Jeder hier die Maske ablegen wollte, die er jahraus jahrein in der äuſſern Welt trägt?

Die Billardſpieler.

Es gibt zu Paris, wie faſt in allen großen Städten, Menſchen, die von einer jeden Sache ihren Vortheil zu ziehen wiſſen, und die aus einem Vergnügen ein Handwerk machen. So kann man mehrere Perſonen finden, die Billard-, Domino- und Pikettſpieler ſind, wie andere, die ſich Schneider, Schuſter und Goldarbeiter nennen. Man muß geſtehen, daß das ein ganz ſonderbares Metier iſt, das darin beſteht, die drei Viertel ſeines Lebens in einem Kaffeehauſe zuzubringen, um dort die Liebhaber oder Novizen zu erwarten, welche man die Lektionen, die man ihnen gibt, ein wenig theuer bezahlen läßt. Es ſcheint indeſſen, daß es an Verdienſt nicht fehlt, denn die Spieler und Profeſſoren dieſer Kunſt ſind ſehr zahlreich.

Auf den erſten Blick möchte es ſcheinen, daß der Gewinn im Billardſpiel all in nur von der Geſchicklichkeit des Spielenden abhänge, und daß es ſchwer, wo nicht gar unmöglich ſei, dabei zu betrügen. Man ſollte meinen, daß der, welcher der Stärkſte in dieſem Spiele iſt, immer gewinnen müſſe. Die Begebenheit, die vor Kurzem einem meiner Landsleute zugeſtoßen iſt, der ſich ſeit einigen Tagen erſt zu Paris befand, beweiſet, daß bei dieſem Spiel, wie bei jedem andern, man ſich nicht genug in Acht nehmen könne. Ich laſſe meinen Freund ſelbſt erzählen.

„Mein erſter Gang, nur nach meiner Ankunft in der Hauptſtadt, war nach dem Palais-Royal, weil ich oftmals gehört und geleſen hatte, daß dies der merkwürdigſte Punkt in der ganzen Stadt ſei. Schon war ich ungefähr eine Stunde lang darin herumſpaziert und hatte Alles bewundert, was neu und anziehend für mich war, als ich von einem ſehr gut gekleideten Mann, von einnehmender Geſichtsbildung, aufs Höflichſte angeredet wurde. Er befragte mich, mit einer bübſchgedrehten Entſchuldigung, um den Weg nach irgend einer Straße, deren Name mir noch niemals zu Ohren gekommen war.

„Meiner Treu! mein Herr!“ ſagte ich zu ihm, „Sie haben ſich an den Unrechten gewendet. Ich kenne die Wege nicht beſſer als Sie; denn ich bin unlängſt

Digitized by Google

erſt hier angekommen und habe noch nicht die Zeit gehabt, mich zu orientiren."

„„Sie ſind ein Fremder?" fragte er mit Theilnahme: „Das bin ich auch. Weil nun der Zufall uns zuſammengeführt hat, ſo laſſen Sie uns, wenn Ihnen das gelegen iſt, den Abend zuſammen zubringen."

„Ich nahm ſein Anerbieten an; denn ich war ſehr zufrieden, in dieſer großen Stadt, wo ich noch Niemand kannte, einen Menſchen zu finden, mit dem ich ſchwatzen konnte. Wir ſpazierten noch eine Zeit lang umher. Während dem Geſpräch kamen wir von ungefähr auch, ich weiß nicht, ob durch meine oder durch ſeine Schuld, aufs Billardſpiel, und ich erzählte ihm nicht nur, daß ich ein großer Liebhaber deſſelben ſei, ſondern auch, daß ich mich einer gewiſſen Stärke darin rühmen dürfe. Darauf ſagte mein Begleiter, daß er zwar nur eine „Majette" im Billardſpiel ſei, daß er aber dennoch, wenn es mir Vergnügen mache, ſich mit mir meſſen wolle.

„Wir betraten ein Kaffeehaus, wo wir bereits ein Billard beſetzt fanden; aber ein zweites ſtand zu unſerer Diſpoſition. Mein Begleiter ſchien die Spieler nicht zu kennen, und wir begannen, ohne beſondere Notiz auf ſie zu nehmen, unſere Partie. Ich gewann Alles, und er verlor mit der größten Liebenswürdigkeit ſelbſt das Bier und die kleinen Gläſer, die wir genommen hatten. „Ich habe es Ihnen vorausgeſagt," rief er lachend, daß ich Ihnen auf keinen Fall gewachſen ſein konnte, und Ihnen nur den Triumph habe bereiten wollen, vor Ihnen das Gewehr zu ſtrecken." Damit legten wir unſere hölzernen Waffen nieder und ſahen das Spiel unſerer Nachbarn mit an. Was mich anbetrift, ſo bildete ich mir nicht wenig darauf ein, gewonnen zu haben, und hielt das für eine gute Vorbedeutung, hinſichtlich meines dießigen Aufenthalts.

„Von den beiden Spielern, die wir betrachteten, war der Eine viel ſchwächer als der Andere, weshalb er auch zwölf Points vorauszählte, um derentwillen er beſtändig von dem Erſtern geneckt wurde, was er indeß mit einem unerſchütterlichen Gleichmuthe ertrug. Allmälig nahm mein Gefährte an dieſen Neckereien Theil, und bot dem Andern endlich ſogar eine Wette von vierzig Franken an, daß er einen Ball, der ſich ganz nahe an der Blouſe befand, nicht machen werde. Der Spieler nahm das Erbieten an und gewann, worüber der Andere nicht wenig gereizt zu ſein ſchien. Indeſſen warf er die beiden Napoleonsd'or aufs Billard und ſagte, daß er ſeine Revanche nehmen wolle, wenn ſich wieder die Gelegenheit dazu darbiete. Er hatte nicht lange zu warten, denn bald befand ſich wieder ein Ball hart am Loche, ſo daß es unmöglich ſchien, ihn verfehlen zu können. Der Spieler lächelte und blickte meinen Begleiter hämiſch an. Dieſer, dadurch aufgebracht, ſchrie: Ich wette, daß Sie dieſen Ball nicht machen. — Ich wette das Gegentheil, ſagte ich. — Wie viel? — Alles, was Ihnen gefällig iſt. — Zwanzig Napoleons? — Recht gern.

„Das Geld wird auf einen Tiſch gelegt und mein Spieler bereitet ſich mit vieler Feierlichkeit zu ſeinem Stoße vor, indem er mir zu mehreren Malen ſagt: Sie haben gewonnen. Aber kann man ſich eine größere Ungeſchicklichkeit denken? Er nimmt den Ball ſo verkehrt, daß er, ſtatt ihn zu machen, ſich hineinſtößt und — mich auch.

„Ich entfernte mich, ziemlich mißvergnügt, an einem Morgen zwanzig Napoleons verloren und ein Glas Bier gewonnen zu haben. Am andern Morgen begegne ich meinem Fremden, mit dem ungeſchickten Spieler, für den ich gewettet hatte, Arm in Arm."

Die Menſchendiebe.

Eine ſchottiſche Geſchichte.

Ein junger Arbeiter vom Lande brachte einige Tage bei ſeinem Bruder zu, der zu Edinburg in einer der Vorſtädte wohnte. Eines Abends, ziemlich ſpät, befanden ſie ſich noch im Garten und unterhielten ſich aufs Vertraulichſte, als man jenſeits der Hecke ein wiederholtes Klagegeſchrei vernahm. Der Landmann befann ſich nicht lange, ſondern ſprang darüber hin und erblickte durch die Dunkelheit in geringer Entfernung zwei Menſchen, die auf Leben und Tod mit einander zu ringen ſchienen, und von denen der Eine ein halbunterdrücktes Aechzen ausſtieß. Er warf ſich zwiſchen ſie, um ſie zu trennen, wurde aber in demſelben Augenblicke von Beiden zugleich ergriffen und während der Eine ihm einen fürchterlichen Schlag über den Kopf verſetzte, legte ihm der Andere ein breites Pflaſter auf den Mund, das ihn erſtickt haben würde, wenn es ſich nicht durch die heftige Bewegung etwas verſchoben hätte, ſo daß er, obgleich mit großer Beſchwerde, doch einigermaßen Athem holen konnte.

Nach dieſer erſten Operation wurde er in eine Art von Kiſte geworfen, der Deckel wurde über ihm zugeſchlagen, das Ganze erhoben und auf einen Wagen geladen, der aufs Schnellſte davon eilte. Nach einiger Zeit eröffneten ſeine Gefährten die Kiſte, um zu ſehen, ob er noch lebe, und um ihn, in dieſem Falle, etwas friſche Luft einathmen zu laſſen. Nach einigen Minuten, während denen ſie das tiefſte Schweigen beobachteten, ſchlugen ſie abermals den Deckel zu, und der Wagen rollte wieder fort, bis ein erſchrecklicher Stoß und die ſchräge Lage, in der er ſich darauf befand, den Gefangenen benachrichtigte, daß man umgeworfen habe. Gleich darauf hörte er, wie ſeine beiden Räuber die Pferde losſchirrten und ſich mit ihnen im Galopp

entfernten, indem ſie ſowohl den zerbrochenen Wagen, als den armen Gefangenen, der über ſich ſelbſt zuſammengedruckt war und auf keine Art die günſtige Gelegenheit benutzen konnte, zurückließen.

Glücklicherweiſe hatte dieſer Zufall dicht bei einem Dorfe, in der Nähe von Berwik, ſtatt gefunden, und die Bauern, die vorübergingen, bemerkten dieſe große, ganz verlaſſene Kutſche mitten auf der großen Straße und nahmen ſich derſelben aus Neugier. Das dumpfe Aechzen des jungen Menſchen wurde von ihnen gehört, ſie zerbrachen die Ritze und erblickten ihren Inhalt mit einem unbeſchreiblichen Erſtaunen. Aber ihr Erſtaunen verwandelte ſich bald in Entſetzen, als ſie bemerkten, daß ein furchtbarer Geſtank einem langen Kaſten entſteige, der ſich hinter dem Wagen befand, und in welchem, nachdem man ihn geöffnet hatte, man einen halbverweſten Leichnam fand. Der junge Menſch wurde ins nahe Dorf gebracht und ſagte dort vor der Ortsobrigkeit Alles aus, was ihm begegnet war. Man ſtellte alle nur erſinnlichen Nachforſchungen an, um der Thäter habhaft zu werden, oder ihre Abſicht bei dieſem doppelten, entſetzlichen Unternehmen zu ergründen; aber Alles war umſonſt, und man mußte ſich mit Vermuthungen und Schlußfolgen begnügen, die indeß durchaus zu keinem Reſultate zu führen im Stande waren. Das Pflaſter, welches man dem jungen Landmann auf den Mund gelegt, hatte während ſeiner ſonderbaren Gefangenſchaft ſo heftig gewirkt, daß er wahrſcheinlich immer eine Narbe davon behalten wird.

Naturgeſchichtliche Bemerkungen über Nordamerika.

Von Timothens Dwight.

Viele Reiſende haben bereits jenes große Land im nördlichen Amerika beſucht, das man die „vereinigten Staaten“ benennt. Ein unüberwindlicher Reiz zieht den unterrichteten Menſchen an, die Natur in ihrer ganzen primitiven Majeſtät zu beobachten, oder in demſelben Augenblicke, wo ſie zum erſten Male der jungen Kraft einer ſich neu erhebenden Induſtrie nachgibt. Damit vereinigt ſich noch der Wunſch, ein großes Volk zu beſuchen, das zu unſerer Zeit ſeine Geſchichte durch die Eroberung ſeiner Freiheit beginnt. Die Reſultate dieſer Reiſen und Nachforſchungen ſind eine Menge von Beſchreibungen über den phyſiſchen, botaniſchen, mineralogiſchen, moraliſchen und politiſchen Zuſtand des Vaterlandes Franklins und Waſhingtons geweſen, die manchmal einſeitig genug ausgefallen ſind. Auf der andern Seite haben die Bewohner der neuen Republik erſt ſpäter es unternommen, ihren wahren innern Zuſtand umſtändlich und genau zu beſchreiben. Ihr Land iſt der Gegenſtand ihres Lieblingsſtudiums, ihrer Reiſen und ihrer Beobachtungen geworden. Die maleriſchen Gegenden deſſelben, die Seen, die majeſtätiſchen Ströme, die Waſſerfälle, die ungeheuern Wälder und die Seiten der jungen Geſchichte, haben nach und nach die Feder des Proſaiſten und die Leier des Poeten in Anſpruch genommen. Man kann die Statiſtik Wardens als den getreueſten Auszug aller beſtimmten Kenntniſſe über die vereinigten Staaten, bis zum Jahre 1816, betrachten. Seitdem haben mehrere Singedorne noch ihren Tribut zur großen Maſſe der bereits vorhandenen geographiſchen Mittheilungen über dies weit ausgedehnte Land dargebracht. Dazu gehört auch das Werk des gelehrten Dwight. Seine „naturgeſchichtlichen Bemerkungen“ ſind eben ſo treffend, als umfaſſend. Wir theilen einige der vorzüglichſten unſern Leſern mit.

„Ueberall, in den kleinſten wie in den größten Gegenſtänden, kann man die allumfaſſende Weisheit der Vorſehung nie genug bewundern. Sie hat nicht gewollt, daß die Entlaubung der Bäume ein Unheil für die Menſchheit werde. Bereits vor ihrem Fall haben die Blätter, ganz verſchieden darin von allen übrigen Gewächſen, die Vegetationsfeuchtigkeit verloren, und verwandeln ſich in Kurzem in ein vortreffliches Erdreich, den beſten Dünger, den man nur immer gebrauchen kann. Mitten unter dieſen ungeheuern Maſſen todter Blätter lagern die Pionniere der Civiliſation (wie man mit Recht in Amerika die Urbarmacher großer, oder Landſtrecken nennen kann) ohne die geringſte Gefahr, und ſehen unermüdet ihre Arbeiten fort. Eine andere nicht weniger bemerkenswerthe Thatſache iſt die, daß die Teiche und natürlichen Seen, die in dieſem Theile Amerika's ſehr häufig vorhanden ſind, durchaus keine giftigen Dünſte aushauchen. Ihre Ufer werden gefahrlos bewohnt, dahingegen die von Menſchenhand gegrabenen Schleuſen oder Kanäle ihre ſinkende Ausdünſtung über die ganze Gegend verbreitet, und oft ſehr gefährliche Fieber erzeugen. Die Urſache dieſer Verſchiedenheit beſteht darin, daß die natürlichen Teiche durch unterirdiſche Quellen genährt und immer in Bewegung erhalten werden, obgleich man das auf der Oberfläche nicht bemerkt; was in den Kanälen nicht ſtatt finden kann. Deshalb ſieht man ſie auch mit einer Art Haut oder grünlichem Schaum im Sommer überdeckt. Nach mehrern wiederholten Nachforſchungen hat ſich ergeben, daß dieſer Schaum eine Maſſe todter Halbthierchen ſei, die aus der Tiefe, in welcher ſie erzeugt werden und leben, aufwärts ſteigen, ſo daß man das Ganze mit vollem Rechte als eine thieriſche Verweſung betrachten kann.“

„Die Menſchen haben ihre Revolutionen nicht allein; auch die Pflanzen verändern ihre Dynaſtien

oft genug. In den amerikanischen Wäldern verschwinden ganze Völkerschaften unter dem Beile der neuen Bewohner; aber kaum sind sie gefallen, so erheben sich neue vegetabilische Nationen auf demselben Boden, und begründen ein neues Reich auf dem eben gestürzten ihrer Vorgänger. Da, wo majestätische Eichen vorher ihre schweren Zweige ausgestreckt hatten, strebt nun die schlanke Tanne empor, und erfüllt in Kurzem den ganzen Raum. Dieses Phänomen findet in den Wäldern von Neuengland und in mehrern andern Gegenden Nordamerika's häufig statt. Sehr oft werden die Landstrecken, über welche das Feuer seine Gewalt ausgeübt und die Urwaldung vertilgt hat, wie durch Zauberei mit neuen Gebüschen und Bäumen verschiedener Art überdeckt. Die Materialisten haben sich dieser Thatsachen bemächtigen und daraus den Beweisgrund aufstellen wollen, daß die Materie in sich selbst die chemische Macht enthalte, eine neue Vegetation, ohne den Zufluß des Samens, zu entwickeln und zu vervollkommnen. Dieser lächerliche Gedanke, der allein ein Seitenstück in den nicht minder seltsamen Ideen eines Azara, über eine „zufällige Vegetation" finden könnte, bedarf einer Widerlegung nicht."

„Zwei wichtige Thatsachen stellen diese Folge der Vegetation und dies Erscheinen neuer, vorher unbekannter Pflanzengeschlechter, in ein noch helleres Licht. Der Großvater des Doktor Dwight verließ vor länger als einem Jahrhunderte, der Streifereien der Wilden wegen, die Bebauung eines Feldes, das sich bald nachher mit Weißfichten bedeckte, jedoch nur so weit, als das Land früher beackert worden war. — Ein Richter aus dem Staat von Vermont benachrichtigte den Verfasser, daß in mehrern bebauten Feldern plötzlich eine große Menge „Kirschbäume" von einer ganz besondern Gattung emporgeschossen wären, ohne daß man sich erinnere, früher auf mehrere Tagreisen in der Runde einen Kirschbaum bemerkt zu haben."

„Die Heuschrecken zeigen sich ebenfalls in Nordamerika, wo sie regelmäßig alle sieben Jahre einmal erscheinen. Der gelehrte Naturforscher Kalm hatte schon früher dieselbe Bemerkung gemacht. Sie sind gewöhnlich sehr zahlreich, aber nicht verheerend, weil sie allein die Bäume in den Wäldern angreifen, und also nichts mit den morgenländischen Heuschrecken gemein zu haben scheinen, die eine der ägyptischen Landplagen waren. Sollte es vielleicht eine verschiedenartige Gattung sein? oder haben die Heuschrecken der neuen Welt noch nicht die Vortheile zu erkennen Gelegenheit gehabt, die ihnen von den Fortschritten des Ackerbaues dargeboten werden? Die Raupe scheint auch keine wesentliche Verwüstung anzurichten, und der Verfasser erinnert sich nur einer einzigen Invasion dieses gefährlichen Insekts. Sie war, in der That, wie die große Ueberschwemmung der nordischen Barbaren im Mittelalter in Europa. Das Heer war unzählbar, und marschirte in einer sehr verlängerten Linie. Die Hecken und Mauern setzten seinem Fortschreiten kein Hinderniß entgegen. Aber worauf man nicht gerechnet hatte, eben das hielt die Raupen in ihrem Vordringen auf. Die Rinnen des frischgepflügten Landes waren unübersteigliche Redouten für sie, weil die lockere Erde unter ihren Füßen nachließ, sie ermüdete, und endlich ihren Tod veranlaßte. Ihre aufgehäuften Kadaver verbreiteten einen solchen Gestank durch das ganze Land, daß man in ihm die Ursache der eben damals herrschenden bösartigen Fieber zu entdecken glaubte."

„Die hessische Fliege scheint eingebracht worden zu sein; wenigstens vermuthet man es, weil sie zuerst auf einer von einer Kolonie Hessen urbar gemachten Landstrecke, New-York gegenüber, sich zeigte. Sie verursacht ungeheuere Verheerungen, und bereiset alljährlich einen Raum von wenigstens zwanzig Meilen, weshalb man in Connecticut den Bau des Weizen fast ganz ausgehen zu lassen sich gezwungen gesehen hat, was ein großer Verlust für ein Land ist, wo diese Getreideart am besten gedieh. So oft man ihn jetzt säet, so oft erzeugt sich auch diese gefährliche Fliege, und erscheint in so großer Menge, daß die Aernte davon vollkommen aufgezehrt wird. Die hessische Fliege ist kleiner, als die gewöhnliche Mücke, und wenn sie auf der Erde sich befindet, ist man kaum im Stande, sie zu bemerken. Sie ist schwach, und kann sich auch gegen den geringsten Feind nicht vertheidigen. Dem ungeachtet erhebt dieses anscheinend so inoffensive Insekt, durch seine Verheerungen in den vereinigten Staaten, eine jährliche Taxe von mehr als zehn Millionen Dollars.

Die Bogs.

Man hat in der neuesten Zeit so mancherlei Vermuthungen über die „Bogs" aufgestellt, ohne daß man bis jetzt etwas Bestimmtes darüber mitgetheilt hat. Wir finden in einer „Reise durch Irland" folgende Stelle über diesen Gegenstand:

„Von Autrun nach Ballymena führt die Straße mitten durch einen sehr feuchten Landstrich, den die Irländer Bogs nennen. Die beständige Feuchtigkeit der Luft in diesem Lande, welche durch die Ausdünstung des Ozeans, der es von allen Seiten umgibt, noch unterhalten wird, gibt dem Boden eine ausserordentliche Vegetationsstärke. Die Erde bedeckt sich mit einer Art dicken Grases, dessen Halme im Winter abfallen und auf die Wurzeln einen Staub streuen, der, vom Nebel aufgeweicht, im nächsten

Digitized by Google

Frühling eine neue Lage Gras treibt, die im darauf folgenden Winter einer noch höhern Lage als Stützpunkt dient, und ſo erhebt ſich, wenn man es nicht verhindert, nach und nach ein neuer Boden von fünfzehn, zwanzig bis dreißig Fuß Höhe, der nicht genug Haltbarkeit hat, um darauf gehen zu können, und der, beinahe wie die arabiſchen Sandwüſten, ſeine Eroberungen über das bebaute Land ausdehnt. Dieſe Bogs ſchwellen gewöhnlich gegen die Mitte an, und wenn durch irgend eine Revolution in ihrem Innern, oder durch die Wirkung eines zu ſtarken Drucks, dieſe Mitte nachgibt, ſo entſteht dadurch eine allgemeine Bewegung in der Maſſe des Bogs, die ihn mehrere Fuß weit über ſeine Grenzen vordrängt, und die benachbarten Bewohner ſehen mit Verwunderung und Schrecken den Bog ihre Felder bedecken und die Bäume umſtürzen, die ſie gegen dieſes Vordringen beſchützen ſollten. Ein ſolcher Fall fand 1697 bei Charleville, in der Grafſchaft Limmerick, ſtatt. Lord Kames, der in Schottland mehrere ſolcher Ländereien beſaß, hat bewieſen, daß es möglich ſei, ſie dennoch zum Ackerbau brauchbar zu machen, und es iſt zu wünſchen, daß dieſes Beiſpiel Nachahmer finden möge.

„Im Grunde dieſer Bogs findet man eine große Menge von Hörnern eines Thiers, welches die Irländer „Wildor“ nennen, das aber mehr unter dem Namen „Mooſedeer“ bekannt iſt. Es ſcheint demnach, das dieſe Gattung Rennthiere früher in Irland exiſtirt habe, und daß ſie vielleicht durch irgend eine Veränderung in der Atmoſphäre vernichtet worden iſt. Man findet ſie jetzt nur noch in Neuholland. Die Weidſproſſen, die ſich alle Jahre erneuern, ſtehen bis auf eilf Fuß von einander und haben vier Fuß Höhe. Außer dieſen Hörnern findet man auch, in einer ziemlichen Tiefe, Eichen und Hölzer aller Art, von denen die Gebirge Irlands ehemals bedeckt waren, und deren Stämme in dieſen ſich bildenden Boden herabgerollt ſind.

Warum ich einäugig bin.

Warum ich einäugig bin, das kommt daher, weil ich nicht zwei Augen habe. Aber Spaß bei Seite, die größten Begebenheiten ſind oft durch die unbedeutendſten Urſachen herbeigeführt und veranlaßt worden. Wenn ich alſo einäugig bin, ſo liegt die Schuld nicht an mir, ſondern an dem Schuhmacher einer meiner geweſenen Freundinnen, und zwar blos deshalb, weil er ſeine Brille gebrochen hatte. Meine Freundin hatte mir einen Ort beſtimmt, wo ich ſie erwarten ſollte, um ſie in eine glänzende Geſellſchaft zu begleiten. Wir hatten uns ſeit langer Zeit auf ein Duo geübt, welches wir dort zuſammen ſingen wollten. An demſelben Tage ſollte ihr Schuhmacher ihr ein Paar neue Schuhe bringen, die unumgänglich nothwendig zu einem neuen Anzuge waren, der für dieſen Abend beſtimmt war. Aber unglücklicherweiſe hatte Krispins Jünger am Tage, wo er ihr Maaß genommen, ſeine Brille zerbrochen, und brachte ihr nun ein Paar Schuhe, die ſehr niedlich, aber klein waren. Man widerſtebt dem Verlangen nicht, zu ſie anzuprobieren. Sie drücken ſehr; aber der Schuhmacher verſichert, daß ſie im Gehen ſich ſchon erweitern werden. Nichts iſt hübſcher, als ein kleiner Fuß; man behält alſo die Schuhe, und verſucht in ihnen, obgleich ein wenig hinkend, auszugehen. Aber meine Freundin vermag nicht die Treppe hinabzugehen, um den Wagen zu erreichen. Sie leidet fürchterliche Schmerzen, und fühlt ſich endlich verwundet. Zornig wirft ſie die Schuhe ins Feuer und beſchließt nicht mehr in die Abendgeſellſchaft zu gehen. Ich warte lange Zeit, und vermuthend, daß wir uns verfehlt haben können, verfüge ich mich zu jener Verſammlung, mit der unerſchütterlichen Hoffnung, dort meine Freundin zu finden. Aber ſie iſt nicht dort, eine Stunde iſt vorübergegangen, und ſie iſt nicht erſchienen. Die Ungeduld bemächtigt ſich meiner, die Muſik iſt mir zuwider, das Spiel hat nichts Anziehendes für mich. Ich nehme meinen Hut und ſtehle mich in ſehr übler Stimmung fort

Ohne recht zu wiſſen wie, ſtehe ich vor Melpomenens Tempel, nehme mein Billet und laſſe mir eine Loge öffnen. Nebenan zeigt ſich ein hübſches Geſicht, das einem jungen etwa zwanzigjährigen Frauenzimmer gehörte. Es war mit vielem Geſchmack gekleidet, und hatte einen Herrn, mit einem großen Schnurrbart, zur Seite, der eben nicht ſehr ſonderlich erfreuet zu ſein ſchien, daß ich ſeine Dame ſo aufmerkſam betrachtete. Aber ich war dergeſtalt zerſtreut, daß ich mich ſchon in jener Loge und an der Seite jenes Frauenzimmers befand, deſſen ſchöne Augen mir ein unausſprechliches Vergnügen machten, ohne mich weiter um die zornigen Augen ihres Begleiters zu bekümmern. Aber dieſer bekümmerte ſich deſto mehr um mich, und da die Dame oft lächelte, wobei ſie die ſchönſten Zähne von der Welt zeigte, und eben nicht unzufrieden zu ſein ſchien, der Gegenſtand meiner Aeugeleien zu ſein, ſo erhob er ſich und ſagte mit trotziger Stimme zu mir, daß ich die Dame genirte und ihr viel zu nahe komme. Da nun dieſe zu dem Allem kein Wort ſagte, ſo entgegnete ich dem Herrn, daß ich nicht fürchte, ſeiner ſchönen Begleiterin beſchwerlich zu fallen. Dem ungeachtet beſtand er darauf, daß ich mich zurückziehen ſolle, wozu er ſich ſogar unterſtand einige Drohungen zu fügen. Ich war nicht zerſtreut genug, ſie für gut anzunehmen, und forderte Genugthuung von ihm, die er mir dann auch bis am nächſten Morgen verſprach.

„Wir fanden uns faſt zu gleicher Zeit auf dem

Digitized by Google

Kampfplatze ein. Ich schoß zuerst und verfehlte meinen Gegner. Er legte an, und schickte mir eine Kugel ins Auge.... Das ist meine Geschichte, und man überzeugt sich leicht, daß wenn jenes Frauenzimmer, das mit mir singen wollte, sich eingefunden, oder wenn ihr Schuhmacher ihr nicht enge Schuhe gebracht, oder vielmehr, wenn er beim Maaßnehmen nicht seine Brille gebrochen hätte, ich heut nicht einäugig sein würde.

Statistische Uebersicht der königlich-sardinischen Staaten.

Nach den neuesten Zählungen, welche offiziel in den piemontesischen Zeitungen bekannt gemacht worden sind, ist die Bevölkerung der königlich-sardinischen Staaten auf dem Festlande folgende:

Provinzen.	Distrikte.	Einwohner.
Savoyen:	Eigentliches Savoyen, Ober-Savoyen, Carouche, Chablais, Faucigny, Genevois, Maurienne, Tarantaise	501,165
Turin:	Turin, Biella, Ivrea, Pinerolo, Susa	764,552
Cuneo:	Cuneo, Alba, Mondovi, Saluzzo	521,631
Alexandria:	Alexandria, Acqui, Asti, Casali, Tortona, Voghera . .	547,662
Novara:	Novara, Lumellino, Ossola, Pallanza, Valsesia, Vercelli	481,450
Aosta:	Aosta	71,096
Nizza:	Nizza, Oneglio, San-Remo	201,538
Genua:	Albenga, Bobbio, Chiavari, Levante, Novi, Savona*) .	583,233
	Im Ganzen:	3,673,327
Dazu die Bevölkerung der Insel Sardinien nach den von Gioratio mitgetheilten neuesten Zählungen		490,087
Und die der Insel Capraja		3,000
Folglich beläuft sich die Bevölkerung der ganzen Monarchie auf		4,168,114

Die Hauptstadt Turin, die vor der französischen Revolution 80,000 Einwohner hatte, zählte im Jahre 1814 deren nur 74,000. Seit der Restauration und der Rückkehr des Königs hat sie sich plötzlich wieder erhoben, so daß man jetzt 107,338 Seelen zählt.

Neue Sündfluth des Landes der Kimbern und Teutonen.

Die hohe Fluth am 4 Februar d. J., durch einen sehr heftigen Nordwestwind noch mehr verstärkt, hat auf den Küsten von Schleswig, Holstein, Hannover, Oldenburg und Holland, bis zum Texel, große Verheerungen angerichtet. Ueberall sind die starken Dämme durchbrochen und die niedrigen oder Marschländer überschwemmt worden. Das Innere von ganz Nordholland, das nur allein aus ausgetrockneten Seen besteht, ist mit Meerwasser angefüllt worden. Die Insel Schockland war ganz verschwunden und erhebt sich nur allmälig wieder aus der Fluth. Emden hat viel gelitten, das Land rings umher glich der offenen See, und die Gewässer reichten fast bis Aurich hinauf. Die Leuchthürme der Inseln Wangeroog und Neuwerk sind umgestürzt, im fruchtbaren Lande von Hadeln stehen zwölf Quadratmeilen unter Wasser, und 50,000 Personen befinden sich ohne Obdach. Die ganze nach Nordwest gewendete Küste hat durch diesen vereinten Druck des Windes und der Wellen ungeheuer gelitten, dahingegen auf den nach Norden oder Süden gerichteten Gestaden die Verheerungen nicht so bedeutend sind.

Dadurch bietet sich natürlicherweise eine neue und nicht ganz verwerfliche Erklärung der sogenannten Sündfluth der Kimbern dar. Warum sollte es unmöglich und unannehmbar sein, daß eine hohe Fluth, wie die des 4 Februars, oder wie die, welche den Landstrich verwüstet hat, wo sich jetzt der Dollartee befindet, die Ursache der alten, vielbesprochenen nordischen Ueberschwemmung gewesen sei? Wenn solche Ereignisse die Zivilisation erschrecken und die durch sie vervollkommnete Nacht der Menschen über den Haufen werfen, um wie viel mehr mußten sie ihre Gewalt einem Volke südlicher machen, das beinahe noch im primitiven Zustand des Menschengeschlechts lebte! —

F. Häckerling.

Man weiß, daß es leider der allgemeine Gebrauch ist, die Großen auf eine eben so abgeschmackte als unsinnige Weise anzubeten. Welchen Begriff sollen sie von den Menschen sich machen? Alles was die frechste Schaamlosigkeit nur immer zu ersinden vermag, wird aufgeboten, den Abgott des Tages zu schmeicheln, der vielleicht morgen ein Gegenstand der Verachtung und der Verleumdung für dieselben elenden Geschöpfe sein kann, die heute noch vor ihm im Staube gekrochen sind. Eine der merkwürdigsten Redewendungen, deren sich jemals diese niedrige Schmeichelei bedient hat, rührt von einem ehmaligen Präfekten von Arras her. Als Napoleon durch diese Stadt kam, bewillkommnete ihn jener mit einer Rede, die mit folgenden Worten begann: „Gott schuf Bonaparte und — ruhete aus!“ Die Bewohner der Stadt, denen es nicht am Mutterwitz gebricht, lachten über diese Dummheit

*) Es scheint, daß der Distrikt Genua hier nicht mit inbegriffen, oder die Anführung des Namens übersehen worden sei.

Digitized by Google

und sagten: Gott, um besser auszuruhen, schuf den Stuhl (La Chaise), wobei sie auf den Namen ihres Präfekten, der La Chaise hieß, Anspielung machten. Derselbe Beamte wollte den Park illuminiren, um aber nicht zuviel Geld dafür auszugeben, versammelte er ein Hundert Rekruten und band jedem eine Laterne auf den Rücken, mit der sie, aufs Kommando, sich überall hinbegeben mußten, wohin sich der Kaiser verfügte, der nicht wenig erstaunt war, eine Illumination regelmäßig manövriren zu sehen.

Als die Franzosen sich der Stadt Genf bemächtigten und dieselben ihrer Freiheit und Unabhängigkeit beraubten, wurden die Adler, die als Sinnbilder der in dem Wappen der Republik befindlichen, in einem hölzernen Käfichte nahe beim Holzhafen aufbewahrt wurden, aus demselben entlassen und flogen davon, weit man es vorzog, sie auf solche Weise zu entledigen, als daß sie den Unterdrückern in die Hände fallen, und zum Siegeszeichen dienen sollten. Die Freiheit hatte diese Adler zu Sklaven gemacht, und die Sklaverei gab ihnen ihre Freiheit wieder. Was hatten sie gethan, um in einen Käfich eingesperrt zu werden, was, um sich der Freiheit wieder zu erfreuen? Wird die große Masse der Nationen nicht manchmal auf eben dieselbe Weise behandelt? — Man bemerke, daß, seitdem Genf seine Freiheit wieder erlangt hat, die Adler auch wieder in ihr enges Gefängniß eingesperrt worden sind.

Der bekannte französische Weltumsegler Bougainville machte den Krieg in Kanada gegen die Engländer mit. Bei der Stürmung des Forts von Ticonderago erhielt er eine matte Kugel an die Stirn und stürzte als todt nieder. Ein Offizier rief dem General von Levis, der sich ganz in der Nähe befand, und der den Gefallenen sehr liebte, klagend zu: „Ach mein Gott! Bougainville ist todt!“ — Nun so wird er morgen mit den Andern begraben! entgegnete der General, der seinen Soldaten dadurch ein Beispiel von Kaltblütigkeit geben wollte. Indessen war Bougainville nicht todt, sondern nur durch den Schlag betäubt. Er hatte dies Zweigespräch mit angehört und richtete sich zornig, obgleich mit vieler Mühe, auf. „General,“ sagte er, es scheint mir, daß Sie sich bald über meinen Tod zu trösten vermögen; aber diesmal sollen Sie doch das Vergnügen, mich mit den Andern zu beerdigen, noch nicht haben.“

Unter Ludwig XV von Frankreich lebte ein gewisser Graf von Saint-Germain, der die sonderbare Schwachheit hatte, für sehr alt gehalten werden zu wollen. Er sagte eigentlich nie bestimmt, wie alt er sei, aber er ließ bei jeder Veranlassung vermuthen, daß er schon die Begebenheiten mehrerer Jahrhunderte gesehen habe. Man sah ihn in den vornehmsten Häusern aus- und eingehen und selbst öffentlich am Hofe erscheinen. Seine Unterhaltung war angenehm und belehrend, und deshalb sehr gesucht. Es scheint, daß er in seinen jungern Jahren viel gelesen und sich daraus ein eigenes System gebildet habe, welches er mit seltener Originalität befolgte. Fragte man ihn z. B. was er von der Katharina von Medizis denke? so antworte er: „Ich habe sie studiert und gefunden, daß sie einen guten Metzgerhund hätte abgeben können.“ Von Karl dem Großen? — „daß er einem Jesuitercollegium Ehre gemacht haben würde.“ Von Nero? — „daß er ein Scheusal, aber dennoch ein legitimer Monarch gewesen sei.“ Und von Epaminondas? — „daß er ihn noch heute als seinen besten Freund bewehne.“ Die Frau von Angivilliers hörte ihn einst eine sehr hübsche Melodie auf dem Klavier spielen, und befragte ihn um den Namen des Verfassers derselben. „Ich erinnere mich dessen nicht mehr,“ antwortete er sehr wohl, „obgleich ich ihn vor Kurzem, das heißt um Christi Geburt, noch gewußt habe; aber so viel ist gewiß, daß er mir schon zur Zeit des Einzugs Alexanders des Großen in Babylon, wo er mir zuerst zu Ohren gelangt ist, bekannt war.“

Wenn man einer Thatsache gedenkt und sie die Ursache einer andern nennt, bloß weil jene dieser vorangegangen ist, so ist es grade dasselbe, als wenn man behaupten wollte, daß die Römer die Eroberung des Erdballs gemacht haben, weil sie bei den heiligen Hühnern sich Raths erholten. Man muß vielmehr aufs Strengste beweisen können, daß die Wirkung aus der Ursache entsprossen ist. — Auf der frühern Grenze der Schweiz und der von Savoyen, liegt am Fuße des Berges Saleve ein großes Dorf, Chênes genannt, das zur Hälfte von katholischen Einwohnern bevölkert wird, die vor einigen Jahren auch zu Savoyen gehörten, jetzt aber dem Kanton Genf zugetheilt worden sind, zur andern protestantisch waren und bereits zu letzterm gehörten. Da brach einst, als jene Trennung noch statt fand, im katholischen Theile Feuer aus, und drohete ihn ganz in Asche zu legen. Die Bewohner desselben hatten nichts Eiligeres zu thun, als sich zur Kirche zu begeben und zu beten, was sie auch so lange thaten, bis ihre protestantischen Nachbarn mit unsäglicher Mühe das Feuer gedämpft hatten. Die Einen schrieben das nun der Wirkung ihres Gebets, die Andern ihrer Thätigkeit zu. — Wir räsonnieren oft auf dieselbe Weise bei den wichtigsten Angelegenheiten und in den größten Feuersbrünsten.

In mehreren Biographien Napoleons befindet sich ein Zug, der ihm nicht gehört und auch niemals von ihm anerkannt worden ist. Dieser Zug wird folgen-

Digitized by Google

dermaßen erzählt. In der Militärschule, in welcher Bonaparte sich befand, sollte ein Luftballon losgelassen werden. In demselben Augenblicke, wo der Luftschiffer sich losmachen wollte, um zu steigen, stürzte sich ein Zögling der Schule mit bloßem Degen durch die Zuschauer; rechts und links um sich schlagend, und ihre Schultern zur Leiter gebrauchend, gelangte er bis zum Nachen, aus welchem er den Herzog von Orleans, der ebenfalls die Fahrt versuchen wollte, mit dem Degenknopfe stieß. — Aber dieser Zögling war nicht Bonaparte, sondern ein gewisser Dupont du Cambon, der dieses Auftritts wegen, auf besondern Befehl des Königs, ins Gefängniß geworfen und einige Wochen lang bei Wasser und Brod gehalten wurde. Was das Auffallendste dabei war, so verlangten mehrere Obersten, die durch die Zeitungen von dieser Begebenheit unterrichtet worden waren, den Held derselben in ihre Regimenter, und er erwählte, nach seiner Freistellung, das Regiment von Touraine, dessen Oberst der Vicomte von Mirabeau war. Als er bei seinem Korps angekommen war und merkte, daß man ihm einige Proben vorbehielt, kam er allem dem durch folgendes Mittel zuvor. Er kaufte ein Faß Pulver, befestigte eine Lunte an demselben und setzte sich darauf. Sodann lud er einen seiner Kameraden, der ihm der ärgste Renommist schien, ein, sich ebenfalls aufs Faß zu setzen und wie er eine Pfeife Tabak zu rauchen, die mit der obgedachten Lunte angezündet werden sollte. Man war nach einer solchen Probe nicht lüstern und ließ ihn in Ruhe. Er machte allerlei unsinnige Streiche und zermalmete Glas mit den Zähnen zum Zeitvertreib. Statt auszuwandern während der Revolution, wie die meisten Offiziere seines Regiments, oder auf seinem Posten zu bleiben, wo er wahrscheinlich schnell gestiegen sein würde, durchzog er Frankreich und Spanien, mit einem Hunde und einer Guitarre, auf der er sehr mittelmäßig klimperte. Zu Madrid bezahlte er viel Geld, um in Stierkämpfen eine Rolle zu spielen, und sich mit diesen wilden Thieren zu messen. Wenn er sich in Gefahr sah, so stellte er seinen Fuß dem Stier zwischen die Hörner, und sprang behend über ihn hin. Das war der Karakter eines Menschen, dem man mit großer Leichtgläubigkeit viel Energie und Tapferkeit zugeschrieben hatte, und der weiter nichts, als eine gute Dosis Tollkühnheit mit einer unüberwindlichen Faulheit und einer großen Gleichgültigkeit für sein Leben besaß.

Die Höflinge des Kaisers Augustus stellten ihm einen jungen Griechen vor, der ihm Zug für Zug täuschend ähnlich war. Der Kaiser betrachtete ihn lange Zeit und fragte ihn endlich lächelnd: ob wohl seine Mutter manchmal nach Rom gekommen wäre? — Nein! erwiederte die Grieche, aber mein Vater hat oftmals dies Glück gehabt.

Ein Bischof hatte einen Schrank mit dem reichsten Silbergeschirr, das ein wahrhaftes Meisterstück war, ausschmücken lassen, und zeigte es mit Wohlgefallen allen Denen, die ihn besuchten, mit dem Beifügen: daß er es nur bloß darum angeschafft habe, um im Nothfalle den Armen dadurch beistehen zu können. Nichts für ungut, sagte Jemand unter den Anschauern, zu solchem Zwecke hätte der gnädige Herr wohl auch füglich noch die Façon ersparen können.

Man fragte Pélisson, was er von einem sehr alten und sehr geistreichen Manne denke, mit dem er so eben gesprochen habe? „Meiner Treu!“ sagte er, „er kommt mir grade vor wie ein altes Schloß, in dem die Gespenster hausen.“

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Kunst.

Fortsetzung der Uebersicht der Gemälde-Gallerie des Herrn Grafen von Bentzel-Sternau.

Adam Elzheimer. Eine Nachtlandschaft, staffirt mit der Flucht nach Aegypten. Vierfacher Lichteffekt. Auf Kupfer. 7 Zoll hoch und 8 Zoll breit. — Den Effekt vier verschiedener Lichter hervorzubringen, ist eine der schwierigsten Aufgaben, die allein von einem Meisterpinsel gelöset werden kann. Die Vorszene zeigt uns die Flucht. Maria auf dem Esel mit dem Kinde, dicht in den blauen Mantel gewickelt. Joseph, eine Fackel tragend, geht neben ihnen. Von dieser Fackel rührt die Beleuchtung der ganzen Vorderaruppe her, die sich im Schatten eines hohen, thurmähnlichen Gebäudes befindet, hinter dem der Vollmond über dichtes Gebüsch emporsteigt, und seinen magischen Schein über den Himmel und den ganzen Theil der Landschaft auf der rechten Seite verbreitet, mit Ausnahme des Punkts, wo die Waldung seine Scheibe verbirgt, wo ein Feuer sprüht, um welches sich mehrere ganz roth erscheinende Personen befinden, und dessen Lohe den Baumschlag ringsum und die Erde überdeckt. Hinter dem Hause endlich, wo noch dunkle Nacht herrscht, weil nicht nur das Gebäude selbst, sondern auch ein sehr dichter Wald die Verbreitung des Mondes und der Feuerhelle verhindern, dringt ein Lichtschein durch die geöffnete Thür des Hauses selbst hervor, und erleuchtet sparsam den Weg, auf dem man ein Weib zu Pferd, ein anderes zu Fuß und einen Hund erblickt. Ein matter Schimmer läßt das Laub der nahen Bäume unterscheiden. — Es ist viel Verstand und ein ausserordentliches Studium in diesem Gemälde. Die

Digitized by Google

reifende Gruppe ist meisterhaft. Sie ist der Hauptgegenstand, auf dem zuerst die Blicke haften. Die Gluth der Fackel fällt unmittelbar auf das Gesicht der Jungfrau und des Kindes, die deßhalb zu strahlen scheinen; sie brennt auf dem rothen Mantel des Begleiters, so wie auf der Erde in der nächsten Umgebung, und schimmert leicht in der Entfernung fort. Die Schlagschatten an dieser Gruppe sind unübertrefflich schön. Der Glanz, den das Mondlicht verbreitet, hat etwas Zauberisches und Aetherisches, das wie mattes Silber auf einen Gegenständen ruht, ohne ihnen im mindesten ihre natürliche Farbe zu rauben. Die Röthe des Feuers bietet, eben mit diesem Lufthauch, den wunderbarsten Kontrast dar; aber er ist nicht schroff abgerissen, sondern verschmilzt allmälig damit. Das Licht aus dem Hause erleuchtet nur den Punkt, der davon unmittelbar betroffen wird, und läßt alles übrige im vollkommensten Schatten. Die Zeichnung ist rein und korrekt und die Idee auf glücklichste ausgeführt. Das Kolorit ist in Haltung und Ton dem Zauber des Ganzen entsprechend.

Garofalo. Die Madonna mit dem Kinde und dem kleinen Johannes. Kniestück, auf Holz. 7 Zoll hoch und 5 Zoll 5 Linien breit. — Das Christkindlein, auf dem Schoose der Mutter und auf ihrer linken Hand sitzend, legt seine beiden Händchen auf ihre Brust und blickt gegen den Johannes hin, der es, mit dem Kreuze im Arm und mit gefalteten Händen, anbetet. Die Madonna neigt sich, im Nachdenken versunken, dem Heilande zu. Die Bearbeitung des Gegenstandes ist hübsch und das Kolorit warm. Der Ausdruck im Gesichte des Johannes ist bedeutend und verständlich. Die etwas rohliche Haltung des Ganzen läßt auf den ersten Blick die Oekonomie des Bildes erkennen. Der Hintergrund wird durch eine einfache Landschaft ausgefüllt.

Alterthümer.

Eine zu Worcester im Staate Massachusett unter dem Titel „Archaeologia americа“ erscheinende Zeitschrift enthält einen sehr interessanten Aufsatz über die alten Denkmäler eines Volks, welches vor der Invasion der Delawaren oder der Lenni-Lenapen, und der Irokesen oder Minquen, die es unterjochten, zweihundert Jahre vor der Entdeckung Amerika's durch Christoph Columbus aus diesen Gegenden vertrieben, die hier des Ohio bewohnte. Man hatte bereits zahlreiche Spuren seines frühern Aufenthalts entdeckt, wie z. B. mehrere liebertreffe von Wohnungen und verschanzten Lagern; aber die beiden zuletzt aufgefundenen Denkmäler übertreffen alles Frühere bei weitem. Es sind zwei Götzenbilder, die, in jeder Betrachtung, an die altasiatische Mythologie erinnern. — Das erste besteht aus drei im Dreieck vereinigten Köpfen, und gleicht jenen Gestalten der indischen Dreieinigkeit, die man nicht selten in den Kabineten der Alterthumssammler sieht. Zwei dieser Köpfe tragen die Spuren der Tatowirung. Das andere Bild hat die Füße und die Stellung jener Burhans, oder himmlischen Geister, die man bei den Buraten, den Kalmuken und andern mongolischen Horden findet, und von denen Pallas in seinem Werke eine Zeichnung geliefert hat. Mehrere auf der Brust eingegrabene Figuren deuten für tibetanische Charaktere gehalten werden. Diese Denkmäler scheinen eine gewisse seltsame Verbindung zwischen den asiatischen und nordamerikanischen Völkern anzudeuten. Mehrere gelehrte Sprachforscher hatten bereits bemerkt, daß eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den Mundarten jener Punkte der beiden Erdtheile statt finde.

— Die Personen, welche die amerikanische Landerexpedition zur Entdeckung der möglichen Durchfahrt aus dem nordöstlichen in das nordwestliche Eismeer, unter dem Befehle des Kapitäns Franklin, unternehmen sollen, haben sich im Februar zu Liverpool eingeschifft, um sich nach Amerika zu begeben. Ihre zu lösende Aufgabe besteht darin, dem Lauf des großen Mackenzieſtroms zu folgen, und sobald sie an seiner Mündung angelangt sind, sich in zwei Truppen zu theilen, wovon die eine sich nach dem Coppermineſluß zu begeben hat, und zwar am Ufer des Polarmeers entlang, während die andere sich nach West wenden und dem Ufer folgen soll, daß, wie man vermuthet, sich vom Mackenzieſtrom bis zur Behringsstraße erstreckt.

— Nach dem Berichte, den die „Zentral-Kommission der geographischen Gesellschaft zu Paris“ über die Denkschrift Carnots, betitelt: „Geometrische Messung der Höhe einiger Gipfel der Alpen über die Meeresfläche (mesure géométrique de la hauteur au-dessus de la mer, de quelques sommités des Alpes)“ abgestattet hat, wird die Höhe von fünf der vorzüglichsten Gipfel auf folgende Weise bestimmt:

Mont-Blanc . . .	4,814 Meter,	2. =	14,820 Fuß.
Mont-Rosa . . .	4,636 —	5. =	14,272 —
Mont-Iseran . . .	4,045 —	=	12,452 —
Mont-Viso . . .	3,536 —	=	11,809 —.
Roche-Melon . . .	3,526 —	=	10,554 —

— Im Jahr 1812 hatte Moskau vor dem Brande nur 9158 Häuser. Davon wurden 6341 gänzlich in Asche gelegt. Seitdem sind 8027 neu erbaut worden, so daß die Stadt jetzt über 10,000 Gebäude enthält. Die Bevölkerung belief sich 1824 auf 234,354 Seelen, wovon 14,724 Adeliche, 3101 öffentliche Beamten, 4355 Geistliche, 12,104 Kaufleute, 2385 Fremde, 28,029 Bürger, 10,354 Handwerker, 1854 Fabrikanten, 1852 Fuhrleute, 53,541 Dienstboten, 72,758 Bauern und 19,204 als vermischten Klassen.

— Täglich entwickelt sich die Industrie in neuen Entdeckungen, oder durch neue Anwendungen älterer Entdeckungen, immer mehr. Seit einigen Jahren hat der Gebrauch des Eisens eine große Ausdehnung gewonnen, und man bedient sich jetzt dieses Metalls statt des Holzes oder des Mauerwerks bei sehr vielen Gegenständen. Man hat nach und nach Dachstellen, Schiffsböden, Brücken, Wasserkasten, Stricke, Wege u. s. w. von Eisen gemacht. Aber ein wirkliches Wunderwerk in dieser Art ist letzthin zu Liverpool erbaut worden. Es besteht aus einer Kirche, in der die Pfeiler, Decken, Thüren, Fensterrahmen, die Kanzel und alle innern und äußern Verzierungen aus gegossenem Eisen sind. Die Länge des Schiffs mißt 119 Fuß und die Breite 47, woraus man schließen kann, nach welchem großen Maassstabe alle übrigen Gegenstände bearbeitet sind. Man ist sehr neugierig, zu sehen, welches die Wirkung der magnetischen Phänomene auf dieses eiserne Gebäude sein wird, und ob, bei gewissen Umständen, eine galvanische Kraft nicht durch die Verarbeitung, einer so großen metallischen Masse hervorgebracht werden sollte.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 31. Zweiter Jahrgang 1825. 3 August.

Der gegenwärtige Zustand der Insel Cuba.

Nach vertrauten Mittheilungen.

Non ignora . . . . disco.
Virg.

Wer je in der Nähe eines Vulkans gewohnt hat, wo Feuer und Donner in den Eingeweiden der Erde wühlen, wo ein krampfhaftes Zucken der Oberfläche einen nahen Ausbruch der verheerenden Masse verkündet, wo einzelne Blitze, aus Abgründen emporzischend, und die dunkle Nacht der Ungewißheit mit ihrer gewaltigen Gluth durchkreisend, täglich, stündlich, augenblicklich die schwere, entscheidende Krisis herbeiführen können, der wird sich einen Begriff von unserer Lage, auf diesem ehemals so glücklichen Eilande, zu machen im Stande sein. Schwäche, Zwietracht, Eifersucht im Innern, fremder Einfluß, zweifelhafte Rathschläge, heimliche Befeindung von Aussen, das ist unser Zustand im Allgemeinen. Aber wer vermöchte es, alle die Einzelnheiten namhaft zu machen, die unsere Existenz zu einer wirklichen Vorhölle umgestalten! Glücklich der Privatmann, der keinen Antheil an allen diesen politischen Neckereien nimmt, der, bloß seinen merkantilischen Vortheil im Auge behaltend, nur in so fern um den Schwung der öffentlichen Angelegenheiten sich bekümmert, als er dadurch für den drohenden Verlust des mühsam Erworbenen sich zu verwahren vermag. Die Pflichten seines Gewerbes beschäftigen ihn unablässig den ganzen Tag hindurch, Sonn- und Feiertage nicht ausgenommen. Lange vor Sonnenaufgang von seinem Lager sich erhebend, sinnt er, mit einer Cigarre im Munde und zwischendurch eine Schale bittern, kalten Kaffee ausschlürfend, über die Geschäfte des Tages nach. Sobald die Morgenröthe emporddämmert, werden die Sklaven und deren Aufseher nach den verschiedenen Arbeitsplätzen gesendet. Sodann werden die Kranken besucht, und nachgesehen, ob sie an Kräften zu- oder abnehmen und bald wieder zur gewöhnlichen Beschäftigung verwendet werden können, oder nicht. Nachher geht es zu Fuß oder zu Pferde auf die Inspektion der mannigfachen Arbeitszweige, bis zum Frühstück um 9 oder 10 Uhr. Darauf folgt eine Ruhestunde, an welche sich häusliche Geschäfte reihen, nach deren Beendigung eine abermalige Inspektion vorgenommen wird, die sich bis zum Mittagessen, um 3 oder 4 Uhr, ausdehnt, und oft auch nachher noch fortgesetzt wird, bis die Nacht anbricht, wo die Kranken abermals besucht, die Berichterstattungen der Aufseher angehört, und Anordnungen für den folgenden Tag gemacht werden. Zwischen 8 und 9 Uhr endlich wird die nächtliche Polizeirunde vorgenommen. So geht es einen Tag und alle Tage. Selten unterbrechen Besuche aus der Nachbarschaft die gewohnte Ordnung, seltener noch finden gegenseitige, freimüthige Mittheilungen über die öffentlichen Angelegenheiten statt. Der Pflanzer, auf die Gesellschaft seiner Schwarzen beschränkt, hat von der Litteratur keinen, oder doch nur einen sehr beschränkten Begriff. Einige haben zwar eine kleine Bibliothek; aber sie enthält meistentheils nur naturgeschichts-

Digitized by Google

liche, geographische, mathematische, mechanische und medizinische Werke. Die politischen Raisonnements sind davon ausgeschlossen, und die Gegenstände der Religion werden allein nur in den allerbekanntesten Gebetbüchern geduldet. Nächst den spanischen Werken findet man die englischen Bücher am meisten, dahingegen die deutschen und französischen äusserst selten sind. Doch hat ein wohlhabender Privatmann bei St. Theresia, ein Schweizer von Geburt (aus Lenzburg, im Kanton Aargau), in der letzten Zeit das Wichtigste aus der neuern deutschen Literatur, vorzüglich im Fache der Technologie und der Landwirthschaft, durch die Vermittelung seiner vaterländischen Freunde, sich zusenden lassen.

Von vier Staatsveränderungen, die in den letzten Zeiten auf Cuba schnell hinter einander statt gefunden haben, sind die meisten nicht nur ohne Blutvergiessen, sondern auch, einigen unbedeutenden Lärm abgerechnet, auf die glimpflichste Art von der Welt abgelaufen. Die Kreolen, welche die Mehrzahl der spanischen Einwohner auf der Insel ausmachen, sind zwar, wie beinahe alle Kreolen, ein flüchtiges, heftiges, prahlerisches und hochmüthiges Völkchen; aber im Grunde weder boshaft noch blutdürstig, ausgenommen die Hefe des Pöbels, die jedoch überall die nämliche ist. Die grösste Zahl ist unwissend, und von Kindheit an gewöhnt, blindlings zu gehorchen. Eben so allgemein ist es ihr angeerbt, sich mit Vergnügen der gemeinen Art und mit allen den Mitteln zu beschäftigen, durch welche man nur immerhin Geld erwerben kann, ohne sich um etwas Höheres zu bekümmern. Bei den aus dem Mutterlande herüberposaunten neu- und hochklingenden Worten von Vaterlandsliebe, Volksrechten, Konstitutionen, Heroismus u. s. f. spitzten zwar einige der Zarthörendsten ihre Ohren; weil sie aber im Grunde nicht wußten, was sie daraus machen sollten, und Niemand da war, der sie ihnen erklären konnte, weil ausserdem eine neue Ordnung der Dinge, gut oder schlecht, nicht ohne mannigfache Unordnung bei einem Volke eingeführt werden konnte, welches erst noch das Buchstabiren seiner neuen Gesetze erlernen sollte, so waren sie des wenig belustigenden und uneinträglichen Spiels bald überdrüssig und gern geneigt, sich die Wiedereinsetzung aller möglichen Legitimitäten ganz gleichgültig gefallen zu lassen. Die europäischen Spanier auf der Insel benahmen sich beinahe eben so, wie ihre Brüder in Europa, und vielleicht etwas gelassener und würdiger; da sie aber nur die bei weitem kleinere Zahl der Einwohner ausmachen, so werden sie von den Kreolen mit Eifersucht beobachtet, und lassen sich auch gern Alles gefallen, wenn man ihnen nur nicht das Gelderwerben erschwert. Von den Schwarzen wird, der ansehnlichen weißen Bevölkerung wegen, nicht früher etwas zu befürchten sein, als bis sich die Weißen selbst entzweien, und, wie ehemals in St. Domingo, eine Partei derselben gegen die andere sich bewaffnet, was indessen so bald nicht zu befürchten ist.

An guten Erziehungsanstalten fehlt es auf Cuba durchaus. Das Klima, in der Nähe der Wendezirkel, scheint der Gelehrsamkeit und den Gelehrten mehr als abhold, es scheint ihnen tödtlich zu sein. Von mehrern Versuchen, Institute, wie sie in Europa bestehen, in den englischen, französischen und andern Kolonien zu errichten, ist bis jetzt keiner gelungen. Einige der südlichen Staaten von Nordamerika haben zwar den Grundsatz zu kostspieligen Anstalten dieser Art gelegt, und alles Mögliche angewandt, um sie in Kredit zu erhalten; aber auch dort haben diese Unternehmen nicht gelingen wollen, und die Aeltern, welche die Mittel dazu haben, lassen ihre Söhne, nachdem sie unter ihren Augen den ersten Unterricht genossen haben, ihre Studien in den nördlichen Provinzen fortsetzen. Ein anderer Umstand verhindert auf Cuba die Einführung einer vernünftigen Erziehungsmethode. Obgleich hier von den frères ignorantins und den Jesuiten die jetzt noch nicht die Rede gewesen ist, so gibt es doch eine andere Klasse von Menschen auf der Insel, die ihnen an Anmaßlichkeit und Unwissenheit wenig nachstehen wird. Dies sind die einheimischen sogenannten Gelehrten (Geistliche), die alle moralischen Laster und Gebrechen der Nichtzivilisation in einem noch höhern Grade besitzen, als das Volk, das sich von ihnen blindlings lenken und leiten läßt. Demnach kann man sich leicht denken, wie aufgeklärte, unterrichtete Männer in diesem Lande aufgenommen werden dürften, und welche Rolle sie und ihre Anstalten in demselben spielen würden.

Der westliche Theil von Cuba wird von einer Gebirgskette durchschnitten, die, der äusserlichen Form nach, dem Jura zwischen Solothurn und Brugg gleicht, ungefähr 22 Stunden von der Havannah und drei Stunden von St. Theresia entfernt ist, und deshalb von den Schweizern, deren Pflanzungen sich am östlichen Abhange derselben befinden, der „Jura“ genannt worden ist. Diese Pflanzungen sind meistentheils bedeutend; in Cabalerien abgetheilt, theils mit Kaffebäumen, theils mit Gartengewächsen, Feldfrüchten und Viehfutter überdeckt und sehr gut bewässert. Die Höhen sind mit schönen grünen Waldungen geschmückt. Die Kaffee-Vorlese fängt in den Bergen Ende Julis oder Anfang Augusts an, die eigentliche Aernte aber findet Ende Septembers oder Anfang Oktobers statt, während die Nachlese Ende Dezembers beginnt und sich oft bis in den März erstreckt. In der Zwischenzeit beschäftigt sich der Pflanzer mit den vielen übri-

Digitized by Google

gen Arbeiten, wovon das Gäten die beträchtlichſte iſt, und je nach der mehr oder weniger ſüdlichen Lage der Berge, zwölf bis fünfzehn Mal jährlich, durch die ganze Pflanzung (ſowohl des Kaffee, als der Lebensmittel) wiederholt werden muß, um den Boden vom üppig wuchernden Unkraut zu befreien. Sodann wird der Kaffee getrocknet und gemahlen, das heißt, die getrocknete Kaffeekirſche, wovon die zwei Bohnen den Kern ausmachen, wird durch ein von Ochſen oder Pferden im Kreiſe herumgetriebenes ſolides, hölzernes Rad zerkirſcht, alsdann durch die Schwingmühlen geworfen, aufgefrſcht, ſortirt und vollends gereinigt, um endlich in Säcke gepackt und nach der Stadt geſendet werden zu können.

Die Negerſklaven, die ſich in den Pflanzungen befinden, ſind meiſtentheils vom Senegal und von den Goldküſten. Sie ſind alle gute, getaufte, römiſchkatholiſche Chriſten, und halten ordentlich jeden Abend ihre Betſtunde, wohnen auſſerdem auch regelmäßig den Zeremonien der Kirche bei, wenn ſich die Gelegenheit dazu darbietet. Wer ſich verheirathen will, dem wird deshalb kein Hinderniß in den Weg geſtellt, und die dadurch verurſachten Unkoſten, die ſich auf ſechs bis ſieben Piaſter belaufen, werden von dem Herrn beſtritten. Jede Familie, mit ihren ganz kleinen Kindern, bewohnt ihre eigene Stube, vierzehn Fuß lang und neun Fuß breit, wovon immer drei ein beſonderes Gebäude ausmachen, welches auf ſechszig Fuß von jeder andern Wohnung entfernt iſt. Die Unverheiratheten bewohnen, jedes Geſchlecht ein beſonderes geräumiges Haus, und werden des Nachts, zur beſſern Erhaltung von Zucht und Ehrbarkeit, unter Schloß und Riegel gehalten. Die Verheiratheten müſſen um halb eilf Uhr Nachts in ihren Stuben ſein, wo ſie ſich einſchlieſſen mögen, wenn es ihnen alſo behagt. Alle ſind mit geräumigen, erhöhten, holzernen Bettſtellen, mit Säcken als Matratzen, und mit guten, vollkommenen Bettdecken verſehen, und erhalten, Luxus-Kleidungsſtücke und Zierrathen abgerechnet, die ihnen weniger mangeln, als den ärmern Volksklaſſen in Europa, und die ſie ſich entweder ſelbſt anſchaffen, oder als Belohnung für ihr Wohlverhalten und bei Kindbetten, Hochzeiten und andern Gelegenheiten bekommen, jährlich, die Männer zwei Arbeitshemden und zwei Paar lange Hoſen von guter ruſſiſcher Leinwand, nebſt einem wollenen Hemd, die Weiber zwei lange bis auf die Füße reichende Hemden von derſelben Leinwand, und ein wollenes Hemd. Strümpfe und Schuhe werden nie gebraucht. Tabak und Pfeifen erhalten ſie ſo viel als ſie wollen. Täglich werden zwei Gemüſemahlzeiten für ſie gekocht; denn ihr Nachteſſen und ihr Frühſtück beſorgen ſie ſich ſelbſt in zwei groſſen abgeſonderten, Negerküchen. Alle zwei Tage erhält jede Perſon ein Viertelpfund Fleiſch oder Fiſche. Auſſerdem wird ihnen nach ſtrenger Arbeit, oder bei groſſer Kälte und ſo oft ſie naß geworden ſind, Branntwein zur Erquickung verabreicht. Andere Lebensmittel und Früchte, welche die Plantation hervorbringt, können ſie nehmen, ſo viel ihnen behagt, und man könnte noch viele arme Europäer reichlich mit dem ernähren, was ſie wegwerfen oder vergeuden.

Wer ſich als krank angibt, kommt auf der Stelle ins Spital, und kann es nicht früher verlaſſen, als bis er ſelbſt ſich als vollkommen geneſen anerkennt. Jedes Individuum hat ſeinen eigenen Küchengarten (⅛ Quadrat-Zuchart), in welchem es in den Freiſtunden pflanzen mag, was ihm gefällt, und deſſen Erzeugniſſe es nach Willkühr verwenden kann. An den Werktagen fängt die Arbeit der Schwarzen mit der Morgenröthe an, und hört, was die Feldarbeit anbetrifft, bei Anbruch der Nacht auf. Sie wird nur durch die zwei Mahlzeiten, das Frühſtück und Mittageſſen unterbrochen, für welche beide ungefähr zwei Stunden Zeit gelaſſen wird. Leichtere, unvermeidliche Arbeiten, wie Waſſer, Holz, Futter und Lebensmittel zu tragen, werden bei guter Witterung bis acht oder halb neun Uhr fortgeſetzt. Am Samſtag hört alle Arbeit mit Anbruch der Nacht auf; es wird Branntwein ausgetheilt, die Leute ziehen ihre Staatskleider an, und tanzen, trommeln und ſingen bis gegen Mitternacht. An Sonn- und Feiertagen wird bis eilf Uhr Morgens gearbeitet, den übrigen Theil des Tages ruhen ſie.

Die Schwarzen ſind meiſtentheils ſröhliche, ſorgenloſe Menſchen, und man möchte ſie oft für glücklicher halten, als die ärmere Klaſſe in Europa. Ihre Tugenden und Laſter ſind die aller Wilden, wozu ſich noch die dem angebornen Sklavenſtande unvermeidlichen Fehler und Gebrechen geſellen; dennoch ſind ſie beſſer und unverdorbener, als das gemeine Volk in andern zivilisirten Ländern, das ſich auf ſeine Freiheit nicht wenig einbilden mag, und bei alledem dennoch der Sklave ſeiner Gewohnheiten und ſeiner Beſchränktheit in einem höhern Grade iſt, als die Neger auf Cuba, die man meiſtentheils doch mit Vernunft regieren kann, und bei denen man nur ſelten ſich gezwungen ſieht, zu Zwangsmitteln und harten Beſtrafungen ſeine Zuflucht zu nehmen.

Die Sicherheit der Korreſpondenz iſt bis jetzt, wenigſtens von Seiten der ſüdamerikaniſchen Korſaren, die in der letzten Zeit ſich ſehr bedeutend vermehrt haben, und der politiſchen Ereigniſſe im Innern der Inſel wegen, noch wenig gefährdet worden, wohl aber von jenen zahlloſen Seeräubern, die, zur Schande des Zeitalters, aus jeder Bucht von Cuba

in kleinen Booten auslaufen, Kauffahrteischiffe fremder Nationen angreifen und nehmen, Schiffsmannschaft und Passagiere auf die grausamste Weise zu Tode marteern, die Schiffe selbst, wenn sie dieselben nicht zu ihrem teuflischen Handwerke tauglich finden, verbrennen, und die Ladungen auf der Insel an den Meerbleibenden zu Spottpreisen verkaufen. Wollte man nun auch das Haupt der Regierung von der vorsetzlichen Theilnahme an diesem entsetzlichen Unfuge freisprechen, so ist so viel dennoch gewiß, daß alle Unterbeamten sich öffentlich damit beschäftigen, daß die Regierung das sehr wohl weiß und — dazu schweigt. Sie ist zu schwach und zu schwankend, als daß sie noch zu kraftvollen und durchgreifenden Mitteln ihre Zuflucht nehmen könnte. Daraus ist eine Ungewißheit über die Zukunft dieses Landes entstanden, die sich über alle Klassen der Inselbewohner verbreitet hat, und der Erhaltung der Ruhe, der Ordnung und der Tätigkeit nicht anders als höchst nachtheilig sein kann, unabgesehen, welche Begriffe Abscheulichkeiten dieser Art dem Auslande von der Moralität der Insel geben müssen. Schon macht dieses Vorurtheil überall sich bemerkbar, und wird dem Verkehr sehr nachtheilig. Alle Produkte, vorzüglich der Kaffee, sind bedeutend im Preise gesunken, der Handel ist leidend, das Volk murrt und ist unzufrieden. Alles, mit einem Worte, Alles kündigt uns eine nahe gewaltsame Krisis, eine Umgestaltung der gegenwärtigen Verhältnisse an.

Ueber den Weinbau bei den alten Aegyptern.

(Durch einen Aufsatz des Herrn Walter-Brun im Journal des Débats, den 2 Juli 1825, über denselben Gegenstand veranlaßt.)

Daß die alten Aegypter den Weinbau bereits kannten, geht aus mehrern Stellen der alten Klassiker hervor, und man kultivirte die Reben nach Diodor [1]) und Athäneus [2]) selbst auf mehrern Punkten dieses merkwürdigen Landes. Dieser zweite Schriftsteller sagt unter anderm Folgendes hierüber: „Es gibt Weine von mehrern Sorten, die sich durch den Geschmack und durch die Farbe unterscheiden. — Der von Coptos in der Thebaide, zum Beispiel, ist so leicht und digestiv, daß man ihn selbst den Fieberkranken zu trinken erlaubt.“ Strabo [3]) spricht von dem Weine, der im Nomen von Arsinoe, dem jetzigen Fayoum, wächst, und Andere wiederum von dem, der in der Gegend von Mendes [4]) und von Alexandrien [5]) gewonnen wird. Jener behauptet, indem er die Gegend dieser letzten Stadt aus Autopsie beschreibt, daß guter Wein daselbst wachse, und daß besonders der mariotische, wenn er umgefüllt würde, sich sehr lange erhalten solle. Athäneus [6]) sagt ferner: „der mariotische ist ein herrlicher weißer Wein, von würzigem Geruch, der den Harn treibt und den Kopf nicht einnimmt. Man nennt ihn auch den Alexandriner; allein derjenige, der auf der Landzunge zwischen dem Meere und dem See wächst, und den man den tainothischen nennt, ist noch von vorzüglicherer Güte und von dunkelgelber Farbe.“ Und darf man den Worten Horazens [7]) trauen, so genoß die Cleopatra zuweilen den aus der Gegend des Mariotis im Uebermaße.

Plinius theilt uns, indem er von den ägyptischen Weinen spricht, die zu seiner Zeit von den Römern sehr gesucht wurden, hierüber Folgendes mit: „der sabentpische (Wein) wird aus folgenden drei Sorten von Trauben verfertigt, nämlich aus den thacischen, den von Aethalos und von Peuce.“

Daß der Weinbau auch auf andern Punkten Aegyptens und in mehrern es umgebenden Ländern getrieben wurde, geht ebenfalls aus dem Strabo [8]) und dem Lucan [9]) hervor. Nach jenem Schriftsteller war der libysche, den man mit Meerwasser zu vermischen pflegte, in schlechtem Ruf, und besonders war der von Aetidrea verspottet; und dieser sagt dagegen, indem er ein Nachtmahl des Cäsars und der Cleopatra beschreibt: „daß man ihnen auf goldenen Schüsseln alle Götter Aegyptens, sowohl vierfüßige als Flügelwerk auftischte, und ihnen in mit Edelsteinen verzierten Gefäßen, nicht mariotischen, sondern den edlen Wein, den Meroe in der kurzen Zeit von wenig Jahren unter dem Einflusse einer Sonne reifen sieht, die brennend genug ist, um selbst den Falerner zu verderben, einschenkte.“

Daß in Meroe damals Wein wuchs und vielleicht noch wächst, ist um so weniger zu bezweifeln, als der portugiesische Reisende Alvarez bereits zu seiner Zeit Wein in Abyssinien hat verfertigen sehen, welches Land doch noch südlicher als Meroe liegt,

---

4) Diodor. Sic. Lib. I. c. 36

2) Athen. Deipn. Lib. I. ad fin.

3) Strabo. geogr. Lib. 17.

1) Plin. H. n. Lib. XIV. 9. Clemens Alex. pard. Lib. II. c. 2.

2) Plin. H. n. Lib. XVII. c. 15 et 35.

3) Athen. Deipn. l. c. 60 edit. Schweigh. Virgil. georg. Lib. II. v. 91. Strabo geogr. Lib. XVII.

4) Horaz. Lib. I. od. 31.

5) Strabo. Lib. XVII.

6) Lucan Pharsal. X. p. 278 edit. Farnab.:

„Gemmaque capaces
Excepêre merum, sed non Maeotidos uvae,
Nobile, sed paucis scnium cui contulit annis
Indomitum Meroe cogens spumare Falernum.“

und nach Ibu-Selim [1]) im Distrikt von Sebdicaf Wein wächst, und im Süden von Dongola, gegen Aloa hin, die Zahl der fruchtbaren Felder und Weinberge doppelt so groß sein soll, als in jenem Landstrich.

Dies stimmt zwar nicht mit Humboldts [2]) und Schaws Ansichten überein, die der Meinung sind, daß der Weinbau in so dürren und brennenden Breitengraden schwerlich gedeihen könnte. Allein die Erfahrung lehrt uns täglich mehr, daß Geheimnisse in der Natur vorhanden sind, die wir nicht zu enträthseln vermögen; und ein neues sprechendes Beispiel hiervon ist der sich kürzlich zugetragene Umstand, daß die englischen Reisenden Oudney und Clapperton unter dem 12. Grade nördlicher Breite einen solchen strengen Frost im Dezember 1823 erlebten, daß das Wasser in den Schläuchen auf den Kameelen fror, und der erstere das Opfer der dadurch verursachten Mühseligkeiten ward. Wie erklären nun die Naturforscher diesen Frost, auf einem Plateau, das unmöglich sehr hoch sein kann, und auch die Kälte, die nach Caillaud zuweilen bis in die Oase des Jupiter-Ammons, die hochliegen ein paar hundert Fuß über das Meer erhaben ist, hervordringt, und den Frost, der ein Jahr vor meiner Ankunft in Aegypten, das heißt 1819, siedendes Wasser bei Aschmounin in der Thebaide mit Eis von der Dicke eines Messerrückens in einer Nacht überzog? — Man verzeihe mir die Abschweifung und erlaube mir, auf den abzuhandelnden Gegenstand zurückzukommen.

Zu welcher Zeit übrigens der Weinbau in Aegypten eingeführt worden, ist freilich bis jetzt nicht mit Bestimmtheit ausgemittelt worden. Diodor, zum Beispiel, verliert sich hierbei bis in die fabelhafte Zeit hinauf, indem er behauptet, daß Osiris die Kunst den Wein zu keltern und zu bereiten in diesem Lande eingeführt habe. Gegohrne Getränke waren zwar durch den Kultus, nach Ameilh [3]), den Aegyptern nicht untersagt; und nach Porphyr [4]) und Herodot [5]) erhielten die Priester täglich nebst Rind- und Gänsefleisch noch eine Portion Traubenwein (zum Gegensatz von Gerstenwein oder Bier), allein sie mußten sich dessen, gleich den Juden, bei den heiligen Funktionen enthalten, und bei gewissen religiösen Feierlichkeiten begoß man das den Göttern als Opfer dargebrachte Fleisch auf den Altären mit Wein, so daß dessen Verbrauch sehr bedeutend gewesen sein soll. Herodot folgert hieraus, wohl mit Recht, daß wenn der Wein durch den Kultus verboten gewesen wäre, man ihn unmöglich in dem Innern der Tempel und bei gewissen Feierlichkeiten gebraucht haben würde. Nach Diodor [1]) durfte selbst der König nur ein festgesetztes Maas davon geniessen. Plutarch [2]) ist zwar der Meinung, daß dem Uebertritte dieser Erlaubniß erst unter der Regierung des Psametiches ein Genüge worden sei; und Paw [3]), daß dieser und Amasis, die beide mit den Griechen in genauem Verkehr standen, leicht ihren Weinbedarf von ihnen über Naukratis bezogen haben dürften. Er züchtigt den Athenäus des Irrthums, wenn dieser behauptet, daß die Stadt Anthillis und die sie umgebenden Weinberge den Königinnen von Aegypten als Apanage zugetheilt worden, indem diese Stadt erst nach der Eroberung Aegyptens durch Kambyses den Beherrscherinnen Persiens angewiesen worden sei; worauf sie den Namen Gynäbogotis oder Frauenstadt erhalten habe. Hierdurch wird aber keineswegs der Umstand, daß die Umgegend dieser Stadt bereits den Weinbau betrieben habe, widerlegt.

Unter den Ptolomäern und den ihnen nachfolgenden Römern mag allerdings der Weinbau zugenommen haben, und griechische Traubenarten eingeführt worden sein, wie dies aus den weiter oben durch Plinius angeführten dreierlei Sorten der Etymologie nach hervorzugehen scheint, bis dies Land endlich durch die Araber erobert wurde, die den Gebrauch des Weins, wahrscheinlich aus politischen und diätetischen Rücksichten, untersagten, oder doch sehr limitirten, und so nach und nach den Weinbau verfallen liessen.

Gegenwärtig findet man noch bei Esne Trauben: wenigstens aß ich im Januar 1820 dasselbst dergleichen, die für mich vom Stock gepflückt worden waren: allein in der Provinz Fayoum, dem ehemaligen Nomen von Arsinoe, findet man noch die meisten Reben, die auf dem Grunde nachlässig fortranken und herrliche Trauben tragen, die man gemeiniglich als Frucht geniesst, aus welchen aber auch Christen und Juden heimlich sich Wein bereiten. Ich fand ebenfalls in der Oase des Jupiter-Ammons Reben, und es würde hierdurch abermals die Aussage Strabo's, wenn er behauptet, daß in der Oase Wein wachse, bestätigt; ungeachtet Herr Letronne der Meinung ist, daß hierunter nur Palmenwein zu verstehen sei.

Die Gegenden von Beny-hassan und von Eleithia, das heutige El-Kab, mußten ebenfalls in

---

[1]) Siehe Burkhards Trav. app. III. S. 496.

[2]) Siehe dessen Géographie des plantes.

[3]) Ameilh, Inscription de Rosette. §. 9.

[4]) Porph. de abstinent. Anim. Lib. IV. 6.

[5]) Herodot. Lib. II. c. 37 et 40.

[1]) Diodor, Lib. I. c. 70.

[2]) Plutarch in Isid. etc.

[3]) Paw, Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois etc. Tom. I. S. 137. edit. 1774.

Digitized by Google

alten Zeiten den Weinbau getrieben haben, denn man findet in den Felsengrotten dieser beiden Orte, außer den vielen Darstellungen von Gegenständen, die Bezug auf das priesterliche und kriegerische Leben der alten Aegypter haben, auch Szenen aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben derselben, und unter diesen auch ihre Weinlese und die Aufbewahrung des Weins selbst abgebildet. Die Weintrauben werden in diesen Abbildungen mit den Füßen gestampft, und der Wein in Tarren, die beinahe bis an die Ohren eingegraben worden, aufbewahrt. Louis Reynier in Lausanne, der die französische Expedition als Gelehrter nach Aegypten begleitete, sahe in einer Katakombe, in der Nähe der Pyramiden von Ghize, ähnliche Abbildungen, die Bezug auf die Weinärndte hatten. Auch findet man häufig in den Hypogeen Trauben in irdenen Vasen oder in Kasten und Vasen von Holz und Körben von Dattelbast aufbewahrt, die höchstwahrscheinlich den Göttern als Sühnopfer dargebracht worden waren. Es käme nun darauf an auszumitteln, welchem Zeitalter jene Katakomben und ihre Abbildungen angehören, um mit Bestimmtheit sagen zu können, wie weit hinauf der Weinbau reiche. Herrn Champollion ist es bereits gelungen, auf ähnlichen Denkmälern Hieroglyphen auszumitteln, welche Wein bezeichnen, und er entdeckte ebenfalls eine Opferszene, auf welcher weiße mit rothem Wein angefüllte Flaschen dargestellt waren, die seiner Ansicht nach aus einem hohen Alterthume herzustammen scheinen.

Vielleicht gelingt es bald den vereinigten Bemühungen thätiger Archäologen, auch über diesen interessanten Gegenstand mehr Licht zu verbreiten.

Kaledonische Sittentafel.

Das Gastmahl zu Strutglaß.

*My heart's in the highlands; my heart is not here.**)
Burns.

Um ein Volk genau kennen zu lernen, um sich zu unterstehen, seine Sitten, Gebräuche, Eigenschaften und Mängel zu beschreiben, muß man lange Zeit in seiner Mitte gelebt haben. Wären einige unserer sentimentalen Schriftsteller und Schriftstellerinnen genöthigt gewesen, einen Winter in den hyperboräischen Gegenden zuzubringen, so würden sie uns eine genauere Idee von dem Volke zu geben im Stande gewesen sein, das sie nur flüchtig und oft sehr oberflächlich beobachtet, und über welches sie so viele falsche und widersprechende Nachrichten verbreitet haben. Wie kann man in der That sich einbilden, daß ein äußerlich so ernsthaftes Volk im Innern seiner bescheidenen Wohnungen so lustig und herzlich froh sei? Ich glaube nicht, daß irgend etwas sich mit den Festen vergleichen könne, deren Theilnehmer ich in einem der entferntesten Thäler des schottischen Hochlandes gewesen bin.

Der Sommer ist freilich die Zeit einer oft angestrengten Arbeit für die Bergbewohner; aber sobald der Winter erscheint, wird das Zeichen zur allgemeinen Belustigung gegeben. Der Sturm mag heulen, der Regen herabströmen, der Schnee klafterhoch liegen, die Wellen mögen an den Dämmen brausen, das Alles wendet den Schotten von seinem Vergnügen nicht ab, und er legt im Laufe mehrere Stunden Weges zurück, weil er hoffen darf, am Ziele seiner Wanderung eine gute, gastfreundliche Aufnahme und die laute, herzliche Freude zu finden. Die Bewohner eines Weilers oder eines Dorfs vereinigen sich in einem Hause, um die Abende beisammen zuzubringen. Am Tage gehen die Männer auf die Jagd, während ihnen die Frauen die Ueberraschung irgend eines guten Mahles für ihre Rückkehr zubereiten. Die Abende gehen unter Tanz, Gesang und Musik vorüber. Die jungen Leute sehen und nähern sich, die Alten unterhalten sich vertraulich über ihr Hauswesen, die Krieger erzählen ihre Beschwerden und Thaten, die Knaben lauschen und versprechen sich eine getreue Nachahmung der vor ihrer Einbildungskraft groß und erhaben erscheinenden Begebenheit. Aus dieser Näherung, dieser gegenseitigen Gastfreundschaft entsteht die große Anhänglichkeit, welche sie für einander haben, die unaussprechliche Liebe zu ihren Bergen und den Gegenden, in denen sie ihre schöne Jugendzeit verlebt haben.

Die entzückendsten Orte im schottischen Hochgebirge sind die, welche, weit von den gewöhnlichen Straßen entfernt, nur sehr selten von Reisenden besucht werden, und die folglich noch nie, oder doch nur unvollständig, beschrieben worden sind. Dort wohnt noch die alte Biederkeit und Treue, dort haben sich die guten Sitten der Vorzeit noch in ihrer ganzen Lauterkeit erhalten.

Nicht fern vom Thale Bearsy, an der Mündung des Waldbaches, der es durchströmt, bietet das Thal nur das einförmige Schauspiel ungeheurer Ebenen dar, die sich ohne Unterbrechung bis an die Ufer des Meers hinabsenken; aber kaum hat man zwanzig englische Meilen, im leichten Wagen fortrollend auf gutem Wege durch Waldgegenden und Niederungen, zurückgelegt, so sieht man vor den erstaunten Blicken Alles verändert, und befindet sich wie unter einem ganz andern Himmelsstriche. Der Weiler Strutglaß, den der Stamm von Chisholm bewohnt, wird zuerst durch die Nachbarschaft einer langen, grauen Gebirgskette merkwürdig, die sich mehrere Meilen weit aus-

*) Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier.

Digitized by Google

dehnt und mit Laub- und Nadelhölzern geſchmückt iſt. Der Glaßbach ſchlängelt in den Wieſen, und von Zeit zu Zeit ſtürzen kleinere Bäche von den Hügeln herab, welche maleriſch an beiden Ufern zerſtreut ſind, um ihm ihren Tribut zu bringen. Oft bilden ſie mehr oder weniger hohe Fälle, deren Anblick den wilden und romantiſchen Reiz der ganzen Landſchaft erhöht.

In Anſchauung verſunken und mit den ſüßeſten Träumereien beſchäftigt, war ich, von einem Führer begleitet, ſchon lange umhergeſtreift, als ich mich plötzlich, am Ausgange einer reizenden Schlucht, bei einer Mühle befand, wo dreißig bis vierzig mit Piken und Flinten bewaffnete Bauern mich umringten und zugleich an Schoß und Kragen erfaßten. „Werft ihn ins Waſſer!“ ſchrien Einige. „Spießt ihn auf!“ ſagten Andere. „Nein!“ entſchieden die Meiſten, „thut das nicht; aber bindet ihm Hände und Füße, legt ihn über ein Pferd und ſchickt ihn nach Calchan zurück.“ — Dieſer Vorſchlag wurde allgemein angenommen und ſollte ſogleich in Ausführung gebracht werden, als ein Greis auf der Mühle trat und mit ſchmetternder Stimme ſchrie: „Gottes Tod! ſeid ihr blind oder verrückt, einen fremden Reiſenden für einen Mauthſpion zu halten?“ Dieſe Worte dienten mir zum Schlüſſel des Räthſels und brachten eine plötzliche Veränderung im Betragen der Uebrigen hervor. Sie dachten freilich nicht daran, ſich mit ſchöngeſetzten Worten zu entſchuldigen; aber ihre Freude war eben ſo groß, als früherhin ihr Zorn, und Alle drängten ſich zu mir, nicht mehr, um mich zu binden und zurückzuſchicken, ſondern um mir die Hand zu drücken und mich an ihren gaſtfreundlichen Herd einzuladen. Der ganze Lärm rührte daher, daß ſie uns ſchon aus der Ferne erblickt und für Mauthbeamten gehalten hatten, deren Ankunft ſie eben jetzt befürchteten, weil ſie mit Branntweinbrennen beſchäftigt waren, wofür ſie die hohen Gebühren nicht bezahlen mochten.

Wir betraten die Mühle, oder vielmehr, wir wurden hineingetragen, und in weniger denn einer Stunde war ein vollſtändiges Mahl bereitet, bei dem nichts mangelte, was die Augen und den Gaumen eines nur einigermaßen müßigen Epikuräers zu ergötzen vermochte. Beim Nachtiſche, als ich durch meine Reden und den Beſcheid, den ich über Alles gegeben hatte, den Empfang, ſo viel in meinen Kräften ſtand, vergolten zu haben vermeinte, fragte ich: ob ich nun meine Wanderung weiter fortſetzen könne? — „Wie es Euch gefallen mag,“ ſagte der Greis: „obſchon es ſonſt bei uns nicht Sitte iſt, daß ein Beſucher uns ſo bald verläßt, wenn er ſich ſonſt wohl bei uns befindet. Aber wir wollen Euch zu nichts zwingen; ziehet alſo hin, wenn es Euch nicht länger bei uns behagt.“

Das Mittel, jetzt nicht meinen Vorſatz auszuführen! Ich blieb, und es gereuete mich nicht; denn durch meinen verlängerten Aufenthalt lernte ich erſt recht die Einfachheit, die Sitteneinfalt, Herzlichkeit und Treue dieſer Menſchen kennen, die wenige Stunden zuvor nichts anderes im Sinne zu haben ſchienen, als mich zu erſäufen, oder aufzuſpießen, oder mit gebundenen Armen und Beinen in die Ebene zu ſchleifen. Das Gerücht von dieſer Begebenheit hatte ſich bald in der ganzen Gegend verbreitet, und ich ſah von allen Seiten Männer, Weiber und Kinder herbeiſtrömen, um den Fremden zu ſehen, ihn zu begrüßen und ihm die Hand zu ſchütteln. Jeder brachte einige Kehlen- und Magenbedürfniſſe mit, und Jeder wollte wiſſen, ob ich mit der Gaſtfreundſchaft des Müllers zufrieden ſei. Darauf wurde das Abendeſſen, noch glänzender, noch überflüſſiger als das Mittagsmahl, bereitet, und die Tafel war mit einer ſo großen Verſchiedenheit an Wildpret, Geflügel und Fiſch überdeckt, daß ich mich nicht erinnere, je bei irgend einer Hochzeit etwas Aehnliches geſehen zu haben.

Es war ſchon ziemlich ſpät, und ich begann die Wirkungen des guten Mahls zu verſpüren, während dem die Geſundheiten und die Libationen eben nicht erſpart worden waren. Ich hoffte, daß man mir die Erlaubniß geben werde, mein Bett zu ſuchen, aber ſtatt aller Antwort auf mein wiederholtes Begehren ſtellte man einen jener großen hölzernen Becher vor mir hin, deren ſich die ſchottiſchen Gebirgsbewohner gewöhnlich bedienen, und ſetzte mitten auf den Tiſch ein Gefäß von ſchwarzem Eichenholz mit weißer Einfaſſung, das ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Pinten Whisky enthalten mochte, um deſſentwillen ſie mich hatten ſpießen wollen. Die Freude wurde rauſchender, und bald wurde eine alte Ballade angeſtimmt, deren von Allen mehrmals wiederholter Schlußreim war: „Let the mountains know that there was joy in the vally (die Berge ſollen wiſſen, daß im Thale die Freude herrſcht).“

Damit beendigen ſich aber auch alle meine Beobachtungen für den Ueberreſt der Nacht, und Alle, die den ſchottiſchen Whisky kennen, werden mir das aufs Wort glauben. Am andern Morgen war ich ſchon ziemlich früh wieder auf den Beinen, und nachdem ich einige Stunden lang im Gebirge umhergeirrt war, nahm ich Theil an einem Frühſtücke, bei dem ich Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, daß, Dank ſei es der reinen Luft und den heftigen Bewegungen auf den Höhen, welche die ſchottiſchen Hochländer bewohnen, ſie niemals eine andere Krankheit haben, als die, welche die raſche Verdauung des Magens gewöhnlich zu verurſachen pflegt.

Digitized by Google

Moralische Krebsscheeren.

Hund und Wolf.

Ein Wolf, ich weiß nicht recht wie, wo, warum? hatte sich einen Hund zum Freunde auserwählt. Sie gingen zusammen von A. nach B. und diskurirten recht freundschaftlich mit einander; denn die Wölfe selbst können manchmal bei guter Laune und recht menschlich sein. Demungeachtet wurde die Unterhaltung in jeder Minute unterbrochen, weil bei dem geringsten Geräusch, und wenn einmal ein Blättchen fiel, oder der Schatten eines Vogels auf der Erde vorüberstreifte, der Wolf stille stand und das Ohr zum Lauschen spitzte. Immer war er zum Kampfe oder zur Flucht bereit. Was hast du denn? fragte ihn der Hund. Du bleibst ja keinen Augenblick ruhig. Was fürchtest du? Laß uns ungestört unsern Weg verfolgen. — „Es ist mir unmöglich," entgegnete sein Reisegefährte, „alle Welt ist mein Feind." — So, so! warum hast du auch alle Welt zerreissen wollen?

Die Mücke und Jupiter.

Eine Mücke umkreiste ein brennendes Licht, dessen Wärme und Glanz sie unwiderstehlich anzogen. Wie berauscht stürzte sie sich endlich in die Flammen, verbrannte sich die Flügel, stürzte zu Boden und schrie klagend zu Jupiter. Der Gott der Götter schneuzte sich und fragte: Warum schreiest du? Hattest du nicht den ganzen unermeßlichen Raum zu deiner Ergötzung? Warum hast du dich in das verzehrende Element gestürzt? — Warum, großer Jupiter! warum gabst du mir das Verlangen dazu?

Die beiden Uhren.

Eine Uhr ging sehr übel, und ihr Zeiger, bald vom Roß angehalten, bald von dem abgenutzten Räderwerk schnell fortgeschoben, zeigte alle Stunden auf's Ungefähr an, die eigentliche aber nie. Demungeachtet war sie auf ihre Unregelmäßigkeit stolz und verspottete eine andere Uhr, ihre Nachbarin, die ganz alt und zerbrochen war und selbst nicht mehr anzudeuten vermochte, weil sie ihre Zeiger verloren hatte. „Betrachte mich," sagte sie zu ihr, „und beuge dich vor meiner Wichtigkeit. Alle Welt schauet auf mich und zu jeder Zeit des Tages werde ich zu Rathe gezogen. Dieser richtet den Zeiger seiner Uhr nach dem meinigen, der Andere läuft zu dem Sternkündigen, das ich ihm andeute; Alle danken mir, dahingegen man dich nur mit Verachtung betrachtet und die Achseln zuckt." — Man kann mich hintansetzen, entgegnete die andere; aber ich habe die Ueberzeugung, Niemand zu betrügen.

Wolf und Schäfer.

Es war einmal ein Wolf, der sprach zu einem Schäfer: Freund, auf Ehre! ich weiß nicht, warum du mich beständig mit so viel Haß und Abscheu betrachtet hast! Sollest du mich vielleicht für schädlich halten? Auf Ehre! ich bins nicht. Bemerk' ein wenig nur den Nutzen, den ich dir gewähren kann. Zuerst mein Pelz: von welchem Vortheil ist er nicht dem Menschen in rauher Winterszeit! Er wendet, ohn' Verneinen, tausend Uebel von ihm ab, nicht einmal der Flöhe zu gedenken und der ganzen schmutzigen Zucht der Insekten, die ihn nie zu berühren wagen. Dann meine Klauen! Ich möchte sie um Alles nicht mit den Krallen des Dachses vertauschen, die als Mittel zur Heilung der Augenentzündungen so berühmt sind. Niemandem ist die wunderbare Tugend meiner Zähne unbekannt, und es ist unmöglich, alle die Kranken aufzuzählen, denen mein Fett ihre Gesundheit wieder gegeben hat. — „Hinterlistiges Thier!" rief der Schäfer aus, „daß der Himmel tausendfach dich verfluche! Was hat das wenige Gute zu bedeuten, das du leisten kannst, gegen all' das Unheil, das du anzustiften und auszuüben im Stande bist?"

Der Betrüger Ferrer Maldonado.

Endlich ist es, durch Don Navarrete, als vollkommen erwiesen zu betrachten, daß der bekannte Lorenzo Ferrer Maldonado, der behauptete, im J. 1588 die Meerenge von Anian entdeckt zu haben und durch dieselbe aus dem atlantischen in das stille Meer geschifft zu sein, der selbst die Unverschämtheit hatte, eine Beschreibung dieser eingebildeten Reise den Ministern Philipps III von Spanien vorzulegen, nichts mehr und nichts weniger als ein frecher Betrüger gewesen sei. Man bewies ihm nicht nur die Unwahrheit seiner Angaben aufs Klarste, sondern er wurde auch vor Gericht verfolgt, und die Kanzlei von Granada verklagte ihn wegen Nachahmung der Unterschrift des Marquis von Esteva, dem er dadurch die Belohnungen streitig machen wollte, welche diesem zuerkannt worden waren. Er gab ausserdem noch an, Eximüs und Besitzer des Steins der Weisen zu sein, womit er viele Menschen vom Hofe und in den Städten betrog. Don Garcia und Silva y Figueroa, in ihren Kommentaren*), erzählen darüber manche lustige Geschichte.

Wenn der verstorbene Abbé Amoretti im J. 1811 gewußt hätte, was Navarrete so unwidersprechlich im J. 1802 erwiesen hatte, so würde er gewiß nicht mit so vieler Anmaßlichkeit eine italienische Uebersetzung von der Originalerzählung der Reise Maldonado's, die er in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand

*) Commentarios de la ambaxada al Rey Xaabas de Persia en 1618, publicado por el excelentissimo senor Don Eugenio de Llaguna al fin de la Cronica del Conde Don Pedro Nino. Lib. V.

Digitized by Google

gefunden, unter dem Titel: „Viaggio dal mare Atlantico al Pacifico per la via del nord-ovest, fatto dal capitano Lorenzo Ferrer Maldonado l'anno 1588, tradotto da un manuscritto spagnuolo inedito, per C. Amoretti, Milano 1811“ herausgegeben haben. Er bemühte sich, in einer Vorrede zu beweisen, daß diese Reise wirklich statt gefunden habe; obgleich er sehr wohl wußte, daß man die Wahrheit derselben allgemein bezweifelte. Der Baron von Lindenau bestritt zwar im XXVI Bande, Seite 413 u. f. der „astronomischen Korrespondenz von Zach“ die Meinung Amoretti's, und obgleich er Navarrete's Werk über den in Rede stehenden Gegenstand nicht kannte, so bewies er doch, daß die Reise nicht statt gefunden haben könne, ohne deswegen den Uebersetzer und Vertheidiger derselben davon zu überzeugen. Er bewies diesem Letztern, daß Maldonado ein eben so unwissender als frecher Betrüger sei; aber alle seine Mühe ging an dem Starrsinne Amoretti's verloren, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, seine Hypothese durchzuführen. Es ist sehr glaublich, daß er den Beweisgründen Navarrete's nicht länger widerstanden haben würde.

Ein Beitrag zur Karakteristik des Doktor Francia,

Das Absonderungssystem, worin Francia bisher Paraguay gehalten hat, ist mehr, als man es vermuthen sollte, den Ideen und Gefühlen der Spanier, deren Zahl man auf 200,000 anschlägt, und den 300,000 Indianern, die den übrigen Theil der Bevölkerung ausmachen, entsprechend. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses System auch von der Nation beibehalten werden dürfte, wenn das Oberhaupt derselben mit Tod abgehen sollte.

Einige etwas unruhigere und beweglichere Geister, als die Gesammtmasse des Volks, hatten den Wunsch geäussert, eine National-Repräsentation zu haben. Dem Doktor schien dieser Gedanke sehr zu gefallen, und um eine wahre Volksvertretung zu haben, bestimmte er, daß jeder Ort so viele Deputirte wählen könne, als er wolle, wodurch über tausend Repräsentanten zusammenkamen. Er legte dieser Versammlung mit der größten Genauigkeit alle die Verwaltung betreffenden Papiere vor, theilte ihnen seine Gesetzvorschläge mit und gab ihnen überflüssige Arbeit für mehrere Monate. Nach einigen Tagen fingen die Deputirten an, zu bemerken, daß der Aufenthalt in der Stadt Assoncion ziemlich theuer sei, und da der Doktor selbst sein Amt umsonst verwaltete, so war es unmöglich, um eine Entschädigung sich zu bewerben. Sie wünschten also wieder in ihre Wohnorte zurückzukehren und baten Francia, ihnen die Sorgen der Regierung abzunehmen und sich wieder allein damit zu belassen. Der Diktator ließ sich einige Zeit bitten, und gestand endlich der Versammlung den Schluß der Sitzung zu. „Aber gebt Acht,“ sagte er, „daß sich keine Unruhe in euern Kantonen erhebt, weil ich sonst genöthigt sein würde, euch für eine sechsmonatliche Sitzung zusammenzuberufen.“ Es ist wahrscheinlich, daß dieser Fall nie eintreten werde.

Ein General von Buenos-Ayres, Namens Belgrano, der behauptet, von den Inkas abzustammen, hatte es unternommen, Paraguay zu erobern. Er drang durch die Wälder mitten ins Land, ohne irgend einem Hinderniß, oder einem Feind zu begegnen. Schon glaubte er seinen Einzug in die Hauptstadt halten zu können, als er sich plötzlich eines Abends von vielen tausend Feuern von allen Seiten umringt sah und erfuhr, daß er von dem ganzen bewaffneten Volke dicht umschlossen sei, welches er am Tage weder zu erreichen, noch zu stehen vermochte. Er bemerkte bald, daß alle Hilfsquellen ihm abgeschnitten sind und er vor Hunger umkommen muß, wenn er sich nicht aus dieser Schlinge ziehen kann. Er schickt Friedensboten zu Francia, und dieser läßt ihm sagen: „Du bist umringt, aber ich erlaube Dir, dies Land zu verlassen. Ziehe Dich so schnell als möglich zurück, und hüte Dich, jemals wieder zu uns zu kommen.“ Belgrano hatte nichts Eiligers zu thun, als diesen Rath zu befolgen, und bis an die Grenzen des Gebiets von Paraguay war er von seiner unsichtbaren Eskorte und von ihren unzähligen Feuern begleitet.

Konstantia Zakari.

Längst ist der Zauber verschwunden, den der Name Bobolina in der Einbildungskraft erweckt hatte. Man dachte sich eine junge, schöne, begeisterte Heldin, und man hat ein bejahrtes, unansehnliches, gewöhnliches Weib gefunden, die mehr aus Leidenschaft, Habgier und andern noch verwerflichern Beweggründen, als aus reiner Vaterlandsliebe handelte.

Dagegen erblicken wir eine andere Griechin, minder berühmt als die Erste, obgleich sie es mehr zu sein verdient, bei der sich wirkliche Grazie mit der Tugend eines reinen, unbefleckten Patriotismus vereiniget. Die Jungfrau Madon, Tochter Niklaus Maurogenis, des Neffen eines unter Selim enthaupteten Hospodors, ist zwar keine Kriegerin, welche die Türken mit bewaffneter Faust bekämpft, die aber ihrem Vaterlande durch das Opfer ihres ganzen Vermögens und durch den Einfluß, den sie auf ihre Mitbürger ausübt, große Dienste geleistet hat. Zu Triest erzogen, hat sie die Manieren einer feinen Lebensart

im Aeuſſern; ſie ſpricht ſehr fertig Italieniſch und Franzöſiſch, hat eine groſſe Sanftheit des Karakters, aber zugleich eine unbeſchreibliche Begeiſterung für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes, bei welcher Gelegenheit ſie eine eben ſo natürliche als ergreifende Beredſamkeit zeigt. „Es bekümmert mich nicht,“ rief ſie einſt in Gegenwart mehrerer Fremden aus: „was aus mir werden mag, wenn nur mein Vaterland frei iſt. Wenn ich Alles, was in meinen Kräften ſteht, der geheiligten Sache der Freiheit werde zum Opfer gebracht haben, will ich mich in das Lager der Griechen begeben und ſie durch mein Beiſpiel ermuthigen, für das edle Gut der Unabhängigkeit zu ſterben, wenn es nicht anders ſein kann.“

Aber Die, von der wir eigentlich hier reden wollen, iſt Madon nicht. Es iſt ein junges, armes Weib, Konſtantia Zakari, die Heldin von Miſtra, die in einer der Vorſtädte von Gaſtuny in einer kleinen Hütte wohnt. Der Tod ihres Vaters, der im Jahr 1813 auf Befehl des Gouverneurs von Morea ermordet wurde, hatte den erſten Funken der Rache in ihrer Seele entzündet. Bald darauf wurde ſie als Sklavin an eine reiche türkiſche Familie verkauft, die in Epirus wohnte. Als die griechiſche Revolution ausbrach, befand ſie ſich zu Janina und ſah alle die Mißhandlungen und Grauſamkeiten, die man an den Unſchuldigen, an den griechiſchen Weibern und Kindern, verübte. Eine bis dahin unbekannte Kraft entflammte ſich in ihrer Seele, ſie fühlte ſich von unwiderſtehlicher Gewalt fortgezogen und entfloh in die Gebirge, wo ſie ſich an eine Häterilienſchaar anſchloß, die ſie zur Anführerin erwählte und mit der ſie ihre Streifereien in das flache Land unternahm. Auf ſolche Weiſe beunruhigte ſie die Türken bis zum Winter 1822, wo ſie ſchwer verwundet wurde. Gezwungen, einige Zeit unthätig zu bleiben, begab ſie ſich nach Gaſtuny, von wo ſie, nach ihrer Geneſung, mit der Armee gegen Patras vorrückte. In einem Gefechte, in welchem ſie Wunder der Tapferkeit gethan hatte, zum zweiten Male und noch ſchwerer als vorher bleſſirt, wurde ſie nach Gaſtuny geſchafft, wo ſie ſich 1824 noch befand und nur den Zeitpunkt ihrer vollkommenen Geneſung erwartete, um den Feinden ihres Vaterlandes ſich wieder entgegenſtellen zu können.

Konſtantia Zakari iſt kaum zwanzig Jahre alt, groß und ſehr wohlgeſtaltet, obgleich von eben ſo zarter als regelmäßiger Konſtitution. Ihre Züge ſind durchaus edel und ſchön, ihr groſſes, ſchwarzes Auge ſprüht Feuer, das bis auf den tiefſten Grund der Herzen dringt. Ihr langes ſchwarzes Haar iſt nachläſſig auf dem Scheitel zuſammengeſchlungen und fällt in üppigen Locken um ihren weißen Hals und auf ihre Schultern herab. Sie trägt jetzt zwar weibliche Gewänder, aber ſie hat ſich ein vollſtändiges Amazonenkleid verfertigt, das ſie nach ihrer Geneſung anlegen, und in welchem ſie künftighin ſtreiten will. Sie iſt ſehr arm, weil ſie bisher alle Erbietungen abgelehnt und ſich entſchloſſen hat, ihr Leben ihrem Vaterlande zu weihen. „Ich bedarf der irdiſchen Reichthümer nicht,“ ſagt ſie oft, „meine Beſtimmung iſt höher, herrlicher, als für dieſe Zeitlichkeit!“ — Und eine Nation, in der ſolche Karaktere ſich zeigen, ſollte der Freiheit und Unabhängigkeit unwürdig ſein?

Hiſtoriſche Kronik.

VIII.

Jupiter omnipotens, rerumque, deumque rex,
Progenitor, genitrixque deum, deus unus et omnis.
Quint. Val. Soranus.

Vielleicht iſt es, im gegenwärtigen Augenblicke, nicht ganz unpaſſend, die beiden Hälften der Erde mit zwei Wagſchalen zu vergleichen, in denen die Vorſehung das Geſchick des Menſchengeſchlechts abwiegt. Während die von uns bewohnte Hemiſphäre unter beſtändigem Drucke ſinkt, erhebt ſich die jenſeitige, mit den Palmen der Freiheit bedeckt, immer mehr. Es ſcheint beinahe, als liege die Schuld an der Uebereife unſerer Zivilisation, und an dem Emporblühen jener Amerika's. Man bedenke nur, welchen Weg ſie in den letzten zehn Jahren bei uns verfolgt, und welche Fortſchritte ſie ſeitdem in der „neuen Welt“ gemacht hat!

Amerika, ganz unabhängig, ganz frei von Europa's Obergewalt und politiſchem Einfluß, ſieht eine neue Aera der Ruhe, des Friedens, des Reichthums für ſich beginnen. Keine Völkerwanderung, keine Transmigration der Barbaren beſürchtend, von vernunftgemäſſen Geſetzen regiert, kann es allein auf die Verbeſſerung ſeiner innern Einrichtung, auf die Befeſtigung ſeiner Stärke bedacht ſein. Von dem Fieber der Volkerreibung noch verſchont, wird es in wenigen Jahren ſeine Bewohnerzahl verdoppeln, verdreifachen; vorzüglich wenn Intereſſe, Verfolgung und Noth fortfahren, Europa ſo zu entvölkern, wie ſie in den letzten Jahren begonnen haben.

Spaniens Herrſchaft hat auf dem amerikaniſchen Feſtlande, ſeit der Niederlage und dem Tode Olanetas, am 16 März, und ſeit der Einnahme von Callao, ihr Ende erreicht. Peru iſt nun ganz frei und darf ſich in die Reihe der neuen Staaten ſtellen, weil über die Dauer ſeiner Exiſtenz kein Zweifel mehr aufgeworfen werden kann. Der Kongreß dieſes Landes hat am 10 Februar ſeine erſte Sitzung, ſeit ſeiner Auflöſung durch die augenblickliche Wiederherſtellung

Digitized by Google

der ſpaniſchen Herrſchaft, gehalten. Bolivar begab ſich, als Diktator, mit vieler Feierlichkeit in die Verſammlung und hielt eine lange Rede, in welcher er die Befreiung Peru's verkündigte und ſeine Würde niederlegte. Dieſe Abdankung erregte eine allgemeine Beſtürzung und der Kongreß beſchloß einſtimmig, ihm die oberſte Leitung der Geſchäfte, unter einem andern Namen, noch bis 1826 zu übertragen, was er jedoch nur unter der Bedingung annahm, daß ſeine Macht, durch einen zu erwählenden Miniſterrath, beſchränkt werde. Auſſerdem wurde ihm noch eine Million Dollars angeboten, die er zweimal ablehnte, und auf Eindringen des Kongreſſes zwar anzunehmen ſich bereit erklärte, aber nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, dieſe Summe zur Stiftung mehrerer, das Wohl der Menſchheit befördernden und das Elend derſelben vermindernden Anſtalten verwenden zu dürfen.

Und welches ſollte der Lohn ſo vieler ſeltenen Tugenden ſein? Nein, die Vorſehung konnte es nicht zulaſſen, daß dieſer Mann unter dem Dolche eines Menchelmörders falle. Es iſt auſſer allem Zweifel, daß auch dieſer ſiebente und letzte gegen ihn gerichtete Mordanſchlag von den wenigen Anhängern herrühre, die das ſpaniſche Syſtem noch in Peru, oder vielmehr allein zu Lima hat, wo der Vorfall ſtatt fand.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika verfolgen ruhig den Gang einer weiſen Politik, den einzig wahren Geſichtspunkt, die Befeſtigung des innern Glücks, beſtändig im Auge behaltend. Lafayette, der noch die verſchiedenen Staaten bereiſet und erſt am 15 Auguſt wieder nach Europa zurückkehren will, hat in der Nacht vom 8 zum 9 Mai auf dem Ohio Schiffbruch gelitten und bei demſelben ſeine Equipage und ſeine Papiere eingebüßt. Er begab ſich ſodann nach Louisville.

Die Gährungen auf Cuba nehmen einen immer entſchiedenern Karakter an. Die Bewohner der Inſel haben ſich in zwei Parteien geſchieden, wovon die der reichen Kaufleute, der Eigenthümer und der öffentlichen Beamten es unbedingt mit Spanien hält, dahingegen die Jugend, der ſehr einflußreiche Advokatenſtand und ſelbſt die Geiſtlichkeit, ſo wie die Regimenter, die bereits die Revolution von las Cabazas geleitet hatten, ſich für die Emanzipation erklären. Zudem werden die Proklamationen und Verſprechungen des Präſidenten Boyer auf dem nahen Haiti häufig unter den Negern verſtreut, und die gänzliche Unterbrechung des Handels, ſowohl mit Mexiko, als mit dem Mutterlande, hat allgemeines Mißvergnügen erregt und die Gemüther auf eine nahe Kataſtrophe vorbereitet.

Spanien, noch immer ſeinem Taumel ſich überlaſſend, verfällt aus heftigen Fieberſchaudern in ſtumpfſinnige Lethargie, und aus dieſer wieder in ſein zerrüttendes Fieber. Die Partei der Abſolutiſten, die leider den Rath des Monarchen leitet, ringt mit der der Moderirten, an deren Spitze der Miniſter Zea ſteht. Des Königs gegenwärtiger Günſtling, der Kammerherr Grijalba, ſcheint ſich mehr Zea als Colomarde zuzuneigen, der hingegen vom Infanten Don Carlos und mehrern andern Mitgliedern der königlichen Familie unterſtützt wird. Bald ſcheint es, als dürfe man von der einen Partei Alles hoffen, bald, als müſſe man von der andern Alles befürchten. Dazu geſellt ſich noch die Indisziplin der königlichen Freiwilligen, die jede Gelegenheit benutzen, ihre Autorität geltend zu machen, und die um die Veranlaſſung dazu eben nicht verlegen ſind. So fanden ſie am 16 Juni dieſelbe in einigen Kalbsköpfen, welche ihre Trommelſchläger gefeilet hatten, und nach denen ſie ſich übel befanden, wahrſcheinlich, weil ſie zuviel verſchlungen hatten. Plötzlich verbreiteten ſie das Geſchrei, daß man ſie ſammt und ſonders habe vergiften wollen, und der Tumult wurde bald ſo groß, daß man alle disponiblen Truppen unter die Waffen treten ließ und Kuriere über Kuriere nach Aranjuez an den König ſendete, um ihn zu bewegen, nach Madrid zu kommen und durch ſeine Gegenwart Ruhe zu gebieten. Nachdem häufige Patrouillen und Arretirungen, ſo wie ein groſſes, feſtliches Stiergefecht am 20. die Gemüther beſänftigt und die Ruhe vollkommen wieder hergeſtellt hatten, hielt Ferdinand VII, mit einer Armee von 18,000 Mann, die einen doppelten Wall von der Toledobrücke bis zum königlichen Pallaſte bildete, ſeinen Einzug zu Madrid.

(Der Beſchluß folgt.)

Schweizeriſche Miszellen.

4.

Der Jugendlehrer und Jugendfreund, Pater Girard, in Baſel.

Die Verdienſte des durch ſeine Leiſtungen und Schickſale gleich ehrwürdigen Pater Girard um das Schulweſen, hat wohl niemand richtiger und beſſer gewürdigt, als der ihm geiſtesverwandte vortreffliche Schulmann, der Rektor und Profeſſor Rudolf Hanhart in Baſel. Die ausführliche Abhandlung, worin dies geſchah und worin die Ergebniſſe der Beobachtungen bei wiederholten Beſuchen der Girardſchen Schulen mitgetheilt werden, findet ſich in den „Reden und Abhandlungen pädagogiſchen Inhalts (Winterthur, Steinerſche Buchhandlung 1824. S. 183 bis 225.)“ Es hat Herr Hanhart darin hauptſächlich nachgewieſen, wie durch die conſiſtwolle Anwendung der wechſelſeitigen Unterrichtsweiſe auf die Bedürfniſſe der Freiburgiſchen Schulen und bei der Auf-

Digitized by Google

ſuchung, Ausarbeitung und Verbeſſerung der Lehrmittel, jene ſich allmälig zu einer ganz originellen Unterrichtsweiſe geſtaltet hat, die den Namen der Girardiſchen Wiederholungsmethode verdient.

In einer der gehaltvollen Reden, die der Baſelſche Rektor bei den Schulfeſten im verwichenen Maimonat zu halten veranlaßt war, ſprach derſelbe ſeine Freude aus, über die ſteigende Zahl der Schüler, welche im gegenwärtigen Schuljahre eine Stufe erreicht hat, wie ſeit der Stiftung des Gymnaſiums noch nie der Fall geweſen iſt, und, die ermunternden Fürſorgen des Erziehungsraths preiſend, meldete er: „Ihr verdanken wir die Aufſtellung einer Kommiſſion, die darauf Bedacht genommen, wie dem ſtets wachſenden Zutrauen der Bürgerſchaft und Einwohner, die uns vor Kurzem 120 neue Schüler zugeführt haben, durch Erweiterung dieſer Anſtalten entſprochen werden könne. Wir ſehen mit freudiger Hoffnung in den nächſten Tagen der Behandlung von Vorſchlägen entgegen, die von ſachkundigen, mit dem Zuſtande dieſer Anſtalten genau bekannten, ihre Mitbürger und die Kinder derſelben innig liebenden Männern, nach der reifen Berathung abgefaßt worden, und die auf Beſeitigung der aus Klaſſen-Ueberfüllung entſtehenden Nachtheile, auf Befriedigung dringender Bedürfniſſe berechnet ſind.“

Wie nun dieſe frohen Ausſichten in baldige Erfüllung gegangen ſind, wie von der hochlöbl. Erziehungsbehörde in Baſel der Ruf an den ehrwürdigen Girard erlaſſen ward, es möchte derſelbe durch Mittheilung ſeiner Erfahrungen und durch weiſen Rath das begonnene Werk erforderlich gewordener Erweiterung der Schulen dieſer Stadt fördern helfen, und wie der edle Jugendfreund dem Rufe gefolgt iſt, dies alles meldet uns die am 16 Julius geſchriebene rührende Zuneigung der Rede von der Erziehung zur Religioſität durch die Schule, womit der Baſelſche Rektor den Vorſteher des Franziskaner-Kloſters in Luzern begrüßt, indem er den edeln Ankommling anredet wie folgt:

„Wie zu andern Zeiten die Eidsgenoſſen dem Eidsgenoſſen, der in ihre Stadt oder in ihren Flecken einkrat, den Ehrenwein reichten, ſo bringe ich Ihnen jetzt dieſen Bogen zum Willkommen bei Ihrem Eintritte in Baſel. Sein Inhalt iſt und bleibt mir bei weitem das Liebſte, was ich je über pädagogiſche Gegenſtände geſprochen oder geſchrieben. Das Beſte alſo, was ich geben kann, ſei Ihnen geweiht, dem Freunde der Jugend, der mit Liebe und unermüdeter Geduld ſeit einem Vierteljahrhundert einen großen und heiligen Zweck verfolgt... Ueber das Eine, was nothig iſt, theilen Sie, ich weiß es, die Anſichten, welche ich in dieſer Rede ausgeſprochen. Es war auch Ihre Abſicht, durch eine zweckmäßige Unterrichtsweiſe die Ihnen Vertrauten zu befähigen, von allen den Mitteln Gebrauch zu machen, die unſer Zeitalter dem Menſchen darbietet, der als frommer Chriſt und guter Bürger jede Stelle würdig ausfüllen will, in welche ihn der Herr geſetzt. Auch Sie weiſen mit Recht jede Forderung des Selbſtſüchtigen ab, der den höchſten Zweck aller Bildung aus den Augen verliert, und zum Abrichten für gemeinen Hausbedarf den Erzieher herabwürdigt, der Gottes Diener zu Knechten der Menſchen machen will, ja ſogar nach den Leiſtungen derſelben für ſeine Zwecke den Grad der Achtung beſtimmt, der jenen gebührte. Sprechen wir es alſo öffentlich aus: jene Bildungsweiſe, die Ihren Namen auf die Nachwelt tragen, und deren zweckmäßige Anwendung Ihre Verdienſte in ſtets größern Kreiſen bekannt machen wird, der Wiederholungs-Unterricht, ſoll den Zweck aller Zwecke fördern. Dieſer iſt kein anderer, als Veredelung des Menſchen durch Weckung und Nährung ſeines religiöſen Sinnes, und durch Stärkung und Vermehrung ſeiner intellektuellen und ſittlichen Kraft. Je mehr dadurch der Einzelne zur Selbſtthätigkeit geleitet wird, deſto feſter iſt die Hoffnung, daß jeder ſolcher Einzelne, der auf dieſem Wege zur Selbſtſtändigkeit gelangt iſt, ſeine Mitmenſchen auf dieſelbe Stufe zu heben trachten werde. Was von ſolchen Bemühungen das Vaterland erwarten dürfte, gezieme nicht hier anzudeuten. Aber wofern alles erſt dann beſſer wird, wann wir ſelbſt beſſer werden, ſo vergönne man dem Vaterlandsfreunde wenigſtens, ſeinem Traume nachzuhängen von einer Zeit, wo was mit Thränen jetzt geſäet wird, zur Freudenernte reift. Sie wiſſen, was ich unter dieſer Thränenſaat verſtehe, ehrwürdiger Vater, dem ſeine Kinder von der Bruſt geriſſen worden. Aber beim Blick auf dieſes, auf jenes Häuflein, das mit Ehrfurcht und Liebe Ihren Namen nennt, das der Früchte Ihrer vieljährigen Wirkſamkeit ſich erfreut, wie ſehr müſſen Sie ſich ermuthigt fühlen, die Ihnen gegen Ihren Willen zu Theil gewordene Ruhezeit zur fernern Ausarbeitung und Bekanntmachung Ihrer Unterrichtsmittel anzuwenden, deren Benutzung jedem Lehrer der Jugend erwünſcht ſein muß.“

Welch ein erfreuliches und verſöhnendes Zeichen der Zeit ſtellt ſich uns dar, in dieſem Rufe des Baſelſchen Erziehungsrathes an den edeln Reformator der Schulen von Freiburg, der,

ſich in die Stille des Franziskanerkloſters von Luzern zurückzog, um hier wenigen Jünglingen, wenn anders ſolche wären, die, was wahr, was gut und nützlich iſt, von ihm lernen wollten, ſei-

Digitized by Google

nen Unterricht zu ertheilen. Voll Freude über die freundliche Erscheinung, mögen wir durch keine, wenn auch noch so leise Andeutung ihrer Gegensätze oder Abstriche das Ansehen haben, mit Wolkenflor den hellen Stern zu bedecken. Gar viel lieber verweilen wir hingegen noch bei dem Gruße von Herrn Hanhart an Herrn Girard, in welchem sich, nebst der edeln Persönlichkeit beider Männer, zugleich diejenige thätliche Vereinbarung ihrer abweichenden Glaubenskenntnisse darstellt, welche einzig nur der Menschheit frommen und ihre Wohlfahrt zu befördern vermögend ist.

Durch die verbesserte häusliche und öffentliche Erziehung (so drückt sich der Rektor der Schule von Basel in seiner Rede über die Erziehung zur Religiosität durch die Schule aus) ist mit dem Sinn für das Wahre und Schöne, auch der Sinn für das Gute, für das ewig Gute angeregt; es ist dem besser gebildeten Menschen ein höheres Ziel seines Strebens vor Augen gestellt worden; und der Ausblick auf dieses höhere Ziel hat mehr als je das Bewußtsein der Mangelhaftigkeit geweckt in der Brust von Tausenden, die sonst durch Gottesdienstlichkeit ohne göttlichen Sinn und durch Reue ohne Besserung der Gnade des Allerheiligsten glaubten theilhaftig werden zu können. Auch die nicht einer verfeinerten Sinnlichkeit dienstbaren, sondern das Leben veredelnden Künste haben vieles dazu beigetragen, im menschlichen Gemüthe den Sinn für das Schöne und Erhabene zu wecken, das Gefühl der Andacht zu der Begeisterung zu steigern, die uns von der Erdscholle wegreißt und zum Himmel erhebt. Aufs erfreulichste tritt aber hervor in der Menge für Menschenwohl wirksamer Vereine die herrlichste Frucht der Religiosität, die Liebe, das wahre Kennzeichen unserer Verwandtschaft mit den Bewohnern einer höhern Welt. Die Leiter des Schulwesens und die Lehrer an den öffentlichen Schulen mögen Theil nehmen an dem schönen Streben ihrer Zeitgenossen und an der Förderung der Religiosität, durch eine das Göttliche im Menschen anerkennende und ausbildende Lehrart, durch vernünftige Zucht und frommes Beispiel.

Der Zweck alles Unterrichts, der durch die Lehrart erstrebt werden soll, kann kein anderer sein, als Entwicklung und Stärkung der geistigen Kräfte, mit welchen der himmlische Vater jedes seiner Kinder auf Erden in verschiedenem Maaße begabt. Seine Schule betrachtet der Lehrer als Vorschule für eine höhere Welt; jedes Kind als Gottes Kind, das vom Himmel stammt und zum Himmel kehrt. Und er achtet es auch als solches; er glaubt an das Wohnen des Göttlichen in der irdischen Hülle, welche Gottes unendliche Erbarmung zum Tempel seines ewigen Geistes geweihet hat. Wo dieser Glaube nicht waltet, wo man den Menschen als ingrund verdorben, als ein schon im Keime verderbtes Wesen betrachtet, da bewahrt nur die der unverdorbenen Menschennatur angestammte Gutmüthigkeit vor Mißhandlung der bildungsfähigen Jugend. Größere und gefährlichere Feinde, als dieser Irrthum, stellen sich der Erziehung für das Reich Gottes entgegen, in dem Eigennutz und in der Gewinnsucht. Diese verlangen nämlich, nur zur Erwerbung einer gewissen Masse von im gemeinen Leben brauchbaren Kenntnissen soll das Kind die Schule besuchen, und nur so lange dort verweilen, bis es diese Kenntnisse in dem geforderten Maaße erworben hat, und so frühe als möglich, damit das Maas desto früher sich fülle. Das sind die Forderungen des Eigennutzes. Nach dieser Ansicht ist es gleichgültig, wie die Lehrart beschaffen sei, nach der die Jugend im zartesten Alter unterrichtet wird; ein zu seinem Berufe sehr dürftig vorbereiteter Lehrer kann ja, meint man, den Kindern zu den nöthigsten Fertigkeiten verhelfen, und vieles ins Gedächtniß pfropfen. Sie sollen ja nur gute Leser, gute Schreiber, gute Rechner werden, deren Gewandtheit Andern und ihnen Vortheil bringt. Auch etwas von der Religion, verlangt der Eigennutz, sollen sie wissen; vor der Hölle sollen sie sich fürchten lernen, damit fremdes Eigenthum vor ihnen sicher sei.

Das fordert der Eigennutz; er vergißt es, daß die Entwickelung und Stärkung der Anlagen, die Gott dem Menschen verliehen, daß diese reinmenschliche Ausbildung die wahre Vorbereitung für das Leben sei; und daß diese möglichst vollkommene Ausbildung schon für Erreichung gewöhnlicher Lebenszwecke unendlich mehr Werth habe, als die bloße Abrichtung für den Berufsbedarf; daß religiöser Sinn, daß die aufopfernde Liebe unter keine Berechnung zu bringen seien, und dem Staate und Privatmann mehr Nutzen schaffen, als der geschickteste Rechner berechnen kann. Die Gewinnsucht übersieht es, daß nicht die Menge von Kenntnissen es ist, die den Menschen menschlicher macht, sondern seine sittliche Kraft. Ihrer verführerischen Stimme gehorchen aber viele, weil der glänzende Erfolg, weil die Schaustellung von vielerlei Kenntnissen die nicht tiefer blickende Menge blenden, und weil diese Lehrart so erfreulichen Gewinn dem zuwendet, der sich mit kluger Berechnung seines Vortheils der Meinung des großen Haufens anschließt. Eine mechanische Abrichtung oder höchstens eine Halbkultur ist die Frucht dieses eigensüchtigen Strebens; aber diese ertödtet mit der Herzenseinfalt den religiösen Sinn schon im zarten Kinde. Denn wie kann der Religionslehrer auf diejenigen wirken, deren herrlichste Anlagen unentwickelt geblieben sind? An was soll er seine Belehrungen knüpfen, wenn das Kind nur mechanisch abgerichtet, und nie zum Nachdenken,

Digitized by Google

nie zur Erforschung von Grund und Ursache angeleitet wird? Er soll sich an das Gemüth, an das Gefühl wenden, pflegen die zu sagen, welche eine Entzweiung im Innern des Menschen voraussetzen und durch ihre Weisheitslehre trennen, was Gott vereinigt hat. Er soll der Einbildungskraft herrliche Bilder vorführen, und, wo die Macht der Rede nichts vermag, durch äussern Prunk das Gemüth entflammen, durch brennende Wachskerzen, durch Kniefall, durch rauschende Kirchenmusik, durch Gemälde, durch das Bild des Gekreuzigten, das in Holz oder Stein, in Silber oder Gold gegraben, oder im neusten Styl aus Gußeisen geformt ist. — Wie vieles von diesem ist leider in der neuesten Zeit versucht worden! Und mit welchem Erfolg! — Der denkende Mensch bedarf dieses Prunkes nicht, und auf solche, die man nicht an das Nachdenken gewöhnt hat, macht dieser Sinnenreiz, macht dieses Erregen angenehmer Gefühle nur einen vorübergehenden Eindruck; noch schlimmer, wenn sie stark dadurch angeregt werden; denn nun erscheint ihnen dieses Schwelgen in angenehmen Gefühlen als eine religiöse Handlung; nun erfüllen sie, wie die Pharisäer, das Leichtere der Gebote, und sie sagen sich los von dem Schwereren, von der aufopfernden Liebe, von der Bekämpfung der Sinnlichkeit.

Die Entwickelung und Ausbildung der Anlagen, wodurch der Mensch sich über alle Geschöpfe der Erde erhebt, ist allerdings keine leichte Sache; es kostet den Lehrer Vorbereitung und Anstrengung; aber dem Lehrer, welcher kein Miethling ist, bleibt es heilige Angelegenheit, das Kind seihe zum Nachdenken anzuleiten, und, wo es für einmal bloß glauben muß, ihm einleuchtend zu machen, warum man zur Zeit noch Glauben von ihm fordere. Und wo der Weiseste noch Räthsel sieht, deren Lösung einer höhern Welt vorbehalten ist, da wird der denkende und zum Denken leitende Lehrer die Gründe anzugeben suchen, aus welchen es unmöglich ist, hier schon Licht in dieses Dunkel zu bringen. Es ist kein Gegenstand des Unterrichts, der sich nicht auf eine solche Weise behandeln läßt, daß das Gedächtniß nicht blos gestärkt, sondern auch die Urtheilskraft des Kindes geschärft werde. Es sind Zweige des Unterrichts, an welchem wir, wie z. B. an dem Unterricht in Sprachen, alle Anlagen des Kindes zugleich entwickeln und stärken können, so daß es von Stufe zu Stufe dem immer näher kommt, nach dessen Bilde es geschaffen ist. An jedem Lehrgegenstande entdeckt der denkende Lehrer immer neue Seiten, durch deren Heraushebung er sein eigenes Fortschreiten in der Erkenntniß benutzen, die Aufmerksamkeit des Schülers fesseln und die Kraft desselben stärken kann. Selbst die Uebung des Gedächtnisses kann er auf so vielfache Weise vornehmen, daß jene allgemeine Ausbildung der Seelenkräfte dadurch unterstützt wird, daß der denkendste Schüler sich dieser Uebung am meisten freut, weil er unverlierbar bewahren kann, was er durch angestrengtes Nachdenken sich erworben hat. Wo eine solche Lehrweise herrscht, die zum Nachdenken leitet, die alle Anlagen sorgfältig entwickelt, deren Vorhandensein im Menschen darthut, daß wir göttlichen Geschlechtes, Gottes Kinder sind, da wird dem Lehrer der Religion ein Acker gereinigt, auf dem der ausgestreute Same nicht nur bald keimt, sondern auch feste Wurzel schlägt und aufwächst zu erfreulicher Frucht. Nur der Mensch, der zum Nachdenken geführt worden ist, wird in seiner religiösen Bildung auf den Punkt gelangen, wo er mit ungeheuchelter Freudigkeit sagen kann: ich weiß, an wen ich glaube und warum ich glaube; nur der wird jenes Ziel bestimmen können, wo das Wissen aufhört und das Glauben beginnt. Nicht herumgeworfen, wie die Meereswoge, vom Zweifel zum Zweifel, wird der Denkgläubige gegen alle Angriffe des Witzlings wohl gerüstet stehen, und den Sophistereien der Glaubensspotter eine ruhige Entwickelung der Gründe seines Glaubens entgegensetzen.

Aber auch die sittliche Kraft des in der Schule schon frühe zum Nachdenken geleiteten Menschen wird sich bewähren in allen Versuchungen des Lebens. Nie wird er wanken in seinem Vertrauen auf Gott. Denn er hat nicht nur gehört die Lehre von Gottes Allmacht, Gerechtigkeit, Weisheit und Güte; er hat seine Herrlichkeit gleichsam angeschaut in dem ernsten Gange der Weltereignisse, und in der Natur; in seinem Innern hat er die Stimme des Heiligen vernommen, die an uns ergeht: wie der heilig ist, der uns berufen hat, also seid auch ihr heilig in allem euerm Wandel. Mit dieser durch Nachdenken geweckten, in allerlei Prüfungen gestärkten Kraft tritt er dem hereindrechenden Unglück, tritt er der Verkennung, dem Haß und der Verfolgung entgegen, als einer, dessen Gut wohl Menschen rauben, dessen Leib wohl Menschen tödten können, aber dessen Edelstes kein Raub der Verfolger, keine Beute des Grabes und der Verwesung werden kann, weil es ewig ist, wie Gott, von dem es kam und zu dem es einst aus der Vorschule des Lebens wiederkehrt.

Dem Religionslehrer stehen als Beförderer der Religiosität hilfreich seine Amtsgenossen zur Seite, durch eine weise Schulzucht und durch ihr frommes Beispiel wohlthätig wirkend auf das jugendliche Gemüth. Es ist allgemein anerkannt, daß die Religiosität die Blüthe der Humanität sei, daß zuerst der Samen jener edlern Menschlichkeit ausgestreut werden müsse, ehe man religiösen Sinn wecken kann. Denn vergeblich ist die Mühe, dem ganz verwilderten Stamme

Digitized by Google

das edlere Reis einzupfropfen; höchstens gelingt es, aus dem Verwilderten einen Maulchriften oder Heuchler zu bilden. Gewöhnung zu einem sittlichen Betragen und Verbütung der Unsittlichkeit ist des Lehrers Zweck bei der Vorbildung seiner Schüler zur Religiosität. Auf treue Erfüllung seiner Pflicht dringt er bei dem Schüler und auf stete Ausdauer, auf beharrliche Erfüllung dieser Pflicht, täglich, stündlich, wie es die Ordnung der Schule mit sich bringt; Arbeit, regelmäßige Arbeit fordert er von demselben in dem Maaße, das seine Kräfte gestatten. Er bewahrt ihn schon dadurch vor vielem Bösen, das der Müßiggang oder das ungeregelte Durchbringen der Lebenszeit erzeugt. Mit väterlicher Liebe warnt er vor Genossen, die ihn mißleiten, weiset er auf solche hin, deren Umgang ihn im Guten befestigt. Und mit weisem Ernste wehrt er der hervortretenden Unart, noch ehe sie zur schwer zu tilgenden Gewohnheit geworden. Wie mancher Knabe verdankt solchen Leitern der Jugend seine moralische Rettung und eine Festigkeit im Guten, die keine Versuchung erschüttern kann, ja die eine Freudigkeit und Willigkeit in der Pflichterfüllung erzeugt, wobei er nicht einmal weiß, welchen Werth ein solches freiwilliges Thun des Guten vor Gott und in den Augen rechtschaffener Menschen hat.

Wie viele Anläße bieten sich ferner dem Lehrer dar, wo er seine Schüler gewöhnen kann zu den geselligen Tugenden, durch deren Ausübung jene gegenseitige Liebe, jenes Wohlwollen erzielt wird, das den Menschen ihr Leben unter einander so erfreulich macht. Es ist die Bescheidenheit, die Dienstfertigkeit, die Verträglichkeit, die Bekämpfung der Eitelkeit und Selbstsucht, wozu fast jede Schulstunde Gelegenheit gibt. Erst durch Vergleichung der bei täglicher Uebung zu einem solchen Betragen gewöhnten Schüler mit denjenigen, die dieser Tugendübung entbehren müssen, oder sie bloß aus dem Unterrichte, nicht im Zusammenleben mit Andern, erlernen sollen, erst aus dieser Vergleichung geht der große Werth von Lehranstalten hervor, die durch eine weise, folgerichtige, unparteiische Behandlung ihrer Zöglinge aufs wohlthätigste wirken zur wahrhaft religiösen Erziehung des aufwachsenden Geschlechtes.

Denn nicht vergeblich werden den also Erzogenen die Lehren der Religion vorgetragen, welche in ihrem göttlichen Stifter das höchste Vorbild der Liebe, der aufopfernden Liebe zeigt. Das jugendliche Gemüth des Schülers, der im Aelternhaus diese Liebe herrschen sieht, und dem in der Schule das gefällige Betragen gegen seine Jugendgenossen zur Gewohnheit geworden, wie leicht mag es erwärmt werden für Beförderung des Menschenwohls, welche die Liebe gebeut, für freudiges Darbringen der Opfer, welche die Pflicht verlangt; wie freudig wird er horchen dem Worte des Lehrers von der Liebe dessen, der uns zuerst geliebet und sein Leben gelaßen für seine Brüder! Welche Empfänglichkeit für seine Ermahnungen zur Selbstüberwindung, zum Kamrfe gegen unsinliche Begierden wird der Religionslehrer in den Herzen derer finden, bei denen die Macht der Sinnlichkeit gebrochen worden durch vernünftige Zucht, durch jene Gewöhnung, welche den nur Anfangs schweren Kampf und die Selbstbeherrschung so sehr erleichtert.

Sucht der Lehrer auch noch durch sein **Beispiel** die Religiosität zu fördern: wie viele Anläße bieten sich ihm, der größte Wohlthäter seiner Schüler zu werden! Gutes zu thun und nicht zu ermüden, gebietet die Religion, welche uns in unserm Heilande das höchste Muster unermüdlicher Wirksamkeit aufstellt. Ach! wie Vieles geschieht täglich, was dem Lehrer sein äußerst mühsames Amt noch mehr erschwert, den Frohsinn verscheucht und seine Geduld auf eine kaum zu bestehende Probe stellt. Da kann er seinen Schülern Vorbild der Liebe werden, die nicht aufbrauset, die Alles hofft, Alles abwartet, die nie aufhört. Wie leicht kann der Lehrer erliegen dem Ueberdruß und der Ermattung, wenn sein Same auf unfruchtbaren Boden zu fallen scheint, oder wenn es lange, sehr lange währt, bis er einige Frucht seiner Mühe und Arbeit erblickt. Steht er nun da als Vorbild der nie verzagenden, stets das Gute hoffenden Liebe; wird ihm schon das Hervorbrechen der Blüthe zur innigsten Freude, auch wann er noch auf die Früchte lange warten muß: wie wäre es möglich, daß dann sein Beispiel unwirksam bliebe? Nein! der Segen Gottes, der seine Mühe kennt, und seine Liebe und seine Geduld, er bleibt nie aus; der Vater, der ins Verborgene sieht und keinen treuen Arbeiter verkennt, der lohnt ihn mit seinen Vergeltungen, wenn alle äussere Ermunterung wegfällt. Eine solche vereinigte Wirksamkeit Vieler, die durch ihr Beispiel der Liebe, der Geduld und Langmuth auf Viele wirken, wie wohlthätig wird sie dem aufwachsenden Geschlechte, das in ihnen die wahren Förderer der Frömmigkeit erblickt.

Wir haben, mit des Verfassers eigenen Worten, den Hauptinhalt einer Rede mitgetheilt, die, wie durch sich selbst, so durch die denkwürdige Veranlassung ihrer Kundmachung, der allgemeinsten Beachtung werth ist. Jeglicher Arbeiter, wenn er für das Werk, das ihn beschäftigt, die Kundigsten und Erfahrensten zu Rathe zieht, legt damit den unzweideutigsten Beweis seiner eigenen Tüchtigkeit und Einsicht ab. Die Verwaltungsbehörden des Gemeinwesens, wenn sie ie die Verständigsten, im eigenen Volke oder bei den Nachbarn, über die Maaßnahmen zu Förderung ge-

Digitized by Google

meiner Wohlfahrt, bevor dieſe getroffen werden, einvernehmen wollen, ehren ſich ſelbſt damit. Die Aufſeher und Leiter der Erziehungs- und Bildungsanſtalten, wenn ſie die Beſten und Weiſeſten unter den Zeitgenoſſen ſich zu Rathgebern erbitten, zeigen ſich damit ihrer großen Aufgabe und ihres erhabenen Amtes würdig. Daß die höchſte Erziehungsbehörde von Baſel, auf ſolchem nicht von geſtern her erſt von ihr erkannten richtigen Pfade, durch keine Nebenbetrachtungen oder unverſchuldete Widerwärtigkeiten geſchreckt, entſchloſſen und muthig vorſchreitet, das iſt Beweis innerwohnender Kraft und einer guten Sache, die ſolchen Muth verleiht und die in ſchönen Früchten denſelben auch lohnen wird.

Selbſtopfer der Wittwen bei den alten Slaven.

Wir kennen darüber zwei wichtige Belege, der erſte in „Diethmar, Chron. L. VIII. Seite 248. Magnerſche Ausgabe“, der zweite in „Bonifacius, epist. XIX.“, woraus ſich aufs Klarſte ergibt, daß die ſlavoniſchen oder wendiſchen Volkerſchaften, die im Nordoſten Germaniens wohnten, die Gewohnheit hatten, ihre Todten zu verbrennen, und daß die Wittwen gezwungen waren, ſich auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer zu tödten. Dieſer Gebrauch ebenſowohl, als der lettiſche oder lithauiſche Dialekt, laſſen auf einen gleichen Urſprung der ſlaviſchen und hindoſtaniſchen Menſchenrace ſchlieſſen. Der gelehrte Pfarrer Wordes hat eine Diſſertation herausgegeben, in welcher er zu beweiſen ſich bemüht: „1) daß alle germaniſchen Völker ihre Todten verbrannten; 2) daß die Selbſtopfer der Wittwen gleichfalls in ganz Germanien im Gebrauch waren, weil Prokop (de bello goth. II. S. 21.) dies von den Herulern bezeugt.“

Wir erlauben uns darüber zwei Bemerkungen. 1) Der Gebrauch, die Todten zu beerdigen, war bei den erſten germaniſchen Volksſtämmen allgemein, dahingegen der, ſie zu verbrennen, erſt unter den Skandinaviern und den Odinſchen Slavonen, nach der Einführung des Odinismus, allgemein wurde. Dieſer Zeitraum wird Bruna-old, im Gegenſatze von Hauga-old (das Zeitalter der Grabhügel), genannt. Der eben berührte Gegenſtand iſt im Däniſchen von Suhm und Andern mit einer Genauigkeit und einer ſo ſcharfſinnigen Kritik behandelt worden, daß ſich ſo leicht nichts mehr dagegen ſagen läßt. — 2) Die Herulер kannten die Selbſtopfer der Wittwen; aber es gibt zwei Geſichtspunkte, aus denen ſich dieſe Thatſache betrachten läßt. Lelewel und andere gelehrte Polen behaupten, grade dieſer Urſache wegen, „daß die Heruler ein lithauiſcher und nicht ein germaniſcher Volksſtamm waren.“ Diejenigen hingegen, welche die Heruler als Skandinavier betrachten, ſtützen ſich auf die von Schlegel und Malte-Brun gegebene Etymologie ihres Namens, nach welcher derſelbe ſo viel als „erlauchte Abentheurer, Söhne der Könige und Fürſten (Sorlas, Jarls, Herls)“ bedeutet. Der Mythologie zufolge, ſtarb Nanna, die Gattin Baldurs, vor Schmerz, neben dem Scheiterhaufen ihres Gemahls und wurde mit ihm zugleich verbrannt. Balder iſt, in der religiöſen Mythologie, der Gott des Friedens und ein Halbgott in den heroiſchen Mythen. Man gedenkt noch einer Königin, die dem Beiſpiele Nanna's nachfolgte. — Uebrigens ſagt Prokop nicht, daß die Wittwen der Heruler ſich erſtachen, oder ſich verbrannten, ſondern vielmehr, daß ſie ſich am Scheiterhaufen erhängten.

Nordamerikaniſche Literatur.

Annales of the Lycaeum etc. — Annalen des Lyzäums der Naturgeſchichte zu New-York. Nro. VI. Dezember 1824.

Dies Heft enthält die Beobachtungen des Witt Clintons über die Hirundo fulva, die Vieillot in ſeinem vortrefflichen Werke, betitelt: „Naturgeſchichte der nordamerikaniſchen Vögel (Paris, 1817)“ beſchrieben hat. Seit einigen Jahren findet dieſe Schwalbe ſich an den Ufern des Ohio ein, wo ſie gegen den 10 April erſcheint, und verſchwindet, ſo bald ihre Kleinen zu fliegen im Stande ſind. Ein anderer Artikel von Audubon enthält mehrere Thatſachen und Bemerkungen über den beſtändigen Aufenthalt der Schwalben in Luiſiana, wo ſie im November in unzählbarer Menge vorhanden ſind. In New-Orleans ſind ſie ebenfalls ſo häufig, daß man vierzehn mit einem Flintenſchuß tödten kann. Sie werden auf den Wochenmärkten verkauft, und von den Leckermäulern ſehr geſchätzt. Ein dritter Artikel theilt die Beſchreibung von zweiundzwanzig Inſektengattungen mit. Der Verfaſſer iſt John Lecomte. Der vierte Artikel beſchäftigt ſich mit den Trilobiten, einer nicht mehr vorhandenen Thiergattung, von welcher man einige Ueberreſte in den Kalkfelſen des Jura, und in derſelben Formation der beiden Kontinente entdeckt hat, und die Beſchreibung einer neuen Gattung von de Kay, worauf einige Noten über die Geologie der Waſſerfälle von Trenton, vom Profeſſor James, folgen. Der fünfte Artikel enthält Bemerkungen über das Stachelſchwein Nordamerika's (Hystrix dorsata) von Cozzens. Dieſes Thier befindet ſich in großer Menge am Ufer des Oneidaſees und in den nordweſtlichen Theilen des Staats von New-York.

Digitized by Google

An Inquiry into the importance of the militia to a free commonwealth. — Nachforschungen über die Wichtigkeit der Miliz in einem republikanischen Staate, dargestellt in einem Briefe William Sumners, General-Adjutanten des Staats von Massachusetts, an John Adams, vormaligen Präsidenten der vereinigten Staaten, mit einer Antwort des Letztern. Boston, 1823. Ein Band in 8. von 70 Seiten.

Observations on national defense. — Bemerkungen über die National-Vertheidigung. Nach einer Abhandlung des Kapitäns Partridge über diesen Gegenstand, und dem Briefe des Generals Sumner an den ehrwürdigen John Adams. Boston, 1824. 46 Seiten in 8.

Je freier ein Staat ist, um so größere Schwierigkeiten stellt die Einrichtung seiner Milizen dar, und eben vielleicht in den vereinigten Staaten hat eine gute Organisation die größten Hindernisse zu überwinden. Gelingt dies in einer so geoßen Republik, so kann man es als ein Spiel in den Monarchien betrachten, in denen alle Bewegungen einfach, rasch und konzentrirt sind, und die stehenden Armeen werden überflüssig. In den beiden vorliegenden Werken vernimmt man zuerst die Meinung eines amerikanischen Generals, die des ehrwürdigen Präsidenten John Adams, und endlich die eines französischen Offiziers, des Generals Bernard. Der Erste deutet alle örtlichen Umstände an, der Zweite leitet Alles, und der Dritte deutet das Ziel der Vervollkommnung an, welches die Kriegskunst in Europa erreicht hat. — Es scheint, daß die Konstitution der vereinigten Staaten noch nicht die erforderliche Kraft habe, um eine vollkommene Ausübung der Verordnungen hinsichtlich der Miliz zu bewerkstelligen. „Es ist zu beklagen," sagt der Verfasser, „daß es noch drei Staaten gibt, die seit acht oder zehn Jahren dem General-Gouvernement der Staaten keine Berichte über ihren militärischen Zustand abgelegt haben." Ungeachtet dieser Unvollkommenheit können die Milizen der vereinigten Staaten doch nicht wenig zur Vertheidigung des Vaterlandes beitragen. Dieser Gegenstand wird in dem Schreiben des Generals Bernard an den General Sumner entwickelt.

Französische Literatur.

Résumé de l'histoire du Danemark. — Gedrängter Inhalt der Geschichte von Dänemark. Von P. Lami. Zweite verbesserte Ausgabe. Paris, 1825. Bei Lecointe und Durey. Ein Band in 18. von 332 Seiten.

Der Verfasser täuscht das Publikum nicht, wenn er diese zweite Ausgabe verbessert nennt. Sie ist es in der That, und man bemerkt mit Vergnügen, daß viele Irrthümer verschwunden und dagegen durch einige neue Thatsachen ersetzt worden sind. Von den Letztern sind zwar noch immer einige vorhanden; aber sie sind nicht so bedeutend, als daß wir ihrer besonders erwähnen sollten. Dahin gehören einige durch veralschte Traditionen allgemein als wahr betrachtete Gegenstände, die der Parteigeist weiter verbreitet hat. Die Orthographie der Namen ist gleichfalls verbessert worden, und man kann (S. 55) den von „Helen" leicht in Haken oder Haton verwandeln. Sollte es nicht ein Druckfehler sein, daß der Präsident Nansen, der in der Revolution von 1660 eine so wichtige Rolle spielte, hier immer Nausen genannt wird, so wie Derlon, den man in Derlon verwandelt hat? —

Haitische Literatur.

Discours qui a été prononcé par Delille-Laprée, directeur du Lycée national du Port-au-Prince, devrait prononcer le 15 décembre 1823 à l'examen public des élèves de cet établissement. — Rede, welche der verstorbene Delille-Laprée, Direktor des National-Lyceums zu Port-au-Prince, am 15 Dezember 1823 bei der öffentlichen Prüfung der Zöglinge dieser Anstalt halten sollte. Nebst einigen leichten Dichtungen von demselben. Port-au-Prince, 1825. Klein 4. von 29 Seiten.

Um unsern Lesern am besten den Geist dieser Rede eines geheiten Regers bemerkbar zu machen, führen wir hier eine Stelle aus derselben an: „Mit einem Herzen voll von den Erwartungen der Zukunft, hat der unsterbliche Petion (der Gründer und erste Präsident der Republik) gesagt: „Nehmt Halter, die Konstitution in der Hand, wisse, was es kann und was es soll! Von den freisinnigsten, reinsten und erhabensten Ideen begeistert, hat sein würdiger Nachfolger hinzugefügt: Junge Halter! übereilt euch mit Eifer dem Studium, und liebet euer Vaterland über Alles! — Durch die Sorge dieser beiden Männer ist die Art und Weise, die Zeit und Dauer des öffentlichen Unterrichts bestimmt worden. Primarschulen, nach dem System des gegenwärtigen Unterrichts, sind nach und nach auf allen Punkten der Republik eingeführt worden. Das National-Lyceum erhielt von Jahr zu Jahr größere Ausdehnung und wird immer mehr vervollkommnet. Die alte Universität von Santo-Domingo ist seit der Vereinigung des Osten mit der Republik wieder neu gestiftet worden. Das Zivil- und das kanonische Recht, Philosophie, Moral, Arzneikunde werden dort von geschickten Professoren gelehrt. Ueberall geht die Gesetzgebung mit dem Unterrichte gleichen Schritt. Haiti, jung, stark und schön, sein Haupt mit zwei

Digitized by Google

unvergänglichen Kronen, der Eroberung seiner Freiheit und Unabhängigkeit und der Verbesserung seiner Gesetze und seiner Konstitution, geschmückt, stellt sich unsern Blicken dar. Mit unermüdlichem Eifer schreitet es in der ebenen Bahn der Zivilisation vorwärts. Junge Haiter! euch sieht es zu, zur Schande unserer beständigen Verleumder, und zum Ruhme der unsterblichen Vertheidiger unserer Rechte, zu beweisen, daß den Nachkommen der Söhne Afrika's nichts unmöglich ist, und daß, wenn Haiti durch die Weisheit seiner Konstitution auch den kriegerischen Geist seiner Kinder innerhalb den Grenzen der Politik und der Menschlichkeit beschränkt, sie ihnen doch die Bahn eines dauernden Ruhmes, die Eroberung der Wissenschaften und schönen Künste, und mit diesen den Weg zur Achtung und Bewunderung der Welt eröffnet."

Türkische Literatur.

Mirat el abd li techrih azail isane. — Spiegel der Körper, in der Anatomie der Glieder des Menschen. Von Chani-Zadeh-Mehemmed-Ata-Ullah, Mitgliede des religiösen und richterlichen Ordens der Ulehmas. Skutari, 1235 (1820). Ein Band in Folio von 300 Seiten und 55 Kupfertafeln.

Die Erscheinung einer anatomischen und medizinischen Abhandlung in türkischer Sprache zu Konstantinopel, ist an und für sich wichtig genug, vorzüglich da dieselbe Gegenstände der Arzneikunde betrift; denn man weiß, welche Vorurtheile und religiöse Skrupel hinsichtlich aller und jeder Darstellung der menschlichen Gestalt herrschen. Ausserdem verbietet ihre Religion den Muselmännern die Oeffnung der Kadaver, und die Ideen über Vorherbestimmung lassen Unempfindlichkeit und Unvorsichtigkeit fast als Tugenden betrachten. Der Zweck und das Bestreben der Ulehmas war es bisher, das Genie der Nation zu paralysiren, weshalb ein Werk, das von einem ihrer Mitglieder ausgehet, um so merkwürdiger sein muß. Chani-Zadeh war der Sohn eines gewesenen Hekim-Bachi, oder ersten Leibarztes des Sultans. Sein Vater hatte ihn, des Studiums der Arzneikunde wegen, nach Italien geschickt, und es scheint, daß er das gegenwärtige Werk bald nach seiner Rückkunft aus diesem Lande verfaßt habe. — Erst im Jahr 1139 der Hegira (1726 — 1727) unter der Regierung Achmet III wurde die Einführung der Buchdruckerei in der Türkei erlaubt, und zwar durch einen besondern Khatti-Scherif, oder Edikt des Sultans. Sie wurde von 1743 bis 1784 wieder unterbrochen; aber vom Sultan Abdul-Hamid aufs neu wieder hergestellt. In diesem ganzen Zeitraum eines Jahrhunderts wurden nur 65 Werke zu Konstantinopel gedruckt, mit Einschluß deßen von Chani-Zadeh, das im Jahre 1816 dem regierenden Sultan vorgelegt und von ihm gutgeheißen wurde. Der Druck des Textes und die Kupferstiche sind durchaus das Werk türkischer Künstler und eben deshalb vorzüglich geeignet, einen genauen Begriff von dem Zustande der Buchdruckerei und Kupferstecherei in diesem Lande zu geben. Die Werke der Alten, über die Arzneikunde, waren den Türken bereits bekannt, vorzüglich die der Araber, die sich in allen ihren Bibliotheken befinden. Der Abbé Toderini sah 1763 mehr als hundert Bände in der von S. Sophia, in welcher sich, ausser Avicennus und Averroes, auch Uebersetzungen von Hippocrates, Andromachus, Ruffus, Gallian, Dioskorides und den berühmtesten Aerzten Griechenlands, befanden. Nequid-Pascha hatte eine Uebersetzung des englischen Werkes von Sydenham, und unter der Regierung Mustapha III wurden Boerhaave's Aphorismen ebenfalls ins Türkische übertragen. Aber bis jetzt ist von alledem noch nicht das Geringste gedruckt wurden. Die Abhandlung Chani-Zadehs ist in einem gedrängten, klaren, aber erhabenen Style geschrieben, weil der Verfasser alle technischen Wörter aus dem Arabischen genommen hat. Als Anhang ist eine Instruktion über die Kuhpocken-Impfung beigefügt. Der Verfasser fühlt die ganze Wichtigkeit dieser Erfindung und läßt ihr gebührendes Lob widerfahren. Er bemerkt; daß man das Kuhpockengift im Dorfe Aiaj-Aga, in der Nähe von Kiadkanch, finde, und daß mit demselben bereits mehrere tausend Personen in der Türkei geimpft worden seien.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Petersburg, Juni.

Vor einigen Tagen habe ich den Entwurf einer Kettenbrücke über die Newa gesehen, die vom Petersplatze aus nach der Insel Wasilii Ostrow gehen soll. Der Verfasser dieses Plans ist der General Bazaine, ein französischer Ingenieur in russischen Diensten. Die hängende Brücke würde tausend Fuß lang und auf beiden Seiten an Thoren im ägyptischen Style, mit Basreliefs von Bronze überdeckt, prachtvoll sein. Man schlägt die Ausgabe auf drei Millionen Rubel an; aber es ist wahrscheinlich, daß sie viel bedeutender sein werde, obschon bezahlten Arbeiten niranda wohlfeiler sein können, als in Rußland, wo Holz und Eisen im Ueberfluß vorhanden und zu den billigsten Preisen zu haben sind. Dazu muß man noch in Anschlag bringen, daß, wenn alle Stücke in den Werkstätten verfertigt sein werden, man während sechs Monaten sich eines sichern

Digitized by Google

Rolents bedienen könne, nämlich des Tiſés der Newa, wodurch die Errichtung koſtſpieliger Gerüſte erſpart wird. — Dieſer Entwurf iſt zwar noch nicht angenommen worden; aber man glaubt, daß ſich ſeiner Ausführung kein Hinderniß entgegenſtellen werde. Ein umſtand allein verdiene berückſichtigt zu werden. Es iſt unumgänglich nothwendig, die Bildſäule und den Felſen Peters des Großen anderswo aufzuſtellen, weil die großen äguptiſchen Thore, welche die Ketten tragen ſollen, gerade davor zu ſtehen kommen würden. Ein ſolches Manöuvre würde intereſſant genug ſein. — Schon lange habe ich Ihnen etwas über die Mittel ſchreiben wollen, Petersburg gegen eine neue Ueberſchwemmung ſicher zu ſtellen. Alle Ingenieurs ſind noch mit der Entwerfung von Planen beſchäftigt; aber bis jetzt iſt noch nichts Beſtimmtes darüber ausgemacht worden. Einem dieſer Plane zufolge ſollte die Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs in einen prachtvollen Seehafen verwandelt werden, um Schiffe von jeder Größe in ſich aufnehmen zu können. Die Vortheile, welche die Ausführung dieſes Entwurfs gewähren würde, ſind nicht zu berechnen; aber der Koſtenaufwand iſt es gleichfalls nicht, ſo daß man vermuthen darf, er werde verworfen werden.

Genf, Juli.

Es iſt freylich wahr, daß ich Ihnen verſprochen habe, regelmäßig allmonatlich einmal Ihnen zu ſchreiben und Ihnen mitzutheilen, was Merkwürdiges, Belehrendes, Gutes ſich in unſerer Mitte zutragen; aber ich muß Ihnen jetzt geſtehen, daß ich verpflichte, mein Wort halten zu können. denn Ihnen, wie aller Welt, iſt das Sprichwort bekannt: „wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren.“ Das will nun aber nicht ſo viel heißen, daß hier zu Lande auch gar nichts Bemerkenswerthes ſich zutrage, ſondern nur ſo viel, daß das örtlich Wichtige mir nicht als ſolches für ein allgemeines, ehrwürdiges, deutſches Publikum erſcheint. Sie müſſen bey allem dem nicht glauben, daß ich weniger ein guter Genfer ſei, obgleich ich die Ehre nicht habe, zur Kaſte unſerer Penſionsmeubnes *) zu gehören, die wir Andern gewöhnlich die gens du haut (überſetzen Sie das nicht durch: hochmüthige Leute) zu nennen pflegen. Seitdem unſere beiden Pacten geboren ſind, hat unſere Phyſik einen ſo ſchweren Stoß erhalten, daß ſich unſer gebeugtes Moral noch nicht hat erholen können. **) Auch unſere Schand iſt nun Stand, und die Mathematik, die zuchtloſe alte ſeiner Geliebten, iſt zur Strohwitwe geworden. Was un ere Lebenszeit anbelangt, ſo ſcheint die große Hitze ſie einigermaßen ſchwach gemacht zu haben; denn die armen Peſſen, die ſonſt gewöhnlich unter der Laſt der manchmal allzugroßen Fruchtbarkeit ſeufzen müſſen, haben ſeit einiger Zeit ein wenig mehr Ruhe, und die Eſel (ein Druckerinſtrument) ſchlafen auf unbeſchriebenem Papier. Der Dotier unſerer Schriftſteller, J. L. Mangez, weiland Herausgeber der franzöſiſchen Zeitung zu Bern, hat einen zweiten „Wegweiſer um den Genferſee“ zuſammengeſchrieben. Unſer Precepteur Piclet, der melancholiſch-choleriſche Martine, hat etwas Byroniſches aufgeſtutzt, das ziemlich abgeſtanden ſchmeckt. Der Verbannte unſerer Damen, Manoir des Ritterz, hat eine ſatyriſche Satire verübt, die wie Brummeiſengeſumm vor den meiſten Ohren klingt. Ein Student, Namens Peyran, aus den Waldſer Thälern im Piemont, hat die Geſchichte ſeiner Heimathländern und ihrer Bewohner angiebend genug geſchrieben. Das iſt alles, was in den letzten Monaten hier geſchehen iſt. Aber was geſchehen ſoll — hilf lieber Himmel, wer vermöchte das alles aufzuzählen! — So viel weiß ich nur, daß Roſſi ſeine „Kommentaren zum römiſchen und napoleoniſchen Rechte“, de Sauſſure ſeine „Experimentalphyſik-Verſuche“, Deſchier-Dieufour ſeine „praktiſche Pathologie“ herausgeben wollen, wenn die Hundstage vorüber ſein werden.

Mit dem Bau unſers Muſeums geht es langſam und bedächtlich von ſtatten; die Geſängniſſe à la Dumont waren ſchneller aufgerührt. Die beiden Dampfbeiden, der Leu und der Winkelried, haben ſich zwar den Hals noch nicht gebrochen, obgleich ſie ſich beſtändig die Zähne weiſen, vorzüglich der Teu, dem es gar nicht behagen will, daß der Winkelried, ſtatt der Sprütze, ſo viele Bazen und Neuthaler in ſeinen Bauch ſteckt. Von dem J. J. Rouſſeau, den man eilern machen wollte, iſt ſchon lange nicht mehr die Rede, obgleich Dufour ein Langes und Breites darüber breichnet hat; die Memorale liegt noch auf dem Gerüſt, und dem Manzehbot fehlt es noch an blauen Bäuten. Mit der Zeit wird Alles wohlgelingen, wenn auch eben der Plan zur Anlegung einer Eiſendrathhängebrücke vom Platze Saint-Antoine nach dem Monde, den Chapeaunière in einem gedenckarn Prospektus mit vielem Witze entworfen hatte, nicht in Ausführung gebracht werden ſollte.

*) Die erſte Klaſſe der Bewohner Athens, die ein jährliches Einkommen von 500 Medimnen oder Maas Getreide und Wein hatten. Unter ihnen, als den reichſten, wurden auch die erſten Magiſtratsperſonen erwählt.

**) Wir wiſſen nicht, wie wir dieſe Stelle überſetzen ſollen: „ . . . . . notre phyſique a reçu un coup tellement fatal, que nous ne savons comment relever notre moral.“

— Man hat in einer bisher unbekannten Höhle, nahe bei Bauwell-Somerſetſhire, auf den Beſitzungen des Biſchofs von Bath und von Wells, in England, eine große Menge Trümmer antediluvianiſcher Thiere entdeckt. Darunter wurden die Gerippe oder Knochen eines Ochſen, mehrerer Gattungen Hirſche, mit Einſchluß des Elendthieres, eines Wolfs und einer großen Menge Bären erkannt.

— Die Zahl der Studierenden auf der Univerſität Upſala belief ſich im J. 1824 auf 1367. Davon gehörten 124 dem Adel, 351 der Geiſtlichkeit, 229 dem Bürger-, 142 dem Bauernſtande, 224 den öffentlichen Beamten, 53 dem Militär und 224 vermiſchten Ständen an.

— Die Konſumtion der gebrannten Getränke iſt in England ſehr bedeutend. Im Jahr 1819 war, nach den Steuerangaben, der Verbrauch folgender: in England, auf eine Bevölkerung von 11,977,663 Seelen, 4,671,734 Gallonen, die übereinſtimmend mit 259,550 Quarter Gerſte ſind. In Irland, auf 6,846,949 Seelen, 4,618,105 Gallonen, übereinſtimmend mit 256,561 Q. Gerſte. In Schottland, auf 2,092,014 Seelen, 2,566,676 Gallonen, übereinſtimmend mit 142,593 Q. Gerſte. Im Ganzen in den drei vereinigten Königreichen auf 20,916,626 Seelen, 11,856,515 Gallonen, übereinſtimmend mit 658,704 Q. Gerſte.

Digitized by Google

Literarische Anzeigen.

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Klassisches Theater des Auslandes
in freien Uebertragungen.

Wohlfeile, elegante, mit Meyer's deutschem Shakspeare gleichförmige Taschenausgabe.

Mit Kupfern. Broschirt im lithographirten Umschlag.
6 Bändchen: 1 Rthlr.

Auch einzeln unter den Titeln:

I. Alfieri's sämmtliche Schauspiele. 2 Bdchn. à 4 Gr.

enthalten:

1s Bändchen: Philipp der Zweite. Tragödie. Mit Alfieri's Portrait. Im lithogr. Umschlag. 4 Gr.

2s Bändchen: Die Verschwörung der Pazzi. Tragödie. Im lithographirten Umschlag. 4 Gr.

II. Racine's sämmtliche Schauspiele. 2 Bdchn. à 4 Gr.

enthalten:

1s Bändchen: Racine's Leben. Phädra, Tragödie, frei bearbeitet von Dr. Gräfenhan. Mit Racine's Portrait. Im lithographirten Umschlag. 4 Gr.

2s Bändchen: Alexander der Große, Tragödie, frei bearbeitet von Dr. Gräfenhan. Im lith. Umschl. 4 Gr.

III. Calderon's sämmtliche Schauspiele.

1s Bändchen. Mit Calderon's Portrait; enthält: Calderon, wie er war und wie er ist, von Hofrath V., und das Mädchen des Gomez Arias, frei bearbeitet von der Verfasserin der Roland's Abenteuer. Im lithographirten Umschlag. 4 Gr.

IV. Corneille's sämmtliche Schauspiele.

1s Bändchen. Mit Corneille's Portrait; enthält: Der Cid, Tragödie, frei bearbeitet von L. L. Kummer. Im lithogr. Umschlag. 4 Gr.

Der glänzende Erfolg, mit dem wir das ruhmwürdige Unternehmen einer, den Genius des größten der Dichter lebendig bewahrenden freien Uebertragung Shakspeare's gekrönt sehen — ein Erfolg, welcher sich dem der glücklichsten literarischen Unternehmungen unserer Tage an die Seite stellt, weckte die Idee in uns, das Herrlichste, Gewürdigtste, Vortrefflichste, was Italiens, Frankreichs und Spaniens reiche dramatische Literatur für alle Zeiten besitzt, auf dem, von dem Herrn Verfasser unsers deutschen Shakspeare's vorgezeichneten Wege ebenfalls dem deutschen Vaterlande anzueignen. — Wir haben zur Ausführung dieses umfassenden Planes einen Verein von Männern gewonnen, welche Deutschlands Literatur zum Theil bereits längst unter seine geachtetsten zählt; Männer, welche, frei von den Fesseln scholastischer Vorurtheile und im Besitze der gediegensten Sprachkenntnisse, poetische Gluth mit der Tiefe vereinigen, welche die reine geistige Auffassung großer Dichter und ein lebendiges Wiedergeben derselben in einer andern Sprache erfordern und verbürgen.

Was von unserer Seite dazu beigetragen werden konnte, des Werkes Aeussere zu zieren und das Auge zu befriedigen, ist mit der Liebe geschehen, mit der man Ideen verwirklicht, die man als sein Eigenthum betrachten darf. — Die Eleganz im Druck, Papier und die sonstige Ausstattung, welche man an unserm Shakspeare würdigt, zeichnen auch diese Uebertragungen aus. Dieselbe Wohlfeilheit, die bei dem Shakspeare überraschte, findet auch hier statt. Liebhaber erhalten nämlich jedes geschmackvoll broschirte Bändchen, das stets ein ganzes Schauspiel enthält, für vier Groschen sächsisch oder achtzehn Kreuzer rheinisch.

Gotha, im Juni 1825.

Hennings'sche Buchhandlung.

Bei Heinrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 4 Rthlr. 12 Gr. oder 8 fl. 6 kr. geheftet zu haben:

Die Wahrsagerin. Eine Erzählung aus der Schottischen Zeitgeschichte, nebst einem Anhang von Noten und geschichtlichen Dokumenten aus den Zeiten Jakobs I. Aus dem Englischen des Verfassers der Pfarrannalen, Ringen Gilhalze u. s. w. In drei Bänden. 8.

Der Verleger übergibt hiermit dem Publikum eins der interessantesten Werke der neuern englischen romantischen Literatur. Der Verfasser, indem er den Leser an die Quellen der Zwistigkeiten zurückführt, welche das Haus der Stuartischen Königsfamilie theilten, entwirft in raschen und kühnen Pinselzügen, im romantischen Gewande, aber dennoch der Geschichte treu, die kurze Regierung und das verhängnißvolle Schicksal jenes unglücklichen Schottenkönigs. Von Begebenheit zu Begebenheit fortdrängend, ergreift er seine Karaktere mit überraschender Wahrheit, und die Zeichnungen des Königs, des Grafen von Athol, Gräme's des Königsmörders, der unglücklichen Herzogin von Albany, selbst jenes mystischen Wesens, das durch seine unheilbringenden Prophezeihungen eine so wichtige Rolle in dieser Geschichte spielt, wie die Schilderungen von Naturszenen, an denen er uns bisweilen im Vorüberfluge vorbeiführt, stellen sich kühn dem an die Seite, was je Schottlands großer Romantiker lieferte, während die beigefügten Noten dem Werke einen erhöhtern geschichtlichen Werth geben.

Bei Fr. Ludw. Herbig in Leipzig ist erschienen:

Cooper, des Amerikaners Lionel Lincoln oder die Belagerung von Boston. A. d. Engl. übers. von C. F. Michaelis. 3 Theile. 3 Thlr.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 32. Zweiter Jahrgang 1825. 10 August.

Ueber den gegenwärtigen Zustand Haiti's.

1. Bevölkerung.

Wenn man in Frankreich den Namen Haiti ausspricht, so kann man das gewöhnlich als ein Zeichen zu heftigen Deklamationen betrachten. Der Freund der Schwarzen, der zu irgend einer Befreiungs- oder Abschaffungsgesellschaft des Sklavenhandels zu gehören die Ehre hat, ergaltirt sich in schönen Gefühlen, in beredten Phrasen. Haiti ist ihm das gelobte Land, die Welt der Wunder. Die Neger machen der europäischen Zivilisation Schande: sie bewegen sich mit Riesenschritten vorwärts. — Auf der andern Seite, der zu Grunde gerichtete Kolonist, der Vertheidiger des göttlichen Rechts und der Legitimität, erheben sich in Beschuldigungen gegen diese verworfenen Afrikaner, die von Gott selbst zur Dummheit und zur Sklaverei verdammt sind. Mit zwei oder drei auffallenden Schlußfolgen über die Schädel- und Gesichtsbildung, so wie über die unverbesserliche Faulheit der Schwarzen, sehen sie in der Zukunft nur eine Wiederholung der Vergangenheit. Sie führen die Gemetzel, die Mordbrennereien, die entsetzlichen Repressalien an, welche den Unabhängigkeitskrieg und die Bürgerkriege seit der Befreiung entehrt haben. Ihrer Meinung nach ist Haiti eine Höhle, von wilden, reissenden Thieren bewohnt, ein unförmlicher Trümmerhaufen. — Auf solche Weise aber ist es unmöglich, irgend eine bestimmte Meinung über den wahren Zustand dieses Landes zu unterscheiden. Der Handel selbst, durch Vortheil und Vorurtheil geleitet, vermag nur wenige getreue Nachrichten mitzutheilen. Doch gibt es kaum ein Land, das verdient genauer gekannt zu werden, als eben dieses, und man hat das doppelt gefühlt, als vor 18 Monaten die leider nun so unglücklich beendete Unterhandlung eröffnet wurde.

Aber in England, wo Regierung und Bürger unaufhörlich nach neuen Handlungsverbindungen umherspähen, wo Jeder, Reisender, Kaufmann, Seefahrer, diplomatischer Agent, Missionär oder Gelehrter, das bekannt machen darf, wovon er weiß, daß es dem allgemeinen Besten nützlich sein könne, da kann die Wahrheit nicht lange zweifelhaft bleiben. Seitdem Freundschaftsverbindungen mit den jungen Republiken der neuen Welt angeknüpft worden sind, konnte Haiti nicht länger übersehen werden, und wenn auch das englische Ministerium ein wenig mehr Achtung für Frankreich, als für Spanien hat, so ist es doch leicht als zuverlässig anzunehmen, daß es die altfranzösische Kolonie eben so wenig, als die altspanischen vernachlässige. Wir theilen das mit, was uns über diese Insel aus sichern Quellen zugeflossen ist. Vor Allem beschäftigen wir uns zuerst mit der Bevölkerung.

Die eingeborne Volksmenge von Haiti, vor der Eroberung dieser Insel durch die Spanier, wurde vom Bischof Las Casas auf drei Millionen angeschlagen. Man kann beinahe annehmen, daß diese Berechnung zu übertrieben ist, obgleich man es als zuverlässig betrachten darf, daß durch jene Invasion die Bevölkerung sich ausserordentlich vermindert habe.

Im sechzehnten Jahrhundert wurde die Insel

Digitized by Google

zwischen Spanien und Frankreich getheilt. Die spanische Bevölkerung wurde im Jahr 1798 auf 110,000 Freie und 15,000 Sklaven angeschlagen. Die Bevölkerung des französischen Theils hingegen belief sich 1726 auf 100,000 Neger und 30,000 Weiße. Nach Malouet bestand sie 1775 aus 300,000 Negern und 25,000 Weißen. Necker berechnete sie 1779 auf 249,000 Sklaven, 7055 Freie und 32,650 Weiße; im Ganzen also auf 288,803 Individuen. Nach Moreau de Saint-Méry zählte man 1789 Sklaven 452,000, und nach Bryan Edwards deren 480,000. In der Nationalversammlung schätzt sie Pricur in runden Zahlen auf 500,000 Neger und 40,000 Weiße. Fügt man zu dieser vielleicht etwas übertriebenen Summe noch die Bevölkerung des spanischen Theils, so ergibt sich für Haiti, zu Anfang der französischen Revolution, eine Volksmenge von 665,000 Seelen.

Seit diesem Zeitraum bis zur Vernichtung der französischen Expedition im J. 1809 wurde die Insel durch eine Reihefolge blutiger, innerer Kriege verheert. Demungeachtet hat die Bevölkerung auf eine wirklich erstaunliche Weise zugenommen; denn nach der allgemeinen Volkszählung im J. 1824 ergab sich, daß die gegenwärtige Bevölkerung sich auf 935,335 Seelen belaufe. Die bewaffnete Macht ist in der vollkommensten Uebereinstimmung mit der Gesammtmasse des Volks. Die regelmäßige Armee besteht aus 45,520 Mann, und die Nationalgarden aus 113,328. Im Ganzen also 158,848 Waffenträger. Diese offiziellen Schätzungen sind, als Beilage zu der Proklamation des Präsidenten von Haiti vom 6 Januar, allbekannt. Also ist, ungeachtet des Krieges, die Volksmenge von 665,000 Seelen auf 935,000 angewachsen.

Vergleichen wir jetzt diese außerordentliche Zunahme mit dem Gange, den sie in unsern (den englischen) Sklavenkolonien verfolgt hat, und wir werden daraus unsere Schlußfolge über die Wirkungen des Sklavenhandels zu ziehen im Stande sein. Nach einem Bericht des geheimen Raths hatte im J. 1788 Tortola 9000 Sklaven. Seitdem bis 1806 wurden 1009 Sklaven eingeführt, und dennoch belief sich 1822 die Zahl der Sklaven in der ganzen Kolonie nur auf 6478, wovon nur 301 frei erklärt worden waren, so daß die Verminderung sich auf nicht weniger als 3531 Individuen belief. Im Januar 1821 befanden sich zu Demerara 77,376 Sklaven; zweiundzwanzig Monate nachher (im Mai 1823) aber nur 74,418, wozu man noch 1293 andere Sklaven rechnen muß, die aus den übrigen Kolonien hier eingebracht wurden, woraus sich eine Verminderung von 4251 Menschen, in weniger als zwei Jahren, ergibt.

Auf Jamaika befanden sich im Jahr 1790 250,000 Sklaven. Wenn diese Bevölkerung dieselben Fortschritte, wie in den vereinigten Staaten von Nordamerika, gemacht hätte, so hätte sie sich, ohne alle neue Einbringung, im J. 1820 auf 575,000 Seelen belaufen müssen, wogegen sie nur in Wirklichkeit sich auf 340,000 Individuen belief, und also in dreißig Jahren gegen die vereinigten Staaten ein Defizit von 235,000 darstellte. Aber während diesen dreißig Jahren, oder vielmehr während den achtzehn ersten derselben, wurden noch 189,000 neue Sklaven aus Afrika in diese Kolonie eingeführt. Folglich hätte sich, in einfacher Addition, die Bevölkerung im J. 1820 auf 764,000 Seelen belaufen müssen, das heißt 424,000 mehr, als sich wirklich daselbst befanden. Selbst ohne irgend eine Vermehrung annehmen zu wollen, fand dennoch eine Verminderung von wenigstens 100,000 Menschen statt.

Diesem durch die Sklaverei verursachten Defizit stellen wir die Zunahme der Bevölkerung in den vereinigten Staaten gegenüber. Im Staate Kentucki erhob sich zwischen den Jahren 1800 und 1810 die Zahl der Schwarzen und Weißen von 220,939 Individuen auf 406,511; also beinahe das Doppelte, in einem Zeitraume von zehn Jahren. Im Staate Ohio hat sie sich in demselben Zeitraume mehr als verviersacht; denn sie ist von 55,356 auf 230,760 Seelen angewachsen, die durchaus alle frei sind. In zwanzig Jahren hatte dies Land zwölfmal mehr Einwohner, als im ersten Zeitraume, weil im J. 1820 die ganze Bevölkerung auf 581,434 Individuen bestand. Im Staate Indiana hat sich in zehn Jahren die durchaus freie Bevölkerung von 24,520 auf 147,178 Seelen vermehrt. In Missuri hat sich die Volksmenge in zehn Jahren verdreifacht, nämlich von 20,845 auf 66,586 weiße und schwarze Individuen.

Die Zunahme der Bevölkerung von Haiti würde wahrscheinlich derjenigen der eben erwähnten Länder gleichkommen, wenn diese Insel sich immer des Friedens und der Ruhe erfreut hätte, wie jene. Die ungeheure Vermehrung hat bestimmt erst nach der Beseitigung aller Unruhen statt gefunden; denn in den blutigen Kriegen von 1791 und 1802 muß die Bevölkerung bedeutend mehr ab- als zugenommen haben.

2. Handel, Einkünfte, Erziehung.

Eine Zunahme der Bevölkerung, wie die ist, welche auf Haiti seit der Befreiung statt gefunden hat, beweiset zur Genüge die Fruchtbarkeit des Bodens. Was den äussern Handel betrift, so kann man ihn am besten aus den offiziellen Angaben von 1822 beurtheilen, deren Resultate folgende sind:

Des innern Verkehrs nicht zu gedenken, bestand die Ausfuhr aus 652,511 Pfund Zucker, 891,950 Pfund Baumwolle und 35,117,831 Pfund Kaffee, nächstdem

Digitized by Google

noch aus einer großen Menge Holz und Kakao, was nicht berechnet worden iſt. Die Geſammtausfuhr von 1822 belief ſich auf mehr als neun Millionen Dollars, oder über zwei Millionen Pfund Sterling. Die Einfuhr betrug beinahe drei Millionen. Zu dieſem Handel wurden 1835 Schiffe gebraucht, die zuſammen mehr als 200,000 Tonnen geladen hatten. Die Aus- und Einfuhrzölle, die in demſelben Jahre erhoben wurden, ſtiegen über 678,000 Pf. Sterl., was ſchon ein recht hübſches Einkommen ausmacht.

Mehrere Aktenſtücke, die ſich in unſern Händen befinden, vergönnen uns auch einen Blick auf den moraliſchen Zuſtand Haiti's zu werfen. Wir führen zuerſt einen Auszug eines Schreibens des Regierungsſekretärs General Inginal an, worin man die raſche Entwickelung des Ackerbaues und des Handels, ſo wie die Sorgfalt, welche man auf die Erziehung des Volks verwendet, erſehen kann.

„Die Regierung der Republik hat die feſte Ueberzeugung, daß die Erziehung und der Ackerbau die vorzüglichſten Quellen der Stärke der Staaten ſind. Sie vernachläſſigt daher nichts, wodurch dieſe beiden Gegenſtände vervollkommnet werden können, und ich darf hinzufügen: daß der Erfolg aufs Beſte den Erwartungen entſpricht. Die Zahl der Kinder beiderlei Geſchlechts, die ſich in den Elementar- und höhern Klaſſen befinden, iſt außerordentlich. In allen unſern Städten vermehren ſich die öffentlichen und Privatſchulen von Tag zu Tag, und es gibt faſt kein etwas bedeutendes Dorf im Innern, das nicht eine Unterrichtsanſtalt hätte. Ich ſelbſt bin über die glückliche Umgeſtaltung erſtaunt, die mit der öffentlichen Erziehung ſich zugetragen hat, die in den Sitten und Gebräuchen ſich fühlbar macht, und die aufs Friedlichſte und zur allgemeinen Zufriedenheit eingeführt worden iſt. Was den Ackerbau anbelangt, ſo hat ſich ſeit 1814 bis jetzt, durch den Ankauf des unbebauten Landes und die Ermunterungen der Regierung, ſo wie durch die Vertheilung der Güter der alten Koloniſten, die Zahl der Eigenthümer auf 70,000 erhoben, die alle den Ackerbau mit großer Sorgfalt und Umſicht betreiben. Unſer Handel hat ſich bedeutend vermehrt, und ich bin überzeugt, daß die Kaffeeärnte von 1823 die von 1822 noch bei weitem übertreffen, und daß die von 1824 auch dieſe noch übertreffen wird, weil ſich immer mehr Menſchen mit der Bebauung dieſes Gewächſes beſchäftigen, und alſo auch von Jahr zu Jahr ein immer ergiebigeres Reſultat zu erwarten ſteht. Der öſtliche, ehemals ſpaniſche Theil der Inſel, ſcheint ſehr zufrieden zu ſein, ſich dem republikaniſchen Syſtem angeneigt zu haben. Wir ſind auf allen Punkten der Inſel darauf vorbereitet, einen Angriff mit bewaffneter Fauſt abzuwehren. Unſere Feſtungen ſind wohl verſorgt, und ihre Stärke nimmt immer zu. Unſere Linientruppen und Nationalgarden ſind wohl bewaffnet und bekleidet u. ſ. f.“

In der Stadt Port-au-Prince befinden ſich nicht weniger als vierzehn Freiſchulen, in denen 813 Zöglinge im Leſen, Schreiben, Rechnen und in andern Gegenſtänden unterrichtet werden. Zu Cap Haïtien, ehemals Cap français, zählt man, außer den öffentlichen Unterrichtsanſtalten, ſechs Privatſchulen, in denen außer den gewöhnlichen Kenntniſſen noch Geometrie, Algebra, Geſchichte und Geographie gelehrt werden.

Ueber die moraliſche Verbeſſerung des Volks äußerte ſich der verſtorbene Kaiſer Chriſtoph folgendermaßen: „Ich ſuche, ſo viel in meinen Kräften ſteht, meinen Mitbürgern die Grundſätze der Religion und der Tugend einzuimpfen; aber es gehört Zeit und Geduld dazu, die moraliſchen und religiöſen Gefühle zu verbreiten, vorzüglich bei den unterſten Klaſſen des Volks, welche Unwiſſenheit und Sklaverei verſchlechtert hat, und die alle Leiden und Beſchwerden einer fünfundzwanzigjährigen Revolution ertragen haben.“

Aber vielleicht betrachtet man dieſe Mittheilungen parteiiſch, weil ſie von Haitern herrühren? Das nachfolgende Aktenſtück wird dieſen Gedanken bald beſeitigen. Die amerikaniſche Geſellſchaft zur Abſchaffung der Sklaverei hatte einen Ausſchuß erwählt, der beauftragt war, den moraliſchen und politiſchen Zuſtand Haiti's näher zu prüfen. Wir theilen das Vorzüglichſte aus ihrem Berichte mit:

„..... Die Bewohner von Haiti haben in der Geſchichte der Nationen faſt beiſpielloſe Fortſchritte in der Ziviliſation gemacht. Es gibt auf der Inſel, im Verhältniſſe der Bevölkerung, mehr öffentliche Schulen, als in vielen Ländern Europa's, und die Zöglinge geben den Freunden der Menſchheit die ſchönſten Hoffnungen. — Die Regierung iſt thätig und kraftvoll. Die Geſetze ſind das Werk eines geſetzgebenden Körpers, deſſen Mitglieder vom Volke erwählt werden. Die Mehrheit der Menſchen in allen Ländern beſteht aus ſolchen, die von ihrer Hände Arbeit leben. Vergleicht man nun die Lage derſelben in Haiti mit denen in andern Gegenden, ſo ergibt ſich, daß ſie beſſer iſt, als die aller Völker Europa's, und beinahe derjenigen der Bürger der vereinigten Staaten gleichkommt. Der Tagelohn eines Arbeiters in dem Hafen von Haiti iſt ein Dollar. Der Preis der Lebensmittel iſt faſt derſelbe, wie bei uns, und das Bedürfniß der Kleidung, der Wohnung und der Hausgeräthe iſt viel geringer. — Die öffentlichen Aktenſtücke und die Zeitſchriften von Haiti zeichnen ſich durch eine ſo große Eigenthümlichkeit des Styls, eine ſo große Tiefe der Gedanken und Richtigkeit der Gefühle aus, daß man

Digitized by Google

lange Zeit geglaubt hat, sie seien von Fremden verkauft worden, weil man nicht glauben mochte, daß die Neger eine so hohe Stufe der Vervollkommnung erreicht haben könnten. Aber die täglichen und stündlichen Fortschritte der Haiter vermindern die Zahl ihrer Befeinder und Verächter immer mehr. Haiti ist ein Land vom höchsten Interesse für den Philosophen und Staatsmann, und vorzüglich für den Freund der Rechte der afrikanischen Race. Seit der Vereinigung der beiden Theile der Insel unter eine und dieselbe Regierungsform, hat man keinen Umsturz im Innern mehr zu besorgen, und dies Land kann als sehr günstig für die entworfenen Auswanderungen betrachtet werden. Die Politik der Regierung gegen die Auswanderer ist sehr freisinnig, und sie hat ihre Großmuth so weit ausgedehnt, einige Zeit lang die Reisekosten Derjenigen zu bezahlen, die von Europa oder vom amerikanischen Kontinent ankamen, um sich auf der Insel niederzulassen."

Die Kleidung der untern Klassen auf Haiti ist einfach, aber reinlich und hübsch. Die Männer tragen eine kurze Jacke von blauem Tuch, mit einem Kamisol und Beinkleidern von weißem baumwollenen Zeuge. Die Weiber bekleiden sich mit einem baumwollenen Hemde und Rocke, und einem Tuche, in Form eines Turbans um den Kopf geschlagen. Das Landvolk, das die Wochenmärkte der Städte besucht, hat ein sehr gesundes und reinliches Ansehen. Alle, selbst die Aermsten, sind vollkommen bekleidet, und in allen ihren Gebehrden und Bewegungen ist die Zufriedenheit und das Glück zu erkennen, dessen sie sich erfreuen. Die Weiber haben den einzigen Fehler, den Putz zu sehr zu lieben; aber die meisten von ihnen sind, vorzüglich in ihrer Jugend, recht hübsch. Unglücklicherweise sind die in den untern Ständen über Zucht und Ehrbarkeit noch nicht hinlänglich unterrichtet. Die öffentliche Meinung hat sich bis jetzt gegen diesen Verstoß der gesellschaftlichen Ordnung noch nicht kräftig genug erhoben.

Briefe über Columbia.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen hatten wir den Paramo von Almocadero zu übersteigen. Der Weg stieg allmälig bergan und war ziemlich gut; aber es war unmöglich, etwas Traurigeres als diese ganze Gegend zu sehen. Nach einem fünfstündigen Marsche hatten wir den Gipfel des Berges, ohne irgend einen ungünstigen Zufall, erreicht, worüber wir uns nicht genug Glück wünschen konnten; denn die zerstreut umherliegenden Menschenknochen bewiesen uns nur zu deutlich, wie gefährlich der Uebergang sei. Wir litten allein von der Feinheit und Seltenheit der Luft, und unsere Lippen sprangen auf. Kein Wölkchen verfinsterte den Himmel. Der Thermometer sank nicht unter 62° (13° 32). Der höchste Punkt des Ueberganges ist wahrscheinlich auch der erhabenste, den wir bisher auf unserer Reise betreten hatten. Nach einem allmäligen, anderthalb Stunden langen Hinabwege gelangten wir zur Meierei Hutojurado, deren Alpriften vortrefflich sind, und wo wir die Schönheit des Viehes bewunderten. Am 8 April durchreiseten wir ein steiniges Thal, in welchem die Wanderung für die Menschen und Maulthiere sehr beschwerlich war. Nach anderthalb Stunden kamen wir zum Weiler Serito, der an der Tequia liegt, sodann nach dem Dorfe Concepcion, das sich in einer reichen Umgebung befindet. Der Schutzgott dieses Ortes ist sein würdiger Pfarrer Gaetas Garcia, der eine Schule angelegt, das Land fruchtbar gemacht und seinen Pfarrkindern im Streben nach allem Guten zum Beispiel gedient hat.

Auf unserer fortgesetzten Wanderung verirrten wir uns, und kamen statt nach Llano Anciso nach Malaga, einem großen Dorfe auf dem Rücken eines hohen Berges, dessen Abhang wohl bebauet ist. Auch hier war die Alp mit schönem Vieh überdeckt. Am 9 suchten wir wieder unsere eigentliche Straße zu gewinnen. Wir gingen auf einem schlängelnden, beschwerlichen Wege nach Llano Aneiso, einem von Zuckerrohr- und Maispflanzungen umgebenen Dorfe auf einer Anhöhe über der Tequia, hinab. Alle Einwohner desselben sind durch große Kröpfe entstellt. Sie waren über unsere dünnen Hälse erstaunt und riefen sich unter einander zu: „Mira non tienen gotos (schaut, sie haben keine Kröpfe)!"

Nachdem wir die Tequia auf einer unförmlich erbauten Brücke überschritten hatten, betraten wir eine Schlucht, die sich mit jedem Schritte immer mehr verengte. Der Anblick der Gegend war eben nicht angenehm. Endlich erreichten wir die öden Gebirge, zwischen denen sich die Tequia einen Weg gegraben hat. Die Hitze war unerträglich, obgleich wir in ziemlicher Höhe uns befanden. Nach vielem Auf- und Abwärtssteigen erreichten wir endlich eine Höhe, von welcher wir das ganze Thal von Capitaneio, das sich von Norden nach Süden ausdehnt, und das von der schnellen und bedeutenden Chicchemocha durchströmt wird, übersahen. Rechts zeigten sich grüne Felder und links die nackten Gipfel des Gebirgs. Zu Capitaneio fehlte es an Kröpfen nicht. Die Bewohner litten außerdem noch an einer Art Elephantiasis, von der ihre Glieder ungemein anschwollen. Wir wurden dort sehr von den Stichen eines Insekts, Cucuracho genannt, geplagt, das von der Größe eines Maikäfers

Digitized by Google

iſt. Der Thermometer ſtand zwiſchen 82 und 86° (23° und 24). Von dort gingen wir aufwärts und ſodann nach Tapocaye, einer Meierei, hinab. Das Land war von hier aus ſehr reizend und fruchtbar bis Suata, deſſen Anblick entzückend iſt. Dieſer Flecken liegt auf einer Höhe, und das wohlbebaute Land ringsum wird von grünen Hecken nach allen Richtungen durchſchnitten. Leider ſind auch die Einwohner dieſes Orts den entſtellenden Kröpfen unterworfen.

Am 12 erreichten wir die große Ebene der Anden, in denen wir uns ſeit einundbreißig Tagen befanden. Sufacon, der erſte Ort auf derſelben, iſt drei Stunden von Suata entfernt. Am andern Morgen befanden wir uns zu Sativa, wo wir zuerſt keine Kröpfe mehr erblickten. Je mehr man ſich von den Anden entfernt, um ſo ſorgfältiger iſt das Land bebaut, und alle Wohnungen ſind von Feldern umgeben. Im Thale Serinſa, welches wir nun betraten, iſt die Fruchtbarkeit der Erde auſſerordentlich, und wird noch durch den Chiquito vermehrt, der es rubig durchfließt. Die Bevölkerung iſt zahlreich und wohlhabend, die Häuſer ſind hübſch und auf der Vorderſeite mit Blumenguirlanden behangen. Es iſt unmöglich, Neu-Granada auf eine angenehmere Weiſe, als durch das Serinſa-Thal, zu betreten.

Nach zwei Stunden kamen wir nach Diutama. Nahe bei dieſem Dorfe iſt das Schlachtfeld von Bargas, wo Bolivar mit 600 Mann bei 6000 Spanier ſchlug. Bis Pappa rechnet man von hier noch drei Stunden. Am andern Tage blieben wir zu Tota, wo der Gaſtwirth uns mit einem bis dahin unbekannten Luxus empfing und uns ſehr hübſche Betten gab. Tunja, wo wir am 16 ankamen, liegt auf einer Anhöhe. In der Nähe ſind ſehr reiche und ergiebige Salpetergruben, die von einem Franzoſen, Namens Zollivet, entdeckt wurden. Zum Dank dafür wurde er von den Spaniern verfolgt und erſchoſſen. Im Orte ſelbſt befinden ſich fünf Klöſter und das Kollegium von Boyaca, das für die Umgegend vom größten Nutzen iſt. Gegenwärtig befinden ſich ſechszig Zöglinge darin, unter denen ſich mehrere ſehr vortheilhaft auszeichnen.

Zwei Stunden von Tunja entfernt, überſchritten wir das Schlachtfeld von Boyaca, wo Bolivar, von den Engländern unterſtützt, die ſpaniſche Armee aufs Haupt ſchlug. La Pita, Alto-Viejo, Chocanta und San-Vicente ſind wenig merkwürdige Orte. Dagegen iſt das prachtvolle Schauſpiel, welches die vom Bogota bewäſſerte Ebene darbietet, auſſerordentlich anziehend. Unſere erſte Station war zu Esquile. Am nächſten Morgen kamen wir durch Guachaſpa und Tocunſpa. Am 21 ſahen wir die Brücke von Sopo, die Meierei des Generals Santander, und blieben zu Sufaquein. Endlich am 23 April, nach einer zweimonatlichen Reiſe, erreichten wir die Hauptſtadt von Columbia, ohne ſehr von den Beſchwerlichkeiten gelitten zu haben, welche wir auf einer ſo langen Reiſe befürchten durften.

Dem Gebrauche nach begaben wir uns zum Vizepräſidenten Santander, und zu den Miniſtern Gual, Caſtillo und Reſtupo, um ihnen unſere Ehrfurcht zu beweiſen. Das Haus, welches der Erſtere bewohnte, war nichts weniger als ſchön, dafür aber waren die Manieren des Generals um ſo zuvorkommender. Gual, der Miniſter des Auswärtigen, hat viel Talent und einen großen Einfluß im Rathe. Caſtillo, der Finanzminiſter, hat ausgebreitete Kenntniſſe und den Ruf eines feſten, unbeſtechlichen Mannes. Reſtupo, der Miniſter des Innern, iſt ſehr höflich und hat vielen Weltton. Er hat es übernommen, die Geſchichte der Revolution zu ſchreiben. Der General Briceno Mendez iſt Kriegsminiſter und ſehr geachtet. Wir beſuchten auch den Biſchof von Maracaibo und Merida, den einzigen Prälaten, der ſich noch in der Republik befindet. Es iſt ein ſehr ehrwürdiger Greis, deſſen Ergebung gegen die Kirche nur mit dem Eifer für das Wohl ſeines Landes verglichen werden kann. Ein Gleiches kann man vom General Urdaneta, dem Präſidenten des Senats, und vom Richter des erſten Gerichtshofes, Pena, ſagen.

Die Verhandlungen in den beiden Kammern ſind öffentlich, ausgenommen, wenn man in gewiſſen Fällen für nöthig erachtet, daß eine Beſchränkung dieſer Oeffentlichkeit eintreten müſſe. Unter den ausgezeichnetſten Rednern des Senats, von denen nur ſechszehn Glieder gegenwärtig ſind, obgleich ihre Zahl auf vierzig feſtgeſetzt iſt, zeichnet ſich vorzüglich Hurtado aus, der ſich mit einer auſſerordentlichen Leichtigkeit ausſpricht, ſo wie Soto, deſſen umfaſſender Geiſt zu hohen Beſtimmungen ſich emporſchwingt. Der Vizepräſident Torres iſt ziemlich beredt und ſpricht gut. Unter den Deputirten beurkunden Cayedo, Mosquera, Palacio, Santander, Herrera, Olivarez und Borrejo die ausgezeichnetſten Talente. Die Zahl der erwählten Mitglieder beläuft ſich auf fünfundneunzig, wovon jedoch nur fünfzig eingetroffen ſind. Die Fehlenden ſind vorzüglich von Quito.

Die Lage von Bogota iſt wundervoll, ſowohl hinſichtlich des Klima's, als wegen dem Reichthum des Bodens und der Leichtigkeit der Verbindungen. Dieſe Stadt ſcheint von der Natur beſtimmt zu ſein, eine große Rolle zu ſpielen. Weſtlich öffnet ihr die Magdalena den Eingang in's Antillenmeer, und öſtlich vergönnen der Orenolo und der Meta ihr die Anknüpfung von Handelsverhältniſſen mit dem atlantiſchen Ocean. Die Temperatur iſt faſt immer gleich, und der Thermometer weicht ſelten nur drei oder vier Grade von ſeinem gewöhnlichen Standpunkte ab. Während unſers

Digitized by Google

Aufenthalts sank er nie unter 58° (11°, 58), obgleich die Witterung sehr veränderlich war. Die ersten vierzehn Tage hindurch regnete es beständig, und der Thermometer stand sehr niedrig, sodann wurde es heiter und sehr warm; demungeachtet stieg der Thermometer doch nicht über 63° (13°, 76). Man muß dieses angenehme Klima auf Rechnung der großen Erhöhung der Ebene schreiben, auf welcher die Stadt liegt. Humboldt berechnet, daß sie mehr als 1300 Toisen (7,800 Fuß) überm Meer sich befindet.

Bogota liegt unter 14° 6′ nördlicher Breite und 98° 30′ westlicher Länge, am Fuße zweier Berge, die sich in Amphitheaterform erheben und sich von Mitternacht nach Mittag wenden. Die Stadt ist ein wenig über der großen Ebene erhaben, die wohl dreißig Stunden in der Ausdehnung messen mag, und der Fruchtbarkeit des Bodens wegen ein wahrhafter Garten sein könnte. Der Theil in der Nähe der Stadt ist in Potreros oder Viehweiden abgetheilt, wovon fast alles Gemeingut oder mit Gesträuchen überdeckt ist und hin und wieder Sumpfstellen bildet, die man sehr leicht austrocknen könnte. Der Bogotafluß durchschlängelt die Ebene, ungefähr drei Stunden von der Stadt entfernt, der er seinen Namen gegeben hat.

Die Berge, an deren Fuße Bogota liegt, erheben sich bei 17,000 Fuß über die Meeresfläche. Sie beschützen die Stadt vollkommen gegen die Düwinde und versorgen sie überflüssig mit gutem Trinkwasser. Man nennt sie Montserrat und Guadalupe. Auf den Gipfeln beider befinden sich Klöster, zu denen die Bewohner der Ebene in verschiedenen Zeiten des Jahrs wallfahrten. Man versicherte uns, daß man die Mönche dorthin zur Buße schicke. Oft sind die Gipfel dieser Berge von dicken Wolkenmassen umlagert. Der Weg hinan ist steil und vielfach gewunden; aber die Aussicht von oben ist bewunderungswürdig. Das Land gleicht einem reichen botanischen Garten.

Man schätzt die Bevölkerung von Bogota auf 35,000 Seelen, was man billig bezweifeln könnte, denn keine Stadt der Neuwelt enthält mehr Mönche, Nonnen und Priester, als diese. Die Ansicht von aussen ist angenehm; aber im Innern findet man enge Straßen, die dem ungeachtet schnurgerade und gepflastert sind, auch hin und wieder Trottoirs haben. Die größte von allen, die Calle-Real, hat prächtige Kaufmannsläden und grüne Balkone, die einen hübschen Anblick gewähren. Ein klares, frisches Wasser durchströmt die Straßen. Die Klöster und Kirchen nehmen die Hälfte der Stadt ein, und man zählt deren über dreihundert, die mit ihren Glockenthürmen und Domen nicht wenig zu ihrem Schmucke beitragen, aber für die Industrie der Bewohner eben nichts besonderes Trostreiches haben. Glücklicherweise ist dieser Umstand nicht mehr so fühlbar, als vor der Revolution, weil mehrere Klöster von den Mönchen verlassen worden sind, die Dienste in der Armee genommen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Stiftung einer Universität in London.

Seit langer Zeit hatte man das Bedürfniß einer Hochschule in Englands Hauptstadt gefühlt, mit welcher, wo möglich, eine öffentliche Bibliothek vereinigt sein sollte. Um den Lehrvorträgen der Universitäten zu Oxford und Cambridge beiwohnen zu können, bedurfte man wenigstens zwei- bis dreihundert Pfund Sterling jährlich; ein Umstand, der viele unbemittelte Jünglinge abhielt, sich den Studien zu überlassen. Ausserdem sind die alten Statuten der beiden genannten Hochschulen noch mit so vielen Mängeln behaftet, an deren Abstellung eben so wenig, als an denen der Landeskonstitution zu denken ist, daß man natürlicherweise auf etwas ganz Neues bedacht sein mußte, wenn man etwas Besseres begründen wollte.

Brougham und Campbell waren die Ersten, die öffentlich den Wunsch aussprachen, zu London eine Universität zu stiften, auf welcher der Unterricht zugleich ausgedehnt, tolerant und wenig kostspielig sein sollte. Ein öffentlicher Briefwechsel fand über diesen Gegenstand zwischen den beiden genannten Männern statt. Andere stimmten dem Gedanken bei; man vereinigte sich endlich und der Plan wurde festgesetzt. — In England, wo jede Gesellschaft eine Art von Macht ist, hatten die Veranlasser der neuen Universität die Eifersucht derer von Oxford und Cambridge, und die Parteilichkeit der Kollegien-Erinnerungen bei den Männern zu besorgen, die sich an der Spitze der Regierung befinden. Aber diese Furcht verschwand bald, da man sah, welchen Antheil Lord Dudley and Ward, einer der ausgezeichnetsten Zöglinge des Alma-Mater-Kollegiums und ein vertrauter Freund Cannings, an der Stiftung der neuen Hochschule nahm.

Vor Kurzem fand deshalb die erste Vereinigung statt, um die nothwendigsten Maasregeln zur Gründung der Universität zu London zu nehmen. Die Gesellschaft war auserlesen, und man bemerkte viele Staatsmänner, Gelehrte, Schriftsteller, Geistliche und Kaufleute in derselben. Der Lordmajor war Präsident. Der ehrwürdige Coz erklärte zuerst das Vorhaben der Stifter und setzte den allgemeinen Unterrichtsplan auf einander. Die Universität soll neun oder zehn Monate jährlich geöffnet sein, und Litteratur, die Wissenschaften und die Arzneikunde sollen auf ihr

Digitized by Google

gelehrt werden. Ein Kanzler und ein Rath von Einundzwanzig, der unter den Theilnehmern und Stiftern zu erwählen iſt, ſoll ihr vorſtehen und alljährlich erneuert werden. — Darauf nahm Brougham das Wort und ſprach ſich über Urſache, Zweck und muthmaßliche Folgen des Unternehmens in einer Rede aus, die mit der größten Aufmerkſamkeit angehört und mit rauſchendem Beifall gutgeheißen wurde. Campbell äuſſerte: daß er nur drei große Hauptſtädte kenne, die keine Univerſität haben, nämlich Konſtantinopel, Madrid und London. Abercromby wünſcht der Verſammlung über ihr Unternehmen Glück, das London daſſelbe literariſche Uebergewicht geben kann, als ſein Handel ihm ein kommerzielles Uebergewicht zuſichert. Mehrere andere Redner ſprachen in demſelben Sinne. Darauf wurden folgende Vorſchläge abgeleſen und einſtimmig angenommen:

1. Das Kapital zur Stiftung einer Univerſität zu London wird ſich auf 300,000 Pfund Sterling belaufen, die in 3000 Aktien, eine jede zu 100 Pfund, getheilt ſein werden.

2. Niemand kann für mehr als zehn Aktien unterſchreiben.

3. Der Beſitzer von fünf Aktien hat eine Doppelſtimme, der von zehn eine dreifache.

4. Die Aktien-Eigenthümer erhalten nie mehr als fünf Prozent auf die Dividende.

5. Jeder Studirende bezahlt fünf Pfund fünf Schelling jährlich und ein Pfund fünf Schelling für den Zutritt in der Bibliothek. Sollte es nothwendig ſein, noch andere Abgaben zu erheben, ſo können ſie allein nur durch eine allgemeine Berathung feſtgeſetzt werden.

6. Man wird alle Geſchenke annehmen, und wer fünfzig gute Bücher gibt, hat dasſelbe Recht, als ein Aktionair von hundert Pfund.

7. Es ſoll ein Ausſchuß ernannt und derſelbe beauftragt werden, einen wohlgelegenen Platz zu kaufen und ein Gebäude darauf aufzuführen.

Du,

Macht es dich bös, geiſtreicher Leſer, oder ſchöne Leſerin! wenn man dich für einen Augenblick Du zu nennen unterfängt? Aber nein! du haſt zu viel guten Ton, zu viel feine Lebensart, als daß du über eine ſo große Kleinigkeit böſe werden könnteſt. So vergönne mir denn, dir bemerkbar zu machen, wie befremdend und lächerlich es iſt, dich, der du doch ein Singular biſt, anzureden, als wenn du ein Plural wäreſt; es müßte denn ſein, daß du dich dick und feiſt genug glauben wollteſt, um für zwei gezählt werden zu können. Was mich anbetrifft, der ich mich manchmal auch Wir nenne, als wenn ich eine ganze Heerde — ausmachte, ſo kann ich dir die Verſicherung geben, daß ich darunter eben keine Malice verſtecke, ſondern ſelbiges in aller Unſchuld und Herzensnüchternheit thue.

Denke einmal, wie das Sie oder Ihr klingen würde, wenn man es im Lateiniſchen anwendbar machen wollte, z. B. Domine, jussistis, oder Ora vobis, oder wenn ein römiſcher Bürger zu Scipio dem Afrikaner geſagt hätte: „Euer Gnaden Herr von Scipio! Sie ſind doch ein großer Held.“ Die Italiener ſagen heut zu Tage wenigſtens alſo, indem ſie Jedermann mit Vossignoria anreden, was bei den Spaniern durch Vuestra merced und Vuesa merced nachgeahmt wird. Aber laſſen wir dieſe Betrachtungen bei Seite geſtellt ſein, und kehren wir wieder zu unſerm einfachen Du zurück, das an Kraft, an Innigkeit und Fülle gewonnen zu haben ſcheint, ſeitdem das mehrfache Sie oder Ihr ſich in den Sprachgebrauch der meiſten ziviliſirten Völker gedrängt hat.

Das Du der Freundſchaft, wie erhaben iſt es, wenn es mit warmer Herzlichkeit ausgeſprochen wird! Das Du der Liebe, wie begeiſternd, wie ſüß! Nach langen Monden des Harrens auf einen Blick, ein Lächeln, einen leiſen Druck der Hand, ein halbes Wörtchen der Zuneigung, ein halbes Geſtändniß, wenn nun zum erſten Male das vertrauliche Du den Lippen der Geliebten entſchlüpft; welche Trunkenheit, welche Wonne! — Ach, warum müſſen dieſe Minuten der Seligkeit ſo bald verſchwinden, warum müſſen ſie durch ſo proſaiſche Stunden verdrängt werden? Leben der Poeſie! warum iſt dein Daſein nur von ſo kurzer Dauer? Gleiten wir darüber hin, um einen Augenblick bei dem Du der Ehe ſtehen zu bleiben. Ah — he! Ich möchte ſchon ein Wörtchen zu ſeinen Gunſten wagen, aber ich bin zu ſchläfrig, und überdem müßte ich befürchten, mir ein gar zu bürgerliches Anſehen zu geben, wenn ich im Breitern darüber mich auslaſſen wollte. Ueberdem verliert ſich dies Du von Tag zu Tag immer mehr, und die Zeit wird bald erſcheinen, wo Herr und Frau, auch unter vier Augen, ſich per Sie traktiren werden.

Das Du gewiſſer dicker Rundköpfe und Wänſte, die gewöhnlich auch ein wenig „Krackeler“ ſind, iſt eine Art von dummer dreiſter Freimüthigkeit, die man eben ſo gut auch freimüthige Dummdreiſtigkeit nennen könnte, die ihnen aber ſo ſehr zur „zweiten Natur“ geworden iſt, daß ſie ihre Arroganz nicht im mindeſten mehr bemerken. Wer hat nicht ſchon in irgend einem Poſtwagen eine ſolche wohlgenährte Fleiſchmaſſe geſehen, die mit einer weißen baumwollenen Nachtmütze über den Ohren, und in einen dicken Ueberrock gehüllt, zu dem Erſten Beſten der neben ihm oder ihm

Digitized by Google

gegenüber zu ſitzen das Unglück hat, ganz ruhig und ohne allen Gruß ſagt: „Willſt du einen Schluck trinken? Verſuch nur den Schnaps, er iſt gut und gibt dem Magen Kraft.“ — Es gibt auch noch ein Du der Eitelkeit, ein Du der Verachtung, ein Du des Zorns und viele andere.

Im Du der Bewunderung können die beiden Extreme ſich begegnen. Es iſt das Zeichen einer großen Vertraulichkeit und zugleich der Tribut einer hohen Ehrfurcht, die man nicht anders auszudrücken im Stande iſt. Wer den Tell, den Carlos, den Wallenſtein geleſen hat, der ſtimmt mit uns ein: O Schiller! was biſt du für ein herrlicher Geiſt! Aber wenn man in einem gewiſſen löſchpapiernen Blatte die Sudeleien eines gewiſſen Rezenſenten geleſen hat, ſo wird man gewiß nie anders ſagen, als: O Herr Viper! was ſind Sie für ein großes Genie!

Hiſtoriſche Erinnerungen.

Necker.

Der erſte Konſul langte am 8 Mai 1800 zu Genf an. Gleich darauf ſtattete ihm Necker ſeinen Beſuch ab, wurde ohne alles weitere Zeremoniel eingeführt und unterbielt ſich eine Stunde lang mit ihm. Er ſprach viel über den öffentlichen Kredit und über die unumgängliche Moralität eines franzöſiſchen Finanzminiſters. Er lobte die militäriſche Operation (den Uebergang der Alpen), die ſich unter ſeinen Augen entwickelte, auſſerordentlich. Der erſte Konſul ſchüttelte mehrmals nachläſſig mit dem Kopfe und war ſehr wenig von der Unterhaltung des großen Finanzverwalters befriedigt.

Nicht ohne Erſtaunen erfuhr man nachher, daß Necker ſich unverhüllt um dieſelbe Stelle bei Frankreichs neuem Gebieter bewerben, welcher er bereits zweimal unter dem unglücklichen Ludwig XVI vorgeſtanden hatte. Dieſer Umſtand, an dem Niemand, nach der Auſſage ſeiner eigenen Tochter, mehr zweifeln wird, verdient um ſo mehr bemerkt zu werden, da er mit der philoſophiſchen Gleichgültigkeit, mit welcher Necker zu Baſel, in Gegenwart Lavaters, den Geſandten empfing, der ihm ſeine Rückberufung ins Miniſterium überbrachte, im vollkommenſten Widerſpruche ſteht. „Weder die dringende Bitte eines Königs, noch der allgemeine Wunſch eines auf ihn hoffenden Volks ſchienen im Stande zu ſein, ihn zur Rückkehr zu vermögen, und er mußte ſeinem frühern Entſchluſſe Gewalt anthun, um ſich endlich dazu bereit finden zu laſſen.“

Der ehrwürdige Lavater wurde bei dieſer Gelegenheit an ſeinem eigenen Syſtem irre. Nach demſelben hatte er bis dahin aus Neckers Geſichtsbildung auf viel Spekulationsgeiſt und Ehrgeiz geſchloſſen. Aber ſein Betragen ſchien ſich damit nicht vertragen zu können. Er wunderte ſich darüber auf eine wirklich komiſch-ernſthafte Weiſe. Dieſer Stoizismus eines Mannes, der wenige Jahre ſpäter ſich ſelbſt antrug, und der damals, innerlich von dem Verlangen verzehrt, recht bald wieder ſich am Hofe zu befinden, äuſſerlich eine große Abneigung dagegen äuſſerte, ſetzte den „gelehrten Phyſiognomiſten“ in Entzücken und myſtifizirte ihn auf eine ſolche Weiſe, daß er mehrere weſentliche Korrektionen in ſeinem Syſtem vornahm, nach welchen er in den Geſichtszügen des Finanzminiſters „eine auſſerordentliche Beſcheidenheit und eine bewunderungswürdige Philoſophie“ zu entdecken behauptete.

Fouché,

Die Rolle, welche Fouché während den hundert Tagen geſpielt hat, iſt auſſerordentlich merkwürdig. Man ſchlug Napoleon vor, ihn zu ſeinem Polizeiminiſter zu machen; aber das Andenken an die mit England gepflogenen geheimen Friedensunterhandlungen, deren Zwiſchenträger der neuerdings durch ſein Betragen in Spanien noch mehr bekannt gewordene Ouvrard war, ſo wie mehrere andere Intriguen gleicher Art, lieſſen den Diktator des Maifeldes dies Verlangen ablehnen. Damit beruhigten ſich Baſſano, Regnault de St. Jean d'Angely, Real und Andere jedoch nicht, und brachten es, ungeachtet der Abneigung und Vorahnung des Herrſchers, dennoch ſo weit, daß er zu dem für ihn beſtimmten Poſten berufen wurde.

Kaum war er zu demſelben gelangt, ſo eröffnete er einen geheimen Briefwechſel mit dem Fürſten von Metternich, der viel zu gewandt war, um die günſtigen Umſtände nicht ganz zum Beſten ſeines Hofes zu benutzen. Vermittelſt der Regentſchaft und dem Schattenbilde Napoleons II lockte er den alten Fuchs in die Falle, der ihn von Allem unterrichtete, was ſich in den Tuilerien und überhaupt in ganz Frankreich zutrug. Aber damit noch nicht zufriedengeſtellt, war der Polizeiminiſter auch in Unterhandlungen mit dem Hofe zu Gent getreten. Man behauptet, daß, welchen Ausgang auch die Angelegenheiten genommen hätten, er überall zu gewinnen im Stande geweſen wäre. Jedoch zeigte ſich die Vollkommenheit ſeines Talents am meiſten nach der Schlacht von Waterloo.

Die proviſoriſche Regierung, die von ihr genommenen Maaßregeln, die Abreiſe Napoleons, Alles kam von Fouché. Wenn man an alle die Schritte gedenkt, die zur Erreichung dieſer Zwecke nothwendig waren, an die Inſinuationen und anderweitigen Mittel, deren er ſich bedienen mußte, um zu ſeinem Ziele zu gelangen, ſo muß man geſtehen, daß er für die

Digitized by Google

Intrigue geboren war, und daß jener bewährte Kenner, der ihn nach der Rückkehr von Wien mit den Worten: „guten Tag, unser Meister!“ anredete, eben nicht Unrecht hatte, obgleich diese Anrede vielleicht etwas zu bescheiden war, denn Fouché konnte eigentlich nur „Meister in den subalternen Intriguen“ genannt werden.

Der Erfolg jener hundert Tage hängt gänzlich von den Fügungen und den Zufällen des Augenblicks ab, von der Ungewißheit und der Verlegenheit, in welcher man sich über den wahren Zustand der Dinge befand. Er hatte dabei, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, „mehr Glück als Verstand“, und seine Vorrathsfächen waren nicht so fein gesponnen, daß Napoleons Scharfblick sie nicht entdeckt haben sollte. Er dachte jedoch zu groß und verachtete die Erbärmlichkeit der Menschen zu sehr, als daß er daran hätte denken sollen, durch die Bestrafung seines treulosen Ministers ein Beispiel aufzustellen. Leider bereuete er zu spät diesen Fehler eines großen, über die Zeitumstände erhabenen Geistes, als er bemerkte, daß Fouché am Steuerruder der provisorischen Regierung stand und die zerbrechliche Barke des neuen Staatssystems nach seinem Eigenwillen lenkte.

Nach der Restauration zeigte er sich eben so undankbar, als er sich vorher als Verräther gezeigt hatte. Alle die, welche für ihn bei Napoleon gutgestanden hatten, wurden von ihm geopfert und exilirt. Bald mußte er ihr Schicksal theilen, und fern von seinem Vaterlande fand er einen sanftern Tod, als er verdient hätte, wenn alle Verbrecher bestraft würden und die Gerechtigkeit immer unerschütterlich dieselbe bliebe.

Historische Kronik.

(Fortsetzung von Nro. VIII.)

Der vormalige Vicekönig von Peru, Laserna, und der General Canterac sind plötzlich und ganz unerwartet zu Madrid angekommen. Der Erste wurde bald darauf nach Toledo verbannt, erhielt aber noch an demselben Tage den Befehl, in der Hauptstadt zu bleiben, um den Sitzungen der Junta beizuwohnen, die sich über die Mittel berathen soll, welche man in Anschlag hätte bringen müssen, um Amerika wieder zu erobern. Die übrigen aus Peru zurückgekommenen Offizière dürfen nicht nach Madrid kommen, und sind unter die besondere Aufsicht des vormaligen Kriegsministers Aymerie, der zum Gouverneur von Cadix ernannt, und an dessen Posten der Marquis Zambrano gekommen ist, gestellt worden. Zu Ferrol und Corunna sind einige Truppen angekommen, die nach Havanna übergeschifft werden und, der Sage nach, Mexiko oder Peru angreifen (auch erobern?) sollen.

In Frankreich ist im Ministerrathe die Frage aufgestellt worden: „ob man Konsuln und Handelsagenten nach Südamerika schicken solle, oder nicht?“ Der Präsident, sagt man, habe dafür und Andere dagegen gestimmt, so daß darüber noch nichts Entschiedenes bestimmt worden sei. Was die neu angeknüpften Unterhandlungen mit Haiti anbelangt, so sind die Bedingungen Boyers, die den ehemaligen Kolonisten und dem Handel im Allgemeinen sehr günstig sind, öffentlich bekannt gemacht, und, wie man versichert, ist ein entscheidendes Ultimatum dorthin gesendet worden. — Der Gesandte von Tunis hat am 6 Juli seine Abschiedsaudienz beim Könige gehabt, und sich nach Marseille begeben. Im Lazarethe dieser Stadt ist die Pest, durch ein Schiff von Alexandria eingebracht, und das gelbe Fieber, durch ein anderes von Guadeloupe, zugleich ausgebrochen. Die strengsten Vorsichtsmaasregeln sind dagegen getroffen worden. — Der bekannte Contre-Admiral Duperrey, der von einem tollen Hunde gebissen wurde, ist mit allen Zeichen der vollkommensten Wuth gestorben, und die beiden Generale Gourgaud und Ségur haben sich, eines von dem Erstern gegen den Letztern gerichteten Buches wegen (ohne giftigen Biß), geschlagen.

Eine Observationsarmee von wenigstens 15,000 Mann soll an den Pyrenäen aufgestellt werden. Man glaubt, daß sie für die Halbinsel bestimmt sein dürfte, um Ferdinand VII von den Absolutisten zu befreien. — Zu Paris ist eine Gesellschaft zur Beförderung der Industrie zusammengetreten, deren Zweck dahin geht, alle Zweige der landwirthschaftlichen und handeltreibenden Industrie zu beleben, und auf solche Weise einen größern und allgemeinern Wohlstand zu verbreiten. Es ist zu wünschen, daß dieses Unternehmen sich immer und überall mehr entwickeln möge.

In England sind am 6 Juli die beiden Kammern des Parlaments geschlossen worden. Die von Spanien in Anregung gebrachte Anleihe war auf dem Punkte, abgeschlossen zu werden, wenigstens glaubten es die spanischen Beauftragten, weil sie bereits einen Kurier mit dieser frohen Nachricht nach Madrid gesendet hatten, als auf einmal der gesammte Handelsstand von London einstimmig revolutionnär erklärte: „daß er recht gern bereit und willig sei, Seiner katholischen Majestät 600 Millionen darzuleihen, wenn nur bevor die alten Bons (der Cortes) voll und mit sämmtlichen rückständigen Interessen, und Interessen der Interessen, bezahlt worden seien, daß aber ausserdem von einem solchen Unternehmen, für jetzt und immer, nicht mehr die Rede sein könne.“ — Dagegen sind die Handelstraktate mit Columbia und Mexiko ratifizirt worden, und seit Cochrane's Anwesenheit zu London, der am 27 Juni

ganz unvermurbet zu Portsmouth ankam, ſpricht man von höchſt wichtigen Erbietungen von Seiten Brasiliens, durch welche der Handel mit dieſem großen Lande England ebenfalls zugewendet werden könnte. Zu Liverpool befindet ſich ein Volksdaupt von Neuseeland, Namens Tepahe, um Waffen und Munition ſich zu verſchaffen.

Zu Mailand, ſcheint es, habe man nichts Beſonderes über die griechiſchen Angelegenheiten verhandeln können. Man ſcheint ſich vielmehr ausſchließlich nur mit den innern Angelegenheiten Italiens beſchäftigt zu haben. Ein Beweis davon iſt die kurze Dauer der Verſammlung und der theilweiſe Rückzug der öſterreichiſchen Truppen aus Neapel, von denen die erſte Kolonne ſchon am 8 Juni zu Rom angekommen iſt. Der öſterreichiſche Kaiſer hat am 23 Juni Mailand verlaſſen, ſich nach dem Schloſſe Stra, bei Padua, begeben, und wollte am 25 Juli ſeinen Einzug zu Venedig halten. — Am 23 Juni fanden bedeutende Unruhen zu Pavia, wo ſich gewöhnlich über 2000 Studenten befinden, ſtatt. Die Veranlaſſung dazu war, daß ſich Einige derſelben zu nahe an einem öffentlichen Spaziergang gebadet hatten. Sie wurden verhaftet. Kaum hatten das die Andern erfahren, ſo begaben ſie ſich nach dem Gefängniſſe, um ihre Kameraden zu befreien. Sie wurden mit Flintenſchüſſen empfangen, ſo daß Einer getödtet und mehrere andere verwundet wurden. Am 25 begleiteten ihrer mehr als 800 den Ermordeten zu Grabe, und viele ſchworen, ſeinen Tod zu rächen. Auf dem Rückwege ſchoß ein Student auf einen Uhlanen, und dieſer Schuß wurde das Zeichen eines entſetzlichen Gemetzels, bei dem vier Todte und achtundvierzig Verwundete auf dem Platze blieben. Gleich darauf verließen 1200 Studenten die Stadt. Seitdem haben ſtrenge Verordnungen und Maasregeln die Ruhe wieder hergeſtellt. — Der General Frimont iſt zum Nachfolger Bubna's, als General-Gouverneur der Lombardei, ernannt worden.

Auch zu Rom haben ſich einige Bewegungen gezeigt und fünfzehn bis achtzehn Glieder einer geheimen Geſellſchaft ſind verhaftet worden. Die Prozeduren wurden mit vieler Vorſicht geleitet, und man glaubt einer Verſchwörung auf die Spur gekommen zu ſein, die über lang oder kurz (einmal aber gewiß) ausbrechen ſollte. Der junge Fürſt Spada befindet ſich gefangen auf der Engelsburg, in demſelben Gemache, welches Caglioſtro bewohnt hat. Man vermuthet, daß der Mörder Targnini alle dieſe Perſonen angegeben habe. Auch zu Peſara, Forli und Senigaglia haben mehrere Arretirungen ſtattgefunden.

Deutſchland, mit Ruhe und Vertrauen auf ſeine Fürſten, die Entwirrung des Zeitgeiſtes und die Geſtaltung einer beſſern Zukunft erwartend, bleibt in weiſer Beobachtung der Begebenheiten, die ſich ringsum ereignen. Ein Befehl des Kaiſers von Oeſterreich gebietet den Jeſuiten, ſich den Erzbiſchofen zu unterwerfen, und ſie als ihre geiſtlichen Vorſteher anzuerkennen, wenn ſie nicht aus dem Lande vermieſen ſein wollen. Da die Jeſuiten feſten Fuß behalten wollen, werden ſie ſich zu helfen wiſſen. Die Kaiſerin ſoll am 4 Oktober als Königin von Ungarn gekrönt werden. Eine ſtarke Truppe deutſcher Bergleute iſt am 28 Juni von Elberfeld nach Mexiko abgereiſet.

Nach dem Schluſſe des Reichstages zu Warſchau, hat ſich der ruſſiſche Kaiſer über Liefland nach St. Petersburg begeben. — In Portugal iſt am 24 Juni ein Amniſtiedekret, mit wenigen Ausnahmen, bekannt gemacht worden. — Zu Algier hat ſich am 2 Juli ein Erdbeben fühlbar gemacht, und die bereits einmal bedrohte Stadt Belida beinahe gänzlich zerſtört. Seit zwanzig Jahren iſt dies in dieſem Lande, mit Colea und Maſcara, die dritte auf ſolche Weiſe verwüſtete Stadt.

In Griechenland zeigt ſich die Eintracht und das Kriegsglück ſchwankender, als je zuvor. Die lange im Geheimen fortgährende, durch fremden Einfluß noch vermehrte, Zwietracht, brach nach der am 18 Mai an Ibrahim-Paſcha erfolgten Uebergabe von Navarino, zu deſſen Entſetzung ein ganzes Korps ſeine Mitwirkung verſagt hatte, und das alſo fallen mußte, in helle Flammen aus, und zwar mit ſolcher Gewalt gegen die Regierung zu Nayoli di Romani, daß der Präſident Conduriotis es für gerathen hielt, ſich nach Hydra zurückzuziehen. Kurz darauf wurde eine vom Vizepräſidenten und vom Maurocordato unterzeichnete allgemeine Amniſtie gegen Colocotroni und die im Kloſter S. Elias befindlichen Rebellen bekannt gemacht, von denen ſich Niketas, Londos, Zamnis, Odyſſeus und Andere ſogleich nach Napoli di Romani begaben, wo auch Colocotroni, nebſt ſeinen Geſchärten Siſſinis und den Gebrüdern Delighiani, am 5 Juni eintraf. Eine Proklamation der Regierung ermahnte nun zur Ruhe und Eintracht. Colocotroni und ſeine Anhänger begaben ſich zur Hauptkirche, und ſchwuren auf dem Evangelium, ihren Arm und ihr Blut dem Vaterlande zu weihen. An demſelben Tage wurde der Erſtere zum Obergeneral der griechiſchen Armeen ernannt und trat ſogleich ſeinen Poſten an. Durch dieſe Maasregel ſcheinen alle Intereſſen verſchmolzen und der günſtige Erfolg künftiger Unternehmungen geſichert zu ſein.

Gleichfalls wurden die Siege Sachturis und Miaulis am 5 Juni offiziell verkündigt. Kaum hatte nämlich der Kapitän-Paſcha die Dardanellen verlaſſen, ſo ſtellte ſich ihm Sachturis in den Weg. Am 26 Mai kam es in den Gewäſſern von Mitylena zum Treffen: aber die türkiſche Flotte entkam und wendete ſich nach

Digitized by Google

Zeu und Capodoro, wo das Gefecht am 28 f. tgefetzt wurde und mit dem Verluste von zwanzig Fahrzeugen, auf türkischer Seite, endete. Der Pascha floh nach Andros, wurde dort am 2 und 3 Juni abermals geschlagen, und eilte, mit Zurücklassung mehrerer Schiffe, nach Suda, auf Kandia, wo er seitdem von Miaulis und Sachturis gemeinschaftlich blokirt wird. Unzufrieden mit den Resultaten seines Mißgeschicks, hat ihn der Sultan abgesetzt, seine Güter konfiszirt, ihn zur Rechnungsablegung nach Konstantinopel geladen, und den Pascha von Chio zu seinem Nachfolger ernannt.

Auf dem Festlande hat Guras den Unterbefehlshaber des Serasskier, Pliassa-Pascha, am 8 Juni bei Salona geschlagen, diese Stadt mit Sturm genommen und die Besatzung über die Klinge springen lassen. Reschid-Pascha, der vor Missolunghi sich befand, hat sich darauf eilig zurückgezogen. Colocotroni, mit 20,000 Mann gegen Ibrahim-Pascha operirend, hat ihn zu Nisi eingeschlossen und bedrängt ihn hart, so daß an kein Entkommen mehr zu denken ist. Maurocordato und Conduriotti befinden sich noch auf Hydra, Maurommichalis befehligt ein kleines Armeekorps im östlichen Morea und Guras ist gegen Xeromero vorgedrungen. Tripolizza wird nach den neuesten Nachrichten von den Griechen verbrannt und verlassen.

Wichtig ist die Ankunft eines österreichischen und eines französischen Botschafters zu Napoli di Romani. Man will daraus die Schlußfolge ziehen, daß die großen Mächte gesonnen seien, die Unabhängigkeit Griechenlands anzuerkennen, und ihm selbst dazu behilflich zu sein, wenn es eine monarchische Verfassung, und einen König nach ihrer Wahl, annehmen wolle, weshalb man den Prinzen von Carignan, den Sohn des vormaligen Königs Gustav Adolphs und den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg, in Vorschlag bringt. Liegt einige Wahrheit in diesem Gerüchte, so wird es unausbleiblich sich bald durch den Erfolg bestätigen. So viel scheint gewiß, daß es den großen Mächten einleuchtend geworden sei, wie nothwendig, bei der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge, ihr Dazwischentritt sei, um nicht gegen ihr eigenes Interesse zu handeln.

Was man alle Tage sieht, und was man nicht alle Tage sieht.

Was man alle Tage sieht, das ist ein Buch aus hundert andern zusammengeschrieben; was man nicht alle Tage sieht, das ist ein Buch, in dem ganz neue Ideen und Gegenstände enthalten sind.

Was man alle Tage sieht, das ist ein Weltmann, der uns mit Liebkosungen überhäuft, so lange wir reich, angesehen oder im Amte sind; was man nicht alle Tage sieht, das ist ein Mensch, der uns noch kennt, und grüßt und die Hand reicht, wenn wir arm oder ohne öffentlichen Einfluß sind.

Was man alle Tage sieht, das ist ein Mensch, der irgend einen etwas erhabenen Posten bekleidet und deshalb glaubt, daß er seine Mitbürger oder fremde Personen mit frechem Stolz und hochmüthiger Dummheit behandeln könne; was man nicht alle Tage sieht, das ist ein Richter, der die Vernunft mit der Strenge, die Sanftmuth mit der Gerechtigkeitspflege zu vereinigen weiß.

Was man alle Tage sieht, das ist eine Gesellschaft, in der sich Einer vor dem Andern fürchtet und scheut, oder in der man sich gegenseitig heimlich verleumdet, indem man sich öffentlich die stärksten Freundschaftsversicherungen gibt, oder wo man sich entsetzlich langweilt und sich das Ansehn geben muß, sich höchlichst zu vergnügen; was man nicht alle Tage sieht, das ist eine Versammlung wirklicher Freunde, wo eine sanfte Uebereinstimmung herrscht, wo man sich offen und ungeheuchelt vergnügt, wo man lacht, ohne seinen Nächsten zu zerreissen, wo die Zeit verstreicht, ohne daß man es bemerkt, und von wo man befriedigt sich nach seiner Behausung begibt.

Was man alle Tage sieht, das ist ein Mahl, bei dem man vor Langeweile vergehen möchte; was man nicht alle Tage sieht, das ist ein zeremonielles Diner, bei dem man lacht und scherzt.

Was man alle Tage sieht, das ist eine Hochzeit, bei welcher man tanzt; was man nicht alle Tage sieht, das sind zwei Eheleute, die zusammentanzen.

Was man alle Tage sieht, das ist ein falscher Freund, eine ungetreue Geliebte, oder ein ungetreuer Geliebter, ein unverschämter Narr, ein grober Landjäger, ein reicher Emporkömmling, der seine Abstammung vergißt, eine alte Kokette, die ihr Alter verbirgt, ein liederlicher Schauspieler, ein zottelhaariger Student, ein neidischer Schriftsteller, ein klüglicher Zeitungsschreiber u. s. w.; was man nicht alle Tage sieht, das ist gerade das Gegentheil von dem eben Gesagten.

Literarische Bulletins.

London, Juni.

Seit der Ausflucht der Fashionablen auf ihre Landgüter, scheint unsere Literatur sich wieder ein wenig zu beleben. Die Broschüren über die „Emanzipation der Katholiken“ haben bereits ihr Gelegenheits-Interesse verloren und man bekümmert sich jetzt um Irland, ausgenommen in den Romanen, wenig mehr. Die „Tales of the O'Hara family (Erzählun-

gen der Familien O'Hara)" gewähren bis jetzt das beste irländische Sittengemälde, welches man über dieses Land aufzuſtellen vermag. Ein ſchottiſcher Roman, „Lochandu", hat ebenfalls viel Aufſehen erregt. Man vermuthet, daß es eine heimliche Arbeit Walter Scotts ſei, der auf dieſe Weiſe eine neue Reihefolge ſchottiſcher Geſchichtchen ins Publikum befördern will, während er öffentlich ſeine Mährchen aus den Kreuzzügen herauszugeben verſprochen hat. Es ſcheint uns, daß ſich Scott ſeiner Fruchtbarkeit ſchämt, und ſich deshalb aller möglichen Mittel bedient, den Titel eines Romantikers von ſich abzulehnen. Jene Mährchen enthalten zwei beſondere Romane, die „Verlobten (the Betrothed)", durch die wir in die wilden Szenen des Wallislandes eingeführt werden, die bis jetzt noch nicht beſchrieben worden ſind, und den „Talisman", der uns mitten in das Getümmel der Kreuzzüge, vor Ptolomais, verſetzt, welches Richard Löwenherz belagert. Der Sultan Saladin befindet ſich ihm gegenüber und in ſeinem eigenen Lager Philipp, König von Frankreich, den Scott den Ulyſſes des Kreuzzuges nennt, dahingegen der glühende Löwenherz der Achilles deſſelben iſt. Dieſer letzte Vergleich wird um ſo natürlicher, da der Verfaſſer allen ſeinen handelnden Perſonen einen gewiſſen homeriſchen Anſtrich gegeben hat.— Ein „Leben Shakſpeares" von Walter Scott, ſoll ebenfalls im Druck erſcheinen. Ich behalte mir vor, Sie davon zu unterhalten, wenn mir die Probebogen mitgetheilt werden.

Einer der Veteranen unſerer Poeſie hat fünfzig Exemplare ſeiner „flüchtigen Dichtungen" bekannt gemacht, in denen ſich manches Angenehme und Anziehende auszeichnet. Sie haben wahrſcheinlich auch ſchon von Sotheby reden gehört, den Byron irgendwo den weißköpfigen Kleinmeiſter nennt. Er iſt freilich nur ein Poet vom zweiten Range; aber er iſt Präſident des literariſchen Klubbs und er hat mehrere Leidenſchaften unter unſern Blauſtrümpfen angefacht. Auſſer dem verdanken wir ihm noch eine vortreffliche Ueberſetzung des „Oberon von Wieland", und eine andere nicht minder geſchätzte der „Georgiauen." Seine zahlreichen weiblichen Bewunderer wiſſen faſt alle ſeine kleinen Verſe auswendig, und in der „poetiſchen Krone für 1826", einem hübſchen Almanach, ſind zwei oder drei Auszüge davon aufgenommen worden, die man bald wird mit Muße beurtheilen können.

London, Juli.

Unſere Revue von Edinburg, die man beſchuldigte zu ſchlafen, iſt jetzt plötzlich erwacht. Die Nummer LXXXIII, die ſo eben erſcheint, iſt eine wahre Glanznummer. Jeder Artikel verdient beſonders überdacht zu werden. Der eine iſt durch ſeine gewiſſenhafte Kritik bemerkenswerth, der andere durch eine lebendige Vertheilung der behandelten Gegenſtände, ein dritter durch ſeine beluſtigenden Neuigkeiten über Italien, ein vierter durch die große Frage über National-Erziehung. Am Ende und nachdem die kaledoniſche Revüe der von Weſtminſter, die ſie ſchwerfällig und anmaßend nennt, in einer epigrammatiſchen Note den Krieg erklärt hat, beendigt ſie luſtig die intereſſante Reihefolge ihrer Aufſätze dadurch, daß ſie einen ihrer frühern Herausgeber, den armen Hazlitt, opfert, dem ſie beweiſen will, daß es ihm an nichts mehr, als an geſundem Menſchenverſtand gebreche. Aber unterbrechen wir die Ordnung der Dinge nicht, und führen wir vielmehr die Gegenſtände der verſchiedenen Kapitel an.

Der erſte iſt der neuen Geſchichte Englands, vom Doktor Lingard, gewidmet, die, wie man hier ſagt, der Herr von Marcellus ins Franzöſiſche überſetzen will. Der Doktor Lingard iſt ein katholiſcher Prieſter, ſehr eifrig für ſeinen Glauben und ſeinen Kultus. Er hat den Stoff zu ſeiner Geſchichte aus alle den alten Kroniken geſchöpft, die von römiſch-apoſtoliſchen Geiſtlichen geſchrieben wurden. Eine gewiſſe Unparteilichkeit iſt der ſchönſte Theil ſeines Talents und gibt ſeinen Wiederlegungen einiges Gewicht. Sie wiſſen auſſerdem, daß der Katholizismus bei uns der Glaube der Minderheit iſt, und eben deshalb, auf indirekte Weiſe von unſerer Parlaments-Oppoſition, als „liberale Idee" vertheidigt wird. Lingards Buch iſt alſo eine Erſcheinung, die nicht unbeachtet bleiben konnte. Schon hat unſer gekrönter Dichter Southey, der, nebenbei ſei es geſagt, ein beſſerer Anglikan als Poet iſt, einen Schrei des Zorns und Unwillens ausgeſtoſſen. Die Revue betrachtet, mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit, die Vorſchläge des katholiſchen Geſchichtſchreibers, und gibt ihm manchmal gegen Hume Recht; aber Lingard wird auch von ihr ſich ſelbſt gegenübergeſtellt und ihm der Beweis geliefert, daß er in ſeinen gelehrten Zitationen ſich einige jeſuitiſche Umſchreibungen der Wahrheit, hinſichtlich der Mönche und Nonnen des Mittelalters, habe zu Schulden kommen laſſen.

Der zweite Artikel enthält eine etwas lange aber geiſtreiche Definition der Poeſie, nebſt einem gedrängten Inhalte der engliſchen Dichtkunſt. Dieſer letztere Theil der Diſſertation iſt einem raiſonnirten Buchhändler-Kataloge nicht unähnlich. Ein Vergleich zwiſchen Dante und Milton erhebt ein wenig die Kälte des Gegenſtandes; aber Shakſpeare wird nicht beurtheilt, ſondern nur allein gelobt, und der ſchlechte Geſchmack der Regierung Karls II auf den Einfluß geſchrieben, den die franzöſiſche Poeſie über Großbritannien ſeit der Reſtauration ausübte.

Der auſſerordentlichſte Artikel iſt unſtreitig der

Digitized by Google

dritte, über die Merkwürdigkeiten Napoleons und Fouchés. Dieser Artikel kann beinahe als eine Vorrede zur Geschichte Napoleons von Walter Scott betrachtet werden. Der ausserordentliche Mann, wie er hier genannt wird, ist darin richtig beurtheilt worden. Der Rezensent streitet ihm seinen kolossalen Ruhm nicht ab; aber er verläugnet deswegen die Interessen der Freiheit nicht.

Der vierte Artikel behandelt die Ungerechtigkeiten des Alienbills. Er enthält zugleich eine gelehrte Zergliederung unserer ganzen Gesetzgebung über diesen Gegenstand und beendet mit einer glänzenden Anrufung, die der Verfasser dem Redner Curran entlehnt. Er führt auch den Vers eines unserer großen Dichter an: Slaves cannot breathe in England (Sklaven können in England nicht athmen). Darauf folgen, im fünften Artikel, die Beurtheilungen über die von Roscoe übersetzten italienischen Erzähler und die Erziehung und Narrenstreiche des neuen Pygmalions (Hazlitt), die manchmal lustig genug sind.

Deutsche Literatur.

Heinrich Zschokke's ausgewählte Schriften. Aarau, 1825. Bei H. R. Sauerländer. Erster bis zehnter Band.

Es gibt Männer, deren ganzes Dasein aus einer ununterbrochenen Reihefolge mannigfach sich an einander kettender Begebenheiten besteht, in denen unaufhörlich ihnen sich die Gelegenheit darbietet, ihren eigentlichen wahren Karakter zu beurkunden. Zu guten und schönen Handlungen durch ihr reines Gefühl, ihr edles Herz veranlaßt, sind sie mit jedem Tag und mit immer neuer Lust und Liebe bereit, sich dem Wohle ihrer Mitmenschen zu widmen, wenn auch nicht selten Undank ihnen zum Lohne wird. Daß Heinrich Zschokke einer dieser Männer sei, ist hier weder Ort noch Raum, es darzustellen; auch wird nur von der Nachwelt ein unbefangenes, wahres Urtheil darüber ausgesprochen, und alle seine Verdienste richtig gewürdigt werden können. Obgleich in bedeutender Entfernung von ihm lebend, und selbst in keinen nähern Verhältnissen mit ihm stehend, habe ich ihn doch in mannigfacher Hinsicht kennen gelernt, und er ist mir immer als einer der Edelsten unserer Zeit erschienen. Daher war mir auch die Herausgabe seiner ausgewählten Schriften eine erfreuliche Erscheinung, und es wurde der Wunsch in mir rege, darüber ein Wort zu seiner Zeit zu sagen, und dies nach meiner Ueberzeugung auszusprechen, unbekümmert über Urtheile, Meinungen und Ansichten Anderer, die Jedem freigestellt sein sollen. Ich beschränke mich auch, nur einfach den Inhalt der bis jetzt erschienenen zehn Bände zu durchgehen, ihn nambaft zu machen, und mit den nothwendigen Erläuterungen zu begleiten; so wird das Werk eigentlich für sich selbst sprechen.

Der erste Theil also enthält die „lebensgeschichtlichen Umrisse", als Vorrede, in denen wir dem Verfasser, von seiner Kindheit an bis ins reifere Mannesalter, folgen. Mit Kraft, Gedrungenheit und Würde geschrieben, zeigen sie uns die Entwicklung eines Geistes, der nur für das Gute und Wahre reifen konnte. Sie zeigen uns aber zugleich auch die Verkettungen mannigfacher Schicksale, in denen dieser Geist sich bewährt. Heinrich Zschokke wurde am 22 März 1771 zu Magdeburg, im Königreich Preußen, geboren, und verlor seine Aeltern schon früh. Verwaiset, von seinen Verwandten vernachlässigt, schuf er sich eine eigene geistige Existenz, und legte den Grundstein zu seiner künftigen Karakterstärke. Das Leben des Jünglings war eine Vorbereitung auf das des Mannesalters. Viel bewegt von den Wogen und Stürmen des Geschicks, warf er den Anker seines Vertrauens in das offene Meer der Zukunft hinaus, und schiffte, mit von Hoffnung geschwellten Segeln, der fern aufdämmernden Küste seiner Erwartungen zu. So kam er von der Hochschule zu Frankfurt an der Oder, wo er die theologische Kandidatenwürde und den philosophischen Doktorhut erhalten hatte, im Herbst 1795 nach der Schweiz. Mit trefflichen Männern Freundschaft schließend, wurde er heimisch in diesem herrlichen Lande, wo er zuerst als Lehrer der Jugend, sodann als Schriftsteller, endlich als Deputirter, als Staatsmann, als Vermittler, als Gatte und Vater einer zahlreichen Familie, handelte und viel Gutes und Edles that. Das ist Zschokke's Leben; beurtheile ihn nun ein Jeder, wie er will, er trägt den unverleiblichen Richter in sich selbst. — Die „Erinnerungen aus Rätien", welche den lebensgeschichtlichen Umrissen folgen, sind eine getreue Darstellung der Begebenheiten, die sich während der Staatsumwälzung in den Jahren 1797 bis 1799 in diesem Lande ereignet haben. Der überall vorherrschende Ton der reinsten Wahrheit und innigsten Ueberzeugung, macht diese Erinnerungen zu einem sehr merkwürdigen Aktenstück, dessen hohes Interesse durch die Kraft, den Reichthum und die Reinheit des Styls wo möglich noch erhöht wird.

Der zweite Theil enthält zuerst den „Aufruhr von Stans und der Urkantone im Sommer 1798", nebst dem Motto auf Lucretius: quantum religio potuit suadere malorum. Niemandem ist das traurige Schicksal der vier Waldstätte während der schweizerischen

Digitized by Google

Unruhen unbekannt geblieben. Unterwalden, von fremdem Golde geblendet, von fanatischen Priestern bethört, erhob die Waffen gegen Frankreichs drückende Obergewalt. In Kurzem bedeckten Aschenhaufen, Blut und Leichen das ganze Land. Der fränkische Freiheitsbaum wurde zu Stans aufgepflanzt, und die alte Freiheit mit Füßen getreten. Das war das traurige Schicksal aller Urkantone, von welchem hier mit kraftvollen, Licht und Schatten genau bezeichnenden Pinselstrichen, ein treffliches Gemälde aufgestellt worden ist. — Sodann folgt eine gedrängte Biographie „Friedrich Cäsar Laharpe's“, des Lehrers Kaiser Alexanders von Rußland, die von Meisterhand entworfen ist, und woran sich noch die biographischen Skizzen „Nikolaus Friedrich von Steigers, Schwarz von Sonnenburg und Ludwig Burkhards von Basel“ reihen, die der ersteren vollkommen würdig sind, und dem Leser in das Leben dieser ausgezeichneten Männer einen tiefen Blick zu thun vergönnen.

Der dritte Theil, betitelt: „Klios Winke“, wird durch die Mannigfaltigkeit und Originalität der darin enthaltenen Lehrbildercben der Geschichte (wie sie der Verfasser selber nennt) ausserordentlich anziehend und interessant. Unter denselben zeichnet sich vorzüglich eine Parallele zwischen Friedrich II und Napoleon durch die Richtigkeit der Ansichten und die Tiefe des Urtheils vortheilhaft aus.

Der vierte Theil umfaßt drei Aufsätze, von denen der erste, unter dem Titel: „Die Sorge der edlern Menschheit für ihre Würde in unsern Tagen“, in neun Kapiteln Alles umschließt, was für den denkenden Menschen wichtig, bedeutungsvoll und zum Nachdenken über sich selbst und seine Bestimmung aufforderud kann. — Der zweite: „über Größe und Untergang des Freistaats Venedig“, entwirft, mit raschen, karakteristischen Zügen, ein getreues Gemälde dieser Handlungsrepublik, deren Ursprung so armselig und geringfügig, deren Erhebung so rasch und verwegen, deren Größe so glänzend und gigantisch, und deren Sturz so schmählig und unverdient war. Es trägt mit Flammenschrift die Worte auf sich: Völker und Staaten, wollt ihr euere Unabhängigkeit behaupten, so kennt und benutzt euere Kräfte. — Der dritte: „Hollands Schicksal“, stellt zwar eigentlich nur eine gedrängte Skizze dar; aber er kann nichts desto weniger dem vorhergegangenen zu einem würdigen Seitenstücke dienen.

Der fünfte Theil enthält ein höchst interessantes Werk: „eine geschichtliche Darstellung der Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball“, und einen geschichtlichen Umriß: „die Schicksale der Freimaurerei in Europa.“ Ersteres, von einer lichtvollen Einleitung vorangetreten, zeigt uns, von den verschiedenen Erdtheilen, zuerst Europa um den wahren Glauben ringend, und ihn endlich, mit Ausnahme eines bedeutenden Winkels im Osten, der anfangs auch der christlichen Lehre zugewendet war, und der nun noch, zur Schande seiner Zivilisation, von den Anhängern des Betrügers Mahomet besudelt wird, ganz in sich aufnehmend. Asien, die Wiege des Menschengeschlechts und der Christenreligion, erblicken wir nur noch sehr sparsam von den Bekennern des Erlösers bevölkert, obgleich sie auf allen Punkten dieses großen Erdtheils sich angesiedelt haben. Derselbe Fall findet mit Afrika statt, in dessen Innern noch der betrügerische Islamismus, oder das blinde Heidenthum, vorherrschend sind. In Amerika haben es freilich im südlichen Theile Cortez, Pizarro, die Jesuiten und die Spanier überhaupt, so weit gebracht, daß die Mehrzahl der Einwohner jetzt sich zum Christenthum bekennt; aber nur auf eine Weise, vor welcher die Menschheit erbebt. Im nördlichen Theile ist Englands Politik glimpflicher verfahren, und seit der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten ist der Gewissensglaube als der allgemein seligmachende anerkannt worden. Demungeachtet gibt es kein Land auf der Erde, wo das Christenthum, wie hier, größere Fortschritte macht und beglückendere Segnungen verbreitet. Endlich Südindien zeigt uns die Versuche und Erfolge der englischen Missionärs in den verschiedenen Inselgruppen und auf Neuholland. — Zweitens, der die Freimaurerei betreffende Umriß stellt mit Klarheit, Kürze und Deizeg die Geschichte dieser Gesellschaft in Europa dar, ohne des Verfassers Meinung weder für noch gegen den reellen Nutzen derselben in nähere Andeutung zu setzen.

Der sechste Theil stellt eine „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone, besonders des eidsgenössischen Kantons Schwyz im J. 1798“, dar. Von reiner Vaterlandsliebe gehoben, schwingt die Seele des wahren Schweizers über das Chaos der Irrungen und Leiden seines edeln Vaterlandes, über die Vermischung fremder Verworfenheit sich hinweg, zu jenen erhabenen Szenen des Heldenmuths und der Aufopferung, welche eine der glorreichsten Seiten seiner Geschichte überdecken. Diese Seite trägt den Kampf und Fall der Waldkantone auf sich. Der Verfasser hat sie mit unparteiischer Feder geschrieben. Er hat die Wahrheit und Tugend herausgehoben, auf welcher Seite sie sich auch befinden mochte, und das Laster überall dem Urtheile der Bessern preisgestellt. In vier oder fünf verschiedene Sprachen übertragen, ist diese historische Denkwürdigkeit überall mit demselben ungetheilten Beifall aufgenommen worden — Ein „Umriß der Geschichte des Aargaues“, an den Sohn dieses Landes

Digitized by Google

gerichtet, und mit Energie, tiefer Geſchichtskunde und weiſer Anwendung der Vergangenheit auf die Gegenwart geſchrieben, beſchließt dieſen Band.

Der ſiebente Theil handelt: „vom Meinungskampfe des deutſchen Volks im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.“ Es iſt nicht leicht möglich, eine allgemein-intereſſantere Saite zu berühren, als die in dieſem Werke angeregte iſt. Aber es würde ſchwer geweſen ſein, in allen deutſchen Landen einen Mann zu erwählen, der mit mehr Klarheit, Umſicht und Unparteilichkeit dieſen zarten Gegenſtand zu behandeln im Stande geweſen wäre, als ihn der Verfaſſer in dieſem Werke behandelt hat. Moge manches ernſte, treffende Wort darin, das aus voller, deutſcher Seele gegangen iſt, nicht ganz im Gewirr der Zeitumſtände ſich verloren haben. — „Die Theilnahme der Inſel Curaſſao durch die Briten im J. 1800“, welche darauf folgt, iſt zwar nur ein kleines Kapitel der britiſch-franzöſiſchen Kriege; aber es iſt zugleich auch ein Denkmal der verwegenſten Niederträchtigkeit, und ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte der holländiſchen Kolonien in Weſtindien. — Dieſer Band wird durch eine biographiſche Skizze „über Adolph Heinrich Friedrich von Schlichtegroll“ beſchloſſen, durch welche das Leben und Wirken dieſes ſeltenen Weltweiſen in das reinſte, vollſte Licht geſtellt wird.

Der achte Theil enthält „des Schweizerlands Geſchichte für das Schweizervolk“, vom Anfange derſelben, bis zum fünfundvierzigſten Abſchnitte, oder bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Der Inhalt und Werth dieſes Werks iſt bereits ſo allgemein anerkannt, daß es keiner beſondern Andeutung darüber mehr bedarf. Kraft, Gediegenheit und Kürze ſind hier vorherrſchend, und werden durch die Eigenthümlichkeit eines reinen, edeln Styls noch vermehrt.

Im neunten Theile befindet ſich zuerſt der Beſchluß „der Schweizerlands Geſchichte“, vom Jahr 1701 bis zu den neueſten Zeiten. Darauf folgt eine „Denkſchrift über das politiſche Verhältniß der Schweiz zu Deutſchland, Frankreich und ſich ſelber“, die im Spätjahre 1814 nach Wien zum Monarchenkongreſſe geſchickt wurde, und mithin als ein intereſſantes geſchichtliches Aktenſtück betrachtet werden kann, durch welches die damalige Verhältniſſe der Schweiz auf eine treffende und treffliche Weiſe klar dargeſtellt werden. — Die beiden folgenden Abhandlungen: „über einige Verbeſſerlichkeit des eidgenöſſiſchen Heer- und Kriegsweſens“, und die „Betrachtung einer großen Angelegenheit der Eidsgenoſſenſchaft“, berühren Gegenſtände, die dem Schweizer und jedem Mann, der an der Freiheit und Unabhängigkeit Helvetiens mehr als oberflächlichen Antheil nimmt, von höchſter Wichtigkeit ſein müſſen. — Der Aufſatz: „Staatenbund und Bundesſtaat“, enthält eine lichtvolle Erläuterung der beiden Worte, die, unter des Verfaſſers Feder, nicht anders als bedeutungsvoll und erſprießlich ausfallen konnte. Der ſich daran reihende: „von geiſtlichen Angelegenheiten des Zeitalters“, gewährt einen umfaſſenden Ueberblick der verſchiedenen Religionsmeinungen und deren Reſultate, die in jeder Hinſicht der Aufmerkſamkeit ſo überaus würdig ſind. — Die beiden Darſtellungen: „von den Parteiungen zur Zeit des Veroneſer Kongreſſes“, und „die Nord- und Südſtaaten Europens in politiſcher Hinſicht“, werfen eine größere philoſophiſche Klarheit über die Begebenheiten der letzten Zeit, als alle diplomatiſchen Aktenſtücke derſelben zuſammengenommen nicht zu gewähren im Stande ſind.

Der zehnte Theil beginnt mit der Sendung „an Euphraſen, über den Nachruhm.“ Ein Stoff, über den man mit dem Verfaſſer am Schluſſe ſagen darf: halten wir uns zu den Stillen im Lande! — Die „metapolitiſchen Ideen“ umfaſſen mehrere Gegenſtände, als: Freiheit, Zweck des Staats, Anordnung des Staats, Geſetzgebung des Staats, Gegenſtände, die des Schweißes der Edeln werth ſind. — Die „geſchichtliche Bemerkungen zu dem Niedelungen-Liede“ ſtellen den Beweis dar, daß nichts geringfügig bleibt, wenn es von geſchickter Feder behandelt wird. — Der Aufſatz: „Vom Aſylrecht“, iſt eine ſtaatswiſſenſchaftliche Anleitung, die an manchen Orten mehr beachtet werden ſollte, als dies leider geſchehen iſt und noch geſchieht. — „Der Eros, oder über die Liebe“ iſt eine der anziehendſten, lieblichſten Szenen, die je des Verfaſſers Feder geſchildert hat. — Das „Gutachten über ein Geſetz gegen Preßvergehen“, mit dem Motto: victrix causa Diis placuit, victa Catoni, ſtellt des Beaufs tragten offene, philoſophiſche Anſicht über dieſen Gegenſtand dar. — Der Bericht „über die Urſachen des Kretinismus im Kanton Aargau und in der Schweiz überhaupt“ deutet den wahren Urſprung und die Verbreitung dieſer Krankheit an. — Der Spiegel „über das Verhältniß der Freimaurerei zu Kirche und Staat“ zeigt, wie und auf welche Weiſe dieſe Geſellſchaft Kirche und Staat nützlich werden könnte und ſollte. — Endlich der letzte Aufſatz: „Europens Niedergang Amerikas Aufgang“, der den zehnten Band beſchließt, ſpricht einen allgemeinen Wunſch der denkenden Menſchheit aus, und wird den kommenden Geſchlechtern zu einem Fingerzeige der politiſchen Zivilisation unſers Jahrzehends gereichen.

Digitized by Google

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Kunst.

Beschluß der Uebersicht der Gemälde-Gallerie des Herrn Grafen von Brühl-Sternau.

Schütz der Vater. Eine Abringerin. Auf Leinwand. 2 Fuß 2 Zoll hoch und 3 Fuß 4 Zoll 5 Linien breit. — Im Vordergrunde befindet sich, neben einem starken über Felsen dahin rauschenden Bache, ein Weg, den mehrere Gruppen beleben. Zuerst ein Mann, auf einem Maulthier sitzend, das am Bache trinkt, und ein anderes mit Körben beladenes, das sich fräubt, gewaltsam zu sich anziehend. Neben dem ersten steht ein schwarzer Hund schon halb im Wasser. Weiter auswärts reitet eine Frau mit einem großen Kruge auf einem Esel, neben dem sein Junges läuft, und hinter dem ein Mann mit einem Bündel geht. Vor dem Weide werden mehrere Schafe und Kühe hergetrieben, von denen die eine, feiwärts gewendet, brüllt. Zwischen einem Felsenpaß leidet auf dem Wasser ein Mann eine Schafherde hervor. Daneben führt eine Brücke aus Baumstämmen über den Bach. Einige Gestalten zeigen sich darauf, und ein mit Säcken beladener, mit Ochsen und Pferden bespannter Wagen fährt ihr zu. Ein Weib zu Pferde und ein Hirt mit einer Ziegenherde zeigen sich fernerhin, weiter eine Mühle, die sich sehr malerisch an ein dichtes Gebüsch lehnt, kürzt von der zerklüfteten Höhe, die auf zwei Abhängen von Buchstämmen geschmückt wird, ein hübscher Wasserfall herab. Links im Mittelgrunde ist noch eine Mühle, darüber ein bewaldeter Berg, mit den Thürmen und Zinnen eines alten Schlosses. Zwischen den beiden Bergvorsprüngen rechts und links zeigt sich im Hintergrunde eine Stadt, an den beiden Ufern eines breiten Stroms, und eine Bergesstuna, die einige Aehnlichkeit mit Ehrenbreitstein hat; noch fernerhin hebt, in den Horizont übergehendes Gebirg. Schön und anziehend ist diese Zeichnung, deren Wahrheit und Frische nichts zu wünschen übrig läßt. Es ist unmöglich, alle die einzelnen Schönheiten zu beschreiben, die sowohl in der Gruppirung und im Gehalte des Ganzen, als in der sorgfältigen Detailarbeit sich zeigen. Lobenswerth ist das reine und warme Kolorit, bei dem durchaus der gemünlte Ton vermieden ist, den man sonst diesem Künstler zum Vorwurf gereichen läßt. Er schint bei diesem Gemälde alle seine feubern Mängel haben vergessen machen wollen. Die magische Beleuchtung wird noch durch einen meisterhaften Himmel erhöht.

Raphael von Urbino. Die schöne Gärtnerin. Revolutions-Doublette des Pariser Gemäldes „la belle jardinière." Drei ganze Figuren. Auf Holz. 3 Fuß 3 Zoll hoch und 2 Fuß 2 Zoll breit. — Sind der allgemein anerkannt vorzüglichen Meisterstücke des unsterblichen Sanzio ist dieses Gemälde, von dem sich eine Repetitions-Doublette im Museum zu Paris befindet. Die Madonna, auf einem Felsstücke sitzend, hengt sich ein wenig gegen das Ebenbild, das, an ihre Knie gelehnt, auf ihrem rechten Fuße steht und vom Johannes angebetet wird. Das himmlisch-reine Antlitz der Jungfrau entspricht allen Regeln vollkommener Schönheit, und trägt einen Schimmer der Milde, der Mutterliebe und Verklärtheit auf sich, den man nicht näher beschreiben kann. Die hohe Stirn wird vom schönsten Goldhaar leicht umschwommen, das ein mit einem rothen Bande umschlungener weißer Schleier bedeckt, über dem der Heiligenschein schwebt. Die schmachtenden Augen, zur Höhe unter den Wimpern versteckt, blicken mit süßer Huld und Ehrlinathme auf den Erlöser hinab. Eine regelmäßige Nase, ein leichtschwellendes Purpurmündchen, ein sanftgerundetes Kinn, ein kleines Ohr und der sanfte Rosenhauch der Wangen erhöhen die Reize dieses Haupts, an das sich ein weißer Hals, ein sanftgebogener Nacken und eine göttliche Brust anschließen. Herrlich sind die beiden Füße, vorzüglich der linke, an dem man die Bewegung der Zehen und die lebendige Muskulirung des Fleisches erblickt. Reine Natur sind auch die Hände, die das Kind halten. Dieses schaut mit einem seelenvollen Blicke zur geliebten Mutter empor. Sein leise geöffneter Mund scheint ihr Worte des Friedens und der Verheißung zuzuflüstern. Feingefühlt und richtig ausgeführt ist diese Stellung, die zu den schwierigsten eben deshalb gehört, weil sie eine der natürlichsten ist. Neiz, weich und belebt ist die üppige Karnation, wahr und edel das Studium der ganzen Gestalt. Der Johannes, hinter dem linken Fuße der Jungfrau kniend, blickt mit Andacht und Liebe zum Erlöser empor. Seine Sehkraft ist allein auf ihn konzentrirt, und, mit der Rechten das Kreuz haltend und sich leicht daran neigend, läßt er die Linke auf dem Schenkel ruhen. Eine Thierhaut fällt von der rechten Schulter herab und umhüllt seine Hüften. Man weiß nicht, was man am meisten bewundern soll, ob die meisterhafte Stellung, die korrekte Zeichnung, das tiefe Studium der Natur, die geniale Ausführung, oder den reinen und dennoch schwelgerischen Farbenton. Alles ist klar an diesem Bilde, Alles vollendet. Glühend, reich, gediehet, erhaben ist das Kolorit, prachtvoll die Verschmelzung der Farben, scharf und wahr der Schattenschlag. Das magische Licht, das über die ganze Szene ausgegossen ist, schimmert nicht nur auf den Fleischtheilen, sondern auch auf den übrigen, reichfarbigen Gewändern wieder, deren schwimmender Faltenwurf unübertrefflich ist. Mit derselben Sorgfalt, als diese ganze Szene, sind auch alle Nebengegenstände ausgearbeitet, der Fels, auf dem die Jungfrau, wie hingegossen, sitzt, die Pflanzen und Blumen ringsumher, vorzüglich die im Vordergrunde, wo nahe am Fuße des Kindes sich ein schöner Schmetterling bewegt; Alles glänzt in eigenthümlicher Farbe und Frische. Im Hintergrunde sieht man eine gewöhnliche, ländliche Landschaft mit einem Reiter, der aus der Stadt kommt, und einem Mäher, der zur Arbeit geht. Ueber den Madonna öffnet sich der zu beiden Seiten leichtbewölkte Himmel im schönsten Blau. Am unteren Theile ihres Gewandes steht der Name des Meisters.

— Es befinden sich gegenwärtig 15,000 Engländer in Frankreich. Im Jahr 1814 zählte man deren 12,000 allein zu Paris. Jetzt haben sich deren 1800 in dieser Hauptstadt dauernd niedergelassen, und man kann rechnen, daß diese Zahl mit alle 2400 ansteigt. Am 15 März 1824 befanden sich in allen Hötels garnis zu Paris 1101 Engländer. In den französischen Fabriken arbeiten deren 1400, zu Chaventon 250, zu Choisiot 14 und einige andere zu St. Quentin, Lille, Rouen, im Allier-Departement und im Elsaß.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 33. Zweiter Jahrgang 1825. 17 August.

Europa und Griechenland.

Von Sismonde de Sismondi.

Quoi ! pour noyer les Grecs et leur mille vaisseaux.....
Racine, Iphig. 5me acte.

Die Begebenheiten, die in der letzten Zeit unter unsern Augen sich zugetragen haben, und die gegenwärtig sich noch vor uns ereignen, sind so ausserordentlich, so höchst wichtig, daß sie der äußersten Aufmerksamkeit des philosophischen Geschichtschreibers nicht entgehen dürfen, um treu und rein und unverfälscht zur Nachwelt zu gelangen. Der beispiellose Heroismus und die unbedingte Aufopferung eines ganzen Volks, zur Erhaltung seines Glaubens, zur Wiedererlangung seiner Freiheit und Unabhängigkeit auf der einen Seite, und das gleichfalls beispiellose Verfahren auf der andern, bilden ein moralisches Zivilisationsgemälde unsers Jahrhunderts, wie es noch nie ein ähnliches gegeben hat, und, wir hoffen es zur Ehre — — auch in Zukunft kein ähnliches geben wird. Der Krieg, von dessen Ausgange das Schicksal Griechenlands abhängt, dauert noch fort, und scheint seinem Ende noch nicht nahe zu sein. Die Erfolge der ersten Unternehmungen der Hellenen sind noch mit dem Schleier der Zukunft überdeckt.

Sind wir Menschen, sind wir Christen in der That und nicht allein mit heuchlerischem Wort, wollen wir unserm Gewissen, unserer Erfahrung getreu bleiben, und uns der unausbleiblichen Konsequenz nicht aussetzen, von unsern eigenen Nachkommen für rohe Barbaren und Halbwilde, mitten in unserer prahlerischen Zivilisation, gehalten zu werden, so zeigen wir uns würdig der Bildungsstufe, auf der wir zu stehen vermeinen. Gestehen wir frei und ohne Scheu: daß es nie ein Schauspiel gab, welches geeignet sein konnte, die Gemüther tiefer anzuregen, als das, welches uns Griechenland darstellt, und daß unsere Vorfahren nie ein ähnliches erblickten. Niemals haben entsetzlichere Leiden eine der großen Familien des menschlichen Geschlechts betroffen, niemals haben fürchterlichere Gefahren eine größere Zahl von Häuptern bedroht, niemals hat ein heldenmüthigeres Bestreben sich erhoben, um das zu retten, was fühlenden Seelen das Heiligste, Höchste ist: Religion, Freiheit, Ehre, Erinnerung der Vorfahren, Name eines ehemals ruhmvollen Vaterlandes und Sprache, von der man behauptete, daß die Götter selbst sie den Sterblichen gelehrt hätten.

Ohne Zweifel, das Interesse, welches der Griechenkampf erregt hat, ist groß, ist allgemein. Es hat sich durch mehrere, wahrhaft würdige Zeugnisse bewiesen. Frankreich, England, und vorzüglich Deutschland, das edle Deutschland! vom schönsten Enthusiasmus bewegt, hat mehrere seiner Söhne in die Reihen der Hellenen gestellt, um mit ihrem Arm, ihrem Vermögen, ihrer Erfahrung ihnen nützlich zu sein. Freiwillige Opfer sind dargeboten worden, die, obgleich sie dem gegenwärtigen Wohlstande Europa's nicht ganz entsprachen, doch bewiesen, daß nicht alle Sympathie unter den Christen durch den Egoismus des Reich-

Digitized by Google

thums zerſtört worden ſei. Man hat von der griechiſchen Regierung im verfloſſenen Jahre zu London ein Anlehen eröffnen ſehen, das bald, zu nicht beſonders unvortheilhaften Bedingungen, ausgefüllt wurde. Man hat endlich, vor wenigen Wochen, Pariſer Spekulanten um die Wette mit denen von London ſich bemühen ſehen, ein neues Anlehen zu Stande zu bringen, und die griechiſche Regierung bereits ſo viel Kredit genieſſend, um die Millionen auszuſchlagen, die ihr zu einer Tage angeboten wurden, unter der Napoleon, im Vollmonde ſeines Ruhmes, vor achtzehn Jahren umſonſt ſich bemüht haben würde, ſie zu erhalten.

Bei alledem iſt das Intereſſe, welches Europa an den vor ſeinen Augen ſich zutragenden Begebenheiten nimmt, der Größe und Erhabenheit derſelben nicht angemeſſen. Im größten Theile Deutſchlands und in der Schweiz allein, ſcheint alles Volk von einer ſympathetiſchen Anneigung für die Griechen angezogen. Der Landmann eilet zur Stadt, um neue Nachrichten über den Fortgang ihres Kampfes zu erhalten. Nach der Rückkehr in ſeine ländliche Wohnung erzählt er mit Enthuſiasmus die Heldenthaten eines Bozzaris, eines Canaris, eines Miaulis, eines Odyſſeus. Er erkennt den Griechen, den Chriſten, der im Orient gegen den binthürſtigen Turken für ſeinen Glauben ſtreitet, als ſeinen Bruder an; und als die europäiſche Polizei, im gemeinſchaftlichen Einverſtändniſſe, ſich bemühte, einer Schaar griechiſcher Flüchtlinge, die ihr Heimathland zu erreichen ſuchte, den Weg dahin zu verſperren, bot die freie Schweiz ihnen ein ſcheres Aſyl, eine ſich ſelbſt vergeſſende Gaſtfreundſchaft dar, brach ihnen endlich, mit unermüdlichem Eifer, die offene Bahn, und begleitete ſie mit ihren Gaben und Segnungen bis an ihre heimathlichen Geſtade.

Aber die große Maſſe der Nationen in den übrigen Theilen Europa's iſt weit entfernt, dieſem ſchrecklichen Drama dieſelbe Aufmerkſamkeit zu weihen. Vielleicht weiß der größte Theil der Bewohner der von den Hauptſtädten entlegenen Provinzen nicht einmal, daß das Schwert über ſeine Brüder im Anfgang erhoben, und daß die Zahl der Märtirer für den chriſtlichen Glauben ſchon dreimal ſtärker iſt, als die aller Opfer während den Verfolgungen der primitiven Kirche. Ihre Regierungen nehmen keine Notiz davon. Die Briten ſelbſt, die mit ihren Schiffen den ganzen Erdkörper berühren, haben kaum dieſen Kampf auf Leben und Tod bemerkt. Die Meiſten wiſſen nur, auf eine mehr oder weniger verworrene Weiſe, daß ein „Bürgerkrieg“ die europäiſche Türkei verwüſte, daß dort Verbrechen begangen werden, vor denen die Menſchheit erbebt, und — ſie wenden die Blicke ab, um ſich nicht umſonſt zu betrüben. Sie legen die Bücher bei Seite, die ſie über das Schickſal Griechenlands zu unterrichten im Stande ſein würden; ſie leſen in ihren Zeitungen die Artikel nicht, welche ſich auf dieſen Vertilgungskrieg beziehen.

Dieſe Gefühlloſigkeit im zivliſirteſten Theile Europ'as bildet einen befremdenden Kontraſt mit der Empfindeiei unſerer Sitten, mit der vorgeblichen Herrſchaft des Mitleidens in unſern Herzen, mit unſerer heuchleriſchen Sympathie für jedes menſchliche Leiden, deren wir bei jeder Gelegenheit uns rühmen, ohne uns um die Ausübung der heiligſten Pflichten der Menſchen jedoch viel zu bekümmern. Es iſt wahr, wir finden die Urſache dieſer Hartherzigkeit vielleicht in jenigen blutigen Revolutionen, die ſeit vierzig Jahren die politiſche Bildung unſers Welttheils und des ganzen Erdballs verändert haben. Wir ſind ſo heftig hin- und hergeworfen worden, daß unſere Einbildungskraft der Ruhe bedarf. Wir wenden die Augen ab von Allem, was uns anzuregen droht, um wie viel mehr alſo von dem, was unſer Herz zerreißt, oder unſere Sinne in Schauder erſtarren macht! Ein Jeder, genothigt, ſich ſelbſt zu vertheidigen, ſich ſelbſt aus der allgemeinen Gefahr zu retten, hat ſich an den Egoismus gewöhnt; er waffnet ſich damit immer noch, obſchon die Gefahr längſt vorüber iſt, und er würde gern ſeinem Nächſten die Pflicht aufbürden, ihm das Schauſpiel ſeiner Leiden und ſeines Kampfes zu erſparen, wenn er es nur irgend zu thun im Stande wäre, ohne ſein Ich in Anſpruch zu nehmen.

Erwachet! im Namen der Chriſtuslehre, im Namen der Menſchheit, erwachet! Werdet ihr auch noch mit ſtoiſcher Kaltblütigkeit vernehmen, daß ein mit Blut bedeckter Tyrann, im Innern ſeines geilen Palaſtes, die Vernichtung einer ganzen Nation, einer Nation von mehrern Millionen Chriſten, beſchloſſen habe? — — daß ein Befehl, ausgegangen vom Serail, und an alle Provinzſtatthalter zu Ende 1820 gerichtet, um mit Anfang des Frühlings 1821 in Ausführung gebracht zu werden, unter den Augen aller Geſandten von ganz Europa, deshalb ausdrücklich gegeben worden iſt, und daß in einem Lande, Italien gegenüber, in einem Lande, welches uns ſo nahe liegt, daß man es leicht in vierzehn Tagen, ſelbſt von Paris aus, erreichen kann? — — Hier iſt der Beweis:

„Die Plane der Ungläubigen (der Chriſten) ſind uns bekannt, Dank ſei es der Sorge einer befreundeten Geſandtſchaft, die uns erleuchtet hat. Wir müſſen ihnen zuvorkommen, indem wir in der Dunkelheit, die ſie umgibt, die Kaffire ſchlagen, die aufgereizt ſind, um uns zu verſchlingen. Jeder Chriſt, der im Stande iſt, die Waffen zu tragen, ſoll auf der Reihe der Lebenden geſtrichen werden. Die männlichen Kinder ſoll man beſchneiden, und in Reſerve halten, um daraus Bekladzis-Legio-

Digitized by Google

nen zu bilden, und ſie in der europäiſchen Kriegskunſt zu unterrichten. Um die Ulemahs nicht zu erſchrecken, ſo ſoll dieſe Miliz auch den Namen der Janitſcharen (neuer Miliz) tragen, und ſie wird es in der That ſein, weil durch ſie das ganze Reich umgeſtaltet werden kann. (Hier befinden ſich die verſchiedenen Exekutionsplane eingeſchaltet, deren man ſich hinſichtlich der Sultaten, der Armatolen, der Griechen des Feſtlandes und des Archipels zu bedienen habe; darauf folgt:) Die Sichel muß auf den Feldern der Aernte thätig ſein, ehe denn die Aehre zur vollen Reife gelangt iſt. Das Wort des Rathſels wird dir von Kurſchid Paſcha gegeben werden, der dich zum furchtbaren Arm der Ausführung des Willens unſers hohen und ruhmwürdigen Sultans gebrauchen wird.“ *)

Dieſe Inſtruktion des Favoriten des Sultans, Khalet Effendi, an den Seraskier Ismael Paſcha Bey, wurde von Ali Paſcha aufgefangen, und von ihm den Sultaten mitgetheilt. Sie wurde die Hauptveranlaſſung des Kriegs, ſie iſt die eigentliche, wahre Rechtfertigung deſſelben, und zeigt, welches ihr Ausgang ſein kann. Man hätte anfänglich glauben können, daß Ali Paſcha dem Sultan einen ſo entſetzlichen Plan nur geliehen habe, um die Griechen zur Rebellion zu reizen; aber bald häuften ſich Beweiſe über Beweiſe, um die Wahrheit zu beurkunden, und gegenwärtig zweifelt Niemand mehr daran, daß es vollkommen reiflich überdachte Abſicht des Divans war, den Chriſten nur die Wahl zwiſchen Tod und Abſchwörung ihres Glaubens zu laſſen, und daß die Hinrichtungen des Fürſten Moruſi, nebſt einer großen Menge anderer Griechen von Konſtantinopel, unter andern des ehrwürdigen Patriarchen Gregor und aller Prälaten der heiligen Synode, nur der Anfang dieſer allgemeinen Ausrottung waren. — Was aber die Verſchwörung der Griechen zu Konſtantinopel gegen die Türken betrifft, die in der Inſtruktion Khalet Effendis als Vorwand zur Vernichtung einer ganzen Nation gebraucht wurde, und deren man ſich gleichfalls bediente, um dadurch die Ermordung des Patriarchen zu beſchönigen, der in einem Alter von 84 Jahren, in ſeinen hochfeſtlichen Kleidern, am feſtlichen Oſtertage, an der Thüre der Hauptkirche gehängt wurde: ſo iſt ſie, in jeder Hinſicht, würdig, neben jene Gefängnißverſchwörung geſtellt zu werden, mit der man verſuchte, ſo viele Hinrichtungen in Frankreich zu rechtfertigen. Zu der That, die chriſtliche Bevölkerung zu Konſtantinopel erhob ſich zu jener Zeit nicht auf 60,000 Seelen von jedem Alter und Geſchlecht, und man war dreiſt genug, ſie zu beſchuldigen, eine türkiſche Volksmenge von 700,000 Seelen überfallen und ermorden zu wollen, von der 150,000 Janitſcharen eingeſchrieben und zum Dienſt verpflichtet ſind, während 30,800 regelmäßig organiſirte Soldaten die innere Aufſicht und Polizei handhaben.

Wenn der Sultan im tiefſten Frieden die Vertilgung einer Nation beſchloſſen, die er zu gewaltſam unterdrückt hatte, um ſie nicht fürchten zu müſſen, und die er im geheimen Einverſtändniſſe mit ſeinen Erbfeinden, den Ruſſen, zu ſtehen vermeinte, ſo iſt es ihm während des gegenwärtigen Krieges nicht möglich geweſen, einen andern Gedanken zu haben, und man darf keine andere Beendigung der Feindſeligkeiten erwarten, wenn er endlich Sieger bleibt. Das Schickſal Chios, der blühendſten und friedlichſten Inſel des Archipels, iſt genügend, uns davon zu überzeugen. Die Inſurrektion Chios war nicht freiwillig geweſen; ſie hatte nur wenige Tage gedauert; demungeachtet ließ man 30,000 ihrer Bewohner über die Klinge ſpringen, 30,000 andere wurden als Sklaven verkauft und die ganze Inſel in einen Trümmer- und Aſchenhaufen verwandelt. Die Bevölkerung von Patras, von der Halbinſel Kaſſandra, von Ipſara, und aller der Orte, wo die Muſelmänner Sieger geblieben, iſt auf gleiche Weiſe vernichtet worden. Wer zweifelt noch daran, daß daſſelbe Schickſal allen Bewohnern Morea's, Aetoliens, Livadiens und der Inſeln vorbehalten ſei, die ſeit drei Jahren die wüthenden Türken, durch ſo viele über ſie gewonnenen Siege, zur blutigſten Rache gereizt haben, wenn ſie nun überwunden werden ſollten? — Niemand, ſelbſt die europäiſche Diplomatie, zweifelt mehr daran. Man weiß, welches das grauſenerregende Reſultat aller der Bemühungen ſein ſoll, um einen offenen Bruch zwiſchen Rußland und der Pforte zu hintertreiben, und die Pforte mit Perſien wieder auszuſöhnen; man weiß, warum die Hand frei bleiben ſoll, die den Dolch emporhält und zuckt; man weiß, daß keines der bezeichneten Opfer verſchont bleiben wird, und daß Alles vollbracht werden muß.

Wir, Zeitgenoſſen aller dieſer Ereigniſſe, ſind wohl gezwungen, zu ſchweigen; aber es gibt eine Zukunft, es gibt einen Gott! — Hört du die Stimme der Nachwelt, Europa! hört du ſie? Ja, die unparteiiſche Richterin, die Geſchichte, hat Alles niedergeſchrieben, was wir jetzt nicht ſchreiben dürfen; ſie hat die Namen und die Thaten aufgezeichnet, die unſere Nachwelt würdigen und richten werden. Griechenland! du wirſt triumphiren vielleicht — vielleicht wirſt du untergehen .....! Aber dein Name, dein Beiſpiel, deine Aufopferung, dein Ruhm werden mit dem Namen deiner mächtigen Zeitgenoſſen nie, nie vergehen!

*) Man ſehe Pouqueville, Buch 3, Kap. 7, Band 2, S. 171

Digitized by Google

Zollfreie Gedanken.

Es iſt wahrſcheinlich, um ſie zu entſchädigen, daß die Natur allen Narren und Dummköpfen ſo viel Eigenliebe gegeben hat.

Der Weltgebrauch iſt dem Geiſte, was der Chriſopras dem Golde iſt.

Es iſt ſüßer noch, Dankbarkeit ſchuldig zu ſein, als ſie zu verdienen.

Wer zu ſehr ſeinem eigenen natürlichen Urtheile mißtraut und die Grundſätze deſſelben zu genau zertheilen will, geräth oft von einfacher Wahrheit zum ſchädlichen Irrthum.

Das zarte Lob iſt für den, der es verdient, wie jener feine Regen, der die Roſe erfriſcht, ihren Farbenglanz erhält und ihren ſüßen Wohlgeruch über die ganze Umgebung verbreitet; aber das übertriebene Lob iſt wie ein Platzregen, der ſie entfärbt, verwelkt und endlich ihren Stiel zerbricht.

Griechenland errichtete dem Harmodios und Ariſtogitos Bildſäulen zum ewigen Andenken, und das hochcivilisirte Europa hat dem unſterblichen Erfinder der Buchdruckerkunſt noch keinen Tempel geweihet. Man würde errothen, nicht zu wiſſen, wer Croſtrat war, und nur Wenige kennen den Namen Guttenberg.

Die einfachſten und treffendſten Gedanken erſcheinen faſt niemals neu. Woher mag das kommen?

Wir verlieren oft mit Nichtswürdigkeiten die Zeit, die uns unſterblich machen könnte.

Alles iſt Widerſpruch auf der Erde. Die Leidenſchaften, die Moral, die Geſetze, die Ehre, Alles ſtößt und kreuzt ſich, und die wahre Wiſſenſchaft des Lebens iſt, als geſchickter Steuermann ſeinen Nachen mitten durch die verſchiedenen Strömungen leiten zu können.

Wenn die Gewohnheit eine zweite Natur ſein ſoll, ſo könnte die Natur wohl leicht nichts mehr als eine erſte Gewohnheit ſein.

Die Handlungen der Menſchen widerſprechen ſich auf eine ſo ſonderbare Weiſe, daß man in Verſuchung gerathen möchte, zu vermeinen, ſie ſeien nicht alle aus menſchlichen Hirnkaſten entſprungen.

Drei Mächte bilden den Menſchen: das Herz, oder der moraliſche Inſtinkt, der zum Handeln treibt; der Geiſt, oder das Faſſungsvermögen und der Verſtand, der die Handlungen lenkt und der Körper, oder die phyſiſche Kraft, die ſie zur Ausführung bringt.

Die Menſchen ſind wahrhafte Marionetten, die ſich gegenſeitig auf einem Goldfaden tanzen laſſen. Nicht wer am beſten tanzt, wird beklatſcht, ſondern wer die Andern am beſten tanzen läßt. Aber plötzlich zerreißt der Faden, der Direktor wird der Hanswurſt und der Hanswurſt der Direktor ..... So gehts in der Welt!

Jemand, der viel Unterricht, viel Erfahrung, viel Talent, viel Einbildungskraft hat, das Alles aber für ſich behält, nicht ſchreibt und kaum ſpricht, mit einem Worte, der aus ſeiner Wiſſenſchaft kein Gemeingut zum Beſten der Menſchheit macht, gleicht einer Uhr, deren Räderwerk vortrefflich iſt, aber der es am Zeiger gebricht.

Was gehört dazu, um in einer Bodenkammer zu ſterben? — Verdienſt und Rechtſchaffenheit. — Um ein Stockwerk hinabzugehen? — Ein wenig Intrigue und Geſchmeidigkeit. — Noch eins? — Einige Kniebeugungen und drei Gran Heuchelei. — Endlich, um ſich im erſten zu befinden? — Man muß ſich zur Schlange machen, überall durchſchlüpfen können und zugleich einen giftigen Stachel an der Zunge tragen.

Es gibt Menſchen, deren ganzes Leben ein Luſtſpiel ohne Zwiſchenakte iſt. Die Zuſchauer bezahlen, ohne ſich ſonderlich zu beluſtigen. Man vergönnt ihnen, zu gähnen, ſelbſt zu pfeifen; aber den Vorhang herabzulaſſen, dies Recht ſteht ihnen nicht zu.

Wer ſeine Illuſion bewahren will, der betrete nie weder die Küche eines Garkochs, noch das Geſchäftszimmer eines Zeitungsſchreibers, wenn er im erſten Falle nicht den Appetit und im zweiten das Verlangen, berühmt zu werden, verlieren will.

Die Wohlthätigkeit würde das erſte und ſchönſte Vergnügen ſein, wenn ſie ihr Daſein nicht dem Elend ſchuldig wäre.

Das Glück iſt nichts mehr, als ein Wunſch. Jemehr ſich der Menſch auf der Erde enttäuſcht ſieht, um ſo mehr wird das Glück für die Seele ein Inſtinkt, eine Ahnung, ein Pfand des Lebens nach dieſem Leben.

Glück und Tugend gehen ſelten auf einem Wege. Ohne das Streben nach moraliſcher Vervollkommnung kann man nicht erwarten, Fortſchritte auf der Laufbahn des Guten zu machen, und nach einem vollkommenen Glücke zu haſchen, das iſt ein Mittel, auf Lebenszeit unglücklich zu ſein.

Den Weg des Glückes beſtimmen zu wollen, das iſt dasſelbe, als wenn man den durch ein unbekanntes Land führenden zu beſchreiben ſich unterfängt. Die Tugend iſt wohl im Stande, einige Entdeckungen zu machen, aber es gibt ſo viele Ungläubige, und ſo wenig Reiſende wollen ihren Andeutungen folgen.

Die Liebe ſucht auch die Religion des Glückes, aber wenn ſie auch von ungefähr dieſelbe entdeckt .... wie ſchnell verſchwindet ſie wieder! — Der Ehrgeiz mag ſich winden, wie er will, er mag alle möglichen Wege einſchlagen, das Glück zu erreichen — für ihn wohnt es immer bei den Antipoden. Der Egoismus

Digitized by Google

ſchlägt gleich Anfangs die falſche Straße ein; jemehr er vorwärts ſchreitet, jemehr entfernt er ſich vom Glück.

Für das zu leben, was man liebt, das heißt für ſich, das heißt doppelt leben. Das irdiſche Glück dienieden gleicht dem Mondlicht, das nur durch die Sonnengluth geboren wird.

Briefe über Columbia.

(Beſchluß.)

Die Tracht der Einwohner, vorzüglich die der Frauen, iſt ſehr originell. Die vornehmen und gemeinen Weiber ſind durchaus gleich gekleidet, ſobald ſie ausgehen. Ein ſchwarzes Kleid nach ſpaniſchem Schnitt, ein Stück blaues Tuch, das ihnen den Kopf bedeckt und ihnen bis auf die Hüften herabhängt, bedecken ſie ſo vollkommen, daß man kaum ihr Geſicht zu ſehen vermag. Darüber ſtülpen ſie einen großen Hut von Kaſtor oder Seidenzeug, deſſen Ränder auſſerordentlich breit ſind. Die Damen geſtehen es gern zu, daß dieſe Mode barbariſch iſt; aber ſie haben dennoch nicht den Muth, ſie abzulegen. Ihre Fußbekleidung wird auſſerdem von ihnen ſo wenig beachtet, als die der Frauen auf der europäiſchen Halbinſel. Das Volk iſt hin und wieder in ſeiner Bekleidung ſelbſt elegant, da es jedoch ſich immer barfuß zeigt, ſo erſcheint der Luxus der Kleider nur um ſo lächerlicher. Die Bauern tragen nichts weiter als eine Roquilla, eine Art von Fuhrmannshemd, das aus einem Stück wollenen oder baumwollenen Zeuges beſteht und in der Mitte ein rundes Loch hat, wodurch der Kopf geſteckt wird. Dies Hemd bedeckt den ganzen Körper, und da man die Aermе nicht ſieht, ſo gibt es dem damit Bekleideten ein ganz ſonderbares Anſehen, was vorzüglich dem Europäer auffallend iſt, der nur den reichen Faltenwurf dieſes Gewandes allein zu bewundern vermag.

Mit Recht wird die Schönheit der Frauen von Bogota gerühmt. Der Fremdling wird um ſo mehr davon betroffen, da in den meiſten Städten der Kordilleren die Volksmaſſe ſehr häßlich iſt. Hier aber bemerkt man eine geſunde Geſichtsfarbe, die den glänzend ſchwarzen Augen der Weiber und ihren regelmäßigen Zügen einen bezaubernden Ausdruck gibt. Unglücklicherweiſe zerſtört die Nachläßigkeit ihres Anzuges und ihrer Haltung dieſe Illuſion nur zu bald, obgleich ihr Fuß klein und ihr Gang angenehm iſt. Es gibt wenig Städte, wo die Sittenverderbniß unter dem weiblichen Geſchlechte größer iſt, als zu Bogota. Die Ausnahmen von der Regel ſind hier auſſerſt ſelten.

Während unſers Aufenthalts in dieſer Stadt benutzte ich einen günſtigen Augenblick, wo die Regengüſſe etwas nachgelaſſen hatten, um den Sprung von Tequendama zu beſuchen. Ich brach mit Tagesanbruch auf und überſchritt die Ebene in ſüdweſtlicher Richtung. In einer Entfernung von drei Stunden berührt man das Dorf Soacha, das von fruchtbaren Feldern umgeben iſt. Von dort bis an's Ufer des Bogota rechnet man noch eine halbe Stunde. Ich überſchiffte den Strom in einer Pirogue, weil er ausgetreten war. Wir nahmen im Dorfe einen Führer und Pferde im nahen Meierhofe, um unſern Weg fortzuſetzen. Darauf überſteigt man eine Gebirgskette, welche die Ebene auf der ſüdweſtlichen Seite umſchließt. Vom Uebergange derſelben überblickten wir das ganze darunter liegende Land, das, der Ueberſchwemmung wegen, einem großen See glich, aus dem ſich die Hügel in verſchiedenartigen Formen erhoben. Am andern Ende der Ebene zog ſich eine lange Bergreihe dahin, deren Anblick ſehr maleriſch war.

Man rechnet beinahe eine Stunde vom Fluſſe bis zum Sprung. Hat man die Berge überſtiegen, ſo bedeckt ſich das Land plötzlich mit Gebüſchen von ſehr kräftigem Wuchſe und mit auſſerordentlich ſchönen Geſträuchen. Man geht auf einem vielgewundenen Wege in die dunkele Waldnacht hinab und hört das Rauſchen des Sturzes ſchon aus weiter Ferne. Wir näherten uns ihm bis auf eine Viertelſtunde, und ſtiegen ſodann ab, um einen ſteilen Fußweg, bis an den Rand des Abgrundes, hinabzuklimmen. Wie ſoll ich es verſuchen, eine Idee von dem erſtaunlichen Anblick dieſes Sprunges zu geben? Hat man die Ebene verlaſſen, ſo verengt ſich das Bett der Bogota und wird immer tiefer. Ihre Breite beträgt kaum noch vierzig Fuß. Von beiden Seiten neigen ſich Bäume darüber hin, unter denen ſie mit groſſer Schnelle ſtrömt. Man denke ſich nun an den Rand des Abgrundes, wagrecht mit der Waſſermaſſe, von der man nur hundert und fünfzig Fuß entfernt iſt. Man ſchaue darauf hin, und man ſieht ſie mit ungeheurer Kraft von einer Höhe von ſechshundert und fünfzig Fuß in ein großes Becken ſich ſtürzen, deſſen Seitenwände aus ſenkrecht abgeriſſenen Felſen beſtehen.

Dieſe ungeheure Waſſermaſſe bildet in demſelben Augenblicke, wo ſie fällt, einen glänzenden, durchſichtigen Bogen, der tiefer unten in weißen Schaum ſich auflöſet, und endlich in Millionen Waſſertröpfen ſich zertheilt, die man nur mit fliegenden Schwärmern vergleichen kann. Dieſe mannigfachen Modifikationen ſind nicht weniger ſchön als verſchieden. Das Geräuſch des Sturzes iſt wirklich betäubend, und er iſt auf ſeinem Scheitel mit Waſſerſtaubwolken umgeben, die, indem ſie mit der Atmoſphäre ſich vermiſchen, ein Gewirr von glänzenden Regenbogen bilden. Die große Verdünſtung des Sturzes wird durch die verhältniß-

Digitized by Google

mäßig kleine Waſſermaſſe beweiſen, die zu den Füßen des Anſchauenden unterm Sturze weiter ſtrömt.

Der Salto, wie man ihn im Lande nennt, iſt eins der größten Wunder der Erde, vielleicht ſelbſt das auſſerordentlichſte in ſeiner Art, ſelbſt in einem Lande, wo die Natur ſich beſtändig in den rieſenhafteſten und fantaſtiſchſten Formen zeigt. Sie ſcheint, um die Wirkung dieſes unvollkommenen Werks noch zu erhöhen, Alles, was es umgibt, mit ihren erſtaunlichſten und entzückendſten Reizen ausgeſchmückt zu haben. Von den zerriſſenen Felswänden des ungeheuern Beckens, die überall mit Gebüſchen und weithervorſpringenden Pflanzen bekleidet ſind, ſtürzen ſich zahlreiche Quellen in die Tiefe hinunter, wodurch der Geſammteindruck des ganzen Gemäldes noch vermehrt wird. Im Grunde des Beckens rollt der Strom mit ziſchender Gewalt über ein mit großen Felsbrocken angefülltes Bett, über welches ein dichtes Laubdach ſich ausbreitet, das ihn endlich in ſeinen maandriſchen Wendungen gänzlich dem Auge entzieht.

Rechts und links neben dem Strom ragen hohe Berge empor, die durchaus mit Waldung bekleidet ſind, ſich plötzlich ſeitwärts öffnen und den Blicken vergönnen, in die weite Ferne hinauszuſchweifen. Bei heiterer Witterung entdeckt man die Gebirge von Antioquia, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ſind. Herrlichgefiederte Vögel, die dieſem Orte eigends angehören und ganz von denen verſchieden ſind, die ich bisher geſehen hatte, ſchweben ruhig über dieſem furchtbaren Abgrunde.

Eine andere Merkwürdigkeit dieſer Provinz iſt ein See (der von Guatavita), der, wie man glaubt, häufig von den Indianern beſucht worden iſt, um ihre Götzen dort anzubeten. Man behauptet ſchon ſeit Langem, daß er unermeßliche Schätze enthalte. Ein Privatmann, Namens Pepe-Pariſh, hat es ſo eben unternommen, ihn trocken zu legen, und er hat bereits viel Geld dafür verſchwendet. Wahrſcheinlich wird ihn der Mangel an Baarem bald nöthigen, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Ich ſah bei einem Einwohner von Bogota ein Götzenbild von maſſivem Golde, das man in dieſem See gefunden hatte. Es war drei Zoll hoch und glich denen, welche noch heute von den Indus angebetet werden.

Sonntag den 23 Juni verließ ich Bogota. Die Jahreszeit war der Reiſe günſtig und die Wege waren ziemlich gut. Ich kam über Fontibon und Serrepuſa und blieb über Nacht zu Facatativa. Am andern Morgen ging ich von der Ebene von Bogota in die wärmere Region hinab und verweilte zu Villeta. Darauf gelangte ich über Guaduas auf dem abſcheulichſten Wege, den man ſich nur denken kann, an die Ufer der Magdalena, folglich von einer Höhe von 7,494 Fuß überm Meer, bis auf eine mittlere Höhe von 349 Fuß. Auf dieſer ganzen Strecke wurde ich beſtändig vom Regen durchnäßt, der mit großer Heftigkeit herabſtrömte. Die Fluthen durchbrachen die Wege und machten die Reiſe ſehr unangenehm.

Ich verweilte einige Tage zu Honda. Eine Höhe von 98° (270, 37) und die Stiche der Egens, einer ſehr kleinen Mücke, machten mir dieſen Ort unerträglich. Ich beeilte mich, ein Boot und eine Negerbemannung zu miethen. Sodann gings die Magdalena hinab, mit einer erſtaunlichen und manchmal furchtbaren Schnelle. An einem und demſelben Tage ſahen wir die Mündungen des Rio Negro, des Rio Clare, des Rio de la Mien und die kleinen Dörfer von Guarumo und Buen-Viſta. Wir legten mehr als zwanzig Stunden Weges zurück. Die Nacht brachten wir auf einer Sandbank zu. Dieſes wenig bequeme Lager verſchaffte uns den Beſuch eines Jagnar, oder amerikaniſchen Leoparden. Wir fürchteten uns wahrlich nicht umſonſt, denn man hat viele Beiſpiele, daß er Menſchen angefallen und zerriſſen habe. Er iſt gleichfalls der gefährlichſte Feind der Caimans, oder amerikaniſchen Krokodille. Er überfällt dies Amphibium, wenn es an der Sonne eingeſchlafen iſt, und verſchlingt es, inſofern das Thier noch lung iſt; aber wenn er es mit einem ältern zu thun hat, ſo bleibt der Sieg meiſtentheils auf der Seite des Letztern. Der Caiman taucht nämlich unter und erſäuft den Jaguar. Will dieſer den Strom überſchwimmen, ſo ſtößt er ein dumpfes Geheul aus, um die Caimans zu erſchrecken und ſie zu verſcheuchen. Ein anderes Thier, das ſehr häufig an den Ufern der Magdalena ſich befindet, die Schildkröte, iſt die gewöhnliche Beute der Caimans und Jaguars, wenn ſie das Glück hat, den Menſchen zu entkommen.

Nichts Bemerkenswerthes begegnete uns von Honda bis Santa-Martha, einer Stadt von 5,000 Einwohnern. Von dort reiſete ich am 1 Auguſt nach Kingston, auf Jamaika, ab, und kam einige Tage nachher daſelbſt an.

Schweizeriſche Miszellen.

5.

Die landwirthſchaftliche Armenſchule des Bläſihofs im Kanton Zürich.

Die Verhältniſſe dieſer ſo wie der übrigen landwirthſchaftlichen Armenſchulen, welche bisher in den Schweizerkantonen errichtet wurden, hat eine gründliche Berichterſtattung an die gemeinnützige ſchweizeriſche Geſellſchaft, die in ihren vorjährigen Verhand-

Digitized by Google

lungen *) abgedruckt iſt, am bündigſten und befriedigendſten dargeſtellt. Seither und in den jüngſten Tagen iſt zum Behufe eingeleiteter Rathſchläge über die mehrern oder wenigern Veränderungen, die nach dem Ablauf einer erſten auf acht Jahre feſtgeſetzten Periode der Zürcherſchen Anſtalt des Bläſihofs darin vorzunehmen ſein dürften, eine umſtändliche Entwickelung des bisherigen Ganges derſelben und eine umſichtige Würdigung ihrer Leiſtungen, von dem, durch freiwillig übernommenen Religionsunterricht in der Schule und eine ihr von Anfang an gewidmete fruchtbare Theilnahme ſehr verdienten Seelſorger der Gemeinde Töß (in welcher der Bläſihof gelegen iſt) verfertigt worden, und dieſem handſchriftlichen Aufſatz des Herrn Pfarrers Jakob Meyer ſind die nachfolgenden Angaben und Bemerkungen über den Unterricht der Schule und was durch denſelben erzielt werden mag, enthoben.

Wenn (ſagt Herr Meyer) die Anſtalt auf dem Bläſihof keineswegs eine bloße Abrichtungsanſtalt zum praktiſchen Feldbau, ſondern vielmehr, ihrer wahren Beſtimmung gemäß, eine Rettungs- und Erziehungs-Anſtalt für arme, geiſtig und ſittlich verwahrloſte Knaben ſein ſoll, ſo darf ein zweckmäßiger Unterricht und eine gute, ſittlich religiöſe Erziehung nimmer als untergeordnete Nebenſache, ſondern ſie muß als höchſt weſentliche Hauptſache betrachtet werden.

Indeſſen mögen doch, vorzüglich über den Unterricht in ſolchen landwirthſchaftlichen Armenſchulen, über die Weiſe der intellectuellen Bildung, und die Ausdehnung oder Begrenzung der Lehrgegenſtände, noch ſehr ungleiche Anſichten obwalten; und es mag darum nothwendig ſein, über dieſen weſentlichen Punkt näher einzutreten, um ſich klar zu machen, was für die intellectuelle Bildung dieſer Knaben nothwendiges Erforderniß ſei, damit ſie ihre Beſtimmung erreichen. Leicht kann dafür zu wenig, leicht aber auch zu viel gethan werden.

Wann würde zu wenig geſchehen? „Es gibt immer noch Menſchen (ſagt Fellenberg), welche glauben, es komme, nach der Laſtthiere Art, mehr bei dem gemeinen Manne heraus, als auf irgend eine andere Weiſe.“ Solche werden alſo jeden Verſuch der Verſtandesbildung bei den gemeinen Volksklaſſen, jedes allmälige Losbinden von Rohheit, Unwiſſenheit, dumpfer Geiſtesträgheit, jedes Emporheben über bloß mechaniſche Arbeit und den thieriſch ſinnlichen Genuß, für ganz unnöthig erklären und als gewaltigen Mißgriff tadeln; ſie werden immer nur von einem Ziehen, nicht aber Erziehen der dürftigen Knaben wiſſen wollen. Es ſind dies Anſichten und Grundſätze, welche wohl in Staaten, die unter dem verderblichen Einfluſſe ultramontaniſcher Hierarchie und des Jeſuitismus ſtehen, geltend gemacht, ja ſelbſt zum herrſchenden Zeitgeiſt hinaufgetrieben werden können; nimmermehr aber mögen ſie in Ländern Eingang finden, wo der Geiſt wahrer Aufklärung und Humanität die Regierungen beſeelt, und dieſelben, nach einer gar viel weiſeren Berechnung, nicht in der Niederdrückung, ſondern in der Erhebung der geiſtigen und ſittlichen Kraft des Volks, des Landes Wohlfahrt und Sicherheit ſuchen und finden lehrt. Unter dem Schutze und der Leitung ſolcher Regierungen kann das Jeſuitiſche, geiſtlähmende Syſtem der Erhaltung der Unwiſſenheit und Dummheit nimmermehr Fuß faſſen, am allerwenigſten in unſerm Vaterlande, und jeder Schatten deſſelben wird von unſern landwirthſchaftlichen Anſtalten fern bleiben.

Somit iſt dann keineswegs zu beſorgen, daß in einer ſolchen Anſtalt abſichtlich für Unterricht und Erziehung zu wenig geſchehe; hingegen könnte dies jedoch immerhin aus unrichtiger Anſicht dann geſchehen, wenn der Unterricht als eine untergeordnete Sache der Zeit nach allzubeſchränkt bliebe, oder wenn man der Benennung der künftigen Beſtimmung der Knaben, „Bauernknechte“, eine allzuniedrige, geiſtiger Bildung zu enge Schranken anweiſende Bedeutung geben wollte. Zu wenig würde, meiner Anſicht nach, ſelbſt alsdann geſchehen, wenn der Unterricht ſich in Form und Stoff nicht um etwas weniglens erheben würde über den Unterricht gewöhnlicher Landſchulen, wie ſie zur Zeit noch, auch im Kanton Zürich, an vielen Orten angetroffen werden, wo höchſtens auf eine gewiſſe Fertigkeit gedankenloſen Leſens, und Auswendiglernens, ſo wie des Schreibens und Rechnens losgearbeitet, für die Verſtandesbildung aber wenig oder nicht geſorgt wird, und demnach nur ſehr kleine Schritte geſchehen, um das Volk allmälig von Unwiſſenheit, Rohheit und Aberglauben zu befreien. Wo aber dies Ziel nicht im Auge behalten und mit einigem Gelingen erreicht wird, da geſchieht zu wenig.

Nicht minder ſorgfältig iſt die andere Klippe zu vermeiden, daß nämlich nicht zu vieles gethan werde. Dies würde alsdann geſchehen, wenn der Stand und Beruf, dem die Jünglinge angehören, nicht ſtets genau berückſichtigt und wenn in den Kreis des Unterrichts Gegenſtände aufgenommen würden, welche über dem Horizont ihrer Beſtimmung liegen, wodurch ſie un-

*) Neue Verhandlungen der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft über Erziehungsweſen, Gewerbfleiß und Armenpflege. Erſter Theil. Zürich, im Verlage von Orell, Füßli und Comp. 1825. 8. — Der Bericht des Zürcherſchen Herrn Profeſſor Hottinger über die landwirthſchaftlichen Armenſchulen, findet ſich auf Seite 139 bis 170 abgedruckt.

Digitized by Google

streitig zur Unzufriedenheit mit ihrem Schicksale, zur Unbescheidenheit, zu eitler Ueberschätzung ihrer selbst und verderblichem Gelüsten zu dem, was ihnen unerreichbar ist, veranlaßt würden.

Was wird nun aber zu einer ihrem Stand entsprechenden Bildung erforderlich sein? Gewiß, neben der Erziehung zur Rechtlichkeit, Sittlichkeit und ächter Frömmigkeit, auch eine Verstandesbildung, Schärfung des Urtheils, Uebung des Nachdenkens, welche sie über die bloß mechanische Arbeit erheben und ihnen ihren Stand und Beruf werth machen; eine Erwerbung richtiger Vorstellungen und Begriffe, die sie von herrschenden Vorurtheilen und Aberglauben befreie, und hernach so viele Kenntnisse und Fertigkeiten, als einestheils jeder Mensch besitzen sollte, um seinen Rang vor den unvernünftigen Erdengeschöpfen mit Selbstbewußtsein und würdig zu behaupten, und als anderntheils erforderlich ist, um, wofern Fähigkeit und Gelegenheit dafür sich darbieten, allerdings nicht als Bauernknechte nur, sondern auch als Aufseher, Pächter, Verwalter u. s. w., die ihnen anvertrauten Geschäfte tüchtig und mit Ehren verrichten zu können.

Zu diesen Kenntnissen und Fertigkeiten möchte sich, ausser dem Lesen, Schreiben, Rechnen und der Gesanglehre, welche an Bildungslehre für das Gemüth eine bedeutsame Stelle heischt, Folgendes zählen: Vielfache Denk- und Sprachübungen, zu dem Endzwecke, daß sie, woran es noch unter dem Landvolke mehr fehlt, als man glauben möchte, im Stande seien, die Religionsvorträge zu fassen, das allgemein Verständliche der Bibel und gute Volksbücher zu verstehen, und hinwieder auch mündlich ihre Gedanken mit einiger Klarheit auszusprechen; schriftliche Sprach- und Stylübungen, welche sie dahin führen, einen ordentlichen Brief zu schreiben und kurze Aufsätze, besonders über landwirthschaftliche Gegenstände zu verfertigen; das Rechnen bis zur Ausmittelung des Quadrat- und Kubikinhaltes; etwas Zeichnen, nebst einiger Kenntniß der Elementar-Geometrie und des Feldmessens: dies als unerläßliches Wissen, und dann als sehr wünschbar annoch einige Kenntniß der Naturgeschichte und Naturlehre, so wie der Erdbeschreibung und Geschichte unsers Vaterlandes.

Unbestreitbar wahr ist es nun allerdings, daß für die Verstandes- und Gemüthsbildung der Zöglinge einer landwirthschaftlichen Schule, die Arbeiten selbst, welche zu ihrem künftigen Beruf gehören, ein vortreffliches Bildungsmittel sind; daß ein thätiger, verständiger, denkender Lehrer dabei eine unerschöpflich reiche Gelegenheit findet, ihre Aufmerksamkeit anzuregen, ihre Beobachtung zu schärfen, ihre Vorstellungen zu berichtigen, ihre Begriffe zu erweitern, ihren religiösen Sinn zu erheben und zu stärken *); daß gerade darum, weil der Lehrer mit den Schülern in steter Berührung bleibt, weil eine Art stets andauernder Belehrung statt findet, indem auch die Arbeitszeit auf mannigfaltige Weise zu Weckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens benutzt werden kann; daß darum auch eine solche Anstalt, weise geleitet, bedeutend mehr leisten kann, als eine gewöhnliche Dorfschule, wo der Lehrer nur die eine kleinere Hälfte des Jahres fünf bis sechs Stunden im Tage es mit einer großen Zahl Schüler zu thun hat, die sich die übrige längere Zeit ihm aus dem Auge verlieren und entweder zu Hause oder in Fabriken auf keine Weise das finden, was ihnen zuträglich ist und was sie geistig und sittlich fördern könnte. Allein so wahr dies ist, so bleibt darum nichts desto minder einleuchtend, daß durch all' dieses der geregelte Unterricht nicht entbehrlich wird oder ersetzt werden mag.

In der Armenschule des Blasihofes war derselbe Anfangs allzu enge beschränkt; jetzt ist ihm ein befriedigenderes Zeitmaß eingeräumt. Es findet nunmehr eine, theils durch die landwirthschaftlichen Geschäfte, theils durch die Verschiedenheit der Fähigkeiten und Fortschritte begründete Abtheilung der Zöglinge in drei Klassen statt, deren jede täglichen Unterricht erhält. Die Stunden vor dem Frühstück sind zu religiöser Unterhaltung und zum Auswendiglernen von Liedern und Katechismus bestimmt; von acht bis zwölf Uhr ist auf einander folgender Unterricht für zwei Klassen, von ein bis drei Uhr für eine Klasse, und gemeinsamer Unterricht annoch von sechs bis acht oder halb neun Uhr Abends.

Die Lehrfächer sind ungefähr die oben angegebenen, und jedem wird, zwar nicht mit regelmäßiger Stundenabtheilung, wozu die Zeit unzureichend wäre, doch eine verhältnißmäßige Unterrichtszeit anberaumt. Als Nebenlehrfächer, denen auch, obwohl mehr gesprächsweise und in seltenen Nebenstunden, einige Zeit gewidmet wird, werden behandelt, etwas Geometrie, Handzeichnung, Kenntniß der für die Landwirthschaft bedeutsamen Pflanzen, einiges aus der Schweizergeschichte und vaterländischen Erdbeschreibung.

Für die meisten dieser Gegenstände sind taugliche, zweckmäßige Lehrmittel in den Händen des Lehrers und der Schüler. Fürs Lesen Tillichs Lehrbuch und der schweizerische Kinderfreund; fürs Schreiben die sehr brauchbaren Vorschriften der B. Rüeger von Aarau; fürs Rechnen Mitzens Rechenbuch und die Exempeltäfelchen von Schultheß. Als Lehrbuch der deutschen

*) Sehr richtig sagt der ehrenwerthe Graf de Villeneuve in der Schrift *des instituts d'Hofwyl*: „le travail des champs est le grand moralisateur de l'homme.“

Digitized by Google

Sprache wird mit Abkürzung benutzt der treffliche Krause. Für den Gesangunterricht, welchen der Lehrer nach eigenen Kenntnissen ertheilt, werden neben den Liedern des Zürcherschen Gesangbuchs, die Lieder von Nägeli, Weishaupt, Lauer und die Lavaterschen Schweizerlieder eingeübt. Für die Nebenfächer sind die Schweizergeschichten von Zschokke, Ramsauers Zeichnungslehre und Reinhards Feldmeßkunst vorhanden. Zu religiöser Unterhaltung werden neben dem Neuen Testament und Dinters Schullehrerbibel, die in der Hand des Lehrers ist, die Stunden der Andacht, Kemmachers Sonntag- und Festbüchlein und Irmingers Unterhaltungen benutzt. Zur Uebung des Verstandes, Läuterung der Begriffe und Bekämpfung des Aberglaubens, wie zur Bildung des sittlichen Gefühles, wird zuweilen Wilmsens Sammlung von Verstandesübungen benutzt, und oft werden Abschnitte aus Göhens Natur und Menschenleben und aus den Beispielen des Guten vorgelesen und erklärt.

Doch, wie ist nun die Unterrichtsweise, die Behandlung des Lehrstoffes beschaffen? Dies ist allerdings das Wichtigste. Auch hier gilt das herrliche Wort des weisesten Lehrers: „der Geist ist es, der da lebendig macht.“ Wie wahr es auch ist, daß zweckmäßige Lehrmittel für eine Schule von großem Werthe sind und daß durch den Mangel derselben tüchtige Lehrer oft mehr als man glaubt behindert werden, und wie vieles auch eine gute Methode nach bestimmter Vorschrift zum Gelingen beitragen mag; — ohne den Geist ist die Form todt und die besten Lehrbücher helfen wenig. Des Lehrers Sinn und Geist, sein lebendiges und belebendes Wort, sein Eifer, seine Thätigkeit müssen das Beste wirken. Ob nun von diesem Elemente, unter dessen kräftiger Einwirkung der Unterricht gedeihen muß, in der Armenschule des Bläsihofs ein nur geringes oder ein bedeutenderes Maas vorhanden sei und sich wirksam zeige, darüber mögen Unbefangene und Sachkundige urtheilen, wenn sie sich die Mühe genommen haben, zu kommen, um zu sehen, was vorhanden ist; kaum aber dürfte, wer nicht unbillige Forderungen hegt, völlig unbefriedigt diese Prüfung anstellen. Zwar wird man keine ausschließende Lehrmethode nach Pestalozzi und Lankaster eingeführt finden, zumal auch die letztere, bei der geringen Zahl der Schüler, welche der Lehrer selbst vollkommen zu übersehen und zu beschäftigen im Stande ist, hier nicht an ihrem Platz wäre; aber man wird die befriedigende Lehrweise finden, welche jedem geschickten und thätigen Schullehrer eigenthümlich ist; die Lehrweise, welche vom trägen Schlendrian, der noch in so manchen Elementarschulen angetroffen wird, sich gänzlich entfernt; die nicht bloßes Gedächtnißwerk, sondern Verstandesbildung bei allen Lehrfächern im Auge hat, und die nicht mit einem Grad mechanischer Fertigkeit, den die Schüler erlangen, zufrieden ist, sondern die rastlos nach besserm, vollständigerm, richtiger erfaßtem und begriffenem Wissen fortstrebt.

Man wird sich freuen, in dieser Schule ein geistiges Leben und die rechte Lehr- und Lernfreudigkeit, bei dem Lehrer ein verständiges, auf die besondere Kenntniß der Gaben und des Karakters der Zöglinge berechnetes Wirken, bei den Schülern eine stille Aufmerksamkeit, eine lebhafte Lernbegierde, einen regen Nacheifer und, wenn man den Gang des Unterrichts beobachten kann, auch bei den meisten nicht unbedeutende Fortschritte zu bemerken.

Zwar ist der Unterricht um so schwieriger, weil der Lehrer, bei der Verschiedenheit des Alters der Zöglinge, niemals nur eine, sondern stets mehrere Klassen zu behandeln hat, und weil von Zeit zu Zeit wieder einzelne neue Ankömmlinge meist ziemlich unwissend eintreten, auf welche bedeutende Mühe und Fleiß muß verwendet werden, bis sie einer Klasse einverleibt werden können. Dennoch sind nach einem dreibis vierjährigen Unterricht bei den meisten Zöglingen, unter Ausnahme freilich einiger, die allzu vorgerückt im Alter oder mit allzu beschränkten Fähigkeiten begabt waren, die Resultate folgende:

Sie lesen fertig, schreiben eine, wenn auch nicht kräftige, doch sehr leserliche, gut in die Augen fallende Handschrift und vermeiden in der Orthographie wenigstens gröbere Fehler. Sie rechnen die vier Species mit gebrochenen Zahlen und die geübtern kommen bis zur Berechnung des Quadratinhaltes eines Stück Landes und des Kubikinhaltes eines Heustockes, Wasserbehälters u. s. w. Besonders ist erfreulich zu bemerken, wie geübt sie im Kopfrechnen sind.

Zu der Kenntniß der deutschen Sprache, welches Fach so wenig als die Orthographie schulgerecht und mit erschöpfender Gründlichkeit betrieben werden kann, kommen sie dennoch zu ziemlicher Vortkenntniß; sie lernen mündlich und schriftlich, einfache und zusammengesetzte Sätze bilden und ihre Gedanken verständlich niederschreiben, so daß die tüchtigern im Stande sind, z. B. über einen landwirthschaftlichen Gegenstand solche kleine Aufsätze zu verfertigen, die sich recht gut lesen lassen.

Im Singen, das von Seite des Lehrers und der Schüler mit gleicher Liebe betrieben wird, sind die Vorschritte ebenfalls sehr erfreulich. Fast alle Knaben haben die Noten und Taktkenntniß genau inne, wissen die Melodien sehr augenfällig aufs Papier zu nehmen und haben viele Lieder nebst den Melodien im Gedächtniß. Der Gesang selbst, auch der schweren vier-

Digitized by Google

stimmigen Lieder von Nägeli, wird mit Taktbewegung, mit Ausdruck und Anmuth vorgetragen.

Das Gedächtniß der Knaben ist überdies mit einzelnen Bibelsprüchen und mit einer bedeutenden Anzahl Lieder aus dem neuen Gesangbuche bereichert, Ueber das Gelesene wissen sie ordentlich Rechenschaft zu geben und eine Geschichte erzählen sie verständig nach.

Sie haben eine ziemlich genaue Kenntniß aller in der Gegend wachsenden, nutzbaren und schädlichen Pflanzen; sie zeichnen manches von der Hand, so wie geometrische Figuren, in deren richtiger Längenbestimmung und Schätzung der Winkel durchs Augenmaas sie nicht ungeübt sind. Auch aus der Schweizer- und Reformationsgeschichte sind ihnen manche Thatsachen im Gedächtnisse, welche sie sich freuen, bei den Sprachübungen oft sehr passend anzuwenden.

Wenn auf diese Weise der Unterricht fortgesetzt wird, und wenn derselbe, zwar nicht mehr an Ausdehnung der Lehrfächer, aber an Gründlichkeit in den Hauptfächern des Unterrichts fortschreitend gewinnt und immer mehr auf Verstandesbildung und richtige Begriffe hinzielt; wenn noch etwas sorgfältiger wie bisher darauf geachtet wird, kein einzelnes nothwendiges Fach aus Vorliebe für ein anderes zurücksubsetzen, sondern so viel möglich, mit gehöriger Unterscheidung des Unentbehrlichen von dem nur Wünschbaren, allen Gegenständen gleichmäßige Sorgfalt zu ertheilen und alle Knaben möglichst gleichförmig zu fördern: dann mag allerdings die Aufgabe der landwirthschaftlichen Schule, und damit wohl auch zugleich diejenige einer Normal-Elementarschule ziemlich gelöst sein, und es steht zu hoffen, daß aus der Anstalt verständige, für ihren Stand und Beruf wohl unterrichtete, von rohem Aberglauben freie und für ächt religiöse Belehrung empfängliche Menschen, ins Berufsleben übertreten werden.

Die Sette Communi.

Jedermann weiß, daß die Kimbern, ungefähr ein Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, von Marius geschlagen wurden, der ihr Heer in der Nähe von Verona gänzlich zerstreute. Aber was nicht so allgemein bekannt geworden, ist, daß ein Theil dieser Barbaren sich in die Gebirge oberhalb Verona und Vizenza, die ihnen einen fast unzugänglichen Zufluchtsort darboten, zurückzog, und sich in denselben, aller Verfolgungen ungeachtet, behauptete, so daß heute noch ihre Nachkommen dieselben Höhen und Bergschlüchte bewohnen, die ihren Vorältern ein sicheres Asyl dargeboten hatten. Diese direkt von den Kimbern abstammende Menschenrace nimmt zwei Distrikte ein, die man gewöhnlich nur die sieben und die dreizehn Gemeinden nennt. Ihre Abstammung zeigt sich noch heute aufs unverkennbarste, nicht nur in ihren uralten Gebräuchen und in ihrer alten Sprache, die eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Dänischen und Plattdeutschen hat, sondern auch in ihren Gesichtszügen, in denen man noch vollkommen die nordische Nation erkennt. Die Backenknochen stehen bei Allen ziemlich vor; sie haben kleine Augen und eine fast ganz flache Nase. Ihre Leibesgestalt ist über der mittelmäßigen, und ihre Glieder sind stark und nervigt. Die Weiber haben wenig zarte Formen. Sie bedienen die Männer bei Tische, und sehen sich selten zu ihnen. Ihr Mahl beginnt erst dann, wenn die Hausherren das ihrige beendigt haben.

Was die Erhaltung dieser Karaktere weniger ausserordentlich macht, ist, daß dieser Volksstamm auf dem Gipfel seiner Berge eben so rauhes Klima gefunden hat, als das, in welchem die Vorfahren im hohen Norden Germaniens lebten. In den Sette Communi vorzüglich fällt der Schnee bereits im September, und bedeckt oft die Erde bis in Mitte Mai und manchmal selbst bis zu Anfang Juni. Die Bewohner sind genöthigt, im Winter ihre Schuhe auf eben dieselbe Weise mit Eisen beschlagen zu lassen, als die Fuse der Pferde, die auf dem vergletscherten Schnee auf- und niederwärts gehen sollen.

Anfang Septembers verlassen Diejenigen, die keine besondere Profession haben, das Gebirg mit ihrem Vieh, um anderswo Fütterung zu suchen. Manchmal bleiben sie abwesend bis im Mai, und während dieser ganzen Zeit gleichen die sieben Gemeinden einem von Amazonen bewohnten Lande, weil man fast nicht einen einzigen Mann darin sieht.

Die Häuser in den sieben Gemeinden sind nur elende Hütten oder Ställe, aus Erde erbaut, in denen Männer, Weiber und Kinder durch einander liegen. Sie sind mit Rohr bedeckt, woran man noch lange Bretter befestigt, die über zwei Fuß weit nach der Vorderseite hervorragen, um die ausserhalb Befindlichen vor dem Regen zu beschirmen. Der Herd ist mitten im Gemach, und da diese Häuser keine Rauchfänge haben, so hängt sich ein dicker Ruß an Decke und Mauern, und macht sie so schwarz, als das Innere eines Steinkohlenbruchs. Eine ganz natürliche Folge davon ist, daß das Wasser, das ausserhalb von den hervorstehenden Brettern herabrinnt, so schwarz wie Dinte ist. Im ganzen Distrikte der sieben Gemeinden befindet sich nur ein einziges Haus, das aus Backsteinen erbaut ist. Man bemerkt es zu Asiago, ihrem Hauptorte. Die Bewohner dieses Städtchens sind etwas wohlhabender, als die in den Dörfern, obgleich sie fast nicht anders, das heißt: als wahre

Digitized by Google

Wilde leben. Sie haben keinen Begriff von Tischtuchern und Servietten, und nur sehr wenige Männer haben Kragen an ihren Hemden; ausserdem sind sie noch sehr unsauber. Die Herren scheinen mit ihren Knechten auf dem Fuße einer vollkommenen Gleichheit zu leben, und Einige unter den Erstern, die sich eine Heirlang auf der Universität zu Padua aufgehalten, haben bisher immer umsonst sich bemüht, eine reifere Civilisation und einen gewissen Unterschied der Stände bei ihren Landsleuten einzuführen. Sie haben sich genothigt gesehen, ihr Vorhaben aufzugeben, weil kein Knecht, dem sie versagten, mit ihnen an demselben Tische zu essen, länger bei ihnen bleiben wollte.

Die Bewohner der sieben Gemeinden leben fast ausschließlich nur vom Käse, und man hat kein Beispiel, daß jemals ein Ochs geschlachtet worden wäre. Die einzigen Thiere, von denen das Fleisch gegessen wird, sind Hämmel, sehr junge Kälber und Ziegen. Ihr ganzer Handel besteht im Verkauf dieser Thiere und einer geringen Zahl Kühe. Sie haben kein anderes Wasser, als das vom geschmolzenen Schnee oder Eis, und doch findet man nicht einen einzigen Kropf, nicht einen einzigen Kretin unter ihnen; wodurch immer mehr der Satz bestätigt wird, daß der Gebrauch dieses Wassers nicht, wie man das lange Zeit geglaubt hat, die Ursache dieser Krankheit sei.

Vormals bildeten die Sette Communi, unter venezianischer Regierung, eine besondere kleine, unabhängige Republik. Manchmal fiel es ihnen sogar bei, Krieg zu führen, und Streitsüge in die Ebene zu unternehmen, wo sie hier und da eine Kuh oder ein Pferd stahlen, und solches als rechtmäßige Beute betrachteten. Als die Franzosen sich Italien unterworfen hatten, wurden sie den allgemeinen bestehenden Gesetzen unterworfen; aber nur mit größter Mühe, und nach vielfachen Revolutionen, brachte man sie dahin, sich dem gebräuchlichen Abgabensystem und der Konskription zu unterziehen. Das wenige zum Ackerbau taugliche Land scheint vorzüglich wohl zur Pflanzung des Tabaks geeignet, und man gewinnt zwölfmal mehr, als auf jede andere Weise dadurch. Aus diesem Beweggrunde haben ihnen die französischen und österreichischen Regierungen die Bewilligung ertheilt, Tabak zu behauen, und sich allein das Recht vorbehalten, die jedesmalige ganze Aernte zu erkaufen.

Blick über die Moldau und Wallachei.

Alles, was eine nähere Kenntniß über den wahren Zustand des ottomanischen Reichs, dieses seltsame Gemisch so vieler in Ursprung, Sprache, Sitten und Religion verschiedener Völker, zu geben vermag, Alles, wodurch die Anarchie, Schwäche und Verworfenheit dieses Despotenstaats in ein helleres Licht gesetzt wird, kann für uns nicht ohne ein besonderes Interesse sein. Man hat in den letzten Zeiten so viel über diese beiden Provinzen gesprochen, ohne recht zu wissen, warum man sie als eine politische Pandorabüchse betrachtet hat. — Es ergibt sich von selbst, daß in einem Lande, wo die Regierung am Ausstab leidet, das Volk eben nicht sehr gesund an Körper und Seele sein konne. Diese Verdorbenheit ist dann auch meistentheils so groß, daß man die Nachkommen der Dazier und Römer gegenwärtig, ohne alles Vorurtheil, als das feigste, erbärmlichste und elendeste Gesindel betrachten kann.

Die beiden Provinzen enthalten ungefähr 150,000 Zigeuner, von denen man annehmen kann, daß sie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sich darin angesiedelt haben. Sie zeichnen sich hier, wie überall, durch ihre bräunliche Gesichtsfarbe und ihren starken Muskelbau aus. Sie können allen Arbeiten sich unterziehen; aber sie sind unbeschreiblich faul, sehr schmutzig, und finden es viel bequemer, durch Diebstahl und Betrügerei, als im Schweiße ihres Angesichts, sich ihr Brod zu gewinnen. Sie sind gewöhnlich nur mit Lumpen bedeckt, und ihre Kinder laufen, fast in allen Jahreszeiten, ganz nackt umher. Sie haben keine Religion, und man hat noch nicht bemerkt, ob sie eine Art von Gottesdienst verrichten oder nicht. Sie haben keinen Begriff von kirchlicher und bürgerlicher Gesetzgebung, und leben wie das liebe Vieh. Sie sind Sklaven, und werden in zwei besondere Klassen abgetheilt, wovon die eine der Regierung gehört, und die andere das Eigenthum von Privatleuten ist. Der gewöhnliche Preis eines solchen Sklaven, ohne Unterschied des Geschlechts, ist zwischen fünf- und sechshundert Piaster; jedoch wird der Handel nicht öffentlich betrieben, und es geschieht nur selten, daß sie zum Verkauf ausgestellt werden.

Die auf solche Weise der Regierung gehörenden Zigeuner bilden einen Volksstamm von 80,000 Seelen. Man hat ihnen die Erlaubniß ertheilt, im Lande herumzuziehen, wo es ihnen beliebt, aber sie dürfen die Grenzen desselben nicht überschreiten. Sie bezahlen dafür einen jährlichen Tribut von vierzig Piastern für jedes männliche Wesen über fünfzehn Jahre, und um diese Kopfsteuer etwas zu vermindern, arbeiten Einige von ihnen in den Minen und bei den öffentlichen Unternehmungen. Die Uebrigen leben weit zerstreut unter Zelten, und nie mehr als zehn bis fünfzehn Familien beisammen. Sie verändern zwar häufig ihre Wohnplätze; aber gewöhnlich halten sie sich doch in der Nähe der Städte und Dörfer und hart an den Landstraßen auf, wo die Reisenden von einem Haufen nackter Kinder angefallen werden, die mit kläglichem

Digitized by Google

Geschrei und verzweiflungsvollen Gebehrden ein Almosen erflehen. Einige dieser Zigeuner ziehen auch als Musikanten umher, und ihre sehr harmonische Musik schallt in allen Wirthshäusern und selbst in den Palästen der Bovaren wieder.

Die zweite Klasse der Zigeuner, die größtentheils ein Eigenthum des Adels ist, wird von demselben zu allen häuslichen Verrichtungen gebraucht, und durch körperliche Züchtigung zum Fleiß und zur Treue angehalten. Gelangt man dadurch noch nicht ganz zum beabsichtigten Zweck, so wird die Bastonnade in Anwendung gebracht, die sie sich gegenseitig ertheilen müssen, und bei welcher gewöhnlich die Bovaren, nebst ihren Frauen und Kindern, gegenwärtig sind. Sollte man es danach noch glauben, daß die Erziehung der adelichen Jugend in den beiden Fürstenthümern diesen Elendenanvertraut ist, die doch allgemein als der Auswurf der Menschheit betrachtet und als solcher behandelt werden? Und doch ist es dem also. Die Frauen von einem gewissen Range halten es für entehrend, ihre Kinder selbst zu säugen, und vertrauen sie den Zigeunerinnen, die durch ihre Lebensweise fast beständigen Krankheiten ausgesetzt sind, die sodann natürlich auch auf die armen Kleinen übergehen.

Nach den Sklaven kommen die Bauern, welche die Anmaßlichkeit des Adels mit den Ersteren fast auf dieselbe Stufe gestellt haben. Die ungeheure Menge der gezwungenen Feste und Feiertage der griechischen Kirche ist eine der vorzüglichsten Ursachen der Sittenentartung und des allgemeinen Volkselends. Es gibt im Jahre mehr als zweihundert Feiertage, die in den beiden Provinzen mit vieler Strenge beobachtet werden, wenigstens was das Verbot, an denselben zu arbeiten, anbelangt; denn im Uebrigen bekümmert man sich wenig darum. Den Bovaren, die schon von zartester Jugend dazu angeleitet werden, wird es eben nicht schwer, die Zeit zu todten; aber das Volk, das noch nicht ganz bis dahin gelangt ist, weiß sich nicht anders darum zu betrügen, als wenn es sich in den Wirthshäusern vereinigt und sich den niedrigsten Ausschweifungen überläßt. Daher kommt es denn auch, daß die Zahl der liederlichen Weibsbilder ungeheuer ist, vorzüglich zu Bucharest, wo man schon mehrmals den Gedanken gehabt hat, sie einer eigenen Abgabe zu unterwerfen, was indessen bis jetzt nie in Ausführung gebracht worden ist.

In den höhern Klassen der Gesellschaft ist die Unordnung, wenn auch weniger auffallend, doch nicht minder allgemein. Es gibt vielleicht kein Land auf der ganzen Erde, wo die eheliche Treue mit einer großern Schamlosigkeit öffentlich verletzt wird, als eben dort, und es ist nicht glaublich, daß, wo es auch sei, die bürgerliche und geistliche Obrigkeit der Auflösung der Ehen sich geneigter zeige, als in diesen Ländern. In der griechischen Kirche hat der Patriarch allein das Recht, nachgesuchte Scheidungen zu bewilligen; aber in der Moldau und Wallachei haben sich alle Priester dies Recht angemaßt, und sie mißbrauchen es so sehr, daß es zu Bucharest fast nicht eine Familie gibt, in der nicht eine Ehescheidung statt gefunden hätte. Diese Scheidungswuth erklärt sich dadurch, daß die Aeltern ihren Töchtern immer eine größere Mitgabe aussetzen, als sie zu bezahlen im Stande sind. Der Freier markiet mit den Verwandten auf eine unwürdige Art, und diese schlagen ihre Töchter, wie eine Waare, immer dem Mindestfordernden zu, ohne daß dabei Neigung oder Uebereinstimmung der Gefühle im Entferntesten in Anregung gebracht werden. Es ergibt sich von selbst, welche Haushaltungen die Resultate solcher Vereinigungen sein können und sein müssen.

Man kann aus dem Allem schließen, daß die letzte Insurrektion, die in diesen Provinzen ausgebrochen ist, so enden mußte, wie sie wirklich geendet hat. Was sieht man in diesem unglücklichen Lande anderes, als Sklaven, Vagabunden, Bettler, Bauern, die nichts Besseres, als feige Knechte sind, und endlich, ohne alle Zwischenklassen, den Adel, der an Luxus und Verweichlichung gewöhnt ist, und der sich wieder im Staube vor jenen Fürsten des Faxar schmiegt, die, als Despoten herrschend, sich nur eine kurze Zeit auf ihrem goldpapiernen Throne erhalten können, und durch andere Intriganten wieder von demselben verdrängt werden. Welche Stütze konnte der bedauernswürdige Pysilanti sich schmeicheln, bei einem Volke zu finden, das, mit dem Müßiggange und der schändlichsten Entartung vertraut, an Knechtschaft und Verworfenheit gewöhnt, mit Wohlgefallen und Behaglichkeit in dem Schmutze seiner Laster sich wälzte? Wahrlich, da konnte und da sollte die „griechische Revolution“ nicht beginnen!

Literarisches Bulletin.

London, im Juli.

Von allen Verfolgungen, welche, seit dem Anfange des letzten Jahrhunderts, die Kritik entehrt haben, ist keine so vollkommen gelungen und hat sich keine so sehr ausgezeichnet, als die, deren Opfer einige Schriftsteller wurden, die von den Toris, ihren Verfolgern, spottweise die Cockneys zubenannt wurden. Vielleicht haben die Whigs mit eben so vieler Erbitterung und Ungerechtigkeit Southey und die Lakers verfolgt; aber gewiß nicht mit eben solchen Resultaten. Reden wir heute von den Cockneys allein.

Diese Schriftsteller, als deren Häupter Hunt

Digitized by Google

und Hazlitt allgemein betrachtet werden, genossen vor ungefähr acht oder neun Jahren eine große Popularität, und wenn sich gleich ihre Herrschaft nur auf die Hauptstadt und deren nächste Umgebung beschränkte, so übten sie dieselbe wenigstens mit unumschränkter Gewalt aus. Sie dominirten auf dem Theater, und Dramas und Schauspieler dingen durchaus von ihrem Gutbefinden ab. Sie sprachen fast eben so laut über alle Erscheinungen in der Poesie und überhaupt in der Litteratur ab. Kurz, sie bildeten einen mächtigen, gefürchteten Klubb, dessen Aussprüche entscheidend, unwiderlegbar, und nicht vom großen Haufen allein geachtet waren, sondern auch von Männern, die sich durch ihre Karakterstärke und ihre Talente auszeichneten. Ihr vorzüglichstes Organ war der „Prüfer (the Examiner)“, eine Wochenschrift, die mit Witz und Originalität, die Haupteigenschaften dieser Schriftsteller, verfaßt war. Aber ihr Ruf stützte sich auf diese Zeitschrift nicht allein. Leigh Hunt, der Herausgeber derselben, war ein Dichter von seltsamer Laune und riesiger Einbildungskraft. Während einiger Monate gefänglicher Haft, die er zu Newgate zugebracht, weil er ein Pasquill auf Georg III. geschrieben hatte, schrieb er unter dem Titel Rimini ein Gedicht, das eben so sehr von großen Schönheiten und Genieblitzen wimmelte, als es durch den schlechten Geschmack der Redewendungen entstellt wurde. Eben so waren die Versuche Hazlitts beschaffen, und die Rezensionen, die er oftmals in den Examiner einrücken ließ, trugen alle den Stempel eines hellen und originellen Urtheils auf sich.

Die Trunkenheit des Erfolgs machte, daß das ganze Unternehmen zu Grunde ging. Nicht zufrieden, als empfehlenswerthe Rezensenten und geistreiche Politiker geachtet zu werden, setzten die Herausgeber sich auch in den Kopf, die moralischen Ideen und alle Meinungen des englischen Volks reformiren zu wollen, mit einem Worte, sie begannen damit, ihre Beweise aufzustellen, daß Monarchie und Religion zwei durchaus abgeschmackte Gegenstände seien. Um aber eine solche Lehre, sowohl in England als anderswo, predigen zu wollen, muß man entweder ein großes Genie oder ein großer Narr sein. Hunt glaubte sich wenigstens einen Voltaire, Hazlitt zum mindesten einen J. J. Rousseau; aber ach! die Transmigration zu ihren Gunsten hatte noch nicht statt gefunden: es fehlte ihnen vielmehr an dem nöthigen Unterricht; sie hatten keine Universität besucht, und waren in den tiefern Wissenschaften nur sehr oberflächlich bewandert. Beide hatten die klassischen Schriftsteller etwas spät gelesen, und zitirten daher, wie alle sero studiorum, Stellen, die Jedermann von der Schulbank her schon auswendig wußte. Dasselbe fand bei ihren Einwürfen gegen die Religion statt, die man schon längst sich selbst gemacht und wieder vergessen hatte. Wer die Gemüther aufregen will, der muß vor Allem etwas Neues zu sagen wissen. Hunt und Hazlitt hätten vielleicht Verstand genug gehabt, eine Deistensekte zu bilden; aber sie hatten nicht genug, um die wieder zu erwecken, die nicht mehr war. Ihr Unternehmen schlug gänzlich fehl, und was ihnen am meisten schadete, das war die Anklage des großen Haufens. Cobbett allein hat sich das Privilegium erhalten, Talent und schlechten Geschmack besitzen zu dürfen.

Aber auch die Talente Hunts und Hazlitts ragten über die Mittelmäßigkeit empor, und es hielt schwer, sie, ungeachtet ihrer Eitelkeit und absprechenden Anmaßlichkeit, die ihnen schon viele Feinde zugezogen hatte, gänzlich zu stürzen. Aber was der Philosophie der Torys im Quarterly Magazine nicht gelang, das brachte ein Spitzwort in Blackwoods Magazine zu Stande. Dies Wort war der Beiname „Cockney“. Sie kennen die alte Mönchsbedeutung dieses Wortes, dessen man sich gegen die Bewohner der Hauptstadt bedient, um ihnen dadurch ihre Unwissenheit in ländlichen Gegenständen vorzuwerfen. Uebersetzen Sie es auf Deutsch durch Maulaffe, und ich glaube, daß Sie so ziemlich richtig getroffen haben werden. Hunt und Hazlitt hatten in mancher Hinsicht diesen Beinamen verdient. Die Muse des Erstern zog in den Gassen umher, und besang die schöne Natur der Vorstädte. Der Stil Beider wimmelte von Volkssprachschnitzern, die den guten Einwohnern Londons allein gäng und gäbe waren. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Dialektes, allen Hauptworten, die mit einem lauten Buchstaben sich beendigen, ein r anzuhängen, und mehrere Verse Hunts reimten sich auf die vorhergegangenen Endungen auf eine Weise, die allein vor dem Ohre eines Cockney's als gereimt erklangen. Das war der Ursprung des Spitzworts.

Ein unzubeschwichtigendes Gelächter erhob sich darob durch ganz Großbrittannien. Der Examiner predigte in der Wüste, und ungeachtet der Unterstützung der Edinburger Revüe verloren Hunt und Hazlitt ihre Popularität. Der arme Keats starb vor Gram über die Ausfälle des Quarterly, Hunt ging zu Byron nach Genua, und gab dort den „Liberal“ heraus. Die Gegenpartei triumphirte, und triumphirte zugleich so sehr, daß auf ihren Ausspruch auch nicht ein Exemplar der „Karaktere der Stücke Shakspeare's“ verkauft wurde.

Digitized by Google

Engliſche Literatur.

Letters written from Columbia. — Briefe über Columbia, geſchrieben auf einer Reiſe von Caraccas nach Bogota und von Bogota nach Santa-Martha, im Jahr 1823. London, 1824. Bei Cowie. Ein Band in 8. von 208 Seiten.

Mit Genauigkeit die beſuchten Gegenden, die Sitten und Hilfsquellen derſelben zu beſchreiben, das ſcheint der Zweck des ungenannten Verfaſſers der vorliegenden Reiſe geweſen zu ſein. Es iſt zu bedauern, daß er nur ſo kurze Zeit auf ſeine Naturforſchungen verwendet und nicht länger in einem Lande verweilt habe, das man ſo gern genauer kennen zu lernen wünſcht, und welches er, nach dem davon uns Mitgetheilten, am beſten zu beſchreiben im Stande geweſen wäre. Das Werk iſt in Briefform abgefaßt. Das erſte Schreiben iſt von Caraccas, wo der Reiſende nach einer dreiunddreißigtägigen Ueberfahrt von England angekommen war. Das Land, welches er von dort bis Bogota und Santa-Martha durchreiſet hat, war bisher noch faſt gänzlich unbekannt. Er überſtieg hohe Gebirge, kam durch große Wälder, öde und ſehr fruchtbare Gegenden, und über viele Ströme, von denen man noch keine Kenntniß hatte. Seine Beſchreibungen ſind raſch, abwechſelnd und unterhaltend. Die Verſchiedenheit des Klima's und des Bodens macht Columbia zu allen Erzeugniſſen geeignet. Es fehlt nur noch an der nöthigen Bevölkerung, um die ungeſunden Moräſte in fruchtbare Felder, die ſtehenden Gewäſſer in nützliche Kanäle, die alten Wälder in ſchöne Ebenen zu verwandeln, und ſtatt der Löwen, Tieger, Krokodillen und Schlangen, ſie mit zahlreichen Heerden zu bevölkern.

Journal of a residence in Columbia. — Tagebuch eines Aufenthalts in Columbia, während den Jahren 1823 und 1824. Vom Hauptmann Karl Stuart Cochrane. London, 1825. Zwei Bände in 8.

Auſſer den wichtigen Bemerkungen, die dieſes Werk über den gegenwärtigen Zuſtand Columbia's enthält, empfiehlt es ſich auch noch durch die Art, auf welche es geſchrieben iſt. Täglich werden neue Verbeſſerungen im Innern dieſer jungen Republik eingeführt, von denen man ſich die glücklichſten Reſultate verſprechen kann. Wenn man dies Gemälde mit der Lage der alten amerikaniſchen Kolonien vergleicht, die von Spanien zur vollkommenſten Herabwürdigung und Unwiſſenheit verdammt zu ſein ſcheinen, ſo kann man ſich nicht genug über die Fortſchritte verwundern, welche die Zivilisation in der kurzen Zeit ihrer Freiheit bereits gemacht hat. Die große Maſſe der Nation iſt zwar über mehrere Gegenſtände nur ſehr wenig zu ihrem Vortheil unterrichtet; aber wie könnte es auch anders ſein? Indeſſen iſt das Beſtreben zur Erlangung nützlicher Kenntniſſe doch allgemein, und die Regierung beſchäftigt ſich mit vieler Sorgfalt mit der Verbreitung des Unterrichts, weshalb bereits mehrere Schulen und Kollegien geſtiftet worden ſind. Erſt nachher denkt man ſich auch mit der Anlage von Landſtraßen und mit Schiffbarmachung der Ströme zu beſchäftigen, wenn das Nothwendigſte zur Erhebung der Menſchen aus ihrer Brutalität geſchehen ſein wird.

A Visit to Greece. — Beſuch in Griechenland, in den Jahren 1823 und 1824. Von George Haddington, von der Univerſität Cambridge. London, 1825. Bei Murray. Ein Band in 8. von 248 Seiten.

In ſeiner Einleitung ſpähet der Verfaſſer den Urſachen nach, welche die griechiſche Revolution beſchleunigt haben. Nach ihm war eine der vorzüglichſten eine geheime Geſellſchaft, die ſich 1814 unter dem Namen Hacteria, oder Geſellſchaft der Freunde, konſtituirte, und einen Bund gegen den Geiz, die Ausſchweifung, die Unwiſſenheit und den Fanatismus bildete. Ein Theil des Schwurs der Eingeweiheten war folgender: „Endlich ſchwöre ich bei dir, unglückliches Vaterland! ich ſchwöre beim Andenken deiner langen Leiden, ich ſchwöre bei den Thränen, die deine Söhne ſeit Jahrhunderten vergoſſen haben, bei denen, die auch meinen Augen entſtrömen, bei der künftigen Freiheit meiner Brüder, daß ich mich dir ganz weihen will, daß du künftighin das Prinzip und das Ende aller meiner Gedanken ſein, daß dein Name die Grundregel meiner Handlungen und dein Glück der würdige Preis meiner Anſtrengungen bleiben ſoll.“ — Der Verfaſſer gibt eine Ueberſicht der verſchiedenen Theile des Archipels und des griechiſchen Feſtlandes, ſo wie der vorzüglichſten Begebenheiten, die den Unabhängigkeitskrieg von 1821 bis 1824 bezeichnet haben. „Die Pharioten“, ſagt er, „ſind wahre Griechen, ohne Vermiſchung türkiſchen oder albaneſiſchen Bluts. Ihr Karakter und ihr Aeuſseres trägt den Stempel der Nation auf ſich, zu welcher ſie gehören. Sinnreich, unermüdliche Schwätzer, lebendig, thätig, unternehmend, Prahler und Zänker, bilden ſie den auffallendſten Kontraſt mit den Türken, die man mit nachläſſiger Würde in den Straßen von Konſtantinopel umherſpatieren ſieht. Ich muß noch hinzufügen, daß ich nie ein Volk geſehen habe, deſſen Geſichtszüge in einem höhern Grade den Ausdruck des Scharfſinns und der Schönheit in ſich vereinigen.“

Digitized by Google

Holländische Literatur.

De Dertigjahrige Oorlog. Eene Bijdrage tot de krijgskundige Geschiedenis, met de Levens en Karakterschetsen der beroemdste Veldheeren. — Der dreißigjährige Krieg. Ein Beitrag zur Geschichte der Kriegswissenschaft, mit den Lebensbeschreibungen und Karakterzügen der berühmtesten Feldherren. Von C. F Haug, Professor der Geschichte, Geographie u. s. w. bei der konigl. Artillerie- und Genieschule u. s. w. Delft, 1824. Bei Gyoot. Erster Band in 8.

Eine vollständige Geschichte des dreißigjährigen Krieges fehlte bis jetzt in der holländischen Literatur. Der Professor Haug hat es versucht, diesen Mangel zu ergänzen. Ob ihm sein Vorhaben ganz gelungen sei, kann nur allein die Folge des Unternehmens entscheiden. Der Vorrede reiht sich eine Uebersicht der sechs Zeiträume an, in welche gewöhnlich dieser Krieg abgetheilt wird. Im ersten Zeitraume, der den Krieg in Böhmen von 1613 bis 1622 umschließt, zeichnen sich die Lebensbeschreibungen des grausamen Tilly, des kühnen Mannfelds und des großen Moritz aus, worin der Verfasser die Talente jener Feldherren entwickelt. Mit vielem Interesse liefet man die Umstände der Katastrophe, wo der österreichische Adel Ferdinand II zwingen will, die öffentlichen Angelegenheiten auf denselben Fuß, wie in Böhmen, zu stellen. Man bemerkt sodann die Beschreibung des Karakters und des Lebens des unglücklichen Friedrich V und die traurigen Folgen der Schlacht von Prag. — Im zweiten Zeitraume, der den Krieg von Deutschland und den Niederlanden enthält, und von 1622 bis 1625 dauert, findet man eine Biographie des treuen Christian von Braunschweig, dessen Anhänglichkeit an den schwachen König von Böhmen nur mit dem Tode endet, so wie die Darstellungen der Schlachten von Höchst und von Fleurus. — Die besten Stücke des dritten Zeitraums, der den dänischen Krieg in Deutschland umfaßt, sind die Biographien Wallensteins, eines der ausserordentlichsten Genies, die in diesem Kriege erschienen, Pappenheims und Piccolominis, so wie Christians IV von Dänemark, nebst einem Gemälde der merkwürdigen Belagerung von Stralsund. Das Buch wird durch eine Darstellung der Ursachen beendet, die den Kaiser bewogen haben, Wallenstein vom Oberbefehl der Armee zu entfernen. — Die vorliegende Geschichte enthält mehrere oft sehr glückliche Vergleiche zwischen Menschen und Begebenheiten; aber man kann ihr im Allgemeinen denselben Vorwurf, wie der von Schiller machen, „sie ist mehr literarisch, als militärisch.“ Uebrigens muß man gestehen, daß sie nach den besten deutschen, lateinischen und französischen Werken abgefaßt ist.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Die Opéra-comique zu Paris hat, als Gelegenheitsstück zur Krönung des Königs, „den Bürger von Rheims“, eine Oper in einem Aufzuge, von St. George und Menissier, die Musik von Ferté, gegeben. Marcel, der Bürger von Rheims, hat durch die Verwendung Marots eine unangenehme Sache glücklich zu Paris beendigt, und ladet nun seinen Vermittler auf ein Glas guten Champagner bei sich ein. Ludwig XII stirbt und Franz I besteigt den Thron. Um recht die Meinung seines Volkes über sich zu kennen, verkleidet er sich als Bürger und langt mit Marot allein zu Rheims an. Der Poet führt ihn zu Marcel, der so eben seine Tochter verheirathen will. Die beiden Gäste werden zur Hochzeit eingeladen; aber Marot weigert sich, daran Theil zu nehmen, weil er nicht froh sein will, wenn sein König traurig ist, der den nahen Ausbruch eines Krieges zu befürchten hat, ein Umstand, den der üble Zustand der Finanzen sehr zweifelhaft macht. Marcel entschleicht sich auf der Stelle, die Morgengabe seiner Tochter dem Könige darzubieten, die Heirath geschlägt sich und die Verlobte bringt noch überdem ihren Schmuck zum Opfer dar. Der König, hier unter dem Namen Franz bekannt, erlaubt sich, über den königlichen Hof zu scherzen, so daß Marcel in Zorn geräth und ihn aus seinem Hause entfernen will. Aber Franz weigert sich, zu gehen, und zeigt endlich einen Brief vor, den der Bürger von Rheims an ihn geschrieben hatte, als er noch Graf von Angouleme war. Der König wird erkannt und die Hochzeit gefeiert. — Man muß gestehen, daß der Stoff leicht genug ist, auf dem man dieses Gelegenheitsstück zusammengewebt hat. Zudem fehlt es dem Ganzen an Laune und Leben, und nur die Musik allein vermochte es einigermaßen zu heben.

Das Theater der spanischen Schauspielerin Clara Gazul ist schwer genug zu beurtheilen. Was läßt sich in der That von Grundsätzen sagen, bevor sie in Ausübung gebracht worden sind? Die biographische Notiz über die Verfasserin ist kurz und gediegen. Jedes Stück hat ein spanisches Motto, und die sechs Lustspiele sind mit vieler Laune und Wahrheit geschrieben. Der Name der Clara Gazul scheint nur ein erborgtes Ausklärungsgeschütz zu sein, das, wie Beddah Eleidobram und der ehrwürdige Drodurst, nur als eine Erfindung der Einbildungskraft des wirklichen Verfassers betrachtet werden kann. Diese Lustspiele haben ein großes Verdienst, das leider heut zu Tage immer seltener wird: sie belustigen, weil man fühlt, daß der Verfasser sie mit Lust und Laune niedergeschrieben hat, daß er sich nicht an irgend eine Schule hat binden wollen, und daß sein System allein natürlich und wahr ist, endlich, daß er keine andere Absicht gehabt hat, als die Sachen so darzustellen, wie sie in der That sind. Das erste Stück fügt sich auf eine der merkwürdigsten Begebenheiten unserer Zeit, nämlich auf den heldenmüthigen Entschluß des Marquis de la

Digitized by Google

Romana, der die von Napoleon nach Dänemark gesandten spanischen Truppen wieder nach Spanien zurückführte. Dem alten Patriotismus la Romana's, dem ritterlichen und dennoch zeitgemäßen Enthusiasmus Juan Dia's (des unglücklichen Porlier) gegenüber zeigt sich die alberne Eitelkeit eines Diplomaten, der die Spanier beobachten sollte, und nichts weiß, als daß Roderg weit von Paris entfernt ist, die Verworfenheit eines Weibes, das in den Winkelzügen des kaiserlichen Spionirsystems wurde ist geworden ist, die unvollkommene Verderbtheit seiner Tochter, die aus Liebe zu dem, den sie verrathen soll, demselben ihr Geheimniß entschleiert, endlich der brutale Muth und die ungeschlachte Ehre eines Metzlers von der großen Armee. Man hat gefunden, daß die heroische Seite der Handlung durch zu viele niedrige und lächerliche Begebenheiten umschattet würde; aber so ist nun einmal die Natur — macht sie anders, wenn ihr könnt. Zwei andere Stücke: „das Weib ist der Teufel" und „Himmel und Hölle", enthalten allein ächtspanische Scenen, in denen vorzüglich die Inquisitoren erschienen. Der erste Theil von „Ines Mendo" ist ziemlich schwach und nur allein merkwürdig durch die glückliche Nachahmung der leichten Wendungen der ältern spanischen Lustspiele. Uebrigens steht man darin einen Zweikampf, einen Todtschlag, einen Gerichtshof, einen Henker, der sich die Hand abhaut, und einen König, der ihn zum Edelmann macht. Es ist eine alte Ballade in Form eines Dialogs. Aber keins von allen genannten Stücken ist mit der „afrikanischen Liebe" zu vergleichen. Es sind einige Scenen eines durchaus orientalischen Lebens, die mit nichts eine nähere Verwandtschaft haben, was man gewöhnlich zu sehen pflegt.

Das Drury-Lane-Theater zu London hat nicht allein ein fac simile von der Krönung des Königs von Frankreich gegeben, sondern es hat seine Besucher auch die Reise von London nach Rheims mittelst einer Gallerie derselben und täuschend naturähnlicher Panoramas machen lassen. Das Stück war betitelt: „Five minutes too late, or an elopement to Reims (fünf Minuten zu spät, oder Entführung und Flucht nach Rheims)." Der Buchhalter eines Pawn broker (Pfandleihers) entführt mit der Tochter seines Herrn. Sie schiffen sich zu Brighton nach Dieppe ein und begeben sich nach Rheims, von dem Alten verfolgt, der überall auf dem Punkte ist, sie zu erreichen; aber überall fünf Minuten zu spät ankommt. Diese Art von Libretto ist ein sehr klägliches Werk. Die beiden Liebenden geben sich zwar in schlechtem Englisch und in noch schlechterm Französisch alle Mühe von der Welt, ihr Publikum zu belustigen, ohne damit zu Stande kommen zu können. Indeß, dem soll dieser alte, liederliche Rahmen nur dazu dienen, die Aufstellung der glänzenden Dekorationen zu erleichtern, die man bis dahin auf irgend einem englischen Theater gesehen hat. Die Rhede von Brighton, der Hafen von Dieppe und eine Reihe Solar von Ansichten der französischen Küste von Dieppe bis zum Hâvre, die Ufer der Seine bis Rouen und die Straße von dort bis nach Rheims geben an den Blicken des Zuschauers vorüber. Im letzten Aufzuge sieht man den Krönungszug Karls X vom erzbischöflichen Palaste bis zur Hauptkirche von Rheims, wonach man das Innere derselben und die Salbungs- und Krönungszeremonie erblickt. Diese Gemälde sind aus Stanfields und Roberts Pinsel hervorgegangen. Sie sind sehr gut gerathen und mit großer Kraft gemalt.

— So eben erscheint zu London der Prospektus einer neuen periodischen Sammlung, der „Parthenon" betitelt, das vorzüglich den schönen Künsten gewidmet sein wird. Dies Werk soll auf eine ganz besondere Weise gedruckt werden. Zuerst wird der Text mit gewöhnlichen beweglichen Buchstaben gesetzt, und diese Buchstaben werden sodann auf den lithographischen Stein abgedruckt. Zeichnungen, Musik, fac simile u. s. w. werden zwischen den Text eingeschaltet, und auf solche Weise kann Alles zu gleicher Zeit abgedruckt werden. Diese Anwendung der Lithographie wird hier „Typolithographie" genannt, und es ist nicht abzuläugnen, daß sie von großem Nutzen für die Künste sein kann. Wir müssen noch hinzufügen, daß dies Verfahren bereits bekannt und mehrmals von dem Erfinder der Lithographie, Senefelder, angewandt worden ist, dessen Name bei unsren Nachkommen einer größern Berühmtheit sich erfreuen wird, als bei uns.

— Die Zeitschrift, welche die Stadt Manchester gegen die Emanzipation der Katholiken beim Oberhause des Parlaments eingereicht hatte, war 435 Fuß lang und wog 23 Pfund. Sie bestand, der hergebrachten Gewohnheit nach, aus einem einzigen Stücke und war mit 43,026 Unterschriften bedeckt.

— Vermannung eines französischen Linienschiffes von 126 Kanonen im Kriege: 1070 Mann, im Frieden: 732. Eines solchen von 100 Kanonen im Kriege: 890, im Frieden: 654. Eines solchen von 90 und 86 K. im Kriege 801, im Frieden: 592. Eines solchen von 52 K. im Kriege: 671, im Frieden: 500. Einer Fregatte von 55 K. im Kriege: 529, im Frieden: 410. Einer solchen von 60 K. im Kriege: 504, im Frieden: 392. Einer solchen von 58 K. im Kriege: 459, im Frieden: 358. Einer solchen von 52 K. im Kriege: 425, im Frieden: 382. Einer solchen von 46 K. im Kriege: 325, im Frieden: 258. Einer Korvette von 32 K. im Kriege: 221, im Frieden: 188. Einer solchen von 28 K. im Kriege: 201, im Frieden: 169. Einer solchen von 24 K. im Kriege: 160, im Frieden: 140. Einer solchen von 20 K. im Kriege: 120, im Frieden: 107. Einer solchen von 18 K. im Kriege: 110, im Frieden: 100. Eines Briggs von 20 K. im Kriege: 112, im Frieden: 100. Eines solchen von 18 K. im Kriege: 95, im Frieden: 85. Eines solchen von 10 bis 12 K. im Kriege: 72, im Frieden: 64.

— Die Bevölkerung der Philippinischen Inseln, auf zweiundzwanzig Provinzen beschränkt, wird, nach den letzten Zählungen, auf 2,525,361 Seelen berechnet, wovon 2,396,331 Indianer, 113,030 Metis, 7000 Chinesen und 4000 Weiße von verschiedenen Nationen, sind. Die jährlich im Handel verwendete Summe wird auf 4,500,000 Piaster angeschlagen, wovon 2,200,000 auf die Einfuhr und 2,400,000 auf die Ausfuhr kommen. Das Einkommen der Regierung beläuft sich auf 2,625,155 Piaster, wovon 799,240 für Besoldungen abgezogen sind, wonach eine Netto-Revenue von 1,825,945 Piaster bleibt.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 34. Zweiter Jahrgang 1825. 24 August.

Note über Griechenland.

Vom Vicomte de Chateaubriand.

Die letzten Begebenheiten in Griechenland haben aufs Neue die Blicke von ganz Europa angezogen. Banden von Negersklaven sind aus dem Innern Afrika's herübergegeiffelt worden, um zu Athen das Werk der schwarzen Verschnittenen des Serails zu vollenden und mit roher Gewalt die Ruinen zu zertrümmern, welche die Letztern in ihrer Unmacht verschont liessen.

Wird unser Jahrhundert diese wilden Horden die aus dem Grabe eines Volkes, das den Erdball zivilisirt hat, neu auferstehende Zivilisation ersticken sehen? Wird die Christenheit ruhig eine christliche Nation von den Türken vertilgen lassen? Und wird die europäische Legitimität ohne Unwillen dulden, daß man ihren geheiligten Namen einer Tirannei gebe, vor der selbst ein Tiber sich entsetzt haben würde? — —

Es giebt Niemand, der nicht die Emanzipation des Griechenvolkes wünsche, oder wenigstens, es gibt Niemand, der verworfen genug wäre, offen die Partei des Unterdrückers gegen den Unterdrückten zu nehmen, und diese Scham allein beweiset, auf welcher Seite sich Recht oder Unrecht befinden. Aber einige politische Schriftsteller, die über die Angelegenheiten Griechenlands geschrieben, haben behauptet, daß man sich nicht darein mischen dürfe, und zwar aus vier Hauptgründen:

1. Das türkische Reich ist durch den Wiener Kongreß als ein integranter Theil Europa's anerkannt worden;

2. Der Sultan ist der legitime Beherrscher der Griechen, woraus sich ergibt, daß diese rebellische Unterthanen sind;

3. Die Vermittelung der Mächte könnte politische Schwierigkeiten veranlassen;

4. Es ist nicht zulässig, daß eine Volksregierung sich im Osten Europa's begründe.

Betrachten und untersuchen wir zuvörderst die beiden ersten Ursachen.

Erste Ursache. Das türkische Reich ist durch den Wiener Kongreß als ein integranter Theil Europa's anerkannt worden. — Der Wiener Kongreß hätte mithin dem Sultan die Integralität seiner Staaten garantirt? Was, man hätte sie also selbst gegen den Krieg versichert? Waren die Gesandten der Pforte beim Kongreß anwesend? Hat der Großvezier das Protokoll unterzeichnet? Hat der Mufti versprochen, den Pabst zu beschützen, und der Pabst den Mufti? Man müßte besorgen, von dem Ernste sich zu entfernen, den der Gegenstand in Anspruch nehmen darf, wenn man länger bei so sonderbaren und so wenig richtigen Angaben verweilen wollte. Aber was noch klarer ist, die Pforte würde sehr erstaunt sein, zu vernehmen, daß man sich unterstanden habe, ihr etwas zu garantiren, und diese Garantie würde von ihr als sehr unpassend und anmaßlich betrachtet werden. Der Sultan herrscht mit Alkoran und Schwert, und betrachtet jede Anerkennung seiner Rechte als einen Zweifel an denselben, weil das einer Voraussetzung ähnlich sein

Digitized by Google

würde, daß ſie ihm nicht mit ganzer und voller Willfähr gehören. Der unumſchränkten Gewalt iſt das Geſetz ein Werkzeug, deſſen man ſich zur Erlangung ſeiner Abſichten bedient.

Zweite Urſache. Der Sultan iſt der legitime Beherrſcher der Griechen, woraus ſich ergibt, daß dieſe rebellische Unterthanen ſind. — Der Sultan bekümmert ſich um die Ehre der Legitimität, die man ihm zugeſtehen will, eben nicht ſehr viel, und er würde ſelbſt darüber ſehr aufgebracht ſein; oder vielmehr, er erbebt die Chriſten nicht zum Range legitimer Unterthanen. Die legitimen Unterthanen des Nachfolgers Mahomets ſind und können allein nur die Mahomedaner ſein. Die Griechen, als Chriſten betrachtet, ſind weder legitime noch illegitime Unterthanen, ſondern Sklaven, Hunde, die nur allein da ſind, um unterm Stocke der wahren Gläubigen ihren letzten Seufzer auszuhauchen. Was die griechiſche Nation anbelangt, die von der türkiſchen Nation nicht auf- und angenommen worden iſt, um dieſelben bürgerlichen und politiſchen Rechte mit ihr zu theilen, ſo iſt ſie zu keiner der Bedingungen verpflichtet, die die Unterthanen an den Herrſcher und den Herrſcher an die Unterthanen knüpfen. Urſprünglich dem Eroberungsrecht unterworfen, erhielt ſie vom Sieger einige Privilegien gegen einen dafür zu bezahlenden Tribut. Sie hat bezahlt und gehorcht, ſo lange ihre Privilegien aufrecht erhalten, ſie hat ſelbſt nachher noch bezahlt und gehorcht, als dieſe mit Füßen getreten wurden. Aber als man endlich ihre Prieſter hinrichtete, ihre Kirchen entweihte, Tauſende von Griechen erwürgte, verbrannte, erſäufte, als ihre Weiber öffentlicher Schändung preisgegeben, wie das Vieh verkauft und mit ihren Kindern nach Aſien geſchleppt wurden, wo man ſie aus ihren Armen riß und langſam zu Tode marterte: da erhob ſich das wenige Blut, das noch übrig geblieben war. Dieſe mit unglaublicher Grauſamkeit unterdrückten Sklaven haben endlich begonnen, ſich ungeachtet der ſie umſpannenden Feſſeln zu vertheidigen. Der Grieche war kein Unterthan nach politiſchem Fug und Recht; er iſt frei nach dem Recht der Natur. Er hat das Joch abgeworfen, ohne ein Rebell zu ſein, ohne irgend ein legitimes Band zu zerreiſſen, denn man hatte kein ſolches um ihn geſchlungen. Der Muſelmann und der Chriſt in Morea ſind zwei Feinde, die einen Vertrag unter gewiſſen Bedingungen abgeſchloſſen hatten. Der Muſelmann hat dieſen Vertrag gebrochen, indem er die Bedingungen desſelben nicht erfüllte, und der Chriſt hat wieder die Waffen ergriffen. Beide befinden ſich nun in derſelben Stellung, als in dem Augenblicke, wo ſie vor 360 Jahren den Kampf begannen.

Es handelt ſich nun noch darüber, zu wiſſen, ob Europa dies Blutbad beenden will oder kann. Aber hier drängen ſich die beiden letzten bemerkten Urſachen auf:

Die Vermittelung der Mächte könnte politiſche Schwierigkeiten veranlaſſen;

Es iſt nicht zuläſſig, daß eine Volksregierung ſich im Oſten Europa's begründe.

Dieſe Urſachen werden durch Thatſachen beſeitigt. Die politiſche Szene hat ihre Geſtalt ſeit dem Tage, wo die erſten Bewegungen in Morea ſich fühlbar machten, ſo ziemlich verändert. Der Divan und das Kabinet von Petersburg haben ihre alten Verbindungen wieder angeknüpft, die Hoſpodare ſind ernannt worden, die Türken haben beinahe die Moldau und Wallachei geräumt, und wenn auch noch einige Streitfragen in Betreff der Fürſtenthümer obwalten, ſo iſt es dennoch gewiß, daß die Angelegenheiten Griechenlands nicht mehr mit den ruſſiſchen verwickelt ſind. Man befindet ſich alſo in einer ganz neuen Stellung um zu unterhandeln, und nach den ältern Verträgen, vorzüglich denen von Jaſſy und Bucharest, hat Rußland das unbeſtreitbare Recht, Theil an den religiöſen Angelegenheiten Griechenlands zu nehmen. Auf der andern Seite iſt Europa nicht mehr, weder durch die Natur ſeiner Inſtitutionen, noch durch die Tugenden ſeiner Beherrſcher, noch durch die Erleuchtung ſeiner Kabinette und ſeiner Völker, in derſelben Lage, in welcher es ſich befand, als es auf die Theilung der Türkei ſpekulirte. Ein Gefühl allgemeinerer Gerechtigkeit iſt in die Politik übergegangen, ſeitdem die Regierungen die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen vermehrt haben. Wer denkt heute noch daran, die Staaten des Sultans zu zerſtückeln? Wer denkt an einen Krieg mit der Pforte? Wer ſucht noch Länder und Handelsfreiheiten zu gewinnen, wenn man ſchon zu viel Länder hat, und wenn die Gleichheit der Rechte und die Freiheit des Handels nach und nach der Wunſch und das Geſetzbuch aller Nationen werden?

Es handelt ſich alſo nicht darum, die Türkei gemeinſchaftlich anzugreifen, ſie zu erobern, und ſich nachher darum zu ſchlagen, ſondern nur allein darum, von der Pforte zu verlangen, daß ſie mit den Griechen unterhandle, und einen Ausrottungskrieg zu beendigen, der die Chriſtenheit ſchändet, alle Handelsverbindungen unterbricht, und die allgemeine Ordnung und Ruhe ſtört. Weigert ſich der Divan, ſo gerechte Vorſtellungen anzunehmen, ſo könnte die Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands durch alle europäiſchen Mächte die unmittelbare Folge dieſer Ablehnung ſein. Durch dies alleinige Verfahren wäre Griechenlands Heil verſichert, ohne daß ein Kanonenſchuß dafür verſchwendet würde, und die Pforte dürfte ſich früh oder ſpät gezwungen ſehen, dem Beiſpiele der chriſtlichen Staaten zu folgen.

Digitized by Google

Aber wird Griechenland als unabhängiger Staat von derſelben Wichtigkeit in der Wagſchale der europäiſchen Angelegenheiten ſein, als die Türkei? Könnte es durch ſich ſelbſt einen Wall gegen die Unternehmungen irgend einer Macht bilden? — Iſt die Türkei etwa ein ſtärkerer Staat? Liegt die Leichtigkeit, mit der ſie angegriffen werden kann, nicht klar vor allen Augen da? Man hat in den Kriegen mit Rußland und in Aegypten geſehen, welches ihre Vertheidigungsmittel ſind. Griechenland ſeinerſeits würde bald Verbündete haben, und nie allein den Kampfplatz betreten. Auſſerdem würde es beſſer den Oſten Europa's vertheidigen, als das große Türkenreich, und ſein Gewicht würde fühlbarer ſein, als das einer Politik, die nur nach aſiatiſchen Begriffen zu handeln verſteht.

Endlich würde die Trennung Griechenlands von der Türkei nicht die Vernichtung dieſer letztern nach ſich ziehen, weil ihr noch mehrere Militärprovinzen in Europa übrig blieben. Es iſt ſelbſt wahrſcheinlich, daß ſich ihre Macht vermehren dürfte, wenn ſie ganz muſelmänniſch würde, und von der chriſtlichen Bevölkerung ſich trennte, auf die ſie beſtändig ein wachſames Auge haben muß. Es gibt ſelbſt Türken, die behaupten, daß die ottomanniſche Regierung nur allein in Aſien ihre ganze Kraft wieder gewinnen und entwickeln könne.

Zehe bleibt nur noch der letzte Punkt, über die Schrecken und Gefahren, welche die Begründung einer Volksregierung im Oſten Europa's in Anregung bringt, zu betrachten übrig. — Griechenland, dem keine andere Macht bisher bat Beiſtand und Hilfe gewähren können, um ihre eigenen, unmittelbaren Intereſſen nicht zu gefährden, Griechenland, das ſeine Freiheit ſich ſelbſt erdauen, der mit den Trümmern derſelben untergehen wird, hat unwiderſtreitbar das Recht, ſelbſt die Bildung ſeiner künftigen politiſchen Exiſtenz zu beſtimmen. Man müßte alle ſeine Gefahren getheilt haben, um es wagen zu dürfen, ſich in ſeine Geſetze zu miſchen. Es gibt zu viel Vernunft, zu viel Billigkeit, zu viel Erhabenheit der Gefühle und zu viel Edelmuth im hohen geſellſchaftlichen Einfluſſe, um befürchten zu müſſen, daß man jemals die Unabhängigkeit eines Volkes beſchränken wolle, das ſie mit ſeinem Herzblut erkauft hat.

Aber wenn man nach allen Thatſachen ein Urtheil über Griechenland wagen dürfte, wenn die Zwiſtigkeiten, durch welche es beunruhigt worden iſt, eine genaue Idee von ſeinem Nationalgeiſte zu geben im Stande ſind, wenn die religiöſe Neigung und die Perſönlichkeit ſeiner Geiſtlichkeit das Geheimniß ſeiner Sitten erklärten, wenn die Geſchichte ſelbſt, die uns die Völker von Attika und des Peloponnes nach zehn Jahrhunderten der doppelten Sklaverei des morgenländiſchen Reichs und des muſelmänniſchen Fanatismus entrinnend zeigt, wenn dieſe Geſchichte irgend eine feſte Baſis zu einfachen Schlußfolgen darzubieten vermöchte, ſo würde man ſich veranlaßt fühlen, zu glauben, daß Griechenland (mit Ausnahme der Inſeln) mehr einer monarchiſchen, als einer republikaniſchen Verfaſſung ſich zuneige.

Die Rechte aller Bürger ſind (vorzüglich bei einem alten Volke) eben ſo wohl in einer konſtitutionellen Monarchie geſichert, als in einem demokratiſchen Staat. Wären die Leidenſchaften weniger gebrängt worden, ſo würden ſich vielleicht große repräſentative Monarchien, in voller Uebereinſtimmung mit der Legitimität, im ſpaniſchen Amerika erhoben haben. Die Bedürfniſſe der Ziviliſation würden befriedigt worden ſein, eine nothwendige Freiheit würde ſich begründet haben, ohne daß die Zukunft der alten Kronen Europa's durch das Daſein eines ganzen republikaniſchen Welttheils bedroht worden wäre.

Die größte politiſche Entdeckung des letzten Jahrhunderts, der die Staatsmänner bis jetzt noch nicht genug Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, iſt die Stiftung einer *repräſentativen Republik*, wie die der vereinigten Staaten. Die Bildung dieſer Republik löſet ein Problem, das man bisher unauflösbar glaubte, nämlich die Möglichkeit, daß mehrere Millionen Menſchen, unter populären Inſtitutionen, einen Staat zu bilden im Stande ſeien. Wenn man in den neu ſich bildenden oder ſich umgeſtaltenden Staaten nicht durch repräſentative Monarchien die repräſentativen Republiken zu erſetzen ſucht, wenn man mit Wort und That in die Vergangenheit zurückzutreten ſich vorbehält, und die Fortſchritte der menſchlichen Vernunft bekriegen und verfolgen will, ſo wird Europa, vielleicht ehe noch ein Jahrhundert verfloſſen iſt, entweder ganz republikaniſch ſein, oder dem militäriſchen Despotismus gehorchen.

Wie dem auch immerhin ſein mag, ſo iſt es wahrſcheinlich genug, daß eine von den Griechen angenommene monarchiſche Form alle Beſorgniſſe beſeitigen dürfte, abgeſehen davon, daß die konſtitutionellen Monarchien nicht ſelbſt als verdächtig betrachtet werden. Es müßte ein großes Unglück für die Kronen ſein, wenn der Hafen der Klippe gleich geachtet würde. Hoffen wir, daß ein ſo verhängnißvolles Verſehen niemals vorherrſchend werden könne.

Eine kräftige, uneigennützige, große Politik allein vermag die Fortſetzung der im Oſten Europa's begonnenen Blutſchwelgereien zu verhindern, der Welt eine Nation, und Griechenland der Erde wiederzugeben.

Digitized by Google

Der See von Guatavita.

In der Republik Columbia, eine Stunde von Hacienda d'Escarlecha, befindet sich auf dem Gipfel eines zugespitzten Berges, der wohl zwischen 9000 und 10,000 Fuß über die Meeresfläche erhaben sein mag, ein See, Guatavita genannt, welcher, der in demselben muthmaßlich enthaltenen, unermeßlichen Reichthümer wegen, außerordentlich merkwürdig ist, und den der Bürger Pepe-Parish abzulassen unternommen hat. Es hat damit folgenden besondern Umstand.

Vor der Eroberung des Landes durch die Spanier (so berichtet die bestehende Volkssage) war diese ganze Gegend, die wenigstens eine Million Menschen enthielt, dem Kaziken von Guatavita unterthan, der eine große Stadt bewohnte, und eine zahlreiche Armee hatte. Die Eingebornen bebauten das Land, und ihre Nachbarn brachten ihnen Goldstaub, im Austausche der Erzeugnisse ihres Bodens. Der See aber wurde allgemein als der Aufenthaltsort einer beschützenden Gottheit betrachtet, und alle zwei Jahre bot man derselben ein Opfer dar. Am bestimmten Tage versammelten sich alle erwachsenen Unterthanen des Kaziken, und brachten ihre goldenen Gaben mit sich. Die Prozessionen, mit Musikchören begleitet, zog auf auf einem noch erkennbaren Wege zum See hinan, und umschloß ihn von allen Seiten. Darauf schiffte sich der Kazike und die vornehmsten Häupter des Volks auf großen Booten ein, und man sieht noch jetzt die im Felsen ausgehauenen Stiegen, auf denen sie vom hohen Ufer zur Seefläche hinabgingen. In der Mitte derselben angelangt, wurde der Fürst von den Vornehmsten unter seinen Begleitern gesalbt, und sodann dick mit Goldstaub überstreut. Wahrscheinlich rührt von diesem Gebrauche, der in mehrern Theilen Südamerika's allgemein verbreitet war, die Benennung El-dorado (der Goldene) her. Auf ein gegebenes Zeichen wendete alles Volk dem See den Rücken zu, und der Kazike stürzte sich in demselben Augenblicke hinein, wobei ein lautes Jauchzen und Beifallgeschrei erscholl, und Jeder seine Gabe in den See schleuderte. Der Kazike wurde sodann herausgezogen und kehrte in seine Hauptstadt zurück, innigst überzeugt, daß er durch diese Handlung seine eigenen und seines ganzen Volkes Sünden abgewaschen habe.

Als die Spanier dies Land eroberten, verfolgten sie die Eingebornen auf eine so ausgesucht grausame Weise, in der einzigen Absicht, die Reichthümer derselben sich zu bemächtigen, daß die meisten Alles, was sie an Gold und Edelgesteinen besaßen, in den See warfen, in der Meinung, ihre Gottheit dadurch zu bewegen, sie gegen diese menschlichen Hyänen zu sichern. Der Kazike allein ließ so viel Goldstaub darin ausschütten, als fünfzig starke Männer zu tragen vermochten. Nach einer muthmaßlichen Berechnung dürften sich auf diese Weise für mehr als 1120 Millionen Pfund Sterling Gold und Edelgesteine an Werth darin befinden.

Mehrere Volkshäupter, die von den Spaniern gefangen genommen, auf die Folter gespannt, und auf alle nur erdenkliche Art gemartert wurden, sagten zu ihnen: „Wenn ihr Gold sucht und nicht Blut, so findet ihr dessen mehr als genug auf dem Grunde des Sees.“ Die Spanier legten sogleich Hand ans Werk, um den See auszutrocknen. Bereits waren sie nur noch 14 Fuß vom Grunde entfernt, als die ringsum aufgeführten Dämme krachend zusammenstürzten, und die lange zurückgehaltene Quelle wieder das ganze Becken anfüllte. Diese Nachforschungen waren jedoch nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Man hatte Zeit genug gehabt, die Seitenwände zu durchspähen und den Schlamm auszuwaschen, woraus man wenigstens so viel gewann, daß man der Regierung eine Quinta*) (Zins) von 170,000 Piastern zu zahlen im Stande war. Ein ebenfalls darin gefundener Smaragd wurde nach Madrid gesendet, und daselbst für 70,000 Piaster verkauft.

Seitdem hatte man, vor der Revolution, mehrern Versuche angestellt, die jedoch nicht vom Erfolg gekrönt worden sind. Pepe-Parish hat, mit Bewilligung der Regierung, dieses Unternehmen nun wieder aufgenommen, und eine Gesellschaft von sechszehn Mitgliedern gebildet, von denen jedes 500 Piaster gezahlt hat. Er glaubte, daß 8000 Piaster genügend sein würden, seinen Zweck zu erreichen; aber er hat bereits über 20,000 darauf verwendet, und der See ist bis jetzt doch nur um 33 Fuß niedriger geworden. Ein alter Spanier hat bei der Sondirung einen kleinen Baumzweig herausgezogen, an dem ein goldenes Bild, ungefähr 100 Piaster an Werth, befestigt war. Es gebricht also dem Unternehmer an Hoffnung des Gelingens noch nicht.

Reise eines Pfundes Baumwolle.

Wir sind weit von der Zeit entfernt, wo die Menschen, gleich den Pflanzen, auf derselben Stelle lebten und starben, wo sie erzeugt worden waren. Vorzüglich seit einem Jahrhunderte hat das menschliche Geschlecht eine besondere Vorliebe für Reisen gewonnen, und eilt von einem Ende der Erde zum andern, ohne sich viel mehr, als die Götter Homers, um die Weite der Entfernungen zu bekümmern. Der an den Ufern der Themse geborne Bürger von Calcutta, vom

*) Eine Quinta ist die Drei vom Hundert des Gewonnenen,

Digitized by Google

Gangesfieber und der Langeweile seiner Reichthümer geplagt, begibt sich jetzt jährlich, der Luftveränderung wegen, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, ohne sich weder um die gewaltigen Zähne des Riesen Adamastor, noch um die Stürme, vor denen Vasco de Gama und seine unerschrockenen Begleiter erbleichten, ein graues Haar wachsen zu lassen. Der König der Sandwichinseln kommt mit seiner erlauchten Gemahlin, um einer Vorstellung auf dem Coventgarden-Theater beizuwohnen, und stirbt sehr anständig an einer Unverdaulichkeit. Russische Jäger durchwandern einen großen Theil von Europa und ganz Asien, um auf die Bieber- und Fischotterjagd nach Amerika zu gehen. Banditen, die dem mechanischen Galgen von Neu-Tiburn und der Sklaverei zu Botany-Bay entronnen sind, dienen den meisten Monarchen der Südseereiche als Minister, Räthe und Kammerherren. Englische fashionable Frauenzimmer, vulgo Zofen genannt, spazieren im Rosaspenzer, mit einem Sonnenschirm à la montgolfière in der Hand, unter den Trümmern von Theben umher, und treten die Ueberreste der Größe der Pharaonen mit ihren zarten Füßchen. Panduren, mit gewichstetem Knebelbart, umschwärmen die grauen Felshäupter von Carybdis und Scylla. Krämer aus der Londoner City haben sich auf den Thron Aurengzebs gesetzt, und man hat die Nomaden von den hohen Ebenen Zentral-Asiens ihre Gezelte an den Ufern des Rheins und der Seine aufschlagen sehen.

Aber von allen Reisen, welche aus Neugier, Verschwendungssucht oder Eleganz unternommen werden, ist keine, durch ihre Ausdehnung, den ausübenden Einfluß und die Wichtigkeit ihres Erfolges, mit der des Erzeugnisses einer schwachen Staude, der Baumwolle, zu vergleichen, deren Metamorphosen fast unzählbar, wie unsere Wünsche und Bedürfnisse sind. Wollte man eine Geschichte derselben schreiben, so würde ein ganzer, dicker Band nicht hinlänglich sein. Wir wollen versuchen, in einigen leichten Strichen ihre Reiseroute nachzuzeichnen.

Von tausend verschiedenen Punkten der beiden Hemisphären werden jährlich nach den britannischen Inseln, nach Frankreich und einem kleinen Theile Deutschlands über 208 Millionen Pfund Baumwolle geschickt. Davon hat England im J. 1823 nicht weniger als 167,905,000 Pfund, und Frankreich, in demselben Jahre, 40,755,000 Pfund erhalten. Der Werth dieser Einfuhr beläuft sich auf 250 Millionen Franken. Es ist dazu ein Wald von wenigstens 1600 Millionen Baumwollenstauden erforderlich, der eine Oberfläche von 442 Geviertstunden bedecken würde. Die 806,000 Ballen, aus denen dieser Transport besteht, würden, wenn sie so fest zusammengedrückt würden, als dies nur immer möglich sein kann, im Minimum 161,000 Tonnen Ladung geben, wozu man einer Flotte von 1600 Schiffen bedürfte, und wollte man sie neben einander, in eine und dieselbe Reihe stellen, so würden sie einen Raum von 55 Stunden überdecken. Beschränken wir unsere Nachforschungen auf den 208 Millionentheil, das heißt auf ein Pfund dieser ungeheuern Masse, und folgen wir demselben auf seinen Reisen, von seinem Ursprung an bis zu seiner endlichen Bestimmung.

Unter den 95 Millionen Pfund Baumwolle, die im J. 1818 die Waarenlager in Calcutta in sich aufnahmen, befand sich auch ein Pfund derselben, die auf den neuen Kulturanlagen in der Provinz Delhi herkam. Die Staude, welche sie geliefert hatte, gedieh zum ersten Male in einem seit länger als einem Jahrhunderte unfruchtbar gelegenen Boden, der jetzt wieder, durch das bewunderungswürdige Unternehmen eines Bewässerungskanals von 60 Stunden Länge, fruchtbar gemacht worden war. Der Bebauer, der sie eingesentet hatte, war einer jener berüchtigten Dheels, die vor einigen Jahren noch durch die Wildheit ihres Karakters und die Kühnheit ihrer Räubereien sich auszeichneten, und die jetzt zu den fleißigsten und gewandtesten Landwirthen Indiens gezählt werden dürfen, bei denen die Gastfreundschaft noch in ihrer ganzen Lauterkeit sich erhalten hat: ein doppeltes Beispiel, wie viele Wohlthaten der vernünftige Staatsmann zu verbreiten vermag, der, wie Lord Hastings, große Entwürfe aufzufassen und große Talente zu ersprähen versteht, um sie zum allgemeinen Besten geltend zu machen.

Den Jumna und Ganges hinabgeschwommen, um zur Metropole des britannischen Indiens zu gelangen, konnte unsere Ladung dort vier verschiedene Bestimmungen erhalten. Nach China gesendet, hätte sie sich zu jenen 100 Millionen Pfund Baumwolle gesellt, welche England jährlich auf den Märkten von Canton verkauft, und die, nebst andern Manufakturgegenständen, ihm 25 Millionen Pfund Thee verschaffen, die es, Pfund für Pfund, um den Preis von 18 französischen Sous erkauft, und den Verbrauchern des Kontinents wieder um sechs Franken ablässt. — Auf amerikanische Schiffe geladen, hätte sie einen Theil jener Reexportation fremder Erzeugnisse ausgemacht, welche dem amerikanischen Handel einen jährlichen Ertrag von 150 Millionen Franken, im Ueberschusse des Verkaufs und Vortheils von seinen eigenen inländischen Erzeugnissen, abwirft. Nach Europa versendet, hätte sie vielleicht in den französischen Fabriken in eines jener geschmackvollen Gewebe sich verwandelt, die in jeder Hinsicht der Gunst der Mode und der Ehre des Louvre würdig sind. Aber sie wurde nach England ge-

Digitized by Google

schickt, und bildete einen Theil jener 200 Millionen Pfund Baumwolle, die man dorthin jährlich bloß aus den Hafen von Calcutta und Bombay transportirt, um sodann nach allen Weltgegenden gerichtet zu werden, die der britannischen Industrie ihren Tribut entrichten müssen.

Zu London ausgeschifft, wurde das einzige Pfund, mit welchem wir uns beschäftigen, in die Grafschaft Lancaster, nach Manchester, gesendet, um dort von einer der 300 Dampfmaschinen dieser großen, wohlhabenden und volkreichen Stadt gesponnen zu werden. Die vervollkommneten Mittel, die bei dieser Operation in Anwendung gebracht werden, sind so außerordentlich, daß man aus diesem einzigen Pfunde 350 Faden spinnt, von denen ein jeder 140 Meter lang ist, was eine Gesammtlänge von 294,000 Meter (905,063 Fuß), oder mehr als 75 Stunden Weges, eine jede zu 12,000 Fuß, gibt. Nach dieser Verwandlung wurde es nach Paisley, in Schottland, in eine jener Fabriken versendet, aus denen allwöchentlich 500,000 Ellen Gewebe hervorgehen. Der Stoff wurde nun nach der Grafschaft Ayr gebracht, um dort besonders präparirt zu werden. Er kehrte sodann nach Paisley zurück, um daselbst auf mannigfache Weise schön, schnell und wohlfeil gestreift zu werden. Um ihn mit einem Saum zu versehen, übergab man ihn den Werkstätten von Dumbarton, deren Geschicklichkeit in diesem Arbeitszweige unübertrefflich ist. Sodann mußte er noch eine andere Reise nach Renfrew unternehmen, um dort gebleicht zu werden, wonach er wieder zu Paisley ankam, um daselbst eine neue Façon zu erhalten. Indessen konnte er dennoch zu Glasgow erst gänzlich vollendet und zum Verkaufe bestimmt werden. Von diesem Hafen kam er wieder nach London zurück, und wurde dort eins jener Atomen, aus denen der Koloß des englischen Handels zusammengesetzt ist.

Es waren nun vier Jahre verflossen, seitdem der indianische Landwirth auf seinen Baumwollenstauden jene Flocken eingesammelt hatte, welche die erste Materie bildeten. Jetzt, mit Hilfe der Mechanik, der Chemie und der Feichenkunst in ein Gewebe von der größten Schönheit verwandelt, ging dieses vegetabilische Produkt mit einem dreißigfachen Werthe wieder über das Meer nach seinem Heimathland zurück. Ohne den Zutritt der Künste hätte es vielleicht nur dazu gedient, um unter der Gestalt eines einförmigen Dochts einem sogenannten Gelehrten in seinen unfruchtbaren Nachtwachen beizustehen, und das mittelbare Instrument bei der Erbauung irgend eines unsinnigen, theoretischen Luftschlosses zu sein, von dem kein lebendes Wesen den mindesten Vortheil gezogen hätte, und wobei der Baukünstler selbst vor Hunger gestorben wäre. Aber nun, durch eine lange Reihefolge kunstiger Operationen gegangen, gefällt es den Augen eines im Ueberflusse schwimmenden, asiatischen Monarchen, schmückt die Schultern einer reizenden Sultanin, und verführt die südamerikanischen Republikaner mit dem unwiderstehlichen Zauber des europäischen Luxus. Um es wieder zu erhalten, gibt Indien einen tausendmal größern Preis, als es ehemals dafür gewann, China läßt von der Strenge seiner verbietenden Gesetze nach, und die unerschöpflichen Minen von Peru und Mexiko öffnen sich aufs Neue, um dieses leichte Wunderwerk zu bezahlen.

Aber um eine solche wirklich wunderbare Wirkung hervorzubringen, haben sich die fremdartigsten Umstände vereinigen müssen. Das natürliche Erzeugniß, woraus dieses Gewebe besteht, ist genöthigt gewesen, die 300 Stunden der Ebene von Indostan zu überwandern, sodann 4000 Stunden weit über Meere zu schwimmen, um bis zu den britannischen Inseln zu gelangen. Dort hat es noch 300 Stunden Weges auf Kanälen, Eisenbahnen und Estmagen zurückgelegt, ist der Gegenstand der Arbeiten von wenigstens 150 Personen geworden, die ihm verdanken, dem Elende zu entgehen und in behaglicher Genügsichkeit zu leben, ein Umstand, der um so bemerkenswerther ist, da gerade das Gegentheil davon in den herrlichsten, fruchtbarsten Ländern des südlichen Europa's statt findet. Es ist außerdem noch, in einer Anordnung höherer Begebenheiten, nothwendig geworden, daß das Reich des mächtigen Mogols das Erbtheil einer Gesellschaft englischer Kaufleute werde, daß die Provinzen dieses ungeheuern Landes der Fruchtbarkeit, und seine vielen Millionen Bewohner, der Zivilisation durch Eroberer wieder gegeben würden, die nur noch rohe Barbaren waren, als Diejenigen, welche sie jetzt unterrichten, seit zwanzig Jahrhunderten im Besitz aller Wohlthaten der Wissenschaften und der Künste sich befanden. Es ist nothwendig gewesen, daß die Fortschritte der Schifffahrt die Ufer des Ganges denen der Themse näherten, daß die menschlichen Kräfte durch den Mechanismus hundertfach verstärkt würden, daß die Industrie die Gewalt des Feuers ihren Bedürfnissen unterwerfe, und daß England, durch seine Geschicklichkeit, seine Ausdauer und sein Glück, auf den beiden Erdhälften Verbraucher finde, die ihm für seine bearbeitete Baumwolle einen jährlichen Tribut von 740 Millionen Franken bezahlen, das heißt: eben so viel, als die gesammten Einkünfte der österreichischen und russischen Monarchien zusammengenommen.

Digitized by Google

Historische Erinnerungen.

Carnot.

Carnot iſt einer von den Menſchen, die am einſeitigſten, am mangelhafteſten beurtheilt worden ſind, und die faſt nicht anders beurtheilt werden konnten, weil ſie ihre Pflichten aufs Getreueſte erfüllen, ohne ſich viel um das Urtheil der Welt oder andere Nebenſachen zu bekümmern. Der Karakter dieſes Mannes verdient in jeder Hinſicht eine nähere Betrachtung, ein tieferes Studium.

Es gibt eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen, die in Nichts dem großen Haufen gleicht, und deren einzelne Glieder nicht einmal unter ſich ſelbſt ähnlich ſind; man möchte ſie faſt „ſpezielle Weſen“ nennen. Sie haben in ihrem Betragen gewiſſe angenommene Grundſätze, von denen ſie nie ablaſſen, in denen es keine Ausnahme von der Regel gibt. In der Geſellſchaft zeigen ſie, wenn man alſo ſagen darf, gewiſſe beſtimmte Ideen, auf welche ſie Alles, was ſie ſehen, hören und beobachten, reduziren. Obſchon ſie manchmal ganz verkehrt urtheilen, ſo bleiben ſie doch immer ihrer Ueberzeugung getreu, und handeln niemals gegen ihr Gewiſſen. Sie würden ſelbſt im Stande ſein, ein Verbrechen zu begehen, ohne ſich dabei einzubilden, daß es ein Verbrechen ſei. *) Man findet ſie immer auf der ſelben Linie, und ſie ſchreiten darauf fort, ohne rechts oder links um ſich zu ſchauen. Es gibt unter dieſen ſpeziellen Menſchen Einige, die ſehr unterrichtet ſind, die große Eigenſchaften beſitzen, einen durchdringenden Geiſt, eine erhabene Seele, ein volles, warmes Herz haben, und die ganz dazu beſtimmt zu ſein ſcheinen, an der Spitze der öffentlichen Staatsangelegenheiten zu ſtehen, zu denen ſie dennoch leider, ihrer Grundſätze, Meinungen und Vorurtheile wegen, mit denen ſie Alles nach ihrem eigenen Maaßſtabe meſſen, nichts weniger als geeignet ſind.

In dieſe Klaſſe, und zwar in die ehrenvollſte Abtheilung derſelben, gehört auch Carnot. Zu den ſeltenſten Tugenden, die ſein ganzes Daſein auszeichneten, geſellte ſich noch eine unerſchütterliche Herzensgüte, eine große Sittenreinfachheit und eine auſſerordentliche Liebenswürdigkeit in ſeinen häuslichen Verhältniſſen. Wer hätte geglaubt, daß der Mann, deſſen man ſich bei jeder Gelegenheit wie eines Schreckbildes bediente, in der Ruhe von ſeinen ſchweren und ernſten Geſchäften hübſche Liederkränze und Idyllen dichtete?

Carnot ſtimmte mit Nachdruck gegen das Konſulat auf Lebenszeit, gegen die Metamorphoſe des ehrgeizigen Konſuls in einen Kaiſer; er ſtimmte gegen Alles, was im Widerſpruche mit der Freiheit ſeines Landes ſtand. Sein Glaube an Recht und Vernunft war unerſchütterlich, und eben dieſe Hartnäckigkeit der Rechtſchaffenheit hatte ſeinem Karakter eine ganz eigene Konſequenz gegeben, die manchmal inkonſequent genug war, weil er ſie gegen ſeine eigene Sicherheit und Ruhe in Anwendung brachte. Er erfuhr mehrmals auf ſeine eigene Koſten, daß es den Menſchen ſehr möglich ſei, ihr Verſprechen und ihre Schwüre zu brechen; dennoch glaubte er immer aufs Neue daran. Er hatte einen ſo auſſerordentlichen Reſpekt für die Aufrichtigkeit, daß er leichter als jeder Andere durch den äuſſern Schein derſelben betrogen werden konnte.

Augereau.

Augereau war ein eifriger Republikaner bis zu dem Augenblicke, wo ihn Napoleon zum Marſchall von Frankreich, zum Herzog und großen Herrn machte. Die Gleichheitsliebe vermag ſelten dergleichen Argumenten zu widerſtehen. Er mochte ſie nicht mit denen, die unter ihm ſtanden; aber er hätte ſie gar zu gern mit Napoleon beibehalten, der ſich von ſeiner Seite auch nicht viel mehr daraus machte. Beim Sturze ſeines Wohlthäters betrug er ſich gegen denſelben auf eine Weiſe, die ſeinen Karakter eben nicht in das vortheilhafteſte Licht ſtellt. Als der Exkaiſer auf der Reiſe nach der Inſel Elba begriffen war, hatte er noch eine Zuſammenkunft mit Augereau, im Beiſein der Kommiſſäre der verbündeten Mächte. Sobald ihn Napoleon erblickte, ging er auf ihn los, dahingegen dieſer ſich zurückzog, und ſeiner Gewohnheit nach den Kopf auf die Schulter gebeugt, mit einer Miene, in der ein ſehr einfältiger Zorn neben einer unverbergbaren Faſſungsloſigkeit zu leſen war, zu ſeinem ehemaligen Souverän ſagte: „Du jammerſt mich!“

Napoleon wendete ſich raſch gegen ſein Gefolge, und rief: „Da ſehen Sie, geſtern wurde ich noch von ihm beneidet, und heute bemitleidet er mich!“ So näherte er ſich dem Marſchall aufs Neue, der immer einen Schritt weiter zurückwich, und ſtellte ihm in den gemäßigtſten Ausdrücken die von ihm begangenen Fehler vor, bewies ihm, daß er durch ſeine Weigerung, die befohlene Bewegung zu vollſtrecken, die Ausführung eines Planes verhindert habe, der Frankreich von den allirten Armeen befreit haben würde. Er bewies ihm das ſo klar, daß die Kommiſſäre ſelbſt von der Wahrheit der Sache überzeugt, ihre Beiſtimmung auf eine unzweideutige Weiſe äuſſerten. Der arme Augereau wußte darauf nichts zu erwiedern, als von Zeit zu Zeit ſein klägliches „Du jammerſt mich!“ zu wiederholen, ohne dabei zu bemerken, daß er in demſelben Augenblicke ein ſolches Gefühl bei allen Anweſenden erregte. Napoleon ließ ſich dadurch nicht unter-

*) Carnot war einer der ſogenannten Königsmörder (régicides).

Digitized by Google

brechen, sondern setzte mit Wärme die Kapitulation seiner Beobachtungen und der Fehler seiner Feinde fort. Endlich ganz in Feuer gerathend, rief er: „Wenn dieser Mensch seine Schuldigkeit gethan hätte, so könnt ihr gewiß sein, daß ich euch (die Alliirten) hinter die Weichsel zurückgeworfen haben würde!“ Dies Wort vernichtete die Wirkung alles dessen, was er bis dahin gesagt hatte. Wenn er den Rhein statt der Weichsel genannt hätte, so würde er vielleicht einen unauslöschlichen Eindruck in der Seele der Zuhörer zurückgelassen haben. Aber die Weichsel zerstörte den ganzen Zauber. Augereau wiederholte noch immer seine Phrase: „Du jammerst mich!“ und diesmal mochte er damit nicht ganz Unrecht haben. „Hast du mir denn nichts Anderes zu sagen,“ fragte ihn der neue Fürst von Elba, „nichts deinem alten Waffengefährten?“ Der Marschall fühlte sich von diesen einfachen und rührenden Worten ergriffen, näherte sich ihm, sank in seine offenen Arme, und schluchzte an seiner Brust.

Warum war Napoleon so viel daran gelegen, diesen General zu einem andern Betragen gegen sich zu nöthigen? Wollte er vor den Fremden die unbegrenzte Herrschaft noch geltend machen, die er über seine Waffengefährten ausübte, oder dachte er vielleicht schon an die Möglichkeit seiner Rückkehr, und wollte er bei dieser Voraussetzung Augereau nicht feindlich sich gegenüber erblicken? Was diese letztere Vermuthung noch mehr bestärkt, ist seine Aeußerung auf St. Helena: „Ich wollte bei meiner Rückkehr Niemanden zu tadeln haben.“ *)

*) Mémorial de Sainte-Hélène, dritter Band, S. 66.

Pariser Sittentafel.

Die Grisette und die Frau comme il faut.

Valsain, einer sehr wohlhabenden Familie angehörend, erhielt von Kindheit an den Geschmack des Luxus und der Verschwendungssucht. Niemand hatte sich darum bekümmert, seinen ersten Empfindungen die rechte Straße anzuweisen, und alle seine guten und bösen Eigenschaften entwickelten sich mit zunehmendem Alter, so daß man ihn als einen wahren Zögling der Natur betrachten konnte. Freigebig bis zur Uebertreibung, war seine Seele glühend für das Gute, und fähig, die Tugend zu lieben und zu bewundern. Kaum zwanzig Jahre alt, hatte er das Unglück gehabt, Herr eines großen Vermögens zu werden, und — was leicht voraus zu berechnen war — fünf Jahre nachher war Alles verschwendet. Die falschen Freunde und die Frauenzimmer, die sein glänzendes Leben angezogen hatte, verschwanden mit demselben. Alles war vorüber, wie ein Traum. Die Zeit, wo das gegenwärtige Glück ihm eine Gewährleistung der Zukunft war, bot sich nun seiner Erinnerung dar; er verglich es mit der Lage, in welcher er sich befand, und er war wie vernichtet. Mit Schulden überhäuft, mußte er Alles verkaufen, um sie zu bezahlen. Er unternahm diese beschwerliche Ausgabe; aber was er auch that, so war es ihm dennoch durchaus unmöglich, einen Schein von 500 Franken einzulösen, dessen Bezahlung dringend verlangt wurde. Sein Gläubiger hatte die Grausamkeit selbst so weit getrieben, daß er verhaftet und eingesperrt werden sollte, wenn binnen zwei oder drei Tagen die Schuld nicht berichtigt sei.

In dieser peinlichen Lage dachte er an zwei Frauen, für die er während seines Wohlstandes eine wirkliche Zuneigung empfunden hatte, obgleich sie zwei sehr verschiedene Plätze in der Gesellschaft einnahmen. Das waren Angelika und Frau von Verneuil, eine junge, reiche Wittwe. Sie konnten Beide wenigstens Theil an seinem Unfalle nehmen und ihm die Bitterkeit desselben versüßen. Diese Hilfsquelle schien ihm beinahe gewiß; aber sie hatte etwas Zurückstoßendes für seinen Stolz, obgleich er Beiden früherhin, vorzüglich der Letztern, nicht unbedeutende Dienste geleistet hatte. Er begab sich also zuerst zu Angelika, die bei seinem Anblick zu erschrecken schien. Sie schlug die Augen nieder und ihre Wangen rötheten sich. Valsain bemerkte das, und blieb stumm vor ihr stehen. Mit leise bebenden Lippen fragte sie ihn um die Ursache seiner Betrübniß, und brach in einen Strom bitterer Thränen aus, als sie aus seinem Munde die traurige Lage erfuhr, in welcher er sich befand. — „Sie brauchen 500 Franken“, rief sie endlich, „und ich habe nicht zwanzig baar; aber bis morgen früh stehe ich Ihnen dafür, diese Summe gefunden zu haben. Geben Sie mir die Adresse Ihres Gläubigers, und kommen Sie morgen wieder zu mir.“ Valsain gefiand ihr Alles zu, was sie von ihm verlangte, obschon er im Voraus gewiß zu sein glaubte, daß sie die erforderliche Summe nicht werde auftreiben können.

Er begab sich von da nach dem Hôtel der Frau von Verneuil, die, obgleich es bereits Mittag war, noch im tiefen Schlafe lag. Mehr als eine Stunde war vorübergegangen, als sie endlich schellte. Man kündigte ihr Valsains Besuch an. Sie schmähte auf ihre Leute, daß man sie nicht früher davon benachrichtigt hatte, und erschien. Nachdem sie ihre Bedienten bei ihm entschuldigt und die Nachlässigkeit ihres eigenen Anzuges bei ihm zu beschönigen versucht hatte, worauf er nur mit abgebrochenen Worten antwortete, glaubte sie endlich eine geheime Unruhe an ihm zu bemerken, und befragte ihn um die Ursache derselben, aber mit einer Lauheit und Untheilnahme, daß der

Digitized by Google

Unglückliche lange unentschlossen blieb, ob er sein Geständniß wagen solle oder nicht. Endlich entschloß er sich dennoch dazu. „Was, Valsain!“ rief sie halb erschrocken, halb verdrießlich, „es wäre möglich, daß Sie zu Grunde gerichtet sein könnten?“ — Leider ja! — „Großer Gott! welche entsetzliche Umgestaltung .... wie wird mir? Aber ich habe es Ihnen wohl vorausgesagt. Sie gaben Feste, die .....“ — Ich that Unrecht; aber dem ist nun nicht mehr abzuhelfen. Die Lehre ist grausam genug, und ich muß jetzt eben 500 Franken haben, wenn ich nicht morgen ins Gefängniß wandern will. — „Ich verstehe, Sie wollen, daß ich Ihnen diese Summe vorstrecke. Ich glaube, daß mein Geschäftsmann eben so viel in Händen haben wird; aber mein Pächter ist immer im Rückstande, und ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.“ — Valsain, dem nichts entging, was sich im Grunde ihrer Seele zutrug, nahm ihr Anerbieten an. — „So lassen Sie uns zusammen ausgehen!“ rief sie ungeduldig. Der Haarkräusler wurde hereingelassen, und sie verlor eine halbe Stunde unter seinen Händen. Die Wahl ihres Kleides war nun noch eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit. Nachdem ihre Toilette beendet war, trat sie vor einen bis zur Erde reichenden Spiegel, um den Gesammteindruck ihres Anzuges zu studieren. Hier wurde eine Haarlocke zurechtgesteckt, die eine falsche Richtung genommen hatte, dort der Faltenwurf ihres Kleides mehr zurückgezogen, endlich der Shawl mit vieler Sorgfalt angeordnet umgeschlagen. Valsain bot ihr seinen Arm an. „Nein, nein!“ rief sie lebhaft: „Ihre Angelegenheit ist dringend und erlaubt keinen Verzug; ich habe befohlen, daß die Pferde angeschirrt werden, und wir müssen also schon so lange noch warten.“

Kaum befand man sich in einer kleinen Entfernung vom Hôtel, so sagte Frau von Verneuil: „Wir sind kaum zwei Schritte von der Wohnung eines armenischen Schleichhändlers entfernt, der, wie man mir gesagt, zehn prächtige Kaschemire eingeschmuggelt hat, und sie zu niedrigen Preisen verkauft. Nicht wahr, lieber Valsain, Sie gehen mit mir zu ihm? Wir bleiben nur einen Augenblick dort.“ Der Augenblick dauerte sehr lange, und durch eine unbegreifliche Zerstreutheit hingerissen, fand sie einen Shawl, obgleich er sehr theuer war, so sehr nach ihrem Geschmack, daß sie ihn kaufte, und solchen zu ihr zu bringen befahl, wo er auf der Stelle bezahlt werden sollte. „Weil wir uns in der Nähe meines Musikhändlers befinden“, fügte sie beim Hinausgehen hinzu, „und ich einmal im Einkaufen bin, so wollen wir doch sehen, ob er nichts Neues hat.“ Sie fand aber nicht, was sie suchte, und schien darüber nicht wenig mißlaunig zu werden. Von dort an, bis zum Geschäftsmann, wurde sie immer einförmiger, immer zurückhaltender, und verstummte endlich ganz. Man war angelangt; aber der Notar war so eben ausgegangen, und sie äußerte, daß sie kein anderes Mittel sehe, als diese Angelegenheit auf den andern Tag zu verschieben. — Aber morgen ..... rief Valsain unwillig aus. — „Morgen“, unterbrach sie ihn lächelnd, „morgen kommen Sie etwas früher zu mir, als heute.“

Valsain hatte am andern Morgen nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich zu Angelika zu begeben, um ihr zu sagen, daß sie sich weiter keine Mühe geben möge, und daß er vollkommen auf sein Schicksal gefaßt sei. Sie trat ihm mit lächelnder Miene entgegen und reichte ihm zum Morgengruße den quittirten Schuldschein dar. Er erstaunte, und wollte wissen, auf welche Weise es ihr möglich geworden sei, diese Summe sich zu verschaffen, da sie doch am Tage vorher nicht zwanzig Franken besaß. Das Mädchen erröthete, stotterte, und konnte sich zum Geständniß nicht entschließen. Valsain zitterte; aber von ungefähr warf er den Blick auf den Kamin, und sah dort keinen Spiegel mehr. Auch das Mahagonybettgestell war verschwunden, und durch ein anderes von gewöhnlichem Holze ersetzt. Die Kommode und die darin enthaltene Wäsche und Kleidungsstücke, die Uhr, kurz Alles war verschwunden. — O Angelika! rief er, was hast du gethan? — „Was mein Herz .... was meine Dankbarkeit mir gebot.“ — Wie soll ich jemals dir das vergelten? Ach, warum habe ich mich leichtsinnig ruinirt! —

Sechs Monate nachher erbte er von einer alten Tante, die immer in der Provinz gelebt hatte, und deren er sich mit keinem Gedanken mehr erinnerte, ihr ganzes, bedeutendes Vermögen. Dankbarkeit, und mehr noch vollkommene Gleichheit der Gesinnungen, ließen ihn sein Herz und seine Hand mit der Angelika's verbinden.

Reise nach Paramaribo, im Innern von Surinam.

Von A. Waller.

Wir sahen die Küste von Paramaribo aufs Genaueste. Sie ist eben so häßlich und zurückstoßend, wie die bei der Mündung des Suramak. Ein Wald von hundert Meilen Ausdehnung, ohne Abwechselung, ohne irgend einen andern erfreulichen Gegenstand, ohne die geringste Erderhöhung, stellt sich den Blicken dar. Alles ist von gleicher Höhe, dicht mit Bäumen überwachsen, und so wenig überm Wasser erhaben, daß die Fluthen oft zehn bis zwölf Meilen weit in das Land vordringen und dort ungeheure Moräste bilden.

Deshalb nennt man diese Gegend auch gemeiniglich nur „das Kothland.“

Um fünf Uhr Abends landeten wir nahe bei der Spitze von Bram. Wir schifften unsere Truppen aus, und ich begab mich sodann mit einigen Offizieren, die begierig waren, den Fuß auf den südamerikanischen Boden zu setzen, ans Land. Die Offiziere im Fort empfingen uns mit vieler Höflichkeit; denn in ihrer einsamen Lage sind sie immer sehr erfreut, wenn sich einmal ein Fremder zu ihnen verirrt. Eine Kompagnie des 16. Regiments versah den Dienst, und es befanden sich drei oder vier Offiziere, ausser denen der Garnison, daselbst, die sich ihrer Gesundheit wegen von Paramaribo, wo eine große Sterblichkeit herrschte, hieher begeben hatten.

Auffallend war mir die ungeheure Menge glänzender Fliegen, die sich in den Wäldern aufhielten. Sie bildeten manchmal sehr seltsame Formen. Oft vermuthete man, einen Menschen zu erblicken, der mit großer Schnelligkeit, ein Licht in der Hand haltend, von Strauch zu Strauch eilte. Der größte Theil dieser Insekten ist in beständiger Bewegung. — Unsere Truppen waren in einem großen Gefäße, mit einem aus Schilf geflochtenen Dache überdeckt, eingeschifft worden, das wenigstens zweihundert Mann, nebst Waffen und Bagage, in sich aufzunehmen vermochte. Sie sollten mit der ersten Fluth nach Paramaribo abgehen. Diese Gefäße sind sehr nützlich eben hier, wo ein unangenehmer Regen fast täglich vom Himmel strömt.

Am 11 Juli, um zwei Uhr Morgens, verließ ich das Schiff, in Begleitung des Kapitäns Decouvet, Stevensons, des Meisters und des Unteroffiziers der Truppe. Wir wendeten uns gegen den Strom, der so majestätisch und so breit als die Themse ist und einen undurchdringlichen Wald durchschneidet, der von wilden Thieren und mehreren indianischen Nationen bewohnt wird. Gegen Tagesanbruch schifften wir an der Mündung des Maravineflusses vorüber, der, zwölf Meilen vom Meere entfernt, in den Surinam ergießt. Beim Zusammenflusse der beiden Ströme ist das ziemlich bedeutende Fort Amsterdam, das wie der Schlüssel der Kolonie betrachtet wird. Das 16. Regiment befand sich daselbst. Die Maravine ist fast eben so breit, als der Surinam, und man sieht an ihren Ufern zahlreiche und schöne Pflanzungen. Oberhalb dem Fort wird das Land belebter. Bei Tagesanbruch wurde unser Ohr von dem Geheul der Tiger betrofen, die sich zum Flusse begaben, um dort zu trinken. Diese wilde Musik war uns bis Paramaribo, wo wir um sieben Uhr Morgens ankamen, beständig zur Seite. Obgleich die Tiger dieser Gegend kleiner als die in Afrika und Ostindien sind, so sind sie doch sehr wild. Alle übrigen wilden Thiere sind hier kleiner, als in der alten Welt. Am meisten vergnügten uns die zahlreichen Heerden Flammans, eines Vogels, der fast von der Größe eines indischen Hahns ist, aber dessen Beine und Schnabel viel länger sind. Sein ganzes Gefieder ist von glänzendrother Farbe, so daß, wenn man diese Vögel ihrer Gewohnheit nach in einer Linie am Ufer marschiren sieht, man sie leicht für englische Soldaten halten möchte. Der Fluß selbst wird immer interessanter, je mehr man sich der Stadt nähert. Das rechte, hohe Ufer ist von bebauten Ländereien und Villas überdeckt. Die Holländer und die Engländer haben weder Kosten noch Mühe gespart, ihre Wohnungen so angenehm als möglich zu machen. Die Villas sind gewöhnlich die Landhäuser der Städter.

Bei der Anlandung war ich erstaunt, einen lachendgrünen Rasen zu bemerken, wie man ihn sonst vielleicht nur in England und der Schweiz sieht. Er war mit mehreren Reihen hoher Bäume besetzt; die breite Laubgänge bildeten. Ich zweifelte, mich in der Stadt Paramaribo zu befinden, und war noch mehr erstaunt, nachdem ich den Rasenplatz verlassen hatte, einen großen Park zu betreten, in dem sich sehr schöne zerstreute Häuser, Gärten und Felder befanden. Er wird in der Mitte durch eine prächtige Chaussee durchschnitten, auf deren beiden Seiten eine doppelte Reihe von Zitronen- und Orangenbäumen sich hinzieht, die eben mit den schönsten Früchten überdeckt waren. Ein hübscher Schattengang zieht sich zwischen diesen Bäumen und den Häusern dahin, die viel geräumiger und schöner sind, als ich erwartete, ungeachtet alles dessen, was man mir schon davon gesagt hatte.

Einige Geschäfte führten mich zu einem Kaufmann, bei dem ich mit jener ausserordentlichen Gastfreundschaft aufgenommen wurde, welche die hiesigen Einwohner so rühmlich auszeichnet. Ich wurde in dieser prachtvollen Wohnung vorzüglich von der innern Ausschmückung und dem Glanze der Geräthe betroffen, mit denen sich, jenseits dem Ozean, nichts vergleichen läßt. Während wir uns bei Tische befanden, erhielten wir eine Botschaft von dem Gouverneur, dem General Hughes, der uns zum Frühstück einlud. Da wir dies Begehren ablehnen mußten, so wurden wir zum Mittagessen gebeten, obgleich wir keine andern Empfehlungen an den Gouverneur, als unsere Uniformen hatten. In der Zwischenzeit besuchten wir mehrere der vorzüglichsten Kaufleute der Kolonie, und sodann die Offiziere des 63. Regiments, welches sich hier in Garnison befand. Ueberall herrschte dieselbe Gastfreundschaft, und die Bewohner schienen unsere Achtung durch ihre verdoppelten Höflichkeits- und Freundschaftsbezeugungen erstürmen zu wollen. Die

Digitized by Google

Offiziere liehen uns ihre Pferde und begleiteten uns durch die ganze Stadt.

Es ist für den Fremden ganz unmöglich, sich einen recht eigentlichen Begriff von dieser Stadt zu machen, die so ausserordentlich und so verschieden von allem dem ist, was er bis dahin gesehen hat. Die vorzüglichsten Straßen sind sehr breit und mit doppelten Reihen von Orangen- und Zitronenbäumen besetzt, die fast immer Früchte tragen und einen eben so köstlichen Geruch, als erfrischenden Schatten verbreiten. In den Vorstädten sind die Straßen noch breiter und haben auf beiden Seiten vier Alleen Fruchtbäume. Dazwischen hindurch erblickt man die Häuser und Gärten von bedeutender Ausdehnung, mit Blumen und Früchten aller Gattungen angefüllt, und vom Wege durch Zitronenhecken geschieden, die auf holländische Art viereckig beschnitten sind, wodurch die Häuser seitwärts verborgen werden und nur von der Vorderseite bemerkt werden können. Die ganze Stadt gleicht einem ungeheuern Garten, der viel mehr Früchte erzeugt, als man verbrauchen kann, und der die Lustwandelnden mit seinen Schattendächern und Wohlgerüchen überall umgibt. Die Hauptstraße ist ungefähr eine Meile lang, und mehrere andere, die mit ihr gleichlaufend sind, haben nicht viel weniger. Die Querstraßen durchschneiden die ersten in Rechtangeln, und die Stadt nimmt einen ungeheuern Flächenraum ein, wovon jedoch kaum die Hälfte mit Gebäuden, und alles Uebrige mit Gärten besetzt ist.

Ein fürchterlicher Sturm, der Nachmittags wüthete, nöthigte uns, in eine der Kasernen zu flüchten, wo die Offiziere uns alles Mögliche zu unserer Bequemlichkeit und zu unserm Vergnügen darboten. Ich bemerkte hier mehrere naturhistorische Erzeugnisse, welche die Offiziere von den Urbewohnern des Landes gekauft hatten. Diese kommen täglich sehr zahlreich zur Stadt und bringen eine große Menge Affen, Papageien und seltene Hölzer mit, die sie oft wie Säbel und andere Waffen ausschneiden, sehr geschickt zu polieren verstehen und auf den Marktplätzen zum Verkauf ausbieten. Die Bogen und Pfeile bilden den größten Reichthum des Handels der Indianer, so wie die Feuergewehre und die Munitionen die besten Tauschartikel sind. Eine alte Flinte, oder eine Pistole, ist für sie eine unwiderstehliche Versuchung, und man kann dafür oft die schönsten naturhistorischen Sammlungen erhalten.

Ich habe mehrere zahlreiche Abtheilungen von diesen Indianern gesehen, die aus Männern und Frauen bestanden. Beide Geschlechter waren, mit Ausnahme eines kleinen Stricks, der um ihre Hüften sich schlang, an dem vorn ein Stück grober Leinwand befestigt war und zwischen den Beinen durchhin ging, vollkommen nackt. Dieses Feigenblatt versah indeß seinen Dienst übel genug. Mehr als einmal setzte es mich in Erstaunen, einen so allgemeinen Mangel an Scham in einer so volkreichen und wohlverwalteten Stadt, als Paramaribo, zu bemerken. Aber nicht allein die Indianer zeigen sich so nackt in den Straßen, sondern auch mehrere Hunderte männlicher und weiblicher Sklaven der Einwohner, deren Zivilisation vielleicht jener der Bewohner Londons in nichts nachstehet. Es ist also nicht möglich, diese beispiellose Nichtachtung durch den Mangel an Zivilisation zu entschuldigen; vielmehr muß man sie allein einer moralischen Verderbtheit zuschreiben, die dem Europäer kaum glaubhaft erscheint. Die meisten von den weißen Frauen sind in Europa erzogen worden, wo sie doch wenigstens andere Grundsätze sich hätten aneignen können; aber es scheint, daß sie hier zu Lande eben nicht eine besondere Delikatesse und Scham in Ausübung zu bringen suchen. Ich zweifle indessen nicht einen Augenblick daran, daß sie sich höchst beleidigt fühlen würden, wenn Jemand den Mangel dieser schönen weiblichen Tugenden an ihnen rügen wollte; aber es scheint mir fast unmöglich, daß ein Weib, welches alltäglich und allstündlich mit fast ganz nackten Männern Umgang hat und mit ihnen fast beständig in Berührung kommt, diese Eigenschaften in einem hohen Grade besitzen könne. Derselbe Fall findet auch mit den weiblichen Sklaven statt, die oft jung und schön sind, und deren einziges Kleidungsstück nur das oben bezeichnete ist. Die farbigen Kinder, von beiden Geschlechtern, laufen, bis zum achten oder neunten Jahre, in den Straßen ganz nackend herum. Sodann erhalten die Mädchen eine Zinn- oder Blei- oder Kupferplatte von der Größe eines Dollard (Thalers) zur Bekleidung, und die Knaben einen Fetzen Leinwand von der Größe einer offenen Hand. Eine große Zahl der Sklaven gehört zu den Mulatten und zu den Quarterons, deren Haut fast eben so weiß, als die der Europäer ist. Wenn nun die Kreolen auch (ihrer Behauptung nach) sich einbilden wollen, daß die Neger nur Thiere, wie die Ochsen, Esel, Pferde u. s. w. seien, so können sie doch dasselbe Vorurtheil nicht auf die Quarterons anwendbar machen, deren weiße Körperfarbe, deren europäische Gesichtszüge und Schönheit ihnen den Beweis aufstellt, daß sie einer und derselben Gattung angehören, und folglich auch dieselben Geistesfähigkeiten haben.

Die Ordnung und Regelmäßigkeit der Stadt macht auf den fremden Reisenden einen sehr günstigen Eindruck, zumal wenn er je einmal die Konfusion und auffallende Unordnung in der Hauptstadt von Barbados gesehen hat. Die Sklaven sind hier einer besondern Disziplin unterworfen, und man hört weder Geschrei noch Lärmen von ihnen. Sie begrüßen alle Weißen,

Digitized by Google

denen sie begegnen, mit großer Ehrfurcht, und wenn Zwei von ihnen in den Straßen in Streit gerathen, so werden sie sogleich aufgegriffen, den Polizeistatuten übergeben und von diesen hart bestraft. Die Stadt ist also, in mehrfacher Hinsicht, das absolute Gegentheil von Bridge-Town. Es scheint, daß die Sklaven hier zu Lande oft fürchterlich gegeißelt werden, denn man sieht sehr häufig auf ihren Schultern und auf ihrem Rücken die tiefgefurchten Spuren der Peitsche.

Nachdem das Gewitter, das mit außerordentlicher Stärke mehrere Stunden lang gedauert hatte, vorüber war, verfügten wir uns zum Gouverneur, der uns sehr freundschaftlich empfing, und der des Klima's und der davon herrührenden Krankheiten wegen sehr leidend war. Demungeachtet war er sehr mittheilend und theilnehmend. Er bot uns seine Pferde zu allen möglichen Ausflügen in die Umgegend an. Der Abend war regnerisch, Blitz und Donner folgten rasch auf einander und verhinderten uns, noch einen Spaziergang zu machen. Dieser an sich unangenehme Umstand wurde jedoch durch die Aufmerksamkeit und Höflichkeit der Offiziere wieder gut gemacht, die Alles aufboten, uns zu vergnügen, so daß wir erst spät in der Nacht uns nach unserer Wohnung verfügten. Der Anblick des Waldes war für uns eben so neu als angenehm. Er war nämlich von vielen Millionen Leuchtwürmern erhellt, die sich beständig und mit großer Schnelle in ungeheuern Funkenschwärmen nach allen Richtungen fortbewegten. Das durch sie erzeugte Licht war hinlänglich, uns den Wald in einiger Entfernung unterscheiden zu lassen; jedoch allein nur dann, wenn sie sich in Bewegung setzten, und nicht, wenn sie ausruheten.

Die Musquitos scheinen hier in größerer Zahl, als in den Inseln, vorhanden zu sein. Sie sind sehr groß und ihr Stich ist gefährlich. Ich sah auch einige Hundertfüßler und Spinnen von unmäßiger Größe.

Am 12 Juli: — Wir brachten die Nacht im Hause eines reichen und sehr geachteten Kaufmannes zu, der beträchtliche Lieferungen für die Regierung macht. Am Morgen wurden wir beim gastfreundlichen General zum Frühstück eingeladen. Sodann besuchten wir Alles, was in der Stadt noch sehenswerth war, und schickten uns endlich zur Rückkehr nach unserm Schiffe an. Der Gouverneur lieh uns seine Barke, die viel bequemer als die unserige war. Sie hatte fast die Gestalt der gewöhnlichen Themsebarken in der City zu London, und enthielt im Innern ein hübsches Kabinet. Die meisten wohlhabenden Einwohner haben solche Schiffchen, die manchmal auf eine sehr kostspielige und verschwenderische Weise ausgeschmückt sind. Sie erlustigen sich damit auf dem Flusse, wo oft recht hübsche Feste veranstaltet werden. Sie können im Kabinete essen, trinken und schlafen, und halten sich von Zeit zu Zeit eine ganze Woche lang darin auf. Nachdem wir Abschied von allen unsern Bekannten genommen hatten, befrachteten wir unsere Kähne mit Ananas, Schaddoks, Sappadillos und vielen andern Früchten, und begaben uns sodann in der Begleitung von sechs Offizieren von der Garnison, die mit uns bis zur Spitze von Bram gehen wollten, in die Barke des Gouverneurs, die von zwölf Ruderern in Bewegung gesetzt wurde, und ausserdem noch mit einem großen Segel versehen war. In Kurzem langten wir zu Bram an, von wo wir unsere Reise nach Tabago fortsetzten.

Die Physiologie der Leidenschaften, oder eine neue Doktrine der moralischen Gefühle.

Von Albert.

Die Leidenschaften sind eben so viele Hebel, durch deren Mitwirkung die Natur belebt wird. Sie veranlassen die Handlungen und die Verschmelzung der moralischen Gefühle des Menschen. Was daher aus dem Studium unserer moralischen Neigungen entfliessen soll, das sind die Regeln der Weisheit für unser ganzes Betragen im Leben. Dieses schöne Studium führt uns, mit mehr oder minder Gewißheit, immerdar zur Kenntniß unserer Pflichten.

Es gibt vier Hauptleidenschaften im Menschen, aus denen alle übrigen sich bilden. Erstlich: der Erhaltungsinstinkt, der den Egoismus, den Geiz, den Stolz, die Eitelkeit, die Fahrheit, die Bescheidenheit, den Muth u. s. w. erzeugt. Zweitens: den Nachahmungsinstinkt, der den Wetteifer, den Neid, den Ehrgeiz aufregt. Drittens: den Verbindungsinstinkt, aus dem Wohlwollen, Freundschaft, Achtung, Ehrfurcht, Rücksicht, Verachtung u. s. w. entstehen. Viertens: der Zeugungsinstinkt, zu dem die eheliche Liebe, so wie die Vater-, Mutter- und Kinderliebe gehören. Man könnte beweisen, daß der Mangel einer dieser Neigungen den Menschen unvollkommen macht, und mithin einen Theil seiner moralischen Organisationen zerstört. Folglich ist es auch durch die Kenntniß dieser vier ursprünglichen Antriebe, daß man die moralischen Gesetze zu entdecken vermag, von denen wir regiert werden, und aus denen man die richtigsten Schlußfolgen auf alle Phänomene des Gefühlssystems zu ziehen vermag.

Aber, frägt es sich, ist dieses System auch neu? Anfänglich haben wir angestanden, diese Frage aufzuwerfen, und sie näher zu erwägen. Aber von einer andern Seite hat es uns geschienen, daß sie nothwendigerweise unsern Erläuterungen vorangehen müsse, wenn diese theilweis nicht unverständlich bleiben soll-

Digitized by Google

den. Also, kurz von der Sache zu reden, dies angeblich „neue System“ ist nichts weniger als neu; es ist vielmehr so alt, als die unterrichtete Vernunft des Menschen, seitdem sie zum ersten Male vom systematischen Fieber befallen worden war. Jedermann, der die vorstehende Eintheilung gelesen hat, wird sich gestehen müssen, daß er darin nichts Neues, nichts ihm vorher gänzlich Unbekanntes ersehen habe. Was allein originell scheinen kann, das ist die Zusammenstellung, die wir ein wenig näher durchgehen wollen.

Die vier Instinkte, die der Verfasser als eben so viele Urforungsquellen der Leidenschaften betrachtet, sind sie in der That so genau von einander unterschieden, daß man z. B. den Zeugungsinstinkt nicht dem Verbindungsinstinkt nähern könne? Der Hang des einen Geschlechts zum andern, die Neigung, welche daraus entsteht, die gegenseitige Liebe der Gatten, der Aeltern und Kinder, der Brüder und Schwestern, mit einem Worte, alle Familienneigungen, können sehr gut durch den Verbindungstrieb erklärt werden. Ist die Familie nicht das Ganze jener Verbindungen, die der Mensch am wenigsten entbehren kann, und die für ihn eine eben so angenehme als beständige Nothwendigkeit sind? Ist die Familie nicht eine der besondern Wirkungen des großen Prinzips der Geselligkeit, die es dem Menschen zum Gesetz macht, sich gegenseitig aufzusuchen und sich unter tausend Beziehungen zu verbinden? Sollte deshalb der Zeugungsinstinkt nicht ganz einfach das Verlangen der Verbindung, von Alter, Temperament und Geschlecht modifizirt, und durch diese verschiedenen Umstände mächtiger, direkter, persönlicher geworden, sein? —

Was den Nachahmungsinstinkt anbetrifft, so könnte man ihn vielleicht mit größerm Recht als ein ursprüngliches und unzuvermindendes Gefühl betrachten. Auf jeden Fall müßte man jedoch wissen, ob wir nicht vielmehr durch das Vergnügen, welches wir empfinden, indem wir Andere in ihren Handlungen und Werken nachahmen und dieselben zu übertreffen suchen, uns der Nachahmung überlassen, als dadurch, daß wir einen größern Vortheil uns zuwenden, und mithin zu unserm Glück und zu unserer Erhaltung beitragen wollen. Es scheint uns vorzüglich, daß, wenn man nach dem System des Verfassers die nachahmende Eigenschaft als die Quelle der Nacheiferung, des Neides und des Ehrgeizes betrachtet, man leicht auf den Schluß gerathen wird, daß sie sehr wenig von dem Erhaltungsbedürfniß verschieden sei, dem ganz ähnliche Leidenschaften entspringen, wie z. B. der Muth und der Geiz. Welche so große Verschiedenheit findet in der That zwischen der Nacheiferungssucht und dem Ehrgeiz auf der einen Seite, und dem Muth und dem Geiz auf der andern statt, daß man das Alles nicht ebenfalls dem Instinkt des Wohlseins, verschiedentlich modifizirt, zuschreiben könnte?

Erhaltungsinstinkt und Geselligkeitsinstinkt scheinen die beiden Prinzipien zu sein, auf welche die neue Doktrine der moralischen Gefühle reduzirt werden könnte, und zu alledem, ist nicht eine dieser Thatsachen in der andern auch schon enthalten? — Seinen Nächsten zu lieben, ist das nicht sich selbst, einen Theil seines Selbstes lieben, wie einen nothwendigen Zusatz seiner eigenen Existenz und eine dringende Nothwendigkeit seiner eigenen Natur? — Ist die Geselligkeit, so wie alle Neigungen, die sie erzeugt, etwas Anderes, als eine Bewegung der Eigenliebe, als der Drang der Selbsterhaltung und des Glücklichseins vermittelst anderer uns gleichgebildeter Wesen?

Man ersieht nun aus dem Gesagten, worauf diese neue, beim ersten Anblicke so tief und gelehrt erscheinende Doktrine eigentlich begründet ist. — Wir fügen nichts mehr hinzu, ausgenommen, daß es immer sehr lobenswerth ist, Gegenstände in nähere Betrachtung zu stellen, die den Menschen am meisten interessiren und die ihn am nächsten betreffen. Die Philosophie mit der Moral zu verbinden, und alle Pflichten des geselligen Menschen von ihr abzuleiten, heißt sie veredeln und ihrer hohen Bestimmung ganz würdig machen. Die Seele hat ihre plötzlichen Lichterscheinungen, sie durch das Labyrinth der irdischen Leidenschaften zu leiten. Man müßte also die moralische Physiologie, und nicht die Geschichte, als die Lehrerin (magistram vitæ) des eigentlichen Lebens betrachten.

Bevölkerung von Podolien.

Podolien ist eins der bevölkertsten, fruchtbarsten und schönsten Gouvernements des russischen Reichs. Früher zu Polen gehörig, und durch die zweite Theilung davon losgerissen, wurde es der Diamant der Krone genannt. Der Boden dieser Provinz, überall niedrig und eben, ist von ungeheurer Fruchtbarkeit. Er ist mit unabsehbaren Kornfeldern, üppigen Triften und Weideplätzen, auf denen große und zahlreiche Heerden zerstreut sind, und die sich oft im hohen Grase verlieren, mit schönen, hochstämmigen Waldungen und vielen Städten, Flecken, Dörfern und einzelnen Gehöften überdeckt. Leider sind die Bewohner der ersten Idee nicht entsprechend, die man von einem so herrlichen Lande sich zu machen geneigt ist. Sie bestehen entweder aus dem Adel, von dem einige Familien, vorzüglich die Potocky, Siniawsky, Razborowsky u. a. sehr ausgedehnte Besitzungen, nebst mehrern tausend Bauern haben, oder aus der Geistlichkeit und den Leibeigenen, welche letztere sich noch in einem klaglichen Zustande befinden. Folgende Tabelle kann eine

Digitized by Google

Uebersicht von den verschiedenen Klassen dieser Einwohner darstellen:

Klassen.	Männer.	Weiber.	Hauptsumme.
Adel	46,580	46,484	93,064
Christen vom latein. Ritus	100,511	97,055	197,566
Katholische Geistlichkeit .	160		160
Christen vom griech. Ritus	422,765	415,899	838,664
Griechische Geistlichkeit .	7,146	6,467	13,613
Juden	68,218	68,412	136,630
Roskolniks (altrusf. Ritus)	52	45	97
Philippowanier	16	14	30
Eigener	109	106	215
Freie	957	620	1,577
Bedienten	2,891	1,490	4,381
Kron-Leibeigene . .	26,981	26,762	53,743
Leibeigene der Eg-Jesuiten	1,819	1,846	3,665
— der Geistlichkeit	5,398	5,355	10,753
— der Obrigkeit	257	258	515
— der Richtfeodalgüter	818	845	1,663
— des Adels . .	393,044	388,580	781,624

Achtzehn Städte enthalten 8345 Häuser (Domy); 106 Flecken (Miasteczka) haben 22,489 Häuser; 1885 Dörfer zählen 139,850 Gehöfte.

Die Oberfläche von Podolien beträgt 9,049,663,028 Quadrat-Saschas, oder 3,770,692 Quadrat-Dessatinen, oder 36,198 $^{15}/_{25}$ Quadratwerst, oder 738 $^{7}/_{12}$ geographische Quadratmeilen. Zum Schiffbau nutzbare Waldung 1,100 Dessatinen, zum Häuserbau 81,965 ½ und zur Feuerung 180,687. Der jährliche Ertrag an Heu, ohne das Grünfutter, ist 6,001,924 russische Pud (zu 40 Pfund). An Pferden zählt man (ohne die wilden) 50,492, Füllen 12,660. Ochsen 127,049. Kühe 118,475. Hammel 281,319. Die jährliche Aernte ist an Weizen 202,536 Tschetwert. Korn 124,733. Gerste 128,715. Hafer 156,122 ½. Schwarzkorn 88,978. Hirse 16,800 ½. Kukuruza 2,948 ¼. Lein 2,393 ½. Flachs 14,100 ½.

Häckerling.

Wie ein Diamant manchmal auch auf einen Mistshaufen fallen kann, und nichts desto weniger ein Diamant bleibt, so zeigt sich auch hin und wieder in der türkischen Geschichte ein Zug, der der Erwähnung nicht unwerth ist. Unter der Regierung Solimans II hatte ein Mollah, Namens Ali Schelebibian Salek, den Muselmännern dadurch einen Dienst zu erweisen geglaubt, daß er die Mährchen und Fabeln Bidpay's, den man gewöhnlich nur Pilpay nennt, ins Türkische übersetzte. Nach einer zwanzigjährigen Arbeit war das Werk endlich vollendet, und der Mollah dedizirte es, unter dem Titel: „Humai-unname, oder kaiserliches Buch", dem Sultan. Er machte zwei Abschriften davon, und übergab die eine dem Großvezier, mit der unterwürfigen Bitte, die andere dem Beherrscher aller Gläubigen zu überreichen. Er erwartete nun mit Ungeduld eine Belohnung, oder wenigstens ein ausgezeichnetes Lob für seine Mühe; aber wie groß war sein Erstaunen und sein Schrecken, als ihn der Vezier zu sich kommen ließ, ihn barsch anredete, über seine unnütze Zeitverschwendung ausschmähte, und ihm endlich befahl, künftighin sich dergleichen Dinge zu enthalten, und vielmehr mit irgend einer Streitfrage des türkischen Rechts sich zu befassen. Glücklicherweise erfuhr der Sultan den Vorgang der Sache, und da er eben so aufgeklärt, als sein Vezier beschränkt war, so ließ er sich das Werk vorlesen, wurde davon bezaubert, und ernannte den Uebersetzer desselben zum Kadi, eine Würde, die ihm den Weg zu den höchsten Ehrenstellen eröffnete. Der Vezier, der seinen Ausspruch unfehlbar glaubte, wendete zwar alles Mögliche an, Soliman II zu überzeugen, daß ein Mollah sich nicht mit der Dichtkunst beschäftigen dürfe; er wurde nicht gehört, und mußte mit langer Nase abziehen. Seit jener Zeit, nämlich seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, sind denn nun auch die Fabeln Bidpay's in Europa bekannt.

Der Kaiser Tiber sagte: „daß ein Mensch, der dreißig Jahre alt geworden sei, sein eigener Arzt sein müsse, weil er nothwendiger Weise seinen Körper besser kenne, als ein Mann, der ihn nur im Vorübergehen zu betasten würdigt."

Asklepiades behauptete, daß es nur vier Mittel gebe, sich vor aller und jeder Krankheit zu bewahren, nämlich: zu fassen, sich zu bewegen, den Körper sich mit einem weißen Leintuche zu reiben, und zu Fuß oder zu Pferde zu spazieren.

Man beschwerte sich über die Undankbarkeit der Menschen in Jemandes Gegenwart, der kein Philister und kein Nußknacker war, und der Gutes that, ohne sich dessen zu rühmen. „Wisset ihr nicht", sagte er, daß man viele Wohlthaten verrichten muß, um einer einzigen sich erfreuen zu können?" —

Der stille Freitag zu Jerusalem.

Unter den verschiedenen Feierlichkeiten, die von den morgenländischen Christen noch jetzt aufs Strengste beobachtet werden, zeichnen sich vorzüglich die des stillen Freitags aus. Die Mönche von Jerusalem begeben sich, vor diesem Tage, nach dem Dorfe Bethlehem und ins dortige Kloster, um den Bewohnern desselben einen Besuch abzustatten. Bei dieser Gelegenheit liefet ein Priester das 21. Kapitel des Evangelisten St. Matthäus, und sobald er die Worte ausspricht: „Gehet hin in

Digitized by Google

den Flecken, der vor euch liegt, und bald werdet ihr eine Eselin finden angebunden, und ein Füllen bei ihr; löset sie auf, und führet sie zu mir!“ werden einige von den Anwesenden abgesendet, und kehren bald darauf mit einem Esel zurück. Sie ziehen sodann einen Theil ihrer Kleidung aus und beladen das Thier damit, welches einer von ihnen besteigt. Sodann wendet sich der ganze Zug, in feierlicher Prozession, nach Jerusalem. Beim Einritte in die heilige Stadt breiten sie ihre Kleider auf den Boden aus und streuen Baumzweige über den Weg, indem sie unaufhörlich singen: „Gesegnet sei der Sohn Davids! Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!“

Am Charfreitag-Abend begeben sich sämmtliche Christen zu Jerusalem in Masse nach der Kirche des heiligen Grabes, am Kalvarienberge. Zuerst wird eine Predigt angehört, während der man allmälig die Lichter auslöscht, um einen desto größern Eindruck auf die Seele der Zuhörer hervorzubringen, und die plötzliche Finsterniß nachzuahmen, die an diesem Tage die Erde überdeckte. Sodann beginnt die Prozession, bei welcher Jedermann eine brennende Kerze in der Hand trägt. Ein sehr großes hölzernes Kreuz, woran eine hölzerne, den Heiland vorstellende Figur in Lebensgröße geheftet ist, wird vorangetragen. So besucht man die verschiedenen Theile der Kirche, wo besondere Gebete und Zeremonien verrichtet werden, welche in Beziehung auf das Leiden, den Tod, das Begräbniß und die Auferstehung Jesu Christi stehen. Der Zug begibt sich sodann nach Golgatha, wohinauf die Mönche ohne Schuhe wandern.

Dort wird das Kreuz aufgerichtet und eine zweite Predigt, über die Kreuzigung des Herrn, gehalten, worauf eine Hymne gesungen wird. Alsdann nähern sich zwei Personen, die den Joseph von Arimathia und den Nikodemus vorstellen, dem Kreuze mit vieler Feierlichkeit, ziehen die Nägel heraus, und lassen die Figur herab, deren Glieder eben so gelenkig sind, als wenn sie einem wirklichen Körper angehörten. Man legt sie zuerst auf eine Bahre, und sodann auf die Erde, wo sie mit Balsam und Weihrauch überdeckt wird. Eine andere Hymne wird gesungen, eine dritte Predigt gehalten, und die Feierlichkeit beendigt sich durch die Niederlassung des Körpers im Begräbnisse.

Mittel gegen das Scharlachfieber.

Seit einiger Zeit beschäftigt man sich in Deutschland sehr mit einer neuen Erfindung, von der man sich den glücklichsten und unzweifelhaftesten Erfolg verspricht. Man behauptet nämlich, daß man das verheerende Scharlachfieber, diese äußerst gefährliche Krankheit, durch ein neues Mittel vertreiben könne, das denselben heilsamen Einfluß, als die Kuhpockenimpfung, auszuüben im Stande sei. In einem Augenblicke, wo diese Seuche eben am furchtbarsten wüthete, glaubt man bemerkt zu haben, daß der Same der Belladonna nicht nur nicht schädlich sei, sondern auch die Ansteckung und alle damit verbundenen üblen Folgen verhindert. Es ist hinlänglich, wenn man einem Kinde zehn Tage lang ein Getränk, mit zehn bis zwölf Körnern Saft vermischt, eingibt, und zwar blos in ungefähr einem Schoppen Wasser, wovon man täglich drei bis vier Eßlöffel voll verwendet. Bald darauf zeigt sich eine fliegende Röthe auf der Haut, Zusammenschnüren und Hitze im Schlunde, nebst einigen leichten Fieberschauern. Wer die Krankheit auf solche Weise gehabt hat, darf die Ansteckung nicht mehr befürchten. Das eben bezeichnete Verfahren wird von Hufeland, Meglin, Sömmering und Andern als sehr zweckmäßig empfohlen.

Witterungs-Prophezeihungen.

Der Astronom Fischer zu Kornneuburg, bei Wien, wird allgemein für einen der besten Witterungs-Propheten gehalten. Ein Theil seiner Vorhersagungen, das laufende Jahr betreffend, ist bereits eingetroffen, und die von ihm verkündigte große Hitze und Trockenheit des Juli ist nicht ausgeblieben. Aber man wird mit dem Herbst Geduld haben; denn wenn er so wird, wie Fischer ihn im Voraus ansagt, so wird man noch ein wenig die Gluth der Sonnenstrahlen fühlen, bevor der Winter erscheint und sein gebieterisches „Platz da!“ aus Mitternacht heraberheult. Nach seiner Behauptung rührt die diesjährige große Hitze daher, daß die Sonne diesmal keine Flecken hat.

Französische Literatur.

Nouvelles lettres provinciales, ou l'Observateur des Jésuites au XIX. siècle. — Neue Provinzialbriefe, oder der Beobachter der Jesuiten im neunzehnten Jahrhundert. Von M. S. Mit dem Motto: Geben wir die Wahrheit als Waffe der Kritik. Paris, 1825. Bei Wittwe Goulet. In 8.

Dies Werk erscheint heftweise, jedes zu zwei Druckbogen. Die beiden ersten sind so eben ausgegeben worden. Der Verfasser zeigt sich seinem Motto getreu, und man kann ihm bis jetzt nicht den Vorwurf machen, daß er die Sache übertreibe, wodurch der Wahrheit gewöhnlich mehr geschadet, als genützt wird. Der Styl ist fliessend, rein und angenehm. Wir kommen bald einmal wieder auf dieses Werk zurück, wenn erst eine größere Anzahl Hefte von demselben erschienen sein werden.

Digitized by Google

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Petersburg, Juni.

Wir haben einige Nachrichten vom Kapitän Kotzebue erhalten. Auf seiner Fahrt von den Küsten Chili's nach Kamtschatka, wo er am 8. Juni v. J. angekommen ist, hat er einige Inseln entdeckt; unter andern hat er die Insel Karlshoff von Roggewein wieder gefunden, deren Lage er auf 15° 26′ südlicher Breite und 147° 44′ östlicher Länge vom Pariser Meridian bestimmt. Die Mittheilungen, die uns von mehrern mit Kotzebue eingeschifften Personen zugeschickt worden sind — die wir aber noch nicht mittheilen können — lassen hoffen, daß diese Reise nicht ganz ohne Nutzen für die Wissenschaften sei. Man hat mehrere Beobachtungen über die Neigung der Magnetnadel angestellt, so wie über die Meerwuhren. Diese letztern sind zu Rio-Janeiro, Talkahuana, Otahiti und auf der Insel Otu-Dia, einer derjenigen der Gruppe Radak, vollzogen worden. Man hat ebenfalls viele Experimenten über die Meerthermometer, mit einem vom Professor der Physik, Paerot zu Dorpat, erfundenen Instrumente angestellt. Das Resultat derselben war, daß die Vermischung der Temperatur ziemlich schnell bis auf eine Tiefe von 300 Toisen, daß sie aber von da bis auf 1000 Toisen fast unmerklich ist.

Der Baron von Wrangel, der in seiner ersten Expedition nach dem Nordpol den Theil der Küste Sibiriens genau bestimmt hat, über den man bisher noch ungewiß war, und der alle Vermuthungen, die man bisher über eine Landverbindung zwischen Asien und Amerika aufstellte, berichtigt hat, ist so eben zu einer zweiten Expedition abgereiset, durch die sich wahrscheinlich entschieden wird, ob das Land wirklich existirt, welches man nördlich von dem der Tschuktschen gesehen zu haben vorgibt. Vor seiner Abreise hatte er eine zweistündige Audienz bei Sr. Maj. dem Kaiser.

Brüssel, Juli.

So eben ist bei uns ein Buch erschienen, das ungemeines Aufsehen erregt hat. Es ist folgendermaßen betitelt: „Ledon Scipio Ricci's, Bischofs von Pistoja und Prato, Reformatores des Katholizismus in Toskana, unter der Regierung Leopolds, bestehend aus mehrern eigenhändigen Handschriften dieses Prälaten und anderer berühmten Personen des letzten Jahrhunderts, und mit mehrern Aktenstücken aus den Archiven des Commendanten Lapo de Ricci zu Florenz begleitet; herausgegeben von de Potter, Verfasser des Kirchengeists.“ Mit dem Motto: „Wenn eine Nation, durch die Stärke der Gewohnheit, knechtisch ihrer Vernunft der Obergewalt der Priester und der Großen unterwerfen hat, so hört sie auf zu denken und verliert alles Verlangen, sich aufzuklären. Nach und nach einem lethargischen Schlummer sich überlassend, verschließt sie sich selbst auf immer den Ausweg aus ihrer Erschlaffung. Adel und Geistlichkeit benutzen geschickt ihre unwissenheit und Unthätigkeit, und vermittelst kleiner Anlockungen, die sie ihr zur rechten Zeit darbieten, lenken sie sie ohne Mühe nach ihrem Willen und nach den Ansichten ihres Interesses. Man sieht alsdann diese beiden Klassen, obgleich sie immer mit einander rivalisiren und auf einander eifersüchtig sind, wenn es um Beherrschung gilt, sich jedesmal aufs innigste verbinden, wenn es die Bekämpfung Derjenigen gilt, die ihre Privilegien bedrohen, und die darauf hinarbeiten, den Zauber ihrer Macht zu zerstören, um das Dasein des Volks zu verbessern.“ Handschriftliche Denkwürdigkeiten des Bischofs Ricci, von ihm selbst geschrieben. Vierter Theil. Folio 10.

Wenn, wie ein Philosoph gesagt hat, der Kampf des Tugendhaften mit dem Geschick ein der Aufmerksamkeit der Gottheit würdiges Schauspiel ist, so muß sie ohne Zweifel sich auch gefallen, das Bestreben eines unumschränkten Beherrschers zu beachten, der seine Gewalt allein nur dazu benutzt, die Unwissenheit seines Volks zu beseitigen, sein Gewissen und das Gefühl seiner Rechte zu erwecken und es durch weisen Unterricht immer besser und seiner Bestimmung immer würdiger zu machen. Sie muß mit wohlgefälligem Auge dem Diener der Altäre folgen, der seine Autorität nur dazu benutzt, den Fanatismus und die Intoleranz zu entscheiden, die der Menschheit beständig das allergrößte Unheil zugefügt haben. Das war die edle Aufgabe eines Joseph II, eines Klemens XIV, eines Leopold und eines Ricci, die sie mit Treue und Umsicht zu erfüllen sich bemühet haben.

— Man lieset im Monthly-Magazine, „daß der Doktor Granville die Mittel entdeckt hat, deren die Aegyptier sich bedienten, um ihre Mumien zu erhalten.“ Es ist ihm gelungen, mehrere Mumien in England zu bereiten, die vollkommen den ägyptischen ähnlich sind, und allen Veränderungen der Witterung und des Klima's zu widerstehen vermögen. Es scheint, seinen Experimenten nach, daß das Wachs das große Bewahrungsmittel der Aegyptier war. Er geht so weit, zu behaupten, daß alle andern Ingredienzien unnütz seien, wenn sie nicht mit Wachs vermischt werden. — Es wird bald eine Denkschrift über eine Mumie erscheinen, die Sir Edmonstone im J. 1821 nach England brachte, und die so wohl erhalten war, daß der Doktor Granville sie noch zu anatomiren vermochte. Es war der Körper eines Frauenzimmers, und man hat sein Alter bestimmt, so wie die Krankheit, an welcher es gestorben war.

— Das nachgelassene, bisher unbekannte Werk Miltons: „de doctrina christiana“, soll nun in Kurzem erscheinen. Man spricht davon auf eine Weise, um die Aufmerksamkeit sehr gespannt zu erhalten. Es ergibt sich daraus, sagt man, daß Milton ein Arianer war, ohne je selbst die geringste Vermuthung darüber zu haben. Was die Form des Werks anbelangt, so besteht es aus einer Reihenfolge getrennter Auseinandersetzungen, über welche der Verfasser regelmäßig seine Schlußfolgen macht, worauf häufige Anführungen auf der heiligen Schrift folgen. Diese Methode war die der Zeit, in welcher er lebte.

— Die vorzüglichsten Städte in Nordamerika haben folgende Bevölkerung: Portsmouth, 5000 Einwohner. Boston, 50,000. New-York, 123,000. Philadelphia, 136,000. Baltimore, 62,000. Washington, 20,000. Norfolk, 9000. Charlestown, 23,000. Savannah, 7500. New-Orleans, 40,000.

— Der Baron Kobylinsky hat dem Museum zu Warschau 145 alte Münzen geschenkt, die im Dorfe Trebinnim, unfern Pinsk, aufgefunden worden sind, und worunter sich viele englische befanden.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 35. Zweiter Jahrgang 1825. 31 August.

Die gegenwärtige Lage Brasiliens.

Bevölkerung. Zustand der Sklaven. Literatur und Kunst. Einkommen und Handel. Klima.

Die Vortheile aller Art, die uns Brasilien, eins der von der Natur am meisten begünstigten Länder, machen, gingen so lange verloren, als es, eine Kolonie Portugals, den vom Mutterlande in Ausübung gebrachten Beschränkungen unterworfen war. Deshalb wurde die Ankunft des Hofes auch als das glücklichste Ereigniß betrachtet. Die Häfen, die bis dahin auf's Strengste verschlossen geblieben waren, öffneten sich den Fremden und dem äussern Handel. Nach Spix und Martius kamen damals ungefähr 21,000 Portugiesen in Brasilien an, ohne der Engländer, Franzosen, Deutschen, Holländer und Italiener zu gedenken. Die Bevölkerung von Rio-Janeiro, die nur auf 50,000 Seelen angeschlagen wurde, erhob sich im Jahr 1817 bis auf 110,000, und man schätzte sie im J. 1821 auf 135,000, worunter sich 105,000 Schwarze und 4000 Fremde befanden. Die Gesammtbevölkerung von Brasilien, mit Inbegriff der Indianer, wird gegenwärtig auf 3½ bis 4 Millionen angeschlagen.*) Es ist nicht leicht, die Menge der Sklaven auf's Genaueste zu bestimmen; aber sie muß ungeheuer sein und beträchtlich zunehmen, weil jährlich mehr als 20,000 Neger in dem einzigen Hafen von Rio-Janeiro eingebracht werden, ohne dessen von Bahia und der andern Orte zu gedenken, für die man wenigstens jährlich 10,000 anschlagen kann, so daß über 40,000 Unglückliche jahraus jahrein ihrem heimischen Boden entrissen und unter eine fremde Zone versetzt werden.

Diese Sklaven-Einbringung datet schon durch sich selbst an, daß die Bewohner Brasiliens ein entnervtes, träges Volk bilden, das sich einer unglaublichen Faulheit überläßt. Aber auch der Neger führt dort ein bequemeres Leben, und wird nicht mit der Peitsche zur Arbeit getrieben, ja es gibt mehrere, die einen fast unbeschränkten Einfluß über ihre Herren ausüben. Sie singen und tanzen in den Straßen, und begehen allerlei Narrenstreiche, die von ihrem Muthwillen und ihrer frohen Laune zeugen. Entrinnt ein Neger und man wird seiner wieder habhaft, so gibt man ihm, statt aller Bestrafung, ein großes Glas Branntwein, und damit ist die Sache abgethan. Nirgends können die Sklaven leichter ihre Freiheit erlangen, als in Brasilien; aber ihr Zustand verbessert sich dadurch um nichts. Gewöhnlich sind die freien Schwarzen noch viel fauler, lasterhafter und ausschweifender, als ihre gewesenen Herren. Bald befinden sie sich und ihre Familien in der größten Noth, und das durch eine Unvorsichtigkeit, von der sie sich keinen Begriff zu machen im Stande sind. Manchmal jedoch bringen sie es so weit, selbst Eigenthümer zu werden und sich

*) Nach einem offiziellen Aktenstücke ist der Zustand der Bevölkerung folgender:

Weiße	843,000 Seelen.
Eingeborne	259,400 "
Mestis und freie Farbige	426,000 "
Mestissklaven	204,000 "
Freie Neger	159,000 "
Negersklaven	1,725,000 "
Im Ganzen:	3617,400 Seelen.

Sklaven zu halten, die ſie auf die allergrauſamſte und ausgeſuchteſte Weiſe mißhandeln.

Die Meinung, oder vielmehr der Glaube, den die Neger in Braſilien über ſich ſelbſt und ihre Natur haben, beweiſet, wie tief ſie ſich noch unter den Weißen erblicken. Sie behaupten nämlich: daß, als Gott Adam geſchaffen hatte, der Teufel auch einen Menſchen bilden wollte. Er ergriff alſo einen Erdenklos und knetete ihn wacker zuſammen; aber Alles, was er mit ſeinen Händen berührte, wurde ſchwarz. Er beſchloß alſo, ihn im Waſſer weiß zu waſchen. Doch als er ſich demſelben nahete, verſiegte es plötzlich und er hatte nur noch die Zeit, ſein Machwerk auf den feuchten Boden zu ſtoßen, ſo daß es denſelben mit den Fußſohlen und dem innern Theile der Hand berührte, weshalb dieſe Theile die einzig weißlichen am ganzen Körper des Negers ſind. Der Teufel gerieth in Zorn und ſchlug ſeinem Geſchöpfe auf die Naſe, wodurch ſie ganz flach wurde. Der Schwarze hat um Gnade, und ſtellte vor, daß er nicht ſchuldig ſei. Darob beſänftigte ſich Satan ein wenig, und um ihn zu tröſten, berührte er ihm den Kopf, aber die Gluth ſeiner Hände machte, daß die Haare plötzlich zuſammenrollten und ganz wolligt wurden.

Die Verbindungen zwiſchen den Weißen und den Negerweibern ſind ſehr häufig, wodurch eine Mulattenrace erzeugt wird, die ſich beſtändig vermehrt. Aber leider iſt dieſe Race nicht frei, ſondern ebenfalls zur Sklaverei verdammt. Ein gewiſſer Padre Canto hatte vier Mulattenſöhne, wovon er zwei verkaufte und von den beiden andern ſich in einem Tragſeſſel in der Stadt herumſchleppen ließ. — Es iſt traurig, daß der Graf von Linhares, der ſo viele Verbeſſerungen in Braſilien vorgenommen hat, nicht im Stande geweſen iſt, der Sklaverei ein Ziel zu ſetzen, und wenigſtens jede neue Einfuhr von Negern zu verhindern. Demungeachtet kann dieſer ſchändliche Handel unmöglich noch von langer Dauer ſein, weil Braſilien von Columbia, Peru, Buenos-Ayres und Chili umgeben iſt, wo man ihn gänzlich und auf immer abgeſchafft hat, und wo die Neger entweder ſchon frei ſind, oder ſich auf dem Punkte befinden, frei zu werden. Bereits hat das Miniſterium einige Schritte zur allmäligen Verbeſſerung gethan; die Anlegung einer Preſſe iſt erlaubt, und ſie ſelbſt iſt von allen Zwangsformen befreit worden. Der Kaiſer ſcheint der Literatur und der Volksaufklärung geneigt zu ſein. Zu wünſchen iſt jedoch, daß die Geſetze auch nicht unbeachtet bleiben, damit man verſichert ſein dürfe, Schutz und Recht von ihnen erlangen zu können, wovon man bis jetzt leider noch nicht viele Beiſpiele aufzuſtellen vermag. Als Gegenbeweis darüber mag dienen, daß einige unglückliche Deutſche, die nach dieſem entfernten Lande in der Hoffnung ausgewandert waren, dort, den ihnen geleiſteten Verſprechungen zufolge, Ländereien und anderweitige Unterſtützung zu ihrer Anſiedelung zu erhalten, ohne weiters bei ihrer Ankunft zu Soldaten gemacht und an Bord fremder Schiffe geſchickt wurden, mit der Weiſung, ſie als Deſerteurs zu betrachten und als ſolche zu behandeln. — —

Hin und wieder werden einige Schulen gegründet, und in der Hauptſtadt iſt eine öffentliche Bibliothek geſtiftet worden, in der ſich bereits über 70,000 Bände befinden, die aus Portugal herübergekommen ſind. Außerdem hat man ein Muſeum und eine Schule der Wundarzneikunde eingerichtet. Die Botanik wird vom Frä Leandro do Sacramento, einem ſehr unterrichteten Karmeliten, gelehrt, der einen Pflanzengarten ganz in der Nähe der Stadt angelegt hat. In der Akademie der Künſte iſt eine Gemäldegallerie vorhanden. Ein Spital und mehrere Krankenhäuſer dürfen nicht unbemerkt bleiben. Die Einwohner von Rio-Janeiro fühlen die Wichtigkeit dieſer neuen Einrichtungen, und ermangeln nicht, dazu nach Kräften beholflich zu ſein. Die Muſik wird ſehr vom ſchonen Geſchlechte geliebt, und es ſucht ſich ſo viel als möglich darin zu vervollkommnen. Es gibt eine Oper, bei der faſt alle Sänger und Sängerinnen Farbige ſind. Man behauptet, daß Don Pedro (der Kaiſer) dies Vergnügen ſo leidenſchaftlich liebt, daß er faſt allen Proben beiwohnt und die oberſte Leitung des Ganzen ſich vorbehalten hat.

Die Abſchaffung einer Menge von Hinderniſſen, die den Handel beſchränkten, hat bei den Bewohnern von Rio-Janeiro einen gewiſſen Wagegeiſt verbreitet, der bisher gänzlich unbekannt war. Ueberall bemerkt man jetzt eine große Thätigkeit in den Werkſtätten und Kaufmannsladen, und die Wochenmärkte werden nicht allein immer häufiger beſucht, ſondern ſie ſind auch aufs Beſte mit allen Arten Fleiſch, Geflügel, Fiſchen, Früchten und Gewächſen verſorgt. Von den einheimiſchen Früchten vorzüglich iſt eine ſo große Menge vorhanden, daß kein Land ſich rühmen kann, etwas Aehnliches aufzuweiſen, und daß ſelbſt die ärmſten Menſchen mehr als genug haben. Der Maniok und der Mais machen die Hauptnahrungsmittel der Sklaven aus. Kakao, Indigo und Tabak werden als Handelsartikel kultivirt; aber die vorzüglichſten Erzeugniſſe des Landes und die größten Quellen ſeines Reichthums ſind Kaffee, Baumwolle und Zucker, die nebſt dem Golde, den Edelſteinen, den Farbhölzern, der Seife und dem Leder gegen die Erzeugniſſe der engliſchen Induſtrie ausgetauſcht werden. Man ſagt, daß der Werth der Ausfuhr ſich im Jahr 1820 auf 1,860,000 Pfund Sterling (beinahe 44½ Millionen franz. Franken) und im J. 1821 auf 2,230,000 Pf. St.

Digitized by Google

(53½ Millionen Franken) belaufen habe. Das ganze Einkommen Brasiliens wird auf 2½ Millionen Pf. St. (60 Millionen Franken) geschätzt, also fast das Doppelte von dem, was es vor der Ankunft des Hofes war. Dieses Einkommen wird vorzüglich aus den Abgaben auf die Ein- und Ausfuhr bezogen, so wie durch den Fünftheil vom Ertrage der Goldminen. Die Menge dieses Metalls, die man jährlich gewinnt, wird auf ungefähr 1 Million Pf. Sterl. angeschlagen.

Nicht befriedigt durch alle diese reiche Handelsartikel, meinten die Brasilianer, daß es ein Leichtes sein würde, den Theebau im Lande selbst einzuführen, so daß man nicht mehr nöthig habe, ihn aus China zu beziehen. Um diesen Plan auszuführen, ließen sie einige Hundert Theebehauer, nebst einer großen Menge Pflanzen, aus China kommen. Schon 1820 war dies Unternehmen so weit gelungen, daß die Zahl der Pflanzen sich auf ungefähr 6000 belief; aber man bemerkte nur zu bald, daß, obgleich der Strauch auf dieselbe Weise gepflanzt und gepflegt worden war, wie in seinem Mutterlande, dennoch die Blätter, auf gleiche Art wie dort gepflückt, getrocknet und zubereitet, einen herben Erdgeschmack hatten, und daß es ihnen durchaus an jenem aromatischen Geruch gebrach, der den chinesischen Thee so vortheilhaft auszeichnet. Zudem waren die sämmtlichen Chinesen krank geworden, und mehrere davon waren mit Tod abgegangen, andere verließen die Pflanzung und verfügten sich in die Städte, welche sie noch jetzt bewohnen und wo sie in den Straßen ihre Spielzeuge und ihre Too-Foos verkaufen. So beendigte sich ein Unternehmen, dessen man kaum noch bedurfte, um sich eine neue Quelle des Reichthums zu verschaffen, da man deren im Ueberfluß aus eigenem Grund und Boden hervorzurufen vermag.

Das Klima von Brasilien ist unter den Wendekreisen und darüber hinaus fast überall gleich gesund, so daß der Menschenschlag nichts von hinderlichen Einflüssen desselben zu besorgen hat. Die am häufigsten stattfindenden Krankheiten sind langwierige Durchläufe, Wassersucht, Wechselfieber und Wasserbrüche, wovon die letztern als einheimisch zu Rio-Janeiro betrachtet werden können. Die Fieber sind nicht so häufig, als man es von der Ausdünstung eines Morastes erwarten sollte, der sich in den Vorstädten befindet und alle Zuflüsse aus der ganzen Stadt in sich aufnimmt. Der Gestank, der sich aus ihm erhebt, zieht viele Tausende von Geiern an, die, wie ehemals in Aegypten, auch hier zur Reinigung der Erde als sehr nützlich betrachtet werden. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Morast mittelst einiger Schleusen sehr leicht aufgetrocknet und das Meer durch einen starken Damm zurückgehalten werden könne; aber die Brasilianer haben sich bis jetzt von dem Nutzen eines solchen Unternehmens noch nicht überzeugen können. Im untern Theile jedes Hauses befindet sich das nöthige Brennholz und ein Kloak, in welchem sich Tausende von Muskitos, Skorpione und andere schädliche und gefährliche Insekten erzeugen. Die Ratten sind in unzählbarer Menge vorhanden und scheinen die Hunde eben nicht besonders zu fürchten, weil man sie oft ganz friedlich und freundschaftlich neben einander schlummern sieht. Die Straßen sind, wie zu Konstantinopel, mit verlassenen Hunden bevölkert, die sich ihre Nahrung selbst aufsuchen müssen, und deshalb einen beständigen Krieg mit den Negern führen. Die Hydrophobie ist im Lande unbekannt, ein Umstand, der fast unbegreiflich scheinen mag.

Zu den eben genannten Unannehmlichkeiten gesellen sich noch die Ameisen und Erdspinnen, die oft große Verheerungen anrichten. Die Muskitos und die Schafläuse gehören ebenfalls zu den Landplagen. Die Vielfüße, Skorpione, Kröten und Frösche wimmeln in den Gehölzen. Ungeheure Spinnen spannen ihre Netze aus, die stark genug sind, um kleine Vögel darin zu fangen. An Schlangen fehlt es nicht, und der Biß mehrerer derselben ist tödtlich. Die Boa- oder Riesenschlange wird oft sechszehn bis achtzehn Fuß lang, und man gebraucht ihre Haut, nachdem sie gegerbt worden ist, um Stiefeln daraus zu machen. Die Klapperschlangen werden ziemlich groß und sind sehr gefährlich. Eine derselben hatte zu S. Joao del Rey einen Mann am Fuß gebissen, der bald darauf starb. Seine Wittwe verheirathete sich mit einem Andern, der die Stiefel des Verstorbenen anzog, sich bald darauf unwohl befand und in wenigen Tagen verschied. Ein Dritter, der sich ebenfalls derselben Stiefel bediente, hatte ein gleiches Schicksal. Endlich fand sich ein Brasilianer, den das zusammengehäufte Vermögen der Wittwe anlocken mochte, und der sich in vierter Instanz um ihre Hand bewarb. Er erhielt sie; aber er war vorsichtiger, als seine Vorgänger, und entdeckte den Zahn der Schlange im Stiefel, dessen Reibung die Andern verwundet und ihnen den Tod gegeben hatte. Er zog ihn vorsichtig heraus und hatte nun nichts mehr zu besorgen. Dieses wahre Beispiel zeigt die ungemeine Feinheit und Wirkung des Giftes unter diesem Himmelsstriche.

Moskau im Jahre 1825.

Die alte Hauptstadt des russischen Reichs, Moskau, liegt unter 55° 45′ 45″ nördlicher Breite und 55° 12′ 45″ östlicher Länge, an den beiden Ufern der Moskwa. Sie scheidet sich in vier Theile: den Kremlin, Kitaygorod, Belogorod und Zemienogorod.

Digitized by Google

Die beiden ersten bilden das Zentrum der Stadt, um welches sich die andern Theile und die Vorstädte schliessen.

Man behauptet, daß da, wo sich jetzt der Kremlin*) befindet, ehemals ein dichter Wald und ein Sumpf war, in dessen Mitte eine kleine Insel lag, die ein Einsiedler, Namens Bukal, bewohnte. Der Kremlin bildet ein unregelmäßiges Fünfeck, mit einem Thurm in jeder Ecke. Die Mauern sind sehr hoch und mit Schießscharten versehen. Durch fünf Thore, Nikolskoy, Spaskoy, Troitskoy, Taynitskoy und Borowitschkoy genannt, gelangt man in die äussere Stadt. Das Thor Spaskoy ist deshalb merkwürdig, weil alle Diejenigen, die hindurch gehen, den Hut abziehen müssen. Dieser alte Gebrauch begründet sich auf eine wunderbare Befreiung des Kremlins von den Tartaren, die hierdurch eindringen wollten, und aufs Haupt geschlagen wurden. Eine lateinische Inschrift vom Jahre 1491, die an diesem Thore angebracht ist, steht mit jener Begebenheit in keinem Bezuge.

Kitaygorod bildet ebenfalls ein unregelmäßiges Fünfeck, und ist mit einer Mauer umgeben, die auf der einen Seite sich an den Kremlin lehnt, und auf der andern sich am Flusse beendet. Sechs Thore erleichtern die Verbindung mit den übrigen Stadttheilen. Hier befindet sich der Bazar und die Wohnungen der Kaufleute.

Belogorod, oder die weiße Stadt, wurde also genannt, theils weil sie fast ganz aus weißen Steinen erbaut, theils weil sie von einer weißen Mauer umschlossen war. Das Flüßchen Neglinna strömt hindurch.

Zemlenoygorod, oder die Erdstadt, umgibt Belogorod, und wurde, eines Erdwalles wegen, der sie umschloß, also genannt. Es befand sich ausserdem noch ein Ostrow oder holzernes Fort daselbst, das Feodor Ioannowitsch nach dem Einfall der Tartaren erbaut hatte.

Drei Flüsse bewässern Moskau, nämlich die Moskwa, die Iuasa und die Neglinna. Letztere ist jetzt in einen unterirdischen Kanal verwandelt, und mit einer hübschen Promenade überdeckt worden. Die Moskwa ist weder breit noch tief, aber dennoch von ungemeiner Wichtigkeit für die Stadt, weil dadurch eine bequeme Handelsverbindung mit Petersburg und Nischnei-Nowgorod, wo die größte Messe in Rußland gehalten wird, veranlaßt worden ist. Sie ist am Kremlin und am Findelkinderhause von einem hübschen Quai eingeschlossen, den die Kaiserin Katharina II hat erbauen lassen. Sechs Brücken führen darüber hin, von denen nur eine von Stein ist. Die Iuasa ergießt sich in die Moskwa bei den Findelkindern, und ist nicht schiffbar. Ihr Wasser wird häufig in den vielen Brauereien und Brennereien gebraucht, die sich an ihren Ufern befinden.

Der Durchmesser von Moskau, von Südost nach Nordwest, oder von der neuen Hauptkirche des Heilands auf dem Sperlingsberge bis zum Aussenthor von Prcobrajensky beträgt dreizehn Werste und 330 Sagenen (beinahe vier Stunden). Der Durchmesser von Ost nach West, oder vom Aussenthor von Protomnaya bis zu dem von Drogomilow, wird auf acht Werste und dreißig Sagenen (drittehalb Stunden) berechnet. Der Umfang des Ganzen mißt ungefähr vierzig Werste (etwas über eilf Stunden). Die Uhren im östlichen Theile der Stadt schlagen um 44 Sekunden früher, als die im westlichen.

Der Boden, auf dem die Stadt erbaut worden, ist erhaben und sehr ungleich. Er besteht aus Hügeln und Thälern, so daß man im Innern selbst mehrere hübsche Ansichten haben kann. Mit Ausnahme von Konstantinopel, gibt es keine Stadt, deren Anblick so überraschend ist, als der von Moskau. Am Horizonte eines klaren und sanften Himmels bemerkt man, so weit der Blick zu dringen vermag, ein unendliches Gemisch von Gebäuden von allen möglichen Formen, und im Mittelpunkte eine Pyramide von Kuppeln, deren Vergoldung blendet, und dennoch durch ihre Verschiedenheit das Auge zu sich anzieht. Es ist wie eine Vereinigung mehrerer Amphitheater, in denen die zarten Farben einiger Häuser mit der hervorstechenden Weiße anderer im auffallendsten Kontraste stehen. Zwischendurch drängen sich mehrere Gruppen dicht belaubter Bäume, deren dunkles Grün eine Frische über das Ganze verbreitet, die man nicht zu beschreiben vermag. Die Einbildungskraft bemüht sich umsonst, eine Menge von Einzelnheiten aufzufassen, die sich überall darstellen, und die bei einer leichten Wendung wieder in dem großen, allgemeinen Chaos verschwinden. Der Anblick eines Doms von der seltsamsten Form versetzt uns nach Indien, während daneben ein hoher maurischer und gothischer Thurm uns das ritterthümliche Europa darstellt. Entdeckt man eine Schildwache auf jener Gallerie, so glaubt man einen Mollah zu sehen, der von der Höhe seiner Moschee die Gläubigen zum Gebete einladet, indessen eine Menge glänzender Kreuze den Mittelpunkt des Christenglaubens verkündigen.

Die Aussicht, die man vom Iwan-Melikorthurm genießt, ist ausserordentlich. Eben so überraschend ist die von der Terrasse des Palastes dieses Namens. Das Auge wird hier nicht von dem dunkeln und grauen Anstrich, den die Zeit andern Städten gegeben hat,

*) Kremle bedeutet auf Tartarisch soviel als Stein oder Festung.

Digitized by Google

beleidigt. Ueberall erblickt man nur bunte Häuser und Dächer, die eine große Mosaikarbeit bilden, in der Gold, Silber und alle möglichen Farbenverschiedenheiten sich zeigen. Dieser Anblick ist um so auffallender für den, der vor einigen Jahren Moskau noch in der Asche gesehen hat. Der Iwan-Welikopthurm beherrscht die ganze Stadt, und der Landbewohner, der immer mit Ehrfurcht gegen eine Stadt erfüllt ist, die er „Mutter" nennt, erblickt ihn nie, ohne ihn mit einem Zeichen des Kreuzes zu begrüßen.

Das Klima von Moskau ist gesunder, als das der meisten Hauptstädte des übrigen Europa's. Die Breite der Straßen und die geringe Höhe der Häuser vergönnt, bei der schon eigenthümlich hohen Lage, einen ungehinderten Luftdurchzug. Ueberdem hat die Polizei ein wachsames Auge auf die besondere Reinlichkeit, und die ansteckenden Krankheiten sind unbekannt. Im Kitaygorod sind die Wohnungen theurer, als in den andern Stadtvierteln. Die meisten Häuser sind nur ein Stockwerk hoch, und fast alle sind aus Backsteinen erbaut.*) Nirgends wird schneller gebaut, als hier, was der Unmöglichkeit zuzuschreiben ist, die Arbeiten im Winter fortzusetzen. Es ist also nichts Seltenes, daß ein Gebäude in einem Sommer ganz vollendet werde. Vor der Feuersbrunst zählte man 9158 Häuser zu Moskau, wovon 6341 verbrannten. Seitdem hat man wieder 8027 aufgerichtet, so daß die Zahl derselben jetzt größer ist, als im J. 1812. Obgleich der Boden, auf dem die Stadt erbaut ist, aus Thonerde besteht, so ist er doch mit einer kräftigen Vegetation überdeckt, und kaum ist man außerhalb derselben, so sieht man mehrere Eisen- und Tannenwälder, die mit zu den schönsten gezählt werden können.

Das Straßenpflaster ist ungleich, und muß oft ausgebessert werden. Das Bett der Moskwa gibt die Steine dazu. Ein Mineralogist kann darunter Feuersteine, Jaspis von mehrern Farben, lydische Steine, Sternkorallen, Ammoniten, und selbst, obgleich selten nur, Stufen von Lapis lazuli finden. Dies für den Naturalisten so reiche Pflaster ist jedoch für den Fußgänger nichts weniger als angenehm, obschon seit Kurzem sogenannte Trottoirs angelegt worden sind, auf denen er wenigstens vor den Pferden und Kutschen in Sicherheit ist.

Vom Mittelpunkte der Stadt gehen sechszehn große Straßen nach den Aussenthoren. Sie selbst wird in zwanzig Arrondissements getheilt, die wieder aus mehrern Vierteln bestehen. Die vorzüglichsten davon sind: der Kremlin, der fünf Hauptkirchen, vier andere Kirchen und zwei Klöster enthält, nebst vier Palästen, dem des Kaisers, Belveder genannt, dem Eckpalaste (Granitnoy Palate), dem großen kaiserlichen Schlosse und dem von Potieschnoy Dworets (der kleinen Lustbarkeiten). Unter den andern zahlreichen Krongebäuden bemerkt man das des Senats, das alte und neue Arsenal, worin sich der Kronschatz befindet, und das Ordonnanzhaus, wo der Kommandant und der Platzmajor wohnen.

Der große Markt oder Bazar wird in zwei Theile, Staroi Gastinoy Dwor, und Gastinoy Dwor kurzweg, geschieden. Er besteht aus mehrern bedeckten Gallerien, die den Namen der Waaren tragen, die man darin verkauft. Man zählt 37 Gallerien, die zusammen 5115 Magazine enthalten. Im Twerskaya-Arrondissement zeichnet sich der Palast des Militär-Gouverneurs aus, so wie der des Zivil-Gouverneurs, das Theater, der adeliche Klubb und 26 Pfarrkirchen. Im Miesnitskaya-Arrondissement zählt man ebenfalls 25 Pfarrkirchen und mehrere öffentliche Gebäude, wie die Post, die Bank, die Artillerieniederlage u. s. f. Die Zahl der großen Straßen beläuft sich auf 159, die der kleinern auf 608, die der Klöster auf 28, der Pfarrkirchen auf 263, der Spitäler auf 56, der Wohnhäuser auf 9358, der Kaufmannsläden auf 8396, der Speisewirthe auf 243, der Bierbrauer auf 58, der Bier- und Branntweinschenken auf 131, der Wirthshäuser auf 26, der Herbergen auf 476, der Weinhändler auf 135, Brodverkäufer 116, Bäcker ausserdem 115, Schmieden 251, Teiche 305, Gärten 1054, Gemüsegärten 189, Orangerien 126; Privatbrunnen 4088, öffentliche Brünnen 275, öffentliche Bäder 32, Fabriken 261: Polizeidienten 348, Laternen 5162. Die Zahl der Einwohner wird auf 246,545 berechnet.

*) Nach einer neuern Verordnung darf man nur in Zemlenogorod und in den Vorstädten Häuser von Holz erbauen.

Curiosa.

Instinkt der nordischen Hunde.

Die gefahrvolle Unternehmung des Baron von Wrangel, zur nähern Kenntniß der Küsten Siberiens, hat neue Zeugnisse von der Gewandtheit und der Treue der nordischen Hunde abgelegt. Mit dem Beistand dieser Thiere haben die russischen Reisenden sechshundsechszig Tage lang auf dem Eise des Polarozeans in einer ungeheuern Entfernung von den Küsten zubringen können. Wenn die Dicke des Eises keine Gefahr besorgen ließ, so liefen sie mit erstaunlicher Schnelle, bellten und bissen sich unter einander, wie wilde und schwer zu zähmende Pferde; aber sobald der Weg gefährlich wurde, waren sie ganz ruhig, vorsichtig und leicht zu lenken. Sie liefen mit größerer Behutsamkeit und wagten sich nur dann auf die dünnen Eiskrusten, die oft kaum einen halben Zoll dick waren,

Digitized by Google

wenn sie dazu gezwungen wurden. Ihrer zwölf oder dreizehn waren an einen Schlitten angespannt, und sie drängten sich dicht zusammen, um sich gegen Wölfe oder schwarze und weiße Bären zu vertheidigen, ohne sonst große Furcht zu äussern, und mit einem eben so bewunderungswürdigen Muthe, als ausserordentlicher Geschicklichkeit. Ihr Instinkt war ihnen immer und überall vom größten Nutzen, und zeigte sich oft so überraschend, daß man davon nicht wenig betroffen wurde. Ungeachtet sie eine große Menge von Umschweifen und Kreuzläufen auf dem Eise des Polarmeeres gemacht hatten, fanden sie, als man sich endlich zur Rückkehr entschloß, doch den kürzesten und bequemsten Weg ohne alle Leitung, den man mit der größten Umsicht und Aufmerksamkeit zu erwählen nicht im Stande gewesen sein würde.

Zugänglichkeit des Polarmeeres.

Einige Gelehrte hatten vorausgesetzt, wie es nicht unmöglich sei, daß die Eisfelder, welche die Nähe des Pols umgeben, nicht ununterbrochen unter noch höhern Breitegraden, als man bisher erreicht hatte, fortbestehen. Dieser Zweifel, der so ziemlich paradox schien, ist durch Wrangels Reise bewährt gefunden worden. Er hatte nämlich die Küste Asiens, 110 Stunden von der Behringsstraße entfernt, verlassen, und in beständiger Richtung gegen Norden eine ungeheure Eisebene überreiset, die das Meer, ohne alle Unterbrechung, bedeckte, als er es plötzlich ganz offen und weder mit Eisbergen, noch sonst mit andern gefrorenen, schwimmenden Massen angefüllt, vor sich erblickte.

Tartarische Schafe.

Ein Reisender unserer Zeit, dessen Muth, Ausdauer, Talente, und vorzüglich der Nutzen seiner Entdeckungen, ihn auf einen hohen Punkt stellen, Moneroft mit einem Worte, hat 1822 auf seiner Wanderung durch die Tartarei eine Gattung von Schafen oder Hammel bemerkt, deren Besitz den Bewohnern Europa's von großem Nutzen sein würde. Es ist ein Hausthier, wie der Hund, das im Hofe, oder mit seinem Herrn unter einem Dache sich aufhält, sich mit Allem und überall ernährt, die Ueberreste der Küche verzehrt und selbst die Knochen aufspeiset, die ihm vorgeworfen werden. Es ist nur klein, aber sowohl diese Eigenschaften, als die Vortrefflichkeit seines Fleisches, die Feinheit und das Gewicht seiner Wolle, stellen es allen übrigen Gattungen gleich. Es wirft jährlich zwei Junge und kann zweimal jährlich geschoren werden, so daß man von ihm sechs Pfund der schönsten Wolle gewinnt.

Mittel gegen den Schlangenbiß.

Ein englischer Arzt von Calcutta hat vor Kurzem ein Mittel bekannt gemacht, dessen er sich immer mit besonderm Erfolg gegen den Biß der allergefährlichsten Schlangen bedient hat. Es besteht einzig aus Laudanum, wovon über hundert Tropfen genommen werden, nebst gewärmtem und wo möglich mit Zucker versetztem Branntwein, von dem man mehrere Gläser voll verschlingen muß. Er verwendet auf die Wunde selbst kein Heilmittel und begnügt sich damit, nach dem Gebrauche der Indianer und Karaiben, die Wirkung des Gifts durch eine starke Binde zu verhindern. Ausserdem muß der Verletzte sich noch heftig bewegen, um dadurch der Setzung des Gifts entgegen zu arbeiten. Auf diese Weise hat er eine große Menge englischer Soldaten geheilt, die im Feldlager von Gorneipure des Nachts von der behuteten Blindschleiche, einer der giftigsten und gefährlichsten Schlangen, die man kennt, gestochen worden waren. Es wäre zu wünschen, daß man dies Mittel auch in Westindien anwendbar machen könnte.

Militärische Dampfschiffahrt.

Schon seit einigen Jahren wurde der Ganges von Dampfbooten beschifft, die auf der Werft von Calcutta erbaut worden waren. Neuerdings nun hat die Regierung von Ostindien eins derselben, die Diana, für 80,000 Rupien gekauft, um zur Betriegung der Birmanen gebraucht zu werden, und stromaufwärts zu fahren, ungeachtet der Schnelligkeit und Stärke des Laufes der dortigen Flüsse. Dieses Beispiel, das erste, das sich uns in solcher Hinsicht darbietet, dürfte nun wohl bald allgemeiner werden, und mancherlei nicht schwer zu berechnende Folgen nach sich ziehen.

Nachforschungen auf dem Grunde der Ströme.

Ein Optiker in den vereinigten Staaten von Nordamerika, Namens Williams Leslie, hat vor Kurzem einen Teleskop erfunden, um den Grund der Ströme zu durchforschen, ungeachtet der Tiefe der Gewässer, die ein solches Unternehmen zu verhindern scheinen. Mit Hilfe dieses neuen Instruments erblickt man auf's Deutlichste Alles, was sich auch auf dem Grunde befinden mag; ausserdem noch kann man sich desselben eben sowohl bei Nacht, als am Tage bedienen, weil sich Lampen daran befinden, durch die die nothwendige Helle verbreitet wird. Der nützliche Gebrauch, den man davon machen kann, besteht wohl darin, daß man schnell die Körper der im Wasser verunglückten Personen, die durch unverzüglich angewendete Mittel wieder ins Leben zurückgerufen werden können, aufzufinden im Stande sein wird.

Digitized by Google

Grabsteine in Indien.

Von den archäologischen Entdeckungen, welche die Engländer in Indien gemacht haben, ist wohl eine der merkwürdigsten die, welche neuerdings der Gesellschaft der französischen Alterthumsforscher mitgetheilt worden ist. An den Ufern der Nerbudda und des Godarery, im Mittelpunkte von Indien, findet man mehrere Grabsteine, die den Denkmälern des alten Europa's, welche man den Druiden zuschreibt, ganz ähnlich sind. Mehrere davon bilden Zirkel, wie der von Stonehenge, der vierzig bis fünfzig Fuß im Durchmesser hat. Andere, wie die Steine von Carnac, sind mehr als tausend an der Zahl, bald wie druidische Denkmäler gebildet, aus zwei gleichen über einander liegenden Stücken bestehend, nebst einem dritten quer darauf ruhenden, das oft zwanzig Quadratfuß haben mag. Alle Volkssagen berichten, daß diese Denkmäler Gräber seien, und man findet in der That noch Knochen in dem Boden, den sie bedecken; aber die Geschichte des Landes selbst erwähnt ihrer nicht, obgleich sie in sehr großer Zahl vorhanden sind. Zudem verbrennen heut zu Tage die Einwohner des Landes ihre Todten, statt sie zu beerdigen, weshalb sie nicht glauben mögen, daß diese Grabmäler die ihrer Vorfahren seien; sie betrachten dieselben vielmehr als die der Rackchasas, einer Art böser Genien, welche die erhaltenden Götter der Erde einst vertilgten, um die Menschen von ihrem gefährlichen Einflusse zu befreien.

Schweizerische Miszellen.

6.

Die Alpenreisen der Herren Kasthofer und Hegetschweiler.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der diesjährigen schweizerischen Literatur gehoren unstreitig die Beiträge zur Kenntniß des vaterländischen Gebirgslandes, die in den Reisebeschreibungen zweier Männer enthalten sind, welche beide unter den schweizerischen Naturforschern ehrenvollen Rang haben, und deren der eine als Forstmann und Landwirth, der andere als Arzt und Pflanzenforscher, bereits auch durch Schriften rühmlich bekannt ward.

Der bernische Oberförster, Herr Karl Kasthofer, hatte vor drei Jahren schon seine im Jahr 1821 unternommene Alpenreise über den Grimsel, Gotthard und Bernardin ausführlich beschrieben (Aarau, bei Sauerländer, 1822, 8.); was seine zweite Bergreise im darauf folgenden Jahr (1822) Beachtenswerthes darbot, wird nun weiterhin von dem ehrenwerthen Manne mitgetheilt in den „Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig, Bragel, Kirenzenberg und über die Fluela, den Maloya und Splügen (Bern, bei Jenni, 1825, 8.). Beide Reisebeschreibungen bilden ein Ganzes, wie durch den Zusammenhang der bereiseten Landschaften, so hinwieder auch durch die sich gegenseitig vervollständigenden, ergänzenden, berichtigenden Angaben und Erörterungen, zunächst alles dessen, was auf Alpenkultur und Forstwirthschaft in den Gebirgsgegenden Bezug hat, dann aber auch der Dinge, die auf Leben und Sitten der Einwohner, auf Bildung und Verbildung derselben Einfluß haben, und dessen, was anregend und befördernd, oder aber hemmend und störend auf ihre geistigen Entwicklungen einwirkt. Beide Verhältnisse, das landwirthschaftliche und das sittliche der Bewohner des Hochgebirges, müssen dem Beobachter als innig vereinbart erscheinen; aus dem Standpunkt dieser Vereinbarung hat der wahrheitliebende und menschenfreundliche Reisende alles dasjenige aufgefaßt, was zu Betrachtungen Stoff bot, welche hinwieder die Mittel für Beförderung des Wohlstandes und der Sittlichkeit der Mitbürger und Sidsgenossen darbieten konnten; die Ergebnisse seines Nachdenkens aber hat er auch überall mit derjenigen Wärme für Gutes und Nützliches vorgetragen, welche Gutes und Nützliches am sichersten zu begründen vermögend ist.

„Wenn wir" (sagt Hr. Kasthofer) „unbefangen den Quellen der Armuth, der Unwissenheit und der Unsittlichkeit unter den zivilisirten Völkern, wenn wir den Ursachen der bürgerlichen Zerrüttungen unter ihnen nachforschen, so werden wir in letzter Auflösung erkennen, daß in dem Stand der Landwirthschaft, in der Art der Vertheilung der Ländereien, in den Rechtsverhältnissen, welche das Eigenthum und die Nutzung dieser Ländereien auf Jahrhunderte unauflöslich befestigt haben — daß in diesen Verhältnissen und in den Uebungen und Verordnungen, welche den freien Anbau des Landes beschränken, den freien Verkehr mit den Landeserzeugnissen binden, eine der größten Quellen der Armuth, des Elendes und der Verbrechen liegen. Was hat denn wohl das Volk Italiens seit vielen Jahrhunderten ernedrigt, den Fremden dienstbar, und den großen Garten, den es bewohnt, zum ewigen Schauplatz der Kämpfe fremder Eroberer gemacht? Es ist wohl weniger das Verhältniß kleiner Höfe zu den fremden Mächten, als das Verhältniß der Besitzer unermeßlicher Ländereien zu dem Landmann, der nirgends freier Eigenthümer des Landes ist, das er bebaut, und dem daher das Verhältniß zu den Landbesitzern beinahe Alles, das Verhältniß zu dem Vaterlande ein Begriff ohne Bedeutung ist. Was hat die Armuth, die langen Leiden, den Haß und das Blutvergießen unter die unglücklichen Irländer gebracht? Es ist nicht der Kultus und die Begünstigung der Protestanten allein, sondern es ist jenes landwirthschaftliche Verhältniß die größere

Digitized by Google

Quelle eines Elendes, das nur der einmüthige Wille, die Menschlichkeit und die Selbstüberwindung der großen Landbesitzer von dem unglücklichen Volke abzuwenden vermöchte. Die frühern und die vor wenigen Jahren verübten Ermordungen der Protestanten in Frankreich, die Gräuel der Revolution und die gegenwärtigen Gräuel in Spanien, sie wären kaum geschehen, wenn der mußige Pöbel in den Städten, wenn der Pöbel, der sich in Faulheit vor den Thüren der Klöster nährt, auf den wüsten Landereien des Adels und der Geistlichkeit sich hätte ansiedeln, und eigenes oder auf Erbpacht hingegebenes Land ungestört hätte verbessern und benutzen können. Und was hat denn endlich, im Gegensatz mit jenen Ländern, das wundervolle Aufblühen der Nordamerikaner bewirkt, als der freie Landbesitz, der freie Anbau und die freie Benutzung der Ländereien? Glücklicherweise ist aus unserm Vaterlande das Lehensystem mit seinen traurigen Folgen verschwunden, und darum das Loos jener Völker von dieser Seite her für uns nicht zu besorgen; dennoch sind vielleicht die geringern Uebel, die aus unsern fehlerhaften landwirthschaftlichen Verhältnissen entspringen, nicht weniger beunruhigend, weil bei geringerer Hilfsmitteln auch der geringere Grad der Armuth die größern Uebel zur Folge hat. Im Emmenthal und im Oberlande des Kantons Bern sehen wir deutlich, in einer Bevölkerung, die entweder ohne Landbesitz fast nur von Armensteuern lebt, oder zusammengedrängt auf zu kleinem urbaren Raum verarmt, den Anfang einer Volksnoth herbeigeführt, die im Süden Irlands auf verzweiflungsvollen Grad gestiegen ist; und wer bedenkt, wie viel schwerer in unsern Republiken die Abhilfe allgemeiner, im Leben des Volkes hastender Uebel als in Monarchien ist, der wird auch in diesem Umstand einen Grund zu Besorgnissen finden. Auf allen Wanderungen durch das Alpengebirg ist der Verfasser vorsätzlich bemüht gewesen, Thatsachen in Erfahrung zu bringen, die seine Behauptung bekräftigen könnten, daß das Klima auf den Höhen unserer unbewohnten Bergrücken und Thalgründe einem bessern Anbau derselben nicht hinderlich sei, und daß unsere überfließende, in den mildern Thälern zusammengedrängte, mußige, verarmende und also unsittliche Bevölkerung in der Region der Voralpen und der Alpen sich ansiedeln könne. In dieser Absicht hat er die am höchsten liegenden Dörfer und die rauhsten unter den bewohnten Thälern am liebsten besucht; die Thäler am Inn und am Davoserstrom, die zwischen vier- bis sechstausend Fuß über dem Meere liegen, haben am meisten ihn angezogen, ihr Ackerbau und ihre Viehzucht haben ihn zu ausführlichen Darstellungen veranlaßt. Wer noch zweifeln könnte, ob die Voralpen und ein Theil der Alpen der Berner bewohnt und zum Theil angebaut werden könnten, ob auf denselben das Volk durch Landwirthschaft und Industrie sich nähren und wohlhabend werden könne, der beschtige jene beträchtlich höher liegenden Thäler und Dörfer im rhätischen Gebirg, wo schon zu Drusus Zeiten ein zahlreiches Volk sich durch die Landwirthschaft ernährte, und auch jetzt, ungeachtet der Sperrung seines Handels, durch Landwirthschaft und Industrie sich vor Verarmung zu schützen weiß."

Vom bernischen Oberland ausgehend, gewährt die Reise über die Gesammtverhältnisse seiner Bewohner, insbesondere aber über die wirthschaftlichen, über Verschuldung, Hypothekenwesen, Armeneinrichtungen und den Einfluß derselben auf Leben und Sitten viele merkwürdige Aufschlüße. Allerdings kann dies Land übervölkert heißen, denn es nimmt die Bevölkerung in diesen Bergthälern im Mißverhältnisse ihrer Erzeugnisse zu. Allein diese Uebervölkerung ist doch nur eine relative, und es steigt die Bevölkerung zwar im Mißverhältniß mit dem wirklich bewohnten und angebauten Lande und mit der industriellen Bildung und Thätigkeit seiner Bewohner, nicht aber im Mißverhältniß mit den produktiven Kräften des bewohnten und unbewohnten Landes und den Bildungsanlagen des Volkes. Durch Ansiedelungen auf den Voralpen würde dies Mißverhältniß gehoben, ausgedehnte Ländereien würden besser benutzt, eine größere Menge von Lebensmitteln und rohen Fabrikstoffen erzeugt, und nun erst könnte an Fabriken gedacht, und auf Verbesserung der Sitten eingewirkt werden. „Wie aber könnte" (fragt Herr Kasthofer) „die Umänderung von landwirthschaftlichen Verhältnissen, von Lebensgewohnheiten, die nun seit Jahrhunderten eingewurzelt sind, bewirkt werden? Die Regierungen können das Wenigste thun, und sie haben das Mehrste gethan, wo sie Hindernisse des Bessern aus dem Wege räumen; aber das Volk, das nun seit so langer Zeit so wenig Neues in der Gewirthschaftung seines Landes aus eigenem Antrieb unternommen hat, wird noch lange nichts aus eigenem Antrieb unternehmen. Es fehlt wohl an fahrbaren Verbindungsstraßen, die das Landvolk des bernischen Oberlandes mit den angrenzenden Kantonen, mit den Landschaften des eigenen Kantons und mit Italien in Verbindung setzen; aber selbst dann, wenn diese Verbindungsstraßen ausgeführt wären, so fehlen noch unternehmende, fleißige Ansiedler, die, angezogen von unsern menschenfreundlichen Einrichtungen, sich in diesen Landschaften niederlassen würden." — Am liebsten deutet der achtungswürdige Verfasser überall auf das hin, was begüterte und edle Schweizer, die im Geiste des Lintwerks gemeinnützig wirken, und zu Beförderung der Wohlfahrt der Mitbürger das Ihrige beitragen wollen, zu leisten vermögend sind.

Wenn über die Wichtigkeit des Fabrikerwerbs die Ansichten des Hrn. Kasthofer mit denjenigen aller einsichtigen Männer darin zusammentreffen, daß dieselbe sehr groß ist, dem landwirthschaftlichen Erwerbe zur Seite gehen soll, und, als für denselben wohlthätig, niemals ihm nachtheilig oder gar feindselig gegenüberstehend beachtet werden darf: so hält er hingegen auch dafür, über der Veredlung der rohen Stoffe stehe noch eine andere höhere Veredlung, die immer noch zu wenig beachtet geblieben ist. „Ueber Fabrikanstalten", (so drückt er sich aus) „die für unsere Gebirge am passendsten und heilsamsten sein könnten, über Fabrikate, deren Absatz immer sicher wäre, und unsern Armen Erwerb und Wohlhabenheit verschaffen könnte: über diesen für uns so wichtigen Gegenstand haben Viele nachgedacht und geforschet. Aber wie der Arme selbst — es sei der Ausdruck einstweilen uns erlaubt — als Waare veredelt, als Gegenstand der Nachfrage fremder Unternehmer ohne Kosten in ferne Länder gebracht werden könnte; wie er aus diesen wohlhabend wieder in seine Berge versetzt werden, und hier durch Kapitale, Beispiele und Lehre den Wohlstand der Heimath vermehren, ihre Vorurtheile bekämpfen könnte: eine solche Veredlung des Armen, besser als jede Veredlung roher Stoffe zur Ausfuhr, ist noch zu wenig ins Auge gefaßt worden. Handwerksschulen und Schulen für landwirthschaftliche Arbeiter, deren Zöglinge von Besitzern wüster Ländereien in Rußland, in Schweden, in Italien, in dem unermeßlichen nun für den freien Anbau gewonnenen Amerika gesucht und besoldet würden; deren Zöglinge bei uns selbst die Kultur und die Industrie beleben könnten: das ist es, was mehr und dauernder als Baumwollen- und Strohfabriken der Verarmung in unserm Gebirg entgegenwirken könnte." An einer andern Stelle wird von den Ansiedelungen im eigenen Vaterlande, wozu es an Anreizung gar nicht fehlen sollte, umständlicher gehandelt, und neben viel Anderm bemerkt: „In Bünden ist Volksmangel, und es sind übermäßige Taglöhne; im Kanton Bern ist Volksüberfluß, und die Taglöhne sind gering; und doch wird der Berner Taglöhner eher in Kanada, als in Bünden, sich Erwerb und Nahrung suchen. In Bern ist Mangel an kulturfähigem Lande, sagt man; in Bünden ist die Juchart um siebenzehn Gulden feil, und doch zieht kein Berner dahin, sich anzusiedeln."

Die Betrachtungen vom bernischen Oberlande beschließt eine Parallele, oder ein Gegensatz vielmehr, der zwischen seinen Bewohnern und denen des Glarner und Appenzeller Oberlandes nachgewiesen wird, und für dessen Erklärung aufmerksame Leser der Reisebeschreibung die lösenden Momente wohl finden dürften. Der Gegensatz ist dieser: „Die Bevölkerung des bernischen Oberlandes ist reformirt, wie der größere Theil der Glarner, und wie die appenzellischen Ausserrhodner, und die Glarner wie die appenzellischen Gebirge stehen mit jenem in klimatischer Uebereinstimmung; demungeachtet ist der Unterschied in dem Charakter, den Sitten und der Bildungsstufe dieser verwandten Völkerschaften auffallend groß, am größten aber, nicht zwischen dem gemeinen Mann, sondern zwischen den Wohlhabenden und Angesehenen, die das Berner Hochgebirg, und die Glarner und Appenzeller Gebirge bewohnen. Die Thäler des bernischen Oberlandes enthalten beinahe so viele Einwohner, als die reformirten Theile von Appenzell, und mehr als der Kanton Glarus. Die bernischen Thäler haben unter einer Hauptstadt gestanden, die mit Recht durch ihre öffentlichen Anstalten, durch musterhafte Finanzverwaltung, durch milde Herrschaft und Wohlthätigkeit, durch gerechte Justiz berühmt geworden, und durch kluge Sparsamkeit sich einen Schatz auf Nothfälle bei Seite gelegt hat, wie wohl noch kein Staat von diesem Umfang ihn jemals besessen hat. An allen diesen Vortheilen, welche die Glarner und Appenzeller entweder gar nicht, oder in geringerm Maaße genossen, haben die Oberländer seit ihrer Vereinigung mit Bern Theil genommen, und doch ist in Glarus und in Appenzell ungleich mehr Wohlstand, als im Berner Hochgebirg, und ohne Vergleichung eine höhere Geistesentwicklung. Wie viele Glarner und wie viele Appenzeller haben sich in den Wissenschaften, in industriosen und in gemeinnützigen Unternehmungen, wie viele sich als Staatsmänner und als Krieger auszeichnet, während das Leben des oberländischen Volksstammes unbemerkt sich in der Hauptstadt, wie ein wasserarmer Bach im Rheinstrom, verloren hat, und kein Name eines Oberländers aus den zwei letzten Jahrhunderten in dankbarem Angedenken des Vaterlandes fortlebt. Noch jetzt besteht in den Seamen-, Simmen-, See- und Aaretälern kein Fabrikationszweig von Bedeutung, und kein gemeinnütziges, großes, industriöses oder wirthschaftliches Unternehmen von den Landesbewohnern ausgeführt, und wer Trogen, Glarus, Mollis mit Unterseen, Meiringen u. s. w. vergleicht, dem muß der Abstand noch auffallender werden."

Aehnliche Betrachtungen, historische und staatswirthschaftliche, sind hinwieder in dieser Reisebeschreibung den graubündnischen Hochlanden zu Theil geworden. In den eidsgenössischen Tagsatzungen zeichnen alljährlich die Gesandten dieses Standes, von dem großen Rathe dazu beauftragt, Verwahrungen ein gegen die Losreissungen der Provinzen Veltlin, Cleven und Worms, und auf die Erinnerung, daß eben diese Losreissungen mit den übrigen auf die Schweiz Bezug habenden Verhandlungen des Wiener Kongres-

ses durch die Eidsgenossenschaft sind anerkannt worden, antwortet die bündnische Gesandtschaft: Auch viele mächtige Selbstherrscher und Fürsten verachten es nicht, an verlorne Herrschaften und Besitzungen fürdauernd in ihren Titeln zu erinnern. Die Aehnlichkeit ist nicht zu läugnen, und wenn das mea culpa im Benehmen der Einen und Andern meiß nachzuweisen sein dürfte, so hat auch dieses sein Verdienst. Hören wir aber lieber, was Hr. Kasthofer von diesen Verhältnissen zu melden Anlaß nimmt.

„Wohl steht der Bündner unter der schwarzen Fichte am wilden trüben Rheine mit aufrechtem Haupte, und gebückt sein Nachbar unter der Zipresse: aber was thaten denn die freien starken Männer, als jene Gärten ihnen entrissen wurden? Jede Macht, die Bormio, Valtellina und Chiavenna besitzt, steht innerhalb dem hohen Alpenwall, den die Natur im Süden um Helvetien schützend gezogen. Misox, Bergell, Oberengadin, Münsterthal werden unter sich abgeschnitten, Bünden, und durch Bünden steht der ganze Osten der Schweiz offen. Dem armen Bünden ist der Verkehr mit dem an Hilfsquellen und Erzeugnissen so reichen Italien erschwert. Sein Viehhandel, die einzige Grundlage seines ökonomischen Bestehens, ist gelähmt. Kleven, der Schlüssel seiner Päße nach Italien, nicht mehr in seinen Händen; Kleven, die vornehmste Niederlage zwischen der Land- und Wasserstraße von Mailand nach der Schweiz und Deutschland. Bünden, das Wein und südliche Früchte mit Vortheil in jenen Landschaften gegen Vieh und Produkte der Viehzucht tauschte, muß diesen Wein, diese Früchte nun auf fremd gewordenem Boden theurer kaufen, ohne dagegen seine Ausfuhren ungehindert umsetzen zu können. Kaum ist allseitig genug erwogen worden, wie sehr dieser Schlag, der Bünden getroffen, in der Zukunft auch der übrigen Schweiz empfindlich werden könne. Freilich, die Sitten und der Karakter des italienischen Volksstammes, der jene Landschaften bewohnt, steht in grellem Abstande dem Karakter des benachbarten Bündners und dem Karakter der übrigen Schweizer entgegen; und, wenn nicht für immer unvereinbar, so hätte doch auf lange Zeiten unharmonisch und abstoßend der Klevener, der Veltliner und der Wormser in engerer Vereinigung mit der Schweiz dem Bundesstaat widerstrebt, und besonders das Treiben eigensüchtiger Parteien hätte nicht selten das ruhige Verharren der Tagsatzungen der Eidsgenossenschaft gestört. Aber wie leicht hätte das Volk für die Schweiz gewonnen werden können, das Volk, das unter Bünden frei von Abgaben war, nachher unter dem Drucke der französischen Herrschaft seufzte. So ängstlich, wie die Schweizer, zeigte sich Oestreich nie, das Hungarn, Böhmen, Deutsche und Polen unter seinem Zepter vereint. Wir können nicht umhin, hier einen Zug aus der Geschichte der italienischen Landschaften anzuführen, der den Beweis leistet, wie leicht ein fremder, schwächerer Volksstamm sich dem stärkern einverleibt und aneignet, wenn dieser gerecht und mild gegen ihn verfährt. Die Republik Bünden hatte von dem Hochstift Chur Martino Sforza's Schenkung der drei Landschaften an sich gezogen, und unter des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Sforza's, Herrschaft, im Jahr 1486, kriegerisch sich gerüstet, die Schenkung in Besitz zu nehmen. Galeazzo erkaufte sich von den Bündnern den Frieden, und trat ihnen zugleich einen Theil des Veltlins, das jetzige Hochgericht Poschiavo, ab. Die Bündner schenkten den Bewohnern dieser Landschaft die Freiheit, und bis auf diesen Tag hat Poschlav fest und treu an Bünden gehangen, Poschlav, dessen Bewohner bei der Vereinigung in Sitten, Karakter und Glauben Veltliner waren. Nur siebenundzwanzig Jahre später, im Jahr 1513, trat Maximilian Sforza, den die Bündner mit den Schweizern gegen Frankreich in Mailand geschützt hatten, den übrigen Theil Veltlins, Worms und Kleven der Republik ab. Diese aber, statt die erworbenen, so reichen, für ihr ökonomisches Bestehen und ihre Unabhängigkeit so wichtigen Landschaften innig, wie mit Poschlav geschehen, mit sich zu verbinden, und den gegenseitigen Vortheil als Grundlage jeder dauernden Verbindung anzuflehen, setzten sich in das Verhältniß des Herrn zu den Knechten, und vermietheten gleichsam die Landschaften, wie Berge auszubeuten. Wie merkwürdig hat doch das Schicksal des unglücklichen Italiens auf die Schicksale der südlichen Thäler in Helvetien gewirkt! Frankreich sicherte Bünden im Veltlinerkriege den Besitz seiner italienischen Landschaften, um die Plane der habsburg-östreichischen Macht auf Italien zu vereiteln; dann reißt das nämliche Frankreich unter Napoleon das Wallis von der Schweiz, um seine Herrschaft über Italien zu sichern; und nun in unsern Zeiten kömmt das italienische Bünden wieder an Oestreich zurück. Der Simplon wird von Frankreich für Heereszüge durch das Rhonethal nach Italien fahrbar gemacht, und so der Umbruch von Oestreich, um durch das schöne Thal der Adda die Erbstaaten mit Italien in Verbindung zu setzen. So ist bald von dieser, bald von jener Macht der südliche Alpenwall der Schweiz gedrohen worden, und diese hat, immer leidend, bald dem Verluste des Wallis, bald dem Verlust des Veltlins, Bormio's und Klevens zugesehen, während Frankreich sich eben so wenig der Trennung des italienischen Bündens und dem Straßenbau über den Umbrail, als früher Oestreich der Trennung des Wallis und dem Straßenbau über den Simplon sich entgegengesetzt hat.“

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Häckerling.

Einer der Lieblinge Ludwigs XVI war ein gewiſſer von Conſtans, der nebenbei ein ſehr leichtſinniger und ausſchweifender Menſch war. Eines Tages ſprach man bei Hofe über die unordentliche Lebensart der leichten Truppen, unter denen er diente, und über die Verderbtheit der Offiziere insbeſondere. „Es iſt wahr,“ entgegnete Conſtans, „auch ich habe, wie die Andern, geplündert; aber ſeitdem ich 200,000 Franken jährliches Einkommen habe, bin ich rechtſchaffen und ehrlich geworden.“

Nicht alle Höflinge ſind ſo witzig und ſcharfſinnig, wie Raquelaure, Riau und Guines. Ein Beiſpiel davon ſtellt uns der Abbé von Balivière am Hofe Ludwigs XVI auf. Er hatte während des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges mehrmals von der Chesapeak-Abtei (einer patriotiſchen Geſellſchaft) reden gehört, und ſagte deßhalb eines Abends zu der Frau von Polignac, indem er Piket mit ihr ſpielte: „Es wird jetzt ſo oft in den Zeitungen einer gewiſſen Abtei von Chesapeak erwähnt, daß ich vermuthe, ſie ſei ein recht gutes Benevis. Wenn es ja vakant werden ſollte und Herr von Rochambeau ſiegreich iſt, ſo möchte ich wohl die Königin erſuchen, es für mich vom Kongreß zu begehren.“ — Eines Tages war er mit auf die Hirſchjagd gegangen, und ſtieß mitten im Walde auf einen Bauer, der ſich ein Bein gebrochen hatte, und aus vollem Halſe ſchrie. Er ſtieg eilig vom Pferde, eilte auf ihn zu, und — bot ihm zur Linderung eine Priſe Schnupftabak an.

Man hat Napoleon als Kaiſer immer als einen Tirannen im Innern und Aeuſſern geſchildert. Aber in Hinſicht des Erſtern war er es wenigſtens nicht. Er war im Gegentheil luſtig, vertraut mit ſeiner Umgebung, oft ſelbſt ungebunden. Gegen Diejenigen, die er nicht leiden mochte, oder die er haßte, war er höflich und kalt; aber er ſagte ihnen nie etwas Unangenehmes. Gegen ſeine Freunde und die, welche er liebte, war er hingegen oft grob und auffallend, und ſagte ihnen manchmal die härteſten Dinge von der Welt. Zu andern Malen zupfte er ihnen die Ohren, kneipte ihnen die Backen oder zog ſie an den Haaren. Duroc, Berthier und Savary, ſo wie mehrere ſeiner Adjutanten, mußten ſich oft dergleichen Liebkoſungen gefallen laſſen. Auſſerdem war er nachſichtig und gut, und ließ ſich auch Manches von ihnen gefallen, das er ſonſt von Niemandem erduldet haben würde. Man weiß, wie ſehr er die Jagd liebte. Berthier, der Oberjägermeiſter war, liebte dies Vergnügen ebenfalls ſehr; aber er zog es vor, auf ſeinem Gute Gros-Bois zu jagen. Eines Tages war eine große Jagd verordnet worden, und Berthier kam zum Lever des Kaiſers, der ihn fragte: „Was iſt's für Wetter?“ — Schlecht Wetter, Sire! — „Wie wird da unſere Jagd geben?“ — Uebel genug; denn die Hunde werden keinen Geruch haben. — „So muß ſie aufgeſchoben werden.“ — Um eilf Uhr begab ſich Napoleon zur Kaiſerin. Es war herrliches Wetter. Man wollte einen Spaziergang machen und Berthier mitnehmen. Er war nach Gros-Bois gegangen, um zu jagen. Der Kaiſer lachte und ſagte: „Der Schurke! er hat mich angeführt.“ Damit war die Sache vergeſſen.

Gewöhnliche Seelen erſcheinen nur groß durch den Erfolg. Es iſt ſo leicht zu glänzen, wenn man ſich auf einer erhabenen Stelle befindet, oder wenn man von ungefähr eine Schlacht gewinnt. Die groſſen Seelen erſcheinen nur dann als ſolche, wenn ſie ſich ſelbſt erniedrigen. Welche ergreifende Szene war es nicht, als Washington von ſeinen Kameraden und von der Armee Abſchied nahm! Der Feldherr kehrte nach Beendigung des Krieges wieder in den Privatſtand zurück. Mit beklommenem Herzen drückte er allen Offizieren die Hand, ohne dabei ein Wort zu ſprechen. Dieſe ſuchten ihre Thränen zu erſticken, und vermochten eben ſo wenig die Empfindungen zu betonen, mit denen ihre Herzen erfüllt waren. — Wer geſteht nicht gern, daß ein ſolcher Auftritt rührender iſt, als gewiſſe offizielle Präſentationen, wo allerlei Schauſpieler erſcheinen und Reden halten, die ſie im Voraus auswendig gelernt haben, und die eben ſo verfaßten Antworten anhören, ohne daß weder die Einen noch die Andern ein Wort von dem Geſagten glauben. — Und als derſelbe Washington, nachdem er acht Jahre lang die Freiheit ſeines Vaterlandes befeſtigt hatte, ſeine Würde als Präſident niederlegte, zu der er wahrhaft berufen worden war, um wie viel mehr erhöhte ſeine Einfachheit noch ſeinen Ruhm! In einer Kutſche mit vier Pferden hatte er ſich zum Kongreß verfügt, wo er ſeine Würde auf ſeinen Nachfolger John Adams übertrug, und nachdem dies geſchehen war, verlor er ſich zu Fuß unerkannt unter der Menge, die ſein Erſcheinen erwartete, um ihm das Opfer ihres Dankes und ihrer Liebe darzubringen. Nach dieſem Zuge iſt es ſchwer, etwas anderes, als ein tiefes Mitleiden zu empfinden, wenn man das öffentliche Beifallsgeſchrei vernimmt, welches die römiſche Polizei für einen Nero und Kaligula verordnet.

Zwiſchen dem Neuenburger- und dem Genferſee, in der Schweiz, ſteht man einen laufenden Brunnen, deſſen Gewäſſer aus dem ſteinernen Becken durch zwei Röhren rinnt, wovon die eine nach Mitternacht, und die andere nach Mittag gerichtet iſt. Das Waſſer, das in der erſten Richtung fließt, fällt in einen Bach, der ſich in den Neuenburgerſee ergießt, deſſen Gewäſ-

Digitized by Google

ser durch die Zihl, die Aar und den Rhein in die Nordsee geleitet werden; da hingegen das in der andern Richtung fließende durch einen andern Bach in den Genfersee befördert wird, und durch die Rhone sich im mittelländischen Meere verliert. Oftmals habe ich diesen Brunnen besucht, und immer mit Theilnahme, die Brust von mannigfaltigen Gefühlen bewegt, ihn betrachtet. — Wenn wie die Bühne der Welt betreten, wovon hängt unser ganzes Schicksal ab?.... Ein Zufall kann daeüber, wie ich übee diese Welle, bestimmen. Darauf schöpfte ich das Wasser, das gegen Süden entströmte, in meine hohle Hand, und schieuderte es nach Norden. Geh! rief ich, verändere deine Bestimmung, und fließe dich ins deutsche Meer. Und die Fluth verschlang's und strömte nach Mitteenacht.

Die französische Geaf Avaux bewahete zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Medaille, die ee von dee Familie von Mesme eeeebt hatte, und auf welcher die beeüchtigte Katharina von Medizis vorgestellt war, wie sie auf den Knien, in einer anbetenden Stellung, vor dem Teufel sich befindet, dee auf einem hohen Theone sitzt, und ihm ihee drei Söhne, Franz, Karl und Heineich, darstellt. Ringsum befindet sich die Zuschrift: Soit, pourvu que je règne (sei es, wenn ich nur regiee).

Dieselbe Katharina von Medizis glaubte wedee an die Lehrsätze der katholischen Kiecke, noch an die Unfeehlichkeit der Seele. Sie legte daeüber folgendes Bekenntniß ab: „Ich habe ganz andeee Dinge zu denken, als mir den Kopf mit euern unsinnigen Grillen und Aufschneidereien anzufüllen. Mag nach meinem Tode aus mie weeden, was da will, was kümmert mich das! Wenn ich nur, so lange als ich lebe, meiner selbst gewiß bin. Uebrigens habe ich die feste Ueberzeugung, daß das, was wir unsere Seele nennen, mit uns stirbt.

(Man sehe das Weitere über diesen Gegenstand in „la cour de Catherine de Médicis", von Frau Gacon-Dufour, 1e Band, Seite 15 u. f.)

Ein Bauer von Bearn, von denen, die man Berret nennt, bei denen der König von Frankeeich, Heinrich IV, öfters frischen Käs gegessen hatte, eefuhr, daß derselbe nun endlich im alleinigen und ruhigen Besitze des Königeeichs sei. Er packte also zwei Dutzend Käse in einen Korb und wanderte nach Paris, wo er nach drei Wochen ankam. Sogleich eilte er zum Louvre und sagte zum Soldaten, dee ihm den Eintritt veeweigerte: Boli bese loumen Henric; notre hemme ly enbie dé fromatgés dé bacque (ich will meinen Heinrich sehen; unsere Frau schickt ihm Kuhkäse). Der Soldat glaubte, daß dee Bauer veerückt sei. Er stieß ihn zurück und veesetzte ihm noch einige Schläge, weil er mit aller Gewalt hinein wollte. Der Berret zog sich teauig in einen Winkel des Hofes zurück, und bildete sich ein, daß er also schlecht aufgenommen woeden sei, weil er Kuhkäse gesagt habe. Indessen hatte ihn der König bemeekt und befohlen, ihn hereinzulassen. Der Bauer stürzte sich vor ihm niedee, umklammerte seine Knie, und weinte vor Freude. Endlich sagte ee: Adiucias loumen Henric; notre hemme lous enbié dé fromatgés dá buet (guten Tag, mein Heinrich! unsere Fean schickt euch Ochsenkäse). Der König, ein wenig veelegen, daß ein Mann aus seinem Lande sich so sehr veersprecke, flüsterte ihm leise zu: Diqué donc dé fromatgés dé bacque (sage doch Kuhkäse). Darauf tief dee Bauer erschrokken: Ich rathe es euch nicht, mein Heineich! Kuhkäse zu sagen; denn eben daeum hat ein großer Lümmel, der unten an euerer Thüe steht, mie wohl zwanzig Stöße mit seiner Flinte gegeben, und ich fürchte, er gibt sie euch auch.

Naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten.

Der Löwe.

Die auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung erscheinende Zeitschrift: the South-African, enthält einen interessanten Aetikel über die Gewohnheiten und den Karakter des afeilanischen Löwen, aus dem mir unsern Lesern einen gedrängten Auszug mittheilen wollen.

Man unteeschreidet im Auistraltheile Afrika's zwei verschiedene Löwengattungen: die eine gelb, und die andere braun. Die zur letztern gehöeigen sind die stärksten und wildesten, und man hält sie für die gefährlichsten im Lande dee Boschmannen, jenseits der Grenzen der Kolonie. Sie bekriegen die unglücklichen Eingebornen, deren schwache Pfeile sie nicht füechten, auf eine wirklich schaudeeeregende Weise. Die durch mehrere Thatsachen eewiesene, ausseeordentliche Stäeke des braunen Löwen ist nicht übeertieben worden. Man hat einen noch ganz jungen Löwen ein von ihm getödtetes Pfeed 800 Toisen weit mit sich fortschleppen sehen. Beeittene Jäger folgten auf zehn Stunden Weges dee Spur eines Löwen, dee im vollen Laufe eine junge zweijährige Kuh davon trug. Der Leib derselben schien nur an zwei Stellen den Boden beeührt zu haben.

Ungeachtet dieser großen Stäeke des Löwen, und obgleich er mit einem Satze einen Raum von dreißig

Fuß überſpringen und durch fortgeſetzte Schneller ein Pferd im geſtrecktеſten Laufe hinter ſich zurücklaſſen kann, ſo muß er doch, wie alle Thiere der Gattung Felis, zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen, wenn er ſich ſeiner Beute bemächtigen will; denn es iſt ihm nicht möglich, die eben erwähnte Anſtrengung lange auszuhalten, und wenn er ſeine Beute nicht mit einigen Sprüngen erreichen kann, ſo läßt er ab, ſie länger zu verfolgen. Er verſteckt ſich gewöhnlich im Schilf oder im hohen Graſe, am Ufer irgend eines Baches oder einer Quelle, wohin die Antilopen kommen, um zu trinken, und er überfällt ſie bei dieſem Geſchäft. Die Menſchen greift er ſelten an, und nur wenn er von ihnen gereizt worden iſt, oder wenn er bemerkt, daß ſie Furcht haben. Meiſtens begnügt er ſich damit, ſie aufmerkſam und in geringer Entfernung zu beobachten, und wenn er nichts Feindſeliges oder nichts Aengſtliches an ihnen bemerkt, ſo zieht er ſich mit langſamen Schritten zurück. Aber das findet nur ſtatt, ſobald er nicht hungrig, oder beim Freſſen beſchäftigt iſt, und wenn er noch niemals Menſchenfleiſch verſucht hat.

Folgendes Beiſpiel über dieſen Gegenſtand iſt merkwürdig genug. Ein holländiſcher Koloniſt, Namens Gertſchuyen, befand ſich mit einigen ſeiner Landsleute auf der Jagd, und näherte ſich, um zu trinken, einer Quelle, die, wie ſie gewöhnlich alle ſind, mit hohem Schilf umgeben war. Kaum befand er ſich am Rande des Waſſers, ſo ſtürzte ein ungeheurer Löwe auf ihn zu und packte ihn am Arm. Statt mit dem wilden Thiere ringen zu wollen, was ihm mehr ſchädlich als nützlich geweſen ſein würde, blieb der Mann kaltblütig und hielt ganz ſtill. Der Löwe ſeinerſeits that dasſelbe, und, ohne den Arm aus ſeinem Rachen zu laſſen, drückte er von Zeit zu Zeit die Augen zu, als könne er den Anblick ſeiner Beute nicht ertragen. Der Holländer ſchrie um Hilfe; aber ſeine Gefährten, obgleich ſie bewaffnet waren, flüchteten ſich auf einen nahen Felſen. Der arme Jäger ſah ſich auf dieſe Weiſe gänzlich verlaſſen und konnte keine andere Rettung, als von ſich ſelber, erwarten. Er zog alſo ein langes, ſpitziges Meſſer, womit dort Jedermann bewaffnet iſt, und ſtieß es dem Löwen mit ſolcher Gewalt in den Leib, daß der Stoß tödtlich war. Das Thier ſtürzte zuſammen; aber in ſeinem Todeskampfe zerriß es dem Holländer noch Arm und Bruſt, ſo daß auch er einige Zeit nachher an ſeinen Wunden ſtarb.

Die Löwenjäger behaupten, daß er Unrecht hatte, ſo bald die Geduld zu verlieren, und daß, wenn er noch einige Zeit unbeweglich geblieben wäre, der Löwe ihn von ſelbſt losgelaſſen haben würde. Mehrere ähnliche Beiſpiele ſcheinen zu beweiſen, daß, wenn die Eingebornen ſo oft die Opfer der Wildheit dieſer Thiere ſind, ſie das allein nur ihrer Feigheit zuzuſchreiben haben. Sobald ſich nämlich ein Löwe nähert, ſo zerſtieben ſie nach allen Winden und geben ihm gewonnen Spiel, ſtatt ſich zu vereinigen und ihn mit gemeinſchaftlichen Kräften zu bekämpfen. Auſſerdem treiben ſie die Verwoͤrfenheit noch ſo weit, daß ſie die Aelteſten und Schwächſten unter ſich gleichſam aufſetzen und zur Beute der wilden Thiere beſtimmen, nur um einige Monate länger ihr eigenes elendes Leben zu friſten.

Wirkliche Bevölkerung von Haiti.

Die Bevölkerung und bewaffnete Macht der Inſel Haiti (ehemals S. Domingo) verhält ſich, nach dem von der Regierung am 30 Auguſt 1824 beendigten Cenſus, folgendermaßen: Bezirk Port-au-Prince 89,161 Einwohner, 13,145 Nationalgarden. Bez. Cap-Haytien 38,566 E., 5829 N. Bez. Cayer 63,536 E., 8617 N. Bez. Santo-Domingo 20,076 E., 4344 N. Bez. Jeremie 37,652 E., 5000 N. Bez. Aquin 58,587 E., 8055 N. Bez. Gonaiver 33,542 E., 4819 N. Bez. Ellburon 37,927 E., 5233 N. Bez. Port-de-Paix 26,058 E., 3078 N. Bez S. Marc 37,628 E., 3906 N. Bez. Port-Piata 10,622 E., 1530 N. Bez. Jacmel 99,108 E., 14,000 N. Bez. Nipper 44,478 E., 6213 N. Bez. Port-Liberté 21,530 E., 1000 N. Bez. Legane 55,662 E., 6860 N. Bez. Monte-Chriſt 2112 E., 508 N. Bez. Mole 17,150 E., 2881 N. Bez. Mirebalais 53,649 E., 2960 N. Bez. Limbé 33,475 E., 1300 N. Bez. Grande-Rivière 35,372 E., 1255 N. Bez. Marmelade 32,852 E., 2034 N. Bez. Saint-Yague 10,419 E., 942 N. Bez. Borgne 29,162 E., 1378 N. Bez. Samana 2209 E., 300 N. Bez. Neobe 2581 E., 469 N. Bez. Azua 3500 E., 310 N. Bez. Saint-Jean 2745 E., 345 N. Bez. Lamatte 1026 E., 100 N. Bez. Arcahaire 4803 E., 832 N. Bez. Croix des Bouquets 13,833 E., 1221 N. Bez. Grand-Bois 6199 E., 926 N. Bez. La Vega 6178 E., 718 N. Bez. Le Trou 3932 E., 410 N. Zuſammen 935,335 Einwohner und 113,128 Nationalgarden.

Die reguläre Armee iſt auf folgende Weiſe zuſammengeſetzt: Garde des Präſidenten: Grenadiere, Jäger und Karabiniers 3980 Mann. Linientruppen 33 Regimenter, zu 720 Mann, 23,760 M. 2 Reg. Dragoner, zu 520 M., 1040 M. 5 Reg. Artillerie, zu 1012 M., 5060 M. 60 Kompagnien Sapeurs und Pioniers, zu 60 M., 3600 M. 4 Legionen Gendarmerie, zu 1320 M., 5280 M. 20 Detaſchements Stadt-Polizeiwache, zu 100 M., 2000 M. Marineſoldaten 800 M. Zuſammen 45,820 Mann.

Digitized by Google

Französische Literatur.

Du Sacrilége et des Jésuites. — Von der Kirchenentweihung und den Jesuiten. Von Lebrun. Paris, 1825. Bei Delaunay.

Die vorliegende Broschüre, von einem der in der französischen Anekdotengeschichte am besten unterrichteten Männer, ist eine beständige Anwendung der unzubezweifelnden und merkwürdigsten Thatsachen auf die Dispositionen des Sakrileggesetzes, das den Beifall aufgeklärter und unparteiischer Männer eben nicht hat. Man kann nicht genug über jene grausamen Racheausübungen von Thorn nachdenken, welche der Obrigkeit und den Bürgern der Stadt das Leben kosteten. Voltaire hat jene barbarischen Urtheilssprüche, jene empörenden Menschenopfer, welche die Jesuiten begehrten, und die ihnen mitten unter einem unwissenden und fanatischen Volke zugestanden wurden, noch nicht treffend und furchtbar genug beschrieben. Die Rede eines Jesuiten, der öffentlich jene schändlichen und entsetzlichen Marterszenen verordnete und vollstrecken ließ, verdient die größte Aufmerksamkeit des Staatsmannes.

Les Jésuites remis en cause, ou Entretiens des vivans et des morts, des partisans et des adversaires, à la frontière des deux mondes. — Die Jesuiten aufs Neue auf dem Tapet, oder Unterhaltungen der Lebendigen und der Todten, der Anhänger und der Gegner, auf der Grenze der beiden Welten. Paris, 1825. Bei Dondey-Dupré. Ein Band in 8.

Wenn man in Frankreich so viele Werke für und wider die Jesuiten schnell auf einander folgen sieht, wenn so viel Geschrei und so viele Beschwerden gegen Montrouge, Saint-Acheul u. s. f. sich erheben, ist man wohl genöthigt, zu glauben, daß es öffentliche Jesuiten in diesem Lande gebe, daß sich folglich eine Gewalt darin befindet, die mächtiger ist, als die Gesetze des Landes, welche, nach einer widersprechenden, lang ausgedehnten Unterrichtung, das Institut der Jesuiten durch seine Natur unannehmbar, dem natürlichen Rechte entgegengesetzt und es verletzend, so wie im Widerspruche mit der geistlichen und weltlichen Obrigkeit erklärten. Man bemerkt leicht, wie gefährlich ein solcher Zustand der Dinge ist.

Schwedische Literatur.

Redowisning och Berättelser wid allmänna Ars-Sammankomsten i Sällskapet för Wexel-Underwisningens Befrämjande. — Rechnungsablegung und Berichterstattung an die Gesellschaft zur Beförderung des gegenseitigen Unterrichts in der allgemeinen jährlichen Versammlung vom 19 Mai 1824. Stockholm, 1824. Bei F. B. Nestius. 23 Seiten in 8.

Dies kleine Werk enthält: 1) Eine Liste der Mitglieder des dirigirenden Raths der Gesellschaft, deren Präsident der Graf de la Gardie, und deren Vizepräsident der Erzbischof von Rosenstein ist. 2) Eine Liste der gewöhnlichen Mitglieder der Gesellschaft, einundvierzig an der Zahl. 3) Eine Darstellung der Arbeiten des Raths. 4) Den jährlichen Bericht über die Fortschritte des gegenseitigen Unterrichts in Schweden, der sich vorzüglich in den Jahren 1823 und 1824 besonders verbreitet hat. — Bei der letzten Sitzung des Reichstags trugen mehrere Vertreter der Nation darauf an: daß diese Unterrichtsmethode allgemein in Anwendung gebracht werde. Der König nahm diese Aufforderung mit Wohlwollen an, und erließ ein Schreiben an alle Konsistorien des Königreichs, um ihnen die Annahme und Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts anzuempfehlen, um denselben nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern einzuführen. Die Direktion steht im Briefwechsel mit den Gesellschaften zu London, Paris, Brüssel, Kopenhagen und Christiania. Die Zahl der neuen Schulen beläuft sich auf sechszig, über welche eine synoptische Tabelle beigefügt ist.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Moskau, Juni.

Mehrere prächtige Gebäude haben sich seit einiger Zeit wie durch Zauberei bei uns erhoben. Unser neues Theater ist eins der merkwürdigsten davon. Es kann sich dreist mit den größten und herrlichsten des südlichen und westlichen Europa's vergleichen, und wir glauben nicht, daß es hinter der Scala zu Mailand und der St. Karls-Schaubühne zu Neapel zurückstehe. Es kann sehr bequem dreitausend Zuschauer in sich aufnehmen. Außer den Parterrelogen, den sogenannten Baignoires und den Galerien, hat es vier Logen-Stockwerke, die durch eiserne Balken getragen werden, welche von außen nicht sichtbar sind, so daß man bequem alle Punkte des Saals und der Bühne übersehen kann. Das Gebäude enthält außerdem noch einen sehr schönen Foyer und mehrere Säle zu Konzerten und Maskenbällen. Die Höhe des Ganzen mißt 165 Fuß. um es gegen Feuersgefahr zu bewahren, sollen mehrere große Wasserbehälter angebracht werden. Die Treppen sind von Gußeisen, und die Verbindungsgänge sind zwanzig Fuß breit. Das Theater befindet sich auf der Mitte eines sehr großen Platzes. In Kurzem wird

Digitized by Google

eine beſondere mit Kupfern begleitete Beſchreibung dieſes Prachtwerks erſcheinen.

Calcutta, April.

Die Sitzungen unſerer „aſiatiſchen Geſellſchaft“ gewinnen ein immer höheres Intereſſe. In der vorigen, am 6 September 1824, las der Sekretär derſelben, Wilſon, eine Denkſchrift über den Wiſchnu-Purana vor. Die Sammlung der Schriften, die man Puranas nennt, nimmt einen bedeutenden Platz in der Literatur und in der Religion der Hindus ein. Sie ſtehen nur in Hinſicht der Heiligkeit hinter den Wedas zurück, und werden, wie dieſe, als von der Gottheit ſelbſt geſchrieben oder diktirt, betrachtet. Dieſe Bücher beſtimmen ihren Ritus, ihren Glauben, und erhalten ihre Beſchränktheit durch mancherlei abgeſchmackte Sagen und Mährchen. Sie ſind für den Europäer deßhalb intereſſant, weil er in ihnen die Geſchichte Indiens ſtudiren kann, und weil er mehrere Begebenheiten darin findet, die durch ihr Datum ſich der Zeit unſerer Stündlichkeit nähern. Die Puranas theilen ſich in zwei Klaſſen, wovon die vorzüglichſte dem weiſen Kriſchna Dwaipayana zugeſchrieben wird. Die upo-Puranas, oder die der zweiten Klaſſe, ſind nur wenig bekannt. In der letzten Sitzung vom 3 November 1824 theilte Mill eine Notiz über eine kleine chriſtliche Gemeinde mit, die ſich jetzt der Aufmerkſamkeit der Reiſenden entzogen iſt, und in der kleinen Stadt Khokrawan, nahe bei Tabris, wohnt, die auch Kirchen und Biſchöfe zu Jeruſalem, Diarbekir und Moſſul hat. Dieſe Gemeinde unterſcheidet ſich dadurch von den andern morgenländiſchen Chriſten, daß ſie ſich jüdiſch nennt und noch mehrere jüdiſche Gebräuche und Zeremonien beibehalten hat; auch iſt ihre Kirche und ihr Prieſterch von allen andern chriſtlichen Kirchen ganz unabhängig. Man kennt ſie noch zu wenig, um etwas Näheres über ſie mittheilen zu können.

Theater.

Paris.

Die Adminiſtration des Theaters der Frau Herzogin von Berry hat ihre „intrigante Mutter“ vom Repertorium vor bannt und ſie durch vier „Roſenjungfern (Rosières)“ erſetzt; die wahrſcheinlich alle nicht genug Tugenden haben werden, um das Publikum lange zu feſſeln. Die Doeſintrigue iſt nicht mehr werth, als die der Stadt; aber ſie iſt nur um ſo ſchwächer. Der Graf von Saint-Vrice will ſeine Ankunft auf dem neugekauften Schloſſe Beauval durch eine Belohnung der Tugend bezeichnen, weßhalb er ſeinen Kammerdiener Bertrand abſchickt, um mit 10,000 Franken zwei der tugendhafteſten Mädchen auszuſtatten. Dieſer eignet ſich zuerſt 2000 Franken zu und kommt ſodann mit dem Vorſteher des Orts überein, daß deſſen Schweſter, Jungfer Pinchon, und die Muhme Bertrands, Jungfer Modeſta, gekrönt und ausgeſtattet werden ſollen, worüber Hans und Blaſius ſehr erbittert ſind, die ſich ſchmeicheln, daß ihre Verlobten, Babet und Suſette, den Preis der Tugend erhalten würden. Darüber langt der Graf, von Allem zuvor unterrichtet, an. Bertrand läßt ſogleich die Erwählten zu Gunſten der Andern abdanken, wodurch ein Qui pro quo entſteht, das endlich durch die Ungeſchicklichkeit Modeſta's geloͤſet wird, der ein groſſes Stadewort entſchlüpft, welches durchaus nicht für ihre Rolle paßt. — Nach Jokonde mußte es ſchwer ſein, noch anziehende Roſenjungfern zu erfinden. Indeſſen fehlt es dem erſten Theile des Stücks an Natur und Lebendigkeit nicht, und nur der letzte iſt matt. Ueberhaupt iſt das Ganze zu lang ausgedehnt.

— Seit einiger Zeit ſind auf den Bühnen der Hauptſtadt die Thiere ſehr beliebt geworden, und wenn Jocko das geiſtreichſte von allen war, ſo hat es uns auch nicht an andern gefehlt, die ihre Rollen recht meiſterhaft unverſchämt geſpielt haben. Seit dem berühmten Hund von Montargis, um welchen der berühmte Göthe zu Weimar ſich von altem Antheil an der Szene zurückgezogen hat, haben wir die ſteblende Eliſer, die beiden Kaninchen, die Rebhühner u. ſ. w., und endlich den „geliebteſten Kater“ geſehen, in dem noch eine ganze Heerde anderer Thiere, z. B. Pferde, Löwen, Tiger, Elefanten neuen es nirgends gebricht), Ratten und Mäuſe erſcheinen ſind, und womit das Magietheater Comte's das Publikum beluſtigt hat. Sie werden nun nicht zumuthen, dieß Stück näher zu beſchreiben, und ſo laſſen wir es denn bei der allgemeinen Schlußbemerkung bewenden: daß die Thiere heuer überall auf der Szene einen glücklichen Erfolg zu haben ſcheinen.

Genf, Auguſt.

Der weltand berühmte Martin, der ſich ſehr beſcheiden „der erſte Sänger von Frankreich“ nennt, iſt mit dem klappenden Clapperade und ſeiner ſonſtigen Truppe hier angekommen, um uns durch ſein antikes Organ einigermaßen in Entzückung zu ſetzen. Man muß geſtehen, daß der Mann zu Olims Zeiten eine recht ſchöne Stimme gehabt haben kann, aber jetzt fehlt es ihm unwiderſprechlich an Ton und an Sol und an manchertei kleinen Akſidenzien, die unumgänglich nothwendig ſind, um einen vortrefflichen Sänger zu bilden. Dennoch hat Martin, ungeachtet ſeiner ſechshundſechzig Jahre, ungeachtet ſeiner Deplazirung in den erſten Liebhaberrollen, ungeachtet der Mukk eines Dalayrac, Vogelchen und anderer franzöſiſcher Komponiſten, ungeachtet der Unterſtützung einer blaudärtigen, einer großſtügigen, einer mautaſchigen, einer ſchſtelenden, einer ſchiefen Beiheiterin und eines ſtotternden, eines ſtechenden, eines provenzaliſchen, eines hoſenſtanglgen und eines knurrſuchſigen Beiheiters, welche Alle die vorzüglichſten Glieder der neu zuſammengeſetzten Clapvaredichen Truppe bilden, einen ziemlich einſtimmigen Beifall beim hieſigen Publikum gewonnen. Er hat ſünfmal ſich gezeigt, und zwar am vorzüglichſten im neuen Vorſpiern, im vernichtenden Vertrag, in Gutsſlan, im Kleide des Rittters von Grammont, in Jokonde und im Rottbütchen. — Wir erwarten täglich die Ankunft des bekannten franzöſiſchen Herkules, Matyreur, vom Theater des Martins-Thores zu Paris.

— Man hat ſchon mehrmals verſucht, auf der Inſel Wight, im Kanal, Weinberge anzulegen, ohne daß ſie beſonders gerathen ſind, wie viele Mühe Sir Richard Worsley ſich zu St. Lawrence auch immerhin gegeben hatte. Endlich iſt es einem gewiſſen Hamilton zu Painshill, auf derſelben Inſel, gelungen, einen Wein zu gewinnen, der jung dem ſchäumenden Champagner zweiter Klaſſe ähnlich iſt, aber älter eben ſo gut als der beſte Rheinwein wird. Er wird in einem ſehr hohen Preiſe verkauft.

Digitized by Google

Literarische Anzeigen.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau ist erschienen und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt:

H. Zschokke's ausgewählte Schriften, 11r, 12r, 13r, 14r Theil als Fortsetzung; im nächsten Oktober wird der 15te, 16te, 17te, 18te Theil erscheinen, und sofort das ganze Werk ununterbrochen beendigt werden.

Da der Subscriptions-Termin bis zum 15. Oktober zu Ende gehet, und bis dahin noch ein vollständiges Exemplar in 24 Theilen auf halbweißem Papier um den äußerst geringen Preis von 12 fl. oder 18 Fr. angesetzt wird, und auf milchweißem Papier à 16 fl. oder 24 Fr., so wird dieses vorläufig angezeigt, wer noch die Wohlfeilheit der Preise benutzen will; späterhin kostet ein Exemplar auf weißem Papier 20 fl., und auf ord. Papier 16 fl., da die Auflage von letzterer Papiersorte beinahe schon abgesetzt ist, und dann nur noch Exemplare à 20 fl. zu haben sind.

Den geehrten Lesern des Schweizerboten, so wie dem literarischen Publikum überhaupt, das eine muntere, scherzhafte und sehr unterhaltende Lektüre liebt, wird hiermit die Anzeige gemacht, daß der Herr Herausgeber des Schweizerboten nun auch eine Sammlung von allen seit zwanzig Jahren in diesem beliebten Volksblatt erschienenen lustigen und heitern Erzählungen veranstaltet hat, welche nun unter folgendem Titel im Druck erschienen ist:

Des Schweizerboten Spruch und Schwank

von H. Zschokke.

Man kann diese Sammlung in einem Bändchen in Taschenformat broschirt auf ordinairem Papier à 1 fl oder 15 Batzen, und auf halbweißem Papier à 1 fl. 30 kr. oder 22½ Batzen in allen Buchhandlungen der Schweiz haben, so wie bei dem Verleger H. R. Sauerländer in Aarau.

In dessen Verlag ist ferner erschienen, und à 2 fl. 45 kr. oder 40 Batzen in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Gebirgs-Förster

von H. Zschokke.

Zwei Theile, zweite umgearbeitete Auflage.

Es sind bereits neunzehn Jahre, daß die erste Ausgabe dieses nützlichen Buches erschienen ist, und stets Nachfrage war; durch die neue Umarbeitung hat nun diese zweite Auflage noch mehr Gründlichkeit und Brauchbarkeit erhalten, und ist vorzüglich allen Besitzern von Waldungen, so wie den Förstern, Gemeindräthen und Oekonomen sehr empfehlenswerth.

Da die Volksbildung auch in der Schweiz ihre thätigen Beförderer und Freunde findet, und zu diesem Behuf die Schweizerlandsgeschichte häufig verlangt wird, so hat sich der Verleger derselben verpflichtet gefunden, durch eine ganz wohlfeile Ausgabe die Einführung dieses beliebten Volks- und Schulbuches nach Kräften befördern zu helfen; demnach dienet zur Nachricht, daß nunmehro in allen Buchhandlungen zu haben ist:

Des Schweizerlands Geschichte

für das Schweizervolk

von H. Zschokke.

Dritte wohlfeilste Original-Ausgabe.

In Taschenformat auf ordinairem Papier à 30 kr. oder 7½ Bz.

Es ist diese wohlfeilste Ausgabe hauptsächlich für die unbemittelten Volksklassen, so wie für die Stadt- und Landschulen bestimmt, und wer bei dem Verleger H. R. Sauerländer in Aarau fünfzig Exemplare zusammen nimmt, erhält solche im Partiepreis das Exemplar à 5 Batzen, und wer solche Dutzendweis verlangt, erhält das Exemplar à 6 Batzen netto gegen baare Zahlung; jedes einzelne Exemplar aber kostet 7½ Batzen. — Von der zweiten Auflage sind auch noch Exemplare auf weißem Papier in Großoktav-Format à 2 fl., auf halbweißem Papier à 1 fl. 20 kr. und auf ordin. Papier à 45 kr. vorräthig zu haben.

Höchst wichtige Schriften für Lehrer und Schüler,

welche in der Fleckeisenschen Buchhandlung in Helmstedt erschienen sind und mit vollem Recht als brauchbar und sehr nützlich empfohlen werden können:

Quintiliani Lehrbuch der schönen Wissenschaften. Aus dem Latein. übersetzt von Heinr. Phil. Conr. Henke. Mit Anmerkungen und Vorreden begleitet von Gottl. Bened. von Schirach. Neu übergearbeitet, berichtigt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Jul. Billerbeck. 3 Thle. 8. 1825. 2 Rthlr. 12 Gr.

Dr. Jul. Billerbeck, Prosodisch-metrischer Wegweiser in der griechischen Sprache, zum Privat- und Schulgebrauch für Jünglinge und Lehrer. 8. 1825. 20 Gr.

Oben genannte Bücher sind in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu finden.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 36. Zweiter Jahrgang 1825. 7 September.

Die Weisheit des chinesischen Philosophen Meng-tseu.

Nicht Jeder ist ein Narr,
Der es gern scheinen möchte.
Meng-tseu.

Nach Konfuzius ist Meng-tseu der erste und vorzüglichste aller chinesischen Philosophen. Er wird von jenem Volke hoch verehrt, und Ya-sching oder der zweite Heilige genannt. Wie Konfuzius, lebte auch er an den Höfen, von einem Königreiche ins andere ziehend, mit den Fürsten, den Ministern, den Unterthanen sich unterhaltend, und überall mit strenger Freimüthigkeit seinen Rath ertheilend, den man mit vieler Ehrfurcht anhörte, ohne sich jedoch viel darum zu bekümmern, ihn in Ausführung zu bringen. Endlich ermüdet, sich so viele gänzlich verlorne Mühe zu geben, zog er sich nach Tseu zurück, wo er geboren war, und wo er, im vierundachtzigsten Jahre, 314 Jahre vor Christi Geburt, von der Liebe seiner Schüler und der Bewunderung des Volks umgeben, starb. Sein Andenken wurde seitdem vergöttert, und seine Werke, welche die reinste Moral enthalten, werden sehr hoch geachtet.

Das erste dieser Bücher beschäftigt sich fast ausschließlich mit der „Regierungskunst und den Pflichten der Könige.“ Der Philosoph von Tseu führt darin seine Unterhaltungen mit verschiedenen Fürsten an. Die dringenden Fragen derselben, die geistvollen und einfachen Antworten, erinnern oft an die Formen der sokratischen Dialoge.

Der König Hoi-wang äußerte gegen Meng-tseu, daß er sich den Segen seiner Rathschläge anwünsche. Dieser fragt ihn darauf: „Einen Menschen mit einem Degen oder einem Stock todtschlagen, findest du darin einen Unterschied?“

Der König. Ich sehe darin keine Verschiedenheit.

Meng-tseu. Einen Menschen mit einem Degen oder mit der Regierung todtschlagen, meinst du, daß das gleich sei?

Der König. Ich behaupte, daß es dasselbe ist.

Meng-tseu. O König! König! deine Küche schwelgt mit den auserlesensten Gerichten, dein Stall strotzt von feisten Gänsen, und dein Volk trägt in seinen entstellten Gesichtszügen den Hunger und die Verzweiflung zur Schau. In den Feldern vor der Stadt sterben die Menschen vor Jammer und Entbehrung; gib diese Leichname deinen Thieren zur Nahrung, Fürst! Wenn man die Thiere verachtet, weil sie unter einander sich verschlingen, um wie viel mehr muß man den Monarchen verabscheuen, der der Vater seines Volks, in der Ausübung einer wohlthätigen Gewalt, und nicht sein Tirann sein soll, der den Thieren selbst die Anleitung gibt, die Menschen zu verschlingen. Welches ist sein musterhaftes Betragen, und warum nennt man ihn den Vater des Volks? —

Zum König Siuan-wang sagte der Philosoph: „Ich muß dir sagen, warum die Menschen ein Königreich alt nennen. Nicht etwa, weil sich hohe und bejahrte Bäume darin befinden, sondern weil es durch eine Reihefolge guter Minister regiert worden ist. König! du hast nicht einen einzigen Minister, der dir

Digitized by Google

wahrhaft anhänglig ist, weil du ihn gestern zu der Würde erhoben hast, welche du ihm morgen wieder nehmen wirst, und weil du fast im gleichen Augenblicke den vergissest, der von dir erniedrigt worden ist."

Der König. Aber wie willst du, daß ich vorher wissen könne, ob sie ihrem Amte gewachsen sind oder nicht?

Meng-tseu. Ein Fürst soll nur Verständige, nicht Hanswurten oder Esel mit Aemtern bekleiden, und sich einbilden, daß ein anderes Verfahren nicht denkbar oder möglich sei. Will er den gemeinen Mann dem Adelichen, und entferntere Verwandten den nächsten vorziehen, so kann er die Hälfte der Vorsicht ersparen, und die Wahl wird ihm unendlich erleichtert. Wenn deine Minister, die dir zur Rechten und zur Linken sitzen, zu dir sagen: dieser ist ein weiser Mann! so glaube ihnen nicht. Wenn alle deine Bedienten dir zurufen: dieser ist wahrlich ein weiser Mann! so glaube ihnen nicht viel mehr; aber wenn dein Volk dir einen Menschen als weise bezeichnet, so prüfe ihn, und findest du, daß er es wirklich ist, so gib ihm ein Amt. Wenn deine Minister, die dir zur Rechten und zur Linken sitzen, zu dir sprechen: dieser Mann ist aufsäßig, so höre nicht auf sie. Wenn alle deine Bedienten zu dir sagen: dieser Mann hat keine Fähigkeiten, so lasse sie schwatzen und höre nicht darauf; wenn aber dein Volk sich erhebt und in Masse ruft: dieser Mensch verdient dein Vertrauen nicht, so fasse ihn auf den Zahn, und findest du, daß er wirklich auf einer faulen Wurzel ruhe, so reisse ihn aus seinem Amte und verstoße ihn. Wenn deine Minister, die zu deiner Rechten und Linken sitzen, zu dir sagen: dieser Mann ist des Todes würdig, so leihe ihrer Anklage kein geneigtes Ohr. Wenn alle deine Bedienten schreien: wahrlich, dieser Mann hat den Tod verdient! so wende dich von ihnen ab; aber wenn dein ganzes Volk wiederholt, daß er des Todes würdig sei, so prüfe sein Betragen aufs strengste, und wenn du findest, daß er wirklich schuldig sei, so verurtheile ihn, und lasse ihn sterben. Alle Welt wird alsdann sagen: daß nicht du allein, oder deine Minister und Bedienten, sondern daß das ganze Volk ihn getödtet habe. Wenn ein Fürst also handelt, vereint er die beiden anschädbaren Eigenschaften eines Vaters und einer Mutter des Volks in sich.

Ferner redete Meng-tseu also zum König Siuan-wang und sprach: „Unter deinen Unterthanen ist einer, der seine Frau und seine Kinder einem Freunde anvertraute, um eine Reise nach dem Königreiche Tsuh zu unternehmen. Nach seiner Rückkehr erfahrt er, daß seine Frau Hunger und Kälte gelitten habe. Was soll er jetzt thun?"

Der König. Einen solchen Freund verachten.

Meng-tseu. Wenn der oberste Vorsteher der Gerechtigkeit seine Unterthanen nicht dahin bringen kann, im rechten Geleise zu bleiben: was wird er thun?

Der König. Er wird sie abdanken.

Meng-tseu. Und wenn die Länder, die sich innerhalb der vier Grenzen des Königreichs befinden, vom Fürsten selbst schlecht regiert werden: was wird alsdann geschehen?"

Der König schaute rechts und schaute links. Bald darauf erhob er sich und redete von andern Dingen.

Man berichtet, daß der große Kaiser Hung-wuh, der Gründer der Dynastie der Mings, bei der Lesung der Grundsätze Meng-tseu's so sehr von der Unehrerbietigkeit derselben aufgebracht wurde, daß er gegen diesen Weisen in großen Zorn gerieth. „Es ist nicht erträglich", schrie er, „daß man also von und mit dem Fürsten rede. Man verlage ihm künftighin die Ehrenbezeugungen, die er mit Konfuzius theilt, und deren er unwürdig ist. Man lösche seinen Namen aus, und entferne sein Bildniß aus allen Tempeln." Er verbot sogleich auf's Strengste, daß ihm eine Vorstellung in dieser Hinsicht gemacht werde, wenn der Bittsteller nicht einen Pfeil in seinem Herzen fühlen wolle. Dies Dekret verbreitete ein allgemeines Entsetzen und eine große Niedergeschlagenheit. Ein einziger Schriftgelehrter, Namens Thsiang-tang, wagte es, eine Rechtfertigung Meng-tseu's aufzusetzen. Zugleich ließ er einen Sarg verfertigen, und begab sich mit demselben nach dem kaiserlichen Palaste. An den äussern Thoren desselben wendete er sich an die Wache und sagte: „Hier ist eine Schrift, die ich für Meng-tseu angefertigt habe." Und indem er seine Brust entblößte, fügte er hinzu: „drücket los!" Er wurde in der That von einem Pfeil durchbohrt; sodann trug man die Schrift zum Kaiser, und erzählte ihm das Schicksal des Priesters. Hung-wuh wurde eben so sehr von der Richtigkeit der in der Vorstellung angegebenen Gründe, als von der Ergebung und dem Edelmuthe ihres Verfassers gerührt. Er schickte ihm in Eile seinen eigenen Arzt, und überhäufte ihn nach seiner Genesung mit Reichthum und Ehre.

Die feuerspeienden Berge im Innern Asiens.

Eins der auffallendsten Phänomene für die Naturgeschichte ist die Existenz der Vulkane in den Hochgebirgen von Zentral-Asien, in einer sehr großen Entfernung vom Meer. Die ältern chinesischen Schriftsteller haben ihrer bereits gedacht, und sie sind noch heut zu Tage vorhanden, obgleich sehr wenig bekannt.

Digitized by Google

Nördlich von Khuei-thsu und auf der südlichen Grenze des Landes, welches gegen das Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung von den Ueberresten der Türken-Hiung-nu bewohnt wurde, die aus dem Westen von den Chinesen vertrieben worden waren, erhob sich ein Feuerberg (Ho-chan). Auf der einen Seite dieses Berges, sagen die alten Beschreibungen, brennen alle Steine, verschmelzen und fließen mehrere zehn Li oder chinesische Meilen fort. Diese glühende Masse erkältet sich endlich mit der Zeit und wird hart. Die Landesbewohner bedienen sich derselben zu ihren Arzneien. Man findet dort auch vielen Schwefel.

Ein chinesischer Schriftsteller des siebenten Jahrhunderts sagt in Erwähnung von Khuei: „Zweihundert Li (zwanzig Stunden) nördlich von dieser Stadt befindet sich ein weißer Berg (Pe-chan), den man auch Aghie nennt. Aus ihm erhebt sich beständig Feuer oder Rauch; der Salmiak kommt von dort her.“ Der Name Aghie scheint dieselbe Bedeutung wie Ho-chan im Chinesischen, zu haben, welches so viel als „Feuerberg“ bedeutet; denn dieses Element wird in der Sprache der Hindus „ag“ genannt, und man findet dieselbe Wurzel auch in mehreren europäischen Sprachen wieder.

Die alte Stadt Khuei-thsu ist das heutige Khutsche, welches nach den Berechnungen der Missionairs unter 41° 37′ der nördlichen Breite und 80° 35′ der östlichen Länge liegt. Der Vulkan, welcher zu der hohen Schneekette der „himmlischen Berge (Thian-Chan)“ gehört, muß sich ungefähr unter 42° 35′ der nördlichen Breite befinden. Es ist wahrscheinlich derselbe, der gegenwärtig den Namen Khalar trägt. Nach der Erzählung der Buckharen, die den Salmiak nach Rußland bringen, befindet sich dieser letztere südlich von Korgos, einer Stadt, die am Ili liegt. Man findet dort eine so große Menge von diesem Salz, daß die Bewohner von Khutsche damit allein ihren jährlichen Tribut an China bezahlen.

Die neue Beschreibung von Zentral-Asien, die im Jahr 1777 zu Pecking erschienen ist, enthält folgende Note: „Das Gebiet von Khutsche erzeugt Kupfer, Salpeter, Schwefel und Salmiak. Dieser letztere kommt von einem Berge, den man den „Salmiakberg“ nennt, und der sich nördlich von der Stadt befindet. Er hat viele Hohlen und Spalten, die im Frühling, im Sommer und im Herbst mit Feuer angefüllt sind, dergestalt, daß dieser Berg des Nachts wie mit vielen tausend Lampen illuminirt zu sein scheint. Niemand kann sich ihm alsdann nähern. Nur im Winter allein, und eben zur kältesten Zeit, wo große Schneelassen das Feuer ersticken, geben die Landesbewohner dort hin, ziehen sich ganz nackt aus und sammeln den Salmiak ein, der sich in den Höhlen, in der Gestalt sehr harter Stalaktiten, befindet, weshalb es sehr schwierig ist, ihn abzulösen.“

Zwölf Karavane-Tagreisen nördlich von Korgos befindet sich eine andere Stadt, die gewöhnlich nur Tschugultschak genannt wird. Sie liegt am Fuß des Berges Tarbagatai, unter 46° 5′ der nördlichen Breite und 80° 45′ der östlichen Länge. Vier Stationen östlich von dieser Stadt gelangt man in den Kanton von Khobobsar, nahe am Khobok, der sich in den Darlaisee ergießt. Daselbst ist ebenfalls ein kleiner Berg voller Spalten, in denen man eine außerordentliche Hitze verspürt, aus denen jedoch niemals Rauch emporsteigt. In diesen Spalten sublimirt sich der Salmiak, und hängt sich so fest an die Felswände, daß man ihn nur mit großer Mühe davon ablösen und einsammeln kann.

Russische Sittentafel.

Eine unerschütterliche Neugier ist, nach dem Doktor Lyall, ein anderer karakteristischer Zug der russischen Nation. „Mit derselben Leichtigkeit,“ sagt er, „wie die Adelichen fragen: Wie befinden Sie sich? eben so erlauben sie sich auch eine Menge der unerwartetsten und unverschämtesten Fragen über die Verbindungen, die Familie, das Eigenthum und Einkommen, die geheimen Geschäfte, Unternehmungen und Meinungen Derjenigen, mit denen sie sprechen. Eine ausweichende Antwort, weit entfernt, sie zum Schweigen zu bringen, reizt vielmehr ihre Neugier immer mehr, und sie treiben ihr Verhör mit einer Gewandtheit und List so weit, bis sie das Geheimniß kennen, welches man ihnen bisher verbarg, oder bis man die Geduld verliert und ihnen seine Unzufriedenheit fühlbar macht. In diesem letztern Falle halten sie sich immer für sehr beleidigt und suchen sich dafür zu rächen, was ihnen nicht schwer wird, vorzüglich, wenn man, auf welche Weise es auch sei, von ihnen abhängt. Aber sie begnügen sich, mit diesen persönlichen Fragen und Nachforschungen nicht allein, sie wenden sich auch an die Bedienten dessen, von dem sie besonders genaue Nachrichten einzuziehen wünschen, so wie überhaupt an alle Personen, die mit ihm nur in der geringsten Berührung stehen. Lebt man in ihrer Familie, so sind der Haushere und die Hausfrau beständig aufs Genaueste von Allem unterrichtet, was man treibt, und zwar durch die Leute selbst, von denen man bedient wird. Ich habe dieses System bis auf einen Punkt treiben sehen, daß man es fast für fabelhaft halten möchte, und ich will, unter vielen, hier nur ein einziges Beispiel anführen. Ein Edelmann, Herr eines Dorfs, dessen Kirche einen ziemlich hohen Thurm hatte, pflegte gewöhnlich, wenn er Besuch von Fremden oder Nachbarn erhielt, einen seiner Leute auf den Balkon

Digitized by Google

desselben, mit dem Befehl, einen regelmäßigen Bericht von den Bewegungen und Hin- und Hergängen eines jeden Individuums abzulatten, während dem mehrere andere Bediente oder Spione in den verschiedenen Theilen des Hauses sich befanden, um auch dort die Gebehrden und Handlungen der eingeladenen Gesellschaft zu beobachten."

Es scheint, unserm Gewährsmann zufolge, daß die Erziehung in Rußland lange nicht so weit vorgerückt ist, als man es bisher geglaubt hat. Einige Edelleute, die Reisen gemacht, einige Offiziere, die einen guten Unterricht genossen haben, sind wohl im Stande, die deutsche und französische Literatur zu verstehen und ihre Klassiker zu lesen, aber die Nation liefet durchaus nicht. Es gibt in jenem Lande mehrere Dichter von großem Verdienst, von denen einige noch am Leben sind, und man sollte vermuthen, daß ihre Werke sehr populär sind; aber dem ist leider nicht also. Zwei- oder dreihundert Exemplare eines Werks sind Alles, was man bei einer Nation von fünfzig Millionen Menschen abzusetzen hoffen kann. Die Geschichte des russischen Reichs von Karamsin, die unstreitig das populärste Werk ist, das man je in Rußland gedruckt, hat bei ihrer ersten Auflage nur vierhundert und sechs Subskribenten gehabt, wovon vierzig Kaufleute, fünf Geistliche und drei reiche Bauern; alle Uebrigen gehörten zum Adel. Bei der zweiten Edition, die im Jahr 1817 erschien, wagte es der Buchdrucker, was bisher unerhört gewesen, tausend Exemplare abzuziehen. Indeß verbreitet sich die Lesesuß immer mehr, und der Kaiser selbst trägt dazu außerordentlich viel durch Einrichtung neuer und Verbesserung alter Schulen bei. Einige Große haben vor Kurzem den gegenseitigen Unterricht, nach der Lankasterschen Methode, auf ihren weitläuftigen Besitzungen, ungeachtet der lächerlichen Besorgnisse ihrer Nachbarn und dem Widerstreben der Geistlichkeit, eingeführt. Die Buchdruckerei und Kupferstecherkunst haben ebenfalls große Fortschritte gemacht.

Der Doktor Lyall sagt sehr wenig von der Geistlichkeit. Er stellt die Prälaten und höhern Würdenträger meistentheils als ehrwürdig und gesittet dar; aber der große Haufen der niedrigeren Geistlichen hat ihm durchaus unwissend, bigott und ausschweifend geschienen. Der Handelsstand ist wo möglich noch verdorbener; wenigstens ist das, was er von dem zu Moskau erzählt, eben nicht besonders empfehlenswerth. „Es ist ein allgemeiner Gebrauch", „sagt er, „jedermal mehr zu fordern, als eine Sache werth ist, und nach und nach, mit langem Streiten und entsetzlichen Schwüren, herabzuhandeln. Der Kaufmann vermißt sich hoch und theuer, daß er zu Grunde gerichtet sei, wenn er einen Gegenstand um den Preis lasse, den man ihm geboten hat, und doch schreit und läuft er dem sich Entfernenden nach, zieht ihn am Rocke wieder zurück, und sagt zu dem ganz Fremden, daß er ihm die Sache lassen wolle, weil er es sei, und weil er ihm einen Gefallen dadurch zu erweisen gedenke. Will man etwas verkaufen, so ist es noch viel ärger, und man gebraucht einen ganzen Morgen dazu, um einen alten Hut oder ein Paar Stiefeln loszuwerden. Ihre Betrügereien in Hinsicht der Qualität der Waare sind fast unglaublich, und mit einer Ausdauer vorbereitet, die man bewundern müßte, wenn sie sich bei andern Veranlassungen zeigte. Sie erinnern an das, was man von den Chinesen zu Kanton erzählt. Es gibt vorzüglich einen Artikel, bei dem sie einen großen Gewinn sich zu verschaffen wissen, und wobei ihnen die Strenge des Klima's am meisten behilflich ist. Man kaufe nämlich im Winter eine Tonne sehr schöner und sehr fester Butter, so kann man das Vergnügen haben, sie im Frühling schwimmen zu sehen, weil wenigstens die Hälfte daran Wasser ist. Oft findet man den Grund eines Theekastens mit Blättern angefüllt, die bereits gebraucht worden sind, und die ihnen die Bedienten der Herrschaften selbst um ein Spottgeld verkaufen."

Die Bauern sind sehr unwissend, sehr sinnlich und sehr knechtisch; aber sie sind im Allgemeinen nicht so elend, als man glaubt. Sie haben genug, um ziemlich gut leben zu können, und es fehlt ihnen auch auffordern nicht an Zeit, ihren Ausschweifungen und ihrer Andächtelei nachzuhangen. Ihr Karakter ist froh und unbesorgt, und sie fühlen kaum die Entwürdigung, in welcher sie leben. Der Doktor Lyall drückt sich darüber folgendermaßen aus:

„Indem ich ein allgemeines Gemälde des Bauernstandes aufstelle, will ich den Leser jedoch nicht täuschen; denn obgleich ich der Meinung bin, daß die große Klasse glücklich genug ist, so weiß ich doch auch sehr wohl, daß mehrere davon elend und unterdrückt sind, und oft mit viehischer Grausamkeit von ihren Herren behandelt werden. Sobald die Edelleute, in Folge ihrer unregelmäßigen Lebensart und Verschwendungssucht, Schulden gemacht haben, und in Geldnoth gerathen, so sind ihre Unterthanen gezwungen, ihnen Vorschüsse zu machen, die nie zurückbezahlt werden. Auffordern vermehren sie den Obrock nach Gefallen, und lassen sich denselben im Voraus bezahlen. Eine solche Forderung ist wie eine kaiserliche Ukase: man muß ihr auf der Stelle gehorchen, denn im entgegengesetzten Falle hat man eine eben so strenge und fürchterliche als ungerechte Bestrafung zu befürchten. Daher kommt es denn auch, daß diese armen Teufel so aufmerksam auf ihre Herren sind, und ihren Karakter oder ihre Stimmung auf jede Weise zu studiren suchen; und da sie eben so geschickt als listig sind, so wissen sie ihr Vermögen auf alle Weise zu verbergen, und finden

Digitized by Google

tausend Ausreden und Scheingründe, um sich aus der Schlinge zu ziehen, die ihnen von der Habgier gelegt worden ist. Die Vasallen des armen Adels sind es vorzüglich, deren Schicksal wahrhaft bedauernswürdig ist. Die beständigen Bedürfnisse, der Geiz und die Habsucht ihrer Herren machen sie so elend, als menschliche Geschöpfe nur immer sein können. Man nimmt ihnen nicht allein das wenige Geld, das sie noch in Händen haben, sondern selbst noch einen Theil der Zeit, die ihnen das Gesetz zur Bebauung ihrer armen Landwinkel und zur Besorgung ihrer persönlichen Geschäfte zugesteht. Man zwingt sie unter tausend himmelschreienden Vorwänden, beständig zu arbeiten, und nimmt zu diesem Zwecke nicht nur die Männer allein, sondern auch die Weiber, Kinder, Greise und das Vieh, das ihnen gehört, in Anspruch. Kaum bleibt ihnen Zeit, sich ihre kärgliche Speise zu bereiten, und sie in Hast zu verschlingen. Unter solchen Umständen wird es eben nicht mehr sonderbar erscheinen, wenn man erfährt, daß der russische Bauer versteckt, listig und heimtückisch sei. Er weiß recht wohl, daß er den Landesgesetzen zuwider unterdrückt wird; aber eben diese Gesetze sind für ihn nur ein todter Buchstabe. Wie könnte es ihm auch möglich sein, Gerechtigkeit zu fordern oder sie zu erlangen, da er nicht ohne Erlaubniß des Herrn seinen Ort verlassen, oder irgend etwas unternehmen darf? Und gesetzt nun auch, er könnte bis an den Gerichtshof gelangen, was könnte er dort thun? Sich über seinen Herrn beklagen, und den Justizbeamten die Gelegenheit geben, ein Geschenk zu erhalten, sich selbst aber eine noch viel schlimmere Behandlung zuzuziehen, das würde Alles sein, was er zu erlangen hoffen dürfte. Es bleibt ihnen also oft kein anderes Mittel übrig, als sich zu empören, und ihren Herrn zu ermorden; worin sie alsdann nur die Großen nachahmen, die ihrer Ehrsucht oder ihrem Fanatismus die Krone und das Leben ihrer Monarchen zum Opfer bringen. Manchmal auch fällt die wüthende Schaar über die Intendanten her, und maßakrirt sie auf eine schaudererregende Weise."

Merkwürdiges Beispiel von Nicht-Ansteckung des gelben Fiebers.

Ein junger Engländer, der seit Kurzem mit einem jungen und schönen Frauenzimmer seiner Nation, mit welchem er sich heimlich verheirathet hatte, in der dänischen Kolonie St. Thomas angekommen war, wurde daselbst plötzlich vom gelben Fieber befallen. Die Krankheit machte sehr schnelle Fortschritte, und als sie ihren höchsten Punkt erreicht hatte, und schon alle Zeichen eines nahen und unvermeidlichen Todes sich zeigten, faßte die Gattin des Sterbenden plötzlich einen Entschluß, den nur die höchste, an Wahnsinn grenzende Verzweiflung ihr einzugeben vermochte. Sie wollte den einzigen Gegenstand ihrer Liebe, ihre alleinige Stütze auf diesem fremden, von ihrer Heimath so weit entfernten Boden nicht überleben. Sie entkleidete sich also vollkommen, und nahm nackt an der Seite des mit dem Tode Ringenden ihren Platz ein. So hielt sie ihn fest umklammert, und ihr schöner, von der Kraft und Ueppigkeit der Jugend schwellender Körper schmiegte sich an das von heftigen Fieberschauern erschütterte, einer nahen Auflosung gewisse Skelett ihres Gatten. Sie blieb zehn Stunden lang in dieser Lage, bis man endlich den erstarrten Leichnam ihren Armen entwand.

Alle diejenigen, welche das gelbe Fieber als eine ausserordentlich ansteckende Krankheit betrachten, werden nicht ohne Erstaunen vernehmen, daß die junge Engländerin, nach einer zehnstündigen unmittelbaren Berührung mit dem von dieser Seuche befallenen Gegenstande ihrer Liebe, von dem sie auch im Tode sich nicht trennen wollte, durchaus kein Zeichen dieses schrecklichen Fiebers davon getragen habe, und daß sie nur kurz darauf in eine moralische Krankheit, eine natürliche Folge ihrer tiefen Betrübniß, verfallen war. Es scheint indeß, daß der hohe Grad von Ueberspannung, in welcher sich dieses Frauenzimmer befand, genügend gewesen sei, die Wirkung der Ansteckung zu verhindern.

Schweizerische Miszellen.

6.

Die Alpenreisen der Herren Kasthofer und Hegetschweiler.

(Beschluß.)

An das bündnerische Hochgebirg, mit welchem sich die Kasthoferische Reise beschäftigt, grenzen das Töbigebirg und die glarnerischen Alpen, die der Vorwurf mehrjähriger Forschungen des Hrn. Doktor Johann Hegetschweiler gewesen sind, und deren Ergebnisse derselbe in den „Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden in den Jahren 1819, 1820 und 1822 (Zürich, bei Orell, Füßli und Komp. 1825, 194 S. 8., mit Kupfer- und Steindruckblättern)" mittheilt. Genaue barometrische Höhenmessungen haben beide Reisende auf allen bedeutenden Punkten ihrer Wanderungen angestellt, und dies ist für sich allein schon ein nicht zu verachtendes Verdienst ihrer Arbeiten; naturgeschichtliche, vorzüglich botanische Angaben hat die Hegetschweilersche, mehrere statistische hingegen die Kasthofersche Reise; Geist und Sitten der Bewohner der durchreiseten Landschaften haben der zu-

Digitized by Google

cherische wie der bernerische Reisende, der letztere jedoch öfterer und umsichtiger, beobachtet; darin treffen vollends aber Beide zusammen, daß sie die natürlichen Verhältnisse des Alpenzuges, seiner Gletscher und seiner Vegetation, mit Hinsicht auf die darin von Zeit zu Zeit eingetretenen, und noch weiterhin statt findenden Veränderungen und ihre Ursachen, insbesondere dann aber auch hinsichtlich auf ihre Benutzung und die wünschbaren Vervollkommnungen dieser letztern, befriedigender und sorgsamer als Niemand vor ihnen, zu ergründen bemüht waren, und das Zusammentreffen der Ansichten beider Männer in den wichtigsten Punkten darf wohl unstreitig als eine Art Beweis für die Richtigkeit derselben betrachtet werden.

Die Benutzung der Glarneralpen ist seit Jahrhunderten die gleiche geblieben, so wie der Bau der Hütten, der Schmuz um dieselben und das Nichtbenutzen des Düngers vom Alpenvieh, der so wichtige Dienste leisten könnte. Eben so wenig hat die Käsebereitung irgend eine Veränderung erlitten. Die Verarbeitung des Schabzigerklées durch Beimischung des geriebenen Krautes vom blauen Klee (Trifolium melil. caerul.) zum Zieger ist die einzige der Schweiz, und in dieser dem Lande Glarus eigenthümliche Milchbenutzung. Die Zeit der Einführung derselben ist unbekannt. Aber auch sie ist stationär geblieben, da es doch der Mühe werth wäre, für ähnliche Benutzung noch andere aromatische Kräuter zu versuchen. Was den verschiedenen Ertrag der Alpen zu verschiedenen Zeiten betrift, so scheint derselbe am besten aus ihrer Verstoßung, das heißt, aus der Zahl des schatzungsgemäß dahin getriebenen Viehes hervorzugehen. Im glarnerischen Landesurbar findet sich ein genaues Verzeichniß aller Alpen, mit der Angabe der neuern und ältern Schatzungen. Bemerkenswerth ist, daß die erneuerten Schatzungen gewöhnlich nach schlechten Jahren gemacht wurden, z. B. 1710, 1771 und 1772, welche letztere im Jahre 1808 und 1809 revidirt wurden. Seither ist keine mehr angestellt worden. Aus allen jenen Schatzungen ergibt sich aber unstreitig, daß aus irgend einem Grund die Glarneralpen nach beilaufig hundert Jahren um ungefähr dreihundert Kühe weniger geschätzt wurden, als zuvor, das will sagen, daß sie jetzt um so viel weniger Stücke Vieh ernähren mögen.

Als Ursachen dieser Abnahme bezeichnet Hr. Hegetschweiler vorzüglich folgende: 1. Die fortgehende Verwitterung des Alpgebirgs überhaupt, welche in der Nähe von steilen Felswänden überdies beträchtlicher, und nach nassen und schneereichen Jahren ebenfalls stärker ist. Wenn nicht auf mehrern Alpen den Sennen zur Pflicht gemacht wäre, das verwitterte Gestein zu entfernen, so wäre die Zerstörung noch bedeutender. 2. Die Bergstürze und Schlipfe, welche nach sehr schneereichen Jahren ebenfalls häufiger erfolgen. 3. Die Lauinen, die im Verhältniß der Menge des gefallenen Schnees theils häufiger und später im Jahre noch erscheinen, demnach dann auch mehr schaden. Das unvorsichtige Umhauen der Wälder hat im Kanton Glarus zu ihrer Vermehrung keinen Anlaß gegeben, da man an etwas steilen Halden die Bäume mehrere Schuhe über der Wurzel fällt. In schneereichen Jahren überschütten sie enge Thäler mit entsetzlichen Menge Schnee und Gestein, erschweren den Bau der Alpbütten, und zerstören den Rasen. 4. Die Zerstörung des Rasens durch ungewöhnlich vielen Schnee, und die äußerst langsame Bildung desselben in höhern Gegenden, wo das Besamen von andern Alpen her schwieriger ist. In schlechten Jahren schmilzt der Schnee in einer Höhe von sieben- bis achttausend Fuß über Meer fast gar nie weg, wodurch der Rasen erstickt oder vermodert; fängt das Zerstörte wieder an, sich zu regeneriren, so kömmt dann meist schon wieder eine zweite Zerstörung. 5. Die Gletscher, welche weniger durch die Eroberung von Stellen schaden, die sie früher nicht besetzt hatten, als dadurch, daß sich der Schnee in ihrer Nähe länger hält, als in gleich hohen Gegenden ohne Gletscher, und durch die Menge von Geschieben, welche sie auf ihren Rücken zu Thal tragen, oder durch ihre Bewegung abwärts den Felswänden zur Seite und auf dem Grund abgewinnen; dann durch die Gletscherbrüche und die Erkältung der Luft umher. Wenn diese letztere auch nicht auffallend merkbar ist, so veranlaßt sie doch stärkere und zahlreichere Reifen, welche das Alpgras in seinem Wachsthum aufhalten, und den Ertrag der Alpen mindern. 6. Die Alpbäche, welche in Jahren, wo ungewöhnlich häufige Regen und Schneeniederschläge statt finden, zu ungewöhnter Höhe anschwellen, wodurch sie zuvor unerreichte Schuttwälle wegschwemmen, und durch ihr Verlaufen von tiefern Alpen dieselben auf längere Zeit in ihrer Nähe verwüsten. 7. Die fehlerhafte Benutzung der Alpen. Würde eine fruchtbare Wiese im Thal auf solche Art benutzt, wie es bei den Alpen geschieht, so würde der Ertrag derselben in kurzer Zeit um zwei Drittheile vermindert. Man nimmt nämlich den letztern immer ab, ohne ihnen etwas wieder zu geben, und eine ungeheure Menge des nutzbarsten Düngers geht auf den Alpen unbenutzt verloren. Wenn überdies nach schlechten Jahren bedeutende Rasenstücke in hohen Alpen zerstört werden, ohne daß in der Nähe solche Alpen sich finden, von denen sie wieder besamt werden können, so siedeln sich nur äußerst langsam neue Pflanzen an, die oft auch von Ziegen und Schafen, Gemsen und Murmelthieren vor ihrer Reife wieder abgefressen, oder aus der lockern Erde gerissen werden; und es ist nicht möglich, daß sich vor dem Eintritt eines neuen Mißjahres ein dauerhafter

Digitized by Google

Rasen bilde, der einerseits den Schnee eher schmilzt, als die nackte Erde, und anderseits der zerstörenden Wirkung desselben länger widersteht, und fast immer, wenn er auch noch zerstört wird, in seinem Filz einige Samen aufbehält. Eine künstliche Saat wurde nur eines Jahres bedürfen. Es die Zunahme der Unkräuter, das heißt, solcher Pflanzen, welche vom Viehe nicht gefressen werden. Hieher gehören die zahlreichen Spielarten der auf den Alpen wachsenden Aconiten und Delphinien und die sogenannten Blacken (Rumex alpinus). Es gibt Alpen, in welchen diese Unkräuter wohl einen Hunderttheil der Bekleidung des Bodens ausmachen, und, da Futterkräuter in der Nähe derselben, namentlich der Aconiten, erstickt werden, in der That auch öfters den fünfzigsten.

„Nach diesen aufgezählten Ursachen begreift man wohl, sagt Hr. Hegetschweiler, daß Alpen, die in steilen Gebirgsländern und in der Nähe von Gletschern und Gletscherbrüchen liegen, und bei deren Benuhung immer der alte Schlendrian beibehalten wurde, in ihrer Vegetation beschränkt und also auch hinsichtlich auf ihren Ertrag und Nutzen abgeschätzt werden mußten; aber man sieht auch ein, daß dieser Abschätzung nicht gerade eine wirklich verminderte Ertragbarkeit des Alpbodens, noch viel weniger eine Verschlechterung des Klima's überhaupt, oder der Alpen insbesondere, zu Grunde liegt, sondern daß es Wirkungen von jenen allgemeinen Faktoren sind, die auf unserer Erde gute oder schlechte Jahre bestimmen, und nicht selten Wirkungen von solchen Ursachen, die, während sie für's Ganze wohlthätig, für einzelne Theile, namentlich z. B. für die Alpen, einigen Nachtheil erzeugen können, der aber durch Fleiß und Nachdenken wohl gehemmt werden mag. Mögen daher die Gletscher noch mehr wachsen, und sogar ihre entferntesten Firnflöße überschreiten, die Alpbäche von Neuem ihre Wuth an ihren Umgebungen auslassen, zahllose Lawinen tiefere Gegenden länger verwintern, die Verwitterung des Gesteins fikklanblos fortfahren, und lange Winter den Rasen von Alpen, die sonst nicht im Bereich des ewigen Schnees liegen, zerstören, — die Natur, als würde sie, wie die Reproduktionskraft durch jede Verwundung, nur gereizt, ist in guten Jahren zum Ersatz nur desto thätiger; und wenn der Mensch nur einigermaßen ihre Winke befolgt, und nur einigermaßen ihr zu vergelten trachtet, was er ihr jährlich entzieht, so kann er bald allen Schaden jener Ereignisse aufheben, welche nun einmal von den bestehenden Einrichtungen der Natur unzertrennlich sind.“

Die beiden Alpenreisen, von denen hier die Rede war, können uns beinebens den erwünschten Beweis leisten, daß, wenn die vaterländische Naturforschung und diejenige des Alpengebirgs insonderheit neuerlich große Einbuße durch den Tod der zwei hochverdienten Männer, Hans Konrad Escher von der Linth und Marc Auguſt Pictet, erlitten hat, ihr dafür auch wieder Ersatz in würdigen Eidsgenossen, die diesen hehren Vorbildern rühmlich nachstreben, zu Theil geworden ist, und daß demnach mit Zuversicht erwartet werden darf, auch die Kasthofer und Hegetschweiler werden durch ihre verdienstvollen Arbeiten auch weiterhin immer mehrere vaterländische Jünglinge zu edelm Nacheifer anregen.

Betrachtungen über die Wuth.

Ein Wundarzt von Brighton, Namens White, wurde vor Kurzem von einem tollen Hunde gebissen, dessen Hydrophobie seit drei Tagen erwiesen war, und der bald darauf in den Konvulsionen der Wuth starb. Der Doktor hat in die englischen Zeitungen einen Brief vom 6 Juni 1825 einrücken lassen, worinn er erklärt, daß er durchaus keine von den Aerzten bei dergleichen Gelegenheiten angedeuteten Vorsichtsmaasregeln in Anwendung bringen, sondern die Wunde allein nur verbinden will, als wenn sie durch den Biß eines vollkommen gesunden Hundes veranlaßt worden wäre. Er ist überzeugt, „daß durch den Biß eines vierfüßigen Thieres die Wuth den Menschen nicht mitgetheilt werden könne, und daß die beängstigte Einbildungskraft allein den Tod Derjenigen verursacht hat, die von einem wüthenden Thiere verwundet worden sind.“ White hat, in Gegenwart mehrerer anderer Wundärzte, den Hund geöffnet und zerlegt, von dem er gebissen worden ist. Sein Schreiben enthält die genauesten Einzelnheiten über diese anatomische Operation, und er endet es mit diesen Worten: „Ich bin überzeugt, daß ich einst sterben werde; aber ich bin gewiß, daß es nicht an der Wuth sein wird.“

Nichts, was nur immerhin irgend einen Lichtstrahl auf diesen ernsten Gegenstand zu werfen vermag, darf von der dabei interessirten Welt vernachlässigt werden. Die folgenden Bemerkungen, die schon vor längerer Zeit niedergeschrieben wurden, konnten nicht leicht zu einer schicklichern Zeit erscheinen; denn die Aufmerksamkeit des Publikums muß nicht wenig durch die Sicherheit eines Mannes in einem Falle gespannt sein, wo ein jeder Anderer sich ohne Rettung für verloren halten, und es durch seinen Glauben in der That sein würde.

Die Meinung, welche ausschließlich die Entwickelung der Wuth bei den Menschen der Einflößung eines besondern Virus (ansteckenden Eiters) zuschreibt, hat für sich die allgemeine Beistimmung, und scheint ausserdem auf so mannigfach erwiesenen Thatsachen zu beruhen, daß man es im ersten Augenblicke für einen

Digitized by Google

Anfall von Wahnſinn halten möchte, dieſelbe noch befreiten zu wollen. Indeſſen ſtützt ſich die entgegengeſetzte Meinung gleichfalls auf eben ſo zahlreiche als bündige Thatſachen; ſie wird durch gelehrte Beobachter und durch eben ſo verdienſtvolle als berühmte Aerzte unterſtützt. Woher mag nun dieſe Verſchiedenheit über einen ſo wichtigen Punkt rühren?

Der Wuthheiter wirkt nicht mit gleicher Gewalt auf alle Gattungen, zu allen Zeiten, in allen Klima's. Man weiß, daß die Wuth durch Anſteckung in gewiſſen Epochen des Jahres ausbricht, die nicht immer dieſelben ſind; vorzüglich aber während der größten Sommerhitze und der ſtrengſten Winterkälte. Es iſt nicht zu beſtimmen, wie die verſchiedenen Modifikationen der Atmoſphäre darauf, und in wie fern ſie wirken können. Einige Länder ſcheinen ganz von dieſer Krankheit ausgenommen zu ſein, obgleich ſie nicht immer einer gemäßigten Wärme ſich erfreuen. Man kann Konſtantinopel als Beiſpiel anführen, wo die Wuth faſt gänzlich unbekannt iſt, obgleich die Hunde dort ſich ganz ſelbſt überlaſſen ſind, ein Umſtand, der der Entwicklung dieſer Krankheit günſtig genug ſein ſollte.

Wenn einfache Milderungen in der Natur des Klima's geeignet ſind, den Wuthheiter zu vernichten, ſo darf man ſich nicht mehr verwundern, daß er ſchwächer wird, ſeine ätzende Kraft verliert, und beinahe unſchädlich werden kann, wenn er von einer Gattung zur andern übergeht. Von allen Thieren gibt es keins, bei dem die Wuth ſich mit ſo vieler Gewalt äuſſert, als bei den beiden Gattungen Canis und Felis, vorzüglich aber bei den erſtern. Sie allein ſcheinen geeignet zu ſein, ſich dieſelbe gegenſeitig unter dem Einfluſſe von Urſachen mitzutheilen, die, wie wir eben geäuſſert haben, noch nicht bekannt genug ſind.

Derſelbe Fall findet bei den kräuterfreſſenden Thieren nicht ſtatt. Niemals entwickelt die Wuth ſich plötzlich beim Ochſen, dem Pferde, dem Eſel u. ſ. f. Werden dieſe Thiere jedoch von einem Hunde, einer Katze, oder einem Wolf in Wuth gebiſſen, ſo erklärt ſich bei ihnen meiſtentheils eine Krankheit, an der ſie ſterben; aber mit ganz verſchiedenen Kennzeichen, als die ſind, wodurch die Wuth bei der Gattung Canis ſich charakteriſirt. Die auffallendſte und wichtigſte Verſchiedenheit beſteht in der Unmöglichkeit, in der ſie ſich befinden, die Krankheit mitzutheilen oder fortzupflanzen, auf welche Weiſe es auch ſei.

Der Wuthheiter ſcheint noch einigen Einfluß auf die Vögel zu haben, und es iſt uns nicht bewußt, daß man je verſucht habe, ſich zu überzeugen, wie und auf welche Art ſeine Wirkung ſich mildert, je mehr man den Klaſſen folgt, die ſich weiter und weiter von denen entfernen, auf welche derſelbe ſeinen meiſten Einfluß auszuüben im Stande iſt. Aber was vorzüglich wichtig wäre darzuthun, das iſt die Realität und Intenſität ſeiner Wirkung auf das menſchliche Geſchlecht, unabhängig von allem fremdartigen Einfluſſe. Der bei weitem mächtigſte Einfluß auf die Entwirkung der Krankheit wird durch die Einbildungskraft der gebiſſenen Perſon ausgeübt. Von der Idee des Todes beängſtigt, dem man nicht entgehen zu können glaubt, übt dieſe Ueberzeugung und das ſie begleitende Entſetzen einen ſo auſſerordentlichen Einfluß auf die Organiſation aus, daß ſie allein, bei faſt allen Veranlaſſungen, im Stande ſind, einen durchaus ähnlichen Fall hervorzubringen, wie der durch die Einflößung des Virus bei derſelben Gattung entſtanden ſein würde, das heißt, die Wuth zu veranlaſſen, die ſodann nicht wurder tödtlich werden muß. Wir wollen hier nicht in nähere Betrachtungen über den Einfluß eingehen, den die Einbildungskraft auf den ganzen phyſiſchen Zuſtand des Körpers auszuüben vermag, wir begnügen uns vielmehr damit, einige Beobachtungen aufzuſtellen, die dieſen erſten Punkt auf's Entſchiedenſte zu beurkunden vermögen.

Bemerkungen über die durch eine aufgeregte Einbildungskraft hervorgebrachte Wuth, ohne Mitwirkung des Wuthheiters.

Um einen ihrer jüngern Kameraden zu erſchrecken, der des Kriegshandwerks überdrüſſig war, ſtürzten einige Soldaten mitten in der Nacht, von einem Trommelſchläger begleitet, der den Generalmarſch ſchlug, in das Zimmer deſſelben, und ſchrien ihm zu, daß der Feind ſich in der Stadt befinde und Alles über die Klinge ſpringen laſſe. Ihr Vorhaben gelang ihnen nur zu gut. Der unglückliche junge Menſch ſtürzte in demſelben Augenblicke mit fürchterlichen Zuckungen zu Boden. Er ſtieß ein entſetzliches Geſchrei aus, ſein Blick wurde wüthend, und ſo viel man ihm auch zuſprechen mochte, um ihn zu beruhigen, ſo kam er dennoch erſt nach einer Viertelſtunde wieder zu ſich. Aber er empfand ein unerträgliches Brennen und Zuſammenziehen im Schlunde, worauf neue Konvulſionen folgten. Sobald man ihm Waſſer vorhielt, trat ihm ein dicker, weißer Schaum vor den Mund. Man brachte ihn am nächſten Morgen ins Spital. Die Konvulſionen erneuerten ſich bei jedem Getränk, das ihm dargereicht wurde. Er ſtieß ein beſtändiges Geheul aus. Nachdem dieſe Anfälle eine halbe Stunde gedauert hatten, kam er wieder zu ſich, und bellagte ſich, einen unüberwindlichen Abſcheu gegen jede Flüſſigkeit zu haben. Kurz darauf verfiel er wieder in dieſelben Anfälle und verſchied nach vierundzwanzig Stunden, mit allen Symptomen der vollkommenſten Wuth.

Digitized by Google

Keines derselben fehlte, selbst die Neigung nicht, Andere zu beissen, was jedoch allein nur bei seinem letzten Anfall statt fand; denn bei den vorhergehenden hatte er wenigstens noch so viel Besinnung gehabt, die ihn Umgebenden zu bitten, sich in Acht zu nehmen, damit er der Versuchung, welche er dazu in sich verspüre, sich nicht überlassen könne. [1])

Sauvage führt das Beispiel eines Weibes an, die in Wuth über die ihr widerfahrene Beschimpfung auf der Stelle von der Hydrophobie und allen übrigen Zeichen der Wuth befallen wurde. Sie starb drei Tage nachher an dieser gräßlichen Krankheit [2])

Die Geschichte der königlichen Gesellschaft der Arzneiwissenschaften enthält die Beobachtung der plötzlich bei einem Manne entwickelten Wuth, der über die von seiner Geliebten erduldete Verachtung in eine solche Raserei gerieth, daß sich eine Krankheit daraus bildete, an welcher er bald darauf starb. [3])

Man findet in demselben Werke die Geschichte eines Landwirths, der einer ähnlichen Gemüthsbewegung unterlag, indem er mit dem Gefühle sich peinigte, das unverdiente Vorwürfe und Mißhandlungen von Seiten seines Bruders seiner Seele eingeimpft hatten. [4])

Ein junger Mensch wurde von einem vermeintlich tollen Hunde gebissen, der es indessen keineswegs war. Demungeachtet entsetzte er sich so sehr darüber, daß sich in Kurzem an ihm selbst alle Symptome der Wuth zeigten. Am fünften Tage nach dem Biß gab man ihn bereits verloren, als man noch bei rechter Zeit auf den Einfall gerieth, den vorgeblich tollen Hund in sein Zimmer zu bringen, und ihn zu überzeugen, daß er nichts weniger als wüthend sei. Diese Maasregel gelang dann auch vollkommen, und vier Tage nachher war er bereits wieder im Stande, seinen gewöhnlichen Geschäften nachzugehen. [5])

Der berühmte Johann Hunter führt mehrere ähnliche Thatsachen an, und es würde ein Leichtes sein, die Liste derselben zu vergrößern [6]), und eine genügende Masse von Beweisen aufzustellen, wodurch die zur Ueberzeugung dargethan werden könnte, „daß eine lebhafte Einbildungskraft, und vorzüglich der Schreck, mehr als hinlänglich sind, in gewissen Fällen eine plötzliche Krankheit zu verursachen, die alle Symptome der Wuth hat."

Ist diese Ueberzeugung einmal fest, und gibt man genau Achtung auf den Abscheu, den der bloße Gedanke der Wuth bei uns zu erwecken vermag, so wird man leicht begreifen, wie mächtig derselbe sei, um alle die Phänomene hervorzubringen, die natürlicherweise aus der Einflößung des Virus entstehen könnten, und wie aufgeklärte Beobachter haben behaupten können, daß die Einbildungskraft allein alle die Wirkungen bei den Menschen hervorzubringen im Stande sei, die man gewöhnlich dem Virus zuschreibt. — Ohne über die eine oder die andere Meinung geradezu abstimmen zu wollen, glauben wir, daß die Wirkung des Virus auf den Menschen an und für sich viel weniger heftig sein kann und ist, als bei den Gattungen Canis und Felis, und daß der Einfluß der Einbildungskraft bei Entwickelung und Verschlimmerung der Wuth unbestreitbar ist. Wir wollen uns bemühen, das in Kürze zu beweisen.

(Der Beschluß folgt.)

Kritisches Examen des Werks des Grafen von Ségur, betitelt: „Napoleon und die große Armee in Rußland.

Vom General Gourgaud.

Als die „Geschichte des Feldzugs von 1812" erschien, tadelten viele Nichtigeurtheilende an dem Verfasser den Luxus der Einbildungskraft, den er in seinem Werke ausgebreitet hatte. Man beschwerte sich, in den militärischen Operationen nicht genug Genauigkeit zu finden, und mißtrauete der Treue des Schriftstellers, der so ungemein von dem Bedürfnisse zu malen beherrscht wurde. Diese Rügen waren vielleicht nicht ganz grundlos; aber man betrachtete das Werk auch aus einem ganz andern Gesichtspunkte, als es der Verfasser selbst betrachtet wissen wollte. Er hatte sich keineswegs vorgenommen, ein strategisches Buch, eine Kriegsgeschichte zu schreiben, die sich mit den vortrefflichen Darstellungen des Generals Jomini vergleichen soll. Betroffen von dem, was dieser Feldzug Auffallendes und Entsetzliches umfaßte, wollte er den moralischen Karakter desselben schildern. Weder Begebenheiten, noch Personen sind in seinem Buche mit der Kälte eines Taktikers, oder selbst nur eines Philosophen behandelt. Er gleicht einem Künstler, einem Maler, der Alles das, was er gesehen hat, auf die Leinwand überträgt. Das Klima, die schreckliche Strenge der Jahreszeit, die Gegenden, die Bivouaks, der Oberbefehlshaber, die Untergenerale, Alles ist hier Bild. Und diese Bilder werden von dem Gedanken, vom Schmerz oder der Besorgniß, den der Verfasser jedesmal selbst in sich trug, belebt. Ohne die Hauptbegebenheiten

1) Dissertation über die Hydrophobie, von Frank.
2) Nosologie von Sauvage, dritter Band, Seite 704.
3) Histoire de la société royale de médecine, S. 59.
4) Ibid. S. 52.
5) Barbantini, italienische Zeitschrift der Physik und Chemie. Januar 1817.
6) Journal général de médecine.

Digitized by Google

zu ſchwächen, geſtand er ihnen doch nur einen untergeordneten Rang zu, und beſchäftigte ſich vorzüglich mit den Menſchen. Daher trübt denn auch der faſt unglaubliche Erfolg, den ſein Werk gehabt, und der mächtige Eindruck, den es auf alle Diejenigen hervorgebracht hat, welche dieſelben Gefahren getheilt haben. Sie entdeckten ihre eigenen Empfindungen darin, und das iſt es ja eben, was das Publikum, was Frankreich am meiſten verlangte. Es wollte wiſſen, wie ſeine Söhne umgekommen, und unter welchen Schmerzen, in welcher Unordnung ſie umgekommen ſeien; wie ſich in jenen Stunden des Todeskampfes die Helden gezeigt, die ſo vielen Gefahren getrotzt, die ſo vieles Ungemach überſtanden hatten. Die Einbildungskraft des Publikums neigte ſich der des Verfaſſers an, und er ſchien ſeinen Zweck vollkommen erreicht zu haben. Wer die Operationen des Feldzugs beurtheilen wollte, der mußte zwar ſeine Zuflucht zu irgend einem andern Werke nehmen; aber wollte er den Menſchen, ſeine Leidenſchaften, ſeine Schwächen, ſeinen Heroismus ſtudiren, ſo kehrte er immer wieder zu Ségur zurück, gewiß, dort ſein Verlangen befriedigt zu ſehen.

Mitten unter dieſer öffentlichen Gunſt lieſſen ſich, gleich in den erſten Tagen des Erfolgs, mehrere tadelnde Stimmen vernehmen. Beſonders ein ganz eigener Vorwurf wurde dem Verfaſſer gemacht, nämlich der, daß der Gott von S. Helena in ſeinem Buche als Menſch erſcheint. Er hat ſeine eigenthümlichen Schwächen neben ſeiner eigenthümlichen Größe. Sein bewunderungswürdiges Genie ſchwankt, hat ſeine Krüſis und erhebt ſich wieder. Er ſetzt manchmal durch ſeine Kühnheit in Erſtaunen und fühlt ſich unmächtig, ſeine Entwürfe auszuführen, oder er berechnet allein nur die Stärke ſeines Kopfs und das blinde Vertrauen, auf welches er ſich ſtützt. Der Verfaſſer hat ihn oft in ſeiner Erſchlaffung geſehen und mit einer Wahrheit gezeichnet, die ſeine fanatiſchen Bewunderer empört. Gewöhnt, ſich vor ſeinem Genie zu beugen, ohne wagen zu dürfen, weder ſeinen Blick auszuhalten, noch ſeine Gedanken zu befragen, erzürnen ſie ſich, daß man ſich unterſtanden habe, dies Geheimniß zu entſchleiern. Bonaparte iſt für ſie ein beſtändiger Theaterkönig, ein Diktator der Weltbühne, und ſie halten dafür, daß ihn beurtheilen ſo viel heißt, als ihn herabwürdigen. Sprechen ſie von ihm, ſo iſt es immer der „Kaiſer“, oder der „Fürſt“, und nie wird er von ihnen bei ſeinem Namen: Napoleon, oder Bonaparte, genannt. Sonderbare Menſchen! die auf ſolche Weiſe ihrem Helden eben das rauben, was ihn groß gemacht hat; denn es iſt ja eben mit allen Unvollkommenheiten der menſchlichen Natur, daß Napoleon ſo groß und erhaben war. Welches Verdienſt würde es ſein, wenn Gott ihn anders als alle übrigen Menſchen, mit einem gegen Kälte, Hitze und Ermüdung unempfindlichen Körper, mit einer immer gleichen, unbeweglichen Seele, einem nie ſich ſelbſt mißtrauenden Genie, geſchaffen hätte? Was am ſonderbarſten ſcheint, ſo iſt dieſer ſeltſame Kultus ihm eben von denen gewidmet worden, die ihm am nächſten ſtanden, und alſo am beſten den Menſchen in ihm zu erkennen vermochten; das ſind jene edeln Herzen, die ſich zu den Höflingen ſeines Unglücks und ſeines Exils machten, und die, unabgeſehen von der Größe und Ruhmwürdigkeit ihres Betragens, dieſen kleinlichen Geiſt mit ſich gebracht haben, den ſie einem Jeden aufzwingen wollen, der über Napoleon ſpricht. Aber was mehr noch iſt, ſo ſcheint es beinahe, als ſei es nicht erlaubt, von ihm zu ſprechen, ohne vorher ihre Zuſtimmung erhalten zu haben. Es iſt leicht möglich, daß ſie näher unterrichtet ſein mögen; aber ob deshalb auch beſſer, das iſt die Frage. Daß ſie Bücher ſchreiben, in welchen ihr Glaube in ſeinem ganzen Abſolutismus ſich zeigt, das kann ſchon nachgeſehen werden; aber daß ſie eine Art von Vehme über alle Werke verfügen, die nicht aus ihrer Feder hervorgegangen ſind, das iſt eine unſtatthafte Anmaßung, und in dieſem Bezuge verdient das Examen des Generals Gourgaud eine ernſte Berichtigung.

Dieſes Examen, oder vielmehr dieſer Ausfall gegen das Werk Ségurs, iſt leider nicht mit kaltem Blute überdacht und niedergeſchrieben worden. Stellen wir die beiden Gegner neben einander, um die Beurtheilung uns zu erleichtern. Was uns zuerſt betrifft, iſt der Geiſt und die Form der beiden Bücher. Das Gourgaud's ſcheint ſogleich nicht in dem alleinigen Intereſſe der Wahrheit, nicht mit derſelben Würde und Ruhe verfaßt zu ſein, als das Ségur's, der Niemanden beleidigt hat, und der hier auf jeder Seite auf's Bitterſte beleidigt wird. Sagen wir es grade heraus: das Buch Gourgaud's iſt eine öffentliche Herausforderung, ein Kartel in Form eines Pamphlets. Es iſt ungewiß, daß der Ruhm Napoleons durch eine ſo bittere Kritik beſonders wird erhoben werden. Ueberdem wird alle Welt geſehen, daß ſeinen perſönlichen Zorn auf ſolche Weiſe in die Literatur zu verpflanzen eben nicht dazu geeignet ſei, die Wahrheit zu entſchleiern und in das hellſte Licht zu ſtellen. Wenn der Gebrauch angenommen werden ſollte, daß, für eine freimüthig ausgeſprochene Meinung, jeder Bürger befürchten müßte, ſchmähliche Beleidigungen ſich auszuſetzen, ſo würde dadurch die Geſellſchaft eben nicht beruhigt und die Wahrheit nicht auf feſte Grundpfeiler geſtellt werden. Um einen ſolchen polemiſchen Ton anzunehmen, muß man die individuelle Freiheit gänzlich verkennen. Man möchte, Gourgaud zufolge, vermuthen, daß Ségurs Buch nichts als ein auf's

äußerste getriebener Undank des Verfassers gegen Napoleon ist, daß einen Gedanken, oder eine Meinung des Kaisers anders begreifen, als sie von Gourgaud und seinen Gefährten begriffen wird, ihn verleumden heißt, und daß, wer jenes große Genie krank nennen kann, ihn und Alle, die so denken, wie er, aufs äußerste beleidigen. — Die Theilnahme, welche man an einem großen Unglücklichen nimmt, ist ohne Zweifel sehr ehrenvoll; aber es ist vernunftgemäß, daß sie ihre Grenzen nicht überschreite. Die blinde Ergebung, die in den Tagen der Gefahr bewundert wird, darf jedoch nicht in Despotismus ausarten, zu einer Zeit, wo dem Bewunderer Napoleons dieselben Schranken offen stehen, als seinem Geringschätzer, und wo es genügend ist, die öffentliche Meinung aufzuklären, um sie auf seiner Seite zu haben.

Historische Kronik.

IX.

. . . Finis alterius mali
Gradus est futuri.*)
Seneca.

Kaum einer drohenden Gefahr entronnen, muß Griechenland immer befürchten, die Beute einer neu erstehenden zu werden. Solche Prüfungen sind schwer, und die Geschichte der vergangenen Zeiten beweiset, daß oft der höchste Muth, die seltenste Tapferkeit unter ihnen erlegen sind. Zwei Kolosse entgegengesetzter Zivilisation bedrohen sich gegenseitig, und ihr Zwist verbindert die Bildung einer moralischen Einigung auf Hellas blutgetränkten Boden. Auf der einen Seite erblicken wir Maurokordato und seinen Anhang, dem Volke Gesetze und eine Verwaltung darbietend, die Ruhe und Einigkeit zu verankassen im Stande sein könnten, wenn sie ihm nicht fremd und seinen Gewohnheiten entgegengesetzt wären. Auf der andern zeigen sich die Hauptleute, an deren Spitze Kolokotroni und Odysseus sich befinden, derer Patriotismus unbegrenzt ist, die aber leider von Ordnung und Disziplin nichts hören wollen. Sie verlangen weder Bewunderung noch Nachruhm, sondern allein nur Siege und Beute. Sie zeichnen sich vom Volke durch nichts aus und haben alle seine Tugenden und Laster in demselben Grade.

Wer sich aller der Wunder erinnern mag, welche die Kämpfe für die Unabhängigkeit eines gemeinsamen Vaterlandes bewerkstelligt haben, zweifelt nicht mehr daran, daß die Griechen siegreich die übrigen beendigen werden. Aber sind auch die Waffen der Muselmänner so furchtbar nicht, als Prahlerei und Vandalismus es glauben machen möchten, so ist doch der innere Hader und die blinde Unwissenheit der neuen Freiheitsvertheidiger mehr als Alles zu befürchten. Der Sohn des ägyptischen Satrapen wäre mit seinen Deutschhorden längst vor dem Enthusiasmus der Hellenen gestohen, wenn jene innern Gährungen nicht seinen Triumphen die offene Bahn gebrochen hätten. Navarino schon würde das Ziel seiner Unternehmungen gewesen sein, und Tripolizza, Kalamata, Leonduri und Argos wären nicht in Flammen aufgegangen und entvölkert worden.

Aber was geschehen ist, das kann durch keine Reue, keine Rüge mehr umgestaltet werden. Möge die Vergangenheit nur zur Lehrerin der Zukunft gereichen, möge alle Parteisucht beseitigt bleiben und nur ein Wunsch, ein Verlangen die Herzen aller Edeln beleben: Sieg oder Tod! Griechenland! du wirst, du mußt triumphiren, wenn du einig mit dir selber bist; Griechenland! du wirst, du mußt untergehen, wenn du der Zwietracht Raum zu gewinnen vergönnst, wenn du fremder Verführung dich hingibst! — Was sind alle einzeln errungenen Schlachtenerfolge, wenn der große, einzig entscheidende Sieg der Eintracht und Ordnung nicht gewonnen werden kann? Griechenland! waren auch für dich die beiden Genien der politischen und moralischen Existenz aller Völker und Staaten, Erfahrung und Geschichte, wie für jene Unmündigen, die das Alphabet unserer gereiften Zivilisation noch nicht erlernt haben, verschwunden? Erhebe dich, Griechenland! Gedenke der Zeiten deiner unsterblichen Heroen, gedenke deines Themistokles, Miltiades, Perikles, gedenke, wie einst ein Xerxes vor dir sich beugte, wie ein Darius vor dir fiel!

Willst du den Barbaren unterliegen? Griechenland! willst du, daß dein geheiligter Boden vom feigsten, verworfensten Sklavengesindel, welches je die nubische Sonne geschwärzt hat, entweihet werde? Willst du, daß ein sarazenischer Bastard deine Gefilde beherrsche, deine Weiber und Jungfrauen schände, deine Priester den grausamsten Martern vorbehalte, deine Männer und Greise, hekatombenweis erwürge und deine Knaben dem Propheten zum Opfer darbringe?

Das Resultat der Petersburger Konferenzen über die griechischen Angelegenheiten ist von sämmtlichen europäischen Diplomaten zu Konstantinopel dem Divan mitgetheilt und von demselben verworfen worden. Wird die Nachwelt es glauben, daß die Mächte Europa's ungerächt ein so beispielloses Verfahren geduldet haben? Die Pforte will ein- für allemal keine Vermittelung, sondern eine allgemeine Aufrottung der Rajahs: darum mag sie selbst nicht scheinbar eine Amnistie verkündigen, um ihre Würgengel und ihre Blutorder nicht einen Augenblick über ihre Bestimmung ungewiß zu lassen.

*) Das Ende eines Uebels führt uns einem andern zu.

Digitized by Google

Ibrahim Paschas Mord- und Brandzug durch den Peloponnes war, bis zu den letzten Nachrichten, folgender: Am 8 Juni brach Ibrahim von Argos auf und verfolgte sich über Kalamata nach Leondari, mit 11,000 Mann Fußvolk und 3000 Mann Reiterei. Am 13 erschien er vor Tripolitza, wo er Kolokotroni's Armee aufgestellt fand, sie zurückdrängte, sich der Stadt bemächtigte und sie in Asche legte. Am 14 bezog er ein Lager in den Sümpfen von Lerna, im Angesichte von Napoli di Romani, wo sich die griechische Regierung befand. Am 15 griff er die Mühlen von Napoli an und wurde von Demetrius Ypsilanti zurückgeschlagen. An demselben Tage wurde Argos gänzlich niedergebrannt. Am 16 begann er seinen Rückzug, wurde am 18 zu Tzalenia von Kolokotroni geschlagen und wendete sich sodann nach Tripolitza, wo er, den letzten Briefen zufolge, sich von den Griechen noch immer umschlossen befand, ohne daß darans irgend ein entscheidendes Resultat sich ergeben hatte. Zwar war eine Zeitlang das Gerücht verbreitet, daß seine Armee auf's Haupt geschlagen, er selbst schwer verwundet in die Hände der Sieger gefallen und nach Hydra gebracht worden sei; aber dies Gerücht hat sich bis jetzt leider nicht im Geringsten bestätigt; vielmehr vernimmt man, daß der Kapitän Pascha aus der Blokade von Suda, auf Kandia, entkommen, durch geschickte Diversionen die Admirale Miauli und Sachturi vermieden und bei Navarino 3000 Aegyptier, nebst dem wilden Hussein Pascha, ans Land geworfen, wonach er sich unverzüglich nach Pateas und Missolunghi begeben habe. Bestätigt sich diese letztere Nachricht, so ist Griechenlands Lage kritischer, als sie je war, und als sie je hätte werden sollen.

Der Plan der Pforte für den diesjährigen Feldzug war ungefähr auf folgende Weise entworfen worden: Ibrahim sollte mit seinen 12,000 Blutshunden anfangs Juni so weit als möglich in Morea vordringen, und bei Salona mit 15,000 andern Barbaren zusammentreffen, die aus Thessalien kommen sollten. Der Kapitän-Pascha hatte seinerseits 20,000 Asiaten auszuschiffen, zu deren Transport, so wie zu dem des in Europa gelassten oder gebogten Geschützes und aller übrigen Zubehör, mehr als hundert österreichische, russische, neapolitanische, sardinische und päpstliche Schiffe zur Verfügung der hohen Pforte gestellt worden waren, welche alle von Kriegsschiffen eskortirt wurden, um den Griechen das Angreifen derselben zu verleiden.

Vom 8. bis zum 12. Juni sind mehr als fünftausend wehrlose Kinder, Weiber und Greise von den Barbaren ermürgt worden. Der von ihnen allein in der Ebene von Kalamata angerichtete Schaden wird auf wenigstens fünfzehn Millionen Piaster angeschlagen. An allen Bäumen waren die Leichname der Priester und Greise aufgehängt, von denen mehrere aufs Scheußlichste verstümmelt worden waren. Entsetzlich war der Martirertod des Paters Ambrosius vom Kloster des Berges Araeynthos, der drei Tage lang auf die auszesucht grausamste Weise gepeinigt wurde, bevor man ihm die Haut abzog, und er seinen letzten Seufzer ausbauchte. Das ist im sogenannten zwölften neunzehnten Jahrhundert und im Angesichte von ganz Europa geschehen! — — —

England ist bis jetzt die einzige europäische Macht, die sich immer mehr und mehr zu Griechenland hinneigt, und die ihm wenigstens keinen Schaden zufügt, wenn sie ihm bis jetzt auch noch keinen offenen Beistand gewährt hat. Inzwischen hat man wieder die Sage verbreitet, daß die Griechen sich um einen König beim Papste beworben haben, und daß sie sich dem Stuhl Petri zu Rom unterwerfen wollen.

In England hat der Griechenverein mit dem nicht unsonst von Brasilien angekommenen Lord Cochrane einen Vertrag abgeschlossen, dem zufolge er mit seiner Flotte, die noch mit viertausend Mann regelmäßiger Soldaten, unter Sir Robert Wilsons Befehl, bewaffnet werden soll, nach dem Archipel abgehen wird, um den Griechen zu Hilfe zu eilen. Er wird mehrere Dampfboote, Brander und unterm Wasser lenkbare Schiffe mit sich nehmen, so wie viele geschickte Offiziere und eine sehr zahlreiche Artillerie. Eine ähnliche Expedition soll auch vom Griechenverein zu Paris bewerkstelligt und zu Marseille in Ausführung gebracht werden.

In den letzten Tagen des August ist das erste Dampfschiff von England nach Ostindien abgegangen.

Frankreich hat endlich die Unabhängigkeit seiner alten Kolonie St. Domingo, der gegenwärtigen Neger-Republik Haiti, förmlich und feierlich anerkannt, und zwar gegen eine Entschädigung der früheren Kolonisten von 150 Millionen Franken, die in fünf jährlichen Terminen bezahlt werden sollen. Die Anerkennung war in die Form einer königlichen Ordonnanz vom Palast der Tuilerien, vom 17. April 1825 datirt, eingekleidet worden, um die äussere Form konventioneller Förmlichkeit beizubehalten und dem Zwangschritte einen sogenannten legitimen Gewaltanstrich zu geben. Baron Mackau, mit der Ueberbringung dieser Ordonnanz nach Haiti beauftragt, machte dem dortigen Präsidenten Boyer und seinem Rathe begreiflich, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Europa die Unabhängigkeits-Anerkennung der Insel nicht anders statt finden könne. Die Ordonnanz wurde also angenommen, und diese Nachricht wurde gleich nach ihrer Mittheilung an das Ministerium, überall bekannt gemacht. Sodann wurde ein Generalkonsul

Digitized by Google

und zwei Vizekonsuls für Hayti ernannt. Mehrere Häuser faßten sogleich den Entschluß, dort Comptoirs anzulegen, und viele junge Männer begaben sich nach Brest, um sich nach Port-au-Prince einzuschiffen.

Durch diesen Schritt von Seiten Frankreichs wird sein Handel nun bald eine größere Ausdehnung gewinnen, vorzüglich da auch den Schiffen der südamerikanischen Republiken seine Hafen eröffnet worden sind, obgleich sie in denselben ihre Pavillons noch nicht aufstecken dürfen. Es steht jedoch zu erwarten, daß die Unabhängigkeits-Anerkennung der genannten Republiken eine unausbleibliche Folge derjenigen der eigenen Kolonie sein werde.

Wellington, in Begleitung des spanischen Generals Alava, Sidmouth und Liverpool, waren zu Paris angekommen. Ersterer hat beim Könige gespeist, und man versichert, er werde als beauftragter Vermittler zwischen den verschiedenen Parteien in Spanien auftreten; inzwischen ist er aber wieder über Calais nach England zurückgekehrt, und seine Reise scheint sich auf die Inspektion der Grenzfestungen beschränkt zu haben.

Spanien befindet sich auf dem Punkte des Ausbruchs einer entscheidenden Krisis, die nicht anders als furchtbar sein kann, in welchem Sinne sie auch immerhin sich erklären mag. Seitdem die Partei Zea's, oder die Moderirten die Oberhand gewonnen hat, brüten die Absolutisten Verderben und Untergang aus. Sie haben deshalb schon mehrere Versuche gewagt, am 15 Juli die Kaserne der königlichen Freiwilligen anzünden wollen, Guerillesbanden in Arragon, Navarra und Valenzia errichtet, und selbst eine Insurrektion zu Cuenca angezettelt, während welcher Karl V zum König von Spanien ausgerufen wurde. Am 16 August zog sogar General Bessieres aus Madrid, um sich an die Spitze der Truppen zu setzen, die den König befreien, das heißt, ihn den Rathschlägen der Moderirten entziehen und der Partei der Rasenden überliefern sollen, wenn er sich nicht zur Abdankung verstehe. Mehrere tausend Mann mit Geschütz sind gegen diese Insurgenten beordert worden. Am 23. ward General Bessieres mit sieben seiner Mitheifer bei Molina ergriffen, und am 26. wurden sie sämmtlich erschossen.

Durch all dieses neue Unheil verschlimmert sich Spaniens Zustand von Tag zu Tag immer mehr, und das Ende seiner Leiden ist nicht voraus zu berechnen. Fast alle Hafen, vorzüglich der von Kadix, werden in allen Formen von den kolumbischen Korsaren blokirt, die regelmäßig davor kreuzen und alle vierzehn Tage abgelöset werden. — Der Plan zur Wiederherstellung der Inquisition ist vom Rathe von Kastilien gutgeheißen und dem Könige zur Genehmigung vorgelegt worden, der ihn jedoch diesmal verworfen hat. Ueberhaupt gewinnt die Mäßigung immer mehr Raum, und einer der ersten Prälaten, der Prior von Alcantara, hat sogar ein Zirkularschreiben ergehen lassen, in dem es unter anderm heißt: „Es ist erstaunlich, daß die Diener der Religion, welche bei uns die einzigen Leiter des einfältigen und leichtgläubigen Volks sind, statt es mit der Leuchte des Evangeliums zu führen, die voller Liebe und Nachsicht ist, sich der Fackel der Zwietracht bedienen." — Neuerdings sprach man davon, daß eine französische Armee wieder die Pyrenäen passiren und die nördlichen Provinzen der Halbinsel besetzen solle, um eine vollkommene Ruhe wieder herzustellen.

Amerika's neue Gestaltung ist nun gänzlich vollendet. Ein ganzer Welttheil neuer Staaten ist vom Schicksale in die Wagschale zukünftiger Bestimmungen niedergelegt worden. Welchen Einfluß dies wichtige Ereigniß auszuüben vermag, wird und muß sich bald zeigen. Bis dahin beobachten wir, von der Zivilisation des neuen politischen Jahrhunderts durch die Zwangsformen des Vorurtheils und der Beschränkung geschiedenen, Einsiedler auf unserm zersetzten Erdkörpereilande die Fortschritte der Geisteskultur unserer Antipoden, die Entwickelung der Fülle und Kraft bei diesen neuen Menschen, im Vergleiche mit denen wir noch Riesen des geselligen Lebens sind, aber gegen die wir bald nur als Pygmäen erscheinen werden. Armseliges Europa! was wird dir noch übrig bleiben, wenn du nicht mehr den Erdball mit den Fesseln deiner geistigen Ueberlegenheit zu umschlingen vermagst, wenn Mexiko, Peru, ganz Nord- und Südamerika im Zenith der Wahrheit und Wissenschaft sich befinden werden?

Bolivar's Rede, bei Eröffnung des peruanischen Kongresses, war eben so geist- als kraftvoll. Der Befreier verkündigt die gänzliche Befreiung des Landes. Pizarro's Ketten sind gebrochen, der Sieg von Ayacucho wird unvergeßlich bleiben. Peru's Anerkennung von Seiten Englands und Frankreichs ist nahe. Aber um die Freiheit des Landes zu versichern, muß der Kongreß wachsam sein, muß er die gefährliche Würde der Diktatur auf immer abschaffen, die das Grab der Freiheit Roms war.

Callao war unablässig von siebenzehn Schiffen blokirt, und von der Landseite von Bolivar hart bedrängt. Den neuesten Nachrichten zu Folge sind die Unterhandlungen mit dem Gouverneur der Festung, General Rodil, eröffnet worden. — Das spanische Kriegsschiff Asia und die Brigg Konstantin haben sich den Mexikanern ergeben, ein Ereigniß, das für diese letztern von höchster Wichtigkeit ist, da sie dis dahin ganz

Digitized by Google

ohne Marine waren. — Der Krieg zwischen Brasilien und Buenos-Ayres wegen Montevideo, welches vom Letzten reklamirt wird, scheint immer ernster zu werden und eine größere Bedeutsamkeit zu gewinnen. Bereits sind zwei Expeditionen, jede von 1200 Mann, von Rio-Janeiro nach Montevideo abgesendet worden, die aber alle beide, sogleich nach ihrer Ankunft, zu den Insurgenten übergegangen sind. Ein Manifest von Buenos-Ayres zeigt, welche Rechte diese Republik auf die in Rede stehende Provinz hat. — Lafayette wollte Mitte Augusts die vereinigten Staaten verlassen und sich wieder nach Frankreich begeben.

Häckerling.

Die Könige leben in einer ganz andern Atmosphäre, als alle übrige Menschen. Die Wesen, mit denen ihre Höfe bevölkert sind, gleichen den übrigen Geschöpfen des Erdballs nicht. Kein Gegenstand erscheint dort unter seinem wahren Gesichtspunkte. Das Licht ist dort falsch und betrügerisch; was man sieht, existirt nicht, und das Gefühl, welches man zu verdeutlichen sich bemüht, ist nicht dasselbe, was man empfindet. Das Lächeln selbst ist eine Grimasse, hinter der sich die Thränen verbergen. Wie möchte man nun verlangen, daß ein König auf solche Weise die Wahrheit zu erkennen im Stande sei? — Man denke sich ein Treibhaus, in welchem der Thermometer beständig 32 Grad Hitze andeutet. Die, welche sich darin befinden, glauben, daß diese Temperatur allgemein sei, und verhalten sich darnach. Ihr Vorsteher wird durch ihr allgemeines Betragen beständig in seinem Irrthum bestärkt, und es fällt ihm nicht ein, daß außerhalb der Thermometer nur auf 18 oder 20 Grad stehen könne. Der Hof ist ein solches Treibhaus..... Als Napoleon aus einer Atmosphäre in die andere versetzt wurde, fand er sich bald in seine neue Lage, und vergaß die Temperatur, in welcher er zweiundzwanzig Jahre lang gelebt hatte. Nur von Zeit zu Zeit dachte er daran, auch einen Thermometer außerhalb seiner Hofluft aufzuhängen; aber er kam niemals dazu.

Unter Ludwig XV von Frankreich war es nichts Seltenes, daß die Richter ihre Stimmen an die Meistbietenden verkauften, und mit ihrem Gewissen einen wirklichen Wucher trieben. Man behauptet dennoch, daß es einige rechtschaffene Männer gab, und der Abbé Terrasson galt für den unbestechlichsten von allen. Die Königin Maria Leczinska, eine Tochter Stanislaus, Königs von Polen, nahm sich vor, auch diesem ein wenig näher auf den Zahn zu fühlen, und fragte ihn daher eines Tages: „ob er wohl einem Erbieten von 100,000 Franken zu widerstehen im Stande sei?“ Der Abbé äusserte darüber sein lebhaftes Erstaunen, und gab sich keine Mühe, sein Mißfallen an einer solchen Frage zu verbergen. „Nun, nun“, sagte die geistreiche Fürstin, „werden Sie nicht böse; ich meinte nur so. Aber gesetzt den Fall, man böte Ihnen 200,000 Franken an?“ — Der Abbé meinte, daß das an seinem eisenfesten Vorsatze, seinem Gewissen getreu zu bleiben, nichts verändern könne. — „Aber 300,000?“ — Noch nicht. — „400,000?“ — Auch nicht. — „500,000?“ — Nein! — Also vermehrte die Königin ihren Tarif immer von 100,000 zu 100,000 Franken. Bei jeder Steigerung wurde die Stimme des Abbé schwächer, und seine Verneinungszeichen unbestimmter. Als aber endlich die runde Summe von einer Million ausgesprochen wurde, rief er schnell: „Eure Majestät wird mir noch so viel sagen, daß.....“ Die Königin ließ ihn nicht ausreden, winkte bedeutend lächelnd mit der Hand und — wendete ihm verächtlich den Rücken.

Napoleon gab sich als Kaiser manchmal viele Mühe, die alten Zeremonien und Gebräuche wieder herzustellen. Er hatte die Kardinäle als die Ersten im Staate anerkannt, und ihnen im Palaste den Schritt vor allen Andern zugestanden. Ein Gleiches sollte bei allen öffentlichen Feierlichkeiten statt finden. Die Präfekten fanden sich dadurch nicht wenig gekränkt, und am meisten von Allen der vom Indre- und Loire-Departement, von Pommereul (der nachher in der Deputirtenkammer auf der rechten Seite saß). Er spielte dem Erzbischof von Tours, Herrn von Barral, einen Streich, den ihm dieser nie hat vergessen können. Es war ihm nämlich vom Ministerium der bestimmte Befehl zugekommen, „beim Frohnleichnamsfeste unmittelbar hinter dem Erzbischof zu gehen.“ Der Prälat hatte sich dazu ein violettes Ueberkleid mit einer ungeheuer langen Schleppe machen lassen, die durch einen Knaben getragen werden sollte. Aber eben als die Prozession sich in Bewegung sehen wollte, langte Pommereul an, zeigt seine Instruktion vor, stellt sich dicht hinter den Erzbischof, und schickte den kleinen Knaben mit Gewalt fort. Man kann sich das Schauspiel denken, das eine mehrere Ellen lange Schleppe verursachte, die im Staube geschleift und oft darunter begraben wurde. Statt die Pracht der Feierlichkeit zu erhöhen, was vielleicht hätte geschehen können, wenn sie mit Majestät getragen worden wäre, wurde sie nur ein Gegenstand des Gelächters und des allgemeinen Skandals.

Der Marineminister Decrès, unter Napoleon, hatte eine ganz besondere Leichtigkeit, nach Willkühr einzuschlafen und wieder aufzuwachen. Im Kriege oder auf Reisen, wo man oft Tag und Nacht unterwegs war, fragte er bei jedem Halt, wie lange man verweilen werde? und wenn man ihm antwortete: eine

Digitized by Google

Stunde oder zwei, je nachdem man bleiben wollte, so streckte er sich ganz gemächlich auf dem blanken Boden aus, und war in zwei Minuten, ungeachtet des Gehens und des Getöses rings um ihn her, vollkommen eingeschlafen. Zur bestimmten Zeit wachte er sodann plötzlich, und ohne geweckt worden zu sein, wieder auf, rieb sich die Augen, und war so munter, wie vorher. Er zog diese kurze Ruhe immer dem Mahle vor, welches die Andern nahmen, und behauptete, dadurch sehr gestärkt zu werden. Auch Napoleon wurde oft zehnmal in einer Nacht in seinem Schlafe gestört, und schlief immer fest wieder ein, wenn er sein Geschäft beseitigt hatte. Aber um ihn zu ermuntern, mußte man ihn aufwecken und manchmal sogar rütteln.

Naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten.

Der Orang-Utang.

Im Julihest des Asiatic-Journals von London befindet sich die Darstellung einer Denkschrift, welche der Doktor Abel in der letzten Versammlung der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta vorgelesen hat. Sie handelt über einen Orang-Utang, der auf der östlichen Küste von Sumatra erlegt worden, und der wahrscheinlich der größte ist, dessen man bis jetzt hat habhaft werden können. Ein Offizier des Schiffes Mary Anna Sophia hatte sich nahe bei Rambun an's Land verfügt, und entdeckte dies Thier auf einem nahen Baum. Mit einem Theil der bei sich habenden Mannschaft suchte er unverzüglich seiner habhaft zu werden. Der Orang-Utang stand oft aufrecht wie ein Mensch, und schritt auch in dieser Stellung fort; aber wenn er schneller laufen wollte, so bediente er sich der Hände eben sowohl, als der Füße. Hatte er einen Baum erreicht, so klimmte er mit großer Gewandtheit hinauf und schwang sich von Zweig zu Zweig mit derselben Leichtigkeit, wie man dies bei den kleinern Affengattungen zu sehen gewohnt ist, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er hätte entkommen können, wenn das Land mehr bewaldet gewesen wäre.

Man schoß mehrmals nach ihm, und eine der ersten Kugeln schien seine Lunge getroffen zu haben; denn man sah, wie er sich an den Beinen aufhing und eine große Menge Blut ausspie. Sobald er sich verwundet fühlte, drückte er jedesmal seine Hand an den verletzten Theil, und der Ausdruck seines Schmerzens war dem eines Menschen so sehr ähnlich, daß seine Verfolger selbst sich des Mitleidens nicht zu erwehren vermochten. Einige Landbewohner, die sich zu diesem gesellten, erstaunten beim Anblick eines so großen Affen nicht wenig, und versicherten, obgleich sie die großen Wälder der Insel oft besucht hätten, doch nie und nirgends einen ähnlichen gesehen zu haben. Man durchsägte den Baum, auf den er sich zuletzt geflüchtet hatte. Er fiel endlich, und man schleuderte mehrere Spieße und andere Waffen gegen ihn. Der erste Spieß, von dem er getroffen wurde, war so dick und von so festem Holze, daß der stärkste Mann vergeblich alle seine Kräfte daran verschwendet haben würde; aber der Orang-Utang, obgleich schwer verwundet, zerbrach ihn dennoch mit vieler Leichtigkeit.

Der Doktor Abel hat ein Examen der verschiedenen Theile des Körpers dieses Thiers vorgenommen und gefunden, daß er sehr gut proportionirt war, daß Arme und Beine den menschlichen sehr ähnlich seien, obgleich die erstern etwas länger und die letztern etwas kürzer waren; auch waren die Finger kleiner und standen dichter zusammen. Der Kopf war wohlgebaut und weder zu groß noch zu klein für diese große Gestalt. Die Nase war vorspringend, die Augen wohl gespalten und das Maul sehr groß. Sein Haar war weich und glänzend, und Alles zeigte an, daß er noch sehr jung gewesen und sich noch nicht in seiner vollen Reife befunden habe. Nach den sorgfältigsten Messungen, die mit seiner Haut vorgenommen worden sind, fand man, daß er nicht weniger als sieben englische Fuß hoch gewesen sei. — Der Doktor Abel beendet seine Denkschrift mit einer Vergleichung der beiden am meisten unter dem Namen Orang Utang bekannten Gattungen. Die eine derselben bewohnt Afrika, die andere den Orient. Lange Zeit hat man diese Thiere als zu derselben Gattung gehörend betrachtet, obgleich in der That ihre anatomische Verschiedenheit und die Nichtübereinstimmung ihrer äußern Formen sie auffallend unterscheiden. Das afrikanische Thier ist immer schwarz und hat lange Ohren, dahingegen das östliche rothbräunliches Haar und sehr kleine Ohren hat.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Turin, Juli.

Haben Sie je vielleicht von unserm geschickten Mechaniker Masera etwas vernommen, so werden Sie wissen, daß er von der Natur ein so außerordentliches Talent für die Mechanik erhalten hat, daß er, in dieser Hinsicht, nur mit Vaucanson verglichen werden kann. Maseta ist ein ganz gewöhnlicher Landmann, dem es durchaus an aller Erziehung und an jedem Unterrichte gebricht. Er wurde im Dorfchen Montefalcone, nahe bei Chieri, im Piemont, geboren, wo er, wie in vielen andern Orten unsers Landes, weder Schulen, noch andere Lehranstalten gibt. In seinem Knabenalter wurde er zum Viehhüten gebraucht, späterhin mußte er das Feld bestellen. Von ungefähr erblickte er eine hölzerne Uhr, und der Wunsch wurde bei ihm rege.

Digitized by Google

den innern Bau derselben nachzuahmen. Nach und nach bildete er sich zu einem so geschickten Uhrmacher aus, daß er es jetzt mit den Gewandtesten aufnehmen kann. Er verfertigte mehrere Uhren mit Musik und beweglichen Figuren, ohne eine Note, oder die nothwendigsten Regeln der Zeichenkunst keinen gelernt zu haben. Bald ging er noch weiter und verfertigte einen Spazierstock, in dessen Knopf sich ein kleiner vergoldeter Thron befand, auf welchem sitzend David auf der Harfe spielte. Dieß Instrument wird auf dieselbe Weise wie eine Uhr aufgezogen, und man vernimmt den Ton einer kleinen Orgel, die mehrere Melodien spielt, wobei die kleine Figur von Holz sich mit Takt bewegt und wirklich auf der Harfe zu spielen scheint. Er hat das Ganze nach einem Gemälde in der Kirche von Chiesi nachgeahmt. — Ganz neuerdings nun hat er zwei Instrumente erfunden, die man Musikograph und Pantasono genannt hat. Das erste gleicht äußerlich einem Forteviano und kopirt durch einen innern Mechanismus die Musik, die auf den Tasten ausgeführt wird. Die Anordnung der Pausen, die Verschiedenheit der Bewegung, der Werth der Noten, kurz, Alles bleibt, wie durch Zauberei, im Innern stehen. Dies Instrument ist nur graphisch und gibt im zweiten die Melodien wieder, die im ersten niedergelegt worden sind. Dieser neue Mechanismus kann in wenniger als zehn Minuten in jede Orgel oder in jeden Flügel übertragen werden. Nächstdem hat er ein Instrument erfunden, um mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit auf dem Kupfer zu stechen. Er hat auch ein Verfahren entdeckt, um ein Dutzend Flintenläufe zugleich zu bohren und zu poliren. Madera ist vor Kurzem dem König und der Königin vorgestellt worden, und J. J. M. M. haben ihm die nothwendige Aufmunterung und Unterstützung angedeihen lassen. Er arbeitet jetzt im Arsenal.

Washington, Mai.

Man erzählt, daß Franklin, als er einst einem öffentlichen Gastmahle beiwohnte und auf die glückliche Zukunft Amerika's trinken wollte, einige Fliegen bemerkte, die, vom Dunst des Weins berauscht, am Pfropfen des Glases hängen geblieben waren und, vom Hauche seines Mundes berührt, nun plötzlich sich wieder belebten. „Warum kann ich nicht auch", rief er aus, „ein ganzes Jahrhundert lang also schlafen, um nach diesem Zeitraum mein geliebtes Amerika wieder zu sehen, befreit vom fremden Joche und durch sich selbst regiert!" Nachdem das Mahl vorüber war, versiel er in einen festen Schlaf, und erzählte bei seinem Erwachen, daß er eine Vision gehabt habe, in welcher ihm der Schutzgeist Amerika's erschienen, ihn auf die Gipfel der Alleghany-Gebirge versetzt und ihm sein Vaterland nach dem erwünschten Zeitraume wieder gezeigt habe. Statt der kleinen, nur mit der Landwirthschaft sich beschäftigenden Städtchen sah er jetzt große Handelsplätze und Manufakturorte, statt der Wälder reiche Triften, mit hübschen Wohnungen überdeckt, von prachtvollen Straßen und heerlichen Kanälen durchschnitten, statt drei Millionen durch Unterdrückung zerstreuter Einwohner ohne Schatz, ohne Kredit, ohne Maschne, ohne Zukunft, eine Bevölkerung von zehn Millionen Menschen, fest an ihrer Regierung hängend, stolz auf ihre Stärke und ihre Freiheit, ein Schatz, der mehr als allen Bedürfnissen entsprach, ein unbegrenzter Kredit, eine mit der englischen wetteifernde Marine und eine sichere, immer mehr zunehmende Wohlhabenheit. — Das Alles war für Franklin nur ein Traum, der ihn in einen hundert Jahre von dem seinigen entfernten Zeitraum versetzte. Aber sein Zögling und sein Geschäfte Lafayette hat die Erfüllung desselben, schon nach einem halben Jahrhundert, mit seinen eigenen Augen gesehen. Die amerikanische Nation, ihre unermeßlichen Reichthümer ausbreitend, erhebt sich bei der Näherung ihres Gastes, und ruft ihm zu: „Sei willkommen! siehe da Dein Werk!"

Es ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß das Schauspiel des glänzenden Wohlstandes der vereinigten Staaten das Herz des edeln Reisenden mehr bewegt habe, als alle Bezeugungen der Erkenntlichkeit, die ihm dargebracht worden sind. Nicht, als ob es eben ein geringes Glück genannt werden dürfe, der erste Bürger zu sein, ohne Macht, ohne Reichthum, ohne Einfluß, von einem ganzen freien Volke im Triumph getragen zu werden. Von New-York nach Boston, und von da nach Portsmouth, an den Ufern des Hudson, in Pensilvanien, in Maryland, im Distrikt von Columbia, in Virginien, überall beseelte Eifer, überall dieselbe Bezeugung der Liebe und Ehrfurcht. Und wer veranstaltet das Fest? wer ist der vorzüglichste und fast der einzige Schmuck desselben? Ein ernstes und friedliches Volk, mit Zustimmung der Obrigkeit; aber nicht unter der Leitung derselben handelnd. Dennoch ist es nicht anders möglich, als daß traurige Erinnerungen sich mit diesen Freudenbezeugungen vermischen. Der Gast der Nation sieht sich von Kindern umringt, die mit religiöser Ehrfurcht seine Hände küssen; aber umsonst sucht er ihren Vater, der sein Freund, sein Waffenbruder war. Er betrachtet sich auf demselben Boden, wo der Sieg seine Tapferkeit krönte, er sieht seine Kanonen, welche die Amerikaner seine alten Bekannten nennen; aber die Soldaten, mit denen er unerschrocken dem Tode trotzte, sind nicht mehr —: von der ganzen Armee leben nur zwei alte Invaliden noch. Am Morgen wird er von dem Zelte Washingtons, das die Dankbarkeit ihm überall hin nachträgt, gegen die Sonnenstrahlen geschützt, und am Abend benetzt er das Grab des großen Mannes mit seinen Thränen.

Die größte Begebenheit des Besuchs Lafayette's in Amerika ist unstreitig die seiner Vorstellung im Senate und die Entschädigung von fünf Millionen Franken für die von ihm gebrachten Opfer gewesen. Nichts ähnliches hatte sich bis dahin in den vereinigten Staaten zugetragen, Niemand war wie Lafayette aufgenommen worden, Niemand, selbst Washington nicht. Amerika darf sich Glück wünschen, die alte Bebauerung vollkommen widerlegt zu haben: daß die Republiken immer undankbar seien.

— In der Stadt Arles, im franz. Departement der Rhone-Mündungen, hat man das römische Amphitheater, das schönste, welches man in Frankreich kennt, gereinigt. Es wurde fünfzig Jahr nach Christi Geburt erbauet, ist von elliptischer Form und hat 136 Meter (418 Fuß) Breite auf 107 Meter (329 Fuß) Länge. Es besteht aus drei Stockwerken, unterirdischen Gallerien und Ketten. Die beiden obern Stockwerke sind von sechzig Bogen durchbrochen, die prunzig Meter (64½ Fuß) hoch und aus Steinen erbaut sind, die einen Umfang von vier bis fünf Kubikmeter haben.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 37. **Zweiter Jahrgang 1825.** 15 September.

Eröffnung des Amphitheaters zur Unterrichtung der Handwerker zu London.

Der Lehrsaal der „Institution von London" war zu klein für die große Menge von lernbegierigen Zuhörern, die sich immer einfanden. Deshalb hat man ein neues Gebäude in Southampton Building Holborn erbauet. Dieses Amphitheater, das ganz vorzüglich sein soll, kann bequem über 1200 Menschen in sich aufnehmen, und die Stimme des Professors kann sehr vernehmlich von einem Ende des Saals zum andern dringen. Am 8 Juli d. J. ist es vom Doktor Birbeck eröffnet worden. Unter der großen Menge der Anwesenden bemerkte man den Herzog von Sussex, den Marquis von Lansdown, Brougham und Sir Robert Wilson. Doktor Birbeck handelte in seiner Eröffnungsrede von den Vortheilen des Unterrichts für die Handwerker, und lobte diejenigen Männer, welche die Institution unterstützt hatten, vorzüglich Sir Francis Burdett und Brougham.

Der Letztere hielt sodann eine Rede, die mit scherzhaften Anspielungen untermischt war. Er erinnerte zuerst daran, daß Doktor Birbeck, der Stifter dieser Anstalt, aus seinen eigenen Mitteln die Summen hergegeben hatte, deren man zur Erbauung des Amphitheaters bedurfte, weshalb man mit Recht das auf ihn anwenddar machen könne, was man in einer andern Zeit von Christoph Wren sagte: „Sucht ihr mein Denkmal, so schauet nur um euch." Birbecks wirkliches Denkmal ist die Anstalt, die er zum Besten der untern Klassen stiftete. Sie wurzelt überall, in den Dörfern. Man beginnt mit Büchersammlungen und endet mit öffentlichen Lehrvorträgen, die sehr besucht werden. Die Stadt Bath selbst, dies Stelldichein der Kranken und Müßiggänger, ist dem Beispiele Liverpools und Birminghams nachgefolgt. Unter Montgomery's Leitung hat auch Sheffield unser System angenommen. Marshall und Gott, obgleich sie in Religion und Politik den uns entgegengesetzten Grundsätzen huldigen, aber mit uns übereinstimmend sind, wenn es darum zu thun ist, einen nützlichen Unterricht zu verbreiten, haben zu Leeds eine ähnliche Anstalt gestiftet.

Nach der Anführung noch mehrerer anderer Beispiele, fährt der Redner fort: „Demungeachtet sind diese Stiftungen nicht unbefeindet geblieben. Gewisse Leute behaupten, daß, wenn man den Arbeitern Unterricht gewährt, man sie anfeuert, ihren Vorgesetzten auf die Fersen zu treten. Diese angeblichen Vorgesetzten und Obern aber tragen oft Sporen an ihren Fersen, die der Gesellschaft eben nicht zum besondern Nutzen gereichen, und es würde mir, für meinen Theil, gar nicht leid thun, wenn die Arbeiter hin und wieder diese Vorgesetzten ein wenig anspornen wollten, damit sie nicht wenigstens moralisch mit der Hefe des Volks sich vermischten. Die Universität zu London blickt empor, und unsere Gentlemens mögen dort die Massen holen, um sich zu vertheidigen. Die obern Klassen der Gesellschaft können durch nichts die

Digitized by Google

Vernachlässigung der Ausbildung ihres Geistes entschuldigen. Sie sind nicht, wie die arbeitenden Klassen, genöthigt, ihre Momente den nothwendigsten Beschäftigungen zu rauben, um die Vorträge eines Professors anzuhören; denn für sie ist das Vergnügen die einzige Arbeit. Colquhoun hat behauptet, daß, wenn man das Volk unterrichte, es um die Regierung geschehen sei. Die Antwort darauf ist nicht schwer, sondern vielmehr ganz einfach: wenn eine Regierung, von welcher Form sie auch immerhin sein mag, keine andern Hilfsmittel zum Beherrschen hat, als die, wodurch ihre Unterthanen auf die Stufe der unvernünftigen Thiere gestellt werden, so ist keineswegs die Nothwendigkeit einer solchen Regierung erwiesen, und sie besteht nicht mehr, weder in, noch durch sich selbst, sondern allein nur durch reinen thierischen Instinkt."

Der Herzog von Sussex hat die Sitzung durch eine Rede beendet, in der er den Nutzen der Stiftung höchlichst anerkannte und erklärte, daß er immer bereit sein werde, sie aus allen seinen Kräften zu unterstützen.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung im Jahr 1822.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung, nebst der darauf befindlichen Kolonie, wurde 1795 von den Engländern in Besitz genommen, und durch den Frieden von Amiens im Jahr 1802 der batavischen Republik wieder zurückerstattet. Aber der Besitz dieses Landes war den Briten zu wichtig, als daß sie die günstige Gelegenheit hätten vorübergehen lassen können, sich desselben wieder zu versichern. Das Kap wurde 1806 abermals erobert und durch einen Vertrag von 1814 England auf immer zuerkannt. Die erste wichtige Begebenheit nach der Kapitulation von 1806 war die Abschaffung des Sklavenhandels, der hier immer lebhaft betrieben worden war. Durch eine Verfügung des Parlaments im J. 1813 wurde der Handel zwischen dem Kap und Ostindien vollkommen freigegeben.

Die Hottentotten, welche einen Theil der Bevölkerung ausmachen, vermiethen sich gewöhnlich als Dienstboten, oder sie sind Hirten und Fuhrleute. Sie lieben das herumstreifende Leben über Alles und können nicht leicht zu häuslichen Arbeiten angehalten werden; dennoch ist es den Missionären gelungen, sie theilweis zu unterrichten und dem Christenthum zuzuwenden. Die Zahl der Malayen, welche die Kolonie bewohnen, beläuft sich beinahe auf 3000. Einer ihrer Imans wird für sehr unterrichtet gehalten, und man sagt, daß er das Arabische und Hebräische aus dem Grunde verstehe. Der Islamismus macht überhaupt große Fortschritte unter den freien Farbigen und den Sklaven in der Kolonie, so daß mehr Neger, Hottentotten und Mulatten ihr Heidenthum, oder vielmehr ihren Fetischglauben, gegen die Lehre Mahomets, als gegen die Christusreligion, verlassen, alles Eifers der Missionäre ungeachtet.

Die Kapstadt, die einzige der Kolonie, deren Hauptort sie ist, die ein wenig beträchtlich genannt werden kann, wird westlich, südlich und südöstlich vom Löwen-, Tafel- und Teufelsberge umgeben. Nördlich dehnt sich die Bucht aus und östlich reiht sich eine Linie von Festungswerken daran. Die Stadt, nebst den Landhäusern und Gärten, die sich darum hinziehen, nimmt einen Raum von beinahe tausend Ackern ein. In den schmalen Straßen können sich zwei Wagen mit Leichtigkeit ausweichen; aber die vorzüglichsten, die von Nordwest nach Südost gerichtet sind, und von andern, die vom Meere ausgehen und bis zum Kloof, oder der Schlucht zwischen dem Löwen- und dem Tafelberge sich erstrecken, sind viel breiter. Vom Kloof hat man eine herrliche Uebersicht der Stadt und der Bucht, welche erstere durch ihre Reinlichkeit und Regelmäßigkeit sich vortheilhaft auszeichnet. Alle Häuser haben flache Dächer und sind meistentheils weiß übertüncht. Sie haben ausserdem grünbemalte Fenster und sind eben so geräumig als bequem. Längs der Façade erhebt sich ein Stöp, oder eine Terrasse, und hinten befindet sich ein kleiner Garten mit einer Weinlaube. Die Gärten zwischen der Stadt und den Bergen sind sehr schön und liefern einen Ueberfluß von Früchten und Gemüsen. Die dazu gehörigen Häuser sind die Lieblingswohnungen der Holländer.

Die öffentlichen Gebäude sind das Schloß, die große Kaserne, das Kornhaus, die Mauth, das Handlungshaus, das Gefängniß und einige reformirte und lutherische Kirchen, so wie das Kolonialhaus, worin sich die Schreiberei, das Fiskalbureau, die Bank, die Waisenanstalt, der Gerichtshof, die öffentliche Bibliothek und alle andern Bureaux, mit Ausnahme des Munizipalsenats, befinden, der auf dem Stadthause ist. Die Börse ist ein sehr großes und sehr schönes Gebäude am westlichen Ende des Paradeplatzes. Der Handel wird indessen, was sonderbar genug ist, hier nicht im Großen, sondern beständig nur im Einzelnen betrieben. Demungeachtet belief sich der Werth der im J. 1821 verkauften Waaren auf sechs Millionen Reichsthaler.

Sklavenweiber durchlaufen die Stadt und die benachbarten Dörfer, um die Waaren feilzubieten, die sie in großen Körben auf dem Kopfe tragen, und die aus allen zur Kleidung und zum Putz erforderlichen Gegenständen bestehen. Sie verkaufen sie fast um denselben Preis, als die übrigen Kaufleute in der Kapstadt. Sie werden am Abend bestraft, wenn sie nicht

Digitized by Google

für eine gewisse Summe Waaren losgeworden sind Auf solche Weise finden mehrere Familien die Mittel, auf eine anständige Art zu leben.

Von der Borse hinweg führt die Straße, der Heeregragt, nach den Bureaux der öffentlichen Verwaltung und dem Regierungsgarten, wo sich auch das Gesellschaftsgebäude befindet. Man spielt dort Billard und Karten und liefet die englischen Zeitungen und Flugschriften. Im Winter werden dort Bälle gegeben, und die Versammlungen sind immer sehr zahlreich und angenehm. Die öffentliche Bibliothek befindet sich in zwei großen Sälen und ist sehr wohlgeordnet.

Die Gesellschaft in der Kapstadt besteht aus Menschen, die eben keine besondere Uebereinstimmung mit einander zu haben scheinen, nämlich: aus den Geistlichen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, aus Aerzten, öffentlichen Beamten, Land- und Seeoffizieren, holländischen Advokaten und Kaufleuten. Von den Orkaden bis zum Port-Jackson bleibt der Engländer ein Wesen, das nicht im Stande ist, sich den Gebräuchen Anderer anzuneigen, und das also immer und überall vereinzelt steht, wo es nicht Seinesgleichen findet. Die Zahl der aus Ostindien kommenden Personen ist immer sehr beträchtlich. Sie sind auch gewöhnlich die am meisten Unterrichteten.

Der Regierungsgarten nimmt den Raum zwischen dem Heeregragt und der nach dem Tafelberge und dem Kloof führenden Straße ein. Die mittelste Allee, die sehr breit und ungefähr eine Meile lang ist, wird von Eichen gebildet, deren prachtvolle Laubdächer eine erquickende Frische gewähren, vorzüglich im Frühling, der hier im August beginnt und bis Ende Septembers währt. Obgleich die Sonne ihren vollen Glanz verbreitet, so ist die Luft doch kühl und leicht, und die schönsten Blumen bedecken die Erde. Wenn am Sonntage die Musik der Garnison sich hier vernehmen läßt, möchte man in ein Feenland sich versetzt glauben; aber die Gesichter, die man bemerkt, sind von einer Farbe, die alle Illusion verschwinden macht. Dieser Spaziergang wird sehr häufig besucht und ist in der That sehr angenehm.

Der Regierungspallast erhebt sich beinahe in der Mitte des Gartens. Er ist im holländischen Geschmacke erbaut, mit einer Säulenhalle und Springbrunnen. Er ist sehr bequem; aber die Nähe des Tafelbergs und die Reflexion der Hitze, welche diese ungeheure Felsmasse über die ganze Stadt wirft, macht, daß er im Sommer fast unbewohnbar ist. Zwischen dem Garten und dem Tafelberge erstrecken sich mehrere Gärten, deren Erzeugnisse täglich von Sklaven in großen Körben zur Stadt getragen werden.

Die Seefische sind sehr häufig, und die Märkte sind immer im Ueberfluß damit versehen, so daß man eine große Menge derselben um einen sehr geringen Preis kaufen kann. Die Hafische richten in der Tafelbucht oft große Verheerungen an. Die Jagd ist eine der Lieblingsvergnügungen der Kapbewohner Sie ist vom 1 Dezember bis zum 30 Juni offen und die übrige Zeit geschlossen. Die Rebhühner, Fasanen, Knorhähne, Hasen und Antilopen sind in großer Zahl vorhanden. Die Moräste wimmeln von Enten und Schnepfen. Im September und April finden Pferderennen statt, die immer sehr stark besucht werden. Ein Fremder ist nicht wenig erstaunt, an der südlichsten Spitze Afrika's eine so elegante Zuschauermenge in Kutschen nach der neuesten Mode und von allen Formen zu erblicken. Tanz und Schauspiel sind nebenbei die Hauptbelustigungen der Einwohner; aber die Neigungen der Holländer und Engländer haben sich noch nicht so sehr verschmolzen, um ein Ganzes zu bilden, obgleich man sich von beiden Seiten dazu eben nicht abgeneigt zeigt.

Außer den Bällen der schönen Welt gibt es noch andere, die von den Personen der mittlern Stände besucht werden, und die man die „Regenbogenbälle" nennt, weil die Theilnehmenden fast alle möglichen Hautfarben zeigen, was in dieser Stadt eben nichts Auffallendes ist. Man kann nicht behaupten, daß diese Versammlungen viel zur Verbesserung der Sitten beitragen, aber sie sind wenigstens sehr lustig und werden eben deshalb häufig besucht. Die Negerbälle finden gewöhnlich alle Abende, vorzüglich aber am Sonntage, außerhalb statt, und sind immer sehr zahlreich. Tänze und Musik dieser verschiedenen Vereinigungen sind durchaus karakteristisch.

Das holländische Schauspiel hat erst vor Kurzem aufgehört; dagegen hebt sich das englische immer mehr. Die Schauspieler kommen von Calcutta und kehren wieder dahin zurück, grade so, als wenn dies nur eine Spazierfahrt wäre.

Reise durch Irland im Jahre 1818.

(Beschluß.)

Die Umgebungen Dublins verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Stomth schmückt die Bucht, deren Eingang es bildet. Glasnevin hat einen botanischen Garten, dessen Errichtung es der Sorgfalt des Pfarrers Wolsh verdankt. In demselben Dorfe besindet sich ein Mann, der, wenn er in eine andere Sphäre versetzt wäre, seinem Vaterlande Ehre gemacht haben würde. Boshall nährte sich von der Verfertigung der Ringe zu Pferdegeschirren und Schlittschuhen, als eine Manufaktur, in welcher dieselben Gegenstände bearbeitet wurden, ihn zu Grunde richtete. In seiner Verzweiflung schrieb er seine Klagen gegen die Launen des Geschicks nieder, und nach und nach bemäch

Digitized by Google

tigte der Dämon der Poesie sich seiner so sehr, daß er, ohne je eine theatralische Vorstellung gesehen zu haben, ein Drama verfaßte, welches er „den Handwerker in der Noth“ betitelte, und das zu seinem Vortheile auf der Bühne zu Dublin gegeben wurde.

Ein wenig entfernter von der Stadt ist Powerscourt, wo man eine Kaskade sieht, die als eine der Hauptzierden der Grafschaft Wicklow, dieses irländischen Edens, betrachtet wird. Moore hat sie in der Dichtung: the Meeting of the waters, besungen. Zu Mainooth existirt seit 1795 die katholische Universität Saint-Patrick's-College. Gowran hat mehrere sehr schöne Ruinen von Schlössern, Kirchen und Abteien, die in der Gegend zerstreut sind, so wie einige Wunderbrunnen. Die Stadt Kilkenny rühmt vier Dinge von sich: Luft ohne Nebel, Wasser ohne Koth, Feuer ohne Rauch, und Erde von Marmor. Das ist in der That merkwürdig und auch theilweis wahr; denn die Straßen sind mit einer Art schwarzem Marmor gepflastert, der gut polirt werden kann, und nebst dem weißen Granit einen hübschen Effekt macht. Die Steinkohlen sind nächstdem von einer Qualität, die leicht verzehrt wird, ohne viel Rauch zu verursachen; aber was Luft und Wasser anbelangt, so ist es damit wie überall in ganz Irland. Die Stadt hat ein sehr altes und berühmtes Kollegium, das häufig besucht wird. Kilkenny ist eine ursprünglich französische Stadt, und sowohl die belebten Gesichter, als Wuchs, Farbe, Haar, Schnitt, Alles ist dort noch französisch.

In der Baronie Forth, nahe am Hafen von Wexford, sieht man die Reste einer englischen Kolonie, deren Bewohner noch alle Gebräuche und Sitten, so wie die Sprache ihres Vaterlandes beibehalten haben. In der Grafschaft Donegal erkennt man die spanische Physiognomie, und ein wenig weiterhin die biskanische. In Queescounty hingegen ist wieder Alles französisch.

Die Industrie des Fabrikanten Rolers, der mehr als 1500 Arbeiter beschäftigt, so wie der gute Geist der Bewohner von Kilkenny, haben es so weit gebracht, daß diese Stadt eine Ausnahme von der allgemeinen Armuth macht, die sie rings umgibt. Auf allen Straßen im Süden und Westen Irlands begegnet man ganzen Haufen von Bettlern, und ich habe bei Thomastown deren oft mehr als achtzig um mich her gesehen. Sie lagern auf den Wegen, gleich den Horden Wilder oder Zigeuner. Die Anführer der Truppe tragen die Lebensmittel in großen Säcken, andere haben alte Kessel auf den Köpfen. Die Weiber sind barfuß und schleppen zwei, oft selbst drei Kinder auf dem Rücken. Man sieht diese elenden Geschöpfe oft vor Mattigkeit in den Graben an der Landstraße dahinsinken, und in ihren Zügen ist der Wunsch lesbar, nicht wieder aufzustehen. Diese Nomadenhorden werden immer mit Wohlwollen in der Hütte des armen Irländers aufgenommen, der ihnen mitleidsvoll Feuer, Salz und Kartoffeln darreicht, während die wohlhabendere Klasse von ihnen durchaus keine Notiz nimmt. Die Tugend der Gastfreundschaft ist allein nur noch bei der Armuth vorherrschend, und der Spruch Pope's:

„Welcome the coming, speed the going friend“ *),

ist allein nur noch auf sie anwendbar.

Nachdem ich die Schloßtrümmer von Kelkain und Baugan, so wie die berühmte Abtei Jerpoint bewundert hatte, wendete ich mich gegen Thomastown. Am Fuße des Slinagraham-Berges bemerkte ich plötzlich einige Tausend Personen, die zu Pferd, zu Wagen und zu Fuß versammelt waren, und sich bunt durch einander bewegten. Als ich mich ihnen näherte, ließen sie ein furchtbares Geschrei aus. Es war ein Leichenbegängniß, das von den Irländern immer mit vielem Prunk begangen wird, und selbst der ärmste Bauer hat oft 1000 bis 1500 Personen hinter seinem Sarge. Sobald Jemand stirbt, wird der sogenannte Vorabend gefeiert. Man streckt den Todten auf einem Brette aus, und seine Freunde versammeln sich um ihn her, um ihn zu bewachen. Zum Zeitvertreib wird nun getrunken und getanzt, bis der Leichnam zur Erde bestattet werden soll. Alsdann bricht Alles auf, und sobald der Zug durch ein Dorf oder eine Stadt zieht, oder Reisenden begegnet, stößt er ein fürchterliches, gellendes Geschrei aus. Dieser Gebrauch ist sehr alt. Homer schildert uns die Griechen beim Patrolles und die Trojaner beim Hektor ein ähnliches Geheul anstimmend. Jedermann kennt die Wehklagen Roms, und diese Sitte war auch bei den Phönizern einheimisch. Femineo ululatu astra fremunt, sagt Virgil.

Dieser letztere Gedanke war mir um so auffallender eben an der Stelle, an welcher ich mich befand; denn der Slinagrahamberg oder Torohill soll ehedem einen Sonnen- oder Baaltempel auf seinem Gipfel gehabt haben, in welchem die Phönizier, von denen die Irländer abzustammen behaupten, ihrem Kultus oblagen. Vor einigen Jahren entdeckte man ebendaselbst einen Stein mit einer Inschrift im Ogham oder geheiligten Dialekte. **) Noch heut zu Tage haben die irländischen Bauern mehrere heidnische Gebräuche. So bekreuzen sie sich jedesmal beim Neumond und sagen mit lauter Stimme: „Slan fuar tu sin agus, slan ad faga tu sin (wir finden dich ganz, laß uns auch ganz).“

*) Willkommen der Einleitt der Freundes, mit Gaben begleitet sein Gehen.

**) Die irländische Sprache hat zwei Hauptdialekte, den Gnath-Berla, oder den gewöhnlichen, und den Berla feasi, oder sinnlichen (phonizischen) Dialekt.

Digitized by Google

Am dritten Mai, der trias la samhea (der dritte Tag des Sonnenviertels) genannt wird, laſſen alle Diejenigen, die ſich in demſelben Jahre verheirathet haben, eine goldene oder ſilberne Kugel machen, wodurch der Sonnengott angebetet werden ſoll, und reichen ſie den Unverheiratheten dar, die, nachdem ſie eine Blumenkette zum Zeichen des Wendekreiſes geflochten haben, ſich zu ihren Freunden begeben, um eine Abbildung des Planeten zu holen. Am erſten Mai treiben alle Pächter, wie ehemals die Druiden, ihre Heerden durch die Flammen, um ſie vor allen Krankheiten zu bewahren. Jener Tag wird deshalb auch la Bealteine (der Baalfeuertag) genannt, und der Maimonat iſt nur unter dem Namen mi Bealteine (Baalfeuermonat) bekannt. Ueberhaupt iſt der Name Baal in Irland ſehr häufig, und man findet den Sliabh Bealtoinne (Baalfeuerberg), Bealtimore (das große Baalhaus), Bal-ti-na-glaise (das Baalwunderhaus), Bealatha magh adhair (die Feldbedene des Baaldienſtes) u. ſ. f. Man hat daraus die Schlußfolge ziehen wollen, daß die irländiſche von der puniſchen Sprache abſtamme, was eben nicht ſehr unwahrſcheinlich ſcheint. Zum Beweiſe, wie reich dieſe Mundart iſt, diene folgendes Beiſpiel. Auf neu- und altirländiſch ſagt man für eins: Aon, air, aonar, acht, ke, keann, kead, kon, fein, leis, keadmus; für zwei: Do, da, dis, bei, corad, deil, tean, samh, cuingir; für drei: Tri, triar, teora, drecheng; für vier: Ceathair, arna, keithir, kehar, keithre; für fünf: Cuig, coig, cuie, mann, rinceue; für ſechs: Sche, se, sia, scheschir; für ſieben: Scheaghd, seachd, scheas, mor seis hir; für acht: Ochd, ocht; für neun: Ngi, naoi, naoinar; für zehn: Deik, dugh, dech, deichnar; für zwanzig: Fischied, fighi, fighad, fich; für hundert: Chead, kend, kiad, keantar. — Auſſerdem iſt auch noch die Aehnlichkeit zwiſchen dem Irländiſchen und dem Samakrit auffallend, und verdient näher geprüft zu werden.

Die beiden Geiger.

Eine Volksſage der ſchottiſchen Gebirgsbewohner.

Vor ungefähr dreihundert Jahren lebten zwei berühmte Geiger zu Strathſpey. Eines Tages nahmen ſie ſich vor, nach Inverneß zu gehen, um dort während des Weihnachtsfeſtes ein Konzert zu geben. Nachdem ſie in dieſer großen Stadt angekommen waren, ſchickten ſie öffentliche Ausrufer ſowohl im Innern als in die Umgebung der Stadt aus, um ihre Abſicht zu verkündigen, und Ort, Zeit und Preis des Konzerts anzuzeigen, ſo wie die Stücke, welche ſie ausführen wollten. Bald darauf erhielten ſie den Beſuch eines Greiſes, deſſen Benehmen eben ſo ehrwürdig als zuvorkommend war, und der ſie bat, ihn zu begleiten, wofür er ihnen das Doppelte des Preiſes anbot, den ſie ſelbſt gemacht hatten. Er führte ſie zu einem ſonderbaren Gebäude, das keinem einzigen der Schlöſſer ähnlich war, die ſie auf allen ihren Reiſen geſehen hatten. Es war ein ſehr großes Haus, das von den Feen erbaut zu ſein ſchien, wie die Tombans, die man in der Nähe von Glenmore erblickt. Sie waren einige Zeit lang unſchlüſſig, ob ſie ein ſo ſonderbares Gebäude betreten ſollten, oder nicht; aber ſowohl die Beredſamkeit des Greiſes, als die unwiderſtehlichen klingenden Beweiſe, von denen ſie noch erhöhet wurde, beſtimmten ſie endlich, alle Beſorglichkeit dahingeſtellt ſein zu laſſen. Aber bald wurde das Bangen ihrer Herzen von der regen Bewunderung verdrängt, welche ihnen die Geſellſchaft abnöthigte, die ſie im Innern verſammelt fanden. Eine köſtliche Harmonie entfloß ihren Saiten, und die Freude herrſchte rings um ſie her. Nachdem das Konzert beendigt war, eröffnete man den Ball, und die beiden Geiger erſtaunten immer mehr über die Zierlichkeit der Tänzer und Tänzerinnen, wovon ſie nie etwas Aehnliches geſehen hatten.

Indeſſen war die Nacht vorübergegangen, der Ball beendet, und die Muſikanten verlieſſen reichlich belohnt und wohlgepflegt mit Bedauern das Schloß. Aber wie ſehr erſtaunten ſie, als ſie den Fuß auſſerhalb des herrlichen Gebäudes hatten, daß ſie nicht einen prächtigen Palaſt verlieſſen, ſondern nur einen kleinen Erdhügel, der ſich an ihren Ferſen befand. Sie kehrten zur Stadt zurück. Alle Gegenſtände, deren Friſche ſie am Abend vorher erfreut hatte, waren gänzlich verwaltet, und Trümmerhaufen erklärten die Biſſe des Zahns der Zeit. Der ſonderbare Anzug aller Derjenigen, denen ſie begegneten, ſetzte ſie nicht wenig in Erſtaunen, ſo wie hingegen dieſe wieder über ihre Bekleidung verwundert zu ſein ſchienen. Man befragte ſie, und ſie erzählten ihr Abenteuer. Da zweifelte man nicht mehr, daß ſie von Tomnafurich kämen, wo ſeit einiger Zeit das Stelldichein aller Hexenmeiſter und Zauberer des ganzen Landes war. Während dem näherte ſich ihnen ein Greis, und ſobald er ihre Geſchichte erfahren hatte, rief er aus: „Ja, ja, das ſind ſie! das ſind dieſelben Geiger, die in meines Urgroßvaters Hauſe aufgeſpielt haben, und die ihm vom Thomas Rimer von Tomnafurich zugeführt wurden, der ſie am Weihnachtsfeſte zu Inverneß fand. Man hat ſie lange betrauert; denn ſie waren ſehr berühmt; aber mehr als ein Jahrhundert hat ihre Namen noch nicht vergeſſen gemacht."

Darob ſchauderten die Geiger vor Erſtaunen; denn alles, was der Greis ſagte, war vollkommen wahr. Und da es eben Sonntag war, ſo gingen ſie mit den

Digitized by Google

Andern zur Kirche, wo ein Todtenamt gehalten wurde. Aber bei den ersten Worten desselben fielen sie zusammen und versanken in Staub.

Betrachtungen über die Wuth.

(Beschluß.)

Das unerschrockene Betragen des englischen Wundarztes White hat uns veranlaßt, die Gründe näher auseinanderzusetzen, auf welche derselbe seine Ueberzeugung begründet, daß die Wuth dem Menschen sich nicht unmittelbar mittheilen könne *), und die Aufmerksamkeit auf den Einfluß zu richten, den die Einbildungskraft zur Entwickelung und Verschlimmerung dieser Krankheit auszuüben vermag. Mehrere schriftliche Einwürfe, die uns seitdem zugegangen sind, beweisen uns, daß man unsern Vorsatz nicht recht begriffen zu haben scheint. Man hat geglaubt, daß wir die Behauptung aufstellen wollten, „es sei der Einfluß des Wuthbeißers, der doch so schreckliche und unvermeidliche Wirkungen auf fast alle Thiere hervorbringt, dem Menschen keineswegs schädlich.“ Aber wir haben nie den geringsten Zweifel über die Realität seiner Wirkung erhoben Wie sollte es in der That begreiflich sein, daß ein Virus, der selbst, wenn auch mit geringerer Intensität, auf die kräuterfressenden Thiere wirkt, seine ganze Kraft bei dem Menschen verliere, den seine Organisation doch den beiden Gattungen nähert, auf welche der Virus einen so plötzlichen und heftigen Einfluß ausübt? Woher sollte ausserdem auch die Aehnlichkeit rühren, die bei allen von der Wuth Befallenen sich zeigt? Warum sind so Viele schon ein Opfer dieser entsetzlichen Krankheit geworden? denn von zwanzig von einem wüthenden Thiere gebissenen Personen, die sich nicht zur rechten Zeit verbinden lassen können, dürften wenigstens fünfzehn von der Wuth befallen werden, während, wenn die Einbildungskraft allein die Ursache des Ausbruches der Krankheit wäre, höchstens vier oder fünf unter den Wirkungen derselben erliegen würden. Der Wuthbeiter wirkt also; aber die Einbildung wirkt auch. Der Virus verursacht die Wuth; aber die Einbildung kann, in gewissen Fällen, sie auch verursachen, und, was am meisten bemerkt zu werden verdient, der Virus würde oft nicht im Stande sein, sie so schrecklich und tödtlich zu erzeugen, wenn die Einbildungskraft sie nicht entwickelte und verschlimmerte.

Die Thatsachen, die wir früher angeführt haben, beweisen aufs Unwiderlegbarste, daß der Schrecken und einige andere moralische Zufälle, auf den höchsten Punkt gesteigert, die Wuth zu erzeugen vermögen. Wir wollen nun noch einige andere hinzufügen, wodurch der Einfluß derselben Ursache auf Menschen bewiesen wird, denen der Virus durch den Biß eines wüthenden Thiers mitgetheilt worden war.

Zwei Brüder, die zusammen in einem Weinberge arbeiteten, wurden von einem Hunde gebissen. Ihre Wunden heilen vollkommen zu, und der Eine verreiset nach weitentfernten Gegenden, wo er länger als zehn Jahre bleibt, wonach er wieder in seine Heimath zurückkehrt. Daselbst angekommen, vernimmt er den Tod seines Bruders, der an den Folgen jenes Bisses gestorben war. Lebhaft von dem Gedanken betroffen, daß er gleichfalls und auf dieselbe Weise verwundet gewesen, wurde er unruhig und niedergeschlagen, die Anzeichen der Hydrophobie erklärten sich nach und nach, und der Unglückliche verschied mit allen Symptomen der vollkommensten Wuth. *)

Mehrere Zeitungen haben, vor einigen Monaten, den Zufall eines Mannes berichtet, der dreißig Jahre nach einem empfangenen Bisse an der Wuth gestorben war. Hätte der Virus sich dreißig Jahre lang in seiner Organisation erhalten können? Es würde merkwürdig genug sein, aufs Genaueste die Ursachen und alle die Umstände zu kennen, welche den Ausbruch dieser Krankheit, nach einem so langen Zeitraume, bei jenem Manne herbeigeführt hatten.

Ein Anderer wurde von einem wüthenden Wolf gebissen. Gleich darauf zeigten sich einige Symptome der Wuth, die jedoch wieder verschwanden, so daß er am vierten Tage seiner Krankheit sich um vieles besser befand. Er war vollkommen ruhig, hatte gut geschlafen, nahm alle Speisen mit Appetit zu sich, und verschlang die Flüssigkeiten wie vor seinem Zufalle. Unglücklicherweise kam ein Mensch, Namens Wolf, zu ihm. Die Betonung dieses Namens versetzte ihn wieder in seine vorige Krisis, er fiel in Zuckungen, die immer heftiger wurden, schrie, daß er von wilden Thieren umringt sei, und verschied einige Stunden nachher in der vollkommensten Wuth **)

Ein Maurer wurde von einem verdächtigen Hunde gebissen. Er war einige Zeit lang traurig, unruhig und niedergeschlagen. Nach und nach erschienen alle Vorzeichen der Wuth. Da er aber hörte: daß man ruhig sein könne, wenn diese Krankheit sich bis zum neunten Tage nicht bestimmt erklärt habe, so wurde er, nachdem diese Frist vorüber war, wieder ganz ruhig, gewann seine vorige Lustigkeit wieder, arbeitete nach wie vor und dachte an seinen Zufall nicht mehr.

*) Wir haben bereits gesagt, daß diese Meinung keineswegs neu ist. Mehrere Aerzte haben sie für zuverlässig anerkannt.

*) Nosographie chirurgicale. 1 Band, S. 105.

**) Anti-hydrophobische Versuche von Bendt. S. 7.

Digitized by Google

Fünf Monate lang erfreuete er ſich der beſten Geſundheit, als er von einem Greiſe erzählen hörte, daß er ein Beiſpiel geſehen, wie die Wuth erſt ſechs Monate nach dem Biſſe ſich entwickelt habe. Dieſe Erzählung machte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß ſeine Beſorgniſſe aufs neu und verſtärkt wiederkehrten; womit zugleich auch alle Zeichen der Krankheit aufs neu erſchienen. Kurz darauf entwickelte ſich die Hydrophobie, die Zuckungen traten ein, und der Unglückliche ſtarb wenige Tage nachher.

Wir könnten noch mehrere Beiſpiele anführen; denn es gibt eine Menge von Beobachtungen, in denen ſich mancherlei Umſtände ergeben, durch die bewieſen wird, daß bei den gebiſſenen Perſonen die moraliſche Stimmung den groſſten Einfluß auf die Entwickelung der Krankheit gehabt hat.

Es würde nun noch eine dritte Frage zu erklären übrig bleiben, nämlich die, zu wiſſen: nicht ob der Wutheiter auf den Menſchen wirkt? was uns unabläugbar ſcheint; aber bis zu welchem Punkte er, *unabhängig von jeder moraliſchen Theilnahme*, wirkt. Dieſe letztere Nachforſchung iſt nicht ſo leicht, als die vorhergegangenen; denn ſie ſetzt voraus, daß man über das, was im Geiſte der Kranken ſich zuträgt, eine genauere Kenntniß habe, als man meiſtentheils zu erlangen vermag.

Wer auch äuſſerlich ſehr ruhig ſcheinen mag, iſt nichts deſto weniger im Innern doch heftig über ſeinen Zufall angeregt. Es iſt unmöglich, daß die von einem wüthenden Hunde gebiſſene Perſon nicht wenigſtens einige Zweifel über den Zuſtand ſeiner Geſundheit habe. Der einzige Fall, in welchem man die Wirkungen des Wutheiters auf den Menſchen, von aller Beigeſellung der Wirkung der Einbildungskraft befreit, beobachten und beſchreiben könnte, würde der ſein, wenn ein Idiot, oder ganz fühlloſer Cretin, oder ein ganz kleines Kind, bei denen allen die moraliſche Kraft nicht vorherrſchend iſt, von einem wüthenden Thiere gebiſſen wurden. Im Vorbeigehen darf hier wohl bemerkt werden, daß die Beiſpiele von Wuth, bei den kleinen Kindern der Landleute, viel ſeltener ſind, als ſie, der häufigen Veranlaſſung wegen, ſonſt wohl ſein dürften; ja, daß man ſie beinahe als gar nicht ſtattfindend betrachten kann.

Der groſſe Einfluß, den die moraliſche Stimmung auf die Entwickelung der Wuth ausübt, kann allein den unwiderſtreitbaren Erfolg gewiſſer Heilmittel erklären, denen die unfehlbare Rettung in dieſer Krankheit zugeſchrieben wird. Es gibt faſt keine Gemeinde, in der ſich nicht ein Hufſchmied, ein Viehartz, oder ſonſt ein Tauſendkünſtler befindet, der vorgibt, ein geheimes Mittel gegen die Wuth zu beſitzen, das von den Bauern auch als unfehlbar betrachtet wird. Meiſtentheils mag die Wirkſamkeit dieſer Panazeen wohl übertrieben ſein; aber es gibt vielleicht keine davon, ſo unbedeutend und geringfügig ſie in der That auch ſein mögen, die nicht einigen Unglücklichen das Leben erhalten hat, und zwar dadurch, daß ſie ihre Einbildungskraft beruhigte. Wie unzählige Male hat nicht der Fall ſtatt gefunden, daß mehrere Menſchen von einem und demſelben Thiere gebiſſen worden ſind, von denen Einige ihre Zuflucht zu den bekannten Heilmitteln nahmen und gerettet wurden, während die Andern das, aus Mangel an Vertrauen, vernachläſſigten und ein Opfer ihres Unglaubens wurden. Manchmal ſelbſt haben dergleichen Thatſachen ſo überzeugend geſchienen, daß die Regierungen ſich entſchloſſen haben, das Geheimniß zu erkaufen und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Aber eben dies Verfahren iſt immer Schuld geweſen, daß es ſeine ganze Kraft in den Augen des Volks verlor, ſobald es nicht mehr mit undurchdringlicher Dunkelheit umgeben war.

Was die Mittel anbelangt, die von den Gelehrten in Vorſchlag gebracht worden ſind, ſo können mehrere davon zu ähnlichen Bemerkungen Veranlaſſung geben. Die arzneiwiſſenſchaftliche Zeitſchrift von Montpellier (No. 84 S. 139) führt das Beiſpiel eines Engländers an, der ſich freiwillig zweimal von einem tollen Hunde beiſſen ließ, um ſeine Freunde und Bekannten von dem Zutrauen zu überzeugen, welches er auf dephlogiſtiſirte (überſaure) Salzſäure habe, womit er, gleich nach dem Biß, die Wunde wuſch, und er blieb vollkommen von allen übeln Folgen verſchont. Aber mehrere wiederholt anaeſtellte Verſuche haben ſeitdem bewieſen, daß die Flüſſigkeit, deren er ſich bediente, durchaus keine beſondere Eigenſchaften hat, ſo daß man als erwieſen annehmen kann, daß er ſein Heil nur allein der Sicherheit verdankte, mit welcher er ſie in Anwendung brachte. Eins der ſonderbarſten Heilmittel gegen die Wuth iſt auch das von Gallian erfundene, das nach ihm von mehrern namhaften Aerzten mit Erfolg angewendet worden iſt, und welches darin beſteht, die gebiſſene Perſon die Leber des wüthenden Thieres ſelbſt aufſpeiſen zu laſſen. Es iſt klar, daß dies Mittel nie anders, als auf das Gemüth der Kranken hat wirken können, und daß man ſie allein durch den Abſcheu kurierte, den ihnen ein ſolches Gericht natürlicherweiſe einflöſſen mußte.

Um unſere Betrachtungen zu beſchlieſſen, ſagen wir: 1. daß zahlreiche und beſtimmte Thatſachen unwiderſtreitbar bezeugen, welchen Einfluß die Einbildungskraft bei Entwickelung und Verſchlimmerung der Wuth auszuüben im Stande ſei; 2. daß es ſehr wahrſcheinlich ſei, wie der Virus auf die menſchliche Organiſation im Allgemeinen nicht dieſelbe Intenſität der Wirkung ausüben könne, als auf die Gattungen

Digitized by Google

Canis und Felis. Es würde zu wünschen sein, daß gelehrte Gesellschaften direkte Experienzien über diesen Gegenstand veranlassen möchten. Es können sich Fälle ereignen, in denen es möglich sein würde, diese Krankheit ohne andewärtige Beimischung zu beobachten und zu beschreiben. Man sollte ihren Wirkungen in den verschiedenen Thiergattungen folgen, und zwar entfernter und genauer, als man bisher es gethan hat. Man müßte z. B. Hunden die Wuth mit dem Speichel wuthkranker Menschen einzuimpfen suchen. Ein solcher Versuch ist, so viel uns bekannt ist, bis jetzt nur einmal gemacht worden, und derselbe zog nicht die geringsten Folgen nach sich, obgleich der Mensch, dem man den Speichel angenommen hatte, an der Wuth starb.

Druck verderblicher Bücher.

Das berüchtigte Mémorial catholique hat seinen Endet bekannt gemacht. Es ist ein merkwürdiges Aktenstück unsers Zeitalters. Man findet darin eine Tabelle, die ziemlich genau berechnet zu sein scheint, und in welcher alle Werke angeführt sind, welche das Mémorial als revolutionär oder philosophisch (was nach ihm gleichbedeutend ist) betrachtet, und die seit 1817 bis Ende 1821 in Frankreich gedruckt oder neuaufgelegt worden sind. Die Tabelle lautet im Auszuge folgendermaßen:

	Zahl d. Exempl.	Zahl d. Bde.
Voltaire (zwölf Editionen)	31,600	1,598,000
Rousseau (dreizehn Editionen)	24,500	480,500
Vereinzelte Werke von Voltaire und Rousseau . . .	35,500	84,000
Die vorzüglichsten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, wie Montesquieu, Diderot, Holbach, Raynal, Volney, Destutt-Tracy u. s. f. . . .	108,700	207,000
Pigault-Lebrun . . .	32,000	128,000
Werke ausschließlich zur Verderbung der heutigen Jugend bestimmt, wie Llorente, Las-Cases, Thibaudeau u. s. f. . .	59,500	179,000
Historische Hauptinhalte . .	64,500	67,000
	356,300	2,741,500

Betrachtungen über die Findelkinder.

Zu den Nachforschungen über einen die Menschheit so nahe betreffenden Gegenstand, als der der Findelkinder ist, und denen sich Tenon, Franck, Friedländer und vorzüglich Malthus mit so vielem Eifer unterzogen hatten, gesellen sich nun auch die „Betrachtungen Benoistons de Chateauneuf", wodurch die von den ersteren noch übrig gelassenen Lücken vollkommen ergänzt werden. Wenn es in mehrfacher Hinsicht betrübend ist, daß es Aeltern geben könne, die entartet genug sind, ihre Kinder zu verlassen, und einem beinahe gewissen Tode, so wie allen Fügungen des Zufalls Preis zu geben, so fühlt man sich auch wieder zur Dankbarkeit gegen die Stifter jener Zufluchtsörter angezogen, in denen die unmündigen Wesen eine zweite Heimath auffanden. Das erste Findelhaus wurde zu Rom, gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts, unter Papst Innocenz III gestiftet. In allen übrigen Ländern wurden diese rettenden Asyle erst viel später eingeführt, und vor dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kannte man in England, Deutschland, Schweden und Rußland sie nicht. In Frankreich verdankt man die Einrichtung derselben dem Eifer des ehrwürdigen S. Vincenz von Paula, in der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Zu Paris hat sich die Zahl der verlassenen Kinder fast beständig seit 1640 bis 1770 vermehrt. Von weniger als 400 im ersten Zeitraum, erhob sie sich bis auf 7676 im Jahr 1772. Von 1793 bis 1801 betrug sie nur die Hälfte der letztern Angabe, und 1796 im Durchschnitt nicht mehr als 3122. Vom Anfang des neuen Jahrhunderts bis 1814 vermehrte sich jedoch diese Zahl wieder, und seitdem kann man jährlich 5000 annehmen.

In ganz Frankreich zählte man 1784 ungefähr 40,000 Findelkinder von jedem Alter; aber man berechnete 1798 deren 51,000; 1802, 60,000; 1815, 84,500; 1816, 87,700; 1817, 92,200; 1818, 98,000; 1819, 96,000; am 1 Januar 1821, 105,700; 1822, 138,500; was für die zwei letzten Jahre ungefähr den 250. Theil der ganzen Bevölkerung ausmacht.

Die Zahl der Findelkinder, zu der der Geburten, verhält sich in Paris folgendermaßen:

Jahre.	Verhältniß auf 100 Geburten.
Von 1710 bis 1720 . . .	9,73
Von 1720 bis 1730 . . .	11,37
Von 1730 bis 1740 . . .	14,48
Von 1740 bis 1750 . . .	18,21
1760 . . .	23,71
1770 . . .	30,75
1780 . . .	33,06
1790 . . .	28,70
1800 . . .	17,69
1810 . . .	20,95
1820 . . .	22,88

Demungeachtet gibt es noch Städte in Europa, in denen im Maasstabe der Bevölkerung dies Verhältniß noch auffallender ist. So zählt man z. B. auf

Digitized by Google

hundert Geburten in Wien 23,43 Findelkinder; in Madrid 25,58; in Lissabon 26,28; in Rom 27,90; in Moskau 27,94 und in St. Petersburg 45.00. Folglich muß die Verschlechterung der Sitten und das öffentliche Elend in diesen Städten noch größer sein, als in Paris.

Wechselsee in Rußland.

Das Flüßchen Tarnawa, das sich bei Kitaygrod in den Dniester ergießt, durchströmt den Kreis von Uschodyt im Gouvernement Podolien, vom Dorfe Tomna bis Dunaiowiecz. Einige Werste (11,740 Fuß) unterhalb Tomna bildet es einen See, der eine Werste (3500 Fuß) lang und 750 Fuß breit ist. Das Wasser bleibt innerhalb dieses Raume sieben Jahre lang, wonach es sich allmälig vermindert und nach einem Monate gänzlich verschwindet. Die Tarnawa zeigt sich sodann erst einige Werste weiter abwärts. Der Grund des Sees besteht aus einer sehr leichten Erde, die in den zwei ersten Jahren nur mit Gerste, Hanf und türkisch Korn bepflanzt werden kann; aber vom dritten bis zum siebenten Jahre gedeihen alle möglichen Getreidearten aufs beste darin. Nach Ablauf des siebenten Jahres erscheint das Wasser aufs neu, es bildet sich ein neuer See, der denselben Umfang wie der frühere hat. Dieser Wechsel existirt seit undenklichen Zeiten. Die Domaine von Tomna gehörte ehemals dem Fürsten Karl von Nassau, der zu Ende des vorletzten Jahrhunderts durch seine Reisen und seinen abenteuerlichen Geist sich so sehr ausgezeichnet hat. Sie ist gegenwärtig ein Eigenthum des Hauses Sinawsky.

Fortschritte des Handels von Manchester.

Die erste Dampfmaschine wurde zu Manchester gebraucht, und erst 1790 eingeführt. Zu Ende 1814 gab es noch nicht einen einzigen Webstuhl daselbst, der durch einen Dampf-Mechanismus in Bewegung gesetzt wurde. 1824 befanden sich 200 Dampfmaschinen daselbst, und jetzt zählt man über 30,000 Dampf-Webstühle. Die Menge der verarbeiteten Baumwolle belief sich 1815 auf 110 Millionen Pfund, oder 99,687,500 Pfund Faden zu einem Schilling sechs Pence, folglich 7,487,562 Pf. Sterl. an Werth. 1823 wurden 160 Millionen Pfund Baumwolle verarbeitet, wovon man 145 Millionen Pfund Faden zu gleichem Werthe zog; also 10,875,000 Pf. St. Manchester verbraucht die $^{3}/_{10}$ aller zu Liverpool eingeführten Baumwolle, und diese Stadt führt dagegen alle Erzeugnisse jener aus. Die Vergrößerung von Manchester, Salford mit inbegriffen, ist folgende:

Jahre.	Häuser.	Einwohner.
1757	3,316	19,837
1773	4,268	27,246
1821	21,156	133,788
1824	25,9 3	163,888

Die Vermehrung in drei Jahren betrug 30,000 Seelen.

Einiges über Südamerika.

Mehrere Reisende haben in den letzten Zeiten die neuen südamerikanischen Staaten besucht. Unter ihnen befindet sich auch der bekannte Kapitän Stuart-Cochrane, der das europäische und asiatische Rußland zu Fuß durchwandert hat, und der im Jahre 1824 alles das bestätigt, was Mollien früher über die Hauptstadt von Columbia berichtet hatte. Bogata befindet sich noch immer in demselben Zustande ländlicher Einfachheit, die man in den kleinen, alten Städten einiger Theile Deutschlands bemerken kann. Mehrere Straßen werden nur allein von Kühen und Ochsen bevölkert, die darin eine überflüssige Atzung finden. Alle diese Straßen sind demungeachtet schnurgerade, und mehrere werden in der Mitte von einem breiten Kanal laufenden Wassers durchschnitten. Es gibt nicht einen einzigen Abzugskanal in der Stadt. Die nächtliche Beleuchtung ist armselig, und jede Quadra, oder viereckigter Platz, hat eine Laterne von Papier, die nur dazu dient, die Finsterniß um etwas sichtbarer zu machen. Ein Vizekönig sagte: es gäbe viererlei Arten von Polizei zu Bogata, den Regen, der die Straßen reinigt, die Gallinazos (Geier), die die verreckten Thiere verzehren, die Esel, welche das schlechte Kraut fressen, und die Schweine, die das verschlingen, was man nicht nennt. *) Ungeachtet der Einfachheit der Häuser, sind die Kirchen in dieser Stadt doch prachtvoll. Die Hauptkirche ist im Jahr 1814 nach dem von einem gebornen Columbier entworfenen Plane erbaut worden. Das Aeussere ist nicht erhaben und geschmackvoll genug; aber das Innere ist dafür um so überraschender. Die meisten Altäre sind sehr schön; überglänzt von Gold auf blendendweißem Grunde. Die Statüe der Jungfrau, der vorzüglichste Schatz dieser Kirche, ist mit 1358 Diamanten, 1295 Smaragden, 59 Amathysten, einem Topas und einem Hyanzinth geschmückt. Am Fußgestell befinden sich ausserdem noch 609 Amathysten.

Die Bevölkerung der vereinigten Provinzen von la Plata ist folgende: Buenos-Ayres 140,000 Seelen. Santa-Fe 60,000. Entre-Rios 45,000. Cordova 44,000.

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß Bogata hinter mehreren Städten Columbias, in Hinsicht der Bevölkerung und des Reichthums, zurücksteht.

Digitized by Google

Mendoza 50,000. San-Juan 20,000. Punta de San-Luis 20,000. San-Yago de l'Estera 30,000. Tucuman 28,000. Salta 20,000. Im Ganzen: 457,000. Diese Angabe iſt ſehr von der verſchieden, welche man bis jetzt dafür angenommen hatte, und die über eine Million betrug. Die Stadt Buenos-Ayres hat 60,000 Einwohner; Santa-Fe 25,000; Entre-Rios 20,000; Cordova 14,000; Mendoza 20,000. Alle dieſe kleine Republiken haben, vor ihrer Vereinigung, ſich manchmal gegenſeitig betriegt.

Bruchſtück einer Faſtenpredigt

über den Text: wie iſt es möglich, ſich gegenſeitig am meiſten zu ſchaden?

Von Kornelius Fuſel, der Bothelt Beſliſſenes.

Der Haß, meine Brüder!, der Geifer, die Galle, das ſind ganz vortreffliche Mittel, ſich das Leben fühlbar zu machen. Ein guter Haſſer iſt ein nicht genug zu beachtender Menſch. Er gleicht einer Blume, der Belladonna zum Beiſpiel, die unter einem ſchönen Namen ein ſtinkendes Herz verbirgt. So etwas iſt nicht alltäglich; darum kann es Weſen geben, die Giftpilze lieben, ſelbſt wenn ſie, beim Anblicke derſelben, eines heimlichen Entſetzens ſich nicht erwehren können. Wer gut haßt, verdaut gut, und wer viel ausgiebt, nimmt auch viel ein. Der Ueberfluß eines dicken, verdorbenen, ſchwarzen Blutes, das nur langſam die Adern durchſchleicht, und einen zähen Schleim am Herzen und im Gehirn abſetzt, erzeugt und nährt am beſten das Genie.

Man hat die Dankbarkeit viel und faſt zum Ekel gelobt. Aber was iſt ſie mehr, als eine zurückgegebene Rache? Sie iſt die Erinnerung einer ſchwachen und feigen Seele, dahingegen die Rache, eine Tochter des Haſſes, der unzuvernichtende Denkzettel eines furchtbaren und erhabenen Gemüths iſt. Sie iſt mit andern Worten „die Dankbarkeit der Wuth und Raſerei“

Haſſet alſo mit mir, meine Brüder! Nichts, ich wiederhole es, läßt uns mehr unſer irdiſches Daſein empfinden, nichts dient dem Brei des Alltagslebens mehr zur Würze, als die Aſa-fötida der halb verweſeten Eingeweide einer menſchlichen Hyäne. Da aber der Haß, ſo zu ſagen, gewiſſer Abzugskanäle bedarf, durch welche er den Gehalt des innern Kloaks auszuſchütten vermag, und da die dazu bisher von euch, meine Brüder! in Anwendung gebrachten Mittel (obgleich ſie eurer vollkommen würdig ſind) mir noch nicht ganz hinlänglich und entſprechend erſcheinen, ſo habe ich, der Doktor und Profeſſor Kornelius Fuſel, ſonſt auch im gemeinen Leben nur Vivera genennt, über dieſen höchſt wichtigen Gegenſtand nachgeſonnen, und eine neue Schand- und Spottpfeife, welche ich „Boa“ benamſet, erfunden, die ein ſo gellendes, widerliches, Gehirn zerreiſſendes Ziſchen ausſtößt, daß man das ganze liebwerthe Publikum damit leicht betäuben kann, wodurch man ſchon mehr als zur Hälfte gewonnenes Spiel hat. Auſſerdem will ich euch noch einige Rezepte, ebenfalls von meiner Erfindung, mittheilen, durch welche ich dem Bedürfniß eurer vervollkommneten Natur zu entſprechen, und den Haß in allen ſeinen Variationen und Kapritzen aufs Beſte zu befriedigen vermeine:

So bald ihr einmal den Gegenſtand euers Haſſes, unter mehreren andern, wohl erwählt und ausgeſchieden habt, ſo ſchmeichelt ihm zuerſt unter vier Augen, und nachher öffentlich. Saget von ihm: daß er viel Geiſt, viel Einbildungskraft habe; daß er davon ſeine Proben abgelegt, und daß ihr ihn ganz beſonders hochachtet und werthſchätzet. Nach und nach füget ſodann hinzu: daß es ſehr zu bedauern ſei, wie ein ſolcher Geiſt einige Schwächen, ein ſolcher Karakter einige zweifelhafte Seiten habe, wie man indeſſen hoffen müſſe, daß dieſe Gewölke ſich zerſtreuen werden, wenn die Zeitbegebenheiten den Erwartungen und Betrachtungen des in Rede Stehenden entſprechen. Endlich ſetzet, mit halblauter Stimme, noch einige leichtbingeworfene Vermuthungen, Winke und feinboshafte Scherze hinzu, wodurch die Doſis nicht anders als verſtärkt werden kann. Probatum est.

Ein andres Mittel, auf eine bewunderungswürdige Weiſe ſchädlich zu ſein, und welches bisher von mir ſelbſt nur wenig in Anwendung gebracht worden, das jedoch um nichts deſto weniger ſehr wirkſam iſt, beſteht darin: Denjenigen, den man um jeden Preis in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen herabwürdigen, und zu ſich in den Koth ziehen will, mit Uebertreibung zu loben, vorzüglich aber die Eigenſchaften, von denen man aufs genaueſte weiß, daß er ſie nicht beſitze. Und um euch meine Brüder! als ein guter Lehrer und Meiſter mit meiner eigenen Perſon zum Beiſpiele zu dienen, ſo würde man, um mich am erkenntlichſten zu bezeichnen, vorzüglich an mir meine Rechtſchaffenheit, meine Mäßigkeit, meine Erkenntlichkeit, meinen Fleiß herauszuſtreichen haben, um überzeugt zu ſein, daß ein jeder Schulbube ſagen könnte, von wem die Rede ſei.

Ein drittes Mittel beſteht darin, die Abſichten deſſen, dem man kräftigen Haß geſchworen hat, in Beurtheilung zu ſtellen. Nichts iſt leichter, als dem rohen Thon eine beliebige Form zu geben; alſo kann man von einer Sache, die an und für ſich noch nicht einmal exiſtirt, und die vielleicht nie in Ausübung treten wird, ein beliebiges Gemälde entwerfen, den

Digitized by Google

Effekt deſſelben beſtimmen, und einen ſchwächern oder ſtärkern Eindruck davon in die Seele des Anſchauenden übertragen. Dieſes Manöver iſt die erſte Stufe der Metaphyſik der Intrigue. Wer dieſe betreten hat, dem wird das Erſteigen der übrigen, bis zum Gipfel des moraliſchen Mordes, nicht mehr ſchwer.

Ich könnte euch noch manches andere Mittel bezeichnen; es gebricht mir daran nicht; aber ich will mich für heute mit dieſen Inſtruktionen begnügen. Nehmt ſie auf, meine Brüder! in einem empfänglichen Herzen, überdenket ſie reiflich und bringet ſie in Ausführung zu rechter Zeit und am rechten Orte. Alſo ſei es, und Satanas, der Beſchützer aller vollkommener Haſſer, ſei mit euch.

Die Bibliothek im Serail.

Mehrere Gelehrte haben ſchon über die Bibliothek im Serail geſchrieben; aber ihre Meinungen, auf die Mittheilungen einiger Reiſenden begründet, vermochten nur, die Ungewißheit und die Widerſprüche darüber zu vermehren. Unter dem Pabſtthum Nikaus V hatten einige unterrichtete Männer, die man nach dem Orient zur Nachforſchung alter Handſchriften geſendet hatte, die Hoffnung, in dieſer allen Chriſten verſchloſſenen Bibliothek die hebräiſche Urſchrift des Evangeliums des Apoſtel Mathäus zu entdecken. Della Valle glaubte den ganzen Livius und einige unbekannte Autoren darin zu finden. Toderini gab ſogar ein angebliches Inventar von den in ihr befindlichen Werken heraus. Sevin hingegen behauptete, daß alle griechiſchen und lateiniſchen Manuſcripte, auf Befehl Murath III, im ſechszehnten Jahrhundert verbrannt worden ſeien. Genaue Nachrichten von guter Quelle ſehen uns in den Stand, über den eigentlichen Gehalt dieſer Bibliothek unſere Leſer zu unterrichten.

Muſtapha, der Vater des unglücklichen Selim, der von 1757 bis 1774 regierte, hatte es ſich in den Kopf geſetzt, daß ein heimlicher Feind ihm Gift beigebracht habe. Dieſer Gedanke richtete ſeine Geſundheit vollkommen zu Grunde, und alle Hilfsmittel der Kunſt waren vergeblich. Zu derſelben Zeit befand ſich ein Grieche, Namens Skarlat Karadſcha, in ſeiner Nähe, der ſich durch ſeinen ſcharfen Geiſt und durch ſeine vielſeitigen Kenntniſſe vortheilhaft auszeichnete und ſich die höchſte Gunſt des Sultans erwarb. Späterhin wurde ſein Neffe zum Hospodar der Wallachei ernannt. Karadſcha, voller Eifer für die Wiſſenſchaften und vom lebhafteſten Verlangen beſeelt, die Bibliothek des Serails zu durchforſchen, ſagte eines Tages zu Muſtapha: daß ſein Sohn George aus Holland, wo er die Arzneywiſſenſchaften ſtudirt hatte, zurückgekehrt ſei und vielleicht glücklich genug ſein könne, die Tage des Großherrn zu verlängern. Er begehrte deshalb die Erlaubniß, in den alten Büchern nachforſchen zu dürfen, die ſich in der kaiſerlichen Bibliothek befanden, wobei er ſich vorzüglich auf die Angabe ſtützte, daß die frühern Kaiſer von Byzanz unfehlbare Mittel gegen die Wirkungen des Gifts gekannt hätten.

Der Sultan hörte ihn mit Wohlgefallen an und ertheilte ihm und ſeinem Sohne die Erlaubniß, die Bibliothek mit Muße zu durchforſchen. Karadſcha benutzte dieſe Gelegenheit, ſich zu überzeugen, „daß alle griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften, die ſich in dieſer Sammlung befänden, nur Bibeln und andere Religionswerke ſind, und daß ſich nicht ein einziges Werk darunter befindet, das bis jetzt nicht ſchon bekannt wäre.“ Auſſerdem enthält ſie jedoch mehrere ſehr intereſſante arabiſche und perſiſche Manuſcripte, unter andern das berühmte Werk von Dſchefer Kitabi, von dem die türkiſchen Gelehrten behaupten, daß die Buchſtaben oder magiſchen Karaktere die Namen und die Schickſale aller türkiſchen Kaiſer und ägyptiſchen Fürſten bis zum Ende der Welt vorausbeſtimmen.

Die Whigs und die Torys.

Die Vergangenheit ſteht mit der Gegenwart oft in ſo ſonderbarer Uebereinſtimmung, daß man geneigt ſein möchte, ſie nur Eins zu glauben. Den Unterſchied faſt unverletzlicher Schattirungen abgerechnet, haben die Menſchen aller Zeiten und aller Faktionen einen auffallend gleichförmigen Karakter. So machte ſchon Addiſon über die Whigs und die Torys ſich luſtig.

„Nach denen, welche um ein Amt ſich bewerben, iſt Niemand mehr zu beklagen, als eben Derjenige, den man darum anficht. Antwortet er verweigernd, ſo ſchmähet der Andere über Stolz und böſen Willen; lehnt er aber höflich die Bitte ab, ſo hält man dies für ein Verſprechen. Nichts iſt lächerlicher, als die Anmaßlichkeit ſolcher Amts-Hofmacher. Sie ſchieben das Mißlingen ihres Begehrens, die Fehler ihrer eigenen Ungeſchicklichkeit, beſtändig auf die Kabale der Gegenpartei. Hören wie dieſen Whig, der eine ungerechte Sache verloren hat. Er iſt im Stande, uns ernſthaft zu verſichern, daß er ſie gewonnen haben würde, wenn der Gerichts Präſident nicht ein Tory geweſen wäre. Jener junge Taugenichts würde nicht das Unglück gehabt haben, enterbt zu werden, wenn er nicht alle Tage ſich berauſcht hätte, um die Geſundheit der von ihren Stellen entlaſſenen Miniſter zu trinken.

„Ich erinnere mich noch eines Tory, der bei einem Gerichtshofe, eines gewiſſen Verbrechens wegen, welches den Pranger verdient hätte, nur zu einer mäßigen Geldbuße verurtheilt wurde, und der die

Digitized by Google

Anmaßung hatte von seinen Freunden, welche bald darauf einigen Kredit errungen, eine Friedensrichterstelle zu begehren, als eine leichte Vergütung der Schande, welche er um ihretwillen erlitten hatte. Es wird mir nicht minder unvergeßlich bleiben, wie jener Whig, einer Weiberraubs und dergleichen Abscheulichkeiten wegen verfolgt, zu den Seinigen zu sagen wagte: jetzt sehet ihr's, welchen Unannehmlichkeiten man sich aussetzt, wenn man seinen Grundsätzen getreu bleiben will.

„Es ist mir letzthin ein Paquet Denkschriften unter die Hände gefallen, welche Karl dem Zweiten bei Wiedererlangung der Königswürde überreicht wurden, und die eben so viele Beweise der lächerlichen Forderungen ihrer Verfasser sind.

„Ein sehr reicher Mann bittet Se Majestät, ihm ein Amt zu geben, dessen seine Weisheit ihn würdig befinden möchte. Um sein Gesuch zu unterstützen, fügt er eine schriftliche Bescheinigung bei, daß er an dem Geburtstage des Königs einen ganzen Ochsen habe braten und ein Faß Wein habe austheilen lassen.

„Ein Anderer bewirkt sich um die Ehrenstelle als Gouverneur des jungen Prinzen Heinrich, weil er, zur Zeit der Gefahr, den Muth gehabt, die Gesundheit desselben zu trinken.

„Ein Dritter möchte das Obersten-Patent haben, weil er auf einem öffentlichen Platze Oliver Cromwel den Abend vor seinem Hinscheiden verflucht habe.

„Aber die seltsamste von allen diesen Bittschriften ist die eines gewissen B. B. esq., der den König um den Titel eines Mitgliedes ersuchte, weil er die Frau des Ritters T. W., des berühmtesten unter den Rundköpfen, verführt habe.

„Noch Einer hatte seinen Bart seit dem Tode Karls I bis zur Thronbesteigung Karls II wachsen lassen, und verlangte nun, seiner langen Penitenz wegen, mindestens in den königlichen geheimen Rath aufgenommen zu werden."

Wie Mancher begehrt nicht Berücksichtigung, weil er 1814 treu blieb. Ich würde noch viele dergleichen Forderungen anführen können, wenn ich nicht fürchten müßte, meine Leser dadurch zu ermüden. Also genug davon für diesmal.

Uebersicht der jährlichen Erzeugnisse von Morea.

Der alte und gegenwärtige Peloponnes, das ehemalige Morea, ist nach den neuesten Bestimmungen der provisorischen Regierung Griechenlands in zweiundzwanzig Departemente oder Gerichtsbezirke eingetheilt worden, die nach ihren Hauptorten benannt werden. Die Hauptstadt des ganzen Landes ist Tripolitza, und die Namen der zweiund zwanzig Bezirke sind folgende: Tripolitza, Korinth, Argos, Nauplion oder Napoli di Romani, Aye Petri, Mistra, Malvoisia, Leondaria, Karitena, Kalamatta, Andrussa und Nisso, Smlal, Koron, Modon, Navarino, Arkadia, Gastuny und Pirgos, Fanaria, Kalavritta, Patras, Mostizzia und endlich Maina.

Die Erzeugnisse des Landes, nach dem Ertrag und den Aernten der Jahre 1820 und 1821 berechnet, sind folgende: Korn 414,000 Kilots oder Scheffel; Gerste und Hafer 246,000 Kilots, Kalambuk und türkisch Korn 262,000 Kilots, Gemüse und Feldfrüchte 110,000 Kilots, Seide 71,300 Okken oder Fässer, Baumwolle 3490 Zentner, Wolle 10,800 Zentner, Lein 1800 Zentner, Korinthen 9200 Tausende, Oel 36 600 Tonnen, Wein 118,600 Tonnen oder Barils, Honig 82,000 Okken, Wachs 17,000 Okken, Käse 12,500 Zentner, gesalzene Butter 80,500 Okken, Leinsamen 16,000 Kilots, Avelanda 32,000 Zentner, Galläpfel 12,000 Okken, Zinnober 16,200 Okken, Avignonkörner (gelbe Farbe) 52,000 Okken, Tabak in Blättern 95,000 Okken, Feigen 50,000 Zentner, Ziegenfelle 41,500 Dutzend, Hasenfelle 16,800 Dutzend, Gummi von Adragant 600 Okken, Theer und Harz für 80,000 Piaster, Bauholz für 285,000 Piaster, Filze und Tapeten für 17,000 Piaster, Hornvieh für 360,000 Piaster, Stoffe und Leinwand für 120,000 Piaster.

Unter einer vernünftigern Verwaltung, als die der Paschas, würde Morea der reichste Theil aller Besitzungen der Pforte, nicht allein in Europa, sondern selbst in Asien, gewesen sein. Sein Klima, sein Boden, der Fleiß seiner Bewohner machen es fähig, einen hohen Grad der Kultur zu erreichen, und alle Erzeugnisse der südlichen Himmelsstriche und der gemäßigtern Zone hervorzubringen. Der Brodfruchtbaum, eine Pflanze des heißen Indiens, gedeihet hier sehr gut. Man hatte es unternommen, Zuckerrohr zu pflanzen, und es schoß gut auf; aber da man die Art und Weise nicht verstand, auf welche es kultivirt werden muß, so hat man bis jetzt die ersten Versuche nicht weiter ausgedehnt. Es gab mehrere beträchtliche Reisfelder, die gänzlich zerstört worden sind. Mit allen ähnlichen Unternehmungen befindet man sich jetzt noch bei den ersten Proben; aber es steht zu erwarten, daß sie bald eine größere Entwickelung gewinnen werden.

Die vorstehende Uebersicht zeigt, welches, ein Jahr in das andere berechnet, der alljährliche Betrag der Erzeugnisse von Morea sei. Indessen fehlen darin noch mehrere Gegenstände, die nicht so genau als die angegebenen bestimmt werden können. Mehr als eine Million Lämmer- und Hammelfelle werden jährlich ausgeführt. In den Wäldern wächst häufig das Gayakholz, das man in den Marine-Arsenälen so nothwen-

Digitized by Google

dig braucht. Ungeheure Eichen von sehr hohem Wuchs, die auf den Schiffswerften einen bedeutenden Preis haben würden, verfaulen jetzt unbenutzt. Die Waldungen von Gastuny, meistentheils aus Tannenholz bestehend, haben mehrere Stunden im Umfange, und die Hydrioten und Spezzioten holen aus ihnen das Holz, dessen sie zur Erbauung ihrer Schiffe bedürfen. Die Bewohner von Zante versorgen sich hier gleichfalls mit Holz, aus dem sie ihre zahlreichen Tonnen verfertigen.

Ueberall, wohin man auch seine Blicke wenden mag, sieht man Oelbäume, die jetzt freilich noch wild wachsen, aber durch freie und arbeitsame Arme leicht veredelt werden können. Man gewinnt jährlich ungefähr 36,600 Tonnen Oel, und wenn die Kultur dieses Baums mehr ausgedehnt und begünstigt würde, könnte man wenigstens 200,000 Tonnen Oel erhalten. Morea versorgt Marseille, Genua, Malta und vorzüglich die jonischen Inseln mit Gummi. Gegenwärtig wird zwar fremdes Getreide eingeführt, aber das Land kann selbst zu Genüge hervorbringen. Man berechnet, daß seine Bevölkerung, mit Inschluß von Maina, welches 60,000 Seelen hat, sich auf beiläufig 800,000 Seelen beläuft. Wenn man nun auf eine jede davon zwölf Okken, oder dreißig französische Pfund, Korn monatlich annimmt, so ergeben sich für den Gesammtverbrauch 1,963,632 Kilots (Maas von Konstantinopel, jeder Kilot zu 22 Okken gerechnet). Nach der vorstehenden Uebersicht, die sehr getreu ist, weil sie nach statistischen Notizen an Ort und Stelle verfaßt worden, sieht man, daß die ganze Produktion an Korn, Gerste, Hafer, Kalambuk und Mais nur 923,000 Kilots beträgt, und also ein Deficit von 1,040,632 Kilots statt findet, die jährlich vom schwarzen Meere und aus Italien eingeführt werden. Diesem Mißstand abzuhelfen, und durch die innere Kultur einen beständigen Ueberfluß auch an Getreide sich zuzusichern, wird das vorzüglichste Augenmerk der Regierung sein

Das ganze Küstenland, von Morea entlang bis nach Modon und über Kalamatta hinaus, bedient man sich zum Maas allein des Mode. Es besteht aus sechs Pinaschen, und jede Pinasche Korn muß 55 Okken wiegen. Die Pinasche besteht aus vier Sinichen, zu 13¾ Okka jede. Einige leichte Abänderungen der allgemeinen Regel finden wohl hier und da statt; aber sie sind nirgends bedeutend. Die Pinaschen von Gastuny und Pirgos haben 3 Prozent weniger, als die von Kalamata, die von Arkadien haben 7 Prozent weniger, und die von Koron und Modon wiegen grade 55 Okken. Die Korn-Pinasche von Kalamata ist die schwerste, denn sie wiegt 58 Okken Zu Korinth hat der Kilot 22 Okken, und zu Mistra und Kurvelli 27. Man hat in Morea kein anderes Maas, als die Okka und den Zentner zu 44 Okken. Die Okka hat 400 Drachmen oder 50 Unzen, die 2½ französische Pfund Markgewicht schwer sind. Der französische Zentner ist = 32 Okken. Die Tonne oder der Baril Oel wiegt 48 Okken und die Tonne Wein 50 Okken. Das Tausend Rossinen von Korinth wiegt 8½ Zentner.

Französische Literatur.

Résumé de l'histoire de Russie, depuis l'établissement de Rourik et des Scandinaves jusqu' à nos jours. — Gedrängter Inhalt der Geschichte von Rußland, seit der Herrschaft Ruriks und der Skandinavier bis auf die gegenwärtige Zeit. Von Rabbe. Paris, 1825. Bei Lecointe und Durey. Ein Band in 18. von VIII und 681 Seiten.

Das vorliegende Werk ist äußerst mangelhaft und mit groben Irrthümern angefüllt. Der Verfasser hat Karamsins Geschichte verworfen und sich nur der Levesques bedient, deren Mangelhaftigkeit allgemein anerkannt ist. Zudem gesteht er offen ein, daß er partheilich sein will (S. 111), und wenn auch nicht dies Vorhaben lobenswerth ist, so dürfte es doch wenigstens die Offenheit sein, mit der es verkündigt wird. Einige Widersprüche verdienen bemerkt zu werden. Seite 43 heißt es: „Wladimir führte diese große Veränderung (die christliche Religion) ein, ohne einen besondern Widerstand zu finden, der doch sonst so gewöhnlich bei einem Volke ist, wo einmal irgend eine Religion tiefe Wurzeln geschlagen hat, und durch den Reiz seiner Fabeln, die Heiligkeit seines Unterrichts und die Gewalt seiner Irrthümer, herrschend geworden ist. Diese Gleichgültigkeit kann als eine merkwürdige Wirkung der mittelmäßigen Verstandesorganisation der Menschen des Norden betrachtet werden." Und bald darauf, Seite 58, heißt es: „Zudem war das Christenthum genöthigt, sich zwischen den hartnäckig widerstrebenden Trümmern des alten Götzendienstes den Weg zu bahnen. Der Kultus der falschen Götter wurde vollkommen und plötzlich ausgerottet. Noch lange nachher waren die Russen nur Christen durch die Taufe, durch ihr Glaubensbekenntniß und einige andere Gebräuche, die ihnen von der morgenländischen Kirche mitgetheilt worden waren. Das Volk betrachtete die neue Religion mit Abscheu, weil sie kalt und einförmig in ihren Lehrsätzen, hart in ihren Vorschriften, antinational in ihren Formen war, und den altslavischen Polytheismus nicht zu ersetzen vermochte, der die Einbildungskraft beschäftigte und die blutdürstige Neigung und den kriegerischen Instinkt schmeichelte, den es von seinen Vorfahren ererbt hatte." — Ungeachtet der erstaunlichen Schnelle,

Digitized by Google

mit der Russland zivilisirt worden ist, scheint dem Verfasser „die Zivilisation vor der Strenge und dem Eise des Klima's zu erschrecken.“ Eine komische Zivilisation, die des Herrn Rabbe, die 20 Grad Kälte nicht vertragen kann. Seite 55 wird berichtet, daß die alten Russen den Glauben hatten, wenn sie im Gefechte fielen, sie in einer andern Welt die Sklaven dessen wären, der ihnen den Todesstreich versetzt hätte; weshalb sie, sobald sie verwundet waren, und nicht mehr siegen oder fliehen konnten, sich selbst erdolchten. Dieser Glaube, wird hinzugefügt, besteht heut zu Tage noch. Nichts ist falscher als das; der Russe glaubt vielmehr immer für seine Religion zu streiten und als Märtirer zu fallen. — Das Wort „Slave“, sagt der Verfasser, scheint vom Worte Slava herzurühren, das so viel als Ruhm bedeutet. Daraus haben wir die entehrende Benennung Sklave (esclave) oder Esclavon gemacht. Aber Esclave bedeutet im Russischen und Slavischen nicht das Geringste; dagegen wird jeder Sklave in beiden Sprachen Rabe genannt.

Schwedische Literatur.

Försök til grekiska Revolutionens Historia, enligt Anteckningar gjorde pa stallet. — Versuch einer Geschichte der griechischen Revolution, nach den auf der Stelle gesammelten Mittheilungen. Von Friedrich Astling. Stockholm, 1824. Bei Ramsted. Ein Band in 8. von 205 Seiten.

Der Verfasser begab sich im J. 1822 nach Griechenland, und brachte sieben Monate auf dem Festlande und zwei Monate auf den Inseln zu. Während dieser ganzen Zeit befand er sich im Dienste der Hellenen. Er beschreibt den Fortgang der griechischen Revolution, von ihrem Ursprunge an, mit einer genauen Kenntniß der Sache und einer großen Wahrheitsliebe. Mehrere von ihm dargestellte Thatsachen erscheinen in einem ganz neuen Lichte, wodurch das Interesse seines Werks nicht wenig vermehrt wird.

Englische Literatur.

A Narrative of lord Byron's last journey to Greece. — Erzählung von Lord Byron's letzter Reise in Griechenland. Auszug aus dem Tagebuch des Grafen Peter Gamba, der den Lord bei dieser Expedition begleitete. London, 1825. Ein Band in 8.

Es ist überflüssig, die Beweggründe hier noch anzuführen, die Lord Byron bestimmten, sich den Griechen in ihrem Kampfe gegen die türkische Tirannei anzuschliessen; denn sie sind zur Genüge bekannt. Die vorzüglichsten Umstände, welche dieses Werk enthält, waren dem Publikum bereits bekannt; aber es finden sich noch zahlreichere und authentischere Einzelnheiten in demselben. Byron begab sich erst nach langer und reiflicher Ueberlegung nach Griechenland, und mit dem einzigen Wunsche, demselben nützlich zu sein. Wenn man sich den damaligen Zustand des Landes denken will, das durch innere Zwistigkeiten und durch den Kampf der Faktionen zerrissen wurde, denen allen er vollkommen fremd blieb, wird man erst begreifen, wie klug sein ganzes Betragen war. Die vorliegende Erzählung verdient also in mehrfacher Hinsicht gelesen zu werden.

The Annual biography and obituary for the year 1825. — Biographisches und nekrologisches Jahrbuch für 1825. Neunter Band der neuen Folge. London, 1825. Bei Longmann. Ein Band von 470 Seiten in 8.

Der Zweck dieses Werkes ist, die Biographie der berühmtesten Britten und der durch ihre Verbindungen England angehörigen Personen mitzutheilen, die im Laufe des verflossenen Jahres von der Lebensbühne abgetreten sind. Es enthält ausserdem einen Index von den Sterbefällen anderer minder ausgezeichneten, aber wegen ihren Eigenschaften, oder ihrer gesellschaftlichen Stellung wegen geachteter Individuen. Der gegenwärtige Band zeichnet sich vorzüglich durch eine Uebersicht des Lebens der beiden ausgezeichneten Reisenden Belzoni und Bowdich aus, so wie durch einen Abriß von dem des Majors Cartwright, des Kupferstechers Sharp, Lord Bitons und Lord Erskines.

The Sperit of the age. — Der Geist des Jahrhunderts, oder zeitgenössische Portraits. London, 1825. Ein Band von 424 Seiten in 8.

Daß dies Werk von Hazlitt, dem Verfasser der „Tischunterhaltungen (Table Talk)“, und einigen andern populär gewordenen Schriften sei, daran wird so leicht Niemand zweifeln, der den Styl und die Wendungen dieses Schriftstellers kennt. Wie in allen seinen Erzeugnissen, finden sich auch hier viele feine, erhabene und merkwürdige Stellen, neben andern flachen und nachlässig behandelten, in denen es selbst an willkürlichen Verrungen nicht fehlt. Dreiundzwanzig Karaktere sind in diesem Buche mehr oder weniger treffend gezeichnet, wie: Jeremias Bentham, William Godwin, Coleridge, Jewing, Horne Tooke, Walter Scott, Byron, Thomas Campbell, Crabbe, James Mackintosh, Wordsworth, Malthus, Gifford, Jeffery, Brugham, Francis Burdett, Eldon, Wilberforce, Robert Southey, Thomas Moore, Leigh Hunt, Elia (Karl Lamb) und Geoffroy Crayon (Washington Ir-

Digitized by Google

wing). Einige davon sind wahrhafte Karikaturen, in denen man wohl einige Aehnlichkeit mit den dargestellten Personen findet, die sich indessen oft zu weit von dem wirklichen Karakter der Originale verirren. Mehrere scheinen nur auf's bloße Ungefähr hin entworfen zu sein, und wir vermuthen sehr, daß der Verfaßer oft seine ganze Kenntniß der geschilderten Personen aus den Zeitungs- und Saalberichten geschöpft habe. Ausgezeichnet dagegen sind die Portraits Coleridges, Irwings, Walter Scotts, Byrons, Godwins, Southeys und Wilberforces.

The oriental Herald and Journal of general literature. — Der östliche Herold, oder allgemeine Zeitschrift der Literatur u. s. w. Von James Buckingham, vormaligem Herausgeber der Zeitung von Calcutta. Nro. XV. Vierter Band. London, März 1825. Bei Richardson. (Alle Monate erscheint ein Heft.)

Die bloße Andeutung der in dieser interessanten Zeitschrift enthaltenen Gegenstände, welche alle Ostindien und einige die einstige Emanzipation dieses Landes, die Religion seiner Bewohner u. s. f. erwägende Fragen betreffen, kann unsern Lesern vielleicht schon einen Begriff von derselben geben. Mehr darüber uns auszudehnen, wird uns, durch die vorgeschriebenen Schranken dieser kurzen Andeutungen, untersagt. Folgende Aufsätze befinden sich im vorliegenden Hefte: 1) Die Morgenröthe der Hoffnung, ist für Indien im Spekulationsgeiste des Jahrhunderts. 2) Liebe und Freundschaft. 3) Spuren des Christenthums bei den Dezeedees, einem Volke in Mesopotamien, das einen alleinigen Gott anbetet, aber dem Teufel, nach den Worten des Evangeliums, einen öffentlichen Kultus weihet. 4) Gerechtigkeit, Politik und Klugheit verlangen die Freistellung aller Sklaven in Westindien. 5) Die mexikanische Konstitution. 6) Erziehung der zu bürgerlichen Aemtern in Indien bestimmten Jugend. 7) Ueber die vorgebliche Ballotage im ostindischen Hause (East-India-House). 8) Ueber die Schreiberei des ersten Gerichtshofes in Indien. 9) Allgemeine Uebersicht der in Indien und den andern Gegenden des Orients erhaltenen Neuigkeiten. 10) Die Begebenheiten Europa's in ihrer Beziehung mit dem Orient. 11) Dampfschiffahrt nach Indien. 12) Debatten im ostindischen Hause. 13) Ueber die Papiere Hyder Alhads und das Betragen des Marquis von Hastings. 14) Zivil- und Militär-Neuigkeiten. 15) Handelsneuigkeiten aus Indien. 16) Geburten, Heirathen, Todesfälle u. s. w. in Indien.

Polnische Literatur.

Dzieje narada polskiegoza Panowania Wladislawa IV, Krolu polspiegoi Szweckiego — Geschichte der polnischen Nation unter der Regierung Wladislaw IV, Königs von Polen und Schweden. Von Kwiatkowsky. Warschau, 1824, Bei Glücksberg.

Dies Werk macht einen Theil der Geschichte von Polen aus, welche eine Gesellschaft von Gelehrten und Freunden der Wissenschaften zu Warschau herausgibt. Der Verfaßer zeigt sich oft sehr treffend und unabhängig, und schreibt überhaupt mit großer Unparteilichkeit. Er ist ein eben so gründlicher Nachforscher, als getreuer Schriftsteller. Die Quellen, aus denen er geschöpft hat, bestehen aus einigen gedruckten Werken und seltenen Handschriften, die er in öffentlichen und Privat-Bibliotheken zerstreut entdeckt hat. In einem Anhange ist die Beschreibung der Gesandtschaft Miaskusky's nach Konstantinopel mitgetheilt.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

New-York, Mai.

Die Organisation unseres Museums schreitet rasch vorwärts. Seit vier Monaten werden darin Vorlesungen gehalten, und es steht mit Gewißheit zu erwarten, daß sie nun regelmäßig über Literatur, Wißenschaften und Künste fortgesetzt werden sollen. — Durch einen Blick auf unsere Zeitschriften sieht man, daß die Naturgeschichte bei uns am meisten gepflegt wird. Sowohl in unserer Stadt, als zu Philadelphia, vermehrt die Zahl der Naturalien sich täglich. — Vielleicht haben Sie schon in den Zeitungen gelesen, daß ein feuerspeiender Berg sich in der Grafschaft Esser, in unserm Staate, drei oder vier (englische) Meilen vom Georgsee entfernt, geöffnet habe. Bis jetzt ist ihm jedoch noch keine Lava entströmt. Man vernahm zuerst ein unterirdisches Brausen, und der Gipfel des Berges bedeckte sich mit einer dicken Rauchwolke. Gleich darauf sah man Flammen emporsprühen, und Steine von verschiedener Größe wurden ringsumher geschleudert. Während drei Tagen verminderte sich der Rauch allmälig, und man fand, daß sich auf dem Gipfel des Bergs eine Höhlung von ungefähr vierzig Ruthen im Umfang und von achtzig bis hundert Fuß Tiefe gebildet hatte. — Die Kenntniß der Geologie verbreitet sich immer mehr bei uns, und täglich werden in diesem Zweige der Naturwissenschaft neue und tiefere Entdeckungen gemacht. — Sie wissen, wie sehr wir uns mit der Erbauung neuer Kanäle beschäftigen, und es sind siebenzehn Plane zu neuen Kanälen, für New-York allein, aufgenommen worden. Es steht zu erwarten, daß der größte Theil davon in Ausführung gebracht werden wird. Es ergibt sich von selbst, welchen Vortheil Handel, Industrie und Ackerbau dadurch zu gewinnen vermögen.

Digitized by Google

Kopenhagen, Juli.

Nach einer Schrift, welche B. Abrahamson, Adjutant des Königs, unlängst bekannt gemacht hat, scheint es, daß in Ende 1824 im ganzen Königreiche 1017 Schulen des gegenseitigen Unterrichts bestanden, oder dieselben mitzubegreifen, in welchen Zeichnen, Turnen, Gesang u. s. f. besonders geübet werden. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese Methode nur erst seit zwei Jahren in Dänemark eingeführt worden ist, und in dieser kurzen Zeit schon so große Fortschritte gemacht hat. Um auch die Verbreitung dieser Unterrichtsweise in Schulzweig und in Holstein zu befördern, hat der König verordnet, daß man ausschließlich zu Schulmeistern diejenigen Männer wähle, welche Zeugnisse der Normalschule des gegenseitigen Unterrichts in Eckernsorde vorzulegen vermögen. Außerdem müssen alle Kirchsprengel im ganzen Lande sich die Lese-, Schreib- und Rechentabellen verschaffen, die unter der Leitung der Schuldirektion von Eckernsorde herausgegeben werden. Was die Sonntagsschulen für Handwerker und Lehrlinge anbetrifft, so vermehren sie sich unaufhaltsam. In Mathmanns Schule, in hiesiger Stadt, haben im Laufe des verflossenen Jahres 20 Gesellen, 428 Lehrknaben und zwei andere Personen den nothwendigen Unterricht erhalten. Diese alleinige Schule hat, seit ihrer Stiftung am 4 Mai 1804, 50 Handwerksmeister, 761 Gesellen, 4583 Lehrlinge, 216 Personen anderer Stände und 70 Gefangene unterrichtet.

Alterthümer.

Bei der Erweiterung des Kirchhofes zu Yverdon im Kanton Waat (Schweiz) hat man auf der Stelle, wo ehemals das Castrum Eburodunense stand, fünf Marmordenkmäler, mit Inschriften überdeckt und sehr wohl erhalten, ausgegraben. Die erste Inschrift enthält die Gründe eines Helvetiers gegen Merkur, Apollo und Minerva. Die zweite die eines römischen Reuters gegen Mars. Die dritte und vierte beschäftigen die Erkenntlichkeit der Einwohner von Eburodunum gegen ihre Wohlthäter und Wohlthäterinnen, so wie die Errichtung von Bildsäulen zu ihrem Andenken. Die fünfte endlich handelt von einer Summe Geldes, die von zwei Brüdern zur Erbauung eines Denkmals zu Ehren des Merkur gegeben worden. In dreizehen Stelle hat man mehrere Säulendruchstücke gefunden, so wie die Ueberreste eines Begräbnisses und eines Säulenganges von großem Umfange und im schönsten Styl, der in einem prachtvollen Gebäude gehört zu haben scheint. Die daselbst gesammelten Münzen waren von Trajan, Constantin und Theodosius.

Am 23 April hat man bei der Reinigung einer Wasserleitung, die die Stadt Jamars, in Frankreich, mit Trinkwasser versorgt, eine vollkommen wohl erhaltene Büste von Bronze gefunden, die eine mit Laub gekrönte Gottheit vorstellt, und für einen Bachus gehalten wird. An derselben Stelle hat man auch eine kleine Vase von Bronze und einige römische Medaillen gefunden.

Jante, 10. Mai 1825.

Während meines Aufenthalts auf Korfu habe ich meine Zeit so nützlich als möglich zur Messung und Zeichnung eines alten Tempels, von der größten Schönheit, benutzt, den man so eben daselbst entdeckt hat. Man vermuthet, daß er dem Neptun oder dem Bacchus geweiht war, und durch ein Erdbeben, vor länger als 2000 Jahren, verschüttet wurde. Man sah nur noch auf der Oberfläche des Bodens den Gipfel einer Säule, die den Hirten zum Sessel diente. Der Gouverneur hatte einigen Soldaten den Befehl ertheilt, auf dieser Stelle nachzugraben; und auf solche Weise wurde der Tempel entdeckt. Er ist von dorischer Ordnung. Ich habe die verschiedenen Theile gezeichnet und vermaßt, daraus ein Ganzes zu bilden. Ich sende meine Zeichnungen nach London, und schäze mich glücklich, der erste Architekt gewesen zu sein, der Kenntniß von diesem prächtigen Denkmale gehabt hat.

John Wright.

— Der Entwurf, aus Paris einen Seehafen zu machen, bildet sich allmälig immer mehr aus, und man darf erwarten, daß man bald Hand ans Werk legen werde. In den Niederlanden beschäftigt man sich mit einem ähnlichen Entwurfe, und der Ingenieur Tetmann legt mit Eifer die Ausnahme der verschiedenen Pläne fort, die zur Grabung des Kanals von Brüssel erforderlich sind. Ebenfalls soll Gent eines gleichen Vortheils genießen, und mehr als 4000 Arbeiter sind bereits beschäftigt, einen großen, von Terneuse dorthin führenden Kanal zu graben.

— Obgleich die Erstarrung der Aerolithen (Steine, die aus der Atmosphäre herabfallen) nicht mehr bezweifelt werden kann, so sind die Physiker doch bis jetzt noch nicht darin übereingekommen, woher dies Phänomen rühre, und welchen Ursachen man es zuschreiben müsse. Ein neues Beispiel dieser merkwürdigen Erscheinung wurde am 7 August 1823 zwischen vier und fünf Uhr Abends zu Nobledorough, im Staat von Maine in Nordamerika, bemerkt. Der Aerolith siegte mit großer Gewalt bei vollkommen klarer und ruhiger Witterung herab. Man bemerkte dabei zugleich ein Geräusch, wie das eines lange anhaltenden Flintenschusses. Er schien aus einem Gewölk zu kommen, das sich sehr schnell im Zenith gebildet hatte und die Bewegung einer sehr schnellen Rotation annahm. Der Stein schlug ungefähr sechs Zoll tief in die ziemlich harte Erdrinde und prallte dann gegen einen Feldstock, der in dieser Tiefe lag. Er wog zwischen fünf bis sechs Pfund, und gab, eine Stunde nach seinem Fall, einen starken Schwefelgeruch von sich. Seine chemische Komposition war der aller andern meteorischen Steine ähnlich; die man bis jetzt analysirt hat.

— Im kaiserlichen Garten zu Monza bei Mailand befindet sich in einem kleinen Korbe eine Pflanze, die weder mit der Erde außerhalb derselben, noch mit sonst irgend einem Gewächs in Verbindung steht und dennoch erblüht. Man kennt sie noch nicht und glaubt, daß sie eine Villandsia sei.

— Die Bevölkerung von Rio-Janeiro, der Hauptstadt Brasiliens, ist folgende: Schwarze: 105,000. Brasilianer und Portugiesen, 25,000. Fremde, 4000. Indianer und Cabocios (Mestis), 600. Im Ganzen 135,000 Seelen. Die Bevölkerung des ganzen Landes wird auf 3 Millionen angeschlagen, wovon 1,800,000 Schwarze.

— Ein Gelehrter hat berechnet, daß in den verschiedenen Theilen der Erde 3064 Sprachen gereedet werden, nämlich: 587 in Europa, 937 in Asien, 276 in Afrika und 1264 in Amerika.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 38. Zweiter Jahrgang 1825. 21 September.

Einiges über Griechenland unter der türkischen Verwaltung.

Es gibt Menschen, denen unendlich viel daran zu liegen scheint, die Schrecken, welche die französische Revolution verbreitet hat, zu ihren Absichten zu benuhen und das gegenwärtige Bestreben der Griechen auch als revolutionär darzustellen. Sie wollen sich nicht erinnern, daß dieses glorreiche Unternehmen nur eine Gegenrevolution ist, deren Zweck dahin geht, die Revolution zu zerstören, die im fünfzehnten Jahrhundert die griechische Monarchie vernichtete, und die Rechte, welche man heut zu Tage legitim nennt, auch dort geltend zu machen. Diese Rechte aber sind die der Aristokratie und uralten Besitzthums, mit den Vorzügen der Geburt, des Eigenthums, der Religion, der Unterrichtung, der Vernunft verbunden. Sie wollen sich nicht erinnern, daß diese Rechte nie aufgehört haben, weil die Gewalt der Usurpatoren und der Widerstand der Unterdrückten sich beständig feindselig gegenüberstanden, daß die Türken allein die eigentlichen und wahren Revolutionäre sind, weil sie, mit Hilfe der thierischen Stärke, die geistige Macht einer ausgezeichneten Klasse beherrschen, die durch Wissenschaft, Talente und selbst durch alle Vorurtheile der Aristokratie weit über sie erhaben ist.

Die Griechen sind in der That nicht allein stolz darauf, von einer Nation abzustammen, die der Erde ihre Zivilisation und ihre Künste gegeben hat: sondern sie sind auch auf ihre Geburt nicht weniger eitel, als das übrige feodale Europa. Sie suchen sich selbst durch ihre Vorfahren zu erheben. Sie nennen sich die Nachkommen der Cäsaren von Konstantinopel, oder der Despoten von Morea, oder der Fürsten der verschiedenen Inseln, der Großwürdenträger des Reichs, der Besitzer von Herrschaften, der Hauptleute von Armatolik. Unaufhörlich berufen sie sich auf historische Namen und Erinnerungen. Die Türken hingegen, die sich eine Ehre daraus machen, die unbedingten Sklaven des Sultans zu sein, haben nichts als eine niedrige, oft selbst zweifelhafte und schändende Herkunft aufzuweisen. Sie können sich weder auf die Namen, noch auf die Thaten ihrer Vorfahren berufen, weil sich das nicht der Mühe verlohnen würde, und weil sie nicht einmal davon unterrichtet sind. Wie das Vieh, nur für sich selbst und seine Sinnlichkeit lebend, kennt der Sohn das Leben und die Schicksale seines Erzeugers nicht, und verlangt sie nicht zu wissen. Sie haben keinen Begriff von dem Stolze des Besitzthums, der bei den Griechen noch so vorherrschend ist; denn obgleich die Hälfte alles Grundeigenthums in ganz Griechenland von den Türken konfiszirt worden war, so blieben die Griechen doch im Besitz der andern Hälfte, und sie allein durften sich rühmen, sie rechtmäßig erlangt zu haben, dahingegen die Barbaren, welche nur mit dem Säbel in der Faust das Eigenthumsrecht sich zugewendet hatten, sich auch darauf gefaßt machen mußten, es auf gleiche Weise wieder zu verlieren.

Aber was weniger bekannt und doch nicht minder bemerkenswerth sein dürfte, ist, daß die Türken durch

Digitized by Google

ihre Rohheit und Unwissenheit sich selber ausser Stand gesetzt hatten, die Macht auszuüben, welche sie ausschließlich sich vorbehalten hatten. Bevor der Aufstand in Griechenland ausgebrochen war, befand sich die ganze Verwaltungsmaschine des ottomannischen Reichs in den Händen der Griechen, obgleich der türkische Stolz ihnen niemals erlaubte, thätig irgend ein Amt zu verwalten, wodurch ihnen ein gewisses Vorrecht über die Gläubigen eingeräumt worden wäre. Dem Gesetze nach konnte der Grieche nur ein Sklave, ein Raya, sein, dem die Barmherzigkeit des Sultans nur von Jahr zu Jahr zu leben vergönnte, und der für diese Gnade einen Tribut, Karatsch genannt, bezahlen mußte, wofür er seines Kopfs sich versicherte. Demungeachtet theilte dieser so unterdrückte, so verachtete Raya alle militärischen und gerichtlichen Aemter und Würden im ganzen Reiche aus. Er ließ sie auf seine Rechnung verwalten und setzte das ganze innere Räderwerk des Staats in Bewegung. Ohne seine Theilnahme würde ein allgemeiner Geschäftsstillstand eingetreten sein; denn er allein war zivilisirt, er allein hatte einigen Unterricht genossen und seinen Geist ausgebildet, er allein kannte den Zustand des Reichs, er allein unterhielt die Korrespondenz, weil er allein zu schreiben im Stande war, er allein verwaltete das Mobiliarvermögen und erhielt den Kredit des Landes. Diese Rückkehr der Macht vom Herrn auf den Sklaven ist so seltsam und so wichtig, daß wir sie hier ein wenig näher auseinandersetzen wollen.

Alle Statthalterschaften im ganzen türkischen Reiche sind zugleich militärische Posten und Pachtgüter. Der Vertreter des Sultans ist beauftragt, die Provinz zu vertheidigen und die Abgaben zu erheben, zu welchem doppelten Zweck ihm die bewaffnete Macht anvertraut wird. Er legt von seiner Verwaltung keine Rechnung ab, aber er zahlt das zweijährige Einkommen, nach einer bestehenden Taxe, voraus. In der Türkei ist Alles käuflich, und während man in öffentlicher Versteigerung den Preis der Pacht zu bestimmen scheint, schließt der Großvezier heimlich seinen Handel ab, von dem er bedeutende Vortheile zu ziehen versteht. Da er indeß zu befürchten hat, daß sein Verfahren entdeckt werde und er mit seinem Kopfe dafür büßen müsse, so läßt er sich nur mit denen ein, deren Reichthümer, Verschwiegenheit und Abhängigkeit ihm größeres Vertrauen einflößen. Auf einen Türken würde er sich nur wenig verlassen dürfen, weil er zu beschränkt und zu ehrlich sein könnte. Er gibt daher dem Griechen den Vorzug und weihet ihn in die Geheimnisse des Serails ein.

Ist man von beiden Seiten über die Bedingungen vollkommen einig geworden, so erhält der griechische Banquier einen Firman des Sultans, der auf den Inhaber, dessen Name weiß gelassen worden ist, ausgestellt worden, und dem dadurch die Statthalterschaft einer Provinz, einer Stadt oder einer Festung übertragen wird, nebst dem Rechte, den Karatsch, oder die Kopfsteuer, den Zehnten von allen Landeserzeugnissen, die Mauth und alle andern Abgaben zu erheben. Dafür gibt der Banquier dem Vezier sechs Obligationen, die von vier zu vier Monaten, als Betrag des übereingekommenen Preises, zahlbar sind. Der Grieche hat nun zwar das Recht, die Provinz zu verwalten, da er aber, als Raja, nie über einem Muselmann stehen darf, so ist er genöthigt, noch einen Türken aufzufinden, der ihm seine Persönlichkeit vermiethe und der Administration vorstehe, der die Abgaben eintreibe und durch Drohungen und Mißhandlungen die unglücklichen Steuerpflichtigen zwinge, das Wenige, was sie mit der höchsten Anstrengung gewinnen, dem Fiskus darzubringen. Manchmal schließt der Türke einen Vertrag für halbe Rechnung mit dem Banquier ab; aber viel öfter noch begnügt er sich mit einer subalternen Funktion und einem bestimmten Gehalte. Wenn dies alles endlich in Richtigkeit gebracht worden ist, so schreibt der Grieche den Namen des Muselmanns in den Firman, mit welchem dieser in die Provinz reiset, die ihm unter dem Titel eines Mutselim, Waywoden oder Pascha überlassen wird. Da jedoch der Türk nicht im Stande ist, Rechnung zu führen, und sich der Banquier weder auf seine Treue noch auf seine Umsicht verlassen kann, so gesellt er ihm einen Schreiber, oder Grammatikos, bei, der Grieche von Geburt und Religion ist, der die eigentliche Verwaltung besorgt und der geheime Rath und Spion des Muselmanns ist. Dieser, zu jeder Arbeit unfähig, weil er nichts gelernt hat und nichts lernen will, nimmt nicht das geringste Interesse am Lande, hat keine Ehre zu schonen und kein Gefühl des Rechts, wodurch ihm ein Zügel angelegt werden könnte. Er sinnt nur darauf, den unglücklichen Steuerpflichtigen von seiner Wuth recht auffallende Proben abzulegen und sie zur Zahlung zu zwingen, damit vielleicht ein anderer Banquier am Ende des bestimmten Termins, von seinem Verfahren angelockt, ihm ein gleiches Amt anvertraue. Er verwaltet also die Provinz, wie er ein Schiff kommandiren würde, das heißt, ohne irgend etwas vom Manövre zu verstehen und allein nur rechts und links um sich schlagend.

Die Versteigerung der Statthalterschaften war jedoch noch lange nicht der entehrendste Punkt des bahgierigen Systems, bei dem die Griechen zu gleicher Zeit die Helfer und die Opfer waren. Der Kauf der Richterstellen war nicht weniger feil, und die Folgen davon waren noch trauriger. Die Gerechtigkeit wird bei den Muselmännern als eine Art religiöser Hand-

Digitized by Google

habung betrachtet. Es sollte also scheinen, daß sie von den Fanarioten nicht in Anspruch genommen werden konnte. Der Mufti, das Oberhaupt der Gesetzverwaltung und der Religion, hat das ausschließliche Recht, alle Gerichtsstellen im ganzen Reiche zu besetzen, ohne daß damit ein besonderes Einkommen verbunden ist. Er ist aber deswegen nicht weniger reich, weil er alle Plätze verkauft, die er zu ertheilen hat, und da sie nur, aus beachtungswerther Spekulation, auf zwei oder drei Jahre bewilligt werden, so erhält er sich auf diese Weise ein beständiges Einkommen.

Ueber den gegenwärtigen Zustand, die Sprache, Gebräuche und Sitten der Buriaten.

Man kennt das Volk der **Buriaten** unter den Namen der Chorinsky oder Chorintsy, der Selinghinsky und der Bargha-Buriaten. Es zertheilt sich in mehrere Racen oder Familien, deren Ursprung sich im entferntesten Alterthum verliert. Nach der letzten Zählung im J. 1815 fand man 29,711 im Bezirk von Irkutschk, 27,763 in dem von Werkhenudinsk, und 1256 in dem von Nitzneudinsk; im Ganzen also 58,730 Männer, und beinahe eben so viele Weiber, die man in Rußland **nicht** zählt. Die Taidschi, oder Fürsten, sind die Ersten des Volks. Darauf folgen die Zaissanck oder Ecketologhoi (der Adel), die Chulenck (Aeltesten), die Zassoll (Ortsvorsteher) und die Daamal (Rottenmänner, auf russisch: Desiaitniki). Alle diese Würden, mit Ausnahme der letzten, sind erblich.

Keine Nation mongolischen Ursprungs hat in ihrer Sprache so viel Originalität behalten, als die Buriaten. Ihr Alphabet wurde zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verbessert, und ist seitdem von allen mongolischen Stämmen angenommen worden. Sie schreiben von der Linken zur Rechten, aber nicht horizontal, sondern perpendikulär, von oben nach unten. Ihre Literatur ist sehr unbedeutend. Die Geschichtbücher allein verdienen einige Aufmerksamkeit, dahingegen die geheiligten Hymnen und die Theogonie sehr abgeschmackt sind.*) Ihre Volksgesänge sind gewöhnlich kurz, und werden theils ein- theils mehrstimmig, aber immer sehr langsam und traurig gesungen. Sie betreffen nur Gegenstände, welche ihnen beständig vor Augen sind, ihre Wälder, Steppen, Flüsse, Heerden, wilde Thiere u. s. w.; doch gibt es auch einige, die aus dem höchsten Alterthum abstammen, und sich immer im Munde des Volks erhalten haben. Die drei nachfolgenden Gesänge sind neuern Ursprungs; aber sie geben eine um so bessere Idee von dem Styl und der Harmonie dieser Sprache.

1.

Khana su nachi irujkujne khara tsokhur khaptussun;
Kaynok zoni toptchibucktschi Tsanghani Khane
Mani Edzuine et se irujkujne irene tsokhur tsar su:
Jene bughudu amitani abarakhtschi iz uyne Khane mani.
Uhre khamok mani khayra lokhtschi.

Wörtliche Uebersetzung.

Ein schwarz betünchtes Papier, zwischen zwei kleinen Leisten*), ist vom Zaar gesendet worden.
Der weise Zaar beherrscht alle Nationen
Ein schwarz betünchtes Papier ist uns von unserm Beherrscher zugesendet worden.
Die ganze Nation ist bereit, den Zaar, unsern Beherrscher, zu vertheidigen.
Und er selbst, er liebt uns Alle.

2.

Khaduyne boruyne talkhane minghede ju?
Zaghall-uhlane morine itsebe ju?
Borkyine kuhkene Sobkhane tani ghomossolu ju?
Ala jagha bo mi?

Wörtliche Uebersetzung.

Wächst das Getreide im Fichtenwald, und sind die Erlen seltener geworden?
Ist dein braunes Roß ermüdet?
Sobkane, die Tochter Borky's, hat sie dir Verdruß gemacht?
Oder ist dir etwas anderes begegnet?

3.

Aghoyne tsaghane tschelun ni
Akteyne toro barana le;
Ayar tuyndikyne nukuri
Tuyghejine ghonik barana le.

Wörtliche Uebersetzung.

Der weiße Stein der Steppen von Agha**)
Nutzt den Huf der Rosse ab;
Also in der Abwesenheit eines Freundes,
Zerreißt die Unruhe das Herz.

Ausser diesen Gesängen (Daone) haben sie noch Mährchen (Tucke), die singend in den langen Winternächten erzählt werden. Ihr Inhalt betrifft die Thaten der Vorsteher und Helden, so wie die sonderbaren

---

*) Eine Ausnahme davon macht das Gedicht Go-Tschikitu, das mehrere erhabene Ideen und sehr poetische Einzelnheiten enthält.

*) Es war ehemals der Gebrauch, die Papiere, welche weit versendet wurden, zwischen zwei Leisten zu legen, um sie gegen die Feuchtigkeit zu sichern und das Siegel im guten Stand zu erhalten.

**) Man findet in den Steppen Aghinsky, die ihren Namen vom Aghastrom erhalten, und sich jenseits dem Baikalsee befinden, sehr viele Steintrümmer von weißer Farbe.

Digitized by Google

Begebenheiten der Zauberer (Manghins), die Jagd und andere Lustbarkeiten und Liebesgeschichten.

Die Buriaten können so viele Frauen haben, als sie wollen und zu kaufen im Stande sind. Man hat jedoch kein Beispiel, daß Jemand über fünf gehabt habe, und die meisten begnügen sich mit einer. Der, welcher sich verheirathen will, sendet einen Bewerber an den Vater des Mädchens, und wenn er eine günstige Antwort erhält, so begibt er sich selbst zu ihm, um sich über den Verkaufspreis, oder den Kalyme, zu verständigen. Darauf wird der Taikharime oder Hochzeittag bestimmt, an dem, wenn der Freier reich ist, von seinem Vater ein Pferd und drei Stück Rindvieh geschlachtet werden. Sämmtliche Verwandte geben Milchbranntwein, um die Feierlichkeit zu erhöhen. Die Braut zieht mit ihren Freunden nach der Wohnung des Bräutigams. Dieser sendet ihr einen seiner Verwandten entgegen und empfängt sie in seiner Jurte. Einer der Aeltesten reicht den Ankommenden eine Pfeife mit Tabak angefüllt, die sie, auf ihren Pferden sitzend, ausschmauchen; wonach sie erst die Hütte betreten.

Der Schaman, oder Zauberer, beginnt das Hochzeitfest damit, daß er den Rauchfang mit Branntwein begießt. Bei denen, die sich zur Religion des großen Lama bekennen, werden Gebete hergesagt. Der Bräutigam darf während dieser Ceremonie der Braut sich nicht nähern, die dicht verschleiert ist. Hierauf beginnen die Lustbarkeiten, die drei Tage lang dauern, nach denen der neue Gemahl erst mit seiner Frau allein gelassen wird. Nach einem Monat kehrt diese zu ihren Verwandten zurück, und bleibt dort sechs Monate lang, ohne daß ihr Mann sie besuchen darf.

Der ganze Reichthum dieses Nomadenvolks besteht in Pferden, Kameelen und Rindvieh, das sie das ganze Jahr hindurch frei in den Steppen herumlaufen lassen, wo es seine Nahrung findet. Die Stämme von Chora und Selingha treiben den Ackerbau mit Erfolg. Ihre Felder werden, der großen Trockenheit wegen, wie bei den Chinesen, durch Kanäle bewässert. Sie sind vortreffliche Reiter, und ihre gewöhnliche Waffe ist der Bogen (Nomane), außer dem manche noch einen Karabiner (Buh) haben. Sie sind sehr geschickte Schützen, und verfehlen, auf eine Entfernung von fünfzig Sagenen, niemals ihr Ziel. Außer ihren Jurten oder Hütten verfertigen sie auch ihre Sättel, Bogen, Pfeile und andern Waffen, Hausgeräthe und Handwerkszeug selbst. Die Weiber verstehen das Loh- und Weißgerber-, Seiler-, Schneider- und Kürschnerhandwerk. Die Männer sind nicht ungeschickte Huf- und Goldschmiede; vorzüglich verfertigen sie sehr schöne mit Silber ausgelegte Damaszenerklingen.

Eines ihrer größten Feste ist das des Sommers. Mit ihm beginnt in allen Jurten die Branntweinbrennerei, von welchem Getränke sie einen starken Gebrauch machen. Alle, selbst die kleinen Kinder beiderlei Geschlechts, rauchen viel Tabak. Ihre Pfeifen sind so klein, daß sie oft zwanzig in einer Stunde ausrauchen.

Die Buriaten sind, wie alle Nomadenhorden Sibiriens, sehr gastfreundschaftlich. Der Stamm Chora hat beim Empfange des Fremden eine sonderbare Ceremonie, die unbezweifelt sehr alt ist. Sie schlachten mehrere fette Hammel, und bieten ihm in einer Schüssel (Typschin) einen gekochten Schopskopf dar. Der Gast muß denselben mit beiden Händen ergreifen, ein dreieckiges Stück von der Stirnhaut, das vorher schon abgelöset worden ist, losreißen, und es ins Feuer werfen; sodann einige kleine Stücke verzehren, die hinter den Ohren abgeschnitten worden sind, und den Kopf so herumdrehen, daß der Vordertheil gegen die Sonne gerichtet ist, wonach er die Schüssel wieder zurückgibt und sein eigentliches Mahl beginnt, indem er davon den Armen gibt, die sich an der Thür eingefunden haben. Bei der ganzen Ceremonie muß der Fremde bedeckt sein.

Die gewöhnliche Tracht der Buriaten ist ein Schafpelz (Dyhuil) mit langen Aermeln, oben weit und an der Faust enge. Dies Gewand ist mit Biber- oder wildem Katzenfelle besetzt. Ihre Sommerröcke (Tyrlika) sind auf dieselbe Art gemacht, und manchmal aus Tuch oder Seide, mit Kameelhaar gefüttert. Nur sehr Wenige kennen den Gebrauch der Hemden. Ihre Stiefel (Gaisul) und ihre Hosen (Umdu) sind weit und von Leder. Ihre Strümpfe (Oimuessn) sind von feinem Filz. Viele haben Ringe an den Fingern und in den Ohren. Auf ihren Mützen befestigen sie bunte Vogelfedern oder rothgefärbte Pferdehaar. Die Tracht der Frauen ist jener der Männer gleich, mit dem Unterschied, daß ihre Gewänder in mehr Falten gelegt sind. Die Mädchen flechten ihr Haar künstlich um den Kopf, und schmücken es mit Korallen, Silbermünzen, kupfernen und bleiernen Ringen, Seide und andern Zierathen. Einige Zöpfe hängen herab, und reichen ihnen bis ans Knie.

Eine Figur machen.

Ich fragte einen kleinen Knaben: was die possierliche Zeichnung bedeuten soll, die seine Hand so eben auf die Mauer geworfen hatte, und bei welcher zwei Perpendikularlinien zwei Beinen glichen, wie Herr von X. Z. Z. einer Magistratsperson, wie G. einem Schriftsteller, H. einem Nezensenten und der Teufel dem Erzengel Gabriel gleicht? Zwei gegen einander gebogene Halbzirkel bildeten den Kopf, der eben so leer war, als der jener Herren von A. bis W., welche

Digitized by Google

Land und Leute scheeren, und über die man mit Recht Ach und Wehe schreit. Der Bauch allein schien treffend nach gewissen Polfinis Fischlehrbuchinis oder Tickwänsten kopirt zu sein, die man am meisten in der Gattung politisch-religiöser Amphibien antrifft. Der kleine Raphael antwortete mir mit Stolz: „Ich mache eine Figur.“ Er hatte diese Worte mit demselben Tone ausgesprochen, als wenn er hätte sagen wollen: „Ich mache einen Helden.“ Das gab mir Gelegenheit, über Mancherlei nachzudenken und etwas näher in den Sinn des Ausdrucks „eine Figur machen“ einzugehen. So geht man die zwei Drittel der Sterblichen während ihres ganzen Daseins eine Figur machen, die oft freilich kläglich genug ist. Ich erinnere mich, viele solcher nichtssagenden Figuren gesehen zu haben, die im Stande waren, einem ehrlichen Manne Bauchgrimmen zu machen.

Ich entsinne mich, in einem gewissen Krähwinkel einen Spießbürger-Vorsteher gekannt zu haben, dessen ganzes Bestreben allein darauf gerichtet war, eine Figur zu machen, was ihm denn auch so wohl gelang, daß er einem Waldteufel ähnlicher als einem Menschen war. Seine Frahe allein glich einem Pavian auf's Haar, seine kleine zugespitzte Stirn wurde durch eine unförmliche Perüke noch mehr verengt, seine kleinen, nichtssagenden Augen bemühten sich umsonst, einige Feuerfunken in sich zu konzentriren, seine halbe, knöcherne Habichtsnase war beständig in die Höhe gerichtet, während die schlotternden Wangen ausgewaschenen Lappen glichen, und der Mund, der bis an zwei gewaltig lange Ohren reichte, ein Gemisch polternder und kreischender Laute ausstieß, vor dem selbst eine Nachteule entflohen wäre. Dazu war mein Bürgermeister auch Oberälteser die schmutzig-geizigste Figur, die man sich nur immer denken kann, und es ist mir, als sähe ich ihn noch in seinem alten schwarzen Leibrock, seinen am Steiß gestickten schwarzen Hosen, seiner gestreiften schwarzen Weste, seinen halbseidenen Strümpfen und seinen Schuhen mit großen silbernen Schnallen, die er jeden Abend verschloß, aus Furcht, daß sie ihm über Nacht gestohlen würden.

Was diese Sucht anbelangt, eine Figur zu machen, so ist sie uns Allen eigen, so groß und klein wir nun auch immerhin sein mögen. Sie gehört jedem Stande, jedem Alter an. Sie ist das Bedürfniß des Narren und des Weisen, des Jünglings und des Greisen, der Spröden und der Kokette. Schweigen, sprechen, gehen, kommen, uns im Schauspiel zeigen, oder uns in unserm Kabinete verschließen, um — Federn zu schneiden, der Prinzessin den Arm bieten, mit dem Herzog auf einem vertrauten Fuße stehen, eine Audienz beim König erhalten, die Werkstätten der Künstler und die Museen besuchen, das Alles sind eben so viele Mittel zu einem und demselben Zwecke, den — eine Figur zu machen.

Um eine Figur zu machen, entstellt sich die Schönheit oft, und der talentvolle Mann verpfuscht seinen Verstand. Jene Atala würde bezaubernd sein, wenn dieser junge Modegott nicht eben den Saal betreten hätte. Sie beugt den Kopf, verzieht den Mund, erhebt die Augen und macht tausend Grimassen, die ihr schönes Gesicht verunzieren, und das Alles in der Absicht, eine Figur zu machen und bemerkt zu werden. — Man macht sich lächerlich und endet gewöhnlich mit einem Verbrechen oder einer Thorheit, wenn man eine andere Figur machen will, als die, welche man zu spielen bestimmt ist.

Geburten und Todesfälle im Jahr 1824.

Länder oder Städte.	Todesfälle.	Geburten.
Antwerpen	1,483	2,405
Augsburg	935	802
Berlin	6,386	7,531
Brüssel	3,029	3,812
Cassel	667	860
Coppenhagen	3,212	3,417
Elberfeld	713	1,020
Frankfurt am Main	1,053	1,096
Königsberg	1,986	2,391
London	20,237	25,738
Lüttich	1,400	1,842
Mecklenburg-Schwerin	7,400	15,414
Mühlhausen	412	477
Nürnberg	845	896
Schleswig und Holstein	12,416	20,442
Straßburg	1,908	1,896
Stuttgart	930	989
Thurgau	2,203	3,000
Wien	10,537	12,986
Zürich	459	525

Geschichte einer Reise im chinesischen Meere.

Von J. White.

Die nachfolgenden Mittheilungen enthalten die genauste und glaubwürdigste Beschreibung des Königreichs Cochinchina, die man bis jetzt kennt. Dies Land wird nordöstlich vom Meerbusen von Tonkin begrenzt, südwestlich von dem von Siam, und westlich vom Reiche der Birmanen. Dem Laufe des Donnaystroms entgegen, gelangt man nach Saigun, der Hauptstadt des Königreichs. Dieser Fluß ist beträchtlich, er ist an vielen Orten eine Meile breit; sein Lauf ist schnell,

Digitized by Google

und er hat gewöhnlich neun Klafter Tiefe. Er ergießt sich ins Meer durch sehr viele Mündungen. Seine Ufer sind steil und von undurchdringlichen Wäldern beschattet, die von sehr großen und sehr wilden Thieren bewohnt werden.

Ungefähr neunundfünfzig Meilen von der Mündung des Donnay, und an der Stelle, wo zwei seiner vorzüglichsten Arme sich vereinigen, erhebt sich die Stadt Saigun, und dehnt sich, auf eine Länge von sechs Meilen, dicht am Flußufer aus. Ihre Bevölkerung wird auf 150,000 Seelen angeschlagen, wovon bei 10,000 Chinesen und eben so viel Christen sind. Die Häuser sind beinahe alle von Holz und mit einem Kleberlehm von Palmblättern oder Reisstroh überdeckt. Wenn Feuer in diesen elenden Hütten ausbricht, so führt man ein paar Elephanten herbei, die sie über den Haufen werfen, und auf solche Weise die Fortschritte der Brunst verhindern. Die Straßen sind fast alle in rechten Winkeln durchschnitten, nicht gepflastert, und von unzähligen Hunden und Schweinen bevölkert; weshalb nichts mit dem Gestanke verglichen werden kann, den man in denselben einathmet. Die Bewohner bemerken das jedoch kaum, weil sie an sich selbst ausserordentlich unreinlich sind.

Im Mittelpunkte der Stadt befindet sich ein Hügel, dessen Gipfel geebnet worden ist, und der bei sechszig Fuß über den Fluß erhaben ist. Er wird von einer zwanzig Fuß hohen Backsteinmauer umschlossen, und trägt den Palast des Königs, mehrere Kasernen und andere Gebäude auf sich. In dieser Art von Festung befinden sich 250 Kanonen, von denen mehrere in Europa gegossen worden sind. Zwölf davon waren mit Lilien geschmückt und datirten sich von der Regierung Ludwigs XIV her. Das Arsenal der Marine ist sehr schön. Es waren ungefähr 150 Galeeren darin, die sehr gut erbaut zu sein schienen, und die vierzig bis sechszig Fuß lang waren. Mehrere davon hatten bis sechszehn dreipfündige Kanonen am Bord. Vom westlichen Theile des Donnay erstreckt sich ein künstlich erbauter Kanal, der dreiundreißig Meilen lang ist, bis zum Cambogestrom, und verbindet ihn mit jenem. Er ist überall zwölf Fuß tief und achtzig Fuß breit. Er geht mitten durch große Wälder und Moräste hin, und mehr als 36,000 Menschen wurden Tag und Nacht dabei zur Arbeit angehalten, so daß über 7000 davon starben.

Die herrschende Religion in Cochinchina ist der Politheismus; aber man scheint wenig Ehrfurcht für die Götzen und ihre Tempel zu haben. Die katholische Religion wird toleriert und zählt bei 70,000 Bekenner im Lande. Eine Kirche befindet sich im Mittelpunkte von Saigun, und sie wird von zwei italienischen Missionären bedient, die indessen nichts weniger als in Sicherheit und Ruhe leben, weil man sie immer fürchten läßt, über lang oder kurz ermordet zu werden.

Die Cochinchinesen scheinen ein ausgearteter Stamm der Chinesen zu sein, und sie sind ihnen nur von der übeln Seite ihres Karakters ähnlich, was man unstreitig der Regierung zuschreiben kann, welche aus einem militärischen Despotismus besteht, der durchaus keine Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit nimmt. Die Könige beschäftigen sich allein nur damit, ihr Reich immer mehr zu vergrößern, zu welchem Zwecke ihnen kein Mittel geringfügig erscheint. Um denselben zu erreichen, üben sie ihre Unterthanen beständig in den Waffen, und sind nebenbei darauf bedacht, sie in der vollkommensten Unwissenheit alles Wahren und Nützlichen zu lassen. Die meisten Künste und Handwerke werden von den Weibern und den Chinesen betrieben, die sich im Königreiche befinden. Selbst der Handel befindet sich ausschließlich unter den Händen der Weiber. List, Betrug und Diebstahl sind die Hauteigenschaften der Cochinchinesen, die mithin eben kein tröstliches Beispiel von den Früchten einer lange begründeten absoluten Gewaltregierung aufzustellen im Stande sind.

Berichtigung der unwahren Aeusserungen mehrerer Reisenden über Italien.

Aus der *Biblioteca italiana*.

Es ist gut und nützlich, daß die Italiener selbst von Zeit zu Zeit etwas über ihr Land sagen, damit man wisse, wie es in demselben aussieht, sollte es auch nur in Berichtigung mancherlei unwahren Aeusserungen der Reisenden geschehen. Aber es gibt eine Art Irrungen zu berichtigen, die von vieler Feinheit und Gewandtheit des Geistes, so wie von richtiger und genauer Kunde des behandelten Gegenstandes zeugt. Die Biblioteca italiana in ihrem, das Werk der Lady Morgan und andere Darstellungen widerlegenden, Artikel hat darauf eben keinen besondern Anspruch machen wollen. Sie hat sich vielmehr damit begnügt, die Verfasser jener Schriften hart und kurz Lügen zu strafen, ohne die Beweisgründe der Wahrheit aufzustellen. Niemand wird es wohl für einen Beweis gelten lassen, daß die fremden Zeitungen und Zeitschriften in Italien nicht verboten seien, weil man ausser dem Orakel der österreichischen Politik, dem Beobachter, auch noch den Moniteur, den Pariser Stern, die weiße Fahne, die Quotidienne, den Pilotен, das Journal de Paris, die Diarios von Rom und Madrid u. s. w. dort lesen darf. Es ist möglich, daß es Personen geben kann, die die Zeitungen von Mailand, Venedig, Brescia, Lodi und Verona sehr interessant

Digitized by Google

finden, weil, wenn man eine lieſt, man ſie alle geleſen hat, was freilich ſehr bequem iſt und ſein beſonderes Verdienſt haben mag.

Der Edinburgh Review hat ſich unterſtanden, den übeln Zuſtand des Unterrichts in Anregung zu bringen. Darauf dient nun zur Antwort, daß mehr als 132,000 Kinder in der Lombardie in der Religion unterrichtet werden, und zwar nach den neuen Verordnungen, die zur Erhaltung der Ruhe des Staats nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen. Derſelbe Edinburgh Review hat ſich gleichfalls unterfangen, die Härte zu rügen, mit welcher die, politiſcher Vergehen wegen, Verdammten behandelt werden. Die Biblioteca italiana entgegnet darauf: „Bevor man dieſes oder jenes an Andern tadelt, ſollte man einen Blick auf ſich ſelbſt werfen, um zu prüfen, ob man von allem Vorwurf ganz frei ſei. Aber in dieſer Hinſicht iſt die engliſche Geſetzgebung barbariſcher, als nur irgend eine andere ſein kann.“ In einer Note werden nun die Artikel des eigenen Geſetzes in Betreff der Beſtrafung politiſcher Verbrechen angeführt. Man ſieht daraus, daß ſie von dreierlei Art iſt, erſtens: ganz gewöhnliche Einſperrung; zweitens: der Carcere duro, mit den Ketten an den Füßen, und dem Verbot, mit andern Perſonen zu ſprechen, als mit denen, die mit der Bewachung des Gefangenen beauftragt ſind; endlich drittens: der Carcere durissimo, der in gänzlicher Abgeſchiedenheit in einem finſtern Loche beſteht. Der Gefangene hat daſelbſt ſchwere Ketten an Händen und Füßen und eine kurze Kette um den Leib, an welcher er an die Mauer geſchmiedet iſt. Dieſe Kette wird ihm jedoch bei der Arbeit nachgelaſſen. Uebrigens kann er ſich durchaus mit Niemand unterhalten.

Gedankenſtriche ——.

Zu allgemeinen Betrachtungen ſich erheben, heißt – bei der Anſicht einer Thatſache die Quelle erforſchen, aus der ſie entſprungen iſt. Solche Betrachtungen ſind — nicht immer am rechten Orte. Newton ſieht einen Apfel fallen und — er nähert eine Thatſache der andern, berechnet ihren Fortgang und folgert daraus die Tendenz der Körper, die einen auf die andern zu fallen; daher — die Univerſal-Anneigung. Sokrates verachtet den Anitus und — Anitus bringt ihn um's Leben; daher — betrauert man das Naturgeſetz: daß die Menſchen manchmal wohl eine Beleidigung, aber niemals die Verachtung vergeben können. — — Je mehr die Denkkraft ſich erweitert, — um ſo weniger treffen die Betrachtungen über einzelne Perſonen den Geiſt, dahingegen die allgemeinen einen tiefern Eindruck darauf machen. Ein Kind, ein ungebildeter Menſch — geben nur auf Perſonen Acht. Man muß mehr ſein, als beide, um — ſich für die Maſſe zu intereſſiren. Jedes Individuum iſt — ein wirkliches Weſen, das die Sinne betrifft, während die Nation nur — ein Vernunftgeſchöpf iſt, deſſen Leiden, Bedürfniſſe und Meinungen allein den Geiſt betreffen. — —

Warum ſind die Ausſprüche der Nachkommenſchaft faſt immer gerecht? — Haben die künftigen Menſchen eine reifere Urtheilskraft, als die Menſchen der Gegenwart? — Wahrſcheinlich — nicht. Aber ſie werden unparteiiſcher ſein, als wir es ſein können. Sie werden unſere Unterrichtung und unſere Ideen haben, und — die übrigen noch obendrein. Sie werden älter und erfahrener ſein, wie wir — älter und erfahrener als unſere Vorfahren ſind. Denn nicht Griechen, nicht Römer ſind mehr die Alten, die Greiſe; — wir ſind es, wir! Auſſerdem hat die Nachkommenſchaft den Vortheil, ihr Urtheil — nach den Begebenheiten auszuſprechen, wenn ſie zuvor ihre Folgen erkannt und erwogen hat. — —

Man ſollte den kleinen Urſachen nicht immer eine ſo große Wichtigkeit zuſchreiben. — Manchmal können große Begebenheiten dadurch veranlaßt werden, daß iſt wahr; aber — dann waren die großen Begebenheiten auch ſchon reif, und zwar — durch ſich ſelbſt. Es gibt nur gelegentliche und nicht — wirkende Urſachen. Aber — ſehr kleine Begebenheiten können ſehr große — Folgen nach ſich ziehen. Wenn in demſelben Augenblicke, wo Alexander der Große — auf ſeine Expedition nach Perſien ſich rüſtete, einen Aal, oder Hecht, oder auch eine — Karauſche, geſpeiſet hätte, und eine Gräte wäre ihm ſeitwärts im Halſe ſtecken geblieben und er wäre daran — erſtickt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die Eroberung Aſiens nicht ſtattgefunden hätte. Es würden ſodann keine griechiſchen Königreiche in Syrien und Aegypten, keine Kleopatra und keine Schlacht von Actium gegeben haben. — Auguſtus hätte nicht den Thron beſtiegen und Petrus oder wer ſonſt — den päbſtlichen Stuhl zu Rom aufgerichtet. Rom würde nicht unter Cäſars Schwert und unter Johanns dreifache Krone ſich gebeugt haben. — —

Es gibt eine Art von Gemeinſchaft unter den Menſchen, die ſich eines hellen Geiſtes erfreuen. Das iſt die geheime Geſellſchaft der — Vernünftigen auf Erden. Sie erkennen und verſtehen ſich an gewiſſen Zeichen, die — den Dummköpfen unbekannt ſind, und die ihnen in ihrer Beſchränktheit — verdrechtlich erſcheinen. Gewiſſe Epochen im Leben der geiſtreichen Menſchen haben eine gewiſſe Uebereinſtimmung, und Menſchen und Begebenheiten haben ihnen, ohne daß ſie vorher darüber ſich mitgetheilt hatten, ähnliche Bemerkungen eingeflößt. Dieſe Geiſtesverſchwörung kann freilich von jenen Geſchöpfen nicht begriffen

Digitized by Google

werden, die vom Menschen nur — das Aeussere, nicht aber das Innere haben. — —

Man kann es nicht als eine Probe von der Wahrheit einer Meinung betrachten, wenn — sie allgemein als wahr betrachtet wird. Vor alten Zeiten hätte man sich darauf todtschlagen lassen, daß die sogenannten Gottesgerichte die bestmöglichsten von allen — Gerechtigkeitspflegen seien, weil Gott, der die Gerechtigkeit selbst und dabei allmächtig ist, es — dem allgemeinen Glauben nach — nicht zulassen konnte, daß ein Unschuldiger verdammt werde. Welches Gericht vermochte besser den Grund der Herzen zu durchforschen? — Welches war unbestechlicher und unparteiischer? — Wer aber möchte heut zu Tage noch auf ein Gottesgericht sich stützen wollen? — —

Ein unzartes Lob ist selbst zurückstossend für Denjenigen, an den es gerichtet wird, wenn er nämlich — Geschmack und Verstand genug hat, um das zu fühlen. — Mehr noch ekelt es den unparteiischen Leser an. — Das Publikum bekümmert sich so wenig um das, — was man lobt, daß das Lob in seinen Augen nur dann irgend einen Werth gewinnt, wenn es — mit guter Manier gegeben wird. Was man sodann bewundert, das ist — das Talent des Verfassers und die Art, auf welche er seine schwierige Aufgabe gelöset hat; denn es weiß sehr wohl, daß es kein Kleines ist, einen undankbaren Gegenstand geistreich zu behandeln. — —

Es ist nicht rathsam, eine öffentliche Rede mit zu vielem — Selbstbewußtsein zu beginnen, weil das die Zuhörer unwillig stimmt und sie unaufmerksam macht. — Man muß noch weniger mit zu großer Bescheidenheit anfangen, weil das die Andern zur — Verachtung reizt. Will man den Rednerstuhl besteigen, — wenn nämlich einer da ist — so sei es mit der edeln Sicherheit eines Mannes, der — seiner eigenen Absichten gewiß ist, und der sich nicht erlaubt, denen der Andern zu mißtrauen. Es zeigt immer von eigener Verworfenheit, wenn man seinen Nächsten schlecht glaubt, ohne ihn bis dahin als schlecht erkannt zu haben. — Der Redner darf freilich über den Erfolg seines Vortrags ungewiß sein, weil — er sonst ein Narr wäre; aber er muß gewiß sein, nie gegen sein Gewissen zu sprechen, weil — er sonst ein Schurke sein würde. — —

Ein Philosoph machte von ungefähr mit zwei Männern die Reise nach Butzbude. — Der zur Linken hob an und sprach: „Welches Handwerk ist vortrefflicher auf Erden, als das der Waffen! — Wahrlich, wahrlich, das ist die Profession, in welcher sich die edelsten Fakultäten des Menschen — der Muth, der Scharfsinn, die Vorsicht, entwickeln. — Es ist die natürlichste von allen. — Sucht der Naturmensch nicht immer anzugreifen, oder sich zu vertheidigen? — Im gesellschaftlichen Zustande ist es der Soldat, der das Schicksal der Staaten bestimmt. — Die Zivilbeamten müssen ihre Talente ihm zum Opfer darbringen. — Mein Muth und mein Schwert, — das ist seine Devise. Damit regiert er die Welt, damit erwirbt er sich die allgemeine Achtung und Huldigung. Das ist die Quelle aller Größe, aller Herrschaft." — Der zur Rechten entgegnete darauf und sprach: „Es gibt kein schändlicheres, schändlicheres Gewerbe auf Erden, als das — des Krieges, durch welches Recht und Gerechtigkeit unterdrückt, Elend und Tyrannei befördert wird. — Wehe dem, der seinen Ruhm nicht in der Erbauung, sondern in der Zerstörung sucht. — Das Schrecken schreitet vor dem Soldaten her, — der Kummer bezeichnet seinen Weg. — Unfähig, selbst hervorzubringen, lebt er auf Kosten der Erzeuger. — Der Ackerbau und die Industrie müssen ihn ernähren, und — er betriegt sie unaufhörlich. Der Soldaten-Anführer ist ein Räuber, etwas glücklicher und geschickter, als die, — welche man hängt. Er raubt den Müttern ihre Kinder und den Kindern ihre Väter, um sie zu verderben und — zur Schlachtbank zu führen, oder Räuber daraus zu machen, wie er. — Er stiehlt den Völkern ihre Reichthümer durch seine Satelliten und — bezahlt seine Schmarotzer mit den Gütern der Nationen. Er achtet weder Ordnung noch Gesetz, Alles muß sich vor seinem Willen beugen. — Militärgewalt, — absolute Gewalt, — Despotismus und Ungerechtigkeit, — das ist immer ein und dasselbe." — Der Philosoph nahm darob eine Prise aus einer schildkrötenen Schnupftabaksdose und — schlief ein. — —

Einiges aus und über Columbia.

Von einem Bürger dieses Freistaats.

Das System des gegenseitigen Unterrichts gewinnt in Columbia von Tag zu Tag eine größere Entwickelung. Neben vielen fortbestehenden ältern Schulanstalten sind auch vierzig Institute, in welchen der Unterricht auf Lancasterische Manier ertheilt wird, gegründet und in volle Thätigkeit gesetzt worden. Zwei davon befinden sich zu Bogata. Ausserdem hat die Regierung in den Hauptorten der zehn Provinzen des Landes wohleingerichtete Kollegien, und zu Bogata, Carracas und Quito nicht weniger gut besorgte Universitäten eröffnet. Der Unterricht in den letztern erstreckt sich über die griechische und lateinische Sprachen, über Theologie und Philosophie, Metaphysik und Astronomie, Mathematik und Geographie, Experimentalphysik und Chemie, Geschichte und Recht,

Digitized by Google

Staats- und Arzneiwissenschaft. Zu bedauern ist es, daß die Staatsökonomie, die Geschichte, die Mechanik und die industriellen Künste bis jetzt nur sehr wenig bedacht worden, so daß die beiden erstern nur gleichsam provisorisch und die letztern gar nicht gelehrt werden. Eben so bemerkt man ungern den Mangel an geschickten Professoren der Naturgeschichte, die unter diesem herrlichen Klima und auf diesem üppigen Boden ein reiches Feld der Beobachtung und vieler neuen Entdeckungen vor sich ausgebreitet sehen würden. Die englische und französische Sprache werden bis jetzt nur von Privatsprachmeistern gelehrt, und diese vermögen nicht allein dem Wunsche der gebildeten Einwohner zu entsprechen, welche die englische Mundart, als diejenige, in welcher ihnen die ersten Freiheits- und Freundschaftsworte zugerufen worden sind, am meisten lieben und erlernen. Die öffentliche Bibliothek besteht aus ungefähr 14,000 auserlesenen Bänden, der spanischen, englischen, französischen und italienischen Klassiker, so wie überhaupt aller Werke, die in den Augen des unterrichteten Menschen einen wahren und bleibenden Werth haben. Es ist ein besonderes Kapital zur Vergrößerung dieser nützlichen, für alle Bürger geöffneten Anstalt angewiesen worden.

Das militärische Institut zu St. Helena.

Die englisch-ostindische Kompagnie hat 1823 verordnet, „daß auf der Insel St. Helena eine Artillerieschule errichtet werden solle, in welcher die Kadetten, die in den Dienst der Kompagnie treten wollen, dan zu ihrer Bestimmung erforderlichen Unterricht erhalten werden.“ Die Schule steht unter der Leitung eines Oberstlieutenants. Der Unterricht wird zweimal wöchentlich ertheilt, und zwar der Dienstag zur theoretischen und der Freitag zur praktischen Unterweisung. Der erstere Theil wird sich über Mathematik, Artilleriewesen, Befestigung und Kartenaufnahme erstrecken. Am Freitage hingegen wird man in Erde, im Arsenal und in den Artilleriewerkstätten arbeiten. Die französische Sprache und die Zeichenkunst sind mit in den Unterricht inbegriffen.

Einige Meinungen Stanislaus Leczinsky's, Königs von Polen.

Politische Revüe.

Ehrgeizige. Das sind die gefährlichsten Menschen an den Höfen; wahre Skorpione, die das Mark des Landes saugen; und leider gibt es deren überall. Man erblickt sie zu jeder Tageszeit und in jeder Gestalt, bald mit dem Degen an der Seite, bald mit langen Schleppen und kleinen Mäntelchen.

Freunde. Ich weiß nicht, wer größer genannt zu werden verdient, ob der Fürst, der den Muth hat, einen tugendhaften Mann seinen Freund zu nennen, oder ein Mann, dessen Tugend unverändert dieselbe bleibt, wenn er sich als Freund eines Fürsten geehrt fühlt?

Macht. Klugheit und weise Mäßigung leisten der Macht die besten Dienste und machen sie ehrwürdig, Laune und Ungerechtigkeit hingegen machen sie verächtlich und verhaßt. Hat die Macht einmal einen Schritt vorwärts gethan, so kann sie nicht mehr zurücktreten, ohne zweifelhaft zu werden. Es ist traurig, daß die Macht Unrecht haben soll; aber es ist noch viel traurigar, wenn sie ihr Unrecht mit Gewalt als Recht anerkannt wissen will. Eine solche Macht ist Tirannei.

Despotismus. Die willkührliche Gewalt hat keinen größern Feind, als sich selbst. Der Despotismus erstickt die Vernunft bei Einigen und reizt sie bei Andern. Eine solche Regierung herrscht nicht mehr über Unterthanen, sondern über Sklaven, während der Herrscher sein eigener Sklave, aus Furcht und Besorgniß, ist.

Gunst. Man nennt Günstlinge Diejenigen, denen der Fürst eine mehr blinde als verdiente Gunst bewilligt. Der Günstling ist immer ein Gegenstand des Hasses, der die Verachtung auf den zurückwirft, dessen Vertrauen er sich ausschließlich bemächtigt hat.

Treue. Die Treue, seine Versprechungen zu halten, soll dem Fürsten eine natürliche Gewohnheit sein, die er eben sowohl gegen Fremde, als gegen seine eigenen Unterthanen in Ausübung bringen soll. Sein eigener Vortheil spricht hier eben so laut, als Ehre und Gewissen. Bevor also ein Fürst ein feierliches Versprechen leistet, soll er sich überzeugen, ob er es auch in Ausführung bringen kann, bricht er es aber, so muß er sich stark genug fühlen, die ganze Zeit seiner Regierung das Vertrauen Derjenigen, die er betrogen hat, entbehren zu können; denn selbst dreißig Jahre der aufrichtigsten Rechtschaffenheit können ihnen nicht einen Treubruch vergessen machen.

Gedanken.

Die Unvorsichtigkeit entschleiert alle ihre Geheimnisse, die Freundschaft vertraut sie, die Liebe, die wahre Liebe, gibt sie, ohne sie zu bemerken.

Zweierlei Arten Menschen sind zu allen Geschäften unfähig: die erste handelt, ohne zu denken, die andere denkt, ohne zu handeln.

Wer am schwersten etwas verspricht, hält gewöhnlich am ersten sein Versprechen.

Das Glück ist meistentheils dem Verdienste nicht günstig.

Der Schaum des Meeres schwimmt auf der Oberfläche; aber die Perlen bleiben im Grunde.

Digitized by Google

Vaterlandsliebe kann einen guten Bürger machen, und ein guter Bürger macht den Ruhm seines Vaterlandes.

Der Geiſt galoppirt, das Urtheil geht Schritt vor Schritt.

Die Verſtellung eines Königs muß nie ſein Stillſchweigen überſchreiten.

Die falſche Beſcheidenheit verräth ſich ſelbſt, weil ſie zu ſehr den Schleier zeigt, der das wahre Verdienſt bedeckt.

Zu viel durch ſeine Rechte wagen, heißt, ſich der Gefahr ausſetzen, ſie zu verlieren.

Die Feinheit erniedrigt die Politik, wie die Heuchelei die Frömmigkeit entehrt. Weder die eine noch die andere können das erſetzen, was ſie nachahmen wollen.

Ein König von Polen wurde der „Bauernkönig“ genannt, weil er ſie beſchützte und vertheidigte. Gereichte ihm dieſer Titel zur Schande oder zum Ruhm? Möge die Philoſophie das entſcheiden.

Biographiſche und literariſche Skizzen.

Richard Savage,

Anna, Gräfin von Macclesfield, haßte ihren Mann ſo ſehr, daß ſie, um von ihm geſchieden zu werden, im J. 1697 erklärte, wie das Kind, mit dem ſie ſchwanger gehe, nicht von ihm, ſondern vom Grafen von Rivers ſei. Dies kühne Geſtändniß zog die Trennung der Gatten nach ſich, und richtete den Grafen vollkommen zu Grunde. Lady Anna erhielt als Lohn ihrer Schande alle die Reichthümer zurück, die ſie ihrem Gatten zugebracht hatte. Kurz darauf gebar ſie ein Kind, deſſen Genie der Stolz einer jeden andern Mutter geweſen ſein würde, das ſie aber mit unerme[ß]lichem Haſſe bis an den Rand des Grabes verfolgte.

Richard Savage erblickte am 10 Januar 1698 das Licht der Welt, und ſeine beiden Namen wurden ihm vom Grafen Rivers beigelegt, der ſein Pathe war. Lady Anna hatte von jetzt an nichts Eifrigeres zu thun, als ihm ſeine Geburt zu verbergen, weshalb ſie ihn einer Amme anvertraute, die ſich für ſeine Mutter ausgeben mußte. Demungeachtet verlor ſeine Großmutter Lady Maſon und ſeine Pathin Miſtreß Lloyd ihn nicht aus den Augen. Leider ſtarb dieſe Letztere bald darauf, und hinterließ ihm tauſend Pfund Sterling durch ihr Teſtament, die er jedoch nie erhielt. Lady Maſon brachte ihn in eine Schule, wo er ſehr raſche Fortſchritte machte. Seine Lehrer waren mit ihm beſtändig zufrieden, und der einzige Vorwurf, den man ihm machen konnte, beſtand darin, daß er zu ſehr das Vergnügen liebe. Er ſelbſt bildete ſich ein, daß das Leben nicht eine Sache ſei, und daß man ohne ſein Zuthun glücklich werden könne. Wer vermöchte es, ihm dieſen Irthum zum Verbrechen anzurechnen, den er ſo theuer bezahlte? „Ach!“ ruft er ſelbſt aus, „eine zärtliche Mutter hat meine Kindheit nicht mit ihren Gebeten beſchirmt, die beſchützende Hand eines Vaters hat nicht meine Jugend gepflegt, nicht die Laſter erſtickt und nicht die Tugenden groß gezogen.“ *)

Während ſeine reiche Einbildungskraft ſich entwickelte, die ihn einſt ſo bellagenswerth machen ſollte, ſtarb der Graf Rivers. Auf ſeinem Todbette erinnerte er ſich ſeines ſo lange vergeſſenen Sohns, und bezeugte gegen Lady Anna das Verlangen, ihn zu ſehen und ihm tauſend Pfund Sterling auszuſetzen; aber dieſe unnatürliche Mutter verſicherte, daß Richard längſt geſtorben ſei. Nicht zufrieden, durch dieſe Lüge ihr Kind dem Elende preisgegeben zu haben, wollte ſie es auch nach Amerika hinüberſchaffen, um es nicht länger in ihrer Nähe zu wiſſen; aber Lady Maſon verhinderte das und brachte den Freund Pope's und Johnſons bei einem Schuſter zu Holborn in die Lehre.

Savage war ſchon ſeit einiger Zeit bei ſeinem Meiſter, als ſeine Amme ſtarb. Er überlas die in einem Käſtchen enthaltenen Papiere, und fand mehrere Briefe der Lady Maſon darunter, die ihm das Geheimniß ſeiner Geburt entſchleierten. Seiner natürlichen Offenheit nach zweifelte er nicht einen Augenblick, daß Lady Anna eben ſo ſehr erfreut ſein werde, einen Sohn wieder zu finden, als er ſich glücklich fühlte, noch eine Mutter zu haben. Ungeſäumt eilte er alſo zu ihr; aber er wurde übel aufgenommen und nach einem kurzen Zweigeſpräch zur Thür hinausgeworfen. Dieſer unwürdigen Behandlung ungeachtet vermochte er die kindliche Liebe nicht mehr aus ſeiner Seele zu verdrängen, und oft begab er ſich des Nachts, wenn er die Bedienten ſeiner Mutter nicht mehr fürchten durfte, in die Nähe ihrer Wohnung, um ihre Schritte zu vernehmen, oder ſie hinter ihrem Fenſter zu erblicken.

Mit der Hoffnung ſich ſchmeichelnd, von ſeiner Mutter anerkannt und unterſtützt zu werden, hatte er längſt ſeinen Meiſter verlaſſen, und jetzt, vom Elend verfolgt, ſah er kein anderes Mittel vor ſich, als ſich im Schriftſtellerhandwerk zu verſuchen. Er verfaßte eine Flugſchrift und zwei Luſtſpiele, die ihm zwar kein Geld erwerben halfen, aber ihm die Freundſchaft eines der achtungswürdigſten Männer von England, des Schauſpielers Wilks, erwarben, durch den er Sir Richard Steele kennen lernte, der zu ihm ſagte: „daß

*) . . . . No mother's care
Shielded my infant innocence withprayer;
No father's guardian hand my youth maintain'd,
Call'd forth my virtues, or from vice restrin'd.
The Bastard.

Digitized by Google

die Unmenschlichkeit seiner Mutter ihm ein Recht gegeben habe, in jedem wohlwollenden Manne einen Vater zu finden.“

Auf solche Weise begann nun Savage eine neue Laufbahn, durch welche er nicht anders als höchst unglücklich werden konnte. Er schwankte beständig zwischen Verschwendung und Elend, besuchte große Gesellschaften, gewöhnte sich an ihre Neigungen und ihre Lebensweise, und sah sich nur zu oft genöthigt, sein letztes Kleidungsstück zu versetzen, um einen Bissen Brod sich zu verschaffen. Er entzweite sich bald mit Steele, dessen Lächerlichkeiten er nicht zu verbergen vermochte, und schloß sich um so fester an Wills an, der es endlich bei der Mutter seines Freundes so weit brachte, daß sie ihm fünfzig Pfund Sterling zugesandt und die schönsten Versprechungen machte, die sie jedoch nicht hielt.

Nachdem Savage dies Geld ausgegeben hatte, schrieb er ein Trauerspiel über den Tod Sir Thomas Overburys. Der Gegenstand war sehr glücklich. Scott hat uns bewiesen, wie dramatisch dieser Salomon des Norden sei. Von jeher haben die Briten Jakob I als den originellsten aller ihrer Könige betrachtet. — Als er dies Trauerspiel verfaßte, hatte er keine eigene Wohnung und keinen Tisch, als den Anderer. Er hatte selbst nicht einmal Geld genug, um sich Federn, Dinte und Papier zu kaufen. Meistentheils arbeitete er in den Straßen oder auf den öffentlichen Spaziergängen, und wenn er fürchtete, die so eben gedichteten Verse wieder zu vergessen, so trat er in einen Kaufladen, und bat unter irgend einem Vorwand um eine Feder und einen Fetzen Papier. So wurde dies Werk geschrieben.

Overbury wurde jedoch nur dreimal vorgestellt. Er selbst spielte die Hauptrolle, aber ohne Erfolg. Indessen machte er bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft der Mistriß Oldfeld. Diese berühmte Schauspielerin setzte ihm eine jährliche Pension von fünfzig Pfund Sterling aus, ein Umstand, den sie unglücklicherweise in ihrem Testamente vergaß. Zu derselben Zeit wurde er auch mit dem Dichter Hill bekannt, der eine Zeitschrift, den Plain-dealer, herausgab, und es übernahm, die Mitarbeiten von Savage bekannt zu machen, weshalb er eine Subskription eröffnete, die vorzüglich vom Adel sehr günstig aufgenommen wurde, und die den armen Dichter in günstigere Umstände versetzte.

Aber nicht lange sollte er diese Ruhe genießen. Am 20 November 1727 verließ er mit seinen Freunden Gregory und Merchant eine Taverne, wo sie zu lange bei Tische geblieben waren. Sie betraten Robinsons Kaffeehaus, nahe bei Charing-Croß, und verlangten ein Zimmer. Man sagte ihnen, daß sie noch ein wenig warten müßten, weil sich noch einige Personen darin befanden. Merchant ließ sich dadurch nicht zurückhalten, sondern stieß die Thür auf und beleidigte einen gewissen James Sinclair, der sich darin befand. Von Worten kam man zur That, die Degen wurden gezogen und Sinclair blieb todtlich verwundet auf dem Flecke. Die drei Freunde wurden sogleich arretirt und erschienen auf den nächsten Assisen, des Todtschlags beschuldigt. Savage vertheidigte sich mit einem Pathos und Adel, dessen man ihn bisher nicht fähig gehalten hatte, und eine jede seiner Phrasen erregte eine tiefe Rührung und erwarb sich ungetheilten Beifall. Demungeachtet wurde er und Gregory des vorsetzlichen Mordes und Merchant nur des Manslaughter*) schuldig erkannt, und mithin die beiden Ersten zum Tode verurtheilt. Dennoch wurde er begnadigt und 1728 aus dem Gefängnisse entlassen. Die erste Person, die ihm auf dem Wege nach seiner Wohnung begegnete, war eine Elende, die durch ihre Aussagen vor Gericht das Todesurtheil über ihn herbeigeführt hatte. Sie bat ihn um ein Almosen. Statt aller Antwort wechselte er seine letzte Guinee und theilte sie mit ihr.

Kurz darauf schrieb er seinen Wanderer und später den berühmten Bastard, der ihm einen ausgezeichneten Platz auf dem englischen Parnaß angewiesen hat. Endlich wurde er zu Bristol Schulden halber verhaftet, und starb am 21 Juli 1743 im Gefängnisse. Bald nach seinem Tode gab Johnson ein „Leben Savages“ heraus, worin er das beispiellose Verfahren der Mutter desselben im unparteiischsten Lichte darstellte, und sein Andenken, so wie seine langen Leiden auf solche Weise rächte.

*) Das englische Gesetz erklärt den Manslaughter (die Handlung des Todtschlags) nicht ohne Vergehen, aber ohne Verbrechen. Die deshalb verhängte Strafe ist nur nekuniär.

Fortschritte des Handels von Liverpool.

Als im Jahr 1347 die ganze Seemacht Englands vor Calais versammelt war, hatte London 25 Schiffe, Bristol 24, Hull 16, Groß-Yarmuth 421 und der Mersey-Strom 1 gestellt.

1618 hatte Liverpool 24 Schiffe, enthaltend 362 Tonnen,
1822 aber 8,916 1,010,819 —
1823 9,807 1,120,113 —
1824 10,001 1,180,914 —

Bristol wurde 1636 für seinen Theil zur Seekontribution Karls I auf 1000 Pf. St. geschätzt und Liverpool auf 25. Bei letzterer Stadt wurde 1710 das alte Erbauungsbecken vollendet, das damals das einzige war. 1770 sagte der Mauthein nehmer Colshuitt: Es

Digitized by Google

ist unmöglich, daß die Mauthreinkünfte von Liverpool sich je bis auf 100,000 Pf. Sterl. erheben. Aber seitdem haben sie abgeworfen: 1823, 1,291,123 Pf. St., und 1824 1,808,402 Pf. St. Vermehrung in einem Jahre: 274,279 Pf. St.

Die Vermehrung der Bevölkerung und der Häuserzahl war folgende:

Jahre.	Häuser.	Einwohner.
1720	2,367	11,833
1760	5,136	25,787
1801	11,764	77,708
1811	16,162	94,376
1821	20,339	118,973
1824	22,756	135,000

Fügt man nun zur Stadt noch die Flecken hinzu, die sie in einem Umkreise von drei englischen Meilen dicht umgeben, so zählt man im Ganzen 29,000 Häuser und 164,000 Einwohner.

System der skandinavischen Gebirge.

A. Zentralmassiv von Dofrinen.

Uebergang des Lessoe 2400 Fuß. Uebergang von Perken 4668. Stadt Roeras 4468. Oresundfee 2138. Fömundsee 2258. Dofre*), der Gipfel des Gletschers, 6968. Snee-Hättan (Schneemühe) 8337. Kiölfield (Kegelberg) 6414. Dronfeld 6021. Soltfeld 6652. Areskuta (in Jemtland) 4844. Snlitlelma (in Lappland) 6342. Tulpavegna (ebendaselbst) 4050. Linavegna (ebendaselbst) 5689.

B. Westliches Massiv, oder thuitische Berge.

Die große Ebene 3000 Fuß. Gutasfeld 4900. Hardangerfeld 5908. Gustasfeld 6708. Hallingdalgletscher 6017. Laurdalberg (östliches Vorgebirge) 3409. Jonsknube 2700. Folgefond (westliches Vorgebirge) 5790. Filesfeld 6043. Suletind (Sulesvih) 5820. Sognesfeld 7376. Langsfeld 6772. Snee-Bröen 6003.

C. Kleine Zentralkette zwischen den beiden Königreichen, oder zwischen dem Becken der Dala und dem Wenersee auf der einen Seite und dem Glommabecken auf der andern.

Smuckusfeld 4818. Transtrandberg 3296. Seweberg 1000 (?). Svarteborgwüste 1800.

D. Gebirge in Lappland.

Gletscher der Maaginsel 4000. Gletscher der Hindinsel 4000. Hokefeld 4100. Stormandsfeld 3600. Gletscher der Seylandinsel 3900. Worlebadorberg 3700. Nasskaisa 3500. Nordkap 1570.

E. Hügel der südlichen Ebene.

Kinne-Kulle (Weißgothland) 923. Taberg (Smoland) 1032. Ramsgilla (ebendaselbst) 1074. Gipfel der Insel Bornholm 306.

Höhe der skandinavischen Meere und Seen.

Nordsee (niedrigster Stand) 0. Ostsee 2. Mälarsee 5. Helmarsee 79. Venersee 143 und 147. Wetersee 297. Wexiösee 400. Mjosee 485. Silansee 647. Storsee 1005. Fomundsee 2258. Oresundsee 2138. Kallsee 1447. Saggasee 1159. Torneasee 1400.

Statistik von Sardinien.

Nach den dem Ministerium des Innern zu Turin mitgetheilten Berechnungen der Bischöfe und Verwaltungsbeamten der Insel Sardinien, beläuft sich gegenwärtig die Bevölkerung derselben auf 490,087 Seelen, die in 392 Pfarreien wohnen. Die Bevölkerung der Diözesen ist folgende: 1. Cagliari, 109 888 Einw. in 79 Pfarr. Hauptstadt Cagliari, Sitz eines Erzbischofs, 27,356 E. — 2. Ogliastra, 25,982 E. in 28 Pf. Bischofssitz Lanusei, 1379 E. — 3. Sassari, 77,467 E. in 32 Pf. Hauptort, Sitz eines Erzbischofs, Sassari, 19,368 E. — 4. Igleſias, 22,803 E. in 23 Pf. Hauptort und Bischofssitz, Igleſias, 4891 E. — 5. Galtelly und Nuoro, 33,570 E. in 25 Pf. Bischofssitz Nuoro, 3349 E. — 6. Algbero, 32,965 E in 26 Pf. Hauptort und Bischofssitz, Algbero, 6924 E. — 7. Bosa, 24,017 E. in 20 Pf. Hauptort und Bischofssitz, Bosa, 5553 E. — 8. Bisarcio, 29,760 E. in 24 Pf. Bischofssitz Ozieri, 7766 E. — 9. Ales, 42,093 E. in 41 Pf. Bischofssitz Villacidro, 5571 E. — 10. Oristano, 65,894 E. in 73 Pf. Hauptort und Sitz eines Erzbischofs, Oristano, 5356 E. — 11. Ampurias und Civita, 26,618 E. in 21 Pf. Hauptort Castelsardo, 1961 E. Wie oben: 490,087 E. in 392 Pf. — Cagliari und Sassari haben jedes eine Universität, die vom König Karl Emanuel III und unter dem Ministerium des Grafen Bogino, die erste im J. 1764 und die andere 1765 gegründet worden sind. Es befinden sich gegenwärtig zu Cagliari 18, und zu Sassari 14 Professoren. Auf erster Universität waren im J. 1822 243 Studenten, und auf der andern, in demselben Jahre, 248. Die Bibliothek von Cagliari enthält 16,000 Bände, und die von Sassari 5000. Zu Cagliari besteht eine königliche Gesellschaft der Landwirthschaft, und ein Museum der Naturgeschichte und der Alterthümer. Mit Ausnahme von Cagliari, ist in allen Diözesen die weibliche Bevölkerung stärker, als die männliche, und zwar in folgendem Verhältnisse: Ogliastra 29½ Procent. Ampurias und Civita 7½, und Sassari 4½.

*) Dause und Dauor, stumm, traurig, erschrecklich; Edda, Harbarda-Liod. Str. 5.

Französische Literatur.

Voyage du général Lafayette aux Etats-Unis, en 1824. — Reise des Generals Lafayette in den vereinigten Staaten von Nordamerika, im J. 1824. Zweiter Theil. Paris, 1825. Bei L'Huillier. Ein Band in 8 von 418 Seiten.

Diese Reise, merkwürdig in so mannigfacher Hinsicht, verdiente allerdings in der Geschichte aufbewahrt zu werden. Es war nothwendig, dieses Ereigniß in seinem Ursprunge, seiner Entwickelung und seinem Schlusse zu betrachten, und während dieser Beobachtung durch keine andere Thatsache sich von seinem Hauptzwecke abwenden zu lassen. Das vorliegende Werk erfüllt alle diese Bedingungen und leistet mehr noch, weil es die Begebenheiten der amerikanischen Revolution zugleich in ein helleres Licht stellt, und die Karaktere der Männer entwickelt, die bei derselben eine ausgezeichnete Rolle spielten. Wir finden auch eine Rede Jngersoll's, die er in einer Sitzung der philosophischen Gesellschaft hielt, und die sich allein nur mit Lafayette's Reise beschäftigt.

Des droits de l'Espagne sur ses colonies, de leur importance dans l'ordre politique, et de la garantie due à ces droits. — Von den Rechten Spaniens auf seine Kolonien, von ihrer Wichtigkeit in der politischen Ordnung und von der Garantie, die man diesen Rechten schuldig ist. Paris, 1825. Bei Boucher. Ein Band in 8. von 142 Seiten.

Plaidoyer en faveur des peuples, prononcé à la barre de la Sainte-Alliance. — Vertheidigungsrede zu Gunsten der Völker, gehalten vor den Schranken der heiligen Allianz. Paris, 1825. Bei Baudouin. 29 Seiten in 8.

Die Verfasser beider Flugschriften haben sich nicht genannt.*) Aber welche Verschiedenheit in Zweck, Gedanken, Styl und Ton! Der Erstere predigt Vertilgung durch Feuer und Schwert, unter dem Vorwande, die Legitimität, Gott, die Könige, den Altar und Thron zu vertheidigen. Er beschuldigt die ganze lebende Generation der Rebellion, und will, daß man sie vertilge. Der Andere ist ein aufgeklärter, edler, vermittelnder Mann, der die Räthe der Könige von den Wahrheiten zu durchdringen sucht, die so oft und so vergeblich immer gelehrt worden sind, und deren Hauptpunkt darin besteht, daß die Interessen der Völker und der Monarchen dieselben sind, und daß beide Theile sich verstehen müssen, um nicht ihren eigenen Schaden zu bewerkstelligen. „Christliche Könige!" ruft er aus, „macht einen Bund, einen heiligen Bund, mit den Völkern. Beseitigt jene Schmarotzerhaufen, die eure Paläste belagern, und die euch eure Kinder verbergen. Reicht diesen vertrauend eure Hände, und überall werdet ihr treue Herzen finden und den Genusses eines unendlichen Glückes euch versichern."

*) Man versichert uns, daß der Verfasser des letztern Lecombert von Lyon sei.

Englische Literatur.

Origins, or Remarks on the origin of several empires, states and cities. — Ursprung, oder Bemerkungen über den Ursprung mehrerer Reiche, Staaten und Städte. Von Drummond. London, 1825. Bei Baldwin. Zwei Bände in 8.

Der erste Band zerfällt in drei Bücher, die nach und nach den Ursprung, das Alterthum, die Größe und Bevölkerung von Babylon, die Geschichte der chaldäischen Sündfluth, den Ursprung des ägyptischen und persischen Reichs behandeln. Der zweite Band besteht aus vier Büchern, die in dreizehn Kapiteln das alte Aegypten umschließen. Es ist zu wünschen, daß dies Werk mit demselben Eifer und derselben Umsicht fortgesetzt werde, als es begonnen worden ist.

The greek revolution; its origin and progress etc. — Die griechische Revolution in ihrem Ursprunge und ihren Fortschritten; nebst Bemerkungen über die Religion und den Nationalkaraktер der Griechen. Von Blaquières. London, 1825. Bei Whittaker. Ein Band in 8. von VIII und 362 Seiten. Mit einer Karte von Griechenland.

Narrative of a second visit to Greece. — Erzählung eines zweiten Besuchs in Griechenland, enthaltend mehrere Thatsachen in Beziehung auf die letzten Augenblicke Byrons, Auszüge aus seinen Briefen, öffentliche Aktenstücke u. s. f. Von Blaquières. London, 1825. Bei Whittaker. Ein Band in 8. Mit einer Ansicht von Athen und einem Fac simile.

Das erste Werk behandelt die Geschichte der griechischen Wiedergeburt mit jener Unparteilichkeit und Umsicht, die den Bürgern Albions eigenthümlich ist. Der Verfasser entwirft zuerst eine rasche Umsicht vom gegenwärtigen Zustand des ottomannischen Reichs, von den Verührungen der Griechen mit ihren barbarischen Beherrschern, von den ersten Unternehmungen der Serbier zu Gunsten ihrer Unabhängigkeit. Er geht sodann zu den letzten Begebenheiten über, die er bis zum Ende des dritten Feldzugs mittheilt.

Außer der Reisebeschreibung enthält das zweite Werk mehrere Nachrichten über die letzten Tage By-

Digitized by Google

rons, und fünfundvierzig Briefe verschiedener ausgezeichneter Personen an den Dichter, aus denen man manches Interessante über Griechenlands Geschichte und Zustand zu entnehmen vermag.

Nordamerikanische Literatur.

The american Journal of sciences and arts. — Amerikanische Zeitschrift der Wissenschaften und Künste. Herausgegeben von Benjamin Silliman. Neunter Band, Nro. 1. (Februar 1825.)

Dies Heft einer vortrefflichen Zeitschrift ist sehr reich an geologischen, mineralogischen und naturgeschichtlichen Bemerkungen. Der Mathematik ist gleichfalls ein ausgezeichneter Platz eingeräumt worden. Einige Artikel von Twinning, Wallace und Patten zeichnen sich durch Kürze und Gediegenheit vortheilhaft aus. Einige andere von Carpenter und Dewey haben ebenfalls ihr besonderes Verdienst. Zahlreiche Korrespondenzartikel bilden einen Anhang, den man nicht ohne Interesse durchlesen kann.

Vindiciæ Hybernicæ. — Vertheidigung der Irländer. Philadelphia, 1823. Ein Band in 8. von 512 Seiten.

Das Verdienst eines Werkes zu Gunsten der Irländer, dessen Verfasser Carey ist, besteht in der einfachen Aufstellung der Thatsachen, die gewichtig genug sind, um durch sich selbst sprechen zu können. Karl I schließt einen Vertrag mit Irland ab, und bricht ihn. Elisabeth sucht den katholischen Glauben auszurotten. Alle ihre Verordnungen haben keinen andern Zweck. Man machte sogenannte Ausnahmen aufstellen, deren Unterabtheilungen an und für sich zweihundert bildeten (S. 434). Von den protestantischen Kanzeln herab wurden die Irländer beschimpft und verleumdet. Sie waren gezwungen, diese Demüthigungen mit anzuhören. Man zerstörte ihre Kirchen, man ermordete sie an ihren Altären (S. 428). Jeder Priester, der Messe las, wurde gehängt (S. 301). Dies traurige Gemälde beweiset, zu welchen Verirrungen der menschliche Geist herabsinken könne, wenn er einzig nur der Leidenschaftlichkeit gehorcht.

Russische Literatur.

Woynarowsky. Dichtung in zwei Gesängen, von Rylejew. Moskau, 1825. Bei Selivanowsky. Ein Bändchen von 64 Seiten.

Der Held des Gedichts ist eine historische Person, ein Sohn der Schwester Mazeppas. Er nahm Theil an der Verschwörung seines Oheims, und wurde nach Sibirien verbannt. Der Versbau ist leicht, fliessend und harmonisch.

Dumy, oder poetische Betrachtungen, von demselben und ebendaselbst.

Diese Betrachtungen verdienen vielmehr gereimte Merkwürdigkeiten der Geschichte genannt zu werden. Die meisten der darin enthaltenen Gegenstände sind bereits zerstreut in mehrern Zeitschriften erschienen.

Der Polarstern. Ein literarischer Almanach für 1825. Herausgegeben von A. Bestujew und C. Rylejew. Petersburg, aus der Buchdruckerei des kaiserlichen Generalstabes. Ein Band in 12. von 376 Seiten.

Dieser Almanach ist nun drei Jahre alt, und folglich noch einigermaßen unmündig, obgleich er von den besten Dichtern und Schriftstellern Rußlands gepflegt worden ist. Aber die Schuld ist nicht an ihnen, sondern an den Zeitumständen und dem damit verbundenen Zwange des Geistes. Es ist unmöglich, irgend etwas Ausgezeichnetes hervorzubringen, wenn man besorgen muß, mit jedem Worte an dieses oder jenes Vorurtheil zu stoßen, diesen oder jenen Göhen des Tages damit zu verletzen. Der Schriftsteller, der auf solche Weise zu schreiben genöthigt ist, gleicht einem Schuster, von dem man verlangen wollte, daß er Reisestiefeln mit Seide oder Baumwollengarn nähe, ohne sich des Pechdrahts dazu zu bedienen. Sein Machwerk springt auf den ersten kräftigen Tritt aus einander und ist durchaus unbrauchbar. — Die besten in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätze sind: 1) zwei Fabeln von Krylow, der Müller und der Rabe; 2) eine Dichtung, die Zigeunerin, von Puschkin; 3) Briefe über die Schweiz, von Jukowsky; 4) mehrere Novellen und andere Kleinigkeiten von Puschkin, Buratinsky, Wiasemsky und Andern; endlich 5) ein Ueberblick der russischen Literatur im J. 1824 von Bestujew.

Die Blumen des Norden. Ein literarischer Almanach für 1825. Herausgegeben von Delwig. Petersburg, aus der Buchdruckerei des Departements des öffentlichen Unterrichts. Ein Band von 359 Seiten.

Der Beifall, den der Polarstern sich erworben, hat mehrere andere ähnliche Unternehmungen veranlaßt. C'est tout comme chez nous. Eine gewisse Mnemosine, die wir die Ehre haben nicht zu kennen, und die vorliegenden Blumen des Norden sind, oder sollen die merkwürdigsten davon sein. Was diese Letztern anbetrifft, so sind mehrere Dichtungen Zeugen eines wahren Talents, das nur einer größern Freiheit bedürfte, um einen

Digitized by Google

ausgezeichneten Rang zu behaupten, das aber unter dem Gedankenzwange zur Mittelmäßigkeit herabsinken muß. Der beste prosaische Aufsatz ist der Auszug einer Reise nach dem Berge Athos im J. 1520. Die Briefe über Italien und die über die russischen Dichter von Pletnew sind nicht uninteressant. Fünf Fabeln von Krylow: Fliege und Biene, der Reiche und der Poet, die Kirchgenossen, Fuchs und Esel, und der alte Löwe, so wie die Volksgesänge der Griechen von Gnedditsch, die Volksgesänge der Servier von Ostolopow, dann mehrere Dichtungen von Puschkin, Jakowsky, Glinka, Wiasemsky u. A. dürfen nicht übersehen werden.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Neu-Orleans, Mai.

Der Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches, für den Staat von Louisiana, hat in der letzten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Durch ein Dekret vom 10 Februar 1820 hatte der Senat der Kammer von Louisiana, in Betrachtung, daß der Kodex des Kriminalgesetzes auf einem einzigen Grundsatz beruhen soll, nämlich auf der Verhütung des Verbrechens, und daß folglich alle Verstöße gegen das Gesetz in einer allgemein verständlichen Sprache genau auseinander gesetzt werden sollen, beschlossen, daß die Ausführung dieser Aufgabe einem erfahrnen Manne übertragen werde. Fünfhundert Dollars wurden zu diesem Zwecke aufgesetzt, und am 13 Februar 1821 wurde Eduard Livingston zur Vollstreckung dieser Arbeit erwählt. Ein Jahr nachher legte er den beiden Kammern einen Theil des von ihm verfaßten Gesetzbuches, und einen genauen Bericht über seine Arbeit vor, die durch einen feierlichen Akt vom 21 März 1822 vollkommen ausgetheilt wurde. Man lud den Verfasser zugleich dringend ein, seine Arbeit fortzusetzen, weshalb ihm noch eine Summe von tausend Dollars, als Entschädigung, zuerkannt wurde. Livingston hat seinen Auftrag keineswegs müßerstanden. Es handelte sich um nichts weniger, als um eine vollkommene Umschmelzung des gesammten Kriminalgesetzes, von der Strafe bis zur Prozedur, von der Rechtsführung bis zur Einrichtung der Gefängnisse. Diese Arbeit ist so bedeutend, daß er in seinem Berichte nur einen oberflächlichen Plan davon zu entwerfen vermochte. Der Kodex soll aus einer Einleitung und sechs verschiedenen Büchern bestehen.

Stuttgart, Juni.

Die innerhalb unserer Mauern bestehende Gesellschaft, der „Liederkranz", deren Zweck dahin geht, die Volksgesänge in Deutschland zu vervollkommnen, hatte schon seit mehreren Monaten ihren Entschluß angekündigt, alljährlich ein Jahresfest zu Ehren Schillers und an dessen Todestage zu feiern, so wie eine Subscription zu eröffnen, um dem unsterblichen Dichter in seinem Geburtslande ein würdiges Denkmal zu errichten. Diese Feierlichkeit hat nun erstenmal am 9 Mai in einem öffentlichen Garten, nahe bei Wilhelmsbad, statt gefunden. Die kolossale Büste Schillers, ein Werk Danneckers, wurde daselbst aufgestellt und mit Lorbeerzweigen gekrönt. Man hatte die alten Freunde des Verewigten, von Rapp, von Cotta und den berühmten Bildhauer, dessen Meisterstück der Schmuck des Festes sein sollte, zu demselben eingeladen; aber eine unabsichtlich verspätete Danneckern, daran Theil zu nehmen. Die Mitglieder des Liederkranzes, ungefähr zweihundert an der Zahl, stellten sich im Kreise rings um die Büste, und eine große Menge von Zuschauern umgab diesen. Um fünf Uhr Abends begann die Feierlichkeit mit dem Todtenmarsche der „Braut von Messina", den Schwengler in Musik gesetzt, und der ganz vortrefflich von den Künstlern der königlichen Hofkapelle ausgeführt wurde. Ein Männerchor sang nachher vierstimmig das Lied: „Ehre und heilig ist die Stunde u. s. f.", wonach der Professor Schwab ein Lobgedicht zu Ehren Schillers las. Zwei Reden in Prosa wurden darauf gehalten. In der ersten wurde gedrängt der Zweck der Gesellschaft und der Jahresfeier, die sie gestiftet hatte, angedeutet. Der zweite, von Mengel, enthielt mehrere ausgedrohte Bemerkungen über den Geist und die Tendenz der Werke Schillers. Darauf wurden neue Gesänge angestimmt, zu denen man sich Schillers eigener Dichtungen bedient hatte. Die Anzahl der Personen, die bei diesem Feste für das Denkmal unterschrieben haben, ist sehr bedeutend, so daß man die Ausführung desselben als gewiß betrachten kann.

St. Petersburg, Juni.

Der berühmte Reisende und Orientalist Bergren ist vor einigen Tagen bei uns angekommen. Er hat während den Jahren 1820, 1821, 1822 und 1823 die Türkei, Syrien, Mesopotamien, Palästina und Aegypten bereist. Er ist der Letzte, der nach Seezen, Burkhardt und dem Grafen Bitua di Monjana die prachtvollen und interessanten Ruinen von Dscheja, in der Wüste Hauraan, besucht hat. Man versichert, daß er entschlossen sei, ein französisch-arabisches Wörterbuch herauszugeben, das nicht anders als vom größten Nutzen für die Reisenden sein könnte. Unter den merkwürdigen Handschriften, die er aus Syrien mitgebracht hat, befindet sich auch „das geheime Gesetz der Druzen", das er mit Hilfe des Professors Senkowsky, mit einer französischen Uebersetzung begleitet, hier drucken lassen will.

Rom, Juni.

Die neuen Schlachtbänke der Porta del Popolo sind zu ihrer Bestimmung eröffnet worden. Der geschickte Ingenieur Martinetti hat sie nach dem Modell derer zu Paris erbaut. Das Wasser, an dem es zu Rom eben nicht fehlt, wird die Mittel darbieten, sie immer sehr reinlich zu halten. Diese Wohlthat des heiligen Vaters wird allgemein anerkannt. Dennoch behauptet man, daß unsere Jesuiten manchreies dagegen einzuwenden gefunden haben. Bis jetzt wurden die Thiere öffentlich und in den volkreichsten Straßen, wie z. B. im Corsogeschlachtet, das bravo, bravo! schrie, wenn einem Ochsen einmal zwei oder drei Fehlschläge bereitet wurden. Die Viehhändler (Mandierini) brachten die zum Schlachten bestimmten Thiere gewöhnlich bei Fackelschein, im angeleuchteten Laufe und mit wüthendem Gebrüll heraus, wobei sie dieselben mit eisernen Instrumenten verwundeten, um sie in Wuth zu setzen.

Digitized by Google

Es ist sonderbar, daß die Jesuiten ein solches Schauspiel erkaufsch finden und die Abschaffung desselben bedauern konnten. — — Man hat neuerdings Nachrichten von den Räuberfamilien erhalten, welche bestimmt sind, eine kleine Kolonie alla Mesola, an den Ufern des Po, zu stiften. Sie sind zu Terracina eingeschifft worden, und bestanden aus vierundzwanzig Männern und einer viel grossern Zahl Weiber und Kinder. Es werden ihnen Wohnungen und Ackerland angewiesen, und sie sollen das erste Jahr auf Kosten des päpstlichen Schatzes ernährt und gekleidet werden.

Alterthümer.

— Ueber die in No. 5 S. 132 der Unterhaltungsblätter d. J. mitgetheilte Inschrift, welche sich auf vier zu Pulborough, in der Grafschaft Sussex in England, entdeckten Schreinsfassuren von Blei befunden, sind uns mehrere Anderungen zugekommen, welche alle aufzunehmen uns der Raum leider nicht gestattet, von welchen wir jedoch einige anbringen und nach und nach mittheilen wollen, die uns die wahrscheinlichsten und glücklichsten zu sein scheinen. Die erste ist von Herrn G. F. Grotefend zu Mannheim, der die Inschrift:

IC.LTR. PVT. BREXARG.

auf folgende Weise entziffert, nämlich: In columna longa Trajani poteus britannicus reservatur ex argento (in der grossen trajanischen Säule wird ein Schöpfbrunnen von britannischem Silber aufbewahrt). — Er fügt hinzu, daß er vermuthet, wie Schweine (die er bei dieser Gelegenheit als Stammbilder des Nachgrabens betrachtet) zu den Zeiten der römischen Herrschaft über Britannien die Erde durchwühlt und eine Silberader entblößt haben, die man ausgebeutet, und von deren Erzeugniß man ein Gefäß verfertigt, welches sodann zum Andenken in der grossen trajanischen Säule aufbewahrt worden sei. Um auch im Lande selbst das Andenken davon zu erhalten, habe man sodann die Schweinsfiguren von Blei, mit der abgekürzten, damals sehr leicht verständlichen Inschrift, angefertigt.

— Pausanias in seiner „Atticn", Kapitel 26, spricht von einem in den Felsen gehauenen Brunnen, der sich unter dem Tempel des Erechtheus, in der Akropolis von Athen, befand, der, wie man vermuthete, salziges Wasser enthielt, und in dem ein Geräusch, wie das Brausen der vom Südwinde bewegten Wellen, hörbar sei. Lange zweifelte man daran, daß dieser Brunnen, der über tausend Jahre verschüttet sein mußte, wirklich vorhanden sei, bis er endlich 1823 von einigen Franzosen entdeckt wurde. Der Mangel an Munition, und mehr noch an frischem Wasser, hatte die Türken genöthigt, zu kapituliren. Nachdem sich nun die Griechen der Festung bemeistert hatten, beförderten sie selbst eine ähnliche Entdeckung, und da man am Fuße des Felsens einige Feuchtigkeit bemerkt hatte, so fand man nach, und fand bald eine Treppe von 150 Stufen, die in den Felsen gehauen war und zu einer Kammer führe, in welcher sich ein Brunnen eben so überflüssigen als vortrefflichen Wassers befand.

— Zu Liverpool hat sich eine Gesellschaft gebildet, um die Grabung eines Kanals mitten durch Irland zu bewerkstelligen, um dadurch die gefährliche Passage der östlichen Küste von England beim Vorabgehen Eises zu vermeiden. Man berechnet, daß alsdann die Fahrt der nach Amerika gehenden und von dort kommenden Schiffe, welche dort vorüber müssen, sich auf mehr denn 350,000 Pf. St. belaufe, was durch die Beschiffung eines Kanals vermieden werden kann; nicht zu gedenken, daß die Strecke dadurch bedeutend abgekürzt würde. Die Kosten der Erbauung dieses Kanals werden auf 800,000 St. angeschlagen.

— Zweitausend Soldaten sind in Kurland beschäftigt, einen Kanal zu graben, um die Windau mit dem Niemen zu verbinden. Ueberhaupt beschäftigt man sich jetzt in Rußland sehr viel damit, die Ströme schiffbar zu machen und sie durch Kanäle zu verbinden, so daß man bald aus der Ostsee mitten durch Rußland sich zu Wasser und nach dem schwarzen Meere begeben können.

— Ein englisches Schiff, vom Kapitän Wendell beschligt, ist bis zum 74. Grad südlicher Breite (drei Grade weiter als Cook) vorgedrungen, und hat dadurch ein dunkaus offenes Meer gefunden, woraus man die Schlußfolge ziehen will, daß es möglich sei, bis zum Pole vorzudringen; ein Unternehmen, das seinen ersten Ausführer unsterblich machen würde.

— In Amsterdam hat sich eine Gesellschaft zur Errichtung der Dampfschiffahrt zwischen dieser Stadt und Hamburg und London gebildet. Die Arbeiten an den beiden Dampfbooten haben bereits begonnen, so daß man in Kurzem von Hamburg über Amsterdam nach London in 150 Stunden (noch nicht ganz einer Woche) wird gelangen können.

— Man hat die Mondesphäre zu Philadelphia angebaut, und einen dem geringen Vorderamerem ähnlichen Wein gewonnen. In Neu-Mexiko haben sich die Weinberge immer mehr aus, und die Weine von Passo del Norte sind bereits sehr berühmt. Die kalifornischen Weine sind häufig und denen von Madera gleichkommend. Lima führt vielen eigenen gewonnenen Wein nach Peru aus. Darunter zeichnet sich der Lucumba und der Pisco vorzüglich aus. Auch die von Guanoa und Arequipa werden sehr geschätzt. In Chili ist der Weinbau schon sehr ausgedehnt. Die besten Weine sind roth und heißig, wegen von Kartaonien und Alticano. Die besten sind die von Cuyo. Alle diese Weine werden nach Buenos-Ayres und nach Paraguay ausgeführt.

— Ein Bürger von Philadelphia beschwert sich im Public blatte vom 26 April d. J. darüber, daß das Grab Franklins in einem Winkel des Kirchhofs versteckt und kaum noch zu erkennen sei. Die Marmortafel, die es überdeckt, und auf welcher nur sein Name und der seiner Frau steht, ist fast ganz überwachsen. Jener verlangt nun, daß man diesen Platz wenigstens mit einem eisernen Geländer umgebe, damit er nicht mit der Zeit gänzlich verlöst und vergessen werde.

— Um selbst an sehr feuchten und moraftigen Stellen die Häuser gegen die innere Feuchtigkeit zu bewahren, bedient man sich in Nordamerika folgenden Mittels. Man legt Ziegelplatten über die bis zur Erdfläche anliegende Grundmauer, und baut sodann weiter. Auf diese Weise wird alle Feuchtigkeit im untern Theile konzentrirt und kann nicht höher steigen.

— Die Einfuhr belief sich in Schweden im Jahr 1823 auf 3,591,690 Thaler und die Ausfuhr auf 4,506,576 Thaler.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 39. Zweiter Jahrgang 1825. 28 September.

Wahres System Europa's, in Bezug auf Amerika und Griechenland.

Von de Pradt.

Amerika beschäftigt jetzt, wie zur Zeit seiner Entdeckung und Eroberung, den ganzen Erdball. Eine neue Zukunft hat sich ihm geöffnet, und die Resultate seiner Unabhängigkeit werden gewiß noch wichtiger für Europa werden, als es die seiner Entdeckung waren. Aber noch hat die europäische Staatengesellschaft dies neue Glied nicht anerkannt, noch zögert die Politik der Kabinette, und dieser Zustand des Zweifels und der Ungewißheit hat bis jetzt noch nicht vergönnt, über diese wichtige Angelegenheit feste Grundsätze aufzustellen. Der Verfasser des „wahren Systems Europa's, im Bezug auf Amerika und Griechenland" bemüht sich, diese Grundsätze emporzuheben. Seit Langem hatte er das Schicksal Amerika's vorausbestimmt, und seine daraus gezogenen Schlußfolgen können also nichts Befremdendes haben.

„Welche außerordentliche Umgestaltung!" ruft er aus: „Beseitigt man das Recht und die Regel des Erdballs, so wie die daraus entspriessenden Thatsachen, so ergibt sich, daß der ganze Erdball sein Rechtsgesuch laut und thatkräftig macht, da, wo er nicht mehr unterdrückt ist, wie in Griechenland und Amerika, und mit leiser Stimme, oder mit Wünschen, die aus tiefstem Herzensgrunde emporsteigen, wie in Italien, Spanien, Portugal und Deutschland. — Welches ist, sagt er ferner, hin, welches ist der Zweck der ganzen irdischen Schöpfung? Der Mensch. Alle Rechte geben also von ihm aus und kehren zu ihm zurück. Er ist das erste ursprüngliche Recht, alles Andere hängt von ihm ab, ist den Abänderungen unterworfen, die er für gut erachtet, und über die er mit seinen Nebenmenschen einverstanden ist.

„Lassen wir die Worte dahingestellt sein, mit denen man so viele Gegenstände umschleiert und so viele Gemüther betört, und setzen wir das Recht des Kolonial-Eigenthums (das einzige, welches Spanien auf Amerika hat) auseinander, wie es ist, nämlich: „eine gegenseitige Amnistie, welche die Europäer für das Unrecht des Titels ihrer Beherrschung über schwächere Menschen und Länder, als sie selbst, sich gegeben haben." Aber dieses Recht kann so lange nur geltend sein, als die Gewalt, durch welche es erworben worden ist, vorherrschend bleibt. Die Rechte der Nachkommen der Soldaten Pizarro's und Cortez waren freilich nicht ganz dieselben, als die Rechte der eingebornen Peruaner und Amerikaner; aber werden die Rechte der Letztern dadurch im Geringsten beschränkt? Und wäre nur ein Einziger von diesen im ganzen Erdtheil übrig geblieben, so hätte er das unumstößliche Recht, sein geraubtes Gut wieder zu nehmen, wenn sich Zeit und Gelegenheit dazu darbieten. Der Eingeborne benutzt jetzt dazu den Arm des Kreolen, und der Kreole bekämpft Spanien als tirannisch und die Verpflichtungen der menschlichen Verbindungen nicht erfüllend. Alle beide treten also in das ursprüngliche Recht zurück, obgleich auf verschiedenem Wege."

Man kann die amerikanische Revolution aus zwei

Digitized by Google

Hauptursachen herleiten: 1) Amerika's eigene Hilfsquellen; 2) Spaniens Betragen in Hinsicht auf Amerika. Was den ersten Punkt anbelangt, so waren alle Vortheile auf Seiten Amerika's. Es zählte über fünfzehn Millionen Seelen, Spanien dagegen kaum elf Millionen, wozu man noch die ungeheure Ländergröße des Ersteren und die Wahrscheinlichkeit einer raschen Bevölkerungszunahme rechnen darf, ein Vortheil, den Letzteres nie in solchem Maaße erhoffen kann. Amerika's Reichthum ist im Innern, der Spaniens rührte fast allein nur von seinen Kolonien her. Unterricht und Aufklärung waren eben nicht minder zu Mexiko, Lima, Buenos-Ayres und Caraccas, als zu Madrid, Cadix und Salamanca. Das Uebergewicht war also auf Seiten Amerika's, und es war unmöglich, daß es länger noch vom Mutterlande abhängig bleiben konnte. In demselben Augenblicke, wo es fühlbar wurde, war die Revolution schon da. Die zweite Ursache wurde ein kräftiger Hebel zur neuesten Gestaltung der Dinge. Als Spanien sich ein hundertmal größeres und stärkeres Land, als es selbst war, durch die Gewalt der Waffen zugeeignet hatte, verdammte es sich selber, dieses Land zu unterdrücken. Es sagte zu sich selbst: Amerika ist groß, reich, bevölkert. Bliebe es das und käme die Aufklärung noch dazu, so würde es unmaßgeblich mein Joch abschütteln und sich frei erklären; damit also mein Reich von Dauer sei, muß es arm und entvölkert werden und unwissend bleiben. In diesen wenigen Worten ist das ganze Kolonialsystem der spanischen Regierung enthalten.

Diese große Revolution hat also ihren Ursprung weder in dem revolutionären Geiste des Volks, noch in dem Ehrgeize einzelner Menschen, sondern durchaus in der Natur der Dinge, gefunden. Aber das kann der Parteigeist nicht begreifen, und eben deshalb ist diese große Begebenheit mit eben so vieler Leidenschaft als Unwissenheit bestritten worden. Spanien scheint die unermeßlichen Vortheile nicht zu kennen, die England durch die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten gewonnen hat. Seit diesem Zeitraum ist sein Handel viermal stärker geworden, als er früherhin war, und seine Macht ist konzentrirter, als sie je unter den vorher obwaltenden Umständen hätte sein können. Ueberdauert sind die Vortheile, welche ganz Europa durch die amerikanische Revolution gewinnen konnte, so auffallend, daß selbst die entschiedensten Gegner derselben sie nicht abstreiten können. Deshalb ist die Verzögerung der anerkennenden Maasregeln, der dadurch hervorgebrachten Umgestaltung auch ein Uebel, welches der europäische Kontinent tief empfindet, um so mehr, da sein dringendstes Bedürfniß nur allein einer ertelen Theorie zum Opfer dargebracht wird. Diese traurige Verirrung der Politik benuhend, reißt England alle die unermeßlichen Vortheile an sich, die ihm jene großen Länder- und Völkermassen darbieten. Es setzt die Erzeugnisse seiner Industrie zu den möglichst höchsten Preisen ab, weil es keine Konkurrenz befürchten darf, und gibt ganzen Nationen ausschließlichen Geschmack und Vorliebe für dieselben. Es bestimmt und leitet alle Handelszweige und legt seine Kapitalien auf eine Weise an, daß sie in sehr kurzer Zeit sich verdoppelt, ja selbst verdreifacht haben werden. Erhalten endlich die andern Völker auch die Bewilligung, ihr natürliches Recht auszuüben, so ist schon Alles geschehen, und sie kommen viel zu spät.

Englands Seemacht beherrscht jetzt den ganzen Erdball. Wenn einst einmal eine andere ähnliche Macht sich ihm gegenüberzustellen vermag, so wird es allein die Amerika's sein. Die ungeheure Ausdehnung der Küsten, die Menge der Hafen, die großen Ströme, welche in allen Richtungen das Festland durchschneiden, selbst die dereitzelte Lage der neuen Welt, alles das bestimmt voraus, daß es eine furchtbare Seemacht bilden werde. Welche Schlußfolgen lassen sich aus diesen Betrachtungen ziehen! Aber man darf sie nur andeuten, um auf den verhängnißvollen Fehler hinzudeuten, den Europa macht, indem es durch seine Theoriebeharrlichkeit aus England und Amerika nur ein Ganzes macht. Uebrigens ist dieser Fehler nur allein der der Kabinete, denn die öffentliche Meinung Europa's täuscht sich über diese ernste Frage nicht mehr.

Hat nun Europa das Recht, sich in die amerikanischen Angelegenheiten zu mischen, oder nicht? Es handelt sich hier nicht um die Schwierigkeiten (wir wollen nicht sagen: um die Unmöglichkeit) eines Angriffs von Seiten der europäischen Mächte, sondern allein nur um eine gesellschaftliche Frage, deren Erläuterung wir anheim gestellt sein lassen müssen. Stützen wir uns allein auf das, was der Verfasser darüber sagt: „Europa hat nicht das Recht, sich in Amerika's Angelegenheiten zu mischen, 1) weder unter'm Vorwande der Entschädigung; 2) noch unter'm Vorwande der Revolution; 3) noch unter'm Vorwande einer allgemeinen moralischen Anlechung. Es hat also seinerseits nicht das geringste Recht dazu. Aber dieser Mangel des Rechts zieht nicht den des Willens nach sich.“ Dieser Gegenstand wird in einem Kapitel behandelt, welches unsere Leser im Werke selbst lesen müssen, weil es uns nicht vergönnt ist, einen gedrängten Inhalt desselben hier mitzutheilen. Nach dem Allem ergibt sich von selbst, welches das „wahre System Europa's, im Bezuge auf Amerika,“ sein sollte, und welches es leider nicht ist.

Die vier folgenden Kapitel sind Griechenland gewidmet; aber diese zweite äußerst wichtige politische Frage wird vom Verfasser viel weniger gründlich, als

Digitized by Google

die erste, behandelt, obgleich die Grundsätze und die Ansicht der Gegenstände auch hier dieselben sind.

Ankunft der englischen Reisenden Denham und Clapperton zu London.

Diese interessanten Reisenden haben vor Kurzem den Boden ihres Vaterlandes betreten, und zwar nach einer Abwesenheit von fünf Jahren, die sie mitten unter den Barbarenstämmen, welche das Innere Afrika's bevölkern, zugebracht haben. Ihre Rückkehr ist um so ausserordentlicher, da selten die Europäer dem mörderischen Klima jener Gegenden, welche sie bereiset haben, zu widerstehen vermögen. Sie haben noch vor ihrer Abreise von Bornu die Gewißheit erlangt, daß der Tsad ein großer See süßen Wassers ohne Abfluß sei, und daß zwei große Ströme sich in ihn ergiessen, von denen der östliche, der Schary, seine Quellen in derselben Gebirgskette, als der weiße Nil, hat. Sie bestätigen ebenfalls die schon früher aufgestellte Meinung, daß zwischen Kano und Nosse keine Verbindung zu Wasser zwischen Kano und Nosse stattfinde. Kano liegt unterm dreizehnten Grad nördlicher Breite und unterm neunten östlicher Länge. Eine andere Stadt, Namens Sakkatu, liegt unterm zwölften Grade nördlicher Breite und unterm fünften östlicher Länge. Diese letztere ist der Hauptort einer großen Nation, die bis jetzt ganz unbekannt war. Der König derselben, Namens Bello, empfing die beiden Reisenden sehr wohl, die nicht wenig erstaunt waren, zu sehen, daß dieser Monarch sehr viel englisches Geschirr, vorzüglich Fayence, besaß. Er versicherte, es von den Bewohnern von Benin erstanden zu haben. Sein eifrigster Wunsch ging dahin, mit den Engländern Handelsverbindungen anknüpfen zu können. Das Land war im Allgemeinen sehr fruchtbar und sehr beerdenreich. Die Reisenden haben vernommen, daß der Joliba, oder der Strom von Timbuktu, nach Südost bis Nosse strömt und von da nach Süden, bis er sich in den Meerbusen von Benin ergießt. Die Landeseingebornen nahmen die Reisenden überall sehr zuvorkommend und gastfreundschaftlich auf. Sie haben selbst von ihnen viele Geschenke erhalten, die jetzt nach England gebracht werden, und unter denen sich fünf lebendige Strauße und ein sehr schönes Roß befinden, welches einer der Fürsten des Landes für den König von England bestimmt hat.

Russische Sittentafel.

Der Unabhängige.

Ein Unabhängiger in Rußland! — nicht wahr, das klingt paradox genug? Aber wenn ich einen jener Männer mit langem Bart, die man gewöhnlich Plotnik nennt, erblicke, der, seine Axt über der Schulter, ruhig einherschreitet, und mit Ernst und Gleichmuth um sich schaut, so kann ich nicht umhin, zu mir selbst zu sagen: das ist ein unabhängiger Mensch. Zuvor muß man jedoch wissen, daß ein Russe und seine Axt beinahe Alles thun kann, was bei seinen gewöhnlichen Beschäftigungen sich ihm auch darbieten mag. Sie dient ihm als Hammer, als Säge, als Zange, als Hobel, und im Nothfalle selbst als Scheere. Man mag einen Arbeiter zu diesem oder jenem Geschäfte verlangen, er wird nie anders, als mit seiner Axt erscheinen. Für Jemand, der ein Land durchreist, in welchem die Künste und Handwerke bereits die Vervollkommnung der Instrumente sich erfreuen, ist diese Einfachheit um so überraschender und auffallender. Der Russe bedient sich der Säge selten oder nie, und Bretter oder andere Gegenstände werden von ihm mit einem Schlage seiner scharfen Axt durchschnitten. Er wendet sie um, wenn er Nägel einzuschlagen hat, und bedarf dazu des Hammers nicht. Kurz, Alles, was er damit nur immer zuwege bringen kann, und was freilich ein Anderer als er nicht so gut ausführen könnte, wird von ihm auf's Beste bewerkstelligt.

Eine gewisse Gleichheit findet in den Handwerken statt. Man kann den Meister nicht von dem Gesellen, und diesen nicht von dem Lehrling unterscheiden. Weder das breite Schurzfell, noch der mit Silber beschlagene Maaßstab, bezeichnen seinen Grad. Es gibt hier keine Zimmermanns- oder Maurer-Aristokraten. Alle Handwerker haben beinahe dieselbe Tracht, das heißt, die des Bauernstandes. Der Kohlen- oder Steinoder Holzstaub allein, der die Kleidung bedeckt, unterscheidet die verschiedenen Zweige der arbeitenden Klassen. Diese Kleidung besteht aus einem groben Hemde und einer weiten Leinwandhose. Der Künstler, der eine Statue meißelt, und der Taglöhner, der Holz spaltet, haben Stück für Stück dieselbe Tracht, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Erste darauf in seiner Werkstätte ist, und sein Lager auf der nackten Erde aufschlägt, dahingegen der Andere beschaben ist, und seine Ruhestelle auf dem kleingehackten Holz findet.

Nichts ist einfacher, als das Gestell des Maurers oder des Zimmermanns bei Erbauung und Ausbesserung eines Hauses. Ein Balken wird gegen das Gebäude gelehnt, und einige Einschnitte darin mit des Axt ausgehauen, um als Leiter oder Treppe zu dienen. Der Arbeiter klettert hinauf, hält sich mit der einen Hand daran fest, und bessert mit der andern aus. Ist das Haus zu hoch, so daß er auf diese Weise nicht bis zum dritten oder vierten Stockwerk gelangen kann, so befestigt er einen Strick am Dachstuhl, umschlingt da-

Digitized by Google

mit ein Stück Holz, ſetzt ſich darauf, und läßt ſich langſam hinab. Auf dieſelbe Weiſe haſpelt er ſich auch wieder hinauf.

Eines Tages befand ich mich bei einem reichen Kaufmann, der eben einen Vertrag mit einem Stubenmaler wegen Verzierung eines großen Saals abſchloß. Ich war neugierig zu ſehen, auf welche Weiſe ſich dieſe bärtigen Künſtler bei ihrer Arbeit benehmen würden. Mit Bewilligung des Hausherrn fand ich mich kurz vor ihnen am beſtimmten Tage ein. Sie erſchienen; aber noch war kein Gerüſt aufgeſchlagen und noch nicht die geringſte Vorbereitung zu ihrer Arbeit getroffen worden. Wie werden ſie die hohe Decke erreichen? fragte ich mich. Fliegen können ſie doch wenigſtens nicht. Aber wie hätten ſie der Flügel bedurft, wenn noch andere Hilfsmittel ſich ihnen darboten? Sie legten zuerſt ihre Pinſel und Farben ab, eilten ſodann in den Hof und in die Remiſen, brachten alte Tonnen herbei, auf die ſie Stühle ſtellten, und auf denen ſie eine Art von Brücke mit zwei oder drei über einander gelegten Brettern erbauten, die mehr als hinlänglich zur Ausführung ihres Unternehmens waren. Sodann ſchritten ſie raſch und eifrig ans Werk, und in drei Tagen war der Saal, mit einer ſeltenen Eleganz, vollkommen ausgemalt.

Vor Kurzem ließ ich einen Glaſer zu mir rufen, um einige zerbrochene Fenſterſcheiben zu ergänzen. Ein blutjunger Menſch erſchien und begann ſeine Arbeit mit eben ſo großer Fertigkeit als Haſt. Auf einmal hielt er inne, und ſpähte nach etwas umher. Ich erfuhr, daß er ſein Inſtrument, das Glas abzubrechen, vergeſſen habe, und daß ſeine Werkſtätte ziemlich weit entfernt ſei. So gern ich auch gewollt hätte, ſo wußte ich ihm doch keinen andern Rath zu geben, als den, ſein Werkzeug zu holen. Er ſchien ungeduldig über meine Rede, ergriff einige Schlüſſel und ſuchte damit das Glas abzubrechen. Aber auch dieſes Mittel wollte nicht gelingen. Plötzlich, und als ich mich eben abgewendet hatte, um noch ein anderes Inſtrument zu ſuchen, hörte ich ihn das Glas raſch bearbeiten. Ich kehrte zurück, und ſah, wie er die Scheibe im Munde hatte, und ſie — am Diamantenſchnitte entlang, mit den Zähnen gleichſam benagte. Das Geräuſch des zermalmten Glaſes zwiſchen ſeinen Kinnladen zwang mir einen unwillkührlichen Schauder ab. „Unſinniger!“ ſchrie ich, „du wirſt dir Zunge und Lippen zerſchneiden.“ — Nebos, entgegnete er ruhig, ſpie ſeitwärts die Glasſcherben aus, und zeigte mir lachend ſein unverletztes Eiſenbeingebiß.

Ich konnte noch manches ähnliche Beiſpiel der Unerſchrockenheit der Ruſſen anführen, ich könnte mich weitläufig über einen Gegenſtand auslaſſen, der zu beweiſen im Stande wäre, daß es dem Bewohner des hohen Norden nur an Unterricht und an Selbſtkenntniß ſeiner Kraft und Stärke gebricht, um der unabhängigſte Menſch auf der ganzen Erde zu ſein; aber was läßt ſich, nach dieſem Beiſpiele des zermalmten Glaſes, darüber noch Stärkeres und Bezeichnenderes hinzufügen?

Die Wohlthätigkeitsanſtalten in London.

Nicht hart ſei gegen Arme und Unglückliche.....
..... denn du biſt ein Menſch.
Euripides.

Bei vierhundert Geſellſchaften, die in der Abſicht zuſammengetreten ſind, die arme, leidende Menſchheit zu unterſtützen, und ihr die Laſt des mühſeligen Lebens einigermaßen zu erleichtern, befinden ſich in der großen Stadt London. Sie theilen ſich in mehrere Klaſſen, von denen die erſte ſiebenunddreißig Geſellſchaften für den „religiöſen Unterricht“ begreift. Die merkwürdigſten davon ſind die der Geſellſchaften „zur Verbreitung des Chriſtenthums“, die im J. 1699 geſtiftet wurden, die „britiſchen und fremden Bibelgeſellſchaften“, die „für die Matroſen der Kauffahrteiſchiffe, und des Hafens von London“, und die „zur Bekehrung der Juden“, die 1808 geſtiftet wurde, und die zugleich eine Probe von dem Eifer der Engländer für den Proſelytismus iſt. Dieſe Geſellſchaft hat eine Kapelle und zwei Schulen für die Knaben und Mädchen erbauen laſſen, in denen die Kinder ernährt, gekleidet und gänzlich von ihren Aeltern oder Verwandten entfernt werden. Man ſollte daraus ſchlieſſen, daß die Kinder gegen den Willen ihrer Erzeuger in der chriſtlichen Lehre unterrichtet werden, oder daß man das Elend derſelben benutzt, um ihnen ihre Bewilligung abzunöthigen. Es iſt traurig, daß man, ſelbſt bei dem beſten Willen, hier die Vergeſſenheit einer weiſen Toleranz entdecken muß. Es will uns bedünken, daß man nicht in ſolchen Mitteln, ſondern in der einzigen, überzeugenden Wahrheit der Lehrſätze eine unerſchöpfliche Hilfsquelle aufſuchen ſollte, und daß man ſie dort gewiß entdecken würde. Auſſerdem verdient dieſe Geſellſchaft vieles Lob, weil ſie den ärmern Iſraeliten, die noch zu arbeiten im Stande ſind, Beſchäftigung gibt, die Kranken dieſer Religionsſekte beſucht und unterſtützt, und ſich beſtrebt, einen Geiſt der Nachforſchung über religiöſe Gegenſtände bei denen zu verbreiten, die man als die Aufgeklärteſten und Erſten dieſes Volksſtammes betrachten kann.

Die zweite Klaſſe beſteht aus den Anſtalten, deren Zweck iſt, den armen Weibern bei ihrer Niederkunft die nöthige Hilfe darzubieten. Es gibt deren vierzehn. Die „allgemeinen Spitäler“ werden durch jährliche Subſkriptionen unterhalten. Ihrer ſind neun an der

Digitized by Google

Zahl, und sie bilden die dritte Klasse. Die Stadt hat mehrere andere, sehr reich dotirte, die der Subskription nicht mehr bedürfen. Zur vierten Klasse gehören die „Spitäler für besondere Uebel", deren man achtzehn zählt, und die für Augenkranke u. s. w. bestimmt sind. Die vier folgenden Klassen begreifen die „Nationalschulen", die „Sonntagsschulen", die „Wohlthätigkeits- und Armenschulen", und die „Industrieschulen." Ihre Zahl ist sehr bedeutend, und jeder Pfarrsprengel hat seine eigenen, so daß es wenig oder keine Kinder zu London gibt, die nicht irgend einen nützlichen Unterricht geniessen. Unter den Industrieschulen, für die, ihrer eigentlichen Bestimmung nach, dieser Name nicht recht passend ist, zeichnen sich vorzüglich das „Findelhaus, die Londonergesellschaft für die Erziehung der Unmündigen, das Waisenhaus, der Schuldthurm u. s. w." aus. In einer andern Abtheilung sind sechsunddreißig Gesellschaften begriffen, welche hier namentlich anzuführen zu weitläufig sein würde, und die mehrere Schulen und Zufluchtshäuser unterhalten, welche Handwerker von allen Professionen in sich aufnehmen.

Zehn Gesellschaften „philanthropischer Verbesserungen" bilden die zehnte Klasse. Mehrere davon sind sehr wichtig, sowohl ihrer Bestimmung, als der Dienste wegen, die sie bisher geleistet haben. Eine davon verdient vorzüglich ausgezeichnet zu werden. Sie nennt sich die „Gesellschaft zur Unterdrückung der Bettelei", und beschäftigt sich unablässig mit der Nachforschung nach den besten und kräftigsten Mitteln, die Seuche der Bettelei, nebst allen ihren immoralischen Folgen, zu unterdrücken, weshalb sie diejenigen verfolgt, die eine Art von Gewerbe von der Bettelei machen, und die Andern schnell und kräftig unterstützt, die wirkliche Unglücksfälle ins Elend gestürzt haben. Die „Gesellschaft zur Verbesserung der Strafhäuser und der jungen Verbrecher" schickt ihre Mitglieder in die Gefängnisse, beschäftigt sich mit der Vervollkommnung ihrer Einrichtung und der Reform der Verhafteten. Das Zufluchtshaus für die jungen Gefangenen ist nach einem ausgedachten Plane eingerichtet worden, und wird vom besten Geiste dirigirt. Man verdankt der „philanthropischen Gesellschaft" eine ähnliche Anstalt. Einige Personen haben die Probe eines übel verstandenen Eifers in der „Gesellschaft für die Unterdrückung des Lasters" zu sehen geglaubt, deren Zweck darin besteht, diejenigen vor Gericht zu verfolgen und bestrafen zu lassen, die gottesläßerliche Bücher, oder solche herausgeben, die gegen Moral und Religion sündigen. Die beste Art, dergleichen Schriften gänzlich abzuschaffen, würde die sein, den falschen Lehren, die sie enthalten können, die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der von ihnen angegriffenen entgegenzusetzen. Die Verfolgung hat nie den Triumph der Verfolger nach sich gezogen, was durch Zeit und Geschichte endlich so klar bewiesen sein sollte, daß man nicht mehr in solche Mißgriffe verfallen dürfte. Man könnte sich nächstdem vielleicht einige Bemerkungen über die „Gesellschaft zur Verfolgung der betrügerischen Schuldner, und zur Verhinderung ihrer Befreiung" erlauben, die moralisch genug sein würden, die uns aber nicht hierher zu gehören scheinen.

Zur eilften Klasse werden vierundzwanzig Gesellschaften „zur Unterstützung der Unglücklichen" gerechnet; zur zwölften einundzwanzig Gesellschaften „zur Vertheilung von allerlei Hilfsmitteln in Krankheiten der Armen, Gefangenen u. s. w."; zur dreizehnten acht Gesellschaften „zur Aufnahme der Verlassenen"; zur vierzehnten mehrere Gesellschaften „zum gegenseitigen Beistande"; zur fünfzehnten mehrere andere „zur örtlichen Wohlthätigkeit in den Distrikten der Gesellschaften", endlich zur sechszehnten die „Gesellschaften öffentlicher Natur." Die dazu gehörenden Anstalten sind sehr von einander unterschieden. Die afrikanische Anstalt, die Gesellschaft des Friedens, die zur Vervollkommnung der Künste, der Manufakturen, des Handels, die Linnäische Gesellschaft, die Gartenpflege-Gesellschaft, und viele andere, achtunddreißig an der Zahl, gehören zu dieser Klasse.

Von der moralischen Vervollkommnung, oder der Selbsterziehung.

Von Degerando.

Die Wissenschaft der Moral, obgleich sie den Menschen am allernächsten betrifft und ihm am wichtigsten sein sollte, ist dennoch eben die, an welche man sich am leichtesten gewöhnt, und die man eben deshalb am ersten übersieht. Man verweilt mit Wohlgefallen darauf, was uns am meisten wissenswerth scheint, jener erste Instinktunterricht, der einen innig verschmolzenen Theil unsers Seins ausmacht, oder jene oberflächlichen und verworrenen Angaben, die man von ungefähr mitten unter der Bewegung der Geschäfte und dem Getümmel des äussern Lebens aufhascht. So sieht man viele Menschen sich in den Zirkus der politischen Angelegenheiten stürzen, ohne daß sie von der Theorie der Moral oder der öffentlichen Oekonomie je sich Rechnung abgelegt haben. In der Aufgeblasenheit ihrer Unwissenheit beloben sie sich selbst, den Abstraktionen sich nicht zu überlassen oder den allgemeinen Ideen sich anzuneigen.

Das Werk Degerando's zerfällt in drei Abtheilungen, welche „die Natur der moralischen Fakultäten, ihre Verwendung und ihre Kultur" behandeln. Der Gesammtzweck ist: das menschliche Leben als eine

Digitized by Google

große und beständige Erziehung darzustellen, die nie auf demselben Punkte verweilt, so lange sie noch eine Zukunft vor sich hat, welche die Vernunft selbst über dieses irdische Dasein ausgedehnt hat. Der Zweck dieser Erziehung ist die Selbstvervollkommnung, die immer dieselbe bleibt, der Mensch befinde sich auch in dieser oder jener gesellschaftlichen Stellung, so lange sie mit den äussern Umständen übereinstimmt, in deren Mitte er sich befindet.

Es sind fünf Hauptheel des Willens, fünf Ordnungen der moralischen Eigenschaften verschiedener Natur und eigener Bestimmung, nämlich: „Sinnen leben, Gefühlleben, inneres Leben, moralisches Leben, religiöses Leben. Die Entwickelung dieser Sätze ist mit Umsicht und trefflicher Beobachtung dargestellt. In der zweiten Abtheilung sind die Früchte der Liebe zum Guten, die der Selbstbeherrschung und ihrer Harmonie behandelt werden. Das dritte Buch endlich ist der Kultur der moralischen Fakultäten gewidmet. Der Mensch wird als sein eigener Herr geboren, und durch Selbststudium, Wachsamkeit über sich selbst, Festigkeit, Ordnung und Ruhe kann er diese Herrschaft sich erhalten. Leider findet dieser Fall selten genug statt.

Die Zigeuner in der Moldau.

Der alte Menschenstamm, den man gewöhnlich Zigeuner nennt, weil dieser Name von ihm selbst angenommen worden ist, hat in seiner üblichen Sprache mehrere Worte, die aus Ostindien, Persien, Polen, Deutschland und dem alten Rom herstammen, wodurch eine, allen den Völkern, welche jene Länder bewohnen, sich nähernde Abstammung angedeutet zu werden scheint. Aber eben dieser Thatsache zufolge können sie auch eben so gut von den Sigynnä, als aus Lndostan abstammen, oder um deutlicher zu sprechen, die beiden Ursprünge sind im Grunde nur ein und derselbe, denn die alten Sigynnä waren vielleicht Indus, wie die Sindi und einige andere Völker des Pont-Eugin gewesen zu sein scheinen. Demzufolge ist es interessant genug, zu wissen, daß die Zigeuner in der Moldau sich in vier besondere Kasten zertheilen, welche folgende Namen und Eigenschaften haben.

Erstens, die Lingurary, oder Bleilöffel-Fabrikanten, die Handel mit kurzen Waaren treiben, aber sich zugleich auch mit dem Ackerbau beschäftigen. Diese Kaste ist die zahlreichste von allen. Die Rudasch, oder Goldwäscher, die zugleich Zimmerleute sind, gehören ebenfalls zu ihr.

Zweitens, die Ursary, oder Musikanten, die auf dem Lande umherziehen und in ihrem Gewerbe ziemlich geübt sind.

Drittens, die Lagasch, oder Schmiede, die neben andern Handwerken auch das der Beutelschneiderei und Straßenräuberei aus dem Grunde verstehen.

Viertens, die Burkasch, eine Art Parias, die nicht unter Zelten leben, sondern unter freiem Himmel schlafen, oder wo sie nur irgend ein Obdach finden. Sie ernähren sich meistentheils von Wurzeln, wildem Honig und dem Fleisch gefallener Thiere.

Dieselbe Abtheilung findet auch in der Wallachei statt, und die Zahl der Zigeuner beläuft sich in den beiden Fürstenthümern ungefähr auf 70,000 Seelen.

Man glaubt. — Man glaubt nicht.

Man glaubt, daß die Wärme des Gefühls mehr werth ist, als die Trockenheit des Geistes; aber man glaubt nicht, daß die Gleichgültigkeit, bei welcher Gelegenheit und Veranlassung es auch immer sein mag, so gefährlich sei, als die Uebertreibung.

Man glaubt, daß es möglich sei, einen boshaften Menschen, wenn er nur irgend ein Fünkchen Geist hat, zur Vernunft und zur Rechtschaffenheit zurückzuführen; aber man glaubt nicht, daß dieser Fall jemals bei einem boshaften Narren eintreten könne.

Man glaubt, daß es Menschen geben könne, die genossene Wohlthaten mit Undank vergelten; aber man glaubt nicht, daß eines Nichtswürdigen wegen die Tugend der Gastfreundschaft beschränkt werden müsse.

Man glaubt, daß Jedermann das Recht habe, über diesen oder jenen Gegenstand seine unverhehlte Meinung zu sagen; aber man glaubt nicht, daß dieser Urtheilsspruch einem Pasquill gleichen dürfe.

Man glaubt, daß vor dem literarischen Richterstuhl, so gut wie vor jedem andern, Unparteilichkeit und Strenge herrschen solle; aber man glaubt nicht, daß es dem Richter erlaubt sei, mit Koth um sich zu werfen.

Man glaubt, daß ein Rezensent, dem es mehr darum zu thun ist, sein Publikum zum Lachen zu bewegen, als es zu unterrichten, weniger nützlich als schädlich sei; aber man glaubt nicht, daß zwischen ihm und einem Harlekin ein besonderer Unterschied statt finde.

Man glaubt, daß ein Verleumder unter den Menschen das sei, was die Viper unter den kriechenden Thieren ist; aber man glaubt nicht, daß ein solcher Elender viele Freunde und Bewunderer habe.

Man glaubt, daß in einem zivilisirten Lande ein Lehrer seinen Schülern zum Muster und Vorbild gereichen könne; aber man glaubt nicht, daß ein Raufbold, ein Säufer, ein ungesitteter Mensch ein gutes Muster und Vorbild der Jugend sei.

Man glaubt, daß es sehr gut wäre, wenn man auf den ersten Blick den Guten von dem Schlechten

Digitized by Google

zu unterscheiden vermöchte; aber man glaubt nicht, daß es anwendbar sei, einem jeden Schurken die Ohren abzuschneiden, weil — — —

Wie man das Glück verlieren kann.

Feh-Ali-Knurr hatte das Unglück gehabt, sehr glücklich geboren worden zu sein; er war nämlich taub und stumm, blind und lahm, gefühllos und buckelicht, arm und von geringer Herkunft. Man muß gestehen, daß ein Mensch von der Natur nicht leicht mehr vernachlässigt sein konnte, als er. Sein Oheim Nack-Barack nahm ihn aus muselmännischem Mitleiden zu sich, und seine älteste Tochter pflegte ihn mit eben so vieler Geduld als Ergebenheit. Jedermann hatte Mitleiden mit dem Elenden, und Niemand verspottete ihn, weil die ächten Muselmänner glauben, daß es eine große Sünde sei, den zu hohnnecken, den der Himmel geschlagen hat, und daß man im Gegentheil, wenn man sich seiner annehme, das Paradies, nebst achthundert Huris, eine immer schöner als die andere, obendrein gewinnen könne. Dieser Glaube war vorzüglich allgemein in der Stadt, in welcher Feh-Ali auf die Welt gekommen war, ohne das Licht derselben erblickt zu haben, und als derselbe ein wenig groß (nämlich für seine Statur) geworden war, bildete sich das Volk ein, daß er wohl gar ein Sanir oder ein Heiliger sein könne, weil er mit Niemandem sprach, auf Niemand hörte, Niemandes Nähe verspürte und außerdem noch sehr sanft, sittsam, züchtig und in sein Schicksal ergeben sei.

Bald wurde er nun allgemein als ein Erwählter des Propheten verehrt. Ein Derwisch, der am meisten zur Heiligerklärung des Unglücklichen beigetragen hatte, vermachte ihm sein ganzes Vermögen, das in allerlei altem Geräth und einem Nachttopfe voll Nissen oder halben Zermahbuds*) bestand. Bald darauf zog ihm ein geschickter Arzt aus Bagdad seine Säbelbeine grade und hängte ihnen ein Supplement oder einen hölzernen Appendix an, mit dem er ganz bequem fortkriechen konnte. Durch mehrfache Laranzen und Bomitive verschaffte er ihm auch zugleich eine Art von Gefühl. Man schrie Wunder über Wunder, und obgleich er bei allem dem sich nicht sonderlich viel Mühe gegeben hatte, so war man doch fest überzeugt, daß er das Alles durch eigene Kraft und durch eigenes Gebet bewirkt habe. Man erbauete ihm ein eigenes Haus, schmückte es auf Kosten der Gemeinde aus, setzte den armen Mann hinein, bekleidete, nährte und ehrte ihn, wenn auch nicht wie einen Kalifen, doch wenigstens wie seinen ersten Vezier, und der nach und nach zur Vernunft kommende Feh-Ali bildete sich ein, daß die Menschen, die ihn so uneigennützig verpflegten, wahre Engel seien.

Zur Vermehrung seiner Zufriedenheit wurde ihm plötzlich das Licht seiner Augen eröffnet. Acht Tage nachher vermochte er zu hören und vierzehn Tage später konnte er bereits einige Worte aussprechen. Man unterhielt sich in der ganzen Stadt von nichts anderm, als von diesem Wunder, und alle Welt drängte sich zu dem Mann, an dem Allah so Großes gethan hatte. Die Kranken wurden zu ihm getragen, und sie fühlten sich bei seinem Anblick und durch sein Händeauflegen vollkommen genesen. Aber ach! mit demselben Augenblicke, wo sich das Unglück des armen Mannes beendete, verschwand auch sein Glück.

Eine offene Glaubensschlacht zwischen zwei religiösen Sekten war das erste Schauspiel, das sich seinen Blicken darbot. Zwei Brüder zankten sich über das von ihrem Erzeuger nachgelassene Erbe, und schritten selbst in seiner Gegenwart zu offenen Gewaltthätigkeiten gegen einander. Er bemühete sich, in wenigen Worten seinen Schmerz und sein Erstaunen über diese beiden Begebenheiten zu bezeugen. Je mehr er von nun an hörte, je mehr er sah, je mehr er sprechen konnte, um so nachdrücklicher beklagte er sich über die Verworfenheit der Einen, über die Bosheit der Andern und über die Erbärmlichkeit Aller zusammengenommen. Anfänglich sah man ihn mit großen Augen an, schüttelte nach und nach den Kopf und hatte ihn endlich eben so sehr, als man ihn vorher geliebt und verehrt hatte. In einer schönen Winternacht, als er eben im ersten Schlummer lag, legte das Volk Feuer in sein Haus, und er kam in den Flammen auf das allerelendeste um. So wahr ist es, daß das sicherste und unfehlbarste Mittel, die Menschen zu hassen und von ihnen gehaßt zu werden, darin besteht, daß man sie zuerst für gut und vernünftig halte, und ihnen sodann ungescheut die Wahrheit sage.

Man lieset in Gulistan, daß ein kleiner, schwarzer Stein noch heute sich an dem Orte befinde, wo das Haus Feh-Ali-Knurrs gestanden hat, und daß man darauf folgende Inschrift lesen könne: „Um glücklich zu leben, muß man blind, taub und stumm sein.“

*) Eine türkische Goldmünze, ungefähr vier Franken an Werth.

Ich möchte.

Ich möchte, sagt Fi-so-fub, die Primerose aller liebenswürdigen Schriftsteller, die im literarischen Mistbeete jenseits der chinesischen Mauer duften, daß ein Dekret Tsching-qua-wungs allen Buchdruckern gebiete, keine andern Historien, Zoten und alten Gedichte, als die von mir ihnen angedotenen, oder noch anzudotenden, zu drucken; daß alle Welt, bei harter

Digitized by Google

Leibesstrafe, gezwungen sei, selbiges mein Gemache zu lesen; daß meine Beurtheilungen und Rezensionen anderer Werke als Meisterstücke und unzubezweifelnde Orakelsprüche betrachtet werden, und daß das Journal, welches ich mit meinen scharfsinnigen Produktionen beehre und bereichere, das einzig gelesene im ganzen Reiche sei.

Ich möchte, sagt Reptilius, daß dieser Mann, der mich gastfreundschaftlich aufgenommen, mir mit Rath und That beigestanden und mich mit Wohlthaten überhäuft hat, als ich hilflos, unglücklich und verfolgt war, jetzt, da ich seiner nicht mehr bedarf, vor den Augen seiner Zeitgenossen so klein und lächerlich, als nur immer möglich, erscheine. Die Dienste, die er mir geleistet hat, sind mir lästig geworden, weil ich mich an den Gedanken nicht gewöhnen kann, ihm Dank schuldig zu sein; und um der Welt zu beweisen, wie sehr ich alle lächerlichen Skrupel verachte, will ich ihn in einer mir vollkommen würdigen Zeitschrift auf die allerabgefeimteste Art verleumden und beschimpfen; das wird mich von einem Theil meiner Galle befreien.

Ich möchte, sagt dieser Sonderling, daß die schriftstellerische Laufbahn nicht ein Zirkus wäre, wo die wilden Thiere sich zerreissen, und wo die Gladiatoren so wild und grausam sind, als sie. Ich möchte, daß ein allgemeiner literarischer Aeropag jene Buben, die das Heiligthum der Wissenschaft durch ihr ungesittetes Betragen, oder wohl gar durch Kothwerfen, entweihen, öffentlich aus den Schranken stieße und ihre Namen an eine sogenannte „schwarze oder Lumpentafel" schriebe, damit Jedermann sich vor ihnen hüten könnte. Ich möchte, daß der edle Beruf der Menschenerleuchtung und der Leitung zum Guten und Wahren, welches die Bestimmung des Schriftstellers sein sollte und müßte, nicht durch so viele Dummköpfe, Fanatiker und Intriganten entehrt würde. Ich möchte, daß Verleumdung und Skandal, Neid und Bosheit in ihre Kloake zurückgestoßen werden konnten, sammt denen, die diesen Götzen der Beschränktheit ihre unsaubern Opfer darbringen. Ich möchte, daß man nicht vor Scham und Unwillen erröthen müßte, wenn man von ungefähr dieses oder jenes Heft einer großprahlerischen Zeitschrift eröffnet, die Seiten derselben mit schofelm Gewäsche, leerem Wortkram, erbärmlichen Anzüglichkeiten angefüllt und besudelt zu sehen. Ich möchte endlich, daß mancher Mensch ein Narr wäre, ohne auch noch ein Schurke sein zu wollen, und daß er sich begnügte, ein Thier zu sein, ohne zu beissen, oder mit den Hinterbeinen auszuschlagen, oder durch sein lautes Ihageschrei seine Abstammung zu verrathen.

Palembang.

Die Stadt Palembang hat, nach dem bei den Javanern gewöhnlichen Gebrauche, dem Königreiche, dessen Hauptort sie ist, den Namen gegeben. Sie befindet sich unter 2° 58′ der südlichen Breite und 105° der östlichen Länge vom Meridian von Greenwich, an den beiden Ufern eines breiten, tiefen und sehr fischreichen Stroms, des Mussieh, der weiter oben Sunsang genannt wird, und mehrere kleine Inseln bildet. Die Stadt steht auf der einen Seite mit dem Meere durch die Mündung dieses Flusses, die ungefähr fünfzehn holländische Meilen davon entfernt ist, und auf der andern mit dem Innern des Landes sowohl durch denselben Strom, als durch seine beiden Zuflüsse, den Ogan und Oramassan, in Verbindung, die sich ein wenig oberhalb der Stadt in denselben ergiessen. Die größten Seeschiffe steigen bis Palembang hinan, und die Erzeugnisse des Landes werden mit Leichtigkeit auf kleinen Fahrzeugen dorthin geschafft, da die Ströme, während neun Monaten im Jahr, fast bis zu ihren Quellen schiffbar sind.

Diese neun Monate sind die der Regenzeit, die im August beginnt. Die Gewalt der Strömung der Flüsse ist alsdann so stark, daß sie die steigende Fluth des Meers zurückstößt. Während der drei andern Monate des Jahres ist das Wetter sehr schön, und die Fluth steigt sodann über zehn Fuß hoch. Die Stadt Palembang ist sehr gesund, was man ihrer Lage zuschreiben kann. Der Fluß, der sie durchschneidet, ist 1200 Fuß breit und neun Klafter tief. Seine Mündung kann sehr leicht durch die auf der Insel Kambara beim Einflusse des Peladjon zu erbauenden Festungswerke vertheidigt werden. Die Häuser sind nur aus Holz und Bambusrohr erbaut, was auf der einen Seite der argwöhnischen Politik der Fürsten zuzuschreiben ist, die ihren Unterthanen nicht erlauben wollten, dauerhaftere Gebäude aufzurichten, in denen sie sich hätten vertheidigen können, und auf der andern auch daher rührt, daß man annimmt, der Boden gehöre dem Sultan oder Susuhunan nur allein, und daß er ihn sich wieder zueignen könne, wenn es ihm beliebe, weshalb man nichts Kostbares auf einem so unsichern Grund erbauen will. Die einzigen steinernen Häuser sind: der Palast des Fürsten, die Moschee, oder Missighiit, und die Grabmäler der königlichen Familie. Der Paläste, die man in der Landessprache Karaton-an, oder im Zusammenzuge Kraton nennt, sind zwei an der Zahl, der alte Kraton, den man demoliren will, um eine öffentliche Promenade an derselben Stelle anzulegen, und der neue Kraton, in dem die niederländische Verwaltung sich etablirt hat. Diese Letztere ist 77 Klafter (Rhoeden) lang und 49 breit.

Digitized by Google

Die Bevölkerung der Stadt wird zwischen 20,000 und 25,000 Seelen angeschlagen, worunter sich, außer den Eingebornen, ungefähr 500 Araber und 800 Chinesen befinden, so wie einige Hundert Malayen und andere Fremde. Die Araber bewohnen ein abgesondertes Stadtviertel, und die Chinesen dürfen allein nur auf dem Flusse auf Flößen oder Rakus wohnen. Die Bewohner von Palembang sind viel thätiger, als die von Java, von denen sie abstammen sollen, aber auch viel weniger gesellig, gesprächig und fröhlich, als diese. Sie sind hart und streng gegen ihre Untergebenen, und ausserdem sehr rubig, geschmeidig und unterwerfen. Sie haben eine große Geschicklichkeit für alle Handarbeiten, vorzüglich in Metall, Holz und Elfenbein. Die Geistescultur ist jedoch bei ihnen gänzlich vernachlässigt. Sie gelten für Mahomedaner; aber sie können weder den Alkoran lesen, noch ihn verstehen, weshalb ihre Gottesverehrungen noch mit vielen heidnischen Gebräuchen vermischt sind. Die Araber sind die einzigen eifrigen Muselmänner im Lande. Es gibt im Königreiche einen erblichen Adel, der in mehrere Klassen abgetheilt wird. Die Verschiedenheit der Stände zeigt sich auf eine ganz eigene Weise. Sobald nämlich ein Geringerer mit einem Höhern spricht, so redet er ihn in der feinen Mundart, dem Hochjavanischen, an, und der Andere antwortet ihm im Volksdialekt. Dieser Fall wird noch sonderbarer, wenn ein Frauenzimmer von höherm Stande eine sogenannte Mésalliance macht, oder mit einem Manne vom niedrigern Range sich verheirathet. Der Mann ist sodann genöthigt, mit ihr auf hochjavanisch zu sprechen, und sie läßt ihn ihre Entsagung auf plattjavanisch vernehmen.

Häckerling.

Benserade, einer der Schöngeister während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV, scheute sich nicht, oft selbst die Größten am Hofe mit seinen Neckereien zu verfolgen. Eines Tages, zwischen sieben und acht Uhr Morgens, trat der erste Kammerdiener des Königs zu ihm herein und redete ihn mit einem sehr ernsten Gesicht folgendermaßen an: „Mein Herr! ich möchte Ihnen bessere Neuigkeiten zu überbringen haben; aber Sie müssen sich schon auf diejenigen gefaßt machen, die ich Ihnen mitzutheilen habe, und dem Befehle des Königs gehorchen.“ Benserade wurde sehr bestürzt, weil er glaubte, daß diese Vorrede auf nichts anderes, als auf eine Entfernung vom Hofe abzielen solle. Er durchmusterte ängstlich sein Gewissen, wälzte sich unruhig im Bette herum, und konnte kaum so viele Macht über sich gewinnen, zu fragen: worüber es sich eigentlich handle? „Sie sollen“, sagte der Kammerdiener, „so beschlt es der Monarch, sich mit diesen 300 Pistolen begnügen, die ich Ihnen hier überbringe; denn der König, der sich vorgesetzt hatte, Ihnen das zu schenken, was er gestern Abend beim Spiel gewinnen würde, hat nicht mehr als das gewinnen können.“ Benserade fiel wie aus den Wolken. Er glaubte, daß das Alles Täuschung sei; aber die dargereichte Börse überzeugte ihn bald vom Gegentheil. „Mein Herr!“ sagte der Bringer mit einer Verbeugung, „mein Dienst nöthigt mich, zum König zurückzukehren. Ich habe mich für einen Possen rächen wollen, den Sie mir letzthin beim großen Gedeck gespielt haben, und ich glaube, daß mein Vorsatz mir gelungen ist. Wir sind quitt, und ich habe die Ehre, Ihnen die Hände zu küssen.“ Man versichert, daß Benserade diese Rache sehr nach seinem Geschmacke fand, aber fernerhin den Kammerdiener ungefoppt ließ.

Die Fürsten, die gewöhnlich in Allem, nur nicht in ihren Tugenden, von dem Schwarm ihrer Höflinge nachgeahmt werden, sind eben deshalb einer größern Gefahr, als jeder andere Sterbliche, ausgesetzt, durch ihr einziges Beispiel einem ganzen Volke schädlich zu werden. Nichts ist ansteckender, als die Handlungsweise der Könige; nichts also ist auch einer größern Beachtung würdiger. Ich weiß nicht, welcher Monarch durch einen traurigen Zufall einäugig geworden war. Um ihn zu trösten, oder vielmehr um ihm zu schmeicheln, hatten alle Höflinge sich plötzlich ein schwarzes Pflaster aufs Auge geklebt. Ist ein Fürst verliebt, so wird Alles, was sich ihm nähert, galant, und der administrative Zepter fällt nothwendigerweise den Weibern in den Schoos. Der erste Minister, die Räthe, und selbst die Pagen, legen sich Maitressen bei; die Belohnungen werden nicht mehr dem Verdienste, sondern nach den Eingaben einer weiblichen Laune allein der Kriecherei, oder noch verächtlichern Eigenschaften, zugesprochen. Glücklich das Volk, wenn der Zufall den Willen des Herrschers einem Weibe in die Hände gibt, das im Stande ist, ihrer gefesselten Stellung Ehre zu machen, und nicht den Fluch ganzer Generationen auf sich zu laden. Die Frau von Maintenon war ein solches Weib. Sie mißbrauchte ihre Gunst nie, um Würden und Aemter zu verkaufen. Ein Jesuit, der sie nicht kannte, bat sie eines Tages, ihm eine Audienz bei der Frau von Maintenon zu verschaffen. „Und was wollen Sie von ihr?“ — Ein Amt für meinen Bruder. — „Sie hat keine Aemter zu vergeben.“ — Man versichert aber doch, daß sie vielen Kredit beim König habe. — „Man täuscht sich.“ — Ha! so habe ich die Ehre, mit der Frau von Main-

tenon in Person zu sprechen; denn sie allein darf ihren Kredit bezweifeln. — „In der That; aber Alles, was ich vom König zu begehren mir die Freiheit nehme, das sind Almosen für Bedürftige, welche das edle Herz des Monarchen mir bis jetzt immer zugestanden hat; was die Gnadenbezeugungen anbetrift . . . . ." — Fordern Sie, sagte Ludwig XIV, der unbemerkt hereingetreten war, fordern Sie, Alles steht zu ihrem Befehl. — „Nein, Sire!" entgegnete sie, „ich habe von Eurer Majestät nichts zu fordern; denn Alles, was Sie besitzen, gehört nicht Ihnen, sondern Ihrem Volk."

Zu seinem ersten Säkularisationseifer wollte Joseph II auch den Witz und die Lächerlichkeit zu den Alliirten seines Unternehmens erwählen, weshalb er einen seiner geheimen Räthe, den Freiherrn Ignaz von Born, einen eben so scharfsinnigen und aufgeklärten, als in der Naturgeschichte bewanderten Mann, der bereits mehrere wissenschaftliche Werke herausgegeben hatte, beauftragte, auch eine Naturgeschichte der Mönche zu schreiben, welche dann auch bald darauf unter dem Titel: „Joannis Physiophili Specimen Monachologiae, Methodo Linnaeana. Augustae Vindelicorum (Augsburg) 1783", in einem Bande in 4. erschien. Dieses Werk, zu dem die erste Idee dem Verfasser wahrscheinlich durch die acht ersten Kapitel des fünften Buches Pantagruels eingegeben worden war, verbreitete sich mit ausserordentlicher Schnelligkeit über ganz Europa, und wurde schnell hinter einander aus dem Lateinischen ins Deutsche, Englische, Italienische und Französische übersetzt. Es ist eine Art von Geistesausschweifung, aber mit vieler Feinheit und treffender Wahrheit geschrieben. Wir empfehlen es denen unserer Leser zur Durchsicht, welche es noch nicht kennen, und wir würden gern einige Stellen daraus anführen, wenn wir nicht sonst etwas befürchten müßten.

Der Narr ist ein Thier mit schielenden Verstandesaugen, da die des Dummkopfs hingegen blödsichtig sind. Der Letzte hat eine Ahnung seines Unvermögens, und wenn er in Gesellschaft sich befindet, so lauscht er, ohne zu hören oder zu begreifen; aber er schwatzt nicht. Der Erste im Gegentheil, von Selbstgenügsamkeit aufgeblasen, läßt keine Gelegenheit vorübergehen, wo er das Wort ergreifen und seine ganze Erbärmlichkeit zeigen kann. Er zweifelt niemals, er entscheidet, er wirft seine unverschämten Phrasen in rede geistreiche und unterrichtende Unterhaltung, und macht sie verstummen. Die vulkanischen Ausbrüche seiner Stimme verscheuchen das Vergnügen, die feinen Scherze und das vertrauliche Behagen. Umsonst hat man, in strenglogischer Abhandlung, die Frage erläutert, der Narr will sich noch daran reiben, und seinem Milchbruder unter den Thieren gleich, wirft er das ganze Gebäude der überzeugendsten Beredsamkeit mit einem Hufschlage über den Haufen.

Der Dummkopf ist fast immer gutmüthig, dienstfertig, geduldig und ehrlich. Er beugt sich wie das Kameel, um die Last zu empfangen, mit der man ihn beladen will; er beantwortet unmittelbar die Fragen, die er zu verstehen und zu beurtheilen im Stande ist. Ohne Neidhartelt, sieht man ihn selten gegen die auf ihn gerichteten Späße sich aufbäumen; dahingegen der Narr, gleich einem störrischen Maulthiere, sein Gebiß zum beständigen Skandalgeschrei geöffnet hat, und seine Eitelkeit, bei der geringsten Veranlassung, ihre Petarraden vernehmlich macht. Befragt man ihn über Geographie, so wird er Metaphysik raisonniren, spricht man mit ihm über Vernunft und gesunde Literatur, so wird er sich in das Kauderwelsch einer unsäthigen Kritik und in das geistleere Geschwätz der Romantik verlieren. Der Dummkopf gesteht gern einen Waffenstillstand zu, und man entschlüpft ihm leicht; aber je mehr man den Narren schüttelt und schlägt, um so fester klammert er sich an, und man entledigt sich seiner nicht mehr.

Die Dummköpfe sind die Kinder der Natur und die Narren sind die Bastarde der Zivilisation. Wenn die Ersten auf ihrem Platze bleiben, so wird die gesellschaftliche Harmonie gewiß nie von ihnen gestört. Die Letzten hingegen wollen immer höher steigen, man begegnet ihnen überall, man stößt sich überall an sie. Jene vergnügen manchmal, diese sind aller Welt zur Last. Mit einigen Dummköpfen, einigen Hunden, Pferden, Hasen und Rebhühnern kann man sein Leben recht angenehm auf dem Lande zubringen; aber sobald ein Narr sich dazwischen mischt, ist die ganze Freude vorüber. Im Nothfall könnte man aus einem Dummkopf sogar einen Freund machen, aus einem Narren niemals. Warum nicht? Weil die Dummheit nicht mittheilend ist, dahingegen die Narrheit einen ansteckenden Stoff in sich trägt.

Wer kennt nicht die Geschichte vom Gevatter Matthias? Die vier Hauptpersonen des Romans befinden sich am Ende zusammen in einer großen Wüste, in der es ihnen durchaus an Lebensmitteln gebricht. Einer von ihnen, ein Britte, resitirt in tragischem Tone den Monolog des Shakpearschen Hamlet über Sein und Nichtsein, und entschließt sich darauf, sich den Hals abzuschneiden, oder sich zu hängen, oder sich den Kopf einzuschlagen, oder auf irgend eine andere Weise sich vom Leben zum Tode zu befördern. Ein mitleidiger Dummkopf, mit Namen Don Diego v

Digitized by Google

Cienfuegos y Gualacorama y Felice, macht den Moraliſten und will dem Engländer beweiſen, daß es ſündlich ſei, Hand an ſich ſelbſt zu legen. Der Herr Hans von Dummfurt hingegen, der zu Helmſtädt und Greifswalde ſtudirt hatte, behauptete, daß ein jeglicher Menſch thun oder laſſen könne, was ihm behage. Milord Brekewater findet dieſes Argument nach ſeinem Geſchmack, und um zu beweiſen, daß er nicht umſonſt ſo oft Goddam geflucht habe, ſchlingt er ſich ſein Schnupftuch um die Luftröhre und erſtickt ſich solo. Der Profeſſor Hans zieht ihm die Haut ab, zerſchneidet ihn, bereitet ein gutes Mahl davon und ſagt zu Don Diego, indem er ihn zu demſelben einladet: Du Narr! nimm dir das zur guten Lehre, laß die Leute machen, was ſie wollen, und rede ihnen nicht dazwiſchen; denn man kann nicht wiſſen, wozu ihre Entſchlüſſe uns Andern nützlich ſein können. Ein Beiſpiel davon iſt unſer Engländer, ohne deſſen Entſchluß wir Alle Hungers geſtorben wären. — Daraus kann man denn auch die natürliche Schlußfolge ziehen, daß man Niemanden abhalten muß — — ſich zu verheirathen.

Napoleon und Alexander ſahen ſich zu Tilſit und verſtanden ſich. Zwei Worte waren dazu hinlänglich. „Ich bin eben ſo ſehr als Sie Englands Feind,“ ſagte der Kaiſer von Rußland. — „So iſt der Frieden unterzeichnet,“ antwortete der Kaiſer der Franzoſen.

Curiosa.

Hängende Brücken.

Auch in Indien iſt dieſe neue Gattung von Bauwerken eingeführt worden, und zwar mit großer Sparſamkeit. Man hat dadurch die an Stricken befeſtigten Brücken erſetzt, die von Zeit zu Zeit über die Ströme geworfen worden, vorzüglich zur Zeit der Ueberſchwemmung, wo die Flüſſe ihre gewöhnlichen Ufer weithin überſteigen. Die neuen Eiſendraht-Hängebrücken ſind ſo eingerichtet worden, daß ſie ſelbſt von den höchſten Gewäſſern nie erreicht und bedroht werden können. Sie ſind ſtark genug, um zur Beförderung der Poſten, und der leichten Artillerie, ſo wie der Kavallerie, die jedoch nur im langſamen Schritte darüber hin defiliren darf, dienlich zu ſein. Eine dieſer Brücken über den Berat iſt 160 Fuß lang und 9 Fuß breit, dahingegen die über den Caramnaſta, die im verfloſſenen Jahre erbauet wurde, wenigſtens 320 Fuß lang auf Eiſendrahtketten ſchwebt.

Redouten und Raketen der Birmanen.

Je beſſer wir von dem Zuſtande der aſiatiſchen Völker unterrichtet werden, um ſo mehr Entdeckungen bemerken wir bei ihnen, die wir uns ſelbſt zuſchrieben und die ſie ſchon im höchſten Alterthum kannten. So glaubten wir z. B. daß das Syſtem der gezackten Redouten, die ſich gegenſeitig flankiren und die durch Wolfsgruben und Palliſaden vertheidigt werden, nur von Ingenieurs begriffen und ausgeführt werden könne, die ſich in den europäiſchen Militairſchulen gebildet hätten. Aber die engliſche Armee hat, auf ihrem Vordringen in das Reich der Birmanen, dieſen Wahn theuer bezahlen müſſen, denn überall wurde ſie von einer Menge ſehr geſchickt und künſtlich angelegter Redouten aufgehalten, die nur mit bedeutendem Verluſt genommen werden konnten. Niemand hat dem General Congreve die Erfindung ſeiner Raketen abſtreiten mögen. Indeſſen hat der Doktor Buchanan, auf ſeiner Reiſe nach Ava, ein Feuerwerk geſehen, bei dem man ſich ſolcher Raketen bediente, die viel größer, viel ſchöner, viel auſſerordentlicher waren und eine viel größere Wirkung machten; worüber das Volk jedoch nicht im Geringſten verwundert zu ſein ſchien. Die Röhre war ein hohler Baumſtamm, der mit 900 Pfund brennbaren Stoffes angefüllt war, und eine ungeheure Exploſion verurſachte. Man muß geſtehen, daß unſere Feuerwerke und Erfindungen nur Kinderſpiele gegen die jener Barbaren ſind.

Italieniſche Literatur.

Giornale ecclesiastico di Roma. — Kirchliche Zeitſchrift von Rom. Erſter Band, erſtes und zweites Heft. Januar 1825. Rom, bei Poggioli. 99 Seiten in 8.

Rom iſt vor allen Städten der Erde gewiß die, wo am erſten eine kirchliche Zeitſchrift erſcheinen ſollte. Indeſſen hatte man bis 1824 daran noch nicht gedacht, während Frankreich deren zehn und Deutſchland über ein Dutzend hatte. Endlich iſt mit Anfang dieſes Jahres denn auch eine in der Hauptſtadt der Chriſtenheit erſchienen, die ſo zu ſagen durch eine überflüſſige Mäſſerigkeit die vorhergegangene lange Dreckne vergeſſen zu machen ſucht. Das erſte Werk, von dem ſie eine genaue Rechenſchaft ablegt, iſt das bereits veralternde Buch von dem berüchtigten Maiſtre, betitelt: „vom Papſt.“ Man weiß, daß dieſer ſophiſtiſche, oberflächlich denkende Menſch mit einem gewiſſen Bonald und La Mennais das Doktoral-Triumvirat des neuen Ultramontanismus bildete und mit unverkennbarem Vorſatze die Worte Kirche und Papſt zu verwechſeln ſich bemühte. Man weiß auch, wie ſchwer es der Vernunft ſein würde, einen Hauptgedanken aus dieſem Chaos des Unſinns zu entwirren, und wie viel ſchwerer es alſo ſein müßte, den eigentlichen Zweck des Ganzen zu beſtimmen. Von da gehen die Herausgeber der „kirchlichen Zeitſchrift“ unmittelbar zu einem durchaus entgegengeſetzten Werke über, nämlich zu der „Geſchichte der königlichen Beichtväter, von Gregorius.“

Digitized by Google

Der Verfasser derselben wird getadelt, die Geheimnisse (die man manchmal, in diesem Betracht, wohl anders nennen möchte) der Kirche entschleiert zu haben. Das ist freilich in den Augen gewisser Menschen ein großes Verbrechen, und verdient eben deshalb eine sehr strenge Rüge.

Holländische Literatur.

Staat van den Landbouw in het Koningrik der Nederlanden. — Zustand des Ackerbaues im Königreich der Niederlande. Auf Kosten des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht, die Industrie u. s. f. herausgegeben. Haag, 1823. 122 Seiten in 8.

Man findet im vorliegenden Werke, wie in einem beschränkten Rahmen, ein genaues Gemälde von dem Zustande der Landwirthschaft im Königreiche der Niederlande, während dem Jahr 1822, nebst mehreren Tabellen über Barometer- und Thermometer-Beobachtungen. Ausserdem wird noch Rechnung von dem Zustande der Luft, aber ohne ihren hygrometischen Zustand und die jährlich fallende Wassermenge zu bestimmen, abgelegt. Es würde wünschenswerth sein, daß alle Regierungen das begünstigten, was dem allgemeinen Besten zum Nutzen gereichen könnte, wie z. B. die Sammlung aller der Beobachtungen und Materialien, die uns über die Witterung eine größere Bestimmtheit zu geben im Stande wären. Man findet in dieser Sammlung auch mehrere für die Statistik besonders wichtige Nachrichten.

Verhandelingen etc. — Verhandlungen der königlichen grammatikalischen und poetischen Gesellschaft von Antwerpen. Antwerpen, 1825. Bei Janssens. Ein Band in 8. von VI und 317 Seiten.

Die Gesellschaft, deren Verhandlungen uns mitgetheilt worden sind, wurde 1803 gestifet. Sie hat zu ihren Arbeiten der flamändischen Sprache sich bedient, die sie zu vervollkommnen und auszubreiten sucht. In diesem wahrhaft nationellen Werke befinden sich bei hundert Dichtungen belgischer Poeten, wodurch bewiesen wird, daß der flamändische Parnaß viele Lieblinge der Musen zählt. Einige holländische Dichter, unter denen sich Bilderdyk, Tollens und Immerseel auszeichnen, haben ebenfalls ihre Beiträge dargebracht. Die Dithyrambe auf Rubens von Nierstrasz, dem die Gesellschaft eine goldene Medaille ertheilt hat, ist vorzüglich bemerkenswerth, so wie eine sehr interessante Dissertation Mokes, über den Gebrauch der flamändischen Sprache, die er als die eigentliche und einzige Muttersprache der Niederlande betrachtet.

Neulateinische Literatur.

J. G. Garnier, Oratio de scientiis philosophice spectatis. — Rede über die Wissenschaften im philosophischen Betrachte. Von Garnier. Gent, 1825. Bei Goesin-Verhaege. In 4.

Der Verfasser war bereits durch mehrere Elementarwerke vortheilhaft bekannt, als er sich in Belgien niederließ. Seitdem hat er einige andere zum Unterrichte der Mathematik herausgegeben, dem er auf der Universität Gent vorsteht. In der gegenwärtigen Rede betrachtet er die Wissenschaften aus einem höheren Gesichtspunkte, und beweiset eben dadurch, daß er von der Würde seines Amts ganz durchdrungen ist, und daß er sich aufs Eifrigste bestrebt, den edeln Absichten eines Monarchen ganz zu entsprechen, der keinen angelegentlichern Wunsch hat, als sein Volk zu unterrichten und auf der Stufe der Zivilisation zu erheben, weshalb ihm kein Opfer zu schwer und kein philosophisches Mittel zu geringfügig erscheint.

Norwegische Literatur.

Norges Histories, etc. — Geschichte von Norwegen unter der Regierung Haralds mit den schönen Haaren und seiner männlichen Nachkommen. Herausgegeben von Falsen. Christiania, 18 23/24. Bei Lehmann. Vier Bände in 8.

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser sein Werk nicht zu Koppenhagen zu schreiben im Stande war; denn es war ihm unmöglich, in ganz Norwegen so viele Materialien aufzutreiben, als er dort schon zusammengetragen gefunden haben würde. Er hat deshalb nur die vor längerer Zeit erschienenen Werke von Snorro Sturlesen, Torfäus, Schnoning und Suhm zu Rathe ziehen können. Der Erste schrieb zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und kann als authentisch betrachtet werden, dahingegen die drei andern weniger unbedingten Glauben über ältere Begebenheiten verdienen. Es ist merkwürdig genug, daß die alten Sagas, die in isländischer Sprache geschrieben sind, als die besten Hilfsquellen zur Verfassung einer Geschichte Norwegens betrachtet werden können, weil die Bürgerkriege und Feuersbrünste fast alle übrigen Handschriften vernichtet haben. — Der erste Band dieses Werks enthält die Geschichte Norwegens vom höchsten Alterthum bis um das Jahr 1036. Der zweite erstreckt sich bis auf 1177. Der dritte bis auf 1240 und endlich der vierte bis auf 1319. Man sagt, daß der schwierigste Theil des Werks beendet sei, und daß es ihm, bei der wünschenswerthen Fortsetzung desselben, jetzt nicht mehr an bewährten Hilfsmitteln gebrechen kann.

Digitized by Google

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

London, Anf.

Es ergibt sich aus einer offiziellen Aufnahme, daß sich gegenwärtig sechs Gesellschaften zur Versicherung gegen Feuersgefahr in England befinden, und daß sie im verflossenen Jahre für die von ihnen abgenommenen Versicherungen eine Abgabe von 659,377 Pf. Sterl. an die Regierung bezahlt haben. Diese Abgabe beträgt drei Schilling von hundert Pfund, woraus sich ergibt, daß der Gesammtbetrag des in demselben Jahre versicherten Eigenthums sich auf nicht weniger als 440 Millionen Pf. St. beläuft. Man schätzt ungefähr auf die gleiche Summe das nicht versicherte Eigenthum, und man kann am besten dadurch ersehen, welche fast unglaubliche Masse von Reichthümern England besitzt.

Der Verfasser des „Bayeux tapestry“ kündigt in seiner Einleitung zu den „Geschichten der Kreuzzüge“ an, daß er die Absicht habe, eine Lebensgeschichte Napoleon Bonaparte's zu schreiben. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß er ein gutes und sehr interessantes Werk schreiben werde; aber vielleicht gebricht es ihm an der philosophischen Unterscheidungskraft und an dem politischen Gleichmuthe, die Biographie eines so außerordentlichen Mannes zu bearbeiten, wie Napoleon war. Der schottische Romanschreiber ist beinahe unübertrefflich in der Schilderung der Sitten, und in allem, was mit den äussern Zeichen des Karakters in Beziehung steht; aber er zeigt gewöhnlich eine große Oberflächlichkeit in seinen Beobachtungen, und wenig Umsicht in Entwickelung und Entdeckung der verborgenen Hebel und der innern Bewegungen der Leidenschaften. — Kaum waren die Geschichten der Kreuzzüge aus Licht getreten, so wurde schon zu Edinburg ein Schauspiel gegeben, worin der Talisman, die zweite der Erzählungen, den Stoff dargeboten hat.

Zu London ist das neue Kollegium der Mediziner eröffnet worden. Die Prinzen der königlichen Familie waren bei der Eröffnung gegenwärtig. Das Gebäude hat über 30,000 Pf. St. gekostet, und befindet sich in Pallmall-East.

Die Frage: wer eigentlich der wahre Verfasser der „Briefe von Junius“ sei, die bereits so viele Streitigkeiten verursacht hat, scheint nun endlich durch eine Zuschrift Cunenty's, betitelt: A critical inquiry regarding the real author of Junius, entschieden zu sein. Er thut nämlich durch so viele einleuchtende Beweise und Zeugnisse dar, daß Lord George Sackville und Junius eine und dieselbe Person sei, daß man beinahe nicht länger an der Richtigkeit seiner Behauptung zu zweifeln vermag.

Ein Liebhaber hat für zwei Guineen ein Gemälde auf Holz, von Sebastiano del Piombo, gekauft, dessen wahren Werth man auf sechstausend Pfund Sterling schätzt. Dies Gemälde befand sich seit Langem in den Händen eines Handelsmannes, der seinen Werth nicht kannte und es also auch nicht im Geringsten beachtete.

Ein Jubelkant von Birmingham hat eine neue Art Feuergewehr erfunden, das bei weitem sicherer und bequemer als die seitherigen ist. Es ist, seinem Aeußern nach, vollkommen einem etwas dicken Stocke ähnlich.

— Nach dem Almanach der Universität Cambridge beträgt die Zahl der auf derselben befindlichen Studenten im laufenden Jahre 4700, folglich 210 mehr als 1824 und 1905 mehr, als in den zwölf vorhergegangenen Jahren. Die Zahl der zu Oxford Studierenden beläuft sich auf 4660, so daß Cambridge jetzt den Vorrang in der öffentlichen Meinung gewonnen zu haben scheint.

— In der Steiermark zählt man einen Geistlichen auf 381 Seelen, in Rußland 1 auf 262, in Spanien 1 auf 58, in Neapel 1 auf 50, in Sizilien 1 auf 23, und in Portugall 1 auf 15. — In Böhmen rechnet man einen Adelichen auf 662 Einwohner, in Steiermark 1 auf 300, in Rußland 1 auf 96, in Wien und der Umgebung 1 auf 93, in Galizien 1 auf 66, in Siebenbürgen 1 auf 32, in Ungarn 1 auf 21 und in Spanien 1 auf 10.

— Die Goldminen von Montradak, auf der Insel Borneo, liefern jährlich einen Ertrag von 88,000 Unzen reinen Goldes, und die ganze Insel scheint fast aus Goldmineral zu bestehen. Ungefähr 6000 Chinesen, die unabhängig von den Behörden auf der Insel sind, und die ihren eigenen Boesheer haben, beuten sie jetzt allein aus. Das Zinn von Banka ist sehr rein und liegt beinahe zu Tage. Auch die Diamantengruben auf Borneo und die an der Insel streichenden Perlenbänke sind sehr reich. Zur Ausbeutung aller dieser Schätze hat sich eine neue Gesellschaft zu London gebildet.

— Nach der Berechnung des Grafen von Villeneuve fließt der Rhonestrom im Frühling in einer jeden Sekunde wenig, stens zweitausend Kubikmeter Wasser ins mittelländische Meer. Girard berechnet, daß der Nil, beim niedrigsten Stande, 697 Kubikmeter Wasser in jeder Sekunde in dasselbe Meer ergießt, und daß er beim höchsten Stande zwanzigmal mehr, also 14,000 Kubikmeter in jeder Sekunde, dem Meere zuführt.

— Christian Adam, Advokat zu Trier, der 1675 starb, hat eine Lebensgeschichte der heiligen Cäcilia geschrieben, in der alle Worte mit einem C anfangen; und eine Rede auf den Tod des Professors Reniconet, in welcher der erste Buchstabe aller Worte ein A ist.

— Es gibt in England, in den verschiedenen Grafschaften, fast keine Stadt, selbst kein Dorf, das nicht seinen Weinhandel kanten hat. Die Hälfte des Portweins und fünf Sechstheile der weißen Weine, die man zu London verbraucht, werden in England selbst verfertigt. Vor Allem aber ist die Insel Guernesey der vorzüglichste Punkt dieser Industrie. Im Jahre 1820 wurden, nach den Mauthregistern, daselbst von Porto 135 Pipen 20 Orhoft Wein ein; und in demselben Jahre wurden auch 2545 Pipen 162 Orhoft Portwein nach London ausgeführt.

— Eine neue englische Expedition soll nach dem Innern Afrika's gesendet werden. Zu diesem Zwecke ist bereits die Kriegsschaluppe, der Kamäleon, ausgerüstet worden, welche Clapperton, der zum Kapitän ernannt worden ist, kommandiren wird. Der Kapitän Pearce wird ihn begleiten. Der Zweck dieser Expedition geht dahin, von der Küste von Guinea nach Saffatu vorzudringen; aber man hält den Punkt geheim, von welchem sie abgehen soll. — Gordon-Laing, der über Tripolis sich nach Tombuktu begeben soll, ist erst Anfangs Juni von Malta abgereist.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß
der
im dritten Quartal dieses Jahrgangs enthaltenen Aufsätze.

Philosophische Abhandlungen.

Schweizerische Miszellen:
2. Die Einladungsschriften für die Baselschen Schulfeste im Mai 1825, N. 27. S. 433.
3. Die sittlichen Ergebnisse der Entwässerungsarbeiten an der Linth, N. 29. S. 487.
4. Der Jugendlehrer und Jugendfreund, Pater Girard, in Basel, N. 31. S. 523.
5. Die landwirthschaftliche Armenschule des Blasihofs im Kanton Zürich, N. 33. S. 551.
6. Die Alpenreisen der Herren Kasthofer und Hegetschweiler, N. 35. S. 587. N. 36. S. 601.

Der gegenwärtige Zustand der Insel Cuba, N. 31. S. 513.
Ueber den gegenwärtigen Zustand Hayti's, N. 32. S. 533.
Europa und Griechenland, N. 33. S. 549.
Note über Griechenland, N. 34. S. 565.
Die gegenwärtige Lage Brasiliens, N. 35. S. 581.
Die Weisheit des chinesischen Philosophen Meng-tseu, N. 36. S. 597.
Betrachtungen über die Findelkinder, N. 37. S. 620.
Wahres System Europa's, in Bezug auf Amerika und Griechenland, N. 39. S. 645.

Geschichtliche Gegenstände.

Ein Originalschreiben König Heinrichs IV von Frankreich, N. 27. S. 432.

Historische Erinnerungen:
Der Feldzug in Rußland: nach Rapps Denkwürdigkeiten, N. 28. S. 465.
Gustav Adolph und Bonaparte, N. 28. S. 474.
Ermordungsplan gegen Napoleon und seinen Sohn, N. 30. S. 497.
Necker. — Fouché, N. 32. S. 540.
Carnot. — Augereau, N. 34. S. 571.

Ein merkwürdiges geschichtliches Aktenstück, N. 30. S. 498.
Expedition nach Otindien, N. 30. S. 499.
Selbstopfer der Wittwen bei den alten Slaven, N. 31. S. 528.
Einiges über Griechenland unter der türkischen Verwaltung, N. 33. S. 629.

Reisen und geographische Mittheilungen.

Indische Skizzen, N. 27. S. 445.
Reise durch einen Theil Frankreichs, N. 28. S. 475.
Die Kalmücken in Brasilien, N. 28. S. 478.
Briefe über Columbia, N. 29. S. 481. N. 30. S. 500. N. 32. S. 536. N. 33. S. 553.
Die letzten geographischen Entdeckungen im Königreiche Bornu, N. 29. S. 483.
Die Sette Communi, N. 33. S. 558.
Blick über die Moldau und Wallachei, N. 33. S. 559.
Der See von Guatavita, N. 34. S. 568.
Reise nach Paramaribo, im Innern von Surinam, N. 34. S. 573.
Bevölkerung von Podolien, N. 34. S. 577.
Moskau im Jahre 1825, N. 35. S. 583.
Die feuerspeienden Berge im Innern Asiens, N. 36. S. 598.
Das Vorgebirge der guten Hoffnung im Jahre 1822, N. 37. S. 614.
Reise durch Irland im Jahre 1818, N. 37. S. 615.
Wechselfieber in Rußland, N. 37. S. 621.
Einiges über Südamerika, N. 37. S. 621.
Geschichte einer Reise im chinesischen Meere, N. 38. S. 633.
System der skandinavischen Gebirge, N. 38. S. 640.
Statistik von Sardinien, N. 38. S. 643.
Ankunft der englischen Reisenden Denham und Clapperton zu London, N. 39. S. 647.
Palembang, N. 39. S. 652.

Völker-Sittentafeln.

Englische Sittentafel:
Der zerstreute Räuber, N. 27. S. 451.

Petersburger Sittentafel:
Tag und Nacht, N. 29. S. 486.
Straßen und Flußdämme, N. 29. S. 487.

Pariser Sittentafel:
Die Dominospieler, N. 30. S. 502.
Der Maskenball, N. 30. S. 503.
Die Billardspieler, N. 30. S. 504.
Die Grisette und die Frau comme il faut, N. 34. S. 572.

Die Menschendiebe; eine schottische Geschichte, N. 30. S. 505.

Kaledonische Sittentafel:
Das Gastmahl zu Streutglaß, N. 31. S. 518.

Russische Sittentafel:
Neugier, Unterricht, Zivilisation, N. 36. S. 599.
Der Unabhängige, N. 39. S. 647.

Ueber den gegenwärtigen Zustand, die Sprache, Gebräuche und Sitten der Burraten, N. 38. S. 631.
Die Zigeuner in der Moldau, N. 38. S. 650.

Literarische und belletristische Aufsätze.

Lydus, über die Wunderzeichen bei den Römern, N. 27. S. 448. N. 28. S. 468.
Todesgesang einer Suliotin, N. 27. S. 452.
Ein Wort über die Volksgesänge der Neugriechen, N. 28. S. 476. N. 29. S. 492.
Ueber den Weinbau bei den alten Aegyptern, N. 31. S. 516.

Moralische Krebsscheren:
Hund und Wolf. — Die Mücke und Jupiter. — Die beiden Uhren. — Wolf und Schäfer, N. 31. S. 520.

Literarisches Bulletin von London, Juni, N. 23. S. 543.
— — — Juli, N. 32. S. 544.
— — — N. 33. S. 560.

Reise eines Pfundes Baumwolle, N. 34. S. 568.
Kritisches Examen des Werks des Grafen von Ségur, betitelt: Napoleon und die große Armee in Rußland, N. 36. S. 605.
Die Bibliothek im Serail, N. 37. S. 623.
Die Whigs und die Torys, N. 37. S. 623.
Berichtigung der unwahren Aeusserungen mehrerer Reisenden über Italien, N. 38. S. 634.
Gedankenstreiche, N. 38. S. 635.
Einige Meinungen Stanislaus Leczinsky's, Königs von Polen, N. 38. S. 637.

Biographische und literarische Skizzen.
Richard Savage, N. 38. S. 638.

Von der moralischen Vervollkommnung oder der Selbsterziehung, N. 39. S. 649.

Lebensskizzen ausgezeichneter Männer.

Der Betrüger Ferrer Maldonado, N. 31. S. 520.
Ein Beitrag zur Karakteristik des Doktor Franclia, N. 31. S. 521.
Konstantin Zakari, N. 31. S. 521.

Wissenschaftliche Darstellungen.

Ueber die Verbesserung der Badeanstalten zu Baden, im Kanton Aargau, N. 28. S. 470.

Digitized by Google

Naturgeschichtliche Bemerkungen über Nordamerika, N. 30. S. 506.
Die Physiologie der Leidenschaften, N. 34. S. 676.
Naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten.
Der Löwe, N. 35. S. 592.
Der Orang-Utang, N. 36. S. 611.
Betrachtungen über die Wuth, N. 36. S. 603. N. 37. S. 618.

Historische Kronik.

Uebersicht der Zeitereignisse im Juni, N. 27. S. 455.
— — Juli, N. 31. S. 522. — N. 32. S. 541.
— — August, N. 36. S. 607.

Scherzhafte und komische Bruchstücke.

Warum ich einäugig bin, N. 30. S. 508.
Hackerling: N. 30. S. 509. N. 34. S. 578. N. 35. S. 591. N. 36. S. 610. N. 39. S. 653.
Du, N. 32. S. 539.
Was man alle Tage sieht, und was man nicht alle Tage sieht, N. 32. S. 543.
Zollfreie Gedanken, N. 33. S. 552.
Bruchstück einer Fastenpredigt, N. 37. S. 622.
Eine Figur machen, N. 38. S. 632.
Man glaubt — man glaubt nicht, N. 39. S. 650.
Wie man das Glück gretieren kann, N. 39. S. 651.
Ich möchte, N. 39. S. 651.

Vermischte Aufsätze.

Englands Militärmacht, N. 27. S. 450.
Das naturhistorische Museum zu Genf, N. 27. S. 459.
Die Seefallenbänke, N. 28. S. 478.
Die Bogs, N. 30. S. 507.
Statistische Uebersicht der königlich sardinischen Staaten, N. 30. S. 509.
Stiftung einer Universität zu London, N. 32. S. 538.
Der stille Freitag zu Jerusalem, N. 34. S. 578.
Mittel gegen das Scharlachfieber, } N. 34. S. 579.
Witterungs-Prophezeihungen, }
Curiosa. Instinkt der nordischen Hunde. — Zugänglichkeit des Polarmeeres. — Tartarische Schafe. — Mittel gegen den Schlangenbiß. — Militärische Dampfschiffahrt. — Nachforschungen auf dem Grunde der Ströme. — Grabsteine in Indien, N. 35. S. 585.
— Hangende Brücken. Redouten und Raketen der Birmanen, N. 39. S. 655.
Wirkliche Bevölkerung von Haiti, N. 35. S. 593.
Merkwürdiges Beispiel von Nichtansteckung des gelben Fiebers, N. 36. S. 601.
Eröffnung des Amphitheaters zur Unterrichtung der Handwerker zu London, N. 37. S. 613.
Die beiden Geiger. Eine Volkssage der schottischen Gebirgsbewohner, N. 37. S. 617.
Druck verderblicher Bücher, N. 37. S. 620.
Fortschritte des Handels von Manchester, N. 37. S. 621.
Uebersicht der jährlichen Erzeugnisse von Morea, N. 37. S. 624.
Geburten und Todesfälle im J. 1825, N. 38. S. 633.
Einiges aus und über Columbia, N. 38. S. 636.
Das militärische Institut zu St. Helena, N. 38. S. 637.
Fortschritte des Handels von Liverpool, N. 38. S. 639.
Die Wohlthätigkeitsanstalten zu London, N. 39. S. 648.

Literarische Beurtheilungen.

Französische Literatur.

Die Früchte der Vernunft, N. 29. S. 494.
Föderativ-Konstitution der vereinigten Staaten von Mexiko, N. 29. S. 494.
Gedrängter Inhalt der Geschichte von Brasilien; von Denis, N. 29. S. 495.
Gedrängter Inhalt der Geschichte der Schweiz; von Charles, N. 29. S. 495.
Gedrängter Inhalt der Geschichte von Dänemark; von Lami, N. 31. S. 529.
Neue Provinzialbriefe, oder der Beobachter der Jesuiten im neunzehnten Jahrhundert, N. 34. S. 594.
Die Jesuiten aufs Neue auf dem Tapet, N. 35. S. 579.
Gedrängter Inhalt der Geschichte von Rußland; von Rabbe, N. 37. S. 625.
Reise des Generals Lafayette, N. 38. S. 641.
Von den Rechten Spaniens auf seine Kolonien, N. 38. S. 641.
Vertheidigungsrede zu Gunsten der Völker, N. 38. S. 644.

Haitische Literatur.

Rede, welche der verbannte Delille-Laprée halten sollte, N. 31. S. 529.

Nordamerikanische Literatur.

Annalen des Lyzeums der Naturgeschichte zu New-York, N. 31. S. 528.
Nachforschungen über die Wichtigkeit der Miliz in einem republikanischen Staate, N. 31. S. 529.
Bemerkungen über die National-Vertheidigung, N. 31. S. 529.
Amerikanische Zeitschrift der Wissenschaften und Künste; von Silliman, N. 38. S. 642.
Vertheidigung der Irländer, N. 38. S. 642.

Türkische Literatur.

Spiegel der Körper, in der Anatomie der Glieder der Menschen; von Chani-Zadeh-Mehemmed-Ata-Ullah, N. 31. S. 530.

Deutsche Literatur.

Heinrich Zschokke's ausgewählte Schriften; erster bis zehnter Band, N. 32. S. 545.

Englische Literatur.

Briefe über Columbia, N. 33. S. 562.
Tagebuch eines Aufenthalts in Columbia, N. 33. S. 562.
Besuch in Griechenland; von Waddington, N. 33. S. 562.
Erzählung von Lord Byrons letzter Reise in Griechenland; von Gamba, N. 37. S. 626.
Biographisches und nekrologisches Jahrbuch für 1825, N. 37. S. 626.
Der Geist des Jahrhunderts, N. 37. S. 626.
Der östliche Herold; von Buckingham, N. 37. S. 627.
Ursprung, oder Bemerkungen über den Ursprung mehrerer Reiche; von Drummond, N. 34. S. 611.
Die griechische Revolution in ihrem Ursprunge und ihren Fortschritten; von Blaquières, N. 38. S. 644.
Erzählung eines zweiten Besuchs in Griechenland; von Blaquières, N. 38. S. 644.

Holländische Literatur.

Der dreißigjährige Krieg; von Haug, N. 33. S. 563.
Zustand des Ackerbaues im Königreich der Niederlande. — Verhandlungen der königlichen grammatikalischen Gesellschaft von Antwerpen, N. 39. S. 656.

Schwedische Literatur.

Rechnungsablegung und Berichterstattung an die Gesellschaft zur Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in der allgemeinen jährlichen Versammlung vom 19. May 1824, N. 35. S. 594.
Versuch einer Geschichte der griechischen Revolution; von Astling, N. 37. S. 626.

Russische Literatur.

Woynarowsky, Dichtung in zwei Gesängen; von Rolejew, N. 38. S. 642.
Dumy, oder poetische Betrachtungen; von Rolejew, N. 38. S. 642.

Digitized by Google

Der Polarstern; von Beskwjew und Rylejew, N. 38. S. 642.
Die Blumen des Norden; von Delwig, N. 38. S. 642.

Polnische Literatur.

Geschichte der polnischen Nation unter der Regierung Wladislaws IV; von Kwiatkowsky, N. 37. S. 627.

Italienische Literatur.

Kirchliche Zeitschrift in Rom, N. 39. S. 655.

Neulateinische Literatur.

Rede über die Wissenschaften in philosophischem Betracht, N. 39. S. 656.

Norwegische Literatur.

Geschichte von Norwegen unter der Regierung Haralds mit den schönen Haaren und seiner männlichen Nachkommen, N. 39. S. 656.

Korrespondenz.

Paris, Juni. Geleaendeitsdichtungen, N. 27. S. 460.
Kiel, Mai. Der Aequator und der Kalefaktor des Dr. Binge zu Flensburg, N. 27. S. 460.
Kopenhagen, Mai. Herausgabe der alten isländischen Urkunden, N. 28. S. 479.
Petersburg, Juni. Eisendraht-Hängebrücken, N. 31. S. 580.
Genf, Juli. Mancherlei über Literatur und Unternehmungen der Genfer, N. 31. S. 581.
Petersburg, Juni. Nachrichten über Kotzebue's und Wrangels Reisen, N. 31. S. 580.
Brüssel, Juli. Erscheinung der Lebensbeschreibung Seipio Ricci's, N. 33. S. 580.
Moskau, Juni. Das neue Theater, N. 35. S. 594.
Calcutta, April. Nachforschungen der asiatischen Gesellschaft, N. 35. S. 595.
Turin, Juli. Der Mechaniker Matera, N. 36. S. 611.
Washington, Mai. Franklins Traum, Lafayette's Besuch, N. 36. S. 612.
New-York, Mai. Museum, feuerspeiender Berg, Studium der Geologie, Kanäle, N. 37. S. 627.
Kopenhagen, Juli. Gegenseitiger Unterricht und Handwerksschulen, N. 37. S. 628.
Neu-Orleans, Mai. Strafgesetzbuch von Louisiana, N. 38. S. 643.
Stuttgart, Juni. Feier an Schillers Todestage, N. 38. S. 643.
Petersburg, Juni. Reisen des Orientalisten Berygren, N. 38. S. 643.
Rom, Juni. Die neuen Schlachtbänke und die Opposition der Jesuiten, N. 38. S. 643.
London, Juli. Feuerversicherungsanstalten in England. — Angekündigte Lebensbeschreibung Napoleon Bonaparte's. — Eröffnung des Kolleziums der Mechaniker. — Neue Art von Feuergewehr, N. 39. S. 657.

Kunst.

Uebersicht der Gemäldegallerie des Grafen v. Bentzel-Sternau, N. 27. S. 460. N. 28. S. 479. N. 30. S. 511. N. 32. S. 548.

Theater.

Paris. Die Jungfrau von Orleans; von Soumet, Kocko. Mazurier, N. 29. S. 496.
— Der Bürger von Rheims; von Menissier, N. 33. S. 563.
Paris. Das Theater Klara Gazuls, N. 33. S. 563.
London. Fünf Minuten zu spät, N. 33. S. 564.
Paris. Die Rosenjungfern. Die Thiere auf der Bühne, N. 35. S. 595.
Genf. Der Sänger Martin, N. 35. S. 595.

Alterthümer.

Antike Freskogemälde zu Pompeji, N. 29. S. 496.
Uralte Denkmäler in Nordamerika, N. 30. S. 512.
Das römische Amphitheater zu Arles, N. 36. S. 612.
Marmor-Denkmäler, römische Begräbnisse und Münzen zu Iverdon, N. 37. S. 628.
Büsten von Bronze zu Famars, N. 37. S. 628.
Entdeckung eines vor zweitausend Jahren verschütteten Tempels auf Korfu, N. 37. S. 628.
Erklärung der Inschrift auf den bleiernen Schweinen zu Pulborough, N. 38. S. 644.
Der Brunnen der Festung von Athen, N. 38. S. 644.

Anderungen und Notizen.

Erbauung des Kanals von Kaledonien. — Sprachenmenge auf der Erde. — Größe der Republik Krakau. — Das Wuppertha. — Bevölkerung von Polen. — Druck der Werke Rousseau's und Voltaire's. — Der Fußgänger Lebyard. — Zeitschriften in Rußland, N. 27. S. 464.
Salzausfuhr aus England. — Polytechnisches Institut zu Wien. — Frankreichs Handel mit seinen Kolonien. — Entdeckung des Diamants in Brasilien. — Kanäle in Frankreich, N. 28. S. 480.
Ehescheidungsgesetz in China. — Dampfboot von England nach Ostindien. — Wer der Anden in Chili, N. 29. S. 496.
Franklins Reise nach dem Polarmeer. — Höhe der fünf Alpengipfel. — Größe und Bevölkerung von Moskau. — Die eiserne Kirche zu Liverpool, N. 30. S. 512.
Trümmer antediluvianischer Thiere in England. — Zahl der Studirenden zu Upsala. — Branntweinverbrauch in England, N. 31. S. 531.
Zahl der Engländer in Frankreich, N. 32. S. 548.
Das Londoner Pantheon. — Betrüchterei von Manchester. — Bemannung französischer Schiffe. — Bevölkerung der philippinischen Inseln, N. 33. S. 564.
Bildung neuer Mumien. — Miltons nachgelassenes Werk. — Bevölkerung der Landeshaupt Mexikanischen. — Alte Münzen in Polen, N. 34. S. 580.
Weinbau auf der Insel Wight im Kanal, N. 35. S. 595.
Paris, Brüssel und Gent Seehäfen. — Ein merkwürdiger Aerolith in Amerika. — Sonderbare Pflanze zu Monza. — Bevölkerung von Rio-Janeiro, N. 37. S. 628.
Kanal mitten durch Irland. — Kanalgrabungen in Rußland. — Offenes Meer in der Nähe des Pols. — Dampfschiffahrt zwischen Hamburg und London. — Weinbau in Amerika. — Franklins Grab. — Verwahrung der Häuser gegen Feuchtigkeit. — Eis- und Ausfuhr in Schweden, N. 38. S. 644.
Zahl der Studirenden auf den Universitäten Cambridge und Oxford. — Verhältniß zahl der Geistlichen und der Weltlichen in verschiedenen Ländern zu der Bevölkerung. — Goldminen von Montradat auf der Insel Borneo. — Weinfabrikation in England. — Wassermenge des Rhoneströms und des Nils. — Christian Adams Lebensbeschreibung der heiligen Cäcilia, N. 39. S. 657.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 40. Zweiter Jahrgang 1825. 5 Oktober.

Die Gefängnisse von New-York.

Ein guter Gesetzgeber bestrebt sich mehr, reine Sitten zu verbreiten, als Strafen zu verordnen.

Es war im Jahr 1794, da bezeugte ich eines Tages dem Doktor Brown, berühmten Arzt zu New-York, den Wunsch, die Staats-Gefängnisse, oder das Strafhaus*), der Stadt besuchen zu dürfen.

„Ich weiß," sagte ich zu ihm, „daß diese Anstalt eine ganz besondere Aufmerksamkeit, vorzüglich von Seiten eines Europäers, verdient. Hier sind alle Einrichtungen durch die Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit geleitet, die man zwar auch in Europa kennt, die aber vielleicht in langer Zeit noch nicht in Ausführung gebracht werden dürften. Man handelt hier, während man dort berathet. Schon lange hat man auch bei uns alle Mängel und Gebrechen des gegenwärtigen Gefängnißwesens gefühlt. Hier legt man zuerst die Hand an's Werk, verbessert sodann allmälig und unterdrückt den Mißbrauch, sobald man ihn gewahrt. Die Erfahrung hat dieses Land erleuchtet, das, glücklich genug, daraus seinen Nutzen zu schöpfen verstehr."

„Man hat dazu nur gesunden Menschenverstand nöthig," erwiederte der Doktor, „und wer diese Eigenschaft besitzt, kann sich ihrer ohne Aufgeblasenheit rühmen. Ehe wir, was es auch sei, unternehmen, prüfen wir zuvor seinen Zweck; sodann, welches die besten Mittel sind, ihn zu erreichen. Den einfachsten und kürzesten wird ohne Zögern der Vorzug gegeben. Betrachten wir, zum Beispiel, die Gefängnisse. Welches ist der Zweck, den die bürgerliche Gesellschaft erreichen will, indem sie eins ihrer Mitglieder zur Haft verurtheilt? — Es ist leicht, diese Frage zu beantworten. Man will, erstlich: daß für eine der ganzen Gesellschaft gewordene Beschimpfung diese Genugthuung erhalte, damit die Furcht der Strafe ähnlichen Verbrechen vorbeuge; zweitens, daß die Strafe ein Mittel der Besserung des Schuldigen werde, der, nach einem gewissen Zeitraume wieder in Freiheit gesetzt, davon auf's Neue einen schädlichen Gebrauch machen könnte, wenn seine Neigungen und Gewohnheiten nicht eine Veränderung erlitten hätten.

„So wie der Zweck, so die Mittel. Die Leitung unserer Gefängnisse auf die Art, wie wir sie befolgen, führt den Verhafteten nach und nach zur Vergessung seiner alten Gewohnheiten und zur Erkennung und Liebe seiner Pflichten. Ungerechtigkeit, Willkühr und üble Behandlung sind hier unbekannt; denn, weit entfernt, das Gemüth zur Beruhigung seiner begangenen Fehler zu bewegen, reizen und erbittern sie es vielmehr. Beständig mit erträglichen Arbeiten beschäftigt, können die Gefangenen die Kosten ihrer Haft selbst bestreiten, und kennen die Gefahren des Müßigganges nicht, indem sie sich die nöthigen Hilfsmittel für eine bessere Zukunft selbst erwerben.

„Aber es würde zu lang werden, Ihnen das Alles im Einzelnen zu erzählen. Kommen Sie und prüfen Sie selbst. Es ist schönes Wetter, lassen Sie uns

*) State-prison, or penitentiary house.

Digitized by Google

zum Strafhause gehen. Das kann das Ziel unsers Spazierganges sein. Sie werden sehen, und somit am besten darüber zu urtheilen vermögen."

Unterwegs unterhielten wir uns viel über die Ursachen und Wirkungen der menschlichen Verderbtheit. „Das Laster", sagte der Doktor Brown, „ist eine Seelenkrankheit, die nur selten ganz unheilbar ist; aber man muß sie zu behandeln oder ihr vorzubeugen wissen. Wenn ich Muße genug hätte, so würde ich eine moralische Gesundheits-Abhandlung schreiben, die mehr gütige Männer, als ich es bin, zur möglichst vollkommenen Bearbeitung dieses wichtigen Punkts veranlassen dürfte. Das wäre der größte Dienst, den man der Menschheit leisten könnte. Genugsam das körperliche Dasein beachtend, suchen wir in unsern Gefängnissen vorzüglich das Gemüth zu heilen, und der Erfolg ist fast immer den Wünschen entsprechend. Man unterrichtet die Verhafteten, man bewegt sie sich regelmäßige Sitten anzueignen, man gewöhnt sie zur Arbeit, und von hundert Individuen, welche die Gefängnisse verlassen, fallen nicht zwei unter das Schwert der Gerechtigkeit wieder zurück. Dieses Resultat ist wohl die schlußreichste Probe der Zweckmäßigkeit unsers Systems."

Der Doktor hatte kaum diese Worte beendigt, so befanden wir uns an der Thür des Hauses. Die Hauptseite des Gebäudes ist gegen die Greenwichstraße gewendet und mißt 204 Fuß in der Länge. Zwei Seitenflügel reichen an den beiden Enden bis an den Hudsonfluß, und laufen in zwei andere, minder große Flügel aus. Ueber der Grundmauer erheben sich zwei der ganzen Höhe des Gebäudes vollkommen angemessene Stockwerke. Das mit Schiefer gedeckte Dach wird durch eine geschmackvolle Kuppel gekrönt. Die von dunkelfarbigen Steinen aufgeführten Mauern schicken sich ganz zur Bestimmung des Hauses. Ihr Anblick allein kündigt die Wohnung des Verbrechens und der Reue an. Der mittlernächtliche Flügel enthält einen weiten, von Gallerien umgebenen Saal; dies ist die Kirche.

Ein auf der hintern Seite eines geräumigen Hofes von Backsteinen aufgeführtes Gebäude enthält die Werkstätten des Hauses. Im innern Hofe bemerkt man zwei Pumpen, die vortreffliches Wasser geben. Im demselben Hofe befindet sich auch ein großes Wasserbecken, wo die Gefangenen während der schönen Jahreszeit sich öfters baden. Ein Garten von schicklichem Umfange zeigt sich gegen Mittag. Der Raum, den dies Alles einnimmt, beträgt ungefähr acht Morgen.

In demselben Augenblicke, wo uns die Thüren geöffnet wurden, bemerkten wir einen der Aufseher des Hauses, einen vertrauten Freund des Doktor Brown, der uns sehr zuvorkommend empfing. Herr Patterson war einer der sieben Inspektoren der Staatsgefängnisse. Sie werden jährlich durch den Gouverneur und seinen Rath ernannt, und kommen, den Worten des Gesetzes nach, mindestens monatlich einmal in einem berathenden Ausschuß zusammen. Dieser Ausschuß ernennt, bei jedesmaliger Zusammenkunft, zwei seiner Mitglieder, die unter dem Namen der Besucher die allgemeine Oberaufsicht des Hauses haben. Sie versichern sich alsdann selbst, ob die Verhafteten mit Menschlichkeit und Gerechtigkeit behandelt, ob Ordnung, Anstand und Reinlichkeit gehörig unterhalten werden. Sie hören etwaige Beschwerden an und entscheiden vorläufig über alle Klagen; sie beobachten den Karakter und die Moralität der Gefangenen, ermahnen die Bösen, ermuthigen die Guten und statten regelmäßig ihre Berichte an die Zentral-Verwaltung ab.

Herr Patterson, erst neulich zum Besucher erwählt, sagte uns, daß man ihm so eben die Register zugestellt habe, auf denen die Anzahl der Gefangenen, die Beschaffenheit ihrer Arbeiten, der Zustand der Kranken, überhaupt alle merkwürdigen Begebenheiten, vorgezeichnet sind, die seit Monatsfrist im Innern des Gefängnisses sich zugetragen haben. Er hatte die Bestrafung eines Gefängnißwärters verordnet, der in der Aufwallung seines Zorns einen Verhafteten mißhandelt hatte.

Während dem wir noch mit dem Aufseher sprachen, kündigte einer der Bedienten des Hauses die Einbringung eines neuen Gefangenen an. „Wir haben noch niemals etwas Aehnliches gesehen," fügte er hinzu. „Das ist bestimmt der verwegenste Verbrecher, den man nur immer sehen kann. Nur nach dem furchtbarsten Widerstande hat man sich seiner bemeistern können. Zehn Männer haben ihn kaum zu bezwingen vermocht, und drei davon hat er gefährlich verwundet. Ganz in Fesseln gezwungen, wie er jetzt ist, sträubt und stößt er noch, so daß man nur mit der äußersten Vorsicht sich ihm nähern darf."

„Und wo ist er jetzt?" fragte der Inspektor.

„Auf der Kanzlei, unter der Aufsicht des Beschliessers, zweier Wächter und vier Konstabels."

„Folgen Sie mir," sagte zu uns der Aufseher, „ich will selbst mit diesem Menschen reden, und sein Gemüth in einen ruhigern Zustand zu bringen versuchen. Ich werde ihm den Unsinn seines Betragens gegen die Nothwendigkeit begreiflich zu machen mich bemühen."

Nie in meinem Leben werde ich das Schauspiel vergessen, das sich meinen Augen darbot, als wir das Kanzleizimmer betraten. Ich bemerkte einen jungen Menschen vom schönsten Wuchs und dem edelsten Gesichte, welches die krampfhafte Verzerrung des wüthend-

Digitized by Google

sten Unwillens doch nicht zu entstellen vermochte. Ich betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Seine flammenden Augen verkündeten eine brennende Seele. Seitwärts an seiner linken Augenbraune war eine leichte Schmarre sichtbar, die dem Ausdruck seiner Gesichtszüge den Stempel aufzudrücken schien. Sein Haar, vom schönsten Kastanienbraun, erhob die sanftbelebte Weiße seiner Haut. Er erschien mir in Allem so bemerkenswerth, daß ich ihn noch heute aus dem Gedächtniß würde zeichnen können, wenn ich den Pinsel zu gebrauchen verstände.

Dieser Unglückliche war an Händen und Füßen mit großen Stricken gebunden und von zwei Männern unterstützt, in deren Mienen das Entsetzen zu lesen war.

„Man nehme ihm die Bande ab!“ sagte ernst der ehrwürdige Inspektor.

„Geben Sie Acht auf das, was Sie thun wollen!“ erwiederte einer der Konstabler: „er ist wüthend, und, wenn er sich frei fühlt, im Stande, uns Alle zu Boden zu schlagen. Es wäre vielleicht gerathener, jetzt, da er einmal gebunden ist, ihn in ein finsteres Loch zu werfen und ihn da Hungers sterben zu lassen. Das ist ein wildes Thier, welches man niemals zähmen wird.“

„Ihr wißt nicht, was Ihr redet,“ entgegnete der Aufseher: „beschimpfet die Menschheit nicht, selbst wenn sie auf die beweinenswürdigsten Abwege sich verirret. Man gebe mir den Bericht über den Gefangenen.“

Der Konstabler stellte ihm, nach dem Gebrauche, ein Papier zu, welches einen Auszug der Verhandlung des Verbrechens, wegen welchem der Verhaftete verurtheilt worden, die Umstände seines Prozesses, eine Uebersicht seines Karakters, aus den Erkundigungen über sein vorhergegangenes Leben gezogen, enthielt.

Nachdem Herr Patterson diesen Bericht mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen hatte, sagte er: „Heinrich Fib-Allan! ich werde Euch Eure Bande abnehmen lassen. Versprecht mir, Euch jeder gewaltthätigen Handlung zu enthalten. Sie würde unnütz sein und Euch nur den Maaßregeln der Strenge aussetzen, die Ihr Euch selbst ersparen könnt.“

— Ich verspreche nichts! erwiederte der Gefangene mit wilder Stimme: Ungerechte und barbarische Menschen! nehmt mir das Leben. Das ist der einzige Dienst, den ihr mir zu leisten vermöget.

„Zweifelt Ihr an der Gerechtigkeit Eures Urtheils? Habt Ihr nicht den Patrick-Burke, Euern Landsmann, angefallen, habt Ihr nicht sein Leben in Gefahr gebracht?“

— Die Gesetze versagten mir Gerechtigkeit, ich habe sie mir selbst gegeben; ich habe nur mein natürliches Recht geübt.

„Das Recht, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, ist nur in den von wilden Horden bevölkerten Wäldern zu Hause, aber nicht in der zivilisirten Gesellschaft.“

— Ich habe mein Vaterland verlassen, um eine Beschimpfung zu rächen. Ich glaubte die so gepriesene Freiheit in diesem Lande zu finden, und — ich bin in Ketten!

„Das Verbrechen hat sie Euch geschmiedet, die Gerechtigkeit hat Euch darein gefesselt, die Neue kann Euch aus ihnen befreien. Ist es die Freiheit des Verbrechens etwa, die Ihr bei uns zu finden vermeintet? Ihr hättet ihr vielmehr unter dem Joche des Despotismus begegnet, denn da allein verbirgt sie sich noch.“

— Ich fühlte mich zum Befehlen geboren und bin in Sklaverei.

„Sklave des Lasters, das gestehe ich zu. Die Tugend allein kann dieser Knechtschaft ein Ende machen.“

— Was wollen Sie aus mir machen?

„Einen rechtschaffenen Menschen, einen guten Bürger: Euch die rechten Ansichten geben, Euch ehrende Meinungen und Gefühle einflößen, die Wildheit Eurer Sitten mildern und Euch zur Ordnung und zur Arbeit gewöhnen.“

— Was sagen Sie? Zur Zwangsarbeit!

„Nein! Ihr werdet, wie um eine Gunst, Euch um Arbeit bewerben.“

— Niemals! niemals!

„Noch ehe drei Tage vergangen sein werden. Aber Euer Zustand ist leidend und betrübt mich.“

— Beklagen Sie vielleicht mein Geschick?

„Von ganzer Seele; und ich wünschte, es mildern zu können.“

Hier betrachtete Herr Patterson aufs Neue den Bericht, redete leise zu einem der Konstabler, und, indem er sich wieder zum Gefangenen wendete, rief er ihm mit starker Stimme zu: „Unglücklicher! Ihr wollet verzweifeln, und Ihr habt eine Mutter!“

Bei diesen Worten überfloß eine plötzliche Veränderung die Gesichtszüge des jungen Menschen. Der Muttername war bis in das Innerste seines Herzens gedrungen, und, ungeachtet alles Bestrebens, seine Fassung zu behalten, stürzten große Thränen aus seinen Augen und über die Wangen hinab.

„Löset diese Bande!“ sagte Herr Patterson mit bewegter Stimme; „es ist nichts mehr zu fürchten; ich nehme Alles auf mich.“

Heinrich Fib-Allan beobachtete ein tiefes Schweigen. Die Knoten der Stricke, mit denen man ihn gebunden hatte, waren so fest verschlungen, daß man genöthigt war, sie zu zerschneiden. Nachdem dies geschehen war, sagte der Inspektor zum Gefängnißwächter: „Ihr sehet, daß die Kleidung dieses jungen Menschen zerrissen und sein Körper ganz mit Staub überdeckt ist. Führet ihn in's Bad und gebt ihm einen

Digitized by Google

saubern Anzug. Nachher geleitet ihn wieder zu uns hieher zurück. Fitz-Allan! folget diesem Manne, und erinnert Euch, daß Ihr eine Mutter habet."

Mit diesen Worten, die mit wahrhaft patriarchalischem Tone ausgesprochen wurden, senkte Heinrich das Haupt und ging, ohne ein einziges Wort zu erwiedern.

„Er ist überwunden!" sagte uns der Aufseher; „ich habe durch diesen Bericht gesehen, daß seine Mutter zu New-York, in der Broad-Street, wohnt, und habe sogleich nach ihr geschickt. Ihre Gegenwart sollte das letzte Mittel sein, welches ich in Anwendung bringen wollte, und es wäre unfehlbar gewesen. Wir haben nicht nöthig gehabt, bis dahin zu kommen. Ich wollte wetten, daß dieses jungen Menschen Herz nicht gänzlich verdorben ist. Man hat ihn mir als einen Verschwender bezeichnet, der dem Spiel und der Ausschweifung sich ergeben, mithin der größten Frevel fähig ist. Wir werden ihn eine dieser Krankheitsgattung angemessene Regel befolgen lassen. Alle erlöthenden Getränke sind ihm untersagt. Eine gesunde und erfrischende Nahrung wird sein heißes Blut mildern, eine regelmäßige Beschäftigung seine Einbildungskraft festhalten, und sein Gemüth wird durch weisen Rath erheitert werden. Wir werden einen neuen Menschen aus ihm machen."

Ich wagte jetzt auch ein Wort und sagte zum Inspektor: „Aber wenn er darauf beharrt, nicht arbeiten zu wollen?"

„So etwas hat sich niemals zugetragen," erwiederte Herr Patterson. „Wir haben, um die Halsstarrigkeit zu bezwingen, den einsamen Verschluß. Das ist eine Zelle von acht Fuß Länge auf sechs Fuß Breite und neun Fuß Höhe, gut gelüftet und durch eine breite Fensteröffnung, ganz nahe an der Decke, erhellt; aber ohne alle andern Geräthschaften, als ein Bett mit Matratze, Tüchern und Decke. In eine solche Zelle verschließen wir den Gefangenen, welcher zu arbeiten sich weigert. Da bleibt er durchaus müßig, und sieht selbst den stummen Wächter, der ihm seine Nahrung bringt, nur einmal des Tags. Niemals hat ein so Abgesonderter, so verstockt er auch immer sein mochte, diese gänzliche Abgeschiedenheit von allen lebendigen Wesen, diese Einsamkeit und Stille, welche nie eines Menschen Stimme unterbricht, länger als zwei Tage zu ertragen vermocht. Er bewirbt sich um Arbeit, wie um eine Wohlthat, und es ist äußerst selten, daß er zweimal dieser furchtbaren Abgeschiedenheit sich aussetzt."

„Welche Art von Arbeit bestimmen Sie diesem jungen Menschen?"

„Er kann selbst wählen. Wir haben hier im Hause Weberstühle, Tischler-Werkstätten und Geräthschaften, Schuhmacher- und Schneiderbaken. Einige Verhaftete sind beschäftigt, Marmor zu schneiden und ihn zu glatten. Andere raspeln Zederholz, zerreiben Gyps, streichen Wolle, oder schlagen Hanf. Die Schwächsten und Ungeschicktesten zupfen Wolle, Baumwolle, Pferdehaar und Werg. Jeder ist, seiner Arbeit gemäß, bezahlt. Es sollte mich sehr wundern, wenn unser Neuverhafteter, der sehr stark zu sein scheint, nicht das Tischler-Handwerk erwählen wollte, das nebenbei eins der erträglichsten ist. Doch da führt man ihn so eben uns wieder zu; Sie werden ihn jetzt ruhiger und besonnener finden."

Heinrich Fitz-Allan erschien in der That. Er war sehr gefaßt, und keine Spur der frühern Wuth entstellte mehr die sonderbar schönen Züge seines Gesichts. Die Kleidung des Hauses, die er angelegt hatte, war sauber, anständig und bequem.

„Ich sehe Euch mit Vergnügen wieder," sagte der Aufseher zu ihm; „fasset Muth, mein Freund! Ihr seid, wie ich sehe, nicht älter als dreiundzwanzig Jahre. Folglich steht Euch noch eine lange Zukunft bevor. So eben habe ich erfahren, daß Patrick-Burke, Euer Gegner, ausser aller Gefahr ist. Ihr habt also nur eine dreitägige Haft auszuhalten, und es steht selbst in Eurer Macht, diesen Zeitraum durch eine gänzliche Umgestaltung und Regelmäßigkeit Eures Lebenswandels bedeutend abzukürzen. Ich werde ein wachsames Auge auf Euch richten, der Gouverneur ist mein Freund, und er kann zu Euern Gunsten seine Vollmacht gebrauchen, wenn Ihr der Wohlthat, die Freiheit zu erhalten, Euch würdig macht."

Wie Herr Patterson diese Ermahnung beendete, stürzte eine bejahrte Frau, die Mutter des Verhafteten, sich mitten unter uns und sank dem Jüngling in die Arme. Wer vermöchte es, diese Schmerzens-Szene zu schildern, wer die Seufzer einer Mutter nachzuahmen, von denen unterbrochen sie ihr Kind zurückverlangte und sein Elend beweinte? Auch vermochte der Gefangene seine lang verhaltene Bewegung nicht mehr zu verbergen, sie brach los mit Gewalt und schüttete einen Thränenstrom auf das gebleichte Haar der Mutter, der einzigen Freundin, die er auf Gottes weiter Erde hatte. Unter heftigem Stöhnen drückte er sie an seine Brust und ließ sie bald darauf wieder zurück.

„Entferne dich!" rief er ihr zu: „Warum folgst du jedem meiner Schritte? Warum bist du nicht in unserer kleinen Behausung geblieben? Du hättest dort in Frieden wohnen können. Aber so finde ich dich überall auf meinem Wege, überall, wohin das Unglück mich auch schleudern mag, begegne ich dir. Schwach und beiahrt, wie du bist, warum hast du das Meer überschifft, um einem Unglücklichen zu

Digitized by Google

folgen, über den ein böses Gestirn von seiner Geburt an waltet?“

„Mein Sohn! mein Sohn!“ das waren die einzigen Worte, welche das arme Weib auszusprechen vermochte.

„Kehre nach Derrimore zurück, nach dem Orte, den ich so lieb gehabt habe, und den ich nie, nie mehr wiedersehen werde. Kehre zu unsern guten Nachbarn zurück, die dich so gerne hatten; aber erzähle ihnen nichts von mir. Laß mich hier in Schmach und Verzweiflung sterben.“

„Nein, du wirst nicht sterben!“ rief die Mutter, indem sie des Sohnes Hand ergriff: „Ich verlasse dich nicht, ich will wachen über dich. Du hast meine Milch getrunken, ich habe dich in meinem Schoose gewiegt, und du sollst mir die Augen zudrücken.“

„Ihr habt Recht,“ sagte Herr Patterson, „es sollte Eures Sohnes Pflicht sein, Euren sinkenden Muth zu unterhalten, und Ihr seid genöthigt, ihm Entschlossenheit zuzusprechen. Tröstet euch Beide wechselseitig. Bewegt ihn zur Folgsamkeit und zum Nachgeben. Das Unglück, welches Euch jetzt so schrecklich erscheint, kann vielleicht einst eine Quelle der Glückseligkeit für euch Beide werden. Ihr habt zwei Stunden, um Euch frei und ungestört zu unterhalten. Nach Verlauf dieser Frist“, fügte der Aufseher, zum Gefängnißwächter gewendet, hinzu, „führt Ihr den Gefangenen in das für ihn bestimmte Zimmer und unterrichtet ihn von seinen ersten Verpflichtungen. Heinrich,“ sagte er darauf zum Jüngling, „erinnert Euch, daß Ihr hier unter der Macht des Gesetzes seid, und daß keine menschliche Macht Euch ihr entziehen kann. Eure Mutter wird Euch wöchentlich zweimal besuchen; üble Aufführung allein könnte Euch auch diesen Trost rauben.“

„Gott segne Sie!“ rief schluchzend die gute Frau: „Gott segne Sie! Ach, ich glaubte hier kein Mitleid zu finden.“

Wir zogen uns mit dem Inspektor zurück. „Ich sehe voraus,“ sagte er, „daß der Karakter dieses Menschen uns Beschäftigung geben wird. Es ist wohl eine Grundlage von Gefühl in seiner Seele; aber ich fürchte, daß die Gewohnheit des Lasters und die Heftigkeit seiner Leidenschaften noch lange der neuen Lebensordnung, welche er zu befolgen genöthigt sein wird, widerstreben werden. Es wäre Schade um ihn; denn dieselben Eigenschaften, von denen er bisher einen schädlichen Gebrauch gemacht hat, könnten, wenn sie eine andere Richtung erhielten, ihn auf einen der ehrenvollsten Standpunkte in der Gesellschaft erheben. Ich gestehe es, er hat mir viel Theilnahme eingeflößt, und ich werde ihn nicht aus dem Gesichte verlieren.“

„Nach seinem Gespräche zu urtheilen,“ bemerkte ich, „ist dieser junge Mensch ein Irländer.“

„Ich kann Ihre Vermuthung bestätigen!“ erwiederte Herr Patterson: „Er ist von Derrimore, in der Grafschaft Clare, gebürtig. Die Anzahl der bei uns verhafteten Irländer ist verhältnißmäßig größer, als die der übrigen Fremden; was ihrer äußerst vernachlässigten Erziehung zuzuschreiben ist. — Aber ich muß Sie verlassen; wir haben eine Aufsichts-Versammlung, und ich fürchte, auf mich warten zu lassen.“

Nachdem wir dem würdigen Manne uns empfohlen hatten, trennte ich mich von dem Doktor Brown, und verfügte mich nach der Pearl-Street, wo ich wohnte, über die Szene nachdenkend, von der ich Zeuge gewesen war, und von dem Verlangen erfüllt, das fernere Schicksal Fly Allan's und seiner Mutter zu erfahren. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der öffentliche Unterricht in Schweden.

Einige Mittheilungen über die schwedische Universität Upsala, sechszehn Stunden von Stockholm entfernt, über die von Lund, 143 Stunden von der Hauptstadt, und über die von Christiania, in Norwegen, werden unsern Lesern nicht unangenehm sein. Man stellt gern die gleichförmigen Anstalten der verschiedenen Nationen einander gegenüber, um zu bemerken, worin sie sich ähnlich und worin sie verschieden sind, um die Erfahrungen, die Institutionen, so wie die moralischen und geistigen Reichthümer eines jeden Volks in einem gemeinsamen Mittelpunkt zu vereinigen.

Die Universitäten Upsala und Lund haben jede vier Fakultäten, nämlich: der Theologie, des Rechts, der Arzneiwissenschaften und der Philosophie. Zu Upsala hat die theologische Fakultät fünf Kurse: 1) das Hebräische und die Exegesen des neuen Testaments, 2) die dogmatische Theologie, 3) die praktische Theologie, 4) die Kirchengeschichte, und 5) die apologetische Theologie. Die Fakultät der Rechte hat zwei Kurse: 1) Jurisprudenz, Oekonomie und Handel, 2) Nationalrecht und römisches Recht. Die medizinische Fakultät hat fünf Kurse: 1) Naturgeschichte, 2) praktische und klinische Arzneikunde, 3) Anatomie und Physiologie, 4) Diätetik, 5) theoretische Arzneikunde. Die philosophische Fakultät hat dreizehn Kurse: 1) Physik, 2) Aesthetik, 3) Statistik, 4) Mathematik, 5) praktische Philosophie, 6) orientalische Sprachen, 7) Astronomie, 8) lateinische Sprache, 9) theoretische Philosophie, 10) griechische Sprache, 11) Geschichte, 12) praktische Oekonomie, 13) Chemie. Außer den für

Digitized by Google

diese verschiedenen Kurse besonders angestellten Professoren hat die Universität noch vierzig ausserordentliche Professoren und Lehrer, so wie in allen angenehmen Künsten und allen modernen europäischen Sprachen.

Die Universität Lund hat weniger Professoren und Zöglinge, weshalb auch die Fakultäten mehr beschränkt sind und weniger Kurse haben. So hat die der Theologie nur drei. In der der Rechte wird gelesen: 1) Jurisprudenz und Moral, 2) Nationalrecht. In der Arzneikunde: 1) Anatomie und Chirurgie, 2) theoretische Arzneikunde, 3) Entbindungskunst, 4) praktische Arzneikunde. In der Philosophie: 1) Aesthetik, 2) Mathematik, 3) Griechisch, 4) Naturgeschichte, 5) Botanik und praktische Oekonomie, 6) Chemie und Physik, 7) Astronomie, 8) Geschichte, 9) französische, deutsche und englische Literatur, 10) Lateinisch, 11) theoretische Philosophie.

Zu Christiania sind die Studien auf folgende Weise eingetheilt: 1) Arzneikunde, 2) Griechisch, 3) Naturgeschichte, 4) theoretische Mathematik, 5) Geschichte, Geographie und Statistik, 6) Wundarzneiund Entbindungskunst, 7) Physik und Chemie, 8) Theologie, 9) Mineralogie, 10) praktische Mathematik, 11) Jurisprudenz, 12) Theologie.

Ausser den Universitäten gibt es noch mehrere Gymnasien in Schweden, wo die Studirenden in den zum Eintritte auf den Universitäten benöthigten Kenntnissen unterrichtet werden. Dieser Unterricht besteht in lateinischer Sprache und Beredsamkeit, im Griechischen und Hebräischen, in Theologie, Philosophie, Mathematik und Geschichte. Es gibt gegenwärtig zwölf Gymnasien in Schweden, zu Stockholm, Gefle, Linköping, Skara, Strangnäs, Wetteras, Wekio, Gothenburg, Kalmar, Karlstadt, Hernosand und Wisby.

Besondere Schulen sind: zu Stockholm das medizinisch-chirurgische Institut, und zu Karlsberg die militärische Akademie. Ausserdem befindet sich noch eine Artillerieanstalt zu Marienberg bei Stockholm, eine Veterinäranstalt in der Hauptstadt, eine Schule für Taubstumme und für Blinde in der Nähe derselben, eine Bergwerksschule zu Fahlun, und ein veterinärisches Institut zu Skara. — Schweden hat eine Akademie der Wissenschaften, eine der Landwirthschaft, eine der Kriegswissenschaften, und eine Nationalakademie, die sich mit der Sprache und Literatur des Landes beschäftigt, eine der schönen Künste, der Literatur, der Geschichte, der Alterthümer, der Musik u. s. f. Der gegenseitige Unterricht gewinnt eine immer grössere Entwickelung und wird bald allgemein im Lande eingeführt sein.

Zollfreie Gedanken.

Welcher Stoff für den Philosophen, oder selbst für den einfachsten Beobachter, liegt nicht in der Betrachtung des Menschen und der Gesellschaft, in ihren Lastern und Tugenden, Neigungen und Leidenschaften, Interessen und Handlungen!

Die Welterfahrung besteht nicht in der großen Zahl der Dinge, die man gesehen, sondern in der, über welche man nachgedacht hat. Wie viele Menschen sind, nach einer langen Reise und nach einem langen Leben, nicht um einen Schritt vorwärts gekommen.

Wer nichts weiter weiß, als was er gelernt hat, der ist entweder ein Gelehrter oder ein Narr. Man muß auch das noch wissen, was man errathen hat.

Der Ehrgeiz und der Zorn sind die schlechtesten Rathgeber auf der Erde.

Wie schön ist die Stelle im Juvenal, in der er zeigt, wie viele Menschen glücklicher gewesen wären, früher zu sterben, als sie gestorben sind: Priamus, Hannibal, Marius, Pompejus, ...

Die Menschen aller Zeiten gleichen sich. Die Geschichte ist nicht allein nützlich, weil man die Vergangenheit darin erblickt, sondern auch, weil man die Zukunft darin zu entdecken vermag.

Die Charakterstärke bildet, wenn sie mit der Eigenschaft, die Sachen allgemein zu machen, verbunden ist, sehr ausgezeichnete Menschen, mögen sie nun hinter einem Dintenfasse verschwarzen, oder auf dem Throne glänzen. Sie allein verstehen zu denken und zu handeln.

Eins der unverkennbarsten Zeichen der Mittelmäßigkeit ist, die Ueberlegenheit auch da nicht anerkennen zu wollen, wo sie von Niemand mehr bestritten werden kann.

Der Gebrauch und die Gewohnheit sind das Gesetz mittelmäßiger Menschen, wie alte Sprichwörter die Moral des Volks sind. Doch sind die Sprichwörter noch besser, als der Gebrauch.

Es ist drückend für den geistreichen Menschen, der in seinem Innern einen großen Schatz von Unterricht und Erfahrung aufbewahrt, zu denken, daß selbst der einfältigste Narr ihn noch über dieses und jenes belehren kann.

Das einzige Mittel, die Menschen für sich zu interessiren, ist, Interesse an ihnen zu nehmen. Um in der Gesellschaft gern gesehen zu sein, muß man alle Welt zu vergnügen und Niemanden an seiner Eigenliebe zu verletzen suchen.

Der Styl ist dem Gedanken, was die Physiognomie dem Gesichte ist. Er vermag eine falsche Idee nicht wahr zu machen; aber er macht eine wahre anziehender, lebendiger, treffender.

Digitized by Google

Jede Kritik muß witzig und zartgefühlt sein. Ein ungeschliffener Ausfall empört. Man verzeiht einem Athleten, der sich einer List bedient, um seinen Gegner zu Boden zu werfen; aber man tritt dazwischen, wenn er ihn erwürgen will.

Man sage alles mögliche Uebel von der Preßfreiheit; ohne sie ist es unmöglich, die Wahrheit zu ergründen. Sie ist kein Vortheil für Diejenigen, welche schreiben, sondern nur für die, welche lesen.

Was thut man nicht zur Befriedigung seiner Eitelkeit? Ein Curtius stürzt sich in die Fluthen und hundert Fanatiker in die Flammen des Scheiterhaufens.

Man beklagt sich darüber, daß Jeder nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht ist, und man sollte sich doch vielmehr um das Gegentheil betrüben. Seinen wahren Vortheil erkennen, das ist der Anfang aller Weisheit, und den Muth zu haben, ihm zu folgen, das ist die Vervollkommnung derselben.

Dem Laster fröhnen, heißt: die Zukunft der Gegenwart zum Opfer darbringen.

Man verhärtet sich gegen die Gleichgültigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, wie gegen den Frost. Aber ein zu starker Frost kann den Tod verursachen.

Gewisse Moralisten schreien: „man ersticke die Leidenschaften!“ Das ist eine dumme Aufforderung; denn die Leidenschaften können nicht erstickt werden.

Man nehme die Menschen, wie die Natur sie geschaffen hat, und bilde daraus eine erträglichere Gesellschaft, als die bestehende. — Das ist unmöglich, entgegnet man. — Bevor man die Luftschiffe erfunden hatte, hielt man es auch für unmöglich, daß der Mensch den Luftraum durchschweifen könne.

Sobald man genöthigt ist, mit den Menschen zu leben, muß man viele Albernheiten sehen, ertragen und — selbst begehen.

Die Diebe fürchten die Laternen, die Usurpatoren und Tirannen zerbrechen sie. Wo die Lüge regiert, da wird die Wahrheit der Demagogie bezüchtigt.

Das größte Verbrechen in den Augen der Tiranen ist, ihnen Furcht zu machen.

Unbedeutende Menschen, die sich im Gewühl der Alltäglichkeit verloren haben würden, durch Verfolgung auszuzeichnen und ihnen einige Wichtigkeit beizulegen, das ist ein grober politischer Fehler.

Verdienstvolle, wahrhaft ausgezeichnete Menschen zu verfolgen, das ist ein Verstoß gegen die gesunde Vernunft; sie für sich zu gewinnen, eine Maasregel der Weisheit.

Es ist gut, an sich zu denken; aber es ist schlecht, nur allein an sich zu denken.

Wenn Etwas das Verbrechen zu entschuldigen vermag, so ist es die Nothwendigkeit. Woher kommt nun die Nachsicht der Menschen gegen jene großen Verbrecher, die nichts bedürfen, die das Gute mit so vieler Leichtigkeit thun könnten, und die nichts als Unheil und Verderben anstiften?

Man kann Alles sagen, wiederholt der Sophist; aber Alles hängt von der Art und Weise ab, wie man es sagt. — Ein schönes Recht, zitternd vor der Ruthe des Henkers, eine gestempelte Wahrheit ins Publikum einzuschmuggeln, der die Furcht allen Glanz und alle Stärke genommen hat, und die allein nur von Menschen begriffen werden kann, die ihrer nicht bedürfen, und die eben deshalb von der mißtrauischen Gewalt nicht beneidet wird, weil sie außer die Schranken der Beschränktheit gestellt worden ist.

An einer Partei halten, weil man sich ihr einmal zugeneigt hat, das ist Hartnäckigkeit. Dabei beharren, weil man keine bessere ergreifen kann — Festigkeit.

Man will geschätzt sein; aber man bekümmert sich wenig darum, nach seinem wahren, eigenthümlichen Werthe geschätzt zu werden.

Die wilden Völker tatowiren sich, die zivilisirten tragen Schnauzbärte und Schönpflästerchen. Was ist lächerlicher?

Die Achtung ist ansteckend, wie alle Neigungen der Seele.

Es ist eine Art von Dummheit der Menschen, das nicht zu verachten, was Verachtung verdient, und das nicht zu hassen, was hassenswerth ist. Deshalb werden die meisten Menschen auch mit Fußtritten beherrscht.

Die Schwachheit, Charakterlosigkeit und Feigheit der Menschen wagt nicht, das Gute zu unternehmen, und läßt das Böse ungerügt geschehen.

Erhebt sich heute ein Tirann, so findet er morgen Advokaten, um seine Handlungen zu rechtfertigen, Henker, um seine Befehle zu vollstrecken, und halbverhungerte Unsterblichkeitsversicherer, um seine Tugenden zu verewigen.

Die großen Unternehmungen zeigen sich wie hohe Gebirgsketten, die der Reisende schon lange vorher erblickt, bevor er sich an denselben befindet. Anfänglich erscheinen sie ihm nur wie Hügelchen; aber je mehr er sich nähert, um so mehr erschrickt er vor ihrer Größe und Unerstiegsichkeit. Wagt er es jedoch, sie zu ersteigen, so sieht er die Schwierigkeiten unter jedem Schritte immer mehr und mehr sich vermindern.

Für ganz unwissende Menschen sind die Reisen von demselben Nutzen, wie die Kantische Philosophie für Kater und Affen.

Es gibt Menschen, die stolz sind, zur Menschheit zu gehören, und andere, die sich dessen schämen. Warum beides?

Digitized by Google

Die Gegenfüßler.

Letzthin, ich hatte eben die Frankfurter Oberpostamtszeitung, den Hamburger unparteiischen Korrespondenten, den österreichischen Beobachter und einige andere ähnliche Tageblätter gelesen, titelte mir etwas an der Fußsohle, wie wenn ein anderes Pedal das meinige berührte, obgleich es fest auf der Erde stand. Die Berührung war zu auffallend, als daß ich darüber nicht hätte nachdenken sollen. Endlich fiel es mir ein oder bei (wie der Leser will), daß sie — nämlich die Berührung — wohl von einem Antipoden oder Gegenfüßler herrühren könne. Obschon ich, was man mir ohne Schwur glauben wird, darüber keine Gewißheit habe, so will ich doch der geneigten Leserin die Beobachtungen nicht vorenthalten, welche ich bei dieser Gelegenheit angestellt habe.

Zuerst sagte ich mir: der Mann dort unten muß fest aufgetreten haben, weil der Druck seines Fußes, durch den ganzen dicken Erdball hindurch, bis zu mir gelangt ist. Sodann muß sein Tritt auch sicher gewesen sein, weil er gerade auf den meinigen gepaßt hat; denn ich spie eben aus, und stampfte mit dem rechten Bein, als ich jenes Phänomen bemerkte. Endlich muß eine gewisse Uebereinstimmung der Gefühle und Meinungen zwischen ihm und mir geherrscht haben, weil — unsere Leibes-Extremitäten so genau sich begegnet haben. Alle diese Schlußfolgen, die vollkommen wie die Faust aufs Auge passen, haben mich nach und nach weiter geführt, und, nach genauer Berechnung, nicht nur die Grade der Breite und Länge, sondern auch ihrer Minuten, Sekunden u. s. w. habe ich gefunden, daß die Sekte der europäischen Philosophen die indische Kaste der Parias zu Gegenfüßlern habe, was so leicht Niemand bezweifeln wird, der das christliche und neunzehnte Jahrhundert kennt. Nächstdem sind die Antipoden unserer Jesuiten die Brahmen jenseits der chinesischen Mauer, die der deutschen Demagogen die Civayen am Ganges, und die der Akademie der Wissenschaften zu Buzteduhde eine Essigfabrik zu Nangasaki. Der Gegenfüßler des berühmten Diplomaten Ratzazi ist der Scharfrichter zu Palembang, der des großen Schriftgelehrten Stinkfank der Straßenfeger zu Benkulen, und der des Rezensenten Schnappauf der Kloakenausräumer zu Timaohoo.

Wem meine Berechnungen nicht genau genug bedünken sollten, dem stelle ich es frei, sie selbst zu verifiziren; wonach er sich von ihrer Richtigkeit überzeugen wird.

Ich und der Sultan.

Oder will der Leser, daß ich sage: der Sultan und ich? Lieber Himmel! mir ist's gleich, ganz gleich. Meine Philosophie bekümmert sich wenig darum, ob sie vorne oder hinten zu stehen kommt, wenn es ihr nur gelingt, irgendwo noch ein Plätzchen zu finden. Also zanken wir uns nicht darüber, ob ich vor oder nach dem Beherrscher der Gläubigen marschiren soll. Aber damit die Leserin doch wisse, was ich eigentlich selbst noch nicht weiß, nämlich: was aus der angefangenen Geschichte werden soll, so — so — nun so wollen wir eine Parallele zwischen dem Sultan und meiner Persönlichkeit aufstellen, wonach man mir sagen wird, ob wir Beide, Seine Hoheit und ich, auf derselben Linie bleiben sollen.

Dreißig Millionen Zechinen Renten! ich muß gestehen, daß das schon ein recht hübsches Einkommen ist. Es ist ein kleiner Unterschied zwischen dieser Summe und meinen 1200 Franken netto, die mir eben die Taschen nicht zerreissen. Aber auch das ist ein recht niedliches Einkommen, weil es das meinige ist, und ich es, Spaß bei Seite, mit keinem andern vertauschen möchte, selbst mit dem des Großherren nicht, weil ich überzeugt bin, daß ich am Ende des Jahres mehr als Seine Hoheit erspart habe.

Man wird wahrscheinlich meine Aemter und Würden mit denen des türkischen Kaisers nicht vergleichen wollen. Das ist auch gar nicht nöthig; denn je mehr Ehren, je mehr Beschwerden, worüber ich keineswegs neidisch bin. Ich habe keinen Bedienten, und das, scheint mir, beweiset so viel, daß ich eines solchen entbehren kann. Ich habe kein Roß und keinen Trost, aber zwei gesunde Beine, die noch munter dergauf, dergab zu trottiren vermögen. Ich habe nur eine Frau und ein halbes Dutzend Kinder, wodurch bewiesen wird, daß man auch mit Wenigem zufrieden sein kann. Meine Frau ist gesund und flink, wie ein Fisch, meine Kinder essen wie die Heiducken, und ich blühe — wie eine Rose? — Ei, Eitelkeit! warum nicht gar — wie ein Hollunderbusch. Ich gehe wohin ich will, solo und in Kompagnie, wie es mir behagt, ohne beobachtet zu werden und einen meilenlangen Schwanz von Bedienten zu Fuß und zu Pferd nach mir zu ziehen.

Ich lese den Schweizerboten, und der Sultan ließt ihn nicht. Ich baue Schlösser in die Luft, und der Sultan im Peloponnes. Ich speise heute Rind-, morgen Hammel-, übermorgen Kalb-, überübermorgen Schweinefleisch, und der Sultan speiset alles durch einander an einem Tage, ausgenommen den Saubraten, den der große Prophet allen Gläubigen verboten hat. Ich trinke mit dem Nachbar Scharwenzel, oder dem Vetter Schlingschlang, oder dem Gevatter Rumpumpel, öffentlich und in allen Ehren, in der grünen Traube mein Schöpplein alten und neuen, da hingegen der Sultan nur verstohlen seinen Zopf nippen kann, der nicht so gut als neunzehner Nestenbacher ist.

Digitized by Google

Was die übrigen Genüsse und Belustigungen anbelangt, so geniesse ich alle diejenigen, woran der große Haufe eben so wohl, als der kleine, Theil nehmen kann. Ein schöner Tag, ein schöner Mondschein, das entzückende Schauspiel der Natur, die Betrachtung der Gestirne, das Studium der Wissenschaften, die Beobachtung der Phänomene, alles das gehört mit eben so wohl, als dem ersten asiatischen Potentaten, und kostet mich nichts. Endlich am Ende des Jahres, wenn ich 365 Tage länger gelebt, habe ich es mit meinen 1200 Franken so weit gebracht, als der Sultan mit seinen dreißig Millionen Zechinen, und habe wahrscheinlich noch mehr erspart, als er. Es würde mir ein Leichtes sein, zwei dicke Bände von den Vorzügen meines Standes, im Vergleiche mit dem des Großherrn, zu schreiben, aber ich halte inne; denn es ist einer meiner ersten Grundsätze, Niemandem sein Handwerk zu verleiden.

Beschreibung einer Sammlung chinesischer Gemälde zu Petersburg.

Diese interessante Sammlung, die in ihrer Art einzig in Europa ist, besteht aus zwei Oelgemälden auf Leinwand, von 4½ Fuß Breite, auf 3 ½ Fuß Höhe, und in drei dicken Bänden, die zusammen 120 Aquarellgemälde enthalten.

Das erste Oelgemälde stellt eine Audienz des Kaisers von China dar. Der Monarch sitzt in einem offenen Pavillon, dessen Dach durch Säulen unterstützt wird, die mit einem rothen mit Gold durchwirkten Gewebe überdeckt sind. Der Baldachin ist goldfarben. Kleine Glocken hängen an den Ecken und an allen Gebäuden ringsumher. Vor dem Pavillon sind zwei graue Säulen, auf denen sich ein Löwe befindet. Der Kaiser trägt ein gelbes Kleid und ruhet nachlässig auf einem Sessel, unter einem Thronhimmel. Er ist von den Großen des Reichs umgeben. Auf den Stufen des Pavillons, und rings um eine niedrige Marmorgallerie, erblickt man mehrere violett gekleidete Soldaten. Einige Männer, mit Gewändern von derselben Farbe angethan, liegen zu den Füßen des Monarchen.

Das zweite Bild stellt einen kleinen Pavillon, wie der erste mit Glöckchen geschmückt, und mit einem gelben Dache versehen, dar. Er scheint sich in einem Garten zu befinden, von dem aus man einen, mit mehreren hübschen Häusern umgebenen großen See erblickt. Dieser Pavillon ist reich ausgeschmückt, die ihn umgebende Gallerie ist von Marmor und der Fußboden ist mit Mosaikarbeit verziert. Die Kaiserin, in einem gelben reich gestickten Kleide, sitzt auf einer vielfarbigen Fußdecke, vor einem Tische, von mehreren Frauen umgeben, von denen einige schöne Fächer von Pfauenfedern haben, andere auf verschiedenen Instrumenten spielen und noch andere Blumenstränße und Theegefäße in den Händen halten. Das Kolorit dieser Costüme ist sehr warm, sehr bunt und sehr glänzend. Einige große Bäume, die nicht mit der gewöhnlichen Steifheit des chinesischen Pinsels behandelt worden sind, beschatten den Pavillon, und eine große Menge Blumen, die den Vordergrund schmücken, und aus den Spalten eines Felsen hervordringen, dessen Materie dem grauen Serpentin gleicht, ist sehr verschiedenartig, und mit einer so großen Sorgfalt und Genauigkeit ausgemalt, daß ein Botaniſt die geringsten Einzelnheiten daran erkennt. Die Figuren, und vorzüglich die Köpfe derselben, sind sehr vollendet, und können wahrscheinlich als sehr ähnliche Portraits betrachtet werden. Die Perspektive selbst, obgleich sie nicht aufs Genaueste allen Regeln der Kunst entspricht, übertrifft dennoch bei weitem Alles, was man in dieser Hinsicht bisher in der chinesischen Malerei bemerkt hat.

Diese Oelgemälde, vielleicht die ersten, die jemals nach Europa gekommen sind, rühren wahrscheinlich von einem der besten chinesischen Künstler her, und beweisen, daß die Malerei in diesem Lande nicht so weit zurückstehet, als man bisher nach den vor dort uns zugekommenen Aquarellen hat schliessen wollen, wobei man nicht bedacht hat, daß diese Werke wahrscheinlich von Künstlern herrührten, die ihre Werke dutzendweis verkauften. Die beiden Oelgemälde beweisen im Gegentheil das Bestreben, die wahre Art, die Perspektive zu malen, zu erreichen, und die Gegenstände nicht allein mit Wahrheit, sondern selbst mit Grazie darzustellen, und selbst in der Miniatur den Physionomien Ausdruck zu geben, eine Eigenschaft, die fast allen bis jetzt bekannten chinesischen Gemälden fehlt. Das Examen dieser beiden Bilder, deren Farbenschmelz unbeschreiblich rein und gut ist, müßte für einen geschickten Chimisten der Gegenstand einer nicht uninteressanten Nachforschung sein. Die Kunst würde dabei gewinnen, ihre Komposition kennen zu lernen, vorzüglich die der gelben Farbe, deren Kenntniß, seit den ersten Zeiten der Oelmalerei, verloren gegangen ist. Durch dieses Mittel würde man auch jenes Dunkelgrün wiederfinden, das man allein nur in den altitalienischen und altdeutschen Gemälden sieht, und das so äusserst schwer nachzuahmen ist. Das Blau, auf diesen Bildern, scheint kein Indigo, sondern vielmehr aus Pflanzen gezogen worden zu sein. Indessen könnte man es leicht auch durch Lapis lazuli ersetzen.

Das Kolorit der Aquarelle ist noch viel glänzender. Der erste Band der Bilder, aus 24 Blättern bestehend, stellt mehrere Theatercostüme und Szenen

dar, die unten in chinesischer Sprache erklärt werden. Die Tracht dieses Volks, die an und für sich schon so sonderbar und auffallend für uns ist, wird es noch mehr durch diese Vorstellungen des Allerseltsamsten in der Bekleidung dieses Volks. Die Attitüden sind sehr verschieden, und man erräth den Gegenstand des Dialogs durch sie sehr leicht. Die Physionomien der Schauspieler sind, ungeachtet ihrer übertriebenen Beweglichkeit, wodurch angedeutet zu werden scheint, daß die Karrikatur bei ihnen der höchste Grad der Kunst ist, dennoch natürlich und wahr, und man darf daraus schliessen, daß sie sämmtlich Portraits sind. Die mindesten Einzelnheiten der Tracht, die auf einem gemischten Gold- und Silbergrunde, mit allerlei Schmuck überladen worden, sind auf eine eben so zarte als struquiöse Weise ausgeführt worden. Merkwürdig genug ist es, daß der Fußboden nie angedeutet worden ist, wodurch der sonderbare Umstand entsteht, daß die Figuren sämmtlich in der Luft zu schweben scheinen, wie die von einer magischen Laterne erzeugten Trugsgestalten. Einige dieser Personen haben Larven oder bemalte Gesichter und bei Einigen ist es feuerroth, bei Andern hingegen ganz schwarz.

Der zweite Band besteht aus 50 Blättern, auf denen alle Künste und Handwerke in China dargestellt sind. Nichts ist geeigneter, bis in die geringsten Details, die Lebensweise und die Industrie der Chinesen erkennlich zu machen. Man wird von der Einfachheit ihrer Maschinen und ihrer Instrumente betroffen. Die der Weber sind auffallend von den unsrigen verschieden, und jeder kleine Theil daran ist so genau dargestellt, daß man nach diesen Zeichnungen leicht ähnliche verfertigen konnte. Ein buklichter Possenreisser, der einem Polichinell oder Hanswurst sehr ähnlich ist; ein Mann, der Affen sehen läßt und eins seiner Thiere, als Wasserträger verkleidet, vor sich vorausschickt, hat das Gesicht mit einer Larve bedeckt; ein Mensch der Laternen ausmalt, und ein Bildhauer, der ein Götzenbild aus Thon formt, sind ihrer sonderbaren Gesichter wegen merkwürdig, die sich von allen übrigen unterscheiden. Die Farben dieser 50 Blätter sind eben so glänzend, als die der andern Oefte, und jeder Kopf ist ein sehr getreues Portrait der Nationalphysionomie.

Der dritte Band enthält 46 Blätter, die eine große Verschiedenheit chinesischer Möbel und Hausgeräthe darstellen, wie z. B. Tische, Vasen, Bilder, Fächer, Waffen, Kamine, Kästchte, Tragsessel von verschiedenen Formen und Farben, Ungeheuer mit Flügeln und Krallen, Fische u. s. w. Es ist gewiß, daß man aus Allem sich eine ziemlich genaue Idee von der Lebensweise der Chinesen machen kann.

Einiges über die Sandwichinseln.

Die Sandwichinseln, elif an der Zahl, erstrecken sich vom 18° 46′ zum 21 nördlicher Breite, und vom 150° 55′ zum 160° 19′ westlicher Länge. Die östlichste von diesen Inseln, Owyhee, ist zugleich auch die größte. Sie ist 29 Stunden lang und 24 Stunden breit. Auf der nordwestlichen Seite ragen mehrere sehr hohe Berge empor, von denen der eine drei Spitzen hat und beständig mit Schnee bedeckt ist. Man sieht ihn ohne Schwierigkeit in einer Entfernung von 28 bis 29 Stunden. Auf der südlichen Seite ist das Erdreich niedrig, eben und an mehreren Stellen unfruchtbar, was von vulkanischen Ausbrüchen herzurühren scheint. Gegen Norden und Westen ist der Anblick des Landes angenehm, es ist hoch und mit einer ungeheuren Menge Gewächsen überdeckt. In mehreren Theilen der Insel findet man Zuckerrohr und Baumwollenpflanzungen. Man berechnet die Zahl der Einwohner auf 170,000 Sie sind Unterthanen des Königs von Wahu, dessen Bruder sie regiert. Sie haben mehrere kleine Gefäße, die eine beständige Verbindung mit den andern Inseln unterhalten. Ein Schiff von 180 Tonnen segelte im Jahr 1821 von Wahu nach Port Jackson auf Neuholland, mit einer Ladung Sandelholz, Rothholz und Kokosnüsse ab, und kehrte glücklich wieder zurück, nachdem es diese Ladung gegen eingefalztes Fleisch, Flinten und Messer ausgetauscht hatte. Die Bemannung des Schiffs bestand allein nur aus Eingebornen unter dem Befehl eines gewissen Rives, eines gebornen Franzosen, der 16 Jahre lang auf den Sandwichinseln gewohnt hatte, sehr geläufig ihre Sprache redete und den König Tamehamea II, als Dollmetscher und Sekretair, nach England begleitete.

Man erinnert sich, daß in dieser Insel der Kapitain Cook ermordet und aufgespießet wurde. Seitdem haben die Einwohner derselben sehr viel von ihrer Barbarei verloren, wozu vorzüglich die beständige Berührung mit den Europäern, deren Schiffe fast unausgesetzt bei ihnen anlanden, sowohl um frisches Wasser einzunehmen, als um Tauschhandel mit ihnen zu treiben, so wie die Bemühungen der sich unter ihnen niedergelassenen Missionäre das Ihrige beigetragen haben, um die Sitten und Gebräuche dieser Wilden allmälig zu mildern.

Mowee bietet von der Meerseite einen sehr angenehmen Anblick dar, wenn man auf eine Entfernung von fünf Stunden ihre schönen sandigen Küsten, von Kokosbäumen überschattet, und ein sorgfältig kultivirtes Land im Innern erblickt, wo sich mehrere fast senkrecht abgerissene Hügel erheben. Ihre Gipfel sind öde, von brauner Farbe, und können auf fünfund-

Digitized by Google

zwanzig Stunden von der Insel unterschieden werden. Auf der westlichen Seite befindet sich ein großer natürlicher Hafen. Die Zahl der Einwohner wird auf 78,000 bis 79,000 berechnet. Sie haben eine große Menge kleiner Gefäße.

Atui ist gleichfalls sehr fruchtbar, und das Zuckerrohr, der Brodbaum, der Yams und der Taro (eine Art Kartoffel) befinden sich dort im Ueberfluß. Die Bevölkerung beläuft sich auf 31,000 Seelen.

Morati und Nanai sind nicht so gut kultivirt. Auf der westlichen Seite sind einige natürliche Hafen. Man rechnet 17,000 Einwohner darin.

Wahu wird für die schönste und fruchtbarste von allen Inseln gehalten. Sie liegt nördlich von Owyhee, und hat auf der nordwestlichen Seite einen guten Hafen. Ein Fluß, dessen Wasser vortrefflich ist, ergießt sich darein. Nichts übertrifft die malerischen und romantischen Ansichten dieser Insel. Sie ist durchaus bebaut, und ihre Bewohner sind viel zivilisirter, als ihre Nachbarn. Auf derselben befindet sich auch die Residenz des Königs der ganzen Gruppe. Ihre Erzeugnisse bestehen in Sandelholz, Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr, das oft achtzehn Fuß hoch ist, in verschiedenen Arten von Holz, in Gummi, der sehr gesucht wird, in Schweinen und in einer großen Menge Gewächse.

Die Bewohner der Sandwichinseln sind im Allgemeinen freundschaftlich und mittheilend, und es ist anzunehmen, daß, da sie jetzt schon selbst den Handel mit den europäischen Kolonien betreiben, sie in Kurzem große Fortschritte in der Zivilisation machen werden. Diese Inseln liegen fast unter derselben Breite, wie die von Westindien; aber sie sind nicht den heftigen Windstößen ausgesetzt, die diesen, nebst dem fast beständig üblen Wetter, so gefährlich werden.

Allgemeine Uebersicht von Englands Handel mit allen Erdtheilen.

		Einfuhr.	Ausfuhr.	
Kriegsjahr	1697	3,482,586	3,525,906	Pf. Sterl.
Friedensjahr	1715	5,640,943	3,922,263	
Kriegsjahr	1761	10,292,541	16,038,913	
Friedensjahr	1765	11,812,144	15,763,867	
Kriegsjahr	1782	10,341,822	13,017,390	
Friedensjahr	1787	17,804,024	16,869,789	
Kriegsjahr	1799	26,837,432	33,640,357	
Friedensjahr	1802	31,442,318	41,411,966	
Kriegsjahr	1815	35,989,650	60,983,063	
Friedensjahr	1822	34,305,985	56,963,134	

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß der englische Handel von 1697 bis 1761, folglich in einem Zeitraum von vierundsechzig Jahren, sich um 8,329,558 Pf. Sterling für die Einfuhr, und um 12,513,007 Pf. St. für die Ausfuhr vermehrt hatte. Die Zunahme ist aber noch viel stärker von 1761 bis 1799 (achtunddreißig Jahre), wo sie 16,544,891 Pf. St. für die Einfuhr, und 17,601,444 Pf. St. für die Ausfuhr beträgt. Sie ist jedoch noch bedeutender in den sechszehn Jahren von 1799 bis 1815, nämlich um 9,152,218 Pf. St. für die Einfuhr, und um 27,342,706 Pf. St. für die Ausfuhr. Man bemerkt auch, daß bis 1787 die Friedensjahre im Vergleich mit denen des Krieges, immer ein günstigeres Resultat abwarfen, dahingegen der kriegerische Zeitraum von 1799 bis 1815 eine wachsende und außer allem Vergleich mit den vorhergegangenen Fortschritten stehende Zunahme zeigt. Das Friedensjahr 1822 ergibt, im Vergleiche mit dem Kriegsjahr 1815, eine Verminderung von 1,683,665 Pf. St. für die Einfuhr, und 4,019,929 Pf. St. für die Ausfuhr.

Umsonst würde man in den Jahrbüchern des Erdballs das Beispiel eines Volks erspähen wollen, dessen Handel sich mit dem Großbritanniens vergleichen könnte. Niemals hat die Kunst, zu bereiten, zu kaufen und zu verkaufen, den Grundstein zu einer kolossalern Macht gelegt, und dreißig Jahrhunderte sind vergangen, ehe eine Nation so viel Geschicklichkeit, Ausdauer und Glück in sich vereinigte, ein so großes Reich darauf zu erbauen. Es ist eben so wichtig als schwer, auf eine bestimmte Weise die Elemente zu bestimmen, aus denen Englands Handel zusammengesetzt ist. Ein langes und sorgfältiges Studium dieses Gegenstandes hat folgende Resultate gegeben:

Großbritannien erhält jährlich, nach der mittlern Angabe der letzten Friedensjahre:

1)	Von seiner Industrie für . . .	3,568,000,000 Fr.
2)	Vom Ackerbau und den Minen	5,420,425,000 —
3)	Von der Kolonial-Einfuhr . .	312,000,000 —
4)	Von der fremden Einfuhr . . .	411,825,000 —
	Im Ganzen:	9,742,250,000 Fr.

Die Bestimmung dieser ungeheuern Masse, welche den Kern des englischen Handels ausmacht, ist nachfolgende:

1)	Ausfuhr der Erzeugnisse der Industrie u. s. f.	810,850,000 Fr.
2)	" der natürlichen Erzeugnisse	75,725,000 —
3)	" der fremden und Kolonial-Erzeugnisse . . .	253,875,000 —
4)	Verbrauch der Erzeugnisse der Industrie	2,757,150,000 —
5)	" der natürlichen Erzeugnisse	5,344,700,000 —
6)	" der fremden und Kolonial-Erzeugnisse . . .	499,950,000 —
	Im Ganzen:	9,742,250,000 Fr.

Digitized by Google

Nach der allgemeinen und wahrscheinlichen Schätzung wirkt der innere Handel auf eine Masse:

1) Eigener, natürlicher und Industrie-Erzeugnisse von	8,101,850,000 Fr.
2) Fremder und Kolonial-Erzeugnisse von	499,950,000 —
Werth des innern durch den Verbrauch gebildeten Handels:	8,601,800,000 Fr.

Der äussere Handel besteht:

1) Aus der Ausfuhr der eigenen, natürlichen und der Industrie-Erzeugnisse	886,575,000 Fr.
2) Aus den fremden und Kolonial-Erzeugnissen	253,875,000 —
3) Aus der fremden und Kolonial-Einfuhr	753,825,000 —
Werth des äussern Handels, von der Ein- und Ausfuhr gebildet:	1,894,275,000 Fr.
Gesammtbetrag des engl. Handels, sowohl im Innern als im Aeussern:	10,496,000,000 Fr.

Das sind die unermeßlichen Reichthümer, die England in den Stand setzen, über alle Anleihen zu entscheiden, die ihm überall einen so unbeschränkten Kredit geben, die ihm die größten Vortheile in Amerika, den Besitz Asiens, die Herrschaft der Meere und das europäische Uebergewicht zugesichert haben, das ihm nichts mehr zu entreissen vermag.

Historische Kronik.

X.

— *Nimis uncis,*
Naribus indulges. *)
Pers., Sat. I.

Die letzten Unfälle der Hellenen haben den Muth und die Hoffnungen ihrer Feinde und Widersacher aufs Neue erhoben. Berichte, Briefe und Zeitungen gefallen sich, den Halbmond uns segend und das Kreuz zertrümmert zu zeigen. Nach denselben ist ein heldenmüthiges Volk, dem Europa seine Zivilisation, seine Künste und Wissenschaften verdankt, ganz und in Masse einem unentrinnbaren, schmählichen Tode geweiht, und das Urtheil ist ausgesprochen, daß es auf immer von der Erde verschwinden soll. Die Städte fallen, und ihre Bewohner werden erwürgt. Man verfolgt die Fliehenden bis in den Schoos des Gebirgs und ermordet sie zu Tausenden, und diese allgemeine, grausame Vernichtung, schaudererregender als die des Mithridat und Theodosius, hat bis jetzt noch kein anderes Hinderniß, als einzig den Muth der Schlachtopfer gefunden. — —

*) Das heißt das Spiel doch auch zu weit getrieben.

Es ist keine Frage, ob es im Interesse der Menschheit liege, das Gemetzel zu beendigen, einem Kriege endlich ein Ziel zu sehen, in welchem weder Alter noch Geschlecht verschont werden, wo man Greise auf's Schaffot schleift und Weiber auf den Leichen ihrer Männer, Väter, Brüder schändet, wo die Siegeszeichen in abgeschnittenen Köpfen bestehen, und wo alles Menschen- und Völkerrecht mit Füßen getreten wird. Es liegt nicht allein im Interesse der christlichen Religion, ihre mächtige Stimme zu Gunsten der griechischen Märtirer laut werden zu lassen, es ist selbst ihre Pflicht. Um so auffallender ist es, daß ihre Diener bis jetzt ein beharrliches Schweigen beobachtet haben, ein Schweigen, welches die Nachwelt deuten und richten wird. Es ist im Interesse der Zivilisation, statt einer Heerde dichtscher und blutdürstiger Barbaren, ein neues Volk im Osten Europa's sich erheben zu sehen, dem seine Vergangenheit eine Lehrerin seiner Zukunft sein kann, das durch Sitten, Glauben und Bildung sich uns anneigt, und das in sich tausend Hilfsquellen umschließt, die es bald bis zum Gipfel des Wohlstandes erheben würden.

Kein Feldzug war für Griechenland verhängnißvoller, als der gegenwärtige: er entscheidet über sein ganzes zukünftiges Geschick. Die fürchterliche Lage, in welcher es sich befand, erklärt zur Genüge, warum es sich England in die Arme geworfen und nicht länger noch auf seine eigene Kraft und Ausdauer sich verlassen hat. Missolunghi, von der Land- und Seeseite belagert, schien schon eine Beute des Feindes geworden zu sein. Miaulis, genöthigt, sich nach Hydra zurückzuziehen, hatte seinen letzten, glänzenden Sieg noch nicht errungen. Zaimis, Londos, Gineos, und selbst Colocotroni, waren, ungeachtet ihrer kühnen Tapferkeit, doch fast überall zurückgedrängt worden, und die Barbaren überschritten triumphirend den Boden, der die Asche so vieler Helden und Weisen enthält. In dieser Gefahr des allgemeinen Schiffbruchs suchte man jenseits der brüllenden Wellen der Noth sein rettendes Heil. England dort sich den Blicken der verzweifelnden Hellenen dar: gegen England also warfen sie den letzten Anker ihrer Hoffnung aus. Einer zweiten Vorsehung gleich, schien England schon lange über Griechenland gewacht und seine einstige Bestimmung mit mächtiger Hand geleitet zu haben. Sein Betragen, zuerst der neuerstehenden Freiheit Hellas aus Grundsatz und Politik abgeneigt, hatte dennoch eine ganz andere Gestalt angenommen. Seinen wahren Vortheil im Gewirr der Zeitumstände erkennend, das Chaos diplomatischer Hypothesen ordnend, legte es mit sicherer Hand den Grundsteinen seines spätern Verfahrens, der Gährungen und Konvulsionen unbeschadet, deren Beute Europa immer mehr zu werden

Digitized by Google

ſchien. So hat es ein neues Gleichgewicht in der politiſchen Wage unſers Erdtheils geſchaffen.

Es iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß es der Plan der Pforte war, den griechiſchen Krieg mit dieſem Feldzuge zu beendigen, wozu die Vorſtellungen fremder Agenten nicht wenig beigetragen haben mögen. Deshalb hatte ſie ihre ganze Macht, von der des Paſcha von Aegypten unterſtützt, gegen Morea gewendet, und mit den Inſeln ſich nicht befaßt, ein Unternehmen, das leider nur zu gut gelungen iſt. Wir kennen bereits die Verheerungen im Innern des Peloponnes und die verzweifelte Lage der Griechen. Ibrahim vor Napoli, Reſchid vor Miſſolunghi, hofften, mit der Einnahme dieſer Städte das blutige Schauſpiel zu beendigen, und die griechiſche Revolution gänzlich zu unterdrücken. Beide aber wurden zurückgeſchlagen, der Erſtere wurde zu Tripotamo (zwiſchen den drei Flüſſen) eingeſchloſſen, und der Andere entfloh, nach dem fürchterlichen Sturm vom 2 Auguſt, bei welchem er über 10,000 Mann verloren hatte, in größter Unordnung nach Vrachori, wo er noch einen ſchweren Kampf mit den Saloniten zu beſtehen hatte. Am 3 Auguſt ſchlug Miaulis den Kapitän Paſcha vor Miſſolunghi, und Guras trieb, beinahe um dieſelbe Zeit, den Paſcha von Negropont wieder in ſeine Inſel zurück.

Aber bevor noch alle dieſe Begebenheiten ſtatt gefunden hatten, und als Griechenland eben in der höchſten Noth ſich befand, erließ die Regierung zu Napoli di Romania folgendes

Manifeſt der griechiſchen Nation.

„Die Geiſtlichkeit, die Vertreter des Volks, und die Zivil- und Militär-Vorſteher zu Land und zur See des griechiſchen Volks;

„In Betrachtung, daß begründet auf die unveräuſſerlichen Rechte der Nationalität und auf die des Privateigenthums eben ſowohl, als auf die herrſchenden Grundſätze der Religion und der Unabhängigkeit der Nationen, und belebt von den dem Menſchen angebornen Gefühlen für die Erhaltung und Sicherung ſeiner eigenen Exiſtenz, die Griechen ſich bewaffnet haben, um an die Gerechtigkeit zu appelliren, und daß ſie bereits ſeit vier Jahren mit Beharrlichkeit die aus Europa, Aſien und Afrika zu Land und zur See gegen ſie gerichteten Streitkräfte bekämpft haben; daß, mitten in dieſer drohenden Gefahr, ſie bald die überlegene Macht ihrer Feinde geſchlagen, bald gänzlich vernichtet haben, und daß, obgleich aller zu dieſer großen Unternehmung nothwendigen Hilfsquellen beraubt, ſie es dennoch endlich ſo weit gebracht haben, mit dem koſtbarſten Blute der Nation ihre Rechte zu beſiegeln und der zivilirten Erde zu beweiſen, was ein Volk zu thun im Stande ſei, das feſt entſchloſſen iſt, ſeine Unabhängigkeit wieder zu erobern;

„In Betrachtung, daß die Reſultate dieſes ſo ungleichen Kampfes ſelbſt im Geiſte des Volks nur immer mehr den unerſchütterlichen Entſchluß befeſtigt haben, ſeine politiſche Exiſtenz zu begründen;

„In Betrachtung, daß mehrere Agenten einiger Kontinentalmächte, allen Grundſätzen des Chriſtenthums zum Trotz, nicht das den von ihnen ſelbſt aufgeſtellten Regeln entſprechende Verfahren beobachtet haben, und daß dieſes ſo illegale Verfahren eine Menge politiſcher Verwürfniſſe, ganz von einander abweichender Natur und Gehalts, erzeugt hat;

„In Betrachtung, daß einige dieſer Agenten, durch die Winkelzüge ihrer Kundſchafter, die ſie nach Griechenland ſchicken, ſich beſtreben, bei den Griechen ſelbſt Geſinnungen zu erwecken, die dem Geiſte und den Formen der Regierung entgegengeſetzt ſind, Geſinnungen, die allein nur den Abſichten und dem Intereſſe beſagter Agenten entſprechen;

„In Betrachtung, daß die Schiffsbefehlshaber einiger Regierungen dem regelmäßigen Gange und den Bewegungen der griechiſchen Seemacht, allem Völkerrechte durchaus zuwider, viele ungerechte Hinderniſſe und Verfolgungen entgegengeſtellt haben, Alles in Verletzung der von den Mächten auf den Kongreſſen von Laybach und Verona erklärten Neutralität;

„In Betrachtung, und zwar mit dem lebhafteſten Schmerze, daß die Chriſten ſelbſt ſich gegen die Bekenner des Evangeliums bewaffnen, um den Anhängern des Alkorans beizuſtehen, und daß eine große Zahl europäiſcher Offiziere, den Grundſätzen aller Politik und geſunden Moral zuwider, aus der Ferne hereilen, um dieſe Letztern zu unterrichten und perſönlich die Armeen der Barbaren anzuführen, um das Land, welches die Gebeine eines Cimon und Zamados, eines Leonidas und Bozzaris, eines Philopoemen und Niketas in ſich enthält, mit Feuer und Blut zu überdecken;

„In Betrachtung, daß die Regierung Großbritanniens, glücklich ein freies Volk zu beherrſchen, die einzige iſt, welche eine ſtrenge Neutralität beobachtet hat, ohne zu würdigen das Beiſpiel der ſchreienden Verletzungen, und dieſer der Vernunft ſo entgegengeſetzten Unterſcheidungen, welche Andere unaufhörlich in Griechenland, zu Konſtantinopel und in Aegypten in Ausführung gebracht haben, nachzuahmen;

„In Betrachtung, daß die Gleichgültigkeit der britiſchen Regierung nicht genügend iſt, den Verfolgungen Anderer gegen Griechenland, welche täglich eine größere Ausdehnung gewinnen, das Gleichgewicht zu halten;

„In Betrachtung, daß, wenn Griechenland bis

Digitized by Google

eßt den Unternehmungen der Feinde nicht hat zuvorkommen, oder die Offenſive ergreifen können, dies nicht aus Verminderung ſeiner Kräfte, noch aus Schwächung ſeines erſten Entſchluſſes geſchah, ſondern allein nur aus den oben bemerkten Gründen, und weil es der Regierung noch nicht gelungen iſt, gänzlich alle Privatleidenſchaften ſich zu unterwerfen;

„In Betrachtung, daß die Griechen aus dieſem außerordentlichen Kampfe ſiegreich hervortreten, oder ſich unter den Trümmern ihres Vaterlandes begraben müſſen, der fürchterlichen Folgen wegen, welche die Natur dieſes Kampfes nach ſich gezogen hat, und ſeiner langen Dauer, zwei Urſachen, welche dieſe Alternative unvermeidlich gemacht haben;

„In Betrachtung endlich, daß, weil eine beſondere Gnade der Vorſicht Großbritanniens Streitkräfte uns ſo nahe geſtellt hat, Griechenland ſie bei Zeiten benutzen ſoll, indem es ſeine Hoffnungen auf die Gerechtigkeit und Menſchlichkeit begründet, welche dieſe große Macht beſeelen;

„Aus dieſen Gründen, und in der Abſicht, die geheiligten Rechte der Freiheit des Staats und unſerer genugſam begründeten politiſchen Exiſtenz in Sicherheit zu ſtellen,

„Beſtimmt, verordnet, dekretirt und ſanktionirt die griechiſche Nation folgendes Geſetz:

„Art. 1. In Kraft gegenwärtigen Aktenſtücks ſtellt ſie freiwillig das geheiligte Gut ihrer Freiheit, ihrer nationellen Unabhängigkeit und ihrer politiſchen Exiſtenz, unter die abſolute Vertheidigung*) Großbritanniens.

„Art. 2. Dieſes Grundaktenſtück der griechiſchen Nation wird von einer erklärenden, an die Regierung Sr. britannischen Majeſtät gerichteten, doppelt ausgefertigten Denkſchrift begleitet ſein."

Es fehlt dieſem Manifeſte weder an Würde, noch an Energie, und alle darin enthaltenen Punkte wären wohl einer reiflichen Ueberlegung werth. Unbegreiflich mag es ſcheinen, wie die Abgeſandten der franzöſiſchen und amerikaniſchen Philhellenengeſellſchaften, Roche und Washington, ſich haben unterfangen können, eine förmliche Proteſtation dagegen einzureichen, mit welcher wir unſere Leſer nicht weiter behelligen wollen, weil ſie eben ſo unpaſſend als ſinnleer iſt.

Die erſte Frage, welche ſich dem Beobachter politiſcher Wirrungen aufdrängt, iſt die: „kann, darf und wird England Griechenlands Anforderungen entſprechen?" Dieſe Frage zerfällt in ſich ſelbſt in drei andere. Ob England könne, daran zweifelt wohl Niemand mehr; ob es dürfe, das iſt von den Umſtänden abhängig, die nicht leicht günſtiger ſein können; ob es werde, das wird durch die Kombinationen ſeines Miniſteriums, welches, ſeit Sir Adams Beſuch in Morea, unabläßig auf dieſen Punkt hingearbeitet hat, Britanniens zahlreiche Flotten im Archivel, ſein Betragen gegen die Pforte und gegen Griechenland, durch die Unterhandlungen Hamilton's mit der Regierung zu Napoli, die große Theilnahme Sir Adam's während der letzten Begebenheiten, die nahe Expedition Cochrane's und Wilſon's, die unter den Augen der Regierung betrieben wird, die bedeutenden Geldzuſüſſe aus Malta und den jonischen Inſeln, und überhaupt durch die Unterſtützungen aller Art, ziemlich klar angedeutet, und es läßt ſich beinahe mit einiger Sicherheit daraus entnehmen, welches ſein Entſchluß in dieſer Angelegenheit ſein werde. Fügt man zu dem Allem noch die vor Kurzem ausgeſprochene Aeuſſerung Canning's: „daß der Augenblick kommen werde, wo man die Unabhängigkeit Griechenlands anerkennen, und daß irgend eine Macht damit den Anfang machen müſſe, unbekümmert darum, was auch die übrigen Mächte gegen ihr Verfahren einwenden mögen — —", ſo waltet über dieſen Punkt kaum noch ein Zweifel ob.

Entſpricht nun England Griechenlands Aufforderung, ſo entſcheidet es eine Streitfrage, welche ſeit Langem ſchon Europa mit eben ſo vieler diplomatiſcher Gewandtheit, als moraliſch-politiſcher Beſorgniß, zu vermeiden ſucht, nämlich die: ob die griechiſche Revolution und ihre Folgen legitim ſeien, oder nicht? — Illegitim, nach den heutigen Begriffen, war ſie in ihrem Urſprunge; aber die Griechen haben ſpäter ihre ältern Rechte geltend gemacht, ſie mit ihrem Blute beſiegelt und ſie dadurch legitimirt. Der Barbar, den ſie bekämpfen, iſt ſelbſt auf keine Weiſe legitim. Er iſt der erſte von allen Uſurpatoren, der blutgierigſte von allen Tirannen. Napoleon war ein legitimer Monarch, als solcher von der ganzen Erde anerkannt, und doch fand man es im Jahr 1814 nicht illegitim, daß Frankreich ſich gegen ihn erhob und ſeine frühern Könige wieder auf den Thron berief. Aber Frankreich hatte Napoleon zu ſeinem Kaiſer erwählt; nicht alſo Griechenland den Sultan zu ſeinem Beherrſcher. Der Sultan iſt, ſo viel wir wiſſen, weder der Blutsverwandte, noch der ſpezielle Beſchützer irgend eines europäiſchen Fürſtenhauſes, warum ſollte er alſo einer größern Berückſichtigung würdig ſein? — —

Sollte England ſich für Griechenland erklären, ſo könnte und müßte dies Verfahren nothwendigerweiſe auch eine große Umgeſtaltung in den politiſchen Kombinationen der übrigen Kabinete veranlaſſen. Es würde

*) Man bemerke, daß hier nicht von Unterwerfung oder Schutz die Rede iſt, ſondern nur von Vertheidigung. Im griechiſchen Texte befindet ſich das Wort Hyperaspisis (Vertheidigung), und nicht Rostasia (Beſchützung).

Digitized by Google

zuerst geschehen, daß man der britischen Regierung das ausschließliche Recht der Beschützung streitig machen wollte, wie dies schon theilweis durch Protestationen, Zirkularnoten u. dergl. bewiesen wird. Unmaßgeblich würden sodann die übrigen Mächte sich auch zur Beschützung erbieten, ein Recht, das ihnen seit den vier blutigen Jahren des Griechenkampfes Niemand streitig gemacht hat, das jetzt aber Griechenland ablehnen könnte, wenn es sich stark genug fühlte, an einem Beschützer genug zu haben. Uebrigens würde ein solches Betragen der Kontinentalmächte durchaus nichts Befremdendes haben, nicht nur, weil es ihren Grundsätzen vollkommen entspricht, sondern auch, weil sie in der That mehr die Ausdehnung und Verstärkung der englischen Macht im mittelländischen Meere, als die Erstehung einer neuen Republik (der sie vor wenigen Monaten noch eine monarchische Form geben konnten) zu befürchten haben. Der politische Einfluß, den England dadurch gewinnen würde, müßte ungeheuer werden, und dürfte für die innere Gestaltung der Reiche selbst von so großem Einflusse sein, daß die Folgen desselben nicht vorauszuberechnen wären.

Indessen ist Georg Spagnolachi, nebst noch mehrern angesehenen Griechen, mit Pässen des General-Gouverneurs der jonischen Inseln versehen, mit der Aufforderung des griechischen Volks an die britische Regierung nach England abgegangen. Der Kommodore Hamilton seinerseits, der mit seiner Flotte vor Napoli di Romania liegt, und diese Stadt, den Sitz der Regierung, gleichsam gegen alle Angriffe der Muselmänner von der Seeseite zu beschützen scheint, hat jener versprochen, daß in längstens fünfzig Tagen sich Griechenland Britanniens Schutz und kräftigen Beistand zu erfreuen haben werde. Man versichert selbst, daß er noch weiter gegangen sei und bei dem letzten Angriffe Ibrahims auf Napoli den Belagerten mit Rath und That beigestanden habe. Sir Adams soll sich gegen Missolunghi auf ähnliche Weise betragen haben. Die Zahl der zu Napoli und Hydra angekommenen Engländer ist außerordentlich groß und vermehrt sich noch täglich, so daß es nicht denkbar ist, daß sie ohne besondere Bewilligung ihrer Regierung sich nach Griechenland begeben können. Die Besuche des Gouverneurs der jonischen Inseln auf Hydra, Spezzia und verschiedenen Punkten Morea's waren in der letzten Zeit sehr häufig, und scheinen einen bedeutenden Einfluß auf den entscheidenden Entschluß des griechischen Volks gehabt zu haben, das, wie man als bestimmt versichert, vor Allem eine förmliche und feierliche Garantie seiner Unabhängigkeit verlangt und erhalten hat, bevor es dies heiligste seiner Güter Englands Schutz anvertraute.

Bei allem dem befindet sich der brittische Geschäftsträger Turner zu Konstantinopel in keiner beneidenswerthen Lage. Er ist der wahrhafte bouc-émissaire der Politik seines Kabinets. Wenn er sich noch nicht in den sieben Thürmen befindet, so ist dies den diplomatischen Tinkturen zuzuschreiben, welche die übrigen europäischen Gesandten dem Divan eingeben, der mit dem Studium seines politischen Gallanus und Boerhave eben nicht viel Zeit verloren, und der es in seiner Staats-Polymathie nicht viel weiter, als bis zur seidenen Schnur und zum Kopfabhauen gebracht hat. So viel ist gewiß, daß der Sultan und sein kleiner oder großer Rath (wie man will) nicht wenig in Zorn gerathen sind, als sie die Dinge vernommen haben, welche im Archipel geschehen sind, und daß Ersterer flugs alle brittischen Unterthanen hat wollen verhaften und ihr Eigenthum konfisziren lassen; was er indessen, auf die Vorstellungen seiner Getreuen, dennoch vor der Hand hat bleiben lassen.

Um die Verlegenheiten im Serail und in Pera noch zu vermehren, erfuhr man dort faß zu gleicher Zeit, daß die Kandioten sich empört, die Muselmänner im Innern der Insel massakrirt und die Küste besetzt haben, um die Festungen und umschanzten Hafen auf derselben zu belagern; daß eine Expedition von 2000 Griechen, von den Engländern mit allem Nöthigen versorgt, dorthin abgegangen sei; daß Canaris Brander in den Hafen von Alexandria geschleudert habe; daß eine bedeutende nordamerikanische Flotte im Archipel erschienen sei, um den Griechen beizustehen; daß der Seraskier Reschid Pascha bei Drachori geschlagen worden; daß Pietro Bey sich mit Kolokotroni vereinigt, und daß endlich Ibrahim Paschа freien Abzug aus Morea begehrt habe. Was diesen letzten Punkt anbelangt, so zweifeln wir sehr daran, obgleich er nicht unmöglich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

— Der französische Architekt Gibent, der mehrere Jahre lang zu Rom und zu Neapel gewohnt, hat einen genauen Plan der Stadt Pompeja aufgenommen. Man erkennt auf demselben ihre alte Ringmauer, deren Richtung durch die jetzt noch bestehenden Bruchstücke bezeichnet wird, und alle Einzelnheiten ihres Innern, die durch die Nachgrabungen entblößt worden sind. Dieser Plan ist vor dem letzten Ausbruche des Vesuv aufgenommen worden, der die Stelle abermals, zwei Schuh tief, mit Asche überdeckte.

— Zu Ager Romano, nahe an der Straße nach Monticelli, hat man neuerdings zwei schöne weiß und schwarze Mosaik-Fuß-

Digitized by Google

boden entdeckt. Auf dem einen befindet sich ein Mäander, in sehr zartem Geschmack, und auf dem andern ein Triton, von mehreren Meerungeheuern umgeben. Die Schönheit des Ganzen läßt vermuthen, daß dies Werk zu dem Zeitraum gehört, wo die schönen Künste zu Rom blühten.

— Im französischen Maasdepartement hat man auf der Stelle, wo ehemals das alte Masimum sich befand, und wo jetzt das Dorf Malx liegt, Nachgrabungen veranstaltet und bereits mehrere Alterthümer entdeckt, unter denen sich einige Medaillen, gegrabene Steine und Ringe besonders auszeichnen. Zu Chatel, einem Fort, das Masimum dominirte, und länger als die Stadt sich erhalten, hat man ebenfalls eine goldene Medaille von Valentinian II und viele andere von Silber und Bronze gefunden.

— Vor mehreren Jahren eröffnete ein Bauer von Kolzen, einem dem Grafen von Mellin, im Kreise Riga, gehörigen Gute, einen kleinen runden, oben zugespitzten Hügel, am Ufer des Meeres, um unter demselben den Winter über Kartoffeln zu vergraben, und fand darin eine Urne, die mit einem birkenen Deckel verschlossen war, auf welchem sich eine Inschrift befand. Unglücklicherweise verwandelte der Bauer diesen Deckel in Zündsträngen, so daß man nichts Näheres über den Inhalt der Urne hat erfahren können, der in Knochen, Kohle und Asche bestand. Ringe um die Urne befand sich eine ovale Platte, dreizehn Zoll lang, deren innerer Theil mit eingegrabenen Figuren geschmückt war. Der Bauer machte sich einen Kessel daraus. Eine weibliche Gestalt von Kupfer wurde gleichfalls zur Verfertigung des Kessels verwendet. Außerdem wurden unbrauchbaren erhalten: eine fünf Zoll hohe Figur von Bronze, einen nackten Leiden darstellend; drei Münzen von Silber und eine von Bronze, nämlich: zwei Tetradrachmen von der Insel Thasos, mit einem Bacchuskopfe auf der einen und einer Herkulesfigur auf der andern Seite, und den Worten Ἡρακλέους Θασίου und Θασίων, eine schöne hyrakusische Medaille mit einem Kopfe des mit einem Diadem geschmückten Königs auf der einen und einer mit dem Dreizack bewaffneten Neptunsfigur auf der andern Seite, — Mit diesen griechischen Alterthümern hat man auch drei Sachen von Leder gefunden, nämlich eine kleine Kette oder Schnur, ein Zirkel und eine Agraffe von Ringen. Es frägt sich nun, wie diese Kunstgegenstände des alten Griechenlands an die Ufer der Ostsee gelangt sind? Hätten sie die Phönizier oder andere alte Schiffer, die den Bernsteinhandel betrieben, dorthin gebracht?

— Nach offiziellen Aktenstücken betrug im Jahr 1821 die Bevölkerung des preußischen Staats 11,480,515 Seelen. Die Zahl der Geburten von 1816 incl. bis 1822 excl. beläuft sich auf 2,843,487, und die der Todesfälle auf 1,823,511, folglich eine Zunahme von 1,019,976 Seelen.

— Man findet auf der Liste der Todesfälle in der Petersburger Synode einen nahe bei Polotsk gestorbenen Mann, der 165 Jahre alt geworden ist. Er hat unter elf verschiedenen Regierungen gelebt, und erinnerte sich des Todes Gustav Adolfs. Nachher machte er noch einen Theil des dreißigjährigen Krieges mit, und war bei der Schlacht von Pultawa 86 Jahre alt. In seinem 93. Jahre verheirathete er sich zum drittenmal, und diese Ehe blieb nicht unfruchtbar. Er lebte 50 Jahre lang mit seiner dritten Frau in der vollkommensten Einigkeit. Die Familie dieses Patriarchen bestand aus 138 Nachkommen, und er hat zwei von seinen Enkeln um sich gehabt, obgleich er sie jetzt nicht mehr auf seinen Knien schaukelte, denn der jüngste von beiden war 53, der ältere 95 Jahre alt. Seine beiden jüngsten Söhne erreichten ein Alter von 62 und 86 Jahren. Die ganze Familie lebte im Dorfe Polopka, in einem auf Befehl der Kaiserin Katharina II für sie erbauten Hause, wozu noch ein großes Landstück gehörte. Der Urgreis war bis zu seinem 163. Jahre vollkommen gesund. Er ist, wie man bemerkt, vier Jahre älter geworden, als der berühmte Thomas Parr, der von Harvey geöffnet wurde; aber er hat sechs Jahre weniger gelebt, als Johann Bovin, der in Polen in einem Alter von 174 Jahren starb.

— Nach einem vor Kurzem herausgekommenen Aktenstücke befanden sich im Jahr 1823 in der Stadt Neu-York, deren Bevölkerung zu derselben Zeit auf 130,000 Seelen angeschlagen wurde, 78 Kirchen der verschiedenen Religionsmeinungen, nämlich: bischöfliche 15, presbyterianische 14, methodistische 13, holländisch-reformirte 10, anabaptistische 10, der Freunde (quakerliche) 4, lutherische 2, römisch-katholische 2, mährische 1, evangelisch-vereinigte 1, neu-jerusalemische 1, reformirt-presbyterianische 1, presbyterianisch-verbundene 1, universalistische 1, unitarische 1, deutsch-reformirte 1. Hiezu müssen noch die der Seelente und die des Krankenhauses gefügt werden, die ausschließlich zu keiner Konfession gehören, so wie die Juden-Synagogen.

— Die fünf großen europäischen Staaten haben folgende Bevölkerung:

	Quadratmeilen.	Seelen.
Rußland in Europa	75,154	47,660,000
ausser Europa	292,339	11,714,000
England in Europa	5,554	21,400,000
ausser Europa	176,971	150,141,000
Frankreich in Europa	10,086	30,749,000
ausser Europa	667	409,000
Oesterreich in Europa	12,265	29,691,000
Preußen "	6,014	11,400,000
Die fünf Mächte zusammen:	578,044	268,124,000
wovon in Europa:	108,074	140,800,000

Wenn nun die bekannte Erdoberfläche 2,512,000 Quadratmeilen mißt und von 938 Millionen Menschen bewohnt wird, so ergibt sich daraus, daß die fünf Mächte fast ein Viertel der Erde einnehmen und über $\frac{2}{7}$ des Menschengeschlechts herrschen. Europa hat auf 155,220 Q.-M. eine Bevölkerung von 206,780,000 Seelen, so daß die fünf Mächte zwei Drittel dieses Erdtheils beherrschen. Indessen ist das chinesische Reich doch an und für sich viel bevölkerter und ausgedehnter, als ganz Europa. Spanien hatte vor seiner Zerstückelung eine Volksmenge von 30 Millionen Menschen.

— Seit dem Januar 1824 bis zum Januar 1825 sind aus England ausgeführt worden: 1,137,407 Unzen Gold und 8,705,077 Unzen Silber. Davon sind 907,048 Unzen Gold und 4,083,978 Unzen Silber nach Frankreich gebracht worden.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 41. **Zweiter Jahrgang 1825.** 12 Oktober.

Englische Gesellschaft zur Stiftung der Schulen in Kanada.

Vor Kurzem ist zu London eine Gesellschaft „zur Stiftung von Moral- und Industrieschulen in Ober- und Unter-Kanada“ zusammengetreten. Die erste Versammlung derselben hat am 9 Juli in der großen Freimaurerloge stattgefunden. Der Herzog von Sussex war Präsident, und die kanadischen Volkshäupter, die sich eben in London befanden, waren in ihrer Landestracht dabei gegenwärtig.

In seiner Eröffnungsrede machte der Herzog von Sussex die Wichtigkeit einer solchen Gesellschaft, in Beziehung auf die Verbesserung, welche sich daraus für das Volk ergeben muß, aufmerksam. Seitdem die Bevölkerung Kanada's bedeutend zugenommen, hat sich die Nothwendigkeit neuer Erwerbszweige immer dringender gezeigt. Es ist also Pflicht, auch diesem Lande die genauere Kenntniß der Künste und der Industrie zu verschaffen, die im Stande ist, ihm neue Hilfsquellen zu eröffnen.

Lord Begley setzt in einer langen Rede die Lage auseinander, in welcher Kanada sich befindet. Das Land ist groß und die Bevölkerung im Vergleiche wenig beträchtlich. Diese Bevölkerung besteht: aus europäischen Kolonisten, aus deren Kindern, in Kanada geboren, und aus den indianischen Eingebornen. Die Ersten haben den religiösen Glauben nach Amerika gebracht, den sie in Europa hatten. Deshalb findet man dort Katholiken, Anglikaner, Presbyterianer, Anabaptisten, Independenten und Dissidenten von allen möglichen Gattungen. Die zu stiftenden Schulen müssen also auf allgemeine Grundregeln, unabhängig von den verschiedenen Glaubensmeinungen und der Disziplin jeder Kirche, sich stützen. Die zweite Klasse hat beinahe alle religiöse Moral vergessen, sie ist in die größte Unwissenheit versunken und überläßt sich allen möglichen Lastern. Was die Eingebornen anbelangt, so ist man ihnen eine größere Aufmerksamkeit schuldig, als man ihnen bisher zugestanden hat. Sie kennen den Gebrauch der Feuergewehre und der geistigen Getränke, sie sind nach und nach aus ihren Besitzungen vertrieben und in die Waldungen und Moräste gedrängt worden. Mehrere Stämme sind bereits vernichtet, andere nahen sich ihrem Ende. Ist es nicht endlich Zeit, diese Wilden zu zivilisiren und, statt sie beständig zu bekriegen und zu vertilgen, nützliche Glieder der Gesellschaft aus ihnen zu machen? Aber um diesen Zweck zu erreichen, müssen die zu errichtenden Schulen nicht allein Ansalten der Moral und der Religion sein, sondern man muß ihnen Lehrmeister zusenden, die sie, mit dem Beil in der Hand, lehren, wie man Häuser erbaut.

Lord Begley bringt sodann folgende Motion in Vorschlag: „Es bilde sich eine Gesellschaft zur Einführung der Erziehung und Industrie in Kanada. Sie beschäftige sich damit, Lehrmeister dorthin zu senden, um Schulen zur moralischen und industriellen Erziehung der Indianer und Kolonisten in den Theilen von Ober- und Unter-Kanada, denen es an Unterricht fehlt, zu gründen.“—Diese Motion wird einstimmig angenommen.

Digitized by Google

Ein Mitglied, John Wilkes, deutet auf die guten Anlagen der eingebornen Indianer hin. Er führt mehrere Thatsachen an, durch welche bewiesen wird, daß diese Wilden sich zu allem Schönen und Großen zu erheben vermögen. Im letzten Kriege zwischen den Scherokesen und einem andern Stamme wurde ein junges Weib gefangen genommen, und nach der allgemein hergebrachten Gewohnheit entschied man, daß es geopfert werden sollte. Die Nation versammelte sich, und schon bemächtigte sich der Priester des Opfers, schon war ein barbarisches Wohlgefallen in allen Zügen zu lesen, als sich ein junger Mensch in den Kreis stürzte, die Unglückliche ergriff, sie davon trug, mit ihr auf ein bereitstehendes Pferd sich schwang und auf und davon eilte. Er brachte sie in eine englische Niederlassung und kehrte sodann zu den Seinigen zurück, um der über ihn verhängten Strafe sich zu unterwerfen. Aber statt ihn zu bestrafen, wurde er mit allgemeiner Achtung und Bewunderung aufgenommen und an die Spitze einer Abtheilung des Stammes gestellt.

Das vorzüglichste Oberhaupt der anwesenden Kanadier verlangte in französischer Sprache das Wort, um dem Herzog von Sussex für den besondern Schutz zu danken, welchen er der Gesellschaft angedeihen lasse. Der Herzog erwiederte darauf in derselben Sprache: daß er, als Mitglied der königlichen Familie von England, es als eine seiner heiligsten Pflichten betrachte, zur Verbreitung des Unterrichts und der Veredlung des Menschengeschlechts in allen Theilen des britischen Reichs beizutragen, und daß sein bestes Bestreben immer auf die Erreichung dieses Zwecks gerichtet sein werde.

Die Gefängnisse von New-York.

(Fortsetzung.)

Gott will, daß den Sterblichen die Reue zur Tugend gereiche. Voltaire.

Vierzehn Tage mochten seitdem verflossen sein, als ich, von Bowery, einer Vorstadt von New-York, zurückkommend, wo ich einen meiner Freunde besucht hatte, Herrn Patterson begegnete. Nach den gebräuchlichen Höflichkeitsbezeugungen befragte ich ihn um Neuigkeiten von unserm Gefangenen. „Ich hoffe," sagte ich ihm, „er führt sich wohl auf und Sie sind mit ihm zufrieden."

— Ich weiß kaum selbst mehr, was daraus werden soll, erwiederte der Aufseher; dieser Mensch hat ein ungemeines, ganz besonderes Gemüth, und es wird noch große Anstrengung kosten, seinen Karakter zu bändigen. Oft hat er Anfälle von Wuth, deren Grund ich nicht zu entdecken vermag. Das kommt, vermuthe ich, von einer sehr schmerzhaften Erinnerung, oder von einer tiefen Herzensverwundung. Nebstdem ist er hochmüthig und will durchaus keiner Arbeit sich unterziehen, die er als eine Erniedrigung betrachtet. Seit drei Tagen ist er im einsamen Verschluß, und, was fast unglaublich scheint, er bezeugt durchaus kein Verlangen, ihn zu verlassen.

„Und was ist aus seiner unglücklichen Mutter geworden?"

— Sie hat die Schwelle der Gefängnisse nicht verlassen wollen. Auf der steinernen Bank nahe an der Thür sitzend und in Thränen zerfließend, schien sie nur für den Augenblick leben zu wollen, wo sie ihren Sohn wiedersehen dürfte. Ermüdung, Besorgniß und Schmerz haben sie krank gemacht. Fremd, ohne Beschützer, ohne Vermögen in diesem Lande, was sollte aus ihr werden? Ich habe sie in mein Haus aufgenommen, wo sie täglich Nachricht von ihrem Sohn haben kann, und wo unser Freund, der Doktor Brown, ihr seine Pflege widmet.

„Wahrlich, diese Entwickelung haben wir nicht vorausgesehen."

— Zu Allem gehört Geduld. Wenn der junge Mensch der in unsern Strafhäusern gewöhnlichen Lebensordnung sich noch lange widersetzt, so ist dies ein Zeichen seiner gänzlichen Verderbtheit, durch welche der moralische Brand das Herz selbst ergreift. Das würde das erste Beispiel dieser Art sein. Aber man kann in dieser Hinsicht noch nichts entscheiden. Um an seiner Heilung zu verzweifeln, müßten alle seine Gefühle gänzlich verdorben sein; doch liebt er gewiß seine Mutter. Diese kindliche Anhänglichkeit verträgt sich mit einer gänzlichen Schlechtigkeit nicht. Das ist ein Einfluß auf ihn, durch den wir ihn allmälig auf den Weg des Heils werden führen können. Sie sehen, daß, um unsere Häuser wohl zu verwalten, wie ein wenig das menschliche Herz zu kennen nöthig haben.

„Und die Liebe zur Tugend. Ich kenne nichts Edleres und Erhabeneres, als das Geschäft, dem Sie so ehrenvoll vorstehen. Ja, Ihnen allein gehört der Ruhm, den der menschliche Wahnsinn der Zerstörungswuth zuerkennt. Statt der Menschheit Thränen auszupressen, erheben Sie sie zu Ihrem Triumphe, und Ihre Eroberungen sind eben so viele Wohlthaten, deren sich Ihr Land erfreut. Wie viel Huldigung und Dankbarkeit ist es nicht Ihrem Eifer schuldig!"

— Wir begnügen uns mit seiner Achtung, und tragen ihm zugleich eine Schuld ab, welche es sich durch die Freiheit, die wir hier genießen, die Gleichheit, welche unter uns herrscht, und die Gerechtigkeit seiner Gesetze erworben hat. Wenn das, was Sie Ruhm benennen, wenn selbst auch nur die geringste Besoldung mit unsern Aemtern verbunden wäre, so

Digitized by Google

würde ſich ihnen etwas Perſönliches beimiſchen, das ihrer Reinheit ſchaden könnte. Man würde mehr Prahlerei als Eifer, mehr Schein als Wirklichkeit ſehen, und es würde den Angeſtellten mehr um den Beifall des Publikums, als um den ſeines eigenen Bewußtſeins zu thun ſein. All' dieſes Gepränge iſt nur in den Monarchien an ſeiner rechten Stelle, wo die Tugenden ihren Tarif haben, und wo die Pflichten mit baarer Münze bezahlt werden; aber das würde ſich unſerm Freiſtaate ein Unſinn ſein. Wir verwalten unſere Angelegenheiten ſelbſt, und der gemeinſchaftliche Vortheil iſt auch der Vortheil jedes einzelnen Bürgers. Folglich, wenn ich der bürgerlichen Geſellſchaft einen Dienſt leiſte, ſo nütze ich dadurch mir ſelbſt. Sie werden dabei bemerken, daß wir auch hier nicht ganz uneigennützig ſind.

„Ich bemerke nur allein, daß Sie der Freiheit wahrhaft würdig ſind. Das iſt der größte Lobſpruch, den ein Volk ſe verdienen kann. Aber, weil wir eben bei dieſem Gegenſtand uns befinden, ſo vergönnen Sie mir, Sie um einige Erklärungen über den jetzigen Zuſtand Ihrer Sitten zu erſuchen."

— Ich bin bereit, Ihnen zu antworten.

„Man kann es nicht läugnen, daß Sie das freieſte und vielleicht auch das glücklichſte Volk auf der Erde ſind, wenn mindeſtens die Glückſeligkeit im Genuſſe des Friedens, des Ueberfluſſes und der Sicherheit beſteht. Aber es ſcheint Ihnen doch etwas Weſentliches noch zu fehlen. Die Ausbildung der ſchönen Künſte iſt ein Genuß, den Sie entbehren. Man würde hier umſonſt jene prachtvollen Pallaſte, jene mit Geſchmack gezeichneten Gärten, jene majeſtätiſchen Tempel und alle jene großen Gebäude, die Meiſterſtücke des Genies, die den Stolz unſerer Städte und die Bewunderung des Fremdlings machen, aufſuchen. Ihre Schauſpielhäuſer ſind kleinlich, ihre Schauſpieler mittelmäßig; Sie haben ſelbſt nicht einmal einen Begriff von einer großen Oper mit ihren Maſchinen, Verzierungen und Balletten. Man kann daraus ſchließen, daß Sie noch nicht vollkommen zivoliſirt ſind; denn wir betrachten das Alles als das nothwendigſte Reſultat einer hohen Zivoliſation. Bei uns in Europa haben wir deshalb große Künſtler, vortreffliche Schauſpieler, Muſik-Komponiſten, Schauſpiele aller Art, Dichter, Schöngeiſter beiderlei Geſchlechts, Akademien und ſelbſt Athenäen nöthig. Ohne dies würden wir uns zum Sterben langeweilen und uns nicht glücklich fühlen."

— Ehe ich Ihnen antworte, wünſche ich zu wiſſen, was Sie unter dem Worte Zivilisation eigentlich verſtehen?

„Einen Augenblick. Ich habe ſelbſt darüber noch nicht recht nachgedacht."

— Erlauben Sie mir, Ihnen zur Hand zu gehen. Wenn wir den eigentlichen Zweck deſſen aufſuchen wollten, was man Zivoliſation nennt, ſo würden wir zugleich ſeine wahre Beſtimmung entdecken. Sagen Sie mir, ob dieſer Zweck nicht ſei, das Volk über ſeine Pflichten und Rechte zu erleuchten, ihm wahres Gefühl darüber einzuflößen und es zur Ausübung der einen und zur Erfüllung der andern, in ihrem vollkommenſten Sinne, zu führen? Soll das nicht der Zweck der Zivoliſation ſein?

„Ich vermeine es wie Sie."

— Nehmen Sie ſich in Acht! Sie würden gezwungen ſein, ſelbſt die Schlußfolge zu ziehen: daß weder Schauſpiele, noch Malerei, noch Muſik, noch Tanz, noch die Wunder der Baukunſt die wirklichen Gegenſtände der Zivoliſation bilden.

„Aber warum wollen Sie meine Frage ſo ſehr beſchränken und einen einzigen Zweck da ſuchen, wo es doch mehrere geben kann?"

— Hören Sie meine Gründe. Sie ſcheinen mir nöthig, um zu einer ſichern Entſcheidung, zu einer genauen Anſicht der Sache zu gelangen. Jede Wiſſenſchaft hat ihren beſondern Zweck. Die Aſtronomie, zum Beiſpiel, beſchäftigt ſich mit der Bewegung der Geſtirne, lehrt uns, nach welchen Geſetzen ſie ſich nähern und entfernen, macht uns mit ihren gegenſeitigen Entfernungen und den Ellipſen, welche ſie durchlaufen, bekannt. Die Arzneikunde hat die Heilung der Krankheiten, welche die Menſchheit plagen, zum Zweck. So iſt es auch mit allen übrigen Wiſſenſchaften, und es gebrüche alſo der Zivoliſation allein, oder mit andern Worten, der Kunſt, den geſellſchaftlichen Zuſtand des Menſchen zu vervollkommnen, einzig an einem eigentlichen Zweck? Was halten Sie davon?

„Es will mich bedünken, daß Sie wohl Recht haben mögen, und daß man Zivoliſation benennen könnte: das Vorwärtsſchreiten der Völker zu dem günſtigſten Zuſtande für die Entwickelung der menſchlichen Vernunft und dem wahrhaften innern Nutzen der Geſellſchaft."

— Auf dieſen Punkt wollte ich Sie bringen, und wenn Sie mich jetzt überzeugen können, daß der Menſch nicht vernünftig und frei zu ſein vermag, ohne alle dieſe Anſtalten des Luxus und dieſe Wunder der Kunſt, von denen Sie ſo eben mich unterhalten haben, ſo bin ich willig und bereit, zu geſtehen, daß wir in der Zivoliſation noch zurückſtehen.

„Ich ſehe jetzt, daß ich meine Frage nicht genau gekannt habe, und ich bin Ihnen ſehr verpflichtet, mich darüber erleuchtet zu haben."

— Darf ich nicht fürchten, daß Sie mich des Eigenſinnes anklagen werden? Aber ich gehe noch weiter. Ich habe oft gedacht, daß die vereinigten Staaten, obgleich man in ihnen weder eine Oper,

wie zu Paris, noch einen Tempel, wie S. Peter zu Rom, noch ihre großen Gemälde- und Statuen-Sammlungen findet, dennoch wohl das zivilisirteste Land der Erde sein konne. Ich verachte die schönen Künste aber deshalb nicht, sie sind vielmehr der Städte Schmuck; aber wir haben unser gesellschaftliches Gebäude auf einen sichern Grundstein erbauet, wir haben nicht allein seine einzelnen Theile begonnen, sondern sie auch vollendet. Was hingegen Sie betrifft, so haben Sie nur an die äussern Verzierungen gedacht.

„Ich hoffe, Sie werden nicht den Rath Platon's befolgen, der verlangte, daß man die Dichter aus einem Freistaate verlagen solle."

— Unbezweifelt: nein! Die Dichtkunst, die sich durch heroische Gesinnungen und große Gebilde nährt, stimmt vollkommen mit unsern republikanischen Sitten überein, sie ist unser liebliches Vergnügen. Es gibt nur wenig amerikanische Landwirthe, bei denen man nicht wenigstens einen Milton und einen Shakespeare findet. Die Geistesbildung ist eben so allgemein bei uns auf dem Lande, als in den Städten. Die nothwendigen Kenntnisse des gesellschaftlichen Zustandes sind überall verbreitet. Kein Handwerker, kein Landmann, der nicht zu lesen, zu schreiben, zu rechnen verstände, der nicht die Gesetze seines Landes kennt und ihre Anordnungen zu würdigen versteht, der, zu seiner Vertheidigung, im Nothfall nicht gern sein Blut vergiessen würde. Daher unsere Ordnungsliebe, unsere Achtung für fremdes Eigenthum; daher, daß das Verbrechen so selten bei uns ist. Kaum würden wir noch der Gefängnisse bedürfen, wenn der Zufluß von Fremdlingen, welche die Meere durchschifft haben und mit ihrer Unwissenheit und ihren lasterhaften Neigungen hier anlangen, sie nicht nothwendig machte. Der größte Theil von ihnen bessert sich durch den beständigen Umgang mit uns. Die Uebrigen entfernen sich, oder kehren wieder in ihre Heimath zurück. Wenn am Ende seiner Verhaftung der junge Irländer, dessen Unglück Ihre Theilnahme in Anspruch genommen hat, nicht vollkommen in seinen Gesinnungen und Sitten sich umgestaltet, glauben Sie, daß er es lange ertragen werde, ein Land zu bewohnen, wo Achtung und Vermögen nicht ohne Arbeit und Rechtschaffenheit erworben werden können?

„Ich begreife sehr wohl, was Sie mir sagen; aber ich muß Sie dennoch um eine Erklärung bitten. Sie haben vollkommen Recht, wenn Sie vermuthen, daß ich einen lebhaften Antheil an Ihrem Gefangenen nehme. Er hat dieselbe Empfindung allen Denen eingeflößt, die Zeugen jener herzzerreissenden Szene waren, bei welcher wir uns befunden haben. Aber vorausgesetzt, er entsage seinen lasterhaften Neigungen, er erlange die Luß und Liebe zur Arbeit, die er jetzt nicht hat, mit einem Worte, er werde ein achtungswürdiger Mensch, welches Glück kann ihn in Zukunft erwarten? Durch eine gerichtliche Verurtheilung beschimpft, durch sein Verweilen im Zuchthause selbst verächtlich geworden, was kann er von den Menschen hoffen? welchen Stand will er in der Gesellschaft einnehmen?"

— Den eines rechtschaffenen Menschen und guten Bürgers. Sie wollen nur immer nach Ihren europäischen Vorurtheilen richten. Wir drücken nur dem Laster das Brandmal auf, und nicht der Genugthuung, welche die Gesellschaft für eine sie betreffende Beleidigung heischt. Ist diese Genugthuung gegeben und der Schuldige zeigt sich tugendhaft, erfüllt er seine Pflichten gegen sich selbst und gegen Andere, so ist Alles vergessen. Es ist ein Unglücklicher, der, dem Schiffbruch der Leidenschaften entronnen, auf einer gastfreundliche Erde wieder aufgenommen wird. So verliert er mit der Zeit die Erinnerung seiner Gefahren und seiner Leiden, oder, wenn er ihrer noch gedenkt, so ist es nur, um der Ruhe und des Glückes um so mehr sich zu erfreuen, das er geniesst. Ich konnte Ihnen an Vermögen und Verdienst bedeutend reiche Männer nennen, deren stürmische Jugend Strafe und Bereuung nöthig gemacht hat. Heut leben sie unter uns hochgeehrt, weil sie selbst wieder ehrwürdig geworden sind."

Wir langten an der Thür seines Hauses an, als Herr Patterson diese Worte beendete. Er wurde hier durch seine Tochter Hannah, ein Mädchen von englischer Gestalt, empfangen. Sie erwartete ihren Vater mit Ungeduld, wie wenn sie ihm ein wichtiges Geheimniß zu entdecken hätte. Ich meinerseits empfahl mich, nachdem ich Herrn Patterson für den gütigen Unterricht, welchen er mir gegeben, vielfältig gedankt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufruf an die christlichen Nationen zu Gunsten der Griechen.

Von Benjamin Constant.

Die Gesellschaft der christlichen Moral, durch ihren Zweck und das Bestreben eines jeden ihrer Mitglieder allein dem gewidmet, was Menschheit und Religion, diese zwei unzertrennlichen Gegenstände, interessiren mochte, hatte seit Langem schon in sich selbst einen griechischen Ausschuß ernannt, der, zwar in seinen Vollmachten und Mitteln beschränkt, dennoch mit nicht minderm Eifer und geringerer Thätigkeit die schöne Aufgabe löfete, die ihm von der Gesellschaft anvertraut worden war. Aber plötzlich haben sich Sympathie und Edelmuth in Frankreich erhoben. Ein

Digitized by Google

großer philanthropischer Ausschuß hat sich aus Männern gebildet, die eben so sehr durch ihre Tugenden und ihre Talente als durch ihre gesellschaftliche Stellung sich auszeichnen, und der mehr als jeder andere Verein im Stande ist, einem tapfern und unglücklichen Volke beizustehen, welches die beharrliche Gleichgültigkeit der christlichen Staaten seit vier Jahren dem Würgerschwerte der Muselmänner überläßt — Die Gesellschaft der christlichen Moral, deren einziger Wunsch es ist, daß das Gute so kräftig als möglich geschehe, hat nun vermeint, daß, indem sie fortfahre, ihre besten Wünsche für den Triumph der Frommen und Braven laut werden zu lassen, sie es dem neuen Ausschusse, der unter so günstigen Zeichen auftrat, anheimstellen müsse, die Hilfsleistungen aller Art, welche demselben dargeboten würden, zu sammeln und zu verwenden. Auf solche Weise hat sich der griechische Ausschuß freiwillig aufgelöset.

Der große philanthropische Ausschuß hat vollkommen den Hoffnungen entsprochen, die seine Bildung erweckt hatte. Seine Mitglieder haben durch bedeutende Subskriptionen, um den dringendsten Bedürfnissen der Regierung Griechenlands zu entsprechen, das Beispiel gegeben, und die Sendung des Generals Roche hat die Hellenen vor den ersten Wirkungen der unter dem Schutze und fast unter den Fahnen einer christlichen Macht unternommenen Expedition der Barbaren bewahrt. Aber die Gefahren sind nur vertagt, und noch nicht vorüber. Die ottomannischen Streitkräfte, von den Schiffen christlicher Nationen escortirt, entwickeln sich täglich immer mehr, immer furchtbarer auf dem blutgetränkten Boden des unglücklichen Griechenlandes. Meineidige Verräther des Christusglaubens leiten gegen unsere Brüder im Morgenlande jene wilden Horden, die überall Tod und Verderben mit sich bringen.

Unter solchen Umständen hat die Gesellschaft der christlichen Moral es für nöthig erachtet, einen neuen griechischen Ausschuß zu ernennen, um mit dem großen philanthropischen Ausschuß gemeinschaftlich zu handeln, und sich mehr und öffentlicher für die geheiligte Sache der Hellenen zu erklären. Sie hat vermeint, daß die Uebereinstimmung wahrhaft edler Menschen, zu welchem christlichen Glaubensbekenntnisse sie auch immerhin gehören mögen, daß die feierliche Beistimmung, welche von ihnen der Wiederaufrichtung des Christenthums im Orient in demselben Augenblicke, wo furchtsame Geister daran verzweifeln möchten, gegeben würde, wenigstens einen Theil der Bevölkerung Europa's von der ewigen Schande befreien könne, mit welcher es sich durch Heuchelei gegen die Griechen selbst gebrandmärkt hat.

Weitere Entwickelungen über diesen Gegenstand sind überflüssig, um zu beweisen, daß alle Menschen, alle Christen, alle Europäer der erhabenen Angelegenheit des griechischen Volks ihre höchste Theilnahme schuldig sind. In der That, ein mit Blut getränktes und mit Trümmern überdecktes Land, ganze Bevölkerungen unter dem Schwerte erliegend, oder von den Flammen verschlungen, Weiber, mitten unter diesen Schauderscenen die empörendsten Schändungen erduldend, Greise, auf die ausgesucht grausamste Weise gemartert, Gefangene geschunden und an den Mastbäumen der feindlichen Schiffe aufgehängt, Tausende von Köpfen als Siegeszeichen von feigen Sklaven ihrem verworfenen Gebieter überschickt: das ist das Schauspiel, welches Griechenland unsern Blicken darbietet, überall, wohin die Muselmänner vorgedrungen sind. Dieses Schauspiel ist so entsetzlich und schaudererregend, daß gewisse Zeitungsschreiber oft selbst davor zurückbeben und mit höchster Anstrengung es nur als furchtbar und bedeutungsschwer allein zu schildern vermögen. — Bedarf es der Worte noch, um die Gefühle der Menschlichkeit zu erregen?

Aber mit diesen Anregungen sollen auch die einem jeden Christen natürlichen Empfindungen bei dem Anblicke der Ermordung seiner Brüder verbunden sein. Unsere Altäre werden entweiht, die Gegenstände unserer Verehrung beschimpft, die Diener unsers Kultus im Heiligthume erwürgt, die Märtirer ihres Glaubens wegen geopfert; der Name „Christ" ist ein Schimpf, der Ketten und Tod nach sich zieht: das sehen wir alltäglich, das erschallt stündlich bis zu uns aus jenen verwüsteten Gegenden. Wir können es nicht versuchen wollen, zu erklären, warum die großen Mächte so gräßliche Szenen dulden, und sie unbeweglich beschauen? warum ein Beistand, der es nicht mehr der Mühe werth hält, geheim zu bleiben, sie unterstützt und erleichtert? — Solche Räthsel liegen außer dem Bereich unserer Beurtheilung. — — — Aber wir Gemeinbürgerliche und Uneingeweihte, die wir weder das Recht, noch das Unglück haben, unser Gewissen politischen Rücksichten zu unterwerfen, wir, die wir keinen Vortheil in die Wagschale mit dem Triumph der Zivilisation und des Christenthums niederzulegen haben, wir können es frei und ohne allen Rückhalt erklären, daß die Griechen verlassen, mit ihren Feinden sich heimlich oder öffentlich verbinden, für Christen eine Apostasie, und sich mit herrlichem Namen schmücken, sich zum Bundesgenossen Mahomets gegen Griechenland und zum Anhänger des Welterlöser's in Europa zu machen, eine Heuchelei sei.

Das ottomannische Reich, von allen Seiten in Trümmer zerfallend, ist selbst in den Konvulsionen seines Todeskampfes noch im Stande, einige Provinzen ohne Vertheidigung zu verheeren; aber ganz außer

Digitized by Google

Stand, dem geringsten europäischen Angriffe zu widerstehen, so daß einige disziplinirte Regimenter es längst von der Karte vermischt haben würden. Dies ottomannische Reich, eine betrübende Ausnahme der Sitten und der Aufklärung unsers Zeitalters, ist ein beständiger Gegenstand des Verlangens, eine ewige Ursache der Uneinigkeit zwischen den europäischen Mächten gewesen. Die Unabhängigkeit Griechenlands würde den Rest Europa's, das heißt, den gewerbfleißigsten und unterrichtetsten Theil des Erdballs, vor der dauernden Gefahr der Zerrüttung bewahren. Ihr unausbleibliches und nothwendiges Resultat würde es sein, jenen beständigen Herd einer wilden Anarchie und eines ungezähmten Despotismus nach Asien zurückzustoßen, und der allgemeine Friede würde auf einer viel festern Basis beruhen, wenn diese leichte, immer dargebotene und immer bestrittene Beute den europäischen Mächten auf immer entrückt wäre.

England, das seit einiger Zeit im ersten Range sich zeigt, wo es etwas Gutes zu vollenden gibt, versteht sehr wohl, auch alle Vortheile seines Verfahrens sich zuzuwenden. Es ist nicht abzuläugnen, daß in diesem Betragen Egoismus liege; aber dieser Egoismus ist wenigstens vernunftgemäß und nützlich, ja, man dürfte ihn beinahe ruhmvoll nennen. England hat seit einigen Jahren das sonderbare Glück gehabt, überall da, wo es Gutes gethan hat, auch seinen Vortheil zu finden, ein Umstand, der auf andere Mächte bei entgegengesetztem Verfahren auch entgegengesetzte Wirkungen hervorgebracht hat. Englands Name steht bei der Abschaffung des Sklavenhandels, bei der Verbesserung der Kriminalgesetzgebung, bei der Befreiung aller Zwangsfesseln der Industrie oben an, und auch jetzt kann man aus untrüglichen Zeichen entnehmen, daß die Unabhängigkeit und Freiheit Griechenlands sein Werk sein werde.

Die Vorsehung, die nicht will, daß das Christenthum unterliege, hat ein Volk erweckt, welches die beiden Eigenschaften besitzt, die das verfeinerte Europa nicht mehr hat, nämlich die, zu glauben, und die, zu sterben. Das Volk ist an den Pforten Europa's. Es stellt Asien einen politischen und religiösen Wall entgegen, es ist bewunderungswürdig durch seinen Muth, seinen Enthusiasmus, seine heldenmüthige Todesverachtung. Unser Interesse, unsere Pflicht gegen Gott und die Menschen, gegen die Würde des menschlichen Geschlechts gebietet uns, dieses Volk nicht umkommen zu lassen.

Und nun noch ein letztes Wort über die Legitimität des Barbaren zu Konstantinopel. Was ist Legitimität ohne regelmäßige Nachfolge, und wo findet man diese im ottomannischen Reiche? Wird die Legitimität etwa durch Vater- und Brudermord, durch Soldatenrevolten und Volksempörungen begründet? — Das jedoch ist die Basis des Sultanthrons. Die Despoten besteigen ihn auf den Leichnamen ihrer Vorgänger, und behaupten ihn so lange, bis Dolch oder Gift sie wieder davon herabstürzt.

Die Sache der Griechen ist die unsrige, und sie ist nicht verloren; denn keine Sache ist es, wenn ihre Wurzeln sich im Herzen eines Volks befinden. Wir können ihnen mächtig beistehen. Die öffentliche Meinung ist für sie; leiten wir sie zum rechten Ziel. Stehen wir unsern christlichen Brüdern bei, helfen wir ihnen, bevor es zu spät ist und uns die Rache des Himmels ereilt.

Zerstörung des Paraclets.

Namen und Unglück Abeilard's und Heloisa's haben in allen fühlenden Herzen eine so bleibende Theilnahme sich erworben, daß Alles, was ihr Andenken betrifft, von dauerndem Interesse ist. Von unerbittlichen, unversöhnlichen Feinden verfolgt, zog sich Abeilard in die Einöden von Champagne zurück, wo er der Stifter des religiösen Ordens wurde, dessen Aebtissin späterhin, durch Ernennung des Papsts, seine unglückliche Geliebte war. Dieses Asyl, das unter dem Namen Paraclet so berühmt geworden war, wo ein Weib, das ihre Tugenden und ihre Leiden so verehrungswürdig machten, dreißig Jahre lang gewohnt hatte, dieses hübsche gothische Denkmal, Zeuge der Geschichte jener Beachenheiten, diese alten, von den Erinnerungen der Vergangenheit geschärften Mauern, in denen sechs Jahrhunderte die Asche zweier unglücklichen Liebenden achteten, sind nicht mehr. Der General Pajol, der gegenwärtige Eigenthümer des Paraclets, hat die letzten Ruinen desselben bei Seite schaffen, und auf derselben Stelle einen englischen Garten und chinesische Lustbuschen anlegen lassen. Umsonst werden die Fremden fernerhin eine Spur davon suchen; der Paraclet ist nicht mehr.

Man.

Es gibt Vorwörter, die übelklingend und belästigend sind; aber das Wörtchen man gehört zu denselben nicht. Es ist im Gegentheil gefällig und bequem, leicht anwendbar und allgemein im Gebrauch. Man bedient sich desselben so häufig und so vortheilhaft, daß es mit selbst nicht möglich gewesen ist, dies kurze Vorwort zu erklären, ohne es hilfreich dabei in Anspruch nehmen zu müssen.

Das man hingegen ist einfach, bescheiden und vertraulich. Es

ist das Anhängsel des kleinen, rechtmäßigen Besitzthums. Man kann davon so zahlreiche Anwendungen machen, daß ich hier, der Auswahl wegen, mich in Verlegenheit befände.

Zensur-Lücke.

Das Wörtchen man hat oft auch den doppelten Karakter der Ironie und der Stärke. Racine läßt Nero sagen:

Ihr seid noch jung, man kann euch unterrichten.

In der Sprache der Liebe, die, wie wir Alle wissen, oft ein unverständliches Kauderwelsch ist, spielt das man auch eine große Rolle. „Man wird diesen Abend sich am bewußten Orte einfinden. Man wird alles Mögliche aufbieten, Sie zu sehen. Man brennt, Sie zu sprechen. Man wird auf der Redoute sein. Man rechnet auf Ihre Verschwiegenheit.“

Man würde nie endigen, wenn man alle die Gelegenheiten aufzählen und beweisen wollte, wie dies Wörtchen durch seine Herrschaft den Redner und Schriftkeller begünstigt, ohne ihn der Gefahr auszusetzen, seine eigene Person, sein Ich ins Spiel zu bringen, und irgend eine Wahrheit behaupten zu wollen, die ihn führen würde, man weiß wohin. —

Langeweile.

Die Langeweile ist die tirannische Beherrscherin der Gesellschaften vom großen Ton. Ihr bleierner Zepter lastet auf der müßigen Opulenz und rächt die regsame Industrie. Man sollte meinen, daß der Neid die Waffen vor ihr strecken müßte; aber Niemand ist mit seinem Schicksal zufrieden. Jeder sucht sein Glück über, nie unter sich, und glaubt, daß Andere glücklicher sind, als er. Wer mit frohem Herzen singt und einige Bravourarien komponiert, indem er die Feile oder den Hobel handhabt, weiß es nicht, daß sein reicher Nachbar in der Oper schläft, in den Kunstausstellungen gähnt, in seiner schönen Kutsche sein häßliches Podagra verwünscht, und die Zeit mit allerlei Nichtswürdigkeiten zu tödten sucht. Die Langeweile der Reichen ist die Quelle des Luxus und der Nahrungsstoff der Industrie. Oft genug rührt sie von der Ruhe der Leidenschaften her; oft auch werden diese von ihr erzeugt. Das Geräusch, der Prunk und die Feste sind weniger ein Mittel gegen die Langeweile, als diese zu verbergen. Sie ist die Krankheit der Glücklichen; denn der Unglückliche hat nicht Zeit genug, sich damit abzugeben. „Ich habe mich nie allein gelangweilt“, sagte Politrates, „weil ich mit meinen eigenen Gedanken mich beschäftige.“

Reise nach dem Pic von Misti, oder dem vermeintlichen Vulkan von Arequipa in Peru.

Von Samuel Curson.

Das Thal von Arequipa, das eben sowohl durch seinen Ackerbau, als durch die Trockenheit seiner Atmosphäre *) und die Sonderbarkeit seiner Lage merkwürdig ist, liegt unterm 16 24′ südlicher Breite und 74 2′ westlicher Länge von Paris. Seine Form ist die eines Ovals, das ungefähr zwölf Meilen in der Länge, von Osten nach Westen, und sechs Meilen in der Breite, von Norden nach Süden, mißt. Der niedrigste Theil desselben ist bei 7000 Fuß über dem Meere erhaben. Es wird südlich von Bergen umschlossen, die sich 2000 bis 3000 Fuß darüber erheben; aber nordwestlich ragen die riesigen Gebirge bei 12,000 Fuß über die Thalfläche empor, die durch einen Fluß bewässert wird, welcher sich westlich tiefer ins Land hinabstürzt.

Auf der nordöstlichen Seite des Thales liegt die Stadt Arequipa, 7775 Fuß über dem Meere. Hinter ihr erheben sich die kolossalen Gipfel des Chachani, des Misti und des Pichu-Pichu. Der Vulkan oder Pic von Misti ist drei Stunden nordöstlich vom großen Platze der Stadt, und die Wirkung, welche seine

*) Der Hygrometer von Kater, der zu Cadix nur bis auf — 3,40,100 hinabsteigt, hielt sich hier zwischen — 1,23,100 und — 2,29,000 ein ganzes Jahr lang.

Digitized by Google

Größe macht, iſt ſo außerordentlich, daß er bei anbrechender Nacht oder beim Mondſchein den ganzen Ort zu beſchatten ſcheint. Das Land erhebt ſich allmälig von der Stadt gegen dieſen Berg, auf eine Strecke von fünf Meilen. Dieſer ganze Raum bildet eine jener öden und unfruchtbaren Gegenden, die man in Peru „Pampas“ zu nennen pflegt. Sodann bilden ſich einige Hügel, auf welchen der Berg ruht, und die mit grünen Triften überdeckt ſind.

Die Atmoſphäre um den Pic von Miſte iſt ſehr durchſichtig, was theilweiſe der poröſen Natur der Materialien, aus denen dieſe Spitze gebildet iſt, und dem ſchnellen Schmelzen des Schnees und dem freien Luftzuge zugeſchrieben werden muß. Die Bewohner von Arequipa finden nichts Außerordentliches darin, ganze Monate lang kein Wölkchen an ſeinem Gipfel zu erblicken; und ſie fürchten vielmehr, ſobald dieſes Phänomen einmal ſtatt findet, daß irgend etwas im Innern des Berges ſich zugetragen habe, daß ein nahes Erdbeben zu befürchten ſei, und man auf den Untergang der Stadt ſich gefaßt machen müſſe. Dieſe Furcht iſt oft ſo ſtark geweſen, daß ſie zu verſchiedenen Malen ſchon ihren Wohnplatz haben verlaſſen wollen.

Der Ausbruch des Vulkans von Omate im Jahre 1667, der wenigſtens vierzig Meilen entfernt iſt, und das faſt unmittelbare Erſcheinen dichter Wolken am Gipfel des Miſte, verurſachte allgemeinen Schrecken, und der Corregidor Ayala verordnete vier Perſonen, den Berg zu erſteigen, und ſich von ſeinem Zuſtande zu überzeugen. Unglücklicher Weiſe vernachläſſigten die damit Beauftragten, die Benachrichtigungen der Indianer zu befolgen, und konnten daher ihre Miſſion nicht in Ausführung bringen. Darüber vermehrte ſich die Unruhe immer mehr, bis endlich der Pater Alvarez Merundez, ein Dominikaner, den Entſchluß faßte, in Begleitung einiger Geiſtlichen und einer großen Menge Indianer den Berg zu erſteigen. Man ſagt, daß er mit Hilfe eines kleinen Altars, der bis auf die Hälfte des Weges getragen wurde, wo man die Meſſe las, ſeinen Vorſatz ausführte. In Hinſicht des Kraters erzählten ſie, daß er wirklich vorhanden ſei, und daß in ſeiner Mitte ſich ein kleiner runder Sandhügel befinde, aus dem ein beſtändiger Rauch aufſteige.

Ein Erdbeben, das 1784 einen großen Theil von Arequipa zerſtörte, erneuerte den Schrecken der Bewohner hinſichtlich des Miſte. Es fand ſich Niemand, der kühn genug war, ihn zu erſteigen, bis endlich der Biſchof der Stadt, Miguel von Pamplona, ein achtzigjähriger Greis, beſchloß, dies Unternehmen auszuführen. Indeſſen wollte der Intendant die Ehre dieſer vermeintlichen Entdeckung ſich nicht entgehen laſſen, und ſendete deshalb einen Irländer, Namens Franz Sucro, ab, den Berg heimlich noch vor dem Biſchof zu erſteigen. Dieſer führte ſeinen Auftrag aus, erſtieg den Berg auf der nördlichen Seite, und ging auf der öſtlichen wieder hinab. Der alte Biſchof litt ſehr von Froſt und andern Ungemächlichkeiten, und mußte endlich ermüdet und verwundet ſein Vorhaben aufgeben. Er ſendete die Indianer mit einem Kreuze weiter hinauf, und gebot ihnen, daſſelbe auf den Gipfel des Pik, auf der ſüdweſtlichen Seite gegen Arequipa aufzupflanzen, was ſie denn auch ausführten, ohne jedoch den Krater zu beſuchen.

Die Erzählung Sucro's war ſo dunkel und verworren, entweder weil er die Sache nicht unterſucht, oder weil der Intendant es ihm alſo geboten hatte, daß man ſogar bezweifelte, daß er den Krater oder den Pik wirklich beſucht habe. Im nächſten Jahr wurde alſo eine neue Expedition nach dem Miſte abgeſendet, an deren Spitze ſich der Geheimſchreiber des Intendanten nebſt Sucro befand, die von einer großen Menge Indianer begleitet wurden. Nur zwei oder drei Männer erreichten den Gipfel, und ihr Bericht war wenig befriedigend, aber dennoch genügend, um eine pomphafte Beſchreibung dieſer Expedition an den Hof von Madrid abſenden zu können.

Endlich 1796 erſtieg Thaddäus Hänk, ein böhmiſcher Naturaliſt im Dienſte Spaniens, den Gipfel, nachdem er auf ſeiner Wanderung viel gelitten hatte. Er verweilte einige Stunden darauf, und beſchrieb die Größe des Kraters, ohne ſich über das Sein oder Nichtſein des Vulkans mehr auszulaſſen. Wenigſtens war die öffentliche Meinung darüber bei meiner Ankunft zu Arequipa im Jahr 1811 ſehr unbeſtimmt. Ich beſchloß alſo, den Miſte zu erſteigen, und obgleich mein Vorſatz ſehr beſtritten wurde, obgleich man mir die ausführlichſten Erzählungen von den Gefahren und Hinderniſſen des Weges und von den Leiden Velez und ſeiner Begleiter machte, ſo beharrte ich doch nichts deſto weniger auf meinem Entſchluſſe, und war glücklich genug, drei Perſonen zu finden, welche dieſe Wanderung mit mir unternehmen wollten.*)

Wir machten uns am 27 Oktober 1811, um 7 Uhr Morgens, mit Mauleſeln, auf den Weg, überſchritten den Pampa oder die Ebene, oberhalb der Stadt, und ſodann die Hügelreihe, die nur 7 Meilen davon entfernt iſt, und die Pfarrei Chiguata von der von Campina d'Arequipa trennt. Ich ſchätze den höchſten

*) Dieſe drei Reiſegefährten waren: Don Francisco Valdez de Velasco, ein Romer, Don Vincente Cruz de Albisur, ein Biskayer, und Don Manuel Tello, ein Kreole. Es war ſonderbar genug, daß vier Perſonen aus ſo weit von einander entfernten Gegenden hier zuſammentreffen mußten, um denſelben Entſchluß zu faſſen und auszuführen.

Digitized by Google

Punkt dieſer Kette auf 3000 Fuß über der Stadt. Wir wendeten uns auf der öſtlichen Seite hinab, und erreichten das Dorf Agua Salada, das 11 Meilen von Arequipa liegt. Eine Meile weiterhin berührten wir Cangallo, einen kleinen Meierhof, der den Mönchen von Buena-Norte gehört. Daſelbſt befindet ſich ein Wirthshaus, wo die Reiſenden frühſtücken oder zu Mittag ſpeiſen können, wenn ſie die nothwendigen Lebensmittel mit ſich bringen. Die Höhe dieſes Orts iſt 9602 Fuß überm Meere. Der Barometer erhielt ſich auf 21,430 Zoll, und der Thermometer von Fahrenheit auf 68° (15°, 98). Die Feuchtigkeit der Luft war 1, 48 Hunderttheilchen oder 15 Hunderttheilchen weniger, als zu Arequipa.*)

Während ich die mich umgebende Landſchaft zeichnete, und meinen Barometer ordnete, erhielt ich den Beſuch Don Franciſco Arenazas, Kaziken von Chiguata, der vom Intendanten den Befehl erhalten hatte, mir ſo viel als möglich bei meinem Unternehmen behilflich zu ſein, weshalb er mir mehrere Indianer vorſtellte, von denen ich ſechs zu unſern Führern auswählte. Von Cangallo aus überſchritten wir eine Ebene, die ſich allmählig gegen Sachy, im Nordoſten, erhob. Die Erde war mit Pflanzen überdeckt, die nach und nach ſtärker wurden, und endlich beträchtliche Geſträuche bildeten. Hinter Sachy ſchritten wir in einen Engpaß hinab, der ziemlich feucht und mit ſtarkem Gebüſch überdeckt war. Von dort klimmten wir einen ſteilen Fußweg hinan, bis zur Ebene von Sachy, die eine große Straße durchſchneidet, und wo ſich eine Pyramide, aus den Knochen der Maulesel zuſammengeſetzt, befindet, die der Feinheit der Luft wegen dort umgekommen ſind. Die Wirkung dieſes Phänomens iſt in Peru unter dem Namen „Sarroche“ bekannt, und man empfindet es ſelten unter 11,000 Fuß; aber über 12,500 Fuß verſpüren Menſchen und Thiere es ſehr heftig, und es gibt wenig Perſonen, die es über 13,000 und 13,700 Fuß ruhig ertragen können. Es wirkt auf die Menſchen auf dieſelbe Weiſe, wie die Seekrankheit, und verurſacht Schwindel, Naſenbluten, und eine ſehr ſtarke Bewegung nebſt heftigem Kopfſchmerz. Der Name Sarroche kommt wahrſcheinlich aus der Quichua oder peruvianiſchen Sprache her, in denen das Wort „Surrucher“ ohnmächtig werden bedeutet. Die Höhe dieſer Stelle iſt 12,459 Fuß überm Meer.

Wir überſchritten ſodann, in nordweſtlicher Richtung, eine Sandebene, die ſich gegen den Knochenhaufen erhebt, der ihr den Namen Alto de los Hueſſos gegeben hat. Von dort gingen wir immer nach Nordweſt, und kamen endlich, nach Ueberſteigung mancherlei Mühſeligkeiten, gegen Sonnenuntergang, auf einem Felſenkamm an, wo wir die Nacht zuzubringen beſchloſſen. Wir erwählten dazu einen kleinen Raum, der mit ſchwarzem Sande bedeckt war, und zündeten ein großes Feuer von Barete*) an, um den Indianern, die wir erwarteten, zum Wahrzeichen zu dienen und unſer Mahl zuzubereiten. Meine Gefährten ſchoſſen mehrere Raketen ab, die, wie ſie ſich einbildeten, man zu Arequipa ſehen müßte, was ich indeß ſtark bezweifelte. Nach einiger Ruhe wollten wir unſer Mahl verzehren, aber der Sarroche hatte uns Allen den Appetit genommen, mit Ausnahme unſers Boten und meines Bedienten, denen es Beiden nicht daran gebrach. Derſelben Urſache wegen konnte Valdez und ich nicht ſchlafen, und wir wachten die ganze Nacht hindurch, die ſehr ſchön war.

Die Luft war am 25. bei Tagesanbruch ſehr kalt, und ich verſuchte es umſonſt, unſere Truppe zum Aufbruch zu bewegen. Niemand wollte ſein warmes Lager verlaſſen, um ſich dem Eiſeshauch der Puna**) auszuſetzen. Der Rand unſrer Decken, den der Hauch berührt hatte, war mit Eiszacken beſetzt. Unſer Waſſer war gänzlich gefroren und ſelbſt der Wein war zur Hälfte in Eis verwandelt. Der Hygrometer ſtand auf 1,33 Hunderttheile und der Thermometer auf 26° (— 2°, 66), und die Zitronen, welche wir am Feuer erweicht hatten, wurden an der Luft wieder hart wie Stein. Dem ungeachtet hatten unſere Indianer auf dem bloßen Gras geſchlafen, den Oberleib nur leicht bedeckt und die Beine und Füße durchaus nackt. Der Barometer bezeichnet die Höhe des Orts auf 13,567 Fuß überm Meere; alſo höher als den Pic von Teneriffa.

Mit Sonnenaufgang kam einer unſer Indianer zu Pferde an; aber er brachte weder Waſſer noch Nachricht von denen mit, die mit der Herbeiſchaffung deſſelben beauftragt waren. Obgleich unſere Proviſion nur ſehr ſchwach war, ſo beſchloſſen wir doch, weiter zu gehen, in der Hoffnung, unſern Waſſerträgern zu begegnen, weshalb wir uns nach Weſten wendeten. Aber kaum hatten wir einige hundert Schritte zurückgelegt, ſo befanden wir uns an einem ſteilen Abhange, den wir zu erſteigen verzweifelten, bis wir endlich ſeitwärts einen Punkt fanden, den wir mit Mühe hinanklimmen konnten. Oben angelangt, verſpürten wir Alle die heftige Wirkung des Sarroche, und die Maulthiere konnten ſich kaum mehr auf ihren Bei-

*) Während dem ganzen Jahre erhält ſich der Thermometer in der Stadt Arequipa zwiſchen 52 und 72° (8°, 88 bis 17°, 76). Die größte Kälte iſt im Monat Juni, und die größte Hitze im Monat Dezember.

*) Eine harzige Pflanze, die ungefähr drei Fuß hoch iſt.

**) Eine über 11,000 Fuß ü. M. erhabene Ebene in Peru.

Digitized by Google

nen erhalten. Ehe wir die Höhe ganz erreicht hatten, glitschte mein Sattel vom Maulthier hinab und ich stürzte, nicht ohne große Gefahr, von Ponchos *), Küssen und Felleisen umringt, wieder den Abhang hinunter. Das Maulthier gerieth darüber in Schrecken, riß aus, stürzte sich gegen den Abgrund hinab, und wurde nur durch die Gewandtheit meines Bedienten Reymundo gerettet, der ihm eine Schlinge über den Kopf warf, und es dadurch zurückhielt. Dieser Zufall bestimmte mich, von hier aus zu Fuße zu gehen, weshalb ich am ersten Felsen eine allgemeine Revue meiner Truppe veranstaltete. Valdez und sein Thier waren dem Sarroche bereits weiter unten erlegen, und ich sah mich also genöthigt, meinen Bedienten nebst der Bagage ihm zuzusenden, mit dem Auftrage, uns im obern Theile der Grasregion, links vom Knochenpfeiler, zu erwarten, dort mit Anbruch der Nacht ein großes Feuer zu unterhalten, und von Zeit zu Zeit Raketen abzuschießen.

(Der Beschluß folgt.)

Historische Kronik.

X.

(Beschluß.)

England gleicht im gegenwärtigen Momente der schönen Jo, auf welche die eifersüchtige Juno des Kontinents die hundert Augen ihrer Argus-Diplomatik richtet. Wird die Letztere hintergangen werden, oder nicht? das ist nun die Frage. Wer in aller Welt sollte der bezaubernde Orpheus sein? — Die Wahrheit? — Man hat ihr in der letzten Zeit ihren goldenen Lebensschmuck geraubt. — Der Friede? — Ach, er ist längst zum untauglichen Krüppel geworden. — Also der Krieg!

Aber darf man aus den bisherigen Zeichen am politischen Horizonte auf die nächste Zukunft schließen, so ist der Krieg so nahe noch nicht, als man nach einer oberflächlichen Beobachtung der Ereignisse wohl schließen möchte. Es gibt Kombinationen der Staatsweisheit, die der schlichte Menschenverstand nicht zu begreifen vermag. Zudem hat sich die Klugheit des englischen Ministeriums schon zu vielfältig bewährt, und das Genie des heiligen Bundes ist zu erhaben und vorsichtig, als daß man eine auch nur momentane Störung besorgen müßte. Es gibt Wege im Reiche der Diplomatik, deren Verschlingungen das Publikum nie zu durchschauen im Stande ist, und auf denen man dennoch seine Zwecke erreichen kann, ohne dazu der Siebenmeilenstiefeln des Enthusiasmus zu bedürfen. „Langsam und gemessen", das ist die Devise sämmtlicher Kabinette, mit welcher sie gewöhnlich in den Schranken der Politik erscheinen.

Dem Allem mag nun wohl zu entnehmen sein, daß England, dem Kontinent gegenüber, noch einmal die Rolle des Vermittelnden, des Aufsichtgwohlmeinenden, wie bei den sudamerikanischen Angelegenheiten, spielen werde, wenn es sie nicht schon zu abgenutzt betrachtet, und nach einem andern politischen Domino sich umgesehen hat, oder wenn es nicht gar, als moralische Fledermaus, ein monstruoses Ei in das Nest zu legen gedenkt, aus dem eine, die doppelte Lust nicht bemerkende, Systematik leicht ein Sidol *) entlehnen könnte, von dem das erwähnte Geschmacksorgan unsers Jahrhunderts bisher noch keinen Begriff gehabt hat.

Was das britische Ministerium immerhin zu thun oder zu lassen für gut befindet, das wird es im Voraus überzeugt sein, vor dem Richterstuhl des Parlaments und der öffentlichen Meinung verantworten zu können, und ob die längst im Geheimen berechnete Expedition Cochranes die beabsichtigten Zwecke zu erreichen im Stande sei, oder nicht, das wird die Erfahrung lehren. Stratford-Canningss Sendung nach Konstantinopel scheint das erwähnte Vermittelungssystem nochmals in Anwendung bringen zu sollen, wobei man jedoch keineswegs vermuthen muß, daß England nicht schon im Voraus des Nichtgelingens dieser Maasregel versichert sei, indem darauf sein ganzes zukünftiges Handlungssystem beruht. Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Während Großbritannien sein politisches Gewebe auf solche Weise über Europa ausspannt, schreitet es in den entferntesten Regionen Indiens von Siegen zu Siegen. Das stolze Reich der Birmanen ist in seinen Grundfesten erschüttert, seine Hauptstadt ist gefallen, und sein König bewirbt sich um den Frieden, der ihm vielleicht die Hälfte seiner Staaten rauben wird; denn die ostindische Kompagnie ist vielköpfig, wie die fabelhafte Hyder, und begnügt sich mit geringer Speise nicht. Seit fünf Jahren hat sie mehr als dreißig Fürsten sich unterworfen, und der Umfang ihrer Besitzungen dehnt sich jetzt von Arabiens Grenzen bis zu denen Tibets, und von den Gipfeln des Himelayagebirges bis zu den Abgründen des bengalischen Meerbusens aus.

Mit starken Händen das Steuerruder der Weltbegebenheiten lenkend, thut Englands Einfluß überall sich kund. Wodurch hat es diese unermeßliche Macht sich erworben? Welches Genie hat den gordischen Kno-

*) Ein neun Fuß langer und fünf Fuß breiter Mantel, der in der Mitte ein Loch hat, durch welches man den Kopf steckt. Es ist gewöhnlich aus Kattun, Wolle oder Haar bereitet.

*) Eine starke, sehr übelschmeckende Brühe, deren man sich zu Siam und Pegu bedient. Sie wird gewöhnlich aus verfaulten Fischen bereitet.

Digitized by Google

ten der Ereigniſſe ſo geſchickt entwirrt, daß es faſt ſcheint, als habe das britiſche Miniſterium das Alles im Voraus alſo beſtimmt, und als habe es nicht anders kommen dürfen, als es wirklich gekommen iſt? — Dieſe Macht, dieſes Genie, ſie entſpringen aus der richtigen Beurtheilung und Benutzung der Zeitumſtände, aus den vernunftgemäßen Folgerungen, deren Reſultate Erfahrung und Probabilität im Voraus ſchon zu beſtimmen ſcheinen. England hat alſo kein politiſches Wunder bewirkt; denn jede andere große Macht des Kontinents hätte denſelben Weg verfolgen können, der ſie unausbleiblich zu demſelben Ziele geführt haben würde. Aber den Zeitgeiſt betrogen, heißt, ſich ſelber den Weg des Gelingens verſchließen.

Die Ankunft des engliſchen Botſchafters und Unterhändlers Stuart zu Rio Janeiro am 18. Juli, iſt das Zeichen heftiger Debatten im Rathe Don Pedros geweſen, deren Erfolge nicht abzuſehen ſind. Indeſſen befolgt England auch in der neuen Welt, wie in der alten, ſein eiſernes Syſtem, welches darin beſteht, von dem Zwiſte der Völker zu leben, und daraus für ſich die möglichſt größten Vortheile zu ziehen. Die Inſurrektion von Montevideo mag ein Werk des britiſchen Miniſteriums ſein, oder nicht, ſo iſt wenigſtens ſo viel gewiß, daß es dies neue, ſich ihm darbietende Feld diplomatiſcher Suſceptibilität nicht unbebaut laſſen wird, um es zu gelegener Zeit und Stelle gehörig auszubeuten.

Die ſeit einiger Zeit zwiſchen Braſilien und Buenos-Ayres obwaltenden Zwiſtigkeiten nehmen einen immer ernſtern Karakter an, und der Ausbruch des Krieges zwiſchen den neuen Republiken (denn auch Columbia und Peru werden daran Theil nehmen) und dem neuen Kaiſerreiche ſcheinen unvermeidlich zu ſein. Schon haben braſilianiſche Truppen der Provinz Ebiquitos, zu Paraguay gehörig, ſich bemächtigt, ſchon zieht Sucre mit 15,000 Streitern ſchlagfertig, und von Bolivars Entſcheidung hängt das Schickſal des ganzen Südamerika's ab. So ziehen auch dort neue Gewitterwolken herauf, und die verhängnißvolle Gegenwart bereitet der Zukunft ein Schauſpiel, wie die Geſchichte noch kein ähnliches aufgeſtellt hat. Es kann geſchehen, und vielleicht bald, daß die letzten Spuren monarchiſcher Autorität in Amerika verſchwinden, und daß ein ganzer republikaniſcher Welttheil ſeinen ungeheuern Einfluß auf die Civiliſation unſers Jahrhunderts geltend macht.

In Cuba gährt die Unzufriedenheit fort und fort; am 14 Juli iſt zu Matanza eine Inſurrektion ausgebrochen, bei welcher die Neger großen Unfug angerichtet haben. Viele Eigenthümer, meiſtentheils Franzoſen, ſind ermordet worden. Darauf kam es zum Gefecht zwiſchen den Rebellen und den ſpaniſchen Truppen, in welchem 200 der erſtern auf dem Platze blieben. Die Uebrigen wurden zerſtreut und verfolgt. — Callao iſt noch immer blokirt, und St. Juan d'Ulloa wird jetzt regelmäßig von den Mexikanern belagert. Der Kongreß von Panama iſt zu Ende Juni eröffnet worden. — Ein furchtbarer Sturm hat die Stadt Baſſeterre auf Guadeloupe verwüſtet. Beinahe zu gleicher Zeit iſt das gelbe Fieber auf Martinique und Guadeloupe ausgebrochen.

Die traurigen Begebenheiten, die Spanien ſeit langem bedrohen, ſind nun endlich da. Die Riſſe hat begonnen; wie wird ſie endigen? Die Anſchläge auf das Leben Zea's, die Plane zur Entthronung des Königs ſind nun auſſer allen Zweifel geſtellt. Wie traurig und bedrückend muß es für einen Monarchen ſein, eben von Denen ſich verrathen zu ſehen, die er für ſeine getreueſten Anhänger hielt, die ihm täglich mit Mund und Hand unerſchütterlichen Gehorſam zuſchworen, und die dennoch im Geheimen ſeinen Sturz zu bewirken ſich bemühten! Ferdinand VII, ſagt man, ſei von dieſem Schmerz hart ergriffen worden, ſeine Sinne hätten ſich verwirrt und in ſeinen Fieberſchauern erblicke er die ganze Geiſtlichkeit ſeines Landes ſich gegen ihn erhebend und neue Ravaillac's gegen ihn aufziehend. Sehr merkwürdig iſt das, was ein franzöſiſches miniſterielles Blatt (le Mémorial bordelais) in Beziehung auf dieſen Gegenſtand ſagt: „Dieſe Faktion, welche die Halbinſel und ganz Europa bewegt, und die auch in Frankreich ſich fühlbar macht, hat weitausgedehnte Verzweigungen. Sie ſucht ſich Häupter zu geben, die auf die Menge wirken können, deshalb ſtiftet ſie Uneinigkeiten in den königlichen Familien; aber dieſe Häupter ſind im Grunde nur Inſtrumente und Opfer derſelben. Jedt, da die Maſſe ihr entfällt, greift ſie kühn die Legitimität in Spanien und Portugal an, und wird ſie überall angreifen, wo ſie ſich ſtark genug fühlt. Es iſt dieſelbe Faktion, die mit Entzücken das Blut der Hellenen fließen ſieht, dieſelbe, die Religion und Königthum zu verderben ſucht, dieſelbe, die in beiden Inſtitutionen nur die Mittel erblickt, die Nationen in Knechtſchaft und Aberglauben zu erhalten, damit eine kleine Zahl von Tagdieben im Ueberfluſſe ſchwimmen könne. Sie allein iſt die geſchworene Feindin der Civiliſation und des Glückes der Völker. Das iſt dieſelbe Kaſte, dieſelbe Faktion, die in Spanien es neu Beſitzers gebildet hat, wie ſie früher ſchon einen Merino, Capape und Trappiſten gebildet hatte, und wie ſie noch Andere bilden wird, wenn die Miniſter Ferdinands künftighin nicht mehr Feſtigkeit und Klugheit zeigen. Sie hüllt ſich noch in ihre gleißneriſche Heuchelei in mehreren europäiſchen Staaten: aber in Spanien zeigt ſie ſich ganz entblößt, weil ſie dort ſich

Digitized by Google

stark genug glaubt, dem Gesetze Trotz bieten zu können. Dort fürchtet sie nichts mehr, und offenbart das größte aller Verbrechen, indem sie die Legitimität befehdet. Sie bedarf der Verbrechen, um das Schrecken aufzustellen, und das Schrecken, um den Verbrechen, die sie ausbrütet, die offene Bahn zu brechen. Bestieres ist wahrscheinlich zu rasch verfahren. In jedem Falle ist er ein verlorener Posten, dessen Verlust die Faktion, welche Spanien in den Abgrund des Verderbens zu stürzen droht, wohl ein wenig bestürzt gemacht, aber nicht vernichtet hat. Sie durchkreuzt und verhindert noch alle Maasregeln der Regierung; denn sie hat überall ihre Anhänger und Getreuen, im Militär- wie im Zivilstande. Sie füllt die Gefängnisse jetzt mit den am reinsten Königlichgesinnten, um in den dadurch verursachten Unordnungen wieder neue Plane in's Spiel zu bringen." Man kann in der That nichts Wahreres und Stärkeres sagen, als das, was in den vorstehenden Zeilen gesagt worden ist.

Es ist nicht zu beschreiben, welche Unordnung und Anarchie jetzt in Spanien herrschend ist. Mehrere Generale haben die Fahne der Rebellion erhoben und Karl V zum König proklamirt. Chambo in Valenzia, Bocho in Andalusien, Ortiguela zu Burgos waren die Ersten, denen bald noch mehrere Andere, weniger bekannte, nachgefolgt sind. In Tortosa und Cerbera, zu Marcos, Tolosa, Oviedo, Malaga und auf allen Punkten des Königreichs sind theils Aufstände ausgebrochen, die überall von Priestern und Mönchen geleitet wurden, oder haben sich Gährungen bemerkbar gemacht, die täglich und stündlich mehr um sich greifen. Zwar versucht das Ministerium Alles, was es nur immerhin wagen darf, um dieser Unruhen Meister zu werden, aber es gelingt ihm nicht. Die Verhaftungen mehrerer Erzbischöfe und Bischöfe, selbst des Patriarchen von Indien, sind nicht im Stande gewesen, den Ausbruch des Sturms zu verhindern, der nun mit schrecklicher Gewalt wüthet und das ganze spanische Staatsgebäude in seinen Grundfesten erschüttert.

Zu dem Allem gesellt sich noch der mehr als klägliche Zustand der Finanzen und das totale Mißlingen aller Anleihungsversuche; denn auch die letzten von Dosin zu Paris eröffneten sind fehlgeschlagen, weil alle Kapitalisten einstimmig erklärt haben, daß von einer Anleihe nicht die Rede sein könne, bevor die Cortes nicht für gültig und voll anerkannt seien. Man ist selbst so weit gegangen, die als Unterpfand angetragenen Güter der Geistlichkeit abzulehnen. — Nicht erfreulicher sieht es mit dem Handel aus, der als nicht bestehend betrachtet werden kann, weil fast alle Hafen von den columbianischen Korsaren blokirt werden. — Wie um den gräßlichen Tod Empecinados zu rächen, dem der König doch seine Gnade zugesichert hatte, und um das Maas des Elends übervoll zu machen, hat der Kaiser von Marokko den Entschluß gefaßt, sich der Festung Ceuta zu bemächtigen, die ihm schon längst ein Dorn im Auge war. — Zudem sind unter den zu Ferrol versammelten und nach Havannah bestimmten Truppen einige nicht unbedeutende Meutereien ausgebrochen, und eine englische Flotte kreuzt seit einiger Zeit, man weiß nicht zu welchem Zwecke, vor Corunna.

In Frankreich beschäftigt die Unabhängigkeitsanerkennung Haiti's, so wie die dabei in Anwendung gebrachte Formalität, die Gemüther noch sehr. Man stellt jetzt den Satz auf, daß das Ministerium nicht das Recht gehabt, eine Ordonnanz ohne Zustimmung der Kammern zu erlassen, und daß folglich das ganze Verfahren gesetzwidrig sei. Indessen sind die drei Abgesandten der Negerrepublik zu Paris angekommen, um ein Anleihen von dreißig Millionen Franken abzuschließen, das in Kurzem zu Stande gebracht sein wird. — Am 23 September ist Se. Majestät der König von Preußen, von zwei seiner Söhne begleitet, zu Paris eingetroffen, nachdem der Monarch vorher zu Brüssel sich aufgehalten und das Schlachtfeld von Waterloo besucht hatte.

Die seit einiger Zeit unter den Arbeitern verschiedener Gewerbe, in den Umgebungen von Rouen, zu Tournus und zu Lyon ausgebrochenen Unruhen sind noch nicht gänzlich unterdrückt worden. — Die Arbeiten zur Durchschneidung der vielen Schlangenlinien der Seine, von Paris bis zum Meere, sind mit vielem Eifer begonnen worden, und vielleicht schon in einigen Jahren kann die Hauptstadt Frankreichs auch ein bedeutender Seehafen werden. — Der griechische Ausschuß zu Paris hat die Protestation des Generals Roche gegen das Manifest der griechischen Nation öffentlich getadelt, und die ihm bei seiner Abreise nach Griechenland am 12 März 1825 ertheilten Instruktionen bekannt gemacht. Am 5 September ist die Hilfe der philanthropischen Gesellschaft von Marseille nach dem Archipel abgegangen. Sie steht unter dem Befehl des Oberst Raybaud, der den Hellenen schon zwei Jahre lang gedient hatte.

In Neapel haben die drei Dekrete vom 18 und 19 August, durch welche der König vielen, politischer Vergehen wegen, Verurtheilten Gnade angedeihen läßt, und die Inseln Ischia und Capraja, der Hauptstadt gegenüber, ihnen zum einstweiligen Aufenthaltsorte anweiset, bis eine allgemeine Amnestie verkündet werden dürfte, eine sehr angenehme Bewegung hervorgebracht. — Tripolis hat Sardinien den Krieg erklärt.

Der österreichische Kaiser, die Kaiserin und die

Digitized by Google

kaiſerliche Familie ſind am 18 September zu Preßburg zur Eroffnung des Reichstages angekommen, bei welcher der Kaiſer eine ſehr rührende Rede gehalten hat. Am 25 wurde die Kaiſerin als Königin von Ungarn gekrönt. Die Pracht der Magnaten war ungeheuer. Ein Geſundheitskordon ſoll in Dalmatien und Friaul gebildet werden. Etwas Aehnliches will Rußland in Beſſarabien thun, weshalb der Kaiſer am 13 September eine Reiſe nach den ſüdlichen Provinzen angetreten hat.

Curioſa.

Stand im Meere.

Am Morgen des 19 Januars, als ſich die Clyde, ein Schiff der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie, auf der Reiſe nach London eben unter 10° 40′ nördlicher Breite und 27° 41′ weſtlicher Länge von Greenwich befand, folglich über ſechshundert Meilen von der Küſte Afrika's entfernt war, wurden die Segel plötzlich mit einem braunen Staub überdeckt, deſſen Körner, durch's Mikroſkop betrachtet, dennoch auſſerordentlich fein erſchienen. Um zwei Uhr Nachmittags wurden einige dieſer Segel herabgelaſſen, und da ſie der Wind gegen die Maſtbäume ſchlug, wurde ein großer Theil des Verdecks mit Staub überſchüttet. In der Nacht vorher, und am Morgen desſelben Tages, hatte ein ſtarker Nordoſtwind geweht, und da das nächſtgelegenſte Land in dieſer Richtung, obgleich noch immer über ſechshundert Meilen entfernt, zwiſchen dem Gambiaſtrom und dem grünen Vorgebirge ſich befand, ſo mußte natürlicherweiſe der Staub von dort bis zum Schiffe herübergetragen worden ſein.

Die Rieſenſchaukel.

In der Grafſchaft Savoyen, in den vereinigten Staaten von Nordamerika, ſieht man einen ungeheuren Granitblock, der ganz mit Moos überpolſtert iſt, und der durch die leiſeſte Berührung, ja ſelbſt durch den Luftzug, in Bewegung geſetzt werden kann. Springt man darauf von einer Seite zur andern hinüber, ſo wird ſein Schwanken ſo heftig, daß man meinen ſollte, er werde augenblicklich überſtürzen, was jedoch niemals geſchieht. Er ruht auf einem andern Granitfelſen, der nicht von demſelben Korn iſt, als der Block, und ſich weſtlich bei 45 Grad neigt. Jener Fels iſt ziemlich erhaben, durchaus abgeſondert, und trägt auf ſeinem Gipfel allein jene Schaukel, die bei zwölf Tonnen ſchwer ſein mag, und auf drei nahe an einander befindlichen Spitzen ruht, durch deren Hilfe er in Bewegung geſetzt wird.

Wettlaufheirathen.

Es wird in Lappland als ein Verbrechen betrachtet, ein Mädchen gegen ihren Willen, oder gegen den ihrer Aeltern und Freunde zu heirathen. Wenn ſich ein Mann verheirathen will, ſo ladet er die Angehörigen beider Familien zu einem „Wettlaufen“ ein. Das Mädchen hat nun das Recht, einen Drittel des Wegs voraus zurückzulegen, ſo daß es unmöglich wird, ſie zu erreichen, wenn ſie es nicht alſo will. Gelangt ſie alſo früher zum Ziele, als ihr Bewerber, ſo iſt dies ein untrügliches Zeichen, daß ſie ihn nicht mag, und er muß von ihr abſtehen; denn es wird als eine große Schande angeſehen, nach einem ſolchen Auftritte noch andere Anſprüche geltend machen zu wollen. Liebt das Mädchen hingegen ihren Freier, ſo läuft es wohl anfänglich ſtark zu; aber nach und nach werden die Schritte kürzer und langſamer, und ſie bedarf eben nicht der goldenen Aepfel Atalanta's, um erreicht und beſiegt zu werden. Dieſer Sitte, nach welcher die Mädchen nie gegen ihren Willen zu einer Verbindung gezwungen werden können, die nichts Anziehendes für ſie hat, verdanken die Lappländer ihre innere häusliche Zufriedenheit, ſelbſt mitten in ihrer Armuth und aller der Entbehrungen, die eine unmittelbare Folge desſelben ſind.

Urſprung des Lough Morne.

Auf der alten Straße von Larne, nahe bei Antrim in Irland, bemerkt man einen ſonderbaren See, den Lough Morne, der fünfhundert Fuß über der Meeresfläche erhaben iſt, durchaus keinen ſichtbaren Zufluß hat, und dem ein kleiner Bach entſtrömt, welcher ein Mühlrad in Bewegung ſetzt. Seine Ufer ſind nackt und ohne Gebüſch. Er mag ungefähr eine engliſche Meile im Durchmeſſer haben. Sein Urſprung wird folgendermaßen erzählt: An derſelben Stelle, wo gegenwärtig ſich der See befindet, war ehemals eine Stadt. Eines Abends langte ein Fremder in derſelben an, und begehrte die Rechte der Gaſtfreundſchaft. Sie wurden ihm mit Ungeſtüm verweigert. Da ſetzte er ſich auf einen benachbarten Hügel, und ſagte: Möge dieſe Stadt morgen nicht anders als ein See (a lough) ſein. Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo begann der Boden allmälig zu ſinken, Aale ſprangen aus der Erde empor; aber man hatte nicht die Zeit, ſie zu braten, denn kurz darauf war Alles tief unter den Fluthen begraben. So entſtand der „Morgenſee“; denn Lough Morne bedeutet nichts Anderes.

Sonnenflecke.

Man kennt die Meinung Herrſchels über die Sonnenflecke. Er vermuthete, daß dadurch eine grö-

Digitized by Google

fiere Hitze auf der Erdoberfläche verursacht werde, weil jene Flecken ein Zeichen der Verdoppelung der Gasmaterie seien, welche den festen und dunkeln Körper eines Gestirns umgibt. Die große Menge der Sonnenflecken, welche man im verflossenen Monat Juli bemerkt hat, stimmt mit jener Vermuthung überein. Die litterarische Zeitung von London enthält darüber folgendes astronomische Bulletin: „Die Anhäufung der Sonnenflecken hat in dieser Woche ein sehr merkwürdiges Schauspiel dargestellt. Wir bemerkten sie zuerst am 12 Juli. Sie bestand aus sieben Flecken, von denen der oberste breiter als alle übrigen, und von einem sehr starken Halbschatten umgeben war. Am 13 und 14 vermehrte sich die Zahl dieser Flecken täglich noch um zwei, am 15 waren sie sehr zahlreich geworden, und nahmen auf der Sonnenscheibe einen Raum ein, der 111,386 Meilen (beinahe vierzehnmal den Durchmesser der Erde) von dem obersten bis zum untersten Flecken betragen mochten. In den letzten Tagen haben sich damit nur sehr wenige Veränderungen ereignet.

Edmonston, 19 Juli. J. H. Adams."

Außerordentliche Hitze.

In mehrern Zeitungen hat man gelesen, daß am 19 und 20 Juli der Thermometer zu Avignon, am Tag und im Schatten, bis auf 32 Grad Réaumur gestiegen, und daß er während der Nacht nicht unter 26° oder 27° hinabgesunken sei. Wenn diese Beobachtungen genau sind (woran man kaum zweifeln kann), so ergeben sich 34 Grad Hitze für die Nacht, und 40 für den Tag. Das ist denn auch die Temperatur der glühendsten Punkte des Erdballs, weil nach Alexander Humboldts Bemerkungen der Thermometer nie, selbst unter dem Aequator nicht, über 38 Grad steigt. Weniger genaue Beobachter behaupten zwar, daß er zu Pondichery, Manilla und zu Philoe in Aegypten oft höher gestiegen sei.

Feuerversicherungsgesellschaft.

In Dublin ist im Jahre 1806 unter dem Namen der „Feuerversicherungsgesellschaft" ein Verein gestiftet worden, in welchem jedes Mitglied wöchentlich einen Penny bezahlen muß, wofür es das Recht dreier Messen erlangt, nämlich eine bei seinem Tode, die zweite einen Monat nachher, und die dritte nach Verlauf eines Jahres; worin die allgemeine Kasse (Joint-stock) nicht mit einbegriffen ist, aus welcher die Messen für die ganze Gesellschaft, so wie für Väter, Mütter, Gatten u. s. w. bezahlt werden. Man verliert sein Recht, wenn man nicht regelmäßig seine Beisteuer bezahlt hat, und eines unnatürlichen Todes stirbt.

Häckerling.

Die Kriegslisten der verschiedenen Völker tragen immer etwas besonders Karakteristisches an sich. Auch die Geschichte von China stellt einige Beispiele davon auf. Eine feindliche Armee drang in die Staaten des Kaisers Teuschin oder Liubey ein, der Sytschuen und andere westliche Provinzen von China im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt beherrschte. China aber war damals in drei verschiedene Reiche zertheilt. Kumin ließ an dem Wege, auf welchem der Feind vorrücken sollte, eine menschliche Gestalt, aus Stein gehauen, aufrichten. Mit der einen Hand hielt sie ein Buch, dessen Blätter mit Gift bedeckt waren, und in der andern ein bloßes Schwert. Nachdem der feindliche General diese Bildsäule erblickt hatte, näherte er sich ihr, und begann in dem Buche zu lesen, dessen Inhalt sehr anziehend war. Um die Blätter umzuwenden, befeuchtete er die Fingerspitzen mit seinen Lippen, und verspürte bald die Wirkung des Gifts. Er wollte sich zurückziehen, aber er konnte nicht mehr; denn in dem Fußgelenk der Statue befand sich ein großer Nagel, der die eiserne Rüstung des Generals fest an sich zog. Zornig riß er das Schwert aus der andern Hand der Figur; aber dieser Stoß schlug durch einen verdeckten Mechanismus Feuer, welches brennbare Materialien ergriff, die sich in und neben der Statue befanden. Diese zerfroren und tödtete den General. Die feindliche Armee ergriff die Flucht. Eine andere List Kumins bestand darin. Er war von dem Heere des Feindes durch einen Strom getrennt. Während der Nacht stellte er sich ein wenig oberhalb dem feindlichen Lager gegenüber, an denselben auf. Sodann ließ er Strohmänner machen, setzte sie in Schiffe, und überließ diese dem Strom. Jedes Schiff war erleuchtet. Der Feind sah die Flotte vorüberschwimmen und beschoß sie so heftig, daß er alle Pfeile verbrauchte und äußerst ermüdet war. Indessen überschiffte Kumin mit seinen wohl ausgeruhten Soldaten den Fluß, griff den Feind an und rieb ihn auf.

Einer der neuesten Reisenden im Innern der jungen Republiken Südamerika's, Caldeleugh, erzählt folgende Anekdote. „Ich hatte eines jener angenehmen Thäler östlich von den Anden betreten, die, gleich den Oasis, zwischen Salzebenen versteckt sind, und war mit zuvorkommender Gastfreundschaft von einem Alkaden aufgenommen, dessen drei reizende Töchter mit dem Weben eines Shawls beschäftigt waren. Ich nahete mich ihnen und redete sie in spanischer Sprache an, ohne von ihnen eine Antwort erhalten zu können, was mich nicht wenig befremdete. Bei Tische endlich nahete sich das älteste Mädchen mir, und redete mich im feierlichsten Tone folgendermaßen an: „Mein Herr!

Digitized by Google

meine Schwestern und ich, wir nehmen uns die Freiheit, Sie zu fragen, ob Sie an Gott glauben?" — Ohne Zweifel, und ich halte sehr viel auf meine Religion. — „Sie wären also wirklich ein Christ?" — Ich bin wirklich ein Christ. — „Aber unser Pfarrer hat uns das Gegentheil gelehrt, und uns oft wiederholt, daß die Engländer durchaus keine Religion haben, und weder an Gott noch an den Teufel glauben." — Er hat sich geirrt; wir haben im Gegentheil große Ehrfurcht für die Religion. — „Das ist uns sehr lieb", riefen alle drei zugleich; „denn es würde uns als Sünde angerechnet worden sein, mit einem Gotteslügner gesprochen zu haben." — Auf solche Weise wurde dort der Sinn des Wortes erfüllt: liebet euch unter einander!! — —

Englische Literatur.

Klage eines Jakobiten.

Wir haben diesen rührenden Klagegesang in den Gesängen von Ritbsdale und Galloway gefunden. Man behauptet, daß er wirklich von einem ausgewanderten Anhänger der Stuarts bei seiner Rückkehr ins Vaterland, kurze Zeit nach der Revolution, gedichtet worden sei. Einige Kritiker schreiben ihn jedoch dem neuern Maurerdichter Allan Cunningham zu. Wir geben ihn unsern Lesern, ohne diesen Streit vorder näher beleuchten zu wollen. Der erste Vers fängt im schottischen Dialekte also an:

„Whan I left thee, bounie Scotland etc."

1.

Als ich, geliebtes Schottland! dich verließ, wie war dein Anblick so lachend! Du warst frisch, wie ein junges Weib am Tage ihrer Hochzeit. Als ich zurückkehrte zu dir, Schottland! (es war an einem schönen Frühmorgen des Maienmonds), da sah ich am Eingange unserer Stadt ein hübsches Mädchen sitzen, und sie kämmte ihr blondes Haar.

2.

„O und weh!" sang das junge Mädchen; „ach, wie bin ich so elend! Der Triumph ist für die Whigs, die Erde gehört den Whigs; mir bleibt nur allein der Schmerz! Ach, ach!" sang das artige Mädchen, „ach, wie bin ich so elend! Ein so unsäglicher Schmerz ist über Schottland verbreitet, daß Niemand je etwas Traurigeres gesehen hat."

3.

„Ach, ach! ich weine über meinen alten Vater. Ach! ich beweine meine gute Mutter; und mein Herz ist gebrochen, wenn ich des jungen Bräutigams gedenke, der mich allein hier zurückgelassen hat." — Ich verließ das Mädchen, und schritt weiter vorwärts in meinem theuern Schottland. Aber ich war kaum zwei oder drei Meilen gegangen, da erblickte ich das Haupt eines ehrwürdigen Vaters, der hoch oben vom Thore herab mir entgegen zu kommen schien.

4.

„Es ist das Haupt eines Verräthers! Es ist das Haupt eines Verräthers!" rief mit lauter Stimme ein mit Blut besudelter Verbrecher. Ich aber zog mein Schwert aus seiner Scheide und schlug den Räuber zu Boden. Schnell eilte ich sodann in das Schloß meines Vaters, um meine gute, alte Mutter zu sehen. Und ich fand sie ohne Bewegung dahingestreckt; noch glänzte die Thräne des Todes in ihrem Auge.

5.

Oh! wer ist es, der diese blutige Handlung verrichtet hat? Sähe mein Auge ihn vor mir, ich würde seine Kleidung in seinem Blute waschen, und sie seinem Weibe überbringen.

Ich floh aus meinem Schlosse; aber kaum hatte ich zwei oder drei Meilen zurückgelegt, so bemerkte ich den Hauptmann einer Kompagnie Whigs, und er schrie: „Verräther! wo willst du hin? Steh'!"

6.

Ich ergriff ihn an seinem breiten Wehrgehäng, und es zerriß in meiner Hand. Es gelang mir dennoch, ihn vom Pferde herabzuzerren, und ich zog mein Schwert. „Gnade, Gnade!" schrie der Felge, und warf sich vor mir nieder auf die Knie. Eben wollte ich sie ihm gewähren, da sah ich den Flamberg meines Vaters an seiner Hüfte, dasselbe Schwert, welches der gute König Bruce einem meiner Vorfahren gegeben hatte.

7.

Um seinen Leib hatte er die Schärpe gewunden, welche die Hände meiner Mutter gewebt. Meine Thränen mischten sich mit dem Blut, das seinen zahlreichen Wunden entströmte, und das auf meinem Schwert rauchte. Nun lere ich allmälig durch die Beßungen, die meinen Vätern gehörten, und während alle seine Bewohner dem süßen Schlummer sich überlassen, komme ich, um auf dem Grabe meiner Aeltern zu weinen.

8.

Meines Vaters und meiner Mutter beraubt, ohne Schloß, ohne Zufluchtsort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte, bin ich genöthigt, mein geliebtes Schottland zu durchirren, gebrandmarkt mit dem Namen eines Verräthers.

Digitized by Google

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

— Unter den Merkwürdigkeiten, mit denen vor Kurzem das britische Museum bereichert worden ist, zeichnen sich vorzüglich einige römische Kamphoren, vom Jahr 105 vor Christi Geburt, aus. Ihr Alter und ihr bestimmtes Datum werden durch folgende Umstände außer allen Zweifel gesetzt. Man hatte eine gewisse Zahl von Vasen in den Ruinen von Karthago gefunden, und da der Bey die Vorliebe der Engländer für dergleichen Alterthümer kannte, so hatte er sie der britischen Regierung zum Geschenk gemacht. Man stellte sie zuerst im Bureau der Kolonien auf, von wo sie in's Museum gebracht wurden. Ein gelehrter Antiquar untersuchte sie dort näher, und fand auf ihnen die Namen der Konsuln Marius und Longinus, die im Jahre 105 vor Christi Geburt regierten.

— Der berühmte Quirino Visconti zu Rom hatte früher eine Denkschrift über eine schöne Mosaikarbeit verfaßt, die sich im Museum Chiaramonte befindet. Die Herausgeber der Memorie Romane haben dieses bisher unbekannte Werk nach dem eigenhändigen Manuskripte des gelehrten Alterthumsforschers herausgegeben. Das Resultat der Nachforschungen war folgendes: Im Mittelpunkte der Mosaik befindet sich eine Gestalt der Diana von Ephesus, in einer Vorderansicht mit einem römischen Adler oberhalb. Zu beiden Seiten steht ein Baum, auf welchem ein Hahn, ein Storch, eine Eule, eine Gans und andere Vögel angebracht sind. Der Verfasser sieht darin das Symbol des allmächtigen Gottes, der seine Wohlthaten über die ganze Natur verbreitet. Er glaubt auch im umschlußrahmen der Spitzen von Cyrena (Lasciptum) zu entdecken, was noch ihm die Inskriften andeuten, die auf den Blättern dieser Blume aufsenden, welche man auf den Medaillen jener afrikanischen Provinz sieht.

— Eine ganz besondere Entdeckung ist vor einiger Zeit bei den Nachgrabungen von Jamars, im Nord-Departement in Frankreich, gemacht worden. Sie besteht in einer großen Menge antiken Getreides, das mehr durch die Feuchtigkeit der Erde, als durch Feuer geschwärzt worden ist. Dies Getreide befindet sich in zwei von römischen Ziegeln und andern Materialien gerrennten Theilen. Darunter befand sich eine andere Lage, einer weißen, leichten, geruchlosen und pulverisirten Materie, von der man glaubt, daß es Mehl sein könne. Die Chimisten beschäftigen sich mit der Analyse derselben. Mitten unter dem Getreide und dem Mehl hat man eine alte Handmühle von porfigrauer Farbe und von sehr harter Nagelfluh (Wuesstein) gefunden.

— Einige Arbeiter, die im J. 1816 auf dem Camp-Noir, nahe bei Besançon, aufgrabt der porte d'Arènes, rechts von der großen Straße, ein Loch auf ebenem Boden gruben, fanden daselbst die bronzene Büste eines Apollo, die noch sehr wohl erhalten war. Sie ist 2½ Fuß hoch, die Strahlen nicht mit eingegriffen, und hat nur eine Seite, weil der hintere Theil hohl ist. Das Gesicht ist voll und schön. Die Haare sind emporstehend und bilden Strahlen, auf denen sich fünf Prismen erheben, die sich in einer Spitze brendigen und zweimal die Länge des Kopfs haben. Die Stirn der Figur ist mit einer Perlenschnur umgeben. Die Büste selbst scheint aus einer Akantha-Blätterranke hervorzugehen, wodurch nebst den Strahlen angedeutet werden soll, daß sie die Sonne vorstelle. Man weiß, daß die heidnische Theogonie fünf Sonnen annahm, und der vierten dieser Sonnen die Akantha zur Mutter gab. Diese Tradition wird durch die Akanthablätter, welche die Brust der Büste umgeben, und durch die fünf Prismen erklärt, die sich über ihrem Haarschmuck in Strahlen erheben. Das Ganze scheint zu einem Hausgotte gedient zu haben.

— Das Königreich Hannover besteht gegenwärtig aus 7 Provinzen, die zusammen auf 700·25 Quadratmeilen 1,434,126 Einwohner enthalten. Die Stadt Hannover, ohne die Vorstädte, hat deren 22,702; Hildesheim 11,945; Lüneburg 10,201; Osnabrück 10,915; Emden 11,371 und Klausthal 7,760. Die jährlichen Einkünfte belaufen sich auf 11,700 000 rheinische Gulden. Die Armee Hannover besteht aus 12,940 Mann und die Landwehr aus 18,000 Mann.

— Höhe einiger Punkte in Spanien über die Meeresfläche, nach französischen Fußen. In den Pyrenäen: Pic du Midi 8400. Canigo 8890. Pic de Neuvelle 9710 La Maladeta 10,570. In der Sierra de Guadarama: S. Ildefonso 3560. Venta de Leceedilla 4020. Punta de Navacerrada 5650. Pennalara 7250. Im Innern: Aranjuez 1590. Madrid 2060. Granada 3100. Lavaleca (S. Alpujarras) 6910.

— Nach einem Bericht des Präfekten von Paris bezahlt diese Stadt jährlich für ihre Konsumation folgende Summen: Brod, 38 Millionen Franken; Wein, 50 M.; Branntwein 8 M.; Weinessig, 1 M.; Fleisch, 40 M.; Geflügel und Wildpret, 6 M.; Fische, ½ M.; Butter, 7 M.; Eier, 4 M.; Käse, 1½ M.; Milch, 6 M.; Seife, 5 M.; Leder, 6 M.; Wachs, 1½ M.; Oel, 9 M.; Most und Bier, 3 M.; Heu, 3½ M.; Stroh, 3½ M.; Haser, 6½ M.; Brennholz, 15 M.; Bauholz, 4½ M.; Holzkohlen, 7½ M. Summe der ländlichen Erzeugnisse: 226 Millionen. — Tuch, 10 M.; Leinwand, Battist u. s. f., 15 M.; Seidenzeuge, 3 M.; Kleinigkeiten, 3 M.; Putzwerk, 1 M.; Papier, 4 M.; Eisen, 2 M.; Steinkohlen, 2 M.; Schiefer, Backsteine u. s. w., 2 M. Summe der Industrie-Erzeugnisse: 42 Millionen. — Seefische, 4 M.; Salz, 2 M.; Medizinalwaaren, 3 M.; Farbewaaren, 4 M.; Potasche u. s. w., 2 M.; Kupfer, Zinn, Blei, 3 M.; Spezereien, 10 M.; Kaffee, 10 M.; Zucker, 27 M. Summe der maritimen Erzeugnisse: 65 Millionen. Hauptsumme: 333 Millionen Franken.

— Obgleich Basil-Hall, Stuart-Cochrane, Caldeleugh, Mollien und selbst Madame Graham, die vormals spanischen Kolonien in Amerika bereist mannigfach beschrieben haben, so erwartet man dennoch mit ungeduld die „Beschreibung eines sechsjährigen Aufenthalts in Amerika", von Stevenson, der von 1807 bis 1823 thätigen Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Columbia's, Peru's und Chile's, als Sekretär Bolivars, Cochrane's und anderer bedeutenden Personen genommen hat.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 42. Zweiter Jahrgang 1825. 19 Oktober.

Ueber die Sklaverei der Neger.

Unser Jahrhundert liebt das Nützliche, und die spekulativen Entwürfe, die literarischen Erörterungen sind nicht mehr genügend, allen Forderungen zu entsprechen. Das unterrichtete und aufgeklärte Publikum will tiefer in die Geheimnisse und Verhältnisse des menschlichen Lebens eindringen, und es verlangt, nicht ohne Recht, eine genauere Kenntniß über jede große, zum allgemeinen Nutzen hinzielende Maasregel, über jede interessante Unternehmung, jede wichtige Entdeckung, jede Nachforschungsreise u. s. f. Vor allen andern zeichnet sich in dieser Hinsicht das Publikum in England aus, das den lebhaftesten Antheil an allen Unternehmungen nimmt, die den eigenthümlichen Karakter der Größe an sich tragen. Eine derselben, und wahrlich keine der unbeachtungswürdigsten, ist die „Abschaffung der Negersklaverei.“ Dies ist ein Gegenstand, der die ganze Menschheit zu nahe betrifft, als daß man darüber nicht eine nähere Erörterung wünschen möchte.

Kaum war, durch einen Parlamentsbeschluß, der „Sklavenhandel“ abgeschafft worden, als man schon bemerkte, wie unklug und widersprechend es sei, die Ursache selbst fortbestehen zu lassen und nur die Mittel zu unterdrücken. Der Sklavenhandel und die Sklaverei sind in der That nur die beiden Theile eines und desselben Systems, folglich bleibt die Verdammung des einen ohne die des andern vollkommen erfolglos. In einem Lande, wie England, wo Religion und Philosophie fast immer ihre guten Werke verschmelzen, erhoben beide ihre Stimme „für die gegenwärtige Milderung und endliche Abschaffung der Sklaverei.“ Dies Verlangen wurde zu gleicher Zeit von den sogenannten Liberalen und von den Heiligen, von Brougham und William Allen, von Sir Francis Burdett und Zacharias Macaulay, ausgesprochen. Bis in's Innere des Parlaments vorgedrungen, wurde diese Angelegenheit endlich durch ein Bill gewonnen, welches 1823 durchging. Dieses Bill nun ist das Zeichen eines heftigen Zerwürfnisses zwischen den beiden Erdhälften geworden. Dieselben Besorgnisse, dieselbe Wuth hat sich in den Kolonien gezeigt, welche vor beinahe zwanzig Jahren schon bei der Unterdrückung des Sklavenhandels ausgebrochen war. Die Kolonialversammlungen schreien gegen das Parlament, die Lokalkorporationen gegen den geheimen Rath, die Pflanzer gegen die Philanthropen. Man behauptet bei der Vertheidigung der Sklaverei dasselbe, was man bei der Vertheidigung des Sklavenhandels behauptete, nämlich: 1) daß die neue Reform durch nichts motivirt werde; das heißt, daß die Entbehrungen und die Strenge der Sklaverei entweder ganz falsch, oder doch übertrieben seien; 2) daß diese Reform vernünftigerweise „unmöglich“ sei, weil die Gebräuche, die sie umgestalten soll, das heißt, die Entbehrungen und die Strenge, nothwendig sind; 3) daß die Reform endlich ungerecht und unheilbringend ist, weil sie die Rechte der Kolonisten verletzt, indem sie ihnen ihr Eigenthum nimmt, sie ihres Vermögens beraubt und ihr Leben selbst auf's Spiel

Digitized by Google

fehl. — Alle dieſe Punkte aber werden von den Reformatoren geradezu widerſprochen und mit überzeugenden Beweiſen belegt. Damit indeſſen noch nicht befriedigt, beſtreben ſie ſich auch, durch Bildung von Geſellſchaften die That mit den Worten zu vereinigen.

Es ſollte ihre erſte Sorge ſein, zu beweiſen, daß das Uebel wirklich beſteht. Beſtendend iſt es nun, daß dieſer Beweis noch gefordert werden könne. Seit langer Zeit wird es als unwiderſtreitbar betrachtet, daß die Sklaverei der härteſte und entehrendſte Mißbrauch ſei, den der Menſch von ſeiner Stärke machen konne. Aber das iſt der ganz gewöhnliche Gang: ſo lange man keine Veränderung in Rede ſtellt, läßt man ſich alle neuen Ideen gefallen, iſt man über den Mißbrauch einig, ſo lange nämlich der Mißbrauch ſelbſt unangetaſtet bleibt. Aber wird er angegriffen, ſo vertheidigt man ihn und läugnet ihn ab. Er iſt kein Mißbrauch mehr, ſondern nützlich und geheiligt. Man hat ſich alſo genöthigt geſehen, die Sache wieder von vorne an aufzunehmen und zu beweiſen, daß die Negerſklaven wirklich auf eine empörend-grauſame Weiſe behandelt werden. Das iſt der Zweck mehrerer Schriften, die vor einiger Zeit in England über dieſen Gegenſtand erſchienen ſind, vorzüglich aber der einer gedrängten Ueberſicht*), welche die „Geſellſchaft gegen die Sklaverei“ ausgetheilt hat, und in der ein getreues Gemälde von dem Zuſtande der Schwarzen aufgeſtellt iſt. Dieſe Ueberſicht hat Veranlaſſung zu den förmlichſten Widerlegungen gegeben, die jedoch abermals durch mit Beweiſen belegte Beſtätigungen beſeitigt worden ſind. Ein unerwarteter, aber um ſo beachtungswerterer Vertheidiger, ein Prieſter der engliſchen Kirche, Richard Bickell, der ſich mehrere Jahre lang in Weſtindien, vorzüglich auf Jamaika, aufgehalten, hat ſich jetzt mit den Reformatoren vereinigt. Er hat unter dem Titel „wahrhaftes Gemälde der Sklaverei“**) ein Werk herausgegeben, in welchem die ſtärkſten Darſtellungen und die ſchwerſten Anklagen durch den Ton der Mäßigung, mit der ſie an's Licht gebracht werden, noch mehr beſtätigt worden ſind. Wir wollen ſowohl daraus, als nach andern unzubezweifelnden Berichten, unſern Leſern einige der vorzüglichſten und auffallendſten Thatſachen mittheilen.

1. Die Geſellſchaft hatte angegeben, was durch Bickells Zeugniß beſtätigt wird, daß der Sklave ein unbeſchränktes Eigenthum ſeines Herrn iſt, und daß das Geſetz ihn als ein Hausgeräth betrachtet, das mit Beſchlag belegt, konfiszirt und an den Meiſtbietenden verkauft werden kann. Es iſt unbegreiflich, wie man es hat wagen können, eine ſo authentiſche Thatſache noch abläugnen zu wollen. „Welches Geſchrei vernimmt man,“ ſagt der ehrwürdige Geiſtliche, „wenn die Marſchallsdeputirten (eine Art von Häſcher), die Hunde, wie man ſie nennt, ſich einfinden, um ſich der armen Opfer zu bemächtigen und ſie nach dem Arbeitshauſe oder nach dem Gefängniß zu ſchleppen, wo man ſie, in vollkommener Entbehrung aller Lebensmittel, bis zum Tage ihres Verkaufs läßt! Ich befand mich eines Tages bei einer Kaffeemühle, wo ſiebenzig bis achtzig Neger arbeiteten. Ich wußte, daß es dem verſchuldeten Eigenthümer dadurch, daß er ſie wohl verborgen hatte, gelungen war, ſie den Nachforſchungen des bedeutendſten ſeiner Gläubiger zu entziehen. Aber ſchon in der erſten Nacht wurde ich durch ein großes Getümmel und Wehklagen plötzlich aus meinem Schlummer aufgeſchreckt. Hinzueilend vernahm ich, daß die Deputirten angekommen ſeien und ihre Häſcher ſich bedient hätten, weil die Sklaven Widerſtand zu leiſten verſuchten. Dieſe wurden jedoch bald zerſtreut. Mehrere von ihnen flüchteten ſich in die Kaffeefelder und verweilten dort ſo lange, bis die Häſcher ſich entfernt hatten, zwölf bis fünfzehn Männer und eine große Zahl von Weibern und Kindern mit ſich ſchleppend. Nichts war trauriger, als der Anblick der armen Gefangenen, die ſich bunt durch- und übereinander hinter einem Gitterwerk befanden. Kinder hatten ihre Mütter verloren, Mütter waren von ihren Kindern getrennt. Eine davon hatte ſechs oder ſieben, wovon drei mit ihr ergriffen wurden, dahingegen die andern entflohen waren. Sie ſchrie und weinte unaufhörlich..... Alle bedauerten ihren Herrn, der ſie immer mit Güte und Wohlwollen behandelt hatte. Mehrere waren verwundet. Sie wurden ſämmtlich nach Spaniſh-Town gebracht, um dort verkauft zu werden; aber da die Beſchlagnahme vor Sonnenaufgang und mit Einbruch ſtattgefunden hatte, ſo wurde ſie für doppelt ungültig erklärt, und man ſchickte die Neger zurück.“ (Seite 19 und ferner.) Solches iſt, in Wahrheit und Recht, der Zuſtand der Negerſklaven. Uebrigens bezeugt dies jede Zeitung des Landes. Man nehme nur die „öffentlichen Anzeigen von Jamaika“)* zur Hand, und man findet darin folgende Nachrichten: „Zu verkaufen, ein Gut, Namens Charlottenburg, in der Pfarre S. Maria, beſtehend aus 982 Ackern Landes und 89 Negern. — Es wird hierdurch kund und zu wiſſen gethan, daß am nächſten Dienſtag ein Negerweib, Namens Violet, Kreolin, öffentlich verſteigert werden ſoll. Sie iſt zu

*) A brief View of the nature and effects of Negro-Slavery, as it exists in the colonies of Great-Britain.

**) The West-Indies as they are, or a real picture of Slavery.

*) Royal Gazette vom 15 Juni, 10 Mai, 26 April 1823.

Digitized by Google

allen Arten von Arbeit brauchbar, und ist, nicht bezahlter Taxen von G. H. Swift wegen, konfiszirt worden. — Zu verkaufen, durch writ de venditioni exponas (durch Gerichtsautorität), Karl James, Neger, sechsjährig, Herrn Freeman gehörig."

2. Diese Nachrichten widerlegen vollkommen die Behauptungen der Vertheidiger der Kolonien: daß in keinem Fall die Familien zertheilt werden könnten. Das Gesetz verbietet es in der That; aber der Marschall und seine Deputirten bekümmern sich wenig darum, und die Kolonisten beschweren sich nicht über diesen Verstoß, weil sie im Nothfalle sich auf gleiche Weise benehmen können. „Ein Eigenthümer, der in unserer Nähe zu Kingston (auf Jamaika) wohnte," erzählt der Methodisten-Missionär Gilgraß, „übte seine grausame Herrschaft vorzüglich am Sonntagsmorgen aus, während wir in der Kapelle beteten, und das Wehklagen und Jammergeschrei der Weiber störte uns oft in unsern Andachtsübungen. Einst brauchte er Geld. Ein armes Weib hatte mehrere Kinder, von denen er bereits eins verkauft hatte. Plötzlich verkaufte er sie alle. Das Weib war in höchster Verzweiflung, und es kränkte, im feenglsen Sinne des Worts, die Erde mit seinen Thränen. „Ich, Massa (Herr)!" schrie es, „ich, Massa-Priester! habe Mitleid mit mir. Meine Brust sei also (und es schlug sich mit besinnungsloser Wuth darauf), meine Brust sei also, weil ich keine Kinder mehr habe. Ich auf das Feld des Massa (seines Herrn) gehen und in meine Hütte, und sie nicht mehr erblicken!" Und sein Angstgeschrei erhob sich bis zu Gott.*)

3. Man begreift, wieviel der Karakter der Herren zu der Strenge einer so unbeschränkten Obergewalt beizutragen vermag. Ihre Allgewalt ist so groß, daß, als der Oberst Arthur einst einen von jenen, Namens Carty, wegen der gräßlichen Strafe, die er über ein Negerweib verordnet hatte, verklagte, er von Lord Bathurst folgende Antwort erhielt: „Das Betragen dieses Unmenschen kann kein anderes Gefühl, als das des Unwillens und des Mitleidens erregen. Ich habe unmittelbar Ihren Brief den Kron-Gerichtsbeamten mitgetheilt, um zu erfahren, ob ich befugt sei, Ihnen den Befehl zukommen zu lassen, dies unglückliche Weib in Freiheit zu setzen. Aber sie haben mir geantwortet, daß Carty nicht anders, als für die verübten Grausamkeiten belangt werden könne, daß jenes Weib sein Eigenthum sei, und daß keine Macht ihm solches rauben könne, so daß an Befreiung nicht zu denken wäre. Es ist mir daher nur vergönnt, Ihnen mein Bedauern zu bezeugen, daß ein solcher Unmensch unbestraft bleiben soll." Man verwundert sich mit Recht über einen solchen Mißbrauch der Worte des Gesetzes. Es ist daraus jedoch als erwiesen zu betrachten, daß im Allgemeinen kein Weißer eines gegen einen Neger begangenen Verbrechens wegen bestraft werden könne, weil es dazu immer an nothwendigen Beweisen gebricht, da das Zeugniß der Schwarzen vor Gericht nicht angenommen wird.

4. Von dem Augenblicke an, wo die Neger dem Vieh, oder dem Hausgeräthe gleichgestellt werden, ist es ganz natürlich, oder wenigstens folgerecht, daß man sie bezeichnet und peitscht, wie man das mit den Pferden zu thun pflegt. Bickell stimmt auch darüber mit den Aeußerungen der Gesellschaft überein. Nur bemerkt er noch, daß der entsetzliche Gebrauch, den Sklaven mit einem glühenden Eisen die Anfangsbuchstaben des Eigenthums ihrer Herren einzubrennen, etwas seltener seit der Abschaffung des Sklavenhandels geworden ist, weil die schwarzen Kreolen weniger zum Entlaufen geneigt sind, als die Afrikaner. Sobald sie jedoch nur die geringste Neigung dazu merken lassen, werden sie nicht mehr verschont. Die Zeitungsanzeigen, unter der Rubrik „verlorene Sachen", sind auch hier noch die besten Beweismittel.

„John Stevens, ein junger schwarzer Kreole, fünf Fuß sechs Zoll hoch, gezeichnet MJ auf der linken Schulter. Er hat eine breite Narbe auf der linken Seite der Brust, und andere zwischen den Schultern und dem Halse. Aus der Wohnung des Herrn Mark, von Black-River, 5 August 1823. — Richard, Kreole, fünf Fuß fünf Zoll, bezeichnet auf sichtbare Weise CC und CA auf den Schultern, so wie ebenfalls CA auf der linken Backe. Aus der Wohnung von Suffons, 29 September 1823. — William Nelson, auch Thomas Mole genannt, ein Neger, fünf Fuß fünf Zoll, gezeichnet ASIA auf den Schultern, beiden Seiten der Brust und den Backen, Herrn Holmes von Vere gehörig, 17 Oktober 1823.*)" — Bezeichnet man einmal die Menschen, so kann es nicht mehr auffallend erscheinen, daß man sie auch peitscht. Der Cart-whip (eine Art von Peitsche) wird nicht allein dazu gebraucht, die Schuldigen zu bestrafen, sondern auch die Trägen oder Ermüdeten zur Arbeit anzutreiben. Es ist der Kommandostab der Pflanzers oder seines Stellvertreters. Man hat den Gebrauch dieses Instruments zu Trinidad beschränken wollen, aber die Kolonisten haben erklärt, daß die Existenz der Peitsche von der der Sklaverei unzertrennlich sei.**)

Eine allgemeine Verordnung bestimmt, daß die Herren einem und demselben Sklaven täglich nicht mehr als neunundreißig Schläge ertheilen dürfen;

*) Watson's Defence of methodists.

*) Königliche Zeitung von Jamaika.

**) Trinidad gazette, August 1824.

Digitized by Google

aber man bekümmert sich wenig oder nicht darum, ob und wie diese Verordnung befolgt werde, und Diejenigen, denen man die Uebertretung derselben beweisen kann, werden deswegen doch nicht zur Verantwortung gestellt. Bickell selbst äussert: „daß er die Abschaffung der Peitschenstrafe für unmöglich halte, so lange die Sklaverei fortbestehet.“ Das ganze Uebel liegt in der That in der Sklaverei allein, die aus dem Neger ein Saumthier, statt eines Arbeiters, macht. Ohne Lohn und ohne Zweck arbeitend, kann die Furcht vor Schlägen der einzige Stachel sein, der ihn zur Thätigkeit antreibt. In einem einzigen Punkte betrachtet man sie als Menschen: man vertraut ihnen allein die Sorge ihrer Erhaltung an. Ein Stück Land ist einem Jeden angewiesen, um es mit den verschiedenen Gewächsen zu bebauen, die man unter dem Namen der „Lebensmittel“ begreift. Das macht ihre ganze Nahrung aus, zu welcher von Zeit zu Zeit noch ein wenig trockener Stockfisch hinzugefügt wird. Gesetz und Gebrauch vergönnen ihnen eine gewisse Zahl von Tagen, gewöhnlich sechsundzwanzig im Jahre, ohne die Sonntage zu zählen, an denen sie ihren persönlichen Arbeiten sich überlassen dürfen, die oft ergiebig genug sind.

5. Man kann leicht beurtheilen, welches der bürgerliche und moralische Zustand so tief herabgewürdigter Wesen sein mag. Ihre Heirathen werden nicht gesetzlich anerkannt, aber sie sind um so häufiger in den Pfarreien, in welchen der Priester einen grossen Eifer beweiset. Die Weissen geben ihnen leider fast überall das Beispiel der Sittenlosigkeit, und die orthodoxe Geistlichkeit ist nicht überall von dem Vorwurfe der Nachsichtigkeit und der Verweichlichung frei. Mit Wärme die Vortheile der Heirath empfehlen und die Heiligung des Sonntags predigen, heißt in einigen Kolonien, vorzüglich zu Demerara, zu Barbados und selbst in einigen Theilen von Jamaika, sich des Methodismus und Liberalismus zugleich verdächtig machen. Daher sind die Sklaven auch fast ganz ununterrichtet, und es wird ihnen keine Zeit gelassen, sich nur irgend nützliche Kenntnisse zu verschaffen. Die Arbeit verschlingt ihre ganze Zeit, mit Ausnahme von 2½ Stunden täglich, die bei Sonnenauf- und Untergang zu den Mahlzeiten bestimmt sind. Also von Ermüdung niedergebeugt, schlecht bekleidet und verpflegt, selbst wenn sie krank sind (denn die Spitäler gleichen den Gefängnissen auf ein Haar), ist ihre Lage noch viel trauriger, als die des elendesten Bettlers in England, wobei noch gedacht werden muß, daß sie ohne Hoffnung auf Verbesserung oder auf irgend ein anderes Ziel, als den Tod, ist. Kein Gesetz sichert ihnen hier (zu Jamaika), wie in den spanischen und portugiesischen Niederlassungen, das Recht zu, sich loszukaufen, sobald sie es so weit gebracht haben, sich die dazu benöthigte Summe zu ersparen. Die Freisprechungen werden selbst dadurch verhindert, daß der Herr in einem solchen Falle eine Kaution von hundert Pfund Sterling stellen muß, damit der Freigewordene der Pfarrei nicht umsonst zur Last falle.

Man könnte dies Gemälde noch mehr verdunkeln; aber schon so wie es ist, wird es gewiß Erstaunen und Mitleiden erregen. Man möchte sich fast weigern, zu glauben, daß dergleichen Thatsachen zeitgenössisch sein können, daß sie von zivilisirten und christlichen Nationen noch geduldet und beinahe gutgeheißen werden. Wenn man bedenkt, daß nicht allein Spanier und Franzosen, sondern selbst Engländer und Amerikaner, die Theilnehmer eines solchen Mißbrauchs der Stärke sind, so bezweifelt man nicht ohne Recht die Wirklichkeit unserer Aufklärung, die Aufrichtigkeit unserer Tugenden, und man möchte lieber vermuthen, daß die Nothwendigkeit allein, daß der alleinige Kampf der gegenseitigen Interessen und der verschiedenen Bedürfnisse von dieser Seite des Ozeans den innern Frieden und die mildern Sitten erhalten, auf die wir so stolz sind, weil überall, wo wir uns als unbeschränkte Gebieter erblicken, die Gewalt sich wieder ihrer Herrschaft bemächtigt, und dies Bedürfniß der Tirannei, das Jeder so schlau in seinem Herzen verbirgt, sich wieder im hellsten Lichte, ohne Scheu, ohne Schleier, ohne Maske, ohne Reue zeigt. — Es ist ja eben nur seit gestern, daß den Menschen sich einige Skrupel über die Legitimität eines solchen Zustandes der Dinge aufgedrängt haben. Viele davon betrachten ihn immer noch mit Untheilnahme, und Einige selbst beurtheilen sich, ihn zu entschuldigen, oder gar zu vertheidigen. Diener des göttlichen Wortes, religiöse Schriftsteller fürchten sich, ihn zu tadeln, und zwar allein darum nur, weil die Philosophie ihn mit aller Macht bekriegt. — Fordert man sie dagegen auf, ihre christliche Liebe auch durch jenes gefällige Schweigen zu rechtfertigen, welches sie so lange Zeit über den Sklavenhandel und die Sklaverei beobachtet haben, so antworten sie mit frecher Stirn: „daß die Religion dergleichen Dinge zwar nicht geradezu gutheiße, aber daß sie dieselben tolerire*).“ — Man bewundere die schöne Gelegenheit, von Toleranz zu reden!

(Der Beschluß folgt.)

*) Man sehe diese Phrase im „Essai sur l'indifférence en matière de religion“, Kap. 2, von Abbé de Lamennais.

Missolunghi.

Schon einmal, im Jahre 1822, hatte Missolunghi, damals noch eine sehr übel befestigte Stadt, Griechenland als Schutzmauer gedient. Von Mavrokordato vertheidigt, suchten umsonst die Pascha's von Epirus sich ihrer zu bemächtigen; all ihr Bestreben war und blieb fruchtlos. In beiden Fällen, im ältern wie im neuesten, schien der Fall dieser Stadt unvermeidlich, und einmal den Pascha's unterlegen, hätten sie unfehlbar von ihr aus die wilden albanesischen Volksstämme auf den Peloponnes geschleudert, der schon einmal von ihnen, während der Insurrektion im J. 1770, in ein ungeheures Grab verwandelt wurde. Hat man nun zweimal die Griechen auf diesem Punkte von der Land- und Seeseite angegriffen, zwei große feindliche Armeen zurückschlagen sehen, so möchte man vermuthen, daß Missolunghi eine sehr starke Festung sei. Aber dem ist nicht also; denn nur erst in den letzten Zeiten hat man einige Thürme und Erdwälle erbaut, die eben nicht von besonderer Bedeutung sind. Während der ersten Belagerung war es nur von einem Graben umgeben, über den man fast hätte hinwegspringen können, und mit einer schwachen Mauer, die einige Stücke schweres Geschütz leicht über den Haufen werfen konnten. Aber eben diese unbedeutenden Vertheidigungsmittel bewiesen den Muth der Hellenen, mit dem sie allein das Vordringen des Feindes zu verhindern vermochten. Die Stadt kann eigentlich nur von der Seeseite fest genannt werden, wo einige Untiefen die Annäherung verhindern. Von dort aus können selbst die kleinsten Schiffe der Stadt sich nur auf eine Entfernung von zwei Stunden nähern. Die vorhandenen Untiefen, die von Anschwemmungen herrühren mögen, bilden beträchtliche Fischereien, die durch große Rohrpallisaden in mehrere Theile geschieden sind. Das Ganze gehörte vor der Revolution dem Pascha von Janina, der es für die Summe von 200,000 Piaster verpachtet hatte.

In geringer Entfernung von der Stadt, und im Innern ihres Umfanges, befindet sich auf einer kleinen, künstlich geschaffenen Insel eine Batterie, die von zwanzig Artilleristen bedient wird. Diese Redoute wird Maßladi genannt. Dort werden die kleinern Fahrzeuge, die sich nach Missolunghi begeben wollen, angehalten und examinirt. Die Stadt selbst liegt am Eingange des Meerbusens von Patras, der Feste gerade gegenüber und unfern der Ruinen des alten Calydon. Sie ist gegenwärtig der beträchtlichste Ort von Aetolien, und auf einem Erdstriche erbaut, der sich fast nirgends sehr über die Wasserfläche erhebt, und der vor nicht gar langer Zeit noch vom Meere überdeckt war. Außerhalb der Ringmauer, auf der Abendseite, befindet sich ein ausgedehnter, mit stehendem Wasser angefüllter Sumpf, dessen Ausdünstungen die Luft verpesten. Glücklicherweise reinigt der Nordwestwind, der regelmäßig in einer gewissen Stunde des Tages bläset, die Atmosphäre von jeder schädlichen Schwängerung, welche mancherlei Krankheiten zu erzeugen im Stande sein möchte; ein Fall, der jedoch nur äußerst selten statt findet.

Missolunghi enthält mehrere Kirchen, deren Inneres hübsch genug ausgeschmückt ist. Es hat auch einige laufende Brunnen, mit gutem Wasser versehen, und mehrere sehr wohl versorgte Waarenlager oder Bazare, in denen sich zahlreiche Kaffeehäuser befinden, wo die Politiker und die reichen Müßiggänger sich einfinden, um über die Angelegenheiten des Landes und die Geschichte des Tages sich zu besprechen. — Die Umgebungen der Stadt sind so ziemlich angenehm. In der Entfernung einer halben Stunde gegen Norden, auf der rechten Seite des Weges, der nach Anatoliko führt, befinden sich mehrere sehr wohl bebaute Gärten, die durch weit ausgedehnte Wasserleitungen noch mehr befruchtet werden. Man gelangt im Schatten prachtvoller Obstbaumpflanzungen zu denselben.

Anfänglich war Missolunghi nur ein sehr armer und schmutziger Ort. Aber der Krieg hat Alles darin umgekattet, und jetzt ist es eine der freundlichsten und reinlichsten Städte, die man nur immer sehen kann. Die Bevölkerung ist in kurzer Zeit aufs Doppelte gestiegen, und vermehrt sich noch beständig durch die große Menge von Griechen, die aus Albanien und Epirus sich geflüchtet haben, und die sich hier niederlassen. Der Menschenschlag ist schön, groß und wohlproportionirt. Die Weiber sind im Allgemeinen sehr hübsch, ungeachtet der Sittsamkeit ihrer Tracht, die einem Fremden beinahe lächerlich erscheint. Ihre Haare hängen in langen Zöpfen, an denen unten Silber- oder Goldmünzen befestigt sind, vom Scheitel herab. Diese Zöpfe, so wie die Nägel, sind sehr oft roth gefärbt. Diejenigen, welche ihre natürlichen Reize noch mehr erhöhen wollen, bedecken ihre Lippen mit einem falben Gelb, das eine sehr unangenehme Wirkung macht. Sie bedienen sich dazu der grünen Nüsse, mit denen sie sich beständig reiben, ein Verfahren, das jedoch glücklicherweise nur von kurzer Dauer ist, wonach die natürlich-schönen Purpurlippen wieder mit um so größerer Frische sich zeigen.

Napoli di Romania.

Man weiß, daß diese Stadt der gegenwärtige Sitz der Regierung ist. Im Hintergrunde des Meerbusens von Argos gelegen, dehnt sie sich über einen kleinen Hügel aus, der die Bucht umschließt, welche hier einen

Digitized by Google

Hafen bildet, der, obgleich zur Hälfte verschlammt, dennoch von großer Wichtigkeit für den Handel ist. Unter der venezianischen Verwaltung war Napoli die Hauptstadt von ganz Morea. Seitdem hat die mit Fiebern geschwängerte Atmosphäre seine Bevölkerung beständig vermindert, und die Pest hat sie seit Ende des letzten Jahrhunderts bis auf 2000 Seelen herabgestellt. Demungeachtet ist die Lage der Stadt dem Handel sehr vortheilhaft; sie ist gut befestigt, ziemlich wohlhabend, und wird von mehrern jüdischen Familien bewohnt, die sich seit Langem in derselben niedergelassen haben. Sie dient als Niederlage der Erzeugnisse des Kontinents und der Inseln. Samos schickt seine Schwämme, Lakonien seine Seide, Mitylena sein vortreffliches Oel, und die übrigen Theile Griechenlands ihre Weine und ihren Zinnober dorthin. Es ist vorauszusehen, daß nach gänzlicher Befreiung des Peloponnes, und nach den nothwendigerweise vorzunehmenden, nicht besonders schwierigen Korrektionen der Atmosphäre, Napoli ein sehr bedeutender Stapelplatz werden könne, da es hingegen zur Hauptstadt des Landes eben nicht besonders wohl geeignet ist.

Tripolizza.

Diese Stadt, die ehemalige Residenz des Pascha von Morea, und selbst in einiger Betrachtung die Hauptstadt des ganzen Peloponnes, liegt in einem fruchtbaren und ziemlich gut bebauten Thale. Sie ist von einfachen Mauern umgeben und wird von einer Zitadelle beherrscht, auf der seit 1821 der Pavillon der griechischen Freiheit geweht hat. Unter der türkischen Verwaltung glich Tripolizza, mit Ausnahme der Hauptstraße, welche die ganze Stadt durchschneidet, gepflastert und mit hübschen Häusern geschmückt ist, allen übrigen Orten in der ganzen Türkei aufs Vollkommenste. Man erblickt dort nur eine Zusammenhäufung niedriger Hütten, über die sich einige öffentliche Gebäude erheben, als ob sie ihre niedrige Umgebung verhöhnen wollten. Die Straßen, wenn man anders eine Menge schmutziger, schmaler und gewundener Schlupfwinkel und Sackgassen also nennen darf, sind ungepflastert und mit Koth und verwesenden Thieren überdeckt. Ein von Platanen überschatteter Bazar befindet sich im Mittelpunkte der Stadt. Die laufenden Brunnen, welche man hier und da erblickt, geben ein eben so trübes als ungesundes Wasser. Vier Moscheen dienten zum Kultus der Muselmänner. Ein Karavanserai oder Khan, des Abends wie ein Gefängniß verschlossen, nahm die Reisenden auf, deren Zahl nur klein war, weil kein merkwürdiger Gegenstand hier ihre Aufmerksamkeit anzuziehen vermochte.

Die erhabene Ebene, in welcher Tripolizza gelegen ist, kann mit Recht eine der traurigsten dieser sonst an schönen Landstrichen so reichen Gegend genannt werden. Die Bäume sind auf derselben eben so selten, als die Gewässer. Im Sommer der ganzen konzentrirten Sonnengluth ausgesetzt, und im Winter lange mit Schnee überdeckt, hat diese Ebene dennoch einen ziemlich fruchtbaren, mit Wiesen, Heiden und leeren Steppen überdeckten Boden. Ausser dem Getreide, das man darauf gewinnt, ist man noch im Stande, eine bedeutende Menge Wolle und Zinnober, so wie ungefähr 10,000 Zentner Käse jährlich auszuführen. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs, zu dessen Diözese noch fünfundsiebenzig Dörfer gehören.

Gedankenstriche.

Die schlechten Regierungen sind — mit einer Art von Harz umgeben, woran die Schmeißfliegen der Habgier, des Uebelwollens, des Betrugs und der Scharaben aller Laster hängen bleiben. — Die Ausbeutung dieses Harzes scheucht zugleich alle guten Absichten, geraden Anschten, die Ehrlichkeit und — die gesunde Vernunft zurück. Was entsteht daraus? — Die schlechten Regierungen machen — sich verächtlich und hassenswerth. — Aber sie haben auch ihren Anhang, ihre Vertheidiger — den jesuitischen Fanatismus, die Verfinsterungsliebe, die Blut..

lei. — Wer kennt nicht die merkwürdige Aeußerung Napoleons: „Man regiert die Menschen besser und leichter durch ihre Laster, als durch ihre Tugenden"? — Das ist die einzige Maxime, welche die Jesuiten an ihm loben. — —

Viele Menschen haben ihre bestimmten Meinungen, ohne zu wissen, warum, noch wozu. — Dennoch beharren sie auf denselben mit einer — komischen Hartnäckigkeit. Ist es aus Ueberzeugung? — Vielleicht glauben sie es; aber — es ist nur aus Eitelkeit. Man bekümmert sich wenig um die Wahrheit der Thatsachen, man raisonnirt nicht und disputirt nicht — um sein

Digitized by Google

Urtheil zu berichtigen, sondern allein nur — um zu beweisen, daß man Recht und daß der Gegner Unrecht habe. Man bekümmert sich wenig um den Grund der Frage; man will — nicht widerlegt sein, das ist — die Hauptsache. Deshalb prozessirt man, läßt sich verfolgen, und bringt das Unterste zuoberst. — Der eigenegoistische Vortheil läßt uns nicht so große, so gefährliche — Dummheiten begehen, als unsere Eitelkeit, die man mit Recht ein — Antisocial-Laster nennen kann. — —

Was Schmeichler und Schmeicheleien endlich — in Mißkredit bringen sollte, das ist — daß die guten Fürsten viel weniger gelobt werden, als die schlechten. — Tiberius wurde seiner — Sitten wegen gelobt, und Nero, daß er — seine Mutter ermordet hatte. Weshalb man Ludwig XIV am meisten lobte, war — daß er das Edikt von Nantes widerrufen hatte. — Die Wahrheit allein ist schmeichelhaft, so wie die Wahrheit allein nur — wahrhaft zu beschimpfen vermag. Deshalb ist Franklins Lob von Turgot so schön: Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis. — —

Reise nach dem Pik von Miste, oder dem vermeintlichen Vulkan von Arequipa.

(Beschluß.)

Es war sieben Uhr Morgens, als wir uns, Tello, Albisur und ich, von drei Indianern begleitet, die Barete trugen, um auf dem Gipfel ein Feuer anzuzünden, muthig auf den Weg machten, um den Berg zu ersteigen. Wir befanden uns ungefähr 14,000 Fuß über dem Meere. Die Indianer gingen viel schneller als wir, obgleich sie ebenfalls große Schwierigkeit verspürten, Athem zu holen. Ich war dagegen durch den Sorroche sowohl, als durch die vorige Nachtwache, so sehr ermüdet, daß ich nur mit der größten Anstrengung weiter zu schreiten vermochte. Ich litt an heftigen Kopfschmerzen, Schwindel und Ohrensausen, und zweifelte sehr, daß meine Kraft und mein Muth hinreichend sein würden, das vorgesteckte Ziel zu erreichen.*) Tello wurde nach und nach viel schwächer als ich; denn obgleich er gewohnt war, in der Puna zu reisen, so war er doch 54 Jahr alt, und hatte große Beschwerden ausgestanden. Er strengte sich so viel als nur immer möglich an, war aber bald genöthigt, alle sechzig oder achtzig Schritte auszuruhen, und da es auf diese Weise unmöglich war, den Gipfel des Berges vor Anbruch der Nacht zu erreichen, so lud ich ihn endlich selbst ein, zurückzukehren und nicht länger diesen unfruchtbaren Leiden sich auszusetzen. Er beschloß endlich, nachdem es uns gelungen war, ihn zu überzeugen, daß er bereits höher hinangekommen sei, als der Bischof von Pamplona, sich auf den Rückweg zu machen, und Reymundo zu erreichen. Ich gab ihm einen Indianer zur Begleitung mit, so wie die letzte Flasche unsers Branntweins, und die Hälfte unsers Wasservorraths.

Die letzten Spuren der Vegetation verschwanden auf dieser Stelle, und wir stiegen zwei sandige Abhänge hinan, die selbst die Kräfte unserer Indianer erschöpften. Die Wirkung des Sorroche wurde stärker; eben so die Sonnenhitze. Wir hatten zu wenig Wasser, um jedesmal mehr als einen Eßlöffel voll uns vergönnen zu dürfen, um uns von dem feinen Staube zu entledigen, der oft uns zu ersticken drohte. Ein Duzzend Zitronen war uns sehr angenehm; und verminderte die Betäubung sehr, die sich fast auf jedem Schritte unserer bemächtigte. Es war zehn Uhr, als wir einen steilen Abhang hinanschritten, und der Gedanke, daß wir die zwei Drittel des Weges zurückgelegt hätten, gab mir neue Kräfte. Aber kaum hatten wir die Höhe dieses Absatzes erreicht, so wurde der Sorroche so stark, daß wir kaum fünfzig Schritte zurücklegen konnten, ohne uns fünfzehn oder zwanzig Minuten auszuruhen. Die Höhe des Orts war 16,400 Fuß über dem Meer. Nach unsäglicher Mühe erreichten wir den Gipfel der dritten Felsenwand, die uns den Weg zu verschliessen geschienen hatte, und die 17,500 Fuß über dem Meer erhaben war. Diese Felsenkette dehnt sich nach Nordwest gegen den Chacheni aus, der ungefähr 21,000 Fuß hoch ist, und von dem sie durch einen ungeheuern Abgrund geschieden ist, in dessen Grunde sich das Thal Charcani befindet, welches die Arequipa durchströmt, die von dort bis

*) Bei einer andern Gelegenheit, nämlich bei dem Ueberstiegen der Anden, von Lima nach Pasco, litt ich noch viel mehr, was, wie ich vermuthete, daher rührte, daß ich viel mehr gegessen und keine Zitronen bei mir hatte, die der Brust eine große Linderung zu gewähren im Stande sind

la Campina beständige Wasserfälle bildet. Die Tiefe dieses Abgrundes gegen den Misti beträgt wenigstens 7500 Fuß. Es ist unmöglich, das Gefühl zu beschreiben, welches man beim Hinabblicken in das Thal verspürt, über dem man hier zu schweben scheint. In einer Entfernung von 25 Stunden nach Westen bemerkten wir Lignos, und gegen Ost und Nordost, in einer großen Entfernung, die Straße von Cusco durch die Puna.

Etwas weiterhin waren wir genöthigt, in eine enge Schlucht hinabzugehen, in der der Abgrund von Chacani sich zu unserer Rechten befand. Nicht ohne Gefahr hatten wir ungefähr zwanzig Schritte dicht daran hinzuschreiten, und befanden uns sodann am Fuße einer perpendikulären Felswand, wo Albistur nicht mehr weiter gehen wollte. Es gelang mir dennoch, ihn zu überzeugen, daß wir weder zurückkehren, noch hier über Nacht bleiben könnten, und daß der Gipfel nicht mehr ferne sein könne. Wir waren ungefähr 18,000 Fuß über dem Meere. Wir klimmten seitwärts hinan, rutschten sodann auf dem glatten Felsen hinab, und stiegen wieder aufwärts. Das Alles hatte uns so sehr ermüdet, daß wir kaum dreißig Schritte machen konnten, ohne erschöpft zusammenzusinken. Eine Menge trauriger Betrachtungen entmuthigte uns dergestalt, daß wir eine Stunde lang neben einander saßen, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich um drei Uhr Nachmittags entschlossen wir uns, weiter zu steigen. Einer der Indianer klimmte zuerst hinan, von uns unterstützt, worauf er uns einen Strick zuwarf, an welchem wir nach und nach hinaufgezogen wurden. Oben angelangt, schien die ganze Oberfläche des Berges nur aus einer großen Masse verbrannter Steine zu bestehen, die von verschiedenen Farben und so leicht waren, daß der Wind sie auftrob, und uns damit wie mit einem Hagel überschüttete. Die Furcht bemeisterte sich unserer, und wir eilten, so schnell wir nur immer konnten, durch diese beweglichen Schutthaufen hin, die aus rothem, weißem und schwarzem sehr verbranntem Porphyr und aus gleichfalls verbranntem Quarz bestanden. Dieser Parforcemarsch hatte uns aufs Aeußerste ermüdet, weil wir fast bei jedem Schritte zurückgleiteten, und unsere Leiden noch durch den gänzlichen Wassermangel vermehrt wurden. Der Hygrometer zeigte hier nur 0,03 an, und in gewissen Augenblicken drohte uns der Staub zu ersticken.

Wir schritten mit einem Gefühle der Verzweiflung vorwärts, als wenn wir beständig zwischen Leben und Tod schwebten. Unsere Indianer ermuthigten uns nichtsdestoweniger zur Ausdauer, und sagten uns bei jedem neuen Hinfalle, daß wir nur noch wenige Schritte zurückzulegen hätten, um den Gipfel zu erreichen. Ich zweifle sehr, daß wir ohne diese List je dahin gelangt sein würden. Endlich hatten wir eine große rothe Felsmasse, die ungefähr 18,500 Fuß über dem Meere erhaben war, erstiegen, und erblickten nun mit unbeschreiblicher Freude den Gipfel vor uns, auf dem sich das eiserne Kreuz Pamplona's, und auf der östlichen Stelle die Tiefe zeigte, die für den Krater gehalten wird. Von diesem Anblick ermuthigt, tranken wir unsern letzten Löffel Wasser aus, und speiseten unsere letzte Zitrone, wonach wir uns im Stande fühlten, das Schauspiel vor uns und um uns zu bewundern. Wir bemerkten unter uns Alles, was uns umgab, mit Ausnahme des Chachani, der sein beschneites Haupt nordöstlich noch viel höher erhob. Ein langer, weißer Wolkenstreif unter uns verbarg uns den Abgrund, der die beiden Bergspitzen trennt. Westlich wurde die Aussicht durch die große Wüste beschränkt. Gegen Ostsüdost entdeckte man die Salzgruben jenseits Yachy, oberhalb den Pichu-Pichu, östlich den Vulkan von Ubinas auf der Cordillera und den weißen Gipfel des Illimani in den orientalischen Anden nahe bei la Paz. Gegen Nordost erschienen am Horizont die Gebirge von Cusco, zwischen denen sich eine große Wüste ausdehnt, in welcher der Arequipafluß wie ein Silberfaden verschwand. Wir konnten diese große, herrliche Umsicht leider nicht lange genießen, denn es war schon spät, und der Frost wurde sehr fühlbar (der Thermometer stand auf 36° oder 1,72). Wir mußten also weiter fortschreiten, und erreichten in Kurzem, immer in der Richtung gegen den Gipfel fortschreitend, eine Höhe von 19,200 Fuß über dem Meer.*) Von diesem Punkte gesehen, erschien der Chacheni als ein Vulkan, in drei besondere Spitzen abgesondert, zwischen denen sich eine tiefe Höhlung befindet.

Ich beschloß, keine Zeit mehr zu verlieren, um den Krater des Misti näher zu untersuchen. Als die Indianer sich demselben näherten, wurden sie durch die Heftigkeit des Windes genöthigt, sich auf den Bauch niederzulegen. Ungeachtet dieses Hindernisses und der Stärke des Frostes (der Thermometer stand zehn Grade unter dem Gefrierpunkt) blieb ich einige Minuten lang stumm vor Erstaunen. Auf der östlichen Seite des Kraters erhoben 300 bis 450 Fuß hohe Felsen, die sich gegen Norden hinabneigten, und am südlichen und südwestlichen Rande sehr niedrig waren. Ich schätzte die Oeffnung von Südost nach Nordwest auf 1800 und die Breite auf 900 Fuß. Alle Felsen auf der Abendseite waren röthlich, und ihre Spitzen sehr unregelmäßig, wie wenn sie durch gewaltsame Konvulsionen des Vullans zerrissen worden wären.

*) Diese Höhe ist um 200 Fuß von der verschieden, auf welche Alexander v. Humboldt und Bonpland gelangt waren.

Digitized by Google

Sie waren auf der nordwestlichen Seite mit gelben und weißen Flecken überdeckt, die nach der Meinung unserer Führer vom Schwefel herrührten. Der Grund war fast gänzlich mit weißem Sand angefüllt, der in Wellenform über einander gerollt war, wie wenn der Wind ihn zusammengehäuft hätte. In der Mitte erhob sich eine runde Masse schweren Sandes. Die starken Windstöße drangen von der südwestlichen Seite in den Krater, und durchsauseten ihn mit Geheul, woraus man wahrscheinlich auf unterirdisches Feuer geschlossen hat. Jedesmal wenn nun der Wirbelwind die Tiefe berührte, erhob sich eine Säule von schwarzem, sehr feinem Sande, die man füglich in den benachbarten Dörfern für das Zeichen eines Ausbruches gehalten haben kann. Außerdem zeigte sich am Rande der südwestlichen Felsen noch ein Dunst, der sich zu verlängern und weißer zu werden schien, je mehr er sich dem Kreise näherte, und der, gegen die Felsen gedrückt, einen sehr sonderbaren Anblick gewährte. Meine Indianer nannten dies Phänomen „die Schlange des Vulkans". Der Barometer stand auf 10° 459,000 m., was eine Höhe von 17,026 Fuß andeutet.

Der Pik von Misu wurde 1794 und 1796 auf das sorgfältigste durch, von der Ebene nahe bei der Stadt aus, genommene Winkel gemessen. Hänk, der diese Arbeit unternommen hatte, fand, daß die südwestliche Kante 3180 Toisen oder 20,327 Fuß über dem Meere erhoben war; folglich mußte die Stelle, auf welcher ich mich befand, 19,700 Fuß hoch sein, weil wir nur 600 Fuß unter dem eisernen Kreuze, das auf jener Seite angebracht war, standen. Ich überließ mich meinen Träumereien über die Ursachen, durch welche eine so große Menge Sand sich hier aufgehäuft finde, und verlor mich so ganz in meinen Grübeleien, daß einer der Indianer mir schon zweimal gesagt hatte, daß Albifur viel Blut ausspeie und vor Frost sterbe, ehe ich ihn hörte. Ich beeilte mich also, zu meinem Gefährten zu gelangen, und suchte ihn über diesen Zufall zu beruhigen, der uns indessen verhinderte, das 628 Fuß über uns erhabene Kreuz zu erreichen, und uns zwang, die östliche Seite des Kraters zu gewinnen, um von dort hinabwärts zu gehen. Wir hatten uns eben in Bewegung gesetzt, als wir zu unserm größten Erstaunen vor uns den ganz frischen Eindruck eines Menschenfußes im Sande bemerkten. Wir vermutheten, daß der, welcher hier gewesen sei, sich kaum einige Stunden vor uns daselbst befunden haben konnte, aber wir zerbrachen uns vergebens den Kopf, wer es gewesen sei, und zu welchem Zwecke oder in welcher Absicht er sich hieher begeben habe. Die Indianer äußerten, daß der Unbekannte vielleicht nicht allein des Schwefels, sondern leicht kostbarerer Gegenstände wegen sich bis auf diesen Punkt verstiegen habe.

Im Heimwege bemerkte ich, daß die Führer eine sehr gewundene Richtung einschlugen, und erfuhr, daß sie die Spur des Unbekannten verfolgten. Sie blieben plötzlich stehen, und sagten, daß sie die Ursache seines Besuchs entdeckt hätten. Sie deuteten auf eine kleine Höhle vor uns, und versicherten, daß darin Gold oder Silber enthalten sei. Es war beim Anbruche der Nacht, und ich konnte kaum bemerken, aus welcher Substanz die Oberfläche des Bodens bestand. Unsere Indianer schienen trunken vor Freude über ihre Entdeckung, und sagten, daß sie seit langer Zeit vermuthet hätten, daß die Einwohner von Chiquata nicht von so weit herkommen könnten, in der alleinigen Absicht, hier nur Schwefel zu suchen, sondern daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, sich an dieser Stelle eine reiche Silberquelle befinden müsse. Ich betrachtete einige Bruchstücke dieser Steingattung näher, und fand, daß es grauer, nicht verbrannter Porphyr und Feldspath sei.

Wir verließen von hier aus die Spur des Indianers und wendeten uns nach Nordost, wo wir nach einiger Zeit eine Eismasse fanden, die uns, und vorzüglich Don Albifur, der fast unter jedem Schritte erlag, sehr erfrischte. Unsere Führer nahmen einige Stücke davon mit, und wir gingen rascher abwärts. Unterwegs verspürten wir einen starken Schwefelgeruch, der indeß mit dem erstickenden Dampfe nicht zu vergleichen war, den Don Francisco Velez aus dem Krater hervordringend bemerkt haben wollte. Es scheint, daß die Indier häufig den Berg besuchen, um dort Schwefel einzusammeln. Außerdem berichtet die Volkssage, daß große Schätze und Reichthümer der Inkas dort vergraben seien, und daß sich viele Gold- und Silberminen nahe am Gipfel befinden.

Ein hoher Felsvorsprung verhinderte uns, in unserer vorher bestimmten Richtung fortzuschreiten, und wir wendeten uns nun gegen Osten, indem wir diesselben verbrannten Steinschuttkaskaden, wie früherhin, überschritten. Die Nacht war bereits angebrochen, aber da es eben Vollmond war, so sahen wir bequem unsern Weg, und die Helle ließ uns unter uns ein ganz sonderbares Phänomen erblicken. Die große Wolkenmasse, die der Wind am Nachmittage in die untere Region und durch den Paß von Chaveruj gedrängt hatte, bedeckte auf der nördlichen Seite alle Abhänge, und die Gipfel des Pichu-Pichu, so wie die ihn umgebenden Höhen, ragten über diesen Dunst wie Inseln aus dem Schoße des weiten Meeres empor. Manchmal auch verschwanden diese Ruhepunkte vor unsern Blicken, und wir waren sodann wie von der ganzen Erde abgeschondert.

Schon zweifelten wir, daß wir uns in der guten Richtung gegen den Ort befänden, wo Neymundo uns erwarten sollte, als wir endlich gegen acht Uhr Abends

Digitized by Google

auf der Seite, der wir zuschritten, eine Rakete vor uns aufsteigen sahen. Die Entfernung schien noch bedeutend, wurde aber etwas durch die sandige Oberfläche des Bodens vermindert, den man nur berühren durfte, um eine gute Strecke hinabzugleiten. Auf Albidurs Einladung trennte ich mich hier von ihm, weil es ihm unmöglich war, so schnell zu gehen, wie ich. Kurz darauf erreichte ich das Gewölk, und bemerkte zwischendurch das sprühende Feuer unserer Gefährten. Um neun Uhr befand ich mich ihnen endlich so nahe, daß sie mein Geschrei vernehmen konnten, worauf sie auf dieselbe Weise antworteten, und eine große Menge Schwärmer abschossen, um unsere Rückkehr zu feiern. Alle Müdigkeit war nun vergessen, und ich lief so schnell als ich nur immer laufen konnte durch das dornichte Gesträuch, bis ich die Unsrigen erreicht hatte. Tello war ungefähr eine halbe Stunde vor mir angelangt, und hatte unterwegs viel ausgestanden. Die ganze Gesellschaft hatte sich in das hohe Gras westlich von der Knochensäule gelagert. Baldej, vom Sorroche aufs Aeusserste ermüdet, war bis nach Cangallo hinabgegangen. Wir schürten das Feuer wacker an, und schossen mehrere Raketen in gerader Richtung ab, um Albidur desto sicherer zu uns zu leiten. Er kam auch bald an, und wir boten ihm Alles dar, was ihm nur zur Stärkung und Erfrischung gereichen konnte. Ich selbst hatte indeß nicht den geringsten Hunger, obgleich ich seit sechszehn Stunden kaum zwei Unzen Brod gegessen hatte.

Bald darauf bereiteten wir unser Lager, und verfielen Alle in einen tiefen Schlaf. Beim Erwachen bemerkten wir, daß die Nacht sehr kalt gewesen war, und selbst bei Sonnenaufgang stand der Thermometer noch unterm Gefrierpunkt. Wir bestiegen unsere Maulthiere, und wendeten uns gegen den Tambo, wo unsere Thiere nach dem langen Fasten wieder die erste Nahrung fanden. Um zwei Uhr Nachmittags langten wir zu Arequipa an, wo unsere Freunde unsere Zurückkunft mit vieler Ungeduld erwarteten.

Merkwürdige Aeusserungen Napoleons.

Napoleon, über den spanischen Krieg und den Vergleich von Bayonne sprechend, äussert sich folgendermaßen:

„Jene Verbindung hat mich gestürzt. Alle meine spätern Verluste entsprangen aus diesem unheilbringenden Knoten. Sie ist es, die meine Moralität in Europa vernichtet, meine Kräfte zertheilt, meine Verlegenheit vermehrt, und den brittischen Soldaten eine Schule geöffnet hat. Ich bin es, der die englische Armee auf der Halbinsel bildete.

„Die Begebenheiten haben gezeigt, daß ich einen großen Fehler in der Wahl meiner Mittel begangen; denn der Fehler liegt in den Mitteln mehr, als in den Grundsätzen. Es ist ausser allem Zweifel, daß in der Krisis, in welcher sich Frankreich befand, in dem Kampfe neuer Ideen, in der großen Sache des Jahrhunderts gegen den übrigen Theil von Europa, daß wir Spanien, uns im Rücken, nicht der Willkühr unserer Feinde überlassen konnten. Wir mußten, mit Güte oder Gewalt, es an unser System fesseln; also verlangte es Frankreichs Schicksal, und die Gesetze des Heils der Völker sind nicht immer die einzelner ihrer Mitglieder."

Bei einer andern Gelegenheit sagt er:

„Ich glaube, daß die Natur mein Inneres für große Widerwärtigkeiten berechnet hat; denn sie haben in mir eine Marmorsäule gefunden. Der Gewitterstrahl hat sie nicht zu zersplittern vermocht, er ist daran hinabgegleitet."

Eines Tages, bei Gelegenheit einer neuen Plackerei von Seiten des Gouverneurs auf St. Helena, entfuhr es einem derjenigen, welche um Napoleon waren, in die Worte auszubrechen: Ha, Sire, das ist wieder so ein Stück, welches Ihnen die Engländer nur noch verabscheuenswürdiger machen muß! — Worauf der verbannte Monarch, die Achsel zuckend und den Sprecher starr ansehend, mit einem halb Scherz halb Mitleiden gemischten Ausdruck erwiederte: „Kind des Vorurtheils! gemeine, niedrige Seele! frage mich vielmehr, und laß dies dein Höchstes sein: ob ich diesen oder jenen Dritten verabscheuen würde ...? Aber weil wir denn einmal dabei sind, so wisse, daß ein Mann, der wahrhaft Mann ist, durchaus nie haßt. Sein Born, seine üble Laune dauern nicht länger, als die Minute, in welcher sie geboren wurden! — Das ist der elektrische Schlag! — Der Mann, für Geschäfte und Würde geschaffen, erblickt die Menschen nicht, er sieht und mißt nur die Gegenstände, ihr Gewicht und ihre Folgen."

Landexpedition in Nordamerika.

Die Zeitung von Dumfries enthielt folgende Nachrichten über die zweite Expedition, die bestimmt ist, eine nordwestliche Durchfahrt oberhalb Amerika zu erforschen.

Der Kapitän Franklin hat sich zu Liverpool nach New-York eingeschifft, um seine Entdeckungsreise zu beginnen, die sehr beschwerlich sein, und wahrscheinlich drei Jahre lang dauern wird. Von New-York begibt er sich durch den Kanal des Erieſees, in den Huron- und obern See nach Fort William, der ersten Besitzung der Kompagnie der Hudsonsbay, und von da nach Winipeg, nach Athabaska und zum Sla-

Digitized by Google

ven- und großen Bärensee. Die Expedition soll den Winter über in dieser Gegend bleiben, wo die obgemeldete Kompagnie für sie hat eine Wohnung bauen lassen. Zu gleicher Zeit sollen sich daselbst auch sechszehn sehr erfahrne Seeleute, mit allen nöthigen Instrumenten versehen, einfinden. So wird ein Jahr vorübergehen, bevor die Gesellschaft den wirklichen Abreisepunkt zu neuen Entdeckungen erreicht hat.

Erst wenn die Jahreszeit es erlaubt, wird Franklin von dort aufbrechen, um auf dem Mackenziefluße hinabzuschiffen, und die westliche Küste bis nach der Behringsstraße zu besuchen. Er wird auf dieser Expedition von seinem alten Reisegefährten Bach, und der Hälfte der Gesellschaft begleitet sein. Der Botanist Drummond und ein anderer ausgezeichneter Naturalist werden ebenfalls mit ihm gehen. Wenn Franklin zu Cantoz angekommen sein wird, soll der Kapitän Beukey nach der Behringsstraße zurückkehren, um seine Hilfe dem muthigen Parry darzubieten, der, wie man vermuthet, um dieselbe Zeit dort angekommen sein kann.

Wissenschaftliche Reise im östlichen Rußland.

Der Doktor Siogren, ein Finnländer von Geburt, hat mit Genehmigung des Kaisers von Rußland seit ungefähr acht Monaten eine wissenschaftliche Reise unternommen, deren Dauer auf zwei Jahre bestimmt worden ist. Er soll sich vorzüglich damit beschäftigen, so genau als möglich die Sprachen, die Geschichte, die Sitten und Denkmäler der Syrier, Permier, Wotjaken, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Wogulitschen und der Ostiacken kennen zu lernen, deren Dialekte eine große Aehnlichkeit mit der finnländischen Sprache haben. Der Doktor hat seine Reise mit Olonetz begonnen, das von den Karelien bewohnt wird. Er wird sie von dort über Archangel, Wologda, Wiatka, Perm, Orenburg, Saratow, Astrakan, Ponza, Kasan, Nischney-Nowgorod und Wladimir fortsetzen.

Zuvörderst wird er die Lappländer besuchen, die westlich vom weißen Meere wohnen, und deren Sprache in ihren Beziehungen mit derjenigen der schwedischen Lappländer noch eine große Ungewißheit und Dunkelheit darbietet. Die Samojeden, die unbezweifelt auch zu den finnischen Racen und den in des Kaukasus gehören, sind in seinem Reiseplan mit einbegriffen. Es werde vom großen Nutzen für die Wissenschaften sein, wenn der Reisende sich entschließen wollte, auch den Ural zu besuchen und ihn zu übersteigen.

Naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten.

Der Tarantelstich.

Man weiß, welche sonderbare Wirkungen seit langer Zeit dem Tarantelstich zugeschrieben wurden, und bis zu welchem Punkte die Leichtgläubigkeit, selbst der Gelehrten, in dieser Hinsicht sich verirrte. Wir theilen unsern Lesern darüber einen Abriß von dem Aberglauben des Volks und der Aerzte mit, wie er zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch bestand:

„Der Tarantelstich, sagt ein Werk aus jener Zeit (die Leipziger Verhandlungen von 1698), ist anfänglich nicht bemerklicher, als der Stich einer Biene; aber man empfindet bald darauf einen brennenden Schmerz und einige Betäubung. Sodann verfällt man in eine tiefe Traurigkeit, der Puls wird schwächer, die Augen irren unstät umher, bis man endlich alles Bewußtsein verliert und stirbt, wenn nicht sogleich rettende Mittel in Anwendung gebracht worden sind. Man würde niemals auf den Einfall gerathen sein, daß, in diesem Falle, die Musik ein Heilmittel sein könne, und doch ist sie das beste und rathsamste, welches man bis jetzt kennt. Wenn ein gestochener Mensch ohne Bewegung und ohne Bewußtsein ist, so muß ein Musikant mehrere Melodien auf seinem Instrumente versuchen, denn alle Kranken lieben nicht dieselben Melodien oder dasselbe Instrument. Hat nun aber jener das Stück gefunden, dessen Modulationen dem Kranken zusagen, so bemerkt man, wie es zuerst eine leichte Bewegung macht, die Finger, sodann Arme und Beine und endlich den ganzen Körper im Takte bewegt. Plötzlich stellt er sich auf seine Füße und beginnt unwillkührlich zu tanzen. Ein ähnliches Manöver wird gewöhnlich in sieben oder acht Tagen noch einmal wiederholt. Hat nun, am Ende dieser Zeit, das Gift seine Wirkung verloren, so erwacht der Kranke wie aus einem langen und tiefen Schlafe, ohne sich dessen zu erinnern, was sich mit ihm zugetragen hat. Manchmal bleibt ihm jedoch noch eine schwarze Melancholie übrig. Er flieht die Menschen und ergeht sich am Ufer der Gewässer. Wollte man ihn nun aus seinen Träumereien erwecken, so würde er sich unausbleiblich in die Fluthen stürzen. Er haßt alles Schwarze und Blaue und liebt im Gegentheil das Weiße, Rothe, Grüne u. s. w.“

Es gab kein einziges dieser Wunder, welches die damaligen Physiologisten nicht mit sehr weitläuftigen, gelehrten, mit Zitationen und Applikationen überhäuften Beweisgründen zu erklären suchten. Mead glaubte, daß das Gift seinen ersten Eindruck aufs Blut hervorbringe. Geoffroy dagegen behauptete, daß es zuerst auf die Nerven wirke. Beide folgten in ihren Meinungen jedoch nur den Spuren des berühmten

Digitized by Google

Baglivi, der eine äußerst gründliche und gelehrte Abhandlung über diesen Gegenstand geschrieben hat.

Indessen erlaubte man sich schon im letzten Jahrhunderte, die Wahrheit aller dieser Angaben einigermaßen zu bezweifeln. Der Doktor Sanguinetti hatte nämlich den Muth, in der heißesten Jahreszeit sich von einigen Taranteln stechen zu lassen und verspürte nicht die geringsten übeln Folgen davon. Diese Versuche, und das Werk Serao's über denselben Gegenstand, verursachten eine große und allgemeine Revolution bei allen Unterrichteten. Man glaubte nicht mehr an das Gift der Tarantel, und die Krankheit, die man ihrem Stiche zugeschrieben hatte, wurde nun für eine Art melancholischen Wahnsinns gehalten, dem die Feldbauer in Kalabrien und der Terra di Bari unterworfen seyn sollten.

Ein sonderbarer Fall, Frucht einer ganz neuen und sehr aufmerksamen Beobachtung, beweist jedoch auf eine unwiderstehbare Weise, daß der Stich der Tarantel von der Art ist, in gewissen Fällen die wichtigsten Verletzungen auf die thierische Oekonomie hervorzubringen. Wir entnehmen diese Beobachtung dem „Osservatore medico" von Neapel, vom 5. Juli 1825, aus dem auch die französische Gesundheitszeitung von Miquel sie aufgenommen hat.

„Ein junger ohngefähr fünfzehnjähriger Bauer wurde von einer Tarantel gestochen und sogleich nach der Stadt gebracht, wo der Doktor Mazzolani folgende Symptome an ihm bemerkte: Zittern und Zuckungen in allen Gliedern, Verstopfung und außerordentliche Härte der Unterleibsmuskeln, beständiges Aufspringen, ein kalter, über den ganzen Körper verbreiteter Schweiß, eine feuchte Zunge, ein blasses, heftiges Schrecken verrathendes Gesicht, Schlafsucht, gänzliche Lähmung aller Kräfte, große Hitze im Innern, lebhafter Durst. Die Behandlung des Arzts bestand in China mit Opium vermischt, und der Kranke wurde nach und nach in einem Zeitraum von fünf Tagen wieder hergestellt.

Diese Beobachtung, welche alle nur immer zu verlangenden Karaktere der Authentizität an sich trägt, scheint uns genügend, um die Schlußfolgen zu beseitigen, die man der vom Doktor Sanguinetti aufgestellten negativen Resultaten entnehmen konnte. Die Versuche dieses Letztern, so wie alle Experienzien derselben Art, vermögen nicht zu beweisen, daß das Gift wirklich nicht existire, sondern allein nur, daß es nicht immer wirksam sei, und daß folglich, wenn es existirt, um sich zu entwickeln, es einer besondern Disposition bedürfe, die wohl den Nachforschungen entgehen kann, aber darum doch nicht minder gewiß ist. Der Wurtheiler selbst macht keine Ausnahme von dieser Regel, uns im gegenwärtigen Augenblicke behaupten die eine mögliche Ansteckung ablängnenden Aerzte daselbe von der Pest und dem gelben Fieber.

Vergleich der Bevölkerung der größten Städte Großbritanniens und Frankreichs.

London	1,225,694.	Paris	713,966 Einw.
Glasgow	147,043.	Lyon	131,258
Edinburg	138,235.	Marseille	109,477
Manchester	133,788.	Bordeaux	89,202
Liverpool	118,972.	Rouen	86,746
Birmingham	106,722.	Nantes	68,427
Bristol	87,779.	Lille	64,291
Leeds	83,796.	Toulouse	52,328
Plymouth	61,212.	Straßburg	49,680
Norwich	50,288.	Metz	42,030
New-Castle	46,948.	Amiens	43,037
Portsmouth	45,618.	Orleans	40,243
	2,246,225.		1,488,705.

Entdeckung des Brisbanestroms in Neuholland.

Dieser Strom, der beträchtlichste, den man bis jetzt in Neuholland kennt, ist im Dezember 1823 entdeckt worden. Derselbe ergießt seine Fluthen in die Bucht von Moreton, unter 27° 35′ südlicher Breite. Oxley ist denselben bis auf fünfzig englische Meilen von seiner Mündung hinaufgeschifft, und hat auf dieser ganzen Strecke immer über fünfzehn Fuß Wasser gefunden. Man zweifelt nach dem Anblick des Landes nicht mehr, daß er selbst für große Gefäße noch fünfzig Meilen weiter aufwärts von der Stelle, von welcher Oxley wegen Mangel an Lebensmitteln wieder umkehren mußte, schiffbar sei. Die Gegend, welche der Brisbanefluß durchströmt, ist fast ganz eben, und scheint zur Kultur aller Aequinoxialpflanzen sehr geeignet.

Die Temperatur der Austral-Hemisphäre.

Die Austral-Hemisphäre des Erdballs ist, bei gleicher Breite, viel kälter, als die nördliche. Die verschiedenen Nachforschungen der Reisenden haben das vollkommen bewährt. Aber in welcher Entfernung vom Aequator beginnt diese Temperatur-Verschiedenheit fühlbar zu werden, da sie unterm Aequator selbst nicht statt zu finden scheint? Die meteorologischen Beobachtungen, die man auf der südlichen Seite angestellt hat, sind weder bestimmt, noch zahlreich genug, um diese

Digitized by Google

Frage mit Gewißheit beantworten zu können. Es ist also eben so nöthig als interessant, alle die Angaben einzusammeln, nach denen man einst genauere Nachforschungen über die mannigfachen Ursachen anzustellen vermag, die eine so große und merkwürdige Verschiedenheit zwischen den beiden Hemisphären hervorgebracht haben. Das ist wenigstens der Beweggrund, der uns veranlaßt, die nachfolgenden Resultate hier mitzutheilen.

Bemerkungen während eilf Monaten zu Paramatta in Neuholland (unter 33° 49′ südlicher Breite) von Sir Thomas Brisbane gemacht.

Monate.	Maximum.	Minimum.	Mittlerer Stand.
Mai 1822 . .	+ 22°, 2	+ 5°, 5	+ 15°, 5
Juni.	+ 19°, 4	+ 3°, 3	+ 11°, 8
Juli	+ 17°, 2	+ 2°, 8	+ 10°, 8
August	+ 25°, 0	+ 1°, 7	+ 13°, 6
September .	— — —	— — —	— — —
Oktober . . .	+ 33°, 9	+ 2°, 2	+ 16°, 7
November . .	+ 41°, 1	+ 5°, 6	+ 20°, 0
Dezember . .	+ 37°, 2	+ 8°, 9	+ 22°, 2
Januar 1823	+ 38°, 9	+ 8°, 3	+ 23°, 3
Februar . . .	+ 41°, 1	+ 11°, 1	+ 22°, 8
März	+ 36°, 1	+ 9°, 7	+ 20°, 3
April	+ 23°, 3	+ 9°, 7	+ 16°, 6

Literarisches Bülletin.

London, September.

Die neuesten politischen und finanziellen Spekulationen scheinen unser literarisches Genie ganz daniedergedrückt zu haben. Ausser Walter Scotts letztem Roman, „den Mährchen aus den Kreuzzügen", die, im Vorbeigehen sei es gesagt, ihrer Mittelmäßigkeit wegen, das Publikum nicht wenig in Erstaunen und Mißtrauen gesetzt haben, ist sonst nichts Bemerkenswerthes erschienen. Eine „Geschichte von England während der Republik", von Brodies, verdiente vielleicht mehr als eine oberflächliche Erwähnung; aber leider gebricht es mir eben an Zeit, in größere Einzelnheiten darüber eingehen zu können. Ich behalte mir diese Aufgabe für meine nächste Mittheilung vor. Nur so viel hier, daß der Verfasser Cromwelln und den Republikanern hat Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß er Hume einer großen Parteilichkeit überführt. — Die Darstellung des „russischen Feldzugs im J. 1812", von Philipp von Ségur, hat bei uns das lebhafteste Interesse erregt. Dieses sehr anziehend geschriebene Werk ist fast von aller Welt mit großer Theilnahme, theis in der Ursprache, theils in einer englischen Uebersetzung gelesen worden. Mir ist nicht bewußt, daß je ein Buch rascher von Hand zu Hand gegangen und, so zu sagen, verschlungen worden sei, als das eben erwähnte. — Die Rechtswissenschaft ist in der letzten Zeit eben so arm, als alle übrigen Fächer geblieben; obgleich die vielen Nummern der mit der Jurisprudenz sich beschäftigenden Hefte (reported cases) regelmäßig ausgegeben worden sind, eben so, wie die Traktaten über verschiedene Streitpunkte, die, wie Ihnen längst bekannt ist, ohne die geringste systematische Ordnung, bunt und verworren durch einander geworfen werden. Man muß davon jedoch mit Miller's Werke: „über den gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebung", eine ehrenvolle Ausnahme machen, weil dies Buch wirklich gut verfaßt ist, und die vorzüglichsten Mängel und Gebrechen unserer Gerichtsverwaltung nicht blos andeutet, sondern aufs Klarste darstellt, und die nothwendigen Reformationen und Verbesserungen desselben bezeichnet.

Nachschrift.

So eben ist von Southey „ein Mährchen von Paraguay (a Tale of Paraguay)" erschienen. Täglich wird die Herausgabe des „Lebens Sheridans", von Thomas Moore, erwartet. Das London Magazine hat seine Eigenthümer gewechselt, und befindet sich jetzt unter den Händen der Cockneys (Hunt und Kompagnie.) Das Westminster Review hat sehr viel beim Publikum gewonnen. Der Oekonomist Mill ist einer seiner eifrigsten Mitarbeiter und Herausgeber. Es gibt kein geheimnißvolleres Wesen, als den berüchtigten Paul Jones, der das Schrecken Englands während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges war. Das Andenken des „Piraten" ist auf den Küsten noch ein Gegenstand des Schreckens. Tausend Volksgerüchte sind über seine Geburt und sein Leben im Umlauf. Nun will der Buchhändler Murray ein „Leben Paul Jones" herausgeben, das von einem Archivisten der Marine der vereinigten Staaten, dem seine Stelle Gelegenheit gegeben hat, an den besten und glaubwürdigsten Quellen zu schöpfen, verfaßt sein wird.

Französische Literatur.

J. J. Rousseau. — Voltaire. — Fenelon.

Der Bürger von Genf und der Greis von Ferney werden von gewissen Leuten für die irreligiösesten aller Menschen gehalten. Der Vorwurf des Atheismus ist der geringste, den man ihnen macht. Von Fréron bis auf unsere Tage gibt es keine Art Manifest, welches man nicht gegen diese großen Lichter geschleudert, gegen die sich die Löschhüte aller Zeiten gerichtet haben.

Wir mögen hier nicht versuchen, die Meinung derjenigen wechseln zu machen, welche, nachdem sie die Werke dieser vortrefflichen Geister gelesen, sie für

Digitized by Google

gefährlich halten, und mit Kenntniß der Sache ſie zu bekämpfen wiſſen. Aber wir wenden uns an den groſſen Haufen derer, welche verdammen, ohne geleſen zu haben.

Entfernt, als Widerſacher der Religion angeführt zu werden, ſollten Rouſſeau und Voltaire im Gegentheil unter ihre beredteſten Vertheidiger geſtellt werden. Umſonſt antwortet man, daß ſie geſchrieben, was ſie nicht gedacht; es iſt nur zu leicht, ſich zu belehren, indem man ſie lieſet, daß nur allein die innigſte Ueberzeugung ſolche Gedanken einzuflößen im Stande war. Hören wir Rouſſeau vom Evangelium ſprechen:

„Dies göttliche Buch, das dem Chriſten einzig nöthige, und das nützlichſte von allen, ſelbſt dem, der es nicht iſt, braucht nur überdacht zu werden, um die Seele mit Liebe gegen ſeinen Urheber zu erfüllen, und dem Willen ſeiner Lehren zu folgen. Niemals hat die Tugend eine ſüßere Sprache geredet, niemals hat die tiefſte Weisheit mit ſo viel Liebe, ſo viel Kraft und ſo viel Einfachheit ſich ausgedrückt. Man endet die Leſung dieſes Buches nie, ohne zu fühlen, daß man beſſer geworden. Die Erhabenheit der Schrift erregt Erſtaunen, die Heiligkeit des Evangeliums redet zum Herzen. Sehet die Bücher der Philoſophen mit all ihrer Pracht, wie klein ſind ſie gegen dieſes Buch!“

Iſt das ein Atheiſt, welcher geſagt hat:

„Das Schauſpiel der Natur, ſo lebendig, ſo belebt für die, welche einen Gott erkennen, iſt todt vor dem Blicke des Atheiſten, und in dieſer groſſen Uebereinſtimmung der Weſen, wo Alles von Gott mit ſo ſüßer Stimme ſpricht, gewahrt er Nichts, als ein ewiges Schweigen.“

Und endlich, iſt der Schriftſteller irreligiös, welcher ausruft:

„Wie viel Seligkeit entbehrt nicht der, welcher die Religion nicht kennt! Welch Gefühl in ſeinen Leiden kann ihn tröſten? Welches Auge gewahrt die guten Handlungen, die er im Stillen übt? Welche Stimme kann in die Tiefe ſeiner Seele reden? Welchen Preis kann er von ſeinen Tugenden erwarten, und wie vermag er den Tod zu betrachten?“

Wenn wir von Rouſſeau zu Voltaire übergehen, ſo finden wir dieſelben Geſinnungen mit derſelben Freimüthigkeit ausgedrückt. Es iſt der Dichter nicht, welcher ſpricht, es iſt der Menſch, der ſich ſelbſt und ſeiner innerſten Ueberzeugung gehorcht.

„Unſere gebeiligte Religion, ſo weit in Allem unſere eigene Erkenntniß übertreffend, lehrt uns, vor den Verfügungen des Höchſten uns zu demüthigen. Wir nehmen mit feſtem und beſtändigem Glauben ihre heiligen Lehrſätze an.“

„Ein Jeglicher muß vom Daſein der Gottheit überzeugt ſein. Es iſt genügend, die Ordnung und Uebereinſtimmung des Weltalls zu beobachten, um überzeugt zu werden, daß der Zufall nicht es habe bilden können.“

Es würde uns ein Leichtes ſein, durch zahlreiche Auffſtellungen zu beweiſen, daß die Werke Voltaire's und Rouſſeau's die reinſte Moral und eine hohe Achtung der Religion und der Geſetze athmen. Aber wir beanügen uns, den Leſer auf ſie ſelbſt zu verweiſen. Eben ſo erhaben und kraftvoll ſind die Meinungen des Erzbiſchofs von Cambray über die Liebe Gottes und des Vaterlandes, über Völker und über Geſetze. Es iſt die geſunde Vernunft, mit allen Reizen einer anziehenden und reichen Beredſamkeit geſchmückt. Welche Gedrängtheit, welche Klarheit, welche Stärke des Stols in folgenden Stellen:

„Ein Volk, von übertriebener Freiheit verdorben,“ ſagt Fenelon, „iſt der unerträglichſte aller Tyrannen, ſo wie der Pöbel, welcher ſich gegen die Geſetze empört, der unverſchämteſte von allen Gebietern iſt. Aber man muß einen Mittelweg finden. Dieſer Mittelweg iſt: daß das Volk geſchriebene, beſtändige Geſetze habe, die von der ganzen Nation gebeiligt und ihr über Alles erhaben ſein müſſen; daß die, welche regieren, ſeine Willkühr üben; daß ſie Alles zum Guten und nach den ausdrücklichen Worten des Geſetzes vermögen, daß ſie nichts gegen die Geſetze thun können, um das Böſe zu geſtatten. Das iſt es, was die Menſchen, wenn ſie nicht blind und ihre eigenen Feinde wären, einſtimmig zu ihrer Glückſeligkeit bewerkſtelligen ſollten.“

„Die Geſetze, um gut genannt werden zu können, müſſen klar, einfach, kurz und dem ganzen Volk anpaſſend ſein, welches ſie kennen lernen und leicht behalten, ſie lieben und in jeder Stunde, in jedem Augenblick befolgen ſoll.“

Welch eine Philoſophie in den folgenden Zeilen, mit denen wir dieſen Aufſatz beſchlieſſen:

„Das Leben gleitet dahin, wie ein Strom, die Zeit beeilt ſich, um zu ſchwinden. Wo iſt ſie, die Zukunft, über welche wir zu ſchalten vermeinen? Wir wiſſen nicht, ob ſie glücklich oder verderbenbringend ſein wird. Eine dunkele Nacht hält ſie vor unſern Augen verborgen; ſie gehört uns nicht an, vielleicht ſehen wir ſie nie! Aber was thut es uns, daß ſie nach dem Streben unſerer Wünſche und im fabelhafteſten Zauber geſchmückt erſcheine, wird ſie darum dauerhafter ſein, und minder ſchnell vorüberrollen, als dieſe Gegenwart und jene Vergangenheit? — Nein! ach nein! in dem Augenblicke ſelbſt, wo wir von ihr ſprechen: jetzt! erſcheint ſie, und ich kann nicht ſagen: ſie iſt da! ohne auch zu bemerken, daß ſie ſchon nicht mehr iſt.“

Digitized by Google

Dänische Literatur.

Danmarks Krönike af Saxo Grammaticus. — Dänemarks Kronik, von Saxo dem Grammatiker. Ueberſetzt von Grundtwig. Koppenhagen. Bei Schultz. Zwei Bände von XLIV, 300 und XII, 338 Seiten in 4.

Norges Konge-Krönike af Snorro Sturleson. — Norwegens Königskronik von Snorro Sturleſon. Ueberſetzt von Grundtwig. Koppenhagen. Bei Schultz. Zwei Bände von LVI und 309 und 378 Seiten in 4.

Beide Werke ſind von großer Wichtigkeit für die ſkandinaviſchen Königreiche, um ſo mehr, da der Zeitraum, den ſie betreffen, ſich der Fabelzeit des höchſten Alterthums nähert. Saxo, Schreiber des berühmten Erzbiſchofs Abſalon, lebte zur Zeit Waldemars I., folglich gegen Ende des XII. Jahrhunderts. Er ſtarb 1204. Die erſte Ausgabe ſeiner lateiniſch geſchriebenen Geſchichte erſchien zu Paris im Jahr 1514 unter Leitung eines däniſchen Gelehrten, Namens Chriſtian Pedersen. Seitdem wurde ſie mehrfach zu Baſel, zu Frankfurt, zu Leipzig und zu Soroe in Dänemark wieder gedruckt, in letzterm Orte im J. 1644 mit Stephanius Kommentaren. Die erſte Ueberſetzung in däniſcher Sprache iſt von Wedel, und 1575 gedruckt worden. Aber ſowohl ihres veralteten Styls, als ihrer Seltenheit wegen, iſt eine neue Ueberſetzung dringend nothwendig geworden. — Snorro, ein Isländer von Geburt, ſchrieb die Geſchichte der norwegiſchen Könige in ſeiner Mutterſprache um das Jahr 1230. Sein Werk erſchien zuerſt zu Stockholm i. J. 1697, nebſt zwei Ueberſetzungen, einer lateiniſchen und einer ſchwediſchen, von Peringshold. Später wurde eine andere Ausgabe zu Kopenhagen veranſtaltet, nebſt zwei Ueberſetzungen, einer lateiniſchen und einer däniſchen, in fünf Bänden, die nach und nach von 1777 bis 1818, durch die Sorgfalt mehrerer Gelehrten, erſchienen. Die neue Ueberſetzung Grundtwigs iſt dem Geſchmacke der Gegenwart angepaßt worden, aber der Verfaſſer hat ſich getäuſcht, wenn er geglaubt hat, daß dieſer in der Liebe und Luſt an niedrigen und unedeln Ausdrücken beſtehe. Die Sprache des Pobels ſoll und kann nie Schriftſprache werden.

Italienische Literatur.

Collezione de' classici metafisici. — Sammlung der methaphyſiſchen Klaſſiker. Pavia, 1818 bis 1825. Bei J. J. Capelli. 43 Bände in 12.

Die Sammlung wird durch eine lange Vorrede und Einleitung der drei Herausgeber Rolla, Germani und Sacchi eröffnet. Sodann folgen die merkwürdigſten Werke Derjenigen, die ſich am meiſten mit dieſem Zweige der Philoſophie beſchäftigt haben, als: Abriß eines Verſtandesſyſtems des Weltalls, von Sudwort; Betrachtungen, von Desartes; Traktat über die Leidenſchaften, von demſelben; Nachforſchung der Wahrheit, von Mallebranche, Verſuch über den menſchlichen Verſtand, von Locke; Verſuche über denſelben Gegenſtand, von Hume; Traktaten von Condillac; Vorinnerungen der Metaphyſik und metaphyſiſche Elemente der Wiſſenſchaften, von Kant; Verſuche über die Aeſthetik, von Pagano. Von den lebenden Metaphyſikern befinden ſich darin: die Lektionen Laromiguieres und einige Denkſchriften von Destutt de Tracy.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Auszüge.

Paris, September.

Die drei letzten Epiſteln Lamartine's, welche vor Kurzem erſchienen ſind, tragen eben nicht beſonders viel zum Ruhme des Dichters bei. Es iſt ſchwer, noch etwas in den verſchiedenen Beurtheilungen hinzuzufügen, die ſowohl über dieſe neue Erſcheinung, als über das Talent des Verfaſſers im Allgemeinen, geäußert worden ſind. Die öffentliche Meinung bleibt in dieſem Betrachte immer dieſelbe. Man liebt den Poeten, mit ſeinen Fehlern, und ihm ſelbſt ſchrinen ſie faſt eben ſo angenehm zu ſein, als ſeine guten Eigenſchaften. Die Träumerei iſt einer ſeiner auffallendſten Karakterzüge, und da es ihr vielleicht allein nur zuſteht, ganz frei und unabhängig zu ſein, ſo mögen wir darin eben keinen Vorwurf finden. Die Einbildungskraft des Träumers iſt glänzend und überraſchend; ſie reißt uns mit ſich fort, und wir befinden uns in einer Sphäre der Illuſion, aus der wir nur ungern und wieder entrückt ſehen. Uebrigens fehlt es den Schilderungen der Gefühle eben nicht an Reichthum, aber wohl an Energie. Alles iſt darin unbeſtimmt und ſchwankend; die Sprache iſt harmoniſch, aber bei Inkorrekt, und der Muſikalismus der neuern Literatur, den man „romantiſch“ nennt, iſt überall vorherrſchend. Freilich hat Lamartine es noch nicht ſo weit getrieben, daß er, wie Coleridge, nur in einem Zuſtande des Halbbewußtſeins, zwiſchen Schlaf und Wachen, wo einfand lebendiger aber verworrene Gedanken ſich dem Geiſte darbieten, zu dichten im Stande wäre, und es iſt mit halber Gewißheit vorauszuſetzen, daß er nie ſo weit kommen werde, weil ſein Genie viel zu viel Selbſtbewußtſein und Stärke hat; aber es iſt eben deshalb um ſo trauriger, daß er nicht ſeine Fehler und Mängel beſeitigen, ſondern immer mehr ſich freiwillig darin befeſtigen will. Lamartine's größtes Verdienſt beſteht darin, lebhaft die Einbildungskraft des Leſers zu beſchäftigen. Er hat nur einen Gedanken, den der unendlichkeit und Ewigkeit der Natur; nur ein Gefühl, das ihrer Schönheiten und Wunder, die er mit Lebhrnſchaft beſchreibt. Er iſt der Poet der Einſamkeit, und in den Stunden einer glücklichen Träumerei, unterm tiefen Laubdach am Fuße des Gebirges, oder an den Ufern des Oceans, nimmt man ihn gern zum

Korreſpondenz-Nachrichten.

Digitized by Google

Vertrauten der ungewissen Empfindungen, welche die Seele bewegen. In den Stunden des Kummers und der Verlassenheit vermag er zu trösten und den Geist zu den Hoffnungen der Zukunft zu erheben, und zwar durch das Gemälde des menschlichen Elends und der Schmerzen selbst. Er erhält das Herz mit den süssesten und mit den traurigsten Erinnerungen zugleich, unendlicher, unbeschreiblicher Zauber unsers Daseins. Das ist es, was den Verfasser der drei Episteln über alle zeitgenössischen Poeten erhebt. Er beschäftigt den Menschen mit den Geheimnissen seiner Existenz, und in diesem Jahrhundert, das anschwimmt dem Materialismus so sehr abgeneigt ist, dürfte das vielleicht noch die einzige Hülfsquelle der Dichtkunst sein, um uns mitten in unserer Thätigkeit und in unserm Vergnügen nach Verredlung des Menschengeschlechts angerechnet zu beschäftigen. Die erste Epistel ist an Victor Hugo gerichtet, die zweite an Amadeus Pastoret und die dritte an Kasimir Delavigne. Der Raum vergönnt uns nicht, in näherer Erörterungen über die Schönheiten, vorzüglich der ersteren, hier einzugehen; wir müssen es daher bei ihrer blossen Andeutung bewenden lassen.

London, September.

Die Regierung beschäftigt sich mit der Gründung einer Akademie zu Edinburg, in welcher eine gewisse Zahl aus der wählter Offiziere einen genauen Unterricht erhalten sollen, der sie in den Stand setzen wird, mit grösserm Vortheil in den verschiedenen Staaten zu dienen, wo England seine Interessen zu verbreiten hat. Mehrere Kommissäre sind ernannt worden, um den Plan dieser Anstalt zu entwerfen. Hindostanische und persische Lehrstelle sollen sogleich eröffnet werden, damit die Offiziere, welche nach Indien abgehen sollen, sie noch benutzen können. Die Eröffnung der andern Kurse wird mit Anfang des nächsten Monats statt finden. — Vom 10. d. M. an wird die Verordnung, welche das Parlament in seiner letzten Sitzung erlassen hat, um die Zirkulation der Journale und der Anzeigen aller der im ganzen britischen Reiche zu erleichtern, in Ausübung treten. Kraft dieser Verordnung bezahlt jede gestempelte Betanntmachung in Grossbritannien und Irland nur 1½ Penny Postgebühren, in welche englische Besitzung oder Kolonie sie auch gesendet werden mag. Die aus den Kolonien eingehenden Journale bezahlen dagegen drei Pence. — Die zweite Reise Clappertons nach dem Innern Afrika's war zu voreilig unternommen worden. Er hat sich erst jetzt zu Portsmouth mit dem Kapitän Pearce und den beiden Wundärzten der königlichen Marine, Wilson und Morrison, eingeschifft. Es scheint, daß von Benin die Reisenden sich nach Sakkatu, zum Sultan Bello, begeben werden. Clapperton wird sich von dort nach Timbuktu wenden, während Pearce nach dem Tschâdsee und von da nach Abyssinien vordringen wird. Der eben erwähnte Sultan Bello ist ein mächtiger Fürst, der seit einigen Jahren den ganzen Sudan erobert hat. Er hat Clapperton versprochen, ihm Führer und eine Eskorte mitzugeben, so wie Empfehlungen an mehrere andere Fürsten. Ein solcher Zug wird sich wandern mehr in Erstaunen setzen, der die frühern Berichte der englischen Reisenden zu lesen hat. Clapperton und sein unglücklicher Gefährte, der Doktor Dudney, fanden in diesem Zentral-Afrika, das wir noch in so tiefer Barbarei versenkt glauben, mehrere aufgeklärte Volkshäupter, denen es sehr darum zu thun war, Verbindungen mit Europa anzuknüpfen, und von denen sie zahlreiche Beweise der Güte und einer edlernden Gastfreundschaft erhalten haben. Von einer andern Seite wendet sich der Major Laing von Tripolis nach Timbuktu. Also nach dreien neuen Unternehmungen, durch welche die Browns, Caillaud's, Denham und Clapperton's vervollkommnet werden, wird das nördliche Afrika, durch fünf oder sechs wohlbestimmte Linien durchschnitten, auf eine solche Weise aufgedeckt sein, um nicht nur die Neugier, sondern auch die Wissenschaft zu befriedigen. Aber es handelt sich hier nur über den nördlichen Theil, denn welche grossen Lücken würde eine Karte von Afrika darbieten, die allein nur auf die Entdeckungen beschränkt wäre, auf die man sich mit einiger Sicherheit verlassen kann? Welche Leere in welchen den zwanzig oder fünfundzwanzig Hauptlinien, durch welche die Wege der Reisenden bezeichnet werden! Man konnte nach einer leicht auszufindenden Berechnung annehmen, daß ungefähr 25,000 Quadratstunden in Afrika von den berühmtesten Reisenden besuchet worden sind; aber Afrika enthält einen Raum von 1,600,000 Quadratstunden, so daß folglich höchstens nur der fünfzigste Theil dieses unbekannten Festlandes uns einigermassen bekannt ist, dahingegen alles übrige als gänzlich unbekannt, oder doch beinahe also, zu betrachten ist.

— Zum Andenken Washingtons soll ein prachtvolles Denkmal zu Philadelphia auf dem Platze, welcher den Namen dieses grossen Mannes trägt, errichtet werden. Der Grundstein dazu ist Anfangs Juli dieses Jahrs gelegt worden. Das Denkmal soll durchaus aus Marmor, nach dem Modell jenes Thrasybulus zu Athen, erbaut werden. Es wird 150 Fuß hoch sein und 67,000 Dollars kosten, die durch eine Subscription zusammengebracht worden sind.

— Der berühmteste der neuern persischen Dichter, Olah Pholane, ist zu Ispahan im sechshundertneunzigsten Jahre seines Alters gestorben. Er hinterläßt eine grosse Menge Handschriften über mathematische, ästronomische, politische und rein-literarische Gegenstände. Er lebte von einer bedeutenden Pension, die ihm der Kaiser zugelassen hatte.

— In Kurzem soll zu Rom eine griechische und italienische Uebersetzung der „moralischen Sentenzen des indischen Philosophen Sanalea“ erscheinen. Dies Werk beschäftigt ausserdem sich die Aufmerksamkeit aller Literaten, die sich mit der Literatur und Philosophie abgeben. Der Uebersetzer ist Nicolo Chiochiala von Zante, der schon durch mehrere wichtige Unternehmungen sich bekannt gemacht hat. Er hat das indische Original, das im Sanskrit-Dialekte geschrieben ist, der Bibliothek des Vatikan zum Geschenk gemacht. Derselbe wird auch noch ein anderes Werk, enthaltend eine Beschreibung der heiligen Stadt Benares und mehrere Zeitbestimmungen über die Gebräuche, die Gewohnheiten und die Gesetze seiner Einwohner, so wie eine geographische Karte von Indien, herausgeben.

— Eine Brücke aus Gas ist in China, die nahe bei Portdam über die Pawl führt, ist am 1 August eröffnet worden. Sie besteht aus neun weiten Bogen, die in Schiefern gegossen wer den sind. Die Brücke ist 600 Fuß lang und mit den Trottoirs zu beiden Seiten, 30 Fuß breit.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 43. Zweiter Jahrgang 1825. 26 Oktober.

Von der Emanzipation St. Domingo's, in ihren Beziehungen mit der innern und äussern Politik Frankreichs.

Von Salvandy.

Die Unabhängigkeitsanerkennung Haiti's ist nicht allein ein politischer Akt, es ist die Beseitigung aller Vorurtheile der weißen Race, und seit der Nacht des 4 August hat sich in Europa nichts zugetragen, wodurch mehr die Macht der Vernunft beurkundet wird. Die politischen Schriftsteller können über die Fragen disputiren, der Philosoph hat hier nur ungetheiltes Lob zu ertheilen. Die Regierungen sehen sich endlich genöthigt, den herrschenden Grundsätzen nachzugeben, und in demselben Jahre, wo in England die Handelsfreiheit als Basis eines größern Wohlstandes aufgestellt wird, sieht man in Frankreich auch die Freiheit der Neger und die Gleichheit dermenschlichen Racen proklamiren. Es ist also wahr, daß kein Bestreben zu Gunsten der Menschheit verloren geht, und daß sie früh oder spät obsiegen muß. Die Hand eines Königs hat diesen Grundsatz anerkannt, und dem jungen Jahrhundert liegt es nun ob, seine Folgerungen auszubilden.

Die Lage, der Reichthum von St. Domingo, sind aller Welt eben so wohl, als seine Geschichte, bekannt. Vor beinahe drei und einem halben Jahrhundert, am 6 Dezember 1492, berührte Christoph Columbus die Küste dieser großen und fruchtbaren Insel. Zwei bis drei Millionen Indianer lebten auf derselben in der vollkommensten Ruhe und Glückseligkeit. Sechs Jahre nachher waren von diesen Millionen menschlicher Geschöpfe kaum noch 20,000 übrig geblieben; alle übrigen hatten Krieg und Frieden, die unbarmherzigen Jagden und erschrecklichen Feste, die Kanonen und Scheiterhaufen, so wie die besonders zum Zerreissen der Menschen abgerichteten Hunde aufgerieben. Umsonst suchten einige würdige Geistliche, Las Casas und seine Freunde, die letzten Ueberreste dieses einst so glücklichen Volks zu retten; Alles mußte unterliegen, die Sklaverei gab auch den Letzten den Gnadenstoß. Einige spanische Familien siedelten sich an, und verweilten, beinahe ganz vom Mutterlande vergessen, fast ein Jahrhundert daselbst, als um das Jahr 1610 einige französische Abenteurer, sich auf einer benachbarten Insel niederliessen. Unerzmüdliche Räuber und grausame Piraten, hatten sie einen der Furchtbarsten und Wildesten aus ihrer Mitte zum Anführer erwählt. Sie warfen sich auf der Rückkehr von ihren blutigen Expeditionen in die Ebenen von St. Domingo, um dort das Wild zu erlegen und ihre Tafel zu versorgen.

Spanien mochte immerhin über die Verletzung der Rechte sich beschweren, welche die allgemeine Vertheilung der Eingebornen ihm gegeben hatte, die Seeräuber, oder Brüder der Küste, wie sie sich nannten, faßten immer festere Wurzeln. Um das Jahr 1665 hatten schon vierhundert von ihnen sich ausschließlich dem Ackerbau gewidmet, und Frankreich suchte nun Vortheil von diesen Kolonisten zu ziehen. Man schickte ihnen Weiber, die an den Meistbietenden verkauft oder auch nur nach Belieben auf zwei oder drei Jahre ver-

Digitized by Google

pachtet wurden. Aber das war nicht genügend, um Haiti wieder zu bevölkern und den Boden wieder fruchtbar zu machen. Als endlich, nach einem langen Widerstande, Ludwig XIII den Sklavenhandel erlaubt hatte, wurde eine große Menge von Negern, unter dem Vorwande, sie zu Christen zu machen, von Guinea nach St. Domingo hinüber verpflanzt, um dort die tupf rfarbene Race zu ersetzen. Bald begannen die Neger diese letztere zu rächen, und von 1679 an flossen Ströme Bluts. Ludwig XIV gewann durch seine glücklichen Kriege ein von Spanien anerkanntes Recht auf St. Domingo, und seitdem (1697) bis zur französischen Revolution verfloß ein Jahrhundert der Wunder für diese Kolonie. Im Jahre 1789 wurde das jährliche Erzeugnis von derselben auf 280 Millionen Franken angeschlagen. Vier- oder fünfhunderttausend Schwarze und 40,000 Kreolen bedeckten ihre Felder. Achttausend Niederlassungen befanden sich im blühendsten Zustande. Achthundert Schiffe durchschnitten den atlantischen Ozean, um die Erzeugnisse der Insel nach Frankreichs Häfen zu bringen. Kaum waren 24,000 Matrosen genügend zur Bemannung der Handelsflotten, die allein nach jenen Gegenden gingen, und wer kann berechnen, wie viele Hände mit dem Verkehr ihrer Reichthümer beschäftigt waren?

Plötzlich sollte diese Quelle des Reichthums versiegen. Wir mögen nicht untersuchen, ob alle jene Vortheile durch den entsetzlichen Traffic, der jährlich mehr als 100,000 menschliche Wesen ihrem heimischen Boden entriß, um bald die Hälfte davon auf der fremden Erde ins Grab zu stürzen, nicht theuer genug bezahlt waren; nicht, ob dieses Menschen-Opfer nicht auf dem Punkte war, erschöpft zu werden, und was würde alsdann aus St. Domingo geworden sein? Die Vorsicht behielt sich andere Wege vor. Frankreichs Schrei der Freiheit wurde von den Kolonisten und den farbigen Menschen beantwortet. Frankreich verlangte Freiheit gegen Versailles, die Kolonisten gegen Frankreich, und die farbigen Menschen gegen die Kolonisten. Der Kampf begann zuerst in den Kolonialversammlungen, und wurde sodann auf den Schlachtfeldern fortgesetzt. Die Neger schlugen sich ins Mittel. Sie hatten vernommen, wie ihre Herren die Rechte des Menschen gegen die konstituirende Versammlung geltend gemacht hatten; darum überfielen und ermordeten sie dieselben. Umsonst warfen sich die Kreolen England in die Arme, umsonst suchte die Republik die zerschmetterte Souverainität wieder herzustellen. Es fand sich jedesmal, daß die Schwarzen für sich die Mehrzahl und das Klima hatten. Es war ja nicht ihr Fehler, daß sie auf einmal 500,000 sich bei einander befanden. Sie triumphirten über Bonaparte, und der fürchterliche Dessalines rief während der feigen Ermordungen die Unabhängigkeit seiner Brüder aus. Sie gruben aus den Runnen der Kolonie, als eine letzte Beschimpfung gegen Europa, den alten indischen Namen Haiti, und auf dem Staube der geraubten Eingebornen schufen sich nach dreihundert Jahren die Neger ein neues Vaterland, neues Eigenthum, neue Gesetze. Alles das geschah im Jahre 1804.

Also seit einundzwanzig Jahren, von der Unabhängigkeitserklärung, oder seit sechsunddreißig Jahren, wenn man zu den ersten Unruhen hinaufsteigt, war St. Domingo für Frankreich verloren. Sein Boden hatte aber nicht aufgehört fruchtbar zu sein, und man bedurfte seiner Erzeugnisse nach wie vor. Alles mußte also unternommen werden, um seine Häfen der französischen Flagge wieder zu eröffnen.

Amerika's Entdeckung hatte eine Revolution gemacht, die Allianz Frankreichs und Haiti's mußte sie vollenden. Aber sie trug nichts in sich, wofür die Throne zu erschrecken nöthig hatten. Diese Revolution zeigt sich in den Fortschritten der Künste, in den Eroberungen des Genies, in der Entwicklung des Genusses der Zivilisation, wodurch die Macht befestigt, die öffentlichen Sitten verfeinert und das Leben der Völker verschönert wird.

Die Emanzipation St. Domingo's ist für beide Erdhälften ein gleich wichtiges und beachtungswerthes Ereignis. Ernsthafte Rücksprachen mögen dadurch veranlaßt werden; aber die Kombinationen der Parteien müssen der Macht der Wahrheit, der Gerechtigkeit, und vorzüglich der Nothwendigkeit den Platz räumen. Die Frage über diese Emanzipation knüpft sich an die höchsten Interessen der politischen Ordnung. Daher kommt es, daß sie so vielerlei verschiedenartige Meinungen verursacht hat. Diese Kolonie, deren Trennung vom Mutterlande unwiderruflich erklärt worden ist, erneuert alte Schmerzen und vernichtet mit einem Schlage alle niedergebeugten, aber immer noch lebendigen Hoffnungen. Diese Menschenrace, die, seitdem sie die Erde bewohnt, von der großen Familie der übrigen menschlichen Gesellschaften ausgestoßen worden ist, erhebt noch eine unabhängige Stirn mitten in den Antillen zwischen der weißen Race, die den alten Kontinent beherrscht, und der kupferfarbenen Race, welche den Ueberrest des neuen bedeckt, wie um mit Berachtung der einen und der andern Trotz zu bieten. Diese Nation durch Morde und Siege sich selbst befreiter Sklaven, diese Regierung aus ihrer Mitte, deren Zukunft die Sanktion des Königs von Frankreich verschafft hat, diese Demokratie von Negern und glücklichen Insurgenten, die, zwischen die Zonen der Republiken und der Monarchien, zwischen das junge Amerika und das alte Europa geworfen, ihr Geschick nicht anders sich begründen sehen kann, als wenn sie

Digitized by Google

in Beziehungen auf beide Welten lebt — eine ſolche Zuſammenſtellung von Reſultaten muß ſelbſt die kühnſten Geiſter in Erſtaunen ſetzen.

Die Bevölkerung hat ſich während den Zeiten der Stürme in Frankreich bedeutend vermehrt. Sie hat zu gleicher Zeit von allen Seiten neue Bedürfniſſe ſich angewöhnt. Dieſe Liebe der Behaglichkeit, dieſer Zuwachs von Menſchen ſetzte das Kaiſerthum nicht in Verlegenheit. Napoleon gab den Armeen zur Beſchäftigung den Krieg, den Ehrgeizigen zur Nahrung ſeine Siegeszeichen, den Geiſtern zur Zerſtreuung den Ruhm. Man hatte zwei Auswege, entweder auf dem Schlachtfelde zu ſterben, oder auf Koſten der Ueberwundenen zu leben.

Mit ſeinem Falle haben ſich für Frankreich dieſe fürchterlichen Auswege verſchloſſen. Aber Frankreich iſt mit ſeinen dreißig Millionen Menſchen, mit ſeiner Thätigkeitsgewohnheit, mit ſeinem Bedürfniſſe, vorwärts zu ſchreiten, immer daſſelbe Land geblieben. Die Reſtauration hatte das doppelte Joch des Kriegs und der Tirannei zerbrochen. Die Werkſtätten nahmen das auf, was aus den Feldlagern kam und in denſelben umgekommen wäre. Die aufſtrebende Bewegung dauerte immer fort; ſie hatte nur ihr Ziel verändert. Das Alles verdient ſchon näher berückſichtigt zu werden, um ſo mehr, da es leicht genug zu begreifen iſt.

Ein ernſter Umſtand geſellt ſich hiezu. Seit drei Jahren iſt der franzöſiſche Handel leidend; eben ſo der Ackerbau. Die induſtrielle Produktion hat ſich beträchtlich in Frankreich vermindert, während ihre Kraft in England ſich verdoppelt. Schon zählen die Manufakturſtädte ganze Banden müßiger Arbeiter, und das Sinken der Preiſe bedroht alle übrigen. — —

Das Wort Unabhängigkeit erſchreckt zwar. Man ſchreit laut: „Wie! der König von Frankreich hat die Unabhängigkeit rebelliſcher Neger anerkannt? Er hat eine neue Republik in die Reihe der ſouveränen Staaten geſtellt? Er hat auf eine kleinliche Art Englands Beiſpiel nachgeahmt? Er hat der Welt, er hat vorzüglich Amerika das Beiſpiel von Nachgiebigkeit gegen die Erfolge der Inſurrektion gegeben? Er hat es Jamaika, Martinique, Guadeloupe, Cuba, er hat es den Sklaven aller Kolonien als eine Prime der Souveränität, als ein Verſprechen gegen jeden, der ſeinen Herrn erſchlagen wird, dargeboten? Und das Alles für eine elende Summe Geldes!“.....

„Aber“, muß man antworten, „was ſollte man anders thun?“ — Krieg führen! — Ei, warum nicht gar. Ihr Großſprecher ſelbſt, ihr wolltet den Krieg nicht. Zwar thut man das nicht, was euch betrübt aber empört. Eine andere Macht hat es gethan, eine Macht, die den Staaten wie den Privatperſonen die Bedingungen der Dauer, Veränderung und Schwäche auferlegt; eine Macht, welche die Entdeckung Amerika's vergönnt, den Menſchenhandel von Guinea, die Verſetzung einiger Hunderttauſende von einem Ufer zum andern gebuldet, die ein Jahrhundert des Sicherheit, der Wonne, des Wohlſtandes für die Minderzahl, einen Tag des Erwachens für die Mehrzahl geſchaffen hat. Dieſe Macht iſt die Zeit. Sie hat für einen Jeden von uns mehr gethan, als die Emanzipation von St. Domingo, und doch müſſen wir das ganz ruhig und gelaſſen ertragen.

Die Gefängniſſe von New-York.

(Fortſetzung.)

Glücklich, wer mit beſcheidener Habe zufrieden,
Lebt im verborgenen Stand, den ihm die Sorgheit beſtimmt.

Verſchiedene Umſtände veranlaßten mich, einige Wochen nach den erwähnten Begebenheiten meine Wohnung von New-York nach Boſton zu verlegen. Nach einem neunjährigen Aufenthalt an letzterm Orte beſchloß ich endlich, nach Europa zurückzukehren; aber vorher wollte ich erſt die vereinigten Staaten beſuchen, die mir noch gänzlich unbekannt waren, und, inſofern es möglich wäre, bis zum ehemaligen franzöſiſchen Kanada vordringen.

Während dieſer Reiſe war es nun auch, daß ich unſern Gefangenen von New-York wiederfand. Wenn ich nicht meine Bemerkungen mit vieler Genauigkeit aufgezeichnet hätte, ſo würde mir nichts leichter werden, als meiner Erzählung ein romanhaftes Intereſſe zu gewähren. Ich würde meine Reiſe angetreten haben, ohne im Voraus zu verkündigen, was mir begegnen ſollte. Wir wären von Küſte zu Küſte gewandert, wir hätten die unendlichen Wälder durchſtreift und die großen Seen überſchifft, welche ſich weit in die weſtlichen Regionen des nördlichen Amerika's erſtrecken. Welch' ein ausgedehntes Feld für maleriſche Beſchreibung, die aller Kritik getrotzt haben würde, weil ihre Unrichtigkeit Niemand hätte bezeugen können. Eines Tages wären wir, bis auf den Tod ermüdet, an den Fuß irgend eines ſteilen Gebirges gelangt. Hier, in einer ſchauderhaften Höhle, zu welcher man nur mit unſäglicher Mühe, über einen alten Baumſtamm anklimmend, ſeitwärts einem Waldſtrome, der mit mächtigem Gebrauſe über große Granitblöcke herabſtürzt, gereichen mag: hier wären wir unſerm Helden begegnet. Wechſelſeitiges Erſtaunen, theatraliſche Erkennung, miſanthropiſche Szene, Alles hätte beigetragen, die Einbildungskraft aufzuregen und eine große Wirkung hervorzubringen. Ich habe freiwillig auf alle dieſe Vortheile, ſelbſt auf die Thautropfen des Beifalls und der Rührung in den ſchönen

Digitized by Google

Augen meiner Leserinnen verzichtet, nur, um der Wahrheit getreu zu bleiben. Alle Reisenden könnten mit vollkommener Ueberzeugung nicht immer dasselbe sagen.

Gewiß ist es also, daß ich mit dem Doktor Brown in ununterbrochenem Briefwechsel gestanden, und daß er mir nach dem Verlauf zweier Jahre gemeldet hatte: Heinrich Fitz-Allan habe so eben seine Begnadigung erhalten. Das gelbe Fieber war zu New-York ausgebrochen und hatte daselbst große Verheerungen angerichtet. Heinrich hatte sich auf eine Meierei zurückgezogen, die er nahe bei Skeensborough, Gemeinde am Ufer des Champlain-Sees, im Staate von New-York gelegen, gekauft. Der Doktor fügte hinzu: daß dieser junge Mensch sich mit Miß Hannah, der Tochter des Herrn Patterson, verheirathet habe, dessen Andenken mir immer sehr werth geblieben war.

Meinen Reiseweg auf einer großen Karte von Nord-Amerika aufsuchend, bemerkte ich, daß, um in die vereinigten Staaten wieder zurückzukehren, ich bequem zu S. Jean, einer englisch-französischen Stadt im untern Canada, am nördlichsten Ausgange des Champlain-Sees, mich einschiffen und im Hafen von Skeensborough anlanden könnte, von wo ich Albany und New-York leicht erreichen würde. Mit dem Namen Skeensborough trat mir die Erinnerung an Fitz-Allan und Hannah Patterson wieder in's Gedächtniß. Ich beschloß also, sie zu besuchen und ihre Bestellungen nach New-York zu nehmen. Nebstdem wurde mein Vorhaben auch von ein wenig Neugier geleitet.

Ich trat sogleich meine Reise an. Ohne mich über die verschiedenen Begegnungen auf derselben weiter auszudehnen zu wollen, ohne meinen Lesern den Fall des Niagara, oder einen Sonnenuntergang auf dem Ontario-See zu beschreiben, beeile ich mich, sogleich nach Skeensborough zu gelangen.

Meine erste Sorge war, mich nach der Meierei Heinrich Fitz-Allan's zu erkundigen. Ich erfuhr, daß sie in geringer Entfernung sich befinde, und unterrichtete mich von dem nächsten und am mindesten verirrlichen Wege dorthin. Doch wollte ich meinen Besuch bis auf den nächsten Tag verschieben. Am Frühmorgen, es war der zehnte des Herbstmonats, leuchtete ein herrliches Wetter von oben herab, und ich ging zur Meierei, die auf dem Abhang eines Hügels, ungefähr drei englische Meilen vom Champlain-See entfernt, gelegen war. Zwei dichte Gebüsche von Magnolien und Sassafras, die man mir bezeichnet hatte, dienten mir als Erkennungspunkte. Unten am Hügel dehnten sich weite Matten aus, von einem kleinen Flusse bewässert, der an einer Schneidemühle vorüber dem See zueilte. Nachdem ich den Bach auf einer hölzernen Brücke nahe an der Mühle überschritten hatte, bemerkte ich bald darauf das Hauptgebäude der Meierei. Ein leichtgewundener Weg, von Ahorn- und Tulpenbäumen überschattet, führte hinan. Oben, auf einer Fläche von ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Morgen im Umfange, angelangt, erblickte ich zwei sehr hübsche Kinder, welche in kleine Weidenkörbchen schwarze Beeren einsammelten, die hier zu Lande unter dem Namen Wortle-berry, eine Art von Vaccinium, bekannt sind, und welche die Amerikaner gar gern essen. Die Kinder schienen durch meine Ankunft keineswegs erschreckt, und entfernten sich nicht. Das Eine davon, ein Mädchen, betrachtete mich vielmehr sehr aufmerksam. Ich bewunderte die Frische ihrer Haut und ihr schönes Haar, das in dicken Locken über die schneeweißen Schultern hinabrollte. Ihr Bruder kam entschlossen auf mich zu und fragte mich: ob ich zur Meierei wolle? Auf meine bejahende Antwort sagte er: „So will ich's der Mutter anmelden!“ und er sprang davon, dem Hause zu. Ich näherte mich dem kleinen Mädchen, ergriff seine Hand und befragte es um seinen Namen. „Man nennt mich Harriet,“ erwiederte es; „ich will jetzt meinem Bruder folgen.“ — „So können wir zusammen gehen.“ Ich nahm es auf meinen Arm, ohne daß es im Mindesten sich sträubte, und schritt der Hausthür zu, wo ich durch eine junge Frau von seltener Schönheit empfangen wurde. Sie trug ein Kleid von weißer indianischer Leinwand, von einem blauen Gürtel umschlungen. Es war Hannah selbst. „Es thut mir leid,“ sagte sie, „daß Sie mit diesem kleinen Mädchen sich so viele Mühe gegeben. Treten Sie ein. Sie müssen ermüdet sein. Ich will Sie geschwind mit einigen Erfrischungen bedienen lassen.“

Nach den gebräuchlichen Höflichkeitsbezeugungen betrat ich einen sehr saubern Saal, mit Spiegeln, einem Fußteppich und Möbeln von Akajouholz geschmückt. Eine bejahrte Frau saß in einer Fensternische und beschäftigte sich mit einem Rädewerk. Neben ihr schlummerte ein Kind in einer hübschen Wiege. Alles in diesem Hause athmete Wohlstand, Frieden und Zufriedenheit. Es war mir unmöglich, diese Beobachtung nicht der jungen Frau mitzutheilen, die, mich betrachtend, die Züge eines fast verwehrten Andenkens wieder aufzufrischen suchte. „Diese Ruhe, diese Glückseligkeit,“ welche Ihre Aufmerksamkeit erregen, antwortete sie mir mit einem liebreichen Lächeln, „Alles verdanken wir meinem Manne, der von seinen Geschäften jetzt bald zu uns zurückkehren wird. Er ist es, der für unsere Zufriedenheit arbeitet, und dadurch selbst sich glücklich fühlt. Aber verzeihen Sie mir, wenn ich unbescheiden erscheine: es will mich bedünken, ich habe Sie schon früher gesehen.

Digitized by Google

Der Ausdruck Ihrer Stimme und die Züge Ihres Geſichts ſind mir nicht fremd."

„Sie täuſchen ſich nicht," entgegnete ich, „denn ich habe das Vergnügen gehabt, Sie und Ihren würdigen Vater, Herrn Patterſon, zu kennen. Ich hoffe, ihn auf meiner Durchreiſe zu New-York wiederzuſehen."

„Sie werden ihn leider auf dieſer Erde nicht mehr ſehen," erwiederte Hannah mit einem Seufzer, „mein Vater iſt bereits ſeit acht Jahren todt, und ich habe mich über dieſen Verluſt noch nicht zu tröſten vermocht. Ach, welch' ein Vergnügen würde es mir geweſen ſein, ſein Greiſenalter *) zu pflegen!"

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, ſo ſah ich Heinrich Fiz-Allan eintreten, und erkannte ihn ſogleich an dem Ausdruck ſeines Geſichts, der mir einſt ſo bemerkbar geſchienen hatte. Nur war ſeine Haut etwas bräunlicher geworden, wodurch ſein Anſtand aber einen nur noch männlichern Karakter erhielt.

„Lieber Heinrich," ſagte Frau Fiz-Allan, „du ſiehſt hier einen alten Freund unſers Vaters, der bei uns die Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen gekommen iſt."

„Das iſt eine Pflicht," erwiederte er, „bei deren Erfüllung wir nur Freude gewinnen werden." Darauf reichte er mir die Hand, die ich in der meinigen drückte.

Während dieſes Wortwechſels waren die Vorbereitungen des Mittagsmahls beendet, und wir gingen in's Speiſezimmer. Das Gedeck war von einer ausgezeichneten Sauberkeit. Ich fand den Roast-beef vortrefflich und den Erdre ſehr gut. Nächſtdem wurden auch einige Leckereien des Landes aufgetragen, unter andern ein Wortle-berry-pudding, den ich, gegen die Kinder gewendet, lobte. „Ja, meine Schweſter und ich," ſagte der Knabe, „wir haben die Beeren geleſen und unſere gute Großmutter hat den Pudding gemacht."

Auch ich hatte die gute Großmutter wieder erkannt. Es war dieſelbe arme Frau, die von dem Unglück ihres Sohnes bei ſeiner Verhaftung ſo tief erſchüttert ſchien.

Nachdem die Frauen und Kinder beim Nachtiſch ſich zurückgezogen hatten, und Fiz-Allan mit mir allein, einem Glaſe guten Portwein gegenüber, geblieben war, ſagte er, indem er mir noch einmal einſchenkte: „Ich glaube einige Zurückhaltung in Ihrer Rede bemerkt zu haben, während meine Frau und meine Mutter noch mit uns waren. Sie haben Herrn Patterſon genannt, folglich iſt es wahrſcheinlich, daß Sie einen Theil meiner Geſchichte wiſſen, aber das kann kein Grund Ihrer Verlegenheit ſein. Reden Sie frei vor Hannah, ſie hat eben ſo viel geſunden Verſtand, als Tugend und Güte. Ich bin jetzt nicht mehr der aufbrauſende und wüthende Menſch, der ich einſt war. Sie ſehen in mir nur einen guten Hausvater und einen fleißigen Arbeiter."

Ich ſuchte ſeine Erinnerung zu vergegenwärtigen, daß ich damals Zeuge der Szene geweſen, welche auf der Kanzlei des Gefangenhauſes zu New-York ſtatt gehabt, indem ich hinzufügte, daß ſein Mißgeſchick mir die innigſte Theilnahme eingeflößt habe.

„Ich bin vollkommen anders geworden," ſagte er mit einem Lächeln, „und ſo darf ich jenen Tag zu den glücklichſten meines Lebens zählen. Von ihm an beginnt der Zeitraum meiner Verbeſſerung und meines Glücks."

„Jene Begebenheit hatte Sie indeß doch ſtark ergriffen, und man ſchien nur wenig Hoffnung zu haben, Sie in einen ruhigern Zuſtand zu bringen."

„Das iſt ſehr wahr. Ich könnte Ihnen vielleicht die Urſache davon ſagen, aber das würde eine Geſchichte geben, die, ſehr zu erzählen, zu lang iſt. Ich möchte, daß Sie zuvor meinen Meierhof beſähen. Dieſen Abend will ich Ihnen beim Thee die wichtigſten Begebenheiten mittheilen, welche meiner Verhaftung vorangegangen ſind. Sie werden bemerken, welchen Gefahren ich entronnen, und wie vielen Dank ich dem Himmel für jene Gefangenſchaft ſchuldig bin, die ich damals als eine ſchreiende Ungerechtigkeit und ein unverbeſſerliches Uebel betrachtete."

Wir gingen mit einander aus, und ich bewunderte das Gemälde, welches meinen Blicken ſich darſtellte. Der Champlain-See dehnte ſich weit gegen Mitternacht aus, und ein milder Oſtwind ſtreifte leicht über die ſanftbewegten, klaren Gewäſſer dahin. Inſeln mit Sumac-, Ahorn-, ſchwarzen Weiden- und Silberpappelbäumen, den Zierden Virginiens, bedeckt, zogen die Blicke auf ſich und boten einen reichen Fernewechſel dar. Gegen Morgen zeigten ſich ländliche Gebäude hin und wieder im Gehölze zerſtreut, Heerden verſchiedener Gattung irrten in der Ebene, oder ſchienen an den ſteilern Halden der Hügel zu hängen, während auf der Abendſeite ungeheure Felsmaſſen in unregelmäßigen und fantaſtiſchen Geſtalten ſich zu einer bedeutenden Höhe erhoben und den Grundſtein des grünen Gebirges*) bilden, deſſen von Wolken umkrönte Gipfel den fernen Geſichtskreis begrenzen.

Nachdem wir lange dies prachtvolle Rundgemälde

*) Ich leſe in meinen Bemerkungen die Worte: „to nurse his old age." Die Kraft dieſes Ausdrucks iſt unübertragbar.

*) Das iſt die weſtliche Kette des Gebirges Apalache.

Digitized by Google

betrachtet hatten, besuchten wir die Pflanzungen und Felder, welche zur Meierei Fly-Allan's gehörten. Er hatte keine der neuern Verbesserungen des europäischen Ackerbaues vernachlässigt. Ich sah mit Vergnügen, daß er statt der im Lande gewöhnlichen Zäune, die aus langen Holzlatten bestehen, lebendige Hecken, mit Obstbäumen untermischt, angelegt hatte. Eben so mußte ich ihm auch Glück wünschen über die große Zahl seiner Bienenstöcke, die Schönheit seiner Kühe und Hämmel.

Nach unserer Zurückkunft wurde der Thee aufgetragen, und nachdem dies Mahl beendet war, sagte Fly-Allan zu seiner Frau: „Hannah, unser Gast will durchaus, daß ich ihm meine Geschichte erzähle."

„Wohlan, mein Freund!" erwiederte die junge Frau, „so mußt du seinem Wunsche entsprechen. Ich bin gewiß, daß mehr als bloße Neugier, daß eine wirkliche Theilnahme ihn veranlaßt hat."

„Sie täuschen sich nicht," setzte ich sogleich hinzu; „es soll mir zur Unterrichtung gereichen, denn ich möchte gar zu gern wissen, wie man es anfangen muß, um glücklich zu werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Sklaverei der Neger.

(Beschluß.)

Man kennt jetzt den wahren Zustand der Negersklaven. Ihre Beschützer in England haben ihn entschleiert. Man ist nun begierig, zu wissen, was sie für ihre Schützlinge gethan haben. Sie hatten auf der einen Seite die dabei Interessirten mit dem Feuer ihrer Leidenschaften und der Blindheit ihrer Vorurtheile zu bekämpfen, auf der andern hingegen Diejenigen, die zwar die Sklaverei für ein Uebel, aber für ein nothwendiges Uebel halten, und die ihre Gleichgültigkeit sich gern als Unparteilichkeit angerechnet sehen möchten. Die Einen und die Andern behaupteten mit größerer oder minderer Wärme, daß es ausserordentlich unklug sei, die Sklaverei abzuschaffen, oder selbst nur, sie zu erleichtern. Sie fügten hinzu, daß die Erhaltung der Kolonien, der Karakter der Neger, die Sicherheit der Weißen kein anderes Verfahren, als das gegenwärtige, ertragen könnten. Darauf hat man ihnen nun geantwortet:

Bevor das Parlament die Sentenz gegen die Sklaverei aussprach, detretirte es die allmälige Milderung derselben. Man hat einige Maasregeln angenommen, die der geheime Rath beauftragt worden ist, in den durchaus von der Krone abhängenden Kolonien in Ausführung zu bringen, und welche die Gouverneurs den Befehl erhalten haben, in den übrigen anzuregen, die eine Lokal-Repräsentation haben. Die vorzüglichsten dieser Maasregeln, die nach den Orten und Umständen modifizirt werden sollen, bestehen in der Unterdrückung der Peitschenhiebe in Hinsicht der Frauen, in Beschränkung des Rechts der Herren, ihre männlichen Sklaven zu schlagen, in Verbietung dessen, sich der Peitsche zu bedienen, um sie zur Arbeit anzutreiben, und in der regelmäßigen Zugestehung einer hinlänglichen Anzahl Tage, an denen die Schwarzen ihren eigenen Arbeiten obliegen können, so wie in der beschränkten und bedingungsweisen Annahme ihrer Beschwerden und Zeugnisse vor Gericht. Die Ankündigung und die ersten Versuche dieser Reformen haben eine allgemeine Gährung in den Antillen verursacht. Die ersten Reklamationen dagegen haben sich zu Trinidad erhoben, und sind bald auch auf Jamaika wiederholt worden. Ueberall hat man umsonst diese Frage angeregt, und überall hat man dieselbe Antwort erhalten: daß man nicht könne und nicht wolle; so daß sich die philanthropischen Gesellschaften in England genöthigt sähen, einen unmittelbaren Dazwischentritt des Parlaments zu begehren.*)

Zu gleicher Zeit vernachlässigten sie es nicht, die aufgestellten Entgegnungen zu unterscheiden. Sie unternahmen den Beweis, daß der Neger nicht von Natur aus dem Thiere beigezählt werden dürfe. Fox hat seit Langem der Ider Mirabeau's: „Man bemerke, daß die Kunst, die Vernunft zu unterdrücken, um sodann die Unvernunft zu beherrschen, ein für alle Regierungen sehr entehrendes Unternehmen ist" **), eine große Berühmtheit verschafft. Auf solche Weise aber betragen sich die Herren der Neger. Sie thun alles Mögliche, ihre Sklaven zu Thieren zu machen, um sie nachher als solche behandeln zu können. Es ist ausser allem Zweifel, daß ein Mensch, der durchaus keine Rechte, kein Gehalt, keine Hoffnung hat, nur durch Zwangsmittel zur Arbeit gebracht werden kann. Aber eröffnet man ihm die Aussicht auf eine Verbesserung seiner Lage, stellt man seiner Thätigkeit die Perspektive der Befreiung dar, so kann man seine Geißel bei Seite werfen, denn der Sklave wird zum Menschen, und als solcher arbeitet er dann auch, dahingegen er jetzt nicht arbeitet, sondern nur maschinenmäßig das thut, was ihm geboten wird.

Viele Thatsachen beweisen mehr als zur Genüge, daß die Neger dieser Vervollkommnung fähig sind. Man bemerkt eben nicht, daß die freien Neger in den Kolonien sich der Faulheit überlassen und im Elende

*) Second report of the committee of the society for the mitigation and gradual abolition of slavery etc., read at the general meeting etc., on the 30 day of april 1805.

**) Lettres à Chamfort.

Digitized by Google

bleiben. Sie arbeiten hingegen mit unermüdlichem Fleiße, gewinnen sehr oft ein anständiges Vermögen und werden manchmal selbst reich. Ein noch treffenderes Beispiel ist das der entflohenen Neger, die man gewöhnlich Marronen nennt, und die sich, ungeachtet ihres unsteten Lebens, doch eine ordentliche gesellschaftliche Verfassung gegeben haben. Eine in jeder Hinsicht glaubwürdige Mittheilung beweiset, wie schnell sich diese Organisation gemacht habe.*)

Anfangs Octobers 1824 drangen die Aufseher mehrerer Wohnungen, in Begleitung einiger Neger, auf deren Treue sie sich vollkommen verlassen konnten, in jenen innern und gebirgigen Theil Jamaika's vor, der zur Pfarrei Trelawny gehört, um dort auf einige Flüchtlinge aus ihren Niederlassungen Jagd zu machen; da sie jedoch die nothwendigen Vorsichtsmaasregeln versäumt hatten, so wurden Einige von ihnen getödtet, und die Andern, fast sämmtlich verwundet, mußten entfliehen. Diese Begebenheit bewog die Obrigkeit, die Miliz gegen die neue Negerbande auszusenden, und, was sonderbar genug war, dem Kapitän Smith von Accompong, einer Stadt der Marronen, einige seiner Leute abzuborgen, um als Führer zu dienen. Smith entsprach dem Verlangen der Obrigkeit, und am ersten November begaben sich bei 270 Mann in die Wälder, wo man, nach einem hartnäckigen und mörderischen Gefechte, sich der Wohnungen der Flüchtlinge bemächtigte, die mehr zerstreut als geschlagen worden waren. Man vertraute die Bewachung der Häuser, die eine Art von hübschgebauten Flecken, von sorgfältig bebauten Ländereien umgeben, bildeten, den Marronen an. Dieser Flecken, nach einem regelmäßigen Plane angelegt, war von seinen Bewohnern We no sen' you no come (wir schicken nicht, kommet nicht) genannt worden. Er stellt ein auffallendes Denkmal von der Umsicht und dem Verstande dieser Menschen dar, die man als Rebellen behandelt, weil sie in Ruhe und Frieden leben wollen, und die man gleich wilden Thieren verfolgt, um sich ihrer nachher als gezähmte Hausthiere zu bedienen. Es ist vorzüglich merkwürdig, daß man Marronen gebraucht, um die Entflohenen zu verfolgen, ein Umstand, der beweiset, daß die Zeit Alles legitimirt. Auf ähnliche Weise waren in Griechenland die Armatolikis gezwungen, die Klephten zu bekriegen, und dieselben Klephten und Armatolen vereinigt, sind gegenwärtig die Soldaten der Revolution.

Es gibt noch ein anderes Beispiel, das man nicht unbedingt anführen sollte, weil es fast noch zu voreilig scheint. Das ist das einer andern Gesellschaft von Flüchtlingen, die auch auf ihre Fahnen schreiben könnten: „wir gehen nicht, kommet nicht.“ Die wollen hier von Haiti, diesem außerordentlichen Exempel der schnellsten Fortschritte des bürgerlichen Zustandes, sprechen. — Um zu erklären, auf welche Weise die Niederlassungen sich immer mehr entvölkerten, geben die Kolonisten das Klima und das Temperament der Neger vor; aber sie bedenken nicht, daß die freie Bevölkerung von Haiti in zwanzig Jahren, das heißt, von 1805 bis 1825, sich von 400,000 auf 930,000 Seelen erhoben hat. Ist das nicht dieselbe Menschenrace, von der man behauptet, daß sie im ruhigen Zustande und in vollkommener Freiheit bald gänzlich untergehen und austerben werde?

Aber dies Beispiel selbst wird von der Kolonialpartei ihren Widersachern entgegengestellt. Die Befreiung von S. Domingo ist der Menschheit sehr theuer zu stehen gekommen, und Diejenigen, welche die Revolutionen veranlassen, schützen das immer bei denen vor, die ihnen gern zuvorkommen möchten. Beim geringsten Bestreben zur Erleichterung des Zustandes der Sklaven antwortet man ihnen durch die Erinnerung an die allgemeine Ermordung der Weißen und die Vernichtung ihrer Wohnungen. Das sind in der That mögliche Dinge, wenn die gegenwärtigen Uebel noch fortdauern und immer mehr um sich greifen. Eine allmälige und regelmäßige Befreiung ist das einzige Verwahrungsmittel gegen eine plötzliche und gewaltsame Selbstbefreiung. Es ist auf jeden Fall eine sonderbare Taktik bei Denjenigen, die am nächsten von einer möglichen Umgestaltung bedroht werden, die Andern, welche von derselben nur Vortheil gewinnen können, zu Thieren zu machen und sie zur Verzweiflung zu bringen. Das heißt, die Rache zwar ein wenig verspäten, aber sie eben deshalb auch um so fürchterlicher machen. Mit aller nur erdenklichen Mühe die Wildheit im Herzen seines geschworenen Feindes ausbrüten, und die Vergeltung in seinen Augen legitim machen, das ist das unsinnigste Verfahren, welches man sich nur denken kann.

Die, welche die gegenwärtige Einrichtung der Kolonien vertheidigen, sagen, wie die Jesuiten, von ihren Konstitutionen: Sint ut sunt, aut non sint. Um diese Alternative annehmbar zu machen, müßten sie wenigstens zweierlei beweisen können: 1) daß, so wie sie jetzt bestehen, die Kolonien nützlich sind; 2) daß der heutige Zustand das einzige Mittel ist, den öffentlichen und Privatnutzen zu sichern.

Der gegenwärtige Nutzen der westindischen Kolonien ist mehr als zweifelhaft. Sie versorgen in Wahrheit Großbritannien mit dem größten Theile des Zuckers, den es zu seiner Konsumation bedarf, und den es gegen andere Gegenstände vertauscht; aber zu

*) Account of a shooting excursion, etc.

Digitized by Google

welchem Preiſe? Eine Prime von mehr als ſechs Schelling für jeden Zentner wird dem raffinirten Zucker zugeſtanden, den ſie aufführen. Eine Abgabe von zehn Schelling für jeden Zentner auf den oſtindiſchen Zucker beſchützt den der Antillen. Es ergibt ſich daraus, daß dieſer Artikel zu einem viel höhern Preiſe verkauft wird, als er eigentlich werth iſt. Man berechnet, daß die Exportationsprime allein ſich auf den Monopolpreis der Geſammtmaſſe des Zuckers beläuft, den England kauft, folglich auf eine jährliche Summe von 1,200,000 Pfund Sterling. Das koſtet dem Mutterlande die gegenwärtige Einrichtung der weſtindiſchen Kolonien.

Vor Kurzem hat ſich zu London eine Geſellſchaft, unter dem Namen Free sugar society (freie Zuckergeſellſchaft, oder Geſellſchaft des freien Zuckers), gebildet. Der Herzog von Glocester befindet ſich als Präſident an ihrer Spitze, und ihr Ausſchuß beſteht aus den aufgeklärtesten und ausgezeichnetſten Männern der vereinigten Königreiche. Der doppelte Zweck dieſer „Geſellſchaft freier Arbeit unter den Wendekreiſen“ (wie man ſie eigentlich nennen ſollte) beſteht darin: 1. Handelsfreiheit der Zuckererzeugung durch Abſchaffung der Primen und Begünſtigungen zu erhalten, wie dies auf gleiche Weiſe mit der Baumwolle und dem Indigo ſtattgefunden hat; 2. dieſe Befreiung durch Unterſtützungen zu erleichtern und zu beſchleunigen, die man in Form von Primen der Erzeugung tropiſcher Gewächſe von freien Händen gewonnen, in Konkurrenz mit den Erzeugniſſen der Sklavenarbeit zugeſteht.

Der Erfolg dieſes Beſtrebens iſt um ſo wünſchenswerther, weil es ſcheint, daß nicht allein das Monopol der Sklavenpflanzungen den Zucker in einem ſehr hohen Preiſe erhält, ſondern auch, daß dieſe Urſache, in Uebereinſtimmung mit den Unvollkommenheiten der gebräuchlichen Kultur, England einer allen ſeinen Bedürfniſſen entſprechenden Zuckereinfuhr beraubt. Die neun Millionen Pfund Sterling Zucker, welche jährlich verbraucht werden, geben für jedes Individuum nur den Werth von ſiebenzehn bis achtzehn Pfund Zucker im Jahre. Aber das ſind nur die zwei Drittel von dem, was man in einigen Werkſtätten den Arbeitern zugeſteht, welche das Recht haben, täglich einmal Thee zu trinken. Die Nothwendigkeit, oder wenigſtens der Nutzen, den Zuckerbau noch mehr auszubreiten, iſt daraus ſchon erwieſen, und welches Mittel würde beſſer und zweckmäßiger darauf einzuwirken im Stande ſein, als die Handelsfreiheit, welche allmälig die Freiheit der Arbeiter ſelbſt nach ſich ziehen mußte.

Der öffentliche Nutzen der Kolonien, unter ihrer gegenwärtigen Form, iſt längſt beurtheilt worden. Es bleibt nun noch übrig, zu ſehen, welches der Nutzen iſt, den die Kolonien ſelbſt, oder vielmehr die Koloniſten, von dieſer Form gewinnen. Man könnte dieſe Saite eben ſo gut unberührt laſſen, denn ihre Klänge fallen ziemlich rauh und unharmoniſch aus. Es fehlt der Politik an Beweisgründen nicht, um darzuthun, daß die Kolonien nur im Intereſſe des Mutterlandes exiſtiren, und wenn die Koloniſten es wagen wollten, dagegen moraliſche Einwendungen zu machen, ſo würde man ihnen entgegnen, daß die legitimen Intereſſen allein in der Wagſchaale gewichtig ſein können, und daß das Eigenthum, welches man in einem Sklaven beſitzt, kein legitimes Intereſſe ſei. Wenn der Käufer ſtiehlt, wie dies von allen zivilisirten Nationen, die den Sklavenhandel beſtrafen, anerkannt wird, ſo iſt der Eigenthümer nichts mehr und nichts weniger als ein Hehler. Aber dieſe Strenge würde übertrieben ſein. Die Regierungen müſſen nicht allein erlangte Rechte reſpektiren, ſondern ſie ſind auch einige Rückſichten den Intereſſen ſchuldig, die den dabei Intereſſirten als wirkliche Rechte erſcheinen. Wenigſtens iſt es gewiß, daß die Koloniſten ſich für die rechtmäßigen Eigenthümer ihrer Güter halten, Vieh, Menſchen, Land, Alles mit inbegriffen, wie es ihnen durch Erbſchaft zugefallen iſt. Auſſerdem vereinigt ſich die Gerechtigkeit immer mit verjährten Intereſſen, und obgleich die Rechte der Neger noch viel älter ſind, ſo iſt man dennoch genöthigt, allen Ausgleichungsmaasregeln nicht das Anſehen von Repreſſalien zu geben.

Die engliſchen Philanthropen haben das ſehr wohl gefühlt, und ſie haben es eben deshalb unternommen, den Koloniſten näher über ſeinen eigenen Vortheil zu belehren. Sie geſtehen ihm zu, daß, ſo lange der auſſerordentlich hohe Preis ſeines vorzüglichſten Produktes fortbeſteht, er für die Koſten ſeiner unförmlichen und verſchwenderiſchen Ausbeutung hinlänglich entſchädigt werde, ſo daß ſein Kapital noch ziemlich hohe Intereſſen abwirft. Indeſſen ſcheint es doch, daß die Spekulation nicht ſo vortheilhaft ſei, weil die meiſten Pflanzer Schulden haben, und weil ihr Vermögen nie recht geſichert iſt. Ihr ganzer Gewinn beruht allein nur auf einem unnatürlichen und gezwungenen Zuſtand der Dinge, ſo daß ſie in ihren Unternehmungen nicht das Geringſte wagen können.

Nimmt man nun an, daß die Reform ſtatt findet, und daß ſie auf eine Widerrufung der fiskaliſchen Maasregeln ſich beſchränkt, durch die ſie begünſtigt werden, ſo zwingt der niedrige Preis ihrer Produkte ſie zu nothwendigen Verbeſſerungen in der Kultur und Verarbeitung derſelben. Sie erſchöpfen nicht mehr den Neger, weil ſeine Exiſtenz ihnen nothwendig wird. Sie verſuchen beſſere Verfahrungsarten und gebrauchen den Pflug. Sie verwenden ihre beſten Ländereien

Digitized by Google

zur Anpflanzung des Zuckerrohrs, weil die Fruchtbarkeit derſelben die Arbeiten erleichtert. Sie vermehren ihre Wieſen und ihren Viehſtand, und verwechſeln einen erzwungenen und ſehr ungewiſſen Zuſtand der Dinge gegen eine gewöhnliche, regelmäßige, legitime Lage derſelben. Thut das Parlament noch mehr und beſtimmt es das Ziel der Sklaverei, indem es die Milderung gebietet, ſo ſind die Reſultate dieſelben. Der Sklave wird mehr geſchont und gewöhnt ſich nach und nach an bezahlte Arbeit, ja ſelbſt an Pachtungen. Sein Herr, in die Kathegorie aller übrigen Eigenthümer geſtellt, tritt in die natürliche Ordnung der Geſellſchaft zurück, die man nicht ungeſtraft übertreten darf; den die Revolutionen ſind der blutige Preis, mit dem alle Unterdrücker ihre lange und ſchwere Tirannei bezahlen müſſen.

Endlich, wenn die Vorurtheile der Koloniſten mehr noch als ihre wirklichen Interreſſen ihnen eine ſolche Abneigung gegen alle Neuerungen beigebracht haben ſollen, daß dadurch die Ausführung der letztern unmöglich oder gefährlich gemacht werden ſollten, was bei den beſten Unternehmungen geſchehen kann, wenn ſie ohne volle Ueberzeugung begonnen werden, ſo deutet die Geſellſchaft zur Abſchaffung der Sklaverei ein Mittel an, das alle Schwierigkeiten beſeitigen würde, indem es die Koloniſten ganz auſſer dem Bereich der Angelegenheiten ſtellt. Das Mittel iſt ſonderbar und heftig; aber es iſt weder ungerecht noch unſinnig. Man höre: Ein Oekonomiſt, deſſen Meinung den Koloniſten ſehr günſtig iſt, ſchätzt ihr geſammtes jährliches Einkommen auf höchſtens 2,100 000 Pfund Sterling. Nimmt man nun an, daß dieſes jährliche Einkommen in ſechzehn Jahren den Werth des Eigenthums ausmache und ihn abzukaufen im Stande ſei, ſo würde das ganze Kapital ſich auf 33,600 000 Pfund Sterling belaufen. Dieſe Summe nun würde durch eine beſtändige Abzahlung von 1,176,000 Pf. Sterling ſehr leicht liquidirt werden, wobei ſich ergibt, daß dieſe obgenannte Summe noch lange nicht ſo bedeutend iſt, als diejenige, welche England jährlich an die Zuckerkolonien in Hinſicht des Monopols bezahlte, wobei die Koſten, welche die Unterhaltung des zur Aufſicht beſtimmten Militärs und der in Station befindlichen Schiffe noch nicht in Anregung gebracht worden ſind. Man ſieht aus dieſer Berechnung, daß eine einfache, den Koloniſten zuzuſtehende Entſchädigung genügend ſein würde, um eine der Menſchheit ſo unſerſt nützliche Revolution zu vollenden.

Zollfreie Gedanken.

Die Schönheit iſt ein Empfehlungsſchreiben, deſſen Kredit nicht von Dauer iſt.

Die Weiber, welche mit der Liebe ſpaßen, ſind wie die Kinder, die mit einem ſcharfen Meſſer ſpielen: ſie verletzen ſich immer.

Kein Weihrauch iſt einem Frauenzimmer unangenehmer, als der, welchen man auf einem andern Altare, als den ihrer Schönheit, opfert.

Die Liebe iſt nur ein Kapitel im Leben der Männer, da hingegen ſie das ganze Daſein eines Weibes umfaßt.

In der Geſellſchaft bezeugen ſich die Weiber manchmal gegenſeitige Liebkoſungen, aber es geſchieht nur aus Langweile oder um ſich zu täuſchen.

Die Ehre der Männer und die der Frauen ſind zwei ganz verſchiedene Pflanzen. Die erſte wächſt im hellen Lichte der Sonne und die andere blüht nur im Schatten.

Die Frauen vergeben leichter eine große Unachtſamkeit, als eine kleine Untreue.

Die Liebe iſt wie die Furcht; ſie macht alles glaublich.

Die Seufzer ſind das kleine Geſchütz der Koketterie.

Die Republik der Wiſſenſchaften iſt ein komiſches Land, worin Jedermann ſich auszeichnen will und worin alle Welt über einen und denſelben Leiſten geſchlagen iſt.

Man ſagt gewöhnlich: die Republik der Wiſſenſchaften und das Reich der Liebe. Heut zu Tage könnte man füglich umgekehrt: die Republik der Liebe und das Reich der Wiſſenſchaften, ſagen.

Faſt alle Menſchen, ſelbſt die beſten, bezahlen viel lieber die zu leiſtenden, als die geleiſteten Dienſte.

Nur die erkenntlichen Menſchen fürchten die Bande der Erkenntlichkeit; die Undankbaren bekümmern ſich wenig darum.

Die Eitelkeit macht die Menſchen verſchwiegener, als die Klugheit.

Die Kunſt, ſeine Zeit zu verlieren, iſt oft ein ſchereres Mittel, ſein Glück zu machen, als die, ſie gut anzuwenden.

Alle Leidenſchaften, alle Neigungen der Menſchen entſpringen aus vier Hauptquellen: dem Hunger, der Liebe, der Furcht und der Faulheit.

Neugriechiſche Sittengemälde.

Beſuch im Kloſter S. Eleuſis.

Zwiſchen Schiarenza und Gaſtuny beſuchten wir das S. Eleuſiskloſter. Seine Lage in einem tiefen Thalgrunde, von allen Seiten von hohen Bergen umſchloſſen, iſt ſehr einſam und maleriſch. Wie alle religiöſen Häuſer in ganz Morea, kann auch dieſes zur Vertheidigung des Landes dienen. Die Form der Gebäude iſt im Allgemeinen viereckig, und der große Eingang iſt die einzige Oeffnung, die ſich im ſtarken

Digitized by Google

Umschlusse des Ganzen befindet. Die schweren Thore wurden uns von zwei Mönchen mit langen Bärten, und fast noch längern Rosenkränzen an den Gürteln, geöffnet.

Das Innere von S. Sleuss bietet einen merkwürdigen Anblick dar. Der Reliquienkasten des heiligen Schutzpatrons des Klosters, der erste Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit fesselte, ist ein kleines Häuschen aus dem Mittelalter, das mit der großen Ausdehnung des Gebäudes, von welchem es umgeben wird, auf das Sonderbarste kontrastirt, indem die Architektur des Letztern viel gefälliger und einfacher ist. Unter einer Gruppe prächtiger Nuß- und Feigenbäume, in der Mitte des Hofes, erblickten wir mehrere Weiber, die mit der Bereitung der Abendmahlzeit beschäftigt waren, während eine große Schaf- und Ziegenheerde, unter der Obhut einiger Bauern, in den Winkeln zerstreut war, und eine angenehme Abwechslung der Szene hervorbrachten.

Nachdem wir ausgestiegen waren, führten die guten Mönche uns in die Zelle ihres Vorstehers, der eben abwesend war. Dort breiteten sie, uns zu Ehren, reiche Teppiche aus, und ersuchten uns, uns niederzulassen. Bald darauf erschienen sie wieder mit Kaffee und Pfeifen, und wir brachten die Zeit bis zum Abendessen damit zu, daß wir ihre Neugier befriedigten und tausend Fragen beantworteten, die sie an uns richteten, und die meistentheils alle ihr Vaterland betrafen. Sie wollten nämlich wissen, welches die Meinung Europa's über die griechische Revolution sei, was die christlichen Mächte zu derselben sagten, und mehr dergleichen.

Das Abendessen wurde um zehn Uhr in einem Nebengemache, das mit unsern Schlafzimmern in unmittelbarer Verbindung stand, aufgetragen. Es bestand aus den im Lande allgemein gebräuchlichen Gerichten, dem Pilaf, der aus Reis und wohlgewürztem Geflügel bereitet wird, aus gekochtem Schöpsenfleisch und dem Paramaisto, oder einem ganzen gebratenen Lamm, das mit allerlei Ingredienzien gewürzt wird, unter denen die Mandeln, Rosinen, der Reis und Knoblauch vorherrschend sind. Dieses Gericht wird von den wahren Leckern als das köstlichste betrachtet, welches je die Kochkunst zu erfinden im Stande gewesen ist.

Weil sich eben die Gelegenheit darbietet, so will ich auch noch eines seltsamen Gebrauchs erwähnen, den man fast bei allen Gastereien der Neugriechen bemerkt. Er besteht nämlich darin, daß sich die Gäste gegenseitig den ganz vom Fleisch entblößten Schädel des Thieres, welches sie eben speisen, zureichen, ihn aufmerksam durchforschen und nach den verschiedenen Zeichen an demselben auf den Ausgang des Feldzuges schließen. Ein anderer, nicht weniger befremdender Gebrauch ist der, den Wein mit Harz zu vermischen, wodurch der Geschmack ziemlich unangenehm wird. Wir tranken dem ungeachtet mehrmals auf die Triumphe des Kreuzes und zu Ehren seiner Anhänger und Vertheidiger, worin wir leider nicht Alle, die sich Christen nennen, einzubegreifen im Stande waren.

Die Pyria.

Die Pyria, oder der Fackelfischfang, ist in Griechenland sehr gebräuchlich, vorzüglich in den ungeheuern Lagunen, die sich vor Missolunghi ausdehnen. Mit Anbruch der Nacht sieht man dies Meer mit vielen hundert Booten sich bedecken, die ungefähr dreißig Fuß lang und nur sehr wenig über die Wasserfläche erhaben sind. In einer jeden dieser Schaluppen befindet sich, fast im Mittelpunkte, eine eiserne Stange, an welcher brennbare Materialien befestigt werden, die man alle, auf ein gegebenes Zeichen und wenn der Fischfang beginnen soll, zugleich anzündet. Die große Klarheit, welche dadurch verbreitet wird, zieht Tausende von Fischen an, die sich dicht an die Boote drängen. Nun werden diese mit großer Schnelligkeit vorwärts getrieben, und ein Fischer, der sich am Hintertheil befindet, schlägt mit einer langen Gabel in's Wasser und spießt jedesmal einen oder mehrere Fische an derselben auf.

Es würde schwierig sein, die sonderbare Wirkung zu beschreiben, welche alle diese hellerleuchteten Schiffe, die sich mit außerordentlicher Schnelle in allen Richtungen durchkreuzen, hervorbringen. Die Dunkelheit der Nacht trägt noch das Ihrige zu dem überraschenden Anblick dieser interessanten Szene bei. Kein Boot kehrt von diesem Fischfange zurück, ohne wenigstens vierzig Pfund Fische mitzubringen, deren Vortrefflichkeit den Preis derselben ziemlich bedeutend macht. Die Fischer von Missolunghi versorgen nicht allein ganz Epirus, sondern auch die sämmtlichen jonischen Inseln mit dem Ertrage ihres Fanges, der auf solche Weise eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes für sie ist.

Schweizerische Miszellen.

7.

Die sittliche Kraft der Lehrformen.

Der diesjährigen Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft (zu Luzern am 13 und 14 Herbstmonat) sind von dem um die Jugendbildung hochverdienten Pater Gregor Girard zwei Denkschriften vorgelesen worden, die mit einander in genauem Zusammenhange stehen, und deren eine die Aufschrift führt: „Uebersicht der verschiedenen Lehrformen beim Unterricht der Jugend in Schulen, und

Digitized by Google

Winke zu ihrer Würdigung in Bezug auf intellektuelle Bildung", die zweite dann „der moralische Werth des wohleingerichteten wechselseitigen Unterrichts." Beide sollen in den Verhandlungen der Gesellschaft abgedruckt werden; inzwischen aber mag der nachfolgende kurze Abriß als Vorläufer dienen und noch den umständlichern Entwickelungen um so begieriger machen.

Unter dem Worte Lehrform versteht Herr Girard das Organ, wodurch der Unterricht ertheilt wird, und die daraus hervorgehende Schuleinrichtung. Er nennt Magistralform diejenige, wo der Lehrer für sich allein jenes Organ bildet; wechselseitige Form, wo die Schüler selbst, unter Leitung und Aufsicht des Lehrers, das Organ sind, und gemischte Lehrform jene, bei der Lehrer und Schüler den Unterricht theilen.

Die Magistralform gestattet dem Lehrer nicht, den in Fähigkeit weit von einander abstehenden Schülern seinen Unterricht anzupassen; sie trägt aber ein noch größeres Gebrechen an sich. „Bekannt ist es, daß die meisten Schüler nur in so fern auf den Unterricht des Lehrers merken, als sie erwarten müssen, sie werden darüber befragt. Der jugendliche Leichtsinn, die jugendliche Geistesträgheit bringt es nämlich so mit. Nicht weniger ausgemacht ist es, daß die Schüler sich erst alsdann den Unterricht aneignen, wenn sie denselben durch die Wiederholung lebendig in ihrem Innern so zu sagen erzeugen, und dann mit ihren eigenen Worten ins äußere Leben bringen müssen. Geht es und etwa anders, uns Erwachsenen und Gebildeten? Wie steht es nun aber mit den Repetitionen bei der Magistralform? Es werden bloß einige Schüler aufgerufen, weil die Zeit es nicht erlaubt, mehrere zu befragen, viel weniger alle. Also fehlt wesentlich die so nöthige Reproduktion. Mit ihr fehlt auch die Aufmerksamkeit beim Vortrage des Lehrers, weil das Nichtbefragtwerden der wahrscheinlichste Fall ist, da, wo so wenig gefragt werden kann."

Die wechselseitige Lehrform ist Unterricht der Schüler durch Schüler im Stufengange; ihre Losung ist: Trennung und Graduirung. „Auf jede Abtheilung der Schüler kommt nur ein kleiner Abschnitt des Unterrichts, und dieser Abschnitt ist bald erlernt und eingeübt. Sodann rückt der Fleißige vorwärts auf der lebendigen Skala; die Langsamen aber und Zerstreuten bleiben auf der gleichen Stufe, bis sie den noch nicht aufgefaßten Unterricht auch inne haben. Von dem Fortgange allein hängt das Steigen ab, nicht von irgend einer Zeitperiode im Kalender, womit die Entwickelung des Knaben in seiner Schule nichts zu schaffen hat. So ist dann die Klassifikation der Zöglinge selbst beweglich..... Durch die neue Lehrform ist eine große Aufgabe gelöset worden, womit die Alten sich vielfältig abgaben. Die Einen stritten für den öffentlichen Unterricht, weil er aufmunternd ist und belebend für den Schüler, der in einer einsamen Arbeit keine rechte Lust haben kann. Die Andern gaben dem Privatunterrichte den Vorzug, weil dieser auf das individuelle Bedürfniß des Schülers berechnet wird. Wohlan, führt in eure Schule die wechselseitige Lehrform ein, so habt ihr beides vereinigt, die Anregung der Lebendigkeit des öffentlichen Unterrichts, und zugleich die individuelle Schicklichkeit des häuslichen. Auf der lebendigen Skala findet Jeder den ihm gehörigen Platz und Mitschuler, mit welchem er gleichen Schritt halten kann...., Noch ein anderer der wechselseitigen Lehrform eigenthümlicher Vorzug besteht darin, daß sie alle Schüler als Unterlehrer zu gebrauchen sucht, abwechselnd für dieses oder jenes Fach, und daß sie dieselben damit zum innigen Wissen, zur Gewandtheit des Geistes, zum Lehrtalente führt. Auf das letztere möchte ich ein besonderes Gewicht legen; denn wir brauchen Lehrer für alle unsere Anstalten, und die wechselseitige Form hat dies zum voraus, daß sie in dem Schüler zugleich einen künftigen Lehrer bildet. Doch dieses Verdienst habe ich viel zu enge gefaßt. Aus dem Schulknaben, aus der Schultochter werden mit der Zeit Väter und Mütter, und wie segensvoll ist es, daß auch das Lehrtalent in ihnen angesprochen und entwickelt werde. Sind sie nicht die ersten Lehrer, die Gott dem Kinde angewiesen hat?"

Wir übergehen, was die geistvolle Denkschrift theils über die Ausdehnung, welche der wechselseitigen Lehrform nicht allein für die sogenannten mechanischen Fächer des Unterrichts, sondern auch bei zweckmäßigen Vorkehrungen für den geistigen Unterricht mag gegeben werden, und hinwieder die Beweisführung vom hohen Alterthum der wechselseitigen Lehrform, so wie von der Jugend der nackten Magistralform; die Beweisführung gilt denjenigen, welche „das Alterthum mit ihrem Knabenalter anheben", und sie verweilt umständlicher bei dem Gebrauch und Mißbrauch, welchen die Schulen des Jesuitenordens vom wechselseitigen Unterrichte gemacht haben.

Der neuern gemischten Lehrformen, wo Lehrer und Schüler den Unterricht theilen, gibt es verschiedene, welche die Denkschrift mit Ausnahme ihrer Begründer aufzählt und würdigt. Die letzte derselben ist die in der Bürgerschule zu Freiburg vor ihrer jüngsten Umwandlung angewandte eklektische Methode. Sie benutzte den streng wechselseitigen Unterricht sehr weit, nämlich bis zum höhern Rechnen, und in der Sprachlehre bis zur angewandten Logik. Sie hatte passende Lehrmittel dazu, die, weil sie methodisch durchgeführt waren, ihre Wirkung thaten in der Hand

Digitized by Google

des geiſtig angeregten Unterlehrers. Hier alſo war der rein gegenſeitige Unterricht angebracht, weil er mehr Stufen zuläßt in einer Klaſſe, als der bloß wiederholende, der bei dreien ſtehen bleiben muß. Erſterer iſt viel lebendiger und raſcher; es wird mehr gearbeitet dabei, und folglich mehr gelernt. Anderſeits wurde die Magiſtralform benutzt, damit alle Schüler der Klaſſe unmittelbar in ſtete Berührung kämen mit dem Lehrer, das jugendliche Alter mit dem reifern, und die Kinder mit ihrem Vater. Dieſer beſorgte alſo perſönlich die Fächer und Uebungen, die einer höhern Leitung bedürfen, die ſich nicht füglich abſtufen laſſen, und wobei der jüngere, anderwärts weniger geübte Schüler neben den ältern und geübtern mit Vortheil arbeiten kann. Dahin gehörten die Aufſätze, Erzählungen nämlich, Geſpräche, Beſchreibungen und Briefe; dahin gehörten gleichfalls der religiöſe Unterricht in jeder Klaſſe, und gewiſſe Verſtandesübungen, wodurch alle Schüler geiſtig angeregt werden und geiſtig mitarbeiten konnten.

Die zweite Denkſchrift geht von den für die Verſtandesbildung aus der wechſelſeitigen Lehrform hervorgehenden Vortheilen zur Würdigung ihres moraliſchen Werthes über. Sie beginnt mit Beantwortung der in eben dieſer Hinſicht gemachten Anſchuldigungen und Vorwürfe, als ob durch dieſe Lehrform die einen Schüler ſtolz und anmaßend, andere eiferſüchtig und neidiſch werden ſollten. Wo dieſe Fehler angetroffen werden, erwiedert der ſeelenkundige Erzieher, da rührten ſie anderswo her, als vom Unterrichte, den die Schüler ihren Mitſchülern ertheilen. Von Hauſe her ſtammten dieſelben, und ſie wurden in die Schule eingebracht.

„Ueberhaupt erfüllen die jungen Lehrer ihre Pflicht mit rührender Beſcheidenheit, in der Mitte von mehrern oft nicht ganz anſpruchloſen Zöglingen. Oft ſaß ich, ſtille und ungeſehen, neben einer arbeitenden Gruppe, in der Abſicht, ins Innere des jungen Lehrers zu blicken, und da ward mir die lebendige Erinnerung an das Kind, das der liebevolle Erlöſer in die Mitte ſeiner Schüler hinſtellte, ihre Eitelkeit zu beſchämen. Unſere Fehler ſollen wir dem kindlichen Alter nicht anbichten, die Kinder ſind beſſer als wir. Darum die Worte: „Werdet wie dieſe Kleinen.“ — Sollten einige bei ihrem Eintritt in die Schule ſchon durch Stolz verdorben ſein, ſo wird ſich der Fehler gewißlich am beſten ausſprechen, wenn ſie als Unterlehrer aufgeſtellt werden. Iſt aber dies ein Nachtheil der neuen Lehrform? Ein Verdienſt iſt es; denn halb gebeilt iſt ein Uebel, das man kennt. Dem wachſamen Auge des Lehrers wird der junge Stolz nicht entgehen, gegen den er dann die gehörigen Mittel zu gebrauchen hat. Doch beſſer als er werden die kleinen Schüler einen Fehler rügen, der ſie beſremdet und beleidigt. Ein Wort von ihnen, ein Lächeln thut mehr Wirkung, als unſere Reden; und der Knabe, der durch den Tadel ſeiner Welt nicht in ſich eingeht und gebeſſert wird, ſoll der durch unſere Sittenſprüche geheilt werden können? Die Eiferſucht, die man in die Kreiſe des gegenſeitigen Unterrichts hineinzubringen beliebt, hat nicht mehr auf ſich, als die Anmaßung der jungen Lehrer. Die Kleinen ſind viel gerechter als wir. Sie ſchätzen, lieben und begehren einen Mitſchüler, der ſie brav lehrt; ſie vermiſſen ihn, wenn er fortzieht; und ſollte einer in ſeine Fußſtapfen treten wollen, ſo ſteht die Bahn offen vor ihm; denn die Unterlehrer wechſeln immerdar ab, und ſo kann jeder einen Dienſt verſehen, der überhaupt nicht beneidet wird, ſo lange als die friedliche Lehrform nicht kriegeriſch gemacht wird, durch Beimiſchung eines fremden Sauerteigs.“

Die hierauf folgende Entwickelung der moraliſchen Vorzüge der Lehrform ſtellt dieſelben vierfach dar. Zuerſt finden ſie ſich in dem Angenehmen und Reizenden ihrer Schuleinrichtungen für das kindliche Alter. „Alles ſtimmt hier zuſammen, die Schule recht angenehm zu machen. Die kleinen Abſchnitte des Unterrichts und die vielen Stufen, leicht erreichbar und genußvoll, wenn ſie erreicht werden; dann die Arbeit, die mit Schülern gemacht wird von ähnlicher Fähigkeit, deren der eine den andern immer weckt und hebt, ohne ihn niederzudrücken, endlich der Wechſel der Beſchäftigungen und das immerwährende Hervorbringen in Gemeinſchaft mit andern: ſoll das nicht reizend ſein für die Kleinen? Setzen wir noch bei, daß der Unterricht aus dem Munde eines Knaben eine eigenthümliche Anmuth beſitzt. — Und nun, was gewinnt die Erziehung bei dieſem Frohſinn und dieſem Eifer? Dieſes, daß die Jugend nun einmal lernt, ſich der Arbeit und der Pflicht gerne zu unterziehen. Segensvolle Angewöhnung für das Leben! Wie kann ſie das Ergebniß ſolcher Schulen werden, wo die Lehrform den Schwachheiten des zarten Alters, ſeinen Bedürfniſſen und Forderungen nicht angemeſſen iſt? Schon oft iſt geklagt worden, daß unſere Lehranſtalten Schulen des Müßigganges ſeien. Das iſt freilich eine harte Rede; aber wahr iſt es, daß die gewöhnliche ungefällige Lehrweiſe die Jugend nicht durchgängig ergreift, und ſie oft und viel müßig ſtehen läßt in ihrer Schule.“

Ihr zweiter Vorzug wird nachgewieſen in der Bildung zu demjenigen vernünftigen Gehorſam, welcher kein thieriſches Schmiegen unter den Arm des Stärkern, ſondern eine freiwillige Unterwerfung unter das Geſetz iſt. „In der gewöhnlichen Schule gebietet nur einer, der Lehrer. Dieſer Lehrer iſt ein Mann von

Digitized by Google

reifem Alter, beiahrt dann und wann, und ernſt mitten unter ſchwachen und flüchtigen Schülern, welche im gleichen Augenblicke zittern und lachen. Sie gehorchen dem Meiſter, aber weniger ihm, als der Uebermacht, und das Recht, welches die Schulen beherrſcht, iſt nur zu oft das Recht des Stärkern. Wahrlich, Achtung für das Geſetz kann aus einer ſolchen Leitung nicht hervorgehen. Laßt uns nun einen Verſuch machen. Wir wollen den Lehrer ein wenig abſondern von ſeinen Schülern. In der Schule wird ein Geſetz kund gethan, einfach, gerecht und gütig für Alle. Schüler müſſen ihre Mitſchüler einander darauf führen. Sie ſelbſt ſollen die Organe des Geſetzes werden in ſteter Abwechſelung. So werden wir einen kleinen Staat bilden, wo das Geſetz alles ſein wird, und die Uebermacht nichts, und daraus wird ein Geiſt der Ordnung und der Unterwürfigkeit hervorgehen, der freilich, wie alles Menſchliche, etwas wandelbar ſein wird, aber doch wirkſam und folgereich für die Zukunft. Nun, dieſer kleine Staat iſt eine Schule, wo der gegenſeitige Unterricht rein und weiſe eingeführt worden iſt.

„Doch der Knabe hat auch in ſeiner Schule zu lernen, wie man menſchlich befehlen ſoll; denn befehlen iſt Jedermanns Sache. Ich ſehe in überall Väter und Mütter, die älteſte und ehrwürdigſte Behörde auf Erden; überall ſehe ich Hausherren und Meiſter mit ihrer Dienerſchaft und Geſellen. Wie groß iſt doch dieſe Menge der Befehlenden! Neben ihr gibt es noch eine andere Art von Magiſtratur, eben ſo ausgebreitet und eingreifend, wenn gleich ihre Form nicht in die Augen fällt. Man gelangt dahin durch Geburt, Vermögen, Muth und Stärke, Talente und Gewandtheit, Tugend und Verdienſte. Kurz, wer irgend einen Vorzug beſitzt, wäre es auch nur in der Meinung ſeiner Umgebungen, der findet immer Untergebene, die auf ihn ſehen, ihn hören, ihn anrufen und ihm dienen. So geht es ja unter uns Erwachſenen. Iſt es etwa anders in der Kinderwelt? Die Kleinen bilden einen Staat im Staate. Von uns erhalten ſie, was ſie bedürfen; aber wir ſind nicht die Verführten ihres Lebens; denn wir ſind gar zu ernſthaft dazu, und wir haben immer zu viele Geſchäfte. Sie entfernen ſich alſo von uns; ſie treten zuſammen, ſchwatzen und ſpielen von uns weg nach Herzensluſt und in holder Freiheit. Doch dieſe Freiheit hat auch ihre Schranken. Wahr iſt es, daß ſie um unſer Hochthun noch nichts wiſſen, doch die Unterwürfigkeit ſchleicht ſich dennoch von ſelbſt in den jugendlichen Freiſtaat ein. Geſtalt, Kraft, Geſchicklichkeit, natürliche Beredſamkeit, ein entſcheidender Ton führen ganz leiſe eine Obrigkeit ein, und wir ſehen auch hier Befehl und Gehorſam. Wenn es alſo gewiß iſt, daß das Kind ſchon befehlt in ſeiner Welt, und künftig in der unſrigen auf irgend eine Weiſe befehlen werde, iſt es nicht unſere Pflicht, daß wir dieſe heranwachſende Obrigkeit erziehen, damit ſie jetzt und künftig menſchlich gebiete?“ Die gewöhnliche Schule gibt ſich damit nicht ab, wohl aber thut es die Schule des wechſelſeitigen Unterrichts. „Hier erſcheint der Zögling als Oberer, wenn er die Stelle eines Unterlehrers bekleidet. Gleich am erſten Tage erſcheint die wichtige Offenbarung. Man ſieht an ſeinem Benehmen, was er als Führer im Buſen nähret. Man ſieht in ihm Demuth oder Stolz, Geduld oder Zorn, Gerechtigkeit oder Parteilichkeit, Wohlwollen oder Selbſtſucht, und wie ſie alle heißen die Tugenden oder Laſter, welche die Gewalt ehrwürdig machen und beliebt, oder drückend und gehäſſig und ſchädlich. Hier alſo wird dem Lehrer, wenn er Sinn dazu hat, das Mittel in die Hand gegeben, ſeine Schüler alſeitig zu bilden, weil er ſie unter allen Verhältniſſen des Lebens durchſchauen kann und beſſern. Auch der Obere wird hier im Knaben ſeiner Zucht unterworfen, und an ihm iſt die Schuld, wenn nichts geleiſtet wird. Doch die Kleinen nehmen auch einen Theil dieſer Zucht auf ſich; ſie fühlen in ihren geſchäftigen Kreiſen die entartende Gewalt ihres jungen Lehrers, und ziehen ſich zurück, ſtatt ſich froh und liebend derſelben anzuſchmiegen. Wichtig iſt der Kleinen Meinung auf das Gemüth der Kleinen. Ihr Tadel iſt der ſtärkſte Zaum, um den Mißbrauch der Gewalt zu zügeln; wie ihre Liebe das wirkſamſte Mittel iſt, ihren guten Gebrauch zu erhalten und zu veredeln.“

Ueber den vierten Vorzug und nicht den geringſten endlich, welcher in der wechſelſeitigen Lehrform nachgewieſen wird, drückt ſich die Denkſchrift alſo aus: „Was thun denn die jungen Unterlehrer in ihrer Schule? Von oben haben ſie einige Talente erhalten, und ſie beſtreben ſich, dieſelben für ihre Mitſchüler nutzbar zu machen. Sie wurden von andern gelehrt, und das Erlernte behalten ſie nicht eigennützig für ſich: ſondern es gibt eine Hand zurück, was die andere empfangen hat. Nichts wird davon verkauft; umſonſt wird das gegeben, was umſonſt erhalten worden iſt. So wird dann bei dieſer Lehrform die chriſtliche Liebe wirklich eingeübt.“

„Der moraliſche Werth dieſer Lehrform (heißt es am Ende) ſtellt ſich alſo in jeder Beziehung dar. Sie verbreitet einen lieblichen Zauber über die Schulübungen, und bringt dadurch Arbeitſamkeit hervor, das war das Erſte; ſie befördert Achtung für das Geſetz und Liebe zur Ordnung, das war das Zweite; mit ihr lernt die Jugend ihre Vorzüge und ihre Gewalt menſchlich zu gebrauchen, das war das Dritte; endlich übt ſie die chriſtliche Liebe ein, das war das Letztere, was ich

Digitized by Google

ausgehoben habe. Diese Vorzüge sind in dem gegenseitigen Unterrichte so innig verbunden, daß sie nie ganz ausbleiben können. Sollen sie aber in ihrer Fülle erscheinen, so muß in der Schule ein Erzieher vorhanden sein mit hellem Geist und besonders mit einem fühlenden und edeln Herzen, der aus dieser Lehrform alles dasjenige herauszuziehen wisse und trachte, was darinnen liegt zur Veredelung der Jugend. Sie ist ein gutes Werkzeug, aber ein Werkzeug, das eine geschickte und willige Hand erfordert, wie jedes andere."

Mancherlei aus und über China.

Schrift und Buchdruckerei.

In China, wie bei andern Völkern, waren, wie man behauptet, die Knoten und Schlingen der Stricke die erste Schreibart, deren man sich bediente. Die Vorsteher bedienten sich derselben, um ihren Untergebenen ihre Befehle zukommen zu lassen, und man brachte es dadurch so weit, einige Ideen auszudrücken. Die ersten Schritte zu einem andern Schreibesystem wurden von Tsanghee gemacht, den man mit vier Augen vorstellt, und der ungefähr 2600 Jahre vor Christi Geburt gelebt haben soll. Bei der Betrachtung eines Sternbildes, der Adern einer Schildkrötenschaale und dem Abdruck eines Pferdehufs faßte er den Gedanken auf, diese Figuren nachzuahmen und Buchstaben zu bilden. Man schrieb zuerst auf dünnen Bambusbrettern, sodann bediente man sich der Leinwand und der Seide, bis endlich, im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, in China das Papier erfunden wurde. Statt einer einfachen Spitze hatte man sich schon drei Jahrhunderte früher der Pinsel bedient. Die Dintenfische kamen erst im sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt in Gebrauch, und man entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimniß, einen Abdruck von einem Stiche in Relief zu ziehen, was bald darauf die Stereotypen-Druckerei auf Holz bei den Chinesen veranlaßte.

Aeltere Literatur.

Die alte Literatur in China besteht aus den Schriften oder Sammlungen der moralistischen Philosophen, aus den Zeiten des Konfuzius (500 Jahre vor Christi Geburt). Diese Werke sind mit zahlreichen Noten, Kommentaren und Zusätzen zu dem ursprünglichen Text versehen, so wie mit Bestreitungen über seine Reinheit, über die Ordnung der Worte und der Phrasen, und über den Sinn der unverständlichen Stellen. Der Woo-king, oder die fünf heiligen Bücher, der Szeschoo, oder die vier Bücher, enthalten die Doktrine und die Gebote des Konfuzius und seiner Schüler. In Beziehung der Form sind die fünf Bücher den fünfen des Moses, und die vier Bücher den vier Evangelien ähnlich; denn es sind in ihnen gleichfalls die Worte eines Meisters von vier seiner Schüler aufgenommen worden. Aber außerdem ist die Verschiedenheit sehr groß. Mit Ausnahme einiger Stellen des Woo-ting ist der Ueberrest nichts, als ein rein menschliches Moralsystem. Es sind Regeln für das persönliche Betragen, oder für die Ordnung der Familie, oder für den Staat, aber allein nur vom Stolz des menschlichen Herzens, der Liebe des Ruhms, oder dem augenblicklichen Vortheil eingegeben. Die Sanktion eines ewigen und allmächtigen Gottes, der alle Vollkommenheit in sich vereinigt, der weise und gut, gerecht und barmherzig ist, die Furcht und die Hoffnung der Unsterblichkeit und die Vermittelung eines Erlösers, das Alles fehlt durchaus in den alten kanonischen Büchern des Konfuzius.

Geschichte.

Die Geschichte von China und seiner innern und äußern Kriege, vorzüglich mit den Hunnen und den Tartaren, ist in sehr vielen und sehr dicken Bänden beschrieben. Sie ist durchaus in einem sehr ernsten und fast trauigen Style geschrieben. Die Verfasser derselben haben es nicht allein bei der Erzählung der Thatsachen bewenden lassen, sie haben auch mancherlei Bemerkungen über Menschen und Begebenheiten hineingewebt. Oft sieht man, wie sie sich bestreben, die großen Revolutionen, welche die Geschichte darbietet, zu jenem System des Dualismus zurückzuführen, welches, nach ihnen, die moralische und physische Welt regiert. Die chinesischen Geschichtschreiber sehen den Zeitraum ihrer großen Ueberschwemmung (der Sündfluth) ungefähr 2200 Jahre vor unserer Zeitrechnung fest, und versetzen ihre antidiluvianischen Traditionen bis auf 3200 Jahre vor Christi Geburt, zu welcher Zeit ihr großer Aeltervater Fo-hi lebte, und wo der mächtige Neu-wo die Steine schmolz und den Himmel ausbesserte. Sie wissen nicht ganz genau anzugeben, ob Neu-wo ein Mann oder ein Weib war; denn, sagen sie, obgleich das Zeichen des weiblichen Geschlechts sich in seinem Namen befindet, die Schriftzüge aber neuerer Erfindung sind, so kann man über diesen Gegenstand nichts Genaueres bestimmen. Zu den Zeiten des Konfuzius waren die Blätter der Bücher in der That nur gewöhnliche Holztafeln, die mit gleichfalls sehr unförmlichen, mit rother Farbe gemalten, Symbolen bedeckt waren. Cho-Foo-tse und andere chinesische Geschichtschreiber haben nicht das geringste Vertrauen in diese Traditionen der ältesten Zeiten, und sie betrachten alle diese alten Legenden als unzweifelbar fabelhaft. Es ist möglich, daß einige Wahrheit darin enthalten sei, vorzüglich in

Digitized by Google

dem, was große Begebenheiten und berühmte Menschen anbelangt; aber man darf allen übrigen Umständen, mit denen diese Periode der chinesischen Geschichte ausgeschmückt ist, eben keinen besondern Glauben beimessen.

Französische Literatur.

Ypsilanti. Eine Ode.

Der Verfasser, welcher auf dem Titelblatte sich durch die Buchstaben M. L. R. bezeichnet, dürfte es ohne weiters wagen, seinen Namen bekannt werden zu lassen. Eine reine, feste Versifikation, starke, kräftige Gedanken und energisches Gefühl zeichnen dies Gedicht vor allen andern aus, welche über denselben Gegenstand — den Befreiungskampf des griechischen Volks aus den Sklavenketten seiner Unterdrücker — bis jetzt in französischer Sprache erschienen sind.

Wir wollen einige Stellen, wie wir sie aufs Ungefähr finden, davon ausheben, nach denen sodann der Leser das ganze Gedicht selbst beurtheilen möge.

Es ist Ypsilanti, der spricht:

Des voix par la crainte étouffées
N'osent chanter ces temps heureux,
Mais se tairont-ils les trophées
Qui semblent s'élever pour eux?
Se tairont-elles les images
De ces guerriers et de ces sages,
Honneur de nos anciens parvis?
Paraissez, ombres désolées,
Sortez de vos froids mausolées,
Vos descendants sont asservis!

Stimmen, von der bleichen Furcht erstickt,
Wagen nicht, glückselge Zeit zu singen.
Aber schweigen sie auch, die Trophäen,
Die mit neuem Glanze sich erheben?
Schweigen sie auch, alle die Gestalten
Jener Kriegerschaar und jener Weisen,
Unsers alten Vaterlandes Ehre?
Auf! erscheinet, ihr trostlosen Schatten!
Steigt empor aus euern kalten Gräbern,
Eure Kinder sind in Sklaverei!
Welcher Ausdruck und welche Kunst! Wir führen noch eine Strophe über die griechische Heldin Bobelina an:

Admire la noble héroïne,
Que guide un généreux courroux,
Sur l'autel jonchée la ruine
Des assassins de son époux.
Deux fils, modèles de son courage,
Sous le fer qu'aiguise leur rage,
Subissent un cruel trépas.
Mais loin que sa douleur éclate,
Cette nouvelle Spartiate
Les venge et ne les pleure pas.

Bewunderung dem edeln Heldenweib!
Die eines edeln Zornes Glut erfüllt,
Die am Altar der feigen Mörderbrut
Des theuern Gatten Untergang gelobt.
Zwei Söhne, Muster ihres kühnen Muths,
Unter dem Stahl, den ihre Wuth geschliffen,
Gefallen sind sie, als ein rächend Opfer.
Doch diese neue Spartianerin,
Verhüllend ihren Schmerz in tiefster Brust,
Weiht ihnen Rache nur und Thränen nicht.

Dieselbe Einfachheit, dieselbe Stärke in der Wendung der Verse. Wir vermögen nicht der Versuchung zu widerstehen, noch eine Strophe anzuführen:

Vois l'élan de cette vaillance,
Qui semble enchaîner le destin.
Vois sur les dômes de Byzance
Lutter la croix de Constantin.
Les murs, qu'ont bâtis tes ancêtres,
Pour recevoir leurs anciens maîtres
Semblent s'ouvrir avec orgueil,
Et sur le sol qui les renie,
Les tyrans et la tyrannie
Croulent dans le même cercueil.

Sieh die Begeisterung dieser Tapferkeit,
Die selbst das Schicksal zu besiegen scheint.
Sieh auf den hohen Domen von Byzanz
Strahlen mit neuem Glanz Konstantins Kreuz.
Ja diese Mauern, die dein Ahn erbau't,
Um ihre alten Herren zu empfahn,
Scheinen mit Stolz sich ihnen aufzuthun;
Und die Tyrannei und die Tyrannei
Auf diesem Boden, der sie nie erkannt,
Stürzen vereinet in dasselbe Grab.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Brüssel, 8 Septembre.

Ich habe Ihnen in einem meiner frühern Briefe gesagt, daß wir in den Werken der Literatur keine politischen Anspielungen aufsuchen; aber ich glaube beinahe, daß wir jetzt auch allmälig von dieser Krankheit befallen werden. Vorzüglich aus den Fabeln schmieden wir die Geschichte zusammen. Wir verfassen und kommentiren sie selbst im historisch-allegorischen Sinne. Der gute Lafontaine erscheint uns eben jetzt als ein großer Prophet. Einer unserer Kommentatoren erblickte letzthin die Entschädigung in der Fabel: „der Kater, das Wiesel und das kleine Kaninchen". Jeannot Kaninchen, der sein Loch verläßt, um Aurore den Hof zu machen, schien ihm ein Auswanderer. Das Wiesel, welches sich seines Palastes bemächtigt, bedeutet die Nation. Was den dick umwolnten, wohlgenährten fetten Kater anbelangt, der den Scheinheiligen macht, und sich

Digitized by Google

dazu fehlt, damit man ihm näher komme, so erräth man leichter, wer darunter verstanden sein mag. — Auf solche Weise erklärt unser Kommentator alle übrigen Fabeln Lafontaine's. Ich öffne das Buch von ungefähr, und sehe die Ueberschrift: „der Fuchs und der Bock.“ Was ist der gefährliche Brunnen? Die Börse. Und der Eimer, der auf- und abwärts geht? Die beständige Hausse et Baisse. Und

De l'autre au front d'argent l'orbiculaire image *)?

Die fünf Prozent. — Und der aufgestoßene Ausdruck? Die fünf minus zwei. — Und der Bock, der zur Niederfahrt einladet? Der Sündenbock von Israel, nichts mehr und nichts weniger. — So, so! Und der Fuchs? — Haha! der Fuchs ... ja, ja, das ist der Fuchs. — Und dabei reibt sich unser Kommentator mit einem sardonischen Lächeln die Hände, gleich als hätte er die allerschönste Entdeckung von der Welt gemacht. Diese Kommentatoren erinnern mich unwillkührlich an einen französischen Gelehrten und Professor der lateinischen Poesie an der kaiserlichen Universität, welcher alles Ernstes behauptete, daß der Dara quercus audahunt roscida mellis eine Steckrübe bedeute, welche bei der Geburt des Königs von Rom Zucker ausgeschwitzt habe. Unserer Schriftsteller stehen nicht viel hinter den feantösischen Kommentatoren zurück; aber sie sind etwas weniger anmaßlich. Sie kennen die Fabeln des Barons von Staffart, darum hatte ich es nicht der Mühe werth, Sie noch mit meinen Gedanken darüber zu behelligen. Aber ich fühle mich zu Versuchung gelegt, Ihnen einige handschriftliche Fabeln mitzutheilen, die man, sein genug, einem Landmanne aus dem Ardennenwalde zuschreibt; und die mir originell und versemt genug scheinen. Ich weiß nicht, ob er oder ein Andrer der Verfasser derselben ist; aber so viel ist gewiß, daß man, mit einer leichten Abänderung, den Vers bei Martial:

Sunt *mala*, sunt quaedam *mediocria*, sunt *bona* plura,

auf seine Sammlung anwendbar machen kann. Darüber mit Nächstem mehr.

Theater.

Auf dem Odeontheatre zu Paris ist eine neue Komödie, betitelt: „die Judithreim, oder die drei Vettern“, von Ranci, gegeben worden. Ich weiß nicht, ob der Verfasser ein Weltmann ist; aber wenn man die Personen seines Stücks betrachtet, so möchte man ihn gern für irgend einen Troposten halten, der der Disziplin jenes guten Abbé de Rancé entronnen ist, dessen Ramm er trägt. Man muß in der That ein Sonderling sein, um solchen Träumereien sich überlassen zu können. Was mich anbetrifft, der ich doch schon ein wenig in der engen Welt gelebt habe, ich muß gestehen, daß mir nie ein sechszehnjähriges verliebtes Mädchen vorgekommen ist, das nicht wußte, welchen von ihren drei Freiern sie wählen sollte. Eben so wenig habe ich je eine heirathende Mutter gesehen, die mit ihrem sentimentalen Gemahl ein Herz und eine Seele war, und die mit seiner Zustimmung ihre Tochter auf den Konkurs setzt, was in der That ein ganz neues „Heirathssystem“ genannt werden kann. Die drei Vettern sind nicht so originell. Karl ist ein Diplomatenlehrling, ein dummdreister Pedant und Antichambre-Politikus, wie man sie viele sieht. Die zweite Vetter ist ein Kollegienheld, ein halbgelehrter Universitätsbürger, der ein wenig tanzen gelernt hat; übrigens eine gute Seele, die sich nicht genug selbst loben kann, und es nicht anhören mag, wenn Andere ihn loben. Endlich der dritte, der Liebe Adolf, der nur seufzen und — seufzen kann, wird der auserwählte Herzensschau. Man muß gestehen u. s. w....

Ein neues Trauerspiel, „Sigismund von Burgund“, von Bienner, ist zum erstenmale auf dem ersten französischen Theater zu Paris aufgeführt worden. Sigismund, berühmt die alten Kronisten, wurde von Klovis Söhnen, von ihrer Mutter Klotilde angereizt, geschlagen und entthront, wonach er, mit seiner Frau und seinen zwei Kindern, Klodomirs Gefangener wurde. Als nun bald darauf ein neuer Krieg zwischen den Franken und Burgundiern ausbrach, bietet Klodomir Gelegenheit für gerathen, sich seines Feindes zu entledigen, weshalb er ihn und seine Familie in einen Brunnen stürzen ließ. — Man muß gestehen, daß ein solcher Gegenstand eben seiner großen tragischen Entwickelung fähig war; aber einer an Erinnerungen reiche Einbildungskraft verdient Alles auszuschmücken. Klodomir muß sich in seine Gefangene verlieben, wie Hektors Witwe dem Pyrrhus den Kopf verdreht. Von ihrem Gatten getrennt, wird Sidonia für eine Wittwe gehalten, und von Klotildens Rache verfolgt, die in der dorotten Rolle einer Hermione und Kleopatra erscheint, befindet sie sich zu den Füßen der Mutter und des Sohnes, umsonst den Schutz der Einen erflehend und die Liebe des Andern zurückstoßend; aber immer für das Leben ihrer Kinder zitternd. Bald darauf erscheint der unglückliche Sigismund, wie Orest dermaßen; aber nicht um sich zu rächen, sondern sich, wie Zamti (in der chinesischen Waise), dem Tode zu weihen, seine Gattin zu retten und seinen Kindern den Thron zu erhalten. Er stirbt, und nach ihm seine beiden Kinder und endlich auch Sidonia. Zwischen Klodomir und seine Opfer tritt ein tugendhafter Minister, der Burebus auf ein Haar gleicht, und der am Ende mir den nothwendigen Verwünschungen und Prophezeihungen beauftragt ist.

— Frankreichs Bevölkerung ist folgendermaßen vertheilt: Paris 720,000 Seelen. In den übrigen Städten 7,740,000. Auf dem Lande 22 Millionen. Diese bewohnen, auf dem Lande, 4,400,000 Häuser. In den Städten 1 Million und in Paris 30,000. Das Einkommen von denselben beträgt 495 Millionen, als: 75 Millionen in Paris, 300 Millionen in den Städten und 120 Millionen auf dem Lande.

— Während die Bevölkerung von Bologna, die 1819 aus 65,287 Seelen und 1824 nur 64,985 bestand, jährlich abnimmt, wächst die von Triest dagegen bedeutend. Als im Jahr 1717 diese Stadt zum Freihafen erklärt wurde, zählte man 5600 Einwohner daselbst; 1502 hatte sie deren 27,559; 1808, 33,060; 1817, 42,315; und 1821, 45,323. Darunter befanden sich 2400 Juden, 4366 Griechen und 1022 Protestanten. Es gibt nur 69 Geistliche und 85 Aerzte in der Stadt.

*) Vom silberstirnenen Gestirn das rundgeschweifte Bildnis.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 44. **Zweiter Jahrgang 1825.** 2 November.

Christianismus und Zivilisation.

Von Felix Bodin.

. . . . *Licet hic concidere: non est Cantandum, res vera agitur.**)

JUVENAL, Sat. IV.

Das Wort „Zivilisation" ist, so zu sagen, die Losung unsers Jahrhunderts geworden. Es drückt zugleich die allgemeine Bewegung der Geister gegen alle Zweige der geselligen und industriellen Vervollkommnung, die freie und gänzliche Entwickelung der Eigenschaften des Menschen, in Beziehung auf die Erhaltung und Verbesserung seines Zustandes auf Erden, und die Resultate dieser geistigen Thätigkeit und dieses plötzlichen Vorwärtsschreitens der Individuen und der Gesellschaften, aus. Die Zivilisation begreift in sich Alles, was den verschiedenen Sphären des physischen, religiösen und moralischen, des industriellen und intellektuellen, des geselligen und politischen Daseins der Menschen und der Nationen angehört.

Der philosophische Beobachter, der Geschichtschreiber, der Staatsmann, müssen Thatsachen, welche den Gang und die Fortschritte der zivilisirten Welt karakterisiren, nachforschen und sie erkennen und verkündigen. Solche Arbeiten selbst tragen dazu bei, diese Fortschritte nur noch schneller zu machen; denn indem man von einem Volke zum andern die Mittheilung und die Kenntniß der Fortschritte eines jeden von ihnen überträgt, erregt man unter ihnen einen heilsamen Wetteifer und eine Gemeinschaft des Bestrebens, das gegen ein und dasselbe beglückende Ziel gerichtet ist.

Der Mensch, von Natur zur Geselligkeit geschaffen, erscheint niemals allein. Man erblickt ihn zuerst in Familie, sodann in Horde und endlich in Nation. Im Anfang Jäger oder Räuber, werden die Menschen bald Hirten und Nomaden. Später bleiben sie an einer Stelle und bebauen die Erde. Endlich betreiben sie Handel und Industrie innerhalb den Mauern der Städte. Ihr erster Zustand ist der der Gewalt, und ihre Kriege sind auf Leben und Tod. Statt ihre Gefangenen zu tödten, sind sie nachher darauf bedacht, sie zu Sklaven zu machen und sich ihrer zum Ackerbau zu bedienen. Nach der Sklaverei folgt die feodale Knechtschaft, wodurch die Lage der Besiegten noch mehr gemildert wird. Die bürgerliche Freiheit, die allmälig diese Unterwerfung verdrängt, hat lange Zeit nachher, aber unausbleiblich, die politische Freiheit in ihrem Gefolge. Auf solche Weise entstehen fünf durchaus verschiedene Perioden der Gesellschaft in Europa, fünf Grade der sichtbaren Vervollkommnung.

Der Fetischismus ist die erste Handlung, durch welche der Mensch beurkundet, daß er einst einen Glauben haben werde. Die Dogmatik folgt der Anbetung der rohen Materie. Der Glaube, nach der Untersuchung, beseitigt die Dogmatik und verbindet sich mit der Meinungsfreiheit. Daher die Vervollkommlichkeit der Vernunft.

Der Mensch, nach und nach Jäger, Hirt, Landbebauer, Handelsmann, gelangt endlich zur Kultur

*) Verweilen wir hier: es ist keine Dichtung mehr, es handelt über ernste Wahrheit sich.

der verwickeltsten Künste, der abstraktesten Wissenschaften, der Entwerfung der Theorien. Die Wissenschaften, zuerst vereinigt, unterschieden sich. Die Arbeit zertheilt sich. Einfache Instrumente ersonnen die Hand des Menschen. Die Instrumente werden von den Maschinen verdrängt. Daher industrielle Vervollkommlichkeit.

Die Fortschritte der Gesellschaft sind das Resultat:

1. der Verbreitung der gefelligen Kräfte; was in demselben Maaße geschieht, als die beherrschenden Klassen deren Bedürfnisse sich vermehren, der Gleichheit verzönnen, Raum zu gewinnen;

2. der Verbreitung der intellektuellen Kraft. Schwach unter dem Zepter der Idolatrie, nimmt sie ein wenig unter der Regierung der Mysterien, unter dem Schube der Einweihungen, zu, woraus die Schulen der Philosophie hervorgehen. Im Mittelalter sind die Mönche die Alleinunterrichteten in Europa. Die Buchdruckerei, die religiöse Reform, die politischen Revolutionen haben die Vervollkommnung des Unterrichts zur Folge;

3. der Verbreitung der industriellen Kraft, oder des Reichthums. Der wilde Zustand ist elend und gewaltsam. Das Eigenthum begründet sich im patriarchalischen Zustande. Den Sklaven folgen die Leibeigenen, dem persönlichen Dienste die Steuern, dem Tauschhandel die Münze und die Wechselbriefe. Die Arbeit ist frei und der Handel versichert.

Um den Polytheismus wohl zu begreifen, muß man ihn dem Patriotismus nähern. Bei den Alten, wie bei allen heidnischen Volkern (im ausgedehntesten Sinne des Worts), waren die Religionen eine Lokalitätssache. Jede Stadt hatte ihre Götter*), und die Götter der benachbarten Städte wurden als feindlich betrachtet. Diese Götter waren es, die stritten, wenn zwei Städte im Kriege mit einander begriffen waren, wie im Mittelalter die Reliquien der Heiligen streiten mußten. Die Götter vertheidigten das Vaterland, und waren eigentlich nur Eins mit ihm. Der Gedanke, alle überwundenen Götter, wie mit einem gewissen Bürgerrechte, in das Pantheon des obsiegenden Volks aufzunehmen, war nicht allein eine sehr geschickte politische Maasregel, es war auch der umfassende Sinn der Zivilisation jener Zeit. Der Karakter der Zivilisation ist, in gewisser Hinsicht, Gleichförmigkeit und Nachahmung. Der Karakter des Patriotismus hingegen ist die Verschiedenheit und Antipathie gegen alles Fremde. Rom konnte nur nach Beseitigung seines grellen Patriotismus die Welt beherrschen und zivilisiren, und, statt die Götter in ihren Lokalitäten anzugreifen, wurden sie von ihr centralisirt.

Über das römische Pantheon konnte die Götter nur verspotten und den Patriotismus täuschen. Es war dem Christianismus vorbehalten, mehr zu thun. Der Geist dieser Religion bestand darin, den engherzigen, örtlichen Patriotismus zu unterdrücken, indem er die Götter beseitigte. Dies Unternehmen gelang vollkommen. Das Heidenthum hatte, selbst in den Augen der ununterrichteten Klassen, seinen Glanz schon so sehr verloren, der Christianismus sprach so innig zum Herzen der Armen, der Sklaven, aller Unterdrückten, daß er vorzüglich zuerst unter diesen sich verbreitete. Der großmüthige Gedanke der Gleichheit, der Verbrüderung unter den Menschen, zog auch einige edle Seelen unter den Reichen und Mächtigen an; aber die aufgeklärtere Klasse vernachlässigte lange Zeit die neue Religion, weil sie in den philosophischen Sekten genügende Nahrung für ihren Geist fand, weil sie an eine geduldige Moral gewohnt war, die den gesellschaftlichen Zustand ertrug, während der Feuereifer der Christen ihn umzustürzen drohte. Der Christianismus konnte also nur in dem Maaße, als die philosophischen Studien sich verminderten, Fortschritte bei dem höhern Theile der Gesellschaft machen. Von der großen Katastrophe betroffen, welche den Fall des Reichs herbeiführte, flüchteten sich die Geister in den Spiritualismus, den Ascetismus und den Mystizismus. Die Wüsten bevölkerten sich mit Anachoreten; das Mönchsthum begann. Der Christianismus, also die Religion der Mehrzahl geworden, wurde nothwendigerweise auch von der beherrschenden Gewalt adoptirt. Er nahm nun einen neuen Karakter an.

Die intellektuellen Revolutionen finden gewöhnlich zuerst bei den aufgeklärten Klassen statt, ehe sie zu den unwissenden Klassen gelangen; weil es natürlicherweise der Geist ist, der die Masse bewegt. Der Christianismus war also eine ganz außerordentliche Revolution, weil er bei der unwissenden Klasse begann, bevor er die erleuchtete Klasse erreichte. Er ging von unten nach oben. Er konnte den Fortschritten des Wissens eben so wenig günstig sein, als denen der Industrie und der Freiheit.*) Die Selbstverzichtung,

*) Wie heutzutage in den katholischen Ländern jede Pfarrei noch ihren besondern Heiligen hat.

*) Es gibt Menschen, die im Gegentheil bedauern, daß die Einführung der christlichen Religion den Fortschritten der Freiheit günstig gewesen sei, weil sie die Stärke gewährt, der Tirannei Trotz zu bieten. Die moralische Doktrine der ersten Christen hatte viel Aehnlichkeit mit der der Stoiker, die auch den Lehrsatz von der Gleichheit eines Gottes und der unsterblichkeit der Seele annahmen. Man hat unrecht, manchmal den Christianismus mit dem Katholizismus zu verwechseln, und zwar aus Gründen, die ein jeder unserer Leser sich sehr leicht selber wird angeben können.

Digitized by Google

die Hintansetzung der irdischen Dinge, ein den Erwählten verheißenes himmlisches Reich, das waren die Ideen der Christen. Diese erhabene Entsagung des Irdischen und des wirklichen Lebens konnte wohl Enthusiasten, aber nicht Weltbürger bilden. Die ersten Christen vernachlässigten die Wissenschaften, die sie profane Studien nannten. Sie ließen die Bücher vermodern, ohne sie abzuschreiben. Oftmals zertrümmerten sie alle Denkmäler der Kunst. Der Christianismus lehrte die Nichtigkeit des Menschen und die Unzulänglichkeit des Geistes, die Wahrheit zu kennen. Er erkannte keine andern Wahrheiten, als seine Lehrsätze, und verdrängte die Vernünftelei durch seinen Glauben. So wie jede Meinung, die auf ein Buch sich stützt, verdammte er als unnütz, wenn nicht als falsch, Alles, was nicht die heilige Schrift war. Alle rationelle und Experimentaltheile der Philosophie des Alterthums wußten deshalb von den Christen verworfen werden, während sie mit Eifer die hypothetischen und metaphysischen Theile sich aneigneten. Der letztere Theil, in enger Verbindung mit der Dogmatik, beschäftigt jetzt noch die Geister.

Der Polytheismus war eine zu absurde Religion, um die Entwickelung der Verstandeskräfte verhindern zu können. Die Auguren, die sich mit lachendem Munde betrachteten, konnten nur ernsthaft zur unwissenden Volksklasse von gewissen Lehrsätzen reden, die mit der Zeit der Idolatrie beigefügt worden waren. Zur Zeit, wo die Freiheit zu denken bei den Griechen begann, hatte sie einen erlauchten Märtirer. Das Priesterthum, in der Ausbeutung der abergläubigen Schrecken geübt, opferte den weisen Sokrates. Aber Athen schämte sich bald seiner Schwäche und Verworfenheit, und die Vernunft machte bald so bedeutende Fortschritte, daß Sokrates beinahe das einzige Opfer der heidnischen Unduldsamkeit war. Von einer andern Seite muß man erkennen, daß bei den Alten der gesellschaftliche Zustand der Entwickelung der industriellen Fakultäten eben nicht besonders günstig war. In vielen Republiken, selbst zu Rom, untersagten die Gesetze den Bürgern jedes mechanische Gewerbe. Sie hatten keine andere Beschäftigung, als die Angelegenheiten des Staats und den Krieg. Deshalb waren sie auch kriegerisch. Sie bildeten wahrhafte Aristokratien. Das Volk war ihr Sklav. Dies Volk war im Ganzen unterworfen und ruhig; aber es erhob sich oft zu fürchterlichen Insurrektionen, wenn es von der Verzweiflung angespornt wurde, oder wenn es vermeinte, die Gelegenheit entdeckt zu haben, seine Freiheit zu gewinnen.

Der Christianismus lehrte mehr die Gleichheit vor Gott, als die politische Gleichheit. Einige reiche Christen erkauften die Freiheit derjenigen, die, bei heidnischen Herren, sich zum Christenthum bekennen wollten; aber dieser Eifer erlosch, sobald der Christianismus lauer wurde. Priester und Kirchen hatten Sklaven. Konstantin stiftete wohl Spitäler für sie, aber er dachte nicht daran, sie zu befreien. Der Christianismus sollte sich verbreiten. Er enthielt eine Menge neuer, starker, edler Ideen, durch welche der alte, abgenutzte, unmächtige Aberglaube kräftig angegriffen wurde. Aber er modifizirte minder den gesellschaftlichen Zustand, den er fand, als er selbst durch den gesellschaftlichen Zustand jener Epoche modifizirt wurde. Er suchte sich ihm anzuneigen, und entfernte sich dadurch von seinem ursprünglichen Geiste.

Auf welche Weise auch der Christianismus immerhin sich begründet haben mag, so ist es genügend, das Evangelium, sein erhabenes Gesetzbuch, zu lesen, um zu erkennen, daß er das Priesterthum angrif und die Umführung desselben einer seiner Zwecke war. Das Episkopat war nicht gleich anfänglich ein Sakerdoz. Die Bischöfe oder Aufseher waren die Bevollmächtigten, die erwählten Vorsteher der Gläubigen, beauftragt, ihre Interessen zu vertheidigen und mit der herrschenden Macht zu unterhandeln. Die Invasion der Barbaren und die Barbarei versetzte Bischofe und Priester in eine andere Lage. Sie blieben immer noch die Vermittler zwischen den Siegern und den Besiegten; aber um größere Vorrechte zu gewinnen, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Mitteln des heidnischen Priesterthums. Nach und nach wurde die Geistlichkeit reich, tauschte ihre Entfündigung gegen Geschenke aus, entdeckte die Reliquien und verkündigte geschehene Wunder. Anfänglich, und in den Zeiten der Verfolgung, war der Christianismus eine demokratische Religion, später, als er sich mit der herrschenden Macht verband, wurde er aristokratisch und sazerdotal.

Die ersten Christen, haben wir bereits oben gesagt, waren im Allgemeinen den Studien wenig geneigt. Der Asceticismus, eine natürliche Neigung egalitirter Seelen, die da glauben, daß freiwillige Enthaltungen und Kasteiungen Gott angenehm seien (als wenn das Leben nicht schon an sich traurig und schwer genug wäre), der Asceticismus, der eine unfruchtbare Tugend in aufgeklärten Zeiten ist, wird nützlich in den Zeiten der Barbarei. Deshalb wurden die Zenobiten, die sich ursprünglich nur einem Dasein innerer Betrachtung gewidmet hatten, später die einzigen Erhalter der wenigen Bücher und Kenntnisse, welche die alte Zivilisation überlieten.

Die Geistlichkeit, überall an der Spitze des überwundenen Volks, pflanzte lange Zeit in Europa die römische Gesellschaft fort. Der Einfluß ging wechselweis vom Episkopat zum Mönchsthum über. Die

Digitized by Google

Mönche, nachdem sie durch ihre Sparsamkeit Reichthümer gewonnen hatten, verloren ihre Sparsamkeit durch ihre Reichthümer, und der Einfluß kehrte wieder zu den Bischöfen zurück. Beide Theile unterhielten fast beständig mehr oder minder rohe Schulen, um dem Priesterthume den Vortheil der Belesenheit zu erhalten; denn die Priester führten die Feder für Diejenigen, welche das Schwert handhabten. Demungeachtet war das äusserliche Leben barbarisch, und die Geistlichkeit konnte nur insofern sich die Studien anneigen, als sie das innere Leben umschlossen. Die Benediktiner unternahmen zuerst eine Reform ihres Ordens in dieser Hinsicht. Sie gewannen somit die Superiorität über den Rest der Geistlichkeit und bahnten sich den Weg zum päbstlichen Stuhl. In einer Zeit, wo vor Allem die rohe Stärke herrschend war, mochte es vielleicht gut sein, daß irgend eine intellektuelle Kraft sich Einfluß zu verschaffen wußte. Die geistliche Gesellschaft fühlte das Bedürfniß, sich zu zentralisiren, deshalb ließ sie es zu, daß das Päbstthum sich ihrer Gewalt bemächtige. So wurde die Kirche, zuerst demokratisch und repräsentativ, unter den erwählbaren Bischöfen und den Konzilien, sodann aristokratisch, und beinahe feodal unter den, liegende Güter besitzenden, Bischöfen, endlich despotisch unter den Päbsten, die Bischöfe absetzten und Könige entthronten; und das römische Reich, einen Augenblick durch das Genie und den Arm Karls des Großen neugeschaffen, wurde, in gewisser Art, durch die geistliche Macht Hildebrands wiederhergestellt.

Einige Bemerkungen über das Krokodil im Allgemeinen, und insbesondere über das in Aegypten einheimische.

Dieses Amphibium lebt in Asien, Afrika und in der neuen Welt, in welchen drei Welttheilen es unter verschiedenen Benennungen bekannt ist; denn so heißt es zum Beispiel in beiden Amerika's Kayman und Aligator, eine Abart davon am Ganges Gaviar, in Aegypten und Nubien aber Thamsa.

Dieses Ungeheuer erlangt zuweilen eine Länge von dreißig bis fünfunddreißig Fuß. Der Körper desselben ist, wie bekannt, mit beinahe undurchdringlichen Schuppen bedeckt; seine kurzen Füße sind mit furchtbaren Krallen versehen; die Zähne sind schneidend, und dessen untere Kinnlade ist scheinbar unbeweglich. Es verbreitet einen starken Bisamgeruch, der aus zwei Drüsen des untern Kiefers und aus zwei andern am After befindlichen hervordringt. Demungeachtet ißt man aber das Fleisch dieses Thieres, das, wie mir dies mehrere Eingeborne und Europäer, die davon genossen hatten, versicherten, wie das unsers Kals schmecken soll. Ich fand jedoch nicht Gelegenheit, diese Aussage zu bewähren.

Das Krokodil ernährt sich vorzüglich von Fischen; allein es lauert auch zuweilen auf größere Beute, z. B. auf Menschen und Thiere, die sich seinem Bereiche nähern, um Wasser zu trinken, oder um sich zu baden, über welche es alsdann mit großer Behändigkeit herfällt und sie nicht selten mit dem Schwanze niederzuschmettern sucht. Daher äußern auch die Eingebornen derjenigen Gegenden, wo sich dies Ungeheuer in größerer Anzahl befindet, große Furcht vor demselben, und ich vermochte es nicht, die Araber auf meinem Schiffe um ein bedeutendes Stück Geld, das ich ihnen bot, zu bewegen, eine durch mich getödtete wilde Gans bei Girgih schwimmend aus dem Nile zu holen; während sie doch auf andere von dem Krokodil selten besuchte Striche auf Dattelkämmen oder Dornund Binsenbündeln furchtlos über diesen Strom setzten. Das Krokodil bewegt sich auf obem Grunde mit ziemlicher Leichtigkeit; allein so furchtbar es auch in seinem eigentlichen Elemente, dem Wasser, ist, um so gefahrloser ist es dagegen auf dem festen Lande, wie ich dies zu bemerken weiter unten Gelegenheit finden werde. Obgleich grausam von Natur, so läßt es sich doch zähmen, wenn man sich die Mühe gibt, es von Jugend auf zu erziehen und zu pflegen. Dieses Ungeheuer pflanzt sich, wie bekannt, durch Eier fort, die es dem heißen Sande zum Ausbrüten anvertraut.

Das Krokodil hat aber in den verschiedenen Erdstrichen, die es bewohnt, mancherlei Feinde; denn die Menschen, die Tiger, die Nilpferde, die Kanguars, die Affen, die Ichneumons, die Nilreiher und viele andere Arten von vierfüßigen Thieren und Vögeln, und selbst die Fische Silka und Gbiga mit ihren langen Stacheln, bekriegen es und nähren sich von seinen Eiern.

Was nun das ägyptische Krokodil insbesondere anbetrifft, so muß man die uns durch Herodot davon gegebene scharfsinnige Beschreibung bewundern, auf welche bereits Herr Geoffroi, berühmter Naturforscher, der die französische Expedition nach Aegypten begleitete, aufmerksam machte, nachdem er alles, was jener klassische Schriftsteller darüber sagte, an Ort und Stelle mikrologisch untersuchte, und, bis auf einige Kleinigkeiten, bewährt fand. So behauptet Herodot unter anderm: „daß das Krokodil während vier Monaten nichts frässe.“

Wenn man diese Bemerkung gegenwärtig nicht auf alle Krokodile des Nils anwenden kann, so mag sie doch zur Zeit dieses Schriftstellers auf diejenigen gepaßt haben, die das Delta bewohnten, wo das kälte-

Digitized by Google

Klima dieſes Landſtriches ſie einſchläferte, und ſie folglich alsdann weniger Nahrung bedurften; wie dies noch heutiges Tages mit den Kaymans in Nordamerika der Fall ſein ſoll. Da man gegenwärtig nur äuſſerſt ſelten Krokodile im Delta findet*), und man ſie gemeiniglich erſt in der Gegend von Girgeh, und zwar zwiſchen dieſem Ort und Kheni, alſo gegen den ſechsundzwanzigſten Grad nördlicher Breite, vorfindet (und nicht bei Theben allein, wie dies der Doktor Savariß behauptet), ſo darf man ſich nicht mehr wundern, dergleichen in dieſem ſüdlichen Striche mitten im Winter auf den Sandbänken des Nils der Sonne ausgeſetzt zu finden; denn ich ſah zuweilen eine Anzahl von zehn bis fünfzehn Stücken zugleich auf ſolchen Sandbänken liegen.

Herodot behauptet ferner: „daß das Krokodil, obgleich es ein vierfüſſiges Thier ſei, ſowohl im Waſſer, als auf dem Lande lebe, den gröſten Theil des Tages auf dem Trokenen, die ganze Nacht aber in jenem Elemente zubrächte.“ Dieſe Ausſage habe ich in ſoferne bewährt gefunden, als ich dergleichen zu allen Tageszeiten auf den Inſeln und Sandbänken des Nils fand, niemals aber ſolche während der Nacht auſſerhalb des Waſſers ſah. Doch habe ich es im Innern des Landes, und ſelbſt auf den angebauten oder mit Schilf und Gräſern bedeckten Ufern dieſes Stroms, die ich alle Tage in Geſellſchaft meiner Frau und meines Arztes und Zeichners theils jagend und botaniſirend, theils alte Denkmäler aufſuchend durchſtrich, niemals angetroffen. Eines Tages wurden wir zwar durch eine Nileidexe (Lacerta nilotica) von etwa fünf Fuß Länge, die ſich gleichſam unter unſern Füſſen in den Nil ſtürzte, aufgeſchreckt. Ich glaube hieraus folgern zu dürfen, daß alte Erzählungen vom Auflauern dieſes Thieres am Ufer und im Innern des Landes nur Mährchen ſind, die im Gehirn irgend eines furchtſamen Reiſenden ihren Urſprung fanden, und durch Ueberlieferung bis auf uns fortgepflanzt wurden. Man wuſte mir nur einen einzigen Fall zu erzählen, wo ein dicht am Waſſer auf dem Sande ſchlafender türkiſcher Soldat von einem aus dem Waſſer ſich erhebenden Krokodil angegriffen und in daſſelbe gezogen ward. Ich fand vielmehr das Krokodil überall ſehr furchtſam, ſo daß man ihm ſelten bis auf Büchſenſchuſsweite beikommen konnte. Demungeachtet gelang es mir und meinem Gefolge doch zweimal, hinter dem Bord meines Schiffes verſteckt, zwei dieſer Thiere zu verwunden; allein das erſte davon ſtürzte nebſt allen es umgebenden gleich nach erhaltenem Schuß aufgeſchreckt in das Waſſer, während das zweite auf dem Sande liegen blieb. Da ich dieſes Ungeheuer todt oder wenigſtens ſchwer verwundet glaubte, ſo beſtieg ich ſogleich in Geſellſchaft meines Arztes, meines Dragomans und eines Offiziers des Vicekönigs, der mich begleitete, das Boot meines Schiffes, um mich deſſen zu bemächtigen; allein kaum waren wir bis auf dahin Schuſsweite angelangt, als es ſich ermannte und nebſt allen übrigen auf der Sandbank liegenden Krokodilen in den Strom ſtürzte. Da wir gerade mit leidlichem Winde ſegelten, ſo fand ich es nicht für rathſam, der verwundeten Beſtie aufzulauern, um ſie vollends niederzumachen; denn das Krokodil pflegt nach geſchehener Verwundung ſich auſſerhalb des Waſſers zu erholen.

„Unter allen Thieren“, ſagt Herodot ferner, „iſt es dasjenige, deſſen Entwickelung am merkwürdigſten iſt. Es legt ſein Ei im Sande.“ Die ſchnelle Entwickelung dieſes Thieres, wie Herodot ſehr richtig bemerkt, iſt auſſerordentlich; denn in dem Augenblicke, wo es aus dem Ei kriecht, hat es etwa neun Zoll Länge, und nach ungefähr ſechs Monaten zählt es bereits mehrere Fuß. Dieſer Schriftſteller gibt dem Krokodil etwa vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Fuß Länge; allein es erzielt zuweilen eine bedeutendere, wie ich dies bereits weiter oben bemerkt habe.

Was die Eier des Krokodils anbetrifft, ſo iſt es ein Glück, daß nur ein geringer Theil derſelben ausgebrütet wird, indem eine groſe Anzahl derſelben, wie ich dies ſchon angeführt habe, durch Menſchen und Thiere vernichtet werden. Daher iſt es ſchwer, ſich dergleichen zu verſchaffen, und ich ſprach mehrere Reiſende, und kürzlich noch den Schotten Bayliſe, der ſich lange in Aegypten und Nubien aufhielt, und dergleichen nie zu Geſichte bekommen hatte. Demungeachtet gelang es mir doch, zwei Stücke zu erhalten. Sie haben ungefähr die Gröſe unſerer Gänſeeier, ſind aber beinahe zylinderförmig geſtaltet, von ſchmutzigweiſſer, etwas durchſichtiger Farbe, und mit Punkten verſehen.

Herodot ſagt uns ferner: „das Krokodil habe Schweinsaugen und keine Zunge.“ — Was die erſte Behauptung anbetrifft, ſo ſtimmt dies ziemlich mit der Wahrheit überein, obgleich die Augen dieſes Thieres mehr Aehnlichkeit mit denen der Katze, als mit denen des Schweins haben; ſie ſind überdies mit einer beweglichen Membrane verſehen. Was die Zunge anbetrifft, ſo urtheilte dieſer Schriftſteller nur

*) Der Grund hievon mag darin zu ſuchen ſein, daß zur Zeit Herodots es häufiger geſchoſſen wurde, während es in neuern Zeiten, wo es nicht mehr Gegenſtand des Luxus iſt, überall verfolgt wird. Auch mag das häufige Schieſſen der Krieger und Jäger dieſes gegenwärtig mehr bewohnten Landſtriches ſie nach und nach verjagt haben.

Digitized by Google

nach dem äuſſern Schein; denn das Krokodil hat wirklich eine Zunge, die am Gaumen feſtſitzt, und die man ſpäterhin nur durch ſorgſame Zerlegung der Kiefern entdeckte. Es kann daher dem Herodot nicht zum Vorwurf gereichen, wenn er dies Organ nicht bemerkte, da es nur dem geübten Skalpel des Anatomen gelang, es auszumitteln.

Dieſer Schriftſteller ſagt ferner: „Das Krokodil iſt das einzige unter allen Thieren, deſſen untere Kinnlade unbeweglich iſt.“ Dieſe Behauptung iſt abermals richtig; denn es iſt wirklich das einzige Thier, deſſen untere Kinnlade ſcheinbar unbeweglich iſt, obgleich ſie, genau unterſucht, einen ſehr geringen Grad von Beweglichkeit hat. Da Herodot nicht Gelegenheit fand, dieſes Thier ſo genau, als neuere Reiſende, zu unterſuchen, ſo darf man ihm dieſen Mangel an ſcharfer Analyſe nicht zum Vorwurf gereichen laſſen.

Herodot ſagt ferner: „Das Krokodil hat ſtarke Krallen, und deſſen Rücken iſt mit einer ſchuppigten beinahe undurchdringlichen Haut bedeckt.“ — Iſt ebenfalls richtig.

Ferner: „Es ſieht nicht im Waſſer, hat aber auſſerhalb dieſes Elements ein ſcharfes Geſicht.“ — Der obbenannte Gelehrte, Herr Geoffroi, hat ſich bei mehrern Gelegenheiten von der Richtigkeit dieſer Bemerkungen überzeugt; wie man ſich hievon in ſeiner Abhandlung über das Krokodil, in den Annalen des Muſeums, Th. IX. S. 375, überzeugen kann.

Desgleichen: „Das Krokodil hat ſtets das Innere des Rachens mit Inſekten bedeckt, die ihm das Blut abzapfen.“ Bisher hatten die meiſten Ueberſeher des Herodots fälſchlich angeführt, daß es Blutigel wären; allein die Inſekten, die man im Rachen des Krokodils findet, ſind nicht der gemeine Blutigel (Hirudo sanguisuga); denn dieſen findet man im Nil nicht, ſondern, nach der Behauptung Geoffroi's, eine Art Mücke.

Ferner ſagt uns Herodot: „Alle Thierarten fliehen das Krokodil, und nur der Trochylus lebt mit ihm in Frieden.“ — Dieſe Bemerkung iſt im Allgemeinen richtig, obgleich der Fiſchreiher dem Krokodil folgt, und den Augenblick des Schreckens benutzt, den dieſes unter den Fiſchen verbreitet, um alsdann über ſie herzufallen. Was übrigens den Trochylus des Herodots anbetrifft, ſo iſt dieſer eine Art von Regenvogel, den die Araber Zag-Zag, auch Tak-Tak nennen, und der bei unſern Naturforſchern unter dem Namen Charadrius Aegyptius bekannt iſt. Nach Herodot ſoll dieſer Vogel in den Rachen des Krokodils, den es, dem Zephyr zugewandt, öffnen ſoll, eindringen, und ihn von den Inſekten befreien, die ſich in demſelben anzuſetzen pflegen. An der Biegung der Flügel iſt dieſer Vogel mit ſcharfen Stacheln bewaffnet, die ihn gegen den Biß des Krokodils ſchützen ſollen. Ich ſah mehrmals einen Trochylus in dem Rachen dieſes Ungeheuers, wohl aber öfters dergleichen auf ſeinem Kopfe und Rücken ſitzen, und, durch Picken beſchäftigt, es vom plagenden Ungeziefer zu reinigen. Ich ſchoß einige dieſer Vögel, die alle mit ihren ſchützenden Stacheln verſehen waren.

Herodot erzählt uns ferner: „daß die Krokodile in einigen Theilen Aegyptens geheiligt wären, während ſie in andern als Feinde verfolgt würden.“ — Dieſe Ausſage Herodots iſt ebenfalls durch andere klaſſiſche Schriftſteller aufgeſtellt worden, und es verehrten z. B., nach ihrer gemeinſchaftlichen Behauptung, die Eingebornen Thebens und des arſinoitiſchen Nomus nicht allein die Krokodile, ſondern ernährten ſogar einige dieſer Thiere, deſſen Ohren ſie mit goldenen Ohrgehängen und dergleichen von koſtbarem Glasſchmelz (wahrſcheinlich Glasmoſaik) und die Beine mit goldenen Ringen verzierten. Während ihres Lebens wurden dieſe geheiligten Thiere mit großer Sorgfalt gepflegt, und nach ihrem Abſterben mumifirt und in Katakomben beigeſetzt; wie man deren noch heutiges Tages ſorgſam eingewickelt in den Hypogeen von Theben und von Eilithyia oder Eleythia findet, aus welchen ich einige Exemplare während meiner Anweſenheit in Aegypten erhielt, indeſſen die Bewohner von Tenthyra und der Inſel Philä ſie als Embleme des Typhons oder böſen Prinzips auf das Aeuſſerſte verfolgten.

Die hier aufgeſtellten Bemerkungen Herodots bürgen abermals für die Richtigkeit ſeiner Anſichten und für deſſen Wahrheitsliebe, die durch alle Zeitalter bis in Zweifel gezogen worden war; allein in neuern Zeiten, und beſonders ſeit der Expedition der franzöſiſchen Armee in Aegypten, iſt ſchon ſo Manches, was er über jenes merkwürdige Land und deſſen Bewohner ausſagte, für wahr erkannt worden, und täglich noch müſſen die zahlreichen Reiſenden, die gegenwärtig dieſe Wiege der alten Pharaonen und der menſchlichen Kultur beſuchen, ihm die größte Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich ſelbſt durchwanderte dieſes merkwürdige Land, ſeine Geſchichte in der Hand, und zwar nicht ohne die größte Achtung für den Genuß, den er mir durch ſeine kindlich reine Erzählungen verſchaffte. Allerdings referirt er uns auch manches Fabelhafte, das ihm aber durch die Prieſter, die einen zureichenden Grund hatten, ihm Manches zu verſchweigen oder aufzubinden, mitgetheilt worden war, mit zu großer Leichtgläubigkeit; allein es lege doch ein Jeder von uns die Hand aufs Herz, und frage ſich:

Digitized by Google

ob wir, durch Leichtgläubigkeit und oft durch Aberglaubigkeit verleitet, nicht oft Dinge aufgestellt und wieder erzählt haben, die unsern Kredit wohl schwerlich, aber den des Herodots erheben dürften?

„Excudent alii spirantia mollius aera,
— — — — — — — —
„Orabunt causas melius, coelique meatus
„Describent radio, et surgentia sidera dicent."

Virg. Aen. Lib. VI. Carm. 848 et seq.

Die Gefängnisse von New-York.

(Fortsetzung.)

Dem, der der Menschheit Elend ganz gekannt,
Ist Streeben nicht das schrecklichste der Uebel.

„Ich bin von Derrimore, einer kleinen Stadt Irlands, in der Grafschaft Clare, gebürtig," sagte Fitz-Allan. Mein Vater, der ziemlich reich war, bekleidete die Stelle eines Rechtsmannes (lawyer); aber ich hatte das Unglück, ihn zu verlieren, ehe noch mein Verstand gebildet war. Meine Mutter, eine vortreffliche Frau, hatte nur mich einziges Kind, und so mögen Sie voraus beurtheilen, wie sehr ich verzogen wurde. Meine Launen wurden ihre Gesetze, und ich übte eine unumschränkte Gewalt im Hause aus. Nur mit vieler Mühe konnte man mich dahin bringen, ein wenig lesen, schreiben und rechnen zu lernen. Ich durchstreifte lieber die Felder, oder schwärzte mich in die Gärten der Nachbarn ein. Dabei war ich ein ausgelassener Zänker, und es verging fast kein Tag, an dem meine Aufführung nicht bittere Klagen erregte, die, wenn sie auch meiner Mutter zu Ohren kamen, doch beständig auf diese oder jene Weise von ihr entschuldigt wurden. So wuchs ich also in Laune, in Stärke und Kühnheit auf.

„Ich war neunzehn Jahre alt geworden, ohne daß man meinen Geist mit irgend einer nützlichen Wissenschaft genährt hatte, als einer meiner Vettern, Patrick-Burke, drei Jahre älter als ich, von der Universität zu Dublin zurückkam. Seine Ankunft erregte Aufsehen in unserer kleinen Stadt. Man betrachtete ihn wie einen vollkommenen Jüngling. Er habe, so sagte man, auf dem Kollegium auf eine glänzende Weise sich ausgezeichnet und sei die Blume aller Advokaten. Er kleidete sich mit Geschmack, wußte seinen Gesang mit der Guitarre zu begleiten, redete Französisch und machte selbst Verse. Mit allem dem konnte es nicht fehlen, daß die jungen Frauenzimmer ihn zuvorkommend aufnahmen. Er gab den Ton in der Gesellschaft an, und wurde bald der Phönix von Derrimore.

„Ich muß es offenherzig gestehen, daß ich eifersüchtig auf meinen Vetter war. Ich sachte seine Eigenschaften, so viel in meinen Kräften stand, herabzuwürdigen, und verspottete die Talente, welche die allgemeine Bewunderung erregt hatten. Ein bitterer Haß entstand dadurch zwischen uns; aber der meinige war frei, offen und stürmisch. Ich sagte Alles, was ich auf dem Herzen hatte. Burke hingegen war tückisch und versteckt. Er schien mich zu beklagen, daß ich eine so schlechte Erziehung genossen habe. Er wolle Theil nehmen an meinem Geschick und kein Opfer scheuen, nur um in seinem Vetter Heinrich nicht stets einen so übelgeleckten Bären zu sehen. Diese Aeußerung wurde mir hinterbracht, und ich erwartete nur eine günstige Gelegenheit, um mich wacker rächen zu können.

„Eines Tages jedoch, in einem Augenblicke, wo ich am wenigsten daran dachte, sah ich Patrick zu mir kommen. Heinrich! sagte er, warum wollten wir Feinde sein? Du bist ein ausgezeichneter Mensch, und es mangelt dir, um, wie ich, zu glänzen, nichts, als ein wenig Weltkenntniß. Was machst du hier zu Derrimore? Du bist nicht geschaffen, um dich lebendig in einer kleinen Stadt zu beerdigen. Komme mit mir nach Dublin, dort wirst du bald die Ausbildung erlangen, die dir noch gebricht, du wirst dort keine Langeweile haben und dich vergnügen, wie ein Fürst.

„Es war in Burke's Rede eine gewisse Offenherzigkeit, die mich sehr ansprach. Meine Eitelkeit wurde durch seine Lobsprüche befriedigt; er legte einen heilenden Balsam auf meine Wunden, und ich fühlte, daß seine Aufführung gegen mich ohne Vorwurf sei. Ich war mehr lebhaft, als böse, und so ergriff ich die mir Herzlichkeit dargebotene Hand.

„Ich will dir als Geleitsmann dienen in der Welt! fuhr er fort. Du wirst bald bemerken, daß die Vergnügungen einer großen Stadt von ganz anderer Art sind, als die zu Derrimore. Man hat mir gesagt, daß du einige Neigung für Sophie Graham, deine Nachbarin, habest, aber laß dich dadurch nicht zurückhalten. Was wolltest du mit einer solchen Kleinstädterin anfangen, die weder Verstand noch Geschmack hat? Du bist vielmehr bestimmt, den Frauen ersten Ranges zu gefallen, und ich sage dir im Voraus, daß du Aufsehen zu Dublin erregen wirst.

„Diese Worte schmeichelten meine Eigenliebe, und ich ließ mich wie ein Unbesonnener fangen. Ich blieb nicht einen Augenblick über Patrick's Vorschlag unentschlossen, und redete mit meiner Mutter darüber, die ihre Einwilligung mit Vergnügen gab, um so mehr, da sie nicht zweifelte, daß ich mein Glück machen würde, glaubend, daß Jedermann mich eben so wie sie betrachten würde. Ich gab ihr darauf mein Versprechen, regelmäßig alle acht Tage ihr zu schreiben.

Digitized by Google

„Jene Sophie Graham, von welcher die Rede geweſen iſt, war das ſchönſte Mädchen von Derrimore. Ihre rührende Schönheit und Sanftmuth zogen mich unwiderſtehlich zu ihr an, und der Kontraſt unſerer Gemüther verbinderte nicht, daß wir uns doch mit Vergnügen ſahen. Ich muß ſelbſt geſtehen, daß ſie einen großen Einfluß auf mich ausübte. Unglücklicherweiſe war ſie abweſend, als Burke beſchloß, mich nach Dublin zu ziehen. Auch er kannte ſie, und es war mir wohl manchmal durch den Sinn gefahren, daß ſie ihm nicht gleichgültig ſei.

„Meine Vorbereitungen zur Reiſe waren bald beendigt. Von meiner Mutter empfing ich alles Geld, welches ihr zu Gebote ſtand, und, mich mit Zärtlichkeit umarmend, empfahl ſie mir, meinen Aufenthalt zu Dublin nicht zu lange auszudehnen. Indem ich ſie verließ, fühlte ich eine lebhafte Bewegung, und ſchämte mich faſt meiner Thränen, denn ich betrachtete dieſe Rührung als eine Schwäche.

„Während unſerer Reiſe unterhielt mich Burke nur von den Feſten und Vergnügungen der Stadt. Er wolle mir zur Bekanntwerdung mit Perſonen des höchſten Standes und mit Frauen vom beſten Ton behilflich ſein. Ich könne ſelbſt, wenn ich Gefallen daran fände, die Schauſpielerinnen des großen Theaters beſuchen, was in kurzer Zeit meiner Bildung den Stempel aufdrücken werde. Das war ganz nach meinem Geſchmack, in einer ſo guten Schule mich zu formen, und ich verſprach ihm, in Allem ſeine Rathſchläge getreulich zu befolgen.

„Es würde überflüſſig ſein, im Einzelnen alle die Thorheiten zu erzählen, deren ich mich ſchuldig machte, und die ſchlechten Gewohnheiten, welche ich zu Dublin mir aneignete. Dieſe wichtigen Perſonen, von welchen Patrick mir ſo viel geſprochen hatte, waren Spieler, Lebemänner, Ritter, in Laſtern verlorene Menſchen; jene Frauen vom beſten Ton waren nicht viel mehr werth. Jung und ohne Erfahrung, fiel ich in die Fallſtricke, welche mir bereitet worden waren, ich ſtürzte mich in alle Ausſchweifungen der ſchädlichſten Liederlichkeit, und mein Geld war nur zu bald verſchwendet. Da wendete ich mich an meinen Vetter, der mir das Spiel als eine unerſchöpfliche Hilfsquelle anempfahl. Ich machte Schulden und ſpielte mit Leidenſchaft, und war immer unglücklich. Eines Tages glaubte ich zu bemerken, daß einer meiner Gegner unerlaubter Mittel ſich bediene, um das Glück an ſich zu feſſeln. Ich beſchimpfte ihn öffentlich, zwang ihn, ſich mit mir zu ſchlagen, und brachte ihm eine ſo gefährliche Wunde bei, daß ich ihn todt glaubte. Entſchloſſen, den Verfolgungen der Gerechtigkeit mich zu entziehen, verbarg ich mich an einem Orte, wo ich in der größten Sicherheit zu ſein vermeinte; aber ich wurde dennoch entdeckt, angehalten und in's Gefängniß geſchleppt.

„Während den erſten Wochen meines Aufenthalts in der Stadt hatte ich nicht ermangelt, meiner Mutter zu ſchreiben. Bald wurden meine Briefe ſeltener, und endlich vernachläſſigte ich gänzlich dieſe Pflicht. In der traurigen Lage, wo ich mich nun befand, ſchrieb ich an Burke, erfuhr jedoch mit Erſtaunen, daß er Dublin verlaſſen habe. Ich wendete mich an meine Luſtbarkeits-Gefährten und an die Frauen, welche mir viel Zärtlichkeit bezeugt hatten, ſo lange ich noch Gold im Beutel gehabt. Man antwortete mir durch Komplimente auf das, was man „meinen martialiſchen Eifer“ nannte, und ermahnte mich weitſchweifig zur Geduld. Ich erkrankte faſt vor Aerger; aber ſtellen Sie ſich den hohen Grad der Wuth vor, in welche ich gerieth, da ich auf eine unwiderſprechliche Weiſe unterrichtet wurde, daß Burke ſelbſt es geweſen ſei, der mich der Gerechtigkeit verrathen habe, und daß ich es ſeiner Treuloſigkeit verdanke, an meinem Zufluchtsorte entdeckt worden zu ſein. Ich ſchwor, die Erde von einem ſolchen Ungeheuer zu befreien.

„Faſt drei Monate lang blieb ich ſolchergeſtalt, alles Troſtes entbehrend, verlaſſen von der ganzen Welt, auf feuchtem Stroh liegend, und das bittere Brod der Gefangenſchaft eſſend, den Grobheiten der Gefangenwärter ausgeſetzt, vermiſcht mit den gräßlichſten Verbrechern und mein endliches Urtheil erwartend.

„Noch kann ich nicht begreifen, wie ich in dieſer ſchrecklichen Lage nicht den Verſtand verloren habe. Ich wurde krank, ein hitziges Fieber verzehrte mich, ich nahm augenſcheinlich ab, und man war genöthigt, mich in's Spital zu bringen. Ich vermag es nicht, mich dieſer Verſetzung zu erinnern, und man hat mir ſeitdem geſagt, daß ich mehrere Tage in Raſerei zugebracht habe. In einer Nacht erwachte ich aus einem lethargiſchen Schlafe und fühlte eine Hand, die mir leiſe den kalten Schweiß abtrocknete, welcher auf meiner Stirn ſtand; es ſchien mir ſelbſt, als wenn glühende Thränen auf meine Wangen fielen. Ich öffnete die Augen und fühlte Kraft genug, den Kopf zu erheben. Eine Lampe glimmte neben meinem Bette, und ich glaubte meine Mutter, wie im Traume, zu ſehen. Meine Ideen waren noch ſo verwirrt, daß ſie auf nichts zu haften vermochten, und was ich empfand, war allein ein gewiſſes, ſüßes Gefühl, wie wenn ein Engel des Himmels neben mir ſich befände. Ohne Ueberlegung nahm ich ein Getränk, welches meinen Lippen dargeboten wurde; bald darauf verfiel ich in einen tiefen Schlaf.

„Mein Schlummer mochte lange gedauert haben, denn als ich wieder zur Beſinnung kam, war der Tag ſchon weit vorgeſchritten. Jetzt erkannte ich meine

Digitized by Google

unglückliche Mutter sehr deutlich. Die Erinnerung trat in Masse in meine Seele und vergegenwärtigte mir das Schauderhafte meiner Lage. Meiner selbst mich schämend, und doch Beruhigung in der Zärtlichkeit meiner Mutter findend, befand ich mich in einer Verwirrung, in welcher ich die Augen niederschlagen mußte.

„Heinrich!“ sagte die vortreffliche Frau, „ich habe dir keinen Vorwurf zu machen. Gott möge dein Leben erhalten, das ist Alles, was ich wünsche. Du weißt es nicht, wie sehr du mich durch das Vermeiden meiner Blicke betrübst. Erhebe dein Auge, mein Sohn! wenn du deine Mutter noch einigermaßen liebst. Sei voll Vertrauen, und denke allein an deine Genesung. Was mich betrifft, so bin ich glücklich, dich zu sehen und bei dir wachen zu dürfen.“

„Diese sanften Worte drangen bis in das Innerste meines Herzens. Meine Augen füllten sich mit Thränen, und meine Brust wurde erleichtert. Meine Mutter umarmte mich innig, und das Unglück schien sich von uns zu entfernen. Ich erfuhr zugleich, daß der Mensch, den ich getödtet zu haben glaubte, vollkommen wiederhergestellt sei, und daß ich folglich nichts mehr von der Strenge der Gesetze zu fürchten habe. Die Genesung war langweilig, und die verlorenen Kräfte kehrten nur allmälig wieder. Indessen befestigte meine Gesundheit sich doch, und ich kehrte mit meiner Mutter nach Derrimore zurück.

„Oftmals hatte ich um Nachrichten von Sophie Graham geforscht; es schien mir, daß ich sie seit meinem Unglück nur noch heftiger liebe. Meine Mutter war allen solchen Fragen ausgewichen, oder hatte mir nur sehr unbestimmte, Antworten gegeben, die mir über das, was ich zu wissen verlangte, keinen genügenden Aufschluß gaben. Das Alles beflügelte mein Verlangen um so mehr nach unserer kleinen Stadt, um meine süße Sophie wiederzufinden. Ich versprach mir eine so glückliche Zukunft mit ihr, und dieser Gedanke hatte meine ganze Einbildungskraft mit lieblichen Bildern erfüllt.

„Denken Sie sich die schmerzliche Ueberraschung! Patrick-Burke, während meiner Verhaftung nach Derrimore zurückgekommen, hatte sich in die Familie Graham eingeführt. Das unglücklicherweise nur zu getreue Gemälde, welches er von meinem Betragen und Karakter aufgestellt, hatte Sophiens Verwandte empört, sie selbst, mich wie einen ihrer Zuneigung unwürdigen Menschen betrachtend, hatte Burke's Bewerbung geduldet. Vor wenigen Tagen erst hatte ihre Vermählung statt gehabt, und sie waren Beide nach der Stadt Cork abgereiset, wo, wie man sagte, mein grausamster Feind auf dieser Erde seine Niederlassung nehmen wollte.

„Es ist mir unmöglich, Ihnen die Gefühle zu schildern, welche mein Herz bei diesen traurigen Neuigkeiten bestürmten. Die Treulosigkeit, deren Opfer ich geworden, erschien mir nun in ihrem ganzen Lichte. Alle Gesellschaften verabscheuend, wurde ich menschenscheu und verstellt; ich glaubte Alles so falsch und betrügerisch, als Diejenigen, welche ich bisher gekannt, ja, ich verachtete mich selbst, meines dummtollen Zutrauens wegen.

„Ueberdem fand ich nicht das geringste Gefallen mehr an meinem Geburtsorte. Mit Trunkenheit hatte ich die Schaale des Lasters geleert, und die stillen Familienfreuden waren mir verhaßt geworden. Mein ungebildeter Geist bot mir keine Hilfsmittel dar; ich hatte, um der Last der Langeweile mich zu entladen, heftige Bewegungen und leidenschaftliche Anregungen nöthig. Nur ein beständiger Gedanke erfüllte meine ganze Seele und beschäftigte meine Einbildungskraft: es war das Bedürfniß der Rache.

„Es ist schwer, die Macht eines einzigen Gedankens zu begreifen. Er verläßt uns nie, er stellt sich uns träumend und wachend dar, er bildet, so zu sagen, unser ganzes, eigentliches Dasein. Das ist, glaube ich, des Wahnsinns erste Stufe.

„Entschlossen, meinen Feind zu verfolgen, ihn zu erreichen, wo er sich auch verbergen möge, ihn anzugreifen, wo ich ihn finde, ihn mit meinen Händen zu zerreissen: diesen gräßlichen Vorsatz in mir zu verbergen, befaß ich schon Verstellung genug. Um die beunruhigte Zärtlichkeit meiner Mutter zu hintergehen, bestrebte ich mich, ruhig zu scheinen. Fünfzehn Monate gingen vorüber, ohne daß die Zeit einige Veränderung auf meine feindselige Leidenschaft, welche mich innerlich verzehrte, zu bewirken vermochte. Meine Mutter, jenes tiefgewurzelte Gefühl in meiner Brust nicht ahnend, hatte in ihrer strengen Bewachung nachgelassen; ich benutzte einen günstigen Augenblick, um heimlich aus Derrimore zu entweichen, und schlug dann die Straße nach Cork ein.

„Verkleidet langte ich in dieser Stadt an, stieg in einem Wirthshause nahe am Hafen ab und ließ mir das Haus bezeichnen, welches Patrick-Burke bewohnen sollte. Am nächsten Tage, Vormittags, ging ich mit großer Dreistigkeit dorthin, betrat den Saal, und eine junge Frau, es war Sophie, bemerkte mich, stieß einen Schrei des Schmerzens aus und stürzte ohne Besinnung vor mir nieder. Ich rief um Hilfe, und eine alte Magd eilte herbei. Die Erschütterung war so heftig gewesen, daß die unglückliche Sophie nur nach vieler Mühe aus ihrer Ohnmacht erwachte.

„Was! Sie sind es?“ rief sie, sich wieder sammelnd, aus, „was wollen Sie hier? Kommen Sie, eine

Unglückliche zu beschimpfen? Verlassen Sie mich, ich kann Ihre Gegenwart nicht länger ertragen.“

„„Sophie!“ sagte ich, „Sie beurtheilen mich zu strenge; ich kam nur Ihres Mannes wegen hierher. Ich muß ihn sehen.“

„„Mein Mann ist nicht mehr in Irland, er hat mich, eines andern Frauenzimmers wegen, verlassen; Sie sind in Amerika, und ich bin, wie Sie sehen, ohne Stube, ohn Beschützer; o, ich darf es nicht wagen, meine Verwandten jemals wieder zu sehen!“

„Barle, nachdem er das Vermögen seiner Frau verschwendet hatte, war nach den vereinigten Staaten abgegangen. Sophie erzählte mir die üble Behandlung, welche sie erduldet, und es war mir unmöglich, sie nicht zu beklagen. Ich gab ihr die Mittel, einige Schulden zu bezahlen und in den Schoos ihrer Familie zurückzukehren. Es erregte mein nicht geringes Erstaunen, daß ich nichts mehr, als ein Gefühl des Mitleidens für sie empfand. Aber eine andere Empfindung beherrschte meine ganze Seele. „Sophie!“ sagte ich, sie verlassend, mit einem Tone, der sie eben machte: „Sophie! du sollst gerächt werden!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Zollfreie Gedanken.

Man pflegt alle Nationen Barbaren zu nennen, die durch eine weit vorgeschrittene Zivilisation noch nicht verdorben worden sind, und die es eben deshalb noch nicht so weit gebracht haben, ihre Mängel und Gebrechen, selbst oft ihre Verbrechen, unter einem frommen und verführerischen Aeußern zu verbergen.

Jede Wohlthat ist ein Triumphbogen der Menschlichkeit, den man sich im Herzen eines Undankbaren aufrichtet. Eine Wohlthat ist von allen nur denkbaren Gegenständen auf der ganzen Erde derjenige, der am schnellsten altert und den man am ersten vergißt.

Der Mangel aller Uebel, der Besitz aller Güter, das ist das Glück. Man verfolgt diese Chimäre mit der größten Hartnäckigkeit, und erreicht sie doch niemals. Es ist ein Spielzeug, mit dem sich die beständige Kindheit des Menschengeschlechts vergnügt. Irgend ein Philosoph hat einmal gesagt: „Das Glück ist kein leichtes Ding; wir finden es nur mit großer Mühe in uns und niemals auſſer uns.“

Jedes Weinhaus ist eine komisch-philosophische Anstalt, wo man Narrheit und Verstand in Bouteillen verkauft, und wo der Arme für einige Augenblicke sein Elend vergißt.

Jedes Kaffeehaus ist ein Neuigkeitskrämerzwang, ein Waschhaus politischer Lumpen, und ein Sonnenplatz ungebleichter, literarischer Sackleinwand. Man könnte es, vorzüglich in großen Städten, manchmal auch mit einem Sündfluthkasten vergleichen, in dem allerlei zweibeinige Thiere, groß und klein, jung und alt, dick und mager, neben einander geschichtet sind.

Jede Verleumdung ist ein moralischer Mord.

Der Karakter des Menschen war ehemals die Physiognomie seines Geistes, jetzt ist es die Grimasse desselben.

Jede Karikatur ist ein gezeichnetes Epigramm.

Visitenkarten sind die Erinnerungsblätter einer Person, die sehr erfreut war, uns nicht gefunden zu haben.

Der Vortheil, von Menschen gekannt zu sein, die man niemals gesehen hat, von ihnen gelobt, oder verleumdet, oder beschimpft, oder denunzirt zu werden; durch unaufhörliche Scherereien, Kabalen und Anfeindungen, und ein unruhevolles Leben die Hoffnung zu erkaufen, erst nach seinem Tode erkannt und nach seinem wahren Werthe geachtet zu werden — das ist die Bestimmung und das Schicksal der Berühmtheit.

Die Zensur ist eine bewunderungswürdige Erfindung, den Geist der Menschen zu beschneiden, nicht etwa um, wie in der fleischlichen Beschneidung, ihn zur Fruchtbarkeit tauglicher zu machen, sondern vielmehr, um ihn zur Erzeugung von Ungethümen oder zum Lastragen zuzuſluchen. Daher kommt es, daß man zu gewissen Zeiten und in gewissen Ländern so viele Geister gesehen hat, die in sehr naher Verwandtschaft mit Kapaunen- und Maulthierseelen zu stehen scheinen; obschon man dies eben keine Wahlverwandtschaft nennen möchte.

Die Chimäre ist eine Geisteskrankheit, von der fast Jedermann befallen wird, und gegen die man keinen andern Arzt und kein anderes Heilmittel, als die gesunde Vernunft gebrauchen kann.

Der Todtenacker ist das Stelldichein aller Weisen und Narren, aller Schurken und Ehrenmänner, aller Unterdrücker und Unterdrückten des ganzen Erdbodens, das wahre Saatfeld und der letzte Schauplatz der Gleichheit dieneben.

Der Schurke ist ein Mensch, der seine schlechten Streiche so einzurichten weiß, daß sie ihn nicht geradezu an den Galgen führen. Er ist wie das Kanonenpulver, das an und für sich schädlich ist, und dessen man sich nur in der einzigen Absicht bedient, um Andern Böses zu thun.

Der Mensch ist der rechte Mittelpunkt zwischen der Kühnheit und der Feigheit. Der muthige Mensch sieht die Gefahr mit ruhigem Auge an, und erwartet sie, dahingegen sich der Tollkühne mit verhülltem Gesichte für entgegenstürzt.

Die Gewohnheit ist eine strenge und herrische Schulmeisterin, ein Vorurtheil, das uns mit tirannischer

Digitized by Google

Unumschränktheit beherrscht, und der selbst der Weise seinen freien Willen endlich doch zu unterwerfen genöthigt ist.

Jede Kritik, wenn sie nicht auf triftigen Gründen beruht, ist gewöhnlich der Mißbrauch des Urtheils, das Vergnügen der Bosheit, der Vorwand des Neids, der Verstand der Narren, und die Pest des Genies.

Heut zu Tage ist die Uneigennützigkeit eine so seltene Tugend geworden, daß, wenn man sie auch hin und wieder wie von Ungefähr zeigt, man immer geneigt ist, sie entweder für Falschheit oder für Geistesschwäche zu halten.

Zollfreie Gedanken sind nichts mehr und nichts weniger, als eine Art von Kontrebande, die ein jeder politisch-literarische Krimskramskreuz-Kontrolleur konfisziren muß, wenn er sich nicht der Gefahr aussehen will, für einen sünfsinnigen Menschen gehalten zu werden.

Wer sich über eine Sache streitet, und wohl gar darüber aufgebracht wird, der hat Unrecht von Rechtswegen. „Du wirst böse, statt mir ruhig zu antworten", sagte der Diebsgott zum Donnerer, „dadurch beweisest du, daß du Unrecht hast."

Die Morgengabe eines jungen oder alten Mädchens ist der Tarif ihrer Schönheit, ihres Geistes, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Sanftmuth, ihres Talents et cætera.

Historische Kronik.

IX.

. . . . *qui cupiet, metuet quoque . . . .* *)

Hor.

Seit den letzten Begebenheiten im Peloponnes, das heißt, seitdem die Gesammtmasse des griechischen Volks, nahe daran, unter dem Drucke der asiatischen und afrikanischen Barbaren zu erliegen, nach einem letzten Rettungsmittel in dem großen, fürchterlichen Schiffbruche sich umgesehen, und den Anker seiner letzten Hoffnung gegen England aufgeworfen hatte, ist dieser entscheidende Schritt, wie dies leicht vorauszusehen war, nicht ohne folgereiche Ergebnisse geblieben. Der erhabene Genius der heiligen Allianz scheint plötzlich erleuchtet worden zu sein, und sein wahrhaftes Interesse erkannt zu haben. Großmüthig zeigt er sich nun bereit, den im neunzehnty Jahrhundert um den Christusglauben, um ihr Leben und um ihre Freiheit kämpfenden Griechen dieselbe Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, als den Anhängern des großen Propheten, der die Ausrottung aller ungläubigen Nationen gebot. Dieser nach eines vierjährigen Unentschlossenheit endlich gefaßte Entschluß ist ein Beweis mehr von dem alten Satze, daß die Vernunft einer, wenn auch langsamen, dennoch immer größern Vervollkommnung fähig sei.

Schon hat Oesterreich, aus zwei oder drei leichterklärlichen Ursachen und Beweggründen, vom Ursprung an der Emanzipation des Griechenvolks abhold, in seinem politisch-vulgären Organ, dem Universalbeobachter, gelindere Saiten aufgezogen und melodischere Akkorde anzustimmen versucht. Die Hellenen sind keine Rebellen, kein feiges Gesindel mehr, wie es früherhin so oftmals hieß; das Blut des Gerechten wird nicht mehr vom Caiphas verdammt und zum Pilatus gewiesen, der ganz ruhig und in aller Unschuld sich die Hände wäscht. Man begnügt sich allein damit, ihn den Barbaren zu überantworten, sein diplomatisches ecce homo! zu rufen, und — ruhiger Zuschauer der darauf folgenden Szene zu bleiben. Das sind, nach einem halben Dezennium reiflicher Erörterungen, die glorreichen Resultate, der alle kommenden Jahrhunderte, bis ans Ende der Welt, in Ehrfurcht sehen werden. Wo bist du, Erostrat? Lebtest du noch heut und hättest du Staatswissenschaft, oder auch nur Wirthschaft studirt, du könntest jetzt etwas Besseres thun, als einen Tempel verbrennen.

Rußland hat, mit seiner kolossalen Gewalt, von seiner bisherigen Unbeweglichkeit etwas nachgelassen, und eine Kriegsflotte durch die Dardanellen gesendet, um den Polizeidienst zur Beachtung der Gesetze der Neutralität zu versehen, oder als Kampfrichter dem blutigen Kampfe beizuwohnen, der zwischen Menschen und Hyänen statt findet. Frankreich dagegen, dem siegreichen Impuls seines weisen Ministeriums folgend, hat das Gewicht der Begebenheiten benutzt, um in nähere Verbindungen mit der hohen Pforte und dem Satrapen derselben, dem ägyptischen Pascha, zu treten, und sich vorzüglich dem Letztern in mancherlei Kleinigkeiten, als da sind, für ihn Schiffe erbauen zu lassen, um die Griechen noch besser bekriegen zu können u. s. f., gefällig zu bezeugen.

England endlich, das Ziel und den Zweck seiner Politik verfolgend, nämlich von Allem Vortheil zu gewinnen, hatte schnell, als es kaum die erste Nachricht von dem Manifeste der griechischen Nation und deren Beschützungsgesuch erhalten, seine diplomatische Dekoration verwandelt, und statt Kabale und Liebe, den Kaufmann von Venedig aufführen lassen. Die königliche Proklamation vom 30 September beginnt mit vieler Weitschweifigkeit und elaborirtem Wortreichthum: daß, da Se. Majestät mit allen Mächten Europa's und Amerika's sich in Frieden befinde, es seinen Ihrer Unterthanen zustehe, sich in fremde Händel zu mischen. God save the King! Eine Verordnung des

*) Der Begier Begleiterin ist die Furcht.

Miniſteraths verbietet zugleich die Ausfuhr von Bomben und Granaten, Haubitzen und allem groben Geſchütz auf ſechs Monate. Man will in dieſer Verordnung bemerken, daß darin vom feinen Geſchütz und von einigem Pulver nicht die Rede ſei. In der That ſind dieſe beiden letzten Schritte des britiſchen Miniſteriums ſeines frühern Betragens keineswegs würdig, und das Journal des débats erlaubt ſich darüber einige Bemerkungen aufzuſtellen, die den wahren Beſtand der Sachen beinahe andeuten mögen.

„Man kann nicht umhin“, ſagt es, „dieſen merkantiliſchen Geiſt zu beklagen, der alle edlern Gefühle der Briten beherrſcht. Faſt alle Zeitſchriften, ſelbſt die freiſinnigſten, ſind bei dieſer Veranlaſſung türkiſch geſinnt geweſen. Die königliche Proklamation iſt eine von jenen Konzeſſionen, die man beſtändig für die kontinentalen Bebelliguugen in Bereitſchaft hält, und die auſſerdem von keiner Wirkſamkeit ſind. Sie muß dazu dienen, die Strenge des Kommodore Hamilton gegen alle Neutrale zu rechtfertigen, und noch auſſerdem den britiſchen Geſandten zu Konſtantinopel und St. Petersburg Antworten auf etwaige Fragen zur Hand zu geben. Was das angebliche Verbot anbelangt, ſo muß man bemerken, daß es nur auf ſechs Monate lautet. Es iſt alſo klar, daß das Kabinet von St. James hofft, daß das Schickſal Griechenlands während dieſer Zeit entſchieden ſein werde; wobei man nicht unbeachtet laſſen darf, daß dieſe ſechs Monate eben in die Winterszeit fallen, wo die Türken gewöhnlich nicht Krieg zu führen pflegen. Man müßte ſehr beſchränkt ſein, wenn man glauben wollte, daß diplomatiſche Noten, welcher Art ſie auch ſeien, die Auflöſung der Plane des engliſchen Kabinets verhindern könnten, wenn es beurtheilte, daß die Angelegenheit Griechenlands reif wäre, und daß es an der Zeit ſei, ſich damit zum Vortheil Großbritanniens zu beſchäftigen. Was noch gewiſſer und noch bezeichnender ſein dürfte, iſt, daß Canning den Geſandten, die ihn um Erklärung über die letzten Begebenheiten in Morea befragt haben, geantwortet: daß er von dem Begehren der Griechen noch nicht offiziell unterrichtet ſei, und folglich darüber keine Erklärung zu geben habe. Uebrigens iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß die engliſche Waffenmacht auf den ioniſchen Inſeln ſehr verſtärkt, oder, wie man auf diplomatiſch ſagt: gänzlich erneuert worden iſt. Die Sprache Hamiltons, hinſichtlich der Neutralen, beweiſet ebenfalls zu Genüge, daß England keineswegs geſonnen ſei, die ſchon mehr als halb gewonnene Partie aufzugeben. Durch faſt unglaubliche Ausdauer und Muth iſt es den Griechen gelungen, in dieſem letzten Feldzuge einer gänzlichen Vernichtung zu entgehen, und mit Zuverſicht dürfen ſie erwarten, daß das chriſtliche Europa nun nicht mehr anſehen werde, einen entſcheidenden Antheil an ihrem politiſchen Schickſal zu nehmen. Wenigſtens darf man hoffen, daß die Verbrechen aufhören werden, die Europa und unſerm Jahrhundert zur ewigen Schande gereichen müſſen. Unbeſtreitbar iſt es erwieſen, daß Weiber und Kinder, die Beute von Sclo und Ipſara, von chriſtlichen Schiffen, unter der Flagge der chriſtlichen Mächte, nach Aegypten gebracht worden ſind, um dort öffentlich verkauft zu werden. Befolgt man alſo die Geſetze des Evangeliums, indem man auf der einen Seite Afrika an weiſſen Sklaven wieder erſetzt, was man auf der andern an ſchwarzen Sklaven ihm entnimmt?“——

Die eigentlichen Angelegenheiten Griechenlands haben ſich ſeit den Begebenheiten, die das Manifeſt der Nation veranlaßt hatten, um nichts gebeſſert. Der Seraskier Reſchid Paſcha hat auf's Neue Miſſolunghi förmlich belagert und mit mehrfachen Stürmen bedrängt, die vom 4 bis zum 25 September faſt unausgeſetzt fortwährten. Seine Angriffsplane, von europäiſchen Agenten geleitet, konnten nur an der verzweiflungsvollen Tapferkeit ſcheitern, von der die griechiſche Beſatzung der Feſte belebt wurde. Bereits auch hatte er am 23 ſich der Batterie Franklin bemächtigt, von der aus er die Stadt zu beſtreichen vermochte, und eine Beſatzung von 1500 Mann hineingeworfen, als die Hellenen plötzlich eine darunter angebrachte Mine ſprengen ließen und auf dem Trümmerhaufen wieder feſten Fuß gewannen. Endlich, nach den eben ſo vergeblichen Stürmen am 24 und 25, die den Türken bei 3000 der Ihrigen koſteten, hob der Paſcha die Belagerung auf und zog ſich bis zum Berge Calidu zurück, von wo er, wie man behauptet, ſich ſpäterhin, da er von dem größten Theil ſeiner Truppen, vorzüglich aber von den Albaniern, verlaſſen worden iſt, nach Arta begeben habe.

Ibrahim Paſcha feinerſeits bewegt ſich in dem Dreieck von Tripolizza, Riß und Navarino beſtändig auf und ab, bald Sieger, bald beſiegt in einigen unbedeutenden Gefechten mit den vertheilten Truppenkorps Kolokotroni's, und mit immer ſteigender Unruhe die Verſtärkung aus Aegypten erwartend, die ihm die Mittel zur Hand geben ſoll, wieder offenſiv zu verfahren, was er mit ſeiner bis auf 7000 Mann herabgeſunkenen Armee nicht vermag. Zu befürchten, oder vielmehr zu hoffen ſteht jedoch, daß ſowohl der Aufſtand in Candia, der faſt allgemein geworden iſt, als die Wachſamkeit des Admirals Miaulis, der die Flotte von Alexandria erwartet, ihm einen Strich durch die Rechnung ziehen werde. Was die Inſurrektion auf Candia anbelangt, ſo iſt ſie jetzt nicht mehr allein auf die Sphakioten, oder Gebirgsbewohner, beſchränkt, ſondern die ganze Inſel hat daran Theil genommen,

Digitized by Google

von 1000 Griechen unterstützt, die auf derselben gelandet sind. Bereits befinden sich die festen Plätze von Garabusa, Selino und Kissamo in ihrer Gewalt, und es steht zu erwarten, daß bald die ganze Insel vom türkischen Joche befreit sein werde, ein Ereigniß, das nebst der Zerstreuung der türkisch-ägyptischen Flotte, welche Ibrahim Pascha die sehnlich erwartete Verstärkung zuführen soll, von entscheidenden Folgen sein dürfte. Das Gerücht vom Tode dieses Barbaren, der einen seiner Generale, den Hussein Pascha von Candia, mit eigener Hand meuchelmörderisch erschossen, hat sich nicht bestätigt.

Das Unternehmen des heldenmüthigen Canaris, der in dem Hafen von Alexandria selbst die dortige Flotte in Brand stecken wollte, ist noch nicht nach seinem ganzen Werthe beurtheilt und gewürdigt worden. Wie es schändende Siege gibt, so kann es auch ehrenvolle Niederlagen geben, und zu den letzten gehört Canaris Versuch, der, unglücklicherweise für Griechenland, nicht gelungen ist, aber dennoch bewiesen hat, welches Entschlusses die Kühnheit der Hellenen fähig sei. Es scheint fast unglaublich, wie drei Brander es gewagt haben mögen, den so streng bewachten Hafen von Alexandria zu betreten, in welchem mehr als hundert Schiffe sich befanden, mitten unter ihnen sich in Brand zu stecken und, mit Hilfe zweier Kriegsfahrzeuge, glücklich zu entkommen. Traurig ist es, zu vernehmen, daß ein französisches Brigg mehrmals auf die Barke, in welcher der brave Canaris sich befand, geschossen habe, gleich, als sei der Kapitän einer christlichen Macht beauftragt gewesen, die Unerschrockenheit der Griechen zu bestrafen und ihrem Heroismus Grenzen vorzuzeichnen.

Wir haben oben schon ein Wort über Englands Politik fallen lassen. Wer sie apodiktisch erläutern wollte, der würde gewaltig weit links ausfahren. Man glaube doch nicht, daß das Organ der britischen Diplomatie eine Art von Bocca della verita sei.*) Will man etwas glauben, so vermuthe man mit einiger Berücksichtigung, daß die Seele des englischen Kabinets eine Art von Dämon sei, der ein Gefallen daran findet, sein etwas übermenschliches Wesen geltend zu machen und die Welt wie ein Marionettentheater zu dirigiren. Bedarf er eines Pamuff, so zieht er links, eines Pamfraz, rechts, eines Polichinell, in der Mitte. Dergleichen Kunststückchen sehen dann die ununterrichteten Zuschauer, welche die innere Maschinerie nicht kennen, und das Gewirr der bald gröbern, bald feinern Fäden nicht zu unterscheiden wissen, gewaltig in Erstaunen. Meint man, daß König Ahasverus, der dort zur Linken so viel Tapage macht, wirklich König Ahasverus sei? Man irrt sich; es ist nur Hanswurst im Purpurmantel vermummt. Aber Scherz bei Seite, was das britische Staatsgenie heutzutage so übermenschlich macht, das ist die Vernunft, das ist die genaue Befolgung der Lehren und Winke derselben, das sind die Resultate, die einem solchen Verfahren entfließen. Man findet einen treffenden Beweis davon in der Reduktion der Abgaben, die sich seit 1820 auf 10,016,900 Pfund Sterling, und für die Maurd und Atzise allein auf 6,760,000 Pf. St. belaufen. Der Ertrag dieser beiden Zweige betrug im J. 1820 35,234,805 Pf. St. Zieht man davon obige Summe ab, so hätte er sich jetzt nur auf 28,474,605 Pf St. belaufen sollen, dahingegen er in Wirklichkeit 35,926,866 Pf St. betrug, so daß in fünf Jahren der Handel um fünfundzwanzig Prozent zugenommen hat. Dieses System des Ministeriums hat denn auch nicht ermangelt, ihm das volle Zutrauen der Nation zu erwerben.

Der von Seiten des Kaisers von Brasilien an Lord Cochrane gerangene Befehl, nach Rio-Janeiro zurückzukehren, hat in England eben kein besonderes Aufsehen erregt, weil man auch bei dieser Gelegenheit die Einwirkung des Ministeriums bemerkte. Dagegen hat die Zurückhaltung der eben im Absegeln befindlichen, nach Griechenland bestimmten Schiffe, die Gemüther etwas mehr in Bewegung gesetzt, weil persönliches Interesse dabei kompromittirt wurde. Aber um so mehr die Ausrüster darüber schreien werden, um so besser; weil man es dadurch vielleicht so weit bringen kann, dem Kontinent glauben zu machen, dieser Familienspaß sei eine wirklich ernsthafte Angelegenheit. — Sowohl Strangford (jetzt Lord Pensburst), als Stratford-Canning sind an ihre wichtige Gesandschaftsposten nach Petersburg und Konstantinopel abgegangen. — Korfu ist zum Freihafen erklärt worden, ein Umstand, der ein Beitrag mehr zur wahren Ansicht der nächsten Pläne des britischen Ministeriums genannt werden kann. — Am 16. Oktober ist der Kapitän Parry unverrichteter Sache, und nachdem er eines seiner Schiffe im nordwestlichen Eismeere verloren hatte, von seiner Expedition zu London eingetroffen. — Die Eröffnung des Parlaments ist, durch eine königliche Bestimmung vom 1. November d. J. auf den 5. Januar des kommenden verlegt worden. Das Warum wird, nach dem Gesagten, Niemanden mehr zweifelhaft sein.

Frankreichs Ministerium sucht im gegenwärtigen Augenblicke die Politik des englischen einigermaßen nachzuahmen; aber leider will ihm das nicht recht

*) Ein Kopf von Stein, mit weitaufgesperrtem Munde, nahe bei der Kirche Santa Maria in Cosmedina zu Rom. Die galanten Frauen mußten ihre rechte Hand auf diesen Mund legen und schwören, daß sie unschuldig seien. Logen sie, so verschloß er sich — was jedoch niemals geschehen ist.

Digitized by Google

gelingen, eben weil die Sachen nicht ganz so, wie in Großbritannien, geschehen können. So ist nun zwar den mexikanischen Handlungsagenten die Erlaubniß ertheilt worden, in den Häfen von Marseille, Cette, Havre und Bordeaux zu residiren, wogegen französische Konsulate zu Vera-Cruz, Alvarado und Tampico etablirt werden sollten; aber diese Uebereinkunft ist durch nichts legalisirt worden, so daß man sie fast als nicht bestehend betrachten kann. — Die in Frankreich für Haiti abgeschlossene Anleihe von dreißig Millionen Franken trägt sechs pCt. Interessen und soll in fünfundzwanzig Jahren vollkommen zurückgezahlt werden. — Die französische Besatzung zu Cadix ist bedeutend verstärkt und viele Truppen sollen nach den Antillen eingeschifft werden. — Die Blatternwuth hat zu Paris und Lyon große Fortschritte gemacht. — Der französische General im Solde des Pascha von Aegypten, Marquis von Livron, ist zu Marseille angekommen, um einen Handel, wegen Erbauung von zwei Fregatten zu sechszig Kanonen, für seinen Herrn und Gebieter abzuschliessen. In derselben Stadt befinden sich bereits eilf Nonnenklöster, und, um das Dutzend voll zu machen, ist bereits ein Platz angekauft worden. In den Spitälern zu Paris werden jährlich 500,000 Blutegel verbraucht. — Lafayette ist zu Havre-de-Grace gelandet, vom Volke mit Jubelgeschrei empfangen und fast unter persönlicher Bewachung der Polizei auf seinem Landgute angekommen, von wo er sich nach Paris verfügt hat. — Zwei Söhne des tapfern Canaris haben gleichfalls den Boden Frankreichs betreten, um auf Kosten der philanthropischen Gesellschaft zu Paris erzogen zu werden. — Sir Hudson Lowe, der bekannte Gefängnißwärter von St. Helena, befindet sich in der Nähe von Versailles, im strengsten Incognito. — Das bei Bordeaux befindliche Lager soll nicht aufgelöset werden, sondern diesen Winter über stehen bleiben.

Spanien zeichnet sich noch immer durch dieselbe Verwirrung, dieselbe Unentschlossenheit, wird früherhin, vor ganz Europa aus. Bald wird eine Junta ernannt, bald wieder eine unterdrückt. Jetzt befindet sich die konstitutive Junta, das heißt die Junta, welche zu Allem Rath schaffen soll, an der Tagesordnung. Man muß gestehen, daß ihre Aufgabe eine der schwierigsten ist; denn es gehören nicht gemeine Mittel und Fähigkeiten dazu, die alte spanische Staatsverfassung wieder einigermaßen ins Gleis zu bringen. Zudem sind die Gäule, die sie fortschleppen sollen, obgleich von andalusischer oder kastilianischer Race, doch entweder blind oder vernagelt, so daß das Fuhrwerk mehr rückwärts als vorwärts kommt. Vor Allem soll besagte Junta sich damit beschäftigen, Geld herbeizuschaffen, denn dieser nervus rerum gerendarum ist es vorzüglich, woran die Monarchie, neben anderm, am meissen Mangel leidet. Taxon, der vor Kurzem erst ein Anleiheprojekt entworfen hatte, das aber nicht in Ausführung gebracht werden konnte, weil Niemand an Spanien, auf welche Bedingung es auch immerhin sei, etwas borgen wollte, ist auch jetzt wieder zu Rathe gezogen worden. Er hat sich jedoch mit der Aeußerung begnügt, daß, ohne die Anerkennung der Bons der Cortes, jedes Anleihen unmöglich, und daß es selbst nach diesem Zwangsschritte noch zweifelhaft sei.

Wie groß die Unordnung auf der Halbinsel sei, wird dadurch bewiesen, daß der weise Rath von Kastilien, der aber bis jetzt noch nichts als Unheil berathen, sich unterfangen hat, eine förmliche Protestation gegen die neue Konstitutionsjunta und deren Attributen, die nach ihm den Fundamentalgesetzen der Monarchie ganz zuwider sind, beim Könige einzureichen. Zudem haben seit Besseres Tod die Gährungen in fast allen Provinzen mehr zu- als abgenommen. In dieser Hinsicht zeichnet sich am meisten das Königreich Valenzia und nach ihm Arragon und Katalonien aus, wo man den nahen Ausbruch einer Insurrektion zu erwarten hat. Man weiß jetzt sehr bestimmt, daß das Kapital, welches von der Geistlichkeit zu Gunsten der Besseresschen Rebellion zusammengebracht worden war, sich auf zwanzig Millionen Franken belief, wovon jedoch die Polizei nur 1,800,000 hat mit Beschlag belegen können. Der berüchtigte Trappist ist nicht todt, sondern befindet sich noch immer in demselben Kloster. In Segovia hat der König der Seligsprechung eines Jesuiten beigewohnt und das Zipperlein bekommen. Die Verhaftungen von Mönchen und Geistlichen dauern fort, und die Verschwörungen zu Gunsten Karls V. dehnen sich immer mehr aus. Sie zeigen sich fast zugleich auf allen Punkten des Königreichs, zu Oviedo, zu Valenzia, zu Murzia und mehr im Innern. Der Plan der ersteren, an deren Spitze sich ein Chorherr des Kapitels befand, war, den König für gefangen unter den Händen seiner Minister zu erklären, eine Regentschaft zu ernennen und das Unterste zuoberst zu bringen.

Die nach Cuba bestimmte Expedition ist ganz heimlich von Ferrol abgesegelt, nachdem man die Mannschaft ohne Waffen auf die Schiffe transportirt, und sie durch zweihundert Verbrecher verstärkt hatte, die man kurz vorher aus den Gefängnissen entlassen. Das Alles hat jedoch nicht so heimlich geschehen können, daß die columbischen Korsaren, die sich zu Gibraltar befanden, nicht davon hätten Wind erhalten sollen, wonach sie sich ungesäumt zur Verfolgung dieser Expedition auf den Weg gemacht haben. Auch bei die-

Digitized by Google

fer Angelegenheit ist England wieder im Spiel. Man erinnert sich, daß vor einiger Zeit eine britische Flotte vor Ferrol kreuzte; zu welchem Zwecke, ob um den Aufbruch des spanischen Geschwaders zu decken, oder die Kolumbier davon zu unterrichten, oder ob Beides zugleich, das werden die Ereignisse der nächsten Zukunft beweisen.

Die Königin von Portugal ist neuerdings, im Palaste von Ramaillon begangener Unvorsichtigkeiten wegen, zu Queluz eingesperrt worden, und befindet sich unter weit strengerer Bewachung, als je zuvor. Das Schloß ist rings von Truppen umgeben, und Niemand darf weder hinein noch heraus. Man sagt, daß man einen Briefwechsel zwischen der Königin und den Häuptern der spanischen Karlisten aufgefangen habe, in welchem diese Letztern eingeladen wurden, ihre Unternehmungen auch auf Portugal auszudehnen, wo sie einer kräftigen Unterstützung versichert sein dürften.

Die Unterhandlungen zu Rio-Janeiro, unter Englands Vermittelung geführt, gehen ihren Gang fort, und man äussert bereits so viel darüber, daß die endlichen Resultate bei ihrer Erscheinung ein nicht geringes Staunen erregen dürften. Man kann diese Angelegenheit fast als einen Prüfstein der britischen Politik hinsichtlich Südamerika betrachten, weil sie durch die Umstände gezwungen werden wird, sich theilweise zu entschleiern, oder wenigstens ihre eigentlichen Absichten in ein helleres Licht zu stellen. — Der französische Admiral Rosamel hat am 18 März eine Audienz beim Befreier Bolivar gehabt, in der er den Wunsch Frankreichs äussert, mit Columbia in Freundschafts- und Handelsverhältnisse zu treten. — Halboffiziellen Nachrichten zufolge unterhandelt Haiti mit Spanien wegen Abtretung des spanischen Theils von S. Domingo, und man behauptet, daß der Handel bereits so gut als abgeschlossen sei. Der einzige verzögernde Umstand ist nur noch der, daß Spanien gleich baare Bezahlung verlangt, und die Negerrepublik die Anberaumung gleicher Zahlungstermine, wie in ihrem Geschäft mit Frankreich, begehrt. — In Lima hat man einen Ermordungsplan gegen Bolivar entdeckt. Der Befreier wolle sich, sagt man, für einige Zeit, wichtiger Unterhandlungen wegen, nach England begeben. — Die Regierung von Guatimala ist jetzt eben so fest konstituirt, als die aller übrigen Republiken Südamerika's. — Die Schlösser von Callao und S. Juan d'Ulloa, die letzten Punkte der spanischen Herrschaft in Amerika, werden zu Land und zur See belagert. — Ein gewisser Noa hat am Niagara, im Staate von New-York, eine neue Stadt, Namens Ararat, angelegt, die er ausschließlich zur Wohnung der Kinder Israels bestimmt, welche er nun durch eine Proklamation zur Einwanderung einladet.

Der Pabst ist fortwährend krank. Die Sentenz des Kardinal-Legaten gegen die Carbonari und ihre verschiedenen Verzweigungen, die sämmtlich des Hochverrathes beschuldigt werden, ist im Druck erschienen, und dient zu einem treffenden Beleg der Sitten- und Zivilisationsgeschichte unsers Jahrhunderts. Die päbstliche Regierung hat mit dem Straßenräuber und Mörder Gasparoni und dessen Bande einen Vergleich abgeschlossen, und ihn in demselben wie einen modernen Spartacus behandelt. Er spaziert nun auf der Engelsburg umher.

Die diesjährige Sitzung der niederländischen Generalstaaten ist am 17 Oktober zu Haag vom Könige mit einer Rede in holländischer Sprache eröffnet worden. Auch im Preußischen, zu Breslau und Merseburg, hat am 2 Oktober die Eröffnung der Landstände stattgefunden. Der König von Preußen ist von Paris wieder abgereist, und nach Berlin zurückgekehrt. — Die Krönung der österreichischen Kaiserin als Königin von Ungarn hat am 18 September zu Preßburg stattgefunden.

Am 13 Oktober ist der König von Baiern, der Vater seiner Unterthanen, der Freund des wahren Bürgers, der Gesetzgeber seines Landes, eines sanften Todes entschlafen. Maximilian Joseph war am 27 Mai 1756 geboren, und 69 Jahr 4 Monat alt. Sein Sohn und Thronerbe, König Ludwig (geboren am 25 August 1786), ist in jeder Hinsicht würdig, der Nachfolger eines solchen Monarchen, wie der Verstorbene war, zu sein. Ruhe und Segen der Asche des Gerechten! Baiern weint nicht allein auf dem Grabe seines Wohlthäters; auch Deutschland, auch die Schweiz haben seinem Andenken ihre Thränen geweiht.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Theater.

Die „Hoferlie", komische Oper in einem Aufzuge, ist neuerlich auf dem Theatre der Opéra comique zu Paris zum erstenmal gegeben worden. Die Handlung geht in Deutschland vor; ein Umstand, der an und für sich unbedeutend genug scheinen mag, der aber, durch seine Ausführung, unsere Leser immerhin zu interessiren im Stande sein mag. Bathilde, ein Ehrgeiziges und hinterlistiges Weib, hat die Gewalt, welche sie über das Herz des Großherzogs von Schwaben sich zu erwerben gewußt, dazu benutzt, den Staatsminister des Fürsten, den Grafen von Hermansfeld, zu verbannen. Der verunglimpfte Minister begibt sich an den Ort, der ihm zu seinem Exil angewiesen worden ist. Sein Wagen zerbricht, und da er seine Reise nicht fortsetzen kann, so begibt er sich nach einem nahen Schlosse, um dort das Recht der Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Dies Schloß aber gehört Bathilden, und wird von ihrer Schwester Luzinde und einer alten Gesellschafterin, Madame Tiffgarde, bewohnt. Luzinde ist gut, und um Hermansfeld

den sie nicht kennt, den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen, theeret sie ihn in ein Kabinet ein, das er nicht früher verlassen soll, als bis er seine Reise fortsetzen kann. Rudolph, Luzindens Bruder, kannt bald darauf an, verkündigt dieser, daß der Großherzog ihre Hand dem Baron von Pompernic, seinem neuen Kämmerer, einem sehr alternen Menschen, zugesagt habe. Der Zurn, der in der Nähe jagt, erscheint endlich selbst mit dem Herrn von Pompernic, an dem jedoch die schöne Luzinde durchaus kein Gefallen findet, weil sie lieber Großherzogin sein möchte. Sie giebt also dem schmachtenden Kinderer kurzen Bescheid, was auch ihr Bruder dagegen ein wenden mag, und — um kurzweg diese langweilige Geschichte zu beendigen, so kommt Hermanfeot's unschuld an den Tag, man weiß nicht recht, wie und wodurch; Luzinde wird Großherzogin, und Pompernic muß mit langer Nase abziehen, wie dies gewöhnlich auf dem Theater zu geschehen pflegt, wo der unbegunstigte Nebenbuhler immer ein Narr oder ein Geck sein muß.

Alterthümer.

— Das Haus des Dichters zu Pompeji (la casa del poeta), das man vor Kurzem entdeckt hat, ist durch seine bequeme innere Einrichtung, durch die Zierlichkeit seiner Ausschmückung, eins der merkwürdigsten Gebäude, welche man bis jetzt aufgefunden hat. Man erblickt an der Thur die Gestalt eines Wächterhundes, sehr hübsch und geschmackvoll aus Mosaik zusammengesetzt, und darunter die Worte: cave cane (gebt Acht auf den Hund). Auf dem Fußboden befindet sich ein anderes schönes Werk, ein Frauenzimmer vorstehend, welches mit dem Tibia spielt, ein Gerüst, der tragische Masken zeigt, und zwei Schauspieler, die eben in Szene treten wollen. Die beste Materei an den Wänden stellt einen Dichter oder Schauspieler dar, der eine Handschrift vor drei sehr schönen Frauen ablieset, die ihn mit Aufmerksamkeit anhören. Ein Schlafzimmer enthält eine fernere obscoena, welche so häufig in den Häusern von Herkulanum und Pompeji gefunden werden.

— In einem Felde zu Cobbenham in Suffolk (England) hat man eine kupferne Urne von dreithalb Zoll im Durchmesser gefunden, auf der sich oben der Kopf eines römischen Kaisers und unten eine Gruppe einverarbeiten befand, die einen seine Soldaten ermunternden Heroeal vorstellte. Die Büchse war fest verschlossen und konnte nur mit Mühe geöffnet werden. Darin fand man zwei rundehabene Metallspiegel, von der Größe einer Fünfschillings-Krone. Nahe dabei entdeckte man mehrere Medaillen von verschiedenen Kaisern, die meisten von Silber oder Kupfer, einige von Vespasianus, andere von Crispina Anausta, und sehr wohl erhalten. An derselben Stelle sind auch mehrere Urnen mit Menschenknochen ausgegraben worden. Aus dem alten ergibt sich, daß in der Nähe sich liegend eine romische Station befunden habe, und weil die Römer immer sich auf erhabenen Orten niederließen, so glaubt man allgemein, daß Bracon-Hill zu Cobbenham der Ort gewesen sei, wo ihr Lager aufgeschlagen habe. Bald nachher hat man die Spuren einer alten Heerstraße im Felde von Cobbenham entdeckt, die von dem alten Camulodunum nach Bracon Hill, und von dort nach Taestborough und nach Caister-Norfolk führte.

— Nach den dem Parlamente vorgelegten Aktenstücken befinden sich in England und Wallis 2,083,156 Häuser, die von 11,978,875 Menschen bewohnt werden. Aber 1,446,000 Häuser werden von Armen bewohnt, die von allen Abgaben frei sind, so wie 202,628 von Pächtern, die keine Taxe bezahlen; so daß die steuerpflichtigen Häuser nur auf 437,626 sich belaufen.

— Die höchsten Berge der Himalayakette (im Zentrum Asiens) sind der Dhawalagiri oder Weißberg (Montblanc), südöstlich vom heiligen See, unter 28° 40′ der Breite, der 8556 Meter (26,340 Fuß) hoch ist, und der Jawahir, der 7845 Meter (24,156 Fuß) mißt. Berechnet man nun den Chimborasso zu 6530 Meter Höhe, so ergibt sich daraus, daß der Dhawalagiri noch um 2026 Meter höher ist.

— Folgende Eintheilung der Erddberfläche schrint ziemlich genau berechnet zu sein: Alter Kontinent, Meere 3,290,500 Quadratstunden, Länder 4,602,500 Q. St.; neuer Kontinent, Meere 10,623,000 Q. St., Länder 2,250,000 Q. St.; im Ganzen, Meere 13,913,000 Q. St., Länder 6,852,500 Q. St.

— Man hat ganz neuerdings der Van Diemens-Insel, die 1642 von Abel Tasman entdeckt wurde, den Namen Tasmania beigelegt. Es ist also nothwendig, auch diesen Namen künftighin auf den geographischen Karten aufzunehmen.

— Die Sklavenbevölkerung in den englischen Kolonien beläuft sich auf 527,500 Seelen. In den westindischen, vorzüglich auf Jamaika, ist die Zahl der Weiber bei weitem stärker, als die der Männer, da hingegen in den ostindischen, wie z. B. auf der Isle-de-France, das umgekehrte Geschlecht zahlreicher ist. Diese Verschiedenheit rührt daher, weil die Männer zu viel stärkern Arbeiten, als die Weiber, angehalten werden, so daß auch die Sterblichkeit bei ihnen stärker ist. In Ostindien wurde der Sklavenhandel später, als in Westindien, verrotten, davon mag wohl der Ueberschuß der Männer herrühren.

— Ein neuer und sehr bedeutender Kanal soll im obern Kanada vom Oberste des Sees zum Ottawastrom gegraben werden. Er wird den Staat von York durchschneiden, der ehemals einer Wüste gleich war und nun von einer Million Menschen bewohnt wird.

— Der große Kanal von Nordholland ist beinahe ganz vollendet. Eine Fregatte von 44 Kanonen hat ihn zuerst beschifft. Von Amsterdam bis Nieuwediep ist der Kanal fünfzehn Stun, den lang. Er durchschneidet ein morastiges, aber sehr bevölkertes Land, und berührt mehrere Dörfer, so wie die Städte Purmerend und Alkmaar. Seine geringste Breite beträgt 120 Fuß. Er hat vier große Fallschleusen, durch welche ein Linienschiff vom ersten Range passiren kann, und zwei andere Schleusen von bemselben Umfange. Im nächsten Jahre sollen mehrere Dampfschiffe auf diesem Kanal erbaut werden, um die großen Handelsschiffe fortzuschleppen.

— Dreißig Verträge, welche die englisch-ostindische Kompagnie mit eben so vielen Fürsten in Indien abgeschlossen hat, und durch welche sich diese ihr unterworfen haben, sind letzthin in England bekannt gemacht worden. Der dritte davon ist von 1819 und die letzte vom 6 März 1824. Die Länder, welche auf solche Weise der englischen Oberherrschaft sich unterworfen haben, erstrecken sich von Arabien bis zum Königreiche Ava, und von Thibet bis zum Cap Comorin auf.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No 45. **Zweiter Jahrgang 1825.** 9 November.

Politische Oekonomie.

Die französische Gesellschaftshandlung der Industrie.

Der Associationsgeist ist in Frankreich noch ziemlich jung. Das Bedürfniß desselben ist im Volke; aber die Gewohnheit dazu fehlt ihm noch. Es ist schon ein Fortschritt zur Vervollkommnung, wenn man ein Bedürfniß darnach verspürt. Man war so weit noch nicht gekommen, als vor ungefähr zehn Jahren Alexander de Laborde zuerst die Kräfte und die Macht der Gesellschaftsverbindung in Rede stellte. Dazumal noch wurde das als eine ganz neue Entdeckung betrachtet, und eine der für die Menschheit nützlichsten Ideen wurde für eine leere Träumerei gehalten. Aber man ist seit zehn Jahren größer und älter geworden, und was der politischen Kindheit des Dezenniums als eine bloße Chimäre erschien, ist ihm nach und nach eine nothwendige Bedingung seines neubeginnenden Lebens geworden. Jedermann fühlt, daß, statt des gezwungenen Bandes, welches die Zünfte der alten Gesellschaft bildeten, man ein freiwilliges Band schaffen müsse: einen ebenfalls mächtigen und mit einer weit vorgeschrittenen Zivilisation allein übereinstimmenden Verbindungsgrundsatz. Die Individuen können nicht mehr isolirt bleiben. Der Mensch hat in seiner Vereinzelung nicht Stärke genug, weder zur Arbeit, noch zum Widerstande. Vielleicht sind wir noch weit entfernt von der Zeit, wo die politischen Interessen durch vereinte Kräfte beschützt und gesichert werden dürften. Wie dem auch sei, so ist es schon immer ein großer Gewinn, daß die Macht der Vereinigung bereits auf die materiellen Interessen anwendbar gemacht wird und das Bestreben der Industrie unterstützt. Darin liegt der Keim, aus dem früh oder spät eine herrliche Pflanze emporstreben wird. Wir haben Versicherungsgesellschaften gegen Feuersbrunst und Hagelschlag, mit der Zeit auch werden wir Vereine edler Männer zur Gewinnung und Befestigung bürgerlicher und gesetzlicher Freiheit haben.

Unser Jahrhundert ist das der Wunder der Industrie. Seit dreißig Jahren hat England, Frankreich und ganz Europa, in dieser Hinsicht, Riesenschritte gemacht. Aber wir sind noch lange nicht am Ziele des menschlichen Scharfsinns und seiner Kräfte. Fast jeder Tag wird durch eine neue Verbesserung oder Vervollkommnung bezeichnet. Neue Mächte werden täglich uns unterworfen, um die unserige bis in's Unendliche zu vermehren. Neue Verfahrungsarten werden entdeckt, um die unsern Bedürfnissen entsprechenden Substanzen, welche die Natur uns darbietet, besser auszubilden. Die Thätigkeit ist erstaunlich und der Gang sehr schnell. Aber diese Bewegung, wie rasch sie auch immerhin sein mag, kann doch noch vermehrt werden. Einige Hindernisse halten sie noch auf. Sie rühren theilweis von den Regierungen her, und können daher auch nur von der obersten Gewalt beseitigt werden, wie z. B. die Fesseln, die dem Handel angelegt werden. Theilweis sind sie nachgiebiger, oft mehr aus natürlichen als politischen Ursachen entspriessend, so daß sie leichter unterdrückt werden können. Die Trennung der Talente und der Kapita-

Digitized by Google

lien ist ein Hinderniß dieser Art, welches die französische Gesellschaftshandlung der Industrie zu bekämpfen sich vorgenommen hat.

Bei der Erzeugung der Reichthümer ist es der Scharfsinn einzelner Menschen, der das Gewebe der Möglichkeiten durchschauet, die einzelnen Fäden ergreift, sie nähert, verbindet und dadurch neue Entdeckungen an's Licht befördert. Aber es ist nicht allein genügend; denn die herrlichste Erfindung bleibt unfruchtbar, wenn es dem Geiste, der sie erzeugt hat, an der physischen Kraft gebricht, sie in Ausführung zu stellen. Diese physische Kraft wird durch Kapitalien gewährt, die wieder ihrerseits nichts erzeugen können, wenn ihnen der schaffende Geist fehlt. Wenn die Menschen, denen die Natur große Talente verliehen hat, auch zugleich Reichthümer besäßen, so würde freilich Alles besser gelingen; da dieser Fall jedoch nur sehr selten statt findet, so muß man darin beinahe ein Naturgesetz erblicken, welches bestimmt, daß der talentvolle Mann des reichen Mannes, und dieser hinwieder jenes bedürfen solle, um sich gegenseitig größere Genüsse zu verschaffen.

Der Kredit, der dieser anscheinenden Unordnung abzuhelfen vermag, ist noch großer Vervollkommnung fähig. Es geschieht sehr oft, daß es den Kapitalisten an Zutrauen, oder an Beurtheilungskraft gebricht. Sie besorgen oft, sich in ein neues Unternehmen einzulassen, dessen vollkommenes Gelingen sie nicht recht begreifen können. Die Entwickelung des Kredits mehr auszudehnen, das ist der Zweck der französischen Gesellschaftshandlung, und dem Kredit die Kraft der Verbindung anzuneigen, das ist ihr Mittel. Dieser Gedanke ist eben so neu als groß, eben so weise als folgereich.

Die Vortheile einer Verbindung auf die Individuen im Kreditwesen sind erwiesen. Eine Verbindung kann mehr Kenntnisse an sich ziehen, und ihre Stärke flößt ihr Vertrauen ein. Das Kapital der neuen Gesellschaft ist sehr beträchtlich und gibt ihr die Versicherung ihrer Macht. Die Namen ihrer vorzüglichsten Stifter stehen gut für ihre Umsicht und Weisheit. Alle Bedingungen des Erfolgs sind also erfüllt.

Die Gesellschaft befaßt sich mit den bereits bestehenden Industriezweigen nicht; sie beschäftigt sich allein nur mit dem, was die Zukunft noch zu erzeugen vermag. Sie folgt nur dem fortschreitenden Gange, und leiht ihre Hilfe überall, wo eine vernünftige Hoffnung des Gelingens sich zeigt. Alle neuen Unternehmungen haben ein gleiches Recht auf ihre Unterstützung, mögen sie nun den Ackerbau, die Manufaktur-Industrie, oder den Handel betreffen.

Dieser Entwurf, wollte man selbst nur die ökonomischen Berechnungen beachten, verspricht ein doppeltes Resultat. Von der einen Seite werden die Kapitalien der Industrie dargeboten, von der andern wird den Kapitalien eine nützliche Verwendung gewährt. Auf solche Weise werden die beiden größten Bedürfnisse unserer Zeit befriedigt. Das allgemeine Resultat für das Land ist die Zunahme des Reichthums mit allen seinen Folgerungen. Möge dieses auffallende Beispiel nicht verloren gehen, möge es nicht allein in Frankreich, sondern überall, nachgeahmt werden, und bald wird die beglückende Industrie Armuth und Elend verdrängen. Man wird nicht mehr so viele Länder und Gegenden in einem Zustand der vollkommensten Entbehrung sehen, der der alten Feudalbarbarei noch so nahe verwandt ist. Dahin sollen aufgeklärte Männer, wahre Freunde ihres Landes, ihr Bestreben richten, unbebaute Landstrecken beleben und die Bewohner unwirthbarer Gegenden, die, so zu sagen, noch außerhalb der Grenzen der Zivilisation sich befinden, zur industriellen Thätigkeit einladen; denn die Industrie allein vermag sie zu zivilisiren. Die Nachforschungen des Geistes sind das Erbtheil einer kleinen Zahl Menschen; aber die industriellen Arbeiten sind das Leben großer Massen.

Der neue Verbindungsplan verdient also vorzüglich in philosophischer Hinsicht großes Lob. Es war unserm Jahrhundert vorbehalten, die Vervollkommnung auf eine überlegte, klare und systematische Weise zu verfolgen. Früherhin schritt man blindlings fort, und kam vorwärts, ohne es zu wissen. Wir hingegen bestimmen unser Ziel und streben ihm zu, nachdem wir vorher den Weg überschaut und durchforscht haben, den wir überschreiten sollen. Daher rührt unsere Ungeduld und unser Verlangen nach der Zukunft, daher das schnelle Fortschreiten der Zivilisation, unabhängig von derjenigen der Regierungen, und eben so sehr über ihr Widerstreben als ihre Nichttheilnahme erhoben. Einige leere und systematische Geister, für welche die Industrie nur eine Quelle des Luxus und der Verderbtheit ist, werden über Verschlimmerung der Sitten schreien und uns die Rückkehr der Barbarei prophezeihen, weil wir aufgeklärter und unterrichteter als unsere Väter sind. Auch die neue Gesellschaftshandlung wird von ihren Angriffen nicht verschont bleiben, eben so wenig, als sie die übrigen neuen Anstalten verschont haben. Sie bemerken nicht, daß die Arbeiten, deren Zweck der Wohlstand ist, einen Theil unserer Bestimmung ausmachen, und daß etwas Diesmoralisches in dieser Eroberung des Menschen über die Kräfter der Natur liegt. Die Vervollkommnung der Menschheit zertheilt sich in mehrere Zweige, von denen jeder seinen Zeitraum hat. Der unserige ist vorzüglich industriell, andere sind außerordentlich religiös gewesen. So entsteht unter den Jahrhun-

Digitized by Google

derten eine Art von Theilung, und jedes hat eine gewisse Zahl moralischer Räder, von denen jedes seine besondere Bestimmung hat. Bei dieser Vertheilung des Werks konnen die Aufgaben weder empfangen, noch genommen werden. Welches nun auch der herrschende Karakter sei, so kann Gutes geschehen, wo es Fortschritte gibt. Darum, ohne der Industrie ein entschiedenes Vorrecht vor den andern Zwecken, die den Menschen beschäftigen können, zuzugestehen, bewundert der wahre Philosoph Alles, was gut und nützlich ist, er lobt die Dampfmaschinen und betrachtet alle gemeinnützigen Anstalten, wie die französische Gesellschaftshandlung der Industrie, als eine Wohlthat für die Menschheit.

Die Zunahme des öffentlichen Reichthums in England.

Die Zivilisation unserer Tage hat dem alten Baume der Geschichte einen neuen Zweig aufgepfropft: „den Zweig des Reichthums". Die Annalen des Alterthums erwähnten nur die Siege und Eroberungen. Unsere Vorfahren zollten nur den Beschreibungen blutiger Schlachten und Waffenthaten ihren Beifall. Ihre Statistik bestand in der Zählung der Gefangenen und in der Schätzung der gemachten Beute. — Seitdem hat die Industrie die beständigen Kriege verdrängt, und ein neues, überraschendes Schauspiel stellt sich den Blicken dar. Es ist nicht mehr der feindthierische Kampf des Menschen mit dem Menschen, sondern das mehr geistige Ringen des Menschen mit der Natur. Die Uebung der Macht hat sich veredelt, die Eroberungen und Siege sind glänzender und erfreulicher geworden. Watt ist eben so gut ein Eroberer, als Alexander; aber die Triumphe des Ersten kosten der Menschheit weder Thränen noch Blut.

Die Fortschritte der Industrie, dieser unerschöpflichen Quelle des Volksreichthums, haben, mit dem Beginnen unsers Jahrhunderts, die Aufmerksamkeit aller denkenden Menschen angezogen, und die größere Theilnahme an denselben ist bald allgemein geworden. Es ist ja so natürlich, so reinmenschlich, daß man sich für das interessirt, was nicht allein einzelnen Personen, sondern einer ganzen Volksmasse nützlich ist, daß man es beinahe unbegreiflich findet, wie es noch Menschen geben könne, die mit Mund und Hand einer größern Verbreitung des Wohlstandes entgegenarbeiten. Sie gleichen, oder vielmehr sie übertreffen darin noch unsere Vorfahren im Mittelalter, für die weder die Einfuhr der Wolle, noch die Zunahme der Bevölkerung etwas Anziehendes hatte, und die nur durch die Geschichte eines Turniers, oder durch das Gemälde eines belagerten Schlosses einigermaßen aus ihrer moralischen Schlaffheit aufgeregt werden konnten.

Mit Hilfe der veredelten Vernunft stehen wir, glücklich genug! jetzt nicht mehr auf demselben Punkte. Wir bekümmern uns um Turniere und Burgfälle eben so wenig, als um die Mährchen des Nübezahl und des sogenannten Zauberrings. Die Anlage eines neuen Instituts oder einer Manufaktur, die Erfindung oder Verbesserung einer Maschine ist von überwiegendem Interesse für uns. In dieser Hinsicht erregt vorzüglich England durch die schnelle Bewegung seiner Industrie, die fast ans Wunderbare grenzt, unser Erstaunen und unsere Bewunderung. Deshalb theilen wir unsern Lesern eine gedrängte Uebersicht von der „Zunahme des öffentlichen Reichthums" in diesem Lande in den ersten zwanzig Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts mit. Die nachfolgenden Mittheilungen sind offizell, und finden sich in den Aktenstücken des britischen Parlaments.

Oeffentliche Bauten.

Die große Zahl der neuen Bauten beweiset den Ueberfluß des baaren Geldes, und zwar auf doppelte Weise: weil man ohne baares Geld nicht bauen kann, und weil die Wohnungsausgabe immer in einem gewissen Verhältnisse mit den übrigen Ausgaben steht, folglich jede Vermehrung im ersten Falle auch auf eine Vermehrung im letzten schliessen läßt, woraus sich eine Zunahme im Gesammtverbrauch, und mithin im Reichthum ergibt. Im Jahre 1801 belief sich die Zahl der bewohnten Häuser in ganz England (Wales mit inbegriffen) auf 1,580,923. Bis 1821 hatte sich diese Zahl bis auf 2,088,156 vermehrt. Also in zwei Dezennien eine Zunahme von 507,233, oder ungefähr eines Drittheils. London, mit Einschluß der äußern Pfarreien, enthielt im J. 1801: 121,229 Häuser und 861,845 Einwohner, im J. 1821 aber 164,681 Häuser und 1,225,694 Einwohner. Man bemerkt daraus, daß das Verhältniß in Zunahme der Gebäude und der Bevölkerung nicht immer dasselbe ist; denn in diesem Falle hätte die Zahl der neuen Häuser zu London sich auf 12,000 belaufen müssen. In einigen Manufakturstädten ist diese Verschiedenheit noch auffallender. Von 1801 bis 1821 hat sich die Zahl der Einwohner zu Manchester auf 68 Prozent vermehrt, und die der Häuser nur auf 56, zu Birmingham Einw. 49 Prozent und H. 45, zu Nottingham Einw. 43 Proz und H. 40, zu Leads, Derby und Carlisle hat sich dagegen das Gleichgewicht übereinstimmend gezeigt.

Die „Ziegeltaxe", im Jahr 1784 eingeführt, gewährt das beste Criterium von der Zunahme der Bauten. Die Zahl der Ziegel, welche die Taxe bezahlt haben, war:

Digitized by Google

Mittlere Zahl der Jahre.		Ziegel.
1785, 86, 87	=	468,405,628
1801, 2, 3	=	728,447,065
1811, 12, 13	=	934,065,839
1821, 22, 23	=	1020,289,183

Kanäle.

Man weiß, daß England von Kanälen überdeckt ist. Aber welche Interessen tragen sie den Kapitalien, die auf ihre Erbauung verwendet worden sind? Es ist leicht, diese Frage zu beantworten. Fast alle Kanäle gehören Gesellschaften an. Wir theilen die Resultate mit, welche die Rechnungsablagen von achtzig dieser Gesellschaften darstellen: Dreiunddreißig derselben haben ausgegeben oder werden noch ausgeben 3,734,910 Pfund Sterling, und haben noch keine Dividenden bezahlt. Vierzehn andere haben 3,073,678 Pf. St. ausgegeben, und bezahlen 92,281 Pf. St. Dividenden. Zweiundzwanzig andere haben 2,196,000 Pf. St. ausgegeben, und bezahlen 162,400 Pf. St. Dividenden. Elf andere haben 2,073,300 Pf. St. ausgegeben, und bezahlen 216,024 Pf. St. Dividenden. Endlich zehn andere haben 1,127,230 Pf. St. ausgegeben, und bezahlen 311,554 Pf. St. Dividenden. Folglich beläuft sich die Gesammtausgabe aller achtzig Gesellschaften auf 13,205,117 Pf. St., und die Dividenden auf 782,257 Pf. St. im gegenwärtigen Zustande. Das Interesse ist ungefähr 5¾ Prozent.

Dampfmaschinen.

Vor nicht ganz fünfzig Jahren wurde die erste Dampfmaschine nach Watt's Grundsätzen erbaut. Nach Partington's Berechnung gab es im J. 1822 deren 10,000 in England, welche die Arbeiten von 200,000 Pferden ersetzten.*)

Baumwolle, Wolle, Seide.

Gegen das Jahr sechszehnhundert begann man in England die Baumwolle zu bearbeiten. Die Fabriken in der Nähe von Manchester waren schon im J. 1641 in blühendem Zustande. Aber bis 1760 war man noch nicht so weit gekommen, einen Stoff aus reiner Baumwolle bearbeiten zu können. Seit dieser Zeit hat jedoch dieser Industriezweig, mit Hilfe der Maschinen, eine außerordentliche Entwickelung genommen. Die Einfuhr der rohen Baumwolle betrug, in mittlerer Schätzung, in den Jahren 1765 bis 1767 nur aus 4,241,364 Pfund. Seitdem erhob sie sich jährlich, nach einer mittlern Schätzung:

in den Jahren 1801, 5, 6 auf 59,908,673 Pfund, und
— — — 1822, 23, 24 auf 153,799,302 Pfund.

Anfangs machte man nur grobe Stoffe, späterhin feine und kostbare, wie den Sammet und Musselin. Ein Pfund Baumwolle, das drei Schilling kostet, wird jetzt in ein Stück Musselin von sechs Pfund Sterling Werth verwandelt. Die Ausfuhr der baumwollenen Zeuge in drei verschiedenen Zeiträumen war, nach mittlerer Schätzung, jährlich folgende:

1765, 66, 67	=	223,154 Pf. Sterl.
1804, 5, 6	=	8,731,919 —
1822, 23, 24	=	26,128,221 —

Vom Anfange der Regierung Georgs III schreiben sich die großen Fortschritte in der Fabrikation der wollenen Zeuge her. Man hat es so weit gebracht, durch Maschinen alle Arbeiten zu verrichten, zu denen man ehemals der Menschen bedurfte. Ungeachtet der Konkurrenz der fremden Manufakturen, hat sich die Ausfuhr der englischen Tücher immer vermehrt. Weder die englische, noch die spanische Wolle ist hinreichend gewesen, dem Bedürfnisse der Fabriken zu entsprechen, und man hat sie aus Preußen, Sachsen und andern Ländern des Festlandes bezogen, die bis dahin Großbritannien nie damit versorgt hatten.

Die Einfuhr der Wolle hat seit dreißig Jahren auf eine fast unglaubliche Weise zugenommen. Die mittlere jährliche Schätzung derselben war 1788 bis 1790 nicht mehr als 2,911,499 Pfund, in den Jahren 1822 bis 1824 hingegen jährlich 18,884,876 Pfund. Die Ausfuhr ist nicht in demselben Verhältnisse bedeutender geworden, woraus sich auf einen großen Verbrauch im Innern schließen läßt. Sie war nach einer mittlern Schätzung jährlich:

1765, 66, 67	für	4,630,384 Pfund Sterl.
1804, 5, 6	für	5,667,551 —
1822, 23, 24	für	6 200,548 —

Eine Anekdote beweiset, wie schnell die Bearbeitung der wollenen Stoffe in England sein könne. Sir John Throgmorton präsidirte einer Gesellschaft von Fabrikanten. Er hatte ein Kleid an, dessen Urstoff noch am Morgen bei Sonnenaufgang vom Schafe getragen wurde. Also war, in Zeit von zwölf Stunden, das Schaf geschoren worden, man hatte die Wolle gewaschen, gekämmt, gesponnen und gewebt, das Tuch gereinigt, gewalkt, gefärbt, getrocknet und geglättet, so daß um sieben Uhr Abends das Kleid aus den Händen des Schneiders hervorging und getragen werden konnte. Ein merkwürdiges Beispiel von der fast unglaublichen Macht der Industrie.

Die Fabrikation der seidenen Zeuge ist für die englische Industrie von großter Wichtigkeit, und mehrere

*) Der Erbauungspreis der Dampfmaschinen ist nach ihrer Stärke verschieden. Die kleinern kosten 100 Pf. St. für jedes Pferd, und die größern, in demselben Maaße, nicht ganz 40 Pf. St. Der Kohlenverbrauch beträgt einen Scheffel (Mütt), oder 84 Pfund stündlich, für eine Maschine von der Stärke von zehn Pferden. Diese Quantität ist geringer in den größten Maschinen.

Digitized by Google

hunderttausend Arbeiter beschäftigen sich damit. Eine große Veränderung ist in der Erzeugung des Urstoffes vorgenommen worden. Der Seidenbau hat sich in Indien mehr ausgedehnt und vervollkommnet. Die bengalische Seide kann die italienische für die geringern Stoffe ersetzen. Anfänglich bedrückten schwere Abgaben die Einfuhr der Seide, und die Gesetze wollten die Gehalte der Arbeiter bestimmen. Die durch diese Verordnung veranlaßten Unruhen nöthigten mehrere Unternehmer, London zu verlassen, und ruhigere Orte zur Begründung ihrer Manufakturen zu suchen. Daher rührt das schnelle Aufblühen von Paisley. Demungeachtet hat in der letzten Zeit die Seidenfabrikation eine große Entwickelung genommen, wie man aus der Einfuhr des Urstoffes schliessen kann. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Einfuhr der gewundenen Seide mit der der rohen in keinem Verhältnisse steht. Nach Abzug der geringen Ausfuhr ist nach mittlerer Schätzung jährlich eingeführt worden:

				roher Seide.	gewundene Seide
1765,	66,	67	=	352,130 Pfund	363,498 Pf.
1785,	86,	87	=	547,605 —	337,860 —
1802,	3,	4	=	967,805 —	384,506 —
1822,	23,	24	=	2,172,401 —	386,691 —

(Der Beschluß folgt.)

Die Gefängnisse von New-York.

(Fortsetzung.)

„Nach der Abreise dieser Unglücklichen“, fuhr Fly-Allan fort, „dachte ich auf ein Mittel, mich so schnell als möglich nach den vereinigten Staaten zu begeben. Mit Mac-Neil, dem Kapitän des Handlungsschiffes, der Triton, hatte ich meine Ueberfahrt verdungen, und war ungeduldig, unter Segel zu gehen; aber wir mußten günstigen Wind erwarten, ehe wir den Hafen verlassen konnten.

„Wahrlich, nicht ohne innere Bewegung sah ich die steilen Küsten Irlands vor meinen Augen fliehen, und in der Ferne wie leichtes Nebelgewölk entschwinden. Zum ersten Male empfand ich jenes tiefe Gefühl, welches den Menschen an die vaterländische Erde fesselt, und sein Herz bedrängt, wenn das Schicksal ihn neuen und unbekannten Himmelsstrichen zuführte. Ich versiel in ein langes Nachdenken; eine große Bildermenge erfüllte mein Gemüth; ich erinnerte mich selbst jedes meiner Knabenspiele, und seufzte tief auf, in dem Gedanken an meine Mutter.

„Unsere Schiffahrt war bis zur Höhe der Bermuden äußerst glücklich; da aber hatten wir Gegenwind, der Himmel verfinsterte sich, der Ozean wogte hoch auf, und ein fürchterliches Ungewitter brach über uns aus. Die Gefahr war eben nicht drohend, und die Erfahrung und Geschicklichkeit des Kapitäns Mac-Neil verscheuchten alle Furcht; aber die heftigen und unregelmäßigen Bewegungen des Schiffes verursachten mir ein außerordentliches Unwohlbefinden. Ich verfiel auf einer unbeschreiblichen Entkräftung in eine vollkommene Niedergeschlagenheit; ich war wie vernichtet und des Lebens satt, ja, ich hätte selbst dem Dank gewußt, der mich ins Meer geworfen und mich von den schrecklichen Schmerzen befreit hätte, von denen die Erfahrung allein eine Idee zu geben vermag. Ich schleppte mich unter's Verdeck, und unempfindlich gegen das Brausen des Meeres, hatte ich mich, fast ohne alle Bewegung, auf den Boden niedergeworfen und die Augen geschlossen, als eine wohlbekannte Stimme mich aus meiner Schlaftrunkenheit erweckte, und eine plötzliche Umwälzung in mir hervorbrachte. Es war wiederum meine arme Mutter, die sich, mir unbewußt, auf ebendemselben Schiffe befand, welches mich weit von ihr entführen sollte.

„‚Sei nicht erstaunt, mich zu sehen, liebes Kind!‘“ sagte sie zu mir: „‚Ich habe von Sophie Graham selbst erfahren, daß du zu Cork dich befindest, und ich habe mich in aller Eile dorthin begeben. Es ist mir nicht schwer gewesen, zu entdecken, daß du auf das Schiff des Kapitäns Mac-Neil dich einschiffen wolltest, und ich habe mich der Zahl der Passagiere angeschlossen. In deine Betrachtungen versenkt, daß du mich nie bemerkt. Ueberdem war ich mit einem Schleier bedeckt, und erwartete den günstigsten Zeitpunkt, mich dir zu zeigen, ohne dich einer zu starken Bewegung auszusetzen. Aber ich habe dich leidend gesehen, und dem Verlangen nicht widerstehen können, dir Erleichterung darzubieten.“

„Ich vermochte nicht zu sprechen, und begnügte mich, ihre Hände zu küssen. Sie legte mein schwaches Haupt in ihren Schoos. „Glaubst du, mein Heinrich,“ fuhr sie fort, „daß ich je getrennt von dir leben könnte? Weißt du es nicht mehr, daß du der einzige Gegenstand aller meiner Neigungen, das einzige Band bist, welches an dieses Leben noch mich fesselt? Wie vermöchte ich es, deine Abwesenheit zu ertragen? Du hättest an die Schmerzen denken sollen, welche mich bei der Nachricht ergriffen, daß du unser Land verliessest, um es vielleicht nie mehr wiederzusehen. Aber ich will mich über dein Betragen nicht beklagen. Sei nicht muthlos, mein lieber Sohn! das Uebel, welches dich jetzt drückt, ist nicht gefährlich, es wird mit dem Sturme vorübergehen, der bereits allmälig nachzulassen beginnt.“

„Der Himmel wurde heiterer, und das Meer war minder bewegt; bald ließ der wüthende Mittagswind nach. Ein erfrischender Luftzug erhob sich aus Nordost, schnellte unsere Segel, und führte uns

Digitized by Google

erſchienſt, als dein erſter Blick das Verlangen in mir erweckte, zu leben und mein übriges Daſein dir zu weihen.

„„Heinrich! mein lieber Heinrich!“ rief meine Mutter aus, „wenn du auch diesmal noch meine Bitten verſchmähſt, ſo verlaſſe ich dieſen Ort des Schmerzes nicht mehr, ſo ſterben wir mit einander. Ohne die Unterſtützung dieſes lieben Kindes hätte ich nicht mehr zu dir zu kommen vermocht. Sie beklagt dein unglückliches Geſchick; du allein biſt ohne Erbarmen. Sie vereinigt ſich mit mir, um dich zu dir ſelbſt zurückzuführen. Wirſt du grauſam genug ſein, unſerm gemeinſchaftlichen Verlangen zu widerſtehen?“

„„Wenn es noch Zeit iſt, ſo willige ich ein, zu leben!“ antwortete ich mit faſt erſtickter Stimme. Bei dieſen Worten war Hannah verſchwunden und erſchien bald darauf wieder, eine Schale mit reiner Milch tragend, die ſie neben mir hinſtellte. Sie folgte allen meinen Bewegungen mit großer Aufmerkſamkeit, und als ich die Schale an meine Lippen trug, belebte ein ſanftes Lächeln ihr Geſicht. „Euer Heinrich iſt gerettet!“ ſagte ſie zu meiner Mutter.

„Verzeihung! wenn ich lange bei dieſen Begebenheiten verweile, die Ihnen ohne vieles Intereſſe ſcheinen werden. Es geht mir wie dem alten Soldaten, der die wechſelnden Schickſale ſeiner frühern Laufbahn zu erzählen liebt, und mit Gefallen bei den mindeſten Umſtändlichkeiten der Gefahren verweilt, denen er entronnen iſt.

„Sie ſind über das Betragen Hannah's nicht erſtaunt, da Sie unſere Sitten kennen. Herrn Patterſon's Theilnahme, die rührenden Klagen meiner Mutter, die Sonderbarkeit der Begebenheiten, deren Opfer ich geworden, hatten ihr Verlangen erregt, mich zu ſehen, und da ſie zugleich eine gute Handlung verrichten konnte, ſo vermochte ſie es nicht länger, dieſer Verſuchung zu widerſtehen.

„„Es iſt gewiß,“ entgegnete ich auf dieſe Bemerkung Fly-Allan's, „daß bei uns in Europa der Beſuch, deſſen Sie erwähnt haben, den gewöhnlichen Regeln des Anſtandes zuwider ſcheinen würde. Die jungen Mädchen ſind im Allgemeinen dort ſtrenger bewacht, als hier zu Lande, aber anderſeits ſind die Frauen auch viel freier, als die hieſigen. Sie erlauben ſich Freiheiten, die hier unanſtändig ſcheinen würden, und tragen das Eheſklavenjoch ſo leicht als ſie nur immer können. „Das ſei“, meinen ſie, „ſo in der Regel.“ Daher darf man auch nicht fürchten, daß ſie je Hand an ihre Abſchaffung legen werden.“

„Die Zeit iſt vielleicht nicht mehr fern“, ſagte Fly-Allan, „wo die jungen Amerikanerinnen weniger Freiheit, und vielleicht auch weniger Unſchuld haben werden, als jetzt. Die europäiſchen Ideen gewinnen immer mehr Raum, und das iſt, glaube ich, ein Unglück für uns. Aber ich komme wieder auf die Erzählung meiner Begebenheiten zurück.

„Sobald ich den Entſchluß gefaßt hatte, zu leben, war meine Mutter ruhiger geworden, und ihre Geſundheit war bald wieder hergeſtellt. Man erlaubte ihr, mich fleißig zu beſuchen, bis meine Kräfte ganz wiedergekehrt ſein würden. Hannah kam nicht mehr; aber ihr Bild war in das Innerſte meines Herzens gegraben, ſeine Gegenwart begeiſterte meine Einbildungskraft und bezauberte meine Träumereien. Mit meiner Mutter ſprach ich von ihr, ihr geweihter Name lehrte unaufhörlich in unſere Unterhaltung zurück. Ich weiß nicht, welcher Hoffnungsſtrahl die Zukunft mich erblicken ließ, aber ich empfand eine Ruhe, die nicht mehr die der Entkräftung war.

„Meine Mutter ſagte mir, daß Miß Patterſon täglich nach mir ſich erkundige, und daß ſie erwarte, mit Genauigkeit meine neuen Pflichten mich erfüllen zu ſehen. Dieſe Worte waren mir genügend. Nachdem ich meine ganze Kraft wieder erlangt hatte, verlangte ich Arbeit, und ſuchte unter allen dieſenige aus, welche am meiſten Stärke und Thätigkeit verlangte — ich wurde Zimmermann. Es machte mir Freude, ſchwere Laſten fortzuſchaffen, die Art zu führen und ungeheure Eichen zu behauen. Dieſe Art von Arbeit, für welche ſich nur wenige Arbeiter fanden, diente mir im Hauſe zur Empfehlung, und zog mir eine Art von Achtung von Seiten der übrigen Gefangenen zu. Jedesmal, wenn Herr Patterſon ſein Amt als Aufſeher ausübte, verlangte er mich zu ſehen, und ſprach freundlich mit mir. Er unterhielt mich von den Vortheilen eines arbeitſamen Lebens, von der Gemüthsruhe, welche ein regelmäßiges Leben gewährt, von dem Glücke, welches mit der Ausübung der Tugend verbunden iſt. Seine Beſuche währten nur einige Augenblicke, aber jeder ließ eine Spur in meinem Gedächtniſſe, einen Eindruck in meinem Herzen zurück.

„Herr Pownal ſeinerſeits unternahm es, mir ein tieferes Gefühl für die Religion einzuprägen. Damit hatte ich mich bis zu dieſem Zeitpunkt am wenigſten beſchäftigt. Ich dachte mehr an Gegenwart, als an Zukunft, hatte eine außerordentliche Gleichgültigkeit für alle Religionsübungen, und betrachtete überhaupt die Prieſter als eine Klaſſe ehrgeiziger Menſchen, die an nichts, als an die Erreichung irdiſcher Abſichten, auf den blinden Glauben des Volks gebaut, trachten. Offenherzig geſtand ich Herrn Pownal, wie ich darüber denke.

„„Es gibt unbezweifelt auch unwürdige Prieſter,“ ſagte er mit mit Sanftmuth, „und ihre Zahl iſt leider beträchtlicher, als es dem Intereſſe der Moralität zuträglich ſein kann; aber man erkennt ſie an gewiſſen

Zeichen leicht. Sie sind aufgeblasen und unduldsam, mischen sich gern in weltliche Angelegenheiten, und ihre Rede ist mit Bitterkeit erfüllt. Ihr ganzes Bestreben ist Herrschsucht. Aber ist das nicht derselbe Fall in jedem Stande, und das Böse, steht es nicht immer dem Guten zur Seite? Es gibt viele schlechte Aerzte, und doch ist die Heilkunde eine sehr nützliche Kunst. Eben daselbe gilt von der Religion. Warum wollte man sie, der Fehler und Laster ihrer Diener wegen, verantwortlich machen? Man muß sie prüfen in ihr selbst, und urtheilen, ob ihre Lehren nicht das Glück der Menschen bezwecken."

„Ich bemerke, sagte Fly-Allan, indem er diese letzten Worte aussprach, „daß ich in meiner Erzählung mich weiter habe fortreissen lassen, als ich früher beschlossen hatte. Es wird spät, und ich mag Ihre Neugier nicht auf Kosten der einem Reisenden so nothwendigen Ruhe befriedigen. Morgen will ich Ihnen den letzten Theil meiner Begebenheiten mittheilen."

„„Sie haben mir das lebhafteste Interesse eingeflößt!" antwortete ich ihm: „Es ist eine Vorlesung praktischer Moral, von welcher ich meinen Nutzen ziehen werde. Morgen werde ich Sie bitten, Ihr Versprechen zu erfüllen."

(Der Beschluß folgt.)

Ein Mährchen aus Paraguay.

Von Robert Southey.

Byrons Epigramme, die oft beissend genug waren, haben dem ehelichen Robert Southey in Altengland und anderswo eine gewisse Berühmtheit verschafft, so daß es vielleicht Niemand gibt, der den „gekrönten Poeten", der da Gebetbücher und Historienbücher nebst noch tausenderlei andern Tausendkünsteleien macht, nicht etwas näher kennen lernen möchte. Sein neuestes, vor Kurzem erschienenes Gedicht (a Tale of Paraguay) ist wahrscheinlich das Schooskind einiger schwärmerisch-sentimentalen Träumereien des General-Prokurators der ehrenfesten Gesellschaft zur Ausrottung des Lasters. Der Gegenstand ist einem Werke des Jesuiten Dobrizhoffer entnommen, der selbst eine große Rolle in dieser Geschichte spielt.

Die Blatternpest verheert eine indianische Niederlassung. Zwei Ehelente allein entrinnen der gänzlichen Aufreibung ihrer Horde durch eine schnelle Flucht. Sie ziehen sich in den wildesten Theil der großen Waldungen zurück, die sich jenseits des Mondanstromes befinden. Bald darauf gebiert das junge Weib einen Knaben. Einige Zeit nachher wird sie jedoch von einem gräßlichen Unglück betroffen. „Eines Morgens", singt der Dichter, „ging Quiara aus, wie gewöhnlich, um Holz zu schlagen. Seine Gattin erwartet ihn am Abend umsonst. Bei dem Schimmer des Mondlichtes, in der Einsamkeit der Mitternacht sucht sie ihren Gemahl, und findet im Gebüsche seine zerrissenen Kleider, einen Bogen und Pfeile, die Spur eines Jaguars, eine zerbrochene Lanze und Blut. *) — Gänzlich verlassen und hilflos, wurde sie Mutter eines zweiten Kindes, und verweinte ihre Tage mit ihren beiden Säuglingen, die sie in der Religion ihres Volksstammes unterrichtete. Oftmals erzählte sie ihnen auch von den weißen Männern, die von Zeit zu Zeit im Wald erscheinen, um die Seelen der armen Wilden zu den Freuden des großen Geistes einzuladen.

Dies ist der Inhalt der beiden ersten Gesänge. Im dritten sieht man nun den Pater Dobrizhoffer erscheinen, der sich verirrt hat, diese unglückliche Familie entdeckt, und sie beredet, sich mit ihm nach S. Joachim, dem Wohnorte der Jesuiten, zu begeben. Aber dies neue Leben der Zivilisation kann den Kindern des Waldes nicht behagen. Das Heimweh ergreift sie; Mutter und Tochter welken und unterliegen bald, nachdem sie in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen worden sind. Yeruti, der Knabe, ist über diesen Verlust untröstlich. Er verfällt in ein tiefes Hinbrüten, glaubt seine Mutter und Schwester zu sehen, die ihm gebieten, die Taufe von den Händen der frommen Jesuiten zu erhalten, und ihnen sodann in den Himmel nachzufolgen, wo sie ihn mit Sehnsucht erwarten. Anfänglich hält der Pater Dobrizhoffer diese Visionen für die Träumereien einer unsittlichen Einbildungskraft; aber bald wird er anderer Meinung, und glaubt in ihnen eine Deutung des Himmels zu erblicken. Er tauft den jungen Wilden, der, fast in demselben Augenblicke, in seinen Armen verscheidet.

Dies ist der Inhalt des ganzen Gedichtes, der, wie man auf den ersten Blick bemerkt, ziemlich einfach ist, und nur durch einen gewissen Zauber erhoben werden konnte, der nun einmal (sehr wenige Ausnahmen abgerechnet) in dem Versgeklingel Robert Southey's nicht vorherrschend oder heimisch ist. Fügt man zu dem Allem nun noch die süßliche Frömmigkeit eines anglikanischen Pietisten, der es versucht, sich bis zum Jesuiten zu erheben, so wie die monarchischen Standreden eines abtrünnigen Wigh, so hat man einen vollkommenen Begriff vom Ganzen. Glücklicher-

*) In quest of game Quiara went his way
To roam the wilds as he was wont, one morn;
She look'd in vain at eve for his return.
By moonlight through the midnight solitude
She sought him; and she found his garment torn,
His bow and useless arrows in the wood,
Marks of a jaguar's feet, a brocken spear, and blood.

Digitized by Google

weiſe iſt der Herr Doktor ſo gut geweſen, dieſes finſtere Trauerſpiel dadurch ein wenig ergötzlicher zu machen, daß er ſich ſelber in Szene geſetzt hat. Man weiß, daß Niemand eiferſüchtiger auf Byron war, als Robert Southey, obgleich Niemand auch gewiſſer überzeugt ſein konnte, dieſen unſterblichen Heldenſänger bei weitem zu übertreffen, als eben er. Um nun die rührende Anſpielung Childe-Harolds an ſeine Ada, „die einzige Tochter ſeines Hauſes und ſeines Herzens“, gänzlich zu verdunkeln, hat er, der Generalprokurator, ſein letztes Meiſterſtück (wie er es ſehr beſcheiden nennt) ſeiner geliebten, kleinen, ſüßen Tochter, Miß Edith May Southey, zärtlichſt-väterlich zugeeignet.

Der Poet unterhält uns von ſeinen kleinen Familienfreuden, von ſeinen kindiſchen Spielen mit Miß Edith May Southey, von ſeinen väterlichen Küſſen und ihren töchterlichen Schmahen, welche, nämlich die väterlichen Küſſe, jedoch ſtreng-unparteiiſch auch unter ſeine übrigen hoffnungsvollen Kleinen vertheilt worden ſein. Aber was das Wichtigſte in dieſer ganzen Denkſchrift genannt werden kann, das iſt die Geſchichte eines Krammetsvogels, der an dem Tage (glückſeligen Andenkens), wo die Frau Doktorin auch General-Prokuratorin der ehrenfeſten Geſellſchaft zur Ausrottung des Laſters, ihre vielgeliebte Tochter, Miß Edith May Southey, gebar, ſich am frühen Morgen auf dem Gipfel eines nahen Pappelbaums nieder ließ, und bis an den Abend deſſelben Tages ſein Liebes- und Freudengezwitſcher erſchallen ließ; glückliches Prognoſtik der Zukunft der liebenswürdigen Miß Edith May Southey, ſo wie eine rührende Feier ihrer Geburt.

Morgenländiſche Blätter.

Anblick der perſiſchen Städte und Dörfer.

Die Bauart der morgenländiſchen Städte iſt ſehr von der in Europa verſchieden. In Perſien vorzüglich wird dieſe Verſchiedenheit um ſo auffallender, weil man dort nur wenig Steine hat. Städte und Dörfer ſind auſſerordentlich unregelmäßig. Jeder wendet ſein Haus, wie es ihm am meiſten behagt, er macht es ſo groß oder ſo klein, als er will, ohne daß Jemand etwas dagegen einzuwenden habe. Die meiſten Häuſer ſind aus an der Sonne getrockneten Ziegeln erbauet, die mit angefeuchteter Erde, ſtatt des Kalks, zuſammen verbunden werden. Hin und wieder ſieht man einige Gebäude aus gebrannten Ziegeln und ſelbſt aus Steinen; aber dieſe Fälle ſind äuſſerſt ſelten. Man baut in Perſien mit erſtaunlicher Schnelle, und oft iſt am Abend ein Haus beinahe ganz beendet, deſſen Bau man am Morgen begonnen hatte. Die Dächer, welche in Terraſſenform aufgeführt werden, erfordern jedoch meiſtentheils noch einen Tag, oder zwei, ſo daß man drei Tage zur Vollendung eines gewöhnlichen perſiſchen Wohnhauſes rechnen muß. Die meiſten Dörfer haben die Form vollkommener Vierecke und ſind von dem hohen Erdmauern umſchloſſen, die an den Ecken runde, von zwei oder drei Stockwerk Schießſcharten durchbrochene Thürme haben. In einiger Entfernung gleicht ein ſolches Dorf einer vollkommenen Feſtung, denn die Mauern ſind oft über funfzig Fuß hoch. Die Städte ſind auf dieſelbe Weiſe befeſtigt, und werden durch ſehr viele Thürme vertheidigt, die immer einen halben Flintenſchuß von einander entfernt ſtehen.

Die Häuſer in den Städten ſind von ziemlich hohen Mauern umgeben, die vollkommen den Vorderheil derſelben verbergen, da ſie immer in einer gewiſſen Entfernung von der Straße ſich befinden, und überdem große Höfe ſie von derſelben trennen. Man betritt dieſe Höfe durch ſehr kleine Thüren, die unſern Gefängnißpforten ſehr ähnlich ſind. Da ſie die einzigen Oeffnungen ſind, welche ſich dem Auge zeigen, ſo weiß ein Fremder, der zum erſten Male eine perſiſche Stadt betritt, nicht recht, wo er ſich befindet, weil er von beiden Seiten durchaus keine Häuſer, ſondern nur hohe und traurige Mauern ſieht, welche die Straßen zu beiden Seiten einſchließen.

Inneres der Wohnungen und der Harems.

Die Vertheilung der Gemächer iſt ziemlich regelmäßig. Im Mittelpunkt des Hauſes befindet ſich ein großer Saal, „Divan“ genannt. Dort empfangen die vornehmen Perſonen des Morgens ihre Untergebenen und die Fremden. Dieſer Saal iſt immer zwiſchen dem Hof und dem Garten, ſehr oft ſelbſt zwiſchen zwei Gärten. Nach beiden Seiten iſt ein breites Fenſter, das vom Boden bis zur Decke reicht. In den Häuſern der Reichen iſt dieſes Fenſter mit vielfarbigen bunten Scheiben verziert; aber da ſie ſehr theuer ſind, ſo bedient man ſich gewöhnlich des geölten Papiers. Es gibt wenige Häuſer, wo ſich nicht vor dem Fenſter ein großes, weißes Marmorbecken mit einem Springbrunnen befindet, deſſen Geräuſch zu ſummen Betrachtungen einzuladen ſcheint. Es iſt gar nichts Ungewöhnliches, einen Perſer vom Morgen bis zum Abend, auf ſeinen Fersen hockend, nahe am Fenſter zu erblicken, wie er das vor ſich befindliche Waſſerbecken ſtarr betrachtet, und grade nur die Bewegungen macht, welche erforderlich ſind, um die Körner eines Roſenkranzes aus einer Hand in die andere gleiten zu laſſen.

Die Harems ſind abgeſonderte, von hohen Mauern umgebene Häuſer, welche die Weiber und Kinder bewohnen. Im Innern der Mauern ſind ge-

Digitized by Google

wöhnlich ſehr ſchöne Gärten, die ganz mit Roſen und Tulpen angefüllt ſind, weil vorzüglich dieſe letztere Blume in Perſien auſſerordentlich beliebt iſt. Die Gärten werden in allen Richtungen von dichtbelaubten Obſtbäumen durchſchnitten, welche vortreffliche Früchte tragen. Das Innere der Harems iſt ſehr geräumig und ſehr zweckmäßig vertheilt. Jedes Frauenzimmer hat ſein beſonderes Gemach. Darunter befinden ſich die Wohnungen der Kinder und der Sklaven, ſo wie die Küchen, die Bäckerei, die Vorrathskammern, die Bäder und endlich das Schlafzimmer des Herrn.

In dieſen Harems, und eigentlich nur da, ſind die Perſer wirklich zu Hauſe und frei. Dort, im Schooſe ihrer Familie, legen ſie den Ernſt ab, der ſie niemals im Divan verläßt, wo ſie ſich immer der ſtrengſten Etikette unterwerfen und majeſtätiſch gegen ihre Untergebenen, ſo wie eiskalt gegen Ihresgleichen ſind, was dem Mißtrauen zuzuſchreiben iſt, welches ſie gegen einander haben.

Wenn die Perſer keine ausgezeichneten Gäſte zu bewirthen haben, ſo ſpeiſen ſie im Harem mit ihren Frauen und Kindern; aber immer beſonders bedient. Geſchieht es je einmal, daß ſie Jemandem vergönnen, mit ihnen aus derſelben Schüſſel zu eſſen, ſo iſt es nur die erſte der Frauen, welche die „große Dame“ genannt wird. Sie haben, wie die andern Bewohner des Morgenlandes, das Recht, ſo viele Frauen zu nehmen, als ſie verſorgen und unterhalten können, ohne der jungen Sklavinnen zu gedenken, die ſie kaufen, und die ihrer Kunſtſchaft entnommen werden, ſobald ſie die Ehre gehabt haben, das Lager ihres Herrn zu theilen. Alle rechtmäßigen Gattinnen haben unter ſich einen gewiſſen Rang, und, von der Erſten an, haben ſie Alle große Achtung für einander. Sie ſind ſelbſt genöthigt, ſich einige geringe Dienſtleiſtungen zu erweiſen, und die Angeſehenſten unterlaſſen es nie, vorzüglich in Gegenwart fremder Perſonen, dies Vorrecht geltend zu machen, um zu zeigen, in welcher Achtung ſie bei ihren Gefährten ſtehen.

Die perſiſchen Weiber ſind ſehr unwiſſend. Es iſt der Gebrauch, ſie in nichts zu unterrichten, ſelbſt nicht einmal im Leſen, geſchweige denn im Nähen und andern Handarbeiten. Es iſt äuſſerſt ſelten eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu finden. Man müßte ſich in nicht geringer Verlegenheit befinden, wenn man ihre täglichen Beſchäftigungen beſchreiben ſollte. Bis zu dem Zeitpunkte, wo ſie Mütter werden, treiben ſie durchaus nichts anderes, als ſich zu ſchmücken, ein Unternehmen, das ihnen Zeit genug nimmt und nie langweilig und ermüdend für ſie wird. Nachher bringen ſie gewöhnlich den Ueberreſt des Tages damit zu, daß ſie ſich auf ſehr ſchönen Teppichen niederhocken und die Springbrunnen betrachten, die unter ihren Fenſtern ſprudeln. In dieſer Stellung rauchen ſie, oder nehmen ihren Kaffee und empfangen die Beſuche der übrigen Frauen, eine Höflichkeitsbezeugung, die in den Harems gegenſeitig iſt. Mit dem Beginnen der Abendkühle begeben ſie ſich in die Gärten auſſerhalb der Stadt, wo ſie oft bis tief in die Nacht verweilen.

Man hat in Europa ſehr falſche Begriffe über den Grad der Freiheit, deſſen ſich die perſiſchen Frauen erfreuen. In keinem andern Lande ſind ſie freier, als dort; wenn man nämlich Freiheit das Recht nennen kann, zu thun und zu laſſen, was ſie für gut finden. Sobald ſie Mütter geworden ſind, erfüllen ſie ihre Pflichten mit der größten Strenge und Gewiſſenhaftigkeit. Sie vertrauen ihre Kinder niemals fremden Händen an, ſondern ſäugen und erziehen ſie ſelber, bis zum eilften oder zwölften Jahre, wo die Knaben den Harem verlaſſen, um beſchnitten, und die Mädchen, um verheirathet, verſchenkt oder verkauft zu werden.

In wenigen Ländern werden die Kinder im früheſten Alter wohl ſo ſehr geplagt und gemartert, als in Perſien, und, was ſonderbar genug iſt, ſo erblickt man doch nur ſehr wenige Verkrüppelte. Gleich nach ihrer Geburt werden ſie, ohne Rückſicht auf ihr Geſchlecht und auf ihre Konſtitution, zu verſchiedenen Malen in kaltes Waſſer getaucht und darin gewaſchen. Sodann umſchlingt man ſie mit Windeln ſo feſt, daß ſie erſticken möchten. Endlich legt man ſie auf Wiegen, die weder Matratzen noch Decken haben, ſondern die aus geſpannten Häuten, wie die Trommelfelle, beſtehen, die hin und wieder einige Löcher haben, um dem Urin dadurch Ablauf zu verſchaffen. Auf dieſen Wiegen werden ſie nun mit acht Zoll breiten und fünfundzwanzig bis dreißig Fuß langen, baumwollenen Bändern feſtgebunden, die über das Kind hinweg und unter der Wiege hindurch gehen. Sie ſind in dieſer Lage dergeſtalt feſtgeſchnürt, daß ſie keines ihrer Gliedmaßen, ſelbſt den Kopf nicht, zu bewegen im Stande ſind. In dieſem Zuſtande müſſen die Unglücklichen zwölf Stunden lang bleiben. Schreit das Kind, ſo wird es gewiegt, und die Mutter neigt ſich zu ihm hinab, um ihm die Bruſt zu geben. In dieſer Stellung bleibt ſie, bis der kleine, elende Weltbürger eingeſchlafen iſt. Was ſich aber auſſerdem auch mit ihm zutragen mag, ſo wird er niemals anders, als Morgens und Abends losgeſchnürt, und allein nur für die Zeit, welche erforderlich iſt, die Wäſche zu wechſeln.

Digitized by Google

Volkssagen der Gebirgsbewohner Kaledoniens.

Die Menschenschädelsuppe.

Es war einmal eine Frau, die wohnte zu Campbel-More, bei Strathpaven. Nun geschah es, daß an dem Orte eine Viehseuche ausbrach, in welcher sie den größten Theil ihres Viehstandes einbüßte. Alle Zaubermittel waren ohne die geringste Wirkung geblieben, und die gelehrten Leute, welche sie um Rath befragte, sagten ihr, daß das ein Kunststückchen irgend eines höllischen Geistes wäre, dessen Einfluß man nicht anders beseitigen könne, als durch eine Suppe von Menschenschädeln, die man um Mitternacht vom Gottesacker holen müsse. So viele Abneigung die Frau nun auch immerdin haben mochte, die Ruhe der Gräber zu stören, so nothigte sie die Fortdauer der Seuche doch endlich, nachzugeben, und den schweren Gang zu unternehmen. Mit vieler Mühe beredete sie eine ihrer Nachbarinnen, sie nach der Begräbnißstatt der Pfarrei zu begleiten, die anderthalb Meilen vom Dorfe entfernt war. Aber beim Anblicke des Todtenackers erbleichte ihre Gefährtin, und erklärte, daß sie nicht weiter gehe. wolle. Nur nach langem Bitten versprach sie, ihre Freundin am Eingange zu erwarten.

Dieser Umstand entmuthigte jedoch die Andere nicht. Sie schritt mitten durch die Gräber hin, nahete sich einem derselben, das sie für sehr alt hielt, nahm ihre Schaufel und grub frisch darauf los. Bald stieß sie nun auf ein Gerippe und ergriff den Schädel, um ihn in ihre Schürze zu verbergen. Aber in demselben Augenblicke ließ sich eine Grabesstimme zwischen ihren Händen vernehmen, die ihr zurief: „Das ist mein Kopf! laß ihn in Ruhe.“ — Die Frau ließ den Schädel fallen, machte sich an ein anderes Grab und ergriff einen andern. „Heda!“ schrie dieselbe Stimme, „das ist meines Vaters Kopf! laß den in Ruhe.“ — Sie warf auch den bei Seite und erfaßte einen dritten. „Das ist meines Großvaters Kopf!“ sagte dieselbe Stimme. — Ei, und wenn er deiner Urgroßmutter angehörte, entgegnete die Frau von Campbel-More, was bekümmert dich das? — „Was es mich bekümmert, alte Bettel!“ schrie das Gespenst im Zorn und sprang aus der Gruft empor: „Was es mich bekümmert, sagst du?“ — Ich bitt' euch ergebenst um Entschuldigung, erwiederte die halberschrockene, aber listige Frau, ich meinte es nicht also. Euer Gnaden haben mich unrecht zu verstehen beliebt. Ich habe nicht gesagt: was bekümmert, mit Respekt zu vermelden, dich das, sondern: was bekümmert mich das. — „A la bonne heure!“ entgegnete das Gespenst: „Was willst du aber mit dem Schädel machen?“ — Ich verlange ihn nicht zum Geschenk, antwortete sie. Es herrscht eine Viehseuche bei uns, und da habe ich nur ein wenig Bouillon davon machen wollen, um selbigen meinen Hausthieren und denen meiner Nachbarn einzugeben, damit sie nicht alle sterben. — „Das ist gut und löblich!“ sagte das Gespenst: „Nimm also meines Großvaters Kopf und koche deinen Bouillon daraus; aber versprich mir auf deiner Seele Seligkeit, ihn wieder zurückzubringen, bevor der erste Hahn gekrähet hat. Wo nicht — — du verstehst mich! Rithrah kopfab! und damit Punktum. — Die Frau versprach, pünktlich zu sein, machte eine tiefe Reverenz, und zog sich eiligst zurück.

Als sie jedoch die Pforte des Gottesackers erreicht hatte, stürzte sie über ihre Nachbarin hin, die ohne Besinnung an derselben ausgestreckt lag; denn sie hatte Alles mit angehört, und die Drohungen des Gespenstes vernommen. Das Wort Rithrah vorzüglich hatte einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, daß sie leblos auf die Erde gesunken war. Es war unmöglich, sie wieder zur Besinnung zu bringen, und da durchaus keine Wohnung in der Nähe war, so lud sie die muthvolle Frau von Campbel-More auf ihre Schultern, und schleppte sie mit sich fort bis ins Dorf. Sodann begab sie sich eiligst nach ihrer Wohnung, wo bereits ein Kessel überm Feuer schwebte, warf den Schädel hinein und bereitete ihren Bouillon, der in Kurzem fertig war. Darauf nahm sie den Großvaterkopf, trocknete ihn fein säuberlich ab, wickelte ihn in ihre Schürze und trug ihn in seine Gruft zurück, bevor der erste Hahn gekrähet hatte.

Es versteht sich von selbst, daß diese Schädelsuppe die verheißene Wirkung hervorbrachte, daß die Viehseuche verschwand, sobald die Thiere davon genossen hatten, und daß, so lange nur noch ein Tropfen davon vorhanden war, man keine Spuren irgend einer Krankheit im Viehstande zu Campbel-More bemerkte.

Die Todesbotschaft.

Ein Philosoph — ohne Malice sei es gesagt — ein Philosoph hatte seit langer Zeit ein großes Gelüsten, sich einmal von der Wirklichkeit eines andern Lebens nach dem Tode zu überzeugen, weshalb er unaufhörlich eine schickliche Gelegenheit zu erspähen sich bemühte. Diese Gelegenheit bot sich ihm endlich dar, als er einstmals sehr spät in der Nacht von einem heitern Male nach seiner Wohnung zurückkehrte. Er bog eben um eine Ecke, als er dicht vor sich ein Gespenst erblickte, dessen erster Anblick ihm eine kleine Gänsehaut verursachte; aber seiner Philosophie eingedenk, sagte er: Goddam! was ist da zu erschrecken? Es ist ein Gespenst und weiter nichts. Denn man muß wissen, daß die Philosophen gar gewaltig herzhafte und gescheute Leute sind, und manchmal von

Digitized by Google

Dingen ſchwatzen, wovon kein Menſch ein Wort verſteht, ſelbſt ſie nicht einmal.

Donald Dohn alſo, der Philoſoph, rührte und regte ſich nicht, ſondern blieb auf derſelben Stelle ſtehen. Er betrachtete das Geſpenſt näher, und erkannte, daß es die Frau ſeines nächſten Nachbars war, welche noch lebte. Sie war vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Leilachen umwunden, und das Todtenlicht brannte ihr aus dem Halſe heraus. Dieſer Anblick war zu fürchterlich, als daß der Philoſoph lange Zeit daran hätte Behagen finden ſollen. Er machte deshalb eine Bewegung, ſich zu entfernen; aber umſonſt. Er fühlte ſich wie in Stein verwandelt, und wie Lots Weib, die auch zur Salzſäule geworden war, ſah er ſich gezwungen, auf derſelben Stelle dem Geſpenſt gegenüber zu verweilen, bis der Hahn zum erſten Male ſchrie. In demſelben Augenblicke fühlte er ſich wieder frei und wollte weiter gehen, als das Geſpenſt ihm zurief: „Donald Dohn! Donald Dohn! Donald Dohn! höre und zittere! Du haſt mich in dieſer Nacht geſtört und verhindert, weiter zu ſchreiten, indem du dich breit und lang mir in den Weg geſtellt haſt. Vernimm, Donald Dohn! daß ich dafür dich beſtraft haben würde, wenn du nicht unſer Hausfreund wärſt. Aber unterſtehe dich nicht mehr, die Geheimniſſe des Grabes erforſchen zu wollen; denn ſie ſind für die Lebendigen nicht. Auch du wirſt ſie einſt erfahren, doch nicht jetzt."

Indem ſchrie der Hahn zum zweiten Male, und das Geſpenſt verſchwand. Der Philoſoph kehrte in ſeine Behauſung zurück und verkündigte im Voraus den Tod ſeiner Nachbarin, der auch zwei Tage darauf, zum großen Leidweſen ihres Mannes und ihrer Kinder, erfolgte. Dieſe Vorausbeſtimmung brachte die Weisheit Donald Dohns in großen Ruf im ganzen Lande.

Neueſte Erdumſchiffung.

Die franzöſiſche Korvette la Coquille, unter dem Befehle des Schiffslieutenants Duperrey, hat in den Jahren 1822 bis 1825 eine Entdeckungsreiſe um den Erdball gemacht. Am 11 Auguſt 1822 wurden zu Toulon die Segel gelichtet. Am 22 deſſelben Monats ging die Korvette auf der Rhede von Santa Cruz, auf Teneriffa, vor Anker, von wo ſie am 1 September wieder abging, und gegen Braſilien ſich wendete. Auf der Ueberfahrt berührte ſie am 5 Oktober die kleinen Inſeln Martin Vaz und Trinidad. Am 16 warf ſie ihre Anker an der Inſel S. Katharina aus, und verweilte dort bis zum 30. Am 18 November hatte ſie den Ludwigshafen auf den Malunen erreicht, und verließ ihn am 13 Dezember, um das Kap Horn zu umſchiffen. Sie beſuchte ſodann auf der weſtlichen Küſte von Amerika den Conceptionshafen in Chili, und den von Callao in Peru; endlich den Hafen Payta, der ſich zwiſchen dem magnetiſchen und dem Erdäquator befindet.

Von Payta begab ſich die Coquille am 22 März 1823 nach dem geſellſchaftlichen Archipel, und langte am 3 Mai bei Tahiti an, ſodann bei Borabora, das auch zu den Geſellſchaftsinſeln gehört. Von dieſem letzten Punkte wendete ſie ſich nach Weſten, und erkannte nach und nach die Inſeln Salvaga, Eoa (in der Gruppe der Inſeln der Freunde), Santa Cruz, Bougainville und Bua, wonach ſie Neu-Irland erreichte, und am 11 Auguſt, alſo gerade ein Jahr nach ihrer Abreiſe von Toulon, in der Bucht von Praslin vor Anker ging.

Nach einer neuntägigen Ruhe begab ſich die Expedition von dort nach Waigiu. Auf dieſer Strecke wurden ſehr viele neue Beobachtungen angeſtellt, vorzüglich im Hafen von Offak, den man am 16 September verließ. Am 23 wurde Caieli, auf der Inſel Burn, erreicht. Am 4 Oktober kam die Coquille nach Amboina, und ſegelte am 27 wieder von dort ab, indem ſie ſich gegen Mittag wendete. Sie berührte die Vulkaninſel, durchſchiffte die Meerenge von Ombay, fuhr an der weſtlichen Küſte von Timor entlang, erkannte Savu und Benioar, und verließ endlich dieſe Region, um ſich direkt nach Port-Jackſon zu begeben. Widrige Winde geſtatteten nicht, die weſtliche Küſte von Neuholland zu beſuchen; man umſchiffte am 10 Januar 1824 die ſüdlichſte Spitze von Vandiemensland (Tasmania), und befand ſich am 17 in Sidney-Cowe, wo die Expedition vom General Brisbane, Gouverneur von Neuholland, auf das freundſchaftlichſte und zuvorkommendſte empfangen wurde.

Die Korvette verließ Sidney nach einem zweimonatlichen Aufenthalt, und wendete ſich gegen Neu-Seeland, wo ſie am 3 April in der Inſelbucht anlandete. Sämmtliche dort auszuführende Arbeiten waren bis zum 17 beendigt, und die Expedition befand ſich in den erſten Tagen des Maimonats bereits im Archipel der Karolinen, den ſie in allen Richtungen durchkreuzte, bis gegen Ende Juni die Weſtwinde ſie zwangen, dieſe Region zu verlaſſen. Sie eilte alſo nach der nördlichen Spitze von Neu-Guinea, berichtigte auf dieſer Strecke die Geographie mehrerer wenig bekannter und unrecht angegebener Inſeln und erreichte den Dorvobafen am 26 Juli. Vierzehn Tage nachher verfügte ſie ſich nach den Molukken und nach Java, wo ſie am 29 Auguſt im Hafen von Surabaya vor Anker ging. Am 11 September ſegelte ſie wieder ab, kam im nächſten Monat nach der Isle de France, und blieb dort vom 31 Oktober bis zum 18 November.

Digitized by Google

Sie blieb ebenfalls auf der Insel Bourbon vom 17 bis zum 23 desselben Monats, und brach sodann nach S. Helena auf. Dort verweilte sie eine Woche, verließ das Grab des berühmtesten Mannes unsers Jahrhunderts am 11 Januar 1825, kam am 18 nach Ascension, segelte am 20 von dort ab, und ging am 14 April auf der Rhede von Marseille vor Anker.

Während dieser ganzen Reise von 31 Monaten und 13 Tagen hat die Coquille 25,000 Stunden Weges zurückgelegt. Sie hat nicht einen einzigen Mann verloren, keine Krankheit gehabt und keinen Schaden gelitten. Der Lieutenant Duperrey schreibt den guten Gesundheitszustand der Mannschaft vorzüglich der vortrefflichen Qualität des Wassers zu, das in großen eisernen Gefäßen aufbewahrt wurde, und wovon Jedermann nach Belieben schöpfen konnte.

Von den Verbrechen der Presse, als Erzeugern aller übrigen.

Den Monarchen des heiligen Bundes gewidmet.

Stultum me fateor. *)
Hor. Sat. II, 3.

Alle Welt kennt die berüchtigte Schlußfolge des Kalifen Omar, um die Bibliothek von Alexandrien den Flammen zu übergeben. „Entweder", sagte er, „sind diese Bücher mit dem Alkoran übereinstimmend, und alsdann sind sie unnütz, oder sie sind ihm zuwider, und alsdann sind sie gefährlich." Demzufolge wurden 6000 Bände den Flammen geopfert. Die Bibliothekare von Alexandrien hätten dem Kalifen antworten können, daß die unnützen Bücher Niemanden schaden, und daß man sie also, mindestens ihrer Unschuldigkeit wegen, aufbewahren dürfe.

Der unbekannte Verfasser der oben näher bezeichneten Flugschrift hat wahrscheinlich die Stärke dieses Einwurfes gefühlt, denn strenger noch als Omar erklärt er für irrig und folglich für gefährlich Alles, was nicht in den Unterweisungen der römisch-katholischen Kirche enthalten ist. Er schließt daraus, daß die römische Kirche allein das Unterweisungsrecht habe, das heißt: Bücher herauszugeben und zum Volke zu sprechen, so wie Kinder zu erziehen. Er sagt mit eigenen Worten: „Die moralische Wahrheit ist das, was die katholische Kirche lehrt, und zwar unter dem Namen der Lehrsätze, der Mysterien, der Sakramente und immer weiter. Ein Solches ist die Wahrheit nackt und rein. Alles, was das nicht ist, das nicht allein, das ganz und gar, ist Irrthum, wie es nur eine gerade Linie gibt, und alle übrigen krumm sind, von einem Punkte bis zum andern."

*) Ich bekenne meine Narrheit.

Möge man die Leichtigkeit und Reinheit des Styles bewundern, wir halten uns dabei nicht auf. Es gibt unterrichtete Menschen, die den Verfasser angehen möchten, seine Aeußerungen mit Gründen zu belegen. „Ihr gebietet mir, meine Vernunft zu unterwerfen," sagte Rousseau, „aber gebt mir nur Gründe an, warum ich meine Vernunft unterwerfen soll." Leider ist unser Jahrhundert in dieser Hinsicht noch rebellischer, als das von J. J. Rousseau. Es ist den Lebtlebenden eben so unmöglich, ohne Beweisgründe zu glauben, als, ohne Luft zu leben. Der Schreiber obiger Flugschrift selbst scheint der Vernunft zu bedürfen, denn er raisonnirt und beweiset hin und wieder, wo es ihm nicht geradezu an allen erforderlichen Mitteln gebricht, als wäre er ein — Gott sei bei uns! — Philosoph.

An welchem Karakter erkennt man die Wahrheit? Welches ist der Grundstein der Gewißheit? Ist es die Autorität eines Menschen? — Nein, denn was der Eine behahet, wird von dem Andern verneint. — Eines großen Mannes? — Nein, denn die Größe ist nicht bewiesen. — Eines Volkes? — Nein, denn was ist das Volk anders, als eine Masse großer, kleiner und mittelmäßiger Menschen? — Ist es also die allgemeine Autorität, wie man heutzutage sagt? — Nein, denn sie ist nicht die Autorität der Mehrheit. — Oder die Autorität der politischen Regierungen? — Nein, denn ihre Meinungen sind verschieden. — „Folglich und endlich bleibt keine andere Autorität übrig, als die religiöse, die zu Rom," sagt der Verfasser nach allen vorstehenden, sehr breit ausgedehnten und von uns eng zusammengezogenen Aeußerungen, „die der Einheit. Wenn ich in der Geschichte, wohlgelesen und wohlverstanden, den Ursprung und die Basis dieser prachtvollen Autorität betrachte, welche die Wahrheit eben so wohl durch ihre unwürdigen Organe lehrt, als durch sehr tugendhafte; allein von allen Autoritäten und von allen menschlichen Institutionen immer angegriffen, und immer siegreich und befolgt von den größten Nationen und den größten Menschen aller Zeiten — so fühle ich vor Bewunderung mich niedergeschmettert, und betrachte sie als das sichtbare Prinzip, und folglich als eine Demonstration der Wahrheit." Genug, genug davon! rufen unsere Leser. Sei es, genug!

Die Sphakioten.

Auf der Insel Kandia, südlich von den Hafen von Canea und Rhetymo, erheben sich die Berge von Sphakia. Dort lebt ein griechischer Volksstamm, der mit Hülfe eines natürlichen Walls, der ihn umgibt, sich einen Ueberrest seiner alten Unabhängigkeit erhal-

Digitized by Google

ten hat, und deſſen Geiſt ſo kriegeriſch iſt, daß die Türken niemals im Stande geweſen ſind, ihn zu beugen. Dieſe Gebirgsbewohner haben, wie diejenigen der demokratiſchen Kantone der Schweiz, ihre regelmäßigen Volksverſammlungen, in denen ſie ihre Obrigkeit ſich ſelbſt erwählten. Roh, ſtolz und barbariſch von Karakter, kennen und ſchätzen ſie die Genüſſe des Lebens und die Freuden der Geſelligkeit nur ſehr wenig. Das Handwerk der Waffen iſt ihre Lieblingsbeſchäftigung. Sie ſind ſtark und wohlgebaut. Ihre abgeſonderte Lage und ihre Abneigung gegen alle Fremde hat unter ihnen die griechiſche Urſprache in ihrer ganzen Reinheit erhalten. Die ganz neuerdings ausgebrochene Inſurrektion dieſes Volksſtammes kann Griechenland äußerſt nützlich werden, indem Kandia bisher den türkiſchen Flotten immer zum Sammelpunkte und zur Zufluchtsſtätte gedient hat.

Ueberſicht der neueſten italieniſchen Literatur.

Erſter Artikel.

Il poeta di teatro (der Theaterdichter), von F. Pananti.

Wenn man von einem italieniſchen Dichter redet, ſo muß man ſogleich hinzufügen, ob er von Mailand, oder von Neapel, oder von Florenz, oder von Rom ſei. In acht größere oder kleinere Staaten zertheilt, acht Hauptſtädte enthaltend, deren Bewohner ſowohl ihrem Karakter als ihren Gefühlen und ihren Sprachgebräuchen nach vielfeitig von einander verſchieden ſind, kann Italien wohl von Zeit zu Zeit auf die Erſcheinung eines wahrhaft allgemeinen Poeten ſtolz ſein; aber dieſer Fall tritt nur ſehr ſelten ein, und man vernimmt meiſtentheils nur lombardiſche, toskaniſche oder ſizilianiſche Dichtungen und Geſänge. Um alſo mit Unparteilichkeit beurtheilen zu können, muß man ſich mitten unter die Menſchen und Orte verſetzen, die dem Dichter Sprache, Ton, Bilder, Szenen und alle Elemente ſeiner Kompoſition dargeboten haben.

Verläßt zu Florenz ein Adelicher das Kollegium (wenn er es anders beſucht hat), ſo gibt er mit demſelben Augenblick alle ernſtere Beſchäftigung auf. Die Geſellſchaft der Frauen, das Spiel, bei dem der ungebildete Hohe wegen ſeines Ueberfluſſes ſich geltend macht, das Theater, wo man ſich durch lautes, nichtsſagendes Geſchwätz auszeichnet, die Reitpartien, um ſich durch das Volksgedränge zu winden, die Villegiature, wo während der Hälfte des Jahres man ſich dem glühenden Steinpflaſter der Städte entzieht, endlich alle jene leichten Beluſtigungen, die ein ununterbrochenes und ernſtes Studium verhindern, nehmen alle Augenblicke der privilegirten Kaſte in Anſpruch, die darin von den untern Klaſſen, deren Muſter und Vorbild ſie iſt, leider immer mehr nachgeahmt wird. Eine große Menge geiſtlicher Kleinmeiſter, die man gewöhnlich nur Abbé's nennt, erfreuen ſich des Rechtes, an allen Vergnügungen der ſogenannten ſchönen Welt Antheil nehmen zu dürfen, und ſie werden in alle Geheimniſſe und Ausſchweifungen derſelben eingeweiht. Wehe daher dem Schriftſteller oder dem Dichter, der mitten in dieſer leichtfertigen Verſchwendung des verhängnißvollen Lebens einen ernſten Ton annehmen wollte! Er iſt gezwungen, dieſer allgemeinen Erſchlaffung nachzugeben, und die Sprache der entarteten Gegenwart zu reden, wenn er anders verſtanden ſein will. Er muß ſich des gewöhnlichen Wortes, der gewöhnlichen Phraſe bedienen, um nur irgend einen Eindruck mitten im Geräuſche dieſer ſchwelgeriſchen Luſtbarkeiten, die ſo auffallend mit der Schwere der Zeit kontraſtiren, hervorzubringen.

Mitten unter dieſem Gewühl erblicken wir nun den Dichter Pananti. Seine Dichtungen ſind ganz ſeinem Zeitalter und ſeinen Zeitgenoſſen angepaßt. Der wichtigſte Theil ſeiner „Werke in Verſen und in Proſa“ (opere in verso e in prosa), die unlängſt in drei Bänden zu Florenz erſchienen ſind, iſt ein heroiſchkomiſches Gedicht, „der Theaterdichter“ betitelt. Schon vor mehrern Jahren zum erſten Male in London gedruckt, bildete es nur eine kurze Anekdote aus dem Leben des Verfaſſers, dahingegen es jetzt aus 109 Geſängen von dreißig Stanzen, jede aus ſechs Verſen, beſteht.

Der Dichter verläßt ſein väterliches Haus als junger, unbeſonnener Menſch. Er ſpaziert von Land zu Land, und befindet ſich endlich an den Ufern der Themſe, wo er ſich als compoſitore di libretto bei einem Theater engagirt. Die Intriguen der Sänger bringen ihn ins Gefängniß. Er wird daraus befreit, und ſeht ſeine Reiſen als Beobachter fort, worauf er in ſeine Heimath zurückkehrt. Das iſt das ganze Gerüſt des Gedichtes. Wenn der Plan des Childe-Harold nur einen einzigen Faden hat, ſo hat dieſer wahrlich deren nicht zwei. Es gehört viel Muth und Gewandtheit dazu, ſich mit einem ſo geringen Gepäck auf den Weg zu machen; aber die Sprache der geſunden Vernunft, der Reichthum der Einbildungskraft, ein Geiſt, der faſt keine Spur des Zwanges an ſich trägt, und Redewendungen, die warm dem Herzen zu entſtrömen ſcheinen, ſind oft mächtig genug, die Leerheit eines ſolchen Gegenſtandes zu verſchleiern.

Wir theilen unſern Leſern eine Szene des erwähnten Gedichtes mit, die ſich faſt am Anfange deſſelben befindet, und die ihnen eine Idee von der Manier Pananti's zu geben im Stande ſein wird. Sie iſt be-

Digitized by Google

titelt: „Die Fußreisenden“. Der Poet schildert zuerst seine Verlegenheit und die Vorwände, deren er sich bedient, um seine etwas plebeïsche Art zu reisen einigermaßen zu umschleiern. *) Denen, die ihn fragen, warum er zu Fuß reise, antwortet er bald, daß er Landschaften abzeichne, oder eine schöne Aussicht erspähen wolle, bald, daß er ein Naturalist sei, der seine Stein- und Pflanzensammlung bereichern wolle, bald, daß seine Kutsche ihm folge, oder endlich, daß er der Gesundheit wegen oder aus Frömmigkeit zu Fuß reise. Nähert er sich einem Dorfe, so verweilt er hinter einer Hecke, um wieder zu Athem zu kommen, und sich den Schweiß abzutrocknen. Er klopft den Staub von Hut und Kleid ab, wäscht sich im klaren Wasser des Brunnens, zieht ein Paar leichte Schuhe aus seiner Tasche, legt ein weißes Halstuch um, bringt sein Haar in Ordnung, und betritt endlich das Wirthshaus, indem er ausruft, daß die schöne Jahrzeit ihn zu einem Spaziergang eingeladen habe.

Bis dahin bemerkt man, daß der Poet ein Florentiner ist, und daß er für sein Land schreibt. Aber plötzlich zeigt sich ein neuer Zug, der uns ihn in seiner ganzen Vollkommenheit anschaulich macht. Um nicht ermüdet zu scheinen, springt er in der Küche umher, und ruft dabei aus: Meiner Treu, ein wenig Bewegung ist so übel nicht. Ich hatte vollkommen allen Appetit verloren, und man sehe jetzt, ob ich nicht das Ansehen habe, mich der besten Gesundheit zu erfreuen.

Meinen unsere Leser, daß ein deutscher Dichter uns ein ähnliches Gemälde dargestellt haben würde? Wir vermuthen es nicht. Wahrscheinlich hätte er einen wohlgefälligen Blick über die mit freundlichen Wohnungen und reichen Aernten bedeckte Landschaft geworfen, und die Bewohner der großen Städte eingeladen, sich in diese Baumgärten zu begeben, um in ihren erquickenden Schatten, wo Gesundheit und Unschuld blühen, auszuruhen. Aber zu Florenz erweckt das Wort „Spaziergang“ ganz davon verschiedene Ideen. Die tausend Fußwege, die von der Stadt und nach den zahlreichen Landhäusern führen, die am Abhange der Hügel, mitten unter Oelbäumen und Weinbergen liegen, sind während der Zeit der Villegiatura von Bürgern bewohnt, die sich freuten, um die Stunde des Mittagessens nicht vorübergehen zu lassen, oder um zu irgend einer Belustigungspartie sich zu begeben. Sie werden von Poeten betreten, die ihren Beschützern ein Scherzgedicht vorzulesen und im Kugelspiele mit ihnen um den Preis zu ringen haben, oder von Priestern, welche die Klatschkronik der Stadt übergehen, um sie sodann zum zehnten oder zwölften Male auszukramen. — Pananti gibt sich das Ansehen, als wolle er nur sein eigenes Bild zeichnen, während er doch in der That das der Obenerwähnten darstellt. Er hat es nicht unterlassen wollen, auch ein Wort über die Küche zu sagen, denn der am meisten betretene Fußweg ist immer der, welcher nach der Villa führt, in welcher der beste Koch von Florenz sich befindet.

Wenn die Mühe, welche die Marquis Pucci, Capponi und Ridolfi, so wie einige andere ausgezeichnete Männer, sich geben, um den Unterricht in allen Klassen mehr zu verbreiten, nicht dasselbe Schicksal hat, wie viele ähnliche frühere Versuche, so werden vielleicht bald die Dichter von Florenz, statt zu

*) Io l'aria non ho già d'un vagabondo,
Qualcosa di civile ci si vede:
Sembro un signor que vuol veder il mondo,
E si diverte a camminare a piede;
Ma, se volesse, con l'entrate sue,
Potrebbe prender un cavallo e due.

Or passo per pittor, per paesista,
Che contempla un bel punto, an bel orore;
Or mi do l'aria d'un naturalista,
Che cerca di qualch' erba o qualche fiore;
Or me ne vado con si dolce metro,
Che par che aspetti la carozza dietro.

Dico a qualcun que soffro d'ostruzione,
Che per smaltirla fo questo viaggio;
O dico che lo fo per devozione,
Tornando adesso d'un pellegrinaggio
Fatto a san Pellegrino, e lemme lemme
Vado a Loretto ed a Gerusalemme.

Quando son presso a qualche paesetto,
Vo dietro un muro o dietro un boschiello;
Se sudacchiato son resto un pochetto,
Mi spolvero ben ben giubba e capello,
Poi dove scorre una fontana pura
Mi riso tutta quanta la figura.

Quando son raffrescato e meno stanco,
Levo di tasca un paro di scarpini,
Mi metto al collo un fazzoletto bianco,
Tiro fuori la gala e i manichini;
Fo due ricci superbi e sulla testa
Mi do una nappatina lesta lesta.

Entro al allogio con disiuvoltura,
Dicendo: Non vo far più longa via;
Voleva prender la cavalcatura,
Ma l'ho lasciato a una villetta mia;
E il più bel giorno che si possa avere,
E far due passi gli è proprie un piacere.

Poscia, per non parer d'essere straceo,
Sembro per la cucina un terremoto,
Dicendo ad ogni po': Corpo di Bacco,
Fa veramente bene un po' di moto;
Io aveva perso l'appetito affatto,
Or della sanita sembro il ritratto.

Digitized by Google

solchen untergeordneten Gemäch sich herabzulassen, um Leser zu finden, andere erhabenere Bilder darzustellen vermögen, die im Stande sein dürften, reiche Erinnerungen zu erneuern, und schöne Hoffnungen zu erwecken. Eine Stadt, die so viele geistreiche Menschen enthält, die einer schönen Geschichte sich erfreut, und die selbst jetzt noch sechs vortreffliche Poeten zählt, kann und darf aufs Neue auch auf ihren alten Titel des italienischen Athens mit vollem Rechte Anspruch machen.

Schwedische Literatur.

Fornlemningar af Tycho Brahes, Stierneborg och Uranienborg pa on Hoen. — Alterthümer der Niederlaßungen von Tycho de Brahe, Stierneburg und Uranienburg, auf der Insel Hoen. Stockholm, 1824.

Das vorliegende Werkchen ist ein Auszug der Verhandlungen der physiographischen Gesellschaft von Lund, den Bericht des Bischof Faxe über die Resultate der Nachgrabungen, welche er seit 1823 in der Insel Hoen angestellt hat, enthaltend. — Das Schloß Uranienburg, nebst den astronomischen und chemischen Anstalten, wurde 1576 vom berühmten Tycho de Brahe erbauet, so wie sein Observatorium subterraneum oder cryptícum, siebenzig Schritte von da, unter dem Namen Stierneborg (Stellaeburgum). Nachdem er sein Vaterland verlassen hatte, verfielen diese Gebäude in Trümmer, und im Jahr 1652, als Huet die Insel besuchte, benutzte man die Steine des alten Schlosses zur Erbauung des neuen. Die Landwirthe und Gutsbesitzer der Insel beschlossen im J. 1805 einstimmig, daß die Ueberreste der Wohnungen Tycho de Brahe's, als ein kostbares Denkmal, künftighin unangetastet bleiben und so viel als möglich erhalten werden sollten. — Man hat einen Stein gefunden, dessen zusammengesetzte Stücke folgende Inschrift in goldenen Buchstaben auf sich trugen:

Nec fasces nec opes
Sola artis
Sceptra perennant.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Alterthümer.

Das Museum zu Neapel ist an Meisterstücken des Alterthums so reich, als alle übrigen Musëen zusammengenommen, und es allein enthält eine große Menge von Denkmälern, die achtzehn Jahrhunderte lang unter der Asche des Vesuv verborgen gewesen und endlich wieder aus ihrem Grabe unversehrt erstiegen sind, um die neuere Zivilisation in Erstaunen und Entzücken zu setzen. Bis jetzt haben die Gelehrten immer umsonst gebauert, daß diese herrliche Sammlung wie verborgen gehalten wurde. Der König von Neapel hat nun verordnet, daß die darin enthaltenen Gegenstände getreu gezeichnet und beschrieben werden sollen. Bereits hat das Unternehmen begonnen, und die Nachricht davon ist überall mit vieler Theilnahme aufgenommen worden. Der Ritter Nicoli Niccolini, Direktor des königlichen Instituts der schönen Künste, eben so vortheilhaft als Maler wie als Bildhauer bekannt, leitet die Herausgabe dieses Werks.

— Zu Villeneuve-les-Vaux, im französischen Departement der Unter-Alpen, hat man an der Stelle, wo, wie man vermuthet, das alte Alonnium sich befand, die Trümmer eines alten Tempels, und einen sehr merkwürdigen Mosaikboden entdeckt. Außerdem hat man auch noch zwei Köpfe und eine Büste von Marmor gefunden, auf welcher sich mit griechischen Buchstaben der Name Philipp befand. Der Tempel schrint sehr reich gewesen zu sein, denn die Mauern waren mit Marmorplatten überdeckt, mit vergoldeten Bronzenägeln befestigt und mit einer Porphirverkleidung geschmückt. Mehrere Theile dieses unterirdischen Denkmals sind noch nicht ausgegraben. Darüber hat man eine dicke Lage von Kohlen gefunden, woraus man vermuthet, daß dies Gebäude ein Raub der Flammen gewesen ist. Herr Sallier verfolgt die Entdeckung mit vielem Eifer und besonderer Vorsicht.

— Man hat bisher die Quelle der Aegeria immer im benachbarten Thale von Caffarella, einige Meilen vom römischen Thore Capena, im Thale am Fuße des Colimberges, gesucht. Gegen diese Meinung bemerkt Wagner, daß in diesem Thale keine Quelle vorhanden sei, und daß der Ort an und für sich selbst nicht angenehm genug ist, um den Musen geweiht gewesen zu sein. Er wendet sich also wieder nach Caffarella zurück, und behauptet, daß sie an dem einen Ufer des Almo strömte, während der Tempel der Musen sich auf dem andern befand.

— Eine neue englische Niederlaßung ist im Norden von Neuholland, auf der Landenge von Auskey, zwischen den Baburds- und Melville-Inseln, gegründet worden. Die Briten haben daselbst ein Fort erbaut, und die ganze Küste, vom 129° bis zum 135° Grade östlicher Länge, in Besitz genommen. Diese neue Kolonie verspricht von großer Wichtigkeit, in Hinsicht des Handels, zu werden. Sie befindet sich nur wenige Tagreisen von den Gewürzinseln, die den Holländern gehören, und dem Hafen von Coolburn, auf Neu-Guinea, gegenüber. Das Land ist sehr fruchtbar, und das Meer wimmelt vom Trepang, der in China sehr geschätzt wird, so daß man voraussiegen darf, daß selbst, wenn einmal ein Bruch zwischen England und China statt finden sollte, die Chinesen doch ihren Thee hieher bringen würden.

— Die Bevölkerung der fünf Erdtheile ist folgende: Europa 200 Millionen Seelen, Asien 600 Mill., Afrika 90 Mill., Nordamerika 23 Mill.; Südamerika 12 Mill., zusammen 35 Mill.; Australien 15 Mill. Im Ganzen 940 Mill.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 46. **Zweiter Jahrgang 1825.** 16 November.

Griechenland im Anfang 1825.

Von Pecchio.

Most of all,
Albion! to the: the ocean queen should not
Abandon ocean's children. *)
Byron.

Napoli di Romania. — Regierung.

Alles versprach Griechenland einen günstigen Erfolg, als ich England in den ersten Tagen des März verließ. Die Anerkennung der südamerikanischen Staaten erweckte die natürliche Hoffnung, daß ein ähnlicher Schritt zu Gunsten der Griechen statt finden werde. Eine zweite Anleihe, die ihre Regierung abgeschlossen hatte, setzte sie in den Stand, kraftvoll den Feldzug zu eröffnen. Die Auflösung der englischen Levantkompagnie beseitigte das Hinderniß, welches die Interessen eines Korps privilegirter Handelsleute der Unabhängigkeit entgegengestellt haben könnten. Ein französischer Ausschuß, der die ausgezeichnetsten Männer in sich enthielt, war zu Paris zur Unterrichtung der griechischen Jugend gebildet worden, und schien die Sympathie der französischen Nation für die Sache der Hellenen zu erwecken. Endlich hatte die Regierung selbst über alle ihre innern Feinde triumphirt. Ich reisete also voll Vertrauens ab, der Zeuge von der gänzlichen Emanzipation eines Volks zu sein, das seit vier Jahren mit Erfolg für seine Freiheit gestritten hatte. Aber mein Vorgefühl war leider nur Illusion. Das Glück der Griechen verließ sie plötzlich, und bei meiner Ankunft gewann ich eine Ansicht der Gegenstände, die weit von einer frühern verschieden war — meine Hoffnungen verwandelten sich in Furcht.

Nach einer fünftägigen Reise warfen wir endlich die Anker vor Napoli di Romania. Diese Stadt liegt am Fuße eines steil abgerissenen, hohen Felsen. Die Festung Palamidi, die uneinnehmbar scheinend auf dem Gipfel desselben sich befindet, der Palmbaum, der sein Haupt über die mit kleinen Thürmchen geschmückten Mauern erhebt, wie wenn er die Fahne des ganzen Landes wäre, Argos und die schöne Ebene dieses Namens, die den Gürtel des Meerbusens bildet, links der mit Schnee bedeckte Gipfel des finstern Taygetes, das Land, das die Stadt umgibt, Alles macht den Anblick von Napoli di Romania zu einem der malerischsten auf der ganzen Erde. Aber sobald man das Ufer betritt, ist der Zauber verschwunden. Enge Straßen, schlechtgebaute Häuser, eine drückende mit pesthaften Dünsten geschwängerte Luft, das Alles kann nicht anders, als den Fremden mit Abscheu erfüllen. Die Unsauberkeit ist so groß, daß es eines Herkules bedürfte, um diesen Augiasstall zu reinigen. Das ist, ohne Zweifel, auch eine der Ursachen des epidemischen Fiebers, das im vorigen Jahre so große Verheerungen angerichtet hatte. Es ist leicht möglich, daß es mit der Hitze des Sommers wieder erscheine; denn die Regierung hat durchaus nicht die geringsten Vorsichtsmaaßregeln dagegen genommen. Die Griechen

*) Du vorzüglich, Albion! du! Die Königin des Oceans darfst die Kinder des Oceans nicht verlassen.

Digitized by Google

haben den Fatalismus der Türken geerbt, und wie jene mit der Pest vertraut sind, so scheinen diese genaue Bekanntschaft mit den Epidemien gemacht zu haben.

Napoli di Romania ist, seiner Lage und seines Anblicks wegen, das „Gibraltar des Archipels“ genannt worden. Es scheint in der That diesen Namen zu verdienen; aber ich fürchte, daß es das alte Gibraltar in den Händen der Spanier sei. Einige Offiziere, die es in nähern Augenschein genommen, haben mir versichert, daß es in einem elenden Vertheidigungszustande sich befinde und von aller Munition und Artillerie entblößt sei. Die geringe Zahl der aufgestellten Kanonen ist in so schlechtem Zustande, daß ihre Lafetten nicht ein Dutzend Schüsse auszuhalten im Stande sind. Die ganze Stärke der Vertheidigung von Palamidi beruht in dem Kommandanten derselben, dem General Fotomara, einen Sulioten, der unter den Waffen und im strengsten Ehrgefühl alt geworden ist.

Die Vergnügungen von Napoli sind sehr unbedeutend. Einige elende Kaffeehäuser, abgenutzte Billards, am Abend ein Spaziergang auf einem kleinen, von hohen Platanen überschatteten Platze, das ist Alles, was man, neben den gegenseitigen Mittheilungen über die Begebenheiten des Tages, also nennen darf. Die Frauen, dieser Zauber aller Uebel und aller Entbehrungen, sind dabei unsichtbar, weil ihnen die Männer verbieten, sich zu zeigen. Seit länger als fünfundzwanzig Jahrhunderten ist das schöne Geschlecht in diesem Lande zur häuslichen Einsamkeit verdammt. Die alten Griechen, unter dem Vorwande der Sittenreinheit, entzogen die Weiber dem öffentlichen Leben, und beschränkten sie auf ihre Gynäzeen. Später sperrten sie die Türken in ihre Harems ein, und die jetzigen Griechen halten sie aus Eifersucht von der Gesellschaft getrennt.

Die Bevölkerung von Napoli vermehrt oder vermindert sich nach den Umständen. Man kann sie indessen im Durchschnitt auf 15,000 Seelen anschlagen. Für ihre Ausdehnung ist diese Stadt, ohne Widerspruch, die volkreichste der Erde. Die Häuser sind so klein und das Volk so aufgehäuft, daß immer drei oder vier Personen in demselben Zimmer wohnen.

Ich war begierig, den Gliedern der Regierung einen Besuch abzustatten. Dazu bedurfte ich keines Einführers; denn sie sind für Jedermann, und zu allen Stunden des Tages zugänglich. Sie wohnen in seinem Palaste; denn das Regierungsgebäude unterscheidet sich von den übrigen Häusern durch nichts. Eine schlechte hölzerne Treppe führte mich in ein Zimmer, wo ich die Glieder der Regierung sitzend oder vielmehr ruhend auf Kissen fand, die rings um das Zimmer eine Art von Sopha bildeten. Ihre Kleidung, ihre Lage und der unbewegliche Ernst ihrer Haltung liessen mich anfänglich vermuthen, daß ich mich vor einem Divan befinde. Der Vicepräsident Botazis Spyzzia hatte die Beine über's Kreuz geschlagen, und zählte die Körner eines orientalischen Rosenkranzes. Alle Uebrigen waren in einem halb türkischen, halb griechischen Anzuge und rauchten, oder rollten die Körner eines Rosenkranzes zwischen den Fingern.

Zu Paris und zu London möchte man gern, daß die Griechen nicht länger Türken blieben, und daß sie, nahe daran, in die große europäische Familie einzutreten, ihre alten Gebräuche ablegten, um die Kleidung und die Gebräuche der neuen Familie anzunehmen, die ihnen als Brüder die Arme entgegenstreckt. Dieser Wunsch ist gerecht; aber er ist zu voreilig. Man verändert nicht die Gewohnheiten einer ganzen Nation, wie die Dekorationen eines Theaters zu London und Paris. Welche Hindernisse hatte nicht Peter der Große zu besiegen, um die Moskoviten so weit zu bringen, den Bart abzuschneiden und sie in eine preußische Uniform zu zwingen. Wahr ist es nun, daß die Griechen sich auf türkisch setzen, daß sie den Pilaf auf türkische essen, daß sie aus langen Pfeifen rauchen, von der Rechten zur Linken schreiben, und daß die Vorsteher nie ausgehen, ohne von einer Truppe bewaffneter Männer begleitet zu sein, daß sie grüßen, schlafen und sich vergnügen, wie die Türken. Mit einem Worte, statt auf die Gewohnheiten ihrer Unterdrücker zu verzichten, scheinen sie seit der Revolution nur noch mehr daran zu halten. Sie machen sich eine Ehre daraus, den Turban roth und weiß verschlungen zu tragen, und sich mit dem grünen Kaftan zu umschlingen, was ihnen unter den schrecklichsten Strafen durch den Despotismus der Türken verboten war. So gefallen sie sich, das aus Rache und zum Zeichen des Triumphs zu thun, was ihnen von ihren Tyrannen untersagt wurde, um den Unterschied zwischen dem Herrn und dem Sklaven zu bestimmen. Die Griechen sind außerdem gewöhnt, mit Gold und Perlen überdeckte Kleider zu achten, weil die Pascha's ihnen dafür eine gewisse Ehrfurcht abzwangen, indem sie sich immer von Henkern begleiten liessen. Unter den europäischen Gewändern erblickt das Volk nichts als Lerzte. Die Weiber, die immer vom Glanze und der Pracht der Kleidung gefangen werden, können unsere Einfachheit, die so kleinlich neben dem orientalischen Pompe ist, nicht ertragen. Dieser Vorzug des schönen Geschlechts wird noch lange ein Hinderniß des Kleidungswechsels sein.

Die Regierung besteht aus fünf Personen und einem Staatssekretär. Dieser Letztere und der Präsident waren bei meiner Ankunft abwesend, und befanden sich im Lager zu Navarino. Ich werde später Gelegenheit

Digitized by Google

haben, von ihnen zu reden. Botazis, der Vicepräsident, iſt ein reicher Kaufmann, vielleicht der reichſte von ganz Spezzia. Es iſt ein kräftiger und heiterer Greis, der nichts als griechiſch ſpricht. Hätte er früher den öffentlichen Geſchäften ſich überlaſſen, ſo würde er ſich gewiß in denſelben ſehr ausgezeichnet haben. Er hat den Ruf eines ſichern und treuen Patrioten. Mauromichalis, ein Spartaner, gehört zur Familie Petro-Bey's, die der Freiheit ihres Vaterlandes die größten Opfer gebracht hat. Er ſpricht ebenfalls griechiſch, und kann mit der Diplomatik ziemlich vertraut ſein; aber er trägt in ſeinen Zügen den Stempel eines edeln Karakters, der ſich nie verläugnet hat.

Ich habe nicht Gelegenheit gefunden, mit Spiglotachi, einem andern Mitgliede der Regierung, der aus dem Peloponnes gebürtig iſt, Bekanntſchaft zu machen. Ich habe von ihm weder gut noch übel ſprechen gehört. Endlich Colettí befindet ſich an der Spitze einer Partei, und vereinigt mit vielen natürlichen Kenntniſſen eine große Menge in Europa geſammelter Kenntniſſe in ſich. Er iſt aus dem Epirus gebürtig, und wurde von Ali Paſcha ſehr geſchätzt, der ihn auch zu Pavia ſtudiren ließ. Nachher wurde er zum Arzt Muktar's, eines Sohns Ali's, ernannt. Er ſpricht das Italieniſche geläufig. Seine Art, ſich zu kleiden, iſt mehr türkiſch als griechiſch. Unter dem unbeweglichen Ernſte eines Türken bricht in ihm von Zeit zu Zeit die bewegliche Lebhaftigkeit des Griechen hervor. An ſeinem ſtolzen und ſichern Gange erkennt man ohne Mühe, daß er im Serail eines orientaliſchen Despoten großgezogen worden iſt.

Es würde überflüſſig ſein, von den ſieben Miniſtern zu reden; denn ſie haben durchaus keine Macht. Die Regierung läßt ihnen von ihrem Amte nur den Namen, behält ſich die Gewalt aber ausſchließlich vor. Man hat noch nicht den Nutzen erkannt, ſo verſchiedenartige Geſchäfte zu vertheilen.

Der geſetzgebende Körper hat eine ſehr üble Wohnung. Bald jedoch wird er ſeine Sitzungen in einer Moſchee halten, die dazu beſonders eingerichtet wird. Die Zahl der Geſetzgeber ſteigt über achtzig an. Davon ſind nur fünfzig anweſend, weil die übrigen mit auſſerordentlichen Amtsverrichtungen beauftragt ſind. Mehrere davon ſind auf europäiſche Art gekleidet. Der Präſident Notara genießt einer allgemeinen Achtung, nicht nur des hohen Alters ſeiner Familie wegen, die eine der ausgezeichnetſten von Morea iſt, ſondern am meiſten hinſichtlich ſeines unbegrenzten Patriotismus. Trikupi von Miſſolunghi iſt der beredteſte unter den Sprechern. Obgleich ſich in der Verſammlung mehrere entgegengeſetzte Parteien befinden, ſo werden die Diskuſſionen doch immer mit der größten Schicklichkeit geführt. — Drei Tage nach meiner Ankunft zu Napoli, am 24 April, verkündigte man, daß die griechiſche Armee mit einem Verluſte von 140 Mann, unter denen ſich die Generale Zaſtropulo und Xidi, ſo wie die Oberſten Fleuteri und Cormoviti befanden, von den Aegyptiern geſchlagen worden ſei.

(Die Fortſetzung folgt.)

Gegenſätze.

1.

Es gibt Menſchen, die vom Himmel mit einer natürlichen Abneigung und unwillkührlichen, unüberwindlichen Eiferſucht gegen alle Großen begabt worden ſind; mögen dieſe in mannigfachen Verdrehungen und bei den entſcheidendſten Begebenheiten auch einen ſehr edlen Karakter und die beſten und reinſten Abſichten offenbaren: ſie werden dennoch immer etwas an ihnen zu tadeln haben. Sind ſie „beraldaſſend“, menſchenfreundlich, freigebig, großmüthig, ſo meinen ſie, es geſchehe nur aus Ehrgeiz, oder aus andern, noch verächtlichern Leidenſchaften. Rühmt man eine wahrhaft edle und ſchöne Handlung von ihnen, und läßt ſie durchaus ſich nicht abſtreiten, ergibt ſich auch die Gelegenheit nicht, die Quelle, aus der ſie entſprungen ſein mag, zu trüben: ſo iſt ſie nur aus — Prahlerei geſchehen. Haben ſie irgend einen erhabenen, wirklich überraſchenden Gedanken: ſo iſt er ihnen — eingeblaſen worden, denn ſie ſelbſt werden für unfähig gehalten, weder zu denken, noch zu fühlen, folglich weder ihre Gedanken, noch ihre Gefühle auszuſprechen. Fragt man dieſe Menſchen endlich: wodurch ſie von den Großen befriedigt werden können? ſo ergibt ſich's, daß ihr Unglück allein ſie mit ihnen zu verſöhnen im Stande iſt.

2.

Es gibt aber auch Menſchen, die der Himmel mit einer beſondern, lebendigen, aufrichtigen, ergebenen Anhänglichkeit gegen alles Reiche und Mächtige begabt hat. Nach ihrem Ausſpruche haben die Gewalthaber nie eine böſe oder auch nur zweifelhafte Abſicht. Sie thun allein das Gute, und Albernheiten können niemals ihren Lippen entrinnen. Beſchuldigt man vor ihnen einen Großen der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habgier, der Ungerechtigkeit, ſo iſt das eine „entſetzliche Verleumdung“. Kann man es aber nicht geradezu abläugnen, ſo ſind ſie hintergangen und von böſen Rathgebern betrogen worden, dahingegen ihre Abſichten immer rein und gut ſind. Dergleichen ſtarke Wahrheiten werden nicht nur in ihrer Gegenwart, ſondern überall geſagt; ja, was noch mehr iſt, und was beinahe unmöglich ſcheint, obgleich es ſehr wahr iſt: man iſt davon im Grunde ſeines eigenen Herzens

Digitized by Google

überzeugt. Es gibt Ungläubige, die diese Behauptung mit einem feinen Lächeln aufnehmen werden. Sie glauben, daß diese große Freundschaftsbitte, die sich pünktlich mit dem Erscheinen der Macht einstellt und mit ihrem Verschwinden auch eben so pünktlich wieder vorübergeht, ein Spiel, oder das Resultat eines persönlichen Kalküls sei ..... Dem ist nicht also. Es ist eine wirkliche und noch dazu uninteressirte Neigung. Sie gehört ausschließlich der Macht an, von der man nichts zu hoffen, nichts zu fürchten hat, und in demselben Augenblicke, wo sie nicht mehr besteht, ist die Gleichgültigkeit, die man dafür hat, eben so reell. Die Aufrichtigkeit geht oft selbst so weit, daß man sich das eine, wie das andere, zum Vorwurf macht; es zu verbergen sucht, aber es nicht zu überwinden im Stande ist, weil man es als eine zweite Natur betrachten muß. — Dieselben Menschen sind ganz natürlicherweise auch von einer unüberwindlichen Verachtung gegen alle die Dummköpfe, die Verwegenen, ja man möchte beinahe sagen: die Schurken, beseelt, denen ihre Unternehmungen nicht gelungen sind. — Aber sie vertheidigten die gerechte Sache der Menschheit .... Sie hätten das sollen bleiben lassen. — Sie durften erwarten, besser unterstützt zu werden, — und sie wurden es nicht, woraus sich ergibt, daß sie Unrecht hatten. — Man werfe einen Achtelblick auf den Sprecher, und man wird bemerken, wie er die Backen aufbläset, die Augenbraunen in die Höhe zieht, die Nase rümpft, die Lippen verdrängt, das Kinn aufwärts hebt und ganz froh und stolz ist, sich nicht kompromittirt zu haben, gleich als hätte er die schönste Handlung von der Welt verrichtet, und als habe er dadurch, daß er den Trost des Stärkern vergrößert, für sich allein das Vaterland gerettet. Dergleichen Menschen mögen dem Unparteiischen wohl ein wenig niedrig und selbst lächerlich erscheinen; aber die große, beschränkte Masse pflichtet ihnen bei, und nennt „gutes Verfahren“ ein Betragen, das immer von traurigen Folgen für das Ganze ist.

Die Eingebornen von Neuholland.

Alle Versuche der Zivilisation scheinen an diesem Volksstamm verloren zu gehen. Selbst wenn man diese Wilden noch als Kinder in den Wohnungen der Europäer aufnimmt, und sie in den Sitten und Gebräuchen derselben auferzogen werden, so zeigen sie doch, sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben, eine Neigung, man möchte fast sagen, einen Instinkt für das wilde Leben. Sie verlassen ihre Wohlthäter und entfliehen in die Wälder. Diese Bemerkungen betreffen ohne Zweifel nur die Indianer in den Umgebungen von Sydney, denn man hat die fürchtbaren Eingebornen von Van-Diemensland noch nicht nähers kennen lernen; aber sie sind auf alle Indianer der stumpfnasigen Race, der Papuans, zu welcher, wie man beinahe voraussehen kann, alle Eingebornen von Neuholland gehören, anwendbar. Sie sind glücklicherweise weder kriegerisch, noch mächtig genug, um dem Wohlstande der Kolonie schädlich sein zu können, mit der sie jedoch keine Gemeinschaft haben mögen. Der Mangel an Wildpret, der eine unausbleibliche Folge der Ausdehnung der Kultur des Landes ist, wird sie nach und nach zwingen, sich in die Wälder im Innern des Landes zurückzuziehen, wo sie wahrscheinlich, wie die Indianer in Amerika, bald ganz erlöschen werden. In der Niederlassung von Port-Macquerie, am Flusse desselben Namens, die 1821 angelegt worden, und, wie man versichert, jetzt schon bedeutend ist, bedient man sich ihrer, um die entflohenen Verbannten wieder zu ergreifen. Sie sind außerordentlich geschickt, die Fußstapfen eines Menschen zu entdecken und ihnen zu folgen. Nebenbei haben sie auch eine unbeschreibliche Gier nach den ihnen zugesagten Belohnungen, die sie jedesmal erhalten, sobald sie einen Flüchtling eindringen. Auf solche Weise hat man an ihnen eben so geschickte und getreue, als wenig kostspielige Häscher und Schergen, die in ihren Nachforschungen unermüdlich sind. Dieses Mittel, sie der Kolonie nützlich zu machen, ist so übel nicht.

Die Oualaninsel.

Diese Insel, welche von den Bewohnern derselben Oualan genannt wird, liegt unterm 5° 21′ 32″ nördlicher Breite und 160° 48′ 22″ östlicher Länge, im stillen Ocean. Sie befindet sich, ganz vereinzelt, in beinahe gleicher Entfernung von der Inselgruppe der Karolinen und der beiden Archipels Mulgrave und Gilbert. Sie wurde 1823 von der französischen Korvette la Coquille, unterm Befehle des Kapitäns Duperrey, besucht. Ihre Ausdehnung beträgt acht Meilen in der Länge und neun in der Breite. Die Berggipfel, die sich auf ihr erheben, machen sie sehr bemerkbar, denn die andern Inseln in dieser Gegend sind sehr flach und kaum überm Wasser erhaben. Der höchste ihrer Berge mag ungefähr 679 Meter emporragen, und die Natur der Felsen, aus denen sie bestehen, so wie die Klüfte, welche sie von einander trennen, bezeugen ihren vulkanischen Ursprung. Die Thäler, welche sie umschließen, die reiche Vegetation in denselben und die zahlreichen Bäche, die, sie durchströmend, in hübschen Fällen sich in's Meer stürzen, geben der Insel ein sehr malerisches Ansehen. Bäume und Pflanzen sind fast dieselben, wie in allen tropischen Gegenden. Die Bevölkerung ist nur schwach und sehr

Digitized by Google

von den Früchten, welche sich ohne Arbeit erzeugen, ohne den Genuß des Fleisches zu kennen, wovon man jedoch die Fische ausnehmen muß. Die Bewohner sind durchaus von einem sehr sanften und friedliebenden Karakter, und die Zwietracht scheint ihnen vollkommen unbekannt zu sein. Ihre einzigen Waffen bestehen in leichten Stöcken, die sie mehr zum Schmuck als zur Vertheidigung tragen.

Es ist schwer, die Race der verschiedenen, auf den zahlreichen Inseln des großen Oceans zerstreuten Völkerschaften zu bestimmen. Man kann über diesen Punkt höchstens nur mehr oder weniger hypothetische Vermuthungen aufstellen. Einige geistige und körperliche Beziehungen und Näherungen, eine gesellschaftliche Bildung, in welcher die Formen der orientalischen Knechtschaft und die Verschiedenheit der Kasten sich bemerkbar machen, endlich eine auffallende Verschiedenheit von der ozeanischen Race, lassen vermuthen, daß die Bewohner der Hualainsel mogolischen Ursprungs sein mögen. Der Doktor Lesson, der sich auf der Coquille befand, entwirft von ihnen folgendes Bild:

„Sie sind im Allgemeinen klein von Wuchs, und sehr Viele messen kaum fünf Fuß, Mehrere waren nicht über vier Fuß sechs bis acht Zoll hoch. Die am meisten von der Natur Begünstigten mögen höchstens fünf Fuß zwei bis drei Zoll messen. Die Weiber sind ebenfalls klein; aber fett und sehr ausgebildet. Der Gesichtsschnitt bei den Männern ist eine freie, aber schmale Stirn, dicke Augenbraunen, kleine und schräge Augen, flache Nase, großer Mund, sehr weiße Zähne. Sie tragen die Haare auf dem Hinterhaupte zusammengeschlungen. Bart und Haare sind rabenschwarz, lang und grade. Der Bart ist bei Einigen sehr stark und fällt auf die Brust herab. Sie tragen ihn nicht also aus Aberglauben, denn Mehrere ließen sich an Bord rasiren. Die Meisten haben nur einen sehr dünnen Bart, der eine dünne Flocke unterm Kinn bildet, ein Umstand, welcher der mogolischen Race allein eigen ist. Sie raufen sich nicht die Haare aus und beschneiden sich nicht. Die Farbe ihrer Haut ist orangegelb. Sie kauen weder Betel noch andere orientalische Kräuter. Sie sind durchaus nicht an Arbeit gewöhnt, und daher sehr weichlich und weibisch. Die geringste Anstrengung ermüdet sie, und das ist das größte aller Uebel für sie. Die Frauen und Mädchen haben eine angenehme Gesichtsbildung, schwarze, feurige Augen und schöne Zähne. Wir bemerkten mehrere sehr hübsche. Alle bezeugten eine große Neugier bei unserm Anblicke und schienen sehr heiter und fröhlich gelaunt, obgleich sie zurückhaltend und bescheiden waren. Die ernsten Geberden ihrer Männer nöthigten sie oft, einen noch gezwungenern Anstand zu nehmen."

Die Erscheinung der Europäer brachte die ganze Insel in Bewegung. Lesson und Blosseville waren die Ersten, welche landeten und in das Innere des Landes vordrangen. Sie wurden mit einem lauten Geschrei aufgenommen, das ihnen anfänglich zweifelhaft erschien. Aber das Wohlwollen und die Freundschaftsbezeugungen, die ihnen von allen Seiten zu Theil wurden, überzeugten sie bald, daß es nur ein Zeichen des Erstaunens gewesen sei. Sie sahen sich bald von einer beträchtlichen Volksmenge umringt, welche ihre geringsten Bewegungen beobachtete, und deren Verwunderung aufs Höchste stieg, als die Reisenden ihre Hüte abnahmen und ihre Röcke auszogen. Die Insulaner, die nur einen schmalen Gürtel trugen, bildeten sich ein, daß jene Kleidungsstücke wirkliche Körpertheile der Europäer seien.

Die Bevölkerung von Hualan mag aus 1200 bis 1500 Seelen bestehen. Sie ist einem Vorsteher, Namens Uroffe Toue, unterworfen, der als Despot regiert. Ausserdem ist sie in vier oder fünf Kasten abgetheilt, deren Verschiedenheit durchaus mit den asiatischen Gebräuchen übereinstimmend ist. Sie bewohnen recht hübsche Hütten, die auf einem Theil der Insel sich zerstreut befinden; aber die größere Zahl wohnt in einem Dorfe, Namens Bele, das sich in einem kleinen, von der großen Insel beinahe ganz getrennten Erdwinkel befindet, und der durch fünfzehn Fuß hohe, aus Korallenfelsen erbaute Mauern gegen den Vordrang des Meers beschützt wird. An diesem Orte wohnt der König, ein hochbejahrter Greis. Seine Hütte war in nichts von den übrigen verschieden. Als die Reisenden von den Uroffen, oder dem Adel, der die erste Klasse bildet, umgeben waren, blieb der große Haufe des Volks in einer gewissen Entfernung, und warf sich mit fast religiöser Ehrfurcht in den Staub.

Man bemerkt bei diesen Insulanern keine Spur von Gottesverehrung oder Kultus, ausgenommen eine große Achtung für die Gräber. Sie erbauen den Verstorbenen kleine Hütten, die sie mit Gebüschen umgeben und wo sie die Geräthe niederlegen, die ehemals von ihnen gebraucht worden waren. — Die Weiber, obgleich man sie als untergeordnete Geschöpfe betrachtet, werden doch mit Achtung behandelt. Die Polygamie scheint nur ein Vorrecht der Fürsten zu sein. Die Männer sind sehr eifersüchtig und wenig zur Bonhommie geneigt.

Was Künste und Industrie anbelangt, so besteht die ganze Wissenschaft dieser Insulaner darin, Hütten und Barken zu erbauen und Stoffe zu weben, aus denen sie ihre Gürtel verfertigen. Ihre Wohnungen sind geräumig und oft vierzig Fuß hoch. Die Barken sind ebenfalls sehr groß und bestehen aus zwei oder drei ausgehöhlten Baumstämmen, die nachher zusam-

Digitized by Google

mengefügt werden. Sie ſind ſehr wohl bearbeitet, bunt bemalt und werden in den Häuſern aufbewahrt. Die hohen Korallenmauern, welche Lele umſchlieſſen, ſind ebenfalls ein bewunderungswürdiges Werk dieſer Inſelbewohner. Sie haben einige Ideen vom Weltgebäude und denken, daß die Sonne die Erde umkreiſe, des Nachts aber andere Sterne beleuchte, die ſodann ihren Schein verbreiten. Ihre Monate ſind nach dem Mondeswechſel abgetheilt. Sie glauben, daß der Mond, der Sonne entgegengeſetzt, ſich um die Erde drehe. Uebrigens haben ſie nicht die geringſte Kenntniß von den in ihrer Nähe ſich befindenden Inſelgruppen oder Ländern, und leben in einer vollkommenen Abſonderung von den Menſchen anderer Gegenden.

Aegyptiſche Skizzen.

Die Ruinen von Luxor oder Theben.

An dem großen Eingange dieſes ungeheuern Gebäudes, das aus mehrern Theilen beſteht, welche jetzt getrennt ſind, ehemals aber ein harmoniſches Ganze bildeten, erheben ſich zwei majeſtätiſche Obelisken, die noch eben ſo ſchön ſind, als da ſie aus den Händen des Künſtlers hervorgingen. Die geheiligten Figuren, und die Hieroglyphen, mit denen ſie geſchmückt ſind, ſcheinen erſt unlängſt vollendet worden zu ſein. Der Stein ſelbſt, ein ſehr harter Granit, hat ſeine Farbe nicht verändert. Man ſieht dieſe beiden Obelisken noch eben ſo, wie ſie Kambyſis ſah, da er die Räder ſeines Wagens zurückhielt, um ſie zu betrachten; noch eben ſo, wie ſeine wilden Perſer, deren Kriegsgeſchrei verſtummte, da ſie dieſe Symbole des geheiligten Feuerelements erblickten. Hinter dieſen Obelisken ſieht man zwei koloſſale Figuren, die zum Theil unterm Sande begraben ſind. Sie bilden den oberſten Theil eines Tempelthors. Alle dieſe Ueberreſte haben viel Adel, und das Propyleon ſtellt eine kriegeriſche Szene dar, über die man ſchon Vieles geſagt und geſchrieben hat.

Die Seele von wechſelnden Bewegungen erfüllt, ſchlug ich mit ſchnellen Schritten den Fußweg ein, der nach dem Dorfe Karnac führt. Unter einigen Dattelbäumen und auf beweglichem Sande ging ich nahe daran vorüber. Endlich befand ich mich in der großen Avenue der Sphinxe, dem Thore gegenüber, welches man das Triumphthor genannt hat. Und in der That, niemals hat ein Triumphthor einen impoſantern und prachtvollern Bogen über ſich geſehen. Auf der kühnen Beugung ſeines ſchönen, hervorſpringenden Kreuzes breitet ein Globus, der wie vom Feuer geröthet iſt, weithin ſeine Flügel vom glänzendſten Azur aus. Dieſer gigantiſche Schwibbogen erhebt ſich allein, von den großen Ruinen abgeſondert, ohne Säulen und ohne Mauern.

Ich folgte langſamen Schrittes der großen Allee der Sphinxe, die auf beiden Seiten den Weg einſchlieſſen, der ehemals gepflaſtert war. Die Sphinxe ſind von einem weniger harten Stein, als der Granit. Ihre Formen ſind im Allgemeinen wohl erhalten, obgleich einzelne Theile beſchädigt ſind. Aber in dieſen Formen, dieſer Stellung, dieſen ungeheuern und abgenutzten Köpfen, dieſen großen Krallen und dieſer Unförmlichkeit, dieſem Tau (Antoniuskreuze), das ihre über einandergeſchlagenen Hände umfaſſen — in dem Allen liegt etwas, das die Seele des Anſchauenden mit Schrecken erfüllt. Man kann ſich über die Natur der Orte nicht täuſchen. Es iſt ein großer Weg, der zu einem Tempel führt, und den die Römer eben ſo geſehen haben, wie wir ihn ſahen. Vor uns haben die Römer dieſelben Ruinen geſehen, und vor ihnen die Griechen. Man weiß, daß Prieſter, Könige, Herren und Sklaven Jahrhunderte vor uns denſelben Boden betreten haben. Man weiß, daß gegen dieſes Heiligthum die Beſiegten ihre Flucht gerichtet haben, daß die Sieger ihnen nachgeeilt ſind, daß hier oft das Gewieher der Roſſe, der Schall der Trompeten, das Geheul der Schlachtſpiele und das Beifallsgeſchrei der unzählbaren Volksmenge ſich hat vernehmen laſſen, und nun iſt Alles im tiefſten Schweigen begraben. Die Steine, welche die Tempel bildeten, ſind durch einander geworfen, oder liegen noch auf der Stelle, wo ſie der Baukünſtler befeſtigt hatte, und ſind weder grau noch ſchwarz, wie die menſchlichen Gebeine. Es iſt das Skelet eines Rieſen, das auf dem todten Sande ausgeſtreckt in der Einſamkeit der Wüſte ruht.

Es gibt keine Ruinen, die ſich mit dieſen vergleichen könnten. Im erſten Hofe findet man eine große und ſchöne, einzeln ſtehende Säule, die ſich hoch über den Bruchſtücken erhebt, welche ehemals einundzwanzig ähnliche Säulen bildeten. Sodann betritt man eine weite Halle, in der man von 150 Säulen umgeben iſt. *)

Wir brachten den ganzen Tag in dieſen Ruinen zu, und unſere Neugier wurde immer von neuen Gegenſtänden angezogen. Lange Zeit verweilte ich auf einem Flügel des großen Propyleons und umklimmte die koloſſalen Bildſäulen. Ich ſetzte mich auf einen umgeſtürzten Obelisk, um die andern drei noch ſtehenden zu betrachten. Sodann durchirrte ich alle die tauſend Granitbruchſtücke am Boden, und betrachtete die Hieroglyphen und die Gemälde, mit denen ſie überdeckt waren. Unſer Führer geleitete uns zu einem

*) Die Säulen im Mittelpunkte meſſen eilf Fuß im Durchmeſſer, und die übrigen acht Fuß.

Digitized by Google

nahen Hügel, wo wir mehrere Katakomben fanden. Einige davon mochten als Durchgänge, andere als Abzugskanäle gedient haben. Hin und wieder findet man Menschenknochen und Theile von Menschengerippen, die aus den Särgen genommen worden sind, oder auch Lumpen von ihren Todtengewändern und Rollen, die sich in ihren Händen befanden. Wir fanden in den offenen Särgen nichts; aber wir gingen auf Reliquien.

Durch die Ebene gelangten wir zu unserm Schiffe, und verweilten noch bei den berühmten Statuen, die so oft beschrieben worden sind. Auf ihren Thronen sitzend, den Sonnenaufgang und den Nil betrachtend, sind sie über fünfzig Fuß hoch, und ihre Körper, ihre Köpfe, alle ihre Glieder sind vollkommen wohlproportionirt und ihrer ungeheuren Größe angemessen. Erst spät erreichten wir unsere Wohnung. Am andern Morgen schifften wir zum westlichen Ufer hinüber, und gelangten durch ein enges Thal zu den Gräbern der Könige. In einer sehr wilden Gegend, ungefähr fünf Meilen vom Ufer, erblickt man um sich mehrere kleine Hügel, auf denen keine Spur von Vegetation zu sehen ist, und die mit kleinen, lockern Steinen überdeckt sind. Nach einigen Schritten entdeckt man eine Oeffnung im Felsen, wie die einer Mine. Der Fels ist hart, polirt und bemalt. Man zündet eine Fackel an, und betritt einen langen Gang, zu dessen beiden Seiten sich kleine Zellen befinden, wovon einige ausgemalt sind, und wahre Lebensscenen mit ihren Freuden und Leiden enthalten. Man kann sich eines tiefschmerzlichen Gefühls nicht erwehren, wenn man bemerkt, daß jene Zeiten den unsrigen so ähnlich waren. In dem einen dieser Gemälde bemerkt man mehrere Ackergeräthe, eine Säemaschine, einen Tragekorb, einen Pflug, Stiere und ein hüpfendes Kalb. In einem andern wird Brod gebacken, und Alles zu einem Feste vorbereitet. In einem dritten zeigt sich ein Garten mit schönen Blumen angefüllt. In mehrern sieht man Betten, Sophas, Stühle und andere Hausgeräthe, die noch heute den Palästen zur Zierde gereichen würden. Ueberall erblickt man Vasen verschiedener Formen, Figuren, die auf der Harfe spielen, während andere sie horchend umgeben, Barken mit Segeln, Waffen, wie Degen, Dolche, Bogen, Pfeile, Köcher, Lanzen, Helme, Ehrenzeichen u. s. w. Auf andern Gemälden sieht man auch Prozessionen und die Feier der Mysterien. Alle diese Gemächer sind mit Hieroglyphen überdeckt. In einem kleinen Gemache ist die Kuh der Isis, und in einem andern sehr großen sind die Zeichnungen nur mit leichten Zügen angegeben, als wenn sie am nächsten Morgen hätten ausgemalt werden sollen.

Die Wüste von Kossyr.

Man kann sich nichts Schöneres denken, als den Weg, der diese Wüste durchschneidet. Er ist breit, fest, und schlängelt sich, wenigstens drei Viertheile des Weges von Kosseir nach Theben, zwischen felsigen Hügeln hin, die sich senkrecht zu beiden Seiten erheben, als ob sie künstlich behauen wären. Bald erblickt man ihre durchbrochenen Seiten, wie wenn sie das hohe Bette eines großen, ausgetrockneten Flusses bildeten; bald tritt der Blick in dem engen Thalgelände umher, dessen Gipfel zu beiden Seiten mit viereckigen Thürmen gekrönt sind; bald glaubt man ganz eingeschlossen zu sein und keinen Ausweg mehr vor sich zu haben. Es war schon spät, als wir eine Art trockener Bucht erreichten, deren brennender Sand mit spitzigen Felsen überdeckt war. Der Nachtthau war sehr stark gewesen. Wir schlugen unsere Zelte auf und nahmen uns vor, mit Tagesanbruch wieder aufzubrechen, damit wir unsere Tagreise noch vor Mittag beendigen könnten. Es war noch dunkel und kalt, als wir uns schon wieder auf dem Wege befanden. Eine Stunde nachher ging der Mond auf. Er drang blutroth hinter den düstern Höhen zu unserer Linken hervor. Je mehr er sich erhob, desto mehr erhellchte er auf dem dunkeln Blau des Himmels, und erfreute uns endlich mit dem vollen Glanze seines abnehmenden Viertels.

Wer möchte behaupten, daß die Wüste öde und leblos sei? Mit Tagesanbruch sieht man die Tauben und Rebhühner bis zu seinen Füßen kommen, und ihre Nahrung in den Fußstapfen der Kameele suchen. Sie sind nicht wild, weil sie nicht gelernt haben, den Menschen zu fliehen, der ihre ungeheure Wildniß durchschreitet. In einiger Entfernung sahen wir auch einen Hirsch; aber sobald er den Schritt der Karavane vernahm, erhob er sich, beugte sein Geweih, und entfernte sich sodann vom Wege, um einer einsamen Quelle zuzueilen, die vielleicht nie eines Menschen Fuß besucht hat.

Die Pyramiden.

Wer auf dem Gipfel des ältesten und des größten Denkmals gewesen ist, das je die Macht und der Stolz der Menschen erboben hat, wessen Blicke den ungeheuern Umkreis durchforscht haben, der Lybien und Arabien in sich begreift; wer das Land Aegypten zu seinen Füßen gesehen hat, dieses köstliche Thal, das jene beiden stummen Wüsten trennt, und dessen ewiges Grün durch einen majestätischen Strom noch erhöhet wird — der ist sich gewisser Gefühle bewußt, die er weder mit Gedanken noch mit Worten zu bekleiden vermag.

Digitized by Google

Das ſind die Gräber des Cheos und Kepherines, ſagt ein Grieche. Nein, ſagt ein Araber, es ſind die Gräber Seths und Enochs. Ein engliſcher Reiſender, deſſen Phantaſie, durch ſein Herz verirrt wird, könnte wohl behaupten, daß dieſe große Pyramide die Aſche des Patriarchen Joſeph enthalte. Das iſt der eigene Zauber aller alten Denkmäler, daß ein Jeder darüber vermuthen und ſagen kann, was ihm am meiſten einleuchtend erſcheint. Man lächelt und ſeufzt; man weiß nur Eines, nämlich, daß der König und der Philoſoph und der Dichter des Alterthums, daß alle die großen Männer, die ihren Namen den Orten gelaſſen, welche ſie berührten, auch dieſe Denkmäler beſucht haben. Alexanders Schlachtroß hat ihn bis an die Baſis dieſer Pyramide getragen, und Pythagoras hat mit nackten Füßen ihren Gipfel erſtiegen.

Schweizeriſche Miszellen.

8.

Der neuere Entwicklungsgang ſchweizeriſcher Gewerbſamkeit.

Daß die Geſchichte der ſchweizeriſchen Induſtrie am zuverläſſigſten nachweiſen mag, was ihr Vortheil oder Nachtheil bringen, was ihre Fortſchritte hemmen oder aber ſie befördern kann, das hat der ſachkundige, für vaterländiſche Wohlfahrt eifrig bemühte Mann, welchem die eidsgenöſſiſche Tagſatzung die Vorarbeiten für das von ihr beabſichtigte neue Zollſyſtem der Schweiz übertragen hat, jüngſthin in demſelben Berichte, womit er der dieszährigen in Luzern verſammelt geweſenen Tagſatzung von ſeinen bisherigen Verrichtungen Rechenſchaft gab, auf eine ſehr erfreuliche Weiſe ausgeſprochen; und, von der nämlichen Anſicht geleitet, hat die ſchweizeriſche gemeinnützige Geſellſchaft die Geſchichte der Veränderungen, welche vaterländiſche Induſtrie und Handel in neuerer Zeit erlitten haben, zu bearbeiten ſich vorgeſetzt, und ſie hat dafür auch von eben dem trefflichen Eidsgenoſſen, deſſen bereits iſt gedacht worden, in ihrer dieszährigen Verſammlung einen erſten bedeutſamen Beitrag erhalten.

„So viel ergibt ſich," ſagt Herr J. C. Zellweger in ſeinem Bericht an die Tagſatzung, „ſo viel ergibt ſich aus meinen bisher geſammelten und mit den Zollregiſtern verglichenen Angaben, daß, wenn auch einige unſerer Fabrikzweige abgenommen haben oder ganz eingegangen ſind, ſie durch neue Erwerbsquellen erſetzt wurden, und im Ganzen die Thätigkeit der Gewerbe in den Kantonen Appenzell, St. Gallen, Schafhauſen, Zürich, Baſel, Solothurn, Neuenburg und Genf ſeit dreißig bis vierzig Jahren zugenommen hat. Ein Reſultat, das um ſo beredtender iſt, da gerade ſeit 1790 die angrenzenden Staaten ſich gleichſam verſchworen zu haben ſcheinen, durch die ſchärfſten Maasregeln gegen unſern Handel und unſere Fabriken dieſelben gänzlich zu zerſtören. Es hat ſich auch hier wieder der Grundſatz bewährt, den nun England, die größte der handelnden Nationen, auch anerkennt, daß Freiheit des Handels ſeine ſicherſte Stütze ſei, und daß, wo Tauſende alle ihre Geiſteskräfte nur auf Einen Gegenſtand richten, ſie alle Widerwärtigkeiten überwinden.

„Wenn früher der Verbrauch unſerer Uhren, Seiden- und Baumwollenſtoffe ſich auf die Nachbarsſtaaten beſchränkte, ſo hat er nun bis in die entfernteſten Gegenden Rußlands, nach der Türkei, Perſien, Aegypten und über den ganzen Ozean hinaus, bis in das Südmeer ſich ausgebreitet. Wenn früher ein Zollgeſetz eines Nachbarsſtaates unſere Gewerbsleute zittern machte und unſern Sinn für Unabhängigkeit gefährdete, weil ein kleinlicher Krämergeiſt jene beſeelte, ſo erkennt nun unſer Handelsſtand, daß er in ſich ſelbſt Hilfsmittel finden kann, die ihn unabhängig von den Anſichten der Nachbarn machen, und daß er mehr jene Völker, die am meiſten darunter leiden, als ſich ſelbſt bedauern müſſe. Unſer Handelsſtand erhebt ſich zu höhern Anſichten, verläßt die ſklaviſche Anhänglichkeit an die Intereſſen desjenigen Staates, wo er ausſchließlich ſeine Nahrung zu finden glaubte, und dieſer Umſchwung der Gedanken nationaliſirt je länger je mehr den Sinn für Neutralität, die unſerm Vaterlande zugeeignet iſt. —

„Dieſes ſind die Wirkungen der Handelsfreiheit, desjenigen Prinzips, das von jeher uns beglückte, das je länger je mehr anerkannt wird, und von dem auch wohl kein Zweifel iſt, daß daſſelbe nicht bald in alle Zweige der Kantonalgeſetzgebung übergehen und harmoniſch vollſtändig angewendet werden wird."

Was in dieſer Stelle ſeines Berichtes an die Tagſatzung im Allgemeinen angedeutet und ausgedrückt ward, das findet ſich theilweiſe näher entwickelt und begründet in der von Hrn. Zellweger der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft eingereichten „Geſchichtlichen Darſtellung der Induſtrie der Baumwollenfabriken im Kanton Appenzell Auſſerrhoden, vom Jahr 1798 bis 1825", aus welcher hier einige Bruchſtücke in gedrängtem Auszuge folgen.

„Das Jahr 1798 verbreitete Schrecken über alle Menſchenklaſſen in der Schweiz. Auf die ungemeſſenſte Zuverſicht folgten Niedergeſchlagenheit, unſichere Ausſicht in die Zukunft und Beſorgniſſe aller Art. Der Handel ſtockte und die Waaren häuften ſich in den Vorrathshäuſern der Kaufleute mehr noch, als bei

den Fabrikanten, die aus Furcht ihre Erzeugniſſe um niedere Preiſe gegen baar Geld umſetzten. Dieſe vermeint niedern Preiſe, noch dreimal hoher, als ſie jetzt ſtehen, ermunterten manchen Kaufmann, der gewohnt war, ſeinen Waarenabſchlag lang andauern zu ſehen, ſeine Magazine gut anzufüllen. Indeſſen nahm in England die Fabrikation der Baumwollenſtoffe immer mehr zu, und die Engländer ſuchten nicht nur durch Schönheit der Waare, ſondern auch durch Wohlfeilheit derſelben alle andern Fabriken zu überflügeln.

„Daraus entſtund ein ganz neues Handelsſyſtem in den Baumwollſtoffen. Die Franzoſen, immer noch die gröſten Abnehmer der Schweiz, fingen an, von den Fabrikanten viel mehr, als von den Kaufleuten, deren höhere Preiſe die Konkurrenz der engliſchen nicht mehr ausbielten, ihren Bedarf zu beziehen. Dadurch fanden ſich die ältern Kaufleute allmälig von dem franzöſiſchen Handel zurückgedrängt, und ſie wandten nun ihre Thätigkeit beinahe alle nach Italien, welches Land mit ihren Waaren überſchwemmt wurde. Gleichzeitig hatte ſich in England das Syſtem der ſchnellen Produktion ausgebildet, und in der Schweiz fing man an, die Nothwendigkeit zu fühlen, ſich dieſes Syſtem ebenfalls anzueignen. Das Schnellweben und Geſchwindbleichen wurden eingeführt, und mit dieſen kamen ganz neue Verhältniſſe zu Stande. Viele Weber, welche bisher um Lohn für die Fabrikanten gearbeitet hatten, kauften ſich nun auf Borg weniges Garn, verfertigten ſchnell ein Paar Stücke, begnügten ſich mit dem Weberlohn als Gewinn, und verkauften eben ſo ſchnell dieſe Waare gegen baar Geld, um das Garn bezahlen und neues kaufen zu können. Dieſes Verhältniß benutzten die Kaufleute der Nachbarſtaaten mehr und mehr; ſie kamen nun ſelbſt in's Land, kauften von den Webern die rohe Waare, ließen ſie ſchnell bleichen und verkauften zu Hauſe mit geringem Gewinn.

„Damit war die Konkurrenz unſerer Baumwollenfabrikation mit der engliſchen Waare hergeſtellt. Die Engländer aber, um auf's Neue den Vorrang zu gewinnen, verfertigten nun ſehr ſchlechte Waare, gaben ihr durch Zurüſſung ein ſchönes Anſehen und verkauften in Spottpreiſen, wodurch die ſchweizeriſche Fabrikation wieder auf einige Zeit ſehr gehemmt wurde. Als aber die Konſumenten ſich von der Schlechtigkeit jener engliſchen Waare überzeugt hatten, gewann die ſchweizeriſche neues Vertrauen, und ihr Abſatz nahm beſonders in Italien wieder zu.

„Während dieſer Zeit trat in Frankreich das Sperrſyſtem gegen England auf. Sein Einfluß war Anfangs für die Schweizer-Fabriken vortheilhaft, und in den Jahren 1806 und 1807 waren dieſelben ſtark beſchäftigt; als dann aber von der Schweiz aus viele engliſche Waaren unter dem Namen von Schweizer-Fabrikaten in Frankreich eingeſchwärzt wurden, traf man dort immer ſchärfere Maasregeln gegen die Einſchwärzung der Schweizer-Waare. Franzöſiſche Kaufleute, welche in die Schweiz reiſeten, wurden beobachtet. Hausſuchungen wurden bei ihnen angeſtellt, und ſie bart geſtraft, wenn engliſche oder Schweizer-Waaren ſich vorfanden. Dieſes hinderte die franzöſiſchen Kaufleute, nach der Schweiz zu kommen; wenige Schweizer hatten Luſt, ihre Waaren ſelbſt einzuſchwärzen und die damit verbundenen Gefahren zu beſtehen. Dadurch ergab ſich ein Mangel ſchweizeriſcher Fabrikate in Frankreich und ein Mißverhältniß der Preiſe, welches muthvolle, gewandte und thätige junge Männer zu Wageſtücken aufmunterte: Einige gingen dabei zu Grund, die Glücklichern und Geſchicktern erwarben ſich Reichthum

„Ein ſolcher partieller Handel konnte jedoch nie alle Waaren, wie ſie in großer Menge fabrizirt wurden, abſetzen, und man ſah fortgehend kärglichen Gewinn mit Verluſt, den errungenen Lebensunterhalt mit Noth abwechſeln. Die Vereinigung verſchiedener Länder mit Frankreich, in Verbindung mit dem bedrängten Zuſtand unſers Handels, erweckte in manchen einzelnen Köpfen, beſonders unter Kaufleuten und Fabrikanten, den Gedanken: es möchte der Schweiz vortheilhaft ſein, gleichfalls mit Frankreich vereinbart zu werden, und ihre Fabriken würden dann neuen Flor erhalten. Wer von dieſer Idee eingenommen war, wollte nicht erkennen, daß Freiheit und Befreiung von läſtigen Abgaben einzig nur den Schweizer-Fabriken Schuz verſchaffen mögen. — Als dann im Jahr 1814 die alliirten Mächte in Frankreich eindrangen und Italien von den Franzoſen befreiten, da konnten alle Schweizerfabrikate frei wieder nach beiden Ländern gehen, die Preiſe ſtiegen wöchentlich und mit ihnen die Weberlöhne. Dieſer heitere Zeitraum ging mit der fremden Beſitznahme Frankreichs vorüber. Während derjenigen von Napoleons Abreiſe nach der Inſel Elba bis zu ſeiner Zurückkunft waren zwar die ſchweizeriſchen Fabrikate in Frankreich verboten, die Maasregeln gegen ihre Einfuhr aber ſo wenig ſtrenge, daß mit Zehn vom Hundert Verſicherung die Waare eingeführt werden konnte. Daraus entſtund ein Geſuch, das die Kräfte der Produktion überſtieg; alle Waarenpreiſe erhöheten ſich zuſehends, alle Kaufleute gaben ſich mit Vertrauen dem neuen Geſchäftsgange hin; als unpläblich mit der unvorhergeſehenen Erſcheinung Napoleons in Frankreich ſich auch Alles wieder änderte, der Handel ſtockte, die Waaren fielen im Preiſe, und es ergaben ſich große Verluſte.

Nach hergeſtelltem Frieden übernahm der franzöſiſche Hof die von Napoleon hinterlaſſenen Sperrungsgrundſäze und wandte ſie mit verdoppelter Strenge

Digitized by Google

an. Oestreich verbot in Italien die Einfuhr von Schweizerfabrikaten und vereinigte seine Polizei-, Militär- und Zollanstalten gegen dieselben. Neapel erhöhte die Einfuhrzölle und erschwerte gleichfalls die Schmuggelei. Aller Anschein war vorhanden, die schweizerische Fabrikation müßte zu Grunde gehen, und von dem Stoß, den die Theurung der Jahre 1816 und 1817 unserm Wohlstand beigebracht habe, möge er sich nicht leicht wieder erholen. Jedoch, die Theurung selbst eröffnete neuen Ausweg für die Waaren. Durch die übergroßen Zufuhren von Getreide aus dem Norden und Süden Rußlands, aus Aegypten und der Levante, hatten jene Länder das baare Geld Europa's an sich gezogen, und, zuvor schon mit den Bedürfnissen und Genüssen der Europäer bekannt, wollten sie sich mit jenem nun diese verschaffen, woher dann ein lebhaftes Gesuch auch unserer Fabrikate nach jenen fernen Gegenden entstund, und ihr Verbrauch sich bis nach Persien, an die Grenzen China's, über das kaspische Meer und an die Wasserfälle des Nils hin, ausdehnte.

„Seit dem Jahr 1820, als zuerst in unsern Gegenden von Amerika, als einem neuen Ausweg der Fabrikate, gesprochen ward, wurden vielerlei Versuche dafür gemacht, und schon ist der direkte Verkehr mit den unermeßlichen Ländereien von Nord- und Südamerika so groß, daß die Abnahme des europäischen Handels kaum mehr fühlbar ist, alle Hände im Lande beschäftigt sind und viele Tausend Menschen im Vorarlberg und in Schwaben noch für unsere Fabriken arbeiten. Freilich sind die Arbeitslöhne so gering, daß dürftige Arbeiter, mit zahlreicher Familie beladen, kaum die dringendste Noth befriedigen können; wo jedoch die Kinder schon mithelfen können, oder wo kinderlose Menschen für sich arbeiten, da genüget der kleine Lohn bei dem niedrigen Preis der Lebensmittel, um selbst noch einige Bequemlichkeit zu gewähren.

„Dieser kurze Ueberblick der Geschichte des Handels eines kleinen Kantons während sechsunddreißig Jahren (sagt Hr. Zellweger) liefert uns Stoff zu ernstem Nachdenken. So wie früher ein Verbot unserer Waaren in Nachbarstaaten eine Entrüstung unter dem Volke erzeugte, so sehen wir, daß in der eben beschriebenen Zeit, sogar auch in einem demokratischen Kanton, bei Manchem der Gedanke erwacht: er möchte glücklich sein, wenn wir mit einem großen Nachbarstaat vereinbart wären. Ein Gedanke, der für sich allein schon darthut, solchen Schweizern sei das Gefühl von der Würde und dem Glück der Freiheit fremd geworden; eine Erscheinung, die unsern Johann von Müller rechtfertigt, wenn er das Emporkommen des merkantilischen Geistes als ein Mittel betrachtet, unsern National-Karakter zu schwächen.

„Es lohnt sich daher wahrlich der Mühe, zu untersuchen: ob denn der merkantilische Geist überhaupt dem Freiheitssinn widerstrebe, oder ob es nur die falsche Richtung desselben sei? Betrachten wir England und Nordamerika, so verkünden uns diese Länder, daß, wenn auch dort Auswüchse entstehen aus ihrem Merkantilsystem, dennoch die Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit und der Sinn, sich jede Aufopferung gefallen zu lassen, wenn das Vaterland dieselbe heischt, daselbst vorherrschend sind. Warum denn weniger bei uns? Die Geschichte des kurzen, aber inhaltreichen Zeitraums, wovon vorhin die Rede war, antwortet darauf.

„Unsere Fabrikation und unser Handel hingen ganz von unsern nächsten Nachbarn, besonders von Frankreich, ab. Aus dem nämlichen Staat, welcher durch Pensionen Kantone und Partikularen in sein Interesse zog, in welchem manche unserer ersten Staatsmänner ihre Würden und Ehrenauszeichnungen, den Unterhalt oder Reichthum ihrer Familien fanden; aus und in eben demselben fand unser gewerbtreibendes Volk seine Nahrung, holten sich unsere Kaufleute ihre Erziehung, ihre Sitten und Denkungsart. Ist es sich dann wohl zu wundern, wenn diese Gleichförmigkeit der Bildung unserer höhern Klassen einen unfreien Sinn, wenn jede Mißhelligkeit mit jenem Staat, den Unterhalt vieler tausend Familien bedrohend, einen Geist der Unterwürfigkeit erzeugte?

„Dazu kömmt, daß bei den Gesammtverhältnissen des damaligen Handelsverkehrs man sich keineswegs wundern darf, wenn überhaupt ein kleinlicher Geist unsere Kaufleute und unsere Fabrikanten beseelte. Das ganze Geschäft des Fabrikanten und des Arbeiters bestand in einem ewigen Einerlei; dasjenige des Kaufmanns darin, die Waare und die Käufer zu kennen und dabei die Mittel anzuwenden, daß diese eher von ihm als von Andern kaufen. In diesem engen, kleinen Kreise bestand die ganze Wissenschaft des Kaufmanns: daher der ungebildetste Bauer dem wissenschaftlich-gebildeten Manne es gleichthun konnte. Noch ein anderer bedeutsamer Grund der schönden Denkungsart, die das augenblickliche Wohl allen Pflichten vorzieht, liegt unstreitig auch darin, daß durch unsere Volkserziehung so wenig gethan ward, um bei dem Volke die Vaterlandsliebe zu wecken und daßelbe mit seinen Pflichten gegen das Vaterland bekannt zu machen.

„Nun aber, es sei der Vorsehung dafür gedankt! haben uns alle Nachbarn von ihren Märkten ausgeschlossen; die Kaufleute sehen sich genöthigt, ihren Geschäftskreis zu erweitern. Ihre Söhne finden sich in Aegypten und Persien, in Astrakan, Moskau und Petersburg, in England, New-York, in Rio-Janeiro und Havannah. Ihr Sinn wird nicht mehr nach dem-

Digitized by Google

jenigen eines einzigen Landes gebildet, ihr Auge ist nicht auf Paris allein nur gerichtet: sondern Kenntnisse von vielerlei Ländern, Sprachen und Sitten erweitern ihren Geschichtskreis; sie erkennen die Größe der Erde und die Mannigfaltigkeit ihrer Bedürfnisse; sie sehen ein, daß wenn ein Land für uns verschlossen wird, viele andere und dafür offen stehen; daß die Geringfügigkeit unsers Handels den Besitzern des Welthandels weder Eintrag noch Schatten macht; und selbst die Mühseligkeiten der weiten Reisen, die Bekanntschaft mit vielerlei Sitten, wird unserer Jugend Kraft verleihen, und in ihr die Anhänglichkeit an die Sitten und Gewohnheiten des Vaterlandes verstärken.

„An unsern Regierungen und an uns ist es nun, diese angehobene Veränderung in dem merkantilischen Geist unsers Volkes zu unterstützen, durch geeigneten Unterricht und Erziehung seinen Sinn zu erweitern, die Liebe zum Vaterlande in den Kindern zu wecken und sie zu lehren, in dem Handel nicht bloß Geldgewinn, sondern vielmehr ein Mittel zum Wohl und Schutz des Vaterlandes, und in der Ausübung ihres Berufs die Erfüllung einer Pflicht gegen das Vaterland zu erblicken.

„Wenn dieses die Folgen der Sperren sind, welche unsere Nachbarn gegen uns verhängt haben, wie glücklich können wir uns preisen, über Verfügungen, die unserm National-Karakter neue Stärke geben und unsere von ihnen anerkannte Neutralität volksthümlich machen, da wir nun gar keinen Grund haben, dem einen Nachbar mehr als dem andern anzuhangen. Mögen immerhin durch die engherzigen Maasregeln der meisten europäischen Regierungen ihre Völker unserm Verkehr entrückt werden, wir werden nicht darunter leiden, denn das Aufleben der Völkerschaften in andern Welttheilen sichert uns auf lange hin die Mittel zu, uns Nahrungs- und Vertheidigungsmittel zu erwerben.

„Aber einschlafen dürfen wir nicht, oder glauben, Alles gethan zu haben, dadurch, daß die Umstände uns zwangen, die ganze Welt als unsern Markt zu betrachten. Jetzt erst müssen wir vielmehr unsere Thätigkeit verdoppeln und Bedacht nehmen, daß wir nicht nachmals, wie im Zeitraum der sechsunddreißig abgeflossenen Jahre geschehen ist, in den Fall kommen, die Zeit, ihr Bedürfniß und ihre Folgen nicht zu verstehen."

Die Zunahme des öffentlichen Reichthums in England.

(Beschluß.)

Flachs- oder Leinengewebe.

Die englische Industrie hat es so weit gebracht, daß sie den Seidenhandel, den die Natur ihr zu versagen schien, dennoch in Großbritannien eingeführt hat. Die Fabrikation der leinenen Zeuge ist ebenfalls nicht überschen worden. Der Beweis von den Fortschritten desselben liegt in der Zunahme der Einfuhr des rohen Flachses und der Ausfuhr des verarbeiteten. Die Leinproduktion im Lande selbst hat sich mit der Einfuhr von außen fast in gleichem Maaße vermehrt. Von 219,610 Cwts, der mittleren Schätzung der Jahre 1788, 1789, 1790 hat sich diese letztere auf jährlich 414,246 Cwts für 1804, 1805, 1806, und auf 601,887 für 1821, 1822 und 1823 erhoben. Die Ausfuhr hat in einem noch größern Verhältnisse zugenommen. Die mittlere Schätzung der Jahre 1765, 1766, 1767 war 3,681,806 Yards jährlich, 1804, 1805, 1806 aber 10,387,543 Yards jährlich, und 1822, 1823, 1824 endlich 32,287,543 Yards jährlich. Dieses Gedeihen ist nicht auf Kosten der irländischen Fabriken begründet; denn in Irland, wie in England hat sich seit 1805 die Ausfuhr verdreifacht.

Metalle.

Die Produktion des Eisensteins hat sich beträchtlich vermehrt. Sie bestand 1750 nur aus 22,000 Tonnen; 1806 aber aus 250,000, 1816 aus 380,000, und endlich 1824 aus 600,000 Tonnen. Das Nationaleisen hat im innern Handel das fremde ersetzt, obgleich es in gewissen Fällen ohne das schwedische nicht dauernd ist. Die Ausfuhr hat folgendermaßen zugenommen: Sie bestand um 1766 aus 11,373 Tonnen (mittlerer Schätzung der Jahre 1765, 1766, 1767), für die Jahre 1803, 1805, 1806 aber, nach einer mittlern Schätzung, jährlich aus 28,009 Tonnen, und 1822 aus 94,008 Tonnen.

Die Fortschritte sind in den Kupferminen nicht so rasch gewesen, obgleich in den letzten 25 Jahren die Verkäufe in der Grafschaft Cornwallis auf das Doppelte gestiegen sind. Aber die Nationalproduktion ist für den Bedarf der Manufakturen nicht genügend, und somit wird eine bedeutende Einfuhr nothwendig.

Will man einen Beweis von dem blühenden Zustande jenes Industriezweiges, den die Engländer hardware nennen, nämlich die Fabrikation der Metallwaaren: so braucht man nur einen Blick auf die Städte zu werfen, wo die Metalle bearbeitet werden. Die Vermehrung ihrer Bevölkerung deutet auf die Fortschritte der Fabriken. Und dabei muß man noch bemerken, daß fast alle diese Arbeiten durch Maschinen betrieben werden. Birmingham hatte 1801 73,670 Einwohner, 1821 aber 106,722. In derselben Zeit hat sich die Einwohnerzahl von Sheffield von 45,755 auf 65,275, und die von Wolverhampton von 12,565 auf 18,350 erhoben.

Töpferwaare, Spiegel u. s. w.

Derselbe günstige Erfolg zeigt sich auch bei der Töpferwaare (earthen ware), dem Handel der Spiegel,

Digitized by Google

des Leders und der Papiere; aber die bedeutenden Abgaben, die auf diesen drei letzten Zweigen der Industrie lasten, sind ihrer Ausfuhr hinderlich gewesen.

Nach den Einzelnheiten muß man das Ganze betrachten. Die Mauthregister geben uns in ihren allgemeinen Resultaten einen Maasstab vom Gange des Handels und Reichthums. Aber es sind leider unvollständige Aktenstücke und betrügliche Zahlen für denjenigen, der den wirklichen Werth der aus- und eingeführten Waaren in diesem oder jenem Jahre danach abschätzen will; denn sie berechnen den Schleichhandel nicht, der als ein Drittel des ganzen Handels betrachtet werden kann. Will man hingegen nur zwei verschiedene Zeitpunkte vergleichen, so sind ihre Angaben genügend. Die Exportation der Produkte des Bodens und der englischen Industrie betrug nach denselben in mittlerer Schätzung der Jahre 1783, 1784, 1785 jährlich 11,090,718 Pfund Sterling. Die Zunahme seit jenem Zeitraum war, nach mittlerer Schätzung, jährlich während

1803, 1804, 1806 = 27,726,983 Pf. St.
1821, 1822, 1823 = 45,283,339 —

Die Abgabe auf die Vermächtnisse bietet noch ein Mittel dar, die Vermehrung des beweglichen Eigenthums in England zu würdigen. Man bedient sich tausendfacher Mittel, um die Bezahlung dieser Taxe zu vermeiden, und dennoch hat der Ertrag derselben sehr zugenommen. Er bestand 1810 aus 520,983 Pf. St., 1815 aus 675,807, 1819 aus 855,633, und 1823 aus 990,787 Pf. St.

Es ist eine Wahrheit, deren Gewißheit wohl ein mathematisches Axiom aufzustellen vermöchte, daß seit dreißig Jahren, ungeachtet der ungeheuern Ausgaben der Kriege gegen Frankreich und der erschrecklichen Vermehrung der öffentlichen Schuld, der Reichthum Englands auf eine fast wunderbare Weise zugenommen hat. Man kann darüber streiten, ob seit dem Frieden von 1763 die Masse der Reichthümer sich verdreifacht oder verfünffacht habe; aber es ist wenigstens gewiß, daß, welches auch immerhin diese Zunahme sei, sie wenigstens ungeheuer ist, und daß es deshalb mit Recht dem englischen Bürger vergönnt sein könne, zu behaupten, daß seine Nation die reichste auf der Erde sei.

Wie hat sich diese Erzeugung vertheilt? — Das ist eine zweite Frage von hoher Wichtigkeit; denn die Vertheilung ist von nicht geringerem Interesse, als die Erzeugung selbst. Ist der Reichthum in den Händen einiger Individuen geblieben, oder hat er sich über alle Klassen verbreitet? Hat seine Zunahme die Wirkung erzeugt, eine geringe Zahl von Menschen über den Rest der Gesellschaft zu erheben, oder den gesellschaftlichen Einfluß der mittleren Klassen zu vermehren? Die Darstellung einiger Thatsachen kann dieses Problem sehr leicht entscheiden, indem sie beweiset, daß die Vertheilung sich auf eine vollkommen gleichförmige, den Wünschen des Philosophen und des Menschenfreundes entsprechende Weise gemacht hat.

Zuerst möchte es scheinen, daß man, um einen solchen Satz beweisen, ein genaues Inventarium von dem Vermögenszustande aller Familien aufstellen müßte. Aber ein solches Inventarium (wenn es nicht durchaus unmöglich wäre) würde nur für den Augenblick dienen, in welchem man es entworfen hätte. Man muß also solche genaue statistische Angaben durch andere ersetzen, die eine bessere Ansicht von dem Zustande einer Nation zu geben im Stande sind. Die Vertheilung der Nationalschuld ist eins dieser Mittel.

Nach einer dem Parlament 1823 vorgelegten Berechnung belief sich die Zahl der Eigenthümer der öffentlichen Schuld auf 288,473, die auf folgende Weise klassifizirt wurden:

Bis auf 10 Pfund Sterling Renten	92.225.
Von 10 bis 20 Pfund	42,083.
Von 20 bis 100	101,274.
Von 100 bis 200	26,410.
Von 200 bis 400	15,604.
Von 400 bis 600	5,170.
Von 600 bis 1000	3,260.
Von 1000 bis 2000	1,741.
Von 2000 bis 4000	490.
Ueber 4000 Pf. St. Renten	218.

Diese Tabelle beweiset uns, daß der größte Theil der Nationalschuld in den Händen der Mittelklasse sich befindet, und daß folglich der Reichthum gleichmäßig vertheilt ist. Die Zunahme des Mittelstandes ist vollkommen übereinstimmend mit der Zunahme des Reichthums gewesen, dessen glücklichste Wirkung darin besteht, die Zahl der unabhängigen Personen zu vermehren, und sie von der Verpflichtung der körperlichen Arbeiten zu befreien. Die Abgaben, die man assessed taxis nennt, führen uns durch die Resultate, welche sie über den Verbrauch aufstellen, zu demselben Ziele. Die Zahl der Personen, welche ein Reitpferd zu ihrem Vergnügen halten, beläuft sich auf 468,785; die, welche zwei haben, auf 23,493; die, welche von drei bis acht haben, auf 15,704. Mehr als acht haben 1168 Personen. 40,218 Personen haben einen männlichen Bedienten; 6761 haben zwei; 4652 haben zwei bis fünf; 1596 haben fünf bis acht; 618 haben über zehn. Es gibt 735,110 Häuser, die weniger als zehn Fenster haben; 178,334 von zehn bis zwanzig; 36,485 von zwanzig bis dreißig; 10,673 von dreißig bis vierzig; 6326 von vierzig bis sechzig; 2640 von sechzig bis hundert, und 940 über hundert. Von 1804 bis 1813 hat sich die Zahl der vierrädrigen Luxuskutschen verdoppelt, denn

Digitized by Google

se hat sich von 13,250 auf 26,799 erhoben. Die Zahl der zweirädrigen hat sich in derselben Zeit um 125 Prozent (von 20,145 bis auf 48,856) vermehrt.

Um sich von dem Zustande der Wohlhabenheit des Mittelstandes zu überzeugen, braucht man nur das Land zu bereisen, und die Kaufladen, die Werkstätten und Magazine zu besuchen. Ueberall zeigt sich Wohlstand, und das Leben wird leichter und angenehmer. Die Häuser sind zierlicher, die Zimmer geschmückter. Die Gegenstände des Luxus, den die Engländer so glücklich comforts nennen, wie um zu bezeichnen, daß sie nicht einer kleinen Anzahl Reicher ausschließlich angehören, sind allgemein verbreitet. Ungeachtet der Vermehrung der Ausgaben bei den Kaufleuten haben die Bankerotte doch sehr abgenommen. Obgleich die Zahl der Kaufleute zu London seit dreißig Jahren sich verdreifacht hat, so haben sich doch die Geschäfte und Gewerbe fast verzehnfacht.

Die Lage der unteren Klassen hat sich gleichfalls sehr verbessert. Im Anfang der Regierung Georgs III. machte das Roggen-, Gersten- und Haferbrod ihre vorzüglichste Nahrung aus. Jetzt ernährt sich das Volk mit Weizenbrod, selbst in den am meisten von der Hauptstadt entfernten Grafschaften, wie Cornwallis, Lankaster und dem Lande Wales.

Von 1764 bis 1824 hat die Bevölkerung um 78 Prozent zugenommen, der Fleischverbrauch um 115 Prozent, wodurch eine Verbrauchsunahme bei den untern Klassen angedeutet wird. 1732 war die mittlere Schwere eines Stücks Rindviehes 370 Pfund, 1794 460 Pfund, und gegenwärtig bei 800 Pfund. Die mittlere Schwere der Schöpse hat sich in demselben Maaße vermehrt; 1732 war sie 28 Pfund, 1794 35 Pf. und 1824 80 Pfund.

Die Consumtion des frischen und gesalzenen Schweinefleisches, der Butter und des Käses, hat sich auf gleiche Weise vermehrt. Der Thee- und Zuckerverbrauch hat sich verdoppelt, obgleich die Zahl der Verbraucher nur zur Hälfte großer geworden ist. Eine gleiche Verbesserung zeigt sich auch in der Wohnung, dem Geräthe und der Kleidung der niedrigen Klassen. Die alte Sorglosigkeit ist der Reinlichkeit gewichen. In den vierzig letzten Jahren ist der Seifenverbrauch von 35 auf 95 Millionen Pfund Sterling gestiegen.

Das sind die Resultate der Industrie: Macht für die Nation, Wohlstand und Unabhängigkeit für die Individuen. Welcher Unterschied zwischen dem englischen Volke des neunzehnten Jahrhunderts, durch dies Gefühl der persönlichen Würde veredelt, welche Gemächlichkeit und freie Arbeit geben, und der Volksmasse des Mittelalters, die durch Elend, Aberglauben und Feodalismus verschlechtert, nicht viel über der Thierheit erhaben war! Geht die Zivilisation denselben Gang fort, wie hoch werden alsdann die Menschen des nächsten Jahrhunderts über uns erhaben sein! Der Einfluß des zunehmenden Reichthums auf den gesellschaftlichen Zustand und die politische Ordnung übertrifft Alles, was man sich nur immer denken kann. Wir haben freilich nicht mehr (ausgenommen im Gehirn einiger maroden Köpfe, deren wundersame Geistesverwirrung noch hin und wieder vorspuckt) die seltsamlichen Begebenheiten der Ritterzeit und die theologischen Hahnenkämpfe; aber wer erfreut sich nicht lieber an dem schönen Schauspiele des zunehmenden Wohlstandes und der Geistesentwicklung eines ganzen Volks, als an den Alfanzereien des Ritter- und Mönchthums, die leider zu lange Zeit für das Heil der Welt die Menschheit mit ihren entehrenden Fesseln umschlungen gehalten haben.

Die Gefängnisse von New-York.

(Beschluß.)

Glücklich, wer, wie unſ're ersten Väter,
Mit eig'ner Hand ein Feld in Frieden baut,
Und frei von Unruh' und Geschäften lebet.

Hor.

Am nächsten Morgen war ich ziemlich spät aufgestanden, und als ich den Saal betrat, fand ich schon die ganze Familie beisammen. Man neckte mich liebreich über meine Faulheit, die so wenig mit meinem Stande eines Reisenden übereinstimmte. Hannah sagte selbst mit ein wenig Schalkheit: man sehe wohl, ich habe noch immer die europäischen Gewohnheiten, und würde eben deshalb nur ein sehr schlechter amerikanischer Landwirth sein. Die Vertraulichkeit dieser Rede machte mir vieles Vergnügen; ich sah, daß man mich nicht mehr als einen Fremden behandelte. Das Frühstück wurde aufgetragen; es war ein Mahl nach schottischer Weise, Thee, Kaffee, frische Eier, in Butter gebratenes Fleisch, geräucherte Ochsenzunge, sehr dünne Kuchen von Buchweizen und ein Napf voll Milch.

Nach dem Frühstück schlug Fly-Allan mir vor, mit ihm den Hügel hinabzugehen und die Ufer des See's zu besuchen, die an verschiedenen Punkten sehr reizende Landschaften darstellen. Ich nahm die Einladung an, und wir wir neben einander gingen, sagte er zu mir: „Ich habe die Verpflichtung nicht vergessen, welche ich gestern eingegangen bin, wir können jetzt ungestört plaudern.“ Mit dankbarer Erkennung für seine Gefälligkeit bereitete ich mich, ihn mit Aufmerksamkeit anzuhören.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt,“ fuhr er fort, „daß ich eine günstige Neigung für die Religion hatte, und daß der ehrwürdige Herr Pownal sie noch mehr zu berichtigen sich beeiferte. Seine Lehrart war sehr

Digitized by Google

einfach: er ließ mich das Evangelium lesen, und verweilte vorzüglich bei den moralischen Punkten. Stets werde ich der Bewegung mich erinnern, welche die Gleichniße vom verlorenen Sohn und vom barmherzigen Samariter in mir hervorbrachten. „Findet Ihr nicht," sagte er mir eines Tages, „daß die Lehren des Evangeliums Eure Vernunft befriedigen, und auch dergestalt der Natur des Menschen gleichmäßig erscheinen, daß Ihr sie mehr wie eine Wiedererinnerung, als wie einen Unterricht betrachtet? Das ist der geheiligte Karakter, der ihnen eingeprägt ist, und der bis in Ewigkeit dauern wird. Bedenket überdem, daß das religiöse Gefühl das Einzige ist, wodurch der Mensch von den übrigen Geschöpfen sich unterscheidet, welche nur der Erde allein anzugehören scheinen, und deren Blicke sich nicht bis zum Himmel erheben. Dieser große Gedanke von Gott ist die Seele und das Leben der menschlichen Gesellschaft, es ist das moralische Gestirn, welches uns erwärmt und erleuchtet; verschwände es, so würden die Herzen von Eis und unsere Forschungskraft in dicke Finsterniß begraben sein."

„Durch dergleichen Unterhaltungen zog unser Pfarrer mich allmälig zu einer neuen Gedanken-Folgerung an und flößte mir, indem er mich zum Nachdenken nöthigte, das Gefühl der Ordnung und der Gerechtigkeit ein. Er gab mir auch Bücher zur Hand, in denen das Angenehme mit dem Nützlichen sich vereinigte. Meine müßigen Augenblicke waren der Durchlesung der Geschichtschreiber, Dichter und Moralisten gewidmet. Mein Karakter besserte sich stufenweise. Ein anderer mächtiger Beweggrund belebte mein neues Studium: ich wollte meiner theuern Hannah würdig werden.

„Dieser Wechsel meines Betragens zog mir einige Achtung zu. Man vergönnte meiner Mutter, mich öfter zu besuchen, und die Gute unterhielt sich mit mir von Miß Patterson, oder erzählte ihr von mir. Jeden Sonntag wohnte Hannah den Gebeten in der Gefängnißkirche bei. Wenn ich schon nicht sie zu sprechen vermochte, so sah ich sie wenigstens doch, und begegnete manchmal ihren Augen. Ein einziger Blick vermochte es, mir Kraft für die ganze Woche zu verleihen.

„So flossen meine Tage in dem Wechsel zwischen Arbeit und nützlicher Muße dahin. In dem Maaße, wie mein Geist heller wurde, beruhigten sich die Leidenschaften, welche mich bisher beherrscht hatten, und das Schöne und Rechtliche brachte angenehme Eindrücke in mir hervor. Der Zweck des menschlichen Daseins wurde mir klar, ich lernte einen Werth auf meine eigene Achtung setzen, und liebte, meine Pflichten zu erfüllen.

„Schon achtzehn Monate waren in meiner Verhaftung vorübergegangen, da kürzte eine unerwartete Begebenheit die übrige Dauer derselben ab. Es war in einer finstern Novembernacht, schon herrschte ein trockener und strenger Frost, da wurde ich, gegen zwei Uhr Morgens, durch eine ausserordentliche Bewegung, als sei das Gefängniß der Schauplatz irgend eines sonderbaren Vorfalls, geweckt. Ich forschte eben nach der Ursache dieser Bewegung, als eine dicke Rauchwolke, vom Winde getrieben, unter meinem Fenster dahinzog und mein Gemach erfüllte. Das Haus stand in Feuer. Ich wollte hinaus, aber ich fand die Thür verschlossen, und vermochte leicht zu urtheilen, daß in der allgemeinen Verwirrung Niemand an mich gedacht habe. Es wurde mir leicht bemerkbar, daß mein Rufen in dem furchtbaren Getümmel nicht gehört werden könne, und daß ich einen andern Entschluß fassen müße.

„Ein großer Hebel, dessen ich mich bei meinen Arbeiten bediente, fiel mir in die Hände. Ihn ergreifen und die Thür mit mächtigen Schlägen erschüttern, war eben so schnell geschehen, als gedacht. Dennoch hatte ich meine ganze, sonst nicht gewöhnliche Stärke nöthig, um die massiven Angeln zu zerschmettern, welche diese verwünschte Thür befestigten, und mir einen Ausgang zu öffnen. Mit meinem Hebel bewaffnet, stürzte ich in den langen Gang und wollte eben zur Stiege hinab, da traf ein Schrei der Verzweiflung mein Ohr; es war die Stimme eines Greises, den man, wie mich, in der nächsten Zelle vergessen hatte. Obgleich die Gefahr mit jedem Augenblicke größer wurde, so konnte ich doch dem Verlangen nicht widerstehen, diesen Unglücklichen zu retten. Ich sprengte die Thür seines Gefängnißes, die nicht so stark als die des meinigen war, in Trümmer, und bei dem Scheine der Flammen, die unter seinen Fenstern dahinwogten, bemerkte ich ihn, an sein Lager dahingesunken und vom Rauche fast erstickt. Ich rief ihm zu: mir zu folgen; aber, sei es Schrecken, oder Schwäche, er blieb unbeweglich. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihn auf meine Schultern zu laden und der Stiege zuzuschreiten, deren eine Seite bereits vom Feuer ergriffen war. Rasch, zwischen Rauch und Flammen hinabsteigend, gezwungen, fast beständig die Augen zu verschliessen, erreichte ich, in derselben Minute, die untere Thür, wo ein brennender Balken von oben losbrach und mit schrecklichem Getrassel hinter mir herabstürzte. Man hatte mich schon für verloren gehalten, und ein freudiger Zuruf erhob sich von allen Seiten, als man mich erscheinen sah. Herr Patterson, den die Gefahr auch herbeigeführt hatte, und der sich unter den Zuschauern befand, nahete sich mir und sagte: „Heinrich! du hast eine

Digitized by Google

gute Handlung verrichtet, Gott wird dich dafür belohnen."

„Das Feuer nahm mit Gewalt zu, und zur Vermehrung des Unglücks war das Wasser in allen Brunnen und Behältern gefroren. Es wurde beschlossen, daß man die Verbindung des Nebenflügels, welcher eine Beute der Flammen war, mit dem Hauptgebäude durchbrechen müsse. Eine Axt nehmend, schloß ich mich den übrigen Arbeitern an. Wo die Gefahr groß ist, da stellt sich ein Jeder natürlicherweise an seinen Platz, und eine einstimmige, obgleich schweigende Uebereinkunft verrauete mir die Leitung der Arbeiten an. Mit Eifer diesem Geschäfte mich unterziehend, verdoppelten wir unsere Anstrengung, und es gelang uns, das Hauptgebäude zu retten. Ich erlag fast vor Müdigkeit, meine rechte Hand war stark verbrannt. Nachdem die Ordnung wieder hergestellt war, betrat ich den großen Saal, wo ich die Aufseher des Hauses, die vornehmsten Obrigkeitspersonen der Stadt und den Gouverneur Clinton selbst versammelt fand. Dieser ehrwürdige Patriot wendete sich mit wohlwollenden Worten an mich. „Ich weiß es," sagte er zu mir, „welches Eure Aufführung in diesem Hause gewesen ist. Das Werk der Menschlichkeit, welches Ihr vollbracht, die Dienste, welche Ihr bei diesem traurigen Umstande geleistet habt, rechtfertigen unbezweifelt den Gebrauch des Vorrechts, welches ich in diesem Augenblicke zu Euren Gunsten ausübe: Ihr seid frei!" Alle Anwesenden bezeugten ihren Beifall über diese Begnadigung, und Herr Patterson sagte zu mir, indem er mir die Hand drückte: „Geh' zu deiner Mutter, sie erwartet dich bei mir."

„Ich mag es nicht versuchen, weder die köstliche Empfindung, von welcher ich ergriffen wurde, noch das Entzücken meiner guten Mutter zu schildern, als sie an ihr Herz mich drückte. Sie hatte Alles vernommen. Hannah war bei ihr, und ich glaubte, in ihren himmlischen Gesichtszügen die Spuren einer innern Bewegung zu entdecken. Meine Mutter, bemerkend, daß meine Hand zerfleischt sei, lief in aller Eile, einen Balsam zu holen, dessen Heilkraft sie kannte. Während dem wollte Hannah meine Wunde untersuchen, sie senkte ihr Haupt, und ich fühlte eine Thräne auf meiner brennenden Hand zerschmelzen. O, tugendhafter Liebe unerklärliche Macht! wer vermöchte es, deine Zauber zu beschreiben! Unsere Seelen verstanden, unsere Herzen umschlangen sich in diesem Augenblick, um nur durch den Tod allein von einander gelöset werden zu können. Keiner menschlichen Zunge ist es gegeben, das Gefühl einer solchen Lage auszusprechen.

„Geliebte Hannah!" rief ich aus, „wie glücklich bin ich, dich zu sehen, zu sprechen, dieselbe Luft mit dir einzuathmen!" Sie erhob ihr Gesicht, und sagte mir mit bewegter Stimme: „Sie leiden!" „Nein!" erwiederte ich, „es gibt kein Leiden in deiner Nähe, du beschwichtigst allen Schmerz, du bist ein Engel der Güte." Sich wenig nicht, welche unwiderstehliche Bewegung uns anzog, aber unsere Lippen hatten sich berührt, und der Himmel empfing den Schwur unserer ewigen Liebe.

„Ich will Ihre Geduld nicht durch unnütze Einzelnheiten ermüden. Durch meine Arbeit hatte ich eine beträchtliche Summe Geldes erworben, die mir zugestellt wurde. Mit meiner Mutter bezog ich ein Haus in der Greenwich-Street, wo ich eine große Zimmerwerkstatt anlegte und mit vielem Erfolge leitete. Die Zahl meiner Arbeiter war bedeutend, und es fehlte mir an Geschäften nie. Ich lebte ehrbar und erfreute mich in der Stadt der allgemeinen Achtung in einem hohen Grade. Meine Mutter, mit der Leitung häuslicher Wirthschaft vertraut, wachte über meine Ausgaben. Herr Patterson besuchte mich oft, und lud mich zu sich ein. Hannah und ich, wir verstanden uns vollkommen; ich war unabhängig, und die Aussicht künftigen Glückes war nicht mehr fern.

„Unter diesen Umständen zeigte sich das gelbe Fieber zu New-York, richtete große Verheerungen an, und verursachte eine allgemeine Bestürzung. Jeder suchte diesem glühenden Herd der Ansteckung zu entrinnen; in kurzer Zeit war die Stadt entvölkert, und doch vermehrte die Zahl der Opfer sich mit jedem Tage. Jedes Haus, von dieser Seuche betroffen, wurde sofort verlassen. Alle Familien-Verbindungen schienen vernichtet. Söhne vertieften ihre Erzeuger, Frauen ihre Männer und manchmal selbst ihre Kinder. Niemand nahm der Greise sich an. Das Gefühl eigener Gefahr verbinderte jede andere häusliche Anhänglichkeit, und stellte das Bild einer vollkommenen Auflösung der Gesellschaft dar. Einige muthvolle Aerzte und einige ehrwürdige Diener des Evangeliums allein trotzten der Unermeßlichkeit der Gefahr, und brachten einige Hilfe und Trost den Pestkranken dar."

„Herr Patterson und Hannah wurden die Ersten von dieser Seuche ergriffen. Von ihrer ganzen Dienerschaft verlassen, blieben sie allein. Meine Mutter und ich, wir eilten zu ihnen, um sie nicht mehr zu verlassen. Ich wachte bei dem Vater, und meine gute Mutter widmete ihre sorgsame Pflege der Tochter. Unsere Aufmerksamkeit und Sorge ließ nicht einen Augenblick nach. Der Dr. Brown war gestorben, und diese Nachricht verschlimmerte den Zustand seines Freundes. Die schrecklichsten Kennzeichen erschienen bald auf seinem Körper. In dem Zeitraum einer einzigen Nacht wurde seine Haut gelb, wie Saffran, und seine

Digitized by Google

Augen begannen zu verlöschen. Stellen Sie sich meine Verzweiflung vor, von welcher ich den schmerzhaften Ausdruck in tiefster Brust zu verbergen noch gezwungen war. Ein brennender Durst, den nichts zu stillen vermochte, eine allgemeine Erschlaffung der physischen Kräfte, Alles kündigte die traurige Begebenheit mir an, bei welcher meine Gedanken nicht ohne Schaudern zu verweilen vermochten. Herr Patterson sah den entscheidenden Augenblick mit vieler Entschlossenheit herannahen. „Mein lieber Sohn," sagte er zu mir, „deine Hoffnungen sind umsonst, und du selbst wagst unnützerweise das Leben, ohne das meinige mir erhalten zu können. Fliehe dieses Land, über welches der Zorn des Himmels ausgeschüttet ist. Meine Tochter lebt ohne Zweifel nicht mehr; nichts bindet mich also noch an diese Erde, als die Freundschaft für dich. Lebe also, und sei glücklich."

„„Ihre Tochter ist nicht todt," antwortete ich ihm, „meine Mutter ist bei ihr, und steht für ihre Erhaltung gut."

„„Das genügt mir!" entgegnete der gute Vater, und ein letzter Strahl der Freude glimmte schwach in seinen Augen: „Das Opfer ist groß, aber es muß dargebracht sein. Herr! Dein Wille geschehe! — Mein lieber Heinrich! mein Sohn! ich empfehle dir mein geliebtes Kind; sei sein Beschützer!"

„Ich versuchte es, seine erkaltenden Hände in den meinigen zu erwärmen; ich beschwor ihn, noch zu hoffen, als seine Glieder schon von der letzten krampfhaften Bewegung erschüttert wurden. Umsonst! Der Tod hatte seine Beute ergriffen. Meine Seele war in den tiefsten Schmerz versenkt; aber ich verließ die geheiligten Ueberreste meines Wohlthäters nicht. Ich wollte sie dem traurigen Leichenwagen nicht anvertrauen, der täglich zweimal die Straßen von Newyork durchrasselte, und zur gemeinschaftlichen Stelle der Beerdigung fuhr, wo die Leichen ohne Unterschied in eine große Grube geworfen wurden. Mit Ehrfurcht legte ich selbst die sterbliche Hülle des gerechten und wohlthätigen Mannes, dem ich Ehre und Leben verdankte, in den für sie zubereiteten Sarg; ich benetzte sie mit meinen Thränen, und führte sie auf den Kirchhof gegen Morgen, wo ich sie in ihrer letzten Wohnung beschüttete. Sorgsam bezeichnete ich darauf den Ort, und habe seitdem ein Denkmal, von Bäumen und Blumen umgeben, dort errichten lassen.

„Erlauben Sie mir, daß ich hier die beschwerliche Erzählung beendige. Sie werden ohne Mühe die ferneren Begebenheiten errathen, welche diesem großen Unglück folgten. Der sorgsamen Pflege meiner Mutter sei Dank, Hannah erlangte ihre Gesundheit wieder. Sie erfuhr den Verlust, welchen sie zu beweinen hatte, nicht früher, als bis ihre Kräfte stark genug waren, ihn zu ertragen. Wir beschlossen, uns nicht mehr zu trennen, und nach einer schicklichen Frist wurde unsere Vermählung durch unsern würdigen Freund, Herrn Pownal, gefeiert. Ich kaufte diese Meierei, wo wir glücklich und zufrieden leben, und wo die gesunde, frische Luft uns gegen jene Seuche schützt, deren Gedanke allein uns beben macht, und die wir vorzüglich unserer Kinder wegen fürchten."

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Korrespondenz-Auszüge.

Paris, 1 Nov.

Seit mehrern Jahren hat man sich damit beschäftigt, in Deutschland die Namen der Militärpersonen aus Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und Italien, die den russischen Feldzug mitgemacht haben, und die in den Spitälern Rußlands, Polens und Deutschlands bis zu Ende des Krieges von 1814 gestorben sind, einzusammeln. Durch unermüdete Nachforschungen hat man es endlich so weit gebracht, 16,300 Mann zusammenzufinden. Diese für eine Menge Familien so äußerst wichtigen und oft selbst nothwendigen Nachrichten, deren Angelegenheiten seit der Abweisenheit eines oder mehrerer ihrer Stocken gerathen waren, sind nun mit der größten Sorgfalt zusammengetragen und kollationirt worden, und ein königlicher Notar, Herr Meßlis von Hemmendorff, hat ihrer Berifikation vorgestanden. Nichts fehlt also mehr an der Genauigkeit und an der Authentizität dieser Aktenstücke. Sie sind mir so eben übergeben worden. Ich lasse sie nun drucken und werde sie am 25 d. in der Industrie-Buchhandlung, rue Saint-Marc No. 10 in Paris, zum Verkauf stellen. — Ich habe die Ehre, Ihnen davon dieß Anzeige mitzutheilen und Sie zu bitten, dieselbe in den Unterhaltungsblättern anzukündigen zu wollen, zugleich auch zu bemerken, daß Sie erbötig seien, Subscription auf obiges Werk anzunehmen. *) Man bezahlt nur, indem man das Werk erhält. Was mich vorzüglich bestimmt hat, Ihnen mit meinem Gesuche beschwerlich zu fallen, ist, daß ich auf den Listen viele Schweizer bemerkt habe, von denen man bisher durchaus nicht gewußt hat, was aus ihnen geworden ist. Durch Ihr vielgelesenes Blatt kann diese Nachricht nun auch zu den Familien Ihres Landes gelangen, die über mehrere im betreffenden Falle sich befindende Glieder dieselben nähere und bestimmte Auskunft erhalten möchten. Ich konnte auch, wenn man es verlangte, alle nothwendigen Andeutungen gewähren, um sich die Todtenscheine der verstorbenen M. . . als zu verschaffen, sei es nun in Rußland, oder in Polen, oder in Deutschland wo sie verblichen sind.

H. Guillemé u. Komp.

*) Auf dieses Werk werden bei H. R. Sauerländer in Aarau Subskriptionen angenommen. Der Preis desselben wird beiläufig auf 30 Batzen kommen.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 47. Zweiter Jahrgang 1825. 23 November.

Von den Griechen und ihrer gegenwärtigen Lage.

> .. Non, si male nunc, et olim
> Sic erit .....
> Rebus augustis animosus atque
> Fortis appare.*)
>
> Hor.

Der Winter erscheint noch einmal, um den unglücklichen Griechen einen neuen Waffenstillstand, eine neue Verzögerung des Rückfalls in ihr früheres Elend, oder der endlichen Befestigung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu gewähren. Aber um die erstere fürchterliche Entscheidung abzuwenden und die letztere zu beschleunigen, ist es nun auch die höchste Zeit, daß alle Freunde der Hellenen und ihrer heiligen Sache ihren Eifer und ihre Thätigkeit verdoppeln. Der mißliche Feldzug dieses Jahres hat ihre eigentliche und wahre Lage enthüllt, und die schrecklichen Erfolge Ibrahims und seiner Rubier, die europäischen Intriguen, der unter den Griechen selbst herrschende Zwiespalt — das Alles hat uns gezeigt, wohin sich unsere Sorgfalt und unsere Hilfe richten sollen. Es ist nicht mehr Zeit, unfruchtbare Klagelieder anzustimmen und höhere Zwischenwirkungen oder Vermittelungen zu erwarten. Seit fünf Jahren hat Europa alle Theilnahme abgeschworen, und es ist ihm gleich, wie es vor dem Richterstuhl der Nachwelt erscheinen mag, wenn es nur in der Gegenwart seine beschränkten Absichten erreicht.

Um sich selber getreu zu bleiben, und in der Unmöglichkeit, diese fünf Jahre der Unthellnahme je vergessen zu machen, wird Europa auch fernerhin nichts thun. Es ist ihm gleich, ob Griechenland, diese Quelle unserer Zivilisation, eine Beute der afrikanischen Barbaren, ein nagender Krebs an der Freiheit aller Staaten und Völker werde, oder wieder unter die unmittelbare „Oberherrlichkeit" der Pforte zurückfalle, wenn nur die „griechische Revolution" unterdrückt, das heißt: wenn nur ein Volk von drei bis vier Millionen Menschen gänzlich aufgerieben wird. Es ist ihm gleich, ob die afrikanischen Barbaren, nachdem sie einmal in Europa festen Fuß gefaßt haben, sieggewohnt auch ihre Eroberungen weiter ausdehnen, und die Vorschrift ihres Propheten zu erfüllen sich bestreben, alle ungläubigen Nationen auszurotten. Aehnliche Ursachen haben ähnliche Resultate veranlaßt. Ein gleiches Verfahren hat den Osmanlis die Thore von Byzanz eröffnet, und sie bis an die Thore von Wien geführt, das ohne Polens Beistand hätte fallen müssen. Wien wäre heut türkisch, hätte sich Sobiesky nicht seiner erbarmt. Wien ist noch „christlich"; aber Polen ist nicht mehr! —

Ist es Europa nun auch gleich, sein eigenes Unglück zu wollen, und, auf die eine oder die andere Weise, ein unvermeidlicher Raub der Barbaren zu werden, so kann das uns nicht gleichgültig sein. Wir sind Menschen, wir haben Vernunft und Herz, und

*) Heute unglücklich, künftighin um so glücklicher.
Im Unglück muß sich Muth und Weisheit vor Allem offenbaren.

Digitized by Google

wollen und müſſen beides gelten machen; denn es iſt die höchſte Zeit. Laſſen wir alſo alles kalte Ueberlegen und Erwägen, mitten in dem Blute eines ganzen Volks, dahingeſtellt ſein. Handeln wir, thun wir was wir vermögen, ſcheuen wir Opfer nicht; es iſt um die Erfüllung einer heiligen Pflicht zu thun.

Was den Aegyptiern in dieſem letzten Feldzuge eine ſo entſchiedene Uebermacht über die Griechen gegeben, was ihnen faſt alle Siege zugewendet und ihnen beinahe den ganzen Peloponnes unterworfen hat, das iſt die europäiſche Disziplin und Taktik, die von einigen Verworfenen, deren Namen die Geſchichte brandmarken wird, ihnen beigebracht worden ſind. So lange der perſönliche Muth der Klephten ſich geltend machen konnte, ſo lange der Guerillaskrieg in Morea dauerte und gedauert hätte, war es nicht dem geringſten Zweifel unterworfen, daß die Hellenen immer Sieger geblieben wären; aber mit dem regelmäßigen Schlachtenkriege durchaus unbekannt, wo Hunderte ſchon in weiter Entfernung vom mordenden Geſchütz niedergeſtreckt werden, mußten ſie unterliegen. Das allein veranlaßte einen gänzlichen Untergang in den bisherigen Angelegenheiten Griechenlands.

Um wieder mit gleichen Waffen ſeine Feinde bekämpfen zu können, bedarf Griechenland durchaus regelmäßiger Truppen, wenn ſeine zerfleuten Brauder, ſie mögen auch noch ſo tapfer und unermüdet ſein, nicht immer und überall geſchlagen werden ſollen. Es iſt durchaus nothwendig, daß eine ſolche Bildung und Einrichtung der griechiſchen Streiter in regelmäßige Korps noch im Laufe dieſes Winters ſtatt finde, wenn nicht im nächſten Jahre Alles vorüber ſein ſoll. Was geſchehen muß, das geſchehe jetzt und ohne Verzug. Die griechiſche Regierung iſt von dieſer Wahrheit ſo ſehr durchdrungen, daß ſie alles Mögliche anwendet, um ſie in Ausführung zu bringen. Aber ſie bedarf, um dieſe Organiſation zu bewirken und zu vollenden, großer Summen Geldes; denn der Soldat lebt nicht durch ſich ſelbſt, ſondern er muß beſoldet, bekleidet, bewaffnet, unterrichtet und geübt werden, um an den neuen Dienſt ſich zu gewöhnen, von dem er als Klephte nicht den geringſten Begriff hatte. Er muß beſtändig ſich unter den Waffen befinden, und den großen Krieg durch den kleinen erlernen. So, und nur allein ſo kann der nächſte und beſtimmt der entſcheidende Feldzug mit einem gewiſſen Erfolg eröffnet werden.

Mögen die Unglücksfälle dieſes Jahres nun auch ſo groß ſein, als ſie wollen, mag Ibrahim ſich auch im Herzen Morea's befinden — noch iſt nichts verloren, noch kann Alles wiedergewonnen werden. Die Klephten kommen von der Beſtürzung zurück, die ihnen die Disziplin der Druſen verurſacht hatte. Ihr ungelehriger Feuereifer begreift, daß er unmächtig iſt. Sie verſuchten ſchon weniger Abneigung, ſich um eine Fahne zu verſammeln, und die europäiſchen Offiziere gewinnen bei ihnen größere Achtung. Darf man authentiſchen Berichten trauen, ſo würden 4000 Mann Fußvolk und 600 Mann Reiterei hinlänglich ſein, das Gleichgewicht zwiſchen beiden Armeen wieder herzuſtellen. Geſchickte Befehlshaber ſind bereit, ſich an die Spitze dieſer neuen Korps zu ſtellen, und ſchon werden 1200 Mann beſtändig im europäiſchen Kriegsdienſte geübt. Der Anfang iſt gemacht, und das Werk kann leicht vollendet werden, wenn jedes chriſtliche Land, jede Stadt, jedes Dorf, jede Familie ihren für den Chriſtusglauben, für ihr Leben und ihre Freiheit kämpfenden Mitbrüdern in Griechenland ſeine Gabe darbringt; ſie mag nun auch noch ſo gering, noch ſo klein ſein, das Ganze bildet doch einen bedeutenden Schatz, der zum Triumphe der Sache der Menſchheit und der Vernunft über die Blutgier der Barbaren Europa's, Aſiens und Afrika's viel, ſehr viel beizutragen vermag.

Genf iſt nur eine kleine Stadt am weſtlichen Ende der Schweiz. Sie enthält kaum mehr als 20,000 Einwohner, und doch hat ſie in den letzten ſechs Monaten allein für die Griechen 55,000 Franken zuſammengebracht. *) Einer ihrer Bürger, Herr Eynard, hat auferdem noch dem griechiſchen Ausſchuſſe zu Paris 31,000 Franken überſendet, und gelobt, im Fall der Noth ſein halbes, ja ſein ganzes Vermögen Griechenland zum Opfer zu bringen. Dergleichen ſchöne Beiſpiele, ſollten ſie keine Nachahmung finden? nicht in der freien Schweiz, nicht im edeln Deutſchlande, das ſchon ſo viel für die Hellenen gethan hat? — Für eine ſo heilige Sache kann es keine verſchiedene Meinung geben, muß und wird Alles demſelben Drange folgen. Gäbe ein Jeder nur, was er ſehr leicht entbehren kann, was er kaum beachtet und leichthin verſchwendet, ohne Vortheil, ohne Genuß davon zu ziehen, den Griechen wäre für immer geholfen. Mögen ſich edle Männer finden, neue Sammlungen von Beiſteuern zu veranlaſſen; möge dieſe neue, dieſe letzte Anregung nicht unbeachtet bleiben.

Die unterirdiſchen Gallerien der Inſel Melos.

Von allen Inſeln des ägeiſchen Meeres iſt Melos unſtreitig die von fremden Reiſenden am meiſten be-

*) In derſelben Zeit hat Genf für die Abgebrannten von Salins, im franzöſiſchen Jurabepartement, bei 6000 Franken geſammelt. Ehre, dem Ehre gebührt! —

suchte. Am Eingange des Archipels gelegen, bietet ihre große, wohlverschlossene Rhede den Schiffen, welche der Nordwind verhindert, ihren Lauf fortzusehen, einen sichern Zufluchtsort dar. Täglich werden auf dieser Insel auch neue Alterthümer entdeckt. Ein ziemlich gut erhaltenes Marmortheater wurde vor einigen Jahren gereinigt. Kurze Zeit nachher wurden vom französischen Konsul Montanier die unter den alten Wällen befindlichen Gräber untersucht. Endlich hat man ganz neuerlich eine sehr schöne Marmorstatue ausgegraben, eine Venus vorstellend, die sich gegenwärtig im königlichen Museum zu Paris befindet.

Man darf mit einiger Gewißheit vermuthen, daß die rings um das Theater aufgehäuften Trümmer noch mehrere Schätze enthalten. Diese Trümmer, die Ueberreste einer ehemals berühmten Stadt, beweisen noch heute, daß sie ihren Ruf verdiente, und daß diese Zerstörungen nur außerordentlichen Begebenheiten zugeschrieben werden können. Die Geschichte berichtet uns zwar, daß, nachdem die Bewohner von Melos lange Zeit den Angriffen Athens widerstanden hatten, sie ihm doch endlich unterlagen, und von den Belagern mit einer ausgesuchten Grausamkeit behandelt wurden. Aber der Anblick dieser Ruinen scheint anzudeuten, daß sich zu den Verheerungen des Kriegs auch noch die der Natur gesellten. Vulkane, deren Spuren man überall erblickt, mögen zu verschiedenen Zeiten, worüber selbst die Traditionen verloren gegangen sind, ausgebrochen sein, und Erdbeben mögen die Oberfläche der Erde zerrüttet haben. Wie wäre es anders möglich, mitten in dieser allgemeinen Zertrümmerung die Erhaltung des Theaters zu erklären, an dem die Marmorblöcke kaum der Hand des Arbeiters entgangen zu sein scheinen, und das so tief begraben war? Wie könnte man anders die Ursachen der gräßlichen Unfruchtbarkeit bestimmen, welche die Stelle des Ueberflusses eingenommen hat, der ehedem diese Insel so reich und blühend machte?

Wahrscheinlich durch das anziehende Interesse zerstreut, welches diese Ruinen und die natürlichen Merkwürdigkeiten darbieten, die auf mehrern Punkten der Insel sich zeigen, haben die Reisenden bisher immer die Grotten vernachlässigt, die wir etwas näher beschreiben wollen, und die in vieler Hinsicht der Aufmerksamkeit nicht unwürdig sind. Nahe bei den heißen Quellen, die am Ufer des Meers hervorsprudeln, und auf einem wenig erhabenen Hügel, befinden sich zwei Windmühlen. Ungefähr 200 Schritte davon sieht man die in Rede stehenden Gallerien. Sehr beträchtliche Aushöhlungen dienen jetzt den Heerden zum Zufluchtsort bei übelm Wetter, oder bei großer Hitze. Sie bildeten das erste Stockwerk, über welchem sich ein zweites befand, zu dem hinauf eine Treppe führe, die jetzt ganz zerfallen ist. Die Gallerien sind sehr lang und führen zu mehrern Zimmern, die noch sehr wohl erhalten sind.

Olivier gibt davon in seiner „Reise nach dem ottomannischen Reiche“ (erster Band, Seite 339) folgende Beschreibung: „Nachdem wir die heißen Quellen verlassen und uns gegen Mitternacht gewendet hatten, erreichten wir die Höhe, und nach einem halbstündigen Marsche befanden wir uns an dem Eingange der vier großen und sehr geräumigen Grotten, die jetzt den Hirten und Heerden zur Wohnung dienen. Man bemerkt zuerst die Spuren einer beträchtlichen Einsenkung in der Oeffnung, und die den Theil entblößt hat, der als Vorhalle dienen mochte. Sodann sieht man die Spuren einer Treppe, auf der man hinunter gelangen konnte, und die innern Wände zeigten mehrere viereckige Höhlungen, die mit Kitt bekleidet waren, und die vielleicht zu Wasserbehältern gedient haben mögen. Auf der rechten Seite der ersten Grotte erblickt man eine Gallerie von fünf oder sechs Fuß Höhe und drei Fuß Breite, durch welche man in die verschiedenen Abtheilungen im Innern des Souterrains gelangen kann. Dieser erste Gang ist nicht immer gerade, sondern windet sich bald, und steigt bald aufwärts, bald sieht er mit andern Gängen in Verbindung, die drei oder vier Fuß tiefer eingehauen sind.

„Wir durchirrten seit einiger Zeit diese finstern Umschweifungen, eine Fackel in der Hand, als wir plötzlich durch eine Mauer aufgehalten wurden, die man wahrscheinlich erbaut hatte, um die Verbindung mit dem übrigen Theile des Souterrains zu verhindern. Wir brauchten lange Zeit, ehe wir es so weit brachten, eine Oeffnung zu machen, durch welche wir weiter vordringen konnten. Gleich hinter der Mauer erhob sich der Weg, und führte uns in ein großes Zimmer, das rechts durch eine Thür und vier viereckige Oeffnungen mit einem andern Zimmer von derselben Größe in Verbindung stand.

„Man bemerkt auf den Wänden dieser beiden Zimmer einige Hervorsprünge, die bestimmt waren, Lampen zu tragen. Man sieht auch mehrere Nischen von verschiedener Größe, in denen Geräthe, oder andere zum täglichen Gebrauche bestimmte Sachen gestanden haben mögen. Wir schweiften noch lange Zeit in den verschiedenen Gängen umher, und verließen sie endlich mit der Ueberzeugung, daß sie, in einer Zeit, wo die Bewohner der Insel wahrscheinlich noch nicht sehr zahlreich und also genöthigt waren, sich zu verbergen, um den Nachstellungen der Seeräuber, oder anderer ihnen feindlich gesinnter Menschen zu entgehen, denselben zur Wohnung gedient haben mögen. Wir haben

Digitized by Google

übrigens in diesen Gallerien keine andere Hitze, als die aller Keller empfunden, und keine Spur von Alaun in denselben gesehen. Ueberall waren die Wände sehr trocken, und wir athmeten mit der größten Leichtigkeit."

Sei es uns nur noch vergönnt, in wenigen Worten unsere Meinung über die ursprüngliche Bestimmung dieser Höhlen aufzustellen. Mehrere Personen haben sie für Gefängnisse gehalten; aber wozu hatten, in dieser Voraussetzung, so wie in der Oliviers, die zahlreichen Umschweifungen, die Gräber, die vielen Lampenvorsprünge, und vorzüglich die doppelte Gallerie gedient?

Wir sind also geneigt zu glauben, daß diese Gallerien zu den alten Zeremonien des Heidenthums gedient haben mögen. Sie sind im Kleinen das, was die berühmten Labyrinthe von Creta, Aegypten und Lemnos waren. Sie hatten eine besondere Bestimmung bei der feierlichen Begehung der Mysterien, oder bei der Berathung der Orakel. Wahrscheinlich fand ein Tempel oder eine Kapelle auf dem Grat des Hügels, und das runde Loch, das jetzt den Felsen ganz durchdringt, befand sich in ihrem Umfange. Dort hindurch mußten Diejenigen sich hinablassen, welche die Orakel befragen, oder sich in die Mysterien einweihen lassen wollten, die daselbst gefeiert wurden. Der äußere Umschweif verdoppelte die Länge des zurücklegenden Weges, und verband die Richtung des Ausganges, der den Priestern allein bekannt war. Die zahlreichen Lichter, die in diesen Gängen angebracht waren, vermehrten die Feierlichkeit der Zeremonien, und kontrastirten grell mit der Finsterniß, die man an einigen Orten absichtlich erhielt. Die letzten Gemächer, viel größer als die ersten, waren vielleicht zur Feierung der Mysterien bestimmt, und die Löcher empfingen das Blut der Opfer. Die kleinen Löcher hingegen mochten dazu dienen, jene Grabesstimmen hervorzubringen, die eine so große Wirkung auf den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit machten.

Nachdem nun, nach der Verbreitung des Christenthums unter den Griechen, diese ihren alten Ritus und ihren Aberglauben hintangesetzt hatten, hörten auch diese Grotten auf, zu den religiösen Zeremonien gebraucht zu werden. Vielleicht wurden sie einige Zeit nachher als Gefängnisse gebraucht, oder als Zufluchtsort, um Weiber und Kinder und das kostbarste Eigenthum bei den Einfällen der Seeräuber, die oft auf dieser Insel landeten, in Sicherheit zu bringen; Umstände, die jedoch nur vorübergehend sein konnten; denn wenn das die ursprüngliche Bestimmung dieser unterirdischen Gänge gewesen wäre, so würde man sich gewiß sehr wenig darum bekümmert haben, denselben eine so räthselhafte und seltsame Form zu geben, als man jetzt wirklich findet.

Wie dem auch sein mag, so scheint es uns nicht unwichtig, nähere Nachforschungen über den Gebrauch dieser Gallerien anzustellen, und hierzu die Reisenden zu ermuntern, um ausser allen Zweifel zu stellen, ob sie wirklich zu den Zeremonien des alten Polytheismus gedient haben, oder nicht. *)

Erinnerungen aus Chili.

Die Bewohner von Chili sind meistentheils mittlerer Statur und ziemlich wohlgebildet. Ihr Gesicht ist, vorzüglich in den untern Klassen, mit Sommersprossen überdeckt. Man sieht sie fast beständig vor ihren Wohnungen ausgestreckt auf dem Boden liegen, eine Zigarre im Munde, und mit Geschwätz die köstliche Zeit verschwenden, die sie doch so nützlich, in Bebauung des Landes, verwenden könnten. Die Weiber sind schlank, hübsch und sehr angenehm im Umgange. Lebhaft und leichtfertig, sind sie für alle Eindrücke empfänglich. Der Luxus scheint einen Theil ihrer nothwendigsten Bedürfnisse auszumachen, und sie sind sehr zierlich in ihrem Anzuge. Die Männer kleiden sich auf französische und englische Art, und haben mit der geringern Klasse allein nur den Poncho gemein. Männer und Weiber lieben das Vergnügen über Alles. Der Sonntag ist der allgemeine Tanztag für alle Klassen, am meisten aber wird der Menuet, der Quando und der Bericon getanzt. Punsch und Mate gehen in die Runde herum, und der Gebrauch will, daß, sobald ein Frauenzimmer einem Manne ein Glas darbietet, er es annehme, einige Tropfen daraus trinke und es ihr sodann zurückreiche.

Der lästige Gebrauch, überall zu rauchen, den man in allen spanischen Ländern hat, ist auch hier an der Tagesordnung, und die Tanzsäle sind also den Tabagien sehr ähnlich. Jedes Land hat seine eigenen Sitten, aber die von Chili sind eben nicht besonders lobenswerth. Während der Karnavalzeit bemerkt man die Ausgelassenheit des Volks am meisten. Die Weiber laufen mit fliegenden Haaren, das Gesicht mit einem Gemisch von Erde, Mehl, Ruß und selbst Kuhmist überschmiert, wie Unsinnige umher, und werfen Denen, die das Unglück haben, ihnen in den Weg zu treten,

*) Porphyr, in seinem „Leben des Pythagoras", beim Artikel de Antro nympharum (Seite 120), redet von dieser Art Höhlen in folgenden Worten: „Cum igitur antiquissimi, etiam prius quam templa excogitarentur, species et antra Diis consecrarint: et in Creta quidem Curetes Jovi; in Arcadia autem Lunae et Pani Lyceo et in Naxo Baccho: ubicumque vero Mithram agno servant, eidem Deo in speculbus sacra fecerint, etc."

Digitized by Google

Alles auf den Leib, was ihnen nur unter die Hände fallen mag, wobei sie Chaya, Chaya! rufen. Diese Ausschweifungen dauern drei Tage lang, und manfeiert sie meistentheils auf dem Lande, wo man so viel ißt und trinkt, als man nur immer zu verschlingen im Stande ist. Kaum ist das Mahl beendigt, so wirft man sich gegenseitig die Brühe und den Wein ins Gesicht und schreit dabei Chaya! Das Fest endet damit, daß man sich an das Ufer des Meers, oder eines Stroms begibt, wo die Männer die Frauenzimmer ergreifen und sie untertauchen, um sie wieder einigermaßen zu reinigen.

Die Nacht vor unserer Abreise befanden wir uns in einem Hause, wo man tanzte und lustig und guter Dinge war. Auf einmal bemerkten wir im Hintergrunde des Saals, der durch sehr viele Kerzen erleuchtet wurde, ein mit Blumen gekröntes Kind, das unbeweglich immer in derselben Stellung blieb. Wir glaubten anfänglich, daß es eine Wachsfigur sei, und fragten um die Bedeutung derselben. Man berichtete uns, daß es keine Wachsfigur, sondern ein wirkliches, todtes Kind sei, das man auf solche Weise ausstelle, wenn es nicht sieben Jahre alt geworden ist, weil man den Glauben habe, daß es geradewegs in den Himmel gehe, weshalb man denn auch tanze und sich über seinen Tod freue. Derselbe Gebrauch ist auch in Peru allgemein.

Zustand der irländischen Bauern.

Das Elend dieser unglücklichen Menschenklasse ist so groß, sagt O'Connell, der Volksredner, in einer Uebersicht der gegenwärtigen Lage Irlands, daß man nicht begreift, wie sie noch leben kann. Die Existenz der verachtetsten Thiere in England ist der ihrigen noch vorzuziehen. Selbst Wasser und Feuer fehlen ihr oft. Ihre armseligen Hütten sind aus Thon erbaut und mit Schilf bedeckt, das sie meistentheils nicht einmal gegen den Regen schützt. Sie wissen kaum vom Hörensagen, was Geräthe seien, und es wird für einen übertriebenen Luxus gehalten, wenn Einer von ihnen einen Schrank oder einen Tisch hat. Höchstens haben sie einen irdenen oder metallenen Topf und einen schlechten Korb. Ihr Bett ist auf der Erde ausgebreitetes Stroh und eine grobe, schmutzige, wollene Decke. Ein Holzverschlag trennt die Wohnung der Menschen von der der Thiere, und die ganze Familie befindet sich in einem und demselben Gemach.

An mehrern Orten, vorzüglich in den Umgebungen Dublin's, kleiden sich die Bauern nie aus, sondern schlafen Jahr aus Jahr ein in ihren Gewändern. Durch die letzten Nachforschungen hat sich ergeben, daß von sieben oder acht Familien nur eine wollene Decken hat. In mehrern Grafschaften tragen die Bauern weder Strümpfe noch Schuhe. Ihre Nahrung besteht einzig aus Kartoffeln und Milch, und sehr oft müssen sie sich selbst das Salz versagen. Die Zeit, wo die Kartoffeln zu Ende gehen, ist für sie ausserordentlich kritisch, und da die Landeigenthümer sich mit der Aernte eben nicht sputen, so befinden sie sich oft Monate lang in einer wahrhaften Hungersnoth. Der Preis ihrer Tagarbeit ist auf sechs Pence bestimmt, oder auf vier Pence, wenn sie ernährt werden; aber es findet sich so selten Gelegenheit zum Arbeiten, daß gewöhnlich auf Zwanzig nur Einer sich Arbeit zu verschaffen im Stande ist. Ein Umstand verschlimmert ihre Lage noch mehr: es finden Aftervermiethungen der liegenden Gründe statt, und so geschieht es oft, daß von Vermiethung zu Vermiethung fünf oder sechs Personen sich zwischen dem Bauer und dem Eigenthümer befinden. Das daraus sich erzeugende Unheil besteht nicht allein darin, daß die Bauern eine weit beträchtlichere Pacht zu bezahlen haben, sondern auch, daß sie beständig besorgen müssen, ihr Getreide oder ihre Kartoffeln mit Beschlag belegen zu sehen, weil etwa der zweite Aftervermiether dem ersten oder eigentlichen Vermiether seinen Zins noch nicht entrichtet hat, was diesem Letztern das Recht gibt, sich nicht etwa an den Schuldigen, sondern an Den zu halten, der den ursprünglichen Genuß von den liegenden Gütern zieht.

Ein solches unerhörtes Elend erzeugt in der Seele des irländischen Bauern einen unüberwindlichen Haß gegen Alle, die ihrer Reichthümer, oder ihrer Aemter wegen über ihm stehen, und in diesem Gefühle muß man auch die Quelle aller bisher, vorzüglich im mitternächtlichen Theile, verübten Erzessen suchen. Man muß gestehen, daß es fast kein Land gibt, in welchem das Elend einer ganzen, mehrere Millionen zählenden, Volksklasse einen höhern Punkt erreicht haben kann. Es ist eine höchst schwierige Aufgabe, in den Gesetzen Hilfsmittel gegen dieses Unheil zu entdecken. Die Emancipation selbst würde wohl den reichen Katholiken den Weg zum Parlamente eröffnen, aber die Lage der untern Klasse nur sehr wenig oder um nichts verbessern.

Uebersicht der Arbeiten des englischen Parlaments, während der letzten Sitzung.

Die letzte Sitzung des britischen Parlaments ist von großer Wichtigkeit gewesen, obgleich sie äusserlich und in den Augen des Publikums eben kein besonderes Interesse zu haben schien. Das vorzüglichste Unternehmen desselben war auf die Reform der Gesetze be-

Digitized by Google

rechnet, und man hat einen Anfangsversuch gemacht, sie mehr in Ordnung zu bringen. Dieser Versuch war in der That nur unbedeutend, aber nichtsdestoweniger merkwürdig genug, weil man dabei den Satz aufgestellt hat, „daß die englischen Gesetze die Vollkommenheit der menschlichen Vernunft seien.“ — Das neue Jurybill war das wichtigste von allen. Die verschiedenen bisher erlassenen Parlamentsakten über den Banquerot sind in eine einzige verschmolzen worden. Ein gleiches Verfahren ist auf die Gesetze in Hinsicht der Schiffahrt, der Mauthen, der Konsumtionssteuern (Excise) und des Handels mit den Kolonien in Anwendung gebracht worden. In der Verfahrungsweise der Gerichtshöfe sind gleichfalls einige Abänderungen vorgenommen worden, die sehr wichtig sind, und deren Zwecke darin bestehen, die Länge und den Kostenaufwand der Prozesse zu vermindern. Ein beachtungswerthes Gesetz, durch welches Lokalgerichte für kleinere Streitsachen errichtet werden sollen, ist zwar vom Oberhause verworfen worden, aber man hofft, daß es in der nächsten Sitzung ohne weiters angenommen werden dürfte. Der Minister Peel hat sich mit vielem Eifer der Reform der Kriminalgesetze unterzogen. Die Gehalte der Richter sind bedeutend vermehrt worden. Das der drei Präsidenten (Chiefs justices) von Kingsbench, der gemeinen Anklagen und des Finanzgerichts beläuft sich nun auf 8000 Pfund Sterling (200,000 Franken) für einen Jeden jährlich, und das der neun andern Richter auf 5500 Pf. St. (137,500 Fr.). Dagegen ist der Verkauf aller bisher davon abhängenden Aemter und Stellen aufgehoben worden.

Unter den während der letzten Sitzung gehaltenen Reden zeichnen sich vorzüglich aus die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Canning, „über Englands Anerkennung der Unabhängigkeit der spanischen Kolonien“; die desselben Ministers „über die Emanzipation der irländischen Katholiken“; die Robinsons „über das Budjet der Mittel und Wege“; die des Ministers Peel „über die Reform der Gesetze und Statuten, hinsichtlich der Geschwornengerichte“; die Huskisson's „über die Verminderung der Taxen“; die desselben „über die Reform in der politischen und Handelsverwaltung der Kolonien“, und endlich die desselben „über die Verminderung der Abgaben auf die Einfuhr und den äussern Handel“. Wir theilen daraus einige der merkwürdigsten Stellen als Bruchstücke mit.

Canning sagte in der Sitzung am 3 Februar 1825: „Frankreich erkannte die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten von Nordamerika an, bevor das Land ganz frei war, und ohne dem Mutterlande das Recht zuzugestehen, die Initiative zu ergreifen. Obgleich es im Frieden mit uns war, fügte es doch seiner Anerkennungsakte noch einen Allianztraktat mit Nordamerika bei, wodurch diesem die Mittel dargeboten wurden, die Eroberung seiner Unabhängigkeit zu vollenden. Frankreich erklärte sich auf solche Weise als Englands Feind. Vielleicht findet man unser Betragen bei den gegenwärtigen Umständen unvollkommen, weil ein Krieg nicht die Folge desselben ist. Aber ich habe mir vorgesetzt, unsere Zwecke auf eine durchaus friedliche Weise zu erreichen, ohne weder Spanien, noch irgend einer andern Macht Veranlassung zum Kriege mit uns zu geben. Ist dies Resultat etwa nicht genügend, weil vom Anfang dieser Unterhandlung bis zu ihrem Ende wir keinen Schritt gethan haben, der nicht im Voraus den direkt dabei interessirten Parteien mitgetheilt worden wäre. In den Archiven meines Bureau's befindet sich nicht ein einziges, diese Angelegenheit betreffendes Aktenstück, welches Spanien nicht gesehen, und wovon seine sämmtlichen Alliirten nicht eine genaue Kenntniß gehabt hätten. Wir haben Spanien lange aufgefordert, die Initiative zu ergreifen. Hätte es das gethan, so würden wir uns begnügt haben, ihr in der Ferne und in einem erforderlichen Zeitraume nachzufolgen. Wir haben ihm angeboten, sich die Oberhand in den Handelsverträgen mit seinen alten Kolonien zu versichern. Aber gezwungen endlich, allein zu gehen, haben wir die Vortheile benutzt, welche uns unser Voranschritt gewährte, um uns besondere Vortheile zuzusichern. Weit entfernt, unsere Anerkennung zu verkaufen, haben wir nur verlangt, auf demselben Fuße behandelt und auf dieselbe Linie gestellt zu werden, als die übrigen Staaten, die unserm Beispiele nachfolgen werden. Ich will nicht verneinen, einigen Meinungen mich entgegengestellt, einigen Interessen verletzt, einige Vorurtheile beleidigt und einigen Mißmuth bewirkt zu haben; aber ich habe die stärkere Hoffnung, daß das Alles sein Bewenden bei Worten haben, daß unser Zweck erreicht und daß der Weltfriede nicht gestört werden wird.“

In der Sitzung vom 16 Februar 1825 äusserte sich Canning „über die irländisch-katholische Verbrüderung und die Emanzipation der Katholiken“ folgendermaßen: „Wir haben in Folge unserer Berathschlagungen erkannt, daß die Krone getäuscht worden ist, daß die Mittheilungen über die irländische Verbrüderung, wie sie in der Rede des Königs enthalten waren, ganz irrig sind, daß diese Verbrüderung sich wirklich in voller Thätigkeit befindet; aber es ist unwahr, daß sie dem Geiste der Konstitution entgegengesetzt ist, daß sie einen bedeutenden Einfluß ausübt; aber daß sie ihn nicht dazu benutzt, um Zerwürfnisse zu schaffen, zu unterhalten und anzuregen, und daß sie sich keineswegs den Fortschritten der Nation entgegenstellt .... Wie dem auch immerhin sein mag, so denke ich, daß, so

Digitized by Google

lange nicht alle Klassen in Irland dieselben Rechte haben, wohlverstanden, mit einigen Beschränkungen und Unterscheidungen, wir nicht behaupten können, unser Werk vollendet zu haben. Ich habe die Abneigung des englischen Volks gegen diese sogenannte Neuerung gesehen, und ich habe mich bestrebt, ihm zu beweisen, daß die Emanzipation der Katholiken keine Neuerung sei. Die Gesetze, welche die Katholiken betreffen, waren die Wirkungen augenblicklicher Ursachen, und es hat mir geschienen, daß, sobald diese aufhör en auch jene nicht mehr fortbestehen sollten."

Der Finanzminister Robinson sagte in der Sitzung vom 28 Februar 1825 unter anderm: „Welches sind die Umstände, die so wichtige Resultate (die Vermehrung des öffentlichen Einkommens) herbeigeführt haben? Ich finde die erste Ursache in der Entwickelung der Handelspolitik, die wir in den letzten Jahren angenommen haben, im größern Verbrauche fremder Erzeugnisse, der eine Folge davon war, im allgemeinen Wohlstande der Gesellschaft, und über Alles in dem Verbrauche unserer Erzeugnisse in der Fremde, der in demselben Maasstabe zugenommen hat, als wir selbst mehr fremde Produkte konsumirt haben..... Der Betrag der Taxen, deren Unterdrückung ich in Vorschlag bringe, beläuft sich auf 170,000 Pfund Sterling (6,750,000 Franken). Diese Abgaben betreffen direkt die ärmere Klasse. Der Zweck der andern Verminderungen ist, den Handel zu erleichtern und auszudehnen, und mit einem Schlage das Ungeheuer des Schleichhandels zu tödten. Die Totalsumme aller Reduktionen kann wenigstens auf 1,520,000 Pf. St. (38,000,000 Fr.) angeschlagen werden, und wird dem Schatze in den beiden ersten Jahren 1826 und 1827 etwas mehr als drei Millionen Pfund Sterling kosten. Der Verlust im Reste des Jahres wird sich auf 650,000 Pf. St. belaufen, so daß die unterdrückte Summe von jetzt an bis Ende 1827 nicht weniger als 3,650,000 Pf. St. betragen wird, welche der Schatz verliert. Der Ueberschuß der Einnahmen, um dieses Defizit zu decken, betrug ungefähr vier Millionen Pf. St., wodurch ein kleines Gleichgewicht von zwei bis drei Millionen Pf. St. hervorgebracht wird, um damit die unvorherzusehenden Abgaben zu decken."

In der Sitzung vom 2 März 1825 äusserte sich Peel unter anderm auf folgende Weise: „Der Zweck des gegenwärtigen Bills ist, zu veranlassen, daß die über das Geschwornengericht existirenden Gesetze verbessert und vereinigt werden, um auf solche Weise in ein einziges und zusammenhängendes Statut die disjecta membra des Gesetzes, die sich in zahlreichen Parlamentsakten zerstreut befinden, und zwar von der Epoche Heinrichs III an bis auf die gegenwärtige Zeit, zu umfassen..... Was die Ausführung dieser Maasregel anbelangt, so bringe ich in Vorschlag, so viel als möglich den Text der alten Statuten beizubehalten. Wo indessen die Sprache dunkel oder zweifelhaft ist, soll man sich bestreben, sie verständlicher zu machen, und sie der Ueberlegenheit der Aufklärung und den heutigen Ideen anzuneigen. Was die übrigen Verbesserungen betrift, so dehnen sie sich vorzüglich über die Bildung der gemeinen Jurys aus. Eine zweite und äußerst wichtige Reform scheint mir die der speziellen Jurys zu sein. Welche Meinung man auch über die Theorie unserer Konstitution, in dieser Hinsicht, haben möge, und wie imposant auch die Autoritäten sind, die den jetzigen Zustand der Dinge gutheißen, so glaube ich mich doch fähig, eine Verfahrungsweise aufzustellen, die nicht allein alle Entwürfe zu beseitigen, sondern auch alle Parteien zu befriedigen und dem Verklagten, so wie dem Kläger, ein unparteiisches Urtheil zuzuschicken im Stande sein kann." (Hier folgt die Beschreibung des neuen Geschwornengerichts, dessen Einrichtung eben so trefflich, als vollkommen dem Gesetze im Geiste des englischen Volks anpassend ist. Leider hat, wie wir schon oben bemerkt haben, das Oberhaus des Parlaments diese Verbesserung des öffentlichen Gerichtswesens nicht angenommen, ohne daß deswegen die Hoffnung für eine günstigere Aufnahme in der nächsten Sitzung ganz verloren gegangen ist.)

Curiosa.

Englands Ackerbau vor zwei Jahrhunderten.

Harlib, der Freund Miltons, der von Cromwell einen Gnadengehalt für seine Schriften über den Ackerbau erhielt, berichtet, daß die Greise zu seiner Zeit sich erinnerten, die ersten Gärtner gesehen zu haben, die in der Grafschaft Surrey Steckrüben, Möhren, Erbsen, Pastinaken und weiße Rüben verkauften, welche Gemüse damals sehr selten waren, weil man sie erst aus Holland mußte kommen lassen. Er sagt, daß die Kirschbäume und der Hopfen zum ersten Mal unter der Regierung Heinrichs VIII. angepflanzt wurden. Die Artischocken und die Korinthen wurden unter Elisabeth eingeführt; aber noch lange nachher holte man die Kirschen aus Flandern, die Zwiebeln, den Safran und die Liköre aus Spanien, und den Hopfen aus den Niederlanden. Die Kartoffeln, die man erst um das Jahr 1586 kennen lernte, wurden nur in den Blumengärten als eine merkwürdige und seltene exotische Pflanze angebaut, und blieben ein Gegenstand des Tischluxus der reichsten Personen des Königreichs. Nach einer handschriftlichen Rechnung der Ausgaben des Hauses der Königin Anna, Gemahlin

Digitized by Google

Jakobs I., ergibt sich, daß zu jener Zeit das Pfund Kartoffeln einen Schilling kostete.

Sklavenverkauf.

Die Versteigerung der Sklaven ist auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eben kein seltenes Schauspiel. Mehrere dieser Unglücklichen schienen sehr betrübt zu sein, sich von ihren Freunden trennen zu müssen, mit denen sie lange Zeit in der Knechtschaft gelebt hatten. Einige vergossen häufige Thränen, Andere wehklagten laut. Der zu verkaufende Sklave wird auf einen Tisch gestellt, damit man ihn um so besser betrachten könne; aber er wird nicht auf dieselbe unschickliche Weise betastet, wie dies in den Antillen und in Südamerika zu geschehen pflegt. Man befragt ihn allein über seine Eigenschaften und Mängel. Bei dieser Gelegenheit sind die groben Späße an der Tagesordnung, was noch mehr dazu beiträgt, diese Szene verabscheuungswürdig zu machen. Diesmal wurde die Sache ernst behandelt, und das Gelächter schien verstummt zu sein. Ein Weib nebst vier Kindern war das merkwürdigste Loos. Die Sklavenweiber werden zu einem höhern Preise verkauft, weil man dadurch zugleich ihre künftige Erstgeburt mit erhält. Der Preis, den man für einen männlichen Sklaven bezahlt, wird als eine Leibrente betrachtet, dahingegen der für ein Weib entrichtete eine beständige Erbschaft ist.

Leuchtender Schnee.

Vor einiger Zeit fiel zu Lochaw in England neuer Schnee. Die Personen, welche damit bedeckt wurden, schienen am ganzen Leibe zu brennen. Tauchte man die Hand darin, so war sie wie mit Feuer überdeckt. Demungeachtet verspürte man nicht die geringste Wärme in ihm. Er behielt seine leuchtende Eigenschaft 12 bis 15 Minuten lang. Die Erscheinung eines ähnlichen Phänomens würde vor einigen Jahrhunderten gewiß einen großen Eindruck auf die Gemüther gemacht haben, und man hätte wahrscheinlich in diesem „Feuerregen“ einen Beweis des göttlichen Zorns oder eine Vorbedeutung großer Unglücksfälle entdeckt. Es handelt sich jedoch hier allein um ein elektrisches Phänomen, wovon die Beispiele nicht selten sind. Man weiß in der That, daß bei gewissen Umständen, vorzüglich bei Gewittern und Stürmen, die Luft dergestalt mit Elektrizität angefüllt ist, daß die Flüssigkeit sich an alle Körper anhängt, die gute Leiter sind. Oft haben solchergestalt die Reisenden ihre Hüte, die Mähnen und Schweife ihrer Pferde und sich selbst erglühen sehen, wenn sie von einem Gewitterregen benetzt wurden. Das obenerwähnte Phänomen erklärt sich also auf eben diese Weise.

Das Barfüßergericht.

Im Innern von Basel befindet sich ein erhabenes Stadtviertel, der „Kohlenberg“ genannt. Dort wohnte ehemals der Scharfrichter, seine Helfershelfer, die Torturknechte, die Todtengräber, welche die an der Pest Verstorbenen beerdigten, und alle Diejenigen, deren Handthierung damals als unehrlich betrachtet wurde. Sie durften sich nur unter einander verheirathen, und die Gerichtshöfe blieben ihnen verschlossen. Da sich jedoch oftmals Streitigkeiten unter ihnen erhoben, die auf keine gesetzliche Weise geschlichtet werden konnten, so errichtete man für sie ein besonderes Gericht aus zwölf Beisitzern und einem Präsidenten, welche Alle unter den Sackträgern und andern ähnlichen Leuten ausgewählt wurden. Dies Gericht hielt seine Sitzungen auf dem Kohlenberge in zerrissenen Kleidern und nackten Füßen. Der Präsident hielt den Richterstab in der Hand, und war zugleich verpflichtet, während der ganzen Sitzung, selbst im Winter, ein Bein in einem mit Wasser angefüllten Eimer zu haben. Sobald er Platz genommen hatte, wurden die Parteien hereingeführt, die entweder persönlich oder durch Jemand aus ihrer Mitte verklagten und sich vertheidigten. Die Beisitzer raunten sich ihr Urtheil ins Ohr, dessen Ausspruch ohne allen fernern Appell war. Fand sich für beide Theile Gleichheit der Stimmen, so entschied der Präsident. Dies Gericht wurde zu Ende des fünfzehnten oder im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts abgeschafft; aber so viel ist gewiß, daß es noch im Jahr 1474 bestand. Man findet in der von Groß herausgegebenen kleinen Kronik von Basel, daß in diesem Jahre gedachtes Gericht einen Hahn verurtheilte, lebendig verbrannt zu werden, weil er ein Ei gelegt hatte, und man damals glaubte, daß aus solchen Eiern die Basilisken entständen.*)

*) Noch gegenwärtig besteht in England ein Municipalgericht, welches man das „Gericht der Barfüßer“ nennt, weil es aus Geschwornen besteht, die man unter den ersten Personen, welche man eben findet, auswählt, und die sich sogleich verkommeln, so daß ihre Füße gewöhnlich mit Staub überdeckt sind.

Mancherlei aus und über China.

Historische Neuigkeiten.

Die Chinesen lieben die historischen Neuigkeiten sehr, und die Werke dieser Art sind in großer Menge vorhanden. Der Zweck anderer Novellen ist, Karakter- und Sittengemälde des gewöhnlichen Lebens zu entwerfen. Dieser letztere Literaturzweig wurde, wie man sagt, erfunden, um die Monarchen zu befriedigen, die, ohne mit dem Volke sich zu vermischen, seine Lebensweise und die Sorgen, mit denen es sich

Digitized by Google

beſchäftige, kennen lernen wollten. Einige dieſer Darſtellungen bieten Gemälde dar, welche die Sittlichkeit beleidigen, weshalb ſie durch das Geſetz verboten ſind. Aber dies Geſetz wird eben ſo wenig befolgt, als das, welches die Spiele verbietet. Die Magiſtratsperſonen, die Regierungsbeamten und die Polizeibedienten ſind die Erſten, die das Beiſpiel der Verletzung deſſelben aufſtellen. Es gibt in China ſehr wenig Werke, die mit unſern alltäglichſten Romanen verglichen werden können.

Preßfreiheit.

Ein Schriftſteller, Namens Whang-See-Heu, wurde 1823 vor Gericht gezogen, weil er einen Auszug aus dem großen Wörterbuche des Kang-hi veranſtaltet, und ſelbſt einige Stellen dieſes vortrefflichen und authentiſchen Werks widerlegt hatte. Indem hatte er noch, in ſeiner Vorrede, die kleinen Namen, oder die urſprünglichen Familiennamen des Konfuzius und ſelbſt des Kaiſers angeführt. Und endlich hatte er in ſeiner Genealogie behauptet, daß er von dem berühmten Wang-Tee abſtamme, deſſen Name dem ſeinigen ähnlich war. Der Verklagte ſuchte ſich dadurch zu entſchuldigen, daß er angab, wie das Wörterbuch, von dem er einen Auszug gegeben habe, zu häufig und unbequem ſei, und daß er geglaubt habe, etwas recht Nützliches zu thun, indem er ſeine Größe und ſeinen Preis vermindere. Er geſtand ſeinen Fehler ein, gewagt zu haben, die Namen der Kaiſer anzuführen, aber er behauptete, daß es zur Unterrichtung der Jugend geſchehen ſei. Er hat reuig bekannt, daß er es aus Eitelkeit gethan, ſeine Abſtammung von einem erlauchten Ahn herzuleiten, um ſich ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen. Das Tribunal hat alle dieſe Angaben mit keiner beſondern Aufmerkſamkeit beachtet, und den Angeklagten „des Hochverraths ſchuldig“ erklärt, und hat dem zu Folge nach den Geſetzen des himmliſchen Reichs verordnet, „daß er in Stücken gehauen werden ſoll, und daß ſeine Kinder und Verwandte, welche über ſechszehn Jahre alt ſind, ſämmtlich getödtet, die jüngern aber verbannt, oder den Großen des Hofes als Sklaven zugetheilt werden ſollen.“ Dieſe Sentenz iſt allergnädigſt vom Kaiſer dahin gemildert worden, daß er nicht in Stücken gehauen, ſondern nur ganz einfach enthauptet werden ſoll. Seine Verwandten haben ihren Pardon erhalten, und ſeine Kinder ſind für die große Exekution aufbewahrt worden, die jedesmal im Herbſt ſtatt findet.*)

*) In China ſpart man alle Verbrecher vom ganzen Jahre auf, um ſie an einem und demſelben Tage hinzurichten. An den Staatsverbrechern wird jedoch ihr Urtheil ſogleich nach ihrer Verdammung vollzogen. Alle Uebrigen werden zuerſt zur Richtſtatt geführt und kehren ſodann wieder in die Gefängniſſe zurück, wo ſie bis zu dem Tage bleiben, an welchem der Kaiſer auf einer großen Liſte alle Diejenigen einſchreibt, welche er zu begnadigen geſonnen iſt.

Poeſie.

Die chineſiſche Poeſie enthält nur Werke von geringem Umfange, die von zärtlichen oder traurigen Empfindeleien ſtrotzen und viele Beſchreibungen von Naturſcenen enthalten. Außer den Volksgeſängen findet man in allen dramatiſchen Werken jene Dichtungen, die bequem abgeſungen werden können. Die chineſiſche Bühne iſt an ſolchen Erzeugniſſen reich genug, obgleich ſie eben nicht außerordentlich beliebt ſind und die Verfaſſer derſelben ſich hinter falſchen Namen zu verbergen ſuchen. — Sobald Jemand ſich um ein öffentliches Amt bewirbt, wird er nicht etwa über ſeine reellen Kenntniſſe examinirt, ſondern ob er auch — Verſe machen könne. Es gibt vernünftige Menſchen in China, die dieſen Gebrauch höchſt lächerlich finden, aber er wird von der Mehrheit vertheidigt, und alſo iſt er recht und vortrefflich. Die Letztern behaupten nichts weniger, als daß die Poeſie zur Kenntniß der Leidenſchaften und der Gefühle des Herzens Anleitung gebe, daß ein Monarch, ein Miniſter, eine Obrigkeitsperſon alſo in die Myſterien der Dichtkunſt eingeweihet ſein müſſe, um das Herz des Volks durchforſchen, und es zugleich durch ihr feſtes Beharren auf die Gleichheit der Rechte und der Gerechtigkeit gewinnen zu können.

Die epiſche Poeſie ſcheint den Chineſen nicht bekannt zu ſein. Ihre älteſten Dichtungen ſind Volksgeſänge, die man auf Befehl der Regierung geſammelt hat. Obgleich die chineſiſchen Frauenzimmer nicht beleſen ſind*), ſo gibt es dennoch einige Ausnahmen von der Regel, und in den höhern Klaſſen wird die Erziehung der Weiber mit etwas mehr Sorgfalt betrieben.

Die Oden, die regelmäßig alle drei Jahre bei den öffentlichen Prüfungen die erſten Preiſe erhalten, und deren Verfaſſer ſomit zu allen öffentlichen Aemtern erwählbar ſind, werden gewöhnlich gedruckt. Dieſe Werke, ſo wie diejenigen, welche den Preis der Beredſamkeit erhalten, ſind gegenwärtig beinahe die einzigen literariſchen Neuigkeiten, welche im ganzen großen Reiche erſcheinen; denn dort, wie leider auch im hochzivilifirten Europa, finden die neueſten Schriftſteller es viel bequemer, aus zwei alten Büchern ein drittes, neues zu ſchreiben, als ſich die Mühe zu geben, neue Ideen aufzufaſſen, ſie auszuarbeiten und den Geiſteskräften einen größern Schwung zu geben.

*) Aus dem einfachen Grunde, weil ſie nicht leſen gelernt haben.

Digitized by Google

Pariſer Zeitungen und Zeitſchriften.

Eine Ueberſicht der Pariſer Journale iſt ein ganz eigenes Stück Arbeit, ſo daß man ſich kaum einen Begriff davon zu machen im Stande iſt. Da erſcheinen Blätter in Groß-, Mittel- und Klein-Folio, in Groß-, Mittel- und Klein-Quarto, in Groß-, Mittel- und Klein-Oktavo u. ſ. w. Da gibt es einige, die unleſbar ſind, weil das Papier ſchwärzer iſt als der Druck, oder weil der Druck weißer iſt als das Papier, oder aber weil der Druck, ungeachtet der Gewalt der Preſſe, auf dem dünnen und ſchmutzigen Blatte nicht haften will, das unter der Laſt des Geiſtes, mit dem man es beladen will, wieder in Lumpen zerfällt.

Wie ſtark aber mag wohl die Zahl der Zeitſchriften ſein, die täglich in dieſer Hauptſtadt der Finanzen, der wahren und Antizivilſation, der Erleuchtung und Finſterniß, erſcheinen? Das Publikum kennt gewöhnlich nur diejenigen, die es kauft, und vermuthet kaum, daß auſſerdem noch Legionen anderer Blätter exiſtiren. Wer kennt nicht den ernſten, ermüdenden Moniteur, dieſen unförmlich gebildeten Rieſen, dieſen Atlas der Periodicität? Ihm nach ſchreiten der Constitutionnel und der Courrier, zwei muthvolle Kumpane, die von Mont-rouge und andern Ballenwinkeln beſtändig ihrer Tendenz der Gerechtigkeit und der geſunden Vernunft wegen angebellt werden. Sodann kommt der nach dem Winde flatternde Drapeau blanc; das ſüßen Mohn ausſtreuende Journal de Paris; die Gazette oder Althame Bernelle, die noch an Tartüffe glaubt, wenn ſelbſt Orgon keinen Glauben mehr an ihn hat; der kleine Küſtenläufer, der Pilote, der dahin geht, wohin man ihn ſtößt; die Etoile, die weder der Steen der Weiſen (heiligen drei Könige) noch des Schäfers, ſondern eine falbe, fallende Sternſchnuppe, die gern Alles mit ſich in den Koth ziehen möchte; die Débats, die neuerdings durch die Hartnäckigkeit ihrer royaliſtiſchen Oppoſition ſich bemerkbar gemacht haben, ſo wie der Aristarque durch die Lebhaftigkeit ſeiner ultrafranzöſiſchen Angriffe, oder die Quotidienne durch ihre ultramontaniſchen Exkommunikationen, oder das Journal du commerce dadurch, daß es die Politik in die Finanzſpekulationen verſetzt und die Freiheit durch den Reichthum vertheidigt. Vielleicht denkt man damit am Ende der politiſchen Tagesblätter zu ſein; aber man vergißt, daß noch ein Journal des Maires, eines des villet et campagnes, ein franzöſiſcher und engliſcher Cicerone, ein Galignani's Messenger und die Lettres Champenoises beſtehen, die aber jenem Bewohner der edeln Champagne nicht unähnlich ſind, den man in eine Heerde von neunundneunzig Schöpſen mit einbegriff, um eine runde Summe zu machen.

Unter den Zeitſchriften über Litteratur, Kunſt, Theater, Sitten und Mode zeichnen ſich vor allen der Frondeur, die Pandore und der Corsaire aus. Daran ſchlieſſen ſich der Courrier des théâtres, die Lorgnette und der Franc-Parleur. Die Mode wird ausſchließlich im Journal des Dames und im Courrier des Dames behandelt, ſo wie die Muſik im Journal d'Euterpe, im Journal d'Harmonie, im Journal de Guitarre, im Journal hebdomadaire, in der Lyre du Vaudeville, in der Lyre des Dames, in der Lyre des Demoiselles, im Troubadour, im Guide des Amateurs du Piano etc.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Litteratur mitten unter dieſer allgemeinen Bewegung nicht unthätig bleiben kann. Der Mercure du XIX siècle, der Globe, der Mois, die Semaine, der Dimanche, das Oracle, die Oriflamme, der Propagateur, der Nain, die Masque, das Journal Asiatique, die Annales Israélites, die Annales des Arts, die Annales de la Littérature, die Annales du Musée, das Weekly register, die Revue encyclopédienne, das Paris mounthly review und die Encyclopédie maçonique u. ſ. w. laſſen nicht ein Diſtichon durchſchlüpfen, nicht eine auch noch ſo unbedeutende literariſche Neuigkeit unerwähnt. Und ſollten ſie ſelbſt dies unzuerwartende Unglück haben, ſo folgen ihnen die Bibliographie de la France, das Journal général de la Littérature und der Indicateur Etranger auf der Ferſe nach, um dieſes Verſehen wieder gut zu machen.

Hat man ein überlerzogenes Töchterlein, die Hoffnung und Stütze ſeines Alters, ſo nehme man ſchnell das Journal de l'Education oder den Bon Génie zur Hand, und der kleine Satan kann vernünftiger und zugleich pedantiſcher als Philaminte, lächerlicher als die Zierälfchen (Précieuses) von Moliere werden. Iſt einer unſerer Freunde ein Ungläubiger, ein Atheiſt, oder, was noch ärger ſein mag, ein Philoſoph oder Deiſt, ſo werfe man ihm den Ami de la Religion, das Mémorial catholique, die Annonces religieuses, die Archives du Christianisme, die Tablettes de Clergé, das Bulletin des Missions évangeliques, das Bulletin de la Société protestante und das Journal de la Morale chrétienne an den Hals, und man kann der Hoffnung leben, einen ärgern Katholiken als Torquemada, und einen fürchterern Proteſtanten als Doktor Martin Luther, dieſer Bekehrungsluſt ſich entwickeln zuſehen. — Will man eine Dachſtube miethen, ſo ergreife man das Tableau des Locations; ein Landgut, die Petites Affiches; Möbeln, die Affiches Parisiennes. Will man wiſſen, ob Freunde oder Bekannte angelangt ſeien, ſo leſe man die Liste des Français et Etrangers venus à Paris; ob ſie krank ſeien, den Indicateur médical; was ſie ſagen, das Panorama des Nouveautés, und befürchtet man, daß ſie im Gefängniſſe (was wohl geſchehen mag) oder im

Digitized by Google

Spital ſich befunden, ſo durchblättere man das Journal des Prisons, Hospices u. ſ. w., und man wird vollkommen befriedigt werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Griechenland im Anfang 1825.

(Fortſetzung.)

Zwiſtigkeiten — Argos. — Tripolitza.

Im letzten Herbſt hatten die moreotiſchen Häupter Zaimis, Londos, Diliannis und Siſſinis, mit dem Vorſatze, Theil an den Geſchäften der Regierung zu nehmen, mit den Waffen in der Hand erklärt, daß nach dem Worte der Konſtitution die geſetzgebende und gewaltthabende Macht erneuert werden müſſe, weil das Jahr ihrer geſetzmäßigen Dauer vorüber ſei. Kolokotroni, ſo wie einige andere Generale, traten ihnen bei, und er beſchloß, ihnen als Inſtrument zu dienen, um ſich ſodann allein an die Spitze zu ſtellen. Zu eben derſelben Zeit ſah ſich die Regierung von allen Seiten angegriffen, und hielt deswegen die verlangte Veränderung nicht nur für gefährlich, ſondern ſelbſt für unmöglich. Sie bediente ſich alſo ebenfalls der Waffen, um ein Begehren abzulehnen, das auſſerdem noch einer wirklichen Auflehnung vollkommen glich. Sie ſparte weder Geld noch Schmeicheleien, um die Vorſteher der Rumelier zu bewegen, in Morea einzudringen. Coletti wurde mit dieſem Geſchäfte beauftragt, und mit auſſerordentlicher Schnelligkeit und Umſicht griff er die Inſurgenten an, ſchlug ſie auf allen Punkten, zerſtreute und entwaffnete ſie, und nöthigte die Anführer, ſich der Regierung auf Diskretion zu ſtellen. Zaimis und Londos allein entkamen, und ſuchten einen Zufluchtsort auſſerhalb Morea.

Nach dieſem Erfolg wollte die Regierung die Verſammlung der Truppen, die 7000 bis 8000 Mann betragen mochten, benutzen, um Patras mit Ernſt zu belagern. Man hätte vermuthen ſollen, daß der Oberbefehl dem Beſieger der Inſurgenten, Coletti, übertragen werden würde, aber ſeine Neider, die die Zunahme ſeines Einfluſſes befürchteten, brachten es ſo weit, daß er ganz bei Seite geſtellt wurde.

Indeſſen hatte Ibrahim Paſcha, von den unter den Griechen herrſchenden Zwiſtigkeiten unterrichtet, den Entſchluß gefaßt, auf Morea zu landen und Navarino (Filo-Kaſtro) zu überfallen. Er ſchiffte in der That Mitte Februars mit 14,000 regelmäßigen Soldaten aus, und einige Tage nachher hatte er ſich des Platzes bemächtigt. Coletti, der durch ſeine unglaubliche Thätigkeit allein im Stande geweſen wäre, den Aegyptiern zu widerſtehen, wurde in das Zentrum der Regierung zurückberufen, und der Präſident, der nicht den geringſten Begriff vom Kriege hatte, übernahm den Oberbefehl der Armee. Zu ſeiner Unerfahrenheit geſellte ſich noch ein ſehr ſchwächlicher Geſundheitszuſtand, und durch ein Fieber verlor er mehrere Tage zu Tripolizza. Er beging auſſerdem noch den unverzeihlichen Fehler, ſein Hauptquartier nach Scala zu verlegen, einem Orte, der vier Stunden vom griechiſchen Lager entfernt war, wodurch die Leitung der Bewegungen ſehr erſchwert wurde. Bald genug erkannte er ſelbſt ſein Unvermögen, und ſah ſich genöthigt, den Oberbefehl auf einen Andern zu übertragen. Sei es nun, um die Rivalitäten unter den rumeliſchen Kapitänen zu vermeiden, die alle ſich um dieſe Stelle bewarben, oder ſei es aus Vorliebe zu einem Landsmann, der Präſident erwählte den Kapitän Skurti von Hydra, dem der Landdienſt durchaus unbekannt war, zum Obergeneral. Dieſe unglückliche Wahl hatte noch üblere Folgen. Den 19 April Morgens wurden die Griechen ganz unerwartet von den Aegyptiern überfallen. Die meiſten rumeliſchen Anführer ſchlugen ſich mit auſſerordentlicher Tapferkeit, und einige von ihnen, unter andern Piavelles, wagten ſich, durch ihren Muth verleitet, unklug genug in die Ebene. Der Feind, der ihnen durch ſeine gute Reiterei bei weitem überlegen war, ſchlug ſie auf mehrern Punkten und tödtete 140 Mann, worunter ſich vier Kommandirende befanden.

Als dieſe traurige Neuigkeit zu Napoli bekannt wurde, verbreitete ſie ein allgemeines Schrecken. Seit der Schlacht von Peta im Jahr 1822, in welcher die Griechen 200 Mann verloren, hatten ſie nicht ein gleiches Unglück gehabt. Der gewöhnliche Verluſt in allen übrigen Gefechten hatte ſich auf zehn, ſechzehn, höchſtens zwanzig Mann belaufen. Als Markus Bozzaris blieb, waren nur eilf Mann mit ihm gefallen. Ein Soldat von Wagram und von Waterloo kann bei der Beſchreibung ſolcher Treffen lächeln, wie man es wohl thun mag, wenn man die Erzählung der Ratten- und Fröſcheſchlachten im Homer lieſet. Aber das Schickſal der Völker hängt nicht immer von der Zahl der Todten ab. Zu Marathon retteten die Athenienſer ihr Vaterland mit dem alleinigen Verluſte von 192 Tapfern, und mehr als einmal hat der Tod einiger Menſchen den Untergang der italieniſchen Republiken im Mittelalter nach ſich gezogen. Was ſind die Schlachten Bolivar's im Vergleiche mit denen Napoleon's anders, als unbedeutende Scharmützel, und wie ſind dennoch ihre Reſultate um ſo viel dauernder und ruhmwürdiger?

Dieſe Niederlage war um ſo trauriger und drückender für die Griechen, weil ſie ihre beſten Truppen, die Sulioten und die Rumelier, betroffen hatte. Bei einer kleinen Nation erregen die Streiter ein viel lebhafteres Intereſſe, als bei einer großen. Jedermann kennt die Topographie des Landes, und kennt

Digitized by Google

die Namen der Kämpfenden. Ein Jeder iſt über die Thaten ſeines Nachbars, ſeines Freundes, ſeines Verwandten unterrichtet. Was mich anbetrifft, ſo miſchte ich mich gern den Gruppen bei, die in den Straßen verſammelt waren, um von ihnen die Wunderdinge zu vernehmen, die von allen Bekannten erzählt wurden. Die Griechen ſprachen gern und viel, und es hatte etwas ſehr Anziehendes für mich, unter meinen Augen faſt dieſelben Scenen zu bemerken, die Demoſthenes beſchrieben hat, und dieſe müßige, neugierige, geſchwätzige Menge, die überall Neuigkeiten von Philipp begehrt.

Ich hatte dem Präſidenten einige Briefe zu übergeben, die mir ſehr empfohlen waren. Zugleich wünſchte ich ſehr, den Kriegsſchauplatz mit meinen eigenen Augen zu ſehen. Ich ſchloß mich alſo dem General Roche an, der mit einer Sendung ſich zum Präſidenten begab. Er befand ſich, im Auftrage des griechiſchen Ausſchuſſes zu Paris, im Peloponnes. Es iſt ein alter Soldat, mit einem kriegeriſchen Geſichte und einem gefühlvollen Herzen, mit einem Worte: ein wahrer Franzos. Ich dankte dem Zufall, der mir einen ſo nützlichen und ſo angenehmen Reiſegefährten gegeben hatte.

Von zehn Pallikaren umgeben, die unſere Eskorte bildeten, auf magern Pferden reitend und von zehn Eſeln oder Maulthieren begleitet, die unſer Gepäck trugen, betraten wir Argos beim Anbruch der Nacht. Dieſe alte Hauptſtadt der alten Monarchie des mächtigen Agamemnon enthält jetzt ungefähr 10,000 Bewohner. Die Straßen ſind breit und regelmäßig, die Häuſer, faſt alle von Holz und mit hölzernen Säulengängen, ſind von leichter und zierlicher Bauart. Seit der Revolution hat die Stadt außerordentlich gelitten, zuerſt von den Türken und ſodann von den Griechen, ſo daß man ſagen kann, ſie erhebe ſich erſt ſehr aus ihren Ruinen. Während man unſer Abendeſſen bereitete, führte uns der Evark oder Präfekt, nebſt einigen Rathsherren, zu der Stelle, wo das Univerſitätsgebäude erbauet wird. Ein reicher griechiſcher Kaufmann, Warwacko, hat bei ſeinem Tode dazu eine Summe von mehr denn 100,000 Franken ausgeſetzt. Die Stadt hat dazu den großen Raum eines türkiſchen Bazars, oder Waarenlagers, gekauft, von dem nur noch die Ringmauer und ein Brunnen in der Mitte ſteht. Mit Vergnügen bemerkte ich auch die Einrichtung einer Schule des gegenſeitigen Unterrichts, welche erſt im Dezember v. J. eröffnet worden iſt. Dieſe Schule iſt nach dem Plane der engliſchen erbaut; aber ſie iſt zu klein, um zweihundert Kinder, die ſie beſuchen ſollen, aufzunehmen. Nahe dabei befindet ſich die Wohnung des Lehrers, der dieſe Methode zu Bucharest ſtudirt hat. Die Anſtalt iſt für beide Geſchlechter eingerichtet, die jedoch von einander getrennt ſind. — Wir ſahen auch die aus den Trümmern einer Moſchee ſich erhebenden Mauern einer griechiſchen Kirche.

Bei unſerer Rückkehr goß uns ein junges Mädchen Waſſer auf die Hände.

„Eine zuvorkommende Sklavin bringt eine goldene Schaale,
„mit ſilbernem und durchſichtigem Waſſer angefüllt, und gießt
„es in ein ſilbernes Becken, wonach ein Jeder ſich wäſcht.“

Homer, Odyſſee.

Nach dieſer Abwaſchung ſetzten wir uns mit gekreuzten Beinen auf einen Teppich um den Tiſch, auf dem Ziegen- und Lammfleiſch, Pilaf und geronnene Milch aufgetragen war, die man mit dieſem vermiſchte. Friſcher Ziegenkäs und Orangen fehlten ebenfalls nicht. Von Zeit zu Zeit trug ein junger Pallikar einen mit Wein gefüllten ſilbernen Becher in die Runde herum.

„Junge Knaben, lebhaft und luſtig, machten die Runde,
„und füllten unſere Becher bis an den Rand an.“

Odyſſee.

Wir tranken auf die Unabhängigkeit Griechenlands und waſchen uns die Hände zum zweiten Male. Sodann breitete dasſelbe Mädchen auf dem Teppich die Felle und die Decken aus, die uns zum Lager dienen ſollten.

„Und die Sklaven des Achilles bereiteten ein Bett mit Fellen
„und Teppichen und weichen Stoffen. Da ſchien der ehr-
„würdige Phönix ſeinen ruhigen Schlaf bis zu dem Augen-
„blicke, wo die wohlthätige Aurora wieder den Tag her-
„beführte.“

Ilias, IX.

Ich führe Homer an, nicht, um mit meiner Wiſſenſchaft zu prunken, ſondern um dem Leſer zu zeigen, mit welcher Treue Griechenland ſeine älteſten Gebräuche, nach ſo vielen Jahrhunderten der Unterdrückung, der Knechtſchaft und des Unglücks, dennoch aufbewahrt hat.

Am andern Morgen reiſeten wir früh nach Tripolizza. Ich begrüßte das Schloß von Argos, das auf einem einzeln ſtehenden Felsgipfel liegt, der die Stadt beherrſcht, weil es 1822 dem Vordringen Reſchid Paſcha's einen Wall entgegengeſtellt hatte. Seit jener Zeit hat die Regierung ſeine geleiſteten Dienſte vergeſſen und läßt es in Trümmer zerfallen.

Nach einer neunſtündigen, ſehr ermüdenden Reiſe kamen wir zu Tripolizza an. Dieſe Stadt liegt in der Tiefe einer hübſchen Ebene, die ihren Namen trägt. Wir waren erſtaunt, außerhalb den Thoren der Stadt eine große Menge Volks und eine lange Reihe von Pallikaren zu ſehen. Wir waren es bald noch mehr, als wir einen Reiter mit einem Turban und ſehr reich gekleidet auf einem türkiſchen Pferde uns im geſtreckten Galloop entgegenkommen ſahen.

Digitized by Google

Man hätte ihn beinahe für einen der Abencerragen halten mögen, deren in den Kriegen von Granada Erwähnung geschieht. Alle diese zeremoniösen Umstände waren des Generals Roche wegen gemacht worden, den man so pomphaft aufnehmen wollte. Der Reiter war der Oberst Fidi, Kommandant der Stadt und Bruder des am 19 April gebliebenen Generals. Als er ganz nahe bei uns war, schoß er seine beiden Pistolen ab und grüßte uns auf griechische Art, indem er seine rechte Hand auf sein Herz legte. Der General bezeugte ihm sein Bedauern über den Tod seines Bruders. „Alle, die wir Griechen sind," entgegnete er darauf, „wir würden uns sehr glücklich schätzen, wenn wir sterben könnten, wie er."

Wir bielten unsern Einzug in die Stadt mitten in einem großen Volksgedränge, und bezogen unsere Wohnung im Hause des Ministers des Innern. Es ist dies eins von den wenigen türkischen Gebäuden, welche die Wuth und Rachsucht der Griechen verschont hat. Ich blickte um mich her und sah nichts als Trümmerhaufen. Das Serail, oder der Pallast des Pascha, der vor der Revolution in dieser alten Hauptstadt von Morea wohnte, ist bis auf den Grund geschleift worden, eben so der Harem, die Bäder und die Moschee, die sich in seinem Umfange befanden. Die türkischen Begräbnißplätze sind allein verschont worden.

Tripolizza bevölkert sich wieder nach und nach, und enthebt sich allmälig dem Elend, in welches es durch die Plünderung und Zerstörung von 1822 gestürzt worden war. Diese Stadt, als sie die Hauptstadt von Morea und die Residenz des Pascha war, enthielt eine Bevölkerung von 35,000 bis 40,000 Seelen. Davon waren kaum 3000 Griechen. Die Türken und die griechischen Renegaten machten den Ueberrest aus. Jetzt beläuft sich die Zahl der Einwohner auf 15,000, was dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sich von allen Seiten Menschen hieher begeben, um innerhalb dieser Mauern Sicherheit zu finden. Für ungefähr tausend Dollar kann man zu Tripolizza ein Haus und einen Garten kaufen.

Die Stadt liegt, wie schon gesagt worden ist, am Ende einer großen Ebene, und ist rings von Bergen umgeben. Sie befindet sich zwischen den alten Städten Tegea, Mantinea und Palantia. Vielleicht ist sie selbst auf den Trümmern derselben erbaut, was wenigstens ihr Name anzudeuten scheint. Sie ist weder befestigt, noch im Stande, eine Belagerung auszuhalten, sondern nur mit einer einfachen Mauer umgeben, die hin und wieder mit Thürmen besetzt ist, in denen die Türken sich gegen die Klephten vertheidigten, die die nahen Gebirge bewohnten und sie unaufhörlich beunruhigten. Vor der Revolution überrumpelte Colocotroni mehrmals die Stadt, ungeachtet ihrer Mauern und Thürme. Dennoch hat sie 1822 eine förmliche Belagerung ausgehalten; aber es befanden sich 9000 Türken und 3000 Albanesen darin, und die Griechen waren noch sehr undisziplinirt und schlecht bewaffnet, denn die meisten hatten nur eisenbeschlagene Stöcke. Nebenbei fehlte es ihnen fast ganz an allem Geschütz.

Die Griechen haben von den Türken die Kunst gelernt, ihre Zeit zu verlieren. Man macht bei ihnen seinen Besuch um sieben Uhr Morgens, und jeder Mann, der zur guten Gesellschaft gehören will, macht es sich zur Pflicht, ausgezeichnete Fremde zu besuchen. So war von des Morgens sieben Uhr an unser Zimmer von Besuchern angefüllt. In der Mitte des Gemachs, das auf türkische Art mit bunten Fensterscheiben ausgeschmückt, dessen Mauern mit Versen aus dem Alkoran und mit Arabesken bedeckt, das mit lakirtem Getäfel, so glänzend wie Smaragde, verziert war, sah man diese ernsten und schweigenden Menschen, nachdem sie zum Zeichen des Grußes ihre rechte Hand auf das Herz gelegt hatten, sich im Kreise auf den Teppich setzen, und daselbst den Kaffee nehmen, ohne ein Wort zu sprechen, indem sie die Pfeife mit Tabak ausrauchen, welche man niemals unterlassen darf, ihnen anzubieten. Das Leben eines europäischen Hofes ist minder feierlich und weniger abgeschmackt, als diese Besuche im Morgenlande.

Einige Stunden nachher machten wir uns auf den Weg, diejenigen wieder zu besuchen, die uns mit ihrer ernsten und schweigenden Gegenwart beehrt hatten. Der Oberst Fidi befand sich mit einigen Waffenbrüdern beim Mittagessen in einem mit türkischen Waffen, Zaumzeug, gestickten Satteln und anderm Kriegsgeräth ausgeschmückten Zimmer. An der Mauer hing ein türkisches Streitschwert mit einer silbernen und vergoldeten Scheide. Es hatte dem General Fidi gehört, und mochte wohl hundert Pfund Sterling werth sein. Die Vorliebe für reiche und glänzende Waffen geht bei den Türken und Griechen bis zur Leidenschaft. Wir sahen auch eines jener breiten, aus vergoldetem Silber bestehenden Reliquienbehälter, das mit Korallen und goldenen Franzen besetzt ist, und das die griechischen Hauptleute im Augenblicke, wo sie zur Schlacht gehen, um den Hals hängen. S. Demetrius, S. Konstantin und S. Helena sind jetzt die Beschützer der Griechen im Treffen, wie es ehemals Mars, Apollo und Venus waren. Die Standarte des gebliebenen Generals war zum Zeichen der Trauer zusammengefaltet. Man las auf ihr die Worte: „Gott, Vaterland, Hoffnung, Menschlichkeit." Es war eine Pike, mit einem Herzen auf der Spitze, das über einer Kugel

Digitized by Google

sich befand. Darunter war ein Kreuz. Man hätte mit dem alten Balladensänger sagen können:

„Alles ist glänzend von Gold, und daswischen erhebt sich unser geheiligtes Kreuz, glänzender noch als der Tag."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches Bülletin.

London, Oktober.

So eben ist bei uns ein neues Werk erschienen, das viel Aufsehen erregt. Es ist betitelt: „The English in Italy (die Engländer in Italien)", und kann als eine sehr geistreiche, obwohl auch sehr bittere Satire betrachtet werden, die von Personalitäten wimmelt, was nun einmal die Erbsünde unserer jetzigen Literatur ist. Im literarischen Betracht ist dies Buch ein wenig zu eilig geschrieben, und obgleich der Verfasser so gut als nur immer möglich die wohlbekannten Vorurtheile seiner Landsleute zu beseitigen versucht hat, so hat er sie doch wieder durch andere, ihm allein eigene Vorurtheile ersetzt.

Die erste Novelle (denn das Werk enthält deren mehrere) ist betitelt: „Amoroso." Es ist die Geschichte einer Engländerin, die jung den Kontinent besucht, von den fremden Sitten gefangen wird, und sich endlich mit einem Neapolitaner verheirathet. Die Gradationen des Gefühls sind hier mit Feinheit angegeben, und das Interesse bleibt immer gleich lebendig. Die Geschichte hat ausserdem einen moralischen Zweck, was bei den neuern Romanen etwas sehr Seltenes ist. Es fehlt ausserdem an Bemerkungen nicht, denen es weder an Tiefe noch an Schönheit gebricht. Beschränkten mich die mir vorgezeichneten Grenzen meiner Mittheilungen nicht zu sehr, so würde ich mir vergönnen, Manches davon auszuziehen. Indessen kann ich nicht umhin, hier wenigstens eine Stelle daraus anzuführen: „Wenn die Unterhaltung der Italiener weder ernsthaft noch tief ist, so wird sie frivol, und ihre Lebhaftigkeit artet sogleich in Uebertreibung aus. Die der Franzosen ist gemässigter, und die Tiefe des Gedankens verbindet bei ihnen nicht die Leichtigkeit der Unterhaltung. Sie schämen sich, zu fühlen, selbst wenn sie die lebhaftesten Bewegungen empfinden. Die Empfindsamkeit muß bei ihnen einen Reizepaß der frohen Laune erhalten, um nicht lächerlich zu werden. Sie verfallen nicht leicht in grelle Uebertreibung, und ihre Mißspiele werden ein — Narrenwitz. Die Italiener hingegen sind immer bei den Extremen; denn weil sie ohne Eitelkeit sind, so ist ihre Unterhaltung immer offen, und ihr Verstand, oder ihre Geschwätzigkeit verfolgt unaufhaltsam ihren Weg. Wenn man den Italiener anregt, oder er sich selbst beim Sprechen erwärmt, so gleicht er einem alten Römer, oder einem Samniten voller Feuer, Energie und erhabener Leidenschaft. Ueberläßt man ihn sich selbst und vergnügt er sich, so macht ihn seine Eitelkeit nicht aufmerksam, das zu bewahren, was Selbstwürde und Ehrfurcht für sich selbst nennt. Er gleicht alsdann vielmehr dem volkseigenthümlichen Polichinell; denn er glaubt, daß im Privatleben die Hingebung nicht eine Erniedrigung sein könne." — Von den allgemeinen Bemerkungen über das menschliche Geschlecht ist mir vorzüglich diese aufgefallen: „Die Leidenschaften des Menschen gleichen der falschen Wissenschaft des Alchymisten. Lange Zeit suchen wir Gold, bis wir endlich nur — Staub finden; aber haben wir damit Weisheit erlangt?"

Die zweite Novelle ist betitelt: „Il Politico." Der Held des Romans ist ein Mitglied des englischen Parlaments, der sich in die Unruhen der piemontesischen Revolution mischt. Das Ganze ist eine eben so adsurde als elende Erzählung. Zudem ist sie in einem eben so jämmerlichen Style als Geiste geschrieben. — Die dritte Novelle ist betitelt: „Die Zingari (Zigeuner)." Dieser Name wird in Italien den englischen Reisenden gegeben. Die Erzählung stellt eine Reihefolge von Gemälden auf, wovon einige komisch, andere ernsthaft, die meisten satyrisch, lustig und gut geschrieben sind. Man bemerkt unter den Portraits mehrere Originale, wie den Oekonomisten, den Gemäldehändler, den Would be cavalier (Nachäffer der Manieren des italienischen Adels), John Bull und Andere. Man erblickt den englischen Geist, wie er den Grenzen seines nachdenkenden Vaterlandes entschlüpft, und sich in allen Phasen der Uebertreibung zeigt. — Der letzte Band enthält den „Critico" und eine Räubergeschichte, die nicht mit Johann Sbogar verglichen werden darf, obgleich sie ihm sehr ähnlich ist und ihm selbst entlehnt zu sein scheint. Was befremdend, oder vielmehr empörend darin genannt werden kann, ist, daß der Räuber, im Anfange des Romans, Niemand anders, als — Lord Byron ist. Die Verirrungen eines großen Dichters sind dem Verfasser als Vorläufer der Verbrechen eines großen Banditen erschienen.

Nächstdem haben wir noch ein „Leben Sheridans", von Thomas Moore als Neuigkeit. Ich sage Ihnen darüber bald etwas Näheres. — Die letzte Nummer des Quarterly, die so eben erscheint, ist sehr kläglich, und beginnt mit einem langen, unbedeutenden Artikel über Pope. Dazu gesellt sich noch ein wüthender Ausfall gegen den Doktor Pichot. Breaking a butterfly upon the wheel. *) — Godwin beschäftigt sich jetzt, wie Gutzot zu Paris, mit einer Geschichte der

*) Er nimmt ein Tortureinstrument, um einen Schmetterling umzubringen.

Digitized by Google

englischen Republik. Die Papiere von Clarendon und die Noten der Debatten (the Clarendon papers, and notes of debates), die Colburn herausgeben will, werden der Hiſtorikern eine Menge nützlicher Materialien, den letzten Zeitraum unſerer Geſchichte betreffend, an die Hand geben.

Engliſche Literatur.

Travels in Soud America. — Reiſe in Südamerika, in den Jahren 1819, 1820 und 1821. Enthaltend ein Gemälde von der gegenwärtigen Lage Braſiliens, von Buenos-Ayres, Chili und Peru. Von Alexander Caldcleugh, Eſq. London, 1825. Bei Murray. Zwei Bände in 8. mit Karten und Kupfern.

Die zahlreichen Werke, die bereits über Südamerika erſchienen ſind, haben dennoch bis jetzt nicht ganz ihren Zweck erfüllt. Keines davon enthält tiefe Blicke über den gegenwärtigen Zuſtand und das künftige Geſchick dieſes Landes, und ſelbſt das gegenwärtige, eines der beſſern, iſt oft oberflächlich, unvollkommen und verwirrt. Der Verfaſſer ſchildert ziemlich getreu die verſchiedenen Völker, die er beſucht hat, ſo wie den phyſiſchen Zuſtand des Landes, aber er vernachläßigt es überall, in die Geheimniſſe ihrer innern Organiſation, ihrer verborgenen Hilfsquellen, ihrer nahen Entwickelung und ihrer künftigen Größe, einzudringen. Sein Werk iſt voll intereſſanter Mittheilungen über Menſchen und Gegenſtände; aber man findet weder die erhabenen Beobachtungen, die den philoſophiſchen Reiſenden karakteriſiren, noch die gelehrten Nachforſchungen, die den tiefen und umſichtsvollen Menſchenkenner beurkunden, darin.

The apostolic Vicariate of England and Scotland. Das apoſtoliſche Vikariat Englands und Schottlands. London, 1825. Ein Band in 8. von 76 Seiten.

Der Verfaſſer dieſer kleinen Schrift, die aus dem Spaniſchen ins Engliſche übertragen worden, iſt der Doktor Villanueva. Mitglied der Kortes, war er zum bevollmächtigten Miniſter zu Rom ernannt worden, wo er jedoch nicht angenommen wurde, weil er früherhin ein ſehr lichtvolles Werk über die Perſonen und die Lehre der heiligen Schrift in der gewöhnlichen Landesſprache, geſchrieben hatte — In Irland tragen die Biſchöfe die Titel ihrer Biſchofthümer, und ſie haben ſich dies Recht ungeachtet aller Verfolgungen erhalten. Derſelbe Fall fand nicht in England ſtatt. Es gab keine Biſchöfe mehr, als Jakob I. im Jahr 1606 von den engliſchen Katholiken den berüchtigten Schwur verlangte. Dieſer Schwur, den der Stuhl zu Rom verwarf, wurde von den Jeſuiten gut geheißen und gerechtfertigt. Der Verfaſſer beweiſet, daß dieſer Schwur ſehr orthodox war. Er deutet zugleich an, bis zu welchem Punkte die niedrigen Schmeichler aller Zeiten den römiſchen Hof verunglimpften.

Zenſur-Lücke.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Korreſpondenz-Auszüge.

Paris, Oktober.

Unſer altes Lutetia ſtürzt immer mehr zuſammen, und ein ganz funkelnenes Paris erſteht aus den künſtlich erzeugten Schutthaufen. Der Zeitgeiſt der Bequemlichkeit und Zierlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts verdrängt das unbehilfliche Geſpenſt des Mittelalters, das uns aus den mauriſchen, ſogenannt gothiſchen Schnörkeleien, und aus der Finſterniß der plumpen Häuſermaſſen jener Zeit angreift. Hammer und Brecheiſen ſtürzen ſie in Trümmer, aus denen ſich in einfach-edeln Formen die neuen architektoniſchen Wunderwerke erheben. Ueberall, wohin der Blick ſich auch wenden mag, ſieht man ganze Heere von Arbeitern; ſieht man das rege Leben der Erſchaffung, ſieht man den Fleiß mit dem Frohſinn gepaart, Welcher Unterſchied herrſcht doch zwiſchen dem Gewühl der Induſtrie und dem Gewühl des Krieges, und wie viel erfreulicher und wohlthätiger iſt der Anblick des erſtern! — Aber es ſind nicht allein einzelne Häuſer, die wie durch Armidens Zauberſtab neu erzeugt werden, es ſind ganze lange Straßen und weitläufige Stadtviertel, die mehrere Tauſende von Bewohnern in ſich aufnehmen können. Seit zehn Jahren hat die Bevölkerung der Hauptſtadt Frankreichs ſehr bedeutend zugenommen. Zur Zeit der größten Macht des Kaiſerthums wurde die Einwohnerzahl von Paris auf ungefähr 640,000 Seelen angeſchlagen. Jetzt aber, kaum zwölf Jahre ſpäter, beläuft ſie ſich auf 862,000 Seelen, wobei die der nächſtliegenden, aber außerhalb der Barrieren befindlichen Ortſchaften n i ch t mit eingreifen iſt, wie dies bei London ſtatt findet, deſſen Bevölkerung dann wohl auf 1,250,000 Seelen berechnet werden kann. Aber nicht allein Paris hat eine ſo auffallende Zunahme gehabt, ſondern auch Lyon, das früherhin kaum 90,000 Seelen enthielt, und deren jetzt 170,000 hat. — Verläßt der ruhige Bewohner der von den beiden

Digitized by Google

fernen der Seine unschlüssigen Blick einmal, wie gewöhnlich, nach sechs Monaten seinen stillen Hof von Notre-Dame, und geht er über die Brücken, die seine Insel mit dem Pariser Kontinente verbindet, so bleibt er vor Erstaunen stehen, und starrt den ungeheuern Raum von Saint-Lazare an, der in Stadtviertel eingetheilt ist, und auf dem sich die breiten, schnurgeraden Straßen ordnen. Er gerath in Entzücken, wenn er durch eine lange, auf beiden Seiten mit Bäumen besetzte Straße an die Ufer des Ourcq-Kanals gelangt. Aber wenn er nun am Abend nach Hause zurückkehren will, bereitet er auf einmal die Artoisstraße, nebst ihrer Verlängerung, wo eine Menge von Palästen sich an einander reihen, so daß sich fast eine Art von Besremdung und Bangigkeit, diese edeln, weitläuftigen Massen rings um sich zu erblicken, seiner Bewunderung beimischt. Bei dem Stillschweigen, das in dieser schönen Einsamkeit herrscht, glaubt er sich plötzlich in das Reich des jungen Königs der schwarzen Inseln versetzt, von dem seine Tochter ihm, nach ihrem Evangelienbuche, der erdichteten Tausend und einer Nacht, die wundervollsamliche Geschichte erzählt hat.

Göttingen, November.

Am 13 September haben wir auf der hiesigen Universität die „goldene Hochzeit“ unsers ehrwürdigen Veteranen Blumenbach mit den Wissenschaften gefeiert. Vor fünfzig Jahren erhielt er den Doktorhut und nahm seitdem einen ausgezeichneten Platz durch seine seltenen Talente und Tugenden ein. Damals disputirte er zu Göttingen schon über den Satz: de varietate generis humani nativa *), und noch heute ist er derselben Meinung. Seitdem hat er, ohne Unterbrechung, auf derselben Universität gelehrt, und er lehrt jetzt noch. Er war und ist immer die Ehre und eine der festesten Stützen der Georgia Augusta. Am Vorabend des Festes brachten ihm sämmtliche Studenten eine Abendmusik bei Fackelschein, und ein oftmaliges: Lebe hoch, lebe lange noch zu Deutschlands Ruhm und Ehre! Sodann wurde dem ehrwürdigen Greise von drei jungen Doktoren der Medizin eine Lorbeerkrone überreicht, die mit Immortellen und Epheu durchwunden war. Am Morgen des Festes stattete ihm der Professor Patt, an der Spitze einer Deputation, die Glückwünsche der ganzen Universität ab. Darauf empfing er eine zahlreiche Deputation der medizinischen Fakultät, die ihm ein neues Doktordiplom und einen silbernen mit allegorischen Figuren bedeckten Becher darreichte. Die Magistratspersonen der Stadt und die Vorsteher der Bürgerschaft erschienen ebenfalls, um ihm ihre Achtung und Liebe zu bezeugen. Nicht nur alle gelehrten Gesellschaften der Stadt, sondern auch die meisten fremden Universitäten, schicken ihm ihre schriftlichen Glückwünsche zu. Es wurde zu weitläufig werden, auch nur theilweise alle die Szenen der Freundschaft anderen zu wollen, die an diesem feierlichen Tage statt gefunden haben. Nach einem Plan des Professors Rudolphi zu Berlin haben sich alle Kollegen des Jubelgreises und viele Gelehrte Deutschlands vereinigt, um zur bleibenden Erinnerung dieses Tages ein Denkmal zu errichten und eine goldene Medaille, mit Blumenbachs Brustbilde geschmückt, zu schlagen. Mehr als 1500 Aerzte und Naturalisten haben sich bereits unterschrieben. Durch die große Theilnahme so vieler Freunde der Wissenschaften ist es nun auch möglich geworden, ein jährliches Einkommen, Stipendium Blumenbachianum, zu stiften, vermittelst dessen die Studien, in der von ihm eröffneten Bahn, auch von denen seiner Zöglinge fortgesetzt werden können, die minder vom Glück begünstigt sein dürften. — Das Fest ist durch ein glänzendes Mahl beendigt worden, bei dem alle Professoren der Universität, die Magistratspersonen der Stadt, eine Deputation der Studierenden und eine große Zahl ausgezeichneter Männer, aus allen Theilen Deutschlands, anwesend waren. Eine neue Pflanze aus Chili, die sich im Gewächshause der Akademie befindet, um klassifizirt und beschrieben zu werden, wurde Blumenbachiana insignis genannt, und eine Abbildung derselben wurde ihm, mit dem darunter geschriebenen neuen Namen, überreicht.

*) Blumenbach meint, daß es nur eine Menschengattung gegeben habe. Er sage ausdrücklich, daß die Menschen aller Zeiten und aller Himmelsstriche demselben Urstamme angehören, und daß alle nationelle Verschiedenheiten der Farbe und der Gestalt des menschlichen Körpers auf so unmerklichen Abstufungen beruhen, daß es unmöglich ist, die Grenzen zu bestimmen, die zwischen den sogenannten Gattungen statt finden sollen. Es ist also nur des Stumms wegen, daß er das Menschengeschlecht in fünf Klassen oder Racen abtheile, nämlich: die kaukasische, die mogolische, die äthiopische, die amerikanische und die malayische. Er ist mit Zimmermann über die Gleichartigkeit des Menschengeschlechts einverstanden.

Kunst.

Die Familie des Seemanns, von Girard zu Paris. — Man hat den Beifall noch nicht vergessen, den im vorigen Winter die „Soldatenwittwe“ von Girard, nach einem Gemälde von Schefer, erhielt. Auch diesmal hat der geschickte Kupferstecher demselben Meister sein Modell entlehnt. Ein junges Weib sitzt, mit Augen voller Thränen, auf einem grünen Hügel am Ufer des wüthenden Meeres, und hält zwei Kinder in ihren Armen, wovon das eine noch ganz klug, das andere aber bereits im Stande ist, den Kummer der Mutter zu fühlen, und dessen Blicke den Himmel mit Zuversicht anzuflehen scheinen. Im Saume des Horizonts erblickt man ein Schiff, das allungeachtet sich von den Wellen verschlungen zu werden droht. Ohne Zweifel befindet sich auf ihm der Vater dieser Kleinen, die vielleicht im nächsten Augenblicke Waisen sein werden. Das Profil des Weibes ist von köstlicher Reinheit. Ihre Züge sind so zart und feucht; der große Hut und der Schleier, den der Sturm ihr zu entreissen sucht, Alles deutet an, daß die Szene in einem nördlichen Lande sich zuträgt, und vielleicht selbst auf den romantischen Ufern Kaledoniens. Schefer ist unübertrefflich in solchen Kompositionen. Sobald er den Schmerz ausdrucken will, und vorzüglich jenen stummen Schmerz, der nur in den Zügen lesbar ist, erzeugen sich die herrlichsten und treffendsten Szenen in seinem Geiste, und seine Hand ist so gelübt, den Inspirationen seines Geistes zu entsprechen, daß er sie beinahe eben so schnell ausführt, als er sie aufgefaßt hat. Daher kommt es auch, daß sie nur selten ihren Zweck verfehlen, und obgleich sie in Hinsicht der Kunst noch manches zu wünschen übrig lassen möchten, so ergen sie doch das Gemüth tief an und fordern zum Nachdenken auf.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 48. Zweiter Jahrgang 1825. 30 November.

Metaphysische Floskeln.

Erinnere dich, o mein Sohn! daß die Natur mit einem ehernen Gürtel begrenzt ist, daß das vereinte Bestreben aller Menschen und aller Jahrhunderte nicht den kleinsten Zipfel dieser schweren Decke zu erheben vermag, und daß die ganze Wissenschaft des Philosophen darin besteht, den Punkt zu errathen, wo das Geheimnißvolle beginnt, und seine ganze Weisheit — es zu achten.

Es war vor langer Zeit, denn ich war damals noch ein Mensch in der Blüthe meines Lebens, und jetzt lastet das Eis der Jahre auf meinem Scheitel, da hatte ich das Unglück, mich in einem Lande zu befinden, wo, unter dem geheiligten Namen der Religion, von einer Schaar Finsterlinge und frecher Betrüger ein Gemisch von Unsinn, Aberglaube und Verworfenheit gelehrt wurde, durch welches die Menschheit immer tiefer und tiefer sank. Die beherrschende Gewalt selbst unterlag der allgemeinen Ansteckung und artete auf eine bejammernswürdige Weise aus. Darum nahmen die Streitigkeiten über religiöse Gegenstände auch überhand, die spekulativen Abschwörungen waren an der Tagesordnung, und die metaphysischen Grübeleien gehörten beinahe zur Alltagsbeschäftigung. Wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn in einem Staate keine moralische Stabilität und in einem Menschen keine Charakterstärke, oder recht eigentliche Grundtendenz seines Verfahrens, ist, so geschah es auch hier: die göttliche Vernunft wurde aus dem Sattel gehoben, und das störische Maulthier Unsinn nahm mit zwerchfellerschütternden Petarraden Reißaus. Man verwechselte die Theologie mit der Metaphysik, und erblickte in beiden nur Arsenale, aus denen man die Waffen entwendete, mit welchen man angreifen, oder sich vertheidigen konnte. Die Gesetze der Kirche, die leider auch die des Staats geworden waren — ein Mißbrauch, der immer und überall nur die traurigsten Folgen nach sich zu ziehen im Stande ist — hatten eine große Zahl Menschen, die bis dahin, ohne viel darüber nachzudenken, unwandelbar ihrem Kultus angehangen hatten, aus politischen Beweggründen zu Sektirern gemacht; denn Irrungen klar und unwiderstreitbar beweisen zu wollen, hieß damals den Glauben in seinen Grundfesten erschüttern.

Aber wenn die göttlichen Lehrsätze, die bereits Sokrates Worte verkündeten, die Platos Feder vertheidigte und die das Blut des Welterlösers besiegelte, auch von jener Schaar Betrüger verfälscht, entweihet und sinnleer gemacht und zum Text der Irrung und Verfolgung gebraucht wurden, so waren dagegen die Widersacher dieses himmelschreienden Mißbrauchs doch auch nicht viel unterrichteter, als jene Lehrer der Finsterniß, und die gegenseitige Unduldsamkeit erzeugte bald den Giftpilz des Atheismus.

Ich verfolgte mitten in diesem Wirrwarr ruhig meinen gewohnten Gang. Es war im Zenteum des Sommers, und das leuchtende Gestirn des Tages, eben in der Mitte seines täglichen Rundganges, verbreitete seine schweren Strahlen auf die Wellen des Stroms, die Wipfel der Bäume, die Dome der Pallähe, und verlieh ihnen einen lebendigen Glanz, von dem mein

Digitized by Google

Auge wie berauscht war. Allein, meinen Betrachtungen überlassen, folgte ich dem Rauschen des Gewässers, unter dem dichten Laubdach der duftenden Ufergebüsche nach. Ich dachte an die Allmacht des Schöpfers, an die unzähligen Beweggründe, die dem Menschen täglich, stündlich, auf jedem Schritte, sich darbieten, die Gottheit rein und ohne erniedrigende Beimischung zu erkennen und zu verehren, als ich ganz unvermuthet von einem meiner Freunde angeredet wurde, der ein eifriger Metaphysiker war und zu der zweiten Klasse gehörte, deren ich oben erwähnt habe. Alle seine Bewegungen schienen von einer innern Zufriedenheit bestimmt zu werden, die er nicht zu verbergen vermochte. Sein Auge glühte voll inniger Freude, und kaum hatte ich mich zu ihm gewendet, um ihm auf seinen Gruß zu antworten, so begann er, wie Jemand, der den Augenblick, in welchem er eine gute Neuigkeit mitzutheilen hat, nicht erwarten kann, und die Zeit deshalb nicht mit eiteln Höflichkeitsbezeugungen verschwenden mag, eine Unterredung, die ich nie vergessen werde.

„Wünschen Sie mir Glück, lieber Freund!“ sagte er mit Hast, „ich habe mich so eben mit einer sehr interessanten Nachforschung über die Seele beschäftigt und gefunden, daß sie nicht existirt; daß das, was man gewöhnlich Seele zu nennen pflegt, ein Wort ohne Sinn und Verstand ist, weil weder Sie, noch ich, noch sonst irgend Jemand eine Seele hat oder haben kann.“

„Scherzen Sie,“ entgegnete ich und trat einen Schritt zurück, „so ist Ihr Scherz bitter und ungerecht; sprechen Sie aber ernsthaft, so machen Sie mich um Ihren Verstand besorgt. Ist die Seele nicht vorhanden, wie vermögen Sie ihre Gedanken einzukleiden und in Worten auszusprechen wie vermögen Sie sich von den Thieren zu unterscheiden?“

„Ich habe keine Albernheit geäussert,“ erwiederte er, „denn ich bin überzeugt von dem, was ich so eben gesagt habe; mehr noch, ich kann das Gesagte mit Beweisgründen unterstützen, gegen die Sie hoffentlich nichts einzuwenden haben werden. Lassen Sie uns kaltblütig den Gegenstand behandeln. Wer sich erbitzt und böse wird, hat Unrecht; Sie wissen, das ist ein alter und sehr wahrer Spruch. Ich behaupte die ideale Existenz der Seele nicht etwa mit eiteln Deklamationen, wie dies heute nur zu gebräuchlich ist, sondern mit siegreichen Argumenten zu bestreiten, die ich den immerwährenden Widersprüchen der Philosophen, welche diese Saite berührt haben, entnehmen will. Denn, wie Quintilian sagt: wenn Menschen von anerkannt hellem Geiste, nach vielen Jahrhunderten unparteiischer Erwägung, sich nicht über eine Ursache oder eine Wirkung verständigen können, so darf man dreist die eine wie die andere als nicht bestehend betrachten. Ich gehe also von diesem Grundsatze aus und stelle meine erste Frage auf: Was ist die Seele? Eine beständig bewegte Natur, antwortet Thales; eine Zahl, die sich durch sich selbst bewegt, sagt Pythagoras; eine dünne Luft, entgegnet Plutarch; ein sprühendes Feuer, setzt Aristoteles hinzu. Ihr täuscht euch Alle, sagt Hipponius, die Seele ist ein sehr leichtes Wasser; oder ein Gemisch von Erde und Wasser, ergänzt Anaximander. Ihr möcht Alle Recht haben, ruft Empedokles, denn sie ist ein Gemisch von allen Elementen. Bei diesen Worten erhebt sich ein Gesumm von tausend verworrenen Stimmen. Sie ist ein einfaches Wesen[1]. Nein, sie ist ein gemischtes[2]. Nein, sie ist ein himmlisches Feuer[3]. Nein, sie ist eine Harmonie[4]. Ein Hauche zarter und getrennter Atome[5]. Ein Theilchen des göttlichen Geistes[6]. Ein Kampf der Sinne[7]. — Aber wo ist wenigstens ihr Sitz? Hippokrat weiset ihn ihr im Gehirn an, Epikur im Magen, Straßtrat im ganzen Kopf, während Strabo sich begnügt, sie zwischen den beiden Augenbrauen einzuquartieren. Sie ist im Blute, sagen übereinstimmend Kritias und Moses; ja, im Herzen, fügt Empedokles hinzu. Sagt vielmehr im Diaphragmus, verbessert Plutarch. Pfui! ruft Descartes, nein, in der Zirbeldrüse. Soll die Seele reden, wie Lukrez es meint? Die Juden, die doch an Gott glaubten, bielten nichts auf die Unsterblichkeit der Seele. Die Schriguanen und die Völker der Marianeninseln glauben im Gegentheil an die Unsterblichkeit der Seele, ohne an das Dasein Gottes zu glauben. Ist sie materiell, wie Tertullian, Averroes, Talderian, Politian, Pomponaz, Bemba, Kardan, Celsalpinus, Taurellus, Viviani, Hobbes und viele Andere behaupten, oder immateriell, wie die meisten der Kirchenväter, Mallebranche und der ganze Kartesianismus es glauben? Will man S. Hieronymus, S. Augustin, S. Georg zu Richtern in dieser Angelegenheit nehmen, so erklären sie sich unfähig dazu und fehen ihre Entscheidung, nach dem Beispiele des Areopags, auf hundert Jahre hinaus. Weniger furchtsam als sie, mag ich nicht zuvor untersuchen, ob man, wie die Alten, Seele und Geist, animus und mens, unterscheiden müsse; aber nach so vielen auffallenden Widersprüchen, so unzubeendigenden Zweifeln, rufe ich das Prinzip Quintilians an, stelle ich meine Behauptung auf und erkläre ich offen und frei, daß die Seele ein Traum unserer guten Altvordern ist, den man, mit dem Stein der Weisen und mit der Unzahl der Geistermährchen, so wie mit allen Mißgeburten einer geregten Einbil-

1) Demokrit. 2) Aristoteles. 3) Zeno. 4) Aristoxenes. 5) Lukrez. 6) Plato. 7) Athenäades.

Digitized by Google

dungskraft, in eine und dieſelbe Kathegorie ſtellen muß."

Während dieſes Geſprächs hatten wir uns allmälig von den grünen Laubgängen entfernt, unter denen mich mein Freund, der Metaphyſiker, nachſinnend angetroffen hatte. Wir ſtanden auf einer Sandbank, die der Strom gebildet hatte und mit ſeinen silberhellen Fluthen zur Hälfte umkreiſete. Die Sonne brannte faſt ſenkrecht auf uns herab.

„Nur ein Wort auf dieſer Stelle," ſagte ich zu dem Seelenvertilger und ergriff kräftig ſeinen Arm, ſo daß er unbeweglich vor mir ſtehen bleiben mußte. „Ihre Art und Weiſe, zu räſonniren, leuchtet mir ſehr ein. Alles, was nur irgend bezweifelt wird, als nichtexiſtirend zu betrachten, das iſt das einzige und wahre Mittel, alle Diskuſſionen zu beſeitigen, und in dieſer Hinſicht ſind Sie und Quintilian, in meinen Augen, zwei große Männer."

„Ich danke für mich," entgegnete er; „aber wenn es Ihnen gleich iſt, wie ich vermuthen darf, ob wir hier in der Sonnengluth und auf dem brennenden Sande, oder dort im Schatten und in der erquickenden Kühle uns befinden, ſo laſſen Sie dorthin uns begeben, wo ich Ihre letzten Zweifel zu heben im Stande ſein werde, was mir hier unmöglich iſt; denn, bei meiner Seele! ich vergehe vor Hitze."

„Ei, ei!" fiel ich raſch ein, „das hätte ich nicht geglaubt, daß Sie, der erklärte Feind von allen Vorurtheilen, noch an die Sonne und die von ihr ausgehende Hitze glauben!"

„Ich muß wohl daran glauben; ſie bratet mich ja bei lebendigem Leibe."

„Glauben Sie das nicht. Es iſt nur eine Täuſchung Ihrer Sinne, ein Spiel Ihrer gereizten Phantaſie. Laſſen Sie uns kaltblütig den Gegenſtand behandeln. Wer ſich erhitzt und böſe wird, hat Unrecht: Sie wiſſen, das iſt ein alter Spruch. Ich habe bisher immer geglaubt, daß dieſe bewunderungswürdige Harmonie der Natur, die Größe des Menſchen, die Macht ſeines Gedankens, das unbegreifliche Wunder der Schöpfung, das ſo vielfältig ſeiner Induſtrie unterworfen iſt, daß ſeine höhere Vernunft, die den thieriſchen Leidenſchaften den Zügel anlegt, ſchon genugſam den Raum andeutete, der ſie von den übrigen Kreaturen trennt. Aber jetzt, da Sie durch das Geſetz der Widerſprüche mir bewieſen haben, daß der Gedanke des Menſchen nur Materie und ſein Daſein ohne Zweck iſt, ſo vergönnen Sie nun auch mir, Sie von Ihrem Irrthum hinſichtlich der Sonne zu heilen. Ich ſtelle meine Frage auf: Was iſt die Sonne? Iſt's eine brennende Wolke, ein ſprühender Fels, ein Feuer, das in ſich ſelbſt erlöſcht und ſich aus ſich ſelbſt wieder erzeugt, ein Spiegel, ein Gemiſch verſchiedener Feuer, eine vernünftige Flamme, eine Kugel, die uns Licht und Strahlen zuſendet, oder beides aus uns hervorruft, wie es wechſelweis, zugleich und nach und nach Xenophanes, Metrodorus, Demokrit, Philolaus, Ariſtoteles, Plato, Antiſthenes, Newton und Pythagoras behauptet haben? Heraklit gibt der Sonne einen Fuß im Durchmeſſer, Anaxagoras die Ausdehnung des Peloponnes, Anaximander die Größe der Erde, dahingegen ſie Eudorus neunmal und Thales ſechzigmal größer als der Mond glaubt. Lukrez ſagt, ſie ſei nicht größer, als ſie zu ſein ſcheint, Anaximenes kalkulirt ihren Umfang genau auf den eines Roſenblattes, und Caſſini beweiſet, daß ſie eine Million mal größer als die Erde ſei."

Hier unterbrach mich mein Freund, und indem er ſich loszureiſſen ſuchte, rief er: „Ich glaube das Alles recht gern; aber ſie brennt mich bis auf's Blut, ich ſchwör's Ihnen."

„Sie kann Sie nicht brennen," fuhr ich ruhig fort, und hielt ihn noch feſter als zuvor, „denn ſie exiſtirt nicht, und ich habe Vorrath genug, Ihnen das auf Ihre Manier recht einleuchtend zu beweiſen. Xenophan will, daß jede Zone ihre beſondere Sonne hat. Empedokles nimmt zwei Sonnen an, wie der heilige Thomas zwei Seelen annahm, was Sie zu erwähnen vergeſſen haben, und was Ihre Beweisgründe nur um ſo unumſtößlicher gemacht haben würde. Die übrigen Philoſophen erkennen dagegen nur eine einzige an. Alſo überall Widerſpruch über Widerſpruch! Demzufolge rufe ich das Prinzip Quintilians und das Ihrige an, ſtelle meine Behauptung auf und erkläre offen und frei, daß die Exiſtenz der Sonne ein Traum unſerer guten Altvordern iſt, den man u. ſ. w. Sie wiſſen, was ich ſagen will."

„Glauben Sie, oder glauben Sie nicht, was Sie wollen," rief der Metaphyſiker und riß ſich gewaltſam los; „aber hol' Sie dieſer und jener ſammt Ihren kalten Beweisgründen in der unerträglichen Mittagsgluth, die mir meinen ganzen Hirnkaſten verſengt hat."

Damit lief er davon.

„Geh' und leae dich ſchlafen, großer Metaphyſiker, armer Troyf! Suche zu begreifen, daß die unſterbliche Seele für die moraliſche Welt das, was die Sonne für die phyſiſche, iſt. Menſch und König der Schöpfung! ſuche deinen Ruhm und deine Ruhe nicht darin, deine Krone mit Füßen zu treten und um deine Unſterblichkeit dich ſelbſt zu betrügen."

Digitized by Google

Griechenland im Anfang 1825.

(Fortſetzung.)

Die Suliotenhäuptler und Andere.

Man zeigte uns in einer Gruppe rumeliſcher Soldaten, die uns mit Neugier betrachteten, den tapfern Mann, der in der Schlacht die Fahne gerettet hatte, obgleich er mehrere Stunden lang von der feindlichen Reiterei bedrängt worden war. Wir ſahen auch einen vierzehnjährigen Knaben, der ſeinen General nicht hatte verlaſſen wollen. Als Eidi ſich tödtlich verwundet fühlte, befahl er ihm, ſich zu retten; aber er verbarg ſich in einem Graben, tödtete einen Aegyptier, und nahm ihm ſein Feuergewehr ab, das er als Siegeszeichen mit nach Rumelien brachte. Einige Schritte von dem Gemache lag ein verwundeter Soldat auf der Erde ausgeſtreckt, der alles Mögliche angewendet hatte, um ſeinen General zu retten. Der Oberſt ſchien ſeinen Schmerz an dieſen traurigen Gegenſtänden zu weiden, und ſagte, uns begrüßend, daß er nur lebe, um den Tod ſeines Bruders zu rächen.

Unter den Perſonen, die uns mit zuvorkommender Höflichkeit zu Tripolizza empfingen, darf ich nicht vergeſſen, auch Demetrius Ypſilanti zu nennen. Er empfing uns mit der ihm ganz eigenen Freundlichkeit, die alle Fremden, welche ihn beſucht haben, an ihm rühmen. Er iſt kahl, klein, und ſehr ſchwächtig. Aber wenn die Natur ihm auch nicht das Aeuſſere eines Kriegers gegeben hat, ſo iſt mir doch von allen Seiten die Verſicherung zugekommen, daß er ſich immer ſehr unerſchrocken und ſelbſt kühn im Gefecht bezeigt. Er iſt auf europäiſche Art gekleidet, und ſpricht geläufig franzöſiſch. In Rußland hat er es bis zum Grad eines Majors gebracht, und er gedenkt ſeiner dortigen Dienſte noch immer mit einer Art von Vorliebe. Nachdem er in den erſten zwei Jahren der Revolution für die Freiheit ſeines Vaterlandes geſämpft hatte, lebt er nun gänzlich zurückgezogen von den Geſchäften zu Tripolizza. Welches auch die Beweggründe dieſes Verfahrens ſein mögen, ſo hätte Solon gewißlich eine ſolche Neutralität nicht entſchuldigt. Indem wir die mit türkiſchen Gerichten bedeckte Tafel verließen, ſagte mir Jemand ins Ohr: „Der Fürſt hat einen türkiſchen Palaſt, einen ruſſiſchen Kopf, und ein griechiſches Herz.“

Am folgenden Tage verkündigte man, daß die Rumelier und Sulioten, die zum Lager von Kremidi gehörten, daſſelbe verlaſſen, und ſich unter den Mauern von Tripolizza aufgeſtellt hätten. Die Urſache davon war, daß die Anführer, beleidigt von dem Vorzuge, den der Präſident ſeinem Landsmann Skurti zugeſtanden hatte, ſo wie von der Niederlage, die eine Folge davon geweſen war, überdem noch von der dem Präſidenten und Mauroſkordato entgegengeſetzten Partei aufgeregt, nicht mehr dieſen Beiden gehorchen und ins öſtliche Griechenland zurückkehren wollten, um ihre eigenen Herde zu vertheidigen.

Ich hatte ſchon viel von den beſondern Eigenheiten dieſer kriegeriſchen Nation gehört, und brannte vor Begier, Bekanntſchaft mit den kühnen Bergbewohnern zu machen, die, ehe ſie ſich entſchließen mochten, mit den Türken zuſammen zu wohnen, „viel lieber wie wilde Thiere in der Einſamkeit und im Herzen des Gebirges leben wollten.“ (Sierghios.)

Die erſte Perſon, die ich mit dem General Roche beſuchte, war der General Georgio Karaiskaſchi, gebürtig von Arta. Er wohnte in einem kleinen Hauſe auſſerhalb der Ringmauer, nahe am Thore von Argos. Wir fanden ihn auf einem Teppich ſitzend, in prachtvolle, mit Gold und Silber geſtickte Gewänder gekleidet. An der Wand hing eine mit ſilbernen Arabesken geſchmückte Muskete. Das Zimmer war mit Soldaten angefüllt, von denen einige ihren Anführer niemals verlaſſen und ihm überall auf der Ferſe nachfolgen. Er iſt von mittlerm Wuchs, und hat ein liſtiges Anſehen. In ſeinen Gegenreden iſt er eben ſo ſchnell, als treffend und gedrängt.

Der General Roche ließ ſich, vermittelſt eines Dollmetſchers, mit ihm in ein Geſpräch über verſchiedene politiſche Gegenſtände ein. Er behandelte mit einer ſehr ironiſchen Miene und mit vieler Geſchicklichkeit die zarteſten Fragen. Der General wollte wiſſen, ob er nicht meine, daß es gut ſei, in der nächſten Volksverſammlung im Oktober zu beſchlieſſen, daß künftighin die Dauer der ausübenden Gewalt auf fünf Jahre beſtimmt werde.

Er antwortete darauf: „Soldaten ſollen ſich nicht mit dergleichen Gegenſtänden befaſſen. Es ſteht ihnen allein zu, blindlings zu gehorchen.“

„Sie haben in der letzten Schlacht die Ueberlegenheit der europäiſchen Tiszplin über den rohen Muth bemerken konnen!“ fügte der General hinzu: „Meinen Sie nicht, daß es vortheilhaft für Griechenland ſein würde, ein Korps regelmäßiger amerikaniſcher Truppen zu haben, um ſie denen Ibrahims gegenüber zu ſtellen?“

„Ich glaube, daß das ſehr möglich ſein könnte!“ war die Antwort: „Aber ich glaube auch, daß Griechenland nicht im Stande iſt, ſie ſo zu empfangen und ſo zu behandeln, wie ſie es in Europa ſein würden.“

„Iſt es Ihrer Meinung nach ſchicklich, daß die Regierung ſich mit Colocotroni ausſöhne, und ihm im gegenwärtigen Augenblicke an die Spitze der Armee ſtelle?“

Auf dieſe Frage antwortete er nicht ſelbſt, ſondern ein alter Krieger, der neben ihm ſtand, ſagte:

Digitized by Google

„Unglücklich wäre das Volk, deſſen Schickſal von einem einzigen Menſchen abhinge! Lieber umkommen, als von einem ſolchen Menſchen abhängen!“

Der, welcher dieſe des Alterthums wahrhaft würdige Worte ausgeſprochen hatte, war der Oberſtlieutenant Photja Pano von Suli. Er hatte lange Zeit in einem der albaneſiſchen Regimenter gedient, die mehrere Jahre im Solde Englands ſtanden. Er befand ſich zu Gaëta, als dieſe Feſtung von Maſſena belagert wurde. Nachdem der General Roche dieſen Umſtand erfahren hatte, reichte er ihm die Hand dar und ſagte: „Gebt mir die eurige. Wir waren alte Feinde; werden wir Freunde heut. Ich befand mich bei der Armee, die Gaëta belagerte.“ Dieſe Anrede und Freundſchaftsbezeugung rief ein Lächeln auf die übrigen Geſichter, die uns mit allen Zeichen der ſtrengſten Aufmerkſamkeit beobachteten. Die koloſſale Geſtalt und die freien Manieren des Generals machten ihm alle dieſe halbwilden Krieger zu Freunden.

Wir beſuchten ſodann Kitſos Tzavellas von Suli, Sohn des Photos Tzavellas, eines der tapferſten und aufrichtigſten Patrioten dieſes Theiles von Griechenland. Als die Sulioten mit Ali Paſcha unterhandeln wollten, legte er Feuer in ſein Haus, weil er es, ſeiner eigenen Aeuſſerung nach, vorzog, es in Aſche, als von den Feinden ſeines Landes entweiht zu ſehen. Kaum vierzehn Jahre alt, befand er ſich, als Geiſel für ſeinen Vater, in der Gewalt des Tirannen. Veli, der Sohn deſſelben, verkündigte ihm eines Tages, daß er einen Befehl erwarte, ihn lebendig zu verbrennen, weil ſein Vater ſein Verſprechen nicht gehalten hatte, ſeine Landsleute zu bewegen, eine ihnen ungünſtige Capitulation abzuſchlieſſen.

„Bringt Ihr mich um,“ entgegnete er darauf, „ſo bringt mein Vater Eure Albaneſen um. Vielleicht fängt er Euch auch einmal mit Euerm Vater, und dann Gnade Euch Gott! Ihr werdet alle Beide auch ohne Barmherzigkeit verbrannt.“

Sein Sohn iſt ein Mann von unterſetzter Geſtalt, und kaum dreiſſig Jahre alt. Seine Augen ſind lebhaft und ſcheinen Flammen auszuſprühen. Sein Muth überſteigt alle Beſchreibung. In der Nacht vom 19 April verleitete ihn ſeine Kühnheit oft ſo weit, daß er von türkiſchen Reitern umſchloſſen und hart bedrängt wurde; aber er ſchlug ſich immer wieder durch. Seine Kleider und Waffen waren mit Gold und Silber überdeckt. Seine Pesqli (Weſte) war von grünem Sammet, roth gebrämt und mit Silber geſtickt. Die Kleidung und die Waffen eines Kapitäns koſten oft über 10,000 Franken. Der General Roche fragte ihn: ob er ein Korps regelmäßiger Soldaten für Griechenland nützlich erachte? Er antwortete darauf, daß er mehr als jemals davon überzeugt ſei, vorzüglich nach der traurigen Erfahrung der letzten Schlacht. Der General gab ihm zu verſtehen, daß er dem Kriegsminiſter Adam Dukas gerathen habe, in Griechenland eine aus zwei Korps beſtehende Nationalgarde zu errichten, wovon das eine thätig ſein und das andere als Reſerve dienen könne, wie in mehrern europäiſchen Städten. Tzavellas entgegnete, daß er das für ſehr nützlich halte, und dieſen Vorſchlag nach Kräften unterſtützen wolle.

Ein Maler würde ein ſchönes Gemälde von Konſtantin Bozzaris in demſelben Augenblicke gemacht haben, als wir ihn in ſeinem Bivouak beſuchten. Er ſtand aufrecht unter einem ſtarken Pappelbaum, und ſeine Krieger ſtanden in einem großen Kreiſe rings um ihn her. Er hatte weder Gold noch Silber an ſich. Sein Anzug war ſehr einfach und beſcheiden, wie ſein Karakter. Ueber einer hellblauen Tuchweſte trug er einen weiſſen Rock von langem Ziegenhaar, der gewöhnliche Schmuck der Sulioten. Gewöhnt, wie wir waren, die griechiſchen Anführer durch ihre prachtvolle Kleidung zu unterſcheiden, ſuchten wir ihn noch in der Menge, als wir uns ſchon vor ihm befanden. Ein auf dem Raſen vor ihm ausgebreiteter Teppich war das einzige Merkmal, durch welches er ſich vor den [illegible]rion unterſchied.

Ein tiefes Schweigen herrſchte in der ganzen Verſammlung dieſer unbeweglichen Krieger. Bozzaris rauchte ruhig und empfing uns kalt, obgleich mit Höflichkeit. Er iſt von Suli gebürtig, und ein Bruder des Markus Bozzaris, des Leonidas der griechiſchen Revolution. Er iſt ſehr ſtark und robuſt, obgleich nur von kleiner Geſtalt. Man ſagt, daß er ſeinem Bruder ſehr ähnlich ſei. Sein Name iſt den Sulioten auſſerordentlich werth, und unter ſeinen Soldaten befinden ſich mehrere von ſeinen eigenen Verwandten.

Der General Roche verkündigte ihm, daß der franzöſiſche Ausſchuß den Sohn ſeines Bruders auserwählt habe, um ihn in Frankreich aufs ſorgfältigſte erziehen zu laſſen. Bozzaris entgegnete, daß er dem Ausſchuſſe dankbar ſei, und daß er wünſche, ſein Neffe möge ein gelehrter Mann werden. Darauf fragte ihn der General: „Sind Sie in der alten griechiſchen Geſchichte und in der Darſtellung der Thaten Ihrer Vorfahren bewandert?“

— Wir haben die Geſchichte nicht geleſen, entgegnete er; aber wir kennen ſie durch Tradition, und ſie iſt tief in unſere Herzen geſchrieben.

„Die Laufbahn, der Sie folgen, wird Sie in Ihrem Jahrhunderte berühmt und bei der Nachwelt unſterblich machen.“

— Der einzige Zweck unſers Beſtrebens und aller unſerer Handlungen iſt das Beſte unſers Vaterlandes.

Digitized by Google

„Der Tod Ihres Bruders wird den Griechen ewig ruhmwürdig bleiben.“

— Die Griechen wünſchen ſich alle einen Tod, wie den ſeinigen.

„Gibt es unter den Sulioten einige ruhmvolle Namen des Alterthums?“

Auf dieſe Frage entgegnete ein Vetter des Bozzaris, der ihm zur Seite ſtand, mit Stolz: „Nicht der Name, das Herz macht den Helden!“

„Möchte man in Griechenland einen König haben?“

— Ich glaube, ſagte Bozzaris, daß in den gegenwärtigen Umſtänden für das Heil Griechenlands ein König wünſchenswerth wäre.

Der General richtete abſichtlich dieſelben Fragen an mehrere andere Anführer, und ihre Antworten ſtimmten durchaus mit den eben erhaltenen überein. Aber um meine ganze, offene Meinung frei herauszuſagen, weiß ich nicht, ob man ſich auf die Aufrichtigkeit dieſer Antworten beſonders viel verlaſſen dürfe. Die Kapitäne ſchienen mir, aus Höflichkeit oder aus Verſtellung, viel zu viel Nachgiebigkeit darein zu legen.

Konſtantin Bozzaris iſt, wie ich ſchon geäußert habe, der Abgott ſeiner Waffengefährten. Im letzten Gefechte am 19 April bildeten ſie um ihn einen dicken Wall, und beſchützten ihn mit ihren Leibern. Er war nämlich von einem ägyptiſchen Offizier vom Pferde geſtürzt worden, und auf dem Punkte, gefangen genommen zu werden. Als ſeine Soldaten und ſeine Verwandten das bemerkten, ſtürzten ſie ſich mit Wuth auf die Aegyptier, riſſen ihn aus ihren Händen, wurden umſchloſſen, ſchlugen ſich mit unerhörter Tapferkeit durch, und trugen ihn eine Meile Weges, beſtändig vom Feinde verfolgt, jeden Rückſchritt mit dem Säbel in der Fauſt erkämpfend, und neben ihrem Hauptmann, ſo wie für ihn ſterbend. Endlich brachten ſie ihn in Sicherheit, und nahmen nicht allein ſein Pferd wieder, ſondern auch noch ein Dutzend andere, die ſie vom Feinde gewonnen. In dieſem Gefechte, das an die Balladen der Iliade erinnert, ſtarben ſechs Brüder und nahe Verwandten des Bozzaris rings um ihn her, um die Ehre der Sulioten zu retten.

Bei unſerm Abſchiede küßte uns Bozzaris auf den Mund. Das iſt in Griechenland das ſtärkſte Freundſchaftszeichen, das man Jemandem nur immerhin bezeigen kann. Ich hatte bisher immer gedacht, daß die italieniſchen Maler, wenn ſie die alten römiſchen Krieger darſtellten, ſie in ihren Formen und in ihrer Geſichtsfarbe übertrieben ausmalten. Ihre ſtrengernſten Phyſiognomien, ihre athletiſchen Glieder und die ſchwärzliche Bräune ihrer Haut ſchien mir nicht natürlich zu ſein. Aber nachdem ich die Rumelier und Sulioten geſehen habe, bin ich überzeugt, daß man ihre Gemälde als ſehr getreue Nachahmungen der Natur betrachten kann.

Die eben genannten Volksſtämme ſind die ſchönſte und ſtärkſte Menſchenrace, die ich je geſehen habe. Ihre Haut, beſtändig der Sonne ausgeſetzt, hat vollkommen die Farbe der Bronze. Ihre Bruſt iſt breit, wie ein Küraß. Die Natur hat ihnen außerdem einen ſehr ſtarken Haarwuchs gegeben, den ſie immer ſehr dick und fliegend laſſen, und die noch viel ſchöner ſein würde, wenn ſie nicht die Gewohnheit angenommen hätten, ihn von Zeit zu Zeit mit dem Scheermeſſer an den Schläfen abzuſchneiden. Die Griechen haben immer das lange Haar gern gehabt. Homer nennt ſeine Landsleute unter anderm auch ſehr oft „die Griechen mit den langen Haaren.“ — Die meiſten von ihnen werden als Soldaten gebraucht und ſterben als ſolche. Von der zarteſten Kindheit an tragen ſie Piſtolen und einen Säbel, den ſie niemals ablegen. Sie ſind genöthigt, ſich ſelbſt ihre Kleider und Waffen anzuſchaffen. Sie erhalten als Sold täglich ein Brod und zwölf Paras zu ihrer Nahrung, außerdem aber noch monatlich fünfundzwanzig Piaſter zu ihren übrigen Ausgaben. Sie haben weder Zelte, noch Betten, noch Decken. Bei rauhem Wetter verkriechen ſie ſich unter ihrem Mantel und legen ihren Kopf auf einen Stein. So bringen ſie die Nächte unter freiem Himmel zu. Während der ganzen Dauer eines Feldzugs entkleiden ſie ſich niemals, und ziehen nie ein anderes Hemd an, weshalb ſie auch ſehr anfunder ſind. Dagegen ſind ihre Waffen immer ſehr rein und glänzend. Beim Erwachen iſt es ihr erſter Gedanke, ſie zu putzen, und ſie vollkommen in Ordnung zu bringen. Sie treiben ihre Leidenſchaft für ſchöne und reiche Waffen, die, mit Gold und Silber überdeckt, einen ſonderbaren Contraſt mit ihren ſchmutzigen Hemden bilden, bis zur Raſerei. Sie haben außerdem weder Tornißer, noch Kolbeutel, noch Nachtſäcke und Stiefelhölzer, wie man das bei manchen ziotiliſirten Armeen wohl noch ſehen mag. Durchaus für den Krieg geſchaffen, haben ſie die Stärke der Löwen und die Geſchwindigkeit der Hirſche.

Ich habe die eiſenfeſten, unerſchütterlichen Grenadiere Napoleons, die herrliche engliſche Garde geſehen; aber ich bin genöthigt, die Sulioten über Alles zu ſetzen. Ihre Bewaffnung, ihr ganzes Aeußere hat etwas wirklich Theatraliſches. Sie ſtreiten immer in Unordnung, nie in Reihe und Glied. Jeder ſucht vielmehr die Stelle auf, die ihm als die ehrenvollſte, folglich als die gefährlichſte erſcheint. Sie bieten nie, wenn ſie ſtreiten, ihren Körper dar, ſondern wie die Alten, die ſich mit ihrem Schild bedeckten, ſuchen ſie ſich, auf dem Bauche ausgeſtreckt, oder ſonſt auf irgend

Digitized by Google

eine andere Weiſe, ſo gut als möglich hinter einem Stein zu verbergen. So lange ſie in ſolcher Stellung bleiben, ſind ſie unverwundbar und laden ihre Gewehre und ſchieſſen ſie in dieſer Lage ab.

Um ihre Feinde zu täuſchen, ſtecken ſie in einiger Entfernung von denſelben, eine hellrothe Mütze nahe bei dem Punkte auf, wo ſie ſich gedeckt befinden. Sie ſind nicht daran gewöhnt, ſich zu verſchanzen, und wenn ſie ja einmal zuſammen ſtreiten wollen, ſo bilden ſie eine Trommel. So nennen ſie einen kleinen Raum, den ſie mit Steinen umgeben, hinter welchen hervor ſie ein anhaltendes und mörderiſches Feuer auf den Feind machen; denn ſie verfehlen nur äuſſerſt ſelten ihr Ziel. Am 17 April befand ſich der General Caratazzo mit den Seinigen in einer ſolchen Trommel, und ſtreckte aus derſelben mehrere hundert Aegyptier zu Boden, die ihn aus ſeiner Stellung vertreiben wollten, die aber ihren Vorſatz nicht auszuführen im Stande waren.

Man ſagt, daß die Sulioten niemals mehr als dreimal ihre Flinten abſchieſſen, ſelbſt auf die gedrängteſten Reihen des Feindes nicht. Sodann werfen ſie ihre Gewehre und ihre Röcke von ſich, ziehen ihre Säbel und ſtürzen ſich mit Wuth auf den Feind. Gelingt ihnen der erſte Angrif nicht, ſo ſind ihre Sachen verloren, darum wenden ſie alles Mögliche an, ſich dieſelben zu erhalten. Die Rumelier, und mehr noch die Sulioten, betrachten den Verluſt ihres Kapitäns, auf welche Weiſe er auch immerhin ſtatt finden mag, als ein ſehr groſſes Unglück. Deshalb erlauben ſie ihm auch oftmals nicht, ſich beſonders im Gefechte der Gefahr auszuſetzen, ſondern Einige von ihnen halten ſich mit demſelben immer in einer kleinen Entfernung von den vordern Streitern. Sie folgen ihren Fahnen und verlaſſen dieſelben, wie es ihnen gefällt, und dieſe Deſertion zieht weder Entehrung noch Strafe nach ſich, weil ſie in der That ſich nicht aus der Reihe der Krieger entfernen, ſondern nur einen Kapitän verlaſſen, um ſich zu einem andern, dem ſie den Vorzug zugeſtehen, zu begeben. Wer dieſe militäriſchen Banden mit den alten italieniſchen Kompagnien der Condottieris, oder mit den ſpaniſchen Guerillas vergleichen wollte, würde eine nicht ganz genaue Idee von ihnen haben, dahingegen ihre Aehnlichkeit mit den alten ſchottiſchen Clans vollkommen iſt. Die robuſten Körper dieſer Krieger und ihre Kleidung, die der der alten Schotten ſich vielfach nähert, machen die Vergleichung noch auffallender.

In Rumelien gehört die Befehlshaberwürde ausſchließlich einigen Familien an, die ſie durch ihre Tapferkeit verdient haben, und die ſie vom Vater auf den Sohn ſich vererbt. Die Sulioten haben den Türken einen ewigen Krieg geſchworen, und ſie haben beſſer ihren Schwur gehalten, als die Maltheſerritter. Mehr als 150 dieſer Tapfern ſind in den Gefechten gegen Ende Aprils gefallen; denn ſeitdem ſie ihr Land verloren haben, gibt es nur noch etwa tauſend Männer von dieſer Nation, die ſich in Griechenland und in den ioniſchen Inſeln zerſtreut befinden. Demungeachtet ſind ſie immer noch ſehr furchtbar, und erſcheinen manchmal in nicht unbedeutenden Haufen, weil eine groſſe Menge Rumelier, die durch den Ruf ihrer Tapferkeit angezogen werden, ſich mit ihnen vereinigen und gemeinſchaftlich mit ihnen ſtreiten, ſo daß auch ſie in ihrer Schule vortreffliche Krieger werden. Wie die Spartaner, werden die Sulioten immer von einer bedeutenden Zahl anderer Griechen unterſtützt, die es ſich zur Ehre anrechnen, unter ihrer Anleitung ſtreiten und ſiegen zu dürfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Fortſchritte der Ziviliſation auf Otaheiti.

Zwei Miſſionäre, Teyermann und Bennet, machen der Miſſionsgeſellſchaft zu London folgenden Bericht über die Fortſchritte der Otaheiter in den Gebräuchen des häuslichen Lebens:

„Wir begnügen uns nicht damit, die Beſuche der Eingebornen jederzeit anzunehmen, ſondern wir beſuchen ſie auch ſehr oft in ihren eigenen Wohnungen. Wir werden dort immer aufs Beſte empfangen. Man bietet uns mit vieler Zuvorkommenheit und reiner Gaſtfreundſchaft allerlei Erfriſchungen an. Der Tiſch wird ſehr ordentlich bedient und mit guten Speiſen bedeckt. Rings darum ſtehen Sopha's auf engliſche Art. Dieſe Tiſche und Sopha's werden im Lande ſelbſt verfertigt. Sehr viele Otaheiter kleiden ſich am Sonntage in gutes engliſches Tuch, und Alle möchten ſich gern auf ſolche Weiſe kleiden, weshalb ſie mit vielem Fleiß und unermüdlicher Ausdauer arbeiten. Wir haben eine angenehme Gelegenheit gehabt, und von ihren Fortſchritten bei einem Feſt zu überzeugen, das ſie ohne unſer Vorwiſſen und um uns dadurch zu überraſchen, angeſtellt hatten. Die ganze Kongregation*), in Familien getheilt, hatte ſich auf einer groſſen ſteinernen Platteform verſammelt, wo ehemals ein Gözzentempel ſtand. Jede Familie hatte ihre Tiſche, ihre Sopha's und ihre Speiſe mitgebracht, welche letztere ganz auf engliſche Art zubereitet war. Alle Tiſche

*) Man weiß, welche beinahe unerklärliche Abnahme der Bevölkerung ſeit langer Zeit auf Otaheiti herrſcht. Man ſagt, daß man 1803 nur noch 5000 bis 6000 Seelen auf der groſſen Inſel zählte, die im Jahr 1796 noch eine Volksmenge von mehr denn 15,000 Seelen enthielt.

Digitized by Google

waren mit sehr weißen Tischtüchern überdeckt, und ein großes Zelt, aus inländischer Leinwand*) verfertigt, schützte uns gegen die Sonnenstrahlen. Männer, Frauen und Kinder, Alle waren sehr reinlich und anständig gekleidet. Mit einem wahren Entzücken gingen wir von Tisch zu Tisch, erstaunt, so viele Sauberkeit, so vielen Wohlstand, so viel stille Heiterkeit zu bemerken. Auf allen Gesichtern waren die Zeichen des Glücks und der Zufriedenheit lesbar. Mehrere Volkshäupter redeten uns in ihrer Sprache an. Alle waren eben so sehr, als wir, erfreut, die fast an das Wunderbare grenzende Veränderung zu bemerken, die sich mit ihnen seit der Annahme des göttlichen Wortes**) ereignet hatte. Sie verglichen ihre alte Entartung und den elenden Zustand, in welchem sie lebten, mit ihrer gegenwärtigen Lage, und sie beendigten ihre Bemerkungen damit, daß sie Gott für diese hohe Gnade dankten, wobei sie sich gegenseitig ermahnten, immer im Guten zu verharren und den Geboten des Höchsten zu gehorchen."

Neuere Nachrichten über die Krönung des Königs von Otaheiti.

Diese Zeremonie fand zu Otaheiti am 21 April 1824 statt. Eine beträchtliche Volksmenge hatte sich aus den benachbarten Inseln eingefunden. Man hatte eine große feinerne Platteform erbaut, in deren Mitte sich der Thron befand. Um denselben hin standen die Glieder der königlichen Familie, die Volksvertreter, die Magistratspersonen und die Missionäre. Während der ganzen Feierlichkeit bot die Versammlung ein sehr interessantes Schauspiel dar. Der junge König setzte sich auf seinen Thron. Vor ihm auf einem Tische lag die Krone neben einer Bibel und dem Gesetzbuche. Man fragte den König mit lauter Stimme: „Versprichst du zu regieren nach Recht und Gerechtigkeit, dem Worte des Herrn zu gehorchen und die Gesetze zu befolgen?" Er antwortete: „Ja, so wahr mir Gott helfe!" Sodann schüttete man ihm geweihtes Oel aufs Haupt, und der Missionnär Nott nahm die Krone, hielt sie hoch empor, und setzte sie ihm auf, wobei er sagte: Pomare, ich kröne dich zum Könige von Otaheiti, Eimeo u. s. w." Darauf ertheilte er ihm den evangelischen Segen. Der Missionär Darling nahm sodann das Wort und sprach: „König Pomare, ich biete deiner Majestät die heilige Schrift dar, in der alle Weisheit enthalten ist. Das ist das Gesetzbuch der Könige, und die lebendigen Orakel Gottes sind darin enthalten. Wehe dem, der jemals seinen Schwur bricht! Glück und Segen dem, der dies Buch liefet, es begreift, und die darin enthaltenen Gebote befolgt!" — Nach der Krönung begab sich die Versammlung in die königliche Kapelle, um dem Gottesdienste beizuwohnen.

*) Diese Leinwand wird aus der Rinde eines Baums im Land selbst gemacht.

**) Schon vor einiger Zeit ist das Evangelium ins Otaheitische übersetzt worden. Man begann damit, zuerst 3000 Exemplare vom Evangelium des heil. Lukas allein zu Otaheiti selbst zu drucken. Seitdem haben die bekehrten Insulaner eine bedeutende Menge Kokosnußöl nach London geschickt, mit der Bitte, den Ertrag desselben, der sich auf tausend Pf. Sterl. belief, zum Abdruck des Evangeliums und zur Verbreitung desselben unter noch ganz heidnische Völker zu verwenden.

Schweizerische Miszellen.

7.

Die neuen bernischen Zivilgesetze.

Seit im Jahr 1818 der große Rath des Standes Bern mit der umfassenden Revision der bürgerlichen Gesetze („zum Entwurf einer verbesserten und vollständigen Gerichtssatzung") eine besondere Zivilgesetzgebungs-Kommission beauftragt und für die weitere Berathung ihrer Arbeiten ein näheres Reglement abgefaßt hat, ist dieses wichtige Geschäft mit eben so viel Umsicht und Sorgfalt, als mit bekanntlichem Eifer betrieben, und bereits nun auch der befriedigenden Vollendung sehr nahe gebracht worden.

Bekanntlich hat zu Ende des vorigen Jahres der große Rath von Bern sowohl dem einleitenden Theil des neuen Zivilgesetzbuchs, als seiner ersten, das Personenrecht betreffenden, Abtheilung die Sanktion des Gesetzgebers ertheilt, und unter verschiedenen nähern, den Uebergang von der alten zur neuen Gesetzgebung ordnenden und sichernden Bestimmungen verordnet, es sollen mit dem 1 April 1826 die neuen Gesetze verbindliche Kraft erhalten, und in Vollziehung gesetzt werden.

Seither und im Laufe des gegenwärtigen Jahres sind nun zwei wei tere bedeutsame Schritte geschehen. Zu dem sanktionirten ersten Theil der neuen Zivilgesetze ist der erläuternde Commentar desselben durch den Redaktor des Gesetzbuches verfaßt, den Geist aller ihm vorausgegangenen Erörterungen und Rathschläge befassend, zum Druck befördert*) und damit dann unstreitig die Anwendung der neuen Gesetze wesentlich erleichtert und gesichert worden; gleichzeitig

*) Civil-Gesetzbuch für die Stadt und Republik Bern. Erster Theil. Personenrecht, mit Anmerkungen von Dr. C. L. Schnell. Bern, 1825. In der Walthard'schen Buchhandlung. X und 339 S. 8.

Digitized by Google

ward hinwieder auch der Entwurf der ersten Hälfte vom zweiten Theil des Gesetzbuches*) zum Behuf ferneter und endlicher Berathungen durch die Zivilgesetzgebungs-Kommission bekannt gemacht.

Sehr richtig wird im Eingang zu dem Commentar des Hrn. Professor Schnell gesagt: „Wer über ein Gesetzbuch ein Urtheil fällen will, der muß nicht allein die allgemeine Rechtslehre, sondern er muß auch die Sitten, die ökonomischen Verhältnisse und den Grad der Geistescultur der Bewohner des Landes kennen, für welches dasselbe bestimmt ist. Ein Gesetzbuch ist kein Handbuch des allgemeinen Civilrechts; je zweckmäßiger dasselbe für ein Volk ist, das sich in gegebenen Verhältnissen befindet, je unzweckmäßiger muß es für ein anderes sein, welches in andern Verhältnissen lebt. Die Gesetze des Standes Bern sind für den Stand Unterwalden so unzweckmäßig, als das preußische Gesetzbuch für den Stand Bern unzweckmäßig sein würde.“ Und an einer andern Stelle: „Unsere Gemeins-Verhältnisse beleben den Geist der Freiheit und den für unser Land eben so nothwendigen Geist der Oekonomie, indem sie in jedem Gemeindsbürger das Gefühl erwecken, daß auch er auf das Wohl seiner Mitbürger wesentlich einwirken könne, aber ihm zugleich zeigen, daß er hinwieder an seinen Mitbürgern wachsame Aufseher über die Verwaltung seines Vermögens und seines Hauswesens habe; und unsere Gültbriefe-Ordnung begünstigt auf der einen Seite den Landbau, der die Quelle unsers Wohlstandes ist, so wie sie auf der andern den Besitzer von Liegenschaften, der zu seinem Realkredite Zuflucht nehmen will, nöthiget, dies mit einer Oeffentlichkeit zu thun, der sich Niemand leicht ohne erhebliche Gründe aussetzt.“

Das Eherecht und das Vormundschaftswesen sind die zwei Hauptvorwürfe der bisher sanktionirten Gesetze, so wie des darüber erschienenen Commentars. Eine kleine Ausbeugung von jedem der beiden Abschnitte werden Manier und Geist des Commentars am treffendsten bezeichnen können.

Zu dem neuen bernischen Gesetze: „Ein uneheliches Kind muß von seiner Mutter verpflegt und erzogen werden, und gehört der Gemeine an, welcher dieselbe dermal angehört“ (Satzung 165) — gibt der Commentator die nachfolgenden erläuternden Bemerkungen: „Die Frage, ob die Verpflegung, ein uneheliches Kind zu versorgen, dem Vater oder der Mutter desselben aufzulegen, oder mit andern Worten, ob es gerathener sei, in einem Gesetze über das Verhältniß der unehelichen Kinder zu ihren Aeltern den Paternitäts- als den Maternitätsgrundsatz aufzustellen, veranlaßte eine umständliche Diskussion, in Folge welcher beschlossen wurde, den Maternitäts-Grundsatz aufzustellen, aber dessen ungeachtet den Vater des Kindes anzuhalten, sowohl einen Beitrag zu der Verpflegung des Kindes zu entrichten, als der Gemeine eine Entschädigung zu bezahlen, welcher er durch die Erzeugung desselben auf eine gesetzwidrige Weise eine Last auferlegt hat. Die Natur hat die Mutter in ein weit näheres Verhältniß zu dem Kinde gesetzt, als den Vater, der unter den günstigsten, Umständen nur eine moralische Ueberzeugung von seiner Vaterschaft hat. Das Bewußtsein dieses Verhältnisses und das seinem Geschlecht angeborne Schamhaftigkeitsgefühl gibt dem Weibe einen hinlänglichen Bestimmungsgrund, sich so lange des Geschlechtsumgangs zu enthalten, als es nicht sicher ist, in dem Manne, dem es denselben gestattet, einen Gehülfen zu finden, welcher es während der Schwangerschaft nicht verläßt, und ihm die Folgen derselben ertragen hilft. Da das Weib diesen Gehülfen bloß in einem Ehegatten findet, so wird ein Gesetz, welches ihm die Ueberzeugung beibringt, es müsse für die lästigen Folgen des Geschlechtsumgangs seinen Glauben da wieder suchen, wo es ihn gelassen, dasselbe enthaltsamer und verneinender machen, als ein anderes, welches den Mangel der Enthaltsamkeit in Schutz nimmt, indem es dem gesetzwidrigen Geschlechtsumgange zum Theil die gleichen rechtlichen Folgen zusichert, wie dem gesetzmäßigen, und in dem nämlichen Verhältnisse die Strafe aufhebt, mit welcher die Natur das Weib bestraft, das unerlaubten Genüssen nachstrebt. Die Furcht, es möchte die Aufhebung des Paternitätsgrundsatzes das Verbrechen des Kindermordes vermehren, wird durch die Thatsache als ungegründet dargestellt, daß in demjenigen Kantonstheile, welcher unter dem französischen Gesetze steht, das keine Paternitätsklage zuläßt, dieses Verbrechen sich weit seltener ereignet, als es sich bisher in dem andern ereignet hat, wo die Mutter die ganze Last auf den Vater werfen konnte. In Betreff der Last, welche der unehelichen Kinder wegen auf die Gemeinen fällt, wird durch die Aenderung des Grundsatzes nichts verändert; nach dem einen müssen dieselben die unehelichen Kinder ihrer mittellosen Männer, und nach dem andern diejenigen ihrer mittellosen Weiber erhalten.“

Dem Vormundschaftswesen wollen wir gleichfalls die Bemerkungen über eine für den Kanton Bern zum Theil neue und gewiß wohlthätige Einrichtung entheben; sie betrifft die (durch Satzung 209) angeordnete Controlle und die verpflichtendere Verantwortlichkeit der Vormundschaften. Darüber drückt

*) Entwurf eines Civil-Gesetzbuches. Zweiter Theil. Sachenrecht. 1. Dinglische Rechte. Bern, gedruckt bei L. A. Haller, obrigkeitl. Buchdrucker. 1825. XXXVIII und 76 S. 4.

der Commentar sich folgendermaßen aus: „Da die Gemeinen verpflichtet sind, ihre bedürftigen Angehörigen zu besteuern, so sind sie am meisten interessirt, dafür zu sorgen, daß ihre bemittelten Angehörigen ihr Vermögen behalten und die übrigen in den Stand gesetzt werden, ihren Unterhalt durch eine nützliche Thätigkeit zu erwerben: daher ist der Gemeinsrath, oder wenn eine Gemeine in Hinsicht auf das Armenwesen aus mehrern Abtheilungen besteht, die Vorgesetzten einer jeden dieser Abtheilungen die Behörde, welche am schicklichsten mit der Verwaltung der Vormundschaftssachen beauftragt werden kann. In Städten, wo der Stadtrath aus einem zahlreichen Personale besteht, bleibt es diesem unbenommen, die Vormundschaftssachen einer besondern Kommission zu übertragen, welche in wichtigen Fällen, die in dem Auftrage zu bestimmen sind, bei dem Stadtrathe einzufragen hat. Sowohl der Gemeinsrath als der Vorsteher einer Gemeinsabtheilung stehen unmittelbar unter der polizeilichen Aufsicht des Oberamtmanns oder der Polizeikommission, welche seine Stelle vertritt. Glauben die Verwandten einer vormundschaftsbedürftigen Person, es sei für dieselbe zuträglich, wenn die Verwaltung ihrer Angelegenheiten ihnen überlassen werde, so können sie bei dem kleinen Rathe dafür ansuchen, welcher die Befugniß hat, ihnen für diesen Fall die Rechte und Pflichten der Verwaltungs-Behörde zu übertragen, sobald sie ihm für die Erfüllung der letztern hinlängliche Sicherheit leisten; denn da die ordentlichen Verwaltungsbehörden in dieser Hinsicht eine große Sicherheit gewähren, weil das ganze Gemeindvermögen für den Ersatz des Schadens haftet, der den Pflegbefohlnen aus der Vernachläßigung der Pflichten derselben zuwachsen kann, so darf der Obervormund keinem seiner Untergebenen diese Sicherheit entziehen, wenn nicht eine andere an ihre Stelle kommt. Diese Sicherheit kann in den meisten Fällen größtentheils durch das Vermögen der pflegbefohlenen Person, z. B. die Hinterlegung ihrer Zinsschriften u. s. w., und insoweit dieses sich nicht dazu eignet, durch persönliche Verbürgung, Hinterlagen u. s. w. geleistet werden. Dessen ungeachtet bleiben die Verwandten gleich den übrigen Verwaltungsbehörden der Aufsicht der Polizeibehörde unterworfen, weil ihnen die Regierung den Bevormundeten nicht auf Treu und Glauben übergeben, oder demselben die Gewähr entziehen darf, welche die Polizei jedem Staatsbürger in Betreff seiner Rechte leistet, wodurch die von den Verwandten gegebene Sicherheit zur bloßen Scheinsicherheit würde.

(Der Beschluß folgt.)

Naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten.

Der Steinbock.

Ohne zur Gattung der zahmen Böcke zu gehören, ist der Steinbock doch von demselben Geschlechte. Er hat die Gestalt der erstern; aber er ist größer, stärker und gelenksamer. Seine Hörner sind fast gerade, sehr dick an der Wurzel, mit halbrunden, wurfähnlichen Erhöhungen überdeckt, durch deren Zahl das Alter des Thiers angedeutet wird, weil er jährlich und an beiden Hörnern eine neue dazu gewinnt. Die Hörner des Weibchens sind weniger groß und minder stark, als die des Männchens, bei dem sie oft acht bis zehn Pfund wiegen und drei Fuß lang sind. Das Thier hat einen Bart am Kinn, wie der Bock, und seine Hörner sind stark zurückgebogen. Sie sind nicht rund, sondern fast dreieckigt, und haben zwei längliche Kanten. Der Kopf ist kurz, die Schnauze dick und breit, die Augen klein, aber lebhaft, die Hörner von blaßschwärzlicher Farbe. Die Beine sind dünn, dürr und nervig, der Schwanz sehr kurz und schwarz, das Fell graubräunlich, mit einem schwarzen Strich über den Rücken. Der Unterleib hat eine hellere Farbe, und die jungen Thiere sind ganz aschfarben. Im Winter bedecken sich die Steinböcke mit langen, starken Haaren, die mit kurzen, feinen und sehr dichten Haaren untermischt sind, und sehr warm halten. Im Sommer werfen sie diese Winterkleidung ab.

Der Steinbock, dieser alte Bewohner der Hochalpen, existirte in den Gebirgen des Berner Oberlandes nicht mehr. Vor fünf Jahren hat man nun einen Versuch gemacht, dieses Thier, den Schmuck der wilden Felsen, aufs Neue einzuführen. Ein Bock und eine Bastardziege (erzeugt von einem Steinbock und einer gewöhnlichen Ziege) wurden aus dem Aostathal nach Bern gebracht. Der Bock starb in seinem fünften Jahr, und man bewahrt ihn im Museum zu Bern auf. Von jenen beiden wurde ein Bock erzeugt, der jetzt beinahe fünf Jahr alt ist, und seinem Vater hinsichtlich der Gestalt, der Stärke und der Schönheit seiner Hörner vollkommen ähnlich ist. Außerdem existirt noch ein Bastardweibchen, vom Steinbock und einer Ziege erzeugt.

Obgleich diese Thiere wild und in vollkommener Freiheit leben, so bezeugen sie doch gegen die Menschen weder Furcht noch Zuneigung. Sie befanden sich zuerst auf den Mällen zu Bern, aber man konnte sie dort nicht lange Zeit lassen. Der Bastardbock, der viel bitziger und böser, als die von unvermischter Race war, griff unaufhörlich die Schildwachen an, mischte sich in die astronomischen Beobachtungen, die unter freiem Himmel angestellt wurden, verfügte sich auf die öffentlichen Spaziergänge, und stieß die sich

Digitized by Google

Ergehenden rechts und links; endlich ſtieg er ſogar auf die Dächer, und zerbrach die Dachziegel, wie zum Spaß. Dergleichen Artigkeiten mochten nun Niemandem gefallen, weder den ernſthaften Himmelsbeobachteren und ihren Schülern, die manchen derben Rippenſtoß erhielten, noch den zarten Frauenzimmern und Herrchen mit flachshaarigen Schnauzbärtchen, die ſo etwas du plus mauvais ton fanden, noch die ehrbaren Hauseigenthümer, denen es darum zu thun war, ihre Dächer intakt zu behalten; kurz, alt und jung, arm und reich, ſchön und häßlich beſchwerte ſich über den unverſchämten Bock.

Die Regierung, überzeugt, daß mit ihm in der Hauptſtadt nicht auszukommen ſei, ſchickte ihn und ſeine Familie auf den Abendberg bei Interlachen. Die beiden Weibchen klimmten bald zur Höhe hinan; aber der Bock bezeigte dazu nicht die geringſte Luſt, und verweilte am liebſten, aus geſellſchaftlichem Trieb, in der Nähe der Wohnungen. Am meiſten beſuchte er eine Sennhütte, von der man ihn endlich nicht mehr zu entfernen im Stande war. Beim geringſten Widerſtande warf er die ſtärkſten Männer zu Boden. Einmal ſelbſt war er nahe daran, den Inhaber der Sennhütte zu tödten, wenn die Frau des Unglücklichen nicht auf ſein Geſchrei herbeigeeilt wäre, und das Thier am Bart, dem einzigen Theil, an dem man ſeiner Meiſter zu werden im Stande iſt, ergriffen hätte.

Die Verheerungen, welche die ganze Familie in den Pflanzungen anrichtete, und die Gewaltthätigkeiten, denen die Bewohner des Berges beſtändig ausgeſetzt waren, veranlaßten die Behörde, ihre Verſetzung nach den Höhen von Saxeten, eines wilden Thales, das ſich oberhalb Wilderſchwyl, im Amte Interlachen, öffnet, zu verfehen. Der Steinbock wollte ſich durchaus nicht vom Abendberg wegbringen laſſen, und konnte nur gebunden von vier Männern fortgeſchleift werden, die er durch ſein Sträuben manchmal ſämmtlich zu Boden warf. Ein Gemsjäger, Namens Roth, übernahm mit Freuden das nicht ungefährliche Geſchäft der Bewachung dieſer Thiere; denn obgleich er die Stärke eines Herkules hatte, ſo mußte er doch eines Tages eine ganze Stunde lang mit dem Bock kämpfen, der ihn in einen Abgrund ſtoßen wollte, und nicht eher nachließ, als bis Beide vor Erſchöpfung ſich nicht mehr bewegen konnten. Bald wurde dieſer furchtbare Bock das Schrecken der ganzen Gegend und vorzüglich aller Sennhütten, die er regelmäßig beſuchte, und deren Bewohner er beim geringſten Widerſtande zu Boden ſtieß. Gegen Ende Septembers 1821 verließ er ſogar ſeine beiden Ziegen und verfügte ſich ins Thal. Roth brachte ihn zwar wieder in die Höhe zurück; aber er war abermals ſchneller in den Niederungen angelangt, als der Jäger, der ihn mit ſo unſäglicher Mühe in ſeine eigentliche Region zurückgebracht hatte. Er hatte nun nichts Angelegenlicheres zu thun, als die Thüren der Ställe aufzuſtoßen, in denen er Ziegen roch, und die Weiber bis in die Keller zu verfolgen.

Das einzige Weibchen von unvermiſchter Race, das noch lebte, wurde unaufhörlich von dem böſen Bock getrieben und geſtoßen, ſo daß es nebſt dem Baſtardweibchen im verfloſſenen Winter ſtarb; aber man hat im Bödelein (dem Thal von Interlachen) jetzt ſchon eine große Menge von Nachkommen dieſes Steinbocks. Er ſelbſt und das noch übrig gebliebene Weibchen wurden nach der Grimſel gebracht, und der Pflege des Wirths im Hoſpiz, Lütbold, übergeben. Während der rauhen Jahreszeit bebielt er ſie in ſeiner Winterwohnung unterhalb Guttannen. Am Tag liefen ſie in der Umgegend umher, und am Abend kehrten ſie, der Stimme ihres Wächters gehorchend, in den warmen Stall zurück. Das Klima der Grimſel ſcheint ihnen ſehr wohl zu bekommen, und das Männchen iſt jetzt ſehr fett und in ſeiner ganzen Schönheit. Der Verfaſſer eines im Schweizerfreund befindlichen Artikels verſichert geſehen zu haben, wie es einen ſtarken Bullenbeißer, der es angebellt hatte, zehn Schritte weit ſchleuderte, daß ihm die Rippen krachten. Er ſelbſt und ſeine Reiſegefährten wurden einige Zeit lang von dieſem furchtbaren Gebirgsbewohner verfolgt; da er aber ſah, daß man gegen ihn nicht feindlich geſinnt war, ſo ließ er bald von ihnen ab, und that ihnen nicht das Geringſte zu Leid. Das Weibchen iſt bei weitem weniger wild. Es kommt bis in die Zimmer des Hoſpizes und läßt ſich ſelbſt von ganz fremden Perſonen ſtreicheln.

Der Profeſſor der Viehartzneikunſt zu Bern, Herr Anker, beſchäftigt ſich eben jetzt mit einer genauen Geſchichte dieſer Thiere, und einer anatomiſchen Zuſammenſtellung zwiſchen ihnen, den Gemſen und den Ziegen.

Curioſa.

Amerikaniſche Hunde.

Man hat bisher allgemein geglaubt, daß urſprünglich in Amerika ſich keine Hunde befunden hätten, ſondern daß ſie erſt von Europa aus dorthin gebracht worden wären. Dieſe Meinung verdient jedoch einige Berichtigung. Es iſt wahr, daß die eigentlichen amerikaniſchen Hunde in dieſer Hinſicht mit den europäiſchen keine beſondere Aehnlichkeit haben; aber daß ſie exiſtiren und ſchon vor Ankunft der Europäer exiſtirten, kann auf keinen Fall abgeſtritten werden. Als Columbus die lukaiſchen Inſeln berührte, fand er dort kleine, unbehaarte Hunde, die nicht bellen konnten.

Digitized by Google

Dieſelbe Gattung wurde ſpäterhin auch auf Cuba entdeckt, wo die Einwohner ſie mäſteten, um ſie ſodann aufzuſpeiſen. Zu Martinique und Guadeloupe, in Peru und Braſilien gebraucht man ſie zur Jagd. Dieſe Gattung iſt noch nicht ganz ausgerottet, und man bemerkt hin und wieder noch einige auf mehrern Puniten Amerika's.

Geſtalt des Erdballs.

Man erinnert ſich, daß einer der wichtigſten Gegenſtände bei der Expedition des Schiffskapitäns Freycinet der war, Beobachtungen mit dem Pendul anzuſtellen. Es haben ſich nun daraus folgende Reſultate ergeben: 1. Die Abflachung gegen die Pole iſt wirklich bedeutender, als man bisher, nach den auf bloße Theorie angeſtellten Berechnungen, angenommen hat, weil dieſe letztern nur $\frac{1}{289}$ Verſchiedenheit zwiſchen den Diametern der Erde unter dem Aequator und bei den Polen geben, während die Erfahrung beſtändig $\frac{1}{280}$ dafür gibt. 2. Die Abflachung in der ſüdlichen Hemiſphäre iſt von der in der nördlichen nicht verſchieden. 3. Die Erde iſt keine Revolutions-Afterkugel, weil man unter denſelben Parallelen eine ſo bemerkbare Verſchiedenheit in der Bewegung des Pendulś findet, daß dieſe ſehr bedeutende Unregelmäßigkeiten in der Geſtalt des Erdballs beweiſen. 4. Dieſe Unregelmäßigkeiten, deren Exiſtenz unabſtreitbar iſt, konnten noch nicht genau berechnet werden.

Auferſtehung des großen Lama.

Alle Welt weiß, wie der Dalai-Lama oder hohe Prieſter von Tibet, der für die Bewohner dieſes großen Landes ein Gott auf Erden iſt, niemals ſterben kann, ſondern ſeine Geſtalt, auf die einfachſte Weiſe von der Welt, nur wechſelt, und wenn er auf menſchliche Weiſe ganz alt und ſchwerfällig geworden iſt, ſeinen alten Körper verläßt, um ſich in einem jungen niederzulaſſen. Aber ſeitdem die Chineſen Tibet erobert haben, hängt die Wiedergeburt dieſes Gottes von der Laune des Kaiſers ab, und ein Befehl ſtellt derſelben bereits ſeit fünf Jahren große Hinderniſſe entgegen. Endlich iſt auf beſtändiges, dringendes Anſuchen der Prieſter, ſo wie der Vornehmſten des Landes, die Erlaubniß zur Auferſtehung des Dalai-Lama bewilligt worden, jedoch nur unter der alleinigen Bedingung, den neuen Gott aus drei Kandidaten zu erwählen, die Chineſen von Geburt ſind. Man erklärt ſich dieſe Bedingung sine qua non ſehr leicht, wenn man bedenkt, wie mißtrauiſch die Chineſen, vorzüglich gegen die Engländer, ſind, deren Beſitzungen ſich jetzt bis an die Grenzen von Tibet ausdehnen. Deshalb hat nun der Kaiſer es für gut und erſprießlich erachtet, dem großen Lama einen chineſiſchen Leib und einen Willen zu geben, der ſeinem Intereſſe und ſeiner Politik unterworfen ſei, damit die oſtindiſche Kompagnie ſich nicht mit dieſer Sorge belaſte, und es dem Gott von Tibet nicht plötzlich beifalle, gut engliſch geſinnt zu ſein.

Wirkungen des Papiermangels.

Muratori ſchreibt die Barbarei des Mittelalters dem Papiermangel zu. Es iſt in der That auffallend, daß die Erfindung des Papiers, deſſen man ſich gegenwärtig bedient, aus dem zwölften Jahrhundert ſich herſchreibt, zu welcher Zeit auch die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften begann. Die Erfindung der Buchdruckerei hatte unmittelbar die größere Verbreitung der Aufklärung zur Folge. Griechen und Römer haben ihre unſterblichen Werke auf Pergament geſchrieben. Die Theurung dieſes Artikels machte nicht allein, daß die Werke nur in den Händen der Reichen ſich befanden, ſondern auch, daß mehrere derſelben ganz verloren gingen. Man hatte wohl ehemals auch ein Papier, das weniger koſtſpielig als das Pergament war, und das aus dem ägyptiſchen Papyrus gemacht wurde; aber ſeit dem achten Jahrhundert ſah man es nicht mehr in Europa, ſei es, daß die Kultur des Papyrus in Aegypten vernachläſſigt worden, oder daß der Handel mit dieſem Lande von den Arabern unterbrochen geweſen. Man mußte alſo ſeine Zuflucht wieder zu dem Pergament nehmen; aber die klaſſiſchen Werke wurden immer ſeltener, und die, welche von den nordiſchen und öſtlichen Barbaren verſchont worden waren, mußten hinter andern, damals wichtigern Schriften zurückſtehen. Man kratzte eine Rede Demoſthens, oder ein Buch des Livius aus, um das alte Pergament zur Aufzeichnung einer Legende, eines Breviers, oder einer Schenkungsakte für irgend ein Kloſter, zu benutzen. Man nannte dieſe ausgekratzten Werke auf Griechiſch „Palimpsestos.“

Wenn man den Preis unſers Lumpenpapiers mit dem des Pergaments vergleicht, ſo wird man ſich nicht mehr über die Seltenheit der Bücher, die kleine Zahl der Leſer und die Unwiſſenheit des Mittelalters verwundern. Muratori bemerkt, daß man die Bücher, die man jetzt für einige Thaler kauft, damals nicht für tauſend Dukaten erhalten haben würde. Der Preis des Pergaments war ſo übertrieben, daß nur Fürſten oder bedeutende Städte Bücher kaufen konnten. Darum hatte man damals auch keine großen Bibliotheken. Nur in reichen Abteien, oder im Vatikan fand man etwas Aehnliches, obgleich die Bücherverzeichniſſe bis zur Zeit des Pabſtes Niklaus X, dieſes gelehrten Beſchützers der Literatur, faſt keine andere als theolo-

Digitized by Google

gische und kanonische Schriften, so wie authentische, oder als solche betrachtete, Aktenstücke enthielten.

Man kann aus den Beispielen, die wir hier anführen wollen, auf die Theurung der Bücher zu jener Zeit schliessen. Eine Gräfin von Anjou gab für eine Abschrift der Predigten eines Bischofs von Halberstadt zweihundert Hämmel und fünfzehn Tonnen Getreide. Ludwig XI wollte der medizinischen Fakultät von Paris die Werke eines gewissen arabischen Arztes abborgen, und war deshalb genöthigt, als Unterpfand nicht allein einen großen Theil seines Silbergeschirrs zu geben, sondern auch noch einen sehr reichen Mann für sich als Bürgen zu stellen. Man bewahrt einen Brief auf, den Loup, Abbé von Ferrières, im Jahr 855 an den Pabst Benedikt III schrieb, um ihn zu beschwören, seinem Kloster die Erklärung des Propheten Jeremias, vom heiligen Hieronymus, so wie die Werke Ciceros und Quintilians zu leihen, wogegen er ihm versprach, daß ihm diese Bücher getreulichst wieder zurückerstattet werden sollten; „denn", fügte er hinzu, „wir haben in Frankreich wohl Bruchstücke, aber nicht ein einziges vollkommenes Exemplar derselben."

Man bemerkt, daß die Mönche damals anfingen, Geschmack an der Literatur zu finden. Mit vieler Mühe, aber weniger Sorgfalt, schrieben sie die klassischen Werke ab. Man findet zu Verona auf dem schönen Denkmal eines Archidiakonus des neunten Jahrhunderts eine Inschrift, die die Zahl der von ihm kopirten Handschriften auf 218 angibt, so wie, daß er dem großen Kapitol einen Kommentar über die Bibel geschenkt habe.

Die Seltenheit der Bücher veranlaßte die Stiftung eines religiösen Ordens, den die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Reformation vergessen gemacht haben. Es war zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, daß Gerard Groot von Deventer ihn unter dem Namen der „Brüder der Innung" begründete, der ebensowohl als die Kongregation der ordentlichen Chorherren von Windesheim, welche nach jenem Orden konstituirt waren, sich in den Niederlanden und auf der Grenze Deutschlands verbreitete. Hundert und zwanzig Klöster gehörten dazu, und man zählte unter den Brüdern mehrere ausgezeichnete Gelehrte, wie z. B. den berühmten Lypsius. Die Regel und die Beschäftigung dieser Mönche bestand darin, junge Leute im Abschreiben der Bücher zu unterrichten. Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß man sich fast allein nur mit der Abschreibung der Bücher der Kirchenväter beschäftigte.

Welchen Mißbrauch man auch heutzutage immerhin mit dem Papier machen möge, um uns mit literarischen Erzeugnissen zu überschwemmen, so kann man doch nicht abläugnen, daß die Erfindung desselben nicht allein auf alle Wissenschaften einen großen Einfluß ausgeübt und nützliche Kenntnisse verbreitet hat, sondern daß sie auch ein mächtiger Beitrag zur Milderung der Sitten gewesen ist, indem sie allen Klassen der Gesellschaft eine unschuldige und angenehme Beschäftigung darbietet.

Zollfreie Gedanken.

Zu zweifeln, das ist die Rolle des Weisen.

Die totalen oder partiellen Verfinsterungen in der moralischen Ordnung der Dinge, sind gewöhnlich die der gesunden Vernunft, des Frohsinns, der Offenheit, der Wissenschaft, der Ehre und Redlichkeit, durch den Dazwischentritt des Fanatismus, der Schöngeisterei, der Ultrazivilisation, der Unwissenheit und des Lasters, die täglich am Horizont unsers Daseins sichtbar sind.

Die edle Zunft, oder wenn man lieber will, der hochlobliche Zwang der Schriftsteller, gleicht einem Lotteriekasten, aus dem man von 90 darin befindlichen Nummern nur fünf gute zieht, von denen selbst, in manchen Ländern, die fünfte keinen reellen Werth hat. Wer auf einen Auszug etwas setzt, ist ein Narr, auf eine Ambe, ein Erznarr, auf eine Terne, ein Alterznarr, und auf eine Quaterne, die alle Jahrhunderte einmal herauskommt, ein Hochalterznarr.

Die Erziehung ist der einzige Adel, der die Menschen von einander unterscheidet.

Der Egoist gleicht einem Menschen, der ein Haus in Brand stecken würde, um sich ein Ei dabei hart zu kochen.

Das Dintenfaß ist das Pulverhorn des Schriftstellers und der Gänsekiel sein Schwert.

Die Hoffnung ist die Rose des Glücks.

Ein beschränkter Kopf gleicht einer Flasche mit engem Halse, die, wenn man sie leert, einen um so größern Lärm macht, mit je weniger Flüssigkeit sie angefüllt ist.

Die am meisten abgenutzte, werthloseste Münze des moralischen Lebens ist die Entschuldigung, die einen sehr starken Kurs hat, und die man, obgleich man sie allgemein als falsch kennt, dennoch überall gibt und empfängt.

Die Erfahrung ist der erste Richter aller unserer Handlungen, der erste Schulmeister unsers Verstandes, der seine Lehren Jedermann ertheilt, die indessen von den Wenigsten benutzt werden. Es ist ein Probestein, an dem man alle Theorien zu prüfen und ihren wahren Werth zu bestimmen vermag.

Der Galimathias ist eine Zusammenstellung von Worten ohne Sinn. Es gibt davon zwei Arten, den einfachen und den doppelten. Der erste wird nur allein vom Schriftsteller und nicht vom Publikum verstanden;

Digitized by Google

den zweiten verſteht weder das Publikum, noch der Verfaſſer.

Wann die Wilden in Luiſiana die Früchte eines Baums haben wollen, ſagt Montesquieu, ſo hauen ſie ihn unten am Stamme um. Das iſt der Despotismus.

Der Krieg iſt ein Pharaoſpiel, bei dem nur Diejenigen gewinnen, welche die Karten und Lichter dazu geben.

Es gibt Späße, welche die Italiener lazzi und die Franzoſen bêtises nennen, für welche aber die Deutſchen bis jetzt noch kein eigenes Wort haben. Einer davon iſt folgender: Staberle erſucht ſeinen Freund Harletin, ihm doch einige nähere Nachricht über den Tod ſeines Vaters zu geben. Ach, rede mir nicht mehr davon, ſagt er ganz betrübt. Der arme Mann iſt vor Kummer geſtorben, am Galgen baumeln zu müſſen.

Die Hand iſt der Sitz der Allmacht des Menſchen, mit ihrer Hilfe iſt er Herr und Meiſter der ganzen Natur geworden.

Der Böſe gleicht einer giftigen Fliege, die den Körper eines kranken Menſchen beſeckt und nur auf ſeinen Wunden verweilt.

Der Miſanthropy hat zu viel Liebe für ſich, als daß er noch für Andere behalten ſollte.

Die Geburt iſt ein Titel, der eben ſo viel werth iſt, als er gekoſtet hat.

Die meiſten Beobachter ſind ſo ſehr mit der Beobachtung Anderer beſchäftigt, daß ſie darüber ſich ſelbſt vergeſſen.

Worte ſind die Kleider der Gedanken.

Die allerbürgerlichſte Tugend iſt die Redlichkeit. Zu Juvenals Zeiten führte ſie ihre Anhänger in's Spital, und heut zu Tage in die ſchöne, kühle, ſtille — Gruft.

Ein geiſtreicher Mann ſchweigt in Gegenwart der Narren, wie ein Reicher dem gemeinen Bettler ein Almoſen verſagt: es fehlt ihm an kleiner Münze.

Der Huronſee.

Nach den letzten von Hutchins angeſtellten Berechnungen, bedeckt der Huronſee eine Oberfläche von 50,009,920 Acren, und der Michiganſee, den man, als zu derſelben Waſſermaſſe gehörig, betrachten muß, iſt doppelt ſo groß. Die Gegend im Norden und Nordoſten des Sees iſt unfruchtbar, felſicht, uneben. Sie iſt mit Sümpfen, Pfützen und Teichen überdeckt. Ihre höchſten Punkte erheben ſich kaum 500 Fuß über den Waſſerſpiegel. Das trockene Land iſt ſehr ſparſam mit Fichten und Birken beſetzt, dahingegen die ſumpfigen und feuchten Stellen mit Weiden, Pappeln und ſehr vielem Geſträuch überdeckt ſind. Dieſe nordliche Region wird von einigen Indianerſtämmen bewohnt, die vom Ertrage der Jagd leben. Die ſüdliche Gegend, welche eine Halbinſel zwiſchen dem Huron- und Michiganſee bildet, iſt ſehr fruchtbar. Der Boden iſt niedrig, wellenförmig und von vielen kleinen Teichen durchſchnitten. Sand- und Kalkſteinlager kommen an einigen Orten zu Tage; aber umſonſt ſieht man ſich nach den hohen Gebirgsketten um, welche auf den Karten in dieſer Gegend angegeben werden. Die Wälder beſtehen aus Eichen, Elſen, Buchen, Ulmen, Nuß- und Pappelbäumen, ſo wie verſchiedenen Arten von Fichten und Tannen.

Man ſchätzt die Höhe des Eriefees auf 500 engliſche Fuß über der Hudſonbay. Da nun der Eriefee 30 Fuß niedriger, als der Huronſee iſt, ſo beträgt die Höhe deſſelben 530 Fuß überm Meere. — Die nördlichen Ufer des Sees und die nahe dabei befindlichen Inſeln beſtehen aus primitivem Fels, wovon der Gneiß und der Grünſtein vorherrſchend ſind. Dieſe Felſen gehören zu der langen Kette, die ohne Unterbrechung vom Norden des obern und Winnipegſees bis zu den Alleghanys reicht. Die andern Ufer, ſo wie die Inſeln S. Joſeph, Drummond, Groß- und Klein-Mainton und die ganze ſüdliche Gegend, ſind ſekundärer Formation. In den Umgebungen des S. Georgesſees erblickt man den rothen Sandſtein in horizontalen Lagen. Der Kalkſtein der kleinen Stadt Theſſalon enthält eine große Menge Orthoceratiten, von denen man mehrere Gattungen unterſcheiden kann. Man hat mehrere bemerkt, die bis ſechs Fuß lang waren.

Der Baikalſee.

Dieſe große Waſſermaſſe, ehemals das heilige Meer (Swintoe more) oder der große See (Welikoe osero) genannt, liegt im aſiatiſchen Rußland unterm 51 und 56 Grad nördlicher Breite, und unterm 101 und 108 Grade öſtlicher Länge. Er iſt 62 Werſt (18 Stunden) von der Stadt Irkutſchk entfernt. Seine Länge beträgt 600 Werſt (170½ Stunden) und ſeine Breite zwiſchen 30 und 80 Werſt (9 bis 23 Stunden). Sein Umfang wird auf 1865 Werſt (533 St.) berechnet.

Mehrere Ströme werfen ſich in dieſen See, der durchaus ſüßes Waſſer hat, und ſein Ausfluß iſt der Angarafluß, der viele bedeutende Fälle hat und ſich, 1872 Werſt vom Baikalſee entfernt, mit dem Jeniſeiſk vereinigt. Die Ruſſen entdeckten dieſen See im Jahr 1643; aber erſt 1772 und 1773 wurde eine Karte davon aufgenommen, die 1806 durch eine nach andern Meſſungen verfertigte ganz unnütz geworden iſt. Es befinden ſich mehrere Inſeln im See, worunter die vorzüglichſte, die Olkhoninſel, ſiebenzig Werſt lang und 25 Werſt breit iſt. Die Meerenge, die ſie vom Feſt-

Digitized by Google

lande trennt, iſt unten ein Werſt und 320 Sagenen, oben aber 19 Werſt breit. Dieſe Inſel wird von einem Mongolenſtamme bewohnt, der Viehzucht treibt und einen herrlichen Viehſtand hat. Die übrigen Inſeln ſind unbedeutend. Sie werden nur von Fiſchern oder Jägern bewohnt.

Der See hat 80 Vorgebirge, die entweder durch die große Tiefe des um dieſelben befindlichen Waſſers, oder durch ihre Felsmaſſen merkwürdig ſind. Die drei ſchiffbaren Ströme, die ſich in ihn ergieſſen, ſind: der obere Angara, deſſen Lauf 330 Werſt beträgt, der Barguzin, 400 Werſt lang, und die Selenga, die aus China herabſtrömt und in Sibirien 330 Werſt lang iſt. Der untere Angara entſtrömt dem See oberhalb Irkutſk und bewäſſert dieſe Stadt, bei welcher er ungefähr 500 Sagenen breit iſt. Sonderbar iſt es, daß, ungeachtet die Waſſermaſſe, welche ſich in den See ergießt, viel bedeutender iſt als die, welche ihm entſtrömt, er doch an Größe mehr ab- als zunimmt.

Die Ufer des Baikalſees ſind ſehr wild und wenig bewohnt. Er ſelbſt iſt ſehr fiſchreich und ernährt ganze Heerden von Waſſervögeln, während ſeine Umgebung von Wildpret wimmelt. Er wirft an einigen Stellen eine wohlriechende Maſſe aus, die man „Meerwachs“ nennt, und die man in Krankheiten mit Erfolg gebraucht. An der ſüdlichen Küſte findet man einen ſchwarzen Sand, der 3/4 Eiſen enthält. Die ihn umgebenden Berge enthalten den Tremolit, Baikalit, eine Art von Lapis lazuli und Aquamarine. Ihre Felſen beſtehen aus Granit, Schiefer, Sandſtein, Serpentinſtein, Quarz, Feldſpath, Thon und Steinkohlen. Am nordweſtlichen Ufer, bey der Mündung des Turky. Die Schwefelquellen ſind ſehr zahlreich. An mehreren Stellen gräbt man Glauberſalz und an andern liegt viel Schwefel.

Von 1738 bis 1761 wurde der See mit großen Barken beſchifft. 1776 und 1797 ließ die ruſſiſche Regierung zwei Galioten und 1805 ein großes Ruderſchiff erbauen. Die Schiffahrt dauert vom Mai bis Oktober und wird ohne Kompaß betrieben, weil man überall die Küſte im Geſicht behält. Die günſtigſten Winde wehen im Juni und Juli, ſpäter ſind ſie oft heftig und gefährlich. Der Nordwind wird Siver, der Oſtwind, Kostock, der Südoſtwind, Schelonich, der Südwind, Poludennick, der Südweſtwind, Glubnick, der Weſtwind, Kultuck, und der Nordweſtwind, Gornyi genannt. Der letzte iſt der furchtbarſte und gefährlichſte. Der günſtige Wind heißt Obstonnyi und der Gegenwind, Bitsnyi.

Die Oberfläche des Sees iſt niemals ganz ruhig. Dieſe leichte Wellenbewegung wird Kolyschen oder Zyb genannt. Während des Sturms erheben ſich die Wellen bis auf 120 Fuß. Bemerkt man keine Wolken im Norden des See's, ſo darf man es dreiſt wagen, ihn zu überſchiffen, im entgegengeſetzten Falle muß man darauf verzichten, weil der Sturm niemals ausbleibt.

Italieniſche Literatur.

Storia della litteratura italiana. — Geſchichte der italieniſchen Literatur ſeit dem Urſprunge der italieniſchen Sprache bis zum XIX. Jahrhundert. Vom Profeſſor Maffei. Mailand, 1824.

Die Geſchichte der italieniſchen Literatur beginnt mit dem X. Jahrhundert, Epoche der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften in Italien. Der Verfaſſer theilt die Meinung Pertikaris und Montis, daß die italieniſche Sprache eine natürliche Tochter des verdorbenen Latein, der Sprache des gemeinen Volks, ſei, ungefähr wie das Schweizerdeutſch vom Hochdeutſchen herſtammt. Der Verfaſſer deutet die Fortſchritte der italieniſchen Literatur, in den folgenden Jahrhunderten, an. Er karakteriſirt das Verdienſt Dantes, Petrarkas und Boccacios, nach ihren Werken, und verdammt die Nachahmer des Dekameron, die der italieniſchen Proſa ſchlechte Dienſte erwieſen haben. Er zeichnet unter den Gelehrten und Latiniſten des XV. Jahrhunderts, Politianus und Laurentius von Medizis aus. Wir hätten vermuthet, daß Sannazar auch ſchon genannt werden dürfe. Das XVI. Jahrhundert wird mit Arioſto und Taſſo eröffnet und keiner der kleinern Dichter iſt überſehen worden. Im XVII. Jahrhundert eröffnet der Verfaſſer die Gallerie der berühmteſten Männer, die ſich den phyſiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften wiedmeten, wie Galilei, Viviani, Torricelli, Borelli, Malvighi u. ſ. f. Im XVIII. Jahrhundert erblicken wir Ceſarotti, Bettinelli, und Frugoni, in Oppoſition mit Parini, Varano und Gozzi. Metaſtaſio, Alfieri und Goldoni ſind die Poeten dieſer Zeit. Uebrigens ſagt er von ihnen nichts Neues mehr, und wiederholt nur das, was bereits vor ihm geſagt worden iſt.

Mannigfaltige Notizen und Korreſpondenz-Nachrichten.

Theater.

Il Crociato in Egitto, opera seria, Muſik von Meyerbeer. — Es iſt eine faſt unſtreitbare Bemerkung, daß, ſobald ein großer Tonkünſtler ſich dem Ziele ſeiner Berühmtheit nähert, es ſehr ſelten iſt, daß er unmittelbar durch einen Erben ſeines Genies erſetzt werde. Es bleibt gewöhnlich ein Interregnum von zehn bis zwölf Jahren wenigſtens, während welcher Zeit ſich zwar einige verdiente Künſtler zeigen, deren Bemühungen

Digitized by Google

jedoch nie die Inspirationen der größern Meister zu erreichen vermögen. Das waren Mayer, Paer, Weigl und einige Andere, seit dem Tode Cimarosa's bis zu den ersten Triumphen Rossini's. Jetzt, da derselbe Rossini, nach einer zwölfjährigen Regierung, ohne Widerstand abdanken zu wollen scheint, sucht man ihm von allen Seiten einen Nachfolger, und die Stimme des Publikums nennt ihn Meyerbeer. Aber wie ausgezeichnet auch das Talent dieses jungen Komponisten sein mag; so glauben wir doch nicht, daß er bestimmt sei, uns die Langeweile des Interregnums zu ersparen. Wenn der Crociato ein erster Versuch wäre, so könnte man sagen, daß er zwischen den verschiedenen Stylen noch geschwankt habe, und es ist in der That viel, daß er den Rossini's so wenig als möglich nachgeahmt hat. Aber wie kennen schon viele Partituren von ihm, und er ist also drinabe was er sein soll. Sein Styl ist ungefähr der Paer's, nur etwas geschärfter und glänzender. Die Originalität liegt nur in einigen Details, die im Ganzen untergehen. — Alle theilen die Geschichte der Oper mit. Ein junger christlicher Ritter, Namens Armand von Orville, entrinnt dem Tode auf dem Schlachtfelde dadurch, daß er sich mit dem Anzuge eines Sarazenen bekleidet, den er erschlagen hat. Er begibt sich sodann an den Hof des Sultans, gewinnt die Liebe Palmide's, der Tochter desselben, und verkleidet sich heimlich mit ihr. Ein Kind ist die Frucht dieser heimlichen Liebe. Fünf Jahre nachher kommt der Oheim des Ritters, Adrian von Montfort, Großmeister des Ordens von Rhodos, nach Damiette, um dem Sultan den Frieden vorzuschlagen. Er erkennt seinen Neffen und bewegt ihn, die ungläubigen zu verlassen und sich nach Rhodos zu begeben. An demselben Tage aber hatte der Sultan beschlossen, Armand als seinen Schwiegersohn und Nachfolger anzuerkennen. Während seine Wohlthaten prachtet zu sehen, läßt er ihn so wie alle Ritter verhaften. Alle sollen zum Tode geführt werden, als ein Emir bei ihnen erscheint, der ihnen mittheilt, daß er in Abrede habe, seinen Herrn zu ermorden, um dessen Platz einzunehmen, und daß er dazu ihren Beistand verlange. Die Christen benachrichtigen den Sultan von diesem Vorhaben, der ihnen nun auf Dankbarkeit die Freiheit schenkt,

zeigten, wo sie alle zusammenkommen und sich recht freundschaftlich die Hände reichen müssen, um ein Schlußterzin singen und um die Gunst und Nachsicht des Publikums zu erbetteln. — Aber was ist denn eigentlich die Handlung im Ganzen? — Lieber Leser, wir wissen es nicht. Nur so viel glauben wir errathen zu haben, daß August und Therese, Jonsan und Jeannette sich heirathen möchten, und sich nicht heirathen sollen, weil es der Alte, der Papa Finot, nicht will, der dem Perükenmacher, man weiß nicht, ob für seine Tochter oder seine Magd, ohne für beide zusammen, den Vorzug gibt. Er muß also, dem gemeinen Ausdrucke nach, über den Löffel barbier werden, und somit wird er barbier: ein Verfahren, das auf der Bühne immer sehr moralisch und lezlich ist, wenn es von gehorsamen Kindern gegen ihre Aeltern in Anwendung gebracht wird, und das ihnen jedesmal am Schlusse den Segen der leztern erwirbt. Das Ganze zusammengemischt, umarbeuen und umgekochen, einem gedultigen Publikum vorgespielt und von demselben hatb beklatscht, halb ausgepfiffen, ist eins der vielen Stücke in der Mode, das, wie der „Papa Finot", vom Theater des Variétés zu Paris zum Besten gegeben wird.

Kunst.

— Ein ausgezeichneter Künstler, Namens Wicker, hat zu Rom ein sehr schönes Gemälde beendet, welches für die neue Kirche des heiligen Franziskus von Paula zu Neapel bestimmt ist. Es mißt zwölf Palmen in der Höhe und acht in der Breite, und stelle die Verwählung der Jungfrau dar. Der Künstler hat sich in seiner Komposition von den meisten bisher genau befolgten Traditionen entfernt, und den heiligen Joseph als einen Mann in der Blüthe der Jahre abgebildet. Die Jungfrau liegt auf den Knien, mit weißen Rosen gekrönt. Sie streckt die Hand aus, die den Hochzeitring empfangen soll. Der Hohepriester, in den gebräuchlichen Kleidern, streckt die Arme über die Neuvermählten aus. Die Gestalten, welche die Hauptgruppe umgeben, sind sehr verschieden. Man erblickt unter ihnen zwei Kinder, die Opfergefäße halten, mehrere Geweihtinnen des Jungfrau, einen Schriftgelehrten, einen römischen Krieger, einen Pharisäer, der einen Vorhang berührt, zwischen dem hindurch man in der Ferne den Leuchter mit den sieben Armen erblickt, und vorzüglich einen Jüngling, der einen Stab zerbricht, eine Episode, die sich schon in mehreren bekannten Gemälden befindet. Eine reine und lebhafte Freude ist über alle Gesichter verbreitet, und alle Beiwohnenden scheinen vollkommen die Feierlichkeit der Zeremonie zu begreifen. Rom hat nur eine Stimme, um dieß in jeder Beziehung liebgefühlte, herrliche Gemälde zu bewunden.

— Seit Vicats Entdeckung der hydraulischen Mörser haben mehrere Ingenieurs ihre Nachforschungen darauf verwendet. Einer derselben, der sich nur mit den Anfangsbuchstaben M. J. P. G. unterzeichnet (Verfasser zweier Denkschriften über „Wasserwägung" und „Kanäle, Schleusen und Abdichung der Gewässer"), hat gefunden, daß man auf gewöhnlichem Kalk und Kieselsand einen guten hydraulischen Mörser machen könne, wenn man ihn mit ein wenig Kohle vermischt.

---

[1] Zwei oder drei, vielleicht wohl gar vier junge Männer haben nach einem lustigen Frühstück zu einander gesagt: Schauen wir um uns, es ist Alles wüste und leer; lasset uns ein — Vaudeville machen! — Es versteht sich von selbst, daß man den Gegenstand und die komischen Ideen sehr leicht aus dem Aermel schütteln kann. Zuerst müssen die sechs Personen, die durchaus zum Stücke nothwendig sind, aufgefunden werden. Man nehme einen alten, lustigen Invaliden, Namens Finot; sodann sein schmuckes Töchterein Therese; darauf eine schlaue Magd, Namens Jeannette. Man füge einen lächerlichen Liebhaber und Perükenmacher, Namens Boucle, einen beginnstigten Liebhaber und Seegenten, Namens Auguste, und einen kecken Regimentstrompeter, nebenbei auch quasi Liebhaber der Jeannette, Namens Jonsan l'Amour, hinzu, und das Personale ist leicht gefunden. Nun dressire man den Szenario. Die sechs Personen laufen wie die Schöre durcheinander, manchmal zwei und zwei, oder drei und drei, wie es sich gerade fügen will, und das von der ersten Szene an bis zur fünfundzwanz-

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 49. Zweiter Jahrgang 1825. 7. Dezember.

Noch ein Wort über den Sklavenhandel.

Wir haben in den Nummern 42 und 43 der Unterhaltungsblätter mehrere Nachrichten und Betrachtungen über den „Sklavenhandel und die Sklaverei der Neger“ mitgetheilt. Man hat schon viel über diesen doppelten Gegenstand geschrieben, und doch ist die reine Wahrheit kaum diesseits dem atlantischen Ozean bekannt. Unwissenheit und Vergessenheit können in der That allein die Toleranz erklären, die man diesem schändlichen Mißbrauch, durch die Untheilnahme der öffentlichen Meinung, angedeihen läßt. Während dem verwandelt die Habgier und das Vorurtheil die Neger zuerst in Kaufmannswaare, und sodann in Saamthiere oder in Schlachtvieh. Man benutzt den Vorwand verjährten Rechts, um die Gemüther irre zu leiten, die noch nicht ganz verdorben sind; denn nicht Alles ist Geiz und Grausamkeit in diesem entehrenden Handel. Die Menschen, die aus eigener Wahl und mit genauer Kenntniß der Sache sich bestimmen, ihr Glück auf Kosten der Freiheit und des Lebens ihrer Mitmenschen zu machen, sind glücklicherweise nur selten; aber die Neger-Verkäufer und die Neger-Eigenthümer sind sehr zahlreich. Sobald ein Verbrechen allgemein ist, kann man daraus schliessen, daß es unter dem Schutze des Vorurtheils sich befinde.

Die meisten Unterdrücker der Neger betrachten sie nicht als Menschen, oder sie behaupten, daß der Sklave in den Kolonien glücklicher, als der Wilde in Guinea sei. Fast Alle treiben nur dasselbe, was ihre Väter getrieben haben, und was sie rings um sich her treiben sehen. Sie kennen nicht die Vorbauteien, deren Urheber sie sind, oder sie suchen sich dieselben zu beschönigen, und so bringen sie es so weit, ohne Scham und ohne Verlegenheit von einer eben so tirannischen als mörderischen Spekulation zu sprechen, die sie ganz einfach und rechtmäßig darzustellen suchen.

Wir wollen unsern Lesern ein treffendes Beispiel davon geben, indem wir ihnen ein Aktenstück mittheilen, in welchem diese Geistesverderbtheit mit einer gewissen Gutmüthigkeit sich zeigt, die eben dadurch noch entsetzlicher wird. Wir entnehmen es offiziellen, die Abschaffung des Sklavenhandels betreffenden Blättern, die auf Befehl des englischen Parlaments, während seiner letzten Sitzung, gedruckt worden sind. Eine Depesche des Vice-Admirals, der die englische Station bei Jamaika beschligt, bemerkt, daß zwei kolumbianische Kreuzer angehalten worden seien. Der eine davon, die „Zulima“, habe ihre Papiere nicht in Ordnung gehabt, weshalb sie nach dem Hafen von Cumberland gebracht worden, wo man sie als den Schooner, der „Las Bloem“, von St. Jago auf Cuba, erkannt habe. Am Bord dieses, augenscheinlich zum Sklavenraub ausgerichteten Schiffes, fand man folgenden, von uns wörtlich übersetzten Brief:

St. Jago auf Cuba, 12. Dezember 1824.

„Unter den Auspizien des Herrn Couconneau von Bordeaux, unsers Freundes, haben wir die Ehre, Ihnen unsere Dienste für den dießjen Platz anzubieten.

Sie wissen, daß der Vortheil, den unser Markt für den Verkauf des Ebenholzes *) darbietet, ihm den Vorzug vor allen übrigen unserer Kolonien zusichert, und uns also die Hoffnung gibt, daß Sie einige mit diesem Artikel beladene Schiffe uns daher senden werden. Wir haben von besagtem Artikel im Laufe dieses Jahres sehr viele Ladungen für Rechnung des respektiven Handelsstandes zu Nantes erhalten, und gegen Ende Januars erwarten wir hier noch mehrere andere Fahrzeuge von demselben Hafen. Alle unsere Verkäufe haben ein günstiges Resultat abgeworfen. Der längste Kredit ist von vierzehn Monaten. Es ist immer schwierig, klingendes Geld zu beziehen; aber wenn man einige Opfer nicht scheut, so ist der Betrag der Rüstung doch jedesmal gedeckt. Wir müssen Ihnen hierbei jedoch bemerken, daß unsere Stadt eben eine von denjenigen ist, wo die Zahlungen am pünktlichsten sind, und unsere letzte Verkaufsrechnung hat ein Kapital von mehr als der Hälfte in Kasse gelassen, der Rest in Wechselbriefen auf zwölf Monate nach Sicht. Die letzte hier verkaufte Ladung war die der „Henriette" von Nantes. 328 Stöcke **) wurden (mit Ausnahme d. r Beschädigten) aufgeschichtet, und das Stück zu 225 Dollar, theils in Geld, theils in Wechselbriefen von 8 bis 10 Monaten Frist, verkauft. Diese Waare war nur von geringer Qualität, und hatte viel gelitten. Schlägt man den Artikel im Block los, so kann man gewiß sein, dabei besser seine Rechnung zu finden.

„Bis jetzt sind die Schiffe in die kleine Bucht von Uragua Grande, sechs Stunden von der Spitze von Morro gelegen, eingelaufen. Dieser Punkt ist der Ausschiffung besonders günstig. Die Schiffe müssen auch künftighin suchen, sich dieser Stelle zu nähern, dabei aber keinerlei Vorsicht gegen die Kreuzer unterlassen. Sie müssen suchen, Guantanamore zu bemerken, längs der Küste fahren, südlich von St. Domingo aber das offene Meer gewinnen. Wenn sie bei Uragua ein verdächtiges Schiff sehen, müssen sie sich schnell nach Morro wenden, die Anker unterm Fort auswerfen und Zeichen geben. Sie werden alsdann nähere Instruktionen über den Ort erhalten, wo sie landen können. Der Kommandant des Forts ist in unserm Interesse, und er wird ihnen Briefe für den Kapitän geben. Im Fall man Jagd auf das Schiff machen sollte, muß es suchen, unterm Winde eine kleine Bucht, Assardero genannt, zu erreichen, die ungefähr sechs Stunden vom Fort Morro entfernt ist. Bei dringender Gefahr muß man aber anderweit dem Lande zulaufen. Es finden sich immer Indianer dort, die man mit einem Briefe an den Kommandanten senden kann. Ist die Ladung einmal zu Land gebracht, so ist alle Gefahr vorüber.

„Wir theilen Ihnen schließlich noch einen Umstand mit, der Sie ohne Zweifel eben so sehr als uns interessiren wird.

„Die Brigg, „die beiden Nationen", Kapitän Peltier, die letzthin von den Engländern in demselben Augenblicke, als sie im Angesichte von Uragua, mit einer Ladung Ebenholz befrachtet, angekommen war, angehalten und nach Kingston geführt wurde, ist wieder freigelassen worden, weil der Admiral erklärt hat, kein Recht über die französische Flagge ausüben zu dürfen. Folglich ist die Brigg nach Uragua zurückgekehrt, wo sie 456 Stücke ausgeladen hat. Wäre das Holz gut gewesen, so würde es einen schönen Verkauf gegeben haben; aber hinsichtlich des schlechten Zustandes der Ladungsmasse, die leider auffererordentlich viel gelitten hatte, ist er übel genug ausgefallen. Die Freistellung dieses Schiffes gibt uns die Gewißheit, daß unsere Flagge künftighin respektirt werden wird, und daß wir nun wieder etwas unternehmen dürfen. Die drei Schiffe, die vor unserer Küste kreuzten, sind nach Jamaika zurückberufen worden. Was die Holländer anbetrifft, so ist nur ein englisches Kriegsschiff in unsern Gewässern, das den Auftrag hat, sie zu nehmen. Dasselbe Recht steht daher den übrigen Fahrzeugen der Station nicht zu. Aus dem Allem folgern wir, daß es nunmehr keine Gefahr mehr habe, und daß die Schiffe sich in voller Sicherheit Uragua nähern können, wo wir beständig einen Steuermann haben. Der Verkauf findet nicht die geringste Schwierigkeit, und geschieht, bis auf einen gewissen Punkt, fast ganz öffentlich.

„Unser Kaffee sinkt beständig u. s. f.

Wir haben die Ehre, Sie zu grüßen.

(unterzeichnet): L. Durocq und Komp.

„An die Herren Bannasse und Lariviere zu la Pointe-à-Pitre, Guadeloupe."

Dieser Brief ist auffallend genug, und man möchte ihn fast komisch nennen, wenn sein Hauptgrund nicht so traurig wäre. Schreiber und Empfänger wissen sehr wohl, daß sie etwas Verbotenes treiben; aber sie glauben deshalb nicht, daß es schlecht sei, und sie berathen sich über ein Verbrechen, wie über einen Schülerspaß. Sie geben ihren Schlachtopfern ironischer Weise den Namen einer Kaufmannswaare, wie um

*) Dieser Name wird den Negern, die zum Verkauf bestimmt sind, beigelegt. In Nantes nennt man sie „schwarzes Holz", unter welcher Benennung sie von den Sklavenhändlern eingetragen werden.

**) Ebenholz, oder vielmehr 328 arme, elende Negersklaven. Man bemerke die Zartheit des Ausdrucks: „die Beschädigten ausgenommen."

Digitized by Google

ſich ſelbſt zu überreden, daß es keine Menſchen ſeien, ſondern wirkliches Holz, das ſie ein- und verkaufen, und das nach ſeiner geringern oder beſſern Qualität einen niedrigern oder höhern Preis hat. Sie ſagen ganz kaltblütig: daß die Ladung „gelitten“ habe, wie man vom Indigo oder von Farbhölzern ſagt, daß ſie bei der Ueberfahrt gelitten haben. Gelitten! ja wohl, das iſt das rechte Wort, und die Beſchädigung iſt da Leiden, wo die Verluſte Morde ſind.

Briefe über England.

Von August von Staël-Holſtein.

Die Zeit iſt noch nicht gar zu fern, wo England in Frankreich nur das „treuloſe Albion“ genannt wurde. Die Engländer hießen nur „feiges Inſelvolk“, oder „geiziges Krämergeſindel“, und man bemühte ſich, Diejenigen, die man weder zu überwinden, noch nachzuahmen, noch zu begreifen vermochte, wenigſtens zu — verachten. Unausgeſochten von einer ſo argen und ſo allgemeinen Beſchränktheit, verfolgte Britannien ruhig ſeinen Gang, kämpfte es, um größer zu werden, und nicht, um nach errungenem Siege tiefer in den Schlamm der Verworfenheit zu gerathen. Zudem waren durch die Vereinigung glücklicher Umſtände, welche nur eine gereifte Vernunft zu ergreifen und zu benutzen im Stande war, die Intereſſen ſeiner Größe der Freiheit der Welt, dieſer feſten Grundlage aller politiſchen Macht, beſonders günſtig. Endlich hat es triumphirt, und ſein Sieg iſt der Menſchheit nicht ſchädlich, ſondern vielmehr höchſt nützlich geworden. Man vergleiche nur, im Betrachte Englands, die zehn Jahre ſeit dem Sturze Napoleons mit den zehn vorhergegangenen. —

Die Staaten ſind, wie Alles, was auf Erden exiſtirt, dem Geſetze ihrer reſpektiven Lage unterworfen, und ſomit ſind ſie auch nach und nach das Spielzeug oder das Inſtrument der allgemeinen Fügung, die über die menſchlichen Angelegenheiten beſtimmt. Der vernünftige Menſch, immerdar dem Geſetze, und leider manchmal auch auſſergewöhnlichen Zwangsformen unterworfen, ſoll dennoch immer ſoviel Umfangenheit haben, die Sachen in Maſſe und aus dem Hauptpunkte ihrer Anſchauung zu betrachten. Er ſoll im Stande ſein, alle nationelle Eiferſucht, alle Bedürfniſſe des Ruhms und der Rache, die ihm von ſeiner Regierung eingeflößt werden, dem großen und allgemeinen Intereſſe der Befreiung der Völker, oder vielmehr der Geiſtesfreiheit des einen und großen Weltvolkes, willig und gern zum Opfer darzubringen. Das ſoll das allgemeine und gleiche Beſtreben des Philoſophen und des Landbebauers, des Publiziſten und des ruhigen Bürgers ſein; alles Uebrige iſt nur Spuck und Machwerk der Diplomaten und der Soldaten.

Von allem Vorurtheil frei, ſehen wir England, wie es iſt. Das Gefühl, das es jetzt faſt überall einflößt, iſt mehr Neid, als Haß. Die Denkfreiheit und die Fortſchritte der Induſtrie haben in allen Augen eine ſo große Wichtigkeit gewonnen, daß das Land in Europa, das uns faſt in Allem die beſten Beiſpiele darbietet, Niemandem mehr feindlich erſcheint. Der Augenblick iſt nahe, wo man England ſeinem ganzen Werthe nach erkennen wird. Man wird ſich bald überzeugen, daß ſeine Regierung mehr vernünftig als geſchickt, und weniger edelmüthig als vorſichtig iſt, daß ſie ſich mehr mit dem Handlungsvortheile der Nation, als mit diplomatiſchen Intriguen beſchäftigt; aber in Allem, im Größten wie im Kleinſten, der geſunden Vernunft folgt, und nichts thut, was derſelben geradezu entgegengeſetzt iſt.

Was das Land ſelbſt anbetrifft, ſo werden ſeine Inſtitutionen durch Mißbräuche verunſtaltet, die indeſſen durch geſchickte Gegenmittel unwirkſam gemacht werden, ſich zeigen. Man wird Freiheit ohne Gleichheit und ein ungeheures Eigenthum erblicken, das die Gebrechen der Geſetzgebung verbirgt. Im Volke wird man einen ſeltenen geſunden Menſchenverſtand, mit den hartnäckigſten Vorurtheilen verbunden, mehr Wiſſenſchaft als durchdringenden Scharfſinn, mehr Talent als Genie erkennen. Man wird ſich endlich überzeugen, daß alle die Vorwürfe, die auf England laſten, nur allein ſeinen Vorurtheilen zugeſchrieben werden müſſen. Weit entfernt, daß die Briten gegenwärtig ein „Denkervolk“ ſeien, iſt es vielmehr die „praktiſchſte Nation“, die man ſich nur immer denken kann. Mit Ausnahme der Methodiſten vielleicht wird ſie allein durch ihr eigenes, wohlverſtandenes Intereſſe regiert.

So, ſcheint es mir, ſtellt ſich England dem dar, der es mit Aufmerkſamkeit ſtudirt, wäre es auch nur in Büchern und in Zeitſchriften. So malt es ſich ſelbſt in einer einzigen Sitzung des Hauſes der Gemeinen. So auch hat es der Verfaſſer der oben bezeichneten „Briefe“ geſehen. Aber leider haben es wenige Reiſende vor ihm ſo in's Auge gefaßt. Darum iſt auch ſein Buch durch die Macht der Wahrheit ſo auffallend, wie jene Gemälde, deren Aehnlichkeit man betheuern möchte, obgleich man die Originale derſelben nie geſehen hat.

„Ein freies Land“, ſagt der Verfaſſer, „iſt in der Ordnung der Geſellſchaften, was die belebten Weſen auf der Leiter der phyſiſchen Welt ſind. Da, wo alle natürlichen Kräfte ihren freien Schwung haben, darf man erwarten, nicht allein unendliche Verſchiedenheiten, ſondern ſogar die ſeltſamſten Kontraſte zu

Digitized by Google

bemerken. Man kann von dem eigentlichen Zustande eines Landes durch keine der gewöhnlichen Allgemeinheiten Rechnung ablegen, die den gemeinen Gemüthern, oder, was dasselbe ist, den oberflächlichen Geistern, so sehr behagen. Alle darauf sich beziehenden Fragen wollen studirt und durch sich selbst ergründet sein, und es gibt fast keine allgemeine Bemerkung, die, auf eine absolute Weise dargestellt, durch eine ganz entgegengesetzte Bemerkung nicht bestritten werden könnte. Unternehmungskühnheit, Bewahrungshartnäckigkeit, das sind die Hauptkaraktere der englischen Nation von der Zeit an gewesen, wo die Barone einmüthig ausriefen: Nolumus leges Anglia mutari. Das sind die Karaktere, die sie auch jetzt noch auszeichnen. Daher rührt der anziehende Reiz, den das Studium und das Schauspiel Britanniens darbietet. Es ist das Land der Kontraste, es ist ein Shakespear'sches Trauerspiel, es ist ein Roman Walter Scott's. Alles findet sich darin vereinigt, und Alles ist voller Leben und Originalität."

Schweizerische Miszellen.

7.

Die neuen bernischen Zivilgesetze (Beschluß).

Wir gehen zu dem Entwurf über, welcher, nachdem in dem sanktionirten Gesetztheile sowohl die Eigenschaften, welche die Rechtsfähigkeit begründen und modifiziren, als die rechtlichen Verhältnisse festgesetzt worden sind, die zusammengenommen das Familienrecht ausmachen, nunmehr in der zweiten Abtheilung die möglichen Gegenstände der Willkühr, die man Sachen im weitern Sinne des Wortes oder veräußerliches Mein und Dein nennt (Rechtsgegenstände) berücksichtigt, und sowohl die Rechte, welche den Personen auf dieselben zustehen können, als die verschiedenen Weisen bestimmt, wie diese Rechte erworben werden, und wie sie wieder verloren gehen. Von diesem Sachenrecht wird gegenwärtig das erste Hauptstück, welches die dinglichen Sachenrechte befaßt, mitgetheilt, während die Gesetzgebungskommission noch mit dem Rathschlag über das zweite, die persönlichen Sachenrechte befassenden Hauptstücke beschäftigt ist.

Was bei der vorläufigen, auf weitere Vervollkommnung der Arbeit abzweckenden Kundmachung solcher Entwürfe „nie unterlassen werden sollte, die Entwicklung der Grundsätze nämlich und der Motive, aus welchen die neu aufgestellten oder abgeänderten, bedeutsamern Bestimmungen hervorgingen", das findet sich bei den bernischen Entwürfen jedesmal auf eine ausnehmend befriedigende Weise geleistet, so wie hinwieder auch für jede Abtheilung insbesondere die Quellen oder die anderweitigen Gesetzbücher, die dafür benutzt worden, zu Erleichterung belehrender Vergleichungen überall sorgfältig nachgewiesen sind.

Mit besonderer Hinsicht auf den diesmal gelieferten Abschnitt der neuen Civilgesetzgebung wird in den einleitenden Betrachtungen bemerkt: „Da die bestehenden Gesetze mit Ausnahme des Pfandrechts und des Erbrechts nur sehr wenige Bestimmungen enthalten, die sich auf dingliche Rechte beziehen, so mußte der größte Theil dieses Hauptstückes ganz neu ausgearbeitet werden; wobei die Kommission die bleibenden Verhältnisse unseres Landes und ein mehr oder weniger stetes Herkommen eben so wenig aus dem Auge verlor, als bei dem Pfand- und dem Erbrechte den erhaltenen Auftrag, sich in ihren Vorschlägen an die bestehenden Gesetze zu halten, von deren Weisheit sie sich selbst auch während ihrer Arbeit mehr und mehr zu überzeugen veranlaßt war. Die Grundlagen unsers Wohlstandes sind der Ackerbau und die Viehzucht, die wir um so weniger andern Interessen zum Opfer bringen dürfen, als unsere geographische Lage uns deutlich zeigt, daß wir in Hinsicht auf diese, zumal die Handlung und viele Arten von Industrie, in der Abhängigkeit von größern Nachbarstaaten stehen. Und wesentliche Abänderungen von Gesetzen, die ein Volk bisher als gerecht angesehen, z. B. derjenigen über die Erbfolge, das Vermögen der Eheleute u. s. w., erschüttern nicht allein den Kredit, sondern haben sehr oft eine Veränderung der Sitten und des Volkskarakters zur Folge, die der Souverain nicht beabsichtigt. Die Vergleichung der neuen Bestimmungen in Sachen, worüber die bestehenden Gesetze keine Bestimmungen enthielten, mit den überall angeführten betreffenden Titeln der Gesetzbücher, welche auf die Staaten des neuern Europa den größten Einfluß gehabt, oder die in der civilisirten Welt den allgemeinsten Beifall genießen, mag die Ueberzeugung gewähren, wie wenig man sich durch den wohlverdienten Ruhm derselben verleiten ließ, Bestimmungen vorzuschlagen, die nicht auf unsere Verhältnisse und unsere Sitten berechnet worden, obwohl man es sich zur Pflicht gemacht, für unbestimmte Fälle solche Bestimmungen vorzuziehen, die bereits in andern Ländern durch eine lange Erfahrung erprobt sind, sobald sich dieselben auf unsere Verhältnisse anwenden und mit den übrigen Bestimmungen des Entwurfes in ein Ganzes verschmelzen ließen."

In fünf Titeln (und 336 Artikeln oder Satzungen) handelt die vorliegende Abtheilung des Gesetzbuches vom Besitze, vom Eigenthum, von den Dienstbarkeiten, vom Pfandrechte und vom Erbrechte. Einiges, was den Geist der neuen Gesetzgebung bezeichnen kann, wollen wir auszeichnen.

„In den Bestimmungen über die Eigenthumsklage

Digitized by Google

sind alle Spitzfindigkeiten sorgfältig vermieden worden. Der Sieger wird bloß gegen seinen Gegner als Eigenthümer anerkannt, und muß hinwieder jedem weichen, der künftig ein besseres Recht auf den Streitgegenstand erzeigt. Der Besitzer, der einen gleich guten Titel hat, wie der Kläger, genießt gegen diesen des Rechts aus dem Besitze. Der Grundsatz, daß die Eigenthumsklage gegen den Besitzer einer beweglichen Sache nicht statt findet, welcher dieselbe unverdächtiger Weise in Folge eines belästigten Vertrages an sich gebracht, stimmt freilich nicht ganz mit der Vorschrift (des ältern Gesetzes) überein, nach welcher entwendetes Gut nicht einmal durch die Verjährung erworben werden kann; diese letztere Bestimmung hat aber zu keinen Zeiten allgemeinen Beifall gefunden, indem sich schon im frühen Mittelalter die norddeutschen Städte zu dem, seither auch in die neuern Gesetzgebungen übergegangenen, Grundsatz bekannt haben: „Hand muß Hand wahren", oder: „wo Jemand seinen Glauben gelassen, da soll er ihn wieder suchen", durch welchen der tägliche Verkehr ungleich sicherer gemacht wird. Man muß nicht allein auf das Unrecht sehen, welches der Eigenthümer einer entwendeten oder entlehnten Sache leidet, wenn er durch den Verkauf derselben auf offenem Markt sein Eigenthum verliert; sondern auch auf dasjenige, welches dem Käufer zuwächst, der eine Sache um ihren wahren Werth von Jemand gekauft, der mit Sachen dieser Art öffentlich handelt, wenn er sie dem frühern Eigenthümer, der sie dem Verkäufer bloß gelehnt hatte, zurückgeben muß, ohne von ihm Wiedererstattung des Preises fordern zu dürfen. Wirft man bei dieser Lage der Dinge die Frage auf, wer den Verlust zu ertragen habe, wenn der Entwender nicht zum Ersatz angehalten werden kann, so wird die Antwort wohl gegen den frühern Eigenthümer ausfallen, der entweder durch einen Zufall oder durch Mangel an Vorsicht um seine Sache gekommen ist, und die Folgen des ersten nach der Regel casum sentit dominus, und diejenigen des letztern deswegen ertragen muß, weil er nicht verlangen kann, daß ihm der Käufer für die Redlichkeit desjenigen hafte, dem er selbst die Sache überlassen. Es bleibt dem frühern Eigenthümer nichts übrig, als seinen Glauben da wieder zu suchen, wo er ihn gelassen hat."

Vorzüglich beachtenswerth erscheint, was zu Beleuchtung der Bestimmungen über Pfandrecht gesagt wird: „Da die bestehenden Gesetze das Pfandrecht auf den Grundsatz der Spezialität und der Oeffentlichkeit bauen, und deswegen weder die gesetzlichen noch die allgemeinen Pfandrechte zu einer Concurrenz mit den spezellen Pfandrechten zulassen, so fallen bei uns die Gründe weg, welche in neuerer Zeit mehrere Staaten bewogen, ihr Hypothekenrecht umzuschaffen, und es auf den Grundsatz zu führen, auf welchem das unsrige seit bald einem Jahrhundert beruht. Der wesentliche Unterschied zwischen dem hiesigen Hypothekenrechte und denjenigen unserer Nachbarstaaten, zumal Frankreichs und Baierns, besteht darin, daß bei uns das Hypothekrecht durch die Anerkennung der Betheiligten vor Gericht, und bei unsern Nachbarn durch die Eintragung desselben in das Hypothekenbuch erworben wird. Die Kommission gedenkt hierüber keine Aenderung vorzuschlagen, weil die deutsche Erwerbungsart öffentlicher, und die Eintragung von dem damit beauftragten Beamten zu verantworten ist. Das Recht der Betheiligten soll von ihrer eigenen Handlung abhängen; sie glaubt, daß die hiesige Einrichtung, nach welcher ein Pfandrecht durch die gerichtliche Fertigung des Pfandvertrages erworben wird, die erst statt finden kann, nachdem sich der Verpfänder vor einer Behörde, deren Sitzungen öffentlich sind, und die aus Bürgern der Gemeine zusammengesetzt ist, wo die Pfandsache liegt, welche sowohl die Verhältnisse des Verpfänders als der Pfandsache genau kennen, als Eigenthümer der Pfandsache legitimirt hat, alle Vortheile gewährt, welche die baierische Verpfändungsart zu gewähren im Stand ist. Die öffentlichen Bücher stehen unter der Verantwortlichkeit des Amtschreibers, der für die Vollständigkeit der Register haftet, und jedem Interessent zu jeder Zeit diejenigen Angaben in demselben nachweisen, und in jedem Handänderungs- und in jedem Hypothekvertrag ein Zeugniß der Verhaftungen des Grundstückes eintragen muß, für dessen Richtigkeit er ebenfalls verantwortlich ist. Die Kommission würde sich auch deswegen Bedenken gemacht haben, sich den von unsern Gesetzen abweichenden Grundsätzen selbst derjenigen neuern Hypothekenverordnung zu nähern, die sie für die zweckmäßigste ansieht, der baierischen, weil sie dieselben hier zu Land für unausführbar und mit unsern ökonomischen und landwirthschaftlichen Einrichtungen für unverträglich hält. Nach dem baierischen Gesetze hat jedes Grundstück, das in Folge eines eigenen Titels besessen wird, in dem Hypothekenbuche ein eigenes, aus mehreren Blättern bestehendes Folium. Diese Einrichtung erfordert vor allen Dingen eine vollständige und genaue Ausmarkung und Bezeichnung aller Grundstücke des Landes. In unserm Lande, wo der Grundbesitz so vielen Vertheilungen ausgesetzt ist, würde diese Vorarbeit Hunderttausende kosten, und wegen der immer fortwährenden Vertheilungen gleichwohl nach wenigen Jahren mit großen Kosten revidirt werden müssen, der Schwierigkeiten nicht einmal zu gedenken, welche sich bei den Eintragungen der gemeinen Waldungen, Weiden, und der verschiedenen Arten von Wald- und Weid-Berechtigungen erzeigen würden. Allein, gesetzt, man brächte ein solches Grundbuch zu

Digitized by Google

Stand; ſo müßte in jedem Oberamt ein neuer Beamter, oder wie in Baiern eine eigene Behörde (Hypothekenamt) mit der Führung des auf daſſelbe gegründeten Hypothekenbuches beauftragt werden, und es würde die Frage entſtehen, ob man in einem Lande, wo die Vertheilung der Güter bloß durch das Vorrecht des jüngſten Sohnes auf den Hof des Vaters einigermaßen gehemmt werden kann, es dieſem durch die Zulaſſung von willkührlich abzuſtändigenden Obligationen mit Hypothekenrecht unmöglich machen wolle, einen Gültvertrag zu errichten, um das zu der Ausbezahlung ſeiner Geſchwiſter nothwendige Geld herbeizuſchaffen, bei welchen er nicht Gefahr läuft, ſeines hinreichenden Realvermögens ungeachtet, bloß wegen des Mangels des baaren Geldes in einem ungünſtigen Zeitpunkt durch den erſten andringenden Pfandgläubiger zum Geldstag gebracht zu werden? und ob man in einem Lande, das ſich vom Ackerbau und von der Viehzucht nährt, und wo die Regierung bisher wie ein oberſter Hausvater darauf geachtet hat, daß die Staatsbürger verhindert werden, unverhältnißmäßige Ausgaben zu machen, es jedem leichtſinnigen Hauswirthe erleichtern wolle, ſeine Beßzungen zu verpfänden? was er bisher bloß darum unterlaſſen hat, weil die Errichtung eines Gültbriefs vor Gericht geſchehen muß, und deswegen Aufſehen erregt. Der Einwurf, daß die Erleichterung der Errichtung von Hypotheken die Handlung und die Induſtrie begünſtige, iſt durchaus grundlos. Der Handlungskredit beruht auf ganz andern Grundlagen, und iſt durchaus perſönlich; und um einiger Glücksritter willen, die ſich ohne hinlängliches Vermögen durch gewagte Spekulationen in die Möglichkeit ſetzen möchten, größern Aufwand zu machen, wird man nicht die nothwendigen Bedingungen unſeres Wohlſtandes aufheben wollen. Aus dieſen Gründen hat die Kommiſſion die weſentlichen Grundſätze der beſtehenden Geſetze über das Hypothekenweſen durchaus beibehalten, und dieſelben bloß durch einige Zuſätze und nähere Beſtimmungen dem heutigen Bedürfniſſe angemeſſener zu machen geſucht."

Zum Schluſſe mögen noch von den Beleuchtungen, welche die Beſtimmungen über Teſtamente und Fideikommiſſe betreffen, etliche hier Platz finden: „Als einſeitige Verfügungen unterſcheiden ſich die letzten Willensverordnungen von Verträgen, da dieſelben von dem Urheber willkührlich abgeändert oder aufgehoben werden dürfen, und als Verfügungen auf den Todesfall treten ſie erſt mit dem Tode desjenigen, von welchem ſie herrühren, in Kraft. Wer Jemandem in Folge eines Vertrags ein Recht auf ſeinen Todesfall zuſichert, hat unter Lebendigen verfügt, und bloß den Verfalltag des Rechts, worüber er verfügt, auf ſeinen Todestag hinaus verſchoben: er kann ſeine Verfügung nicht mehr einſeitig abändern, weil ſein Mitpacisent das Recht, über welches er zu ſeinem Vortheile verfügt, durch die Annahme ſeines Verſprechens wirklich erworben hat, ungeachtet er daſſelbe erſt von dem Todestage hinweg einklagen kann. Von der Beſtimmung des Begriffs einer letzten Willensverordnung geht der Entwurf zu derjenigen der Subjekte über, welche eine ſolche errichten dürfen. Eine letzte Willensverordnung kann bloß von Perſonen errichtet werden, die das fünfzehnte Jahr angetreten, deren geiſtige Fähigkeiten hinlänglich entwikkelt ſind, um ſich einen deutlichen Begriff von dieſer Handlung machen zu können, und die ſich im Zuſtand der Bewußtheit und der Willensfreiheit befinden. Da ſich eine Perſon durch eine letzte Willensverordnung die Mittel zu ihrem eigenen Unterhalte nicht entzieht, ſo erfordert das Geſetz zu der Errichtung einer ſolchen nicht den gleichen Grad der Geiſtesfähigkeit, wie zu der Eingehung eines Vertrages. Die Perſonen, welche überhaupt fähig ſind, eine letzte Willensverordnung zu machen, werden jedoch in ihren Verfügungen durch die Verpflichtungen beſchränkt, die ihnen das Geſetz gegen ihre Notherben auferegt, und Weibsperſonen insbeſondere bedürfen zu der Errichtung einer ſolchen der Freiung und eines Beiſtandes.

„Die fideikommiſſariſche Nacherbeinſetzung war ſchlechthin verboten, ſo lange die römiſche Republik beſtand; ſie wurde erſt von Auguſt eingeführt. In demjenigen Theile Frankreichs, in welchem das römiſche Recht Geſetzeskraft hatte, beſchränkte ſie die königliche Ordonnanz von 1560 auf den zweiten Grad, ungeachtet dieſelbe mit den Grundſätzen einer Monarchie mehr übereinſtimmt, als mit denjenigen eines Freiſtaates. Dieſe Beſtimmung wurde in der Ordonnanz von 1747 wiederholt, mit welcher die bernerſche Verordnung über die Subſtitutionen vom 20 März 1771 ſo genau übereinkommt, daß ihr dieſelbe wohl zum Vorbilde gedient haben möchte. In Oeſtreich dürfen Fideikommiſſe nur mit beſonderer Erlaubniß des Geſetzgebers errichtet werden. Es widerſpricht dem allgemeinen Intereſſe geradezu, jeder Familie zu geſtatten, eine eigene Erbfolge einzuführen, um einzelne Familienglieder zu begünſtigen, und dadurch die Einigkeit zwiſchen Brüdern und Stammgenoſſen zu ſtören. Die Zurückgeſetzten werden durch ihr verletztes Intereſſe angereizt, die Vorrechte der Begünſtigten ſtreitig zu machen, und dieſe letztern durch ihre Begünſtigungen ſowohl abgehalten, mittelſt Anſtrengung ihrer Kräfte denjenigen Theil des Nationalkapitals zu vermehren oder nun gehörig zu benutzen, der zu ihrem Vortheile ihren Verwandten entzogen worden, als zu einem unnützen Aufwande verleitet, in welchem dieſe es ihnen zu ihrem eigenen Verderben gleich thun wollen, um

Digitized by Google

nicht für geringer gehalten zu werden, als ihre Stammgenossen, woraus ein Wetteifer im Aufwandmachen entsteht, durch welchen zuerst das Vermögen, und nachher die guten Sitten und die Redlichkeit derjenigen zu Grunde gerichtet werden, die sich in dies thörichte Spiel eingelassen. Aus diesen Gründen möchte es vielleicht um so eher zweckmäßig sein, die fideikommissarischen Substitutionen noch mehr zu beschränken, als die Geschlechtskisten, welche nach dem Vorschlage der Kommission beizubehalten sind, indem sie das bereits von unsern Vorfahren ausersehene Mittel gewähren, durch welches eine angesehene Familie sich auf eine zweckmäßige Weise gegen die Verarmung und die Abhängigkeit von ihrer Gemeine verwahren kann."

Es würde nach allem Vorstehenden wohl ganz überflüssig sein, nochmals bemerken zu wollen, wie eingreifend wohlthätig eine mit solcher Umsicht, philosophischem Geist und Würdigung vorangegangener und gegenwärtiger Verhältnisse, veranstaltete und zu Stand gebrachte Revision der Civilgesetze für das gemeine Beste, für Familienwohlstand, für die Wohlfahrt der Einzelnen und für Beförderung sittlicher Ordnung sein muß.

Pariser Zeitungen und Zeitschriften.

(Beschluß.)

Die Pariser Zeitschriften sind freilich nicht so unzählbar, als die Sterne am Firmament, denn Sterne sind sie eben nicht; aber man könnte aus den Journalisten schon ein recht hübsches Korps bilden, um eine sehr anständige Machtparade damit zu machen. Ich erstaune jetzt gar nicht mehr über die Fortschritte der Aufklärung, über die frühzeitige Ausbildung der Jugend, über den Kenntnißreichthum der eleganten Welt, und daß die Weiber, vulgo schöne Kinder genannt, de omni rescibili sprechen: alle diese Vervollkommnungen sind den periodischen Blättern beizumessen. Es scheint mir selbst, daß man die Kollegien verschließen, die Universität unterdrücken und die steife Sorbonne demoliren könnte; denn will man einen Soldaten bilden? so abonnire man auf das Journal militaire; einen Landwirth? auf die Annales de l'agriculture, oder auf die Annales de physique végétale, oder auf die Bibliothèque physico-économique; einen Matrosen? auf die Annales maritimes; einen Ministerlehrling, einen Präfekten oder einen Supernumerarius? das Recueil du conseil-d'état. Das Bulletin des douanes kann einen Generaldirektor machen, und das Journal des domaines, so wie der Contrôleur de l'enregistrement, machen deren zwei. Will man über Finanzen schwatzen, wie Gannilh oder Say? so lese man die Annales des sciences économiques. Will man eine große Magistratsperson werden? so studire man das Journal des audiences, oder das Bulletin des arrêts; eine kleine? das Journal des Justices de paix; ein Rechtsgelehrter? das Recueil général des lois und die Annales de la législation; ein Advokat? das Journal du palais; ein Prokurator? die Annales universelles; ein Notar? das Journal des notaires; ein Notarschreiber? die Thémis; ein Büttel? das Journal spécial.

Je mehr man darüber nachdenkt, je mehr möchte man vermuthen, daß die Professoren überflüssig, und daß die Zeitschriften mehr als genügend seien. Will man ein Lavoisier sein? so nehme man die Annales de chimie zur Hand; ein Laplace? die Annales des mathématiques; ein Werner? die Annales des mines; ein de Candolle? die Annales linnéennes; ein Träumer? die Archives du magnétisme; ein Allerweiser? das Bulletin universel des sciences, und das Journal des savans, und die Revue européenne, und die Revue britannique, und die Revue encyclopédique, die aus einem vernünftigen Menschen einen wirklichen Pinzo della Mirandola machen können.

Um das Maas der Verwirrung gerüttelt und geschüttelt voll zu machen, lese man endlich noch den Guide du commerce, den Catéchisme des industries, den Phare, das Journal des voyages, die Nouvelles annales des voyages, den Mercure technologique, die Archives générales, die Revue médicale, die Bibliothèque médicale, die Bibliothèque ophtalmogique, die Annales du cercle-médicale, die Annales de physiologie, das Bulletin de l'athénée des médecins, und das Journal de physiologie, und das Journal général, und das Journal universel, und das Journal supplémentaire, und die Gazette des malades, und die Gazette de santé, und das Journal de pharmacie: damit nichts an der Geschichte der neunundneunzig Tausendkünstler fehle, denen man, um die Zahl rund und voll zu machen, eben so gut auch einen Bileamsgenossen beigesellen könnte, und die die arme Menschheit vom Kaiphas zum Pilatus schleppen, oder sie aus der Caryddis in die Scylla stürzen.

Was geräth mir da noch unter die Hand? Das Jeu du Quine de Paris, monatlich ein Heft. Die Lotterie hat also auch ihre respektive Zeitschrift? O tempora! o mores! Und jener Ballen, unter welchem der Träger, der ihn mir überbringt, fast erliegt, was enthält er? Die Kalender und Jahrbücher und Almanache, von denen man glücklicherweise nur einmal im Jahr heimgesucht wird. Was die anbelangt, so schlage ich ein Kreuz und sage Amen.

Digitized by Google

Gemälde von Paris.

Straßenbeobachtungen.

Ce monde est un grand bal où des fous déguisés,
Sous les riantes noms d'eminence et d'altesse,
Pensent enfler leur être et hausser leur bassesse.
En vain des vanités l'appareil nous surprend:
Les mortels sont égaux; leur masque est différent.
Nos cinq sens imparfaits, donnés par la nature,
De vos biens, de nos maux sont la seule mesure.
Les rois en ont-ils six?

Voltaire.

In dieſer Vermiſchung und Buntſcheckigkeit aller Stände und aller Klaſſen, die das bewegliche und beſtändig erneuerte Gemälde der Straßen von Paris bilden, in dieſer Ungleichheit der geſellſchaftlichen Lagen, entdeckt der Beobachter dennoch eine gewiſſe Gleichheit und Uebereinſtimmung. Jene, die, halb liegend in ihren Kutſchen, einen Blick der Verachtung auf den großen Haufen werfen, haben weniger wahre Zufriedenheit in ihren Zügen, als die Fußgänger, die von ihnen ſtets gedrängt werden, und ſelbſt bei dieſen bemerkt man eine größere Unruhe, je mehr ſie vom Glück begünſtigt worden ſind.

Wie oft bin ich gähnend den prachtvollen Sälen entſchlüpft, wo das unzudringende Geſellſchaftskonzert durch das ewige Écarté erſetzt wird, wo Koketterie, Vorurtheil, Frivolität unter den Anzügen des weiblichen Geſchlechts, ſinnleere Worte und gefühlloſe Ideen ſich durchkreuzen, wo ein leichter Schnupfen ſo viele Bezeugungen der Theilnahme veranlaßt, wenn hingegen der Tod dieſes oder jenes Bekannten nicht die geringſte Bedauerung erregt, wo man dem Geiſte, wie den Haaren, Wickel anhängt, und wo die Formen der Höflichkeit eben ſo falſch und betrügeriſch, als die Formen der Reize ſind.

Ich entfliehe, und ſuche gegen alle dieſe Entartung ein Aſyl in den Straßen. Da wenigſtens finde ich die Moralität der Menſchen in einer Art von Nachtjacke, die ihnen manchmal nicht ganz übel und auf jeden Fall beſſer ſteht, als der Lumpenſtaat der ſogenannten großen und ſchönen Welt. Dieſe abgeſpannten Phyſionomien tragen den Stempel der Natur, das Mienenſpiel hat nicht die Steifheit der Konvenienz, der Gang iſt frei und doch beſonnen, alle Stellungen und Bewegungen des Körpers ſind ſprechend, und ich leſe in dieſer unfuſdirten Pantomime ſowohl den Karakter der Individuen als ihre Lebensweiſe, ihren Geſchmack und ihre Beſchäftigung. Ich kann die Gattungen klaſſifiziren, ein Unternehmen, deſſen Aufführung in den Sälen unmöglich iſt.

Dieſer Mann, der, indem er geht, ſeinen Stock ſteif unterm Arm hält, oder mit ihm hin und herſcht und ein Mühlrad macht, der nur ſich allein in dieſer großen Bewegung der Volksmaſſe erblickt, und ſich wenig darum bekümmert, ob er dieſen oder jenen ſtößt und verletzt: das iſt ein Egoiſt. Befindet er ſich in einem Amte, wehe dann ſeinen Untergebenen!

Sehen Sie das zächtige Jüngferchen, das mit ſo beflügelten Schritten vorübereilt? Sie fürchtet, in ihrem Magazin zu ſpät zu kommen, wo ſie ſeit Kurzem den wichtigen Poſten einer dritten Demoiſelle bekleidet. Sie iſt ſo eifrig, nach ihrer Werkſtatt zu gelangen, daß ſie, um früher ſie zu erreichen, ihren „Buso“ in der Hand hält, und ihn ſehr diskret unter ihrem Buſentuche verbirgt. Man öffne ihren Arbeitsbeutel, und man wird ihr Liebchen, ihre Privatkorreſpondenz und einen Band vom Leben des Ritters von Faublas darin finden.

Jener Menſch, der mit ſo ſichtlichem Wohlgefallen ſeinen Kopf erhebt, der mit einer rundabgeſchnittenen Mähne geſchmückt iſt, deſſen Backen vom Winde der Selbſtgenügſamkeit ſo aufgeblaſen ſind; wer mag das ſein? Dem Blicke nach zu urtheilen, mit dem er den Himmel betrachtet, wie um ihn zu bezüchtigen, daß er ihn geſchaffen habe, möchte ich wetten, daß es ein Pedant iſt, der zu dem Range eines Schulmeiſters ſich emporgeſchwungen hat, und der nun glaubt, ein großer Mann zu ſein.

Sie wünſchen zu wiſſen, welcher Profeſſion dieſes Individuum mit der langgekrockten Taille zugehören mag? Schauen wir ihm ins Geſicht. Es iſt ein Schönling. Er wird von einem Weibe angeredet, das ſehr traurig zu ſein ſcheint. Er antwortet ganz phlegmatiſch: „ich habe es wohl vorausgeſehen.“ Man kann jetzt leicht errathen, daß es ein Helfersbelfer Eskulaps ſei, der den Mann dieſer armen Frau in der Kur gehabt hat. Sie berichtet ihm ſo eben, daß der Patient geſtorben ſei, worauf er ihr die paſſende Antwort gibt: „ich habe es wohl vorausgeſehen.“ Hat er, wie einige ſeiner Herren Kollegen, ein Intereſſe in der Unternehmung der Leichenwagen? Ich weiß es nicht.

Laſſen wir nun unſere Beobachtungen über die Vorübergehenden anheim geſtellt ſein, um unſere Blicke auf diejenigen zu richten, die ihre Induſtrie in der Straße ausüben. An ihre Spitze darf man füglich die Ausſtäuker (Étalagistes) ſtellen, von denen einige ihre Handlungsartikel auf Tragbahren, andere auf Decken auslegen, die ſie über das Straßenpflaſter breiten; aber die meiſten, die man „Voltigeurkrämer“ nennen kann, haben nur kleine Schachteln, die ſie in den Taſchen tragen. Alle ſpähen ſorgſam umher, um nicht von den Polizeidienern ertappt zu werden, deren Signalemente ſie aufs Genauſte kennen. Ihre Liſt und ihre Winkelzüge ſind manchmal ergötzlich genug.

Nach ihnen muß man der lebendigen Anſchlagzettelträger erwähnen. Das ſind Menſchen, die mit einer

Digitized by Google

Art von hölzernem Gewand bekleidet ſind, auf dem man in großen Buchſtaben allerlei Anzeigen von den vortrefflichſten Eigenſchaften dieſes oder jenes Tempels des guten Geſchmacks (auf deutſch Garküche), dieſes oder jenes Schuhwichsmuſeums, dieſer oder jener Aisance-Anſtalt u. ſ. f. leſen kann. Dieſe wandelnden Anſchlagſäulen ſpatzieren mit komiſchem Ernſt in den volkreichſten Stadtvierteln umher, und kauen Tabak, oder pfeifen ſich ein Stückchen aus der Cassa ladra.

Die verſchiedenen Szenen, die ſich in den Straßen von Paris zeigen, haben eine mehr oder minder direkte Uebereinſtimmung mit erhabenern Auftritten. Es iſt ein intereſſanter und unterrichtender Zeitvertreib, die anſvornende Kraft, welche die Geſellſchaft in Bewegung ſetzt, in ihren letzten Rückwirkungen zu beobachten.

Seit einiger Zeit hatten eine Menge Affen, die um Almoſen bettelten, die öffentlichen Plätze und die Boulevards überſchwemmt. Dieſer Umſtand geht unbeachtet unter den Augen derjenigen vorüber, die nicht daran gewöhnt ſind, die Wirkungen von den Urſachen abzuleiten. Ein aufmerkſamer Geiſt aber ſchließt aus dieſem anſcheinend unbedeutenden Ereigniß auf eine Veränderung in den Sitten des Volks. Er bemerkt, daß im Allgemeinen die Bettelei zugenommen hat, daß die Faulheit überall eine Steuer von der Arbeit erhebt, daß der Geſchmack für Seiltänzereien und Narrenſtreiche ſich der niedrigern Klaſſen bemächtigt hat, und daß das Reich der Heuchelei und das Exerzitium der Grimaſſen täglich einen größern Raum gewinnt.

Dieſe kleinen Affen, die, ihre Kappe abziehend, das Mitleiden anſprechen, verſtehen ſo kümmerliche Geſichter zu ſchneiden, daß man ſie faſt für lilliputaniſche Tartüffen und Vorläufer der Gulliſer von Metier halten möchte. Was verſtändigen nicht alles die Steilungen und das Mienenſpiel dieſer Nachahmer der Natur! Man dürfte ſie beinahe als getreue Kopien einer Raſſe betrachten, die ſich in unſerm glückſeligen Jahrzehend wie das Ungeziefer, mit unglaublicher Schnelligkeit, vermehrt.

Nach ihnen kommen die Taſchenſpieler immer mehr in die Mode. Der Menſch muß doch eine große Freude daran haben, ſich betrügen zu laſſen, weil er, ſelbſt bei dieſen Albernheiten, ſeine Zeit mit Freuden vergeudet. Darum hat man es auch jederzeit und nirgends an allerlei myſtiſchem Hokuspokus gebrechen laſſen. Man kann oft nicht einen Schritt thun, ohne auf irgend einen Marktſchreier oder Seil- und Seelenverkäufer zu ſtoßen. Hier macht ein Sackſpieler aus einem Geldſtück flugs drei und aus dreien eins. Dort pervertirt ein ſeltſam gekleideter Menſch über die koſtbaren Eigenſchaften und die ſympathetiſche Sanftmuth der Katzen und Ratten. Er hat einen großen Vogelbauer neben ſich, in welchem ein ungeheuer Kater, von 30 Ratten umgeben, ſich befindet, die ihm zwiſchen den Beinen hindurchlaufen und über den Kopf ſpringen. Das erinnert an jenen Weiſen, von dem La Fontaine geſagt hat:

C'était un chat vivant comme un dévot ermite,
Un chat faisant la chatemite,
Un saint homme de chat. *)

Weiterhin verzehrt ein Menſch lebendige Inſekten und allerlei kriechendes Gewürm. Es ſcheint mir, daß er davon immer genug finden wird, und die Hungersnoth eben nicht zu befürchten hat.

Letzthin ging ich durch die Straße Montorgueil. Es fing bereits an, dunkel zu werden. Plötzlich vernahm ich eine ſonore und harmoniſche Muſik. Ich nahete mich einem Menſchenhaufen aus der geringern Volksklaſſe, der einen Halbzirkel um einen Blinden bildete, welcher mit Takt und Geſchmack ſich auf ſeiner Geige akompagnirte. Wie heißt der Künſtler? fragte ich eine Frau, die ſich sans façon auf mich ſtützte, um über die Andern hinwegzuſchauen. — Es iſt Jacquelin, ſagte ſie, ohne ſich zu derangiren. — Was iſt das, Jacquelin? fragte ich aufs neue. — Sie ſind gewiß fremd zu Paris, entgegnete ſie, weil ſie den famöſen Jacquelin nicht kennen, von dem man ſo viele Portraiter gemacht hat, und der, durch ſeine Manier die Diezen und die Bemols zu drehen, ſo berühmt geworden iſt. — Iſt es der! rief ich, als wenn ich nun wüßte, was ich nicht wußte. Ich nahete mich ein wenig, um dieſe große ſingende Berühmtheit, die mir bis dahin gänzlich unbekannt geblieben war, aufmerkſamer zu betrachten. Jacquelin iſt von kleiner Geſtalt, und ſein Aeußeres verkündigt ein Alter von ungefähr 50 Jahren. Sein Geſicht iſt groß, ſein Mund breit, ſeine Wangen hängend und mit einer Haut bedeckt, die der des Rhinoceros nicht unähnlich iſt. Er lehnt ſich an die Mauer, und ſchlägt mit dem rechten Fuße den Takt, während ſein Hund den linken zu ſeinem Kopfkiſſen benutzt, und zwiſchen die Beine ſeines Herrn ſich ſchmiegt.

Man iſt zu Paris ebenſowohl als mit dem Vergnügen und der Freude, auch mit dem menſchlichen Elend vertraut. Je zahlreicher die Volksmaſſe iſt, um ſo mehr iſolirt ſich das Individuum von ſeiner Gattung. Seine Augen gleiten über fremdes Leiden, Anmuth und die Verſämmelung ſeines Gleichen dahin, ohne auf ihr länger als vorübergehend zu verweilen. Der Einzelne ſagt ſich ſelbſt: ich kann nicht alle Welt unterſtützen; darum unterſtützt er Niemanden.

*) Es war ein Kater, lebend wie ein frommer Anachorete; ein Kater, der das Seidenpfötchen machte, ein wahrhaft heil'ger Katermann.

Will man sich einen Begriff von der Fühllosigkeit der Menschen machen, so betrachte man einen Unglücklichen, der, mitten in der Straße von der Apoplexie befallen, niederstürzt. In einem Augenblicke sind mehr als 500 Personen um ihn her versammelt; aber auch nicht eine davon rührt ihn an, und Alle scheinen sich an dem Schauspiel seiner Konvulsionen zu weiden. Unterrichtete und aufgeklärte Menschen, andere mit langen schwarzen Röcken und aufgesteckten Schuhschleppen gehen vorüber, und Niemand denkt daran, dem Leidenden eine hilfreiche Hand zu leihen, und er kann stundenlang an einer Ecke bleiben, bis endlich ein rauher Ballen- oder Kohlenträger sich seiner erbarmt, und ihn als seinen Nächsten behandelt.

Das große Bild des Todes, das überall die Herzen erbeben macht, bringt in Paris nicht den geringsten Eindruck hervor, und wird höchstens als ein Schauspiel mehr betrachtet. Ungeachtet der fünf hohen Federbüsche, die den Leichenwagen von fern schon bezeichnen, weicht ihm doch kein Fuhrwerk aus, und er wird wohl hundertmal hin- und hergestoßen, bald von Karren, die mit Kälbern beladen sind, deren Köpfe überhängen, und die das kläglichste Geschrei ausstoßen, bald von der Kutsche eines Finanzmannes, der zu seinen Spekulationen und Operationen nach der Börse eilt. Endlich beim Père-la-Chaise angelangt, wird der Todte schnell auf die Höhe des Hügels gebracht und sammt seinem Andenken beerdigt.

Historische Kronik.

XII.

Veniet dies Tempusque, quo ..... *)

Seneca.

Das Dasein der Völker, wie das der Individuen, hat seine Pausen, die man gewöhnlich als Ruhepunkte zu betrachten pflegt. Der gegenwärtige Zeitraum dürfte vielleicht eine solche Pause uns darstellen. Die momentane Ruhe, deren Griechenland genießt, die, in welche Frankreich, England, Spanien, Deutschland und fast alle übrigen Länder der beiden Hemisphären versenkt sind, trägt zwar verschiedenartige Karaktere an sich, ist im Grunde aber beinahe überall dieselbe, weil sie aus einer gewissen Erschlaffung herrührt, die an und für sich selbst wieder von besondern Ursachen abgeleitet werden kann.

Und um zuerst Griechenland, den Hauptpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit, zu beachten, dürfte man die gegenwärtig in ihm herrschende Ruhe nicht unpassend mit der Stille vor einem heftigen Gewitterſturme vergleichen. Sie deutet zugleich auch eine große Kraftverschöpfung an. Leichtbegreiflich ist es also, daß eine solche Ruhe nicht wohlthätig sein kann. Sie schwankt zwischen Besorgniß um die Zukunft und Trauer um die Vergangenheit. Ein drohendes Schwert schwebt an einem Pferdshaar über dem Haupte des ganzen griechischen Volks. Nirgends, wohin es sich auch wenden mag, ein glückliches Ziel seines Strebens erblickend, steht es auf dem Punkte, sich dem fürchterlichen Ungefähr zu überlassen, dessen Wendungen nicht vorabzusehen sind. Zwar vermuthet man, daß der abgeschlossene Handelsvertrag mit Nordamerika nur der Deckmantel eines entscheidenden Bündnisses sei, und daß der Kommodore Roggers die Gelegenheit aufsuche, in offenbare Feindseligkeiten gegen die Pforte sich einzulassen; aber diese Schlußfolgen stützen sich auf nichts Triftigeres, als auf den Wunsch, daß es so sein möchte. Ob übrigens der Pascha von Aegypten sich unabhängig erkläre oder nicht, das kann für die Hellenen von keinem entscheidenden Einflusse sein, ausgenommen, daß es diesen vielleicht nur um so mehr anspornen möchte, sie sich zu unterwerfen, um eben dadurch festen Fuß in Europa zu gewinnen, und der Pforte um so besser widerstehen zu können.

Das Freundschaftsband, welches den Pascha von Aegypten und das französische Ministerium umschlingt, wird von diesem letztern mit einer seltenen Geschicklichkeit immer enger zusammengezogen. Die goldenen Früchte, welche es sich davon versprechen zu dürfen glaubt, beschäftigen es so sehr, daß es darüber ganz seine spanische Noth vergißt, und sich allein nur seinen ägyptischen Paradiesesträumereien überläßt. In solchem Sinne hat der Obergeneral der vereinigten Arnauten, Drusen- und Araberhorden, Marquis von Livron, der auch die Ehre hat, ein Franzos zu sein, und dem das Verdienst der Dressur dieser Barbaren zusteht, eine lange Audienz bei Willete gehabt.

Der Divan zu Stambul seinerseits will jetzt von einer bedingungsweisen Unterwerfung der Griechen nichts mehr hören. Er verlangt absolut Gewalt über das Häuflein der Uebrigbleibenden, um seine schnaubende Wuth in ihrem Blute kühlen zu können. Die allgemeine Ausrottung aller Rajahs scheint einfür allemal beschlossen zu sein, darum soll, so viel als möglich, der Feldzug selbst den Winter hindurch ununterbrochen fortgesetzt werden. Darum ist Missolunghi wieder von Neuem belagert und beschossen worden, und die Gefechte vor diesem festen Platze haben noch gegen Ende Oktobers fortgedauert. Darum sind neue Truppen zu Alexandria eingeschifft worden und zu Navarino gelandet. Darum hat Ibrahim Pascha alle Vergleichsversuche verworfen, und im Herzen Moreas eine so feste Stellung genommen, daß Colocotro-

*) Die Zeit wird kommen und der Tag, wo ....,

Digitized by Google

tronis Tapferkeit ihn nicht daraus zu verdrängen im Stande gewesen iſt. Die Lager der Türken bei Anakolito, vor Miſſolunghi und Napoli di Romania, ſind mit europäiſcher Umſicht befeſtigt, und werden ſelbſt von den Griechen für uneinnehmbar gehalten.

Zwar hat die griechiſche Regierung unterm 3. Okt. den Befehl erlaſſen, daß kein Hellene das Land verlaſſen darf, und daß alle Abweſende binnen vier Monaten zurückkehren müſſen; zwar greift die Revolution auf Kandia immer mehr und mehr um ſich, und hat beinahe die ganze Inſel gewonnen; zwar ſind Miaulis, Sachturis, Canaris unermüdet und beſtändig beſchäftigt, ihren Todfeinden allen möglichen Abbruch zu thun; zwar erwartet man Cochranes Ankunft täglich, ſtündlich, und glaubt dadurch ein ganzes Heer zu gewinnen; zwar iſt die amerikaniſche Flotte noch im Archipel und nur aus Langeweile nach Tunis gesegelt, um dem dortigen Paſcha einen kleinen Denkzettel zu geben; aber alles das iſt nicht im Stande, eine wirklich günſtige Entſcheidung zu gewähren, wenn irgend eine Macht nicht offenbar ſich zu Gunſten Griechenlands erklärt. Ob dieſe Macht nun England ſein dürfe oder nicht, darüber hat die öffentliche Meinung längſt entſchieden. So viel iſt gewiß, daß das britiſche Miniſterium das enge Bündniß Frankreichs mit Aegypten, oder wenn man lieber will, mit der Pforte, nicht mit gleichgültigen Augen anſehen kann, und daß es ſich alſo jetzt entſcheiden muß.

Nach dem eben Geſagten läßt ſich ſehr leicht ſchlieſſen, welches der eigentliche Grund der oberwähnten anſcheinenden Ruhe Englands ſein mag. Sie gleicht einem Feuer, das durch unterirdiſche Kanäle fortſchleicht, bis es endlich in helle Flammen ausbricht, und alle ſich ihm darbietende Gegenſtände verzehrt. Seine gegenwärtige Unbeweglichkeit und Unthelnahme iſt Kalkul, und alſo ſehr weſentlich von der Erſchöpfung Griechenlands und anderer Staaten verſchieden. Während Frankreich und Oeſterreich, ja ſelbſt Rußland ihm in Oſten die Vorhand abzugewinnen ſcheinen, miſcht es mit erſtaunlicher Behendigkeit im Weſten die Karten, und bereitet ſich dort ein Spiel, mit welchem es, über kurz und lang, dem geſammten Europa ein kräftiges Va banque wird zurufen können. Nächſtdem hat es aber die Angelegenheiten Griechenlands auch nicht einen Augenblick aus dem Geſichte verloren, und Stratford-Cannings Ankunft zu Konſtantinopel wird bald ſeine neuen Pläne enthüllen.

Frankreichs Ruhe iſt der Englands einigermaßen ähnlich, wie man denn überhaupt in der letzten Zeit das Beſtreben des franzöſiſchen Miniſteriums zu bemerken glaubt, das Verfahren des engliſchen ſo viel als möglich nachzuahmen, vorzüglich ſeitdem es bemerkt hat, wie ſchwer, ja man möchte faſt ſagen, wie unmöglich es ſei, mit ihm zu rivaliſiren. Die britiſche Politik hatte ſehr wohl vorausberechnet, daß Frankreich in Spanien ſich nur ſchwächen könne, daß Oeſterreich und Rußland mit den griechiſchen Angelegenheiten ſich beſchäftigen müſſe, und daß es daher in Amerika thun dürfe, was es wolle. Das ſieht man nun wohl freilich ein, aber leider iſt es zu ſpät, um das Geſchehene ungeſchehen zu machen. So wahr iſt es, daß die Bekriegung der Wahrheit und Vernunft immer ſeine eigene Strafe mit ſich führt.

Iſt nun auch Huskiſſons Verſuch, Frankreich zur Aufhebung des Verbotſyſtems zu bewegen, und mit England einen beſondern Handelsvertrag abzuſchlieſſen, nicht gelungen, und darf man das als einen Rückfall in den alten Paroxismus betrachten, ſo iſt doch vorauszuſehen, daß er nicht von langer Dauer ſein werde, und daß entweder die Verrechnung der drei Prozente, oder die neu zu ergreifenden Maasregeln Englands, oder endlich die nächſte Sitzung der franzöſiſchen Kammern (von deren Auflöſung man ſelbſt hin und wieder ſchon geſprochen hat) ihn beſeitigen werden. — Die zu Paris mit Haiti abgeſchloſſene Anleihe iſt zu 80 abgeſchloſſen worden, und folglich vortheilhafter ausgefallen, als die mit den ſüdamerikaniſchen Staaten, und ſelbſt als die mit Frankreich, als es derſelben bedurfte, woraus ſich ergibt, daß dieſe Negerrepublik doch ſchon einige Stabilität haben müſſe. — Die franzöſiſche Regierung will auf Madagaskar eine Strafkolonie, wie die engliſche zu Botanbay, errichten. — Der Pariſer Griechenverein hat einen neuen Abgeordneten, mit beſondern Inſtruktionen verſehen, nach Griechenland geſendet. — Am 12 November iſt der junge Las Caſes meuchelmörderiſch angefallen worden. Gleich darauf iſt der Gefängnißwärter von St. Helena, Hudſon Lowe, der in der Nähe von Verſailles privatiſirte, nach Frankfurt abgereiſet. — Am 10 November haben die Prozeſſe wegen irreligiöſer Tendenz gegen den Conſtitutionnel und Courrier begonnen. Faſt zu gleicher Zeit ſind die drei Prozente auſſerordentlich gefallen.

Spaniens Lethargie, die freilich nicht anſcheinend, ſondern ſehr reell genannt werden darf, iſt neuerdings durch einen kleinen Fieberſchauer oder ſo dergleichen augenblicklich unterbrochen worden. Zea Bermudez hat ſein Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten verloren, und Infantado hat es übernommen. Das hat nun eben nicht viel zu bedeuten, denn es iſt vorauszuſehen, und die erſten Maasregeln des neuen Miniſters haben dieſe Vermuthung bereits gerechtfertigt, daß der Gang der ſpaniſchen Angelegenheiten eben keine weſentliche Veränderung erleiden werde, ausgenommen, daß vielleicht die apoſtoliſche Junta einen noch größern Einfluß gewinnen könne,

Digitized by Google

als ſie bisher gehabt hat. Mitte Oktobers haben häufige Verſammlungen ſtatt gefunden, um ſich über Vorſchläge von Seiten Mexiko's, deren Leitung England übernommen hatte, zu berathen. Nächſtdem hat der weiſe Rath von Kaſtilien ein neues Amneſtiegeſetz der Konſultationsjunta geradezu verworfen.

Daß der ehemalige Miniſter Cruz zu Bordeaux nach Amerika ſich einſchiffen und den Befehl einer zu bildenden Armee, die gegen den amerikaniſchen Kontinent gebraucht werden dürfte, übernehmen ſolle, iſt als gewiß zu betrachten. Deshalb wird auch eine neue Expedition für Havanna ausgerüſtet, worüber ſich die engliſchen Zeitungen nicht wenig luſtig machen, indem ſie den franiſchen Ernſt in Rede ſtellen, der mit einer Hand voll Landſtreichern und mit Gewalt zuſammengerafften Menſchen einen ganzen mächtigen und freien Welttheil bekriegen wolle, während er im Innern ſeines eigenen Landes die beſtändigen Unruhen und Gährungen nicht zu unterdrücken vermag. Die franzöſiſchen miniſteriellen Blätter bringen dagegen in Vorſchlag, daß Spanien nur einen Handelsvertrag mit Amerika abſchließen, und die Unabhängigkeitserklärung auf unbeſtimmte Zeit verſchieben ſolle. Man bemerkt in dieſem Vorſchlag eine eben ſo große diplomatiſche Unbehilflichkeit, als ein kleinliches Intereſſe, dem es ſelbſt am nöthigen Takte gebricht, ſich beſſer zu verbergen.

Die letzten Ueberreſte der ſpaniſchen Armeen in Amerika ſind am Bord einer engliſchen Fregatte zu Cadix angekommen. Sie beſtehen aus etwa ſiebenzig Offizieren von allen Graden, einem Feldprediger und zwanzig Unteroffizieren und Soldaten, weil die meiſten von dieſen letztern es vorgezogen haben, Dienſte bei den neuen Republiken zu nehmen. — Die durch die königlichen Freiwilligen verurſachten Unordnungen vermehren ſich, ſtatt ſich zu vermindern. Sie halten ihre Zuſammenkünfte gewöhnlich im Kaffeehauſe Barrio Nuevo, wo ſie einen recht eigentlichen Klubb gebildet haben. — Die Entfernung Zea's aus dem Miniſterium hat an vielen Orten, vorzüglich aber zu Salamanca, Saragoſſa und Pamplona, Veranlaſſung zu vielen Unruhen gegeben. Zudem iſt die Einigkeit im jetzigen Miniſterium nichts weniger als vorherrſchend, und Colomarde bildet gegen Infantado dieſelbe Oppoſition, die er gegen Zea in Anwendung gebracht hatte. — Am 5 November iſt der König nach Madrid gekommen, wo er den Winter über bleiben will.

Die Ruhe, deren ſich Amerika erfreut, iſt die des Glücks, des Friedens, der Erwerbung neuer Kräfte. Sie iſt folglich in dem Allem ſehr weſentlich von der faſt aller europäiſchen Staaten verſchieden. Auf die feſte Baſis ſeiner Unabhängigkeit, auf welche ſich jetzt alle ſeiner einzelnen Theile ſtützen, führt der transatlantiſche Welttheil das Gebäude ſeiner nahen Größe auf. Schon hat der Offenſiv- und Defenſivtraktat, den die neuen Republiken früher unter ſich abgeſchloſſen hatten, ein innigeres Ganze aus ihnen gebildet, das nun der Kongreß von Panama mit dem Schlußſteine krönt. Dieſe Konföderation der ſechs neuen Staaten, nämlich la Plata, Chili, Peru, Columbia, Mexiko und Zentral-Amerika (Guatimala), iſt eins der wichtigſten Ereigniſſe in der neueren Geſchichte, das von den ergebnißreichſten Folgen ſein kann und wird.

Durch die Anerkennung der Unabhängigkeit Braſiliens, von Seiten Portugals, iſt noch ein Volk mit dem vitilichen Gewande bekleidet worden. Das Mutterland, auf alle ſeine Rechte verzichtend, behält ſich nur einen eiteln Titel vor, der ihm nicht einmal mehr von diplomatiſchem Nutzen ſein kann. Die Mächte des alten Europa laſſen ihren Händen jene überfeeiſchen Sklavenländer entrinnen, die ſie ihre Kolonien nannten. — Zu Mexiko, wo man vor einiger Zeit eine Pfaffenverſchwörung gegen die Regierung des Landes entdeckt hatte, der zufolge der bekannte ſpaniſche Infant Don Carlos zum Kaiſer ausgerufen werden ſollte, iſt nun wieder Alles zur gewohnten Ordnung zurückgekehrt. — Cockburn iſt zum engliſchen Geſandten in Columbia ernannt worden. — Einen geheimen franzöſiſchen Agenten hat man zu Mexiko verhaftet. — Zu Santa Martha hat ſich eine Geſellſchaft zur Ausrüſtung von fünfzig Korſaren gebildet, welche die ſpaniſchen Küſten umſchwärmen und den Verkehr der Halbinſel mit Cuba unterbrechen ſollen. Auf dieſer Inſel ſelbſt dauern die Gährungen, Verhaftungen und Hinrichtungen fort. — Die Einfuhr aller franzöſiſchen Waaren iſt in Mexiko verboten worden, und es iſt vorauszuſehen, daß dieſelbe Maasregel auch in den übrigen Republiken ſtatt finden werde. — General Rodil hat ſich erboten, zu kapituliren und Callao zu übergeben. — Die vereinigten Staaten von Nordamerika wollen ein Anleihen von 10,400,000 Dollar zu 4½ Prozent eröffnen, um die bisherigen 6 Prozent dadurch abzuſchaffen.

In Italien, wo man ſo zu ſagen ſehr ruhig iſt, wenn die Geſundheit des heiligen Vaters und die Verhaftung der Straßenräuber nichts mehr zu fürchten übrig läßt, hat ſich dennoch Sardinien plötzlich entſchloſſen, den afrikaniſchen Korſaren ein wenig den Krieg zu machen und ihnen den Daum aufs Auge zu ſehen. Demzufolge ſind einige Schiffe nach Tripolis geſegelt, um die Stadt einige Stunden lang zu beſchießen, ein oder zwei Schiffe zu verbrennen, und den Paſcha zu einem ehrenvollen Frieden zu zwingen.

In Deutſchland endlich, das längſt einer ſehr heilſamen Ruhe genießt, hat Oeſterreich ein neues

Digitized by Google

Anleihen von 25 Millionen Gulden mit dem Hause Rothschild abschliessen wollen, welches letztere jedoch diesen Antrag nach reiflicher Erwägung ablehnen zu dürfen sich berechtigt geglaubt hat. — Die Regierung des Königs Ludwig von Baiern hat sich unter den günstigsten Aufspizien eröffnet. Bereits sind bedeutende Ersparungen in der Armee, in der öffentlichen Verwaltung und im königlichen Hauswesen selbst, in Anwendung gebracht worden. — In Ludomerien und Gallizien ist der Landtag zusammenberufen worden. — In Preußen sind die Verhandlungen der Landstände von 1824 bekannt gemacht worden.

Häckerling.

Im Jahre 1763 wurde zu Cremona eine Frau beschuldigt, ihren Mann umgebracht zu haben, über dessen plötzliches Verschwinden sie keine nähere Auskunft zu geben vermochte. Anfänglich läugnete sie zwar dies entsetzliche Verbrechen; aber nachdem sie auf die Tortur gespannt worden war, gestand sie es ein. Man machte kurzen Prozeß mit ihr, und sie wurde gehängt. Einige Tage nach der Exekution erschien der Mann auf einmal wieder. Er hatte in wichtigen Handelsgeschäften, bei deren Gelingen es vorzüglich auf Geheimhaltung seiner Absichten ankam, schnell eine Reise unternehmen müssen, und also selbst nicht einmal seine Frau davon unterrichten dürfen. Er beschwerte sich laut über den vorschnellen Eifer der Obrigkeit, und verlangte wenigstens die Ehrenrettung der gerichtlich Ermordeten. Der Casus war einigermaßen verwickelt; aber weil Richter nie Unrecht haben dürfen, so fand man den Ausweg, den Mann nicht als solchen anzuerkennen und für einen Betrüger zu halten, weil er ermordet sein solle, sintemalen die Obrigkeit es also wolle. Er suchte umsonst zu beweisen, daß er wirklich der sei, für den er sich ausgebe, umsonst zeugte die halbe Stadt für ihn, es wurde ein Verhaftsbefehl gegen ihn geschleudert, und er mußte einen Ort verlassen, wo die Richter bereit waren, ein zweites Verbrechen zu verüben, nur um ihren begangenen Irrthum nicht einzugestehen.

Die Geschichte aller Staaten und Völker beweist, wie oft große Wirkungen durch kleine Ursachen veranlaßt worden sind. Wer sollte glauben, daß der abgeschorne Bart Ludwigs VII von Frankreich die Veranlassung dreihundertjähriger Kriege geworden ist? Dieser Umstand ist folgender: Der benannte König hatte 3500 Menschen aus der Champagne, die sich in die Kirche von Vitry geflüchtet hatten, verbrennen lassen. Er empfand darüber bald eine so große Reue, daß Peter Lombard, Bischof von Paris, kein anderes Mittel sah, ihn zu beruhigen, als ihm vorzuschreiben, seinen hübschen Bart zur Versöhnung seiner Schuld abzuschneiden. Der König gehorchte, und der Prälat verrichtete bei dieser Gelegenheit selbst das Amt eines Bartscherers Seiner Majestät, welche darob vollkommen beruhigt wurde. Aber der Königin Eleonora von Guyenne gefiel das bartlose Kinn ihres hohen Gemahls nicht mehr, und sie ließ sich von ihm scheiden, nahm ihre reichen Erbgüter wieder zurück, und vermählte sich bald darauf mit Heinrich, Herzog der Normandie, der später den englischen Thron bestieg. Er bekriegte Frankreich und war glücklich. Seine Nachfolger setzten den Krieg mit geringerem Erfolg fort, der bis unter Karl VII. dauerte, wo die Engländer gänzlich geschlagen wurden.

Theophrast spricht von einer Klasse Menschen, die den Stolz bis zur Lächerlichkeit trieben. Das waren die Eupatriden oder athenensischen Patrizier. Sie fanden die Straßen und öffentlichen Plätze für sich zu enge, und beklagten sich, überall so viel „gemeinem Volk" zu begegnen.

Vor einigen Jahrhunderten gehörte es zum guten Ton, nicht schreiben zu können. Ein Edelmann, oder so dergleichen, faßte die Feder wie einen Degenstiel an und krazte ein sogenanntes Kreuz unter die Aktenstücke, die seiner Unterschrift bedurften. Es wurde sodann beschleunigt, daß sein signum crucis authentisch sei. Daher kommt es, daß man heut zu Tage noch sagt: und hat, oder haben unterzeichnet u. s. f. Der Notar fügte sodann hinzu: „Hat erklärt, daß in seiner Eigenschaft eines Edelmannes er nicht schreiben könne."

Russische Literatur.

Bibliographische Blätter. Herausgegeben vom Hofrath Peter von Köppen. St. Petersburg, 1825. In 4.

Diese Zeitschrift soll den Russen als ein „vollkommenes, chronologisches Repertorium der neuen russischen Literatur" dienen. Sie wird summarische und unpartheiische Rezensionen neuer Bücher enthalten, die Arbeiten der gelehrten Gesellschaften oder der Versammlungen bekannt machen, in denen die Vervollkommnung der Künste und der Industrie behandelt wird, so wie alle Entdeckungen über geschichtliche und philologische Gegenstände, u. s. f. Die gegenwärtig in Rußland und in russischer Sprache erscheinenden, periodischen Schriften sind folgende: 1) Zu St. Petersburg: der asiatische Bote, der Wohlmeinende, Zeitschrift der freien Künste, Zeitschrift der kaiserlichen philanthropischen Gesellschaft, Zeitschrift

Digitized by Google

der Manufakturen und des Handels, Anzeigen über die Fortschritte des Volksunterrichts, Neuigkeiten der russischen Akademie, Neuigkeiten der Literatur, der Nationalanzeiger, technologische Zeitschrift, der Nacheiferer der Aufklärung und Wohlthätigkeit, der Sohn des Vaterlandes, die Archive des Norden, die Blätter der freien ökonomischen Gesellschaft, der Führer in der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Technologie, die christliche Lektüre, der Siegel auf Immobilien, die Handelszeitung, die Bekanntmachungen des Senats, der russische Invalide, die akademische Zeitung, der Preis-Courant, die Senatszeitung, die nordische Biene. 2) Zu Moskau: der europäische Bote, die Frauenzeitung, die Anzeigen für Pferdeliebhaber, historische, statistische und geographische Zeitschrift, der Telegraph, das neue Magazin der Naturgeschichte, Chemie, Physik und der ökonomischen Wissenschaften, der russische Bote, Schriften in Prosa und in Versen, die Zeitung von Moskau. — II. Periodische Schriften in deutscher Sprache: 1) Zu St. Petersburg, Petersburger Zeitung, akademische Zeitung, Senatszeitung, Handelszeitung, Preis-Courant. 2) Zu Dorpat: Neues Museum der deutsch-russischen Provinzen, Zeitung von Dorpat. 3) Zu Libau: Wochenblatt. 4) Zu Mittau: Denkwürdigkeiten der Kurländischen Gesellschaft der Literatur und Künste, Neuigkeiten, allgemeine Zeitung. 5) Zu Pernau: Wochenblatt. 6) Zu Reval: Wochentliche Anzeigen. 7) Zu Riga: Medizinisch-pharmaceutische Blätter, Blätter der baltischen Provinzen, Wochenblatt, der Zuschauer, die Rigaer Zeitung, Anzeigen. — III. Periodische Schriften in polnischer Sprache: Zeitung von Wilna, Wohlthätigkeitszeitung, Anzeigen der medizinischen Gesellschaft zu Wilna, der lithauische Kurier. — IV. Periodische Schriften in lettischer Sprache: Lettische Zeitung von Mitau, lettische Zeitung von Liefland. — V. Periodische Schriften in esthnischer Sprache: Wochenblatt für die Landleute, offizielles Neuigkeitsblatt, Schriften zur Kenntniß der esthnischen Sprache. — VI. Periodische Schriften in französischer Sprache: 1) Zu St. Petersburg: Denkwürdigkeiten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Zeitung von Petersburg. 2) Zu Odessa: Journal von Odessa, oder Handelskurier von Neu-Rußland. — VII. Periodische Schriften in englischer Sprache: Preis-Courant zu Kronstadt. — VIII. Periodische Schriften, in mehreren Sprachen zugleich herausgegeben: das Kindermuseum zu Petersburg, in russischer, deutscher und französischer Sprache. — IX. Musik: die nordische Harfe, u. s. f.

Nordamerikanische Literatur.

New ideas on population. — Neue Ideen über Bevölkerung, nebst Bemerkungen über Malthus und Godwins Theorien. Von Everett, Geschäftsträger der vereinigten Staaten in den Niederlanden. Boston, 1823. Ein Band in 8. von 125 Seiten.

Die Fragen in Hinsicht der Zunahme der Bevölkerung, und ihrer Wirkungen auf das Glück und die Vervollkommnung der Gesellschaften, werden in Europa durch ein Gefühl dringender Nothwendigkeit, und in Amerika aus Vorsicht, aufgestellt. Der Verfasser beobachtete in Europa und hatte nichts für sein Vaterland zu befürchten. Es würde ein Glück für die Menschheit sein, wenn Malthus und Godwin in ihren Darstellungen sich getäuscht hätten. Nach ihnen sind die gesellschaftlichen Einrichtungen die Quellen aller Uebel, und nicht im geringsten dazu geschaffen, um sie zu vermindern. Everett denkt, wo nicht das Gegentheil, doch daß man selbst von mangelhaften Einrichtungen noch Vortheil gewinnen könne, wenn man diese nur befolgen wolle. Er meint, daß die Zunahme der Bevölkerung auch das Glück der Gesellschaft vermehre, was in Hinsicht auf Amerika, und auf alle durch weise Gesetze regierten Länder, sehr wahr sein mag. Unglücklicherweise ist die Gemeinschaft der Ideen zwischen Europa und Amerika eben nicht groß, und während trostreiche Lehren uns von dort zugekommen, sehen wir ganz entgegengesetzte Lehrsätze tiefe Wurzeln schlagen, sehen wir die Gesetzgebung der Martern und Todesstrafen, die Verfügungen zur Beschränkung aller Freiheit und Wissenschaft, endlich ein Verbietungs und Bedrückungssystem, das die letzten Lebensfunken der alten Macht Europas erstickt.

A topographical and statistical Manual of the state of New-York. — Topographisch-statistisches Handbuch vom Staate Neu-York. — Ein Band in 8. von achtundachtzig Seiten.

Im Jahr 1731 zählte man 50,281 Seelen im ganzen Umfange des Staats von Neu-York, und neunzig Jahre nachher, das heißt, im Jahr 1821, belief sich die Bevölkerung desselben Staats auf 1,872,812 Seelen, folglich eine Zunahme von 1,822,531 Seelen. Die Vermehrung von 1810 bis 1820 belief sich auf 413,703 Seelen, die sich in 161 neuangelegten Städten und 315 in bis dahin unbewohnten Gegenden erbauten Dörfern niedergelassen haben. Die ausserordentlichste Zunahme stellt der Flecken Lockport in der Grafschaft Niagara dar. Im Juli 1822 wohnten nur drei Familien dort. Fünf Monate später befanden sich daselbst zwei Apotheker, vier Kaufleute, fünf Gastwirthe, 50 Häuser, 337 Einwohner und eine Zeitung.

Digitized by Google

1790 zählte man in New-York 51,324 Sklaven, die 1820 auf die Hälfte reduzirt waren. Mit 1827 hört die Sklaverei gänzlich auf. Die Miliz dieses Staats besteht aus 136,709 Mann, wovon 8622 Kanoniere und 5418 Kavalleristen. Die innere Schiffahrt breitet immer mehr sich aus. Die Zahl der die Schulen besuchenden Kinder macht ungefähr das Viertel der ganzen Bevölkerung aus.

Notes on Mexico. — Noten über Mexiko. Gesammelt im Herbst 1822. Nebst einem historischen Abriß der Revolution u. s. f. Von einem Bürger der vereinigten Staaten (Poinsett). Philadelphia, 1824. Bei Carey und Lea. Ein Band in 8. von 352 Seiten.

Mexikos Lage verbessert sich von Tag zu Tag, die innern Zwiste sind beseitigt, Iturbides Tod hat der Freiheit und Unabhängigkeit des neuen Staats die letzte Garantie gewährt. Das gegenwärtige Föderativsystem, dem der vere nigten Staaten von Nordamerika nachgebildet, ist bis jetzt nur ein Versuch, und es ist zweifelhaft, daß es vollkommen gelingen könne, weil der Uebergang vom härtesten Despotismus zur ausgedehntesten Freiheit zu rasch und plötzlich ist.

Englische Literatur.

An inquiry into the present state of the civil law in England. — Nachforschungen über den gegenwärtigen Zustand der bürgerlichen Gesetzgebung in England. Von John Miller. London, 1825. Ein Band in 8.

Dies Werk hat bei allen denen, die sich mit der Vervollkommung der bürgerlichen Gesetzgebung in England beschäftigen, oder daran Antheil nehmen, großes Aufsehn erregt. Es ist das erste Buch, das offen und frei die mangelhaften Grundsätze der Gesetze und Institutionen angegriffen hat. Der Verfasser ist Advokat beim Kanzleigerichte, und es ist ihm daher nicht schwer geworden, alle Mängel zu durchschauen und mit bewunderungswürdiger Genauigkeit diejenigen Theile anzugeben, die einer schnellen Verbesserung bedürfen.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

— Der berühmte preußische Kriminaldirektor Kamptz hat eine Uebersicht der Schurkenstreiche und Verbrechen herausgegeben, welche in den königlich preußischen Staaten verübt worden sind. Den ersten Rang, in Hinsicht der Moralität, nimmt die Provinz Pommern ein, wo man auf 4760 Individuen nur einen Verbrecher zählt. Im letzten Range befinden sich die Städte Köln (am Rhein), Aachen, Düsseldorf und Münster, wo man einen Verbrecher auf 400 Individuen rechnet. Mit der Spitzbüberei findet derselbe Fall statt. Von 6432 ehrlichen Pommern und 3000 Ost- und Westpreußen, Schlesiern, Polen, Lausitzern, Sachsen, Brandenburgern u. s. f. findet sich kaum Einer, dahingegen von 800 Einwohnern von Trier und Coblenz, und selbst von 400 Bewohnern von Aachen, Düsseldorf, Köln und Münster, immer Einer ein Dieb ist. Zu Aachen und Köln rechnet man einen Mord auf 60,000 Individuen und auf 35,000 in Sachsen und Münster. Im Distrikt von Maciennerwerder hingegen ist von 25,000 Individuen immer eins ein todtschlagendes oder konsumirendes, wie die Ueberschrift sagt.

— Der Kapitän Franklin, der die Landerpedition nach dem nördlichen Eismeer unternommen hat, und vor Kurzem abgereiset ist, hat ein so leichtes Boot mit sich genommen, daß es braucht in mehrere sehr kleine Stücke zerlegt werden und in Mäntel gemacht, oder selbst in die Tasche gesteckt werden kann. Bedarf man seiner, so kann es in wenigen Minuten wieder zusammengefügt werden, und man ist alsdann im Stande, die stärksten Ströme damit zu überschiffen.

— Der englische Reisende Cattelough sagt in seiner „Reise durch Südamerika", daß man sich zu Lima im Jahr 1823 nicht erinnerte, seit vierzehn Jahren einmal Regen gehabt zu haben. Dies Phänomen mag dem starken Luftzuge zuzuschreiben sein, der durch die große Kette der Cordilleren gebildet wird, und der die Wolken rasch über das darunter befindliche Land hinweg auf den Ozean treibt, wo sie der beständige Südwind mit sich fortreißt. Der Mangel an Regen wird durch starke Nebel und Nachtthaue ersetzt.

— Die Fortschritte der Zivilisation in Australien sind sehr rasch, und die englischen Niederlassungen gewinnen eine immer größere Ausdehnung. Zu Sydney und zu Paramatta hat man im vorigen Jahre eine Sternwarte, eine Bank, eine Landwirthschaftsgesellschaft, eine presbyterianische Kirche, eine Gesellschaft für den Religionsunterricht, eine Zeitung, einen Kalender, für die geographische Lage der Insel berechnet, und eine Diligence, die regelmäßig zwischen den beiden Städten hin und her geht, etablirt. Man baut dort die Madera-Rebe, den neuseeländischen Lein, den Tabak und den Oelbaum. Die Merinosschafe gedeihen ganz vortrefflich und sind sehr zahlreich.

— Neuerlich sind in Kanada zwei direkt aus China kommende Schiffe, die ersten aus jener Gegend, angekommen. Sie waren mit Thee beladen, hatten England am 24 August 1824 verlassen, sich in Zeit von fünf Monaten nach Canton begeben, und waren von dort ebenfalls in fünf Monaten nach Kanada gegangen. Das sind die ersten Früchte der beglückenden Handelsfreiheit, von der England ein so nachahmungswürdiges Beispiel aufgestellt hat.

— Die Gräfin Sophie Stroganow, geborne Fürstin Galizin, der sehr große Schmiedehämmer im Gouvernement Perm gehören, hat mit höherer Bewilligung ein Minen-Institut in Petersburg gestiftet, in welchem Kinder aus den untern Klassen in allem Nothwendigen unterrichtet werden sollen, um gute Schmiedehammer-Direkteren aus ihnen zu machen. Der Unterricht dauert drei Jahre und ist sehr mannigfaltig. Nach dem Studium folgt ein praktisches Lehrjahr. Der berühmte Professor Sokolow ist Oberaufseher dieser Anstalt.

Digitized by Google

Literarische Anzeigen.

Von H. Zschokke's Schriften ist nun der 15te, 16te, 17te und 18te Band an sämmtliche resp. Abonnenten und Buchhandlungen versandt worden; die übrigen sechs Bände werden bis Ende Jänner nachgeliefert, und bis dahin bleibt der Subscriptionspreis für vierundzwanzig Theile auf halbweißem Papier à 12 fl. und auf weißem Papier à 16 fl. noch offen. Auch wird alsdann die nähere Anzeige erfolgen, welche Schriften des Herrn Verfassers noch in einigen Supplementbänden nachgeliefert werden sollen, um dem allgemeinen Wunsch für die möglichste Vollständigkeit dieser Sammlung zu entsprechen.

Auch ist der vierte Band von der zehnten Auflage von den Stunden der Andacht in größerm Druck fertig erschienen, und es sind nun ganz vollständige Exemplare in vier Bänden, welche die acht Theile enthalten, in allen Buchhandlungen à 6 fl. oder 9 Fr. zu haben. Eben so sind von der neunten Auflage in Bibeldruck, alle acht Bände in zwei Bände vereint, auf weißem Papier à 5 fl. 30 kr. oder 8 Fr. noch Exemplare durch alle Buchhandlungen zu haben. Von der neunten wie von der zehnten Auflage werden auch noch Exemplare dutzendweis zu den bekannten Partiepreisen pr. comptant an die Buchhandlungen erlassen. Man findet bei mir auch sauber eingebundene Exemplare von dieser zehnten Ausgabe à 12 Fr. oder 8 fl. vorräthig. Desgleichen sind noch sauber eingebundene Exemplare von der neunten Ausgabe in Bibelformat auf weißem Papier à 10 Fr. oder 6 fl. 40 kr. vorräthig zu haben. — Schon seit vielen Jahren hat man dieses schätzbare Buch zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken bestimmt, und es ist dafür stets empfehlenswerth. Für diejenigen Freunde, welche die Stunden der Andacht in ihrem Kreise fernerhin zu verbreiten bemüht sind, ist auch von der neunten zehnten Auflage ein Partiepreis von 24 fl. oder 36 Fr. für fünf Exemplare festgesetzt, und es wird das sechste Exemplar für Unbemittelte gratis beigefügt. Desgleichen werden fünf Exemplare von der neunten Auflage in Bibeldruck auf weißem Papier à 22 fl. oder 32 Fr. und auf ordinairem Papier à 16 fl. oder 24 Fr. im Partiepreis erlassen, nebst einem Freiexemplar für Unbemittelte. Man beliebe sich mit Bestellungen darauf an den Verleger zu wenden.

Die in meinem Verlag erscheinenden Zeitschriften: Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde, dritter Jahrgang 1825, à 16 Fr. à 12 fl. à 8 Thlr., und die Erheiterungen, herausgegeben von H. Zschokke, sechszehnter Jahrgang 1826, à 12 Fr. à 8 fl. 15 kr. à 4 Thlr. 20 Gr., werden ununterbrochen fortgesetzt, und die ersten Stücke gleich nach Neujahr zur Einsicht in allen Buchhandlungen bereit liegen. — Eben so wird der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote auch im Jahr 1826 seinen dreiundzwanzigsten Jahrgang antreten, und wie bisher à 30 Batzen mit Stempel, also 25 Batzen halbjährlich in allen schweizerischen Postämtern und Buchhandlungen zu haben sein.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Anzeige für Leihbibliotheken, Lesezirkel und alle Freunde der schönen Literatur.

In meinem Verlage erscheint künftigen Jahres eine fortlaufende

Gallerie neuer Original-Romane von Deutschlands vorzüglichsten Schriftstellern, redigirt von einer Gesellschaft von Gelehrten,

und zwar jährlich in vier pünktlichen Lieferungen, jede Lieferung zu drei Bänden, und jeder Band zu 16 — 20 Bogen, auf schönem, weißem Papier und saubern Druck. Man subscribirt auf jede Lieferung — Vorausbezahlung wird nicht angenommen — mit 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. Nach dem Erscheinen der ersten Lieferung, zu Ostern k. J., tritt der um zwei Drittel höhere Ladenpreis ein. Ausführlichere Anzeigen sind in jeder soliden Buchhandlung unentgeldlich zu haben.

Leipzig, im Nov. 1825.

A. Wienbrack.

W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, auf das Jahr 1826, herausgegeben von Friedrich Kind. Mit historischen und landschaftlichen Kupfern.

ist bei G. J. Göschen in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen à 5 Fr. 4 Bz., Prachtausgabe à 9 Fr. zu haben.

Unter den vorzüglichen Kupfern von Cheesemann in London, Fleischmann, Langer, Stöber ist auch eins von H. Schmidt, von dessen Meisterband das Publikum lange nichts gesehen hat. Der schriftstellerische Inhalt besteht aus mannichfaltigen Aufsätzen, Erzählungen und Gedichten von gefeierten Verfassern; darunter ist auch die letzte Arbeit von dem verewigten Contessa, ein Lustspiel: das Quartett. —

Dem Aeußern hat der Verleger die Eleganz zu geben gesucht, welche seine Achtung für das Publikum ihm zur Pflicht macht.

Zwei, vom literarischen Publikum in Deutschland mit vielem Beifall aufgenommene Werke verdienen auch hier besondere Empfehlung und sind in allen Buchhandlungen vorräthig, nämlich:

Kunst und Leben. Ein Beitrag zur Landschaftsmalerei von A. Weise. gr. 8. Halle 1825. 2 fl. 6 kr.

Die Denklehre im reindeutschen Gewande, auch zum Selbstunterrichte für gebildete Leser, von J. H. Tiefstrunk. Nebst einigen bisher noch unbekannten Aufsätzen v. J. Kant. gr. 8. Halle 1825. 2 fl. 24 kr.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 50. Zweiter Jahrgang 1825. 14. Dezember.

Karakter eines neuen englischen Geschichtschreibers, oder Lingard und Hume.

Nach dem Edinburgh-Review.

Der Doktor Lingard hat sich bereits durch mehrere nützliche Werke bekannt gemacht. Seine „Alterthümer der englisch-sächsischen Kirche" beweisen den unermüdlichen Fleiß im Gebiete der Nachforschungen und die Gelehrsamkeit des Verfassers. Seine an den Bischof von Gloucester gerichtete Gegenrede ist eine geschickte, verständige und bedachtsame Rechtfertigung der katholischen Kirche. Dies neue Werk verstärkt nun noch den Ruhm, den er sich bereits erworben hatte, und der Erfolg, der es begleitet, ist ein neuer Beweis seines Verdienstes, so wie zu gleicher Zeit des Geschmacks und der Beurtheilung des Publikums. Der Doktor Lingard hat sich unter die besten englischen Geschichtschreiber gestellt.

Um ein Buch, wie dieses, wohl zu würdigen, müßte man es mit mehr Sorgfalt und Muße durchgehen können, als wir darauf zu verwenden im Stande sind. Die Geschichte von Doktor Lingard ist die Frucht eines großen Talents, eines reichen Wissens und vieler Ausdauer. Sie ist klar und gefällig geschrieben; ihre Perioden sind harmonisch und abwechselnd, um dem Ohr zu gefallen, ohne es zu ermüden. Der Styl ist kräftig und gedrängt, niemals durch unpassende Ausdrücke geschwächt, oder durch nichtsbedeutende und überflüssige Phrasen entstellt. Wenn es ihm gleich an jener glücklichen Nachlässigkeit und jenem Ausdrucksreichthum Hume's gebricht, so gibt es dennoch keine neuere Geschichte, die den Vergleich mit der seinigen aushalten im Stande wäre. Seine Darstellung hat die Klarheit Robertsons, mit einer größern Freiheit und einem lebhaftern Farbenschmelz. Seine Diktion hat allen Schmuck Gibbons, ohne seine Affektation und Verworrenheit zu theilen.

Mit dem Verdienst der Ausdauer, genauer Kenntniß und kritischer Scharfsichtigkeit vereinigt der Doktor Lingard ein großes Talent der Darstellung, welches man selten bei den bessern Schriftstellern findet, die sich mit alterthümlichen Nachforschungen beschäftigen. Die Auswahl seiner Materialien ist in den von ihm zu Rathe gezogenen zahl- und bändereichen Werken mit vieler Umsicht geschehen, und die Anordnung trägt ein wahrhaftes Gepräge der Kunst. Gibt es einen Mangel in der Komposition seiner Geschichte, so liegt er darin, daß, wenn man anders so sagen darf, der Gang derselben zu gleichförmig ist. Er hat keine Pausen, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln, oder seine Betrachtungen zu erwecken. Man folgt ihm unmerklich, ohne zu verweilen und das zu bemerken, was interessant und merkwürdig darin sein kann, und man erreicht das Ziel der Reise mit einer unbestimmten Erinnerung der Gegenstände, an denen man vorübergegangen ist. Die wichtigsten Revolutionen gleiten an den Blicken vorüber, ohne daß man ihre Näherung, ihr Dasein und ihre Resultate verspürt.

Man muß jedoch nicht daraus schliessen, daß der

Digitized by Google

Verfaſſer es bei einer einfachen Darſtellung der Begebenheiten habe bewenden laſſen, ohne ſie zu beleuchten und ſeine Bemerkungen darüber aufzuſtellen, oder daß er ein gleichgültiger Zuſchauer der Fortſchritte und der Umgeſtaltungen der Geſellſchaft und ihrer Sitten ſei. Die Unterrichtungsmaſſe der beiden letzten Jahrhunderte benutzend, ſo wie die Arbeiten und Nachforſchungen ſeiner Vorgänger, hat er im Gegentheil viele wichtige Anekdoten, ſowohl über den Karakter, als über die Gebräuche und Inſtitutionen der Altvordern, über die Veränderung ihrer Geſetze, ihrer Konſtitution, ihrer geiſtlichen und bürgerlichen Einrichtungen, ihrer Militär- und Finanzverwaltung beigefügt. Umſonſt ſucht man jedoch hier jene allgemeinen und weitausgedehnten Anſichten, jenen Scharfſinn, jene erhabenen Lehren politiſcher Weisheit, jene tiefe Kenntniß der menſchlichen Natur, jene ruhige Philoſophie, jene unparteiiſche Abwägung der Meinungen, die an Hume uns erfreuen und unterrichten.

Bei ernſten und wichtigen Fragen, wo die Gerechtigkeit oder der Vortheil der zu nehmenden Entſcheidung zweifelhaft blieben und beſtritten werden konnten, war es die Gewohnheit dieſes großen Geſchichtſchreibers, die Schlußfolgen aufzuſtellen, die von beiden Seiten vorausgeſetzt werden konnten, und um ſeinen Diskuſſionen eine mehr hiſtoriſche Form zu geben, war es nichts Seltenes, daß er ſie alſo einkleidete, als wenn ſie wirklich ehemals von den entgegengeſetzten Parteien unterſtützt worden wären. Lingard tadelt dieſe Darſtellungsweiſe, und behandelt ſie als eine Fiktion. Wir ſind überzeugt, daß Hume dabei niemals die Abſicht gehabt hat, das Publikum zu hintergehen, und wir zweifeln ſehr, daß es irgend einen Leſer gebe, der ſo beſchränkt ſein könne, zu glauben, daß die mit in die Geſchichte verwebten Diskuſſionen wirklich ſo ſtattgefunden haben. Wir haben ſie immer als politiſche Diſſertationen betrachtet, die auf alle Zeiten und auf alle Länder anwendbar gemacht werden können, eine Aehnlichkeit, die ſie in dieſer Hinſicht mit Livius haben. In dem Glauben, daß es der Zweck der Geſchichte ſei, den Geiſt mit wahrer Wiſſenſchaft zu bereichern, und nicht allein nur das Gedächtniß mit Begebenheiten anzufüllen, haben wir ſie mit vieler Sorgfalt, und vielleicht nicht ohne Nutzen, ſtudirt. Hume zog ſie freilich nicht aus Mönchskroniken, in denen Lingard ſie wahrſcheinlich umſonſt aufgeſpürt hat, ſondern aus dem Schatz ſeines eigenen Verſtandes. Dieſe Betrachtungen Hume's ſind ſo treffend, ſo wahr und doch zugleich auch ſo natürlich in ſeinen bewundernswürdigen Gemälden, daß, obgleich keine Autorität ſie in den zeitgenöſſiſchen Annalen beſtätigt, wir doch nicht umhin können, zu vermuthen, daß ſie Gefühle und Ideen, nicht allein von Staatsmännern und Parteien, denen er ſie zuſchreibt, enthalten, ſondern auch von Politikern und Völkern aller Zeiten, die der Lauf der Dinge in ähnliche Lagen verſetzt hat.

Was die dramatiſche und pathetiſche Darſtellung betrifft, ſo kann Lingard durchaus nicht mit Hume verglichen werden; ſo wie er ihm in moraliſcher Hinſicht untergeordnet iſt. Unglücklich zu ſein, war bei jeder Veranlaſſung genügend, Hume's Sympathie zu erregen, und um ſeinen Unwillen zu erregen, durfte ſich ſeinen Blicken nur eine Szene der Grauſamkeit, der Heuchelei, der Ungerechtigkeit darbieten. Lingard hat das Talent der pathetiſchen Beſchreibung nicht. Seine Menſchlichkeit ſchläft oft ein, wenn nur Laien dulden, und ſein Unwille gegen Unterdrücker ſprüht nur ſelten auf, ausgenommen wenn Glieder der Kirche ihre Opfer ſind.

Der eine Geſchichtſchreiber hat ſeine Fehler, wie der andere. Hume wird einer kleinlichen Parteilichkeit für die Könige angeklagt. Der Doktor Lingard hingegen betet einen noch eiferſüchtigern Götzen, die Kirche, an.

Wie paradox auch die Meinung ſein mag, ſo hat es uns immer geſchienen, daß Hume der republikaniſchen vor der monarchiſchen Regierungsform den Vorzug gebe. Aber obſchon er in der Theorie Republikaner war, ſo kann man doch keineswegs abläugnen, daß ſeine Geſchichte der Volkspartei nichts weniger als günſtig war. Aus Temperament und Karakter war Hume allen Unruhen und Gewaltſtreichen abgeneigt; deshalb hatte er ſich in den bürgerlichen Zwiſtigkeiten viel lieber auf die Seite derjenigen geſtellt, die ſich vertheidigten, als derer, welche angriffen. Das iſt überhaupt die Stellung einer Regierung, die ſich in Oppoſition mit ihren Unterthanen befindet. Die Uſurpationen der beherrſchenden Macht ſind gewöhnlich langſam und faſt unmerklich. Sie verſchert ſich der Rechte des Volks ohne Tumult, ohne Konfuſion, unter der Larve des öffentlichen Beſten. Das Beſtreben des Volks hingegen, ſeiner Rechte wieder Meiſter zu werden, iſt raſch, unvermuthet und gewaltſam. Von dem tiefen Gefühle der Unterdrückung gereizt, führt es unausbleiblich zum Bürgerkriege. Zudem hatten Brady's Worte Hume's Urtheilskraft beſtochen, und ihm falſche Ideen über die alten Rechte der Krone beigebracht.

Und obgleich er überall geneigt iſt, die Rechte der Krone, dem Volke gegenüber, zu vertheidigen, ſo gibt es doch vielleicht keinen Geſchichtſchreiber, der mehr als er alle Wohlthaten der bürgerlichen Freiheit zu würdigen verſteht. Niemand hat mit einer feierlicheren Beredſamkeit die Sache der Menſchheit und der allgemeinen Duldung verfochten, Niemand hat ſich theilnehmender für jene Kämpfe bezeigt, deren Zwecke

Digitized by Google

Freiheit und Beschränkung der beherrschenden Gewalt waren. Es ist unmöglich, die erhabene Stelle zu lesen, in der er die Eröffnung des großen Parlamentes beschreibt, und mit eben so vieler Kraft als Wahrheit die ausgezeichneten Bürger schildert, die sich darin versammelten, um die alte Kraft ihres Vaterlandes wieder zu verjüngen, ohne seine Bewunderung für ihr Genie zu theilen, und ihnen denselben Beifall zu gewähren, den er ihren Entwürfen zollt. Selbst wenn sich Hume von der Sache der Freiheit zu entfernen scheint, so entdeckt man doch niemals in ihm einen Apostaten der Grundsätze, auf welche sich jene begründet. Niemals würdigt er mit dem Zauber seiner Beredsamkeit die zurückstoßenden Grundsätze der Sklaverei auszuschmücken. Er unterläßt es nie, mit Verachtung und Unwillen alle Apologien zu Gunsten der Grausamkeit oder der Ungerechtigkeit zu rügen, und es ist ihm gleich, ob weltliche oder geistliche Personen, ob Könige oder Demagogen dadurch verdammt werden.

Mit allen diesen Bemerkungen über den Karakter Hume's, als Geschichtschreiber betrachtet, sind wir jedoch weit entfernt, seine „Geschichte der Stuarts" rechtfertigen zu wollen. Wir kennen Alles, was ihm in Hinsicht des vorzüglichsten Verdienstes eines Geschichtschreibers gebricht, nämlich die Treue und die Ehrfurcht für die Wahrheit. Man könnte Gründe anführen, aber keine genügende Entschuldigung für seine Parteilichkeit zu Gunsten einer unglücklichen Familie, die so vieler Irrungen und Fehler sich schuldig machte, und die viel weniger gute Eigenschaften in sich vereinigte, als irgend eine der andern Familien, die den englischen Thron eingenommen haben.

Aber die Irrthümer und die Vorurtheile seiner Erziehung abgerechnet, scheint der große Fehler Hume's, als Anhänger der Freiheit und der Volksregierung, in einem unüberwindlichen Abscheu gegen Alles, was auch nur augenblicklich die Ruhe und Ordnung der Gesellschaft stört, zu bestehen. Von der Wildheit der bürgerlichen Kriege ermüdet, die Heuchelei der Einen und den Ehrgeiz der Andern auf gleiche Weise verachtend, geht sein Bestreben dahin, die Kräfte des Volkes zu paralysiren; und seine Grundsätze führen unmittelbar zur duldenden Unterwerfung. Die in seiner Schule gebildeten Zöglinge sind geneigt, die beständigen Leiden der Knechtschaft für nichts zu rechnen, und, indem sie die Ruhe einer Generation versichern wollen, opfern sie das Glück mehrerer anderer auf. Sie lieben den Despotismus nicht, und wissen die Wohlthaten der Freiheit zu schätzen; aber sie scheinen vielmehr geschaffen zu sein, sich derselben zu erfreuen, wenn sie von Andern erworben worden ist, als wenn sie dieselbe persönlich erwerben und vertheidigen sollten.

Der Doktor Lingard, wir sagen es mit Bedauern, empfindet nicht diese großmüthige Sympathie zu Gunsten der Freiheit. Das Interesse, welches er an den Kämpfen für diese Sache zu nehmen scheint, ist nur sehr matt. Er erzählt mit vieler Kälte und Steifheit die Begründung der großen Charte, denkt sich bei den Zwistigkeiten Heinrichs III mit seinem Volk nicht viel, und stellt das Resultat des unter Eduards I Regierung stattgefundenen Kampfes dar, als sei es von höchster Gleichgültigkeit. Er erhitzt sich nur dann, wenn er das Interesse der Kirche in Rede stellt, und er setzt die Glieder der Kirche selbst herab, die zur Begründung und Einführung bürgerlicher Freiheiten beigetragen haben. Er begnügt sich mit einer einfachen Phrase hinsichtlich Michel sea's und Langton's, während er mit mehreren Seiten sich nicht begnügen kann, um das Andenken Dunstans und Beckets zu preisen.

Nach Allem, was bereits über Lingard gesagt worden, ist es überflüssig, hinzuzufügen, daß er ein eifriger Anhänger der römischen Kirche sei. Aber er ist nicht allein der Fürsprecher ihres Kultus und ihrer Zeremonien, sondern auch ein eifriger Vertheidiger aller Heiligen und aller Beichtväter derselben, so wie der erklärteste Feind aller derjenigen, die es je gewagt haben, sich ihren Anmaßungen entgegenzustellen. Er gibt der klösterlichen Geistlichkeit den Vorzug vor der weltlichen, und betrachtet das Mönchsleben als die Vervollkommnung aller christlichen Tugenden.

Geographisch - historische Bruchstücke.

Der Anführer der Druſen.

Der Theil des Libanongebirges, an dem sich die Stadt Dalil-Camar befindet, wird von den Druſen, einem Volksstamme bewohnt, dessen Glaubensmeinungen, Kultus und Sitten nur sehr unvollständig bekannt sind. Die Druſen sind fast durchaus groß, schön, wohlgebaut und sehr gesund, vorzüglich die jungen Frauenzimmer, deren Gesichtsfarbe eben so frisch und zart ist, als die der Bergbewohnerinnen Schottlands. Es ist bei ihnen ein allgemeines Verbot, sich mit Fremden zu verheirathen, und es ist gar nichts Seltenes bei ihnen, Brüder und Schwestern, Väter und Tochter sich vermählen zu sehen. Man erblickt im Gebirge mehrere kleine Häuschen, die zu ihrem Kultus bestimmt sind; aber die Betretung derselben ist den Fremden aufs Strengste untersagt. Der Emir Buscheer, der ihr Anführer und Vorsteher ist, scheint es jedoch über diesen Punkt so genau nicht zu nehmen. Er ist immer von der Religion des Landes, in welchem er sich befindet, und zu Beirut geht er in die Moscheen, so wie im Gebirge in die christlichen Kirchen. Seine Wohnung ist nahe bei Dalil-Camar. Es ist eine Art von Festung, die durch ihre Lage als uneinnehmbar

Digitized by Google

betrachtet wird. Sie krönt die Spitze eines steilen Felsen, zu dem hinan man auf einem vielgewundenen Fußwege und kleinen Treppen gelangt. Einige Gemächer dieses Schlosses sind sehr zierlich erbauet und selbst mit Fenstern versehen. Ringsum dehnen sich große Höfe aus, an deren Ende sich die Wohnungen der Offiziere und der Bedienten befinden. Dieser Anführer, den man eben so gut auch Fürst nennen könnte, wenn man wollte, ist sehr mächtig. Seine Gewalt erstreckt sich über das ganze Libanongebirge und das darum befindliche Land. In sehr kurzer Zeit kann er mehr als 30,000 wohlbewaffnete Krieger aufbringen, und diese Bergbewohner sind ganz vortreffliche Soldaten. Ein großer Theil davon ist beritten.

Türkische Tirannei.

Ein Reisender, der sich im vorigen Jahre (1824) auf der Küste von Syrien befand, erzählt folgende Thatsachen, die beweisen, unter welcher Verwaltung die dortigen, unglücklichen Provinzen stehen.

„Der Krieg, der eben zwischen den beiden Paschas von Akka und Damaskus statt fand, störte die Ruhe des Landes, und machte die Reisen sehr gefährlich. Die Schereereien und der Despotismus des Ersteren brachten das arme Volk fast zur Verzweiflung. Er legte ein neues Beispiel seiner Tirannei acht Tage nach meiner Ankunft zu Sidon ab. Er schickte zu einem reichen Türken, um ihm eine sehr bedeutende Summe Geldes abzuborgen, was dieser jedoch verweigerte. Bald darauf erfuhr er von sicherer Hand, daß man gesonnen sei, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen. Ueberzeugt, daß er keine Zeit mehr zu verlieren habe, versammelte er einige seiner getreuesten Diener um sich, und nachdem er von seiner jungen Frau den zärtlichsten Abschied genommen hatte, machte er sich mit allen Kostbarkeiten, die er nur immer fortzuschaffen im Stande war, nach Damaskus auf den Weg. Am Morgen nach seiner Abreise erschienen die Offiziere des Paschas und bemächtigten sich alles dessen, was er nicht hatte fortbringen können, ohne jedoch die Frau im Geringsten zu beleidigen. Von Zurückzahlung oder Wiedererstattung war nun natürlich die Rede nicht mehr, und der Türk mußte sich glücklich schätzen, noch auf solche Weise davongekommen zu sein.

Bald darauf kam der Konsul A... nach Beirut, und wählte sich ein recht niedliches Haus, in dem ich einige Wochen mit ihm zubrachte. Dies Haus war mit großem Kostenaufwand von einem griechischen Kaufmann, zu seiner eigenen Wohnung, erbauet worden, als eines Tages der Statthalter des Orts, der unter dem Pascha von Akka stand, ihm die unerwartete Nachricht zukommen ließ, daß er selbst es bewohnen wolle. Der Kaufmann war genöthigt, sich in das Libanongebirge zu flüchten, wo ich ihn einige Zeit nachher sah. Während dieser Zeit war der Konsul angekommen, und da er das Haus unbewohnt fand, so verlangte er es für sich, und der Statthalter war, alles Widerstrebens ungeachtet, endlich genöthigt, es ihm zu überlassen. Der Kaufmann, davon benachrichtigt, übersandte dem Konsul ein Dankschreiben dafür, daß er sein Haus den Händen des Türken entrissen habe, weil er nun doch hoffen dürfe, es einst wieder zu erhalten.

Entdeckung des Orts, wo La Peyrouse umgekommen ist.

Der englische Admiral Manby, der vor Kurzem zu Paris angekommen ist, hat die durch starke Beweise unterstützte Neuigkeit mitgebracht, „daß man jetzt den Ort kenne, wo der unerschrockene La Peyrouse, vor beinahe 40 Jahren, mit der ganzen Mannschaft seines Schiffes, umgekommen ist.“

Ein englischer Wallfischfänger hat eine lange und niedrige Insel entdeckt, die von unzähligen Klippen umgeben ist. Sie befindet sich zwischen Neu-Kaledonien und Neu-Guinea, ungefähr in gleicher Entfernung von beiden Inseln. Die Bewohner derselben sind an Bord gekommen und einer der Anführer trug ein „Ludwigskreuz“ als Schmuck am Ohr. Andere Eingeborne hatten Degen, auf denen sich das Wort „Paris“ befand, so wie einige Münzen mit dem Brustbilde Ludwigs XVI. Man befragte sie, auf welche Weise sie diese Gegenstände erhalten hätten? worauf einer der Anführer, der über 30 Jahr alt sein mochte, entgegnete, daß in seiner Jugend ein großes Schiff in einem fürchterlichen Sturme auf einer Korallenbank Schiffbruch gelitten habe, und daß alle darin befindlichen Menschen umgekommen seien. Das Meer habe sodann einige Kisten auf ihre Insel geworfen, in denen sich, unter sehr vielen andern Sachen, auch das Ludwigskreuz befand.

Während seiner Reise um die Erde hat der Admiral Manby mehrere Medaillen von derselben Art gesehen, wie diejenigen waren, welche La Peyrouse in Kalifornien ausgetheilt hatte, und da dieser, nach seiner Abreise von Bontany-Bay, erklärt hatte, daß er Willens sei, gegen den nördlichen Theil von Neuholland sich zu wenden, und den großen Archipel zu durchforschen, der ihn umgibt, so ist es wohl außer alle Zweifel gestellt, daß die eben erwähnten Klippen die Ursache seines Schiffbruches und seines Todes gewesen seien. Das Ludwigskreuz befindet sich auf dem Wege nach Europa und soll dem Admiral Manby zugestellt werden.

Digitized by Google

Noch ein Wort über Denhams und Clappertons Reise im Innern Afrikas.

Alle Welt, eben sowohl in England, als anderswo, ist durch die Resultate dieser Reise nicht befriedigt worden. Mehrere Landsleute der Reisenden und selbst mehrere ihrer Freunde richten mit großer Strenge das, was geschehen ist, und das, was hätte geschehen können. Der Kapitän Smith, derselbe der sich mit der Herausgabe einer prächtigen Karte des mittelländischen Meeres beschäftigt, drückt sich, in einem Schreiben an den Baron von Zach darüber folgendermaßen aus:

„Die Nachforschungen, die sie auf ihrem Wege angestellt, haben mehrere Punkte der alten Geographie bestätigt, und obgleich ich selbst die große Frage über den Lauf des Niger noch keinesweges entschieden glaube, so haben sie dennoch gefunden, daß der Weg, den ich bereits 1816 der Regierung angedeutet und vorgeschlagen, und den sie auch bereiset haben, nicht allein vollkommen sicher, sondern auch größtentheils sehr angenehm sei."

Ein anderer Korrespondent spricht sich noch mehr darüber aus:

„Es kann auch ein wahres Unglück genannt werden, daß die Herren, welche das Innere Afrikas bereisen sollten, durchaus nicht für einander passend waren, weder um zusammen zu reisen, noch um irgend etwas gemeinschaftlich zu unternehmen, so daß sie Vieles vernachlässigt haben, das ausserordentlich interessant und selbst nothwendig gewesen sein würde, näher beleuchtet zu werden. Unser ehrwürdige Patriarch der Geographie, der Major Rennell, findet, daß das Resultat dieser Reise, in keiner Hinsicht, befriedigend ist, weil sie, da sie doch zwei seit so langer Zeit bestrittenen Punkten, Timbuktu und dem Niger, so nahe waren, sie weder den einen noch den andern besucht haben, obgleich sie kein Hinderniß anzugeben wissen, was ihnen das unmöglich gemacht haben könnte.

Es scheint auch nach dem Kapitain Smith, daß die Reisenden die Höflichkeit und den Karakter der Barbaren, in deren Mitte sie gelebt haben, nur loben können. Timbuktu, dem sie sich bis auf eine Entfernung von 15 bis 16 Tagereisen genähert haben, ist ihnen, von den Eingebornen des Landes, als ein Ort ohne alle Bedeutung beschrieben worden; aber es ist dennoch sehr zu bedauern, daß sie sich nicht dorthin begeben haben, weil sie von dort auf dem Dialliba hätten hinabschiffen können, der sich, wie sie behaupten, in den Meerbusen von Benin ergießt. Man begreift sehr leicht, daß die Entdeckung dieser Straße für England von großem Interesse ist, weil es dadurch seine Kolonien auf der Küste von Guinea in unmittelbare Verbindung mit Zentral-Afrika setzen kann. Es wird deshalb gewiß nichts vernachlässiget, um sich darüber die größte Gewißheit zu verschaffen und es ist sehr wahrscheinlich, daß der oben angedeutete Weg wirklich besteht, weil Clapperton mehrere Erzeugnisse der englischen Industrie, und unter andern einen Sonnenschirm und Fayancegeschirr, zu Sackatu gesehen hat, das, wie man ihm versicherte, von der Goldküste dorthin gekommen sei.

Apostrophe an Henriette Wilson, hinsichtlich ihrer scandalvollen Geständnisse.

Nach dem Englischen.

Wenn Lord Wellington nicht ein so groß- und edelmüthiger Herr wäre, so hätte Miß Henriette Wilson gewiß den vierten Band ihrer Geständnisse nicht erscheinen lassen können; aber der erhabene Herzog weiß sehr wohl, und Figaro braucht ihm das nicht erst beizubringen, daß große Menschen von kleinen Schriftchen nicht beleidigt werden können. Das Anklagebuch der britischen Aspasia zirkulirt in allen Gesellschaften, und der hibernische Perikles begnügt sich, darüber zu lächeln. Das ist wahrlich fein. Ich möchte jedoch wissen, was die indiscrete Miß gesagt haben würde, wenn der Sieger die Sache ernsthaft behandelt hätte.

Was z. B., Miß Harriet, hätten Sie antworten wollen, wenn man Sie zu den Füßen des Coroners geführt, und derselbe durch den Mund des Meisters Treclore Sie etwa folgendermaßen angeredet hätte: „Miß, es thut mir leid, die Gelegenheit finden zu müssen, mich über Sie zu beschweren. Sie haben alte Schwächen entschleiert, deren ich mir nicht mehr bewußt bin, und zwar allein, um das Gelächter John Bulls zu erregen. Sie sind undankbar, treulos, verrätherisch gegen mich gewesen, gegen mich, der ich so heiß Sie liebte, daß ich, als bei meiner Abreise nach Spanien es Ihnen eben an Geld gebrach, mich mit thränenden Augen nur von Ihnen getrennt habe. Sie spotten über mich, Sie sagen, daß ich Zehen am Nakken habe und den Menschen gleiche, die auf die Rattenjagd ausgehen. Das ist ein sehr schlechter, sehr ungesitteter Spaß. Aber Sie treiben es noch weiter, und wenn Sie mich mit einem Striche malen wollen, so nennen Sie mich einen modernen Blaubart, oder einen Ritter von der traurigen Gestalt. Womit habe ich solche Schmach verdient, ich, der vor meinem Débotté, als ich von der Armee zurückkam, zuallererst zu Ihnen geeilt bin, um ... Ihnen zu beweisen, welchen Werth ich auf Ihre Freundschaft legte, und welche besondere Hochachtung ich für Sie hegte. Und selbst bei dieser Gelegenheit zeichnen Sie ihrem Spott nicht die Grenzen der Konvenienz vor, Sie sagen gerade

Digitized by Google

heraus, wie ich halberfroren und verkältet unter ihrem Balkon tripvelte, bis es einer alten Duegna, die freilich eben auch nicht Ihre Tugendwächterin war, gefiel, die Hausthür halb zu öffnen, und als sie meine Stimme vernahm, mir selbige wieder vor der Nase zuzuschlagen. Sie fügen diesem Zuge einer unerhörten Grausamkeit einen Schwank bei, der im Stand wäre, meinen Hausfrieden zu stören, wenn er noch durch irgend etwas gestört werden könnte. Die 500 Pfund Sterling baar, die ich Ihnen vor fünf Jahren vorausbezahlt (ich will damit nicht sagen, daß ich ein Abonnement genommen habe), sind mir von Ihnen mit bitterböſem Undank vergolten worden. In Summa, Miß, Sie sind, wie ich schon einmal die Ehre gehabt habe, Ihnen zu bemerken, ein grausames, treuloses, verrätherisches Frauenzimmer, das noch abgefeimter als die Ninon gegen La Châtre sich gegen mich betragen hat. Ich verlange die Unterdrückung Ihrer Geständnisse, weil sie mich beleidigen und meinem Ruhm schaden."

Nun, Miß, was hätten Sie auf eine solche Schlußfolgerung antworten wollen? Wahrscheinlich — nichts. Sie hätten sich müssen verdammen lassen, und damit holla, selbst wenn der Verspottete als eine geringe Ehrenentschädigung die 20,000 Pfund Sterling Ersatz und Interessen gefordert hätte, die Sie von Lord Worcester begehrten, als er sich nicht mit Ihnen verheirathen konnte, und Sie ihm den Schaden anrechneten, den Ihnen eine zweitägige Beständigkeit verursacht hatte. Meinen Sie, Miß, daß in diesem Prozesse sonst irgend Jemand zu Ihrer Vertheidigung aufgetreten wäre? Das würde wahrlich nicht der Marquis von Wellesley gewesen sein, dessen keuscher Gattin Sie eine so gewaltige Schlappe beigebracht haben, noch alle die achtungswürdigen und hochgeachteten Personen, die Sie in Ihren Anekdoten nicht wenig übel behandelt haben.

Gedichte des Schottländers Robert Burns.

Der schottische Bauer Robert Burns, der nach und nach Leinwandweber, Feldmesser und Mauthbeamter gewesen war, starb endlich als Opfer seiner übertriebenen Neigung zum Trunk. Sollte man nun vermuthen, daß ein solcher Mensch zu den vorzüglichsten Dichtern der drei vereinigten Königreiche gehören könne? Und doch war dem also. Das größte Verdienst seiner Poesie bestand darin, sung und überraschend gewesen zu sein. Man könnte behaupten (und man hat schon ärgere Paradoxen vertheidigt), daß das Studium der Originalität des poetischen Genies schadet. Die Natur ist so oft und mit so vieler Beredsamkeit gelobt worden, die Dichter sind ihr so schöne und treffende Bilder schuldig, daß man es jetzt nicht mehr wagt, sie anders zu besingen, als sie vor uns besungen wurde. Man besorgt, neue poetische Combinationen zu schaffen, eben weil man fürchtet, zu kühn und zu seltsam zu erscheinen. Der gute Geschmack ist in der That wie der Weltton. Wenn er verhindert, Albernheiten zu begehen, so erstickt er auch die edlern Bewegungen der Seele. Man bedarf der Kühnheit, um neue Wege einzuschlagen, und um die unsichern Tritte nicht mehr zu befürchten. Das ist es aber, was das Studium den Menschen fürchten lehrt. Der arme Burns hat vielleicht seiner Muse einen gar zu freien Lauf gelassen. Aber er ist Schöpfer geworden, und sein Genie ist populär in der bonnie Scotia, seinem geliebten Vaterlande.

Theilen wir einige seiner Dichtungen aus der schottischen Volkssprache, in welcher sie geschrieben sind, in wörtlicher Uebersetzung mit.

„An eine Maus, deren Nest er mit seinem Pfluge zerstört hatte, im Monat November 1785.

„Welches Schrecken hat deiner sich bemächtigt, arme Maus mit dem so demüthigen und furchtsamen Herzen? Fürchte nichts, entfliehe nicht mit der ganzen Macht deiner geringen Kräfte; zittere nicht! Mir selbst würde es zur Schande gereichen, wenn ich mit diesem mörderischen Pflugeisen deine Schwäche verfolgen und vernichten wollte.

„Es macht mich traurig in der That, daß die Herrschsucht des Menschen die Bande der Gesellschaft, von der Natur gestiftet, zerbrochen hat, und die üble Meinung rechtfertigt, die dich mich fürchten läßt, obgleich ich nur dein gemselben Thone geknetet bin, wie du, obgleich ich nur dein Gefährte auf der Erde bin, die uns Beide wieder bedecken soll.

„Es ist wahr, vielleicht haß du mir einige Körner entwendet. Aber pfui! Es war nur, um dein armes Leben zu fristen. In einem ganzen Felde bedarfst du nur der Aehren zwei oder drei. Bescheidene Forderung! Ich verweigere sie dir nicht; das wird Glück meiner Aernte bringen, und es wird mich nicht gereuen, deine Tage verlängert zu haben.

„Dein kleines Haus ist ganz zertrümmert! Der Wind hat seine zerbrechlichen Mauern umgestürzt! Du findest jetzt nichts mehr auf dem Felde, dessen Decke ich umbreche, um ein neues dir zu erbauen, und der Dezember ist nahe mit seiner kalten und durchschneidenden Luft.

„Du sahst die Ebenen sich veröden, du fühltest des Winters rauhe Nähe, und allein hier und wohlverborgen, glaubtest du vor dem Winde geschert zu sein.

Digitized by Google

Aber der grauſame Pflug iſt über dir hingegangen, und hat dich aus deinem ſtillen Aſyl vertrieben.

„Dieſes kleine Häufkein Blätter und Aehren zuſammenzubringen, hat dir ſo unſägliche Mühe gekoſtet, und jetzt, zum Lohn deiner Arbeit und Sorge, haſt du Alles verloren, und mußt die ſtrenge Jahrszeit, mit ihrem Eis und Schnee, mit Bangigkeit erwarten.

„Aber, Aermſte, du biſt die einzige nicht, deren Vorſicht vereitelt worden wäre. Die Entwürfe der Weiſeſten unter den Menſchen, ſo wie die der Mäuſe, ſcheitern oft, und gewähren uns, ſtatt des erwarteten Glücks, nur Traurigkeit und Schmerz.

„O du biſt glücklich noch, im Vergleiche mit mir! Die Gegenwart allein beſchäftigt dich. Ach, wenn ich der Zeiten gedenke, die nicht mehr ſind, welche ſchreckliche Erinnerungen erwachen in meiner Seele! Und gedenke ich der Zukunft, ſo bleibt noch mehr mir zu fürchten übrig.“

Kriegeriſcher Geſang. 1791.*)

(Die Szene iſt auf einem Schlachtfelde. Es iſt Abend. Die Verwundeten und die Sterbenden der ſiegreichen Armee vereinigen ihre Stimmen und ſingen im Chor:)

„Lebe wohl, ſchöner Tag! Grünende Erde, freudig von den letzten, aber glänzenden, Strahlen der Sonne belebter Himmel, lebe wohl! — Liebe, Freundſchaft, brecht eure Bünde mit uns! Lebt wohl! Wir haben gelebt! —

„Geh, finſtres Ende! Erſchrick die Feigen und die Sklaven. Du kannſt ſie erſchrecken, Tirann! Aber wiſſe, daß du keine Schrecken für Tapfere haſt.

„Du ſchlägſt den, der auf ſeinem Felde geblieben iſt, ... und er fällt in Dunkelheit, und aus dem Schiffbruche rettet er ſeinen Namen nicht! Du trifft den jungen Helden, ... ruhmvoller Tod! Denn er hüllt ſich in ſeine Ehre.

(Langſamer.)

„Auf dem Ehrenfelde .... das Schwert in der Fauſt .... um den König zu grüßen und das Vaterland! .... während der Sieg in ſeinen letzten Zügen glänzt .... Ha! wer möchte nicht ſchlummern neben einem Braven!“

Ehemalige religiöſe Ideen der Bewohner von Otahiti.

Bei unſerer Ankunft auf der Inſel Taiti fanden wir eine neue Ordnung der Dinge; denn die Aufklärung des Chriſtenthums hatte die Finſterniß des heidniſchen Glaubens verdrängt, und der Eifer der Eingebornen für den neuen Kultus war ſo groß, daß ſchon die Meiſten von ihnen nur noch eine verworrene Tradition von den Lehrſätzen kennen, die ihre frühern Religionsmeinungen während ſo langer Zeit bildeten.

Wie ſeltſam und manchmal ſelbſt lächerlich die religiöſen Ideen der Völker in der Kindheit der Ziviliſation ſein mögen, ſo intereſſiren ſie uns doch immer, weil ſie uns mehrere neue Anſichten der menſchlichen Vernunft darbieten, und ſchon deshalb zu unſerer Unterrichtung dienen. Gott ſchuf die Menſchen nach ſeinem Bilde, während dieſe ihn nach ihren Laſtern und Mängeln ſich denken, und ihm ihre Gedanken und Handlungen leihen. Seltſame und empörende Verirrung des menſchlichen Geiſtes, die leider ſelbſt bei den zivileſirteſten Nationen noch herrſchend iſt.

Die Cosmogonie (Weltentſtehungslehre) der Taiter beſtand*), ſo viel man jetzt noch davon erfahren kann, aus mehreren hohen, mächtigen Göttern, die mitten im Chaos aus der Finſterniß erzeugt, und deshalb Feyuhaniu po (in der Nacht geboren) genannt wurden. Nach ihnen kamen die Götter vom zweiten Range, die ſehr zahlreich waren, obgleich man gewöhnlich deren nur neun zählte. Zu dieſen Göttern gehörten auch die Schutzengel oder Tu's, und die Seelen der verſtorbenen Väter, Eatua genannt, welche unaufhörlich ihre Gräber umſchwebten.

Die drei mächtigen von der Nacht erzeugten Götter hießen:

Tane. — Te Medua, der Vater, der Menſch.

Oro. — Mattiu, Gott der Sohn, der blutdurſtige und grauſame Gott (Tooa tei te myde).

Taroa. — Manu te hooa, der Vogel, der Geiſt, der ſchaffende Gott.

Dieſe Götter, deren Macht unbeſchränkt iſt, nahmen nur in wichtigen Umſtänden Gebete und Opfer an, und dem Oro durften nur Menſchen geopfert werden. Der große Tempel von Fehuhaniu befand ſich auf einem freien Platze, mitten im Walde, im Diſtrikte Pari, wo der Erahi Nay, oder König der Inſel, wohnte.

Als es dem Taroa oder Faroa gefiel, die Erde zu machen, ſchlüpfte er aus einer Muſchel, in welcher er bis dahin eingeſperrt geweſen war, und die die Geſtalt eines Eies hatte, mit welcher er den ungeheuern Raum, mitten in der großen Leerheit, durchreiſete. Nachdem er die Muſchel zerbrochen hatte, machte er daraus den Grundſtein der großen Erde (Feaoa nui)

*) Er iſt in engliſcher Sprache geſchrieben.

*) A missionary voyage to the southern Pacific Ocean. Performed in the years 1796 and 1798 in the ship Duff, comm. by cap. James Wilson.

Digitized by Google

Taiti, und die übrigen Bruchſtücke bildeten die andern ſie umgebenden Inſeln.

Tane verband ſich *) mit dem Geiſt- oder Vogelgotte, und vermählte ſich mit ihm. Ihre Ehe war ſo fruchtbar, daß ſie ſechs faſt zu gleicher Zeit geborne Kinder hatten, nämlich: Awyi, friſches Waſſer, Timydi, das Meer, Aua, die Flüſſe, Matai, der Wind, Aryi, der Himmel, und Po, die Nacht.

Taroa gebar ſpäter auch Mahanna, die Sonne, welche ſchnell wuchs und ſich mit der Geſtalt eines Jünglings bekleidete, den man Oeroa Tabua nennt. Nachdem Mahanna das Licht erblickt hatte, wurden ſeine Schweſtern und Brüder zur Erde geſchickt, Aryi allein ausgenommen. Matai erhielt die Erlaubniß, ſich im Zwiſchenraume aufzuhalten, wo er, ſobald er erfährt war, Stürme verurſachte. Taroa hatte endlich noch eine Tochter, Namens Tounu, die am Firmamente blieb und ſich mit Oreoa Tabua vermählte. Dieſe Ehe war fruchtbar; denn ſie wurde Mutter von dreizehn Kindern, deren Verrichtung es war, den Monden des taitiſchen Jahres vorzuſtehen. Sie hießen: Apaapa (Januar), Fiein (Februar), Te eri (März), Te tai (April), Owarehu, faa ahu, Pepiri, Aunuua, Paroromua, Paroromuri, Murizaha, Hiaia und Tema. **)

Ein Zwiſt zwiſchen Tounu und ihrem Gemahl war die Urſache, daß ſie den Himmel verließ, und ſich auf die Erde begab, wohin Oeroa Tabua ihr folgte. Bald darauf umarmte er einen Felſen, der Fopehaa harcha gebar, welcher Tetuha amata hatu erzeugte. Der Fels, der vorher einer ſchönen, jungen Frau gleichen hatte, nahm nun wieder ſeine vorige Geſtalt an, worauf Tounu ſtarb.

Der Sohn Oeroa Tabua's vermählte ſich mit dem Sande des Meeres, und hatte aus dieſer Ehe einen Sohn, Namens Tu, und eine Tochter, Namens Opira, die auf der Erde als Waiſen blieben. Sie vermählten ſich mit einander, und hatten drei Töchter: Opira, Nini und Munoa. Darauf ſtarb Opira. Vor ihrem Tode beſchwor ſie ihren Gatten, ſie von ihrer Krankheit zu heilen, was er jedoch verweigerte. Er verheirathete ſich darauf mit einer ſeiner Töchter, die ihm drei Söhne und drei Töchter gebar, wovon er die erſten Oro, Uanu und Titory, die letzten aber Hennatu maruru, Henaroa und Nuuya nannte. Die Brüder verbanden ſich mit den Schweſtern, verbreiteten ſich auf der Erde, und bevölkerten ſie.

Das ſind die Ideen, welche die Tahiter über die Erſchaffung der Welt hatten. Der Götter des zweiten Rangs waren neun an der Zahl. Tu war, ſeiner Bosheit wegen, der gefährlichſte. Er war der Dämon, der den Menſchen zum Böſen verleitete und ihn mit Krankheiten beſtrafte. Demungeachtet war ſeine Macht noch ſtärker in dem Daſein nach dem Tode, als in dem gegenwärtigen. Die Bewohner von Taiti glaubten an die Unſterblichkeit der Seele, und ſobald ihre Verwandten geſtorben waren, zweifelten ſie nicht einen Augenblick daran, daß die Seelen derſelben von Taroa, oder dem Vogelgott ergriffen und verſchlungen würden. Das war ihre Reinigung und Durchdringung von der himmliſchen Flamme, welche die Gottheit allein ihnen mitzutheilen vermochte. Darauf irrten dieſe alſo gereinigten Geiſter um ihre Gräber, und empfingen die Gaben, welche beſonders deshalb angeſtellte Prieſter ihnen darboten. Dieſe glückſeligen Seelen wurden Eatua genannt, und ſobald Jemand den Umſchluß der Morais betrat, oder die geheimnißvollen Zeremonien der Beerdigung profanirte, wurde er mit dem Tode beſtraft. Die Seelen der Guten wurden von der Gottheit gereinigt, und deshalb Eatua genannt, dahingegen die der Böſen in die Hölle geſtürzt wurden, deren Eingang auf dem Gipfel des hohen Berges Papeida war, wo ſich ein großer See befindet.

Die Sterne waren nach der Meinung der Tahiter die Kinder der Sonne und des Monds. Sie konnten ſich unter einander vermählen, und die Sternſchnuppen waren die Seelen oder Eatuas dieſer Himmelskinder. Die Macht der Eatuas war ungeheuer. Sie ſtürzten während der Nacht die Berge um, warfen die Felſen über einander, und machten die Ströme verſiegen. Sie waren faſt beſtändig bei den Gräbern, manchmal aber auch in den Wäldern und den tiefen Thalſchlünden. Man vernahm ihr Gemurmel in den Wellen, im Geräuſche der Blätter, ihre Seufzer in der Finſterniß der Nacht, und erblickte ihre Schatten im falben Schimmer des Mondlichts. Sie gaben den lebenden die Träume ein, und entboten den ſchimmernden Körpern die Seelen, um ſie auf einige Minuten in die Region der Geiſter zu verſetzen. Sobald Jemand ſeinen letzten Seufzer ausbauchte, ſagte man: Ari po, er geht in die Nacht.

Außer dieſen allgemeinen Gottheiten, zu denen auch noch mehrere Vögel, Fiſche, Muſcheln und Pflanzen gehörten, hatte jede Familie ihre beſondern Hausgötter, die im Innern der Wohnungen aufgeſtellt waren, und die ſeltſamſten Figuren vorſtellten. Als der König Pomarre ſich hatte taufen laſſen, lieferte er den Miſſionären die Götter der königlichen Familie aus, die ſich jetzt im britiſchen Muſeum befinden.

Dieſe Götzen waren meiſtentheils von Holz, mit vieler Sorgfalt, ungeachtet der Unvollkommenheit der Inſtrumente, ausgeſchnitzt, größtentheils von menſch-

*) Nach den Beobachtungen der Miſſionäre.

**) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Monate nicht mit der Folge der unſrigen übereinſtimmend waren.

Digitized by Google

licher, etwas verkrüppelter Geſtalt, mit Stricken oder weißen Stoffen umwanden, und mit Federn geſchmückt. Je älter ſie waren, um ſo mehr wurden ſie verehrt.

Der Prieſterſtand hatte einen ſehr großen Einfluß auf das Volk, und wurde immer von den Angeſehenſten des Landes bekleidet, die den Titel Tahuras annahmen. Der König wurde als der erſte Prieſter betrachtet. Die Geiſtlichkeit theilte ſich in zwei Klaſſen, wovon die eine den Zeremonien der Morais und den großen Opfern ſich unterziehen mußte, während die andere nur den Dienſt der häuslichen Myſterien verwaltete, und der erſtern hilfreiche Hand leiſtete.

Die Prieſter beſaßen den höchſten Grad der Wiſſenſchaft. Sie vermochten in der Zukunft zu leſen, den Willen der Götter zu verkünden, Träume zu deuten und Krankheiten zu heilen. Sie nahmen die erſten Stellen der bürgerlichen und der Militärverwaltung ein, und übten über das Volk eine unumſchränkte Gewalt aus.

Bei Gelegenheit der Menſchenopfer ernannte der König oft Denjenigen, der das Verſöhnungsopfer ſein ſollte; aber wenn er an dem Tode ſeiner Unterthanen keinen direkten Antheil nehmen wollte, ſo überſandte er den Ratira und den Tawanas, die in den Diſtrikten beſtellten, einen kleinen Stein, der ihnen andeutete, was man verlangte. Zu den großen Zeremonien ſandte der König mehrere Steine aus, und die Zahl der Schlachtopfer erhöhte die Feierlichkeit des Feſtes. Meiſtentheils wurden dieſe Unglücklichen aus den untern Volksklaſſen genommen, und ſelten nur, aber doch manchmal, wurden ſchwangere Weiber geopfert.

Dieſe Grauſamkeiten, die mit dem ſanftmüthigen Karakter der Tahiter faſt unerträglich ſcheinen, waren dennoch nicht hinreichend, ihre blutdürſtigen Gottheiten, oder vielmehr die Prieſter derſelben, zu beſänftigen. Sie gaben vor, daß der Kultus Oro's mehr noch verlange, und daß dieſer grauſame Gott nur in den dauernden Martern ſeiner Opfer ein wirkliches Wohlgefallen finde. Zu dieſem Zwecke wurden ſie nicht ſogleich getödtet, ſondern man band ſie an Bäume und ſchlug ſie mit ſpitzigen Stöcken, die ihnen zwar unzählige Wunden beibrachten, aber nicht im Stande waren, ſie zu tödten. Das Geſchrei und Winſeln dieſer Unglücklichen, ſo wie ihr langſamer Todeskampf, machte einen fürchterlichen Eindruck auf das Volk und gab ihm gräßliche Ideen von der Gottheit.

Die Kinder wurden in Holokauſten geopfert. Die Prieſter ergriffen ſie an den Beinen und zerſchlugen ihnen die Köpfe auf den Stufen des Tempels. Die herumfliegenden Stücke ihrer Schädel galten für eine Nahrung der noch in den Gräbern befindlichen Seelen. Manchmal auch wurden ihnen Steine an den Ohren befeſtigt und um den Hals gehängt, mit denen ſie ins Meer geſchleudert wurden. Die Verwandten, deren Kinder auf ſolche Weiſe geopfert worden waren, erfreuten ſich darüber, weil ſie die Verſicherung ihrer ewigen Glückſeligkeit dadurch erlangt zu haben glaubten.

Das waren die blutigen Zeremonien der Tahiter, die mit barbariſchem Eifer von ihnen gefeiert wurden. Oft fanden ſolche Feſte allmonatlich ſtatt, wenn man Urſache zu haben glaubte, die Götter verſöhnen zu müſſen. Nach der Feierlichkeit wurden die Opfer mit Kokusbaumblättern umwickelt, und an den Wänden des Morai (Tempels) oder an den nächſten Bäumen aufgehängt. Die Leichname blieben in dieſer Stellung, bis ſie in Stücken zerfielen, worauf ſie den Thieren zur Nahrung dienten.

Die Morais, wie Cook, Wilſon und Andere ſie beſchrieben haben, waren aus ungeheuern Korallenſteinen, welche man regelmäßig über einander gelegt hatte, erbaut. Sie waren ſehr groß, und dienten zum Begräbniß der Könige, ſo wie anderer Großen des Landes. Die Altäre, auf welche die Menſchenopfer gebracht wurden, befanden ſich in ſehr abgeſonderten Orten, mitten im Walde, unter dem dunkeln Laubſchatten der rieſigen Eytos, des Baumes der Gebauerung und der Todten (Caussarina), der Tamanus (Calophyllum), der Hautus (Baringtonia) und der Brodbäume. Sie waren alſo in vieler Hinſicht denen unſerer Väter ähnlich, auf welchen die Druiden auch Menſchenblut vergoſſen.

Die Zeremonien fanden nur am Abend ſtatt, in demſelben Augenblicke, wo die Dämmerung anbrach, und ihren zweifelhaften Schein auf die Szene warf, die das ganze Volk umwogte, wenn die Art und Weiſe des Feſtes das gezwungene; oder die nur von den Eingeweihten beſehn wurde, ſobald geheimnißvolle Opfer gebracht werden ſollten. Verirrte ſich nun unglücklicherweiſe ein Profaner in die Nähe dieſer Orte, ſo wurde er auf der Stelle getödtet. Die großen Zeremonien begannen mit einem Tanze, Fouara genannt. Der ſchnetzende Ton der Tritonen*) erſchallte weithin in den Thalſchluchten und in der Tiefe der Wälder, und diente dazu, die Inſulaner zu benachrichtigen, daß der große Erahi ſeine Myſterien begonnen habe. Das widerliche Geraſſel einer langen Trommel oder eines Tamtams ließ ſich unaufhörlich im Innern vernehmen. Alsdann legte man auf den Stufen der Morais die ſchönſten Bananen und Kokosnüſſe nieder,

*) Sehr große Muſcheln, deren man ſich als Trompete bediente. Sie wurde am kleinen Ende mit einem Loche durchbohrt.

ſo wie alle übrigen Gaben, welche den Göttern geopfert werden ſollten. Darauf erhob ſich der Hohepriester und verkündigte ſeine Orakel, verſprach den Schuß ſeines Gottes, oder drohete mit deſſen Zorn, verlangte neue Opfer, befahl neue Kriege und verſprach neue Siege, oder er ſtiftete den Frieden und Verträge, welche die Vorſteher des Volks zum Wohl Aller abſchlieſſen mußten. Bei den Begräbniſſen mußten alle Nichteingeweihten ſich ſorgfältig in ihren Häuſern verbergen, oder wenigſtens ſich von dem Orte entfernt halten, an welchem die Prieſter ihre Gebete verrichteten. Die vorzüglichſte Perſon bei der Trauer war mit dem Paraß bekleidet, bei deſſen Anblick Jedermann die Flucht ergreifen mußte. Dies ſonderbare Gewand beſtand aus einem Harniſch von Perlmutterſchmuck und hohen Federn, auf einem breiten hölzernen Halbmond befeſtigt, von dem ein Stück Stoff herabhing, wodurch das Geſicht deſſen verborgen wurde, der es wie eine Müße trug.

Die Körper wurden gewöhnlich ausgeſtellt, und oft, wie die ägyptiſchen Mumien, einbalſamirt. Man ließ ſie langſam unter den ſüßen Gerüchen der Gardenia und der chineſiſchen Roſe austrocknen. Solches war die Fundamentalmaſſe der religiöſen Meinungen der Bewohner von Taiti, als die engliſchen Miſſionäre der reformirten Kirche im März 1797 anlandeten, um ſie in neuen Glaubensſätzen zu unterrichten. Aber erſt nach ſechszehnjähriger Ausdauer, und nach mehrern verheerenden Kriegen, welche die Inſulaner unter ſich geführt hatten, brachten ſie es ſo weit, der chriſtlichen Religion Eingang zu verſchaffen und auf immer die furchtbaren Gottheiten dieſer unförmlichen Mythologie zu beſeitigen.

Verſchiedene Arten Papier.

Der Papyrus, auch Biblos genannt, iſt ein Schilf des Nils. Man verbrennt ſeine Wurzel, oder man gebraucht ſie zu Tiſchlerarbeiten. Der Stamm wird zur Erbauung der Schiffe gebraucht. Von der Rinde macht man Schiffsſegel, Kleider, Decken, Stricke und Körbe. Der Saft dient zur Nahrung und als Arznei. Von ſeiner zärtern Haut machte man das Papier. Die Bereitung deſſelben war ſehr einfach. Man ſchälte mit einer Nadel die untere Rinde vom Stamm ab, legte ſie übers Kreuz, bis ſie die erforderliche Dicke hatte, und leimte ſie ſodann mit Nilwaſſer zuſammen. Dieſe getrocknete Maſſe wurde das „heilige Papier“ genannt, weil man ſich deſſelben nur zu den dem Kultus geweiheten Büchern bediente.

Plinius erzählt, daß die Bücher Numas, die man unter der Erde in einem ſteinernen Kaſten, fünfhundert Jahre nach ſeinem Tode, fand, ſo wie einen Brief, den Sarpedos von Troja ſchrieb, und der in einem Tempel entdeckt wurde, auf ſolchem Papier geſchrieben waren.

Als Aegypten eine römiſche Provinz geworden war, beſchäftigten ſich die Kaiſer damit, die Bereitung des Papiers zu vervollkommnen. Das, welches einmal gewaſchen wurde, nannte man Auguſtuspapier, und das zweimal gewaſchene hieß Liviuspapier. Aegypten war nicht allein die Kornkammer, es war auch den Papierladen des römiſchen Reichs, und oft wurde die verſpätete Ankunft der mit dieſen Artikeln befrachteten Schiffe die Veranlaſſung zu ernſthaften Unruhen, die vorzüglich unter der Regierung Tibers häufig waren. Das Papier war ein ſo wichtiger Zweig des Handels von Alexandria, daß Firmus, nachdem er ſich Aegyptens bemächtigt hatte, äuſſerte, er wolle mit dem alleinigen Ertrage des Papiers ſein ganzes Heer beſolden.

Nachdem im achten Jahrhundert das ägyptiſche Papier in Europa verſchwunden war, bereitete man anderes zu Konſtantinopel aus Baumwolle; aber es kam nie allgemein in Gebrauch. Man bediente ſich dazu auch der Rinde mehrerer Pflanzen, unter andern des Lindenbaums; aber das daraus gemachte Papier war zu dick, zu hart und gar zu gebrechlich, ſo daß man es wenig oder nicht benutzte.

In China, wo man das Bambusrohr zu allen möglichen Dingen gebraucht, verſuchte man es auch, daraus Papier zu machen. Indeſſen beſchränkte man ſich nicht allein darauf, ſondern verwendete noch mehrere andere Materialien dazu, ſo daß eine jede Provinz eine andere Papierbereitung hatte. Das chineſiſche Papier iſt im Allgemeinen gröber, feiner, weicher und glatter als das unſerige. Das, welches man unpaſſend genug „Seidenpapier“ nennt, iſt von Baumwolle gemacht. Aber die Chineſen bereiten auch Papier aus den Seidenpuppen, aus der Rinde des Bambusrohrs und des Maulbeerbaums, aus Flachs, Stroh u. ſ. w. Ihr beſtes Papier jedoch wird aus Kutſchuk und faſt auf dieſelbe Art, als das unſerige, gemacht. Die feine Haut der Rinde wird im Waſſer zermalmt, bis ſie einen Brei bildet, der ſodann in die Formen geſchöpft wird, in denen man Blätter macht, die zwölf Quadratfuß haben, und die mit Alaunwaſſer befeuchtet werden, was ihnen den ſchönen Silberglanz gibt, der für die Chineſen um ſo koſtbarer iſt, weil ſie nicht ſchreiben, ſondern mit einem Pinſel ihre Schriftzeichen malen. Dies Papier nutzt ſich viel ſchneller ab, als das unſerige. Es iſt viel zerbrechlicher und nimmt leicht Feuchtigkeit und Staub an. Außer dem Gebrauch, den wir von unſerm Papier machen, bedienen ſich die Chineſen noch deſſelben, um ihre Kleider damit auszufüttern und ſich Fenſterſcheiben daraus zu machen.

Digitized by Google

Das japanische Papier, das auf dieselbe Weise, wie das chinesische, bereitet wird, wird ihm seines Glanzes, seiner Farbe und seiner Dauerhaftigkeit wegen vorgezogen. Es ist so stark, daß man Stricke und Stoffe daraus macht. Vor ungefähr einem Jahrhundert trugen die Frauen zu Paris Kleider von diesem Papier, das, seiner Leichtigkeit wegen, die Fächer ersetzte.

Die Perser machen ihr Papier aus Baumwollenlumpen und poliren es mit Muschelschaalen. Die Erfindung unsers Papiers wird den Mauren zugeschrieben.

Wenn ich verheirathet wäre.

„Wenn ich verheirathet wäre," würde ich vor Allem auf alles das verzichten, was man im Leben des unverheiratheten Mannes mit Recht tadeln kann. Ich würde keine unnöthige Ausgaben machen, von denen man oft nur beträchtende Resultate gewinnt, keine neue Bekanntschaften, die nur dazu geeignet sind, uns zu zerstreuen, und die wir, selbst wenn wir am Abend mit ihnen gelacht und gescherzt haben, am nächsten Morgen nicht wieder zu sehen wünschen.

„Wenn ich verheirathet wäre," würde ich meine Frau und nur allein meine Frau lieben; denn ich glaube, daß nichts entsetzlicher ist, als mit einer Person zu leben, die man nicht liebt. Ich weiß wohl, daß viele Haushaltungen gibt, wo die Eheleute sich täglich kaum eine Stunde lang sehen; aber es scheint mir, daß es viel angenehmer sei, seine Frau aufzusuchen, als sie zu vermeiden.

„Wenn ich verheirathet wäre," möchte ich nicht, daß man meiner Frau ihres Gesichts, oder ihres Anzuges, oder ihrer Manieren wegen, bei jeder Gelegenheit erwähnte, und doch möchte ich, daß ich das Alles an ihr rühmen könnte, und daß Andere, sie ihrer Grazie und ihrer guten Eigenschaften wegen bemerkten und auszeichneten.

„Wenn ich verheirathet wäre," würde man mich nicht beständig allein im Schauspielhause und auf den Spaziergängen sehen. Ich würde mich nicht scheuen, meiner Frau den Arm zu geben und nicht den Anstrich der Lächerlichkeit befürchten, den Eierbengel und Narren auf die Gatten zu werfen sich bemühen, die sich betragen, wie ich mich betragen würde. Die zwei Drittel dieser Geschöpfe scheinen den Fuchs in der Fabel nachahmen zu wollen, der die Traube verschmähete, die er nicht zu erreichen vermochte.

„Wenn ich verheirathet wäre," möchte ich viele Kinder haben, denn Kinder sind die schönste und festeste Kette zwischen Eheleuten. Ich würde wohl mein Zimmer, mein Kabinet, um ruhig arbeiten zu können, für mich haben; aber ich wollte nicht, daß das ununterbrochen für 24 Stunden also wäre.

„Wenn ich verheirathet wäre," würde ich gewiß nicht eifersüchtig sein; denn Eifersucht macht üble Laune und vor dieser nimmt die Liebe den Reißaus. Ich würde auch nicht zu rubig scheinen wollen; weil die Weiber die zu große Ruhe gar zu leicht für Gleichgültigkeit halten, und weil sie darin vielleicht auch nicht ganz Unrecht haben mögen.

„Wenn ich verheirathet wäre," würde ich eine unbegrenzte Achtung und Freundschaft für meine Frau haben; denn Achtung und Freundschaft werden viel älter als Liebe. Ich möchte, daß meine Frau mancherlei angenehme und nützliche Talente hätte, daß sie die Literatur, Musik und die schönen Künste liebte, um nie Langeweile zu haben; denn nichts ist verderblicher, als Langeweile.

„Wenn ich verheirathet wäre," würde ich mit Sorgfalt die Personen auswählen, die ich bei mir empfangen möchte, und jene Hausfreunde entfernen, die sich von ungefähr immer eben dann einfinden, wenn der Mann nicht zu Hause ist; jene gefälligen Menschen verabschieden, die immer bereit sind, ihren Arm anzubieten, oder Lustpartien zu veranstalten. Endlich, „wenn ich verheirathet wäre", würde ich sein, wie ein vernünftiger Mann in Allem sein muß, wenn er nicht die Zielscheibe des Witzes müßiger Tagediebe werden will.

Bereisung des hohen Atlas.

Die Reise Moorcrofts in den Regionen des hohen Atlas, die sich in der Nähe der Indusquellen befinden, bleibt fortwährend sehr interessant. Im Dezember 1823 befand er sich in den Gebirgen von Lúdak, unterm 32. Grade 30 Minuten der Breite, von wo er sich einen Weg bis nach Leh, der Hauptstadt dieser Gegend, zu bahnen suchte, von welcher er noch bei zehn Tagreisen entfernt war. Er hatte die chinesische Grenze von dieser Seite berührt, und obgleich er unter der Parallele der nördlichen Küste von Afrika war, so empfand er doch, wegen der erhabenen Lage des Landes, einen stärkern Frost, als der war, den der Kapitain Parry unterm 74. Grade nördlicher Breite erduldet hatte. Es gefriert an diesen Orten im Juli, und im Herbst ist der Thermometer bis auf 15 Grad 11 Minuten unterm Gefrierpunkt (nach Réaumur) gesunken. Die Bergabhängänge sind hier zwischen 15,000 bis 19,000 Fuß überm Meer, und die großen Ebenen, auf denen sich mehrere von Weiden, Pappeln und Wachholderbeerbäumen umgebene Dörfer befinden, sind bei 12,000 Fuß überm Meer. Demungeachtet gewinnt man hier noch sehr reichliche Aernten von Gerste u. s. f.

Digitized by Google

Die beſchneiten Gipfel, die ſich in der Ferne der vom Indus durchſtrömten Ebene zeigen, wurden nach mehrmaligen Berechnungen auf nicht weniger als 29,000 Fuß überm Meere geſchätzt. Die Wirkung der Gewäſſer iſt überall, bis auf eine erſtaunliche Höhe, ſichtbar. Eine 16,500 Fuß erhabene Ebene iſt mit Ammoniten wie überſäet. Man erblickt horizontale Lagen von Sandſtein und Mergel. Der Granit liegt auf Thon und der Sandſtein auf Granit.

Aegyptiſche Skizzen.

Schiffahrt auf dem rothen Meere.

Unſer Schiff war ein ſehr ſchwerfälliges Gefäß, in der Art derjenigen erbaut, welche ehemals die reichen Tribute Indiens den Ptolomäern, den römiſchen Präfekten und den Kalifen Aegyptens überbrachten. Es hatte jedoch ein Steuerrad und einen Kompaß. Unſer Nackoda, mit ſeinem dreiten, ſchwarzen Bart und dem impoſanten Aeußern eines Zauberers, bewirkte alle Tage einmal das Wunder einer Beobachtung. Indeſſen bewies die Art, auf welche dieſe Maſchine befeſtigt war, die Ungeſchicklichkeit und gewöhnliche Unachtſamkeit der Araber. Unſer Schiff hatte einen großen Hintertheil, der ſehr ſchwer in Bewegung zu bringen war, ein ungeheures Segel, das an einer übermäßig langen Stange befeſtigt war und zu deſſen Aufziehung man wenigſtens 50 Menſchen bedurfte. Der Maſtbaum ſtand ein wenig über die Mitte des Schiffes hinaus und neigte ſich ſehr merklich. Die Ladung des Schiffes beſtand in Baumwollenballen, die unordentlich auf dem Verdeck übereinander geworfen waren. Mit einem Worte, das ganze Gefäß hatte das Anſehen eines großen Ballenhaufens, der vom Lande fortgeriſſen, auf dem Waſſer ſchwämme.

Abendgebet der Araber.

Ich empfand ein großes Vergnügen, die mich umgebende Szene zu überſchauen. Es war eben die ruhige Stunde des Sonnenuntergangs. Die ausgeſpannten Segel beſchleunigten den Gang des Schiffes, das die vergoldete Oberfläche des Ozeans durchſchnitt, deſſen Wogen anſchwollen, um es zu erreichen, und ſich in den Abgrund ſtürzten, nachdem ſie es beſpült hatten. Die Araber gruppirten ſich, um ihr Abendgebet zu verrichten. Die Stirn gegen den Boden geneigt, knieten ſie mit Andrunſt nieder. Ein langes, durch mehrere vereinte Stimmen feierlich ausgeſprochenes Amen berührte mein lauſchendes Ohr, und mein andachtvoll erhebendes Herz antwortete Amen. Im Stillen vereinigte ich mein Gebet mit dem ihrigen. Es iſt eine Majeſtät und eine Dezenz in ihrem Kultus, die an das patriarchaliſche Zeitalter erinnern.

Eintritt in Aegypten.

Es war bei Tagesanbruch. Die Sonne begann den weißen Sand der Wüſte zu vergolden. Ich war der Karavane vorausgegangen und allein, als ich, durch eine meiner ſtillen Bemerkungen betroffen, plötzlich ſtille ſtand und um mich ſchaute. Da erblickte ich vor mir ein grünes Thal, das ſich dem leichten Morgennebel entwand. Ich glaubte zu träumen. Meine Gefährten erreichten mich und riefen aus: „Da iſt Aegypten!“ Sodann betrachteten wir freudetrunken und in tiefem Schweigen das reizende Schauſpiel. Eine Stunde nachher erreichten wir das Dorf Heizi, das am Saum der Wüſte liegt. Wir ſtiegen ab von unſern Kameelen und betraten einen kühlen und reinlichen Seray, in dem ſich ein großes und ein kleines Bad befand, worin die Muſelmänner ihre Abwaſchungen vornehmen. In der Mauer war der Kiblah, und ihm gegenüber ein großer, mit Waſſer angefüllter Trog, um die Thiere zu tränken. Wir ſetzten unſern Weg durch mit reichen Aernten überdeckte Felder fort. Wir waren entzückt über die kühlen Schattendächer, unter denen wir wandelten, und über den Geſang der Vogel, mit denen ſie bevölkert waren. Den Kindern gleich, gingen wir, um das Geräuſch der Kaskaden zu hören, und kehrten zu dem laufenden Brunnen zurück, aus dem das Waſſer in runde Töpfe fiel. Ueberall ringsumher erblickten wir in den Feldern Menſchen, die arbeiteten, und Ochſen, Eſel und Kameele, die weideten. Der Anblick war ländlich, angenehm und erfreulich zugleich.

Gedankenſtriche.

Man wolle mich nicht abſichtlich mißverſtehen. Habe ich zu euch geſagt, lehrt das Laſter? Nein! ich habe geſagt: — „Lehrt es kennen!“ Verſteht mich wohl, lehrt es, damit es — nicht mehr anlockend und verführeriſch für die Jugend ſei. Zeigt es den Blicken der Menſchen — in ſeiner ganzen Häßlichkeit; aber — verunmalet es nicht, übertreibt eure Schilderungen nicht, wenn ihr anders nicht wollt, daß ſie — mehr ſchädlich als nützlich ſein mögen. Triſſot hat von einem ſehr entehrenden Laſter ein gräßliches Gemälde gemacht; aber leider hat er — ſeine Farben ſchlecht gewählt; und — ſie zu ſtark aufgetragen. So geht es — mit Allem. Warum mögt ihr eure Kinder über eure — Vermuthungen, Entdeckungen und Vorſichtsmaasregeln gegen die — Verworfenheit und die — Treuloſigkeit der Menſchen nicht unterrichten? — Seid ihr im Stande, ihnen je eine nützlichere Wiſſenſchaft, als eben dieſe, die ſie beſtändig in — Anwendung bringen können, zu lehren? —

Digitized by Google

Es iſt immer ein Zeichen einer ſehr — ſchlechten Erziehung, wenn man rückſichtslos in den — geſellſchaftlichen Beziehungen ſich benimmt, weil es ein Grundprinzip der guten Erziehung iſt, mehr auf Andere, als — auf ſich ſelber zu achten. Man thut das natürlicherweiſe — nicht für die Andern, ſondern aus — Achtung für ſich ſelbſt, und um durch ſein Betragen — auch ein ähnliches gegen ſich zu veranlaſſen. — —

Wenn man auch nicht ſeines eigenen — Behagens wegen wünſchen möchte, wohlhabend zu ſein, ſo ſollte man es wenigſtens aus — Tugendliebe wünſchen. Die Armuth veranlaßt faſt eben ſo viele — Laſter, als der Müßiggang, und man bedarf, um — ſeines Verfahrens immer Herr und Meiſter zu ſein, einer gewiſſen Ehrfurcht für ſich ſelbſt, eines beſtimmten — Bewußtſeins ſeiner Kraft, und — einer großen Unabhängigkeit ſeines Geiſtes, die mit der Dürftigkeit ſich nie recht — verſchwiſtern kann. La Bruyère ſchildert ſeinen Armen, dem es ſonſt an Verdienſt nicht fehlt, als einen Lügner. — —

Die moraliſtiſchen Philoſophen ſcheinen zu glauben, daß die — Selbſtliebe mehr die Handlungen der Menſchen leitet, als die — Eigenliebe, oder die Eitelkeit. Man darf im Gegentheil vermuthen, daß die Eitelkeit alleherrſchender ſei, als die Selbſtliebe. Es mag genügend ſein, zu — beobachten, in wie vielen Fällen die Menſchen aus Eitelkeit ihren — Intereſſen geradezu entgegengeſetzt verfahren, von dem — Kinde an gerechnet, das, durch einen Verweis oder durch eine Beſchämung aufgebracht, über ſeinen eigenen Bauch in Zorn geräth, bis zu dem — Potentaten, den man verleitet, Mißgriffe über Mißgriffe zu begehen, indem man ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, und der — ſein Land zu Grunde richtet, folglich — die Baſis ſeiner ganzen Macht und Größe zerſtört, um — ſich für einen Zeitungsartikel zu rächen. — —

Eine der glücklichſten Wirkungen, welche die Menſchheit von der Aufklärung zu erwarten hat, beſteht darin, immer mehr zu erkennen, bis wohin die Anmaßungen des Laſters und des Betrugs ſich — verſteigen können. Nach einer oberflächlichen — Berechnung möchte man vermuthen, daß es ein reeller — Gewinn ſei, ſein Wort zu brechen, wenn man es ungeſtraft darf, und daß es vortheilhaft ſei, Schwächere zu — unterdrücken, wenn man ſich dazu ſtark genug glaubt. Man hat in der That einige — Menſchen geſehen, die durch — ſchändende Mittel bis auf den höchſten Gipfel irdiſcher — Größe geklimmt ſind; aber hier, wie — in allen übrigen Fällen, wird man vom Erfolg betroffen, weiß er in die — Augen fällt, und nun die — Unannehmlichkeiten, Winkelzüge und alle die — empörenden Handlungen nicht bemerkt, welche die — unvermeidlichen Begleiter unredlicher Abſichten ſind. Es gehört mehr Muth, oder vielmehr — Tollkühnheit dazu, den Weg des Laſters, als den der Tugend zu betreten, weil man gewöhnlich auf dem erſtern entweder — den Hals bricht, oder auf dem Miſte ſtirbt. — —

Welche dumme, ungenügende — Moral iſt die, welche will, daß man der Natur des Menſchen und der Dinge — zuwider handle! Der wahre Moraliſt unternimmt — nie etwas, das der Natur entgegengeſetzt iſt. Der Schöpfer hat dem Menſchen eine unheilbare Eitelkeit gegeben, und dieſe iſt — die Baſis aller ihrer Handlungen. Der Moraliſt kann mit allen ſeinen Beweisgründen und — Sophismen dieſe Wahrheit nicht zur Unwahrheit machen. Sucht er in ſeinem Wahnſinn dieſe Eitelkeit herabzuwürdigen oder zu unterdrücken, ſo wird ſie ſich bis in den — Kaſteiungen bigotter — Farrenſchwänze und aſcetiſcher — Einfaltspinſel wiedererzeugen. Man ſuche alſo die Sache vielmehr ſo einzurichten, daß ein Jeder in der — genauen Erfüllung ſeiner Pflichten gegen — Mitbürger und gegen Familie, in der Ausführung ſeiner — Verſprechen, in vernünftiger — Haushaltung und Ordnungsliebe, in der ſtrengen Achtung gegen — ſich ſelbſt und gegen Andere, in der getreuen Befolgung der — Geſetze des Landes und dem — Gehorſam gegen ſeine Obrigkeit, ſeine wahre — Eitelkeit erblicke. Das iſt die eigentliche moraliſche Wiſſenſchaft; alles Uebrige iſt — Mißgriff und Albernheit. — —

Wenn ſie könnten.

Wenn ſie könnten.... welches Chaos der Gedanken ſtellt ſich meinem Gedächtniſſe dar! Wenn ſie könnten, wie ſie wollten, was würde aus uns armen Menſchen werden. Jene fürchterliche Boa der Tirannei, jener Dragon der Unvernunft, jene Hydne des Fanatismus ... wie würden ſie würgen!

Wenn ſie könnten — dieſer ſpießbürgeriſche Attila: dieſer literariſche Pizzaro, dieſer juriſtiſche Phalaris, wie ihre Beſchränktheit, ihre Galle, ihre Habgier es verlangen, wie ſchnell würde alle Illuſion der Geiſteskraft, der Schicklichkeit, der Wahrheit von der Erde verſchwunden ſein!

Wenn ſie könnten — jene Mißgeburten eines verſchrobenen Unterrichts, einer verkrüppelten Geiſtesbildung, eines vorſätzlichen Uebelwollens — wie ſie es wünſchen, ihren Geiſter verſchwenden, und die Extremente ihrer Verworfenheit an den Mann bringen: was würde aus der Literatur, aus den Wiſſenſchaften werden!

Wenn ſie könnten — unſere neuern Federfachſer und literariſchen Meſſenwaarenfabrikanten — wenn ſie ihre Machwerke ſo einrichten könnten, daß man nach zwei Jahren ſie nicht ſchon im Käſehandel verbrauchſt

Digitized by Google

hätte, wo sollten die ehrlichen Gewürzkrämer noch ferner Makulatur zu kaufen finden?

Wenn sie könnten — Frauen und Mädchen — sich überzeugen, daß die Grimasse der Tugend albern und die der Leidenschaft verächtlich ist, daß man mehr eine Theater-Honesta, als eine Saal-Aramintha, mehr eine erkünstelte Ninon, als eine unnatürliche Korinna liebt.

Wenn sie könnten ... doch es ist Zeit, daß ich diesen Artikel über „Wenn" beendige, weil man auch mir sonst zurufen würde: schweigen! ja, wenn sie könnten ....

Miltons verlornes Paradies.

Man hat lange Zeit fast allgemein geglaubt, daß, bei seinem Erscheinen, das „verlorne Paradies" sehr kalt vom Publikum aufgenommen worden sei. Darüber mag folgende Berichtigung dienen: Von 1623 bis 1663, also in den ersten 40 Jahren, haben die Werke Shakespeares nur zwei Auflagen, eine jede zu 500 Exemplaren, gehabt. Man mag nun nach dieser Basis schließen, welchen Erfolg Miltons Werk, das 1667 erschien, haben konnte. Dennoch wurden in den ersten zwei Jahren vom verlornen Paradiese 1300 Exemplare, und in den 11 darauf folgenden Jahren 11,000 Exemplare verkauft. Der Vertrag, den der Dichter mit dem Buchhändler Symmons abgeschlossen hatte, lautete, daß Letzterer für jede Auflage von 1500 Exemplaren zehn Pf. Sterling, und zwar zur Hälfte im Voraus zahlbar, zu entrichten habe. Derselbe Buchhändler verkaufte später sein Eigenthumrecht auf Miltons unsterbliches Werk, als dessen Erfolg nicht mehr zweifelhaft war, an seinen Kollegen Brabazon-Aylmer um die Summe von 25 Pf. Sterling. Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt, wo der Buchhändler Labocat zu Paris für die faden Romane der Frau von Genlis 40,000 Franken bezahlt hat. Voltaire sagt in seinem „Versuch über die epischen Dichtungen," daß eine Posse, die Milton in Italien vorstellen gesehen, ihm den Gedanken zu seinem verlornen Paradiese eingegeben habe. Man weiß nicht, ob das sich in der That also verhalte. Keiner der zeitgenössischen Schriftsteller Miltons, keiner seiner Biographen erwähnt dieses Umstandes. Indessen gibt es doch ein italienisches Stück von Andraini, „Adam" betitelt, aber es ist sehr ungewiß, daß Milton je die geringste Kenntniß davon gehabt habe.

Auf dem Dreieinigkeits-Kollegium zu Cambridge werden zwei Entwürfe einer von Milton im Jahr 1665 geschriebenen „Moralität," deren Gegenstand der Fall des Menschen ist, aufbewahrt. Die Namen der Personen sind also angedeutet: Michael, der Engelchor, die göttliche Liebe, Adam, Eva, die Krankheit, der Kummer, die Unwissenheit. Die drei letzten sind stumm, u. s. f. Der zweite Plan ist von einer durchaus griechischen Einfachheit; aber es ist klar, daß der schlechte Geschmack seines Jahrhunderts den Dichter verleitet habe, Monologe nach Senekas Weise zu dichten. Es heißt nämlich im Entwurfe: „Der Engel Gabriel beschreibt das Paradies. Sodann erscheint der Engelchor und singt die Verbrechen Satans, wodurch erklärt wird, warum er auf die Erde kommt u. s. f." Es scheint jedoch, daß er noch einen dritten Plan von seiner Moralität entworfen habe, in welcher der Teufel mit Verwünschungen gegen die Sonne beginnt, was eine sehr schöne Vorstellungsszene veranlaßt haben würde.

Milton hatte, bevor er sein verlornes Paradies schrieb, den Gedanken, ein Nationalheldengedicht zu schreiben, in welchem der König Arthur die Hauptperson gewesen sein würde. Lebt, da unsere Tendenz, wie man sagt, historisch ist, muß man bedauern, daß er diesen Plan nicht ausgeführt habe. Man kann indessen doch vermuthen, daß sein Gedicht historisch ist, in dem Sinne, wie der Geist seiner Epoche sich darin dargestellt findet. Satan ist ein trotziger und kühner Puritaner, Gott der Prinz von Hobbes, und daß dieser fromme Republikaner, durch eine Selfsamkeit, die jedoch durch seinen Glauben erklärt wird, seine Freunde in den Himmel gebracht und seine Feinde in die Hölle verwiesen habe. Alsdann würde der Homer des christlichen Glaubens auch noch der Homer der englischen Revolution sein.

Französische Literatur.

Du culte en général, et de son état, particulièrement en France. — Vom Kultus im Allgemeinen und seinem Zustande, vorzüglich in Frankreich. Von Kératry. Paris, 1825. Bei Bossange, Vater. Ein Band in 8. von 99 Seiten.

Ein eifriger Vertheidiger Rom's betrauerte in seinen Werken die Gleichgültigkeit gegen die Religion, und verlangt deshalb, daß man den Priestern mehr Macht und Glanz zugestehen soll, daß man ihnen reiche Klöster, fette Präbenden, große Dotationen, hohe Aemter und Würden, und das Monopol der Erziehung gewähre. Das Buch „vom Kultus im Allgemeinen und seinem Zustande" stellt den auffallenden Kontrast dagegen auf. Als Christ und Mensch erblickt der Verfasser desselben mit einem sehr schmerzlichen Gefühle in der Zukunft den Verfall der Religion. Aber er täuscht sich über die wahren Ursachen dieses Verfalls nicht. Der Kultus muß kein natürliches Ge-

Digitized by Google

fühl verletzen, er muß rein und erhaben sein. Sobald sich Mißbräuche mit dem Kultus verschmelzen, verliert er seine Würde und ist so gut als nicht bestehend. Um diesem übeln Umstande abzuhelfen, schlägt er mehrere Mittel vor, deren Ausführung sehr leicht sein würde, wenn man sie nur in Ausführung bringen wollte.

La Religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil. — Die Religion, in ihren Beziehungen mit der politischen und bürgerlichen Ordnung betrachtet. Vom Abbé de la Mennais. Paris, 1825. Im Bureau des Mémorial catholique.

Schon auf dem Titel erſieht man das neue System der geſellſchaftlichen Organiſation nach den Maximen des Ultramontanismus, die neue Kriegserklärung von Mont-Rouge gegen die geſunde Vernunft, gleichwie man den Vogel an ſeinen Federn und den Eſel an ſeinen langen Ohren erkennt. Einige Anführungen werden das noch beſſer beweiſen: „Staat, Geſellſchaft, Familie, Alles iſt verdorben. Der politiſche Staat iſt nur ein Gebäude des Unfugs und der Anarchie. Die Geſetzgebung iſt abſcheulich und verbrecheriſch vor Gott und Menſchen. Die neuern Inſtitutionen ſind wahre Gotteslaſterungen und erniedrigen den Menſchen zum Thiere. Man ſuche im ganzen Weltall nicht eine Nation, aber eine wilde Horde, die bis zu einem ſolchen Punkte (als die franzöſiſche Nation) entartet iſt, und man findet ſie nirgends. Dahin ſind wir mit der Aufklärung und Zivilisation gekommen. Ein greller Materialismus hat Alles überſchwemmt. In der Geſellſchaft ſieht man nur die Erde, die Arme und das Geld; im Geſetze nur die weißen und ſchwarzen Kugeln; vor Gericht nur die wechſelnden Vorſchriften eines tauben und blinden Geſetzes; im Verbrechen nur eine einfache Thatſache, in der ſich der Gedanke mit dem an den Henker verbindet. Uebrigens kennt der Staat weder Gott, noch ſeine Gebote, noch Wahrheit, noch Pflicht, noch — — nichts von allem dem, was zur moraliſchen Ordnung gehört. Alles iſt ihm recht, wenn er nur die oberſte Autorität abſtimmen kann, aus der alle übrigen entſprieſſen." —

Und das iſt zu Paris im Jahre nach Chriſti Geburt 1825 gedruckt worden.

Moeurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde. — Sitten, Anſtalten und Zeremonien der Völker Indiens. Vom Abbé Dubois, vormals dem Miſſionär zu Meyſſour. Paris, 1825. Bei Merlin. Zwei Bände in 8. von 1075 Seiten.

Der Verfaſſer hat dreißig Jahre lang in Indien gelebt. Er ſtellt ein getreues Gemälde von den Gebräuchen, Albernheiten und Ausſchweifungen der Indus auf. Seiner Meinung nach iſt die Zeit noch weit entfernt, wo der beharrliche Bewohner jener Regionen ſeine tirranniſchen Geſetze und Gebräuche verlaſſen dürfte; aber, fügt er hinzu, der Tag wird erſcheinen, wo das Kreuz auch auf den Pagoden, wie auf dem Kapitol, glänzen wird. Dies Werk enthält mehrere Bemerkungen, die man ſonſt nirgends findet, und die Leſung deſſelben iſt im Allgemeinen unterrichtend und angenehm. Es zerfällt in drei Theile. Im erſten ſind die Abtheilungen und Unterabtheilungen der vier großen Kaſten und der zivilisirten und wilden Stämme angedeutet. Im zweiten iſt eine Entwickelung der vier Inſtitute oder Lebensſtände der Indus, vorzüglich aber der Brahmanen, enthalten. Sie beſtehen im Brahmatſchari, oder dem religiöſen Unterricht, dem Eheſtande, dem Einſiedlerſtande, oder Wanaprastab, in dem man verheirathet ſein kann, und dem Saniaſſi, oder vollkommen religiöſen Stande, der von Allem in der Welt abgeſondert lebt. Der dritte Theil beſchäftigt ſich mit der Religion der Indus, als: 1. der Trimurti, oder Dreieinigkeit; 2. der Metempſykoſe; 3. den Gegenſtänden der Feſte und Opfer; der Tempel, Prozeſſionen; dem Himmel und der Hölle u. ſ. f.

Norwegiſche Literatur.

Statsoeconomisk Anskuelse. — Staatsökonomiſche Anſichten über Norwegen. Chriſtiania, 1824. Bei Gröndahl. Ein Band von 140 Seiten in 8.

Mehrere Jahrhunderte hindurch war Norwegen mit Dänemark vereinigt und wurde wie eine Kolonie verwaltet. Das Syſtem der Regierung war, den Fiſchfang, die Ausbeutung der Minen und die Ausfuhr des Bauholzes zu begünſtigen, wogegen jedoch der Ackerbau gänzlich vernachläſſigt wurde, damit die Dänen Gelegenheit fänden, den reichlichen Ertrag ihrer Aernten dort abzuſetzen. Die jährliche Einfuhr des däniſchen Getreides in Norwegen belief ſich auf 600,000 Tonnen in natura und 333,400 Tonnen Körner, in Branntewein verwandelt. Aber es würde ein Leichtes ſein, mit einigem guten Willen ſich dieſer noch immer fortbeſtehenden, bedeutenden Abgabe an Dänemark zu entziehen und den ungeheuern Flächenraum des Landes, der nicht weniger als 3640 norwegiſche Quadratmeilen enthält, wovon nur 300 kultivirt ſind, etwas mehr zu bebauen. Die Strenge des Klima's kann, in dieſer Hinſicht, kein Hinderniß aufſtellen, denn es gibt in Europa noch mehrere Länder, deren Klima ehemals ſo rauh, als das norwegiſche war, und die nun ſo fruchtbar geworden ſind, daß ſie nicht nur ihre Bewohner reichlich zu ernähren, ſondern ſelbſt noch einen bedeutenden Ueberſchuß auszuführen im Stande ſind.

Digitized by Google

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Kunst.

Mazeppa, von Horaz Vernet. Dies Gemälde kann mit vollem Rechte eins der schönsten und ausgezeichnetsten der französischen Schule genannt werden. Bis in die blaue Ferne entwickelt sich vor den Augen des Beschauers die ungeheuren Steppen der Ukraine, die am Saum des Horizonts durch einige leichte Höhen begrenzt werden, die sich im Nebeldunst zu verlieren scheinen. Ein drohender Himmel wirft auf die Landschaft einen bleichen Schein, der die traurige Einförmigkeit nur noch mehr erhöht. Links erblickt man ein kleines Tannengehölz, rechts durch Dornengestrüpp das Ende oder den Anfang eines kleinen Teichs. — Von der Länge und der Schnelligkeit seines Laufes, den Zorn und Schrecken noch ungestümmer gemacht haben, erschöpft, ist das wilde Roß, auf welches Mazeppa gebunden ist, in der Mitte der heimischen Wüste niedergestürzt, um sich nicht mehr zu erheben. Man bemerkt das Beben seiner Seiten. Seine Glieder, mit Blut und Schweiß bedeckt, sind schon bald abgestorben. Der letzte Lebenshauch zeigt sich allein noch im Kampfe des edeln Thiers. Es erhebt ihn mit Mühe. Seine schwere Augenwimper ist halbgeschlossen, und sein erloschenes Auge sprüht den Grad seines letzten Blickes aus. Aus seinen blutigen Nasenlöchern entflieht der Dunst der Lebenswärme und dieser Schaum entrinnt seinem Munde, dessen blasses Fleisch schon den Charakter des Todes trägt. — Aber wie bewundernswürdig auch dieses sterbende Pferd sein mag, so verschwindet es doch neben der Hauptfigur, für welche der Künstler die ganze Macht seines Genies und alle Hilfsquellen seiner Kunst aufgeboten hat. Mazeppa liegt ausgestreckt auf der Seite, das rechte Bein zurückgebogen unter sich und das linke auf dem Leib des Pferdes, mit starken Banden um das selbe festgebunden. Sein linker Arm, auf dieselbe Weise gefesselt, hält ihn in dieser Stellung, die nichts Gezwungenes hat und die die reinsten Formen des schönsten Körpers zeigt, der durch die Frische der Karnation und durch die Geschmeidigkeit der Glieder bewunderungswürdig wird. Der Kopf des unglücklichen Jünglings wird durch seinen Ausdruck unbeschreiblich schön. Sein unordentlich durcheinander wühlendes Haar läßt eine blutende Stirn erblicken, von welcher der kalte Schweiß, der die gänzliche Erschöpfung der physischen Kräfte andeutet, herabströmt. Man sieht, daß seine moralische Energie allein ihn noch in den Schwerzen dieser langen Todesangst erhält. Sein sterbender Blick ist gegen den Himmel gerichtet, von dem er jedoch keine Hilfe mehr erwartet. Einem nahen, unvermeidlichen, schrecklichen Tode geweiht, beherrscht er sein Geschick, ergibt er sich in den Willen des Höchsten, und seine Seele triumphirt über die Verzweiflung, von der auf seinen edeln und stolzen Zügen, ungeachtet der großen Erschöpfung, doch keine Spur sichtbar ist. Worte können nicht genügen, den reinpoetischen Karakter und den außerordentlichen Effekt dieses Gesichts genügend anzudeuten, auf dem das Genie des Malers sich steigert, und auf welchem er dadurch, daß er das Licht auf ihm konzentrirt hat, das Auge des Anschauers und Bewunderers beständig zurückführt. — Diese wilden Pferde, die sich um ihren sterbenden Gefährten drängen, halten, durch Gedanken und Ausführung, die Aufmerksamkeit nicht auf sich, sondern auf Mazeppa gefesselt, weil ihre Blicke der Neugier, des Erstaunens und des Schreckens sich auf ihn heften. Sowohl in ihrer Stellung, als in ihren Köpfen, ich möchte fast sagen, in ihren Physionomien, herrscht eine so große Verschiedenheit, daß man die natürlich erstaunliche Fruchtbarkeit des Malers nicht genug bewundern kann. Ueber ihren Köpfen schwebt ein Rabe, der mit Ungeduld den Augenblick ihrer Entfernung zu erwarten scheint, um sich auf seine Beute zu stürzen. Sein trauriges Gekrächze begrüßt die Ankunft des dem Tode nahen Jünglings in dieser Wildniß, die er einzig als Beherrscher beherrschen soll. — In dieser so originellen Komposition, die für den Kenner vorzüglich durch die Einheit der Handlung und das festgehaltene Interesse mitten in dieser belebten Verwirrung anziehend ist, erinnert nichts an studirte Stellungen und jene „Wortheits-Natürlichkeit", die man in so vielen andern und sehr geschätzten Gemälden bemerkt. Die Kunst ist hier unter der Einfachheit verborgen. Byron hat einen würdigen Dollmetscher seiner Empfindungen gefunden, und das Genie des Malers hat sich bis zur Höhe des Genies des Dichters erhoben. Dies letzte Wort macht das ungetheilte Lob vollkommen.

— Daß Chateaubriand's gegenwärtige politische Muße kein Verlust für die Muse der Literatur sei, beweist der von Verfasser der „Märtirer" gelaßte Entschluß, eine vollkommene Herausgabe seiner sämmtlichen Werke zu besorgen, welche durch eine Geschichte der Valois, in drei Bänden, und durch die Novelle: die Abenceragen, für die ihm allein während seinem Ministerium 18,000 Franken angeboten worden waren, bereichert werden sollen.

— Es soll in Italien ein Verbindungskanal zwischen dem adriatischen und dem mittelländischen Meere erbaut werden. Er wird dicht bei Rom vorüberziehen.

— Das erste Dampfschiff zwischen England und Ostindien, die „Unternehmung", ist am 25 August von Falmouth, mit vielen Passagieren, nach den Mündungen des Ganges abgegangen. Es trägt 500 Tonnen Last. Die Dampfmaschine, die dasselbe in Bewegung setzt, hat die Stärke von 60 Pferden. Die Kessel sind von Kupfer und nehmen die ganze Breite des Schiffes ein. Sie werden durch sieben Oefen, von sieben Fuß Tiefe, geheizt. Dies Schiff kann sich auch nebenbei der Segel bedienen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet. Man braucht zur Reise nach Indien 300 Tonnen Kohlen, wovon ein Theil in Gesuchen auf beiden Seiten des Schiffes, und der Ueberrest im Unterstheile desselben aufbewahrt wird. Es befanden sich zwanzig Zimmer darin, aber kein Platz, um sonstige Ladungen einzunehmen.

— Unter den zahlreichen und riesigen Entwürfen, mit denen die Amerikaner gegenwärtig beschäftigt sind, muß man auch den Plan der großen Landstraße erwähnen, die aus den vereinigten Staaten nach Mexiko führen soll, und die nicht weniger als 3300 englische Meilen lang sein wird.

— Der Banquier Chapeaurouge in Homburg hat, nach dem Beispiele der vortrefflichen Armenschule zu Hofwyl, vor ungefähr sieben Jahren eine ähnliche auf seinem Landgute Ham gestiftet. Sie macht bereits die besten Fortschritte.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 51. Zweiter Jahrgang 1825. 21. Dezember.

Leopold v. Buch physikalische Beschreibung der kanarischen Inseln.

(Berlin, in der Druckerei der königlichen Akademie der Wissenschaften, 1825. 408 S. in gr. 4. mit in den Text eingedruckten Durchschnitten der kanarischen Inseln und einer großen schönen Karte derselben. Velinpapier.)

Dieses Prachtwerk hat der berühmte Verfasser nur für seine Freunde drucken lassen. Obgleich der Verf. nur den ersten, dritten, den größten Theil des fünften Abschnitts und den letzten als eine neue Arbeit angibt, so ist doch das Ganze eine wichtige Bereicherung der Wissenschaft und ein höchst schätzbares Geschenk.

Die Einleitung enthält die Veranlassung und Geschichte der Reise von London aus im J. 1815, und ein überaus anziehendes Gemälde von Madeira und den kanarischen Inseln. Der Verf. erwähnt der neuern Berichte und Beschreibungen derselben von Glas, einem schottländischen wohlunterrichteten Kaufmann, der an der westafrikanischen Küste lange Geschäfte trieb, und auch auf diesen Inseln verweilte, um sich hier niederzulassen, über ein Jahr lang in spanischer Gefangenschaft seufzte, und auf der Rückreise nach England mit dem Schiffskapitän und Andern von den raubsüchtigen Matrosen 1765 ermordet wurde. Seine Beschreibung der Inseln (London 1764) erklärt Hr. v. B. für noch sehr brauchbar. Francis Masson aus Schottland, Gärtner im königl. Garten zu Kew, sammelte und beschrieb die Pflanzen der Inseln 1772. Die hinterlassenen Handschriften des Viera, Archidiakonus auf Fortaventura (starb 1813 zweiundachtzig Jahre alt), sind physikalischen und historischen Inhalts, und wären wohl des Sichtens werth. Broussonet, der zur Revolutionszeit aus Frankreichs Kerkern hieher flüchtete, schrieb ein Florilegium und eine Flora; der Verlust seines Gedächtnisses hinderte den Unglücklichen aber an der Vollendung. Sehr bekannt ist der Essai sur les îles fortunées par Bory de St. Vincent, dem man aber keinen großen Werth beilegen kann. Hrn. von Humbold hat sein sehr kurzer Aufenthalt auf den Inseln nicht gehindert, zuerst ein wahres naturhistorisches Gemälde der Inseln, die geognostischen Verhältnisse derselben, und die Höhe und geographische Lage des Pics genau zu bestimmen. Alle diese Beobachtungen und Nachrichten hat Herr v. B. mit seinen Untersuchungen vereinigt und zu einem trefflichen Ganzen verarbeitet.

Der erste Abschnitt des Werkes, S. 53—60, gibt eine kurze statistische Uebersicht der kanarischen Inseln. Ihre Größe wird nach Ottmann's Berechnung auf 152^{600} geographische Geviertmeilen angegeben, die Gesammtzahl der Einwohner nach einer schon 1806 angestellten genauen Zählung, welche auch die Cortes 1813 bekannt machten, auf 193,907 Köpfe, ohne die Besatzung jedoch. Am bevölkertsten ist Palma, von fünfzehn Geviertmeilen; es kommen hier fast 1900 Einwohner auf eine Meile.

Im zweiten Abschnitt, vom Klima der Inseln, S. 61—90, berechnet der Verf. den Stand der Temperatur der Atmosphäre nach Escolars Beobachtungen;

Digitized by Google

er zeigt S. 67, wie der im ganzen Sommer hier herrschende Nordostpassat gegen den Winter von den Ostwinden vertrieben wird. Während des Nordostpassats sind die Einwohner der Insel Ferro streng isolirt; denn obgleich man nicht einen Tag braucht, um von Teneriffa dahin zu kommen, so wagt man im Sommer nur im äussersten Nothfall die Ueberfahrt, weil man im glücklichsten Falle doch acht bis zehn Tage dazu braucht, ja wohl vier bis fünf Wochen, und dann der Gefahr des Hungertodes kaum entgeht. Besonders beachtungswerth ist des Hrn. Verf. Vermuthung, daß die Verbreitung des Dasembryanthemum crystallinum auf Lancerote das Miasma ansteckender Seuchen, und besonders des gelben Fiebers, aus der Atmosphäre an sich ziehe und diese reinige, wie dort die Erfahrung lehrt.

Die genauen und vergleichenden Tafeln der Höhenmessungen auf diesen Inseln, theilt der dritte Abschnitt S. 91—101 mit.

Höchst anziehend unterhält der vierte Abschnitt, S. 105—200, mit der Schilderung der Flora von Madeira S. 189 ff. und der kanarischen Inseln S. 128—188, besonders wegen ihrer Verbindung mit der Geschichte. Von Plinius und Juba's Nachrichten beginnend, wird unläugbar bewiesen, daß die Insel Ombrios oder Pluvialis das jetzige Lancerote ist, aus welcher beim Ausbleiben des Regens Tausende auswandern wegen gänzlichen Mangels an Quellen. Junonia magna heißt nun Fuerteventura, und Junonia minor das heutige Canaria, das alte Canaria, nach den großen Hunden vor Alters so benannt, das jetzige Palma. Capraria ist Ferro, wo nach Plinius ungeheuer große Eidexen waren, und welche, ob sie gleich nachher verschwunden sind, doch Vonter noch fand, der sie, ihrer Größe und Häßlichkeit wegen, mit Katzen vergleicht. Nivaria, die Schneeinsel, kann nur Teneriffa sein, die einzige Gruppe, auf welcher der Schnee liegen bleibt. Die siebente dieser Inseln, Gomera, ist von drei Seiten durch die Höhe von Teneriffa gedeckt, und konnte deshalb den Blicken der Gesandten Juba's leicht entgehen. Seit 600 Jahren sind diese Inseln aus allen Erdtheilen mit den nützlichsten Gewächsen, vorzüglich durch die Eroberer derselben, bereichert worden. Joh. von Bethencourt führte den Weizen ein. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erhielten die Einwohner Feigen durch gelandete Mallorkaner, welche zum Dank für dies kostbare Geschenk von ihnen erschlagen wurden. Pedro de Vera vertrieb 1483 aus Canaria, Teneriffa und Palma die Guanches, ein altes, besonderes Volk, einsiedlerische Höhlenbewohner, die ohne Verbindung mit ihren Nachbarn, ohne Schiffahrt auf einer tiefen Stufe der Kultur Jahrhunderte lang verharrten, und doch bei Vertheidigung ihres Landes bewunderungswürdige Tapferkeit bewiesen. Mit ihren Ländereien und ihrer Freiheit verloren sie auch allmälig ihr Dasein, so daß nur wenig Spuren von ihnen die Geschichte nachweisen kann. Dieser Vera holte aus Spanien und Madeira europäische Südfruchtbäume, Garten- und Feldfrüchte herüber, und drang vorzüglich auf den Anbau des Zuckerrohrs, so daß in Kurzem eilf Zuckermühlen hier im Gang waren. Alonzo de Lugo, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erst Teneriffa eroberte, gab für Verbreitung des Landbaus weise Verordnungen; auch der Kastanienbaum kam durch ihn hieher, und im Schatten dieser Wälder blüht, als auf der Grenze ihres Gebietes, jetzt hier die Erdbeere, wie auf Ferro die äusserste Linie der südlichen Verbreitung der Weinrebe ist, welche, da das Zuckerrohr nicht gedieh, oder die Fabrikation des Zuckers mit dem indischen nicht Preis halten konnte, zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts von Madeira aus hieher verpflanzt wurde, und mit ihren köstlichen Trauben bald das Land jener undankbaren Pflanzungen bedeckte, und zugleich den Negern, welche zum beschwerlichen Anbau des Zuckerrohres aus Guinea in die Sklaverei geschleppt waren, ihre Freiheit wieder gab. Noch heut lebt dies schwarze Geschlecht ganz abgesondert von den übrigen Einwohnern in einer kleinen Ansiedelung auf Gran-Canaria. Mit den Negern spendete Afrika auch die unschätzbare, saftige Frucht des Bananenbaums (Musa). Nach hundert Jahren trug ein großer Theil jener Felder Mais und Weizen. Jetzt unterhält nur Palma noch einige Zuckerpflanzungen für seine Nonnen zu deren süßen Bäckereien. Aus Amerika erhielten die Inseln die nicht minder erquikkende Frucht Cactus Opuntia und die Bataten, so wie das wichtige Geschenk der Agave americana, deren Blätter vorzüglich in der Hohlenstadt Malaga, wo 2000 Menschen im Innern der Erde, ohne eine äussere Spur von Häusern, wohnen, zu Matten, Gurten und Stricken verarbeitet werden. Aus Peru aber kam die Kartoffel erst 1622 herüber. Leider aber verfuhr man bei den neuen Anpflanzungen schonungslos gegen die alten einheimischen Wälder, die jetzt an vielen Orten zum größten Nachtheil des Landes und seiner Bewohner ganz verschwunden sind von Höhen und in den Thälern. Das systematische Verzeichniß der ursprünglichen Flora, 165 eigenthümliche Geschlechter, S. 128 ff. und das der gesammten wildwachsenden Pflanzen S. 137—188 beweisen die Wichtigkeit der Inseln und der Bearbeitung ihrer Flora, welche der Verf. in fünf Gebiete absondert: die niederste nennt er die afrikanische; es ist die der Palmen und Bataten, deren Höhengrenze bis 2600 Fuß steigt, die zweite die der europäischen Kultur, der Weinrebe und des Korns-

Digitized by Google

die dritte iſt die der dichtbelaubten Wälder, des Lorbeerbaums, des Oelbaums u. ſ. w. Die Kiefer in der vierten Abtheilung ſteigt bis 3900 Fuß, in der fünften aber bis 10380 Fuß das Spartium nubigenum, und die Retama blanca (die Cumbre), welche auf loſem Bimsſtein und den Lauen wurzeln und ſie bedecken. Tauſend Fuß höher bis zum Gipfel des Pics iſt die Oberfläche von allem Pflanzenwuchs entblößt.

1.

Leopold von Buch ſtiftet ein Denkmal dem nordiſchen Naturforſcher Smith, ſeinem Freunde und Reiſegefährten nach den kanariſchen Inſeln.

Aehnlichkeit der Beſchäftigungen hatte mich ſehr bald mit dem eben ſo kenntnißvollen als liebenswürdigen Botaniker Chriſtian Smith aus Drammen in Norwegen in nähere Bekanntſchaft gebracht, als wir Beide uns im Winter 1814 in London aufhielten. Wir fanden uns häufig und an vielen Orten zuſammen.

Aber alles, was wir ſahen und hörten, und vielleicht auch eine beſondere Empfänglichkeit meines Freundes, führte uns unaufhörlich das Bild der glänzenden Erſcheinungen der Natur in wärmern Ländern vor Augen, und nicht ohne die lebhafteſte Bewegung ſahen wir die große Leichtigkeit, mit welcher man ſich aus der ungeheuern Seeſtadt nach allen Theilen der Welt hinbewegt.

Dadurch ward denn endlich unſere Begierde ſo mächtig erregt, daß wir nur eine Pflicht zu erfüllen glaubten, wenn wir uns bemühten, ſolche Gelegenheit nicht ungenützt vorüber gehen zu laſſen, um etwas, wenn auch nur wenig, von tropiſcher Vegetation kennen zu lernen.

Mit dieſem Gedanken fortwährend beſchäftigt, beſtimmte völlig ein eben in der Themſe zum Abfahren bereit liegendes Schiff, William und Mary, den kaum noch wankenden Entſchluß. Wir beſchloſſen, die kanariſchen Inſeln zu beſuchen.

Den köſtlichen Winter jener glückſeligen Inſeln nicht zu verſäumen, waren wir ſchon im Februar, und ſo auch das Schiff, zur Abreiſe bereit. Allein die noch immer fehlende Ratifikation des Friedens mit Amerika, welche die amerikaniſchen Kaper von der Inſel entfernen ſollte, hielt das Schiff bis zur Ungeduld im Hafen zurück.

Erſt am 31 März 1815 durften wir uns zu Spithead bei Portsmouth einſchiffen. Und doch zwangen uns noch widrige Winde und verſuchtes Preſſen der Matroſen des Schiffes, mehrere Tage auf der Inſel Wright in Yarmouth zu bleiben. Am 8 April verließen wir endlich den Kanal, durchſchnitten leicht und ohne Beſchwerde das große Meer, erblickten am 20 die Inſel Porto Santo, und flogen am 21 zu Funchal auf Madeira ans Land.

Seitdem nun kannte, ergriffen von dem gewaltigen Eindruck aller Gegenſtände, die ihn umgaben, Smith die Ruhe nicht mehr. Auſſer ſich warf er ſich den glänzenden Cactusbüſchen entgegen, welche in den wunderbarſten Formen die Felſen bedecken, um ſich zu überzeugen, daß dies Wahrheit, keine Phantaſie ſei. Er ſprang über die Mauer, um die Wälder von Donag zu berühren, deren Spitzen der Wind leicht und gefällig über die Reben bewegt, die ſich an denſelben erheben.

Wie begeiſtert lief er von Blume zu Blume, und kaum war es möglich, ihn zu bewegen, die Stadt zu betreten.

Da erſchien auf dem großen Platze eine Allee von hohen Bäumen, von Justicia, von Melia Azedarach und von Datura arborea, ganz mit ihren glänzenden, gigantiſchen Blumen bedeckt, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten.

Die Rieſenblätter der Bananen wiegten ſich über den Mauern zur Seite, und prachtvolle Palmen ſtiegen bis hoch über die Häuſer.

Die Wunderform der Drachenbäume, der alles erfüllende Duft der Blüthen und das dichte Laub der Orangenbäume führten unwillkührlich in die Gärten hinein.

Der Kaffeebaum bildet hier die Hecken und Büſche, welche große Beete umſchlieſſen, auf denen im Freien die Ananas ohne Zahl freudig gezogen wird. Mimosen, Eucalyptus, Melaleuca, Proteen, Mannea, Clitoria, Eugenia, alles Gewächſe, von denen man nur Fragmente in unſern Treibhäuſern ſieht, erheben ſich hier zu großen und herrlichen Bäumen, und ihre weitleuchtenden Blumen zeichnen ſich auf dem ſchönſten Himmel der Welt.

„Wie ſoll ich euch erzählen", ſagte Smith in einem Briefe an ſeine Freunde in Norwegen, „wie ſoll ich es ausdrücken, was ich geſehen, was ich empfunden habe! Wie ſoll ich euch einen Begriff geben von der Mannigfaltigkeit, von der Wunderbarkeit dieſer Formen, wie von der Schönheit und dem Glanze dieſer Farben, wie von der ganzen Pracht der Natur, die mich umgibt? — Wir haben uns am Abhange der Berge erhoben, welche das ſchöne Funchal umgeben. Wir haben uns endlich am Rande eines Baches geſetzt, der von Fall zu Fall zwiſchen Büſchen von Rosmarin, von Jasmin, Lorbeeren und Myrthen herabſtürzt. Die Stadt lag uns zu Füßen mit ihren Forts, mit ihren Kirchen und Gärten und Schiffen auf der Rhede; über uns Wälder von Kaſtanien und Pinien, unter denen ſich die Blumen von Spartium und Lavendel verbreiten. Ein zahlloſes Heer von

Digitized by Google

Kanarienvögeln zwischen den Zweigen erfüllte die Luft mit seinem Gesang, und nur der Schnee auf den Spitzen der Berge, der zuweilen die umlagernden Wolken durchbrach, war der einzige Gegenstand, der mein Vaterland hätte zurückrufen können. Jeder Schritt war belehrend, jedes Kraut zwischen den Steinen des Pflasters eine neue Entdeckung. Da sammelte sich bald die fröhliche Jugend der Gegend, und begleitete den fleißigen Botaniker in freudigen Sprüngen auf die Felsen. Sie brachten ihm Blumen von allen Seiten entgegen, sammelten sich dann zu dichten Gruppen, und harrten schweigend und aufmerksam, ob auch die gebrachten Blumen, und welche von ihnen, die Aufmerksamkeit wohl erregen möchten. Wurden sie aber gar in die Büchse gelegt, so erhob sich ein allgemeines Freudengeschrei, und die Gruppe zerflog wieder in tausend Sprüngen, neue Blumen auf den Felsen zu sammeln. Vom jenseitigen Abhang schimmerten überall freundlich die Wohnungen aus den dichten Lande der umgebenden Reben. Weit hervor sich wiegende Bananen bildeten das Dach des Vorhofes, und ein schäumendes Wasser fiel zwischen den Bananenwurzeln herab und verlor sich zwischen den mächtigen Kolokasiablättern, welche mit ihrem lebhaften Grün den Abhang bedeckten. Auf der Bank zwischen den Bananen saß die junge Frau, den Spinnrocken in der Hand; der Gatte aber stand vor ihr mit der Guitarre, um nach vollbrachter Arbeit des Tages ihr seine Wünsche durch Töne und Gesang ahnen zu lassen, und die Nachbarn waren umher versammelt, mit ihrem Beifall den Gesang und das Spiel zu ermuntern."

So war Madeira immer noch, so wie vor Jahren Camoens, der Dichter, die Insel beschrieb,

nach ihren duft'gen Wäldern so genannt,
Wen hieße Cypris wohl und Paphos schöne Auen
die holde Liebe, hier sich anzubauen.
So blumenreich der Strand, die Luft so sanft und mild,
daß Venus selbst sich hier als Herrin fühlt.

S. H. Spikes, Lusiade, Canto 5.

Wer wollte nicht eine bedauerungsvolle Theilnahme an dem traurigen Schicksale und Ende des eifrigen Botanikers empfinden, dessen Verdiensten der edle Freund ein so ehrenvolles Denkmal der Freundschaft setzt*). Mit großem Vergnügen beschloß Smith, im Jahr 1814 mit dem Kapitän Tuckey zur Congo-Expedition zu gehen. Seine großen Hoffnungen schienen sich, je weiter man fortschritt, um so mehr zu bestätigen. Tuckey war ein wissenschaftlich gebildeter und sehr artiger Mann, dessen Umgang ihm eben so viel Belehrung als Vergnügen verschaffte.

Im Juli erreichten die Schiffe die Mündung des Congo-Flusses. Kapitän Tucker schiffte auf ihm so weit hinauf, als es möglich war. Allein sehr bald verhinderten Fälle des Flusses auch das Fahren in Booten. Da entschloß er sich, mit vierzig Mann zu Lande am Fluß hinauf zu gehen. Das treffliche Klima beförderte die Unternehmung, und die immer reicher, schöner, ausgezeichneter werdende Vegetation befeuerte den Eifer des rastlos beschäftigten Botanikers. „Alles ist neu!" schrieb er in sein Journal, „man kann nur sammeln und sehen." Und im wahren Entzücken über den Fluß und die Berge war er auf das Höchste betroffen, als der Kapitän erklärte, daß man zurückkehren müsse. Die Hoffnung, theils von anwohnenden Negern, theils durch die Jagd sich hinreichende Nahrung zu verschaffen, war gänzlich gescheitert. Der Vorrath der mitgenommenen Lebensmittel erlaubte das weitere Vordringen nicht. Aber auch zur Rückkehr war es zu spät. Der Vorrath reichte bis zum Ankerplatz der Schiffe nicht mehr. Mangel, Besorgniß, Hunger, Ermattung erzeugten endlich Fieber, das schnell um sich griff und die letzten Kräfte verzehrte. Smith suchte durch Lebendigkeit des Geistes sich aufrecht zu erhalten. Stets munter, sprach er auch Andern Muth ein, und wollte selbst ihnen mit seinem Beispiele vorangehen. Allein dies vermochte er nicht. Hatte er wenige Schritte gethan, so fiel er zu Boden, und zuletzt konnte er sich nicht wieder aufrichten. Man mußte ihn tragen; auch in dieser Lage ermuthigte er stets noch die Uebrigen, und unterhielt fortwährend für sich und für Andere die besten Hoffnungen. So erreichte er und Kapitän Tuckey und wenige Begleiter am 17 September den Ort, wo das Schiff Congo vor Anker lag. Am 18 brachte man Beide auf das Transportschiff Dorothea, weil es ihnen größere Bequemlichkeiten darbot. Tuckey starb bald darauf. Smith war nun sehr niedergeschlagen und sehr schwach. Am 21 kam zu ihm der Gärtner Lockhart (aus dem Garten zu Kew) und hörte ihn lange norwegisch reden, was er aber nicht verstand. Man hielt dies für Fieberdihe und bot ihm Arzneimittel. Allein er antwortete darauf sehr vernehmlich die letzten Worte, welche man von ihm gehört hat: Ich habe gefordert, was mir nützen kann, man will es nicht geben. Am 22 Sept., wenige Augenblicke, nachdem die Dorothea die Anker gelichtet hatte, starb er fern von Verwandten und Freunden und von keiner theilnehmenden Seele umgeben. Man hat ihn mit den gewöhnlichen Schiffsfeierlichkeiten in den Fluß an dem Orte versenkt, welchen man „the tall trees" genannt hatte. Seine geretteten und benutzten Sammlungen öffnen ihm einen verdienten Platz in dem Kranze nordischer Naturforscher, welche jetzt ganz Afrika mit ihren Entdeckungen umgeben.

(Der Beschluß folgt.)

*) Leop. v. Buch's Beschreibung der kanarischen Inseln, 1825. Seite 38 bis 46.

Digitized by Google

Ueber das Glückwünſchen beim Nieſen.

Iſt es Religion? iſt es Aberglaube? ſind es phyſiſche oder moraliſche Urſachen, auf welche dieſer alte und allgemeine Gebrauch, dieſe in ihrer Art einzige Gewohnheit ſich gründet? Zeit und Umſtände ändern faſt jede andere Gewohnheit; nur dieſe allein bleibt immer die nämliche von jeher und bei allen Völkern.

Die Fabel lehrt uns, daß Prometheus, als er die erſten Menſchen geſchaffen, in einer gläſernen Flaſche einige Sonnenſtrahlen aufgefangen, und ſelbige nachmals ſeiner Statue unter die Naſe gehalten habe. Dieſe Strahlen drangen ſogleich durch alle Fibern des Gehirns, verbreiteten ſich durch alle Arterien und Adern, und das erſte Zeichen des Lebens, das dieſe Statue von ſich gab, war, daß ſie nieſete.

Prometheus, voll Freude über dieſen glücklichen Vorfall, rief ihr ſogleich ein: Glück zu! entgegen. Dieſer Wunſch machte bei dem neuen Menſchen einen ſo ſtarken Eindruck, daß er ihn nie vergaß, und bei ähnlichen Fällen ihn ſeinen Mitgeſchöpfen wiederholte. Die Dichtung iſt ſinnreich genug, und könnte nach Zeit und Umſtänden als eine Anſpielung auf die Geſchichte des Knabens der Sunamitin angeſehen werden, der, von Eliſa vom Tode auferweckt, als er das erſte Zeichen ſeines Lebens von ſich gab, ſiebenmal nieſete.

Allein, alles dieſes gibt uns wenig Erläuterung über unſere Fragen. Vielleicht erhalten wir mehr Licht von den Rabbinen, von Leuten, welche die geheimſten und älteſten Ueberlieferungen aus dem Paradieſe, aus der Arche Noah und von dem Thurmbau zu Babel in ihren Archiven aufzubewahren vorgeben. Unſer Herr Gott, ſagen dieſe, hatte nach der Schöpfung das allgemeine Geſetz gemacht, daß der Menſch nur einmal in ſeinem Leben nieſen, und in eben dieſem Augenblicke, ohne vorher krank geweſen zu ſein, ſeinen Geiſt aufgeben ſollte. Dies war die gewöhnliche und bekannte Todesart bis auf Jakobs Zeiten. Dieſer fromme Patriarch, ſagen ſie weiter, der nicht ſo geſchwind aus der Welt ſcheiden wollte, demüthigte ſich vor dem Herrn, ſeinem Gott, um Gnade vor ihm zu finden und mit dieſer Todesart verſchont zu bleiben. Sein Gebet ward erhöret, er nieſete und ſtarb nicht. Dies erregte nothwendig bei allen Anweſenden und bei Denen, die es hörten, eine nicht geringe Bewunderung. Jakob ward krank. Abermals ein Umſtand, der höchſt merkwürdig war, da man vorher von keiner andern Krankheit, als von dem todtlichen Nieſen gewußt hatte. Die ganze Natur ſchien ihre bisher befolgte Ordnung zu verändern. Was war natürlicher, als daß man nachmals, ſobald Jemand nieſete, ihm zurief: Es bekomme dir wohl! — Jede Nation hat ihre Lieblingsſchriftſteller. Die Heiden ſowohl als die Juden hatten die ihrigen, und uns fehlt es auch nicht an ſolchen, denen das Wunderbare gefällt. Sie erzählen, daß zur Zeit des heil. Gregorius im ſechsten Jahrhundert eine ſolche anſteckende und ungeſunde Luft in Italien geherrſcht habe, daß alle Leute, die nieſeten oder gähnten, ſogleich todt niederfielen. Man könnte dieſe Erzählung als wahr annehmen, wenn nur die Geſchichte damit übereinſtimmte, die den Gebrauch, beim Nieſen: Gott helf! zu ſagen, über tauſend Jahre älter angibt. Wenigſtens iſt gewiß, daß zu Alexander des Großen Zeiten dieſe Gewohnheit ſchon ſo alt war, daß Ariſtoteles den Urſprung derſelben nicht anzugeben wußte.

Das gewöhnliche Kompliment, das die Griechen den Nieſenden machten, beſtand, wie uns Olympiodor in ſeinem Kommentar über den Phädon des Plato berichtet, in dem Worte: Lebe! In eben dieſer Bedeutung ſagte der Römer: Salve! Die Griechen ſagten auch wohl, wie wir noch jetzt, Jupiter (Gott) helf! Sie ſagten dieſen Wunſch nicht nur gegen Andere, die nieſeten, ſondern auch gegen ſich ſelbſt, wenn ſie allein waren. Wenigſtens kennen wir noch ein Epigramm, worin auf eine beiſſende Art über die lange Naſe eines gewiſſen Proclus geſpottet wird, daß nämlich die Spitze derſelben ſo weit von den Ohren entfernt ſei, daß er nicht einmal höre, wenn er nieſe, um das: Jupiter helf! zu ſich ſelbſt ſagen zu können. Bei den Römern gehörte es zur artigen Lebensweiſe, beim Nieſen ein Kompliment zu machen; Plinius ſpricht deutlich davon.

Selbſt Tiber, bei aller feiner affektirten Ernſthaftigkeit, ließ zu, daß man ihm dieſe Art Ehrerbietung erwies. Faſt alle übrigen Völker, auch in andern Welttheilen, haben dieſe Gewohnheit bis auf den heutigen Tag beibehalten. Wenn die Wiedertäufer und Quäker in England nebſt mehrern Gebräuchen, die die geſittete Welt zur anſtändigen Lebensart rechnet, auch dieſen als abergläubiſch abgeſchafft haben, ſo beſtätigt dieſe Ausnahme, welche nichts weiter als den Namen einer wunderlichen Grille verdient, vielmehr meinen Satz, als daß ſie ihn entkräftet. Die Bewohner des äuſſerſten Aſiens, und ſelbſt der neuen Welt, die gewiß niemals etwas von den Griechen und Römern gehört haben, müſſen uns zu Zeugen dienen.

Wenn der König von Monomotapa nieſet, ſo wird ſolches ſogleich in der ganzen Stadt durch gewiſſe Zeichen oder durch gewiſſe Gebetsformeln, die man laut abliest, bekannt gemacht, und die ganze Gegend erſchallt von dem freudigen Zuruf der Einwohner: Es lebe der König! Die Spanier trafen dieſe Galanterie auch in Amerika an. Wenn der Kazikke von Guachaja nieſete, ſagt der Geſchichtſchreiber von der Eroberung von Florida, neigten ſich die Indianer vor ihm, ſtreckten ihre Hände aus und baten die Sonne, ihren Fürſten zu beſchützen, ihn zu erleuchten und lebenzeit mit ihm zu ſein. Ariſtoteles und Andere glaubten die erſte

Digitized by Google

Anlage in der religiöſen Verehrung des Kopfs zu finden. Der Kopf, ſagten ſie, iſt der vornehmſte Theil des menſchlichen Körpers; in ihm entſtehen die Nerven, die Lebensgeiſter und überhaupt alle ſinnlichen Empfindungen. Im Kopfe wohnet die Seele, ein denkendes Weſen, ein Theil der Gottheit, das von hier aus, als von ſeinem Throne, das ganze übrige Gebäude des Menſchen regiert und in Bewegung ſetzt.

Dies war der Grund, warum dem Haupte eine ſo vorzügliche Ehre erwieſen wurde, daß die erſten Menſchen bei ihm, als bei einer heiligen Sache, ſchwuren, daß ſie kein Gehirn anbrüten noch eſſen, daß ſie, wenn ſie davon ſprachen, es nicht einmal mit der eigentlichen Benennung, ſondern mit dem Namen eines weißen Marks oder anderm dergleichen nannten. Wenn die erſten Menſchen einen ſo hohen Begriff vom Kopfe und dem Gehirn hatten, darf man ſich dann wundern, daß ſie die Ehrfurcht bis auf's Nieſen, als eine der merklichſten und fühlbarſten Wirkungen des Gehirns, ausgedehnt haben?

Der Aberglaube, der ſich nur gar zu ſehr allenthalben einmiſcht, ſuchte im Nieſen, in dieſem ganz natürlichen Phänomen, etwas Geheimnißvolles. Bei dieſer einmal gefaßten Meinung glaubten alledings die Aegyptier, die Griechen, die Römer und andere Völker, in dem Nieſen etwas mehr als etwas Natürliches zu entdecken; eine Menge Beiſpiele aus der Geſchichte beweiſen dies. Als Xenophon ſeine Armee anredete, und ein Soldat in dem Augenblick nieſete, da er ſie zu einer gefährlichen, aber unumgänglich nöthigen Entſchlieſſung aufforderte, nahm das ganze Heer ſolches als ein von den Göttern gegebenes Zeichen an, und Xenophon bediente ſich dieſes Umſtandes, Gott dem Erhalter ein Dankopfer zu bringen, daß er durch ein ſichtbares Zeichen ſeine Einwilligung zur Ausführung ihres Entſchluſſes ertheilt habe. — Als die getreue Penelope ihre ungeſtümen Liebhaber von ſich abwies und um Ulyſſes Rückkehr bat, nieſete Telemach ſo heftig, daß das ganze Gebäude erzitterte. Dieſes nahm die Prinzeſſin und der ganze Hof für ein untrügliches Kennzeichen der Erfüllung ihrer Wünſche an. In Liebsangelegenheiten war das Nieſen oft nicht minder entſcheidend. Als Parthenis, jene griechiſche Schönheit, die ſanften Empfindungen, die ihr Herz für ihren geliebten Sarpedon fühlte, ihm ſchriftlich erkennen zu geben ſich entſchloſſen, nieſete ſie eben, als ſie den zärtlichſten Ausdruck hinſchrieb; und nun war ſie überzeugt, daß der Gegenſtand ihrer Wünſche, ihr Geliebter, in eben dieſem Augenblick gleich zärtlich an ſie dächte. Die griechiſchen und lateiniſchen Poeten glaubten ihre Schönen nicht wenig zu ſchmeicheln, wenn ſie ihnen vorſagten, daß die Liebesgötter bei ihrer Geburt genieſet hätten. Man gab bei dem Nieſen auf verſchiedene Nebenumſtände Acht, zu welcher Stunde, ob es am Anfange, oder während, oder am Ende einer gewiſſen Verrichtung mehr- oder einmal erfolgte. Wenn ein Gaſt über der Tafel während des Aufſtehens eines neuen Gerichts nieſete und er nachher nichts mehr aß, ſo ward ſolches als eine unglückliche Vorbedeutung ausgelegt. Wer beim Aufſtehen des Morgens nieſete, mußte den Tag über ſich ſehr in Acht nehmen. Man nieſete mit glücklichem Erfolg in den Stunden von Mittag bis Mitternacht, in den übrigen mit mindern Glück. Man gab auch beim Nieſen auf die Conſtellation des Himmels Acht. Ich gebe alſo gerne zu, daß ſich bei dieſer Gewohnheit viel Vorurtheil und Aberglaube und eben ſo viel Thorheit mit in's Spiel gemiſcht habe, wenn nicht in den Seelen der Klugen, doch wenigſtens in der Denkungsart des gemeinen und unaufgeklärten Mannes. Allein ich möchte doch auch nicht gerne behaupten, daß ſchlechterdings der Aberglaube die Quelle dieſer Gewohnheit ſei, er hat nur einen Mißbrauch davon gemacht. Es ſind mehrere Gebräuche, deren Beobachtung die Mode oder die Kenntniß einer feinen Lebensart uns nothwendig macht, davon man aber keinen hinlänglichen Grund angeben kann. Montagne in ſeinen Verſuchen wirft die Frage auf: Warum wünſchen wir den Nieſenden Glück? und beantwortet ſie: darum, weil das Nieſen ein Wind iſt, der aus dem Kopf kömmt und nichts Unanſtändiges an ſich hat. Clemens von Alexandrien urtheilt minder vortheilhaft von dem Nieſen, da er es für ein Zeichen einer Unenthaltſamkeit und Weichlichkeit hält; er iſt ſehr unzufrieden über Diejenigen, die das Nieſen durch fremde Mittel erzwingen, und ſieht als eine gute Lebensregel an, daß man ſich des Nieſens ſo viel als möglich, beſonders in Geſellſchaften, zu enthalten ſuche. Warum ſoll man aber geheimnißvolle und weitentlegene Urſachen dieſes Gebrauches ſuchen, wenn man ſie näher haben kann?

Vielleicht liegt der Grund davon bloß in der Phyſik, deren Geſetze unwandelbar ſind. Das Nieſen iſt eine gewiſſe Ausführung des Gehirns, und von jeher als ein Zeichen ſeiner natürlichen Wärme, ſeiner Kraft, ſeiner guten Einrichtung, in manchen Krankheiten als eine glückliche Kriſis, kurz, als ein Zeichen der Geſundheit angeſehen worden, und in dieſer Abſicht verdient das Nieſen ein Kompliment im Umſehenden. Doch ſind nicht alle Aerzte dieſer Meinung: Olympiodor, Avicenna und Carbanus halten dieſe Wirkung des Gehirns für zu heftig und gefährlich, und behaupten, daß ſie mit einer Beklemmung des Herzens vergeſellſchaftet ſei, wodurch der Grund der animaliſchen Verrichtungen geſtört werde, und daß ſie, wenn ſie einige Minuten anhielte, den Menſchen das Leben

Digitized by Google

kosten müsse. Diese Meinung scheint übertrieben zu sein; wenn sie aber wahr wäre, so könnte nichts billiges sein, als Demjenigen, der genieset hat, Glück zu wünschen, daß ihm solches keinen Schaden verursacht habe. Unser jetziges Zeitalter, Dank sei es seiner freien Denkungsart, schaft viele lästige Gebräuche ab. Man trinkt nicht mehr mit ängstlicher Genauigkeit auf jedes anwesenden Tischgastes Gesundheit ein Glas Wein aus, man empfiehlt sich nicht mehr dem Wirthe und der übrigen Gesellschaft mit ausstudirten Abschiedsformeln. Vielleicht wird man auch bald ohne alle Zeremonie niesen können. Ich bins zufrieden! Und dann sehe der Kritikus und Modeverständige diesen Aufsah als Stoff zu einem Epitaphium an, das diesem Gebrauche noch bei seinen Lebzeiten ist errichtet worden.

Mancherlei aus und über China.

Geographie und Topographie.

So verworren und armselig die Chinesen auch in ihren äusserst unvollkommenen geographischen Werken sein mögen, so ermangeln sie doch nie, ihre topographischen Beschreibungen so weitschweifig und umständlich als möglich zu machen. Jeder Tempel, jedes Denkmal wird mit der äussersten Sorgfalt beschrieben, und sie vergessen und übersehen keinen Hügel, keine Thalschlucht, man möchte fast sagen: keinen Strauch und keinen Stein, der sich am Wege befindet. Dergleichen Einzelnheiten mögen sehr interessant für Diejenigen sein, welche bei der Lesung eines Buches gern einschlafen.

Medizinische Werke.

Die Bücher der theoretischen und praktischen Arzneikunde sind sehr zahlreich. Man bemerkt darin dasselbe System der beiden mit einander ringenden und wirkenden Kräfte, die, wie wir gesehen haben, in mehrere andere Wissenschaften eingedrungen sind. Die Chinesen halten viel auf Quacksalberei, und haben ein großes Vertrauen auf die Mittel, welche ihnen von den berühmtesten Wunderdoktoren verkauft werden. — Man findet in diesen Werken vortreffliche naturgeschichtliche Bemerkungen über das Thierreich, die Mineralien und die Pflanzen. Die Chinesen kennen den Umlauf des Bluts. Glaubersalz und Merkur werden sehr häufig gebraucht, obgleich der letztere etwas von seinem Einflusse verloren hat. Die Pulsbeobachtung ist von ihnen zu einer Umsicht und Feinheit gebracht worden, die man umsonst nachzuahmen sich bemühen würde. Jedesmal, wenn ein chinesischer und ein englischer Arzt sich am Bette eines Kranken befanden, hat man bemerkt, wie der Erste nach der Pulsbefühlung Zeichen angab, die der Andere nicht zu ahnen im Stande war.

Astronomie.

Die über Astronomie handelnden Bücher verfallen meistentheils in das Geschwäh der Sternendeuterkunst. Man findet in ihnen mit ermüdender Weitschweifigkeit die Angabe der glücklichen und unglücklichen Tage, so wie die günstigen Augenblicke, um sich zu baden, sich zu rasieren, eine Reise zu beginnen, zu säen, zu pflanzen, Jemanden zu besuchen, einen Handel abzuschliessen u. s. w. Doch findet man darin auch, und zwar ohne Beihilfe der Europäer, die Vorbestimmung der Finsternisse und die Beobachtung mehrerer himmlischen Phänomene.

Theologie und Moral.

Die theologischen und moralischen Werke beziehen sich immer auf eine der drei großen, in China bestehenden Schulen, nämlich: die des Konfuzius, die durchaus rein philosophisch ist; die der alchimistischen Geisterseher, der Anhänger Laukeums (die mit dem Goldmachen sich beschäftigen) und der indische Polytheismus Buddas. Man kann dazu noch eine Art von Auserwähltenschule rechnen, die mit allen dreien einige Aehnlichkeit hat.

Häckerling.

Die Mode hat die Menschen manchmal zu den größten Lächerlichkeiten verleitet. Es gibt Wenige unter uns, die sich noch der hohen Absätze an den Schuhen erinnern; aber Niemand weiß vielleicht mehr, daß sie, nämlich die Absätze, bei den venetianischen Frauenzimmern 3½ Fuß, sage drei und einen halben Fuß, hoch waren. Man muß sich also nicht über ihre häufigen Fehltritte verwundern. — Unter Philipps des Schönen Regierung in Frankreich verlängerten die Männer die Spitzen der Schuhe ausserordentlich. Es erschien darüber ein besonderes Dekret, nach welchem es nur den Prinzen von Geblüt erlaubt war, ihre Schuhspitzen bis an die Nasenspitze reichen zu lassen. Die der Adelichen durften nicht über zwei Fuß und die der Bürgerlichen nicht über einen halben Fuß lang sein. Diese Spitzen oder Schuhschnäbel waren mit allerlei seltsamen Schnitzereien bedeckt, die eben so elend als geschmacklos waren. Die Weiber übertrieben diese Albernheit noch mehr, und steckten Blumen darauf, oder verzierten sie mit kleinen Schellen; so daß die Geistlichkeit darob in einen heiligen Eifer gerieth, und alle Träger und Trägerinnen solcher Schuhe exkommunizierte, wodurch sie es endlich so weit brachte, daß die Mode ganz abgeschafft wurde. Die, welche

Digitized by Google

ihr folgte, war jedoch um nichts beſſer; denn die Schuhe waren, ſtatt zwei Fuß lang, wenigſtens zwei Fuß breit. So wahr iſt es, daß man der öffentlichen Meinung ſich nicht entgegenſtellen muß, wenn man den herrſchenden Unfug nicht noch mehr verſchlimmern will.

Zu den ſeltſamſten Teſtamenten gehört auch das des Richters Ludwig Cartuſius von Padua, deſſen Hauptartikel alſo lautete:

1. Ich verbiete, daß mein Haus ſchwarz ausgeſchlagen werde. Ich will vielmehr, daß alle Diejenigen, welche meinem Leichenbegängniſſe beiwohnen, zeiſiggrün gekleidet ſeien.

2. Ich verlange, daß man alle Muſikanten und Trommelſchläger der Stadt zu meiner Beerdigung einlade, und will, daß ſie ihre luſtigſten Stückchen aufſpielen.

3. Ich ernenne den zu meinem Univerſalerben, der bei meiner Beerdigung am meiſten und am ſtärkſten lachen wird.

Niemals gibt es vielleicht ein ſonderbareres Leichenbegängniß. Alle Verwandten des Verſtorbenen waren auf die komiſchſte Art gekleidet und lachten verdrießlich, daß ſie kirſchbraun wurden, ja daß ſelbſt einige davon krank wurden. Es gab einen Lärm und eine zuerſt erzwungene, dann endlich natürliche Luſtigkeit, von der man ſich keinen Begriff zu machen im Stand iſt. Das Teſtament wurde zwar von einigen Verwandten angegriffen, aber von andern ſo warm vertheidigt, daß dieſe endlich recht behielten.

Als Karl der Kühne ſeinen Einzug in Lille halten wollte, beſchloß die Obrigkeit dieſer Stadt, ihm ein Schauſpiel zu geben, und das Urtheil des Paris vorzuſtellen. Der Schäfer war bald gefunden; aber bei den Göttinnen gab es Zwietracht und Streit; denn obgleich Venus, Juno und Minerva ſo erſcheinen ſollten, als man ſie gewöhnlich abgebildet ſieht, ſo bewarben ſich doch alle Weiber um die Ehre, beinahe in puris naturalibus vor dem Kühnen ſich zu zeigen. Die bürgerlichen Frauen mußten endlich zurücktreten, weil die adelichen Damen ihre Eſelshäute geltend machten; und die Wahl eines wohlweiſen Magiſtrats fiel endlich auf drei der allervornehmſten, die nebenbei aber auch die allerhäßlichſten der Stadt und Gegend waren. Minerva war entſetzlich feiſt, und vorzüglich unter dem Rücken ſo ſtark beſchlagen, daß man, in mäßiger Annahme, vier andere vollſtändige Propoſitionen daraus hätte machen können. Juno dagegen war lang, hager und mager, wie eine Hopfenſtange. Venus endlich wäre noch recht hübſch geweſen, wenn ſie nur nicht vorn und hinten einen Höcker gehabt hätte. Man kann ſich das Erſtaunen des Feſthelden denken. Karl glaubte zuerſt, daß man ihn zum Beſten haben wolle, und wäre beinahe böſe geworden; aber er verbiß ſeinen Aerger, lachte in ſich hinein, und gab den Apfel der hübſchen Tochter eines Handwerkers, welche als Roſe die koryulenteſte der Göttinnen begleitete. Dieſen ließ er ſodann ſeidene Mäntelchen und Larven zur Bezeugung ſeiner hohen Gnade und Zufriedenheit ertheilen.

Der berühmte Buchdrucker Etienne nahm ſich ſo ſehr gegen alle ſogenannten Druck- oder vielmehr Setzfehler in Acht, daß er endlich Demjenigen, der ihm in den aus ſeiner Buchdruckerei hervorgegangenen Werken einen ſolchen anzeigen würde, eine ſtarke Belohnung verſprach. Aber wie es gewöhnlich zu gehen pflegt: die ſchärfſten Augen ſehen manchmal nicht recht klar. So ging es dem armen Manne auch. Er hatte ein Missel (Meßbuch) in Quarto gedruckt, das mit allem Luxus der Typographie ausgeſtattet war, und auf welches man faſt in allen Gemeinden von ganz Frankreich ſubſkribirt hatte. Das Buch war ausgeſchickt worden, und Etienne berechnete bereits den Vortheil, den er bei dieſem Unternehmen gewonnen habe, als ihm das Werk von allen Seiten zurückgeſandt wurde, mit dem Bemerken, daß es eine himmelſchreiende Schande ſei, ſo etwas zu drucken. Etienne fiel wie aus den Wolken. Er konnte die ihn von allen Seiten beſtürmenden Vorwürfe nicht begreifen, und ſah ſich endlich genöthigt, öffentlich anzufragen, was denn eigentlich ſo Skandalvolles in ſeinem frommen Buche enthalten ſei. Da berichtete man ihm denn, daß Seite 36, Zeile 13 von oben, aufs Deutlichſte zu leſen ſei: „Hier ziebt der Prieſter ſeine Hoſen ab (ici le prêtre ôtera sa culotte).“ Es hätte ſtatt culotte calotte heißen ſollen.

Der ſpartaniſche Feldherr Lyſander war ſo herrſchſüchtig, daß er ſich aller nur erdenkbaren Mittel, ſie mochten nun gut oder ſchlecht ſein, bediente, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Er wiederholte beſtändig vor ſeinen Helfershelfern die Lehre: Wenn die Löwenhaut zu kurz iſt, ſo muß man einen Fuchspelz daran nähen. Man betrügt Kinder mit Grimaſſen und Männer mit Schwüren.“ — Das Geſchlecht Lyſanders exiſtirt heut zu Tage noch, und hat ſich ſehr vermehrt.

Auf der ſüdlichen Grenze Italiens beſtand ehemals eine kleine Republik, Namens Thurium, wo ein Jeder, der einen Neuerungsvorſchlag machte, zum Tode verdammt wurde. Fand ſich ein Tollkühner, der es wagen mochte, eines ſolchen Verbrechens ſich ſchuldig zu machen, ſo mußte er vor den Patriziern mit einem Strick um den Hals erſcheinen. War nun dieſen ſein Vorſchlag nicht angenehm, ſo wurde er auf der Stelle erwürgt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es jetzt kein Land mehr gibt, wo man auf ſolche Weiſe den Neuerungen Einhalt zu thun ſich bemüht.

Digitized by Google

Als Franz der Erste nach der Schlacht von Pavia in spanischer Gefangenschaft sich befand, wollten die Großen im feindlichen Heere, denen ihr Kaiser Karl V eine große Ehrerbietung gegen den Sieger von Marignan geboten hatte, daß er sie begrüße, sobald er das Zimmer betrete, in welchem sie versammelt waren, um ihm den Hof zu machen. Um ihren Zweck auf eine ganz einfache Weise zu erreichen, ließen sie die Thür so niedrig machen, daß man sich durchaus bücken mußte, wenn man in das Zimmer gelangen wollte. Franz I, ihre List bemerkend und sich darüber entrüstend, fand ein Mittel, den hochmüthigen Spaniern dennoch einen Streich durch ihre Rechnung zu ziehen. Sobald nämlich die Thüren geöffnet wurden, wendete er sich um, bückte sich, und trat rückwärts hinein, so daß der Hintertheil seines Körpers weit hervorreichte, vor dem sich sodann alle Versammelten aufs Ehrfurchtvollste verbeugen mußten.

Die Bedeutung der Ringe bei verschiedenen Völkern.

Es ist eine sehr alte und sehr allgemeine Mode, Ringe zu tragen. Sie verliert sich im höchsten Alterthum, und will man Quielmus von Lübeck, dem Verfasser der „Questiones plautinæ", Glauben beimessen, so war ein Ring der erste und einzige Schmuck unserer hochverehrten Aeltermutter, der verführerischen Frau Eva im irdischen Paradiese.

Die Andier, die, ihrer Zeitrechnung nach, ein wenig älter zu sein scheinen, als die mosaischen Menschen, tragen einen Ring durch die Nase und die Lippen, was aber nicht zum bequemsten sein mag. Die Molukken tragen selbst einen Ring am Kinn. Bei den Juden waren durchstochene Ohren das Zeichen einer beständigen Knechtschaft. Bei den Peruanern hingegen wurden sie für besondere Auszeichnung eines Ritterordens gehalten. Auf der Küste von Malabar tragen die Frauen von der Kaste der Nayr's Ohrringe, die bei zwei Pfund wiegen. Tavernier hätte sich nicht die Mühe geben dürfen, weitläufig zu untersuchen, warum ihre Ohren so lang seien.

Seneka wirft den römischen Damen den übertriebenen Preis dieses Schmuckes vor, der oft das Erbe von fünf oder sechs Familien kostete. Die Frauen von Gajarata, so wie die Bajaderen, hatten alle Finger und Zehen mit Ringen überdeckt. Die Weiber auf Borneo gebrauchen sie auf eine noch viel sonderbarere Weise. Der goldene Ring galt bei den Römern als ein Ehrenzeichen, welches nur Ritter, Senatoren und Volkstribunen tragen durften. Nach der Schlacht von Cannä wurde vor dem Senat zu Karthago ein ganzer damit angefüllter Scheffel ausgeschüttet, wodurch die Vernichtung des römischen Adels angedeutet werden sollte. Einige Zeit darauf aber wurde die Mode, Ringe zu tragen, so allgemein, daß jeder nur irgend wohlhabende Bürger seine Sommer- und Winterringe hatte.

Die mit einem geschnittenen Stein verzierten Ringe haben lange als Siegel gedient. Die Römer legten eben so vielen Werth darauf, sie ihren Feinden zu rauben, als die amerikanischen Wilden, sich der Haare ihrer Feinde als Siegeszeichen und Beute zu bemächtigen. Plutarch erzählt, daß man den Kopf des Pompejus, mit seinem Siegelringe im Munde, vor Cäsar niederlegte. Hannibal trug im Innern seines Ringes das Gift, das ihn vor den Ketten bewahrte. Jetzt bewahrt man im Innern mancher Ringe Haare und dergleichen Liebeszeichen auf. — Vertraute man ehemals einem Boten seinen Ring, so war das ein Zeichen, daß man unbedingtes Vertrauen in ihn setzen könne. Bei den alten Turnieren war der Ring einer Dame der Preis, um den die Ritter stritten. Ehemals waren bei den Verlobungen die Ringe halb von Gold und halb von Silber. Jetzt sind sie ganz von Gold, und darum doch nicht dauerhafter.

Mancherlei.

Neue Erfindung.

Zu Lyon ist vor Kurzem ein Webstuhl für seidene Zeuge erbaut worden, der aus fünf Abtheilungen besteht, und dessen sehr einfacher Mechanismus dem Arbeiter vergönnt, fünf Stücke Seidenzeug auf einmal zu verfertigen. Ein Wagen setzt das Weberschiff in Bewegung, das mit unglaublicher Schnelligkeit hin- und zurückspielt. Einige Beauftragte der Akademie von Lyon haben es im Beisein Jacquards, des Erbauers der ältern Webstuhle, deren man sich bisher in ganz Frankreich und England bedient hat, unterſucht, und gefunden, daß es, nach einigen sehr leicht anzubringenden Verbesserungen, nichts mehr zu wünschen übrig lassen werde. Der dadurch der französischen Industrie zugesicherte Vortheil kann auf wenigstens 400 Prozent auf den Preis der jetzigen Arbeiten angeschlagen werden. Der Erfinder heißt Lebrun.

Entdeckung des Einhorns.

Dies Thier, dessen Existenz man nur in einigen Wappenschildern und auf einigen Kutschenschlägen vermuthete, befindet sich wirklich im hohen Alten, und die Aeußerungen der Alten, die man bisher immer als fabelhaft betrachtete, werden nach zwanzig Jahrhunderten des Mißtrauens außer allen Zweifel gesetzt.

Digitized by Google

Ein engliſcher Geſandter, Hodgſon, der ſich zu Nepaul befindet, hat der Geſellſchaft von Calcutta ein Horn zukommen laſſen, das einem ſolchen Thiere angehörte, ſo wie eine Zeichnung von dem Thiere ſelbſt, die ein Thibetaner ihm mitgetheilt hatte. Man erſiehet nun, daß das Einhorn ein vierfüßiges, kräuterfreſſendes Thier, von der Familie der Hirſche ſei und heerdenweis die Wälder jenſeits des Himalayagebirges bewohne. Es hat in der Mitte der Stirn ein langes, ſpiralförmig gewundenes Horn, halbrothbraunes und glänzendes Haar, ſaftiges Fleiſch, eine hohe Statur und einen ſo wilden Karakter, daß man ſeiner nie lebendig habhaft werden kann. Die Thibetaner nennen es Chiro, und hängen in ihren Tempeln die Hörner auf, welche es regelmäßig verliert, oder die man bekömmt, wenn man es getödtet hat. Ein ſolches Ex-voto war es, das nach Catmandu gebracht, und im Tempel dieſer Hauptſtadt aufgehängt worden war, das Hodgſon ſich zu verſchaffen gewußt hat, um es der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Calcutta zu überſenden.

Außerordentliche Hitze.

Der vergangene Sommer, der wahrſcheinlich nirgends beſonders kühl war, iſt in den vereinigten Staaten von Nordamerika wirklich glühendheiß geweſen. Zwei Monate hindurch ſtand der Thermometer von Fahrenheit faſt beſtändig auf hundert Grad, oder 37°,5 nach Reaumur. Während dieſer ganzen Zeit iſt er nie unter 95° Fahrenheit, oder 35° Reaumur geſunken. An einigen Orten iſt er noch höher geſtiegen, und unter andern am 16 Juli zu Philadelphia bis auf 133° (56°) an der Sonne. In Folge dieſer unerträglichen Hitze ſind allein zu Philadelphia in einer Woche 180 Perſonen, und zu New-York in derſelben Zeit 184 geſtorben. Man verſichert ſelbſt, daß mehrere Vögel erſtickt aus der Luft gefallen ſeien, wenn ſie einen etwas weitern Flug wagen wollten. Die Aernten haben ebenfalls bedeutend gelitten.

Geologie der Ufer des Ganges und des Jumna

Die Ufer dieſer beiden Flüſſe zeigen alle Abwechſelungen der aus Kalk, Mergel und Thon gebildeten Felsſchichten, vom Kalkſteintuf (Kun Kar) des Flußbettes, bis zum Grünſtein von Pointo und dem Granit von Colgong und Juangira. Es gibt auch hier und da Sienit und Porphyr und Bruchſtücke von Chalcedonen. Im Gelände der Bäche, die von den Bergen dieſen Flüſſen zuſtrömen, befinden ſich keine Feldſpatine. Die Umgebungen von Mongdor haben mehrere hohe Felsgrotten von Quarz, und die Gebirge von Chunar und Mirzapore enthalten ſchönen, antiken, rothen Sandſtein.

Kriegs-Dampfſchiffe.

Das erſte Dampfſchiff, deſſen man ſich im Kriege bedient hat, iſt die Diana, welche die engliſch-oſtindiſche Kompagnie gegen die Birmanen gebraucht. Der bisherige Erfolg hat alle Erwartungen übertroffen. In der zweiten Schlacht, nahe bei Rangun, wo 50,000 Birmanen die Engländer zurückzudrängen ſuchten, ſchoß die Diana wie ein Pfeil in dem Strom, der mit einer Flotte feindlicher Kriegsboote überdeckt war. In ſehr kurzer Zeit betäubte ſie ſich mitten unter ihnen, und richtete eine ſo fürchterliche Niederlage an, daß von zweiunddreißig Booten nur zwei unverſehrt davon kamen, dahingegen die übrigen zertrümmert, in den Grund gefahren oder genommen wurden. Um ſich nun aber einen etwas genauern Begriff von der Gewalt zu machen, die erforderlich war, um ſolche Wirkungen hervorzubringen, muß man wiſſen, daß die Kriegsboote der Birmanen, obgleich ſie nur wie die kleinern Fahrzeuge erbaut ſind, doch die Länge der gewöhnlichen engliſchen Linienſchiffe haben, folglich achtzig Fuß lang und ſieben Fuß breit ſind. Jedes Boot hat zweiundfünfzig doppelte Ruder und legt bequem zwei Stunden Weges in einer Stunde Zeit zurück. Es nimmt gewöhnlich 150 Soldaten in ſich auf. Ihre Zielſicherheit wetteifert mit ihrer Schnelligkeit. Sie ſind mit vieler Sorgfalt ausgeſchmückt, an der Auſſenſeite vergoldet und inwendig roth bemalt. Die Flotte von zweiunddreißig Booten trug alſo wenigſtens 4000 Mann.

Jeruſalem zu London.

Das Kaffeehaus Jeruſalem zu London iſt das Stelldichein aller Schiffspatrone, die nach Indien gehen. Ein Fremder, der es zum erſten Male betritt, erſtaunt nicht wenig über die große Menſchenmenge, die ſich in den Zimmern bewegt, und deren Anzug weder auszuzeichnet, noch aber vernachläſſigt iſt. Von allen Seiten vernimmt er die Worte: Baumwolle, Indigo, Reis, Verſicherung, Ladung u. ſ. f. Er wird in jedem Augenblick geſtoßen und gedrängt, und weiß am Ende nicht mehr, ob er ſich unter Wahnſinnigen oder Betrunkenen befindet. Ein Aufwärter theilt nach allen Seiten die Adreſſen der Kapitaine aus, und ruft mit lauter Stimme: wann dieſer oder jener ſich gewöhnlich auf dem Kaffeehauſe einfinde. Die Wände ſind mit gedruckten oder geſchriebenen Anzeigen überdeckt, und die Grundriſſe der ihrer Abreiſe nahen Schiffe geben von Hand zu Hand. Man muß jedoch auf dieſe Anzeigen ſich nicht blindlings verlaſſen; denn ein Schiff, das beſtimmt in drei oder vier Tagen abgehen ſoll, liegt noch oft drei bis vier Wochen auf der Werft, bevor es im Stande iſt, wieder Waſſer zu

Digitized by Google

halten. Man kann alſo immer erſt noch eine Reiſe nach Deutſchland, oder nach den ſchottiſchen Hochgebirgen unternehmen, um nach ſeiner Rückkehr gewiß ſein, immer noch eins recht hübſche Kaſüte zu finden.

Fußbekleidung der Alten.

Die Römer hatten eine große Menge von Fußbekleidungen, die alle dem Namen und der Geſtalt nach verſchieden waren. Sie können in drei beſondere Klaſſen getheilt werden. Die erſte begreift die verſchloſſene, unſern heutigen Schuhen ähnliche, in ſich; die Calceus, Mulleus, Pero und Phaccaſium genannt wurden. Zu die zweite Klaſſe gehörte die Fußbekleidung, die mit kleinen Riemen befeſtigt wurde, und einen Theil des Fußes entblößt ließ, wie die Caliga, Soléa, Crepida, Bagea und der Sandalium. Zur dritten Klaſſe rechnete man die, welche, wie unſere Stiefeln, das ganze Bein umſchloſſen, und deren Name bei den Romern Ocrea und bei den Griechen Knemides war. Dieſe letztern hatten dieſelben Fußbekleidungen, wie die Römer, und auſſerdem noch die Lautia und Pedilia, die ihnen eigenthümlich waren. Die Gelehrten ſtreiten ſich noch über viele andere, die wir nicht genannt haben, wie z. B. den Soccus, den Comyes, die Gallica, die Sicyonia, den Poronen, den Cothurnus und Andere.

Der Calceus ſcheint noch einen andern Namen gehabt zu haben. Der Mulleus war eine Art rother und ſehr geſchmackvoller Pantoffel, der ſelbſt oft mit Edelſteinen geſchmückt war. Man hat Julius Cäſar vorgeworfen, in ſeinem Alter ſich dieſer weibiſchen Fußbekleidung bedient zu haben. Der Pero war von un gegerbtem Leder und noch mit den natürlichen Haaren bedeckt. Der Phaccaſium war noch geſchmackvoller und prächtiger als der Mulleus Er war von ſchneeweiſſem Leder und mit hübſchen Zeichnungen bedeckt, weshalb er auch faſt ausſchließlich von den Weibern getragen wurde; doch bediente auch der Dichter Petronius ſich keines andern.

Die Caliga war die Fußbekleidung der Kriegsleute. Der Kaiſer Caius, der im Lager von Kölln großgewachſen war, trug ſie beſtändig, und legte ſie ſelbſt bei ſeiner Thronbeſteigung nicht ab, weshalb er den Beinamen Caligula erhielt. Der Solea wurde vorzüglich in den Städten und auf dem Lande getragen. Ihre Sohle war manchmal von Holz. Man konnte ihn nicht mit der Toga anlegen. Die Crepida war mit Riemen umwunden und bedeckte nur theilweis den Fuß. Die Bagea war die Fußbekleidung der Philoſophen. In Syrien und Aegypten wurde ſie aus Palmblättern gemacht. Man bediente ſich ihrer auch beim Wettlaufen. Die Sicyonia wurde nur über weiße Strümpfe gezogen, die darunter ſich zeigen mußten. Der Soccus ſtammte von den Griechen her und wurde am meiſten auf dem Theater getragen.

Aber eine Fußbekleidung, die alle andern übertraf, war der Campagus. Die Kaiſer trugen ihn, mit Edelſteinen und Kamäen von großem Werthe geſchmückt. Es war nur den vornehmſten Perſonen erlaubt, ſich damit zu bekleiden. Der Campagus Maximins iſt berühmt geworden. Dieſer Kaiſer war nicht nur groß von Geiſte, ſondern auch von Leibesgeſtalt, denn er war 8 Fuß 5 Zoll römiſches Maaß (7 Fuß 8 Zoll 3 ¾ Linien franzöſiſches Maaß) hoch. Sein Fuß war noch dazu unverhältnißmäßig groß, ſo daß ſeine Schuhe faſt kleinen Schiffen ähnlich waren. Daher das Sprichwort: Das iſt groß wie Maximins Schuh.

Die Sohlen der meiſten Schuhe waren ſehr dick. Einige waren von Holz, andere von Kupfer, und der Poet Philetas war ſo klein und ſo mager, daß er Sohlen von Blei trug, damit der Wind ihn nicht über den Haufen werfe. Die Senatoren hatten das Recht, auf ihren Schuhen einen Halbmond zu tragen, der von Elfenbein war und Lunall genannt wurde.

Die Stiefeln Ocrea und Knemides waren auf verſchiedene Art gemacht. Manche gedenkt zinnerner und kupferner Stiefeln. Sie bedeckten das ganze Bein und einen Theil der Lende. Die Römer trugen eiſerne Stiefeln, das heißt, ſie hatten ihre ledernen Stiefeln mit eiſernen Bändern bedeckt. Der Cothurnus hatte ſehr hohe und dicke Sohlen. Sophokles eignete ihn deshalb vorzüglich den Schauſpielern zu. Er konnte eben ſo gut für den einen, als für den andern Fuß gebraucht werden, was bei den übrigen Schuhen nicht möglich war.

Zollfreie Gedanken.

Jeder Menſch, der die Feder ergreift, um zu ſchreiben, das heißt, um ſeine Erfahrungen und Kenntniſſe der größern Maſſe des Publikums mitzutheilen, muß bedenken, daß er ſich dadurch gewiſſermaßen einer innern Beſchauung ausſtellt. Hat er nun das Unglück, von eigenem Intereſſe irre geleitet, gegen Wahrheit und Vernunft zu ſchreiben, ſo wird er jederzeit entweder für einen Narren oder für einen Betrüger gehalten werden, und ſchon bei ſeinen Lebzeiten die Früchte ſeiner ſelbſterworbenen Schande genieſſen.

Wer ſchreibt, der hüte ſich vorzüglich, Urtheile auszuſprechen, von denen er beinahe vorausſehen darf, daß die Nachkommenſchaft ſie nicht gutheißen und genehmigen werde. Je größer das Verdienſt des Schriftſtellers war, je größer wird auch der auf ihm laſtende

Digitized by Google

Vorwurf ſein, und der Flecken dauert ſo lange, als der Name. Man muß ſich am meiſten hüten, ſich von der eben allgemein herrſchenden Meinung hinreißen zu laſſen, denn ſie übt immer einen größern oder geringern Einfluß auf unſer Gefühl aus, ausgenommen bei ſehr erhabenen Geiſtern, die frei von jedem Vorurtheil weithin zu ſchauen vermögen.

Der Schriftſteller, der Weltmann und zugleich angenehmer Geſellſchafter iſt, gelangt ſelten bis zur Nachwelt. Nicht etwa, weil es ihm an Kenntniß, Geiſt und Talent gebricht, ſondern weil das Zentrum ſeiner Kombinationen der Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen iſt, dem er auf alle Weiſe zu enſprechen ſucht. Aber der Erdball wendet ſich, die Generation verſchwindet, andere Intereſſen, neue Beziehungen folgen den frühern. Alsdann erſcheint erſt das wahre Verdienſt des abgeſonderten Beobachters. Er hat keinem flüchtigen Schimmer des Augenblicks gehuldigt, ſondern in moraliſcher und phyſiſcher Betrachtung die reine Natur der Dinge beſchrieben, die dem Wechſel und den Launen der Mode nicht unterworfen iſt, und eben deshalb immer anziehend bleibt.

Um ein Menſch von guter Erziehung zu ſein, bedarf man nur zweier nothwendiger Eigenſchaften: man muß Andere vergnügen können und keine Eigenliebe verletzen. Uebrigens mag man ſo ausſchweifend, ja, ich möchte faſt ſagen, ſo verworfen als möglich ſein, man wird, wenn man nur geſchickt genug iſt, den öffentlichen Skandal zu vermeiden, nichtsdeſtoweniger zur guten Geſellſchaft gehören, um ſo mehr, wenn man reich iſt, oder imponirende Titel, Bänder und dergleichen hat.

Die Offenheit des Ausdrucks, die wahre Bezeichnung eines Gegenſtandes, karakteriſirt den Schriftſteller, der über das Alltägliche erhaben iſt, und der eben deshalb von den mittelmäßigen Geiſtern angefeindet wird.

Es iſt beſſer und vortheilhafter, ein gutes Buch zweimal, als ein ſchlechtes einmal zu leſen.

Gewiſſe Menſchen, die ausgezeichnete Talente und Verdienſte haben, gefallen ſich am meiſten in der Geſellſchaft beſchränkter Weſen, vor denen ſie zu glänzen vermeinen. Sie bedenken nicht, daß ihre Berechnung falſch ſei, denn wenn ſich Geiſt gegen Geiſt reibt, ſo ſprühen daraus helle Funken hervor; aber wenn ſich Geiſt gegen Albernheit reibt, ſo entſteht daraus ein unerträglicher Qualm.

Zwei Gelehrte oder Schriftſteller (was nicht immer ein und dasſelbe iſt) können nur dann wahre Freunde werden, wenn ſie beide die Wahrheit mit unverfälſchtem Eifer und einiger Fähigkeit zu erforſchen ſich bemühen. Die Wahrheit iſt ihnen ſodann das Zentrum ihrer Gefühle und die Beſtimmung ihres Daſeins, worin ſie beſtändig ſich begegnen und rein erkennen müſſen, dahingegen der Irrthum ſie gegenſeitig entfernt, indem er ihre Empfindungen vervielfältigt und denſelben andere Richtungen anweiſet.

Die einzig ſichern Freunde ſind diejenigen, welche man durch ſichere Eigenſchaften erwirbt. Alle übrigen können nur als Gäſte oder Gefpane (Gefährten), oder als Mitſchuldige betrachtet werden.

Um in der mündlichen Unterhaltung überzeugend zu ſein, hat man eben nicht nöthig, ſeine Ideen zu ordnen, ſich daraus ein regelmäßiges Syſtem zu erbauen, und ein Meiſterſtück der Beredſamkeit zu ſchaffen. Man muß weniger an den Gegenſtand denken, den man behandelt, als an die Perſonen, mit denen man ſpricht. Die aufzuklärenden Beweisgründe müſſen den Meinungen des Gegners entnommen werden, ſo daß er, ſei es auch mit Hilfe einiger Sophismen, glauben muß, die gezogene Schlußfolge ſei die ſeinige.

Kann man ſeinem Gegner keine richtigen Gründe für irgend einen beſtrittenen Gegenſtand aufſtellen, ſo ziehe man ſich, wenn man deſſen nur irgend fähig iſt, mit einem Witzfunken aus dem Spiel. Hat man aber geradezu Unrecht, ſo ſuche man ſeine Perſönlichkeit lächerlich zu machen. — Das iſt eine teufliſche Lehre, wird man ſagen. Sehr wahr, ſie iſt teufliſch! aber eben darum wird ſie hier aufgeſtellt, weil ſie den Schurken nichts Neues iſt, und weil man dadurch eine ihrer Waffen beſſer kennen lernt.

Freie Ueberſetzung der altengliſchen Ballade: „The nut-brown Maid.“

Trauet nicht, ſagen die Männer, trauet dem Schwur der Schönen nicht; erwartet ein aufrichtiges Erwiedern nie! Immer wird der neue Liebhaber der Begünſtigte ſein, immer hat der treue Liebende, aus ihren Gedanken verbannt, nur Kälte und Vergeſſenheit ihrerſeits zu erwarten.

So ſchreiben ſie, ſo wiederholen ſie unaufhörlich. Die Frauen jedoch haben oft auch das Beiſpiel ächter und beſtändiger Liebe gegeben, die braune Emma mit dem ſchönen, ſchwarzgeringelten Haar iſt ein Zeuge davon. Ein hoher Freiherr war ihr Vater, und dennoch hatte Heinrich, der einfache Ritter, ihr fühlendes Herz zu rühren vermocht. Aber Argwohn und Unruhe erfüllten ſeine Seele, er zweifelte an ihrer Treue, er wollte ſie prüfen, und war bald genöthigt, zu erkennen, daß ſie nur ihn liebe, und daß ſie nie einen Andern lieben werde, als nur ihn.

Die Nacht war ſüßer und ſchweigend, der Ritter

Digitized by Google

kam, im Nachdenken vertieft und mit geheimnißvoller Gebehrde zu seiner jungen Geliebten. Ach! sagte er, kennst du bereits mein trauriges Geschick? .... Eine gerechte Rache hat meinen Arm geleitet, ich habe den mir gewordenen Schimpf in dem Blute meines Feindes abgewaschen. Aber wenn ich nicht die Flucht ergreife, so sind, verfolgt und verbannt, Tod und Schande mein Loos! .... Lebe denn wohl, o du mein süßestes Dasein! ... denn von nun an die Nacht der finstern Wälder durchirrend, werde ich einsam leben, elend und verbannt.

Emma.

Wie sind, o Himmel! die Freuden dieser Erde so betrügerisch! Wechselnd, wie der Mond, der ob uns leuchtet, flüchtig, wie der Hauch des Zephirs in den ersten Tagen des Frühlings .... Lebewohl sagst du mir ...? Nein, nein! wir trennen uns nicht! Kannst du es aussprechen, dieses gräßliche Wort? Wehe! was hast du gethan! Warum willst du fliehen, mein Freund? Ach, ohne dich kennt Emma das Vergnügen nicht, die Ruhe nicht mehr; denn sie liebt nur dich, und wird niemals einen Andern lieben, als dich.

Heinrich.

Ja! ich sehe es, du weinst in diesem Augenblick über mein Geschick; aber ein Tag vielleicht, oder deren zwei, werden dich getröstet und dein Leid beendigt haben. — Es ist am besten so .... laß uns unsere Gelübde vergessen .... ich selbst beschwöre dich darum. Zu welchem Nutzen könnte es uns auch noch gereichen, der eitlen Erinnerung fröhnen zu wollen .... denn von nun an die Nacht der finstern Wälder durchirrend, werde ich einsam leben, elend und verbannt.

Emma.

Wohlan! kann nichts mehr dich zurückhalten, ist dein Entschluß unwiderruflich gefaßt, so vernimm den meinigen auch: wenn du gehst, so folge ich in demselben Augenblicke dir nach! Nein, niemals sei es gesagt, daß dein schwarzgelocktes Mädchen seine Treue verrathen habe .... Komm, laß uns fliehen .... du sollst mich bereit; .... denn deine Emma liebt nur dich, und wird niemals einen Andern lieben, als dich.

Heinrich.

Aber, Emma! was wird man denken von dir? Jung und Alt wird wetteifernd wiederhohlen, daß, von einer unsinnigen Leidenschaft entflammt, du im Gehölze dich verborgen habest, um ohne Hinderniß deinen gräflichen Begierden nachhängen zu können. Nein! ich kann solche Schande und Entehrung nicht über dich bringen wollen; denn von nun an die Nacht der finstern Wälder durchirrend, will ich lieber einsam leben, elend und verbannt.

Emma.

Und wenn Alt und Jung mich tadeln und beschimpfen, so fällt die Schmach auf sie allein zurück. Kann Schande treuer Liebe Band beflecken? Verließ ich feig dich jetzt in deiner Noth, dann wär's an mir, daß ich erröthen müßte. Wahrhaft Liebende allein vermögen mich zu richten, und sie werden sagen: daß Emma nur dich liebt, und niemals einen Andern lieben wird, als dich.

Heinrich.

Bedenke es wohl: in den wilden Thälern, wo der zackigte Dorn deine Füße zerreissen wird, findest du die gewohnte Bequemlichkeit nicht. Wie wirst du Kälte und Hitze und Schnee und Hagel ertragen können? denn die Erde allein wird unser Lager sein und ein Laubdach unser einziges Gezelt. Bald den Mühseligkeiten eines so harten Daseins unterliegend, wirst du wünschen: daß ich, allein die Nacht der finstern Wälder durchirrend, einsam lebe, elend und verbannt.

Emma.

Ich war die beglückte Gefährtin deines Glücks, so laß mich auch meinen Theil der Uebel nehmen, welche du erdulden wirst. Mein Herz ist wenigstens einer Wonne gewiß; ich werde dich sehen, mein Heinrich! ich werde beständig mit dir sein! Ha! was thut alles Uebrige mir? Komm, laß uns eilen! Emma folgt dir überall hin; denn sie liebt nur dich, und wird niemals einen Andern lieben, als dich.

Heinrich.

Weißt du auch, was ein Verbannter ist? Von dem strengen Gesetze verdammt, hat ein Jeder das Recht, ihm das Leben zu nehmen .... Wenn die Gefahr über mir schwebte, welche Hilfe dürfte ich erwarten von dir? Von der bleichen Furcht ergriffen, würdest du fliehen, mich verlassen .... Ich würde darüber nicht erstaunen, denn was konnte ich von einem Weibe erwarten? Darum laß mich von nun an, die Nacht der finstern Wälder durchirrend, einsam leben, elend und verbannt.

Emma.

Wehe! wehe! es ist nur zu wahr, ein schwaches, furchtsames Geschöpf ist das Weib, zum Kampfe nicht geschaffen, und ritterliche Kühnheit ist das Eigenthum nicht ihres Geschlechts. Aber glaube mir, bedrohet dein Leben ein Feind, so will ich wachen Nacht und Tag, bewaffnet zu deinem Schutze. Mein Leib soll dich bedecken, wie ein Schild, und mein letzter Hauch soll noch ein Opfer für die Erhaltung deines Lebens sein. Haben nicht andere Weiber schon ihre Geliebten dem Tode zu entreissen vermocht? Und zweifle nicht, daß Emma dasselbe zu thun im Stande sei; denn sie liebt nur dich, und wird niemals einen Andern lieben, als dich.

Digitized by Google

gerichteten Schulen sich auf 507 belief. Diese Zahl hat sich seitdem bis zu Ende 1824 auf 1017 vermehrt, wovon 605 in voller Thätigkeit sich befanden und 412 organisirt wurden. Es verdient bemerkt zu werden, daß es den Schulen freigestellt ist, den gegenseitigen Unterricht anzunehmen, oder nicht, und daß der Staat die Einführung desselben nicht befohlen hat, sondern sie nur erlaubt und begünstigt. Es ist also vorauszubestimmen, daß in kurzer Zeit diese Methode allgemein im ganzen Königreiche angenommen und verbreitet sein wird.

Grevo Johan Frederic Struensee, etc. — Geschichte des Grafen Johann Friedrich Struensee und seines Ministeriums. Vom Doktor Höst. Koppenhagen, 1824 und 1825. Drei Bände in 8. von 970 Seiten.

Der Graf Struensee wurde 1772 des Hochverraths schuldig erklärt und hingerichtet. Das unpartheiische Publikum hatte ihn längst schon für unschuldig gehalten; aber ein halbes Jahrhundert hat vorübergehen müssen, ehe sich ein Geschichtschreiber fand, um seinem Gedächtnisse dieselbe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Indessen ist es dem Doktor Höst doch nicht möglich gewesen, die Wahrheit ganz rein herauszusagen, weil es in Dänemark viele Familien gibt, die thätigen, aber eben nicht sehr ehrenvollen Antheil an dieser blutigen Katastrophe genommen haben. Struensee, 1737 geboren, war der Sohn rechtlicher Bürgersleute. Er studirte die Arzneikunde, und wurde Leibarzt des Königs Christian VII, als derselbe 1768 eine Reise nach Frankreich und England unternahm. Während dieser Reise gewann er so sehr die Gunst des Königs, daß er nach der Rückkehr zum ersten Minister gemacht, und in den Grafenstand erhoben wurde. Es würde ihm vielleicht möglich gewesen sein, sich auf seinem hohen Posten zu erhalten, wenn er zur privilegirten Kaste gehört hätte; aber da er keine alte Eselshaut aufzuweisen im Stande war, so wurde es beschlossen, daß er nicht nur gestürzt werden, sondern auch, daß er seinen Kopf aufs Schaffot tragen sollte. Die unzähligen, von ihm herrührenden Verbesserungen, hatten alle den öffentlichen Nutzen zum Zweck; aber sie veranlaßten eine vernünftigere Vertheilung der Abgaben; sie beschränkten in etwas die Arroganz des Adels; sie beförderten die Entwickelung der Industrie und die Zunahme eines allgemeinen Wohlstandes: und das war sein Verbrechen. Darum wurde Struensee des Hochverraths angeklagt, darum wurde ihm die rechte Hand abgehauen und er nachher geköpft.

Nya Hygea. — Die neue Hygea. Eine medizinische Zeitschrift Herausgegeben vom Doktor Otto. Koppenhagen, 1825.

Diese in monatlichen Heften erscheinende Zeitschrift zeichnet sich durch die Klarheit der in ihr behandelten Gegenstände vortheilhaft aus. Man findet darin die abstrakt-medizinischen Aufsätze, neben andern, in denen diese Wissenschaft mit der Naturgeschichte verbunden ist. In dieser doppelten Hinsicht ist hier Alles bemerkt, was in den fremden Ländern Interessantes und Unterrichtendes erscheint. Die Bemerkungen über die Spitäler sind eben so freimüthig als wahr.

Neulateinische Literatur.

Scholae semestres in Caesarea Universitate litteraria quae Dorpati constituta est. — Studien-Programm der kaiserlichen Universität Dorpat. Vom Professor Morgenstern. Dorpat, 1824.

Es gibt, wie man weiß, sechs Universitäten im russischen Reiche, nämlich: Moskau, Petersburg, Kasan, Dorpat, Wilna und Czarkow. Die russischen Unterthanen dürfen nicht in fremden Ländern studiren, wenn sie nicht zuvor drei Jahre lang die hohen Schulen im Inlande besucht haben. Aber leider lernt man in Rußland, ausser dem blinden Gehorsam, nicht viel; denn mit der Gelehrsamkeit ist's noch übel genug bestellt. Mehrere Vorlesungen sind verboten worden, weil — sie die Einbildungskraft der Schüler zu stark beschäftigten; und die, welche noch erlaubt sind, stehen unter äusserst strenger Zensur, so daß die Professoren für jedes rasch ausgesprochene Wort verantwortlich sind. Die Studenten sind von den Soldaten durch nichts anderes unterschieden, als daß sie keine Knebelbärte und keine Pallasche tragen dürfen, sonst aber immer in Uniform erscheinen müssen. Sie werden sehr streng bewacht und bei den allergeringsten Jugendstreichen aufs Härteste bestraft. Diese Fälle haben mehrmals schon zu Dorpat und Wilna stattgefunden, wo sich die deutschen und polnischen Jünglinge weniger fügen wollen, als die Stockrussen, die an dergleichen Behandlung schon gewohnt sind und nichts Sonderbares darin finden. Der gegenwärtige Rektor der Universität Dorpat ist der Weltumsegler Krusenstern, der sich eben so vortheilhaft durch seine Milde als Ordnungsliebe auszeichnet. Die theologische Fakultät hat, seit der Ankunft des Professor Sartorius von Marburg, fünf Professoren, die der Rechte hingegen nur drei, weil kein römisches und Naturrecht gelehrt wird. Die medizinische Schule hat acht Professoren und die philosophische Fakultät vierzehn, unter denen sich Morgenstern, Perrot und Struwe vortheilhaft auszeichnen.

Digitized by Google

Italienische Literatur.

Prospetto biografico delle donne italiane. — Biographische Notizen der italienischen Weiber, die sich am meisten in der Literatur ausgezeichnet haben, vom XIV. Jahrhundert bis jetzt. Von Canonici-Fachini. Venedig, 1824.

Der Verfasser hat, in der Absicht die Beschuldigungen zu widerlegen, daß die italienischen Frauenzimmer wenig unterrichtet seien, seine biographischen Notizen unternommen, um zu beweisen, daß selbst mehrere Weiber ihrem Lande durch ihre ausgedehnte Wissenschaft Ehre gemacht haben. Man bemerkt in seiner Gallerie einige Mängel, wie z. B. die Auslassung des Artikels Scarlatti. Die Schriftstellerin dieses Namens hat einige Werke über Algebra und Geometrie herausgegeben. Eben so fehlt Fonseca Pimentil in dieser Darstellung. Es leben jetzt noch bei 50 schriftstellende Frauenzimmer in Italien.

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

— In Adrianopel bewohet man in Weingeist den Rüssel eines Elephanten auf, der siebenzehn Fuß hoch war. Man hat das Gerippe dieses ungeheuren Thiers in einer Höhle, nahe bei Medina, gefunden, und man bemerkte bei der Ausgrabung nicht ohne Erstaunen, daß der Rüssel ganz und vollkommen wohl erhalten war. Unter den Knochen des Skeletts befanden sich mehrere Ringen von Gold und Stahl, woraus man schließt, daß dieser Elephant einer von denjenigen war, deren sich die Könige von Persien im Kriege bedienten, und die kleine Thürme trugen.

— Die Stadt Ustinge, auch Ustinge die Große genannt, liegt in Sibirien, unterm 60° 50' nördl. Breite, jährlich zwischen dem 12. und 13. Klima, wo der kürzeste Tag fünf Stunden und der längste neunzehn Stunden zählt. Der Ort ist 980 Stunden von Moskau, 1150 von Petersburg und 1662 Stunden von Tobolsk entfernt. Die Stadt ist 1590 Sagenen lang und 1000 breit; sie hat 8 Werste im Umfang und enthält 26 steinerne Kirchen, ein Mannss- und ein Nonnenkloster. Man zählte im Ganzen 1451 Häuser und 5681 Einwohner im Jahr 1791. Die Zunahme seitdem ist so beträchtlich gewesen, daß der vorstehende Zahl verdoppelt werden kann. Die Stadt liegt am linken Ufer der Suchauna. Die Kälte steigt oft bis auf 34 Grad unterm Gefrierpunkt, und die Wärme bis auf 29 Grad im Schatten und 34 Grad in der Sonne.

— Die Länge der zu London mit Gas erleuchteten Straßen wird auf 215,000 Yards berechnet. Die drei vorzüglichsten Gesellschaften für die Straßenbeleuchtung zünden täglich 39,504 Lampen an und verbrauchen jährlich ungefähr 33,155 Last Kohlen.

— Die Bevölkerung Schwedens ist außerordentlich. Im Jahr 1748 belief sie sich, Finnland nicht mitbegriffen, auf 1,736,452 Seelen, 1774 auf 1,958,797, 1798 auf 2,353,295, und 1823 auf 2,697,457 Seelen. Die jährliche Zunahme war also, in mittlerer Zahl der Jahre, 12,298. 1823 hatten sich 477,558 Paare verheirathet, 56,067 Personen waren gestorben und 93,259 Kinder geboren worden. Die Zahl der Mehrgeburten beläuft sich also in dem einzigen Jahre auf 42,192. 1779 waren über 15,000 Menschen an den Blattern gestorben, und 1822 im ganzen Reiche nur 115. Das sind die Vortheile der Kuhpockeninimpfung.

— Die Stadt Baltimore wurde im Jahr 1721 gegründet. Hundert Jahre nachher hatte sie eine Bevölkerung von 62,627 Seelen, und jetzt über 70,000. Ihre Schiffe tragen mehr als 110,000 Tonnen. Nach New-York und Boston ist sie die dritte Handelsstadt der vereinigten Staaten. Obgleich viel kleiner als Philadelphia, schreibt sie doch viel beträchtlicher und hat mehr Industrie und Kunstmäßigkeit.

— In Vaudement in der Lorraine ist ein Wundertier, Namens Paio Timan, in einem Alter von 145 Jahren gestorben. Er war nie verheirathet, nie krank und täglich regelmäßig einmal betrunken.

— Wie gering der Verlust der Seeschlachten, im Verhältnisse mit denen auf dem Lande, seien, kann man aus folgenden offiziellen Angabe der fünf großen englischen Seeschlachten sehen: Schlacht am 1 Juni 1794, Admiral der Flotte Lord Howe, Stärke der Mannschaft 17,241, Todte 290, Verwundete 858. Schlacht am 14 Februar 1797, Admiral Graf Sr. Vincent, Stärke 9900, Todte 73, Verwundete 227. Schlacht am 11 Oktober 1797, Admiral Lord Duncan, Stärke 8221, Todte 203, Verwundete 632. Schlacht am 1 August 1798, Admiral Lord Nelson, Stärke 7401, Todte 215, Verwundete 678. Schlacht am 21 Okt. 1805, Admiral Lord Nelson, Stärke 18,725, Todte 449, Verwundete 1241. Gesammtzahl in den fünf Schlachten: Stärke der Schiffsmannschaft 61,488, Todte 1233, Verwundete 3626, Todte und Verwundete zusammen 4859.

Jellinge, ein Dorf im Kanton Ribe in Jütland, war die Residenz der ersten Könige der dänischen Monarchie. Der König Gorm der Alte und die Königin Thyra wurden dort im zehnten Jahrhundert unter zwei Gewölben beerdigt, die man beut zu Tage noch an den beiden Seiten der Kirche des Dorfes sieht. Das Grab der Königin ist eröffnet worden, und man hat darin ein viereckiges Zimmer, ganz mit Holz ausgeschlagen, gefunden. Große Steine lagen rings um diese Kammer. Es ist sehr bemerkenswerth, daß man in mehreren Gegenden der nordischen Königreiche ganz ähnliche Zimmer entdeckt habe, deren Ursprung man nicht kennt. In dem zu Jellinge hat man einen silbernen Becher und einige andere kleine Sachen gefunden. Außer den beiden Gräbern bemerkt man im genannten Dorfe noch zwei Steine mit runischen Inschriften. Man hat sie auf dem Gottesacker aufgestellt. Der eine davon trägt isländische Worte, welche folgende Bedeutung haben: Haraldus rex jussit parare tumulum hunoce post Gormum patrem suum et post Thyram matrem suam, Iste Haraldus qui juravit vicit Danium totam et Norvegiam, etc. Der andere Stein gedenkt ebenfalls des Königs Gorm und des Begräbnisses der Königin Thyra. Endlich, ein dritter Runenstein, der sich in dieser Gegend befindet, trägt den Namen Drejenligen auf sich, der mit der Erbauung jener Denkmäler beauftragt war.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Übersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

No. 52. Zweiter Jahrgang 1825. 28. Dezember.

Griechenland im Anfang 1825.

(Fortsetzung.)

Konduriotis. — Maimottenbäuche. — Zustand des Peloponnes. Santa-Rosa. — Debatten.

Maurokordato stellte mich dem Präsidenten Konduriotis vor. Dieser war sehr geschmackvoll in der Tracht von Hydra gekleidet, saß auf einem Sopha und zählte die Körner eines Rosenkranzes. Da er keine fremde Sprache redet, so war unsere Unterhaltung jedesmal, wenn ich ihn sah, sehr kurz und von geringer Bedeutung. Die Familie der Konduriotis ist bestimmt die reichste von Hydra. Man schätzt ihr Vermögen auf eine Million. Im Anfange der Revolution steuerte sie sehr beträchtliche Summen zur Einrichtung der Marine, und dies Opfer, mit dem Rufe eines vortrefflichen Bürgers vereinigt, brachte Konduriotis an die Spitze der Regierung. Aber seitdem hat sich das hohe Vertrauen, das man in ihn setzte, beständig vermindert. Man rühmte ehemals seine Festigkeit; aber die Erfahrung hat bewiesen, daß diese vermeintliche Festigkeit nur Hartnäckigkeit war. Seine Redlichkeit ist nicht im Geringsten zu bezweifeln; aber man beschuldigt ihn einer großen Parteilichkeit gegen seine Freunde und Landsleute. Das traurige Resultat seiner Expedition gegen die Aegypter hat vorzüglich dazu beigetragen, ihn in Mißkredit zu setzen.

Das griechische Lager, statt Verstärkungen zu erhalten, wurde von Tag zu Tag schwächer durch die Abreise mehrerer Soldaten; denn, wie ich schon früher bemerkt habe, die Griechen verlassen ihre Fahnen und kehren wieder zu denselben zurück, je nachdem es ihnen gefällt. Der Präsident hatte sich umsonst bemüht, die kriegerischen Bewohner von Arkadien zur Ergreifung der Waffen zu bewegen. Anfangs hatten sich zwar einige Tausend Arkadier bei Navarino eingefunden; aber kurz darauf verliessen sie sämmtlich wieder die Armee. Die übrigen Bewohner des Peloponnes, durch die Gewaltthätigkeiten und die Erpressungen der Rumelier aufgebracht, weigerten sich geradezu, Theil an dem Kampfe zu nehmen, so lange der Oberbefehl der Armee nicht Kolokotroni wiedergegeben worden sei, unter dem sie zweimal über die Türken triumphirt hatten. Indessen hatte Navarino keine Hoffnung mehr, weder von der Land-, noch von der Seeseite unterstützt zu werden. Der Präsident kehrte nach Kalamata zurück, mit dem Vorsatze, mit den Mainotten in Unterhandlung zu treten, und sie so weit zu bringen, Navarino zu Hilfe zu eilen. Sein Plan war, zu See die gegen Alt-Navarino vorzudringen, um den Muth der Besatzung von Neo-Castro zu erheben, und von dort aus die Operationen des Feldzugs zu leiten. Wir schifften uns also zu Aemiros, auf spartanischem Gebiet, ein; aber während wir günstigen Wind erwarteten, um unter Segel gehen zu können, erhielten wir die Nachricht, daß die ägyptische Flotte bereits vor Modon angelangt sei.

Ich verweilte drei Tage lang auf der Küste des alten Gebiets von Lacedämon, und obgleich ich eben nicht besonders enthusiastisch für das Alterthum bin, so muß ich doch gestehen, daß ich dies Ufer mit einem

Digitized by Google

Gemiſch von Bewunderung und Ehrfurcht betrat. Während wir zu Kemiros waren, landete der General-Murzina, einer der drei Kriegsminiſter und eines der aufgezeichnetſten Mainottenhäupter, mit ungefähr 160 Soldaten, um ſich mit dem Präſidenten zu berathen. Man weiß, daß die Mainotten niemals von der Pforte unterworfen worden ſind. Von ihren Bergen und durch ihre große Armuth vertheidigt, haben ſie ſich ihre Unabhängigkeit immer zu erhalten gewußt. Ihre Geſichtsbildung iſt minder ſchön, aber ernſter, als die der übrigen Griechen, von denen ſie ſich noch durch einen dickern Haarſchmuck unterſcheiden, der ihre Schultern umſchwimmt. Sie tragen weite Pumphoſen, die eine große Menge Faltenwürfe rings um ihre Lenden bilden.

Der General Murzina zeichnete ſich, mitten unter ſeinen Soldaten, weniger durch den Glanz ſeiner Waffen, als durch ſeine koloſſale Leibesgeſtalt und durch einen ungeheuern Knebelbart aus, unter dem auch nicht das leiſeſte Lächeln hervorzubringen vermochte. Er ließ ſich an der Seite des Präſidenten, am Ufer des Meeres nieder, und auf ſolche Weiſe hielten ſie ihre Berathung. Sie verfaßten eine Proklamation, die in der Provinz Maina bekannt gemacht werden ſollte, um das Volk zur Ergreifung der Waffen zu bewegen. Sie wurde den Soldaten vorgeleſen, die den Kriegsminiſter begleitet hatten; aber ſie brachte eben keine beſondere Wirkung auf ſie hervor, eben ſo wenig, als ſpäterhin auf die Bewohner im Gebirg. Die Mainotten gehen ihr Blut nicht für Worte, und man kann mit Recht von ihnen ſagen, wie das Sprichwort in einer anderweitigen Beziehung: „Kein Geld, keine Mainotten.“ So ging dieſe Hoffnung, Navarino zu Hilfe zu kommen, gänzlich verloren.

Der Zweck meiner Reiſe war erfüllt, und ich beurlaubte mich beim Präſidenten, um nach Napoli di Romania zurückzukehren. Es begegnete mir nichts Unangenehmes auf dem Wege, obgleich ich keine Begleitung hatte.

Alle Bewohner im ganzen Peloponnes ſind mit einem Feuergewehr, Piſtolen und einem Atagan bewaffnet. Alle dieſe Waffen waren ihnen unter der türkiſchen Tirannei verboten. Sie ſchmücken ſich jetzt mit Stolz mit denen, die ſie ihren Unterdrückern abgenommen haben. Ein allgemeines Aufgebot in Morea konnte 50,000 Streiter unter die Waffen bringen. Die Bewohner dieſer Halbinſel ſind wohlgewachſen und ſehr ſtark. Durch die Beſuche, die ich während meines Aufenthalts zu Tripolizza und Kalamata machte, wurde es mir endlich möglich, einige Begriffe vom ſchönen Geſchlechte zu bekommen, und ich kann geſtehen, daß es in der That noch Griechinnen gibt, auf welche die Lobeserhebungen anwendbar gemacht werden können, die ihnen von Dichtern ertheilt worden ſind und noch ertheilt werden.

Ich habe vier Präfekturen durchreiſet; aber man muß ſich nicht einbilden, daß ſie, in irgend einer Beziehung, mit denen in Europa verglichen werden können. Bis jetzt gibt es weder eine örtliche Verwaltung, noch ſtehende Gerichtshöfe. Der Eparl vereinigt in ſich allein alle die Aemter, welche natürlicherweiſe getrennt ſein ſollten. Auf der Präfektur findet man immer nur einen einzigen Schreiber, der gewöhnlich ſeine Audienzen in demſelben Zimmer gibt, in welchem er ißt und ſchläft. Es gibt noch keine Briefpoſt in Morea. Die Regierung korreſpondirt mittelſt beſonderer Boten, und die Privatleute müſſen ſich auf dieſelbe Weiſe ihre Mittheilungen zuſenden. Die Zeitungen von Hydra, Athen und Miſſolunghi ſind noch nicht unterm Volke verbreitet; aber ſie werden mit vieler Theilnahme von den unterrichteten Klaſſen geleſen. Die von Miſſolunghi beſteht durch den Abſatz auf den joniſchen Inſeln, die von Hydra hat kaum zweihundert Abonnenten, und die von Athen noch weniger.

Die Nationaldomänen ſind in dieſem Jahre doppelt ſo theuer verkauft worden, als im vorigen. Man verdankt dieſe Vermehrung der Abſchaffung des beim Verkaufe und der Zunahme der Kultur beſtehenden Privilegiums. Seitdem faßt das Volk immer mehr Vertrauen in die neue Ordnung der Dinge.

Ich theile nun noch einige von den Bemerkungen mit, die ich während meiner Reiſe durch Morea, von Napoli di Romania nach Kalamata, eingeſammelt habe. Man dürfte wohl fragen: „Was haben die Griechen in den letzten vier Jahren gethan?“ — Wenig, ſehr wenig! Aber was kann man auch von einem Volke verlangen, das, nachdem es die Einfälle der Türken abgeſchlagen, noch einen Bürgerkrieg zu unterdrücken hatte? Was kann ein Volk thun, das ſich einer vierhundertjährigen Sklaverei entwindet? Die Tirannei erſchöpft die Lebenskräfte einer Nation, und die Wirkungen ihres tödtlichen Giftes dauern noch fort, wenn gleich die Urſache deſſelben nicht mehr beſteht.

Es begreift ſich leicht, daß Navarino zu Napoli di Romania der Gegenſtand aller Unterhaltungen war. So lange dieſe Feſte eine ununterbrochene Verbindung mit Neo-Caſtro hatte, durfte man hoffen, daß ſie ſich noch lange Zeit halten würde. Aber wie groß war das Erſtaunen, als man vernahm, daß die zwiſchen Alt- und Neu-Navarino gelegene Inſel Sphacteria von den Aegyptern genommen worden ſei. Die feindliche Flotte

Digitized by Google

hatte, nach einem fruchtlosen Landungsversuche am 7. Mai, am folgenden Tage auf mehreren Punkten einen zweiten Angriff gewagt, und sich des Platzes, ohne großen Verlust, bemächtigt. Die Griechen, von denen er nicht einmal hinlänglich befestigt worden war, leisteten nicht so guten Widerstand, als die Wichtigkeit dieses Punktes erfordert haben würde. Mauro-Kordato, der sich in der Insel befand, entkam nur mit Mühe; der brave Kapitän Pisanodo von Hydra verlor das Leben, und 500 Griechen blieben auf der Stelle, oder wurden zu Gefangenen gemacht.

Diese Begebenheit betrübte mich sehr. Der Graf Santa Rosa, mein vertrauter Freund, hatte ebenfalls das Leben in diesem Kampfe verloren. Vor einigen Monaten war er mit dem Major Collegno nach Griechenland gekommen. Kalt genug empfangen, legte der erste die albanesische Tracht, mit dem Enthusiasmus eines Kreuzfahrers, an, und trat als Freiwilliger in die griechische Armee. In den Lagern und auf den Schlachtfeldern bestrebte er sich, seinen Muth und Feuereifer den Soldaten einzuflößen. An dem Tage, wo die Insel angegriffen wurde, weigerte er sich, auf ein griechisches Brigg sich zu flüchten, wie dies viele Andere thaten. Mit einer kleinen Zahl von Tapfern erwartete er den Feind, und fiel mit ihnen.

Dieser neue Verlust zwang endlich dem gesetzgebenden Körper seine Bewilligung zur Bildung eines regelmäßigen Truppenkorps ab. Bei der Eröffnung des Feldzuges hatte die vollziehende Gewalt, von der Unmöglichkeit, den Aegypten Stand zu halten, überzeugt, vorgeschlagen, ein Korps fremder, regelmäßiger Truppen in Sold zu nehmen. Der gesetzgebende Körper dagegen, sei es nun aus Mißtrauen gegen jede fremde Einmischung, oder aus zu großem Vertrauen auf die griechischen Kapitäne, hatte diesen Vorschlag verworfen. Aber zuletzt, durch das beständige Unglück und die bittere Erfahrung niedergebeugt, beschloß man einstimmig, 4000 fremde Krieger in Sold zu nehmen, und ein regelmäßiges Nationalheer von 6000 Mann zu organisiren.

Gleich nach der Einnahme der Insel versuchte die Besatzung von Alt-Navarino, die ungefähr 1000 Mann stark sein mochte, und die aus Mangel an Wasser sich außer Stand gesetzt sah, in einem so schlecht befestigten Orte sich noch länger zu vertheidigen, während der Nacht sich durch das feindliche Lager zu schlagen. Aber sie wurden gleich anfangs eingeschlossen und genöthigt, sich zu ergeben, mit Ausnahme von 140 Muselmern, die, mit dem Schwert in der Faust, sich den Weg bahnten. Ibrahim Pascha behielt nur den Kapitän Hadgi Cristo und den Bischof von Modo, welche beide die Hauptanführer waren, gefangen, und ließ alle Uebrigen wieder in Freiheit sehen, nachdem ihre Waffen und ihr Geld ihnen abgenommen worden waren. Während die Gefangenen vor Soliman Bay (dem französischen Kommandanten Sive) vorüber geführt wurden, sagte dieser Lieutenant Ibrahims: „Da seht man nun diese unglücklichen Kinder der Freiheit! Was haben sie seit den vier letzten Jahren gethan? Sie haben nicht ein einziges Kriegsschiff erbaut, sie haben nicht ein einziges Regiment organisirt. Sie haben nur daran gedacht, sich gegenseitig zu bekriegen und sich gegenseitig zu vernichten."

Die Griechen werden leicht muthlos, und irgend ein Erfolg muß ihr Vertrauen wieder erheben, wenn sie nicht Alles für verloren halten sollen. Am 16 Mai verbreitete sich die Neuigkeit, daß der Admiral Miaulis die ägyptische Flotte auf der Rhede von Modon verbrannt habe. Ein Reisender versicherte, daß er zu Calamata das Getöse eines großen Kampfes in der Nacht vernommen habe. Ein Anderer sagte, daß er von der Höhe des arkadischen Gebirgs, auf der Rhede von Modon, eine Feuersbrunst gesehen, die mehrere Stunden lang gedauert habe. Die Gemüther waren noch zwischen Freude, Zweifel und Hoffnung getheilt, als ein Brief des Eparken von Calamata ankam, in welchem stand, daß Miaulis mehr als 20 feindliche Schiffe verbrannt, und daß die Stadt Modon selbst vielfältig beschädigt worden sei.

Much has been done, but more remains to do;
Their gallies blaze: why not their city too? *)

Dieser Bericht war übertrieben. Der größte Theil der ägyptischen Flotte war im Hafen von Modon in der vollkommensten Sicherheit, und die Zahl der verbrannten Schiffe war nur sehr gering. Demungeachtet war das überall leichtgläubige Volk davon wie berauscht, und überließ sich einer ausschweifenden Freude, weil es nicht anders glaubte und glauben mochte, als daß die ganze Flotte in Asche verwandelt worden und alle Magazine der Armee zerstört seien. Die Regierung war eben nicht geneigt, eine so süße Illusion zu zerstören. Oeffentliche Feierlichkeiten und Dankgebete wurden veranstaltet und der gewandte Trikupi hielt eine Rede, um diesen Triumph zu feiern. Das Bataillon, das seit einigen Monaten zu Napoli di Romania gebildet wurde, verfügte sich vor das Thor von Argos, um dort zu manövriren. Die steilen Abhänge der Schlösser Palamidi bedeckten sich mit tausend verschiedenartigen Gruppen und mitten in dieser belebten Szene fangen die Sol-

*) Wir haben viel gethan; aber noch mehr bleibt zu thun uns übrig. Ihre Galeeren sind in Flammen. Warum brennen ihre Städte nicht auch?

Der Korsar.

Digitized by Google

daten im Chor das ſchöne Jägerſtück aus dem Freiſchützen. Es war ein wahrhaft herrlicher Abend.

Zwiſchen dieſen Alternativen der Freude und Traurigkeit entſpann ſich unter den Häuptern der Regierung ein ſehr lebhafter Streit über eine Frage von der größten Wichtigkeit. Kolokotroni, ſo wie mehrere andere Volkshäupter, befand ſich, wie ich bereits früher geäußert habe, in gefänglicher Haft in einem Kloſter zu Hydra. Seit ſeiner Gefangenſchaft verminderte ſich das Glück der Griechen von Tag zu Tag. Mehrere Provinzen hatten bereits ſeine Befreiung verlangt, und er ſelbſt hatte um die Erlaubniß angehalten, den Feind bekämpfen zu dürfen, weshalb er ſeine beiden Söhne als Geiſeln ſtellen wollte. Faſt die ſämmtlichen Bewohner von Morea blieben ruhige Zuſchauer des Kriegs, weil ihr General ſich nicht an ihrer Spitze befand. Die Regierung ſah den nahen Verluſt von Navarino, und befand ſich auſſer allem Stand, dieſer Stadt beizuſtehen. Sie war auſſerdem ohne Armee und vollkommen vom Volke verlaſſen. Was blieb ihr anderes übrig, als die Sorge des Kriegs einem Manne anzuvertrauen, der bereits einmal die Halbinſel gerettet hatte?

Zwei Mitglieder der Regierung wollten ſeine Befreiung, und zwei andere wollten ſie nicht. Die Entſcheidung wurde alſo bis zur Rückkehr des Präſidenten aufgeſchoben. Seine Ankunft war das Zeichen einer allgemeinen Kabale. Koletti, der einige Monate vorher Kolokotroni bekriegt hatte, ſetzte ſich ſeiner Befreiung entgegen. Der Präſident dagegen war mit Koletti ſehr unzufrieden, weil er ihn als den Verführer der Rumelier betrachtete, die das Lager von Kremidi verlaſſen hatten. Er ſuchte ihn deshalb von der Regierung auszuſchlieſſen. Die Partei Kolokotronis ſchob alles Unglück des letzten Feldzugs auf den Präſidenten und Maurokordato, ſeinen Rathgeber. Die Freunde der Eintracht hielten die Abſetzung des Einen wie des Andern für eben ſo ungerecht als unklug in einem Augenblicke der Kriſis, wo Griechenland, um ſeinem gänzlichen Untergange zu entgehen, der Einigkeit aller Parteien am meiſten bedurfte.

Der Präſident und Maurokordato ſchienen wohl geneigt zu ſein, Kolokotroni in Freiheit zu ſetzen; aber der Erſte erblickte immer in ihm ſeinen vorzüglichſten Feind, und da er das Bedürfniß fühlte, Jemand bei der Regierung zu haben, den er ihm entgegenzuſtellen vermochte, ſo verhöhnte er ſich mit Koletti, und überließ es der Weisheit des geſetzgebenden Körpers, in dieſer wichtigen Angelegenheit zu entſcheiden. Dies Gemälde entgegengeſetzter Intereſſen und Leidenſchaften iſt genügend, um zu beweiſen, daß die Griechen immer noch jenen Geiſt der Intrigue, der Rivalität und alle politiſchen Laſter ihrer Vorfahren haben.

Während dieſen Debatten rückte die Jahreszeit herbei, wo die Türken von Negroponte gewöhnlich Attika anzugreifen pflegen. Ich war begierig, Athen noch vorher zu ſehen, weshalb ich keinen Augenblick zu verlieren hatte. Ich begab mich an demſelben Tage nach Hydra, wo die Diskuſion über Kolokotroni im geſetzgebenden Körper begann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Leopold v. Buch phyſikaliſche Beſchreibung der kanariſchen Inſeln.

(Beſchluß.)

2.

Die glückſeligen, jetzt die kanariſchen Inſeln genannt.

Plinius bezeichnet zwei kanariſche Inſeln durch Eigenthümlichkeiten, welche aus ihrer beſondern Natur entſpringen, und von ihnen nicht getrennt werden können, Nivaria, die Schneeinſel, durch den immerwährenden Schnee, und negen der dadurch entſtehenden Nebel Ombrios, Nebelieland, benannt. Jene kann nur Teneriffa ſein. Der Schnee bleibt auf dem Pik häufig bis im Mai liegen, auf Gran-Canaria niemals, oder nur in ſeltenen Jahren für wenige Tage, und auch auf Palma iſt Schnee nur im Januar wenige Wochen lang ſichtbar.

Die Nebel ſteigen den ganzen Sommer hindurch täglich vom Meere auf, und umhüllen zwiſchen acht und neun Uhr den Gipfel des Pik. Man ſieht daher die Inſel Teneriffa von Canaria und ſelbſt von Fuertaventura aus täglich mit Nebel bedeckt; ſie verdient alſo wohl den Namen der Schnee- und Nebelbedeckten.

Daß aber Ombrios dieſelbe Inſel ſei, die Plinius in einer andern Nachricht Plubialia, Regeninſel, genannt hatte, daran iſt kaum zu zweifeln; der Name ward ihr gegeben, weil ſie nur durch den Regen ihren Bedarf von Waſſer erhielt.

So iſt es noch auf Lancerote und Fuertaventure. Auf der erſten vorzüglich wird am Ende des Sommers das Waſſer aus den Ziſternen theuer verkauft, und nicht ſelten nöthigt bloß der Mangel an Waſſer Tauſende von Einwohnern, ja zuweilen faſt die ganze Bevölkerung der Inſel zur ſchnellen Flucht nach Canaria oder Teneriffa, oder zum gänzlichen Auswandern nach Buenos-Ayres, wo man ſie als fleiſſige und unverdroſſene Arbeiter mit offenen Armen empfängt.

Mehr als 5000 Menſchen, welche die Gegend der Hauptſtadt Teguize und des Seehafens Porto de Naos

Digitized by Google

bewohnen, haben wahrscheinlich noch nie Waſſer aus einer Quelle oder aus einem Brunnen getrunken!

Man fragt erſtaunt, was wohl die Menſchen bewegen kann, ein ſo verbranntes und zurückſtoßendes Land zu bewohnen, in welchem jeder Baum gegen die tödtende Seeluft in einem Schilderhauſe verſteckt und wie das Vieh getränkt werden muß; und in welchem auf der dürren Wüſte umher die wenigen Kräuter ſtatt der Blätter mit langen Stacheln beſetzt ſind?

Doch nach neun Monaten erſcheint endlich an dem fortwährend wolkenloſen und ausdörrenden Himmel, am Ende des Oktobers und im November, von Süden her Regen. Sogleich ſind die Hacken in Arbeit, Steine zu lockern; den Hacken folgt unmittelbar und vielleicht am nämlichen Tag die Saat; und nur vier Tage darauf iſt, wie durch Zauberei, der kahle Boden von dem aufgegangenen Weizen zu einer grünen Wieſe geworden; und wo nicht Weizen, da bedecken die breiten, mit glänzenden Kryſtallen beſetzten Blätter der Eisſyanze Thäler und Abhänge.

Drei Monate ſpäter gibt der Boden den geſäeten Weizen dreißig-, ja auch wohl vierzigfältig wieder. Die zur Barille eingeäſcherte Eisſyanze liefert Tauſende von Zentnern eines theuer verkauften Produkts, und ein reicher Ueberfluß von Weizen wird nach Teneriffa, Palma und Ferro ausgeführt.

So wird die waſſerleere und wüſte Inſel durch wenigen Regen zur reichen Kornkammer für Inſeln, die das ganze Jahr hindurch mit dem Reichthum der Natur bedeckt zu ſein ſcheinen. Es hat etwas Gefälliges, dem Gefühl Wohlthuendes, eine ſo dürre Inſel nach ihrem Wohlthäter Pluvialia, Ombrios, die Regeninſel, genannt zu ſehen.

Auf dieſer Inſel ſollen ſich nun zwei Gewächſe, Ferulae genannt, befinden, von denen die dunklere einen bittern, die hellere dagegen einen unſchädlich trinkbaren Saft liefert. Wirklich ſind zwei Arten von Euphorbien den kanariſchen Inſeln eigenthümlich, und auch nirgends größer und häufiger, als in dem ſüdweſtlichen Theil von Lancerote; die kanariſche Euphorbie und die balſamtragende. Beide wachſen vereint in der warmen und brennenden Region, welche Hr. von Buch mit dem Namen der Region der afrikaniſchen Formen bezeichnet, bis gegen 15 Fuß oder wie Feigenbäume hoch, wo ihnen das Klima zuträglich genug iſt.

Auf Kanaria findet man ſie in derſelben Größe, wie auf Lancerote, nur im ſüdlichen Theile, in den Thälern von Arguaneguin und Mogan. Im Thal von Beneguera daſelbſt ſah der Erzähler ſie wie Feigenbäume groß, und in ganzen Wäldern verſammelt.

Beide Euphorbien ſind ausgezeichnet durch den Reichthum an Milch, die ſie enthalten, und welche bei nur ſchwacher Verwundung wie ein Strahl hervorbricht, in einem Bogen wohl zwanzig Fuß weit ſpringt, und lange fort, vorzüglich in der Tabayba, deren Rinde, durch die Milch aufgeſchwellt, ganz weiß und glänzend erſcheint.

Die Milch des Cardon, der kanariſchen Euphorbie, iſt brennend, ätzend und ſcharf, ſo wie es Plinius beſchreibt, und würde wohl von Niemandem ohne üble Folge verſchluckt werden. Die Milch der balſamiſchen Euphorbie dagegen iſt (eine ſonderbare Anomalie in dieſer Familie) ſo unſchädlich ſüß, daß man ſie nicht fürchtet, und die Einwohner ſie gewöhnlich zu Gallert verdicken, um ſie dann gelegentlich als eine Paſte zu verzehren.

Eben deswegen wird ſie Tabayba dulce genannt. Das durch die Saftkanäle ſchwammige Holz wird in der Weingegend zu Proſpen auf Flaſchen gebraucht, wozu man das Holz einer andern Euphorbienart ohne Nachtheil nicht anwenden könnte.

Aus dieſem ſo reichlichen Abfluß der Säfte konnten die Alten in ihren Nachrichten wohl Quellen bilden, welche aus einer „fonte“ (ſo nannten ſie die Pflanze) hervorſprieſſen, unſchädlich, wohlthuend, nährend aus der balſamträufelnden Euphorbie, zuſammenziehend, ſcharf und tödtend aus der eckigen, ſtachligen und verdrehten kanariſchen Euphorbie, welche in der Nachbarſchaft des Meeres nie fehlt.

Der ganze Baum iſt ſehr merkwürdig, von den Botanikern wenig gekannt, und faſt gar nicht beſchrieben. Der Stamm erhebt ſich zuerſt, wenn auch ſehr gekrümmt, ohne Aeſte; dann aber vertheilen ſich eine große Menge Zweige umher, die ſich wieder in unzählbare kleinere zerſpalten.

Nirgends ſind Blätter zu ſehen, auſſer am äuſſerſten Ende der Zweige, wo ſie umher ſtehen. Sie ſind kurz, lanzettformig und ſchmal, grau und an der Spitze mit einem kleinen Stachel beſetzt. Die Blätter, welche unmittelbar die Blume tragen, ſind etwas breiter, eiförmig, blaſſer, etwas fleiſchig, und fallen nach der Blüthe ab. Es ſteht nur eine einzige gelbe Blume mit runden Petalen darin, die eine große Frucht hervorbringt, wenn man ſie mit andern Euphorbienfrüchten dieſer Inſel vergleicht. Die Oberfläche der Frucht iſt mit kurzen Haaren bedeckt.

Noch mehr gehört der Cardon zu den abenteuerlichſten Formen der Natur. Seine dunkelgrünen Zweige erheben ſich völlig blattlos alle zugleich aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel, biegen ſich im Halbzirkel über den Boden hin, und ſteigen dann in verſchiedener Entfernung vom Anfang ſenkrecht herauf, ſo daß ſie dem Baume das Anſehen eines ungeheuern Kronleuchters mit einer großen Menge aufgeſteckter und angezündeter Lichter geben.

Digitized by Google

Die einzelnen Aeste haben wohl einen halben Fuß im Umfang, und sind Prismen von vier oder gewöhnlicher von fünf Seiten. Ihre Kanten sind der ganzen Länge nach mit kurzen Stacheln besetzt.

Am Ende dieser dicken, eckigen, fleischigen Aeste brechen die scharlachrothen Blüthen hervor, die in der Ferne einer glühenden Kohle ähnlich sind. Höher hinauf zertheilen sich ältere Aeste, und bilden wieder abgesonderte kleinere Kronleuchter aus dem größern.

Oder der Baum steht an dem Abhange eines Felsens, an welchem die Aeste in den wunderbarsten Kurven herabfallen, und sich senkrecht wieder erheben. Oder er wächst auf einer ebenen Fläche, und die Aeste, von Alter und Schwere ganz zu Boden gedrückt, erheben sich erst in einer großen Entfernung vom Mittelpunkt wieder, wodurch der sonderbare Anblick eines kleinen Waldes von lebendigen fünfseitigen Prismen entsteht.

Es ist hier nichts, was uns eine sonst gewöhnliche Form eines Busches oder eines Baumes zurückrufen könnte; selbst die Blumen auf der Spitze nicht, denn auch noch in der Nähe möchte man sie für Knöpfe halten, mit welchen diese abentheuerlichen Aeste besetzt sind.

4.

Der Pic auf Teneriffa.

Als wir durch die Engen des Portillo-Berges den Fuß des Pics betraten, war es uns, als hätten wir die erhabene Stille und Einsamkeit der Gletscher auf den Alpen wieder gefunden. Wie auf Gletschern verloren sich die Menschen auf der endlosen, sanft aufsteigenden Fläche der Bimssteine. Blöcke in der Ferne wurden, wenn wir endlich ihnen nahe kamen, zu Felsen, Kraterhügel umher zu bedeutenden Bergen. Kein Maaßstab der Ebene ließ sich noch anwenden.

Höher als wir ihn bei unserm mühvollen Aufklimmen je noch gesehen hatten, stieg die Masse des Pic über diese Fläche empor, und schwarze Glasströme zogen sich vom Gipfel wie Bänder am Abhange herunter. Mit dem großen Anblick fortdauernd beschäftigt, fühlt man es nicht, daß man noch drei Stunden braucht, um den Rand des Lavastromes zu erreichen.

An diesem Rande sind einige von den großen Blöcken, die ihn bilden, auf rohe Art zu Bänken und Sälen geordnet, und zwischen ihnen erwartet man gewöhnlich, ehe man den Weg weiter fortsetzt, den Anbruch des folgenden Tages. Dies ist die untere Estancia de los Ingleses (Ruheplatz der Engländer).

Von hier aus wird die Besteigung des Berges beschwerlich, vorzüglich, wenn man, 2000 Fuß höher, das schwarze schneidende Glasfeld wirklich übersteigen muß; doch ist es mit der Mühe der Besteigung eines Alpengipfels nicht zu vergleichen.

Oben über der Eisebene, etwa zu 10,400 Fuß, fanden wir die ersten Schneeflecke am Abhange. Sie waren nur klein, und höher gegen den Gipfel sahen wir auch ähnliche nicht mehr.

Im Anblick der unermeßlichen Aussicht verloren, die mehr reizt, als erfreut und erhebt, weil die Einbildungskraft rund umher vom grenzen- und gestaltlosen Horizont unbefriedigt zurückgeschreckt wird, hatten wir schon einige Stunden auf dem Rande und im Innern des Kraters zugebracht, als oben die Schottländerin Mistris Hammond mit ihrer Gesellschaft erschien, die erste Frau, welche, so weit noch das Gedächtniß der Anwohner reichte, jemals den Pic bestiegen hatte. Sie umging den ganzen Krater, auch die sonst so selten besuchte Seite gegen den Chahorra-Berg, und ließ sich nicht abhalten, ohnerachtet der scharfe Obsidian grausam ihre Schuhe und Füße zerschnitt, mit uns die natürliche Eishöhle zwischen den Obsidianblöcken zu besuchen, die Cava del Nielo, welche den ganzen Sommer hindurch drei benachbarte Städte mit dem ihnen unentbehrlichen Eise versorgt.

Nachmittags eilten wir Alle wieder den Abhang hinunter. Unsere Führer und die Maulthiertreiber sangen abwechselnd gereimte Strophen über die Begebenheiten des Tages, schlugen dazu den Takt mit Stecken auf einem Rohr, und ließen zur Bezeichnung des Rhythmus eine Bleikugel in einem Weinglase umher laufen.

Den folgenden Tag stiegen wir aufs Neue gegen den Pic in die Höhe, umgingen die Bergspitzen und Höhen, welche unten an den senkrechten Felsen wie Schanzen ihn umringen, mehrere Stunden weit in einem tiefen Graben, in welchem Retamabüsche prachtvoll in unendlicher Zahl blühten. Als wir am Abend in das viel tiefer liegende Dorf Chiñama kamen, führte unser freundlicher Wirth uns noch westwärts zu einer nicht weit entfernten und sehr steil umgebenen Schlucht, in welcher sich an den hohen Tuffelsen viele geöffnete Höhlen zeigten, die aber ohne Leitern nicht zugänglich waren. Sie dienten den alten Bewohnern der Insel, den Guanches, zur Aufbewahrung ihrer Mumien. Knochen der hervorgegrabenen und zerstörten Mumien lagen wie kleine Hügel am Boden.

Jene herrlichen Retamabüsche am Pic gewähren den benachbarten Dörfern einen großen Vortheil, da dort aus ihnen die Bienen einen köstlichen Honig bereiten. Die Bewohner jener Dörfer bringen Anfangs Mai ihre Bienenstöcke, hohle Stämme des Drachenbaums, in den Circus des Pic und verstecken sie in den Klüften der Felsen. Millionen von Bienen umschwärmen dann die großen und wohlriechenden weißen Büsche des Spartium nubigenum, der weißen Retama, und füllen gar bald ihren Stamm. Zweimal im Sommer wird

Digitized by Google

ihnen der Honig genommen, und immer in großer Menge, und nie hat Hymettus noch Chamouny hervorgebracht, was diese Bienen vermögen. So rein und durchsichtig ist die Masse, so aromatisch und köstlich ist der Geschmack. Wahrlich, wer diesen Strauch europäischen Bienen zuführen könnte, würde sich kein kleineres Verdienst um die Menschen erwerben, als der, welcher ihnen den Weinstock brachte und die Obstbäume. Und doch wäre das gar nicht unmöglich; denn diese Pflanze wächst nur da freudig und gut, wo Schnee vom Dezember bis zur Mitte des Aprils fortdauernd liegt, und wo auch die niedrige Temperatur schon allen Baumwuchs verhindert. Sie würde in dem Innern von Norwegen vortrefflich gedeihen, wo der Sommer warm und trocken ist; auch wohl auf Haiden in Oesterreich und Polen. Aber bis jetzt ist es noch niemals gelungen, auch nur ein Samenkorn in Europa zum Keimen zu bringen, und Alles, was botanische Gärten in ihren Listen davon als blühend aufführen, ist bisher immer noch Folge von Irrthum gewesen.

Der Pic ist ein Gebirge auf einem Gebirge. Nur erst, wenn man durch die Enge des Portillo-Gebirges in die Circusumgebung tritt, darf man sagen, daß man seinen Fuß und das, was ihn vor andern Bergen auszeichnet, wirklich betrete. Alles Uebrige, so hoch es auch sein mag, scheint doch nur eine äussere Bekleidung, welche zum Pic wesentlich nicht gehört. Seit dem Portillo werden die Bimssteinfelder am Abhange des Kegels so groß und so mächtig, daß der ganze Berg in der Ferne mit Schnee bedeckt zu sein scheint. Schwarze Obsidianströme ziehen sich wie Bänder vom Gipfel über diesen Bimssteinen herunter, einige bis auf den Boden des Circus, andere nur bis auf die Hälfte der Höhe und bleiben dort hängen, andere nur so weit, daß sie eben noch am Gipfel durch ihre Schwärze auf der weißen Fläche hervortreten. Man versinkt in die lockern Massen; kein Baum, kein Gras haftet darin. Nur das weit umher wurzelnde Spartium nubigenum, die Retama blanca ist der einzige Busch, welcher in solchem Boden und in solcher Dürre noch fortgetrieben kann.

Der Bimsstein ödet alle Spalten und Risse; man sieht keine Baranco's, keine hervortretenden Felsen, keine scharfen und eckigen Formen. Dagegen stellen sich am Fuß des großen Kegels überall kleinere Ausbruchskegel entgegen, mit Kratern am Gipfel und durchaus von schwarzen Rapillen gebildet. Bimsstein, Rapillen und Obsidian sind es, welche am Pic fast allein die Aufmerksamkeit erregen und beschäftigen. Lose Bimssteine sieht man erst in der Nähe des Portillo klein und dünn über dem Boden zerstreut. Allmälig werden sie häufiger, in der Enge des Portillo selbst ist es schon eine bedeutende Schicht, und damit werden die Stücke auch größer. In den nächsten Höhen ist es schon unmöglich, die Höhe zu bestimmen, in welcher sie den Boden bedecken, auch sind die meisten wie Fäuste groß. So steigt man am Fuß des Kegels viele hundert Fuß hoch am Monte de Trigo, dem „Weizenberge", als wäre dieser Abhang ein Weizenboden und die Bimssteine die riesenmäßigen Weizenkörner, welche übereinander hinrollen. Oben liegt auf einer kleinen Ebene die Estancia abaxo, wo die Besteiger des Pic gewöhnlich über Nacht bleiben. Sie liegt 8040 Fuß über dem Portillo, und wird höher als der ganze Kranz des Circus, welches man bei dem sanften, felslosen Aufsteigen über die Bimssteine schwerlich würde geahnet haben. Schneller steigt nun der Abhang des Kegels am Rande eines Obsidianstromes hin; der Weg geht in Windungen hinauf, und noch immer größer werden die Bimssteine, und in der Höhe von 8957 Fuß sind sie so groß wie kleine Köpfe und kaum kleiner. Noch eine halbe Stunde steigt der Weg an dem Obsidianstrom hinauf, bis dieser das fernere Aufsteigen über Bimsstein gänzlich verhindert.

Mühsam und beschwerlich drängt man sich nun durch die scharfen Blöcke, welche ihrer Glasnatur gemäß mit den Kanten wie Messer einschneiden. Man braucht mehr als eine halbe Stunde, um das Glasfeld zu übersteigen; und nicht mit Unrecht heißt dieser Theil des Weges el Malpays (das verwünschte Land). In der Mitte ungefähr bilden die Blöcke über einander eine tiefgehende Höhle, in welcher der Boden unaufhörlich mit Eis bedeckt bleibt (die Cueva del Nielo), ein wahrer nie versiegender Schatz für die am Fuß des Berges liegenden Oerter. Jenseits des Malpays steigt dann noch der letzte Kegel, der Piton, besonders steil in die Höhe, und ist überall wieder mit weißen Bimssteinen bedeckt.

Das Malpays steigt so schroff in die Höhe, daß man den kleinen Raum, der es vom letzten Kegel des Vulkans trennt, den Piton oder den Zuckerhut, wohl als eine kleine Ebene ansehen kann. Ist man wenig an seinem Abhange gestiegen, so kann man nun den Anfang des ungeheuern Lavafeldes übersehen. Hier zeigen sich sogleich große Spalten zwischen den Blöcken, welche alle aus einem Mittelpunkt auslaufen, und dieser innere Punkt ist merklich tiefer, als der Rand. Von hier arbeitet sich die große Masse weit umher in Ost und Südost, und zertheilt sich zuletzt, wenn sie über den steilen Abhang herabstürzt, in viele Arme. Doch nur ein einziger mächtiger Strom kommt bis zum Boden und verbreitet sich unten noch weit und weitlig im Vorhofe nach mehreren Seiten bis unter die Felsen des Circus. Das alles sieht man deutlich und schön oben vom Rande des großen Kraters. Alle diese verschiedenen Ströme bestehen aus Obsidien. Auf der

Digitized by Google

Oberfläche, wo der Strom steil herabstürzt, liegt dieses Glasmeer in Form von dünnen gedrehten Tauen unter und durch einander, und an den Seiten hängen große Glastränen herunter. Von hier und von den Blöcken am Piton kann man mit leichter Mühe große Stücke aussondern und sammeln, welche grünlich schwarz sind, durchsichtig, glänzend, muschlig, spröde, bei geringem Schlage zerbrechlich, Stücke, die man zuverlässig für grünes Bouteillenglas ansehen würde, wären nicht die weißen Feldspathkrystalle so deutlich darin, und fast mit der Masse verbunden. Tiefer im Strom ist diese Masse weniger glänzend, bräunlich schwarz, oft klein muschlig, stets sehr leicht zersprengbar.

Im Heraufgehen zur Estancia über dem Weizenberge wird man nicht wenig überrascht, wenn man auf den Bimssteinen große Blöcke sieht, wahre kleine Felsen, von tiefer Schwärze, dem Boden, dem sie aufliegen, offenbar völlig fremdartig. Man glaubt sie gewöhnlich vom großen Krater des Gipfels ausgeworfen und dorthin geschleudert. Aber solche Massen hat ein Krater so leicht noch nicht ausgeworfen, und Auswürfe aus des Pics Krater sind bisher noch nicht gesehen worden und nicht sehr glaublich. In einiger Entfernung vom Kegel, wo man seinen Abhang völlig übersehen kann, entdeckt es sich, daß solche schwarze Massen am Fuß jedesmal dem Ende eines Obsidianstroms auf der Höhe entsprechen. Große Glastränen sind es, welche sich vom Strom losgerissen haben und am Abhange bis zum Fuß hinuntergerollt sind. Das gibt der Ansicht eine große Lebendigkeit, wenn man durch alle Erscheinungen so unmittelbar auf die gewaltigen Bewegungen zurückgeführt wird, welche sich über diese Fläche ausgedehnt und neue Produkte über sie verbreitet haben.

Der Piton, wenn auch wenig über 800 Fuß hoch, ist doch sehr steil. Die nur kleinen Bimssteine auf der Oberfläche haben so wenig Haltbarkeit, daß man nur mit großer Anstrengung hinaufkommen würde, träte nicht ein Grat von festem Felsen hervor, an welchem man sich mit den Händen hinaufhilft. Obsidian ist es nicht mehr, sondern eine graue Masse mit Feldspat; auch hat es das Ansehen eines Stromes nicht. Aehnliche Felsen erscheinen, wenn man endlich den Rand des Kraters betritt, und somit die größte Höhe des Berges. Fast von allen Seiten steigt man leicht und ohne Mühe in den Krater hinunter, über Blöcke und Felsmassen von Trachyt, welche durch schwefelsaure Dämpfe aufgelöset und erweicht sind. Jetzt ist der Krater nichts als eine Solfatara, ein Schwefel ausdünstendes Thal. Schwefeldämpfe brechen aus dem Innern fast überall, wo man hintritt, und hinauf bis zum äußersten Kranz. Sie zerstören das Gestein zu weißem Thon, wahrscheinlich auch zu Alaunstein, und der Schwefel setzt sich unter den losgetrennten Schalen in überaus schönen Krystalldrüsen. Dadurch wird aber der Boden gegen das Innere so sehr erweicht, daß an vielen Stellen Vorsicht nöthig ist, um nicht in der siedend heißen Masse einzusinken und sich zu verbrennen. Der ganze Umfang des Kraters beträgt etwa eine halbe Stunde. Seine Tiefe unter dem höchsten Rande ist 160 Fuß, unter dem größten Theil dieses Randes dagegen noch nicht 100 Fuß. Der Krater scheint schon seit Jahrhunderten nichts anders als eine Solfatara gewesen zu sein.

Die Höhe des Pic, nach Borda, beträgt 11424 Fuß. Wendet man den Blick vom Pic, oder, noch besser, vom Rande des Chaborra gegen Nordwest, so muß man erstaunen über die Menge einzelner Ausbruchskegel, welche nach dieser Seite hinter einander hervorsteigen. H. Cordier glaubte, es müsse sich die Zahl dieser eng zusammenstehenden 200 bis 300 Fuß hohen Kegel auf mehr als achtzig belaufen. Einer unter ihnen tritt von den rothen Schlacken, welche den Abhang bedecken, ganz feuerroth aus der Mitte.

Der Pic und Chaborra können wirklich nur als ein Vulkan betrachtet werden, der in zwei Spitzen ausgeht. Nur seit der Pic höher aufsteigt, wird der Unterschied beider Kegel besonders merklich. Die ganze Masse erhebt sich gleichförmig steil und schnell über alle umherliegenden Höhen, und ist als ein zusammenhängendes Ganzes von der Circusumgebung umschlossen.

Der Baranco über Adeje war des Aufenthalts wohl werth. In ihm läuft das größte Wasser der Insel; zertheilt sich in unzählige Gärten und Pflanzungen und treibt Alles hervor, was in solchem Klima nur zu grünen und zu gedeihen vermag. So fanden wir denn in den Engen, da wo die Felsen nahe herantreten, überhangen und oft sich zu schließen scheinen, fast Alles, was wir bis dahin noch nicht gesehen hatten, und Vieles auch schon abgeblüht und erstorben, was noch einst ganz gewiß als neu erkannt werden wird.

Dieser Baranco, del Infierno genannt, ist den Botanikern wie den Geologen gleich sehr zu empfehlen; denn zugleich mit der prachtvollen Bekleidung erlauben die gespaltenen Felsen, tiefer als irgendwo sonst, das Innere des Pics zu erforschen. — Adeje liegt auf Felsen, 923 Fuß über dem Meere. Wir stiegen auf sanften Tuffflächen hinunter, wo kleine Büsche von Justicia hissopifolia, von Cistus, Convyza, Artemisien, Thymus und Lavendel für die weidenden Ziegen eine reichliche und kräftige Nahrung sind. Auch sieht man kleine wohlgebaute Ziegenmeiereien nicht selten zerstreut. Für uns war die Milch dieser Thiere eben so erquickend als vortheilhaft und erfreulich. Jede Ziege gibt davon zum Erstaunen viel; sie ist so fett

Digitized by Google

wie Rennthiermilch und ganz fein und rein von Geschmack. Ueberhaupt iſt die Ziege ſelbſt ein ganz anderes Geſchöpf. Man möchte ſie in ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit mit einer Gazelle vergleichen. Die kurzen und glatten Hörner liegen hinter der Stirne zurück, und das ſchwarze Haar iſt nicht ſtruppig und rauh, ſondern glatt, fein und glänzend, wie Ebenholz. Es iſt gewiß eine eigene Art.

Von der Religion in ihrer Quelle, ihren Formen und ihrer Entwickelung.

Von Benjamin Conſtant.

Der zweite Band dieſes wichtigen Werks iſt vor Kurzem erſchienen. Er enthält die befriedigendſten Nachforſchungen über die Urſachen, welche bei den barbariſchen Völkern die regelmäßige Einführung der prieſterlichen Macht begünſtigt oder verſpätet haben. Nichts iſt leichter begreiflich, als die über dieſen Gegenſtand aufgeſtellten allgemeinen Ideen. Wir wollen verſuchen, ſie gedrängt unſern Leſern mitzutheilen, wobei wir jedoch auf die tiefe Gelehrſamkeit Verzicht leiſten müſſen, mit welcher der Verfaſſer ſie umgibt und auf welche er ſie begründet.

Im Allgemeinen ſind die barbariſchen Völker (diejenigen, welche ſich dem ganz wilden Leben entholen haben, und die auf den erſten Stufen der Zivilſation ſich befanden) nicht mehr Fetiſchiſten, oder vielmehr, ſie ſind es weniger von Tag zu Tag. So werden ſie Polytheiſten. Indem ſie immer mehr Kenntniſſe über den Mechanismus und die Geſetze des Weltalls einſammeln, ſo wie über die Natur und die Eigenſchaften der Weſen, ſehen ſie die Gottheit nicht mehr in eine Menge von Gegenſtänden, in denen ſie dieſelbe ſeitherhin vermutheten. Sie verſchwenden ſie weniger. Sie ſtellen ſie höher. Sie individualiſiren ſie nicht mehr unter einer Menge unförmlicher Formen. Statt an einen Gott in ſeiner Perſönlichkeit (wenn man anders alſo ſagen darf) zu glauben, glauben ſie nun an öffentliche Götter, die alle, nach ihren verſchiedenen Attributen, eine allgemeine und gemeinſchaftliche Macht ausüben. Ohne ſich zur Idee einer allesbeherrſchenden und einzigen Vorſehung zu erheben, nähern ſie ſich ihr doch vielfältig und ihr Polytheismus iſt bereits ein ſtarker Schritt gegen den Theismus.

Aber nicht Alle erkennen und beten dieſelben Götter an. Der Kultus der verſchiedenen Völkerſchaften wendet ſich gegen die Geſtirne und gegen die Elemente. Man kann durchaus faſt immer ſchließen, daß es entweder ſolche ſind, welche durch ihre Lokallage zur Schiffahrt eingeladen oder dazu genöthigt ſind, oder ſolche, denen die Natur ihres Bodens, als Bedingung ihrer Erhaltung oder ihrer Sicherheit, die Genauigkeit der aſtronomiſchen Berechnungen vorſchreibt, oder endlich ſolche, bei denen Phänomene aller Art ſehr häufig ſind, die ſie vorherzuerkennen, oder wenigſtens mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu beobachten wünſchen. Sodann, nach der Art und Weiſe, mit welcher der Menſch, vom religiöſen Gefühl bewegt, ſeine Verehrung an alle die Gegenſtände richtet, die ihn heftig anregen, wendet er, unter ſolchen Umſtänden, ſeine Anbetung entweder gegen die Flammen des Himmels, oder gegen die unbekannten Kräfte, die er den irdiſchen Phänomenen leiht. — Das iſt der Urſprung der Aſtrolatrie bei den Völkern.

Es gab auch andere, die nicht den Einwirkungen derſelben Umſtände unterworfen waren, und alſo auch einer andern Art von Idolatrie ſich zuneigten, wie z. B. die Griechen, deren Polytheismus nichts Aſtrolateiſches in ſich hatte. Beinahe beſtändig iſt der Fall eingetreten, daß in den Ländern, wo der Kultus der Geſtirne und der Elemente herrſchend geweſen, die Prieſter auch viel Macht und Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gehabt haben. Woher kommt das? Von der Natur des Kultus ſelbſt, deſſen Diener und Deuter ſie waren. Von Amtswegen mit den Gegenſtänden der öffentlichen Verehrung bekannt, wurden ſie bald Aſtronomen oder Phyſiker, oder ſie erlangten wenigſtens einige Ideen über Aſtronomie und Phyſik, die nicht Jedermann begreiflich waren. Ihre Kenntniſſe zeichneten ſie vom großen Haufen aus, und vergönnten ihnen zugleich, ihm nützliche Lehren und heilſame Rathſchläge zu geben. Auf ſolche Weiſe erlangten ſie nach und nach eine um ſo unerſchütterlichere Herrſchaft über die Gemüther, da ſie ſich zugleich auf die Wiſſenſchaft und auf Wohlthaten begründete. Als ſie ihre Macht bemerkten, dachten ſie auch daran, ſie nicht mehr zu verlieren, und Mittel zu ſuchen, ſie immer mehr zu befeſtigen und auszudehnen.

Zuerſt theilten ſie ſich in Kaſten und privilegirte Korporationen ein, in denen die erblichen oder Wahlſtellen niemals mit andern als den geſchickteſten und ergebenſten Adepten beſetzt wurden. Dadurch allein konzentrirten ſie mit den religiöſen Verrichtungen jede andere Autorität, die davon abhängig war oder wurde, in ihren Händen. Von dieſem Beſtreben zum politiſchen Ehrgeize war nur ein Schritt zu thun. Bald ſah man ſie daher andere Funktionen ausüben und eine andere Gewalt, als die ihnen eigenthümliche, ſich anmaßen. Sie bemächtigten ſich der Regierung. Sie wurden Geſetzgeber, Richter und Verwalter. Sie erklärten ſich für unverletzlich und unbeſchränkt. Das

Digitized by Google

ſind ſie wenigſtens geweſen, oder das haben ſie ſich bewüßt in den meiſten Ländern zu werden, wo der Volksglaube ihre Erhebung begünſtigte.

Man kann und muß alſo die Aſtrolatrie als das erſte Prinzip ihrer Macht betrachten. Da aber dies Prinzip nicht überall unter denſelben Umſtänden anwendbar iſt, ſo kann es auch nicht überall dieſelben Wirkungen hervorbringen. Das Prieſterthum iſt beherrſchend bei allen Völkern, die, im Alter der Barbarei, die Geſtirne und die Elemente anbeten. Aber es iſt es mit geringerer Mühe bei denen, die durch die Schönheit des Klimas, die Fruchtbarkeit der Erde, die Sanftheit der Sitten und der Gewohnheiten, die Liebe der Ruhe, den Mangel an Verbindungen, durch einige phyſiſche oder politiſche Unglücksfälle, zum Myſtizismus, zum Aberglauben und zur Unterwerfung geneigt ſind. Es findet mehr Schwierigkeiten und mehr Widerſtand bei denen, die der Rauheit ihres Klimas, der Undankbarkeit des Bodens, kriegeriſcher Neigungen, induſtrieller und handeltreibender Thätigkeit wegen, weniger ſich an unbedingte Unterwerfung des Glaubens und des Gehorſams gewöhnen können.

Welches demungeachtet der ſich ihm entgegenſtellende Widerſtand ſei, und ſelbſt dann, wenn das Prieſterthum genöthigt iſt, ſich in einen offenen Kampf mit der militäriſchen Gewalt einzulaſſen, ſo behält es dennoch, auch wenn es beſiegt unterliegen ſollte, ſo viele Kraft, um einſt, und bei günſtiger Gelegenheit, ſeinen Rang und ſeine Herrſchaft wieder zu erringen. In der Erwartung dieſes Augenblicks ſichert es ſich die Gewiſſensherrſchaft zu, was ihm um ſo beſſer gelingt, jemehr der Angriff des Soldatenthums roh, ſein Triumph aufgeblaſen und ſeine Gewalt tirannisch war. Man bedarf anderer Mittel, um eine einmal feſtgeſtellte Theokratie zu beſeitigen. Es gehört dazu eine große Bewegung der Ideen, eine allgemeine Loslagung vom alten Glauben, eine philoſophiſche und religiöſe Revolution. Die Zeit allein vermag ſo Großes zu vollbringen. Darum iſt es auch nur nach Jahrhunderten, daß die prieſterliche Gewalt ohne Wiederkehr vernichtet wird. Bis daß ſeine Stunde geſchlagen, gibt ſie nach, aber erhebt ſich wieder, kämpft, aber erhält ſie dennoch ſich. Nur durch die Gewalt der Dinge ſelbſt kann auch ſie mit fortgeriſſen werden.

Derſelbe Fall findet nicht ſtatt, wenn ſie nicht auf der Aſtrolatrie beruht. In dieſem Falle können vorzüglich die Griechen als Beiſpiel dienen. Es iſt möglich, daß in einem frühern Zeitraume, vielleicht im Heldenalter, es unter ihnen eben ſo mächtige Prieſterklaſſen, als in Indien und in Aegypten, gegeben habe. Einige ſehr wahrſcheinliche Schlußfolgen laſſen in der That vermuthen, daß in jener entfernten Epoche der ihnen allein bekannte Kultus, der der Geſtirne und der Elemente war. Das würde bei ihnen, wie überall, das augenblickliche Uebergewicht des Prieſterthums erklären. Aber nimmt man Griechenland, wie es war, als es ſich der Barbarei entwand, der es noch im heroiſchen Zeitalter unterworfen war, ſo ſieht man es, im raſchen Fortſchreiten zur Zivilisation, von allem aſtrolatriſchen Aberglauben entblößt, ſich einen ganz eigenen und von dem aller übrigen Nationen durchaus verſchiedenen Polytheismus bilden, in dem es ſein ganzes Genie offenbart.

Flüchtige Volksſtämme ſuchen auf ſeinem Boden, oder auf den benachbarten Inſeln, einen Zufluchtsort. Es nimmt ſie auf und betrachtet mit der freien und lachenden Neugier eines Kindes die Glaubensmeinungen und Zeremonien, welche ihm von dieſen zugebracht werden. Alle dieſe Religionen erſcheinen ihm als Poeſie. Es vergnügt ſich damit, oder vielmehr, es glaubt nur, was ihm gefällt, und ſucht ſeinen Glauben in ſeinem guten Geſchmacke. Hinſichtlich der Religion waren die Griechen wirkliche Künſtler: ſie beteten nur das Schöne an. So haben ſie ſich ihre Götter geſchaffen. Sie verſetzten nur Geſtalten vom bewunderungswürdigſten Ausdrucke in ihre Tempel.

Ein Volk, das von einem ſolchen Geiſte beſeelt wird, vergönnt der prieſterlichen Gewalt nur eine ſehr beſchränkte Gewalt über ſich. Es hat Prieſter, um den Verrichtungen des Kultus vorzuſtehen; aber es verlangt vor Allem, daß dieſe Prieſter Dichter ſeien, wie es faſt in allen Dichtern Prieſter erblickt. Iſt nun das Prieſterthum poetiſch, ſo iſt es wenig oder gar nicht politiſch. Das iſt die religiöſe Geſchichte der Griechen. Fügen wir noch einen Zug hinzu, der ſie vollends karakteriſirt. Das ſind die Apotheoſen, die wir bei ihnen ſtatt der „Menſchwerdung“ bemerken, die ſich in den heiligen Traditionen aller übrigen Völker befinden.

Die Griechen haben es überhaupt gern, ſich ſelbſt Götter zu bilden. Sie entnehmen ſie der Erde, um ſie in den Himmel zu verſetzen; aber ſie laſſen ihnen immer etwas Menſchliches, und eine gewiſſe ideale Menſchlichkeit iſt in allen den Attributen vorherrſchend, die ſie ihnen leihen. Es ſind Götter nach ihrem Bildniſſe, obgleich größer und vollkommener. Darum leben ſie auch mit ihnen in Beziehungen, die mehr denen des Menſchen zum Menſchen, als des Menſchen zu irgend einer auſſerordentlichen und übernatürlichen Gottheit ähnlich ſind. Es findet eine gewiſſe Sympathie zwiſchen den Sterblichen und den Unſterblichen ſtatt, und wenn ſich die Prieſter in dieſe religiöſe Gemeinſchaft miſchen, ſo iſt es nicht als Vorſteher und Gewiſſenslenker, ſondern nur um die Lobgeſänge der Helden und Götter zu ſingen. Das iſt eine neue

Digitized by Google

Urſache der Unabhängigkeit in einem Lande, wo auſſerdem Alles noch den Ueberſchwemmungen der prieſterlichen Willkühr ſich entgegenſtellt.

Nachdem der Verfaſſer, auf ſolche Weiſe, das Gemälde des Prieſterthums bei den barbariſchen Völkern, die aſtrolatriſch waren, oder es nicht geweſen ſind, dargeſtellt hat, faßt er ſich kürzer zuſammen und endigt damit, daß er die traurigen Folgen darſtellt, welche die Prieſteregierungen immer für die Völker gehabt haben. Entartung, Verwerfenheit, Elend, das ſind die bittern Früchte, welche die Nationen, die ſie beherrſchten, davon gewannen. Die Griechen dagegen, die, Dank ſei es ihrem Genie, jenes Joch nicht getragen haben, ſind, bis das Chriſtenthum erſchien, die Retter des Menſchengeſchlechts geweſen. Sie allein haben die Freiheit der Vernunft erhalten, die das Prinzip der Wiſſenſchaften, der Künſte und der Zivilisation iſt. Sie allein haben das heilige Feuer bewahrt, das auf der übrigen Erde erloſchen war. Ihnen allein verdanken wir alle die unſchätzbaren Güter des Geiſtes, deren wir uns jetzt noch erfreuen. Aber ſuchen wir auch, uns dieſelben fernerhin zu erhalten. Wir können dies um ſo beſſer, da unſere göttliche Religion ſelbſt uns zum edelſten und allein würdigen Gebrauche des Verſtandes einladet.

Bei alledem verbergen wir uns nichts, und unterſuchen wie genauer unſere Lage. Wir befinden uns an den Pforten einer Kriſis, die vollkommen derjenigen ähnlich genannt werden kann, welche dem Chriſtenthum vorangegangen iſt. Eine religiöſe Bewegung geht uns bevor. Wohin wird ſie freben, und wer wird ſie leiten? Das läßt ſich jetzt noch nicht beſtimmen. Aber, wenn ſie von ungefähr den Entwürfen gewiſſer Menſchen entſprechend wäre, die gerne die Theokratien des Mittelalters wiederherſtellen möchten, würde es dann nicht zu fürchten ſein, daß der blinde Enthuſiasmus der Myſtik, und die unkluge Bewunderung der Philoſophen für die theokratiſchen Religionen Indiens und Aegyptens, verhängnisvollen und zerſtörenden Entwürfen günſtig wären? Müßte man alsdann nicht dieſen falſchen Vorurtheilen mißtrauen, und würde es nicht endlich an der Zeit ſein, die Wahrheit ſo zu ſehen, wie ſie iſt, nämlich: das Unheil zu erkennen, das die prieſterliche Gewalt immer über alle die Völker verbreitet hat, die ſie nach ihrer Willkühr beherrſcht hat?

Man ſehe Aegypten, ſehe Indien, Indien vorzüglich, das jetzt noch, uns zur Lehre und zum Beiſpiel beſteht, mit dem ganzen Unfuge der Formen und Hinderniſſe, in welche die Prieſter es verſtrickt haben, um es nie aus dieſen Feſſeln zu entlaſſen. Man ſehe es unterworfen, ſklaviſch, unfähig für Freiheit und Unabhängigkeit und noch heute barbariſch — im Schooſe ſeiner langen, aber unmächtigen Zivilisation.

Wir wollen hoffend glauben, daß nichts Aehnliches unſere Zukunft bedrohe, daß der Geiſt, der wahre Geiſt des Chriſtenthums, neugeboren in allen Seelen, ſie zu ſeiner erſten Kraft zurückführen und alle entgegengeſetzten Verſuche verhindern werde. Aber wenn er dennoch nachgeben ſollte, ſo würde man umſonſt von anderwärts Hilfe und Heil hoffen wollen. Sitten, Induſtrie, Wiſſenſchaft und Philoſophie, Alles würde vor einer Macht zurückweichen, die eine beſtimmte und ſtarke religiöſe Schutzmauer allein abzuwenden vermag.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Gefangene im Kaukaſus.

Bruchſtück.

Kaſkambo hatte ſchon lange in ſchmählicher Gefangenſchaft geſchmachtet und alle Qualen derſelben erduldet. Er ſtammte von einer reichen und vornehmen Familie in Rußland ab. Die Tſchetſchengen wußten das, und marterten ihn eben deshalb auf alle erſinnliche Weiſe, um dadurch vielleicht ein um ſo größeres Löſegeld von ihm zu erpreſſen. Aber Kaſkambo war unter dieſen wilden Barbaren nicht ganz verlaſſen; denn ſein treuer Diener Iwan hatte ſich nicht von ihm trennen laſſen, und da ihm kein anderes Mittel geblieben war, in der Nähe ſeines geliebten Herrn zu bleiben, ſo hatte er ſich zum Muſelmann gemacht. Dadurch hatte er eine größere Freiheit gewonnen, und von demſelben Augenblicke an war er nur auf Mittel und Wege zur Befreiung Kaſkambo's bedacht. Dieſer lag, mit Ketten belaſtet, in der Hütte Ibrahims, des Aeltеſten und Vorſtehers der Dorfſchaft, aus welcher der ganze Stamm zu einem Raubzuge aufgebrochen war. Iwan bereitete die Nahrung für ſeinen Herrn, und ließ ihm alle die Pflege angedeihen, deren er in ſeiner traurigen Lage ſo ſehr bedurfte. Aber aller Sorgfalt des treuen Dienſchik (Dieners) ungeachtet war Kaſkambo ſeit einiger Zeit in eine tiefe Schwermuth verfallen, und ſo viel Mühe Iwan ſich auch geben mochte, ihn zu erheitern, ſo war es doch nicht möglich, ihm irgend eine Antwort abzugewinnen. Dieſer ließ ſich jedoch dadurch in ſeiner anſcheinenden Heiterkeit nicht ſtören, und war, vorzüglich im gegenwärtigen Augenblick, luſtiger und geſchwätziger, als je.

„Gebt Acht!“ ſagte er zu ſeinem Herrn, und ſtieß ihn mehremals an, bis dieſer auf ihn merkte. Sodann ſang er ihm, nach einer alten ruſſiſchen Volksmelodie, die Worte vor: „Die Zeit iſt gekommen, die Zeit iſt da, hai luli, hai luli! Die Zeit iſt gekommen, die

Digitized by Google

Zeit iſt da, hai luli, hai luli! Wo Elend muß enden, wo Schickſal muß wenden, hai luli, hai luli! Oder todt, oder todt müſſen wir ſein, hai luli, hai luli! müſſen wir ſein, hai luli, hei lah! Morgen, hai luli! ja morgen, hai luli! ſchon ſind wir auf den Weg, auf den Weg, hai luli, hai luli! einer Stadt, einer großen, einer ſchönen Stadt, hai luli, hai luli! die ich nicht nennen mag, nennen mag, hai luli! Muth Herr! Muth Herr! hai luli, hai lah!

Kaskambo, dem es eben ſo gleichgültig war, zu ſterben, als zu leben, und der die Plane ſeines Denſchits nicht kannte, murmelte ihm faſt unverſtändlich zu: „Thu was du willſt, und laß mich zufrieden.“ Durch ſeine Luſtigkeit und ſeine Späße war es Zwan gelungen, den alten Wächter vollkommen ſicher zu machen, und um alles Mißtrauen zu beſeitigen, zog er ſich ſchon früh in einen Winkel des Gemachs zurück und ſtreckte ſich auf einer Bank an der Mauer aus, um dort ſo lange zu verweilen, bis Ibrahim ſich dem Schlummer überlaſſen habe. Aber gegen alles Erwarten hatte dieſer beſchloſſen, nicht zu ſchlafen, und ſtatt, wie gewöhnlich, ſich auf einer Matte am Feuer auszuſtrecken, ſchlug er nur die Beine über einander, und verweilte in dieſer ſitzenden Stellung, ſeinem Gefangenen gegenüber, nachdem er ſeine Schwiegertochter in eine Seitenkammer, wo ſich ihr Säugling befand, geſchickt, und die Thür hinter ihr verſchloſſen hatte.

Aus dem finſtern Winkel, worin ſich Zwan befand, betrachtete er aufmerkſam alle Gegenſtände um ſich her. Das rothe Licht der Flamme, die von Zeit zu Zeit aufſprühete, zeigte ihm in einer Mauervertiefung eine glänzende Axt. Der Greis, vom Schlaf überwunden, ließ mehrmals ſein müdes Haupt auf die Bruſt niederſinken. Zwan ſah, daß es Zeit war, und ſtand leiſe auf. Aber plötzlich erhob ſich der argwöhniſche Alte, und rief ihm mit einer Donnerſtimme zu: „Sklav, was machſt du da?“ Statt zu antworten, nahte ſich der Denſchik mit ſchleppendem Gange dem Feuer, und gähnte dabei ſo herzhaft, als wenn er eben aus dem tiefſten Schlummer erwachte. Ibrahim wurde dadurch wieder beruhigt, und da ſeine ſchweren Augenlieder allmälig ſich wieder verſchlieſſen wollten, ſo zwang er Kaskambo, ihm etwas auf der Zither vorzuſpielen, um ſich dadurch wach zu erhalten. Dieſer weigerte ſich, dem Verlangen des Alten zu entſprechen; aber Zwan überreichte ihm ſelbſt das Inſtrument und machte ihm ein ausdrucksvolles Zeichen dabei. „Spiele, Herr!“ flüſterte er ihm zu, „ich habe Euch etwas Wichtiges zu ſagen.“ Kaskambo ſtimmte die Zither und ſang ſodann mit Zwan, indem ſie Frage und Antwort dazwiſchen einwebten, folgenden altruſſiſchen Zweigeſang:

Kaskambo.

Hai luli, hai luli! Was willſt du mir ſagen?
Gib Acht! Hai luli, hai lah!

Ich bin traurig und beſorgt,
Und weiß nicht, was ich ſoll werden;
Mein Geliebter wollte kommen,
Ich erwart' ihn hier allein.
Hai luli, hai luli!
Traurig iſt's, ohn' Freund zu ſein.
Hai luli, hai lah!

Zwan.

Seht dies Beil, hai luli! Betrachtet's nicht,
hai luli! Damit ſpalt' ich dieſem Schurken den Kopf.
Hai luli, hai lah!

Um zu ſpinnen ſeh' ich mich,
Doch der Faden reißt, reißt, reißt.
Morgen wird es beſſer gehen,
Heute kann es nicht geſchehen,
Hai luli, hai luli!
Weil mein Freund nicht kommt.
Hai luli, hai lah!

Kaskambo.

Unnützer Mord! Hai luli! Wie entrinn' ich, hai luli! wie entrinn' mit meinen Ketten ich? Hai luli, hai lah!

Wie ein Lamm folgt ſeiner Mutter,
Wie ein Hirte ſeiner Heerde,
Wie ein Hirſchlein in dem Thale
Späht nach ſeinem Hirſchgemahle,
Hai luli, hai luli!
Such' ich meinen ſüßen Freund.
Hai luli, hai lah!

Zwan.

Der Schlüſſel iſt, hai luli! in ſeiner Taſche, hai luli! Da iſt der Kettenſchlüſſel, da! Hai luli, hai lah!

Wenn ich zu dem Brunnen geh',
Morgens zu dem Waſſerbrunnen,
Geh' ich, ohne es zu wiſſen,
Geh' ich, ohne es zu müſſen,
Hai luli, hai luli!
Zu des Freundes Wohnung hin.
Hai luli, hai lah!

Kaskambo.

Das Weib macht Lärm, hai luli! das Weib macht Lärm, hai luli! Gib Acht, was du thuſt. Hai luli, hai lah.

Ach, ich ſchmachte in Erwartung,
Und mein Freund iſt fern von hier.
Vielleicht treulos hat er ſchon

Digitized by Google

Eine andre Herzenkminne,
Hai luli, hai luli!
Während ich hier einſam ſinne!
Hai luli, hai lah!

Iwan.

Laß geſchehen, was da will, hai luli! Stirbt man nicht denſelben Tod? Hai luli! Iſt das Elend vorzuziehen? Hai luli, hai lah!

Bei dieſen Worten wurde der Alte aufmerkſam und wendete ſich um. Iwan fiel ſogleich ein:

Ach, ach! ſollt' er mich vergeſſen,
Sollt' er mich verlaſſen können:
Dann mag's ganze Dorf verbrennen,
Und ich mit dem ganzen Dorfe.
Hai luli, hai luli!
Ohne Freund mag ich nicht ſein!
Hai luli, hai lah!

Beide ſangen nun zuſammen einige Hei luli, wonach ſie mit einem prächtigen Arpeggio den Zweigeſang beendigten. Herr! ſagte der Denſchik darauf, ſeid ſo gut und ſpielt mir einen Kaſak. Ich will dem Meiſter Ibrahim etwas Luſtiges zeigen und — hei luli! die Axt ergreifen, hei lah! Spielt nur immer friſch darauf los und laßt euch durch nichts ſtören, es geſchehe auch, was da wolle. Kaklambo entſprach ſeinem Verlangen.

Iwan begann die Schritte und grotesken Stellungen des Koſaken, die dem Alten ausnehmend gefielen, ſo daß Jener ſeine Sprünge und Gambeden noch verdoppelte und ſie mit kreiſchendem Jauchzen begleitete, um die Aufmerkſamkeit des argwöhniſchen Wächters dadurch zu verwirren. Als aber der Gefangene ſah, daß der Tänzer dem Beil ganz nahe war, ſchlug ihm das Herz hoch auf und ſeine Hand erzitterte heftig auf den Saiten, ſo daß denſelben plötzlich ein ſehr unharmoniſches Gebrauſ entſtrömte. Während dem hatte Iwan das Inſtrument ihrer Befreiung, das ſich in einem kleinen Schranke hoch an der Mauer befand, ſo daß man es ſpringend nur zu erreichen vermochte, ergriffen und leiſe auf die Erde in dem Schattenfleck niedergelegt, den der Leib Ibrahims bildete. Dieſe gefährliche Szene, während welcher der Greis immer ſtarr vor ſich hinſchaute, hatte ſchon mehrere Minuten gedauert, und der Major, der die letzte Bewegung ſeines Dieners, weil derſelbe ſie mit unglaublicher Schnelligkeit ausgeführt, ſelbſt nicht bemerkt hatte, fing ſchon an, zu glauben, daß es ihm an Muth zur Ausführung gebreche, oder er die Gelegenheit nicht günſtig genug erachte. Mechaniſch hatte er fortgeſpielt, bis er auf einmal den feſten Tritt Iwans dicht neben ſich vernahm und zugleich ſah, wie der kühne Tänzer, mit hochemporgehobener Axt, ſich auf den alten Räuber ſtürzen wollte, um ihm den Kopf zu zerſchmettern. Dieſer Anblick machte einen ſo ſchrecklichen Eindruck auf ihn, daß er ſein Spiel verſtummen und die Zitter fallen ließ. Der Alte, der ſich eben gebückt hatte, um das dürre Reiſigholz ins Feuer zu ſtoßen, wendete ſich von der hellaufflackernden Flamme ab, zu Beiden hin, maaß ſie mit großen Augen und — ſetzte ſich.

Wenn Iwan in dieſem Augenblicke ſeinen Entſchluß hätte ausführen wollen, ſo würde er mit Ibrahim haben ringen müſſen, der nicht ermangelt hätte, um Hilfe zu rufen, wodurch Lärm entſtanden wäre, was vor Allem vermieden werden mußte. Seine Geiſtesgegenwart half ihm auch aus dieſer zweifelhaften Lage. Als Ibrahim ſich erhob und ihn ſtarr anblickte, hielt er mit der linken Hand das Beil hinter ſich und figurirte ihm mit der rechten vor dem Geſichte herum, ſodann ſtürzte er, wie aus Verſehen, nieder und legte es leiſe dicht hinter den ſich wieder Setzenden. Alsdann raffte er ſich auf und ſetzte den Tanz fort. „Spielt!“ rief er ſeinem Herrn zu, „ſpielt, und bekümmert euch um nichts!“ Kaklambo ſah ſeine Unvorſichtigkeit ein und griff aufs Neue in die Saiten. Endlich war der alte Räuber der Maſſt und des Tanzes ſatt. Er gebot ihnen, beides zu beendigen und ſich zur Ruhe zu verfügen. Iwan nahete ſich ruhig dem Major, der ihm die Zitter darreichte, mit dem Futteral derſelben; aber ſtatt ſie aus Kaklambos Händen zu nehmen, ergriff er mit Wetterſchnelle die Axt und verſetzte dem Alten einen ſo gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß er nicht einmal einen Seufzer ausſtieß und todt mit dem Geſichte in die Flamme ſtürzte. Sein langer, grauer Bart brannte lichterloh. Iwan zog ihn bei den Beinen aus dem Feuer, trat es mit den Füßen aus und bedeckte den Ermordeten mit ſeiner Matte.

Jean Paul Fr. Richter's Gedächtnißfeier zu Frankfurt am Main.

Am zweiten Dezember Abends hatte ſich eine zahlreiche Verſammlung von Freunden und Verehrern des geiſtreichen, unſterblichen Jean Paul im Muſeum (im engliſchen Hofe), deſſen Mitglied er war, eingefunden. Die Feier zum Andenken des Verſtorbenen wurde durch eine glücklich gewählte Symphonie von Fesca eröffnet. Sodann trug der beredte Pfarrer Kirchner eine Denkrede auf Jean Paul vom Dr. Börne vor, aus der wir einige der vorzüglichſten Stellen anheben wollen.

„Ein Stern iſt untergegangen, und das Auge dieſes Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er (d. h.

ein solcher) wiedererscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig (den) willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! — Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! — Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz (s. b. Geist) hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne (s. b. seinen goldenen Wahn); das finstere Spanien seinen Glauben (s. b. Hochmuth). Die darbenden (s. b. schwelgenden) Franzosen erquickt der spendende (s. b. leichtfertige) Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit.

„Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde und Glauben und heitern Scherz und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand (s. b. Feder), vor dem Könige zittern (s. b. den Könige verfolgen), und der blutleere (s. b. bleiche) Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur. — Er ist dahingeschieden, und unsere Andacht hat „keinen“ Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren (werden) und Alle werden ihn beweinen.*) Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts, und wartet lächelnd (s. b. trauernd) bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. — — — —

„Jahrhunderte ziehen hinab. Die Jahreszeiten rollen (s. b. eilen) vorüber. Es wechselt die Witterung des Glücks. — — Nichts ist dauernd, als der Wechsel, nichts beständig, als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten (s. b. eine beständige Qual), wenn nicht die (Tröstung der) Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. — — — —

„Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern. Im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. — — — Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all den wichtigen (s. b. unwichtigen), volljährigen (s. b. kleinlichen) Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen, und sind bewegt, scheinen ernst, und sind weich, scheinen wach, und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes, und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unserer hinabgesunkenen Jugend. — —

„Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige (s. b. scharfe) Geissel, wenn er strafte. — — Sein Geschoß war gut, sein Auge besser; seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland behend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm. Er wollte nur fromm (s. b. vernunftgemäß) die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch' verletzten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichten verlocken in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herabzuholen. — — — —

„Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf, und verkündigt das saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient, und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volks. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet haben und die ihm nachgefolgt sind. — — Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihren Gefängnissen toben; und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten.“

Nach dieser Rede, die mit vielem Beifall aufge-

*) Man sollte im Gegentheil vermuthen, daß sich alsdann Alle darüber freuen werden.

Digitized by Google

nommen wurde, und deren Verfaſſer, beinahe wie der Arme von La Bruyère, hinter dem einen Flügel der doppeltgeöffneten Thür ſaß, während ein nichtsſagendes Geſicht, mit aufgeworfener Unterlippe, neben ihm den Eigendünkel aus beiden vollen Aeolsbacken blies, wurde das Recordari u. ſ. w. von Mozart von vier ausgezeichneten Künſtlern der Frankfurter Nationalbühne, den Herren Dobler und Tourny und den Demoiſellen Heinefetter d. J. und Herouz, vorgetragen. Darauf las der Schauſpieler Weidner ſchöne Stanzen vom Profeſſor Dr. Weber, einen Aufſatz von Berly und Karaktere aus dem Titan von Görres, vor. Den Beſchluß machte das „Benedictus“ von Mozart.

Zollfreie Gedanken.

Irgend Jemand hat einmal geſagt, daß die Heuchelei eine Huldigung des Laſters gegen die Tugend ſei. Könnte man nicht eben ſo gut von mehrern Werken, in denen bewieſen werden ſoll, daß die Vorurtheile nützlich ſeien, ſagen, daß es Huldigungen der Narrheit gegen den geſunden Menſchenverſtand ſind?

Nicht die ſogenannten Volkslehrer allein predigen auf eine Weiſe und handeln auf eine andere, auch die Philoſophen ſind einem ſo argen Mißbrauche ausgeſetzt. Sie ſind, die Einen, wie die Andern, früher Menſchen, als Apoſtel und Denker, das iſt die einzige und wahre Urſache des obwaltenden Widerſpruchs.

Uebertreibung in einer Mittheilung oder Vorſtellung ſchwächt die Wirkung des Ganzen, und vermag nur ſehr alberne Menſchen zu bethören, wie die Marktſchreierei nur noch den ungebildeten Pöbel zu betrügen im Stande iſt.

Es iſt daſſelbe mit dem Scherz, wie mit der Muſik: ein wenig vergnügt, viel ermüdet.

Man kann ein großer Geometer ſein und einen verkehrten Geiſt haben, weil der verſchrobenſte Kopf einen arithmetiſchen Satz durchzuführen, aber nicht richtig zu denken im Stande iſt. Darum beſteht das große Verdienſt Newtons und Paskals auch nicht darin, gelehrte Mathematiker, ſondern zuerſt vernünftige Menſchen, und erſt alsdann Rechenmeiſter geweſen zu ſein.

Was verſteht man unter einem Marktſchreier? — Einen Menſchen, der auf ein Gerüſt ſteigt, ſeine Waare anpreiſet und ſie für ſchweres Geld verkauft... — Ei, ei! der Gedanke ſcheint mir faſt ein wenig zu kühn. — Kühn immerhin; aber wahr.

Es gibt ſogenannte Publiziſten, die viel darum geben würden, wenn ſie geſunden Menſchenverſtand haben könnten, um nicht von allen Vernünftigen ausgepfiffen zu werden, und die es ſich dennoch zur Lebensaufgabe gemacht haben, alle Vorurtheile und Albernheiten zu vertheidigen, um nur ſich fett zu mäſten. Ihre Verlegenheit iſt wirklich oft mehr als lächerlich; ſie iſt bejammernswürdig. Wenn die Leſten gut ſind, ſo macht ſich das Publikum über ſie luſtig; aber ſind die Zeiten, wie — ſie ſind, ſo machen ſie ſich luſtig über uns.

Die Weiber ſind das Alpha und Omega, Anfang und Ende. Wer hat nicht durch ſie begonnen und geendet, ohne alles Uebrigen zu gedenken?

Die Liebe und der geliebte Gegenſtand ſind Alles für ein liebendes Weib. In einem Spiele, wo ſie ſo viel wagen, verlangen ſie auch viel. Wenn der Mann, der ſo heiß geliebt wird, ſich mit etwas anderm beſchäftigt, das nicht ſie allein betrifft, ſo iſt er gleichgültig oder verſtockt. Es iſt ein Egoiſt, ein Undankbarer, oder gar ein Treuloſer. Man verachtet und haßt ihn. Daher kommt es auch, daß man ſo viele Männer ſieht, die über die Liebe ſeufzen, und die gerne nicht geliebt ſein möchten.

Die Weiber wollen vor Allem vergnügt ſein. Sie achten wenig auf das, was man zu ihrem wahren Nutzen thut, aber ſie ſind ſehr erkenntlich für Alles, was man in Anwendung bringt, um ihnen zu gefallen.

Welches Elend in unglücklicher Liebe! Neigungen vom Unterſchiede der Vermögensumſtände und der Glaubensmeinung und des Standes bekämpft. Entführungen, Enterbungen, Erſäufungen, Eiferſüchteleien u. ſ. f. Bei alledem iſt doch nichts närriſcher als die Liebe, ſelbſt die unglücklich ſcheinende nicht ausgenommen.

Die Galanterie, die man ja nicht mit der Liebe verwechſeln muß, iſt eine Art von Pharao-Spiel, bei dem alle Welt betrügt. Die Männer ſetzen Aufrichtigkeit und die Frauen weibliche Verſchämtheit auf ihre Karten, und der Gewinn kann oft als mehr denn reiner Verluſt betrachtet werden; aber ſo geht es nun einmal in der Welt.

Die Menſchen haben faſt alle eine beſondere Vorliebe für das eine oder das andere Thier. Dieſe haben Pferde, Jene Hunde, Andere Vögel gern. Ich weiß nicht, wer die Bemerkung gemacht hat, daß Die, welche die Katzen lieben, durch ihre Philantropie ſich auszeichnen. Man möchte das anfänglich für einen Spaß halten, wenn es nicht mit Beweiſen belegt worden wäre. Nämlich: die Katzen lieben die Behaglichkeit, und die Menſchen auch; ſie ſchlieſſen ſich nur an Diejenigen an, die ſie liebkoſen, und die Menſchen auch; ſie ſpähen die ſchwächern Thiere auf, um ſie zu zerreiſſen, und die Menſchen auch; ſie werden böſe bei jedem Hinderniß, oder jedem Widerſtande, und die Menſchen auch. Folglich muß man ein Menſchenfreund ſein, um die Katzen zu lieben.

Digitized by Google

Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten.

Kunst.

Der heil. Hieronimus (oder auch die heilige Familie) von Coreggio in der Gallerie zu Parma. Innig und schön ist das Gelige reiner Mutterfreuden gegeben; Es ist, als hätte sich der Friede des Himmels mit all seinen beschützenden Gefühlen auf die göttliche Mutter herniedergelassen. Denn keine ahnungsvolle Empfindung, kein störender Gedanke einer unerahndeten Zukunft trübt den ruhigen, klaren Himmel, der Wohnung in ihrer Seele genommen, und der so einnehmend und freundlich durch alle Züge ihres Antlitzes blickt. All ihr Empfinden und Denken ist im fremdigen Gefühle aufgelöset; Mutter des göttlichen Kindes zu sein. Etwas rechts gebeugt hält sie dieses auf ihrem linken Arm, mit all der Lieblichkeit es anstehend, die dem holden und mütterlichen Wesen nur eigen sein kann. Mit einem sanften aber demüthigen Lächeln zeigt das Kind auf die Stelle des Buches, das der heil. Hieronimus hinhält, und ein Engel hebt mit fragendem Blick und gleichsam als vermittelndes Wesen das Blatt ein wenig empor, auf dem jene Stelle steht. Auf der andern, linken Seite lehnt sich die heil. Magdalena in knieender Stellung an die göttliche Mutter und berührt mit der rechten Wange mit unaussprechlicher Lieblichkeit das Kind. Sie ist das schönste und argloseste Mädchen, voll Unschuld und Liebe; und doch scheint ihr Glück eine gewisse Ahnung störend zu berühren; denn etwas Wehmüthigkeit schwebt auf ihren Lippen; aber eben dieses Wange um sich selber scheint sie nur fester am lieben Kinde zu halten. Dieses fast furchtsame Gefühl scheint auch Johannes, der hinter ihr die Balsambüchse hält, und etwas zweideutig die Heilige anblickt, zu bestätigen. — Was immer Innigkeit und Lieblichkeit die schöne Szene des Künstlers bewegte, das goß er über dieses einzige Stück. Keine Darstellung vermag uns das süße und selige Gefühl einer Mutter glücklicher zu geben. Es ist die sanfte, liebende, mit sich selber so selig zufriedene Seele, die da so schön durchblickt. Das etwas scharf zugespitzte Kinn des Kindes (seine Lieblingsweise des Künstlers) setzt zwar anfangs das gewöhnliche Verhältniß eines Kopfes; aber man söhnt sich so bald wieder und um desto lieber aus, weil sein lieblichen und demüthiges Lächeln unwiderstehlich einnimmt, je länger man dieses kindliche Wesen betrachtet. Der heil. Hieronimus steht mit dem großmüthigen Löwen in voller, schöner Kraft da; sein Leben ist noch in jener Fülle, in der das Alter noch keine Spur einer Auflösung schöner Form anzeigt. Besonders aber möchte der Engel zu bemerken sein; denn er ist durchaus das Wesen, das man sich gern unter einem Boten des Himmels vorstellen möchte. Flügel an so einer schlanken jugendlichen Bildung, an so einem leichten Wuchse führen nicht; vielmehr stimmt das von der Brust an Zugespitzte, der leichte Kopf, dieses Feine und Flüchtige in der ganzen Haltung, dieses ätherische Leben im Blick und sein demüthiges holdes Lächeln gänzlich mit dem Begriff überein, den wir uns von einem überirdischen, der menschlichen Bedürfnisse leicht enthobenen Geschöpf machen möchten. — Die Ausführung des Ganzen ist höchst einfach, in nichts verräth sich ein Suchen. Die Farben geben mehr den Ausdruck des Beschränkenden, des Häuslichen, als daß sie nach einigem Glanze

sterbten; und das durch sie gegebene Licht stimmt so natürlich mit dem Einfachen und Anziehenden des stillen häuslichen Lebens zusammen, daß da Alles in schöner Uebereinstimmung ist, und man daher so ganz anwohnführlich, selber als man es gleichsam selbst in sich wahrnimmt, in diese so liebenswürdige Familie hineingezogen wird; und lebt man wirklich ein ihr, nimmt man Theil an dieser Liebe, an diesem herzlichen Vertrauten; so hört man doch wieder eine leise Warnung, die uns noch nicht für rein und würdig genug hält, in diesem Himmel mit zu wohnen.

Alterthümer.

— Im September 1824 sind bei dem Dorfe Dombresson, im Kanton und Fürstenthum Neuenburg, 420 alte Medaillen entdeckt worden. Sie waren unter einem flachen Steine, in der Nähe zweier Granitblöcke, verborgen. Da dieselben bald in viele Hände kamen, bevor eine Beschreibung verfaßt worden, so haben die Herren Ladame, Pfarrer in Dombresson und Wavrier, Pfarrer zu St. Martin, auf den Wunsch Sr. Ex. des Hrn. Gouverneurs von Jaswon, nunmehr die Mühe der Abfassung eines Katalogs übernommen, und die Société d'Emulation patriotique hat denselben kürzlich im Druck herausgegeben. Unter den Münzen ist nur eine von Gold (ein Tiberius); alle andern sind von Silber, in gewöhnlicher Form, und der meiste Theil derselben — besonders jene aus den Zeiten der Kaiser — sehr wohl erhalten. Die neueste ist ein Nero, woraus sich schließen läßt, daß die Verbergung dieser Stücke zur Zeit des Krieges in Helvetien statt hatte, als Otto und Vitellius sich um die Herrschaft stritten (69 J. v. Ch. G.).

Am Schlusse dieses zwölften Jahrgangs von 1825 ist den verehrten Lesern noch anzuzeigen, daß der Haupttitel, so wie das vierte Quartal-Register, ehestens nachgeliefert wird. — Vom dritten Jahrgang für 1826 ist Nr. 1 bereits im Druck vollendet; es wird im Buchhandel für jeden Literaturfreund zur Einsicht bereit liegen. — Ein reichhaltiger Vorrath von interessanten Materialien, besonders auch über die neueste Zeitgeschichte, wird überhaupt auch diesem dritten Jahrgang manchfaltiges Interesse verleihen. Dahin gehört eine der wichtigsten historischen Abhandlungen: Ueber die unter der Regierung Kaiser Alexanders statt gehabten europäischen Kongresse ihre Veranlassung, ihre Resultate, Wirkungen und Folgen. — Das Abonnement für diese Zeitschrift kann nur für einen ganzen Jahrgang angenommen werden; dafür ist der Preis in der Schweiz 16 Fr., in Deutschland 12 fl. und 8 Thlr. Sämmtliche Löbl. Postämter, Zeitungsexpeditionen und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an, so wie der Verleger H. R. Sauerländer.

Aarau, im Verlage von Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XX IX.87

Michael Fuchs